.40-4

Conversationslexicon

<36608342760013

<36608342760013

Bayer. Staatsbibliothek

Enc. 40

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

Vierter Band.

G und H.

A n z e i g e.

Von der fünften Original-Auflage dieſes Werks ſind fünf verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man bemerke noch Folgendes: daß

1) einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelaſſen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;
2) die zweite und letzte Lieferung von abermal 5 Bänden zur Leipziger Jubilate-Meſſe 1819 erſcheinen werde;
3) Privat-Perſonen, welche ſich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Expl. zuſammen nehmen, das ſiebente frei erhalten, oder daß ſie ⅐tel des Betrags in Abzug bringen können;
4) für die Beſitzer der vier erſten Auflagen das Neue dieſer fünften in einem beſondern Supplementband geſammelt wird, deſſen erſte Abtheilung zur Jubilate-Meſſe, die zweite zur Michaelis-Meſſe 1819 erſcheint. Beide Abtheilungen werden auf Druckpapier 2 Thlr. und auf Schreibp. 2 Thlr. 16 Gr. koſten.

Allgemeine deutſche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Vierter Band.

G und H.

Fünfte Original-Ausgabe.

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1819.

15

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

G.

G, der ſiebente Buchſtabe des Abc, ein Gaumenbuchſtabe, welcher etwas härter als j, und etwas gelinder als k ausgeſprochen wird. — Mit dieſem Buchſtaben bezeichnet man in dem modernen Tonſyſtem die fünfte diatoniſche Klangſtufe. Von dieſem Tone hat der G-Schlüſſel ſeinen Namen, wodurch die Linie des Linienſyſtems beſtimmt wird, auf welcher man das eingeſtrichene g vorſtellt. (S. Ton und Tonart). dd.

Gäa, die Erde als cosmologiſche Gottheit der Alten. Nach dem Chaos, ſagt Heſiod,

> Ward die gebreitete Erd' ein dauernder Sitz der geſammten
> Ewigen, welche bewohnen die Höhn des beſchneiten Olympos.

Was aus ihr, nach ihr und auf ihr ſich bildete, ward von ihr erzeugt. Ohne befruchtende Liebe gebar ſie den ſternichten Himmel (Uranos), die hohen Gebirge und den Pontos (das Meer); Uranos erzeugte mit ihr den Oceanos, Köos, Kreios, Japetos, Hyperion, Theia, Rheia, Mnemoſyne, Themis, Phöbe, Tethys, Kronos, (ſ. Titanen) die Cyclopen und Hekatoncheiren. Da Uranos jedes dieſer Kinder gleich nach der Geburt einkerkerte, ſann Gäa auf Rache, erfand die demantene Hippe, und beredete die Söhne, damit den Vater zu entmannen. Kronos verübte die That. Gäa empfing die der Wunde entrieſelnden Blutstropfen und gebar, dadurch befruchtet, die Erinnyen, Giganten und meliſchen Nymphen. Mit ihrem Sohn Pontos zeugte ſie nachher Nereus, Thaumas, Phorkys, Keto und Eurybia. Unzufrieden auch mit Kronos verhieß ſie ihrer Tochter Rheia, den neugebornen Zeus aufzuziehen, und trug ihn nach Creta, Als er erwachſen war, half ſie ihm auf den Thron, indem ſie ihm rieth, die eingekerkerten Hekatoncheiren (Centimanen) und Cyclopen zu befreien.

Gabalis (Graf v.). Unter dem Titel Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes erſchien in dem letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts ein Roman, deſſen Verfaſſer der Abbé de Villars war, ein Zweig der adeligen Familie v. Montfaucon in Languedoc und Verwandter des berühmten Archäologen Montfaucon. Er wurde 1640 geboren, und 1675, im 35ſten Jahre ſeines Lebens von einem ſeiner Verwandten auf dem Wege von Paris nach Lyon durch einen Piſtolenſchuß getödtet. Bei allen Anlagen der Natur und allen Anſprüchen des Talents gelang es ihm doch nicht, als Geiſtlicher ſein Glück zu machen, und daran hatte eben jener Roman Schuld. Villars hatte die Cabbala lächerlich gemacht; die Freunde derſelben beſchuldigten ihn, heilige Wahrheiten angegriffen zu haben, und ſo wurde ihm die Kanzel verboten. Dem Roman liegt der Chiave del Gabinetto von Borry zum Grunde. Die Fabel deſſelben iſt ganz einfach. Ein berühmter Adept, der Graf von Gabalis, meint, in dem Verfaſſer natürliche

Fähigkeiten für die Geheimniſſe der Cabbala gefunden zu haben, und entwickelt ihm daher dieſe erhabne geheime Wiſſenſchaft in fünf Unterhaltungen. Wahrſcheinlich würden auch dieſe längſt vergeſſen, oder doch nur denen bekannt ſeyn, welche ſich mit der Geſchichte der myſtiſchen Philoſophie der Cabbaliſten, Gnoſtiker und Neuplatoniker, jenem Zuſammenfluß orientaliſcher Poeſie, griechiſcher Philoſophie und chriſtlicher Religion beſchäftigen, wenn nicht neuere Dichter die hier vorgetragene Dämonenlehre ſo zweckmäßig für ihre Fictionen gefunden hätten, daß ſie derſelben poetiſche Beglaubigung durch eingeführten Gebrauch gaben. „Dieſer unermeßliche Raum zwiſchen der Erde und den Himmeln," ſagt der Graf, „hat viel edlere Bewohner als Vögel und Inſecten; dieſes ſo weit ausgedehnte Meer noch ganz andere Gäſte als Wallfiſche und Seehunde; die Tiefe der Erde iſt nicht allein für die Maulwürfe da, und das Element des Feuers, weit edler als die drei andern, iſt nicht gemacht um unnütz und leer zu bleiben." Man erwartet nach dieſem Eingang, daß der Graf die Elemente mit Geiſtern bevölkern werde, und findet ſich nicht getäuſcht, denn es wird das Syſtem von den vier Elementargeiſtern vorgetragen, welche ſind die Sylphen, Luftgeiſter, die Ondinen, Waſſergeiſter, die Gnomen, Erdgeiſter, und die Salamander, Feuergeiſter. Die nähere Charakteriſtik jeder Claſſe behalten wir eigenen Artikeln vor. Wie willkommen ein ſolches Syſtem der Geiſterlehre den Dichtern ſeyn mußte, die durch die chriſtliche Religion eine ſehr wirkſame Maſchinerie verloren, und in den Feen und Zauberern noch keinen hinlänglichen Erſatz gefunden hatten, mag man aus dem Ausruf des begeiſterten Grafen ſelbſt ermeſſen. „Du lernſt jetzt," ruft er aus, „die ganze Natur dir unterthänig machen; Gott allein wird dein Herr, die Weiſen werden dir nur gleich ſeyn. Weſen vom höchſten Verſtand wird es Ruhm ſeyn, deinem Verlangen zu gehorchen; die Dämonen werden es nicht wagen, mit Dir an einem Ort zu ſeyn, bei deiner Stimme werden ſie zurück in den Abgrund ſchaudern, und alle unſichtbaren Bewohner der vier Elemente ſich glücklich preiſen, die Diener deines Vergnügens zu ſeyn. Ich preiſe dich, o großer Gott, daß du den Menſchen mit ſo viel Ruhm gekrönt, und zum unumſchränkten Monarchen aller Werke deiner Hand gemacht haſt!" Es verſteht ſich, daß dies nur unter Bedingungen möglich iſt, aber eben dieſer Umſtand gibt dem Dichter wieder größeren Spielraum, ſo wie von der andern Seite die Vermiſchung dieſer Geiſterlehre mit den Feen und Zauberern ihr einen Reiz mehr gab. Wie viel aber die romantiſche Poeſie dadurch gewonnen habe, bedarf nicht erſt eines Beweiſes. dd.

Gabriel (Held Gottes), nach der jüdiſchen Mythologie einer der ſieben Erzengel, der dem Propheten Daniel ſeine Viſion auslegte und in der Erzählung vom Tobias vorkommt. Nach der chriſtlichen Mythologie verkündigte er dem Zacharias die Geburt des Johannes und der Maria die Geburt des Heilands. Der Talmud und die Rabbinen beſtimmen ſeine Function genauer. Er iſt nach den Rabbinen der Todesengel für die Israeliten, und alle israelitiſchen Seelen werden von den Unterſeeleneinnehmern (dies ſind Engel, welche bloß zum Abholen einer beſtimmten Seele geſchaffen worden und nach deren Ablieferung von der Welt vergehen) an ihn abgeliefert. Nach dem Talmud iſt Gabriel ein Fürſt des Feuers und über den Donner und das Reifen der Früchte geſetzt. Er brennte

auf Jehova's Geheiß den Tempel mit an, ehe Nebucadnezars Krieger ihn anzündeten und der Tempel ſtimmte über ſich ſelbſt ein Klaglied an. Einſt wird er Jagd auf den Fiſch Leviathan machen und ihn mit Gottes Hülfe überwältigen. Nach der mohammedaniſchen Mythologie iſt er einer der vier von Gott beſonders begnadigten Engel, mit Aufzeichnung der göttlichen Rathſchlüſſe beſchäftigt, und Engel der Offenbarung, als welcher er dem Mohammed den ganzen Koran eingab. Einſt verzückte er den Mohammed in den Äther und führte ihn ſo ſchnell durch alle ſieben Himmel, daß der Prophet den bei der Hinfahrt umgeſtoßenen Nachttopf bei der Wiederkehr noch vom völligen Umſturz abhalten konnte. A.

Gabrieli (Catharina), eine der berühmteſten Sängerinnen des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Rom 1730. Nachdem ihr großes angebornes Talent zufällig entdeckt worden war, genoß ſie den Unterricht Garcia's (lo Spagnoletto) und Porpora's. Im J. 1747 ſang ſie auf dem Theater von Lucca und war der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Kaiſer Franz I. berief ſie in der Folge nach Wien. Der Unterricht, den ſie von Metaſtaſio empfing, vollendete ihre Bildung für die Action und das Recitativ, und die Opern dieſes Dichters gewannen durch ſie mehr als durch irgend einen andern Virtuoſen. Das große Vermögen, welches ſie bei ihrer Ankunft auf Sicilien 1765 beſaß, bezeugt die Gunſt, deren ſie in Wien genoſſen. Ihr Talent war mit vielem Eigenſinn gepaart. Man erzählt unter andern folgende Anekdote. Der Vicekönig von Sicilien hatte die Künſtlerin nebſt dem vornehmſten Adel von Palermo einſt zur Tafel eingeladen. Als ſie ſich zur feſtgeſetzten Stunde nicht einfand, ſchickte er zu ihr, um ihr anzuzeigen, daß die Geſellſchaft ſie erwarte. Man fand ſie leſend im Bette. Sie ließ ſich mit gänzlicher Vergeſſenheit der Einladung entſchuldigen. Der Vicekönig war geneigt, ihr dieſe Unhöflichkeit zu vergeben, aber als die Geſellſchaft ſich in die Oper begab, ſpielte ſie ihre Rolle mit äußerſter Nachläſſigkeit und ſang alle ihre Arien sotto voce. Darüber entrüſtet, bedrohte ſie der Vicekönig mit einer Strafe. Aber ſie wurde nur noch hartnäckiger und erklärte, daß man ſie durch Zwang wohl zum Schreien, nicht aber zum Singen nöthigen könne. Der Vicekönig ſchickte ſie ins Gefängniß, wo ſie zwölf Tage blieb. Während dieſer Zeit gab ſie köſtliche Gaſtmähler, bezahlte die Schulden aller armen Gefangenen, und theilte mitleidig beträchtliche Summen Geldes aus. Man war gezwungen nachzugeben, und ſie wurde mitten unter dem Zujauchzen der Armen wieder in Freiheit geſetzt. Sie hat ſich nie entſchließen können, nach England zu gehen. „Auf dem londoner Theater, ſagte ſie, würde ich nicht Herrin meines Willens ſeyn, wenn ich mir in den Kopf ſetzte, nicht zu ſingen, würde das Volk mich beleidigen, und vielleicht gar mißhandeln; ich will lieber hier in gutem Wohlſeyn ſchlafen, wäre es auch im Gefängniß." Im J. 1765 berief die Kaiſerin Catharina ſie nach Petersburg und engagirte ſie auf zwei Monate. Als von ihrer Gage die Rede war, foderte ſie fünftauſend Ducaten. „Fünftauſend Ducaten!" antwortete die Kaiſerin, „ſo viel erhält keiner meiner Feldmarſchälle." „So dürfen," antwortete die Sängerin, „Eure Majeſtät ja nur einen ihrer Feldmarſchälle ſingen laſſen." Die Kaiſeriu zahlte die verlangte Summe. Gegen das J. 1780 begab ſie ſich nach Mailand, wo ſie ihr äußerſtes that, um Marcheſi zu übertreffen und durchfallen zu laſſen. Die Sänger

überhaupt ſcheuten ſich, mit ihr zu ſpielen. Pacchiarotti hielt ſich für verloren, als er das erſte Mal mit ihr auf der Bühne erſchien. Sie ſang eine ihrer Stimme vollkommen angemeſſene Bravourarie, und entwickelte dabei ihr ganzes Talent in ſolchem Umfang, daß der arme Pacchiarotti mit lauten Seufzern hinter die Couliſſen floh, und nur mit Mühe bewogen werden konnte, wieder aufzutreten. Er ſpielte die Rolle des Liebhabers und ſang mit ſo tiefem Ausdruck eine zärtliche Arie, die er an die Gabrieli richtete, daß ſie ſowohl als die Zuhörer davon innig bewegt wurden. Am vollkommenſten hat dieſe Sängerin unſtreitig die ſiegende Gewalt ihrer Stimme zu Lucca im J. 1745 entwickelt, als Guadagni ihr Held auf dem Theater und im Concert war. Sie ſtarb 1796, nachdem ſie ſich ſeit 1780 vom Theater zurückgezogen hatte. M.

Gaeta, eine in den Kriegsgeſchichten auch unſerer Tage berühmt gewordene neapolitaniſche Feſtung, welche 25 Stunden von Rom und 15 von Neapel entfernt auf einer ſchroffen Landzunge liegt, und nach Virgil (Aen. 7, 1.) ihren Namen von Cajeta, des Äneas Amme, hat. Noch vor Rom wurde ſie gegründet, hatte nach dem Untergange des römiſchen Reichs eine Zeit lang eine republikaniſche Verfaſſung, und wurde darauf von Herzogen regiert, die den Papſt als Lehnsherrn anerkannten. Sie iſt eine der ſtärkſten Feſtungen Europa's, wozu ihre iſolirte Lage, welche nur von der Seite der ſchmalen Landzunge den Angriff erlaubt, viel beiträgt. Ihre Umgebungen ſind höchſt reizend, und die vielen zierlichen Landhäuſer der Vorſtadt — ſchon die Römer hatten deren an dieſer fruchtbaren Küſte eine große Menge — machen das Ganze äußerſt romantiſch. Gaeta iſt ſchon im Mittelalter und namentlich im J. 1435 von König Alphons von Aragonien belagert worden; aber auch in der neuern Zeit hat es in einem Jahrhundert drei denkwürdige Belagerungen, durch welche es jedesmal erobert worden, erfahren. Die erſte 1702 von den Öſterreichern, die es nach drei Monaten unter Generl Daun mit Sturm nahmen; die zweite 1734 von den vereinigten Waffen Frankreichs, Spaniens und Sardiniens, die vom Anfang Aprils bis zum 6ten Auguſt zubrachten, bis ſich die Beſatzung auf ehrenvolle Bedingungen ergab. Seitdem noch mehr befeſtigt, wurde es zuletzt im J. 1806 von den Franzoſen belagert. Bei den ſchnellen Fortſchritten der franzöſiſchen Heere in Neapel im Februar jenes Jahres wurde ihnen unter mehreren Feſtungen auch Gaeta von der neapolitaniſchen Regierung zugeſichert, aber der Commandant derſelben, der heldenmüthige Prinz Ludwig von Heſſen-Philippsthal, verweigerte die Übergabe und nöthigte durch ſeine tapfere Gegenwehr den Feind zu einer förmlichen Belagerung. Mit unerſchütterlichem Muth hielt er ſich bis zum Juli, und nur eine faſt tödtliche Verwundung durch eine Bombe, die ihn nöthigte, ſich nach Sicilien überſchiffen zu laſſen, konnte es endlich dahin bringen, daß die Feſtung am 18ten Juli capitulirte.

Gährung nennen wir die von ſelbſt erfolgende Miſchungsveränderung, welcher alle organiſchen Körper, bei welchen die Lebensverrichtungen aufgehört haben, unterworfen ſind. Es ſind zur Gährung drei Bedingungen nothwendig: ein gewiſſer Grad der Wärme, ein beſtimmtes Maß von Feuchtigkeit, und der freie Zutritt der atmoſphäriſchen Luft. Die Körper verändern durch die Gährung ihre ganze Natur und Beſchaffenheit und gehen in andre Subſtanzen über, welche nach dem Grade und der Dauer der Gährung verſchie-

den ſind. Man unterſcheidet nämlich drei Grade oder Arten der Gährung: die Weingährung, die ſauere Gährung und die faule Gährung, welche letztere auch Fäulniß heißt. Wenn ſchleimichte Flüſſigkeiten aus dem Pflanzenreiche, zu deren Beſtandtheilen auch der Zuckerſtoff gehört, z. B. der Moſt von Weintrauben und andern Beeren, deßgleichen Obſtſäfte u. ſ. w. einer Temperatur von ungefähr 70 Gr. Fahrenheit ausgeſetzt werden; ſo nimmt man bald eine Veränderung der Miſchung ihrer Beſtandtheile wahr. Der Moſt leidet eine innere Bewegung, wird trübe, in einen größern Umfang ausgedehnt, brauſ't und entwickelt ein kohlenſaures Gas, welches durch Verbindung eines Theils des Sauerſtoffs mit einem Theile Kohlenſtoff entſteht und die Urſache des Brauſens iſt. Auf der Oberfläche der Flüſſigkeit ſondert ſich eine ſchleimartige Materie ab, welche man Gäſch oder Gäſcht nennt. Im Fortgange der Gährung bleibt ein anderer Theil des Sauerſtoffs mit dem Waſſerſtoffe und einem Theile des Kohlenſtoffs verbunden und dies gibt ein Alkohol (möglichſt gereinigten Weingeiſt). Das Alkohol und das kohlengeſäuerte Gas ſind alſo die Producte des erſten Grades der Gährung, der Weingährung. Die Flüſſigkeit, die vorher Moſt hieß und Zuckerſtoff enthielt, hat nun keinen Zucker mehr, weil ſich dieſer in ſeine Beſtandtheile, Waſſerſtoff und Kohlenſtoff, aufgelöſ't hat, welche beide ganz andere Verbindungen eingegangen ſind. Der durch dieſen erſten Grad der Gährung entſtandene Wein verändert aber ſein Miſchungsverhältniß aufs neue, ſobald Wärme und Luft fortdauernd auf ihn wirken. Es erfolgt der zweite Grad der Gährung, die ſaure Gährung, wodurch der Wein in Eſſig verwandelt wird. Während der ſauern Gährung verbindet ſich der Sauerſtoff der atmoſphäriſchen Luft mit dem Weine, wodurch der Eſſig entſteht. Die Beſtandtheile deſſelben ſind der aus der Luft eingeſogne Sauerſtoff, der in Verbindung getreten iſt mit dem Waſſer- und Kohlenſtoffe. Man bemerkt bei dem Übergange des Weins in Eſſig auch ſichtbare Veränderungen. Die Flüſſigkeit trübt ſich, es ſetzt ſich eine fadenähnliche Materie auf der Oberfläche an, und zugleich ſondert ſich eine fadenartige Maſſe ab. Der geiſtige Geruch und Geſchmack, ſo wie die berauſchende Kraft, welche beim Weine vom Alkohol herrührten, ſind nicht mehr vorhanden; das Alkohol iſt zerſetzt und die Flüſſigkeit ſchmeckt nun ſauer. Um indeß den Wein in Gährung zu bringen, iſt erfoderlich, daß er noch nicht ganz von ſeinen ſchleimichten Beſtandtheilen befreiet, der freien Luft und einer Wärme von 75 bis 85 Grad Fahrenheit ausgeſetzt ſey. Die dritte Art der Gährung, die Fäulniß (ſ. d. Art.), erfolgt, wenn man den Eſſig ferner der Luft und Wärme ausſetzt. Es geht dabei der Waſſerſtoff in Gasgeſtalt, und der Sauerſtoff, in Verbindung mit dem Kohlenſtoffe und Wärmeſtoffe, als kohlenſaures Gas fort. Der Geruch iſt nunmehr fade, ekelhaft und faulicht; der Geſchmack nicht mehr ſauer, ſondern faul. Die faule Gährung bietet nach Beſchaffenheit der Umſtände ſehr verſchiedene Phänomene dar. Ihr ſind alle Körper der beiden organiſirten Naturreiche unterworfen. Doch iſt wohl zu merken, daß keineswegs alle Körper nach und nach die Weingährung, die Eſſiggährung und die Fäulniß in einer nothwendigen Stufenfolge durchlaufen. Thieriſche Körper gehen ohne dieſe unmittelbar in Fäulniß über, weil ſie keinen Zuckerſtoff enthalten. Andere Subſtanzen gerathen in die Eſſiggährung und aus dieſer in Fäulniß, ohne daß die Weingährung

vorausgegangen. Fourcroy nimmt noch eine Zucker- und eine Teiggährung an, und begreift unter der erſten die Bildung des Zuckerſtoffs in verſchiedenen Pflanzenkörpern, beſonders in Früchten, die grün abgenommen, nachher erſt reifen und zuckerſüß werden, unter der letztern aber die Gährung des Mehlteiges, die nach ihm der Anfang einer von ſelbſt erfolgenden Zerſetzung iſt, die mit Fäulniß endigen würde, wenn man ſie nicht durch das Backen verhinderte. Die Gährung iſt überhaupt als diejenige Operation der Natur zu betrachten, durch welche ſie die organiſchen Körper wieder in ihre Grundbeſtandtheile auflöſ't, um dieſe alsdann wieder zur Bildung neuer organiſchen Weſen anwenden zu können.

Gagern (Hans Chriſtoph Ernſt, Freih. v.), geb. 1766, ein als politiſcher Schriftſteller und Redner ausgezeichneter Staatsmann, königl. niederländ. wirklicher geheimer Rath, außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter des Königs der Niederlande und Großherzogs von Luxemburg bei dem deutſchen Bundestage, ſeit der Eröffnung deſſelben am 5ten Nov. 1816, und bei der freien Stadt Frankfurt. Im J. 1791 zum Geſandten des Fürſten von Naſſau-Uſingen beim Reichstage zu Regensburg ernannt, betrieb er nach dem lüneviller Frieden das Entſchädigungsgeſchäft der deutſchen Fürſten, die auf dem linken Rheinufer Länder verloren hatten. In der Folge lebte er abwechſelnd zu München und Wien. Um dieſe Zeit ſchrieb er das durch hiſtoriſche Kenntniſſe, Geiſt und Darſtellung gleich ausgezeichnete Werk, das ohne ſeinen Namen erſchien: Die Reſultate der Sittengeſchichte. I. Die Fürſten. (Frankf. a. M. 1808.). Er ſtand in Wien mit Hormayr und Erzherzog Johann in genauer Verbindung, hatte Theil an einem Entwurfe zu einer neuen Inſurrection in Tyrol im J. 1812—13, der an der Aufhebung eines engliſchen Couriers in Brünn ſcheiterte; wurde nun aus Öſterreich entfernt und ging in das ruſſiſch-preuß. Hauptquartier und dann nach England. Allenthalben wirkte er für die Befreiung Europa's und die Ehre Deutſchlands. Im J. 1815 nahm er als Geſandter des Königs der Niederlande Theil an den Geſchäften des Congreſſes zu Wien, und unterzeichnete den 27. April die Zutrittsacte der freien Städte und des Königs der Niederlande zum wiener Bunde der europäiſchen Hauptmächte (v. 25. März 1815) gegen Napoleon Bonaparte, auch ſtimmte er in dem Ausſchuſſe für die Erlaſſung einer neuen Erklärung des Congreſſes gegen den Uſurpator, welche den 12ten Mai d. J. erfolgte, und von ihm mit unterzeichnet wurde. Den 31ſten Mai unterzeichnete er den Vertrag des Königs der Niederlande mit Preußen, England, Öſterreich und Rußland, durch welchen die vereinigten Niederlande und die belgiſchen Provinzen als ein Königreich anerkannt, Luxemburg als Großherzogthum und deutſcher Bundesſtaat, nebſt der Bundesfeſtung Luxemburg, dem König der Niederlande ſtatt ſeiner Fürſtenthümer Neu-Dillenburg, Siegen und Hadamar, erb- und eigenthümlich überlaſſen, und die Gränzen des Königreichs und Großherzogthums beſtimmt, Dillenburg, Dietz, Siegen und Hadamar aber an Preußen abgetreten wurden. Den 8ten Juni unterzeichnete er als Bevollmächtigter des Königs der Niederlande für ſeine deutſchen Staaten die deutſche Bundesacte. — In ſeinen Staatsſchriften und Reden am Bundestage (vorzüglich in der bei Eröffnung des Bundestages) hat Deutſchland den hellen Blick und die kräftige Sprache dieſes für die politiſche Würde, die Nationalehre und den innern Rechts-

zuſtand des deutſchen Bundes eifrig bemühten Staatsmanns mit Achtung anerkannt. In ſeinem Briefwechſel mit dem Fürſten von Metternich vor Eröffnung des Bundestages drang er ſtets auf die Ausführung ſolcher Maßregeln, welche die politiſche Einheit der deutſchen Nation feſtſtellen könnten. Er zeigte unter andern die Wichtigkeit, den Namen *Reich*, und das Symbol der Einheit des deutſchen Bundes in der *Kaiſerkrone* beizubehalten. Auch war er es, der ein nachdrucksvolles Wort ſprach für die Erörterung der landſtändiſchen Verfaſſung in den deutſchen Bundesſtaaten, und darauf antrug, daß der Bundestag dem Großherzog von Sachſen-Weimar ſeinen Dank bezeugte, für das am 2ten Dec. 1816 dem Bundestage zur Gewährleiſtung vorgelegte ſachſen-weimariſche Verfaſſungsgeſetz. Im J. 1818 arbeitete er mit in dem Ausſchuſſe, der Maßregeln wegen der Seeräubereien der Barbaresken in Hinſicht auf Deutſchland vorſchlagen ſollte. Noch wurden von ihm die Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France, Francf. 1816, herausgegeben. Über ſeine dem Bundestage mitgetheilte Denkſchrift über die Auswanderung der Deutſchen (Frkf. a. M. 1817. 4.) ſ. d. Art. Auswanderung. K.

Gail (Jean Baptiſte), einer der erſten jetzt lebenden franzöſiſchen Helleniſten, geboren zu Paris den 4ten Jul. 1755, erhielt 1792, an Vauvilliers's Stelle, die Profeſſur der griechiſchen Sprache am Collège royal. Damals erſchien die erſte Ausgabe ſeiner *Idyllen des Theokrits*. Im J. 1809 ward er in die dritte Claſſe des National-Inſtituts aufgenommen, und blieb daher Mitglied der 1816 neu organiſirten Akademie der Inſchriften. Ludwig XVIII. ertheilte ihm 1814 das Kreuz der Ehrenlegion, und ernannte ihn im November dieſes Jahres nach Dutheil's Tode zum Aufſeher über die griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften der königl. Bibliothek. Mehrere Jahre hindurch las er öffentlich über griechiſche Sprache und Literatur. Als Schriftſteller war er unausgeſetzt thätig, doch mußte er wegen kühner und unhaltbarer Behauptungen (vorzüglich in ſeinen Recherches historiques et militaires sur la géographie comparée par époques, worin er zwei Städte des Alterthums, Delphi und Olympia, aus den Karten ausſtreichen und ganz neue Anſichten von den Schlachten bei Mantinea, Platää und Marathon aufſtellen wollte) von ſeinen Collegen lauten Widerſpruch erfahren. Eine tiefe Kränkung erlitt Gail im Jahre 1810, wo die zur Beſtimmung der Decennal-Preiſe von Napoleon niedergeſetzte Jury ihm nicht den erſten Platz unter den ausgezeichneten Helleniſten zuerkannte, ſondern denſelben dem Herrn Coray, einem Griechen in Paris, zuſprach. Es ſind *drei Sammlungen* von Gails Schriften über die griechiſche Literatur erſchienen: eine in 18. von 13 Bändchen, eine in 4 von 28 Bänden und eine in 8. von 33 Bänden, meiſtens Ausgaben griechiſcher Schriftſteller, vorzüglich: Thucidide, 12 vol. griechiſch, lateiniſch und franzöſiſch mit 2 Bd. kritiſchen Noten und den Lesarten aus 13 Handſchriften; Oeuvres de Xénophon, griechiſch, franzöſich und die verbeſſerte lateiniſche Überſetzung des Leunclavius; mit 3 Bd. Lesarten, Zeittafeln, Karten und Kupfern. 10 Bde. 4. 1795 ffg. (mit Garamont's neuen griechiſchen Typen). Anacréon, griechiſch, lateiniſch, franzöſiſch, mit Anmerkungen und Muſik. Ferner franzöſiſche Überſetzungen von *Lucian's* Geſprächen, von *Theokrit's*, *Bion's* und *Moſchus's* Idyllen u. ſ. w. K.

Gaillarde oder ital. **Gagliarda**, ein veralteter italieniſcher Tanz von fröhlichem Charakter und lebhafter Bewegung, deſſen Melodie in $\frac{3}{4}$ Tact geſetzt iſt. Man nannte ihn auch Romaneske, weil er urſprünglich aus Rom ſtammen ſollte.

Galaktit, Milchſtein, ein grauer Stein von ſchönem Anſehn, der gepulvert einen Milchſaft gibt.

Galatēa, eine Tochter des Nereus und der Doris. Der Cyklope Polyphem verfolgte die reizende Nymphe mit ſeiner Liebe, ohne für ſeine Seufzer und Wehklagen mehr als Spott zu gewinnen. Glücklicher war der ſchöne Schäfer Acis in Sicilien, welcher ſich ihrer Gegenliebe bis in den Tod erfreute, den er für ſie litt. Denn als ſie einſt vom Polyphem in zärtlicher Umarmung überraſcht wurden, ſchleuderte derſelbe in eiferſüchtiger Wuth ein Felsſtück auf beide, welches den Acis zerſchmetterte, während Galatea ins Meer flüchtete. In einen Bach verwandelt, eilte nun Acis dem ſichern Aufenthalt ſeiner Geliebten zu, wo ſie fortan ungeſtört ihrer Liebe pflegen konnten. M.

Galatien, ein Theil Großphrygiens, bewohnt von den Galatern, einem Gemiſch von Griechen und Galliern (Celten); daher auch der Name Gallogräci, woraus ſpäter Galatä wurde.

Galba (Sergius oder Servius Sulpicius), der Nachfolger des Nero in der Kaiſerwürde, ſtammte aus dem alten und berühmten Sulpiciſchen Geſchlechte und wurde am 25. Dec. 750 (nach Erbauung Roms) geboren. Man ließ ihn vor dem geſetzlichen Alter zu Staatsämtern gelangen. Nach der Prätur ward er Statthalter von Aquitanien und ein Jahr darauf Conſul. Caligula ernannte ihn zum Feldherrn in Deutſchland an des Getulicus Statt. In dieſem Poſten erwarb er ſich nicht nur durch die ſchnelle Zurücktreibung der Deutſchen, die in Gallien eingefallen waren, ſondern auch durch die Herſtellung der alten Kriegszucht bei der Armee großen Ruhm und die Hochachtung des Kaiſers. Nach deſſen Tode ließ er ſeine Völker dem Claudius ſchwören, der ihn dafür in die Zahl ſeiner vertrauteſten Freunde aufnahm, und ihn als Proconſul nach Afrika ſchickte, wo Unruhen ausgebrochen waren. Galba führte in zwei Jahren die Ordnung zurück, empfing nach ſeiner Rückkehr die Triumphinſignien und wurde unter die Prieſter des Auguſt aufgenommen. Seitdem lebte er bis in die Mitte der tyranniſchen Regierung des Nero in ſtiller Eingezogenheit, um keinen Verdacht zu erregen. Aber Nero ernannte ihn aus eigener Bewegung zum Statthalter von Hiſpania Tarraconnenſis, ward jedoch bald ſo gegen ihn erbittert, daß er Befehl gab, ihn heimlich hinzurichten. Ehe noch der Befehl vollzogen werden konnte, empörte ſich Galba, fand aber größere Schwierigkeiten, als er erwartet hatte, und fing ſchon an ſein Unternehmen zu bereuen, als auf einmal die Nachricht von Nero's Tode kam, und daß er ſelbſt von den prätorianiſchen Cohorten in Rom zum Kaiſer ſey ausgerufen worden. Bald erſchienen Geſandte vom Senat, ihm ſeine Erhebung bekannt zu machen. Er begab ſich nach Rom, und ließ verſchiedene Aufrührer mit Strenge hinrichten. Hierdurch aber, ſo wie durch die Nachſicht gegen ſeine Freunde, die er unumſchränkt walten ließ, und durch übertriebenen Geiz erregte er bald allgemeine Unzufriedenheit. Kaum hatte er ſein zweites Conſulat angetreten, als ſich die Legionen in Oberdeutſchland gegen ihn empörten. Dies bewog ihn, ſich unter dem Namen eines adoptirten Sohnes einen Mitregenten zu wählen. Statt des Otho,

den die Soldaten liebten, ernannte er dazu den Piſo Licinianus, der wegen ſeiner ſtrengen Tugend verhaßt war. Otho, durch dieſe Zurückſetzung beleidigt, faßte den Entſchluß, ſich der Herrſchaft mit Gewalt zu bemächtigen. Die prätorianiſchen Cohorten erklärten ſich zuerſt für ihn, und Galba, umſonſt bemüht, die Ordnung wiederherzuſtellen, wurde, als er ſich geharniſcht nach dem Prätorium tragen ließ, überfallen und niedergehauen. Er war 72 Jahr alt und hatte nur wenige Monate regiert. Unſtreitig würde er ein vortrefflicher Fürſt geweſen ſeyn, wenn er beſſere Rathgeber gehabt oder wenigſtens den böſen nicht ſo viel Gewalt über ſich verſtattet hätte. M.

Galeere, eine Art langer, ſchmaler Schiffe mit niedrigem Bord, auf welchen man ſowohl Segel als Ruder gebraucht. Die gewöhnliche Länge iſt 22 Klaftern. Nebſt zwei Canonen von mittelmäßiger Größe und zwei kleinern führt ſie auf dem Vordertheil noch ein ziemlich großes Stück, welches Corſiero, Courſier, heißt und eine 24pfündige Kugel ſchießt. Auf jeder Seite ſind 25 bis 30 Ruderbänke, und an jeder Ruderbank fünf bis ſechs Ruderknechte. Außer dem mittelländiſchen Meere, wo die Galeeren am meiſten gebraucht werden, haben Frankreich dergleichen auch auf dem Ocean und Rußland und Schweden auf der Oſtſee. Die Türken und Barbaresken gebrauchen zur Arbeit auf den Galeeren, welche beſonders in Rudern beſteht, hauptſächlich Chriſtenſklaven; in den europäiſchen Staaten hingegen müſſen eigens dazu verurtheilte Verbrecher dieſe ſchwere Arbeit verrichten.

Gälen, berühmter unter dem Namen der Kelten oder Celten, waren ein in der alten Welt weitverbreitetes Volk von ungewiſſer Abkunft. Ihren Namen leitet man ab von Wallen, wie Wallia, Wandalen, Wallonen, wegen der alten Wanderungen derſelben in Aſien und Italien. (Liv. 1, 33, 38, 16. Flor. 2, 11.) Gallien ward ihnen eigen, und von da aus drangen Schwärme von ihnen nach Britannien und den dazu gehörigen Inſeln. Die alten Caledonier, Picten und Scoten ſind mit ihnen einerlei Stammes, und die Provinz Wales zeugt noch mit dem Namen dafür. Außerdem war Oberitalien, der untere Theil von Deutſchland längs der Donau bis Pannonien und Illyricum, ſo wie Helvetien, mit Colonien von ihnen beſetzt. Zu der Zeit, wo die Geſchichte zuerſt ausführlicher von ihnen ſpricht, erſcheinen ſie ſchon nicht ganz ohne Cultur. Wir finden bei ihnen die merkwürdige Druiden-Religion, Geſänge der Barden, und eine Art Staats- und Kriegs-Einrichtung, die zuletzt den Römern unterlag, weil die Uneinigkeit ihrer Fürſten ſie ſelbſt ins Verderben ſtürzte. Öfters waren ſie der Römer furchtbarſte Feinde; ein Zug von ihnen drang bis Griechenland, Thracien, Kleinaſien vor, und wurde unter dem Namen der Galater (Paus. Att. 3) mehr als einmal furchtbar. — In Frankreich dürfte indeß von den alten Galen wenig mehr übrig ſeyn. Früher auf der einen Seite von den Belgen und Kymren, auf der andern von den Römern verdrängt, wurden ſie am Ende von teutoniſchen Nationen überwunden, ſo daß Galen und galiſche Sprache nur noch an den äußerſten Enden ihrer Beſitzthümer, in Irland, den Hebriden und dem ſchottiſchen Hochland gefunden wurden. (S. übrigens Gallier.) dd.

Gälen (Chriſtoph Bernhard von), Biſchof von Münſter, war einer der berühmteſten Kirchenprälaten des ſiebzehnten Jahrhunderts, wenn auch nicht eben durch Thaten, die eines Biſchofs würdig ſind,

doch durch ſolche, die einem Fürſten in der Geſchichte einen großen Namen verſchaffen. Er war aus einem alten Geſchlechte Weſtphalens, trug anfangs die Waffen, legte ſie aber, ohne ſeine Neigung dafür aufzugeben, nieder, um ein Canonicat von Münſter anzutreten. Zum Biſchof dieſer Stadt erwählt, die ſich ſeiner Autorität widerſetzte, belagerte und eroberte er ſie im J. 1661, und ließ eine Citadelle erbauen. Im J. 1664 wurde er zu einem der Directoren der Reichsarmee gegen die Türken in Ungarn ernannt, fand aber nicht Gelegenheit, ſeinen Muth zu beweiſen, da gleich nach ſeiner Ankunft der Friede geſchloſſen wurde. Im folgenden Jahre legte er den Harniſch für England gegen die Holländer an und trug mehrere Vortheile über ſie davon. Der Friede wurde 1666 auf Ludwigs XIV. Vermittlung geſchloſſen, aber 1672 brach der Krieg um eine Herrſchaft, welche Holland ihm vorenthielt, von neuem aus. Im Bunde mit Frankreich entriß er den vereinigten Staaten mehrere Städte und feſte Plätze. Nachdem ihn der Kaiſer genöthigt hatte, Frieden zu ſchließen, verband er ſich mit Dänemark gegen Schweden, und machte neue Eroberungen. Im J. 1674 verband er ſich mit Spanien und lieferte den Holländern, ſeinen alten Feinden, Truppen. Er war ein Mann von ſeltenem Unternehmungsgeiſt, einer der größten Generale ſeiner Zeit, und würde, wenn er ſo viel Macht als Muth beſeſſen hätte, ein zweiter Alexander geworden ſeyn. Er ſtarb den 19ten Sept. 1678 in ſeinem 74ſten Jahre.

Galenus (Claudius), ein berühmter griechiſcher Arzt, wurde im J. Chr. 113 zu Pergamus in Kleinaſien geboren. Sein Vater, Nikon mit Namen, ein geſchickter Baumeiſter und Mathematiker, ließ ihm eine ſorgfältig Erziehung geben, und widmete ihn, durch einen Traum dazu bewogen, der Arzneikunſt. Nachdem Galenus den Unterricht mehrerer berühmten Ärzte genoſſen, unternahm er ſeine gelehrten Reiſen, beſuchte Lycien, Paläſtina und Alexandria, welches auch damals noch der Mittelpunkt der gelehrten Welt war. Er befleißigte ſich beſonders der Anatomie, und kehrte, 24 Jahre alt, in ſein Vaterland Pergamus zurück, wo er eine öffentliche Anſtellung erhielt. Ein Aufruhr aber bewog ihn in ſeinem 32ſten Jahre nach Rom zu gehen, wo er durch glückliche Curen, beſonders durch ſeine große Geſchicklichkeit in der Prognoſtik großen Ruhm gewann, und den Neid der andern Ärzte in ſolchem Grade auf ſich zog, daß er ſeine öffentlichen anatomiſchen Vorleſungen, ihrer unabläſſigen Anfeindungen wegen, aufgeben, und endlich ſogar nach Griechenland gehen mußte, gerade als in Rom eine anſteckende Krankheit ausgebrochen war. Er durchreiſ'te wieder verſchiedene Länder, um merkwürdige Naturproducte und Arzneimittel an Ort und Stelle zu unterſuchen, und wurde nach einem Jahre von den Kaiſern Mark Aurel und Lucius Verus nach Aquileja berufen. Hier bereitete er nach ſeiner Ankunft den Theriak. Galen hat als Arzt und Philoſoph große Verdienſte, beſonders dadurch, daß er die empiriſche Pathologie mehr aufklärte und zu einer richtigen Theorie der Empfindungen und der eigentlich thieriſchen Verrichtungen des Körpers den Grund legte. Seine vielen Schriften zeugen von einer ſehr gründlichen, durchdachten, nicht bloß hiſtoriſchen Kenntniß der ältern griechiſchen philoſophiſchen Syſteme, und verbreiten ſich über alle Theile der Medicin. So zahlreich ſie auch ſind, ſo beſitzen wir doch nur einen Theil derſelben, denn viele verbrannten, als ſein Haus in Rom von den Flammen

verzehrt wurde. Nach Fabricius haben wir von Galen 82 echte Schriften, 18, welche offenbar untergeſchoben ſind; ferner noch Fragmente aus 19 verloren gegangenen und Commentare über 18 Schriften des Hippocrates. Außerdem ſind noch viele bis jetzt ungedruckt gebliebene vorhanden. Von ſeinen verloren gegangenen Schriften werden in Fabricius Bibliothek 50 mediciniſche und 118 meiſt philoſophiſche angeführt. Eine alte vortreffliche Ausgabe iſt die von Conr. Gesner, Baſ. 1562. Die einzige vollſtändige Ausgabe griech. und lat. iſt von Chartier 1660, Paris, in Fol. 13 Bde. (zuſammen mit dem Hippocrates). Deutſche Überſetzungen einzelner Schriften haben wir von Sprengel und Nöldecke.

Galeniſten, ſ. Wiedertäufer.

Galeone oder Gallione hießen ſonſt bei den Spaniern und Portugieſen gewiſſe Kriegsſchiffe von eigener Bauart, die drei bis vier Verdecke über einander hatten, jetzt aber nicht mehr gebräuchlich ſind. Gegenwärtig verſteht man unter den Galeonen gewiſſe Schiffe, auf welchen die Spanier die Schätze aus Peru und Terra-Firma abholen. Die dabei intereſſirten Kaufleute bekommen davon den Namen Galioniſten.

Galeote oder Galiote, eine Art kleiner Galeeren, die zum geſchwinden Lauf geſchickt ſind und auf der Seite 16 bis 20 Ruderbänke haben, deren jede nur mit Einem Ruderknechte verſehen iſt. Die Ruderknechte ſind zugleich Soldaten, welche die Muskete führen. Bombardiergaliote, ſ. d.

Galiani (Fernando), als Staatsmann, origineller Denker, geiſtreicher Schriftſteller und witziger Geſellſchafter gleich ausgezeichnet, war der Sohn eines königl. neapolit. Auditeurs. Sein Oheim, Celeſtino Galiani, Erzbiſchof von Tarent und Großcaplan des Königs, ließ ihn ſehr jung nach Neapel kommen, damit er hier die erſten Elemente der Grammatik lernen ſollte, und vertraute ihn, als er im J. 1740 nach Rom gehen mußte, den Cöleſtinern zu Neapel an, welche ihn in der Mathematik und Philoſophie unterrichteten. Als aber der Erzbiſchof zurückgekehrt war, nahm er ihn wieder zu ſich, um ihn die Rechte ſtudiren zu laſſen, und der junge Galiani wurde bald mit der großen Anzahl Gelehrter bekannt und vertraut, deren Beſuche ſein Oheim als Oberaufſeher der Studien täglich empfing. In einem Alter von zwanzig Jahren las er in einer akademiſchen Geſellſchaft eine Abhandlung über den Zuſtand des Geldes zur Zeit des trojaniſchen Krieges. Der ihm gewordene Beifall feuerte ihn an, dieſen Gegenſtand weitläuftiger in einem großen Werke über das Geld abzuhandeln, welches er, ohne ſich zu nennen, in dem folgenden Jahre herausgab. Er hatte das Vergnügen, ſeine Grundſätze von der Regierung angenommen zu ſehen. Um dieſe Zeit widmete er ſich dem geiſtlichen Stande, und ging, wohl ausgeſtattet mit Pfründen, nach Rom, wo er vom Papſt Lambertini freundlich aufgenommen wurde. Er beſuchte Padua, Turin und die übrigen Hauptſtädte Italiens, und trat allenthalben mit den ausgezeichnetſten Gelehrten in Verbindung. In der Folge erwarb er ſich einen Namen in Staatsangelegenheiten. In der Eigenſchaft eines Geſandtſchaftsſecretärs ward er nach Paris zu dem Grafen Catillana, damaligem neapolitaniſchen Geſandten daſelbſt, geſchickt, und verwaltete die Geſchäfte allein, als bald darauf der Geſandte einen ſechsmonatlichen Urlaub erhielt, um Spanien zu bereiſen. Im J. 1766 hatte er mit vorgängiger Erlaubniß Paris verlaſſen, und wollte

eben dahin zurückkehren, als ihm ſein Hof eine wichtige Sendung übertrug, durch welche er Mitglied des Commerzcollegiums ward. Er zog jedoch die Stelle eines Legationsſecretärs für einige Zeit vor. Von Paris ging er nach England und in der Folge nach Holland, die ſo verſchiedenen Conſtitutionen beider Länder zu ſtudiren. Im J. 1765 kehrte er nach Neapel zurück, um ſeinen Platz im Commerzcollegium einzunehmen, unterbrach aber nicht ſeinen Briefwechſel mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Batteux, Arnauld, Barthelemy und andern Gelehrten, deren Briefe an ihn neun Bände ausmachen. Mit ſeinen ſeltenen Einſichten diente er dem Staate in den wichtigſten Angelegenheiten bis an ſeinen Tod den 30ſten Oct. 1787, während er immer in mehreren Fächern der Wiſſenſchaften fortarbeitete. Die ungemeine Schnellkraft ſeines Geiſtes machte ihm leicht, was andern ſchwer fällt. Vieles, was er nie ſtudirt hatte, ergründete er ſo ſchnell, daß er vortrefflich darüber ſprechen und ſchreiben konnte, er ſchrieb aber am liebſten über neue, wenig bearbeitete Gegenſtände, und ſolche, die den Nutzen und Ruhm ſeines Vaterlandes zum Zwecke hatten. In einem Briefe vom 13ten Dec. 1770 an Frau von Epinay ſagt er über ſich und ſeine Schriften folgendes: „Wenn bei dieſer Gelegenheit ein Zeitungsſchreiber über mein literariſches Leben etwas ſagen will, ſo wiſſe er, daß ich 1728 den 2ten Dec. (zu Chieti in Neapel) geboren bin, daß ich 1748 durch eine poetiſche Pläſanterie und eine Leichenrede auf unſern ehemaligen Henkersknecht Dominico Jannoccone, ruhmwürdigen Andenkens, bekannt wurde, daß ich 1749 mein Buch über das Geld und 1754 meine Geſpräche über das Getraide herausgegeben, im J. 1755 aber meine Diſſertation über die Naturgeſchichte des Veſuvs geſchrieben habe. Sie iſt nebſt einer Sammlung veſuviſcher Steine dem Papſte Benedict XIV. überſchickt und nie gedruckt worden. Ferner ſollen Sie wiſſen, daß ich im J. 1756 zum Mitglied der Akademie von Herculanum ernannt wurde, und daß ich viel an dem erſten Bande der Kupfer gearbeitet habe; daß ich ſogar eine große Abhandlung über die Mahlerei der Alten geſchrieben; daß ich im J. 1758 die Leichenrede auf Papſt Benedict XIV. (welche mir von meinen Werken am beſten gefällt) herausgegeben habe; daß ich in der Folge Politiker geworden und in Frankreich nur Kinder und Bücher gemacht habe, welche das Tageslicht nicht geſehen. Sie kennen meinen Horaz und das Publicum kennt meine Geſpräche über das Getraide" u. ſ. w. Die Schreibart dieſer Geſpräche bewunderte ſelbſt Voltaire. Die Anzahl der ungedruckten Werke Galiani's iſt ſehr groß und es befinden ſich darunter ſehr bedeutende, deren Bekanntmachung von ſeinem Erben, Namens Azzaroti, zu wünſchen iſt. M.

Galiläa hieß zu den Zeiten Jeſu die nördlichſte Provinz von Paläſtina, welche gegen Morgen von dem Fluſſe Jordan, gegen Mittag von Samaria, gegen Abend von dem mittelländiſchen Meere und Phönicien und gegen Mitternacht von Syrien und dem Gebirge Libanon begränzt, und meiſt von armen ungebildeten Fiſchern bewohnt war. Als die Wiege des Chriſtenthums hat dies kleine Land allgemeines Intereſſe. Überall trifft man darin auf Stätten, die durch merkwürdige Auftritte aus dem Leben des größten und reinſten aller Menſchen geweiht ſind. Hier lag **Nazareth**, in dem Jeſus aufwuchs; hier floß der **Jordan**, an deſſen Ufern er ſein Lehramt begann und ſeine Jünger ſammelte; **Cana**, wo er ſein erſtes Wunder verrichtete, **Capernaum**, am See Tiberias, das ihn

iſt in ſeinen Mauern ſah, Nain, wo er den Jüngling vom Tode erweckte, waren galiläiſche Städte; hier lag der Hügel, auf dem er ſeine Bergpredigt hielt (jetzt der Berg Chriſti genannt), hier der Berg Tabor, wo ihn die Jünger in ſeiner Verklärung ſahen. Galiläa war der Schauplatz der meiſten Thaten und Wunder Jeſu. Die Bewohner dieſes Landes wurden wegen ihrer geringen Bildung und einfachen Sitte von den Judäern verachtet, und daher auch die Chriſten anfangs, weil ihre Religion vorzüglich in Galiläa entſtanden war, ſpottweiſe Galiläer genannt. Jetzt ſchmachtet Galiläa mit den übrigen Provinzen Paläſtina's als ein Theil der Statthalterſchaft Damask in Syrien oder Soriſtan unter dem Drucke der türkiſchen Oberherrſchaft, Beduinen und Räuberhorden ſchwärmen in ſeinen verödeten Thälern umher, und nur jene heiligen Örter werden noch von wenigen hart bedrängten Chriſten bewacht. E.

Galilei (Galileo). Dieſer um die Naturlehre durch die wichtigſten Entdeckungen und Andeutungen unſterblich verdiente Mann wurde den 15ten Febr. 1564 zu Piſa geboren. Sein Vater Vincenzo Galilei, ein florentiniſcher Edelmann, widmete ihn den Studien, ſobald er die Fähigkeiten des Knaben bemerkte, und ließ ihn in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Muſik unterrichten, neben welchen Beſchäftigungen er ſchon früh eine lebhafte Neigung zu mechaniſchen Arbeiten zeigte. Im J. 1581 beſuchte Galilei die Univerſität Piſa, um die Arzneiwiſſenſchaft und die Ariſtoteliſche Philoſophie zu hören. Letztere, durch den Wuſt der Scholaſtik entſtellt, erregte ſchon damals in ihm den Widerwillen, der ihn ſpäter zu ihrem erklärteſten Widerſacher machte. Früh entwickelte er jenen ſeltenen Beobachtungsgeiſt, der ihn auszeichnete; er war kaum neunzehn Jahre alt, als ihn die Schwingungen einer im Dom zu Piſa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Geſetze des Pendels leiteten, die er zuerſt beſtimmte und zur Abmeſſung der Zeit benutzte, wiewohl die Idee von der Anwendung des Pendels von ihm nur unvollkommen gefaßt, und erſt ſpäter von ſeinem Sohn Vincenzo und beſonders von Huygens vervollkommnet wurde, welchen letztern man als den wahren Erfinder der Pendeluhren anzuſehen hat. Hierauf ſtudirte er unter dem geſchickten Oſtilio Ricci die Mathematik, erſchöpfte bald den Euklides und Archimedes, und wurde durch letztern im J. 1586 auf die Erfindung der hydroſtatiſchen Wage geführt. Mathematik und Naturwiſſenſchaft beſchäftigten ihn ausſchließlich und ſchon 1589 wurde er Profeſſor der Mathematik zu Piſa. Unabläſſig war er bemüht, die Rechte der Natur gegen eine verkehrte Philoſophie geltend zu machen, wofür er jetzt als Vater der neuen Phyſik geprieſen wird, damals aber die härteſten Verfolgungen erdulden mußte. Vor vielen Zuſchauern zeigte er durch Verſuche, die er auf dem Thurme der Domkirche anſtellte, daß das Gewicht auf die Geſchwindigkeit fallender Körper keinen Einfluß habe. Dadurch reizte er ſeine Ariſtoteliſch geſinnten Feinde gegen ſich dergeſtalt an, daß er ſein Lehramt nach zwei Jahren niederlegen mußte. Er begab ſich zu Filippo Salviati, wo ihn Franceſco Sagredo, ein würdiger Venetianer, kennen lernte, auf deſſen Empfehlung ihn der Senat von Venedig 1592 als Lehrer der Mathematik nach Padua berief. Hier las er mit außerordentlichem Beifall; aus den entfernteſten Gegenden Europa's ſtrömten ihm Zuhörer herbei, unter welchen ſich auch der große Guſtav Adolph befand. Er hielt ſeine Vorträge in italieniſcher Sprache, und erwarb ſich das Verdienſt um ſie, zuerſt für

die Philoſophie ſie gebildet zu haben. Im J. 1597 erfand er den Proportionalcirkel, deſſen Gebrauch er neun Jahre nachher in einer eigenen Schrift erläuterte. Wichtiger ſind die mathematiſchen Wahrheiten, die er ſeit dem Jahre 1602 entdeckte, z. B. daß die Räume, durch welche ſich ein fallender Körper in gleichen Zeittheilen bewegt, nach den ungeraden Zahlen wachſen. Ob ihm die Erfindung des Thermometers gehöre, iſt ſchwer zu beſtimmen; vielleicht hat er daſſelbe nur zweckmäßiger eingerichtet. Auch über den Magneten machte er intereſſante Beobachtungen. Wichtiger aber war die Erfindung des Fernrohrs und Mikroſcops (vergl. Fernrohr). Das Teleſcop, das in Holland nicht bloß unvollkommen, ſondern auch unfruchtbar blieb, wandte Galilei gen Himmel, und machte damit in kurzer Zeit eine Reihe der wichtigſten Entdeckungen. Er fand, daß der Mond, wie die Erde, eine unebene Fläche habe, und lehrte die Höhen ſeiner Berge aus ihrem Schatten meſſen. Das Heer der Fixſterne ſah er gränzenlos vermehrt; bloß im Sternbilde des Orion zählte er über 500 neue Sterne und 36 im Siebengeſtirn, wo das bloße Auge nur ſechs oder ſieben unterſcheidet. Den neblichten Fleck, welcher die Krippe heißt, lös'te er in ſeine einzelnen Sterne auf, und ahnete, daß ſich die ganze Milchſtraße mit ſchärferen Fernröhren eben ſo werde auflöſen laſſen. Am merkwürdigſten war die Entdeckung der Jupiterstrabanten, die er am 7ten Jan. 1610 zuerſt beobachtete. Auch das Daſeyn des Saturnringes bemerkte er, ohne jedoch von der Geſtalt deſſelben eine richtige Vorſtellung zu faſſen. Die Sonnenflecken ſah er etwas ſpäter, hielt ſie ſogleich ganz richtig für etwas Atmoſphäriſches und ſchloß aus ihrer gemeinſchaftlichen Fortrückung von Oſten gegen Weſten auf eine Rotationszeit des Sonnenkörpers und auf die Neigung ſeiner Axe gegen die Ebene der Erdbahn. Doch hat Johann Fabricius, der dem Galilei die letztere Entdeckung ſtreitig macht, allerdings den Ruhm, ſie zuerſt durch den Druck bekannt gemacht zu haben. Galilei's Name war unterdeſſen ſo berühmt geworden, daß ihn der Großherzog Cosmo II. in der Mitte des Jahres 1610 als großherzoglichen Mathematiker und Philoſophen und erſten Lehrer der Mathematik zu Piſa (wo er jedoch zu wohnen nicht verpflichtet war) mit einem anſehnlichen Gehalt zu ſich berief. Er hielt ſich theils zu Florenz, theils auf dem Luſtſchloſſe Alle selve ſeines Freundes Salviati auf. Hier verſchaffte er im Jahre 1610 durch die Entdeckung der abwechſelnden Lichtgeſtalten der Venus und des Mars dem Copernicaniſchen Syſtem den vollſtändigſten Sieg, da durch dieſelbe die Bewegung dieſer Planeten um die Sonne und ihre Erleuchtung durch dieſelbe außer Zweifel geſetzt wurde. Bald darauf richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf das Schwimmen und Unterſinken der feſten Körper im Waſſer, und ſchrieb darüber ein wichtiges Werk, in welchem er, ſo wie in allen ſeinen übrigen Schriften, den Saamen vieler neuen Lehren ausſtreute, die zum Theil erſt ſpäter zur Reife gediehen ſind. Während er ſich ſo bemühte, ungeachtet des Widerſtreites der Ariſtoteliker, die Gränzen der Naturlehre zu erweitern, zog ſich ein Ungewitter über ihn zuſammen, dem er zwar für dies Mal entging, das aber ſpäter deſto furchtbarer über ihn losbrach. Galilei hatte ſich in ſeinem Werke über die Sonnenflecken für die Copernicaniſche Weltordnung erklärt, und wurde deßhalb von ſeinen Feinden, die das Anſehen der Bibel dadurch für gefährdet anſahen, verketzert. Die Mönche predigten wider ihn, und einer derſelben nahm die Stelle der Bibel zum Texte: Viri Galilaei,

quid statis adſpicientes in coelum? Galilei ging nach Rom, um, wie er ſich ausdrückt, die Verleumdungen ſeiner drei größten Feinde, der Unwiſſenheit, des Neides und der Bosheit, zu vernichten; und wirklich begnügte man ſich mit der ihm abgefoderten Erklärung, daß er ſein Syſtem weder mündlich noch ſchriftlich weiter behaupten wolle. Nicht zufrieden damit, ſuchte er bei dieſer Gelegenheit eine größere Freiheit im Denken und Schreiben zu bewirken, und wäre den Mißhandlungen des Inquiſitionsgerichts ſchwerlich entgangen, wenn nicht der Herzog, die Gefahr ahnend, ihn zurückberufen hätte. Im J. 1618 gab ihm die Erſcheinung dreier Cometen Veranlaſſung, ſeinen Freunden allgemeine Betrachtungen über dieſe Körper mitzutheilen. Sein Schüler, Mario Guiducci, bildete daraus eine Schrift, in der er den Jeſuiten Graſſi ſcharf beurtheilte. Dieſer, welcher Galilei für den Verfaſſer hielt, griff denſelben an. Galilei antwortete in ſeinem Saggiatore u. ſ. w., einem Meiſterſtücke von Beredſamkeit, welches nach Algarotti die ſchönſte Streitſchrift iſt, die Italien aufzuweiſen hat, und ungeachtet der darin enthaltenen Irrthümer noch immer geleſen zu werden verdient. Er machte ſeinen Gegner lächerlich, und zog dadurch die Feindſchaft der Jeſuiten auf ſich, die ihm in der Folge ſehr nachtheilig ward. Um dieſe Zeit arbeitete er ſein berühmteſtes Werk, die Geſpräche über die Ptolemäiſche und copernicaniſche Weltordnung, aus, worin er, ohne eine Entſcheidung auszuſprechen, drei Perſonen redend einführt, davon eine das Copernicaniſche, die zweite das Prolemäiſche Syſtem vertheidigt, die dritte aber Beider Gründe dergeſtalt abwägt, daß die Sache dem Anſcheine nach problematiſch bleibt, ſo wenig auch das Übergewicht der für Copernicus aufgeſtellten Beweiſe zu verkennen iſt. Mit dieſem unſterblichen Werke, in welchem die größte Eleganz und Präciſion des Styls mit dem ſtrengſten und zugleich faßlichſten Vortrage gepaart ſind, begab ſich Galilei 1630 nach Rom, und es gelang ihm, das Imprimatur zu erlangen. Nachdem er eine gleiche Erlaubniß in Florenz ausgewirkt hatte, gab er es daſelbſt, ohne etwas Arges zu ahnen, im J. 1632 unter dem Titel: Dialogo di Galileo Galilei, dove ne' congreſſi di quattro giornate ſi diſcorre de' due maſſimi ſiſtemi, Tolemaico e Copernicano, heraus. Kaum war daſſelbe erſchienen, als es von den Ariſtotelikern, am heftigſten aber von Scipione Chiaramonti, Lehrer der Philoſophie zu Piſa, angegriffen wurde. Urban VIII., der als Privatmann des Galilei Freund und Verehrer geweſen, wurde ſein grauſamſter Verfolger, da ihn die Mönche zu überreden wußten, Galilei habe in der Perſon des Simplicio ſeiner Einfalt ſpotten wollen, weil er den Druck eines ſo anſtößigen Buchs erlaubt habe. So konnte es ſeinen Widerſachern, beſonders den mächtigen Jeſuiten, nicht ſchwer werden, ihn den grauſamſten und ſchimpflichſten Mißhandlungen Preis zu geben, zumal, da ſein Gönner, Cosmo II., ſchon 1621 geſtorben, und die Regierung zu Florenz in den Händen des jungen Fernando II. war, der die Feſſeln einer andächtigen Mutter noch nicht abgeworfen hatte. Eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, alle geſchworne Feinde Galilei's, unterſuchten ſein Werk, verdammten es als höchſt gefährlich, und foderten ihn vor das Inquiſitionsgericht nach Rom. Der Greis mußte, ungeachtet der rauhen Jahreszeit und ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, ſich im Winter des Jahres 1633 nach Rom begeben, ſchmachtete einige Monate in den Gefängniſſen der Inquiſition, und wurde zur ewigen Schande des rö=

miſchen Hofes verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, dem Urſprunge aller Wahrheit, auf den Knien liegend, die Hand aufs Evangelium geſtützt, vor unwiſſenden Mönchen abzubitten. Corde ſincero et fide non ficta abjuro, maledico et deteſtor ſupradictos errores et haereſes, war die Formel, die er ausſprechen mußte. In dem Augenblicke, da er wieder aufſtand, ſoll er, beſchämt, ſeiner Überzeugung zum Trotz geſchworen zu haben, mit dem Fuße geſtampft und mit verbiſſener Wuth geſagt haben: E pur ſi muove! (Und doch bewegt ſie ſich!) Dies geſchah den 23ſten Juni 1633. Hierauf wurde ihm ſeine von ſieben Cardinälen unterzeichnete Sentenz vorgeleſen, worin er auf unbeſtimmte Zeit zum Kerker der Inquiſition und drei Jahre hindurch wöchentlich einmal die ſieben Bußpſalmen Davids zu beten, verurtheilt, ſein Dialogo aber verboten und ſein Syſtem, als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Man war ſo gnädig, die Kerkerſtrafe in eine Verweiſung in den biſchöflichen Palaſt zu Siena und bald nachher in das Kirchſpiel Arcetri unweit Florenz zu verwandeln. Hier verlebte er ſeine letzten Jahre hauptſächlich unter dem Studium der Mechanik und Balliſtik, welches ihn keinen weitern Verfolgungen ausſetzte. Früchte davon waren zwei wichtige Werke, in welchen er die Geſetze der Bewegung lehrte, welche der Grund der jetzigen Phyſik und Aſtronomie ſind. Zugleich bemühte er ſich, die Jupiterstrabanten zu Längenbeſtimmungen zu benutzen; und wiewohl er damit nicht zu Stande kam, ſo war er doch der erſte, der ſyſtematiſch über ein Längenmaß nachdachte. Seine Augen wurden vom Staar befallen. Schon war das eine völlig blind und das andere faſt unbrauchbar, als er noch im J. 1637 die Libration des Mondes entdeckte. Blindheit, Taubheit, Schlafloſigkeit und Gliederſchmerzen vereinigten ſich, dem großen Manne die letzten Lebensjahre zu verbittern. Er brachte ſie jedoch nicht müßig zu. „In meiner Finſterniß," ſchreibt er 1638, „grüble ich bald dieſem, bald jenem Gegenſtande der Natur nach, und kann meinen raſtloſen Kopf nicht zur Ruhe bringen, ſo ſehr ich es auch wünſche. Dieſe immerwährende Beſchäftigung meines Geiſtes benimmt mir faſt gänzlich den Schlaf." Er ſtarb 1642 (dem Geburtsjahre Newtons) den 8ten Januar im 78ſten Jahre ſeines Alters an einem langſam zehrenden Fieber in den Armen ſeines jüngſten und dankbarſten Schülers, Vincenzo Viviano. Sein Körper wurde in der Kirche St. Croce zu Florenz beigeſetzt, wo ihm im J. 1737 neben dem Denkmal des Michel Angelo ein prächtiges Mauſoleum errichtet worden. Galilei war klein von Geſtalt, ſein Körper aber geſund und feſt; ſeine Geſichtsbildung fand man einnehmend, ſeinen Umgang munter. Er liebte Muſik, Zeichenkunſt und Poeſie. Den Arioſt konnte er auswendig und zeigte in einer erſt 1793 gedruckten Schrift (Conſiderazioni al Taſſo), die er in Mußeſtunden hinwarf, ſeine Vorzüge vor Taſſo, den er oft mit Hohn und Bitterkeit tadelt. Er beſaß wenig Bücher. Das beſte Buch, ſagte er, ſey die Natur. Sein Styl iſt bündig, natürlich und fließend. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien in 13 Bänden, 8. Mailand 1808.

Galizien. Dieſes zur öſterreichiſchen Monarchie gehörige und das ehemalige Lodomerien mitbefaſſende Königreich gränzt gegen Abend an das öſterreichiſche Schleſien, gegen Mitternacht und Morgen an Polen, und gegen Mittag an Ungarn. Ehedem waren beide Länder Herzogthümer, die anfangs in einer gewiſſen Abhängigkeit von Un-

garn ſtanden, dann an Polen kamen, bis ſie bei der Theilung von Polen im J. 1772 an Öſterreich fielen, und mit Einſchluß verſchiedener anderer Stücke, die ſonſt zu Kleinpolen gehörten, zu einem eigenen Königreiche erhoben wurden. Im J. 1786 kam die Bukowina hinzu, welche ſchon ſeit 1777 öſterreichiſch war. In Folge des wiener Friedens von 1809 trat Öſterreich ab und überließ an den König von Sachſen, um mit dem Herzogthum Warſchau vereinigt zu werden, ganz Weſt- oder Neugalizien, einen Bezirk um die Stadt Cracau, auf dem rechten Ufer der Weichſel, deſſen Rayon durch Wielicza geht, und den zamosker Kreis in Oſtgalizien, einen Flächenraum von 957 Quadratmeilen mit 1,470,024 Einwohnern; und an Rußland von Altgalizien 164 Quadratmeilen mit 400,000 Einwohnern. Der pariſer Friede führte den frühern Zuſtand größtentheils wieder zurück. Die Größe des Landes beträgt jetzt 1514 Quadratmeilen mit 3,645,000 Einwohnern. Die Hauptſtadt iſt Lemberg. Das ganze Land hat einen größtentheils ſehr fruchtbaren Boden, und ungeachtet der Feldbau noch nicht zweckmäßig genug betrieben wird, und die Bevölkerung beträchtlich iſt, ſo liefert es doch Waizen und Roggen zur Ausfuhr. Der Obſtbau fängt erſt an ſich zu heben. Wilde und zahme Bienen geben Honig und Wachs als Gegenſtände des Handels. Rindvieh wird in Menge gezogen und in andere Gegenden verhandelt, und die zahlreichen Pferde zeichnen ſich durch ihre Leichtigkeit und Abhärtung aus; vorzüglich ſchöne Pferde gibt die Bukowina. An wilden Thieren findet man Auerochſen, Wölfe, Bären und Wildpret aller Art, vorzüglich viele Haſen; auch der Biber iſt hier einheimiſch, lebt aber wegen der geringen Anzahl nur nomadiſch in Höhlen, deren Ausgänge ſich in einem Waſſer endigen, in der Gegend von Grudeck und am Bugfluſſe. Eine Art Schildläuſe liefert die polniſche zum Scharlachfärben benutzte Cochenille. Unter den Mineralien iſt vorzüglich das Salz von großer Wichtigkeit; es verbreitet ſich durch alle bergichte Theile des Landes und wird als Steinſalz gegraben, oder auch aus Quellen ohne Gradirhäuſer verſotten. Auch Eiſen findet ſich in den meiſten Gebirgen, das Erz iſt aber nicht ſehr ergiebig. Gold wäſcht man aus der goldführenden Biſtriza; Flintenſteine brechen vorzüglich im bochnianer und ſtanislawower Kreiſe häufig und von vorzüglicher Güte. Die vielen Alaunſchiefer werden wenig benutzt. Das Bergtheer gebraucht der Einwohner zur Wagenſchmiere und Arznei. Mineraliſche und Sauerquellen hat Galizien an vielen Orten, mehrere werden auch zu Badeanſtalten benutzt. Im J. 1784 war das Land in ſechszehn Kreiſe abgetheilt, wozu noch i. J. 1786 die Bukowina als der ſiebzehnte hinzukam. Die Regierung des Landes wird zu Wien von der galiziſchen Hofkanzlei mit beſorgt; zu Lemberg aber iſt der Sitz des Landesguberniums, welches den Gouverneur zum Chef, 13 Räthe als Vorſitzer, ſonſt noch das nöthige Perſonale hat und alle Landesangelegenheiten beſorgt. Die Juſtiz verwaltet ebenfalls das zu Lemberg errichtete Apellationsgericht, welches aus einem Präſidenten, einem Vicepräſidenten, 15 Räthen ꝛc. beſteht. Seit 1775 hat Galizien ſeine eigenen Landſtände, aus dem Herren- und Ritterſtand und den wichtigſten Städten; die Geiſtlichkeit macht keinen eigenen Stand, Biſchöfe und Äbte ſind unter dem Herrenſtand begriffen. Sie haben das Recht, über die Herbeiſchaffung, Vertheilung u. ſ. w. der vom Hofe gemachten Foderungen zu verordnen, auch, wenn es nöthig iſt, Vorſtellungen an das Landesgubernium zu machen. Für den höhern Adel hat man 17 Erzämter errichtet, ſie ſind aber nicht erblich. Die

Kunſterzeugniſſe des Landes ſind noch nicht von großer Erheblichkeit; doch gibt es Tabaks-, Leinwand- und Harrastuchmanufacturen, auch viele Glashütten; zur Beförderung des Handels, welcher größtentheils in den Händen der Juden iſt, ſind gute Straßen angelegt. Die herrſchende Religion des Landes iſt die catholiſche; ein Erzbiſchof hat zu Lemberg ſeinen Sitz. Es gibt aber viele unirte und nicht unirte Griechen und Armenier, welche alle unter eigenen Biſchöfen ſtehen; ſo wie auch ſehr zahlreiche Juden, die ihre Synagogen und einen Oberrabbi haben. Die Angelegenheiten der Lutheraner, hier noch aus dem polniſchen Zeitalter Diſſidenten genannt, beſorgt der Superintendent von Lemberg. Zur gelehrten Bildung wirken die Univerſität zu Lemberg, das Lyceum zu Zamosk und ſechs Gymnaſien in den wichtigſten Städten des Landes.

Gall (Joh. Joſeph), wurde 1758 in Tiefenbrunn, einem Flekken im Königreich Wirtemberg geboren, wo ſein Vater ein Krämer war, und beide Ältern noch 1809 im hohen Alter lebten. Er ſtudirte die Arzneiwiſſenſchaft, und lebte nachher zu Wien als Arzt, wo er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen anfing. Schon früher war er durch eine Schrift (philoſophiſch-mediciniſche Unterſuchungen über Natur und Kunſt im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen. 2 Thle. Wien, 1791, 8.) vortheilhaft bekannt geworden. Jetzt trat er mit ſeinen anatomiſch-phyſiologiſchen Unterſuchungen über das Gehirn und die Nerven auf, und erregte wegen mehrerer neuen Entdeckungen und pſychologiſchen Bemerkungen auch unter den Nachdenkenden des nichtärztlichen Publikums Aufmerkſamkeit, und dieſe Entdeckungen ſind es, die unter dem Namen der Organen- oder Gehirnſchädellehre allgemeiner verbreitet wurden. Er hatte nämlich ſchon auf der Schule bemerkt, daß einige Knaben, die ihn trotz ſeiner angewandten Aufmerkſamkeit im Auswendiglernen übertrafen, ſich durch große Augen auszeichneten. Dieſelbe Eigenſchaft wurde er in der Folge auch bei großen Schauſpielern gewahr. Hieraus folgerte er, daß die Anlage (das Organ) des Gedächtniſſes ſich wohl an dieſer Stelle des Kopfs befinden müſſe. Zwar ging er nachher von dieſer Idee ab, kam aber doch zuletzt wieder darauf zurück: daß es bei einzelnen Anlagen wirklich auf den Bau einzelner Stellen des Kopfes ankomme. Seitdem fing er an, Schädel zu ſammeln, verglich ſorgfältig, welche Erhabenheiten ſie mit einander gemein und nicht gemein hätten, verglich auch die Schädel der Thiere, ſtudirte das Leben der Thiere und der Menſchen, den Bau ihres Körpers und Gehirns, und entdeckte ſo nach und nach die Anlage für einige zwanzig Organe, oder eben ſo viel verſchiedene Sitze der hervorragendſten Geiſtesverrichtungen. Denn er meint, daß die geiſtigen Anlagen, als angeborne Fähigkeiten, an einzelnen Stellen des Gehirns ihren Sitz haben, daß dieſe Stellen alſo die Organe dieſer Geiſtesfähigkeiten ſeyen; daß je hervortretender dieſe einzelnen Punkte des Gehirns ſeyen, in deſto größerem Maße die ihnen zukommenden Geiſtesverrichtungen Statt fänden, und daß der Theil des Gehirns, in welchem eine Geiſtesverrichtung vorzüglich thätig iſt, die Schädelmaſſe nach außen treibe, und auf der convexen Seite des Schädels eine Erhabenheit bilde, welche als äußeres Kennzeichen der Anweſenheit eines ſolchen Organs diene. Die Benennung dieſer Organe wird dann von der Fähigkeit oder der Leidenſchaft ſelbſt entlehnt. (S. Schädellehre.) Gall ſetzte bisher ſeine Lehre nicht in eigenen Schriften aus einander, ſondern in mündlichen Vorträgen, auf

Reiſen, in den größten Städten und Univerſitäten Deutſchlands. Seit einigen Jahren aber arbeitete er in Geſellſchaft ſeines Freundes, des Doctors Spurzheim, zu Paris, wo er mit abwechſelndem Beifall ſeine Vorleſungen gehalten hat, und noch gegegenwätig als praktiſcher Arzt ſich aufhält, an einem großen Werk in franzöſiſcher Sprache, das, wenn es erſt ganz erſchienen iſt, den Gall'ſchen Entdeckungen ihren beſtimmten Werth ſichern wird, der vorzüglich in neuen anatomiſchen Entdeckungen, die Bildung des Gehirns betreffend, beſtehen mag. Unter andern hat er bewieſen, was man vorher nur vermuthete, daß das Hirn in der markigen Subſtanz des Rückgraths anfange, ſich von hier aus netzartig entfalte, und in das große und das kleine Gehirn ſich theile. Einer von Galls Schülern, Herr Adelon, gab eine Analyse d'un cours du docteur Gall, Paris, 1808, 8. heraus, die Gall durchgeſehen und genehmigt hat. Mit Spurzheim gab er daſelbſt 1810 in 4. und Fol. heraus: Anatomie et Physiologie du systême nerveux en général, et sur celui du cerveau en particulier, wovon der erſte Bd. und die erſte Abth. des 2ten erſchienen ſind. Daß Galls Lehre ſowohl in Deutſchland als in Frankreich viele Gegner finden mußte, war natürlich. Gegen mehrere ihm gemachte Vorwürfe, vorzüglich von pariſer Gelehrten, vertheidigt er ſich in ſeiner neueſten Schrift: Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit, ou du Matérialisme etc. Paris, chez Schöll. 1812, 8. Spurzheim hat ſich ſpäterhin von Gall getrennt, und in England und Schottland Vorträge über des Letztern Syſtem gehalten, jedoch mit geringem Beifall. Auch hat Spurzheim in London ein Werk über ſeine und ſeines Meiſters Entdeckungen herausgegeben, das aber ſtrengen Kritiken hat begegnen müſſen. Unter andern erſchien hier 1817 ein Spottgedicht in zwei Geſängen, die Craniade, oder Spurzheim bei Licht.

Gallapfel iſt ein Auswuchs auf den Blättern mehrerer Eichengattungen, welcher von dem Stich der Eichenblattweſpe herrührt. Dieſe iſt etwas kleiner als die gemeine Stubenfliege, und auf der Bruſt ſchwarz und orangengelb geſtreift, der kugliche Hinterleib hat eine kaſtanienbraune Farbe. Dieſe Gallweſpen umſchwärmen im Frühjahre die Gipfel der Eichen und begatten ſich, worauf das Weibchen mit ihrem hinten befindlichen Stachel ein Loch in die untere Fläche eines Eichenblatts bohrt und ihr kleines Ei hineinlegt. Die Säfte ziehen ſich nach der verwundeten Stelle, häufen ſich daſelbſt an, treten hervor und erharten an der Luft, wo ſie nach und nach um das Ei herum einen runden Auswuchs bilden, der grün oder röthlich gefärbt iſt. Das darin befindliche Ei wächſt mit dem Gallapfel. Hat es ſeine Reife erlangt, ſo ſchlüpft eine Made aus, welche ſich von dem wäßrichtſchwammigen Gewebe des Gallauswuchſes nährt, bald in den Nymphenſtand übergeht, und aus dieſem als ein vollkommenes Inſect erſcheint, welches die Galle durchfrißt. Merkwürdig iſt es, daß nicht der Stich einer Nadel oder eines andern Inſtruments dieſes Product hervorbringt, und daß es nicht von gleicher Güte iſt. Die levantiſchen Galläpfel ſind viel vorzüglicher als die europäiſchen. Sie ſind kleiner, aber von feſterer Subſtanz und ſchwerer. Ihre äußere Fläche iſt nicht glatt, ſondern höckerig, die meiſten haben eine ſchwarze, bald ins Grüne, bald ins Blaue ſpielende Farbe. Die über Cypern zu uns kommen, ſehen erbſengrau oder weißgrau aus. Die levantiſchen Galläpfel ſind ein bedeutender Handelszweig, und werden von Smyrna, Tripoli, Saida, und inſonderheit von Aleppo nach Euro-

pa gebracht. Sie beſitzen den allen Theilen der Eiche eigenen zuſammenziehenden Gewächsſtoff in einem weit höheren Grade, als unſere einheimiſchen Galläpfel und ſind deßhalb in der Färberei von äußerſter Wichtigkeit. Ferner widerſteht nach Hahnemanns Erfahrung kein Mittel dem kalten Brande ſo gut, wie ein concentrirter Abſud von Galläpfeln. Äußerlich laſſen ſie ſich zu ſtärkenden Umſchlägen benutzen.

Galle iſt eine zähe gelblichgrüne Flüſſigkeit von bitterm Geſchmack. Der Menſch und viele Thiere haben an einer eigenen Ausſchweifung der untern Leberfläche eine beſondere Blaſe, worin die durch die Leber aus dem Blute abgeſonderte Galle aufbewahrt wird (Gallenblaſe). Die Beſtimmung dieſer Flüſſigkeit iſt die Beförderung der Verdauung. (S. dieſen Artikel.) Die Beſtandtheile der Galle ſind 1. Waſſer, welches den anſehnlichſten Theil bildet und die übrigen Beſtandtheile aufgelöſ't enthält; 2. ein gelbliches, ſehr bitteres ſchmelzbares Harz, welches großentheils die Urſache des Geſchmacks der Galle iſt; 3. ein geringer Antheil Natrum; 4. etwas mineral-alkaliſche Salze; 5. etwas Eiſenoxyd; 6. eine geringe Menge einer gelben Subſtanz, welche nur zum Theil in dem Natrum aufgelöſ't iſt; 7. eine nicht unbedeutende Menge Eiweißſtoff. Die Gallenſteine, gewiſſe Concretionen, welche ſich nicht ſelten in der Gallenblaſe des Menſchen und mehrerer Thiere finden, ſind von bräunlicher, ſchwärzlicher Farbe, und beſtehen aus einer dem Wallrathe oder Wachſe ähnlichen Materie, welcher geronnener Eiweißſtoff beigemiſcht iſt.

Gallerie bedeutet in der Baukunſt ein langes, ſchmales Zimmer, deſſen Breite wenigſtens dreimal, und höchſtens vierzig bis funfzigmal in der Länge enthalten iſt, durch welches Verhältniß ſie ſich vom Saale unterſcheidet, ſo wie von der Bogenlaube dadurch, daß ſie nicht nach der vordern Anſicht offen, ſondern von vier Mauern geſchloſſen iſt und Fenſter hat. Bisweilen nennt man in großen Gebäuden wohl auch die langen ſchmalen Gänge, die zur Communication der Zimmer dienen, und ſonſt Corridors heißen, Gallerien. Der eigentlichen Gallerien bedient man ſich zu Spiel, Tanz, Muſik, und ſie ſind deßhalb gemeiniglich mit Gemählden, Bildhauerarbeit und andern Kunſtwerken verziert. Daher kommt es, daß auch Sammlungen von Gemählden und andern Werken der bildenden Künſte Gallerien genannt werden, wenn ſie auch nicht in einem, ſondern in mehreren an einander ſtoßenden Zimmern ſich befinden. In Rom verſteht man unter Gallerie bloß einen Saal, wie z. B. der von Annibal Carracci ausgemahlte Saal im Palaſt Farneſe, welcher auch la Galleria dei Carracci heißt. Das erſte Beiſpiel der Anlegung einer Gallerie aus dem Alterthum iſt das von Verres, dem bekannten Plünderer Siciliens, worüber ſich Cicero weitläuftig verbreitet. In dem neueren Europa ſind eine Menge derſelben angelegt worden, unter denen die florentiniſche, von Cosmus II. angelegt, lange Zeit als die berühmteſte und wichtigſte mit Recht gegolten hat. Auch noch jetzt macht die königliche zu Paris jeder andern den Rang ſtreitig, und ſteht ſelbſt vor der florentiniſchen und der des Palaſtes Pitti zu Rom. In Deutſchland ſind die berühmteſten zu Dresden, Wien, Düſſeldorf, München, Berlin. (Vergl. Muſeen und Kunſtſammlungen.) Bedenkt man, daß ſolche Gallerien, wenn ſie Werke großer Meiſter aus allen Schulen und Perioden enthalten, dem Künſtler vielfache Gelegenheit zu Vergleichungen geben, das Gute jeder Schule, jedes Meiſters kennen zu lernen, und ihn faſt

nöthigen zu Betrachtungen über Werden, Blühen und Sinken der Kunſt, über Styl, Manier und Behandlung der verſchiedenen Künſtler; ſo muß man geſtehen, daß ſie von einem durch nichts anders zu erſetzenden Nutzen ſind. Freilich ſind ſie dies aber nur, wenn der ſich bildende Künſtler ſie recht zu benutzen verſteht; außerdem befördern ſie auch das Abſchreiben, das eigenthümliche Talent geht verloren und begnügt ſich am Copiſtenruhme. — In unſern Theatern nennt man Gallerie die oberſten der Decke nächſten Plätze für die Zuſchauer, welche, da ſie die wohlfeilſten ſind, von dem Theile des Publikums eingenommen werden, deſſen Bildung nicht die feinſte zu ſeyn pflegt. dd.

Gallert iſt eine weißgelbe, durchſichtige, etwas elaſtiſche Materie, welche durch ſtarkes Kochen mit Waſſer, beſonders in verſchloſſenen Gefäßen, aus verſchiedenen thieriſchen Theilen, z. B. aus den Muskeln, Sehnen, der Haut, und beſonders aus den Hirſchgeweihen erhalten wird. Sie iſt ein wahrer Leim, und von dem Tiſchlerleim nur durch größere Reinlichkeit bei der Bereitung und einen größern Antheil von Waſſer verſchieden. Man braucht ſie mit Wein und Waſſer vermiſcht als ein nährendes Mittel für Geneſende. Sonſt nennt man auch, wegen der ähnlichen Durchſichtigkeit und zitternden Conſiſtenz, mit Zucker eingedickte Früchte Gallerte. Die thieriſche Gallerte kommt mit dem Pflanzenſchleime, einem Hauptbeſtandtheile der Gewächſe, im Äußern überein. Sie löſt ſich im Waſſer gänzlich und klar auf, und hat wenig Geruch und Geſchmack. Von dem Pflanzenſchleime unterſcheidet ſie ſich weſentlich dadurch, daß ſie bei der Verdünnung mit Waſſer zwar zuerſt in die ſaure, bald darauf aber ſchnell in die faule Gährung übergeht.

Gallicaniſche Kirche iſt der lateiniſche Name, mit welchem die catholiſche Kirche des franzöſiſchen Reichs bezeichnet wird. Das Unterſcheidende dieſer Kirche beſtand von jeher darin, daß ſie in der Oppoſition gegen die römiſchen Curialiſten eine größere Unabhängigkeit von dem päpſtlichen Stuhle behauptete. Der erſte Grund ihrer größern Freiheit ward durch die im J. 1438 geſchloſſene pragmatiſche Sanction gelegt. Die in dieſem zwiſchen dem Papſte und dem Könige geſchloſſenen Vergleiche feſtgeſetzten Beſtimmungen wurden durch die Quatuor praepositiones Cleri Gallicani vom Jahre 1681 beſtätigt und erweitert. Es entſtand nämlich zwiſchen Ludwig XIV. und Innocenz XI. ein Streit über das bisher von den Königen ausgeübte Recht, während der Erledigung eines Bisthums die niedern geiſtlichen Stellen in demſelben zu beſetzen, la Regale genannt. Dieſer Streit hatte die Folge, daß der König im J. 1681 den franzöſiſchen Klerus zu Paris verſammelte, welcher die erwähnten vier Grundſätze abfaßte, in denen feſtgeſetzt ward, daß zwar dem Statthalter Chriſti in geiſtlichen, nicht aber in weltlichen Dingen, Macht und Gewalt von Gott verliehen ſey, daß aber auch dieſe Gewalt durch die Kirchengeſetze und durch allgemeine Kirchenverſammlungen beſchränkt und gemäßigt werde, und daß das Urtheil des Papſtes nicht für unverbeſſerlich (irreformabile) erklärt werden könne, wenn nicht die Übereinſtimmung der Kirche hinzukomme. Mehr als einmal hat ſich Napoleon in ſeinen mannichfachen Streitigkeiten mit dem päpſtlichen Stuhle auf dieſe Grundſätze berufen. In der Lehre aber und in den Gebräuchen unterſcheidet ſich die gallicaniſche Kirche nicht von den Dogmen und Ceremonien, welche im ganzen Umfange der catholiſchen Kirche eingeführt ſind. Bis auf die Zeiten der Revolution

war die gallicaniſche Kirche durch eine Menge großer Gelehrten, auch berühmter Kanzelredner, als Boſſuet, Bourdaloue, Maſſillon, Fenelon und Flechier ausgezeichnet. Die Revolution ſtürzte die kirchliche Verfaſſung Frankreichs um, raubte den Geiſtlichen ihre Güter und Einkünfte und zerſtörte ihre Schulen und Seminarien. Buonaparte, damals erſter Conſul der franzöſiſchen Republik, ſtellte durch das mit dem Papſte Pius VII. geſchloſſene Concordat die kirchliche Verfaſſung wieder her (ſ. Concordat). Auch ſind ſeitdem wieder Bildungsanſtalten für den Klerus errichtet worden. Den alten Ruhm der Gelehrſamkeit und Beredſamkeit aber hat der franzöſiſche Klerus noch nicht wieder erlangen können, obgleich mehrere ausgezeichnete Männer, als Gregoire und der Cardinal Maury, welcher für einen der vorzüglichſten Kanzelredner galt und im J. 1810 eine leſenswerthe Schrift über die Kanzelberedſamkeit herausgab, die theologiſche Literatur bereichert haben. Nach der Rückkehr der Bourbonen ſind die Verhältniſſe dieſer Kirche 1817 durch ein neues Concordat wieder mehr den Wünſchen des Papſtes und zur Verbeſſerung der Lage des franzöſiſchen Klerus geordnet worden. N.

Gallicismus oder Gallicism, eine Eigenheit der franzöſiſchen Sprache in dem Ausdruck oder der Wortſtellung. Neuere Schriftſteller verſtehen darunter bisweilen auch die Eigenheit franzöſiſcher Sitte.

Gallien, Gallia, Land der Gallier erſtreckte ſich zu der Römer Zeiten von den Pyrenäen nach Deutſchland zu bis an den Rhein, gegen Italien aber über die Alpen bis ans adriatiſche Meer. Man theilte es ein in Gallien dieſſeit der Alpen (nämlich von Italien her, Gallia cisalpina) und G. jenſeit der Alpen, (G. transalpina) I. G. dieſſeit der Alpen erſtreckte ſich von den Alpen bis ans adriatiſche Meer, umfaßte alſo alle Länder Oberitaliens. Mit Italien am meiſten in Berührung nahm es römiſche Sitten und Gebräuche an, und heißt von Annahme der römiſchen Toga auch Gallia togata. Es wurde eingetheilt in 1. Ligurien, das Gebiet von Genua und Lucca und ein Theil von Piemont, 2. Gallia transpadana und 3. G. cispadana, d. h. Gallien jenſeit und dieſſeit des Po (Padus). Das Land iſt eine weite fruchtbare Ebene, welche der Padus in zwei Theile theilt, von denen der nördliche, Gallia transpadana, vorzüglich von den Taurinern, Inſubrern und Cenamanen, der ſüdliche, Gallia cispadana, von den Bojern, Senonen und Lingonen, Völkern galliſcher Abkunft, beſetzt war. In den Padus ergießen ſich von Norden her der Duria (Durance), Ticinus (Teſſino), Addua (Adda) u. a.; von Süden her der Tanarus (Tanaro), die Trebia und andere. Unmittelbar in das adriatiſche Meer geht der Atheſis (Etſch) und eine Menge kleinerer Bergflüſſe. Unter den Seen zeichnen ſich der Verbaniſche (Lago Maggiore), der Lariſche (Lago die Como) und der Benacus (Lago di Garda) durch die Schönheit ihrer Ufer aus. Die Städte, größtentheils römiſche Colonien, haben ihre alten Namen meiſt noch behalten; in Gallia transpadana: Tergeſta (Trieſt), Aquileja, Patavium (Padua), Vincentia (Vincenza), Verona, Mantua, Cremona, Brixia (Breſcia), Mediolanum (Mailand), Ticinum (Pavia), Auguſta Taurinorum (Turin); in Gallia cispadana: Ravenna, Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma, Placentia (Piacenza). II. Gallien jenſeit der Alpen, im Gegenſatz der G. togata auch G. comata genannt, weil die dor-

tigen Völker ihr Haar (coma) wachſen ließen, auch G. braccata, weil die Einwohner, beſonders des ſüdlichen Theils, Beinkleider (braccae) trugen, die den Römern fremd waren, war in Weſten von den Pyrenäen, in Oſten von dem Rheine, und durch eine Linie von deſſen Quellen bis zum kleinen Fluß Varus (Var), nebſt dieſem Fluß, im Norden vom atlantiſchen und im Süden vom mittelländiſchen Meere begränzt, umfaßte alſo das eigentliche Frankreich, die Niederlande, Helvetien, das linke Rheinufer und Holland. Hauptflüſſe: Garumna (Garonne), Liger (Loire), Sequana (Seine), Matrona (Marne), Scaldis (Schelde), Rhodanus (Rhone), Arar (Saone), Moſella (Moſel), Moſa (Maas). Gebirge: die Alpen, das Juragebirge, Vogeſus (die Vogeſen) und Cebenna (die Sevennen). Fabius hatte den Theil Galliens jenſeit der Alpen erobert, welcher zunächſt an Oberitalien, ſüdlich am mittelländiſchen Meere nach den Pyrenäen hin liegt. Da er zuerſt römiſche Provinz wurde, ſo erhielt er vorzugsweiſe den Namen Provincia (woraus ſpäter Provence geworden iſt). Die Landgränzen machten die Alpen, Sevennen und der Fluß Rhone. Als hierauf Cäſar das transalpiniſche G. einnahm, fand er es, mit Ausnahme der Provinz, in drei Theile eingetheilt: 1. Aquitanien, von den Pyrenäen bis an die Garonne, meiſt von iberiſchen Völkern beſetzt, 2. Gallia celtica von da bis an die Seine und Marne; 3. G. belgica im Norden des Landes bis an den Rhein. Der Kaiſer Auguſtus ließ durch Agrippa, wie andere Verhältniſſe des Landes, ſo auch die geographiſchen ordnen, und das Land ward nun folgendermaßen eingetheilt: 1. Aquitanien ward bis zu der Loire vergrößert, um dieſem Theil mehr Proportion zu den übrigen zu geben; der Hauptort Burdegale (Bordeaux). 2. Belgica, alles von Gallien, was zwiſchen den Flüſſen Seine, Saone, Rhone, dem Rheine und dem nördlichen Ocean lag. Hauptörter: Veſontio (Beſançon), Treveri (Trier) u. a. Es begriff dieſer Strich alſo auch die Rheinländer und Helvetien mit, welche man aber nachher unter dem Namen Germanica prima oder ſuperior, und Germanica ſecunda oder inferior, davon trennte; hier längs des Rheins Colonia Agrippina (Cöln), Moguntiacum (Mainz), Argentoratum (Straßburg). 3. Gallia Lugdunenſis oder Celtica, umfaßte den noch übrigen Theil des Celtenlandes, alles was zwiſchen der Seine, Saone und der Loire liegt, bis ſüdlich an die Sevennen und die Rhone. Hauptörter: Lugdunum (Lyon), Aleſſa (Aliſe), Bibracte, ſpäter Auguſtodunum (Autun), Lutetia Pariſiorum (Paris) auf die Seineinſel zu Cäſars Zeiten noch beſchränkt und unbedeutend, wurde bald durch ſeine Lage wichtig. 4. Gallia Narbonenſis, die vormalige Provincia Romana; hier die Städte Narbo Martius (Narbonne), eine alte Colonie der Römer, Toloſa (Toulouſe), Nemauſus (Nimes), Vienna (Vienne), Maſſilia (Marſeille), letztere eigentlich keine galliſche Stadt, ſondern eine uralte griechiſche Colonie in dieſen Gegenden. ee.

Gallier, der Hauptzweig des großen Urvolks der Celten. Sie ſelber nannten ſich Gael, oder Gail, daher vermuthlich der Name Gallier, Gallien. Die Celten ſcheinen im Ganzen eine große innere Gleichförmigkeit gehabt, und wie viele kleine Völkerſchaften ſie auch enthielten, kaum in wenige merklich verſchiedene Stämme getheilt geweſen zu ſeyn. Wahrſcheinlich nahmen ſie, vom Caucaſus herabkommend, ihren Weg ſüdlich der Donau, den zahlreichen Stamm der Thrazier hinter ſich und die Germanier zur Seite; aber wann dies geſchehen, darüber läßt ſich in dem Dunkel ſo uralter Zeiten nicht

einmal eine Vermuthung wagen. Unter verſchiedenen Namen beſetzte dieſes Volk bei ſeinem erſten Eindringen viele Länder, ſo als Umbrer und Auſoner zum Theil Italien, als Taurisker (nachmals Rhätier), Vindelicier, Noriker, Helvetier, die Alpenländer. Von den Rhätiern ging wahrſcheinlich ein neuer Schwarm, etwa 2000 vor Chriſtus, unter dem Namen Raſena durch das Tridentiniſche nach Italien, wo ſie von den benachbarten Völkern den Namen Tusker, Etrusker, erhielten, und 300 Städte der vorher dort herrſchenden Umbrer erobernd, ſich über einen großen Theil Italiens ausbreiteten. Dieſer Etrusker frühe Cultur, alte Mythologie, kunſtvolle Calendereinrichtung (die mit jener der Azteken in Mexiko manches ähnliche hat), ſo wie einige andere Spuren, möchten uns (was man auch von dem Einfluß der Griechen ſagen mag) nöthigen, an eine uralte, vielleicht untergegangene oder doch verwiſchte Cultur dieſes Volksſtammes zu glauben. Manche Stämme der Celten blieben am adriatiſchen Meere, längs der Donau und im Süden von Deutſchland ſitzen, aber der Hauptſtamm ließ ſich zwiſchen den Pyrenäen und den Alpen, dem Oceane und Rheine, in dem Lande, das von ihnen ſeinen Namen erhielt, nieder, von wo aus ſie auch Albion und Jerne (Großbritannien und Irland) beſetzten. Überfüllung des Landes (eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung bei halb rohen und zum Theil nomadiſchen Völkern), heftiges Andrängen germaniſcher und thraziſcher Völker erregten um das Jahr 397 vor Chriſtus eine große Bewegung unter den Galliern. Colonien vieler Völkerſchaften zogen theils weſtlich über die Alpen nach Italien, theils öſtlich längs der Donau herauf. Dieſer Zug der celtiſchen Gallier über die Alpen (gewöhnlich um 200 Jahr früher angeſetzt) führte dies Volk gleichſam erſt in die Geſchichte ein, und wir können uns ſeitdem ein anſchauliches Bild deſſelben verſchaffen. Wir finden es in viele Völkerſchaften getheilt, doch ſo, daß eine derſelben (damals die Bituriger) den Vorrang, der an Oberherrſchaft gränzte, ausübte. Mißbrauch dieſes Vorrangs erregte Spaltungen, viele ſchloſſen ſich an einen andern Staat an; ſo wechſelten die vorherrſchenden Staaten, das Syſtem blieb. Dieſe Clientelarverfaſſung ging durch das ganze Volk. Freie waren eigentlich nur der Adel (vorzugsweiſe die Krieger genannt) und die Prieſter, Druiden; die Gemeinen lebten in demüthiger Abhängigkeit, und ſchützten ſich gegen Mißhandlungen nicht durch die Geſetze, ſondern indem ſie ſich an Mächtigere anſchloſſen. Unter dem Adel waren wieder die zahlreichen fürſtlichen Geſchlechter die erſten; bei großen Zügen ſcheint man einen Oberbefehlshaber gewählt zu haben. (Der Name Brennus bedeutet im Celtiſchen einen König, daher ihre Anführer auf den verſchiedenſten Expeditionen ſo genannt werden). Die Druiden und Druidinnen beſaßen eigenthümliche Kenntniſſe, die ſie im Dunkel dichter Haine und verborgener Grotten geheimnißvoll fortpflanzten; Aſtronomie, Naturkunde und Poeſie waren ihnen nicht fremd; aber ihre Religion war voll Prieſtergräuel und ſchrecklichen Aberglaubens (häufig Menſchenofer). Zweikämpfe und wilde Völlerei waren bei ihnen gemein, Städte ſelten, zahlreich ihre Dörfer, armſelig und dürftig ihr Hausrath. Sie trieben wenig Ackerbau, und lebten vorzüglich von den Producten ihrer Herden. Eine Art Bier und Meth waren ihr Getränk, Weinbau ihnen fremd. Gold gaben den Vornehmern der Sand der Flüſſe und einige Bergwerke. Der angeſehene Gallier erſchien in der Schlacht mit einem bunten, gewürfelten und ſchimmernden Mantel (wie noch jetzt die Bergſchotten), übrigens nackt, aber mit dicken goldenen Ketten um Hals und Arm,

Ihre lange Geſtalt, ihr wildes Antlitz und ſtruppiges gelbes Haar machten ihren Anblick furchtbar; ihr wilder blinder Muth, ihre unermeßliche Zahl, der betäubende Lärm einer ungeheuern Menge Hörner und Trompeten, die gräßlichen Verwüſtungen, welche ihren Zügen folgten (die Gefangenen wurden oft geopfert, die Schädel der Erſchlagenen dienten als Triumphzeichen, oft auch als Becher), machten ſie zu dem furchtbarſten Volke der alten Weſtwelt, und lähmten die Völker, welche ſie überzogen, mit Entſetzen. Doch ſo groß auch ihr Kriegsſinn war, fehlte es ihnen doch an Einheit, an Ausdauer und an guten Waffen; denn ihre Schilder waren leicht und ſchlecht, und ihre ungeheuren kupfernen Schlachtſchwerter bogen ſich nach jedem Hiebe auf Eiſen zuſammen, und mußten nach jedem Streiche erſt auf der Erde mit darauf geſetztem Fuße wieder gerade gezogen werden. Daher war für einen ſtandhaften Feind nur eigentlich ihr erſter Anprall fürchterlich. Dieſe furchtbaren Feinde, ſey es, daß der Genuß des Weins, oder ein Etrusker, den die Verführung ſeines Weibes von einem Fürſten des Landes zum Zorn gereizt hatte, ſie nach dem fruchtbaren Italien lockte, überfielen die gegen ſie weichlichen Etrusker, welche auf der andern Seite mit den Römern zu kämpfen hatten. Denn an demſelben Tage deſſelben Jahres (396), als Camillus Veji einnahm, ſollen die Gallier Melpum, eine anſehnliche etruskiſche Stadt Oberitaliens, ſtürmend genommen haben. Aber der Sturm dieſer Völkerwanderung wandte ſich bald gegen Rom ſelbſt, das, in dem Verderben der vorliegenden etruskiſchen Städte ſein eigenes Schickſal vorahnend, durch Verhandlungen die Waffen der Gallier aufzuhalten verſuchte. Bei dieſen Unterhandlungen beleidigten die römiſchen Geſandten das Völkerrecht; die erbitterten Gallier, denen man Genugthuung verſagt, marſchiren gegen Rom, und vertilgen am Flüßchen Allia, elf Miglien vor der Stadt, am 16ten Jul. 389 vor Chriſtus den Kern und die Blüthe der römiſchen Jugend, plündern und verbrennen die wehrloſe Stadt, und belagern das Capitol, das im Begriff iſt, ſich mit 1000 Pfund Gold zu löſen, als Camillus rettend erſcheint. (S. Brennus und Camillus.) Von dem Zuge der öſtlichen Gallier an der Oberdonau haben wir nur ſpärliche Nachrichten, doch auch aus dieſen erſehen wir, daß er wichtige Veränderungen und Auswanderungen ganzer Völker verurſachte; ſchon damals, ſcheint es, vermiſchte ſich zum Theil ein germaniſcher Stamm, die Cimrer oder Cimbern mit den Celten. 109 Jahre nach der Verbrennung Roms brachen dieſe öſtlichen Gallier in dreimal wiederholten Zügen, 280—278 vor Chriſtus, in das durch viele Kriege an Männern arme Macedonien und Griechenland verwüſtend ein. Der macedoniſche König Ptolemäus Ceraunus und der Feldherr Soſthenes blieben, und Griechenland zitterte. Als ſie aber hier den reichen und heiligen Tempel Apolls zu Delphi (durch ſeine natürliche Lage feſt) plündern wollten, kamen die Schreckniſſe der Religion und der Natur (Stürme und Hagelwetter) über ſie; geſchlagen, vollendete Mangel, Kälte und das Schwert der Griechen ihre Niederlage. Einige Stämme von ihnen gingen nach Kleinaſien, wo ſie unter dem Namen Galater noch lange ihre Eigenthümlichkeiten und bis in die ſpäteſten Kaiſerzeiten ihre Sprache beibehielten. Die Rückwirkungen dieſer Wanderungen auf das eigentliche Gallien ſcheinen bedeutend geweſen zu ſeyn. Die Gallier längs der Donau und im Süden von Deutſchland verſchwinden ſeitdem, und germaniſche Stämme beſetzen das ganze Land bis an den Rhein und zum Theil auch die jenſeitigen Ufer dieſes Fluſſes; jener von Galliern und Deutſchen ge-

miſchte Stamm der Cimbern, oder wie die Gallier ihn nannten, der Belgen, beſetzte den ganzen nördlichen Theil Galliens von der Seine und Marne bis zum Canal und Rheine, ging auch von da nach England über, wo er die früher eingewanderten Gallier nach Nordbritannien (Schottland) hindrängte, wo ſie ſeitdem als Cadelonier (Berggalen) ſpäter als Picten und Scoten in der Geſchichte erſcheinen. Dieſe Belgen in Gallien, oder Cimbern, ſind die eigentlichen alten Britten. Die Celten in Gallien ſchritten indeſſen, obwohl in ihren Hauptzügen ihre oben angedeuteten Eigenthümlichkeiten in Verfaſſung und Sitten beibehaltend, zu größerer Civiliſation fort; der Umgang mit den Griechen in Maſſilia (Marſeille), mit deren Buchſtaben ſie ihre Sprache ſchrieben, ſo wie mit den Carthagern, in deren Heeren ſie häufig als Miethvölker vorkommen, mochte dazu viel mitwirken. Doch vermochten ſie auch jetzt kaum mehr, den Germanen jenſeit des Rheins zu widerſtehen; wilder und tapferer als ſie waren ihre Halbbrüder, die Belgen und Cimbern, ſo wie die Britten, welche ſich zu bemahlen pflegten, von Streitwagen herabſtritten, und bei denen Vielmännerei und Vielweiberei eingeführt war. Völlig roh und barbariſch waren die Hochgalen (Cadelonier) in Schottland, und die Bewohner Irlands, die ſich nicht nur bemahlten, ſondern auch künſtlich tattowirten, und denen Menſchenfleiſch, beſonders die Brüſte der Mädchen und die zarteſten Theile der Knaben, ſelbſt in ſpätern Zeiten, ein köſtlicher Biſſen war, die aber auch ihre Freiheit kräftig zu vertheidigen wußten. Ihre überalpiſchen Brüder indeſſen (die diesſeitigen Gallier, wie die Römer ſie nannten) hatten ſich, nachdem ſie die Etrusker zum Theil ſüdlich in das heutige Toskana, zum Theil nördlich in die rhätiſchen Alpen zurückgedrängt, in den fruchtbaren Ebenen Oberitaliens niedergelaſſen. Von hier machten ſie ſich den Römern, oft in eigenen Kriegen, oft als Soldtruppen anderer Völker, noch lange Zeit furchtbar, aber nachdem dieſe den erſten puniſchen Krieg glücklich durchgekämpft hatten, ſchlug 172 Jahre nach der Einäſcherung Roms für ſie die Stunde der Rache. Vergebens riefen ſie kriegeriſche Völker von ihren Brüdern über die Alpen; nach einem ſechsjährigen Vernichtungskriege mußten ſich die Reſte dieſes Volks den Römern unterwerfen. Zwar verſuchten ſie, als der große Carthager Hannibal das Schrecken ſeiner Waffen bis vor die Thore Roms trug, das Joch wieder abzuſchütteln, aber die Römer, endlich auch in dieſem Kampfe Sieger, nöthigten ſie, ſich von neuem zu unterwerfen. 31 Jahre ſpäter (189 vor Chriſtus) traf daſſelbe Schickſal ihre Halbbrüder in Aſien, die Galater, auch dieſe wurden beſiegt und ihre Fürſten (Tetrarchen) wurden zinsbar; Dejotarus, für welchen Cicero die treffliche Vertheidigungsrede hielt, die wir noch beſitzen, war einer dieſer Fürſten in ſpätern Zeiten. Bald überſtieg der Ehrgeiz der Römer auch die Alpen; ſie hatten ſich Spanien unterworfen, und es mußte ihnen viel daran liegen, einen Weg zu Lande zu haben, um ihre Truppen bequem dorthin transportiren zu können. Durch die Beſiegung der Allobrogen und Arverner, welche letztere damals das herrſchende Volk in Gallien waren, unterwarfen ſich die Römer in den Jahren 128—122 den ſüdlichen Theil Galliens von den Alpen bis zu den Pyrenäen längs der See. Von der Pracht der Könige der Arverner wird uns keine geringe Beſchreibung gemacht; ſie hielten Dichter an ihrem Hofe, und ein großes Hoflager. Auch wird erzählt, daß ſie Hunde ſowohl zur Jagd als zum Kriege (wie die Spanier in Weſtindien) gehalten

hatten. Noch einmal ſchien das Schickſal die Rechte zu Boden getretener Völker durch die Hände kraftvoller Barbaren an Rom rächen zu wollen. Der Zug der Teutonen und Cimbern, germaniſcher Völker, bewegte Europa vom ſchwarzen Meere bis Spanien. Viele, beſonders galliſche Völker, von Alters her mit den Cimbern verwandt und gemiſcht, ſchloſſen ſich an, vier conſulariſche Heere wurden von ihnen nach einander vertilgt. Das weltbeherrſchende Rom zitterte vor einem Einbruche der Barbaren in Italien, da rettete Cajus Marius, ein Mann von geringer Abkunft, aber geprüftem Feldherrnruhme die römiſche Republik; in zwei mörderiſchen Schlachten bei Aix 102 vor Chr. und Verona 101 vor Chr. vernichtete er dieſe Nationen; ihre Weiber, nachdem ſie vergebens gebeten, ſie den veſtaliſchen Jungfrauen und ewiger Keuſchheit zu weihen, gaben ſich und ihren Kindern den Tod. Ihre Leichname düngten für lange Zeit jene Gegenden. Nur diejenigen dieſer Völker, die, den Ausgang erwartend, in Gallien zurückgeblieben waren, entrannen dem allgemeinen Verderben. Dreiundvierzig Jahre nach dieſer Begebenheit erhielt Cajus Julius Cäſar, der größte und ehrgeizigſte Feldherr ſeiner Zeit, die Statthalterwürde (das Proconſulat) über die Gallien benachbarten Landſchaften. Er beſchloß, ſich ganz Gallien zu unterwerfen, und führte dies innerhalb zehn Jahren, 58 — 49 vor Chr., durch acht ſehr blutige Feldzüge aus. Cäſar fand Gallien in viel Parteien zerriſſen; durch die Anfälle der Germanen, von denen ſich ein Haufen unter ihrem Könige Arioviſt (Ehrfeſt) jenſeit des Rheins niedergelaſſen hatte, geſchwächt; viele Völker, beſonders die Aduer, alte Bundesgenoſſen Roms, ihm geneigt. Sein großes Genie ließ ihn alle dieſe Vortheile auf das einſichtsvollſte benutzen. Er trat anfangs als Retter und Befreier der Gallier auf, indem er die auswandernden Helvetier in ihr Land zurückzukehren nöthigte, auch den Arioviſt nach Deutſchland zurücktrieb. Später bezwang er die wilden Belgen und trieb einige einwandernde deutſche Völker wieder zurück. Noch aber war der alte Kriegsſinn der Gallier keineswegs erloſchen, und hatten ſie auch nicht mehr den wilden Muth ihrer Vorfahren, ſo waren ſie deſto geſchickter in Kriegsſachen vieles leicht anzunehmen und nachzuahmen. Ihr Freiheitsſinn wurde empört, als ſie fortdauernd römiſche Truppen in ihrem Lande ſahen. So entſtanden häufige Inſurrectionen, welche, oft erſtickt, immer von neuem aufflammten. Die Gallier ſtritten tapfer für ihre Freiheit, und mehr als einmal erlitten die Römer empfindliche Verluſte, aber der letztern ausgebildete Kriegskunſt und Cäſars Genie und Glück trugen doch endlich (nach Aufopferung einer Million galliſcher Seelen) den Sieg davon. Der letzte allgemeine Anführer der Gallier, der tapfere Vercingetorix, mußte ſich im ſiebenten Feldzuge Cäſars, 52 v. Chr. in der Stadt Aleſia (jetzt Aliſe), einem Flecken nicht weit von Dijon, nachdem er eine der merkwürdigſten Belagerungen des Alterthums ausgehalten hatte, an die Römer ergeben. Einige ſpätere Verſuche waren fruchtlos und Cäſar vollendete die Unterjochung Galliens, mit deſſen Geld und Truppen er nachher ſich das ganze römiſche Reich unterwarf. Durch viele Colonien, Beamte, und indem nach und nach mehrere galliſche Staaten das römiſche Bürgerrecht erhielten, wurde die Herrſchaft der Römer in dieſem Lande immer ſicherer. Tiberius und Claudius unterdrückten die Religion der Druiden, die ſich mehr und mehr nach Britannien zog, wo dieſe Prieſter beſonders auf den kleinen Inſeln

an der engliſchen Küſte ihr geheimnißvolles Weſen trieben, von welchem ſich wunderbare und ſchreckende Sagen im Alterthum verbreiteten. (Ein beliebtes Thema zu Romanen in einer gewiſſen Periode der franzöſiſchen Literatur). Doch traf auch bald die Britannier das Schickſal, von den Römern beſiegt zu werden. Nach dem Ausſterben der Familie der Cäſarn verſuchten die Gallier noch einmal, mit Hülfe der Deutſchen wieder ihre Freiheit zu erlangen, aber vergebens. Sie blieben hierauf größtentheils ruhig und wurden nach und nach alle römiſche Bürger und völlig romaniſirt, ſo daß ſelbſt ihre alte Sprache, die celtiſche, durch einen verdorbenen lateiniſchen Provincialjargon verdrängt wurde, doch ſo, daß viele celtiſche Wörter, beſonders als Wurzeln, übrig blieben, woraus nachher vermiſcht mit einigen fränkiſch-deutſchen Worten, die jetzige franzöſiſche Sprache entſtanden iſt; denn um 486 bemächtigten ſich die Franken des größten Theils von Gallien und machten der römiſchen Herrſchaft in dieſem Lande völlig ein Ende. Die eigentliche alte celtiſche Sprache lebt noch am reinſten, wiewohl mannigfach geändert und modificirt in dem Gallic der Bergſchotten, oder der erſiſchen Sprache in Irland, ſo wie in vielen Wurzeln der lateiniſchen Sprache; die celtiſch-germaniſche Sprache (der Belger oder Cimbern) im heutigen Wallis, in Cornwallis und in Niederbretagne. ee.

Gallimathias, ſo viel als Wortgewirr, Unſinn, Kauderwälſch. Der Ausdruck ſoll von einem franzöſiſchen Bauer, Namens Mathias, herkommen, der über einen Hahn, lat. Gallus, einen Rechtshandel hatte. Sein Advocat, der vor Gericht nach damaliger Sitte lateiniſch ſprach, ließ dabei oft die Worte: Gallus Mathiae, der Hahn des Mathias, hören, verſprach ſich aber einigemal, und ſagte Galli Mathias, der Mathias des Hahns. Weil dies nun keinen vernünftigen Sinn gab, ſo nannte man nachher jeden ſinnloſen Vortrag einen Galimathias.

Gallizien oder Galicien, eine im Nordweſten von Spanien gelegene Provinz, welche den Titel eines Königreichs führt, meiſtens ein rauhes, feuchtes Clima, ein bergichtes, in der Mitte unfruchtbares, gegen die See zu aber an Weiden und gutem Wein fruchtbares Erdreich hat, und unter ſeine bedeutendſten Häfen Coruña und Ferrol zählt. Die Größe beträgt 650 Q. M., die Zahl der Einwohner 1,354,000. Der Oberſt Cadalhaſo ſchildert in ſeinen maroccaniſchen Briefen dieſe Einwohner alſo: „Sie ſind, trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens ihres Landes, ſtark und arbeitſam, ziehen in ganz Spanien herum, und ſuchen durch die beſchwerlichſten Arbeiten etwas Geld zu verdienen, das ſie alsdann mit nach Hauſe nehmen. Die Haltung ihrer Soldaten iſt nicht ſo glänzend, wie in den übrigen Provinzen, dafür aber halten ſie vortreffliche Mannszucht, und ſind durch Strapazen abgehärtet. Geduldig ertragen ſie Hunger und Durſt und paſſen ganz vorzüglich zum Dienſt der Infanterie. Mehrere Spanier und Franzoſen nennen die Einwohner dieſer Provinz die Gascogner Spaniens, und wirklich iſt die Ähnlichkeit, ſowohl in Hinſicht auf Lächerlichkeiten als Talent und Geiſt, zwiſchen beiden Völkern auffallend.“ Die Hauptnahrung im Lande iſt Fiſcherei und Schifffahrt; in neueren Zeiten hat man Leinwandfabriken. Man zählt hier ſieben Städte und ſechzig Flecken. Darunter zeichnen ſich aus Ferrol, la Coruña, Vigo, Orenſe, Lugo. Berühmt iſt San Jago de Compoſtella, in deſſen Dom der Körper des Apoſtels Jacob, des Schutzpatrons von Spanien, der hier zu-

erſt den chriſtlichen Glauben gepredigt haben ſoll, der Sage nach aufbewahrt iſt.

Gallo (Marzio Maſtritti, Marquis von), ehemals Botſchafter des Königs Ferdinand IV. von beiden Sicilien, in Wien u. a. a. O., dann Staatsminiſter in Neapel unter Joſeph Bonaparte und Joachim Murat. Ferdinand IV. gebrauchte ihn bei den ſchwierigſten Unterhandlungen während des Revolutionskrieges. Im Mai 1795 wurde er zum Premierminiſter an Actons Stelle ernannt, lehnte aber dieſen Antrag ab. Als der König von Neapel 1797 ſeine Vermittelung zwiſchen Öſterreich und Frankreich anbot, wohnte Gallo den Conferenzen zu Udine bei und unterzeichnete den 17ten Oct. zu Campo Formio den zwiſchen Ungarn und Böhmen und der franzöſiſchen Republik abgeſchloſſenen Frieden. Er erhielt zur Belohnung den Orden des goldenen Vließes. Sein Monarch benutzte abermals ſeine Dienſte 1798, 1799 und 1800 in verſchiedenen wichtigen Geſchäften mit Frankreich. In der Zwiſchenzeit hatte er einen Kampf mit Acton zu beſtehen, deſſen Syſtem der Strenge er ſich widerſetzte. Als ernannter Vicekönig von Sicilien erhielt er den Befehl, daſelbſt nur in Übereinſtimmung mit Acton zu handeln. Gegen Ende des J. 1802 ging er als Botſchafter des Königs beider Sicilien zur italieniſchen Republik und von da nach Frankreich. Bei der Krönung Napoleons zum König von Italien war er im Mai 1805 in Mailand gegenwärtig und den 21ſten September d. J. unterzeichnete er einen Vertrag mit Frankreich wegen Räumung des Neapolitaniſchen von den franzöſiſchen Truppen, welcher aber in dem Augenblick der Unterzeichnung ſchon gebrochen wurde. Nach der Landung der Ruſſen und Engländer in Neapel nahm er ſeinen Abſchied, mußte aber im Januar 1806, gleich nach der Rückkehr des Kaiſers, Paris verlaſſen. Als Joſeph Bonaparte den Thron von Neapel beſtieg, ward er von demſelben zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er begleitete ihn nach Bayonne, im Mai 1808, und ward Großdignitar des Ordens beider Sicilien. Auch unter Murat blieb er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Als ſolcher unterzeichnete er den 11ten Jan. 1814 den Allianztractat mit Öſterreich, worauf die Feindſeligkeiten zwiſchen England und Murat aufhörten. Hierauf unterzeichnete er den 3ten Febr. zu Neapel einen Vertrag mit Lord Bentink. Auch in der verwickelten Lage, in welche Murat durch ſeinen doppelten Abfall, erſt von Napoleon, dann von Öſterreich ſich gebracht hatte, blieb er dem König treu, und diente ihm mit Eifer. Den 18ten April 1815 begab er ſich nach Ancona, wohin bald nachher Murat ſeinen Rückzug nahm, dem er auf der Flucht folgte. Seitdem lebt er von Geſchäften ganz zurückgezogen.

Gallus (Cornelius), aus Gallien gebürtig, war ein Freund Virgils, der ſeine zehnte Ekloge an ihn richtete, und einer der glücklichſten Elegiendichter, nur von minder gefälligem Ausdruck als Tibull und Properz. Seine Gedichte ſind verloren gegangen, denn die ſechs Elegien, welche ihm beigelegt werden, ſind nicht von ihm, ſondern von einem ſpätern und geringern Verfaſſer.

Galmei iſt ein ſteinähnliches Zinkerz von brauner, gelber, grauer oder weißlicher Farbe, auch ziemlicher Feſtigkeit und Härte, das aber am Stahle keine Funken gibt. Es iſt ein Gemiſch von Zinkkalk, Thon und Eiſen, auch wohl bisweilen noch Kalkerde und Blei, und kommt nur in Flötzen vor. Seine Anwendung findet beſon-

gers bei Bereitung des Meſſings Statt; in der Arzneikunſt wird er vorzüglich wegen ſeiner trocknenden, zuſammenziehenden und heilenden Kraft als fein präparirtes Pulver bei Wunden zum äußerlichen Gebrauch, auch zu Salben, bei Augenentzündungen ꝛc. angewendet. Übrigens wird er in Deutſchland ſowohl (beſonders bei Goslar, Aachen und überhaupt in Weſtphalen), als auch in Spanien, England, Böhmen, Polen und beſonders im Herzogthum Limburg häufig gefunden.

Galuppi (Baldeſſaro), dieſer berühmte Tonkünſtler wurde Buranello genannt, von Burano, einer Inſel bei Venedig, wo er 1703 geboren wurde. Er lernte die Elemente ſeiner Kunſt zunächſt bei ſeinem Vater, nachher in dem Conſervatorio degli Incurabili. Der berühmte Lotti war ſein erſter Lehrer im Contrapunkt. Noch ſehr jung war er bereits ein fertiger Clavierſpieler und gab Proben ſeines Genies für die Compoſition. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als er auf dem Theater von Venedig ſeine erſte Oper: Gli amici rivali, aufführen ließ. Sie wurde ungünſtig aufgenommen; aber Galuppi wurde dadurch nicht abgeſchreckt, er war vielmehr bemüht, die ihm vorgeworfenen Fehler für die Folge zu vermeiden. Er machte ſo reißende Fortſchritte, daß er ſich in kurzem ſo zu ſagen aller Theater Italiens allein bemächtigte. Er wurde Capellmeiſter von St. Markus, Organiſt mehrerer Kirchen und Lehrer am Conſervatorio degli Incurabili. In einem Alter von 63 Jahren ward er als erſter Capellmeiſter mit einem Jahrgehalt von 4000 Rubeln, wozu noch freie Wohnung und Equipage kam, nach St. Petersburg berufen. Die erſte Oper, die er hier von ſeiner Compoſition gab, war Didone abbandonata. Nach der erſten Vorſtellung machte ihm die Kaiſerin ein Geſchenk mit einer goldenen mit Diamanten beſetzten Doſe und tauſend Ducaten, welche, wie ſie ſagte, Dido ihm in ihrem Teſtamente legirt habe. Im Jahr 1768 kehrte er nach Venedig in den Schooß ſeiner Familie zurück, zugleich um ſeine dortigen Ämter wieder zu verwalten. Vor ſeiner Abreiſe von St. Petersburg gab er noch die Oper Iphigenia in Tauris. Doctor Burney lernte ihn 1770 in Venedig kennen, er war noch voll Thätigkeit und Phantaſie, Vater einer zahlreichen und begüterten Familie und ſetzte ſeine Arbeiten ohne Unterbrechung bis an ſeinen Tod fort, welcher im Januar 1785 erfolgte. Man behauptet, daß der Geiſt, Geſchmack und Ideenſchwung, welche er in ſeinen letzten Opern und Kirchenmuſiken entfaltet, alles, was er früher herausgegeben, bei weitem übertreffe. Einzelne Mängel in Anſehung der Reinheit der Compoſition werden durch die Originalität der Ideen und die Schönheit der Melodien hinlänglich aufgewogen. Seine Opern, deren Zahl ſich beinahe auf 50 beläuft, gehören faſt alle zur komiſchen Gattung, die er beſonders liebte, und in der er unerſchöpflich an Wendungen und Einfällen war. Aber auch ſeine heroiſchen Opern und ſeine Kirchencompoſitionen enthalten Arien und Chöre voll Feuer und Ausdruck. Gedruckt iſt von ihm nichts als der Clavierauszug von der Oper Il mondo alla rovescia, Leipzig 1752 und vier Symphonien, ebendaſ. 1760. M.

Galvani (Aloiſio), geb. zu Bologna im J. 1737, ſtudirte mit Erfolg die Medicin, und trat mit Auszeichnung in dieſe Laufbahn, indem er 1762 eine Theſis über die Natur und Bildung der Knochen vertheidigte. Mit beſonderer Vorliebe widmete er ſich der Anatomie und Phyſiologie. Bald bekam er den Auftrag, die Ana-

temie in dem berühmten Inſtitut ſeines Vaterlandes zu lehren, und gab ein Memoire über die Uringefäße der Vögel heraus, welcher Gegenſtand um ſo intereſſanter iſt, da dieſelben keine Urinblaſe haben. Der Beifall, den dieſe Schrift erhielt, führte ihn zu dem Entſchluß, die vollſtändige Phyſiologie der Vögel zu bearbeiten; allein er beſchränkte ſich auf eine Unterſuchung der Gehörwerkzeuge, die bei ihnen ſo zart gebaut ſind. Der Zufall führte ihn hierauf zu der Entdeckung mehrerer Phänomene, die einen neuen Zweig der mediciniſchen Phyſik bilden und von den Gelehrten nach ihrem Erfinder Galvanismus benannt worden ſind. (S. d. folg. Art.) Auf einer Reiſe, die er nach Sinigaglia und Rimini machte, war er auch ſo glücklich, der Urſache der bei dem Krampffiſche ſich zeigenden electriſchen Phänomene auf die Spur zu kommen und ſchrieb eine gelehrte Abhandlung darüber. Einfach in ſeinen Sitten und Wünſchen und mit einem natürlichen Hang zur Melancholie, mied er zahlreiche Geſellſchaften. Der Verluſt ſeiner geliebten Gattin machte ihn troſtlos. Er zog ſich aufs Land zurück, um in ſeinem Schmerz nicht geſtört zu werden, pries ihre Tugenden in rührenden Verſen, und ſtarb nicht lange darauf den 5ten Dec. 1798. In Rom wurde eine Medaille mit ſeinem Bildniſſe geſchlagen.

Galvanismus. In dem Hörſale **Galvani's** zu Bologna ſtand eine Electriſirmaſchine, aus welcher einer ſeiner Zuhörer zufälliger Weiſe Funken lockte, während ein anderer einen Froſch präparirte und die Schenkelnerven deſſelben entblößt hatte. Bei jedem Funken gerieth der Froſchſchenkel in Zuckungen. Galvani glaubte in dieſer ſonderbaren und damals ganz neuen Erſcheinung einen Fingerzeig zu ſehn, daß die Electricität das Mittel ſey, welches die Muskelbewegung hervorbringe. Er verfolgte daher dieſe Verſuche mit präparirten Fröſchen eifrig verſuchte auch atmoſphäriſche Electricität auf ſie einwirken zu laſſen, wiederholte die Verſuche, welche glückten, mit präparirten Muskeln anderer, zum Theil lebender Thiere, und zog aus allen dieſen Verſuchen folgendes Endreſultat: Jeder Muskel des thieriſchen Körpers ſey eine electriſche Batterie im Kleinen, und jede Muskelfaſer ſtelle eine Kleiſtiſche Flaſche vor, deren Innerem die Nervenfäden Electricität zuführen. Dieſe Electricität werde während des lebenden Zuſtandes ununterbrochen in dem Gehirne erzeugt, ſtröme von dort durch die Nerven dem Innern der Muskeln zu, und lade ſie, welche Ladung ſie auch nach Tödtung des Thieres eine Zeit lang behalten ſollen. Werden die äußern Theile des Muskels und der Nerve durch einen oder mehrere die Electricität leitende Körper in Verbindung geſetzt, ſo entlade ſich dieſe thieriſche Electricität; und ſo wie eine gläſerne Verſtärkungsflaſche beim Entladen erſchüttert werde und töne, ſo komme auch der Muskel durch das Entladen zum Zucken. Galvani nannte daher das Wirkungsmittel in dieſen ſeinen Verſuchen **thieriſche Electricität**, und machte ſie zuerſt im J. 1791 in ſeinem Werke über die Muskelbewegung bekannt. Der berühmte Phyſiker **Volta** aus Como, Profeſſor der Phyſik zu Pavia im Mailändiſchen, zeigte indeß bald durch entſcheidende Verſuche, daß Galvani, durch vorgefaßte Meinung und unvollſtändige Verſuche verführt, eine völlig unhaltbare Lehre aufgeſtellt habe, und daß es keine thieriſche Electricität gebe, wie er ſie ſich gedacht hatte. Sind Nerv und Muskel des präparirten Froſches ganz rein und blutleer, und ſetzt man ſie durch einen Metallbogen, der durchgängig gleichartig iſt, mit einander in Be-

rührung, ſo erfolgt keine Zuckung, obgleich auch in dieſem Falle die thieriſche Electricität des Muskels entladen werden müßte. Wenn man dagegen zwei Stellen des entblößten Nerven mit verſchiedenartigen Metallen berührt, z. B. mit Silber und mit Eiſen, ſo erfolgt im Augenblicke, in welchem man dieſe in Berührung ſetzt, heftige Muskelbewegung, indeß ſie nach Galvani's Theorie in dieſem Falle nicht erfolgen ſollte, da man bloß zwei Stellen des Leiters, der zum innern Belege der Muskeln führt, in leitende Verbindung geſetzt hat. Eben ſo erfolgen Zuckungen, wenn der entblößte Muskel mit dem einen, und eine Stelle des Nerven mit dem andern der beiden verſchiedenartigen, einander berührenden Metalle berührt werden. Nach dieſen Verſuchen ſchien das Agens aus den verſchiedenartigen Metallen zu entſpringen, und dem zu Folge nannten Einige dieſes Agens Metallreiz. Es gelang indeß Hrn. Volta darzuthun: 1. daß, wenn man durch den Nerven eines friſch präparirten Froſchſchenkels eine ſo geringe Quantität von Electricität durchſtrömen läßt, welche das empfindlichſte Electrometer noch nicht in Bewegung zu ſetzen vermag, doch der Schenkel durch ſie in heftige Zuckungen verſetzt wird; und 2. daß, ſo oft zwei verſchiedenartige Metalle mit einander in Berührung gebracht werden, durch dieſe Berührung ihr electriſches Gleichgewicht aufgehoben, und das eine poſitiv, das andere negativ electriſch wird. Und daraus ſchloß er mit Recht, die, durch zwei verſchiedenartige ſich berührende Metalle erregte Electricität ſey es, welche bei ihrem Durchſtrömen durch den entblößten Schenkelnerven des Froſches dieſen in Zuckungen bringe, ſo lange die Reizbarkeit des Froſchpräparats nach dem Tode noch nicht ganz erloſchen iſt. Galvani's vorgebliche thieriſche Electricität, oder was Andere Galvanismus genannt hatten, ſey alſo nichts anders als Electricität, auf eine neue, bis dahin ganz unbekannte Art, nämlich in der Berührung zweier verſchiedenartigen Metalle, oder überhaupt zweier Leiter erregt. Galvaniſche Electricität iſt daher auch der ſchicklichſte Name für ſie. Verhältnißmäßig die ſtärkſte Electricität erregen in ihrer Berührung Zink und Silber, daher man dieſe Metalle, oder in Ermangelung des Silbers Zink und Kupfer, zu Erregern bei den Galvaniſchen Verſuchen zu nehmen pflegt. Die Wirkungen, welche zwei ſolche Erreger hervorbringen, machen den einfachen Galvanismus aus. Der Entdecker des verſtärkten Galvanismus iſt Volta. Nimmt man mehrere Paare ſolcher Erreger, z. B. Zink- und Kupferplatten von gleicher Größe, wo in jedem der Zink nach einerlei Seite, z. B. unten, das Kupfer oben liegt, und baut aus ihnen eine Säule auf, indem man jedes Plattenpaar mit dem nächſt folgenden durch einen poröſen in Salzwaſſer oder in ſehr verdünnter Säure getränkten Körper (z. B. Platten von Pappe oder Tuch) verbindet, ſo zeigt eine ſolche Säule an ihren Enden in dem Grade, in welchem der Plattenpaare mehrere ſind, ſtärkere electriſche Spannungen als ein einzelnes Plattenpaar; z. B. eine Säule von 100 Plattenpaaren an dem Zinkende eine 100 Mal ſtärkere poſitive, und man dem Silberende eine 100 Mal ſtärkere negative Electricät, als ein einziges Plattenpaar. Man nennt eine ſolche Säule die electriſche Säule, oder zur Ehre ihres Erfinders die voltaiſche Säule. Dem Apparate laſſen ſich noch andere Geſtalten geben; dahin gehören der Becher-Apparat, der galvaniſche Trog-Apparat, der Zellenapparat u. dgl. m. Man hat ſie in

außerordentlichen Größen ausgeführt, z. B. von 2000 Plattenpaaren Zink und Kupfer, auch von ſehr großen Flächen. Volta nennt alle dieſe Apparate Electromotore; Andere haben ſie Galvaniſche Batterien genannt. Sie geben eine Menge überraſchender Erſcheinungen electriſcher, chemiſcher und phyſiologiſcher Natur, durch welche nicht bloß unſere electriſchen, ſondern auch unſere chemiſchen Kenntniſſe in den letzten zehn Jahren außerordentlich erweitert worden ſind. Wer ſich von dieſen wundervollen Erſcheinungen und ihren Geſetzen einige Kenntniſſe verſchaffen will, muß ſie aus den Lehrbüchern der Phyſik ſchöpfen, und wir können dazu als das klarſte und gedrängteſte Gilberts Grundriß der Naturlehre, Leipzig 1813, empfehlen. Hier können nur einige der vorzüglichſten angedeutet werden. Berührt jemand die beiden Enden der Säule mit ganz trockenen Händen, ſo empfindet er nichts, indem das nicht leitende Oberhäutchen der Haut, wenn es trocken iſt, die Einwirkung verhindert. Hat er die Zeigefinger der beiden Hände genäßt und berührt mit dem einen das Zinkende, mit dem andern das Kupferende der Säule, ſo erhält er einen Schlag, der bis über die Handwurzel hinausgeht. Hat er beide Hände mit Salzwaſſer gehörig genäßt, faßt mit ihnen große Metallſtäbe und berührt mit dieſen die beiden Enden der Säule, ſo gehn die Schläge bis in die Schultern und er iſt unvermögend, die Arme ſtill zu halten. Bringt man das eine Ende der Säule mit einem Theil des Kopfes in Berührung, während man mit naſſer Hand das andere Ende der Säule berührt, ſo ſieht man Blitze vor den Augen und fühlt auf der Zunge einen Geſchmack. Führt man von den beiden Enden der Säule Gold- oder Platindrähte in ein Gefäß mit Waſſer, ſo wird das Waſſer ſogleich in die beiden gasförmigen Körper zerſetzt, aus denen es beſteht. Haben die Platten große Oberflächen, und iſt die Anzahl der Platten nicht unbedeutend, ſo entſteht in dem Augenblicke, in welchem man die beiden Enddrähte mit einander in Berührung bringt, eine ſo ungeheure Hitze, daß ſehr kleine Metallmaſſen, z. B. Gold- und Silberblättchen, Eiſen- und ſelbſt Platindraht, dadurch nicht bloß geſchmelzt, ſondern ſelbſt mit dem hellſten, zum Theil farbigen Lichte verbrannt werden. Kohlenſtreifen laſſen ſich auf dieſe Art unter Waſſer weißglühend machen. Durch die Kraft mächtiger Galvaniſcher Apparate ſind von Davy in London zuerſt die Alkalien und Erden zerſetzt, und die Metalle, aus denen dieſe Körper beſtehn, dargeſtellt worden u. dgl. m. U.

Gama (Vasco da). Das große, für den Gang des Handels, und ſelbſt für die Cultur und die Staatenverhältniſſe Europa's hochwichtige Ereigniß der Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien ſichert dem Namen des Mannes, der zuerſt dieſen neuen Handelsweg zu Indiens Schätzen befuhr, und den erſten Grund zu Portugals Handelsmacht in dem indiſchen Meere legte, ſeine weltgeſchichtliche Wichtigkeit. Vasco da Gama ward geboren zu Sines, einer kleinen Seeſtadt in Portugal, und ſtammte aus einem edlen Geſchlechte. Als der Zögling Heinrichs des Seefahrers, deſſen Kenntniſſen und warmem Eifer Portugal ſeine glänzendſte Zeit verdankte, König Emanuel der Glückliche, den Thron beſtiegen hatte, übernahm er mit dem Erbe der Herrſchaft auch die von ſeinem Vorfahr, Johann dem Zweiten, eifrig vorbereitete Ausführung des großen Gedankens, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das Bartholomäus Diaz im Jahre 1486 entdeckt und

glücklich umſchifft hatte, nach Indien zu reiſen. Im zweiten Jahre ſeiner Regierung rüſtete er vier, nur mit 160 Soldaten und Seeleuten bemannte Schiffe aus, zu deren Befehlshaber er den Vasco da Gama ernannte, deſſen Muth und Klugheit ſchon lange erprobt waren. Emanuel übergab ihm feierlich die Fahne, die er mitnehmen ſollte; es war das Kreuz des Chriſtordens, deſſen Großmeiſter Heinrich der Seefahrer geweſen, darauf geſtickt. Vasco ſchwur auf die Fahne ſeinen Eid. Am 9ten Juli 1497 beſtieg er das Admiralſchiff, das den Namen des heiligen Gabriel führte und 120 Tonnen hielt. Vasco's Bruder, Paul, hatte den Oberbefehl über das zweite, und Nicolaus Coelho über das dritte Kriegsſchiff. Das vierte, eine Barke mit Lebensmitteln, führte Gonzalo Nuñez, ein Diener Gama's. Am 20ſten November umſchiffte Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, in den erſten Tagen des Jahres 1498 kam er an die Oſtküſte von Afrika, und am 1ſten März lief er in den Hafen von Mozambique ein, wo ſeine Mannſchaft in große Gefahr gerieth, als verlautete, daß die angekommenen Fremdlinge Chriſten wären. Sein Geſchütz rettete ihn. In Mombaza ward er eben ſo feindlich behandelt, aber deſto freundlicher nahm ihn der König von Melinde auf, der ihm verſprach, mit den rückkehrenden Schiffen einen Geſandten an den König von Portugal abzuſchicken. Der Admiral nahm von Melinde einen, der Schifffahrt ſehr kundigen Mohammedaner aus Guzerat und einen erfahrenen Piloten mit, und gerade auf die Küſte von Malabar ſteuernd, kam er im Mai, zu Anfang des Winters dieſer Weltgegend, in Calcutta an, wo der mächtige Beherrſcher des Landes, den man Zamorin, d. i. Oberkönig oder Kaiſer, nannte, ſeinen Sitz hatte. Die Stadt war von Hindus bewohnt, und wurde ſehr häufig von mohammedaniſchen Kaufleuten beſucht. Als Gama dem Fürſten Nachricht von ſeiner Ankunft gegeben, ſandte dieſer ihm einen kundigen Piloten, um die Fremdlinge in den Hafen zu bringen. Die Portugieſen ſtiegen ans Land, da geſellte ſich ihnen ein Maure aus Tunis zu, Namens Monzaide, der erſt ſeit kurzem in Calcutta wohnte, und, in ſpaniſcher Sprache ſich mit ihnen unterhaltend, ſeiner Freundſchaft ſie verſicherte. Er hielt Wort, und eröffnete dem Zamorin, die Fremdlinge gehörten zu einem tapfern und mächtigen Volke des fernen Abendlandes, das Freundſchaft mit ihm anknüpfen und mit ſeinen Unterthanen Handel treiben wollte. Am dritten Tage nach ſeiner Ankunft ward Gama durch einen Katual (Befehlshaber) zu dem Zamorin eingeladen. Er ging mit zwölf ſeiner Gefährten, und gab ſeinem Bruder Paul Befehl, die Nachricht von der glücklichen Entdeckung nach Portugal zu bringen, wenn er ſelber in dem fremden Lande umkommen ſollte. Vasco und des Zamorin Abgeordneter wurden in Tragſeſſeln (Palankinen) von ſchnellfüßigen Malabaren leicht und ſicher getragen. Der Zamorin, auf einem prächtig geſchmückten Lager ruhend, empfing den Portugieſen freundlich, und nahm das Schreiben des Königs Emanuel aus Vasco's Hand. Dieſe günſtige Aufnahme machte die mohammedaniſchen Kaufleute beſorgt, welche ſich in dem Lande des Zamorin niedergelaſſen hatten, und in den kühnen Fremdlingen gefährliche Störer ihres Handels zu finden fürchteten. Sie erweckten Argwohn bei dem Fürſten, indem ſie die Beſorgniß äußerten, daß die Fremdlinge, die bittend ſich ihm nahten, bald mit Waffenmacht ſein Land angreifen würden. Man überredete ihn ſogar, die verwegenen Seefahrer wären Räuber, aber

nicht Abgeſandte. Der Zamorin verrieth dieſen Verdacht laut, als Gama wieder vor ihm erſchien. Der portugieſiſche Befehlshaber antwortete mit ſo viel Würde und Feſtigkeit, daß der Fürſt überraſcht ihn anhörte, und dem großherzigen Fremdlinge mehr, als den Einflüſterungen ſeiner Rathgeber traute. Er bat die Portugieſen, auf ihre Schiffe zurückzukehren, und verſprach, unterdeſſen eine befriedigende Antwort an den König Emanuel zu entwerfen. Aber Gama's Feinde machten einen neuen Anſchlag. Sie nahmen ſieben Portugieſen gefangen, und weder Bitten noch irgend eine gelinde Maßregel konnte ſie bewegen, die Gefangenen frei zu laſſen. Einige Fiſcherkähne der Eingebornen gingen indeß in die See. Da ließ Gama Jagd auf ſie machen, und zwanzig Fiſcher wurden gefangen. Darauf ließ er ſogleich die Segel aufziehen, als ob er hätte abreiſen wollen. Dies wirkte. Der Zamorin ſchickte die Gefangenen zurück, und die Nachſtellungen, welche die Portugieſen von ſeinen Unterthanen erfahren hatten, entſchuldigend, ſandte er dem Oberbefehlshaber den Brief an den König Emanuel. Gama reiſ'te ab. Monzaide, der in Portugal ein Chriſt werden wollte, begleitete ihn freiwillig, und wider Willen mußten einige der gefangenen Indianer mit ihm reiſen; denn nicht alle wurden zurückgegeben, damit man dieſen Fremdlingen die Heimath zeigen könnte. Ehe aber Gama aus dem indiſchen Meere ſegelte, ließ er durch Monzaide dem Zamorin ſchreiben, er wolle die Gefangenen nicht aus Rache für die erlittenen Kränkungen entführen, ſondern ſie ſollten gleichſam ein Unterpfand ſeyn, daß er eines Tages mit ihnen zu Indiens Küſten zurückkehren werde, wenn ſein König ſie geſehen und aus ihrem Munde genauere Nachrichten von ihrer Heimath erhalten hätte, wogegen ſie ihrem Fürſten Kunde von Portugal bringen könnten. Auf der Rückkehr beſuchte Gama wieder den König von Melinde, den erſten Bundesfreund der Portugieſen im Morgenlande, der die Fremdlinge auch diesmal wohlwollend aufnahm. Nicolaus Coelho ſegelte den übrigen Schiffen voran und erſchien zuerſt im Hafen von Liſſabon, wo bald nachher auch Vasco da Gama einlief, als er ſeinen Bruder Paul, der an einer Krankheit geſtorben war, auf der Inſel Tercera begraben hatte. Zwei Jahre und zwei Monate hatte er auf ſeiner Reiſe zugebracht, und von 160 Gefährten, die er mitgenommen, kehrten nur 55 mit ihm zurück. Nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt brachte er eine ganze Woche mit Andachtsübungen in dem Kloſter zu, welches der Infant Heinrich erbaut hatte. Der König ſandte einige der erſten Männer von ſeinem Hofe zu ihm, um ihn begrüßen zu laſſen, und als Vasco darauf ſeinen feſtlichen Einzug in die Stadt hielt, wurden ihm zu Ehren allerlei öffentliche Luſtbarkeiten angeſtellt. Emanuel ertheilte allen Gefährten des kühnen Seefahrers würdige Belohnungen, und Vasco ſelber erhielt für ſich und ſeine Nachkommen den Ehrentitel Dom, die Würde eines Admirals der öſtlichen Meere und 3000 Ducaten Einkünfte; ein Theil des Reichswappens ward in ſein Geſchlechtswappen geſetzt, und ihm erlaubt, bei jeder Reiſe nach Indien 200,000 Cruſados auf eigenen Gewinn einzulegen. Einige Zeit nachher verlieh er ihm noch die Würde eines Grafen von Vidigueira. Der Erfolg dieſes Unternehmens war ſo glücklich und verſprach ſo glänzende Vortheile, daß alle Gegner der Entdeckungsreiſen umgeſtimmt wurden, und bald nach Gama's Rückkehr ſandte der König Emanuel ein neues Geſchwader von dreizehn Segeln unter Pedro Alvarez Cabral

nach Indien. Es wurden Bündniſſe und Handelsverträge mit indianiſchen Fürſten abgeſchloſſen, und Cabrals Geſchwader kam, ſo wie ein kleineres unter Juan Coelho, mit reichen Waarenladungen nach Portugal zurück. Es erwachte nun unter allen Ständen der regeſte Eifer, bei dem Handel nach Indien zu gewinnen, und der Hafen von Liſſabon füllte ſich immer mehr mit fremden Schiffen, welche die Waaren des Morgenlandes abholten. Der König rüſtete ein neues Geſchwader von zwanzig großen Schiffen aus, mit welchem Vasco da Gama, der den Oberbefehl über dieſelben erhielt, im März des Jahres 1502 zum zweitenmale nach Indien reiſ'te. Als er auf dieſer Fahrt den König von Quiloa, der bisher die portugieſiſchen Seefahrer feindlich behandelt hatte, zinsbar gemacht hatte, ſteuerte er gegen die indiſche Küſte, wo er die durch Cabral geſchloſſene Verbindung mit den Königen von Kananor und Kochim, welche gegen den Zamorin aufgebracht waren, noch mehr befeſtigte. Der Zamorin hatte ſeit Gama's erſter Reiſe ſeine feindſeligen Geſinnungen gegen die Europäer noch auffallender verrathen, und es waren zwei Jahre vorher, während Cabrals Anweſenheit in Indien, vierzig Portugieſen in Calcutta getödtet worden, als das Volk, durch die Ränke der Mohammedaner aufgereizt, das Factoreihaus der Fremdlinge ſtürmte. Vasco da Gama, der ſchon gleich bei ſeiner zweiten Ankunft in dem indiſchen Meere Gelegenheit gefunden hatte, durch Verbrennung eines arabiſchen Schiffes Rache zu üben, beſchloß, den Zamorin noch härter zu züchtigen. Er erſchien an der Küſte von Calcutta, und, die friedlichen Vorſchläge des beſtürzten Königs nicht achtend, griff er die Schiffe an, welche im Hafen lagen, und ließ die Stadt beſchießen. Die Kugeln ſeines Geſchützes verbreiteten Schrecken und Verwüſtung in der Stadt. Zugleich ließ er mehr als dreißig gefangene Araber an die Segelſtangen aufhängen, ſchickte darauf die abgeſchnittenen Köpfe, Hände und Füße derſelben dem Könige, und ließ die verſtümmelten Leichname ins Meer werfen, damit die Wogen auch ſie ans Ufer brächten. Als er dieſe Rache genommen, beſuchte er mit ſeinem Geſchwader den verbündeten König von Kochim, wo er Abgeordnete von den in der Nachbarſchaft wohnenden Anhängern des chriſtlichen Glaubens, den ſogenannten Thomaschriſten, erhielt, welche ihn um Schutz und Beiſtand gegen die Heiden baten. Während er in Kochim beſchäftigt war, Waaren zu laden, erſchien vor ihm ein angeſehener Bramine, von zwei Verwandten begleitet, und verrieth den Wunſch, mit ihm nach Portugal zu reiſen, um ſich im chriſtlichen Glauben unterrichten zu laſſen. Einige Tage nachher wußte der Bramine den portugieſiſchen Anführer durch ſcheinbare Gründe zu überreden, daß durch ſeine Vermittelung die Streitigkeiten der Portugieſen mit dem Zamorin vortheilhaft ausgeglichen werden könnten. Gama ließ ſich deſto leichter täuſchen, da der Bramine ſeinen Sohn und ſeinen Neffen ihm als Unterpfänder ſeiner Aufrichtigkeit übergab. Er übertrug den Oberbefehl über das Geſchwader einem erprobten Anführer, und ſegelte mit dem größten ſeiner Schiffe und einer Karavelle nach Calcutta, in der Hoffnung, ſich unterwegs mit Vincent Sodre, der die Abgeordneten der indiſchen Chriſten in ihre Heimath zurückgebracht hatte, zu vereinigen. Der Bramine ſtieg ans Land, unter dem Vorwande, die Unterhandlung mit dem Zamorin einzuleiten; und um die Portugieſen deſto ſicherer zu machen, kam er einigemale mit Vorſchlägen und Antworten zurück. Eines Tages aber erſchie-

nen plötzlich hundert wohlbewaffnete Fahrzeuge, umringten das Schiff des betrogenen Gama, und verſuchten kühn, es zu verbrennen. Aber ſchnell ließ Gama die Ankertaue kappen, und als er ſich von dem Brandſchiffe losgemacht hatte, blieb dieſes unter den feindlichen Fahrzeugen zurück, welche, während ſie auszuweichen ſuchten, in eine Unordnung geriethen, die das Geſchütz der Portugieſen noch vermehrte. Vincent Sodre, der bei Gama's Ankunft eben abgeſegelt war, kam auf des Admirals Befehl zurück, und die vereinigten Geſchwader machten einen tapfern Angriff auf die Feinde, die nach einigem Verluſte entflohen. Im Angeſicht der Stadt wurden die Geiſeln, welche der verrätheriſche Bramine gegeben, an die Segelſtangen aufgehängt, und darauf die Leichen in eine Barke gelegt mit einem Briefe an den Zamorin, worin man ihn bat, dies Geſchenk zum Danke für die Liſt ſeines Boten anzunehmen. Gama kehrte alsdann nach Kochim zurück, und als er dort eine Factorei eingerichtet hatte, ſegelte er mit zehn Schiffen nach Kananor. Das Geſchwader des Königs von Calcutta, aus 29 Schiffen beſtehend, kam ihm entgegen. Man rüſtete ſich zum Kampfe. Gama ließ die leichteſten Schiffe gegen zwei feindliche Fahrzeuge, die ſich von den andern entfernt hatten, voranſegeln, und es wurden dieſe ſo muthvoll angegriffen, daß ſie faſt ſchon in der Gewalt der Portugieſen waren, als der Admiral mit den andern Schiffen ankam. Die übrigen feindlichen Schiffe flohen. Unter der reichen Beute, welche die Portugieſen mit den beiden eroberten Fahrzeugen gewannen, war auch ein koſtbares Götzenbild aus lauterem Golde, mehr als 30 Pfund ſchwer, von abentheuerlicher Geſtalt. Der ſiegreiche Gama trat darauf die Rückreiſe nach Liſſabon an, wo er mit reich beladenen Schiffen ankam. Bei ſeinem feierlichen Einzuge ward in einem ſilbernen Becken der Tribut des Beherrſchers von Quiloa vor ihm hergetragen, woraus König Emanuel eine koſtbare Monſtranz machen ließ, welche er dem prächtigen Kloſter zu Belem (Bethlehem) ſchenkte, das er, ſtatt der von Heinrich dem Seefahrer errichteten kleinen Capelle, erbaute, um das Andenken des großen Urhebers der neuen Länderentdeckungen zu verewigen. Franz de Almeida und der große Alfonſo de Albuquerque hatten Portugals Macht in Indien glorreich befeſtigt, als der ehrenvoll ergraute Vaſco da Gama von Emanuels Nachfolger, Johann dem Dritten, noch einmal auf den Schauplatz ſeiner ruhmvollen Thaten geſandt ward, wo, was er geſäet hatte, ſchon reiche Früchte trug. Er ſollte als Vicekönig die Verwaltung der Anſiedelungen übernehmen, welche ſchon vom perſiſchen Meerbuſen bis zu den moluckiſchen Inſeln reichten. Der edle Greis gehorchte dem Befehle des Königs, und ſchwur feierlich, daß er nicht aus irgend einer eigennützigen Abſicht, nicht aus ſtolzem Dünkel die Stelle angenommen hätte; daß er Gerechtigkeit handhaben und des Königs Gebote beobachten, daß er in der Wahl der Beamten nicht ſeine Verwandten und Freunde, ſondern des Königs treue Diener und jeden verdienſtvollen Mann vorziehen, und ſtets Beſtechungen verſchmähen wollte. Vaſco gab ein Manneswort, das er in der kurzen Zeit ſeiner Verwaltung treulich erfüllte. Er ſegelte mit einem Geſchwader von vierzehn Fahrzeugen im Jahre 1524 aus Portugal. Nach einer nicht ganz glücklichen Fahrt, auf welcher einige ſeiner Schiffe untergingen, kam er in das Meer von Kambaja. Die See war ruhig, es herrſchte völlige Windſtille, da

fingen die Schiffe plötzlich an zu ſchwanken. Alle hielten ſich für verloren, jeder wollte ſich retten, als Vasco erkannte, daß dieſe ſonderbare Bewegung des Meeres die Wirkung eines Erdbebens war. — Der Vicekönig beſuchte gleich nach ſeiner Ankunft einige kleine Anſiedelungen, und traf kräftige Vorkehrungen zum Schutze derſelben und zur Erhaltung des Anſehens der portugieſiſchen Waffen unter den Eingebornen, aber mitten unter den Siegen, welche ſeine Geſchwader erfochten, als er kaum drei Monate ſein Amt verwaltet hatte, erlag er den Schwächen des Alters, und am 24ſten Dec. 1524 ſtarb er zu Goa. R.

Gambe (ital. Viola di Gamba, franz. auch Basse de Viole genannt), Beingeige, ein Saiteninſtrument, deſſen Bauart, Ton und Behandlung viel Ähnlichkeit mit dem Violoncell hat, nur daß bei jener ſechs, wohl auch ſieben Saiten ſich befinden; die Stimmung von der Höhe nach der Tiefe zu iſt D, G, c, e, a, $\overline{d}$. Es iſt zuerſt in England aufgekommen (daher auch die engliſchen wegen ihres ſchönen Klanges immer den Vorzug behalten haben), nachher aber in Italien, Frankreich und Deutſchland eingeführt worden, wo es, beſonders bei den Franzoſen, viel Liebhaber und Virtuoſen gefunden hat. Bei Concerten diente dieſes Inſtrument ehedem ſehr zur Verſtärkung des Baſſes; allein ſeitdem man dem Violoncell mehr Vollkommenheiten gegeben hat, iſt jenes ziemlich außer Gebrauch geſetzt worden. Einer der berühmteſten deutſchen Gambiſten war Ernſt Chriſtian Heſſe. Man hat übrigens auch ein Orgelregiſter, welches dieſen Namen führt, auch gibt es eine beſondere Art von Clavier unter dem Namen Gambenwerk oder Geigen-Clavicymbel, wo vermittelſt eines angebrachten Rades zehn bis zwölf kleinere Räder, welche mit Pergament überzogen, und mit Colophonium beſtrichen ſind, in Umtrieb geſetzt, und dadurch die mit denſelben in Verbindung ſtehenden metallenen Saiten ſtark oder gelind, je nach dem man das Clavier anſchlägt, angegeben, und auf eben die Art, wie die Saiten der Violine von dem Bogen geſtrichen werden; daher auch der Name Geigenwerk. Der Erfinder war zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts Hans Hayden, ein nürnbergiſcher Tonkünſtler (geſt. 1613), welcher auch über die Verfertigung deſſelben ein Privilegium vom Kaiſer Rudolph II. erhielt. Nachher ſind (ungefähr ums J. 1750) von Matth. Riſch zu Ilmenau wieder dergleichen Inſtrumente gefertigt worden.

Ganerben (von dem alten Wort Gan, gemein, und Erben d. i. Herren) hießen in dem mittleren Zeitalter, beſonders in den Zeiten des Fauſtrechts, diejenigen Familien, welche ſich zur gemeinſchaftlichen Beſchützung und Vertheidigung ihrer Güter in einem gemeinſchaftlichen Schloſſe (Ganerbenſchloß oder Haus) vereinigten, wobei ſie zugleich unter einander über den Mitbeſitz jener Güter übereinkamen und ihre Gränzen beſtimmten, welche Verträge der Burgfriede genannt wurden. In der Folge, als nach und nach das Fauſtrecht aufhörte, erloſchen auch allmählig die Ganerbiade, und nur in einigen Gegenden bezeichnet der Name Ganerbe einen Miterben oder Mitbeſitzer, der mit andern an einem Gute Antheil hat.

Gang (Bergbau), iſt eine aus flächenähnlichen Spalten beſtehende beſondere Lagerſtatt der Foſſilien, welche mit einer von der

Gebirgsmaſſe mehr oder weniger verſchiedenen, in Lagen getrennten Maſſe angefüllt iſt, deren Breite im Verhältniß gegen ihre Ausdehnung in die Länge und Tiefe ſehr gering iſt, und die zwar in den Gebirgsmaſſen, welche ſie jederzeit unter gewiſſen Winkeln durchſchneidet, vorkommt, aber nicht unmittelbar zu denſelben gehört, auch auf eine ganz verſchiedene Art ihr Daſeyn erhalten hat. Die Mächtigkeit der Gänge ſteigt von ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll bis zu 2, 3, 4, 14, 18, 20 bis 30 Lachtern. Iſt die Mächtigkeit der Gänge ſchmaler als $\frac{1}{2}$ Zoll, ſo werden ſie in Sachſen Klüfte genannt. Flache Gänge heißen Trümmer. Nach dem Inhalte unterſcheidet man die ausgefüllten oder eigentlichen Gänge von den unausgefüllten oder dürren. Erſtere ſind Schmerklüfte, wenn ſie Steinmark, Letten, Seifenſtein u. ſ. w., faule Klüfte, wenn ſie verwittertes Geſtein, Waſſerklüfte, wenn ſie Waſſer, edle Gänge aber, wenn ſie Metalle, taube Gänge, wenn ſie keine Metalle enthalten. Die Metalle ſind enthalten und gemengt mit der Gangart, welche von der Gebirgsart, worin der Gang aufſetzt, gewöhnlich ganz verſchieden iſt, und entweder unmittelbar mit derſelben verwachſen oder auf beiden Seiten durch eine Ablöſung von thonigem Geſteine (Saalband) getrennt iſt. Die Neigung, in welcher die Gänge ſenkrecht in die Tiefe ſetzen, heißt ihr Fallen. In ſeinem horizontalen Verhalten nach den Weltgegenden wird es das Streichen genannt und nach dem magnetiſchen Meridian beurtheilt. Begegnen ſich Gänge in verticalen Winkeln, ſo durchfallen, in horizontalen Winkeln oder im Streichen, ſo durchkreuzen ſie einander. Vereinigen ſie ſich, ſo ſchaaren ſie ſich. (Vergl. Ganggebirge.)

Ganganelli, ſ. Clemens XIV.

Ganges, einer der größten und wichtigſten Flüſſe Aſiens, welcher im nordweſtlichen Tibet entſpringt, durch das Gebirge bei Nazemal nach Hindoſtan dringt, dieſes Land durchſtrömt, und ſich in vielen Armen in den bengaliſchen Meerbuſen ergießt. Der weſtliche, obwohl kleinere Arm wird durch die hochſteigende Fluth des Meeres ſo tief, daß Kriegsſchiffe gegen 30 Meilen den Strom hinaufkommen können. Der größere öſtliche Arm iſt weniger bekannt. In der Regenzeit ergießt ſich der Strom weit über die angränzenden Ebenen Bengalens und macht ſie fruchtbar ohne andere Düngung. Dem Fluſſe, von deſſen wunderbarer Entſtehung die alte indiſche Mythologie erzählt, erweiſen die Indianer göttliche Verehrung. Am Tage des Vollmonds im April iſt es ſtrengſte Pflicht, ſich im Ganges zu waſchen und zu reinigen, und Almoſen auszutheilen. Der zehnte Tag des Neumonds im Monat Mai wird als der Geburtstag der Ganga gefeiert, weil man erzählt, daß ſie an dieſem Tage auf die Erde gekommen ſey. Der Tag des Vollmonds in demſelben Monat iſt der Tag des allgemeinen Waſchens im Ganges. Eben ſo iſt der Tag des Vollmonds im Junius und der zwölfte des Neumonds im Julius dazu beſtimmt, ſich im Ganges zu waſchen. Das größte Feſt der Ganga aber fällt auf den zehnten Tag des Neumonds im September, und iſt vorzüglich dadurch merkwürdig, daß beim Schluſſe deſſelben ihr Bildniß in den Ganges geworfen und von ihr geſagt wird, ſie ſey zu ihrem Gemahl Schiven zurückgekehrt. Daſſelbe geſchieht auch am letzten Tage des dreitägigen Feſtes, welches ihr zu Ehren im zwölften Monat, d. i. unſerm März, vom ſiebenten Tage des Neumonds

an, gefeiert wird. Aber auch außerdem verehren die Indier den Ganges beſtändig, weil ſie glauben, er entſpringe unmittelbar aus den Füßen des Brama, und habe vermöge ſeines heiligen Urſprungs große Wunderkräfte. Wer an ſeinem Geſtade ſtirbt und vor dem Tode noch von ſeinem heiligen Waſſer trinkt, braucht nicht wieder in die Welt zurückzukommen, um ein neues Leben anzufangen. Sobald daher ein Kranker von den Ärzten aufgegeben iſt, eilen die Verwandten, ihn an das Ufer des Ganges zu bringen, um ihm von ſeinem heiligen Waſſer einzuflößen oder ihn in daſſelbe zu tauchen. Die, welche zu weit von ihm entfernt wohnen, bewahren beſtändig etwas von dieſem koſtbaren Waſſer, als ein großes Heiligthum, in kupfernen Flaſchen auf, damit es ihnen in der Todesſtunde gegeben werden kann. Auch hebt man von den Todten, wenn ſie verbrannt ſind, die übrig gebliebenen Knochen und die Aſche ſorgfältig auf, bis ſich eine Gelegenheit findet, ſie in den Ganges werfen zu laſſen. Daher wird das Waſſer des Ganges, wegen ſeiner großen Heiligkeit und Nutzbarkeit, durch ganz Indien in Geſchirren verführt und verkauft. M.

Ganggebirge ſind Theile der weit verbreiteten Gebirgsmaſſen oder allgemeinen Lagerſtätten der Mineralien, und enthalten in der Regel einzig und allein die Gänge der beſondern Lagerſtätten der Foſſilien. Das Weitere ſ. in dem Art. Geologie. X.

Gangliensyſtem begreift ſämmtliche Nerven im thieriſchen Körper, welche ihre Vereinigungspunkte in den Nervengeflechten und Nervenknoten (Ganglien) des Unterleibes haben, und von da ſich mit den Blutgefäßen in alle Organe der Verdauung, der Abſonderung und Ernährung begeben, ſich folglich durch den ganzen Körper in die Regionen verbreiten, welche der Erhaltung (der Reproduction) zugewandt ſind. Man kann es deßhalb auch das reproductive Nervenſyſtem nennen. Die phyſiſche bildende Kraft des Organismus hat ihren Sitz im Gangliensyſtem; die Nervenkraft deſſelben iſt daher als Beherrſcherin aller zur Bildung und Erhaltung des lebenden Körpers gehörigen Functionen anzunehmen. Die vorzüglichſten Organe dieſer Functionen haben deßhalb auch ein zu ihnen gehöriges eigenes Netz von Nervenknoten, die durch divergirende Nervenfäden mit einander zuſammenhängen. Das bedeutendſte darunter, gleichſam alle übrige beherrſchende, iſt das in der Gegend der Herzgrube zunächſt unter dem Zwerchmuskel hinter dem Magen befindliche, welches man deßhalb auch das Gehirn des Unterleibes, das halbmondförmige Knotennetz oder das Sonnengeflecht nennt. Außer dieſem ſind noch die Leber, der Magen, die Milz, die Nieren, die Gedärme, die Eingeweide des Beckens, die Lungen und das Herz mit beſondern Nervengeflechten verſehen, die jedoch alle mit einander in Verbindung ſtehen. Dieſe Verbindung unter einander ſowohl, als mit dem Rückenmark und dem Gehirn (dem Cerebral- und Vertebralſyſtem), wird durch den großen ſympathiſchen Nerven vermittelt, welcher auf beiden Seiten der Wirbelſäule von dem obern Theile des Halſes durch die Bruſt und den Unterleib bis in das Becken herabgeht, und mit Nervenfäden aus dem Gehirn und aus dem Rückenmarke, und mit den genannten Geflechten zuſammenhängt. Die Nerven des Gangliensyſtems weichen von denen des Cerebral- und Vertebralſyſtems in Anſehung der organiſchen Maſſe und Bildung bedeutend ab, ſie ſind weich, gallertartig, graugelb und röthlich, nicht in regelmäßiger Symmetrie verbreitet, ſondern regellos und zerſtreut, die Fortſetzung deſſelben bilden Netze und Geflechte um die Arterien,

vervielfältigen ſich mit deren Vertheilung und begleiten ſie bis in ihre feinſten Verzweigungen in die Haargefäßbildung. Von der Einwirkung auf die Nerven des Gangliensyſtems erhält die Seele dunkle Wahrnehmung von ihrem Körper (S. d. Art. Gemeingefühl). H.

Gangräna, der heiße Brand, wo in den abſterbenden Gliedern noch Empfindung, Bewegung und Wärme iſt (S. den Artikel Brand).

Gant oder Vergantung (vom lat. quanti, wie theuer), der öffentliche Verkauf, welchen die Obrigkeit mit den Gütern eines verſchuldeten Unterthanen vornimmt; auch der Concurs des Schuldners ſelbſt. Ganthaus, ein Verſteigerungshaus. Gantmann, der Concursſchuldner. Gantmeiſter, der Verſteigerer, Auctionator. Gantprozeß, der Concursprozeß. Gantrecht, das Recht, nach welchem der Concurs eröffnet wird. Gantregiſter, das Verzeichniß derjenigen Sachen, die öffentlich verſteigert werden ſollen; der Auctionscatalog.

Ganteaume (Honoré, Graf), franzöſ. Viceadmiral und Pair von Frankreich, geb. 1759, iſt einer der ausgezeichnetſten Seeoffiziere Frankreichs. Seine Laufbahn begann er unter Eſtaing und Suffren und in dem Laufe des Revolutionskriegs wurden ihm die wichtigſten Aufträge ertheilt. Er begleitete Napoleon als Chef des Generalſtabes der Flotte nach Ägypten, wohnte der unglücklichen Schlacht von Abukir bei, aus der er ſich mit ſeiner Diviſion ruhmvoll rettete. Dann verfügte er ſich zu Napoleon und begleitete dieſen auf ſeinen verſchiedenen Zügen in Ägypten und nach Syrien. Ihm wurde bei der romanesken Rückkehr Bonaparte's nach Frankreich im Aug. 1799 der bedenkliche Auftrag, die kleine Escadre, welche denſelben mit der Schaar ſeiner Auserwählten zurückführen ſollte, zu befehligen. Am 23ſten Auguſt verließ er die Rhede von Abukir und landete am 8ten Oct. glücklich zu St. Rapheau, ohne von den zahlreich im mittelländiſchen Meere kreuzenden Engländern bemerkt worden zu ſeyn. Die ganze Escadre, an der in dieſem Augenblicke das Schickſal der Welt hing, beſtand aus zwei Fregatten, einem Aviſo und einer Tartane. Ganteaume wurde von jetzt an von Napoleon und ſpäter von Ludwig XVIII. mit den bedeutendſten Aufträgen beehrt, deren Aufzeichnung aber nicht hierher gehört.

Ganymedes, ein Sohn des Tros und Urenkel des Dardanus, des erſten Stifters von Troja, und der Kallirrhoe, der Tochter des Skamandros. Er war

> — der Schönſte der ſterblichen Erdebewohner;
> Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
> Wegen der ſchönen Geſtalt den Unſterblichen zugeſellet. —

Jupiter entführte ihn unter der angenommenen Geſtalt eines Adlers vom Berge Ida, und trug ihn ſanft ſchwebend in den Klauen von der Erde zum Wohnſitze der Götter empor. Hier lebte er in der Geſellſchaft der Unſterblichen, und ſein Geſchäft war, an der Tafel der Götter den Nectar einzuſchenken, da Hebe ſich dieſes Amtes verluſtig gemacht hatte. Dichtern und Bildnern hat dieſer Mythus reichen Stoff zur Behandlung gegeben. Wir haben in Gemählden, Statuen, Kameen und Intaglio's noch Meiſterſtücke übrig, welche dieſen ſchönen, eben aus dem Knabenalter getretenen Jüngling in reizender

Anmuth darſtellen. Man erkennt die Abbildungen des Ganymedes an der phrygiſchen Mütze und an dem bei ihm befindlichen Adler, der entweder neben ihm ſteht oder ihn ergriffen hat, um ihn zum Olymp zu führen.

Garamantit, ein edler Stein, der in Äthiopien und Ceylon gefunden wird, auswendig dunkelfarben und glänzend, inwendig durchſichtig und mit kleinen goldfarbenen Flecken bezeichnet iſt.

Garat. I. Domin. Joſ., Graf, geb. 1760; ein vielfältig in die Geſchichte der Revolution Frankreichs eingreifender öffentlicher Charakter (public Character). Er war vor dem Zuſammentritt der conſtituirenden Verſammlung, deren Mitglied er wurde, privatiſirender Gelehrter und hatte ſich namentlich durch eine Eloge von l'Hopital ſehr vortheilhaft bekannt gemacht. Nach der Auflöſung der conſtituirenden Verſammlung wurde er in den Strudel der Revolution gezogen. Er trat in den mannichfachſten Verhältnißen in derſelben auf, in welchen wir ihm hier nicht folgen können, und nur das anführen wollen, daß er 1792 als Juſtizminiſter den gräßlichen Auftrag erhielt: Ludwig XVI. ſeine Verurtheilung anzukündigen. Unter Napoleon wurde er ſpäter Senator. Ludwig XVIII. hat ihn nicht weiter angeſtellt und ihn aus dem Nationalinſtitut, deſſen Mitglied er war, bei der neuen Organiſation deſſelben entfernt. II. Pierre Jean, des vorigen Neffe, einer der berühmteſten Sänger und ausgezeichnetſten Lehrer beim muſikaliſchen Conſervatorium in Paris. Die Stimme Garats iſt die bewundernswürdigſte, welche je die Natur gebildet hat. Sie vereinigt die verſchiedenſten Eigenſchaften aller Organe und aller unter den beſondern Benennungen bekannten Stimmen. Er ſingt Vocal- und Inſtrumentalpartien mit gleicher Richtigkeit und Leichtigkeit. In den Bravourarien entwickelt er alle Hülfsmittel ſeines Talents und Organs, alle Wundergaben der Natur und Kunſt, aber auch für das Cantabile, für die Romanze, für die gefühlvolle Arie weiß er die Reinheit und die Simplicität des Ausdrucks anzuwenden, welche dieſe verlangten.

Garcia (Manoel), ein vorzüglicher Tonſetzer und Sänger, geb. zu Sevilla 1779, wo er an der Kathedralkirche unter Ant. Ripa, und Juan Almarcha die Kunſt ſtudirte. Er hat in Madrid mehrere Tonadillen geſetzt, u. m. a. folgende Opern: der Gefangene, ſeine erſte, zu Malaga (1801), in Madrid: der Gaſtwirth, die Wanduhr, der rechnende Poet; in Neapel: das Mädchen von Kay, in drei Acten; die Cantate, Diana und Endymion. Seine Oper, der Kalif von Bagdad in zwei Acten, fand 1812 in Neapel, und 1817 in Paris großen Beifall, er trug darin die Hauptrolle vor und ſeine Frau, eine ausgezeichnete Sängerin, die Rolle der Zenaide. Für die Domkirche zu Sevilla hat er zwei Meſſen geſetzt. Seine neueſten Opern: Zemire und Azor, in zwei Acten, und Hulla, oder Guliſtan, in drei Acten, ſind (1818) noch nicht aufgeführt.

Garcilaſo de la Vega (eigentlich Garcias Laſo de la Vega), genannt der Fürſt der ſpaniſchen Dichter, war im J. 1503 zu Toledo geboren. Sein Vater war Commandador Mayor von Leon des Ordens von Santiago, Staatsrath des Königs Ferdinand des Catholiſchen und Geſandter deſſelben bei Leo X.; ſeine Mutter war Donna Sancha Guzman. Beide Familien ſind ſehr alt, und wenn einer Nachricht in der Historia de las guerras civiles zu trauen

iſt, ſo erhielten die Garcilaſo's ihre Zunamen von den Kämpfen, welche ſie in dem großen Thal von Granada, Vega genannt, mit mauriſchen Helden beſtanden. Mit allen Eigenſchaften ausgeſtattet, welche zu einem Dichter gehören, fand Garcilaſo bald ſeine Beſtimmung. Die Lectüre der Alten, vorzüglich der Römer, entwickelte ſeinen Geiſt. Boscan hatte angefangen, die Versarten und Sylbenmaße der Italiener in die ſpaniſche Poeſie zu bringen. Garcilaſo ward ſein Nachahmer, vernichtete alle ſeine frühern Verſuche, und fing an, nur die Italiener zu copiren. Dies gelang ihm ſo gut, daß er noch jetzt zu den beſten ſpaniſchen Dichtern gezählt wird, und zu denjenigen gehört, auf welche die Spanier ſtolz ſind. Seine Schickſale kann man zum Theil aus ſeinen eigenen Werken kennen lernen. Er hielt ſich eine längere Zeit in Italien auf, und durchreiſ'te darauf in den Dienſten Carls V. einen Theil von Deutſchland. 1529 wohnte er dem Feldzuge gegen Soliman und 1535 dem gegen Tunis bei. In dem letztern wurde er am Arme verwundet, und lebte hierauf eine Zeit lang in Neapel. Im J. 1536 commandirte er dreißig Compagnien Fußvolk und marſchirte mit dem Kaiſer gegen Marſeille. Auf dem Rückzuge hielt ein mit Mauren beſetzter Thurm die Armee auf, man ſagt, es ſey der Thurm Muy bei Frejus geweſen. Der Kaiſer gab den Befehl, ihn zu nehmen. Garcilaſo, unter einem Hagel von Steinen, drang mit der Pike in der Hand vor; kaum aber hatte er den Fuß auf die Leiter geſetzt, als er gefährlich am Kopfe verwundet zu Boden ſank. Man brachte ihn nach Nizza, und hier ſtarb er den 21ſten Tag nach ſeiner Verwundung im 33ſten Jahre ſeines Alters. Sein Leichnam wurde 1538 nach Toledo gebracht und in dem Grabmal ſeiner Familie beigeſetzt, nachdem er zwei Jahre in der Kirche des heil. Dominicus zu Nizza war aufbewahrt worden. Bedenkt man Garcilaſo's kurze Lebensdauer bei einem unſtäten und mühevollen Leben, ſo muß man doppelt über die Vollkommenheit ſeiner Gedichte erſtaunen und ſeinem Genie die größten Huldigungen darbringen. Die ſpaniſche Poeſie hat ihm unendlich viel zu danken, denn ohne ihn würde Boscan als Ausländer mit ſeinen Neuerungen um ſo weniger durchgedrungen ſeyn, da er an Chriſtoval de Caſtillejo einen ſo furchtbaren Gegner fand. Boscan war dafür ſo dankbar, die Werke ſeines Freundes mit der größten Sorgfalt zu ſammeln. Sie beſtehen aus Eklogen, Epiſteln, Oden, Liedern, Sonetten und einigen kleinern Gedichten. M.

Gardel (Pierre Gabriel), Balletmeiſter der großen franzöſiſchen Oper in Paris, geboren zu Nancy, der Sohn C. Gardels, Balletmeiſters des Königs von Polen, debutirte in der königlichen Akademie der Muſik in der Oper L'union de l'amour et des arts im J. 1774. Im J. 1787 wurde er zum erſten Balletmeiſter des Königs und der Akademie der Muſik, und 1802 von Bonaparte, als erſtem Conſul, zu ſeinem Balletmeiſter ernannt. Die ausgezeichnetſten Componiſten, Mehul, Cherubini, Miller, Kreuzer, Catel u. A. haben ſeine Ballets und Pantomimen in Muſik geſetzt. Die vorzüglichſten derſelben ſind: Pſyche, Telemach (1790) und le Jugement de Paris (1793). Noch ſind von ihm bekannt: la Dansomanie, 1800; le Retour de Zephire, 1802, Achille à Scyros, 1804; Paul et Virginie 1806; Venus et Adonis, 1808; Persée et Andromède, 1810; l'Enfant Prodigue, 1812, u. a. m. Seine Gattin, Madame **Gardel**, geborne Miller, trat als Tänzerin auf, an die

Stelle der Mademoiſelle Guimard, zuerſt 1786, in der Oper Dardanus. Sie glänzte in den Hauptrollen Eucharis im Telemach, und in Pſyche im Ballet dieſes Namens; in der Chercheuse d'esprit, in der Fille mal gardée, u. a. m. Nach dreißigjähriger Kunſtleiſtung trat ſie im J. 1816 von der Bühne ab.

Garnerin (die Brüder). Der ältere, Jean Bapt. Olivier, iſt Phyſiker, war vor der Revolution im Pachtbureau angeſtellt, dann in den Bureaus des Nationalconvents und trat als Zeuge im Prozeß der Königin gegen dieſelbe auf. Späterhin ward er „Illuminateur" im Hauſe der Exkönigin Hortenſia, und Joſephs Bonaparte. Im Sept. 1815 leitete er nebſt dem Phyſiker Robertſon die Verſuche mit dem Fallſchirm. Seine Tochter Eliſa, 24 J. alt, ließ ſich den 21. Sept. in Gegenwart des Königs von Preußen, aus einer Höhe von 1800 Toiſen mit dem Fallſchirm herab; ein zweitesmal den 24. März 1816 und ſeitdem öfter. Dieſe Luftſchifferin nennt ſich Aëroniste. Auch ihr Vater nennt ſich Aëronaute, iſt aber nie aufgeſtiegen. Sein jüngerer Bruder, André Jaques, iſt nächſt Blanchard der geſchickteſte und muthigſte Luftſchiffer. Er erfand das Herabſteigen im Fallſchirm, und machte damit zu Paris im Juni 1799 den erſten Verſuch; dann 1800 vor dem Hofe zu St. Petersburg. Er nannte ſich jetzt le premier Aëronaute du Nord. Auch Lenormand u. a. Phyſiker haben mit dem Fallſchirm Verſuche gemacht. Den Anſpruch ſeines Bruders auf den Ruhm dieſer Erfindung beſtritt er im Nov. 1815 in einer eignen Druckſchrift.

Garrick (David), vielleicht der größte Schauſpieler, deſſen ſich je die Bühne erfreut hat, war 1716 zu Heresford geboren, wo ſein Vater, Capitain bei der engl. Infanterie, auf Werbung lag. Seine urſprüngliche normanniſche Familie, welche la Garrique hieß, hatte ſich zur Zeit des Edicts von Nantes nach England geflüchtet. Garricks Talente für die Schauſpielkunſt entwickelten ſich früh. In den Schulwiſſenſchaften machte er keine großen Fortſchritte, wiewohl er im J. 1735 dem Unterricht des gelehrten Johnſon übergeben ward; eben ſo wenig konnte er bei ſeiner lebhaften Phantaſie an dem trockenen Studium der Rechtsgelehrſamkeit Geſchmack finden. Sein wenig begüterter Vater ſchickte ihn darauf nach Liſſabon, wo er einige Zeit auf dem Comtoir eines Kaufmanns arbeitete, und nach dem Tode des Vaters unternahm er mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich einen Weinhandel, gab aber auch dieſen bald wieder auf, und trat im Sommer 1741 in die Laufbahn, für welche die Natur ihn beſtimmt hatte. Er ward Mitglied einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft und debutirte zu Ipswich in der Rolle des Abran, im Trauerſpiel Oronoko. Der Beifall, den ſein meiſterhaftes Spiel in der Provinz erwarb, verbreitete ſich nach London, wohin man ihn berief. Er ſpielte nunmehr wechſelsweiſe in London und Dublin, bis er im Jahr 1747 in Verbindung mit Lacy das Eigenthum des Drury-Lane-Theaters nebſt der Erneuerung des Privilegiums kaufte und die Direction deſſelben übernahm. Hier ſpielte er bis 1776, von welcher Zeit er jedoch zwei Jahre (1763 bis 1765) zu Reiſen anwendete. Den 10ten Auguſt 1776 betrat er zum letztenmale in der Rolle des Don Felix in dem Wunder, einem Luſtſpiele der Madame Centlivre, das Theater. Hierauf begab er ſich auf ſein reizendes Landhaus bei London, konnte jedoch der Ruhe deſſelben nicht ungeſtört ge-

nießen, da er von heftigen Steinſchmerzen befallen ward, und ſtarb im J. 1779. In einem Alter von dreißig Jahren hatte er ſich mit der berühmten und überaus ſchönen Tänzerin Violetti verheirathet. Er war klein von Perſon, aber wohlgebaut und gut gebildet, hatte ſchwarze lebhafte Augen und eine reine melodiſche Stimme. Seine Geſtalt, ſeine Mienen hatte er auf das bewundernswürdigſte in ſeiner Gewalt; jede Leidenſchaft ſtand ihm zu Gebote, alles war an ihm voller, treffender Ausdruck derſelben. Daher war er auch gleich groß im Tragiſchen und im Komiſchen, wiewohl das letztere eigentlich ſein höchſter Triumph war. Lichtenberg, der ihn ſelbſt ſah, hat uns äußerſt ſchätzbare Bemerkungen über einige ſeiner Rollen mitgetheilt. Wie genau Garrick den Ausdruck der Leidenſchaften bis in die kleinſten Details kannte und beobachtete, beweiſ't folgendes Urtheil von ihm. „Sie haben," ſagte er einſt zu einem franzöſiſchen Schauſpieler „die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit und dabei mit Anſtand geſpielt, nur — wenn ſie mir dieſen kleinen Tadel verzeihen wollen — ihr linker Fuß war zu nüchtern." Von der Gewalt, die Garrick über ſeinen Körper hatte, zeugt folgende Anekdote, die er ſelbſt erzählt hat. Der berühmte Verfaſſer des Tom Jones war geſtorben, als man den Druck ſeiner Werke vollendete; man wünſchte ſein Portrait dazu zu beſitzen, und Garrick verſprach, es zu ſchaffen. Er ging hierauf zu ſeinem Freund Hogarth, begab ſich bei demſelben in ein Nebenzimmer, wickelte ſich in einen Mantel, den er zu dieſem Zwecke mitgebracht hatte, und nahm ganz die Phyſiognomie Fieldings an. Eben ſo veränderte er ſeine Stimme, rufte dann Hogarth, und bat ihn zu mahlen. Hogarth erſchrickt, er glaubt Fielding ſelbſt zu ſehen. „Eile, mich zu mahlen!" ſagt ihm Garrick. Dieſer thut es; und dies iſt das Portrait, das in der engliſchen Ausgabe vor Fieldings Werken ſteht. Außer ſeinen Verdienſten als Schauſpieler, trug Garrick als Schauſpieldirector ungemein viel zur Verbeſſerung der engliſchen Bühne bei. Auch als Schriftſteller bewies er ſich thätig, ſowohl in Verfertigung eigner Stücke, die nicht ohne Schönheiten ſind (geſammelt in 3 Bänden, London 1798, 12.), als auch in Umarbeitung, Abänderung und Überſetzung fremder Arbeiten. Die Anzahl ſeiner zum Theil trefflichen Prologen, Epiſteln und andern Gedichte iſt gleichfalls ſehr beträchtlich. (Unvollſtändig geſammelt in 2 B. 8., London 1785.) Nach einer Nachricht im deutſchen Muſeum (1777) ſoll er auch ein Werk über den mündlichen Vortrag hinterlaſſen haben. Sein Leichnam wurde von vier der vornehmſten Engländer getragen, und in der Weſtminſter-Abtei an dem Fuße eines Denkmals, das dem Andenken Shakſpeare's errichtet iſt, beigeſetzt. Er hinterließ ein ſehr großes Vermögen, das er theils ſeinem Glücke, theils ſeiner Sparſamkeit, die oft an Geiz gegränzt haben ſoll, zu danken hatte. Eine Beſchreibung ſeines Lebens von Davies iſt auch ins Deutſche überſetzt.

Gartenkunſt, Gärten. Herder in ſeiner Kalligone nennt die Gartenkunſt die zweite freie Kunſt der Menſchen, Baukunſt die erſte. „Ein Bezirk," ſagt er, „wo jedes Land und Beet das Seine, in ſeiner Art das Beſte trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf und Moor, keine verfallne Hütte, keine unwegſame Wüſtenei von der Trägheit ihrer Einwohner zeugt; — wo dieſe ſchöne Kunſt ein Land verſchont, bedarf es keiner Bildſäulen am Wege: lebend kommen uns mit allen ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvan und Flora entgegen. Die Kunſt iſt zur Natur, die Natur zur Kunſt

geworden, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß. Glücklich die Menſchheit, die an Bemühungen und Gegenſtänden dieſer Art Freude zu haben, frühe gewöhnt ward. In der Natur Harmonie und Disharmonie zu unterſcheiden, den Charakter jeder Gegend kennen und gebrauchen lernen, mit dem regen Triebe, das Schöne der Natur allenthalben zu erhöhen und zu verſammeln; wäre dies keine ſchöne Kunſt, ſo gäbe es keine." Es wird darauf ankommen, was man unter ſchöner Kunſt verſteht. Das Schöne vergnügt, gefällt; nicht alles aber, was vergnügt und gefällt, iſt darum auch ſchön. Das Angenehme, das Nützliche, das Gute gefällt auch, ohne darum ſchön zu ſeyn. Ein wohlbepflanzter Gemüſegarten, ein gut beſtelltes Saatfeld ſind unſtreitig ſehr nützliche Gegenſtände, können auch ſehr angenehm ſeyn durch den Eindruck, den ihr bloßer Anblick macht; wir werden uns dabei des menſchlichen Fleißes, der nützlichen Thätigkeit freuen, durch den Gedanken an das Gedeihen deſſen, woran meine phyſiſche Erhaltung einmal geknüpft iſt, wohl gar gerührt werden; allein das alles macht dieſen Garten und dieſes Feld noch nicht zu ſchönen Gegenſtänden. Selbſt ein Blumengarten, worin ſich des eigentlich Nützlichen nichts, ſondern bloß eine Menge der lieblichſten Blumen fände, die den ſüßeſten Wohlgeruch ausdufteten, worin wir zwar gern verweilen werden, weil die Geſtalt, die Farben, die Düfte der Blumen uns ergötzen, erweckt an ſich allein noch nicht das Gefühl des Schönen, wie viele ſchöne Blumen auch darin ſeyn mögen. Dies iſt ſo wahr, daß Herder ſelbſt nicht umhin konnte, über das Angenehme, Nützliche und Bequeme hinauszugehen. Wenn er fodert, daß die Gartenkunſt den Charakter der Gegend kenne und gebrauchen lerne, das Schöne der Natur erhöhe und verſammle, Harmonie und Disharmonie unterſcheide, ſo fodert er lauter Dinge, die von dem bloß Angenehmen, Nützlichen und Bequemen ſehr verſchieden ſind, die mit dem Bedürfniſſe der Sinne und der Sinnlichkeit, worauf er doch zuerſt hauptſächlich ſah, nichts gemein haben. Hätte er darüber nur etwas ſchärfer nachdenken wollen, ſo würde er ſich leicht überzeugt haben, daß die Gartenkunſt als ſchöne Kunſt der Entſtehung nach ſchwerlich die zweite geweſen ſey. Zwar hat man frühzeitig ſchon geſtrebt, die Gärten auch zu verſchönern, allein von da bis zur Entſtehung der wirklich ſchönen Gartenkunſt verſtrich doch in der That ein ungeheurer Zeitraum. Ein flüchtiger Blick auf die Geſchichte dieſer Kunſt wird dies beweiſen. Die ſo geprieſenen ſchwebenden Gärten der Babylonier mochte man immerhin zu den Wundern der Welt zählen; das, worüber man ſich verwundert, braucht eben nicht ſchön zu ſeyn. Künſtliche Erhöhungen, unten auf Pfeilern ruhend, oben in dem aufgetragenen Erdreich mit Bäumen bepflanzt, in verſchiedene Abſätze vertheilt, und durch eine gewiſſe Waſſerkunſt befruchtet, ſind zwar etwas Seltſames, was Erſtaunen erregen kann, ſchwerlich aber ein Garten, oder gar ein ſchöner Garten. Die Gärten der Perſer (Paradieſe) nennt Xenophon luſtige Plätze, fruchtbar und ſchön; es ſcheint aber, daß ſie mehr natürlich angenehme Plätze, voll freiwillig wachſender Fruchtbäume, Pflanzen und Blumen, als mit Abſicht und nach einer Regel angelegte Gärten waren. Ob die Griechen, Meiſter in allen übrigen bildenden, architektoniſchen und Verzierungskünſten, nur allein in der Gartenkunſt zurückgeblieben ſeyen, iſt eine noch unentſchiedene Frage, an die ſogar nur wenige Alterthumsforſcher gedacht haben, weßhalb man um ſo mehr bedauern muß, daß der gelehrte und geſchmackvolle Böttiger ſeine Racemationen

zur Gartenkunſt der Alten nicht fortgeſetzt hat (ſ. N. teutſch. Merk. 1800. St. 2. 3.). Die geprieſenen Gärten des Alkinoos (Odyſſee VII, 112—132.) waren indeß doch nichts anders als gut angelegte, angenehme Obſt- und Weinpflanzungen, nicht ohne Blumen. Romantiſcher iſt allerdings die Grotte der Kalypſo (Odyſſ. V, 63—73), doch aber wohl nur Natur-, nicht Kunſtanlage. Die gewöhnlichen Gärten, welche die Griechen an ihren Meiereien und Landgütern hatten, glichen mehr oder weniger denen des Alkinoos; für das Nützliche und Angenehme, Küchen- und Gartengewächſe, Obſt, Blumen, ſchattige Bäume und Bewäſſerungen war vor allem und allein geſorgt. Hohe ſchattige Platanen, kühlendes Quellwaſſer, einige Statuen waren die einzigen Schönheiten in den Gärten der Philoſophen zu Athen. Selbſt die Beſchreibungen der Gärten in den ſpätern griechiſchen Romanſchreibern verrathen noch nichts von ſchöner Gartenkunſt, und es wäre da wohl noch zu unterſuchen, ob nicht eben die Urſachen, welche bei den Alten die Landſchaftsmahlerei verhinderten, auch auf Entſtehung einer ſchönen Gartenkunſt hindernd eingewirkt haben. Sie ſtanden zur Natur in einem andern Verhältniß als wir. Selbſt die Grotten (Nymphäen) verdanken ihren Urſprung nur dem Bedürfniß nach Kühlung. Naturgrotten gaben die Veranlaſſung zu künſtlichen Grottenzimmern, dergleichen man in Rom auch in den Stadtpaläſten anlegte, und worin man die Natur, wie Plinius ſagt, mit hangendem und zerfreſſenem Geſtein nachkünſtelte. Eine angelegte Grotte iſt aber übrigens noch kein ſchöner Garten, und daß es den Römern daran mangelte, beweiſen mehrere Stellen ihrer Schriftſteller, und die Nachrichten, die uns von ihren Gärten ſelbſt übrig ſind. In der Vorzeit, ſagt Seneca, hatten ſie nicht Häuſer gleich Städten. Athem und freier Hauch im Offenen, und ſanfter Schatten von Fels und Baum, und durchſichtige Quellen und Bäche, nicht durch Arbeit noch Röhre, noch gezwungenen Weg veraltet, ſondern freiwillig laufend, und Wieſen in kunſtloſer Schönheit, und hiezwiſchen eine ländliche Wohnung bäuerlich geſchmückt. Wie contraſtirt mit dieſer Schilderung die Beſchreibung, welche Plinius von ſeiner Villa liefert. Wahr iſt es, man findet da alle Bequemlichkeit, Sicherheit, Schirm gegen jede üble Witterung, angenehme Miſchung von Kühle und Wärme; alles Lobenswerthe bezieht ſich aber lediglich auf die Gebäude, nicht auf den Garten, der mit ſeinen Legionen von Buchsfiguren und in der ganzen Behandlung des Terrains möglichſt geſchmacklos war. Von dem Garten Lucull's ſagt Varro, daß er nicht durch Blumen und Früchte, ſondern durch Gemählde der Villa ſich ausgezeichnet habe. Nicht ungegründet dürfte Hirſchfelds Vermuthung ſeyn, man habe geglaubt, ſich mit der Fruchtbarkeit des Bodens, und dem Reiz der Ausſichten, den beſonders die Villen auf den Anhöhen und an den Meeresufern hatten, begnügen zu können, und der Verſchönerung der Gärten weniger Sorge ſchuldig zu ſeyn. Und als nachher die Menge der Villen den Boden zu verengen anfing, mußte es wenigſtens in vielen Gegenden an Raum zu ausgedehnten Gärten mangeln. Nachdem aber das weſtrömiſche Reich durch Barbarenſchwärme umgeſtürzt war, und ganz Europa eine neue Geſtalt erhielt, wobei Künſte und Wiſſenſchaften in Verfall geriethen, war keine Zeit, der Gartenkunſt einen Platz in der Reihe der ſchönen Künſte zu verſchaffen. Geſchah doch kaum etwas für die Landwirthſchaft, wie viel weniger für die Gartenkunſt im höheren Sinn. Carl der Große richtete ſeine Aufmerkſamkeit wieder auf den Gartenbau,

ſeine Anordnungen erſtreckten ſich aber nicht über einen Nutzgarten hinaus. (Antons Geſch. der deutſch. Landwirthſchaft.) In Italien fing man, zur Zeit der Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften, auch wieder an, Luſtgärten anzulegen, deren einige ſo berühmt wurden, daß man ſie in Abbildungen dargeſtellt hat. Sie mögen angenehm genug geweſen ſeyn, es fehlt aber viel, daß ſie ſchöne Gärten geweſen wären. Aber auch dieſer beſſere Geſchmack verbreitete ſich nicht über die Gränzen Italiens hinaus, und ſo konnte im Zeitalter Ludwigs XIV. ein unbegreiflicher Ungeſchmack in der Gartenkunſt von dem tonangebenden Frankreich her über Europa herrſchend werden. Le Nôtre war der Urheber dieſes Ungeſchmacks. Der Charakter der ſogenannten franzöſiſchen Gärten iſt eine abgemeſſene Regelmäßigkeit nach den Geſetzen der Symmetrie, Beet mußte gegen Beet, Baum gegen Baum, Hecke gegen Hecke ſtehen, alle Gänge einander parallel laufen, und die eine Hälfte des Gartens genau ſo ſeyn, wie die andere. Darin herrſcht nun, bei einer lobenswerthen Reinlichkeit, die höchſte Unnatur. Bäume und Hecken mußten ſich dem Zwange der Schere fügen, denn kein Zweig durfte länger, kein Baum höher wachſen, als der andere; auch mangelte es nicht an ausgeſchnittenen Figuren, und ſtatt der Blumen fand man Beete mit bunten Steinen und Porzellanſcherben. An dieſer Thorheit nahmen zuerſt die Engländer ein Ärgerniß. Addiſon ſchrieb in dem Zuſchauer ſeinen berühmten Verſuch über die Gartenkunſt, Pope machte in ſeinem vierten kritiſchen Brief die Schnörkelwerke und Puppenſpiele dieſer ſchnurgerechten Gartenkunſt lächerlich, und legte den Garten in ſeiner kleinen Villa zu Twikenham in beſſerm Geiſte an; eine Menge folgte nach, und die Praxis eilte der Theorie voraus (ſ. die Geſchichte der neuern Gartenkunſt von Hor. Walpole in deſſen Werken überſetzt von A. W. Schlegel, S. 384). Dieſe neue Art von Gartenkunſt verwarf allen Anſchein von Regelmäßigkeit; überall ſollte nur die Natur zu ſehen ſeyn, und man entwarf ein Syſtem der verſchönerten Natur durch Nachahmung natürlicher Landſchaften, welches aber freilich ebenfalls, wiewohl von der entgegengeſetzten Seite, in Fehler verfiel; beſonders ſeitdem man mit der orientaliſchen, eigentlich chineſiſchen, Gartenkunſt bekannt worden war (Chambers über die orientaliſche Gartenkunſt, überſetzt von Ewald. Gotha, 1775.), blieb Übertreibung nicht aus, und eine wilde Unnatur trat an die Stelle der allzugeregelten franzöſiſchen, worin es doch auch wieder an Spielereien und Puppenwerk aller Art nicht fehlt. Wer kennt nicht den Wuſt von Gebäuden, die man in ſogenannte engliſche Anlagen ſtopfen zu müſſen glaubte! Nicht bloß Urnen und Grabmähler, auch chineſiſche, türkiſche und neuſeeländiſche Tempel, Häuſer und Hütten, Burgen, Klöſter, Einſiedeleien, Ruinen mußten da ſeyn, und um die Natur recht getreu zu haben, abgeſtorbene Bäume und Steinhaufen; eine Hundehütte wurde zum Palaſte, ein Stall zum Tempel, Hängebrücken, auf denen man den Hals zu brechen fürchtet, dumpfe Grotten, feuchte Gänge, ſtinkende Moräſte, welche Seen vorſtellen ſollten, alles das und weit mehr noch wurde öfters in einen engen Raum ſo zuſammengepreßt, daß es ſchien, als habe man eine Muſterkarte des Sonderbaren aller Nationen zur Schau ſtellen wollen. Und ein ſolches Machwerk ſchämte man ſich nicht, einen Naturgarten zu nennen. Man würde freilich Unrecht thun, wenn man alle engliſchen Anlagen für ſo geſchmacklos halten wollte; allein wir haben doch geſehen, wozu ſie führen konnten. Und an dieſem Punkte ſtehen wir jetzt.

Dürfen wir nun wohl ſagen, ſchöne Gartenkunſt ſey der Entſtehung nach die zweite ſchöne Kunſt? Scheint es doch faſt, als wäre ſie jetzt noch nicht vorhanden. Wenigſtens darf man es manchen Äſthetikern ſo gar übel nicht nehmen, wenn ſie die Gartenkunſt lieber in die Reihe der angenehmen, als der ſchönen Künſte ſetzen. Sind doch ſelbſt mehrere ſolche Äſthetiker, welche die Gartenkunſt in der Reihe der ſchönen Künſte aufführen, in Verlegenheit, zu entſcheiden, welche Art von Gartenkunſt denn nun eigentlich die ſchöne genannt zu werden verdiene. Gewöhnlich entſcheiden ſie ſich für die, welche im Großen darſtellt, welche Landſchaften ſchafft. So könnte denn ein kleinerer Garten nicht auch ein ſchöner Garten werden? Iſt denn nur das Heldengedicht ein ſchönes Gedicht, nicht auch das kleine Idyll, das kurze Lied? Hier herrſchen, auf welche Seite wir uns auch hinwenden mögen, Vorurtheile der verſchiedenſten Art. Hätte man nicht bisweilen gedacht, man müßte eben eine Landſchaft anlegen, ſo würde man nicht darauf verfallen ſeyn, ſie in den Raum von einigen Morgen Land einzuſchließen, wodurch die Kunſt, ſtatt der beabſichtigten Natur, nur um ſo greller in die Augen ſprang. „Nichts,“ ſagt Aikin, „entfernt ſich mehr von der Natur, als wenn man ihre großen Werke im Kleinen nachbildet. Alle Täuſchung hört im erſten Augenblick auf, und der prächtige Garten erſcheint als ein Kinderſpiel.“ Laſſen wir aber vor der Hand dies dahin geſtellt, und fragen: was iſt es, das der landſchaftlichen Natur Anſprüche auf Schönheit gibt? Auf keinen Fall etwas Anderes als ein gewiſſer äſthetiſcher Charakter derſelben, des Erhabenen, Großen, Schauerlichen, Furchtbaren, oder des Lieblichen, Anmuthigen, Niedlichen, des Romantiſchen, Idylliſchen, Schwärmeriſchen u. ſ. w., wodurch wir bei der Betrachtung in eine analoge Gemüthsſtimmung verſetzt werden. Fragen wir nach den Urſachen davon, ſo finden wir dieſe in der Verbindung einzelner Naturgegenſtände zu einer harmoniſchen Einheit, welche die Einbildungskraft leicht auffaßt. Dieſe Einheit iſt entweder Einheit der Anſicht des auf einmal Anſchaulichen für den auffaſſenden Sinn ſelbſt aus einem beſtimmten Geſichtspunkte, oder Einheit der Überſicht des ſucceſſiv Aufgefaßten für die Einbildungskraft des wandelnden Betrachters. Wenn nun die Natur in ihren Landſchaften dem Gartenkünſtler das Urbild darſtellt, folgt dann hieraus nicht nothwendig, daß er auf zweifache Weiſe ſeinen Zweck erreichen könne, entweder indem er eine auf einmal anſchauliche Einheit für den auffaſſenden Sinn, oder eine ſucceſſiv-wahrnehmbare für die Einbildungskraft darſtellt? Demnach brauchte es eben nicht eine Landſchaft ſelbſt zu ſeyn, in welcher die Gartenkunſt ſich als ſchöne Kunſt bewährt, ſondern ſchon in einer landſchaftlichen Partie kann ſie es, womit denn auch kleinere Gärten von den ſchönen Gärten nicht ausgeſchloſſen bleiben. Wir erklären mithin die Gartenkunſt als diejenige ſchöne Kunſt, welche mehrere Naturerzeugniſſe im Raume zuſammenſtellt, damit der Beobachter ſie entweder auf einmal, oder durch ſeine Bewegung nach und nach in der Zeit als ein Ganzes von einem beſtimmten äſthetiſchen Charakter, in der Einbildungskraft auffaſſe. Die von der Natur entlehnten Materialien müſſen alſo dem Betrachter eben ſowohl, wenn er in Ruhe einen beſtimmten Geſichtspunkt wählt, als wenn er im Umherwandeln den Geſichtspunkt fortwährend verändert, als ſchönes Ganzes gefallen und er muß dadurch entweder in ein beſtimmtes äſthetiſches Gefühl verſetzt werden, oder wenn mehrere ſolche in ihm abwechſeln, müſſen ſich dieſe doch am Ende in eine Har-

monie auflöſen. Mag nun aber der Betrachter einen Geſichtspunkt wählen, oder wandelnd dieſen verändern, ſo muß der Gartenkünſtler für ihn ſtets Landſchaftsmahler ſeyn, und wie dieſer nur ſolche Gegenſtände vereinigen, deren Daſeyn neben einander, durch Form, Gruppirung, Harmonie der Farben, Perſpective u. ſ. w. ein beſtimmtes äſthetiſches Gefühl zu erregen fähig iſt. Erhalten dann unſere Ideen auch keine ſo beſtimmte Richtung als in der Poeſie und der Plaſtik, ſo erhalten ſie doch eine äſthetiſche Stimmung, ähnlich der, welche die Muſik erregt. Ob der Gartenkünſtler nicht ſogar in mancher Hinſicht Vortheile vor dem Landſchaftsmahler voraus habe, laſſen wir dahin geſtellt, genug, daß wir erkennen, es könne wohl noch einen andern Grund haben, als den, daß die Gartenkunſt Landſchaften ſchaffen ſolle, warum man ihr den Namen Landſchaftsgärtnerei (Landscape-Gardening) ertheilt habe. (Vergl. Landſchaft.) Übrigens wollen wir dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne mit Dank eines Mannes zu gedenken, der um die Gartenkunſt ſich ſo vielfache Verdienſte erworben hat. Hirſchfelds Theorie der Gartenkunſt (Leipzig 1779, 5 Bände 4. mit Kupf.) iſt im Ganzen ein immer noch unübertroffenes Werk. Wer nicht bloß in den Gärten, ſondern auch über die Gärten äſthetiſch unterhalten ſeyn möchte, der wird in den didaktiſchen Gedichten, welche über dieſen Gegenſtand Watelet, Maſon, Marnezia und Delille geliefert haben, mannichfaltigen Genuß finden. dd.

Gärtner (Carl Chriſtian), wurde den 12ten Novbr. 1712 zu Freiberg im erzgebirgiſchen Kreiſe Sachſens geboren, wo ſein Vater Poſtmeiſter und Kaufmann war. Auf der meißner Fürſtenſchule ſchloß er den Bund der Freundſchaft mit Gellert und Rabener, welche in der Folge immer inniger ward. In Leipzig fanden ſich die drei Freunde als akademiſche Bürger wieder zuſammen. Außer den Studien ihres Berufs waren alle drei von einer gemeinſchaftlichen Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften beſeelt. Gottſched ſtand damals an der Spitze der Reformatoren des deutſchen Geſchmacks, und ſein Freund Schwabe gab die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes heraus, die ungeachtet ihrer Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit doch bei dem damaligen Zuſtande der deutſchen Literatur manches Gute wirkten. Hier deponirte Gärtner die Erſtlinge ſeiner Muſe, und ſeine Gedichte gehörten zu den beſten dieſer Sammlung. Unter Gottſcheds Aufſicht arbeitete er auch an der Überſetzung des Bayleſchen Wörterbuchs und verdeutſchte einige Bände von Rollins Geſchichte. Aber bald ſammelte er einen Kreis junger ſelbſtſtändig aufſtrebender Geiſter um ſich her, denen die Armſeligkeit der Gottſchedſchen Schule bald in ihrem rechten Lichte erſchien. In dem Gefühl, etwas Beſſeres leiſten zu können, vereinigte ſich Gärtner mit ſeinen Freunden Joh. Andr. Cramer, Adolph Schlegel und Rabener zur Herausgabe der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, welche bald allgemeines Aufſehn erregten. Zu ihnen geſellten ſich nach und nach Ebert, Giſeke, Zachariä, Gellert, K. A. Schmid, Klopſtock u. A. Mit reger Kraft ſtrebten dieſe edelgeſinnten Jünglinge nach dem Lorbeer der Dichtkunſt, und bildeten ſchon in den Jahren eigenen Lernens einen Cirkel, der bald darauf das Vaterland belehrte. Wenn Gärtner von den meiſten in der Folge an ſchriftſtelleriſchem Ruhm übertroffen ward, ſo hatte er in jener Bildungsperiode das große Verdienſt um ſie, durch Urtheil und Rath ſie geleitet und ermuntert zu haben. Um das Jahr 1745 verließ

Gärtner Leipzig nach einem langen und thätigen Aufenthalt daſelbſt, und ging als Führer zweier jungen Grafen nach Braunſchweig, wo er ſich bald ſo viele Gönner erwarb, daß er zwei Jahre darauf an dem herzoglichen Collegium Carolinum als Profeſſor angeſtellt wurde. Ein günſtiges Schickſal führte mehrere ſeiner gelehrten Freunde an dieſes Inſtitut. Gärtner wurde hier Profeſſor der Beredſamkeit und Sittenlehre, und hielt zugleich Vorleſungen über den Virgil und Horaz. In dieſem Amte erwarb er ſich bleibende und fortwirkende Verdienſte, und konnte, unablåſſig mit ſeinen Amtsarbeiten beſchäftigt, zumal bei ſeinen ſtrengen Foderungen, kein fruchtbarer Schriftſteller werden. Zufrieden mit ſeinem Schickſal, erreichte er ein hohes Alter, ohne die Beſchwerden deſſelben, und konnte ſeine Thätigkeit bis an das Ziel ſeines Lebens fortſetzen. Sein Fürſt, der ihn achtete, ernannte ihn 1775 zum Canonicus des Stifts St. Blaſii zu Braunſchweig, ſo wie er 1780 den Charakter eines herzogl. braunſchweigiſchen Hofraths erhielt. Nachdem er ſein Lehramt faſt 43 Jahre lang mit muſterhafter Treue verwaltet hatte, ſtarb er den 14ten Febr. 1791.

Garve (Chriſtian), einer der würdigſten, durch ſeine Schriften verdienteſten Philoſophen des verfloſſenen Jahrhunderts, geboren zu Breslau den 7ten Jan. 1742, verlor ſeinen Vater, Beſitzer einer Färberei, frühzeitig; ſeine Erziehung war daher ſeiner Mutter, einer vortrefflichen Frau, überlaſſen, die ihre Pflichten als Mutter und Erzieherin gewiſſenhaft und treulich erfüllte. Garve war zum Theologen beſtimmt; allein ſeine körperlichen Umſtände nöthigten ihn, dieſen Plan aufzugeben. Im 21ſten Jahre ging er nach Frankfurt an der Oder, um Baumgartens Philoſophie zu ſtudiren; da dieſer aber bald ſtarb, ging er nach einem Jahre nach Halle, befleißigte ſich hier der Mathematik, ſtudirte dann noch eine geraume Zeit in Leipzig, wo Gellert, Weiße u. A. ſeine Freunde wurden. Im 25ſten Jahre (1767) verließ er die Univerſität und kehrte mit Kenntniſſen, Sittlichkeit und Tugend geſchmückt zu ſeiner Mutter zurück, wo er von 1767 bis 1768 anhaltend fleißig arbeitete, ſo daß er ſich die erſten hypochondriſchen Zufälle zuzog. Nach Gellerts Tode wurde Garve außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, las einige Jahre Collegia über reine Mathematik, Logik u. ſ. w.; allein ſeine ſchwächliche Geſundheit bewog ihn, nach einigen Jahren das Amt eines akademiſchen Docenten niederzulegen, und ſo begab er ſich 1772 wieder in ſeine Vaterſtadt Breslau zurück. In den Jahren 1770 bis 1780 ward er theils durch ſeine mit Anmerkungen bereicherten Überſetzungen des Burke über das Erhabene und Schöne, der Moralphiloſophie von Ferguſon u. ſ. w., theils durch ſeine eigenen 1779 geſammelten Abhandlungen in der philoſophiſchen Welt immer bekannter und beliebter, bis er endlich durch Friedrich II. (der Garve ſelbſt zu ſich kommen ließ, und mehrere intereſſante Unterhaltungen mit ihm hatte) zu einer Überſetzung des Cicero von den Pflichten aufgefodert wurde, die er 1779 in Charlottenbrunn begann, aber, durch Kränklichkeit abgehalten, erſt 1783 erſcheinen laſſen konnte. Von der Wichtigkeit und Brauchbarkeit dieſes Werks zeugen die ſchnell hinter einander (von 1783 bis 1792 viermal) erfolgten Ausgaben. In den letzten Jahren ſeines Lebens drängten ſich die alten Übel, Hypochondrie, Nervenſchwäche u. ſ. w., um ſo ſtärker herzu, da er nun auch ſeine würdige Mutter (1792) und mehrere ſeiner geliebteſten Freunde durch den Tod verloren hatte.

Seine körperlichen Leiden nahmen zu, dennoch ertrug er ſie mit der größten Standhaftigkeit; und dieſe ſelbſtſtändige Gottergebenheit behauptete er bis an ſeinen Tod, den 1ſten Dec. 1798, welcher durch eine eben ſo ſchmerzhafte als widrige Krankheit (den Geſichtskrebs) beſchleunigt wurde. Garve war überhaupt ein Mann von einem liebenswürdigen Charakter, geſtimmt für den Genuß der Freundſchaft und Geſelligkeit. An ſeiner Bildung hatte ſeine ſehr achtungswerthe Mutter vielen Antheil, welches er auch mit dankbarer Liebe anerkannte. Als Philoſoph hat er ſich nicht durch tiefſinnige Unterſuchungen und neue Entdeckungen oder Umgeſtaltungen, wohl aber durch feine Bemerkungen und wohlgefällige Darſtellungen ausgezeichnet. Seine Philoſophie war daher mehr Lebens- oder Popularphiloſophie, aber im edlern Sinne des Worts, indem er nicht bloß bei der Oberfläche ſtehen blieb, ſondern nach einer gründlichen und zuſammenhängenden Erkenntniß der Dinge ſtrebte. Als Schriftſteller hat er ſich nicht nur durch eine Menge eigner Schriften (worunter ſeine Abhandlungen über den Charakter der Bauern, über die Verbindung der Moral mit der Politik, über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral, der Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben, über die allgemeinſten Grundſätze der Sittenlehre, deßgleichen über Gellerts und über Zollikofers Charakter, die merkwürdigſten ſind), ſondern auch durch Überſetzung vortrefflicher Werke aus dem Griechiſchen (Ariſtoteles Ethik und Politik), dem Lateiniſchen (Cicero's Bücher von den Pflichten mit trefflichen Anmerkungen und Abhandlungen) und beſonders dem Engliſchen (außer den obengenannten Gerards Verſuch über das Genie, Paley's Grundſätze der Moral und Politik u. ſ. w.) verdient gemacht. Seine Schreibart iſt richtig, klar, einfach und edel, ſo daß er mit Recht zu den claſſiſchen Schriftſtellern unſers Volks gezählt werden kann. Seinen ſchriftſtelleriſchen Charakter hat Manſo in einem eignen Programm, das Garve's Namen an der Stirne trägt, und auch in den ſchleſiſchen Provinzialblättern vom Jahr 1799 abgedruckt iſt, gut gewürdigt. Ausführlichere Nachrichten von ſeinem Leben findet man in Schlichtegrolls Nekrolog auf das J. 1798. Bd. 2. S. 237. ff.

Gas. Mit dieſem Namen bezeichnet man alle bleibend-elaſtiſchen Flüſſigkeiten, das heißt, jede Flüſſigkeit, welche, unter einen größern Druck verſetzt, ſich in einen kleinern Raum zuſammenzieht, ohne dadurch tropfbar flüſſig zu werden, und beim Vermindern dieſes Drucks ſich wieder in einen größern Raum ausdehnt, und welche durch keinen bekannten Grad von Kälte in tropfbare Geſtalt gebracht werden kann: alſo luftförmige Körper, welche unter jedem Druck und in jeder Kälte luftförmig bleiben, wodurch ſie ſich von den gleichfalls elaſtiſch-flüſſigen Dämpfen unterſcheiden. Alle Luft, glaubte man ehemals, ſey von einerlei Art und Natur. Erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an ſich zu überzeugen, daß es unter den luftförmigen Flüſſigkeiten eben ſo weſentlich verſchiedene gibt, als unter den tropfbaren Flüſſigkeiten, von denen z. B. niemand Waſſer, Öle, Queckſilber u. dergl. m. für dieſelbe Flüſſigkeit nehmen wird. Gewöhnt, unter Luft das Weſen zu verſtehen, welches das Luftmeer ausmacht, auf deſſen Boden wir leben, wie viele Seethiere auf dem Boden des Meeres, wollte man die neuen künſtlichen Luftarten anfangs nicht für eigentliche Luft erkennen, und nannte ſie

Gas, ein Name, der von dem deutſchen Worte Gieſch herſtammt (Gieſch des Biers u. ſ. f.), und den ſchon ein älterer Alchemiker, Johann Baptiſt von Helmont, gebraucht hatte, um ſeinen ſogenannten spiritus sylvestris zu bezeichnen. Jedes Gas beſteht aus einem wägbaren Körper, welcher durch das Princip der Wärme expandirt iſt, und die elaſtiſche Flüſſigkeit erhalten hat. Die eigenthümlichen Eigenſchaften deſſelben hängen von dem erſtern Körper, die jedem Gas gemeinſchaftlichen Eigenſchaften von dem Wärmeſtoff ab. Jedes Gas hat ein ihm eignes ſpecifiſches Gewicht, und ſie ſind darin bedeutend verſchieden, wenn ſie gleich alle mehrere hundertmal ſpecifiſch leichter als Waſſer ſind. Alle Arten von Gas ſind durchſichtig, die mehrſten auch farblos, und daher nicht anders ſichtbar, als wenn ſie in Blaſengeſtalt durch tropfbare Flüſſigkeiten entweichen. Die Dichtigkeit jedes Gaſes iſt dem Drucke, unter welchem es ſteht, bei übrigens gleichen Umſtänden, proportional; und jedes Gas wird bei einerlei Erwärmung unter übrigens gleichen Umſtänden um gleiche Theile ſeines anfänglichen Raums ausgedehnt, und zwar bei Erwärmung von dem Froſtpunkte bis zum Siedepunkte des Waſſers um 0,375 desjenigen Raums, den es bei der Temperatur des Froſtpunktes einnahm. Jedem Gas kann ſein wägbarer Beſtandtheil durch chemiſche Verwandtſchaft anderer Körper zu demſelben entzogen, und er dadurch fixirt werden, indem er mit einigen dieſer Körper Verbindungen von feſter Geſtalt, ſo gut als mit andern von flüſſiger Geſtalt, zu bilden vermag. Und dabei wird der Wärmeſtoff des Gaſes mehr oder weniger, und ſchneller oder langſamer in Freiheit geſetzt. Sehr viele Arten von Gas werden endlich vom Waſſer verſchluckt und durch Waſſer in die tropfbar flüſſige Geſtalt gebracht. U.

Gasarten. Von den luftförmigen Körpern zeichnen ſich mehrere durch wundervolle chemiſche Eigenſchaften aus, und es geben ſich uns in der Gasgeſtalt am reinſten einige der merkwürdigſten chemiſch-einfachen Körper; die verſchiedenen Gasarten ſpielen daher in dem chemiſchen Theile der Phyſik eine Hauptrolle, und wer ſie will kennen lernen, muß die phyſikaliſche Chemie ſtudiren. Hier etwas von einigen, die am mehrſten gekannt zu werden verdienen. 1. Die atmoſphäriſche Luft iſt ein Gemeng aus mehrern Gasarten und aus Waſſerdampf, und nicht, wie man ehemals glaubte, ein einfaches Element. Wird in ihr Phosphor in einer Glocke verbrannt, welche in einer Schale mit Queckſilber ſteht, ſo kann man es ſelbſt durch wiederholtes Anſtecken des Phosphors doch nur höchſtens ſo weit bringen, daß von hundert Maß Luft 21 Maß verſchwinden, 79 bleiben zurück, und in dieſem Rückſtande vermag weder irgend ein brennender Körper fortzubrennen, noch ein Thier zu leben. Jene 21 Maß beſtehn aus einer Gasart, die man erſt in den Jahren 1771 und 1774 kennen gelernt hat, und die man anfangs Feuerluft oder Lebensluft nannte, jetzt aber allgemein mit dem Namen Sauerſtoffgas (gas oxygène) bezeichnet. Der Rückſtand beſteht aus einer weſentlich verſchiedenen Gasart, dem Stickgas (gas azôte). Verbrennliche Korper können nur, wenn ſie mit Sauerſtoffgas in Berührung ſind, verbrennen, und alles Verbrennen beruht auf chemiſcher Verwandtſchaft des verbrennlichen Körpers zum wägbaren Theile des Sauerſtoffgaſes; indem dieſer ſich mit dem brennenden Körper vereinigt, wird der in dem Gas gebunden enthaltene Wärmeſtoff frei, und erſcheint als Licht und freie Wärme. In der atmoſphäriſchen Luft ſind die brennbaren Körper mit mehr Stickgas

als Sauerſtoffgas in Berührung; im reinen Sauerſtoffgas verbrennen ſie daher mit einer weit größern Lebhaftigkeit, und ſcheiden in gleicher Zeit weit mehr Licht und Wärme ab, als in der atmoſphäriſchen Luft. Ein glimmender Holzſpan oder ein glimmendes Wachslicht in Sauerſtoffgas getaucht, entflammen ſich ſogleich; eine an der untern Spitze glühende Stahlfeder verbrennt darin mit Funkenwerfen und hellem Lichte, und brennender Phosphor verbreitet darin ein Licht, welches in einem dunkeln Zimmer gleich dem Sonnenlichte blendet. Thiere können nicht leben, wo es am Sauerſtoffgas fehlt, befinden ſich aber keineswegs im reinen Sauerſtoffgas beſſer als in der atmoſphäriſchen Luft, ſondern erkranken endlich darin, weil der Lebensprozeß übermäßig beſchleunigt wird. Die verbrennlichen Körper verwandeln ſich beim Verbrennen häufig in Säuren, ſo der Schwefel, der Phosphor, die Kohle u. a. Deßhalb hat man den wägbaren Grundtheil dieſes Gaſes Sauerſtoff (oxygène) genannt, und daher rührt der Name dieſer Gasart, welche in der Natur eine ſo große Rolle ſpielt, daß man die ganze Chemie für eine Geſchichte der Eigenſchaften des Sauerſtoffs und des Sauerſtoffgaſes ausgeben könnte. Um dieſe Gasart rein zu erhalten, erhitzt man in einer Weißglühhitze ertragenden, nicht poröſen Retorte gepülverten ſchwarzen Braunſtein (Manganoxyd), oder rothes Queckſilber-Präcipitat (rothes Queckſilberoxyd), oder Salpeter, oder Alaun, oder Knallſalz (oxygenirt-ſalzſaures Kali). Das Ende des Halſes der Retorte oder einer darüber paſſenden Röhre muß unter dem Trichter der mit Waſſer gefüllten, zu Entbindungen von Gasarten beſtimmten Wanne, der ſogenannten pneumatiſchen Wanne, liegen, und über dem runden Loche des Brettes, an welchem der Trichter mit ſeiner engen aufwärts gerichteten Röhre befeſtigt iſt, muß ein umgekehrtes Gefäß voll Waſſer ſtehen, worin die ſich entbindenden Gasblaſen aufſteigen und zurückgehalten werden. Aus einem Pfunde Braunſtein laſſen ſich viele berliner Quart Sauerſtoffgas erhalten. 2. Das reine Stickgas hat keine Eigenſchaften, welche auf eine ſo ausgezeichnete Art in die Augen fallen. Es kann ſich mit dem Sauerſtoffe verbinden, und je nachdem dieſes in verſchiedenen Verhältniſſen geſchieht, entſtehn dadurch Salpeterſäure, Salpetergas oder ſogenannte Wonneluft (oxydirtes Stickgas). Das Salpetergas hat die auffallende Eigenſchaft, Sauerſtoffgas, mit welchem es in Berührung kommt, augenblicklich zu verſchlingen und ſich damit in ſalpetrigſauern Dampf zu verwandeln. Beim fortgeſetzten Athmen der Wonneluft ſoll eine wunderbare, nie empfundene Wonne entſtehen; eine Wonne, welche man indeß nicht mit Unrecht mit der zuſammengeſtellt hat, welche bei den Erhängten dem Erſticken vorhergehen ſoll. 3. Läßt man Waſſerdämpfe über Eiſendraht oder Eiſendrahtſpäne in einer weißglühenden Röhre fortſteigen, und fängt die aus der Röhre hervorkommende Luft auf, ſo erhält man ein brennbares Gas, das die Erſcheinungen des Verbrennens auf eine ausgezeichnete Art zeigt und im gemeinen Leben brennbare Luft heißt. Es verbrennt nur, wenn es in Berührung mit Sauerſtoffgas angeſteckt oder erhitzt wird, und zwar nur in der Berührungsfläche mit dem Sauerſtoffgas oder der atmoſphäriſchen Luft, mit einer weißen Flamme. Im Innern deſſelben vermag kein brennender Körper fortzubrennen, ſondern erliſcht ſogleich. Das Product des Verbrennens iſt Waſſer, weßhalb man dieſes brennbare Gas Waſſerſtoffgas (gas hydrogène) genannt hat. Es verzehren beim Verbrennen zwei Maß Waſſerſtoffgas ein Maß Sauerſtoffgas,

und bilden damit Waſſer. Sind beide Gasarten nach dieſem Verhältniſſe gemiſcht, und man entzündet ſie, ſo entſteht ein furchtbarer Knall, wobei ſelbſt ſehr feſte Gefäße zerſprengt werden können, daher man dieſes Gas chemiſch **Knallgas** genannt hat. In den ſogenannten **electriſchen Feuerzeugen** (Tachypyrien, Gaſopyrien, Brennluftlampen ꝛc.) wird ein Strahl Waſſerſtoffgas in dem Augenblicke, in welchem man ihn aus einem Gefäße in die atmoſphäriſche Luft durch Drehen eines Hahns entweichen läßt, von einem electriſchen Funken oder einem Stahlfunken entzündet, und brennt ſo lange fort, bis man den Hahn wieder zudreht. Ganz rein iſt es funfzehnmal leichter, als die atmoſphäriſche Luft. Man füllt daher damit die **Luftbälle**, welche in der Luft aufſchwimmen ſollen, und wenn ſie groß genug ſind, mehrere Menſchen zu ſehr bedeutender Höhe mit hinaufheben können. Der Waſſerſtoff nimmt die Gasgeſtalt an, nicht bloß wenn er rein und für ſich vorhanden, ſondern auch wenn er mit Kohlenſtoff, mit Schwefel, mit Phosphor oder mit einigen Metallen verbunden iſt. In dieſem Fall entſtehen **ſchwere brennbare Gasarten**, die eben ſo ſchwer, oder etwa nur halb ſo ſchwer als die atmoſphäriſche Luft ſind; Kohlen-Waſſerſtoffgas, reines oder Sauerſtoff haltendes, Schwefel-Waſſerſtoffgas, Phosphor-Waſſerſtoffgas u. dergl. m. Mehrere dieſer letztern Gasarten haben ſehr merkwürdige Eigenſchaften. 4. Wenn Kohle in reinem Sauerſtoffgas verbrannt wird, ſo ändert dieſes zwar ſeinen Raum nicht, zeigt aber nach dem Verbrennen ganz andre Eigenſchaften als zuvor. Kein Körper kann darin weiter brennen, Thiere erſticken darin ſogleich (daher die Gefahr, brennende Kohlbecken in ringsum verſchloſſenen Kammern zu haben), Waſſer ſchlürft das Gas ein, und erhält dadurch einen ſauern pikanten Geſchmack, und reines, völlig durchſichtiges Kalkwaſſer trübt ſich ſogleich, und wird milchicht, wenn es mit dieſem Gas in Berührung kommt. Dieſes Gas hat alle Eigenſchaften einer Säure. Es entſteht nicht bloß beim Verbrennen von Körpern, die Kohlenſtoff in ihrer Miſchung haben, ſondern auch beim Athmen, und iſt in ſehr geringer Menge (von einem oder einigen Tauſendtheilen) in der Atmoſphäre vorhanden, daher man es ehemals **Luftſäure** nannte, ein Name, den man ſpäter mit dem **kohlenſtoffſaures Gas**, oder kürzer **kohlenſaures Gas**, vertauſcht hat. Kreide, Marmor, Kalkſpath, gemeiner Kalkſtein, Auſterſchalen u. dergl. m. ſind alleſammt kohlenſaurer Kalk. Durch Erhitzen in einer Retorte, oder durch Daraufgießen einer mächtigern Säure, kann man die Kohlenſäure vom Kalke austreiben, und dann entweicht ſie gasförmig, im letztern Falle unter heftigem Aufbrauſen. Dieſes iſt die gewöhnliche Art, wie man ſie ſich verſchafft. Sie iſt die erſte Gasart, welche man kennen gelernt hat, und damals (1755) nannte man ſie **fixe Luft**. Sie iſt um die Hälfte ſchwerer, als die atmoſphäriſche Luft; verbreitet ſich daher in dieſer nur langſam, und kann in tiefen eingeſchloſſenen Stellen (in Kellern, Brunnen, Höhlen, Gläſern) geraume Zeit bleiben, ehe ſie ſich in der Atmoſphäre verbreitet. Auch läßt ſie ſich aus einem hohen Gefäß in ein anderes, faſt wie tropfbare Flüſſigkeiten, ausgießen. Sie iſt das tödtliche Weſen in den Hundshöhlen bei Neapel und zu Pyrmont und in den Mofetten am Veſuv. Sie findet ſich in allen Säuerlingen oder ſäuerlich und pikant ſchmeckenden Mineralwaſſern, z. B. dem ſelterſer, fachinger, feinsberger u. a., welche nichts anders als kohlenſaure Waſſer ſind, und ſich künſtlich ohne Schwierigkeit nachmachen laſſen.

Dieſe Waſſer können Metalle auflöſen, und die Eiſen- oder Stahlwaſſer ſind eiſenhaltige kohlenſaure Waſſer, z. B. die pyrmonter u. a. 5. Noch mehrere andere Säuern haben für ſich die Gasgeſtalt. Die Salzſäure iſt von ihnen die merkwürdigſte, beſonders die Abänderung derſelben, welche entſteht, wenn man das Kochſalz, aus dem man das ſalzſaure Gas durch Daraufgießen von Schwefelſäure austreibt, mit gepülvertem Braunſtein zuſammengerieben hat. Dieſes oxygenirt-ſalzſaure Gas hat zwei köſtliche Eigenſchaften: erſtens zu bleichen, worauf die chemiſchen oder Bertholletſten Bleichen beruhen; und zweitens die Krankheitsſtoffe, welche ſich durch die Luft verbreiten, zu neutraliſiren und unſchädlich zu machen, daher es zu den Guyton'ſchen ſauern Räucherungen in den anſteckenden Fiebern u. dergl. m. gebraucht wird, worüber man ſehr belehrende und überzeugende Nachrichten findet in Gilberts Annalen der Phyſik, Jahrg. 1813, St. 1, oder Band 43, S. 1. Das flußſaure Gas kann zum Ätzen in Glas gebraucht werden. Noch gibt es eine große Menge anderer Gasarten, ihre Zahl ſteigt auf wenigſtens 24 weſentlich verſchiedene. Die Kenntniß derſelben iſt aber für den, der ſich nicht mit chemiſcher Phyſik beſchäftigt hat, ohne Nutzen und ohne Werth.

Gasbeleuchtung. Hierunter verſteht man die in neuern Zeiten eingeführte Art, Straßen und Gebäude mittelſt des aus Steinkohlen entwickelten gekohlten Waſſerſtoffgaſes zu beleuchten. Schon ſeit einigen Jahrzehnden machten die Chemiker das techniſche Publicum darauf aufmerkſam, daß es vortheilhaft ſeyn müſſe, das bei der Verkohlung der Brennmaterialien verloren gehende gekohlte Waſſerſtoffgas noch weiter zu benutzen. Lampadius entwickelte hierüber die erſten Ideen in dem erſten Bande ſeiner Hüttenkunde, Göttingen 1801. Ihm folgte Lebon in Frankreich, der Erfinder der Thermolampe, ſ. Bingers Beſchreibung der Thermolampe, Dresden, 1806. Lebon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz. Da aber, um eine gewiſſe Zeit Licht zu haben, ein großes Volumen Holz nöthig iſt, ſo kam das Lebonſche Verfahren zu keiner Anwendung. In den Jahren 1810 und 1811 fingen die Engländer an, ſich der Steinkohlen zu dieſer Gasentwickelung zu bedienen und brachten die Manufacturen- und Straßenbeleuchtung mittelſt deſſelben ſchon zu Stande, während Lampadius 1811 vier Wochen lang einen Theil der Fiſchergaſſe in Freiberg verſuchsweiſe erleuchtete. Der große Fortſchritt der Engländer in Vergleichung mit der Verfahrungsart des Lampadius und Lebon beſtand darin, daß ſie das entwickelte Gas, ehe es verbrannt wurde, zuerſt in eigenen großen Reſervoiren, Gaſometer genannt, ſammelten und es von dieſen aus allmählig ableiteten, ſtatt daß die Letztern dieſes Gas, ſo wie es allmählig entwickelt wurde, ſogleich zu verbrauchen empfahlen. Nun erſt wurde dieſes Verfahren allgemein da anwendbar, wo man gute Steinkohlen zu leidlichen Preiſen haben kann. Schon 1815 war ein großer Theil von den Straßen und vorzüglichſten Gebäuden Londons, ſo wie anderer engliſchen Städte mit dem Steinkohlengaſe erleuchtet. Im Jahr 1816 führte Lampadius dieſe neue Beleuchtungsart in dem königl. Amalgamirwerke bei Freiberg ein, und eben ſo folgte im Jahr 1817 das polytechniſche Inſtitut in Wien. Dieſe neue Beleuchtungsmethode beſteht nun in Folgendem: Man legt gußeiſerne, cylindriſche mit einem aufzuſchraubenden Deckel verſehene Retorten in einem zweckmäßig vorgerichteten Ofen horizontal ein, und

füllt ſie drei Viertheil voll mit Steinkohlen. Durch ein um dieſelben mit jedem beliebigen Brennmaterial zu unterhaltenden Feuer werden die Retorten mit ihrem Inhalt allmählig zum ſchwachen Glühen gebracht. Dadurch entwickelt ſich eine Menge des gekohlten Waſſerſtoffgaſes nebſt Steinkohlentheer, Waſſer und Ammoniak aus ihnen. Dieſe flüchtigen Subſtanzen werden durch ein gleich an die Retorten gegoſſenes eiſernes Abzugsrohr in einen Kühlapparat geleitet. In dieſem verdichten ſich das Theer- und das ammoniakaliſche Waſſer. Das ſich durch die Kälte nicht zerſetzende Gas wird, um es noch mehr zu reinigen, durch Kalkmilch in den Gaſometer geleitet. Der Gaſometer beſteht aus zwei Haupttheilen: der Ciſterne und dem Gaſometerdeckel. Erſtere iſt ein hölzerner oder gußeiſerner, oben offener Waſſerbehälter, in welchem ſich, an Gegengewichten hängend und der Auf- und Niederbewegung fähig, ein unten offener Cylinder von Eiſen- oder Kupferblech (Gaſometerdeckel) befindet. So wie das entwickelte Gas durch ein Eintrittsrohr durch das Waſſer der Ciſterne tritt, ſammelt es ſich unter dem Gaſometerdeckel und hebt dieſen allmählig bis zu ſeiner Füllung in die Höhe. Durch ein mit einem Hahne verſehenes Abzugsrohr wird das Gas aus dem Reſervoir abgeleitet. Sobald man den Hahn des Abzugsrohrs öffnet, ſo wird das Gas durch den Druck des Gaſometerdeckels ausgepreßt und nach Belieben durch verſchiedene weißblecherne oder bleierne Röhren an den Ort ſeiner Beſtimmung geleitet. Hier tritt es durch enge, verſchieden geſtaltete, mit Hähnen verſehene Röhrchen von Kupfer oder Meſſing (Gaslampen) aus, und verbreitet nach ſeiner Entzündung das ſchönſte helleſte Licht, den Argandiſchen Lampen gleich, ohne Geruch und Rauch. Dieſe Gasbeleuchtung iſt ganz vorzüglich da zu empfehlen, wo man, in einem nicht zu großen Raume vertheilt, eine bedeutende Zahl Lichter nöthig hat. Bloße Straßenbeleuchtung wird ſelten einen beſondern Vortheil gewähren. Treten aber die an einer zu beleuchtenden Straße wohnhaften, viel Licht bedürftigen Haus- und Manufacturenbeſitzer mit der Straßenbeleuchtungsanſtalt in Verbindung, dann wird man beträchtlich gewinnen, weil nun mit demſelben Anlagscapitale für Röhrenleitungen u. dgl. eine größere Menge Lichter erhalten werden können. Wer ſich genau über dieſe Gasbeleuchtung unterrichten will, leſe: Accum über das Gaslicht, aus dem Engl. überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Lampadius, Weimar, 1816, und des Letztern: Neue Erfahrungen im Gebiete der Chemie und Hüttenkunde. Erſter und zweiter Theil, Weimar, 1816 und 1817. S—s.

Gaſparini (Francesco), geb. zu Lucca um das Jahr 1650, einer der größten Componiſten des 18ten Jahrhunderts. Er war Muſikmeiſter am Conservatorio della Pietà zu Neapel, und hat viele Kirchenmuſiken hinterlaſſen, die in großem Anſehn geſtanden. Auch hat er eine bedeutende Anzahl von Opern geſchrieben. Seine Compoſitionen unterſcheiden ſich durch eine gewiſſe Anmuth des Styls ſehr vortheilhaft von dem zu ſeiner Zeit herrſchenden Geſchmack. Noch in einem ſehr hohen Alter ſetzte er verſchiedene ſehr ſchöne und gefällige Madrigale. Seine kleine Schrift L'armonico pratico al cembalo iſt noch im Jahre 1802 in einer ſechsten Auflage aufs neue erſchienen. Es iſt ein nützliches Werk für den Practiker, wiewohl es darin einigermaßen an Ordnung und Zuſammenhang fehlt.

Gaſſendi (Pierre), Präpoſitus der Domkirche zu Digne und Profeſſor der Mathematik zu Paris, war am 22ſten Jan. 1592 zu

Chanterſier bei Digne in der Provence geboren. Ein lebhafter und durchdringender Geiſt, ein glückliches Gedächtniß und eine glühende Wißbegierde erregten früh bei ſeinen Ältern die Hoffnung, daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werde leiſten können. Sie wandten daher, wiewohl ſie arm waren, alles auf ſeine Erziehung. Man erzählt, daß er ſchon in ſeinem vierten Jahre kleine Predigten hielt. Sein Geſchmack für die Aſtronomie entwickelte ſich faſt eben ſo früh, und wurde ſo heftig, daß er ſich den Schlaf entzog, um das Schauſpiel des geſtirnten Himmels zu genießen. Hierauf ſchickten ihn ſeine Ältern nach Digne, um ihn daſelbſt ſeine Studien vollenden zu laſſen. Kaum waren ſie beendigt, als er ſchon ein Jahr lang Rhetorik lehrte. Er fand Beifall, obwohl er erſt ſechzehn Jahre alt war. Im J. 1614 wurde er zum theologiſchen Lehrer in Digne ernannt, und zwei Jahre nachher nahm er den Lehrſtuhl der Theologie und Philoſophie auf der Univerſität zu Aix ein. Er verwaltete dieſe Ämter jedoch nur acht Jahre. Die Liebe zur Einſamkeit führte ihn nach Digne zurück, wo er ein Werk gegen die Ariſtoteliſche Philoſophie ſchrieb. Darauf ſtudirte er die Anatomie, und verfaßte eine Schrift, um zu beweiſen, daß der Menſch nur zu vegetabiliſchen Speiſen beſtimmt, und daß der Genuß des Fleiſches, als ſeiner Organiſation entgegen, ein gefährlicher Mißbrauch ſey. Er ſelbſt lebte nach dieſen Grundſätzen, in denen er jedoch wenig Nachahmer gefunden hat. Ein Prozeß zog ihn nach Paris, wo er mächtige Freunde bekam, deren einer ihm den Lehrſtuhl der Mathematik an dem königlichen Collegium verſchaffte. Descartes brach damals eine neue Bahn in der Philoſophie. Gaſſendi trat mit ihm in die Schranken, und griff ihn mit ſolchem Erfolg an, daß ſich die Philoſophen der damaligen Zeit in Carteſianer und Gaſſendiſten theilten. Als ein mit den Alten innig vertrauter Gelehrter und allen Neuerungen abhold, nahm er zur Grundlage ſeiner Phyſik die wichtigſten Lehrſätze des Epikur und Demokrit. Er erneuerte die Lehre von den Atomen und dem leeren Raum, aber eben dadurch zog er ſich gefährliche Feinde zu. Ungeachtet der Reinheit ſeiner Sitten, griff man ihn von Seiten der Religion an, wogegen er ſich aber zu vertheidigen wußte. Er ſtarb den 25ſten October 1655. Sein Grab wurde mit ſeiner Büſte aus weißem Marmor und einer Inſchrift auf einer ſchwarzen Marmortafel geziert. Gaſſendi's Werke wurden im J. 1658 zu Lyon, nebſt ſeinem Leben von Sorbière, und 1728 zu Florenz von Averrani, jedesmal in ſechs Foliobänden zuſammengedruckt herausgegeben. Alle verrathen einen Mann von tiefſter Gelehrſamkeit, aber eben dieſe Gelehrſamkeit ſchadet zuweilen ſeinen Raiſonnements und dem Zuſammenhange. Descartes ſteht in Anſehung des Styls und Geiſtes über ihm. M.

Gaßner (Johann Joſeph), geb. 1727 zu Bratz bei Pludenz in Schwaben, gehört zu den berühmteſten Teufelsbannern der neuern Zeit. Er war catholiſcher Pfarrer zu Klöſterle in dem Bisthum Chur. Die Erzählungen von den Beſeſſenen in der Bibel und ſein ununterbrochenes Forſchen in den geheimnißvollen Schriften der berühmteſten Magiker hatten ihm den Glauben in den Kopf geſetzt, daß die meiſten Krankheiten von böſen Geiſtern herrühren, deren Macht bloß durch Segenſprechungen und Gebete vertilgt werden könne. Er fing daher an, einige ſeiner Pfarrkinder zu curiren, und erreichte damit wenigſtens ſo viel, daß er Aufſehen machte. Der Biſchof von Conſtanz berufte ihn in ſeine Reſidenz, wurde aber ſehr bald von der

Charlatanerie des Wunderthäters überzeugt, und gab ihm den klugen Rath, zu der geiſtlichen Seelenſorge ſeiner Pfarrkinder zurückzukehren. Allein Gaßner begab ſich zu einigen andern Reichsprälaten von ſtärkerm Glauben, und exorciſirte in ihrem Gebiete. Im J. 1774 erhielt er einen Ruf von dem Erzbiſchof zu Regensburg nach Ellwangen, wo eine zahlloſe Menge Hülfsbedürftiger und Neugieriger ſeiner warteten. Der heilige Mann fand dieſen großen Wirkungskreis ganz ſeinen Kräften angemeſſen, und heilte Lahme und Blinde, vorzüglich aber mit Krämpfen und Epilepſie behaftete Perſonen. Wenige Fragen waren hinreichend, um zu erfahren, ob die Krankheit von natürlichen Urſachen, oder vom Teufel herrühre. Nur im letztern Fall übernahm Gaßner die Cur. Wenn er ſeinen allgewaltigen Machtſpruch, cesset (fahr aus), ausſprach, ſo waren die Teufel gehorſam genug, den Kranken augenblicklich zu verlaſſen. Ein öffentlicher Beamter führte über die gemachten Curen ein fortlaufendes Protokoll, in welchem allerdings die außerordentlichſten Dinge in beglaubter Form bezeugt werden. Man hat aber alle Urſache zu glauben, daß Gaßner geſunde Perſonen ſehr oft die Rolle von Kranken ſpielen ließ, und daß ſeine Cur bei wirklich Leidenden nur ſo lange anſchlug, als ihre Einbildungskraft von den Überredungen des Beſchwörers erhitzt blieb. Aufgeklärte Männer erhoben ihre Stimme gegen ihn, und ſein Anſehn fiel nach einiger Zeit um ein merkliches. Er ſtarb 1779, nachdem ihn der Biſchof zu Regensburg, ſein beſtändiger Gönner, in den Beſitz einer einträglichen Pfarre geſetzt hatte.

Gaſtfreiheit, Gaſtfreundſchaft. Die ſchöne Sitte der Gaſtfreundſchaft ſcheint ſich in das höchſte Alterthum zu verlieren, denn wir finden ſie bei dem kaum aus dem Stande der Rohheit und Wildheit getretenen Menſchengeſchlechte. Den Fremdling, welcher ein fernes Land durchwandernd, hülfsbedürftig unter ein fremdes Obdach einkehrt, freundlich aufzunehmen, zu bewirthen und zu ſchützen, gebietet die innerſte Stimme des Herzens, um ſo mehr, da in jenen Zeiten, wo noch kein gegenſeitiger Verkehr die Menſchen zu einander führte, nur eine harte Bedrängniß, ein Mißgeſchick oder Verluſt die Auffoderung ſeyn konnte, daß ein Einzelner die geliebte Heimath verließ und ſich in die Fremde hinauswagte, wo er ohne gaſtfreundliche Aufnahme verderben mußte. So lehrte die Natur die Tugend der Gaſtlichkeit. Wir finden ſie in den älteſten vorhandenen Nachrichten, in den Moſaiſchen Urkunden, in den Geſängen Homers, nicht minder bei den Arabern, den Germanen und faſt allen Völkern des Alterthums. Wenn im Allgemeinen die Gaſtfreiheit überall in der Aufnahme, Bewirthung und Beſchützung des Fremden beſtand, ſo waren doch die Begriffe von dem Maße der Dienſte, zu welchen man ſich gegen den Wanderer verpflichtet glaubte, verſchieden. Wohl keine Nation übertraf darin die Araber. Hier nimmt der Hauswirth — denn noch jetzt lebt dieſe Sitte unverändert in Arabiens Wüſten fort — den bei ihm einkehrenden Fremdling brüderlich auf und bewirthet ihn mit dem Beſten, was ſein Haus vermag. Er findet ſich geehrt durch den Zuſpruch des Gaſtes und freut ſich ſeiner Gegenwart. Iſt aber der Vorrath in ſeinem Hauſe aufgezehrt und begehrt der Fremde noch länger zu verweilen, ſo führt er ihn zu ſeinem Nachbar, der nun beide mit gleicher Freigebigkeit bewirthet. Dieſe einfache Sitte wurde bei den Griechen zugleich durch die Religion geheiligt. Zeus, der deßhalb den Beinamen des Gaſtlichen (Xenios) hatte, war der Schützer

der Fremden, er wachte über ſie und rächte jede ihnen zugefügte Kränkung. Andere Götter thaten ein Gleiches. Wie wir aus Homer ſehen, hatte auch der fromme Glaube, daß die Unſterblichen ſelbſt zuweilen in menſchlicher Geſtalt auf Erden erſchienen, Antheil an der guten Aufnahme der Fremdlinge. Aber ſchon früh im griechiſchen Alterthum entſtand aus der Gaſtfreiheit der Vertrag der Gaſtfreundſchaft. Einzelne, die bei dem zunehmenden Verkehr zu häufigen Reiſen genöthigt waren, gelobten einander gegenſeitige Aufnahme und Bewirthung, ſo oft ein Geſchäft ſie zu einander führen würde, und dieſe ſagten ſie einander zu, nicht nur für ſich, ſondern auch für ihre Kinder und Abkömmlinge. Schon bei Homer finden wir neben der allgemeinen Gaſtfreiheit auch die Gaſtfreundſchaft. Jedem Einkehrenden tönte die freundliche Begrüßung entgegen:

„Freude dir, Gaſt, ſey herzlich willkommen uns!"

er wird gebadet, umgekleidet, bewirthet, man erfreut ſich ſeiner Erzählung. Erſt nach neun oder zehn Tagen, wenn ſich der Fremde nicht früher ſelbſt kund gegeben, ergeht an ihn die Frage:

„Wer, und woher der Männer? wo hauſeſt du? wo die Erzeuger?"

Kündigt er ſich als einen Gaſtfreund von Alters her an, ſo iſt man doppelt erfreut, durch die Erfüllung der gaſtlichen Pflichten ein altes heiliges Band erneuert zu haben. Zwiefach willkommen war der Gaſtfreund, der ſich durch die Hälfte des von den Vätern zum ewigen Wiedererkennungszeichen gebrochenen Ringes bewährte; und zum Beweiſe, daß ſeine Gegenwart erfreulich geweſen, entließ man ihn nicht nur wohl verpflegt, ſondern auch mit Gaſtgeſchenken geehrt, welche in der Familie des Empfängers als Gegenſtände von beſonderem Werthe vererbt wurden. M.

Gaſtmähler der Alten. Schon Homer (Odyss. I, 225 fg.) unterſcheidet deren zwei Arten: Gaſtmahl und Gelag. Das Gaſtmahl (Eilapine) gab Eine Perſon auf eigne Koſten, das Gelag (Eranos) ward auf gemeinſchaftliche Koſten der Theilnehmenden veranſtaltet. Beim Gaſtmahl fanden ſich ein 1. wirkliche Gäſte, welche durch Sklaven dazu eingeladen, 2. Schatten (Skiai, Umbrä), welche von eingeladenen Gäſten mitgebracht wurden, und 3. Paraſiten, eine Art von ſchmarotzenden Luſtigmachern, die ſich auch wohl einſtellten, ohne gebeten oder mitgebracht zu ſeyn. Bei den Griechen erſchienen bloß Männer, bei den Römern auch Frauen. Die Anzahl der Gäſte war unbeſtimmt. Ehe ſie zu Tiſche gingen, wurden ihnen die Füße gewaſchen und geſalbt. Bei Tiſche ſaß man in der älteſten Zeit, ſpäterhin lag man, auf folgende Weiſe: Um einen Tiſch waren, oft von Cedernholz verfertigte, oder mit Elfenbein ausgelegte, mit Silber und Gold verzierte, und mit köſtlichen Decken belegte Ruhebetten (Ottomanen) geſtellt, welche Triklinoi hießen, wenn drei, Pentaklinoi, wenn fünf, Heptaklinoi, wenn ſieben, und Dekaklinoi, wenn zehn Perſonen darauf gelagert waren. Der Liegende hatte den Obertheil des Körpers auf den linken Ellbogen geſtützt, den Unterleib gerade ausgeſtreckt oder etwas gebogen, im Rücken lagen zu größerer Bequemlichkeit bisweilen kleine Polſter. Der erſte am obern Theil des Ruhebetts ſtreckte ſeine Füße hinter dem Rücken des neben ihm Liegenden aus, der Zweite lag mit dem Kopf nahe an dem Schooß des Erſten, und ſtreckte ſeine Füße hinter dem Rücken des Dritten aus u. ſ. w. Daß unter den Plätzen ein gewiſſer Rang Statt fand, leidet keinen Zweifel, allein man iſt über die

beobachtete Rangordnung nicht gewiß. Da die Tiſche nicht, wie bei uns, mit Tüchern überdeckt, und die Speiſen (die, weil man Meſſer und Gabel nicht kannte, von den Vorſchneidern in kleine Stücke zerlegt waren) auf den bloßen Tiſch gelegt wurden; ſo wurde dieſer nach jedem Gange mit Schwämmen abgewiſcht, ſo wie auch für die Gäſte Waſſer zum Waſchen der Hände umhergereicht wurde. Seine Serviette brachte ſich jeder Gaſt mit. Der Gänge bei der Mahlzeit waren drei: das *Vormahl*, wobei man lauter den Appetit reizende Speiſen auftrug, das *Hauptmahl*, welches aus mehreren und beſſer zubereiteten Speiſen beſtand, und der *Nachtiſch* mit allerlei Delicateſſen. Während des Mahles trugen die Gäſte weiße Kleider, ſchmückten ſich mit Kränzen, und ſalbten ſich oft Haupt, Bart und Bruſt mit duftenden Eſſenzen. Das Speiſezimmer ſelbſt wurde mit Kränzen geſchmückt, und die Roſen, die als Sinnbild des Schweigens über dem Tiſche aufgehängt waren, haben das noch jetzt übliche Sprichwort, einem etwas sub rosa (unter der Roſe) mittheilen, veranlaßt*). Der *Sympoſiarch* (Tafelfürſt), entweder der Wirth ſelbſt, oder eine von ihm ernannte Perſon, ſorgte für alles zum Gaſtmahl Nöthige; der *Schmaus-König* oder das *Auge* führte die Aufſicht über das Trinken; *der Austheiler* theilte jedem ſeine Portion zu, und *Weinſchenken*, meiſt ſchöne Knaben, reichten die gefüllten Becher dar, an denen gewöhnlich Kunſt und Pracht wetteiferten, und die auch der Kränze nicht ermangelten. Den Wein trank man mit Waſſer gemiſcht, die Miſchung aber war unbeſtimmt, wahrſcheinlich, weil nicht alle Weine gleich ſtark und feurig waren. Das eigends hiezu beſtimmte Miſchgefäß hieß *Krater* (Miſchkrug), aus welchem mit einem Schöpfkrüglein (cyathus) in die Becher (pocula) eingeſchenkt wurde. Der üppige Römer trank aus Cryſtall, Bernſtein, und köſtlicher Murrha, einer Art Porzellan, die Pompejus einführte, aus Onyx, Beryll und künſtlich getriebenem Golde, mit Edelſteinen beſetzt, ſogar mit geſchnittenen. Gewöhnlich brachte man einen Becher *dem guten Gott*, einen *dem errettenden Zeus*, einen der *Hygiea*, und einen *dem Merkur*, oder wie Andre wollen, den erſten dem olympiſchen Zeus, den zweiten den Heroen, den dritten dem errettenden Zeus. Nur die Mäßigen aber begnügten ſich mit dieſer Zahl der Grazien, andere gingen über die Zahl der Muſen hinaus, denn man trank nicht bloß in die Runde, (Encyklopoſie), ſondern auch auf das Wohl abweſender Freunde und Geliebten, und dann ſo viele Becher, als der Name Buchſtaben enthielt, ja man ſtellte förmliche Trinkkämpfe mit ausgeſetzten Preiſen an. Natürlich machte es einen Unterſchied, wer ſich bei dem Gaſtmahl befand, denn ein Sympoſion von jungen Leuten und eins von Philoſophen oder Staatsmännern hatte freilich verſchiedne Unterhaltung. Außer der Unterhaltung durch Geſpräche, die oft, wie wir aus Platons und Plutarchs Sympoſien ſehen, ſehr ernſt und philoſophiſch war, öfter aber im Scherz und Witz ſich umhertrieb, wobei die Räthſel und Griphen (ſ. Griphi) eine große Rolle ſpielten, hatte man noch die durch Geſang, und das Skolion (ſ. Skolien) ſtimmte bald zu heiterer Freude, bald zu erha-

*) Die Roſe, die Blume der Venus, ſagt Ovid, weihte Amor dem Gott des Schweigens, Harpokrates, damit die Thaten der Mutter verborgen blieben. Deßhalb hängt der Wirth ſie als Symbol über den Gaſttiſch auf; der Gaſt ſoll ſich erinnern, daß er das hier Geſprochene verſchweigen müſſe.

benem Ernſt. Nach beendigtem Mahl erſchienen zur Beluſtigung der Gäſte Flötenſpieler, Sängerinnen, Tänzerinnen und Poſſenreißer aller Art, oder die Gäſte trieben ſelbſt allerhand Spiele, unter denen der Kottabos ſehr berühmt iſt. Bei feierlichen und prächtigen Gaſtmahlen theilte der Wirth zuletzt noch Geſchenke an ſeine Gäſte aus, welche Apophoreta hießen. Öfters wurden dieſe zu größerer Beluſtigung durch eine Lotterie verlooſ't. dd.

Gaſton de Foix, Herzog von Nemours, Sohn Jeans de Foix, Grafen d'Eſtampes, geboren im J. 1488 von Marie von Orleans, der Schweſter Ludwigs XII., war der Liebling ſeines königlichen Oheims, der unabläſſig mit Wohlgefallen zu ſagen pflegte: „Gaſton iſt mein Werk, ich habe ihn auferzogen und ihn zu den Tugenden gebildet, die man ſchon in ihm bewundert.“ Und wirklich wurden dieſe Hoffnungen nicht getäuſcht; in einem Alter von 23 Jahren machte er ſeinen Namen unſterblich in dem Kriege, den Ludwig in Italien führte. Er ſchlug eine Schweizerarmee zurück, ging in reißender Schnelle über vier Flüſſe, verjagte den Papſt aus Bologna, gewann am 11ten April, am Oſtertage 1512, die berühmte Schlacht von Ravenna, und endigte hier im 24ſten Lebensjahre ſein kurzes aber glorreiches Leben. Er wurde nach der Schlacht getödtet, da er einen Haufen Spanier, der ſich zurückzog, einſchließen wollte. La Palice bot alles auf, um ihn von der weiteren Verfolgung abzuhalten; er ſtellte ihm vor, daß er befriedigt ſeyn könne, und daß es unklug ſey, tapfere Männer aufs äußerſte zu treiben, die ihr Leben theuer verkaufen würden. Aber dieſe verſtändigen Ermahnungen machten keinen Eindruck auf den jungen Fürſten, der ſich an die Spitze ſeiner Leute ſtellte und aufs neue vordrang. Da jene ſich verfolgt ſahen, boten ſie dem Feinde die Stirn und vertheidigten ſich wie Helden. Gaſton, der zu weit vorgedrungen war, wurde vom Pferde geſtürzt. Als ein Spanier, den er verwundet hatte, ihn in dieſer Lage erblickte, und wahrnahm, daß er ihm die rechte Seite unbewehrt bot, durchſtach er ihn mit ſeiner Pike und tödtete ihn. Ludwig XII. fühlte den tiefſten Schmerz, als er La Palice's Brief empfing, der ihm die Nachricht des Sieges und des Todes des Prinzen brachte. „Ich wollte keinen Zoll breit Land in Italien haben,“ rief er aus, „könnte ich um dieſen Preis meinen theuern Neffen Gaſton de Foix und alle die Tapfern zurückkaufen, die mit ihm umgekommen ſind; möge Gott mir nie wieder ſolche Siege verleihen.“ M.

Gaſtriſch, ein aus dem Griechiſchen entlehnter Ausdruck, bezeichnet das auf die Verdauung Bezug habende. Gaſtriſches Syſtem begreift alle die Theile des Körpers, die die Verdauung möglich machen, gaſtriſche Krankheiten ſind ſolche, in denen vorzüglich die Verdauung geſtört iſt. Da die Vorſchriften der Diätetik, in Rückſicht des Eſſens und Trinkens ſo häufig übertreten werden, die Qualität der Nahrungsmittel ſelbſt oft fehlerhaft, das gaſtriſche Syſtem aus vielen Theilen zuſammengeſetzt, und der Einfluß der äußern Temperatur auf das gaſtriſche Syſtem ſehr bedeutend iſt, ſo iſt es nicht anders möglich, als daß gaſtriſche Krankheiten häufig vorkommen müſſen. Ihre Zeichen, an denen man ſie erkennt, ſind Appetitloſigkeit, bittrer, widriger Geſchmack, dick belegte oder ſchleimichte Zunge, häufiges oder unangenehmes Aufſtoßen, Ekel und Erbrechen, Druck und Schwere im Unterleibe, Durchfall oder Verſtopfung u. ſ. w. Wegen der genauen Verbindung, in der die

übrigen Theile des menſchlichen Körpers mit den Verdauungsorganen ſtehen, verbinden ſich die gaſtriſchen Krankheiten häufig mit andern, z. B. mit Fieber, daher gaſtriſches Fieber. Gaſtriſches Heilverfahren iſt kunſtmäßige Anwendung der die erwähnten Krankheiten hebenden Mittel; wir begreifen darunter die Anwendung Brechen oder Durchfall erregender Arzneien, und eine ſtrenge Diät. ff.

Gaſtromantie war eine beſondere Art der Wahrſagerei bei den Griechen. Das Verfahren war folgendes. Man ſtellte gewiſſe runde Gläſer, mit klarem Waſſer gefüllt, auf einen Platz und brennende Fackeln rings umher. Dann betete man mit leiſer Stimme zu einem Dämon und legte ihm die Frage vor, deren Auflöſung man begehrte. Nun mußte ein keuſcher und unbefleckter Knabe oder eine ſchwangere Frau mit Sorgfalt alle in den Gläſern ſich ereignenden Veränderungen bemerken und zugleich von dem Dämon eine Antwort wünſchen, erbitten und auch fodern. Dieſer gab ſie endlich durch gewiſſe in den Gläſern ſich zeigende Bilder, welche die Zukunft verkündigen ſollten.

Gatterer (Joh. Chriſtoph). Dieſer berühmte Hiſtoriker war geboren zu Lichtenau im Nürnbergiſchen den 13ten Juli 1727, ſtudirte zu Nürnberg und Altdorf hauptſächlich hiſtoriſche Wiſſenſchaften, erhielt eine Stelle an dem Gymnaſium in Nürnberg, kam 1758 als ordentlicher Profeſſor der Geſchichte nach Göttingen und ſtarb daſelbſt den 5ten April 1799 mit dem Charakter als Hofrath. Er beherrſchte das ganze weite Gebiet der Geſchichte und ihrer Hülfswiſſenſchaften, der Geographie, Genealogie, Heraldik, Diplomatik, Numismatik und Chronologie, hellte theils das Ganze, theils einzelne Theile derſelben durch wichtige Werke und Abhandlungen auf, und führte in das Studium der allgemeinen Weltgeſchichte und in die akademiſchen Vorträge derſelben die beſſere Methode ein, welche die Erzählung nach der Zeitfolge mit Synchronismus verbindet. Aber vor allen hatte ſich die alte Geſchichte der wichtigſten Aufklärungen durch ſeinen Fleiß, ſeine gründliche Gelehrſamkeit und ſeinen hiſtoriſchen Forſchungsgeiſt zu erfreuen. Zu beklagen iſt es, daß viele ſeiner Werke unvollendet geblieben ſind. Über die einzelnen hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, Diplomatik, Chronologie, Genealogie, Erdbeſchreibung und Heraldik, hat er ebenfalls eigene höchſt ſchätzbare Handbücher herausgegeben. Die königliche Societät der Wiſſenſchaften in Göttingen hatte an ihm eines ihrer thätigſten Mitglieder; er ſelbſt ſtiftete 1764 das hiſtoriſche Inſtitut, deſſen Director er 1767 wurde. Gatterers Tochter Philippine, verehelichte Engelhard, hat ſich als lyriſche Dichterin bekannt gemacht. Heyne hat in einem Elogium auf Gatterer die Verdienſte deſſelben gebührend gewürdigt; in den „Zeitgenoſſen" 2tes Heft befindet ſich ebenfalls eine gut geſchriebene Biographie und Charakteriſtik Gatterers von Malchus.

Gau (pagus, woraus pays, pagenses, paysans). Schon in den älteſten Zeiten war Deutſchland in Gaue eingetheilt, d. h. in Diſtricte von etlichen Quadratmeilen, nach gewiſſen Gränzen von Gebirgen, Gewäſſern u. ſ. w. abgetheilt. Mehrere Gemeinden lebten darin in einer gewiſſen Verbindung. Über die Gaue waren Grafen und Richter geſetzt; daher Gaugrafſchaften. Mit der Veränderung der Grafen veränderte ſich auch dieſes. Gegen das zwölfte Jahrhundert kamen die Gaue als politiſche Eintheilung in Deutſchland ganz ab (ſ. Graf), und nur in den Namen mehrerer Gegenden iſt eine Erinnerung an ſie geblieben. dd.

Gaunerweſen bezeichnet die jetzt weniger als vor einigen Jahren übliche Lebensweiſe gewiſſer Menſchen, welche ihren Unterhalt, obwohl ſie ſich ſelbſt denſelben erwerben könnten, bei Faulheit und Müßiggang andern als Diebe oder als Bettler abnehmen. Das Wort Gauner ſtammt entweder vom niederſächſiſchen Worte gau ab, welches flink, raſch, ſchlau, liſtig bedeutet, oder vom altdeutſchen Gaw oder Gow (Pagus), und bezeichnet dann urſprünglich im Allgemeinen Landſtreicher, Vagabunden, ohne Rückſicht, ob ſie Diebe oder Bettler ſind. Die Gauner heißen in ihrer Geſellſchaftsſprache Jeniſcher, d. h. Leute, die nirgends einen feſten Wohnort haben; Tſchor, Kochumer und Cannover; in der Kanzlei- und Volksſprache aber allgemein, und zwar nach dem Sinne des Wortes Gauner nicht beſtimmt genug, Vaganten, Vagabunden, Strolchen und Landſtreicher. Die Gauner machen eine aus mehreren Claſſen beſtehende Geſellſchaft aus. Jede Claſſe unterſcheidet ſich von der andern durch die beſondere Art, wie ſie ihr Handwerk treibt, weßwegen ſie auch wieder ihren beſondern Namen erhält. Sie laſſen ſich unter zwei Hauptabtheilungen bringen, wovon die erſte die Diebe geradezu ohne alle Verſtellungskunſt enthält, die andere aber diejenigen Diebe in ſich begreift, welche einen Schein von Rechtlichkeit angenommen haben, als da ſind Marktſchreier und Quackſalber, falſche Spieler ſammt ihren Gelegenheitsmachern und Zubringern, Taſchenſpieler und Kunſtſtückmacher u. ſ. w. Im Allgemeinen ſind die Gauner eine aus allen europäiſchen Nationen und Juden zuſammengeſetzte Geſellſchaft, die ſich in größere und kleinere Banden, theils ohne, theils unter beſondern Anführern abtheilt, welche meiſtens von einer Weltgegend zur andern in Verbindung ſtehen, und beſonders mit den Bewohnern unſerer ſchlecht eingerichteten Zucht- und Arbeitshäuſer und der Gefängniſſe einen ſehr genauen Briefwechſel unterhalten, und darin als auf hohen Schulen in ihren Gaunerränken vollends ausgebildet werden. Das Bettelvolk und liederliche Manns- und Weibsperſonen aus allen Ständen, ſind die unverſiegbaren Stämme, woraus ſie ſich ergänzen. Sobald einer unter die Gauner aufgenommen worden iſt, erhält er außer ſeinem Geſchlechtsnamen von ſeinen Genoſſen auch einen Geſellſchafts- oder Spitznamen, z. B. Lipstullian, Käſebier, Conſtanzer Hanß, Sulzer Jergle, der Baierſepp, Schul-Toni, Schleifer-Toni, einäugigte Joſeph ꝛc.; allein ſie ſind dieſen Spitznamen ſelbſt feind und nur Gewohnheit erhält dieſelben noch, weil ſie ihnen wirklich mehr ſchädlich als nützlich werden. Die Urſachen von dem Daſeyn einer ſo großen Menge von Gaunern, Landſtreichern und Dieben ſind ſehr mannichfaltig und gründen ſich theils auf die natürliche Beſchaffenheit, theils, und zwar noch weit mehr, auf die politiſche und religiöſe Verfaſſung eines Landes. In politiſcher und religiöſer Hinſicht erleichtern die vielen ſouveränen Staatsgränzen den Gaunern gar ſehr, bei Verfolgungen in dem einen Lande, bald in dem andern einen ſichern Aufenthalt zu finden, weil es ihnen an guten Päſſen nie fehlt, und weil in Anſehung der Verfolgung dieſer Auswürflinge die Staaten nicht einerlei Grundſatz angenommen haben und befolgen. Ja was ſie in den letztern Zeiten am allermeiſten begünſtigt hat, iſt der 1781 durch die wiener Polizei eingeführte ſogenannte Schub, ſonſt Landesverweiſung, mit welchem jede Regierung die eingefangenen Landſtreicher partienweiſe über ihre Gränzen bringt, und dem Nachbar zum weitern Fortbringen überliefert, wodurch dieſes Geſindel die beſte und leichteſte Gelegenheit erhalten hat, ſich in Freiheit zu ſetzen und wie-

der zurückzukehren. Im Winter haben die Gauner ihren Aufenthalt entweder in gut und bequem eingerichteten Erdhöhlen, oder in einzelnen weitentlegenen Dörfern und Häuſern; vom März an aber bis zum November bivouaquiren ſie. Ihre meiſten Einbrüche geſchehen während der Kohlſchaft, d. h. in der Zeit von vierzehn Tagen, wo der Mond nicht ſcheint, Tag vor Tag, und in den mondhellen Nächten halten ſie ſich ruhig. Die Gauner haben auch ihre beſondere Wort- und Zeichenſprache, welche letztere ſie brauchen, wenn ſie nicht in voller Sicherheit ſind. Sehr intereſſante Aufſchlüſſe über das Gaunerweſen in Deutſchland findet man in den Werken von Keil, Pfiſter und Rebmann über die Prozeſſe von Schinderhannes, Damian Heßel und der Räuberbande an den beiden Rheinufern.

Gauſſin, eigentlich Gauſſem (Jeanne Catharine). Dieſe große, von Voltaire vielfach geprieſene Schauſpielerin, welche zu ihrer Zeit eine Zierde der franzöſiſchen Bühne war, und ſich neben einer Clairon und Dumesnil zu behaupten wußte, war zu Paris im Jahre 1711 geboren. Ihr Geſchmack und ihre Talente für die Komödie entwickelten ſich früh, und ſie hatte ſchon in der Geſellſchaft des Herzogs von Gesvres, welche zu St. Ouen Schauſpiele gab, durch ihr Talent und ihre Schönheit entzückt, als ſie in einem Alter von ungefähr 17 Jahren nach Lille ging, wo ſie gegen zwei Jahre lang in dem Trauerſpiel junge Fürſtinnen, und im Luſtſpiel Liebhaberinnen gab. Der Beifall, den ſie in dieſer Stadt einerntete, verbreitete ſich nach Paris, wohin man ſie berief. Hier debütirte ſie im J. 1731 im Britannicus mit der Rolle der Junia. Vor allen gelangen ihr die Rollen der Liebhaberinnen; in der Komödie war ſie ungleich vollkommener, als in der Tragödie, wiewohl ſie ſich in dieſer lieber loben hörte. Naive Rollen waren ihr Triumph. In einem Alter von 40 Jahren erſchien ſie auf der Bühne noch als ein ſechzehnjähriges Mädchen. Eine unglückliche Ehe, welche ſie 1759 mit einem Operntänzer geſchloſſen hatte, vollendete die Zerrüttung ihres Vermögens, das ihre angeborne Freigebigkeit ſchon erſchöpft hatte. Zwar ſtarb ihr Gatte ſchon 1765, aber ſie überlebte ihn nicht lange. Mit einer Penſion von 1500 Livres, welche den größten Theil ihres Vermögens ausmachte, verlebte ſie ihre letzten Jahre in der Zurückgezogenheit, und ſtarb 55 Jahre alt, den 6teu Juni 1767.

Gavaudan, der Talma der komiſchen Oper genannt, Mitglied des Theatre Feydeau (Opéra comique) in Paris, trat zuerſt im vormaligen Theater Montanſier im Palais-Royal mit ungemeinem Beifall auf, und kam zu Anfang der Revolution zum Theater Feydeau. Hier gründete er ſeinen Ruf für immer durch die meiſterhafte Darſtellung des Bedfort, in der eben erſchienenen Oper les Visitandines von Picard, Muſik von Dalayrac. Das italieniſche Theater ſuchte ihn für ſich zu gewinnen, und er machte daſelbſt in der Oper Ponce de Léon als Pradella, welcher Charakter eine Art von Figaro iſt, ſo viel Glück, daß er dem Fache der erſten Liebhaber theilweiſe entſagte, und ſich vorzüglich den ſogenannten Charakterrollen widmete. Hier entwickelte er durch treue und gehaltvolle Darſtellung der Charaktere ein in der Oper bisher noch unbekanntes Talent, und erwarb ſich die Bewunderung aller Kenner. Seit der Vereinigung beider komiſchen Opernbühnen im Theater Feydeau iſt Gavaudan in der letzten Zeit der einzige Schauſpieler von einer ge-

wiſſen claſſiſchen Reputation geweſen. Sein Spiel zeichnete ſich vorzüglich noch durch eine ſeltne Vielſeitigkeit aus.

Gaveaux (Pierre), Componiſt und Theilhaber am Theater der komiſchen Oper, und Mitglied der franzöſiſchen Capelle, wurde 1764 zu Beziers, Dep. de l'Hérault, geboren. Mit ſeinem 7ten Jahre trat er als Chorknabe nebſt ſeinen beiden Brüdern in die Domkirche dieſer Stadt. Schon damals liebte er die Muſik ſo leidenſchaftlich, daß er des Nachts aufſtand, um zu ſtudiren, während ſeine Mitſchüler ſchliefen. In weniger als zwei Jahren konnte er bereits jedes Muſikſtück in jedem Schlüſſel leſen, und in einem Alter von zehn Jahren hatte er ſeine muſikaliſchen Studien beendigt. Er begann nunmehr lateiniſch zu lernen und hörte den erſten philoſophiſchen Curſus. Der treffliche Organiſt und Componiſt Combes lehrte ihn die erſten Elemente der Compoſition und leitete ſeine Hände auf dem Clavier. Er war kaum zwölf Jahr alt, als er ſeinen Muſiklehrer verlor. Glücklicher Weiſe liebte ſein lateiniſcher Lehrer, der Abt Tindel, leidenſchaftlich die Muſik und ſpielte ſehr angenehm das Violoncell. Dieſer hatte aus Italien die Partituren des Stabat mater und der Serva padrona von Pergoleſi erhalten. Sie führten mit Hülfe eines Baſſes dieſe Meiſterwerke aus, und waren ſo entzückt von den zauberiſchen Schönheiten derſelben, daß ſie am Ende jedes Stücks einmal über das andere ausriefen: In die Hölle mit jedem der die Muſik nicht liebt! Dieſen beiden unſterblichen Werken verdankte der junge Gaveaux ſeinen entſchiedenen Geſchmack für die Compoſition. Nach manchen Unfällen ging er nach Bordeaux und wurde als Tenoriſt bei St. Severin angeſtellt. Franz Beck, damaliger Organiſt dieſer Kirche, wurde ſein Lehrer in der Compoſition für die ganze Zeit, die er in Bordeaux zubrachte. Gaveaux componirte mehrere Motetten, die er unter ſeines Lehrers Augen aufführen ließ. Dieſer unterließ nicht, ihm jedes Mal ſeinen Beifall zu bezeigen und zugleich das alte Sprichwort zu wiederholen: Fabricando fit Faber. In der Folge wurde Gaveaux beim Theater zu Bordeaux angeſtellt, bis er ſich 1788 nach Montpellier begab, um hier die erſten Liebhaberrollen in der großen und in der komiſchen Oper zu übernehmen. Im Jahre 1789 debutirte er auf dem Theater der Tuilerien als erſter Tenoriſt in der franzöſiſchen Oper. Er war einer der Begründer und Erhalter dieſes Theaters, bis zu dem Augenblick, wo das Theater Feydeau mit der komiſchen Oper im J. 1800 vereinigt wurde. Als Componiſt hat er mehrere Werke auf das Theater der komiſchen Oper gebracht, die ſich eines ausgezeichneten Beifalls erfreuten; unter allen aber iſt vielleicht L'amour filial diejenige, welche ſein Talent am ſchönſten und vollkommenſten bewährt. Außerdem hat er italieniſche und franzöſiſche Romanzen herausgegeben. Seine Compoſition des Pygmalion von Rouſſeau wird als ein beſonders gelungenes Werk gerühmt. M.

Gaviniés (Pierre), berühmter Componiſt und Violinſpieler, wurde den 11ten Mai 1726 zu Bordeaux geboren. Von ſeiner zarteſten Kindheit an nahm er Violinunterricht, aber ſchon in ſeinem 13ten Jahre bedurfte er deſſen nicht mehr. Er war 14 Jahr alt, als er nach Paris kam, und in dem Concert ſpirituel debütirte, wodurch er den erſten Grund zu ſeinem Rufe legte. Sein Spiel war ſicher und glänzend, aber was ihn ſo ungemein auszeichnete, war ein an Reinheit und Ausdruck unnachahmlicher Ton; er ſchien ſeinem Inſtrumente Seufzer zu entlocken. Viotti nannte ihn den Tartini

Frankreichs, und an Tartini erinnert auch ſein Privatleben. Als Jüngling verließ er heimlich Paris. Eine Liebesintrigue, die mit dieſer Flucht in Verbindung ſtand, machte ſie für ihn gefährlich. Er wurde vier Stunden von Paris arretirt und blieb ein Jahr im Gefängniß. Damals componirte er jene unter ſeinem Namen ſo allgemein bekannt und berühmt gewordene Romanze. Er ſang ſie zu ſeiner Violine mit einer unnachahmlichen Anmuth und variirte ſie eben ſo reizend. Noch kurz vor ſeinem Tode, in ſeinem 73ſten Jahre, executirte er ſie in einem öffentlichen Concert und entlockte Thränen den Augen ſeiner Zuhörer. Er iſt das Haupt der guten franzöſiſchen Schule. Für das Theater hat er das Intermezzo Le prétendu geſchrieben, welches mit Beifall aufgenommen wurde. Im Jahre 1794 ernannte ihn das Conſervatorium zum Profeſſor der Violine. Er ſtarb den 10ten Sept. 1800. M.

Gavotte iſt ein vorzüglich zum Tanz angewandtes Tonſtück. Es beſteht aus zwei Repriſen, fängt im Auftact an und ſteht im Allabrevetact. Da die Bewegung wegen dieſes letzten Falles an und für ſich etwas lebhaft ausfällt, und der Charakter der Gavotte zwar munter, aber dabei auch zärtlich iſt, ſo ſind Achtel die geſchwindeſten Noten, die darin vorkommen. Die Gavotten waren ehemals auch in Sonaten, Suiten u. ſ. w. eingeführt, da man ſich nicht genau an diejenige äußere Form band, die ſie als Tanzſtücke hatten. Jetzt gehören ſie unter die veralteten Gattungen von Tonſtücken.

Gay (John), 1688 zu oder bei Barnſtaple in Devonſhire geboren, erhielt von einem gewiſſen Luck, Schullehrer an dieſem Orte und Dichter, eine Erziehung, die zur Entwickelung ſeines natürlichen Talents für Poeſie nicht wenig beitrug. Er ging in die Plane ſeines unbegüterten Vaters, der ihn zu einem Galanteriehändler beſtimmt hatte, nicht ein, da ihn ſeine Neigung zu ganz andern Beſchäftigungen hinzog. Man weiß nicht, in welchem Jahre er die Lehre angetreten und verlaſſen hat; doch iſt ſo viel gewiß, daß ihn die Herzogin von Monmouth im J. 1712 als Secretär in Dienſte nahm. Hier blieb ihm Muße genug, die Dichtkunſt zu üben. Er machte ſeine Rural sports, a Georgic in two cantos bekannt, und widmete ſie dem ſchon damals berühmten Pope, welches die erſte Veranlaſſung zu der vertrauten Freundſchaft zwiſchen beiden Dichtern gab. Im J. 1713 ließ er ſeine Komödie The wife of Bath drucken, die auf der Bühne kein Glück gemacht hat, und gab um dieſelbe Zeit the Shepherd's week heraus, eine aus ſechs Eklogen beſtehende, aus der gemeinen Wirklichkeit geſchöpfte Schilderung des engliſchen Landmanns, welche jedoch dem Geſchmack ſeiner Landsleute trefflich zuſagte. Da er aber dieſes Werk dem Lord Bolingbroke zugeeignet hatte, mußten ihm bei der neuen Regierung die darauf gegründeten Hoffnungen zur Beförderung fehlſchlagen, ob er gleich als Secretär des Grafen Clarendon, engliſchen Geſandten am hannöverſchen Hofe, im letzten Regierungsjahre der Königin Anna zu glänzenden Erwartungen berechtigt war. Bald nach ſeiner Rückkehr trat er mit der Tragikomödie What-d'ye-call-it, und im J. 1717 mit der unter Pope's und Arbuthnots Beihülfe geſchriebenen Komödie Three hours after marriage auf, konnte aber nur für die erſtere einigen Beifall gewinnen. Er begab ſich hierauf nach Achen und lebte einige Zeit auf dem Landſitze des Lord Harcourt. Hier veranſtaltete er die Herausgabe ſeiner Gedichte auf Subſcription, die ihm 1000 Pfund einbrachte. Im J. 1724 erſchienen The captives, ein gut aufgenommenes Trauerſpiel, und 1726

der erſte Band ſeiner, zum Unterricht des Herzogs von Cumberland geſchriebenen Fabeln, durch welche er ſich bei den Engländern den Namen eines claſſiſchen Dichters erwarb. Einen beiſpielloſen Beifall erhielt ſeine Beggar's Opera, welche noch jetzt ein Lieblingsſtück der Engländer iſt. Ein zweiter Theil, der unter dem Titel Polly erſchien, wurde nicht auf die Bühne gebracht. Die Beggar's Opera gewann ihm das Wohlwollen vieler Großen, beſonders des Herzogs und der Herzogin von Queensberry, in deren Geſellſchaft er den letzten Theil ſeines Lebens zubrachte, nachdem er vergeblich auf eine Anſtellung von Georg II. und ſeiner Gemahlin gehofft, die ihn vor ihrer Thronbeſteigung perſönlich gekannt und geſchätzt hatten. Er ſtarb am Ende des J. 1732 und wurde in der Weſtminſterabtei begraben. Der zweite Theil ſeiner Fabeln, meiſt politiſchen Inhalts, erſchien, durch den Herzog von Queensberry beſorgt, erſt nach ſeinem Tode. Gay war nach Pope's Urtheil ein gerader anſpruchsloſer Mann, der ſo redete, wie er dachte, und immer zu mißfallen fürchtete. Johnſon ſpricht ihm mit Recht jene mens divinior ab, die das Eigenthum großer Dichter iſt, läßt ihm aber als einem Sänger einer niedern Sphäre volles Recht wiederfahren. Er preiſ't ihn als den Erfinder der Balladenoper, welche die italieniſche verdrängte und über ein halbes Jahrhundert ſich mit Beifall auf der Bühne erhielt.

Gazometer, Gaſometer, Luftmeſſer, ein ziemlich zuſammengeſetzter Apparat, welchen Lavoiſier und Meusnier zu mancherlei Verſuchen mit den Gasarten, hauptſächlich aber zu genauen Abmeſſungen des Volumens derſelben erfunden hatten. Da man mit demſelben die Verſuche angeſtellt hat, welche der Erzeugung des Waſſers aus dephlogiſtiſirter und brennbarer Luft, mittelſt der Verbrennung, zum Beweiſe dienen, ſo verſteht man jetzt gewöhnlich unter Gazometern Vorrichtungen, welche die Abſicht haben, theils das Abbrennen der genannten Luftarten bequem zu veranſtalten, theils die verhältnißmäßigen Quantitäten derſelben genau zu meſſen, theils auch das dadurch erhaltene Waſſer gehörig zu ſammeln und zu wägen. In der Folge iſt dieſe Maſchine von Martin van Marum in Harlem, dann von Haug, von Seguin, Vogt und Pearſon verändert und vereinfacht worden.

Gazopyrion, eine von dem Doctor Faulſtich erfundene Feuermaſchine, deren Haupttheile eine mit brennbarer Luft gefüllte Kugel und ein electriſcher Apparat ſind. Der Bau der Maſchine iſt von der Art, daß man mit Leichtigkeit mittelſt des electriſchen Funkens die Luft entzünden kann. Doch muß man dabei mit Vorſicht verfahren, um die Erzeugung der Knallluft zu vermeiden.

Gebälk werden bald die ſämmtlichen Balken eines Gebäudes, bald bloß der oberſte Theil oder das Hauptgeſims einer Säulenſtellung genannt, welches auf den Säulen ruht, und aus drei Theilen beſteht, dem Unterbalken oder Architrab, dem Fries und dem Kranze (ſ. d. Art.). Die ſchicklichſte Höhe des Gebälks bei jeder Art von Säulen iſt der vierte Theil der Säulenhöhe ſelbſt, iſt es höher, ſo ſcheint es das Gebäude zu erdrücken, und niedriger giebt es dem Ganzen ein ärmliches Anſehn. Bei jeder Säulenordnung findet man übrigens Verſchiedenheit. (S. Säulenordnung.)

Gebäude wird bald im engern, bald im weitern Sinne genommen. Im engern Sinne verſteht man darunter einen, nach den Regeln der Baukunſt eingeſchloſſenen, Raum, ſey es um ihn zu bewohnen, oder gewiſſe Verrichtungen darin zweckmäßig zu betreiben. Im

weitern Sinne nennt man Gebäude alle Werke, welche die Baukunſt aufführt, von welcher Art ſie auch ſeyen. Dann theilt man die Gebäude ein in öffentliche und Privatgebäude. Jene dienen 1. der Religion: Tempel, Kirchen, Capellen; 2. der Staats- und Juſtizverwaltung: Schloß, Gerichtshof, Rathhaus, Arbeitshaus, Zuchthaus, Gefängniß; 3. der öffentlichen Sicherheit: Stadtthore, Mauer, Wall, Straßen, Brücken, Zeughaus, Spritzenhaus, Leuchtthurm, Hafen; 4. dem öffentlichen Nutzen: Schulen, Collegien, Bibliotheken, Obſervatorien; 5. dem öffentlichen Wohlſtande: Münzen, Börſen, Banken; 6. dem öffentlichen Verkehr und Bedarf: Märkte, Magazine, Manufacturgebäude, Schlacht- und Brauhäuſer, Gaſthöfe; 7. der Geſundheit: Krankenhäuſer, Begräbnißplätze, Cloaken, Waſſerleitungen, Brunnen, Bäder; 8. der öffentlichen Pracht: freie verzierte Plätze, Promenaden, Rennbahnen, Theater, Odeen, Ballſäle; Ehrenpforten, Triumphbogen, Denkmale. Zu den Privatgebäuden gehören: 1. Häuſer und Paläſte; 2. Villen, Gartenhäuſer, ländliche Wohnungen; 3. landwirthſchaftliche Gebäude; 4. Mühlen; 5. Waſſerbaue.

Geber oder Giaber, eigentlich Abu Muſſah Djafar al Sofi, ein berühmter arabiſcher Alchymiſt, geboren zu Hauran in Meſopotamien, im 8ten Jahrhundert. Seine Bemühungen, die Natur der Metalle zu erforſchen und ſie in Gold zu verwandeln, führten ihn auf mehrere Entdeckungen in der Chemie und Medicin, als den ätzenden Sublimat, den rothen Präcipitat, das Scheidewaſſer u. ſ. w. Dadurch erwarb er ſich das Verdienſt, zur Entſtehung und Begründung der Chemie weſentlich beigetragen zu haben. Er ſcheint auch aſtronomiſche Kenntniſſe gehabt zu haben; ja Einige wollen ihm die Erfindung der Algebra zuſchreiben, und leiten ihren Namen von dem ſeinigen ab. Verſchiedene ſeiner Schriften ſind überſetzt, z. B. Summae perfectionis magisterii in sua natura libri IV. etc; de investigatione perfectionis metallorum u. ſ. w. Andere ſind handſchriftlich in Paris und Leyden.

Geberde, Geberdenſpiel, Geberdenſprache. Unter Geberde verſteht man eine Art des phyſiognomiſchen Ausdrucks des Innern im Körper; es iſt aber nicht ganz leicht, dieſe Art genau zu beſtimmen. Beſonders hat die Unterſcheidung der Geberde von der Miene durch Verwechſelungen des Sprachgebrauchs Schwierigkeiten erhalten. Alles genau erwogen, findet man, daß beide ſich in folgenden Punkten unterſcheiden: 1. die Miene erſtreckt ſich bloß auf Ausdruck in Bewegungen, die Geberde, obſchon ſie auch ſich in Bewegungen äußert, drückt doch das Innere auch in der Ruhe aus, wenn es unverändert bleibt; die Miene iſt deßhalb bloß etwas Vorübergehendes, die Geberde auch etwas Beharrliches; 3. die Miene erſtreckt ſich bloß auf die Bewegungen des Geſichts, die Geberde auch auf den übrigen Körper; 4. die Miene iſt bloß Seelenausdruck im Geſicht vernünftiger ſittlicher Weſen, Geberden zeigen ſich auch bei bloß ſinnlich-begehrenden Weſen; 5. die Miene drückt daher lediglich die Geſinnung, den bleibenden ſittlichen Charakter, Geberden die eben jetzt herrſchende Leidenſchaft, den vorübergehenden Affect aus. So bemerkbar dieſe Unterſcheidungen hin und wieder ſind, ſo ſchwankt doch im Ganzen der Sprachgebrauch bald hinüber, bald herüber. Übrigens iſt auch bei dieſen Unterſcheidungen nicht zu verkennen, daß Geberde bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne genommen iſt. Im weitern Sinne befaßt man darunter jeden phyſiognomiſchen Ausdruck

des Innern im Körper, und dann ſind die Mienen mit darunter begriffen. Jene ſtumme Sprache mit ihren mahlenden, ausdrückenden und deutenden Zeichen, welche man die *Geberdenſprache* nennt, würde deßhalb auch die *Mienenſprache* unter ſich befaſſen, ſo daß die Geberdenſprache durch das Geſicht eben ſowohl als durch die übrigen Glieder des Körpers ſich ausdrückt. Kurz, die Geberde wäre demnach das Allgemeine, die Miene das Specielle, Beſondere. Beim Entwurf einer Theorie der körperlichen Beredſamkeit wird es dienlich ſeyn, dieſen alſo feſtgeſetzten Unterſchied anzunehmen, und zur Mienenſprache auch das mitzurechnen, was das Geſicht nach der obigen Beſtimmung von Geberden in veränderter Bewegung ausdrückt. Körperliche Beredſamkeit iſt aber die Kunſt, einem Andern ſeine Gedanken mittelſt des Körpers und gewiſſer Modificationen deſſelben ſo mitzutheilen, daß ſie den verlangten Eindruck auf ihn machen. Dieſe Modificationen des Körpers ſind entweder Bewegungen und Stellungen deſſelben oder Töne. Man ſieht, daß die ganze Schauſpielkunſt ſich darauf gründet, indem von den Bewegungen und Stellungen des Körpers die *Action*, die mit der Plaſtik, und von den Tönen die *Declamation*, die mit der Muſik verwandt iſt, abhängt. Die Action iſt nun eigentlich nichts anders als die *Geberdenkunſt* ſelbſt in jenem allgemeinen Sinne. Jene Bewegungen und Stellungen des Körpers ſind nämlich Veränderungen deſſelben oder ſeiner Theile, in Anſehung ihrer Lage und Figur, mit gewiſſen Veränderungen der Seele harmoniſch. Die Summe der *Bewegungen* iſt *Geſticulation*; aus der *Stellung* gehen die *Attituden* (ſ. d.) hervor, Tragen und Haltung des ganzen Körpers im Stehen, Sitzen und Liegen während einer gewiſſen Situation. Hier iſt immer etwas Unbewegliches, Feſtes. Dieſe Attituden macht der ganze Körper; Geſticulation können nur die beweglichen Theile deſſelben machen, Kopf, Arme, Hände, Füße, entweder alle zuſammen, oder jedes für ſich, weßhalb es auch eine Kopf-, Arm-, Hände- und Füßeſprache giebt, wovon freilich die meiſten Schauſpieler nichts verſtehen. Von dieſen ſtummen Sprachen unterſcheidet man nun noch beſonders die *Geſichtsſprache*, und zwar nicht ohne Grund. Das Geſicht iſt kein ſo beweglicher Theil als Kopf, Arm, Hand und Fuß, theils aber durch die eigenthümliche Bildung und die bleibende Form ſeiner feſten, theils durch das veränderliche Spiel ſeiner beweglichen Theile, theils durch Züge, welche durch Gewohnheit in den beweglichen Theilen feſt und bleibend geworden ſind, tritt hier das Innere in dem Äußern in den bedeutendſten, unzweideutigſten und unverkennbarſten Kennzeichen hervor. Hier iſt alſo eine Beweglichkeit ganz eigner Art, und von einer ſo großen Wichtigkeit, daß man wohl Urſache hätte, ihr eine vorzügliche und eigene Aufmerkſamkeit zu widmen, zumal da es auch hier wieder faſt ſo viele eigene Sprachen giebt, als Theile des Geſichts. Wer eine Stirn-, Augen-, Naſen-, Lippen- und Wangenſprache lächerlich finden wollte, bewieſe damit nur, daß er die Natur hier niemals genugſam beobachtet hat. Dieſe Geſichtsſprache nennt man auch *Mimik*, ein Begriff, der freilich an ſich mehr umfaßt (ſ. *Mimik*). Wenn *Engel* die Mimik in die *ethiſche* oder *phyſiognomiſche* eintheilt, welche die Eigenthümlichkeit eines Charakters, und in die *pathognomiſche*, welche die vorübergehenden Verwandlungen durch Affecten und Leidenſchaften in beſtimmten Situationen darſtellt, ſo liegt dieſer Eintheilung der Unterſchied zwiſchen Miene und Geberde im engern Sinne zum Grunde. Es war aber ſehr gut, daß Engel andere Bezeichnun-

gen dafür wählte, weil ſonſt alle Augenblick Zweideutigkeit und Miß-verſtand entſtanden ſeyn würden. Beſonders würde dies der Fall geweſen ſeyn, wenn man Mienen- und Geberdenſpiel nach der weitern und engern Bedeutung jedesmal hätte unterſcheiden ſollen. Es iſt auch hier am rathſamſten, das Mienenſpiel auf die Geſichtsſprache einzuſchränken, das Geberdenſpiel aber auf die ganze körperliche Beredſamkeit auszudehnen. Geberdenſpiel würde demnach ſeyn die vorübergehende Modification des ganzen Körpers, ſeiner unbeweglichen Theile, in Stellung und Bewegung, zum Ausdruck des Innern und Äußern während einer gewiſſen Situation. Die Bezeichnung durch Spiel ſcheint uns bloß von dem Vorübergehenden in dieſer Thätigkeit herzukommen, und nicht etwa von der Leichtigkeit, womit ſie ausgeübt wird. Weit eher könnte man noch an Unwillkürlichkeit denken (wie bei dem Spiel der Muskeln), womit die äußern Organe der Thätigkeit der Seele zu einer naturgemäßen Äußerung folgen. Wer durch Kunſt die körperliche Beredſamkeit üben will, und die naturgemäßen Äußerungen nicht trifft, der verfällt in Grimaſſe. Die Natur, wie ſie für jeden Ausdruck der Leidenſchaft, für jede Stimmung der Seele ihren eignen Ton und eigne Bewegung in der Stimme hat, hat auch ihre eignen Bewegungen und Stellungen in dem Körper dafür. Wehe dem Schauſpieler und bildenden Künſtler, dem dafür der feine Sinn mangelt. Vergl. Mimik und Pantomime. dd.

Gebern, in Indien Parſis, in Perſien aber Gebern, Guebern, Gauern, d. i. Ungläubige oder Feueranbeter genannt. Sie ſelbſt nennen ſich Behendie oder Anhänger des wahren Glaubens, und haben ihre vorzüglichſten Wohnſitze in den Wüſten von Karamanien gegen den perſiſchen Meerbuſen, vorzüglich aber in den Provinzen Yerd Keram. Dies wenig bekannte, in der Unwiſſenheit glückliche Volk iſt arbeitſam, mäßig und treibt fleißig Ackerbau. Die Sitten der Gebern ſind ſanft; ſie trinken Wein, eſſen alles Fleiſch, heirathen nur eine Frau, und leben ſtreng und mäßig. Eheſcheidung und Vielweiberei ſind ihnen durch die Religion verboten; bleibt aber die Frau in den erſten neun Jahren unfruchtbar, ſo darf der Mann neben derſelben noch eine zweite nehmen. Sie verehren ein einiges höchſtes Weſen, das ſie den ewigen Geiſt oder Yerd nennen. Sonne, Mond und Planeten glauben ſie durch verſtändige Weſen belebt, erkennen das Licht als Grundurſache des Guten, die Finſterniß als die des Böſen, und beten endlich, wie man ſagt, das Feuer an, wovon ſie auch den Namen erhalten haben. Sie ſelbſt aber ſagen, daß ſie es nicht anbeten, ſondern darin nur ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes hegen, weßwegen ſie auch allemal ihre Gebete beim Feuer verrichten und an heiligen Orten ein immer brennendes Feuer unterhalten, welches ihr Prophet Zoroaſter (ſ. d.) ſchon vor 4000 Jahren entzündet haben ſoll. Ihr heiliges Buch heißt Zend-Aveſta. (S. dieſes.) Eine eigenthümliche Gewohnheit der Gebern iſt es, die Todten, ſtatt ſie zu begraben, auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe den Vögeln preis zu geben; wobei ſie genau Acht geben, welchen Theil dieſe Thiere zuerſt verzehren, und daraus auf das Schickſal des Verſtorbenen ſchließen.

Gebet iſt im weiten Sinne jede mit frommen Gefühlen verbundene Richtung des Gemüths auf Gott, im engern Sinne der mündliche Ausdruck frommer Gefühle und Geſinnungen gegen Gott. Das Gebet kann Bitte ſeyn, Fürbitte, Dank und Lob Gottes. In den

abergläubiſchen Religionen des Alterthums wurden die Gebete als Formeln von magiſcher Kraft betrachtet, deren Wirkſamkeit davon abhange, daß ſie mit der größten Genauigkeit hergeſagt und durch keinen Unglück bedeutenden Umſtand unterbrochen würden. Weit würdigere Begriffe über das Weſen und den Zweck des Gebets hat das Chriſtenthum unter den Völkern verbreitet. Nach den Grundſätzen der catholiſchen Kirche kann der Menſch nicht bloß an Gott, ſondern auch an die Heiligen und an die Engel Gebete richten; die proteſtantiſche Kirche dagegen erklärt Gott für den einzigen würdigen Gegenſtand der Anbetung. Die religiöſen Menſchen aller Zeiten haben in dem Gebet ein wirkſames Mittel der Geiſteserhebung, des Troſtes und der Befeſtigung in guten Geſinnungen gefunden. Je leichter der Menſch unter den Zerſtreuungen und Sorgen des Lebens ſeine höhere Beſtimmung vergißt, deſto mehr iſt ihm die Geiſtesſammlung, welche das Gebet gewährt, Bedürfniß, und es iſt eine heilſame Gewohnheit, mit dem frommen Andenken an Gott den Tag zu beginnen und zu beſchließen. Um das Gemüth in die Stimmung zu verſetzen, in welcher es geneigt und fähig wird, ſich zu Gott zu erheben, muß man ſich der heil. Schrift, heiliger Geſänge (unter den neuern Liedern dieſer Art ſind beſonders die von Witſchel, welche unter dem Titel: Morgen- und Abendopfer in Geſängen, Sulzbach, 1809, erſchienen ſind; die Geſänge von Juliane Beillodter und die Schrift von Ziegenbein: die Religion in Liedern, geſammelt aus den beſten Dichtern, zu empfehlen), guter Predigten und dergleichen Erbauungsbücher bedienen. Da die Richtungen, welche das jugendliche Gemüth nimmt, die bleibendſten zu ſeyn pflegen, ſo iſt es nöthig, daß man auch das Kind beten lehre, und die Pädagogen, welche meinten, daß die Bildung zur Religioſität einem reiferen Alter vorzubehalten ſey, verriethen Mangel an Kenntniß des menſchlichen Herzens. Auch das Kind kann den Gedanken an ein Weſen, von welchem alles Gute komme, faſſen, und iſt frommer Gefühle fähig. N.

Gebirge, Gebirgslehre, ſ. Berge und Orographie.

Gebirgsarten, ſ. Oryktologie.

Gebirgshöhe. Um eine allgemeine und unwandelbare Baſis bei der Beſtimmung der Höhe eines Gebirges zu haben, mißt man dieſelbe jedesmal von der Meeresfläche an, ſo daß die mehr oder minder hohe oder flache Umgebung eines Berges keinen Einfluß auf ſeine eigentliche Höhe haben kann. Daher kommt es, daß mancher Berg, z. B. der Brocken, der rings in einer bergigen Umgebung liegt, viel höher iſt, als er ſcheint, da ſeine ganze Höhe dem Auge nicht ſichtbar iſt. S. Höhenmeſſung.

Gebläſe (Hüttenweſen), nennt man die Blaſebälge auf den Schmelzhütten aller Art. In den ältern Zeiten waren ſie den gewöhnlichen hölzernen Blaſebälgen mit Leder, wie ſie die Schmiede brauchen, ähnlich. Um ununterbrochen Wind in den Ofen zu bringen, hängt man zwei Bälge neben einander, die man ein doppeltes Gebläſe nennt, und macht die Einrichtung, daß der eine in die Höhe geht, indem der andere niedergedrückt wird. Wenn die Arbeit recht gehen ſoll, ſo muß jeder Balg in einer Minute viermal in den Ofen blaſen. Als beſondere Redensarten ſind anzumerken: das Gebläſe anlaſſen, d. h. die Waſſer anſchützen, daß das Waſſerrad des Gebläſe treibt und bewegt. Das Gebläſe arbeitet, d. h. die Blaſebälge gehen friſch und ſtark. Das Ge-

bläſe bläſet kalt, d. h. der Wind der Blaſebälge iſt nicht auf die Kohlen, ſondern auf das Erz im Schmelzofen gerichtet, welches von der Richtung der Form abhängt. Das Gebläſe geht ſtille, d. h. es arbeitet matt und facht das Feuer nicht genug an. Das Gebläſe ſpielt, d. h. die Blaſebälge ſind angelaſſen und im Umgange. Die Gebläſe überſpannen, d. h. die Blaſebälge zu ſtark gehen laſſen. Zur Vermeidung der abwechſelnden Wirkſamkeit, die bei dem Gebläſe wegen des öftern Waſſermangels beim Umgange deſſelben eintritt, hat der Kammerrath Klipſtein 1785 Maſchinen erfunden, in welchen das in Dünſte aufgelöſ'te Waſſer bei Schmelzöfen die Stelle des Gebläſes vertritt. X

Gebrochen. 1. In der Muſik heißt ein gebrochner Accord ein ſolcher, deſſen Töne man nicht, wie gewöhnlich, auf einmal, ſondern in einer gewiſſen Ordnung aufeinander folgend, anſchlägt. Man nennt ſolche Accorde auch Harpeggiaturen. (S. Harpeggio.) Gebrochener Baß iſt der, der auf einem Tone nicht ſo lange anhält, als der Geſang erfodert, ſondern entweder den Grundton wiederholt oder andre ſchickliche Töne durchläuft. 2. In der Declamation iſt die gebrochene Stimme das Zeichen der tiefſten Rührung. 3. In der Mahlerei ſind gebrochene Farben eine Art Mittelfarben, ſ. Mezzotinto. 4. In der Baukunſt ſind gebrochene Treppen, gebrochenes Dach ſolche, welche mehrere Abſätze haben.

Geburt iſt der Act bei den weiblichen Menſchen und Säugethieren, da ſie ein Kind oder ein Junges ihrer Art zur Welt bringen. Wenn nämlich die Frucht ihre gehörige Zeit in dem Fruchthälter der Mutter von dem erſten Moment ihrer Exiſtenz an (ſ. Empfängniß, Embryo), in ſteter Fortbildung bis auf einen gewiſſen Punkt, zugebracht hat, und alsdann im Stande iſt, ein ſelbſtſtändiges Leben zu führen, ſo reißt ſie ſich von der Mutter los, um das ihr nach ihrer Art zukommende Leben unabhängig von jener zu leben. Indem nämlich der Fruchthälter durch die zunehmende Größe der Frucht bis zu ſeinem Maximum ausgedehnt iſt, erwacht die ihm eigenthümliche Reizbarkeit, das Zuſammenziehungsvermögen in ihm, er verengt dadurch ſeinen innern Raum und treibt die reife Frucht von ſich. Die Zeit der Geburt iſt bei den verſchiedenen Geſchlechtern der Säugethiere ſehr verſchieden, bei jedem aber genau und bleibend beſtimmt, ſo daß die Zeit, da die Frucht ihre Fähigkeit zum ſelbſtſtändigen Leben, oder ihre völlige Reife erlangt, in der Regel genau mit derjenigen übereinſtimmt, da der Fruchthälter von dem Zuſtande der Ausdehnung in den entgegengeſetzten des Zuſammenziehens übergeht. Wir ſchränken uns hier auf die Geburtsgeſchichte des Menſchen ein. In dem Fruchthälter der Gebärmutter des Weibes fängt der Menſch als Embryo ſein Leben an, wird dann immer weiter ausgebildet, zunächſt als Fötus, dann als unreifes, endlich als reifes Kind. Mit ſeinem Wachsthum und zunehmenden Umfange wachſen zugleich die häutigen Hüllen, die es umgeben, und erweitert ſich der innere Raum des Fruchthälters durch deſſen Ausdehnung. Am Ende der 39ſten oder dem Anfange der 40ſten Woche iſt das Kind völlig ausgebildet, und fähig, ſein Leben unabhängig von der Mutter fortzuführen, daher erfolgt in der Regel nun die Trennung deſſelben von ihr, d. h. die Geburt. Es entſtehen nunmehr allmählig die Zuſammenziehungen der Gebärmutter, welche, da ſie mit ſchmerzhaften Empfindungen verbunden ſind, Wehen ge-

nannt werden. Man theilt dieſe ein in vorherſagende oder Rupfer (Vorwehen), welche den Anfang machen, nicht lange dauern, gelinde ſind, und das Gefühl einer unangenehmen Spannung und eines Drängens erregen. Wenn die Schwangere davon befallen wird, kann ſie oft nicht von der Stelle, bis dieſe Wehe vorüber iſt, da ſie denn wieder oft einige Stunden lang frei iſt. Dann folgen die wahren Wehen; dieſe dauern immer länger, kommen immer ſchneller zurück und werden immer heftiger. Die Zuſammenziehungen des Fruchthälters geſchehen in der Ordnung, wie die Ausdehnung derſelben vor ſich ging, indem der obere Theil oder der Grund derſelben ſich zuerſt zuſammenzieht, während der untere Theil und die Öffnung oder der ſogenannte Muttermund ſich ausdehnt und erweitert. Daher ſenkt ſich die Frucht bei dem allmählig ſich verengernden Raume des Fruchthälters gegen die Öffnung deſſelben herab; die in den Hüllen der Frucht eingeſchloſſene Flüſſigkeit, als der am wenigſten Widerſtand leiſtende Theil wird vorausgetrieben, und bildet eine Blaſe, welche zur allmähligen Erweiterung des Muttermundes viel beiträgt. Es iſt daher nachtheilig, wenn voreilige und unwiſſende Hebammen durch Kneipen an der Blaſe das zu frühe Zerplatzen derſelben befördern. Bei wiederholten und kräftigern Wehen zerreißt endlich dieſe Blaſe, ergießt ſich, und ſogleich tritt der Kopf des Kindes ſelbſt ein. Da die Schädelknochen an demſelben noch nicht ganz vollendet, ſondern auf dem Wirbel nur durch eine feſte Membrane verbunden ſind, und einander genähert, ſogar ein wenig über einander geſchoben werden können, ſo kann der Kopf durch den Druck, welchen er erleidet, an ſeinem Umfang etwas vermindert und in eine mehr längliche Form gedrückt werden, daß er durch die Öffnung des Fruchthälters und des Beckens, in welchem dieſer eingeſchloſſen iſt, ſo wie auch durch die äußern Geburtstheile hindurchgleiten kann, worauf alsdann bald der übrige Körper nachfolgt. Der Act der Geburt iſt demnach in der Regel kein widernatürlicher, gefährlicher oder krankhafter Zuſtand, wie ihn wohl manche, beſonders aber zaghafte und zum erſtenmal gebärende Frauen ſich vorſtellen. Es iſt ein der Natur gemäßes Entwickelungsgeſchäft, welches eben ſo wenig Krankheit iſt, als das Zahnen und die Entwickelung der Pubertät, obgleich alle eine nicht unbedeutende Revolution im Körper verurſachen und zu Krankheiten Veranlaſſung geben können. Zwar erfodert das Geburtsgeſchäft eine heftige Anſtrengung der Natur, aber ſie hat auch viele, und wie höchſt zweckmäßige, Vor- und Zubereitungen getroffen, um es zu erleichtern. Doch bleibt immer für das Weib die Geburt in Rückſicht des Gemüths wie des Körpers ein äußerſt wichtiges Ereigniß. Welch ein Übergang von Sorge, Schmerz, banger, angſtvoller Erwartung zum beglückenden Bewußtſeyn, einen Menſchen geboren zu haben! Aber auch welch eine Revolution im Körper, von der Bürde der Schwangerſchaft, von der ſchmerzvollen, höchſten Anſtrengung zur plötzlichen Erſchlaffung, Schmerzloſigkeit, Erſchöpfung und Abſpannung. Geht die Geburt auf die oben beſchriebene Weiſe regelmäßig von Statten, ſo heißt ſie eine natürliche. Dazu wird erfodert, daß das Becken der Mutter gehörig gebaut ſey, und ſeine Öffnung der reifen Frucht einen freien Durchgang geſtatte; daß die Ausbildung und Größe der Frucht dem Becken gemäß ſey, vorzüglich der Kopf deſſelben den von der Natur ſchon beſtimmten, dem Durchmeſſer des Beckens angemeſſenen Umfang habe; ferner ein richtiger Stand des Fruchthälters in der Achſe des Beckens, richtige La-

ge der Frucht, nämlich der Kopf nach unten, der Hinterkopf nach der vordern Seite der Mutter, und nach der Öffnung des Fruchthälters, ſo daß der Hinterkopf zuerſt zur Geburt eintrete, endlich daß die äußern Geburtsglieder keine widernatürliche Beſchaffenheit haben. Leichte Geburt heißt diejenige, welche ohne übermäßige Anſtrengungen und Schmerzen, und in gehöriger Zeit erfolgt. Schwer iſt die Geburt, wenn ſie zwar natürlich, doch mit übermäßigen Anſtrengungen und Schmerzen verbunden iſt und viel Zeit, über 6 bis 8 Stunden, erfodert. Die Urſache davon iſt zuweilen Straffheit der Faſern der Mutter, vorgerückte Jahre derſelben, verhältnißmäßig zu großer Kopf des Kindes u. a. m. Auch dieſe Geburten vollendet die Natur, und Kreiſende ſollten daher nicht ſobald muthlos und ungeduldig werden. Eine widernatürliche (eigentlich nur unregelmäßige) Geburt iſt die, wobei eine oder mehrere von den oben erwähnten Bedingungen zur natürlichen Geburt fehlen. Eine künſtliche Geburt iſt diejenige, welche durch Hülfe der Kunſt mit Inſtrumenten oder Handgriffen der Geburtshülfe bewerkſtelligt worden iſt. Frühgeburt heißt eine ſolche, welche einige Wochen eher erfolgt, als die gewöhnliche Zeit verlaufen iſt, nämlich nach dem ſiebenten und vor dem Ende des neunten Monats. Obgleich der Frucht von der Natur die Zeit von 40 Wochen zu ihrer Reife beſtimmt iſt, ſo iſt ſie doch auch zuweilen einige Wochen vorher zu dem Grade von Ausbildung gelangt, daß ſie von der Mutter getrennt in einigen Fällen beim Leben erhalten werden kann. Daß ſie jedoch nicht völlig reif iſt, bemerkt man aus verſchiedenen Zeichen. Ein ſolches Kind nämlich ſchreit nicht wie andere reife Kinder, ſondern es gibt bloß einen dumpfen Laut von ſich, ſchläft beſtändig, muß beſtändig gewärmt werden, wenn nicht ſogleich Hände und Füße erkalten ſollen. Außerdem aber iſt auch bei einem unreifen Kinde — mehr oder weniger, je nach dem mehr oder weniger an der gehörigen Reife fehlt — die Haut am ganzen Körper roth, oft ſogar blau, mit einem weichen, langen, wolligen Haar, beſonders an den Seitentheilen des Geſichts und auf dem Rücken, bedeckt; die Fontanelle iſt groß, die Schädelknochen ſind leicht beweglich; das Geſicht iſt alt, runzlich; die Augen ſind meiſtens verſchloſſen; die Nägel an den Fingern und Zehen kurz, zart und weich, kaum eine Linie lang; das Gewicht eines ſolchen Kindes iſt unter ſechs, oft ſogar unter fünf Pfund. Unzeitig heißt die Geburt, wenn ſich die Frucht vor dem ſiebenten Monate trennt. Dies iſt alsdann ein in dem Grade unreifes Kind, daß es nicht fortleben kann; doch wird nach den bürgerlichen Geſetzen geſtattet, ſelbſt ein Kind von 26 Wochen noch für lebensfähig, und z. B. bei Neuverehelichten für ein in der Ehe erzeugtes zu halten. Spätgeburt iſt die über die gewöhnliche Zeit von 40 Wochen erfolgte Geburt. Da dieſe Rechnung von dem Anfange der Schwangerſchaft an bis zur Geburt größtentheils und allein auf die Angabe der Mutter ſich gründet, ſo findet hier oft Selbſttäuſchung oder Betrug Statt. Gleichwohl ſind dieſe Geburten in der gerichtlichen Medicin von der größten Wichtigkeit, indem oft viel darauf ankommt, ob ein nach dem Tode des Vaters und nach der 40ſten Woche gebornes Kind für ein rechtmäßig noch in der Ehe erzeugtes gehalten werden ſoll oder nicht. Die Wichtigkeit dieſer Unterſuchungen und die Unbeſtimmtheit in den Beweiſen hat eine große Verſchiedenheit der Meinungen der mediciniſchen Schriftſteller herbeigeführt. Manche bezweifeln die Wahrheit des Vorgebens der Mütter über eine ſolche verzö-

gerte Geburt, und geben als Gründe an, die Natur binde ſich an den beſtimmten Zeitraum der Schwangerſchaft; Gram, Krankheit u. a. m. können den Wachsthum der Frucht nicht verhindern u. ſ. w. Andere behaupten dagegen, die Natur binde ſich an keine Regeln; mancherlei Urſachen könnten das Wachsthum der Frucht verzögern ꝛc. Plenk (in ſeinen Anfangsgründen der Geburtshülfe) ſagt, daß unwiderrufliche und aufs genaueſte unterſuchte Bemerkungen dargethan haben, daß die natürliche Zeit der Geburt zuweilen bis in den zehnten, ja elften Monat und darüber, verzögert werden könne. In Röderer's Opusc. med. iſt die Beobachtung von einem zu ſpät gebornen Kinde von dreizehn Monaten angeführt, deſſen Körper acht Pfund wog. Man muß in einem ſolchen Falle mit großer Behutſamkeit urtheilen und alle Umſtände erwägen. Man beobachtet, daß dergleichen ſpät geborne Kinder Zeichen einer ausdrücklichen Bewegung über ſechs oder ſieben Monate vor der Geburt gegeben, auch Zeichen einer größern körperlichen Ausbildung als gewöhnlich mit ſich gebracht haben, denn überhaupt waren ſie größer, hatten härtere Knochen; einigen waren die Fontanellen der Hirnſchalen feſt verwachſen, die Kopfhaare waren länger und gefärbter, die Stimme ſtärker, die Augen und das Geſicht lebhafter, bei manchen ſogar ſollen ſich ſchon einige Zähne gezeigt haben, die von dem Zahnfleiſche bloß waren. Fehlgeburt, wenn eine Frucht ſich ſo früh ablöſet, daß ſie nicht leben kann, vom Anfang der Schwangerſchaft bis zum ſiebenten, am öfterſten aber im dritten Monat. Veranlaſſungen dazu geben, zumal bei reizbaren oder vollblütigen Schwangern hinzukommende heftige Erregungen, z. B. Stoßen, Fallen, Tanzen, Krämpfe, Leidenſchaften u. a. m. H.

Geburtshülfe iſt die Ausübung der Entbindungskunſt, d. h. der Kunſt, durch beſtimmte mechaniſche, auf phyſiologiſche und pathologiſche Kenntniſſe gegründete Verrichtungen die Geburt zu erleichtern, und ſowohl kurz vor als während und nach der Geburt für die Erhaltung der Geſundheit und des Lebens der Schwangern, Gebärenden und Neuentbundenen zu ſorgen. Sie iſt ein Theil der Chirurgie, ſo wie dieſe wieder ein Theil der Heilkunſt im Allgemeinen iſt. Hebammenkunſt iſt nur derjenige Theil der Geburtshülfe, welcher die natürliche Hülfe für die Mutter und das Kind bei der ſelbſt natürlichen und leichten Geburt leiſtet, dagegen man unter Geburtshülfe nicht nur dieſe, ſondern auch die künſtliche Hülfe bei ſchweren und widernatürlichen Geburten begreift. Geburtshülfe im weiten Sinne hat wohl von jeher, ſelbſt bei den uncultivirten Völkern Statt gefunden, obgleich ſie ſehr mangelhaft geweſen iſt, und vielleicht nur in den unentbehrlichſten Handgriffen und Hülfsleiſtungen beſtanden hat. Selbſt bei den gebildeteren Völkern der Vorzeit, von denen wir nähere Nachrichten haben, ſtand dieſe Kunſt noch auf einer niedern Stufe. Die Iſraelitinnen hatten ſchon Hebammen. Die erſten Nachrichten von künſtlicher und männlicher Geburtshülfe finden wir bei den Griechen; ſie ſind aus dem Zeitalter des Hippokrates († 357 v. Chr. G.). Aus den Schriften jener Zeit erſehen wir, daß die Entbindungskunſt bei den Griechen auf einer höhern Stufe ſich befand, als ſie im vorigen Jahrhundert noch an den meiſten Orten in Europa ſelbſt war. Deſſen ungeachtet wurde auch bei ihnen vieles Schädliche und Unzweckmäßige vorgenommen, und nur wenig von dem, was nothwendig geweſen wäre, gethan. Vielmals begnügten ſie ſich damit, die Eileithya, die Göttin der Geburt, anzurufen. Bei den Römern war die Geburts-

hülfe ganz roh, und beſchränkte ſich auf wenige Hülfsleiſtungen und auf Opfer für Juno, Lucina und andere der Geburt vorſtehende Gottheiten. Erſt ſpäter kam die Geburtshülfe in beſſern Zuſtand. Die Römerinnen hatten gewöhnlich Hebammen, bei ſchweren Geburten aber wurden die Ärzte zum Beiſtand gerufen. Dieſe waren entweder ſelbſt Griechen, welche unter der Herrſchaft der römiſchen Kaiſer nach Chriſti Geburt in Rom lebten, oder ihre Kenntniſſe waren doch größtentheils aus den griechiſchen Schriftſtellern geſchöpft. In dieſen Zeitraum gehören vorzüglich Celſus (40 J. n. Chr. G.), Sorenus (100 J. n. Ch. G.), Moſchion, welcher das erſte Lehrbuch der Hebammenkunſt verfaßt hat, und Galen, zu eben der Zeit wie die vorigen beiden. Im Mittelalter wurde die künſtliche Geburtshülfe ſehr vernachläſſigt und ſie ſchien ſich auf das Ausſchneiden der Frucht aus dem Leibe verſtorbener Mütter zu beſchränken. Dadurch, daß die Päpſte den Mönchen die Ausübung der Heilkunſt und die Lehrerſtellen an den neugeſtifteten Schulen übergaben, hingegen die Ausübung der Chirurgie und Anatomie, ſo wie allen Ärzten, auch den Laien aufs ſtrengſte verboten (1215), wurde auch die Entbindungskunſt mehr auf innere und abergläubiſche Mittel beſchränkt, und war nach und nach ganz den Weibern, Mönchen, Hirten und andern dergleichen Perſonen überlaſſen. Waren dieſe mit ihrer Kunſt zu Ende, ſo wurden die Heiligen angerufen, Bilder und Reliquien den Kreiſenden angehängt u. ſ. w. So blieb der Zuſtand der Geburtshülfe bis in das ſechszehnte Jahrhundert. Jetzt wurde durch die Verbreitung der im funfzehnten Jahrhundert erfundenen Buchdrucker- und Holzſchneidekunſt, wie für Wiſſenſchaften und Künſte überhaupt, ſo auch für die Entbindungskunſt, allmählig eine beſſere Zeit herbeigeführt, indem die noch übrigen Schriften der alten Griechen, Römer und Araber vervielfältigt werden konnten, der Geiſtesverkehr unter den Menſchen allgemeiner, der Forſchungsgeiſt erweckt und neu belebt wurde, und mehr Nahrung fand, als bisher. Zwar war um dieſe Zeit das Geſchäft der Geburtshülfe ſelbſt ſo ausſchließlich in den Händen der Weiber, daß es die größte Schande für einen Mann war, ſich damit zu befaſſen, und es gleichſam als ein verabſcheuungswürdiger Angriff auf die Ehre und Tugend des weiblichen Geſchlechts, derjenige aber, welcher es unternahm, ſelbſt als ein Abenteurer und Zauberer angeſehen wurde. Ja in Hamburg verurtheilte man 1521 einen gewiſſen Dr. Veites deßwegen zum Feuertode. Doch wurde hier und da für einen beſſern Unterricht der Hebammen durch Abfaſſung und Verbreitung mehrerer Hebammenbücher geſorgt, unter denen das erſte von Eucharius Rößlin (Roslein) zu Worms unter dem Titel: Der ſchwangern Frauen und Hebammen Roſengarten 1513, herausgegeben wurde. Auch die nun wieder erlaubte und mehr begünſtigte Bearbeitung der Anatomie trug zur Verbeſſerung der Entbindungskunſt ſehr viel bei, in der vorzüglich Veſalius in Padua (1543) ſich auszeichnete. Die Ärzte und Wundärzte beſchäftigten ſich noch immer bloß mit dem Theoretiſchen der Entbindungskunſt, doch gingen die letztern allmählig dadurch zur Ausübung derſelben über, daß ſie das nicht nur erlaubte, ſondern ſchon früher geſetzlich befohlene Ausſchneiden der Frucht aus verſtorbenen Schwangern, ſo wie auch allmählig andere bei Schwangern und Gebärenden vorfallende chirurgiſche Operationen verrichteten. Franz Rouſſet, ein Wundarzt in Paris, ſtellte in einer Schrift (1581) zuerſt mehrere Beweiſe von der Möglichkeit

eines glücklichen Erfolgs des Gebärmutterſchnitts an Lebenden auf, dem er den Namen Enfantement Cesarien, cäſariſche Kindergeburt, gab, woraus in der Folge der jetzt allgemeine Name: Kaiſerſchnitt, entſtand. Nach Verbreitung dieſer Schrift wurde auch dieſe Operation an Lebenden in und außer Frankreich oft, ſelbſt zuweilen ohne daß ſie unumgänglich nöthig war, gemacht. Pineau, Wundarzt in Paris, gab (1589) zuerſt nähere Veranlaſſung zum Schooßknorpelſchnitt, indem er auf das Ausdehnen der Schooßbeine zur Erleichterung der, wegen zu engen Beckens, ſchweren Geburten aufmerkſam machte. In Deutſchland kamen Männer noch äußerſt ſelten zur Geburtshülfe, während es in Italien und Frankreich ſchon gebräuchlicher war, Ärzte und Wundärzte zu Hülfe zu rufen. Ein in der Geburtshülfe zu ſeiner Zeit berühmter Chirurgus in Paris, Julius Clement, welcher der Madame de la Valiere, der Geliebten Ludwigs XIV., bei ihrer Entbindung beiſtand, erhielt zuerſt als Ehrentitel den Namen eines Accoucheurs (1711), der den Wundärzten ſo wohl gefiel, daß ſie nach und nach ſich alle ſo nennen ließen. Heinrich von Deventer war der erſte, welcher (1801) die Entbindungskunſt wiſſenſchaftlich zu begründen verſuchte. In Frankreich, wo überhaupt die Entbindungskunſt höher geſtiegen war, als in andern Ländern, wurde das Hotel-Dieu zu einer Unterrichtsanſtalt für Hebammen eingerichtet (1745). Die Geſchichte des Urſprungs und der Erfindung der Zange, dieſes ſo äußerſt wichtigen Inſtruments für die Geburtshülfe iſt in einiges Dunkel gehüllt. Schon zwiſchen den Jahren 1660 bis 1670 wollte ein gewiſſer Chamberlaine, Wundarzt in London, ein Inſtrument erfunden haben, mit dem er im Stande ſey, die ſchwerſte Geburt mit dem Kopfe voran für Mutter und Kind glücklich zu beenden, aber er behielt dieſe Entdeckung als Geheimniß für ſich, ging 1688 nach Amſterdam, wo er ſein Arcanum an einige Geburtshelfer verkaufte, welche wieder in der Folge einen Handel damit trieben, der ſich unter den Beſitzern dieſes Geheimniſſes lange erhielt. Palfyn, ein berühmter Anatomiker und Chirurgus zu Gent in Flandern, kam endlich dieſem geheimen Inſtrumente auf die Spur, und ließ eins fertigen, das aus zwei ſtählernen Löffeln beſtand, welche einander gegenüber an den im Becken ſtehenden Kopf gelegt, und womit dieſer, gleichſam mittelſt zweier eiſerner Hände, hervorgezogen werden ſollte. Er kann alſo als der rechtmäßige Erfinder der erſten Zange (1723) angeſehen werden. In Deutſchland blieb immer noch die Geburtshülfe in unvollkommenem Zuſtande. Nur ſelten wurde männliche Hülfe von den Frauen zugelaſſen, die Hebammen waren größtentheils unwiſſend, die gemeinen Geburtshelfer gleichfalls in ihren Kenntniſſen beſchränkt und in ihrem Handeln grauſam (1745). Die Zange wurde nun immer mehr, beſonders von Plevier in Amſterdam (1750), Levret in Paris (1747) und Smellie in London (1752) verbeſſert. Die Geburtshülfe ſelbſt wurde durch dieſer Männer Schriften und Unterricht vervollkommnet. Auch in Deutſchland wurde nun die Liebe für dieſe Kunſt allgemeiner, und allenthalben bildeten ſich Geburtshelfer, welche nicht nur durch Geſchicklichkeit einen ausgebreiteten Ruf erhielten, ſondern auch zur Vervollkommnung der Entbindungskunſt durch ihre Beobachtungen, und zur Verbreitung derſelben durch mündlichen und ſchriftlichen Unterricht viel beitrugen. Unter dieſen zeichneten ſich aus: Kaltſchmidt in Jena (1750); Janke in Leipzig, Mohr in Giengen in Schwaben, Erfinder eines Fantoms (1750); Meckel in Berlin, Director der erſten Hebammenſchule Deutſchlands (1751); Röderer, Lehrer an dem zweiten In-

ſtitute dieſer Art in Göttingen (ebenfalls 1751 geſtiftet); Cranz in Wien (1757), vorzüglich durch Empfehlung und Verbreitung der Levretſchen Zange; Stein in Caſſel und Marburg (1763); Wrisberg in Göttingen (1764) und mehrere Andere. Die Errichtung mehrerer Inſtitute für die Entbindungskunſt und Hebammenſchulen trug beſonders viel dazu bei, die Erlernung dieſer Kunſt zu erleichtern, ihre Vervollkommnung immer höher zu treiben, und auf den Grad von Ausbildung zu bringen, auf welchem ſie ſich jezt befindet. Hiezu haben auch in der neuern Zeit mehrere Männer von vorzüglichen Verdienſten viel beigetragen, unter denen wir an die beiden Starke in Jena, an Oſiander in Göttingen, Siebold in Würzburg, Wigand und mehrere Andere erinnern. Man iſt jezt durch die vereinten Bemühungen dieſer Männer auf den glücklichen Mittelweg gekommen, durch Ausbildung aller zu dieſer Kunſt gehörigen Kenntniſſe die Fälle mit hinlänglicher Überſicht beſtimmen zu können, wo die Kunſt ſich leidend verhalten und das Geburtsgeſchäft der Natur überlaſſen kann und muß, und wo dieſe es nicht, oder nicht allein, oder nicht ohne Nachtheil für Mutter oder Kind beendigen kann, und daher die Kunſt ſicher, entſchloſſen nnd beſtimmt handeln muß, gleich entfernt von der Unthätigkeit, der Unwiſſenheit, wie von der Grauſamkeit und der Gewaltthätigkeit voriger Zeiten. H.

Gedächtniß heißt das Vermögen des Geiſtes, gehabte Vorſtellungen und Gedanken zu behalten und willkührlich in ſich wieder zu erneuern. Etwas bald faſſen, ſich leicht worauf beſinnen, und es lange behalten, ſind die ſelten beiſammen befindlichen Vollkommenheiten des Gedächtniſſes. In Hinſicht des Faſſens iſt das Gedächtniß ſchnell oder langſam, in Hinſicht des Beſinnens iſt es treu oder untreu, in Hinſicht des Behaltens aber mechaniſch oder ſelbſtthätig. Man unterſcheidet in der letztern Beziehung das Wortgedächtniß, welches von mechaniſch Auswendiglernen zeugt und keines ſonderlichen Aufwands von Geiſt bedarf, von dem Sachgedächtniß, wozu Urtheilskraft und alſo ſelbſtthätiger Geiſt gehört. Ungemeine Gedächtnißgaben machen den gelehrten Mann, Nachdenken den Mann von Geiſt, den Philoſophen. Selten ſind beide vereinigt. Beim Faſſen und Behalten hängt viel von der auf einen Gegenſtand verwendeten Aufmerkſamkeit ab. Mit träger Aufmerkſamkeit wird wenig oder ſchwer gefaßt, mit lebhafter viel und leicht; mit träger und zugleich zerſtreuter iſt das Faſſen ſchwerer, mit zerſtreuter und zugleich lebhafter zwar leicht, aber die gefaßten Ideen ſind bei einer augenblicklichen Lebhaftigkeit unrichtig und vergänglich. Mit träger aber ordentlicher Aufmerkſamkeit iſt Faſſen ſchwer, allein die gefaßten Ideen ſind richtig und dauerhaft; mit lebhafter und zugleich ordentlicher Aufmerkſamkeit iſt das Faſſen leicht und die gefaßten Ideen ſind lebhaft, richtig und dauerhaft. — Das Gegentheil vom Gedächtniß iſt die Vergeßlichkeit, wo der Kopf, ſo oft er auch gefüllt wird, doch immer leer bleibt. Dieſes Übel iſt bisweilen unverſchuldet, wie bei alten Leuten, oft aber auch die Wirkung zerſtörender Ausſchweifungen, zumal in der Jugend, oder einer habituellen Zerſtreuung. Etwas methodiſch dem Gedächtniß anvertrauen, heißt memoriren. S. übrigens Gedächtnißkunſt und Mnemonik. dd.

Gedächtnißkunſt (mit einem aus dem Griechiſchen ſtammenden Worte Mnemonik genannt), iſt die Kunſt, die Wirkſamkeit des Gedächtniſſes zu einer ſolchen Fertigkeit zu erheben, daß man als

les, was dem Gedächtniſſe anvertraut werden ſoll, ſchnell auffaſſen und leicht wieder hervorrufen kann. Als Erfinder derſelben wird von den Alten der griechiſche Dichter Simonides genannt. (S. d. Art.) Wir handeln ausführlicher von dieſer Kunſt unter dem Art. Mnemonik. D.

Gedackt nennt man eine Orgelſtimme, bei welcher die Pfeife oben durch einen Deckel verſtopft iſt. Der Ton wird dadurch um eine Octave tiefer, ſanfter, aber auch ſchwächer. dd.

Gedanke iſt ein Erzeugniß des Verſtandes, wiefern unter dieſem das Vermögen zu denken verſtanden wird. Durch das Denken werden die Anſchauungen und Empfindungen, welche der Sinn hervorbringt, zu Begriffen als allgemeinen Vorſtellungen erhoben und dieſe Begriffe wieder zu Urtheilen verknüpft. Daher iſt jeder Begriff und und jedes Urtheil ein Gedanke. Im weitern Sinne werden aber auch die Schlüſſe und Ideen, welche die Vernunft bildet, und in der weiteſten Bedeutung ſogar alle Vorſtellungen überhaupt Gedanken genannt. Der Gedanke iſt das innerſte Eigenthum des Menſchen, worüber man nur Gott und ſeinem Gewiſſen Rechenſchaft ſchuldig iſt. Daher das Sprichwort: Gedanken ſind zollfrei. Durch den Gedanken kann ſich der Menſch im Augenblick in eine andere Lage und ſelbſt auf den entfernteſten Weltkörper verſetzen. Daher ſagt man Gedanken ſind ſchneller als der Blitz oder als das Licht. In dieſem Falle aber verſteht man unter Gedanken die Vorſtellungen des innern Sinnes oder der Einbildungskraft. Denn die Einbildungskraft iſt es eigentlich, welche uns auf ihren Flügeln an jeden beliebigen Ort und in jedes beliebige Verhältniß ſetzt. D.

Gedärm, ſ. Darm.

Gedicht, ſ. Poeſie.

Gediegen ſtatt gediehen, d. h. gewachſen, rein hervorgebracht, ohne Beiſatz oder Vermiſchung mit fremdartigen Theilen. Beſonders wird das Wort im Bergbaue gebraucht. Gediegenes Gold, Silber, Zinn, welches von der Natur in reiner Geſtalt erzeugt wird, zum Unterſchiede vom Erze, in welchem es noch mit allerhand fremdartigen Theilen vermiſcht iſt. In weiterer Bedeutung nennt man Geräthe von gediegenem Golde oder Silber, um anzuzeigen, daß ſie durchaus und ihrer ganzen Maſſe nach von reinem Golde oder Silber (maſſiv), und nicht bloß vergoldet oder verſilbert ſind. Endlich ſagt man auch gediegen von andern Dingen, die durch und durch aus denſelben Theilen beſtehn, und dabei rein, feſt, gedrungen, kräftig ſind, z. B. eine gediegene Rede u. ſ. w.

Gedike (Friedrich), war zu Boberow, einem Dorfe bei Lenzen, am 15ten Jan. 1754 geboren. Sein Vater, Prediger daſelbſt, ließ den Knaben ohne beſondere Sorgfalt aufwachſen, da er der allerdings gegründeten Meinung war, daß durch einen zu frühen Unterricht die gehörige Entwickelung des Körpers verhindert werde. Er ſtarb, als ſein Sohn erſt neun Jahr alt war. Dieſer befand ſich in der hülfsbedürftigſten Lage. Man brachte ihn anfänglich auf kurze Zeit nach Seehauſen, wo er die öffentliche Schule beſuchte, und von da in das Waiſenhaus nach Züllichau. Hier wurde er durch des würdigen Steinbart Sorgfalt ſieben Jahre völlig frei verpflegt, unterrichtet und erzogen, ohne daß er ſich weder äußerlich noch durch beſondere Fähigkeiten und Fortſchritte empfohlen und den Mann hätte ahnen laſſen, der einſt eine Zierde ſeines Vaterlandes werden ſollte. Im J. 1766

errichtete Steinbart ein eignes Pädagogium, deſſen Zögling auch Gedike wurde, und hier begann, beſonders durch Steinbarts trefflichen Unterricht geweckt, ſein gleichſam ſchlummernder Geiſt zuerſt ſich zu regen. Aber kaum hatte der leuchtende Funke ſein Innerſtes erhellt, als ihn plötzlich eine Thätigkeit beſeelte, die ſchnell ſeine glücklichen Anlagen entwickelte und ihn reißende Fortſchritte machen ließ. Im J. 1771 bezog er die Univerſität Frankfurt, um daſelbſt Theologie zu ſtudiren. Hier trat er mit Zöllner und einigen andern Studirenden in eine literariſche Verbindung. Sie arbeiteten Abhandlungen aus, und beurtheilten ſie in ihren Zuſammenkünften. Gedike erwarb ſich mancherlei philologiſche, humaniſtiſche und literariſche Kenntniſſe. Beſonders fand er an Töllner einen würdigen Lehrer und wohlwollenden Beförderer ſeines Fortkommens. Dieſer trug ihm ſogar während ſeiner letzten Krankheit auf, ſein metaphyſiſches Collegium fortzuſetzen, und Gedike vollzog dieſen Auftrag ſo gut, daß er damals den Entſchluß faßte, ſich dem akademiſchen Lehramte zu widmen. Töllner ſtarb, und Steinbart, der deſſen Stelle bekam, wurde aufs neue Gedike's Lehrer und Wohlthäter. Im J. 1775 berief ihn der ehrwürdige Spalding zum Hauslehrer ſeiner beiden Söhne, und gewiß verdankte er es den in dieſem Hauſe eingegangenen trefflichen Verbindungen, daß er im Jahre darauf als Subrector des Friedrichwerderſchen Gymnaſiums in Berlin angeſtellt wurde. 1778 wurde er Prorector und 1779 Director deſſelben. Hier fing er an, ſich als einen der größten Schulmänner Deutſchlands zu zeigen. Unerſchöpflich an neuen und beſſern Lehrmethoden und raſtlos thätig in Einführung zweckmäßiger Verbeſſerungen, hob er die geſunkene Anſtalt zu einer vorher nie erreichten Höhe empor, belebte die Gemüther der Lehrer und Lernenden, und hauchte Allen eine ungewöhnliche Thätigkeit ein. Ein Hauptbeſtreben dieſes hellſehenden Pädagogen war es, die Geiſteskräfte ſeiner Zöglinge durch eigenes Nachdenken zu entwickeln, und ſie auch außer den Schulſtunden zu zweckmäßigen Arbeiten anzuhalten. Sein eigner Vortrag war gründlich, deutlich und bei vieler Lebhaftigkeit wohl geordnet, wobei ihm ein glückliches Gedächtniß und eine große Gewandtheit des Ausdrucks zu Statten kam. Im J. 1793 ward er Mitdirector, und 1795, nach Büſchings Tode, Director des berliniſchen Gymnaſiums und der beiden davon abhängenden Schulen. Dieſe blühende Anſtalt erreichte unter ihm den Gipfel des Flores. Schon 1784 war er zum weltlichen Oberconſiſtorialrath mit Sitz und Stimme, ſo wie 1787 zum Oberſchulrath des von ihm organiſirten Oberſchulcollegiums ernannt worden. Auch das Seminarium für gelehrte Schulen, dem er vorſtand, und aus dem ausgezeichnete Lehrer hervorgegangen ſind, ward auf ſeinen Antrieb gegründet. Im J. 1790 ward er Mitglied der berliner Akademie der Wiſſenſchaften und bald darauf auch der Akademie der Künſte, und 1791 ertheilte ihm die Univerſität Halle die theologiſche Doctorwürde. Im J. 1797 machte er eine Reiſe nach Italien, von der er aber kränklich zurückkehrte. In Schulangelegenheiten unternahm er 1802 eine Reiſe nach Südpreußen. So lebte Gedike glücklich im Kreiſe einer zahlreichen Familie, geliebt und hochgeachtet von ſeinen Freunden und allen Redlichen, und raſtlos thätig in ſeinen vielfachen Wirkungskreiſen, und durfte bei einer feſten und kräftigen Körperconſtitution ein beneidenswerthes Alter zu erreichen hoffen, als ihn eine ſchmerzhafte Steinkrankheit befiel, die nach vielen Leiden ſeinem nützlichen Leben ein Ende machte. Noch vierzehn Tage vor ſeinem Tode erließ Friedrich Wilhelm III. ein in

den huldreichſten und ermunterndſten Ausdrücken abgefaßtes Cabinetsſchreiben an ihn, worin er ihm ſeine Theilnahme an ſeiner Beſſerung bezeigte, und zugleich den Wunſch äußerte, daß er in der Schweiz Peſtalozzi's Lehranſtalt beſuchen und dem Monarchen von ſeinen Beobachtungen Bericht erſtatten ſolle. Dies war Linderung ſeiner Schmerzen, die er nun weniger zu fühlen ſchien. Noch hielt er mit den Lehrern über den neuen Curſus Conferenz, redete ſelbſt am Tage vor ſeinem Ende mit den Gymnaſiaſten, und beſchäftigte ſich bis zum letzten Athemzuge mit ſeiner Lehranſtalt. Groß und bleibend ſind ſeine Verdienſte, und ſein Andenken lebt in den dankbaren Herzen Unzähliger, die ihm Bildung und Beförderung danken. Seine nicht gemeine Kenntniß der griechiſchen Sprache hat er durch ſeine Ausgaben des Philoktet von Sophokles, einiger Geſpräche des Plato und ſeine Überſetzung der Pindariſchen Siegshymnen beurkundet. Mit ſeinem Freunde Bieſter gab er die ältere berliniſche Monatsſchrift vom J. 1783 bis zum ſiebzehnten Bande heraus. Seine pädagogiſchen Schriften enthalten eine Menge nützlicher Ideen und Vorſchläge, und ſeine Leſebücher und Chreſtomatien ſind die erſten von beſſerer Art. Als Schul- und Geſchäftsmann war Gedike vorzüglich, und Geradheit, Offenheit und Unbefangenheit waren die hervorſtechenden Züge ſeines Charakters.

Gedritter Schein, ſ. Aſpecte.

Geeſtland wird beim Deichbau das höhere, hinter den Marſchen gelegene Land, das höher liegt, als die höchſten Fluthen gehen, genannt.

Gefäll nennt man 1. die Höhe, um wie viel ein flüſſiger Körper bei ſeinem Abfluſſe fällt, d. h. um wie viel er der Meeresfläche an einem Orte näher iſt, als am andern, von wo er herfließt. Man ſagt, der Fluß hat auf 100 Ruthen 1 Fuß Gefäll, die Waſſerfläche deſſelben iſt unterhalb dieſer Strecke 1 Fuß weniger über der Meeresfläche erhoben, als oberhalb derſelben. Das Gefäll finden und gehörig beſtimmen, iſt bei Waſſerbauen, als Schleuſen, Canälen ꝛc. von höchſter Wichtigkeit. Bei den Mühlen verſteht man darunter die Höhe des Waſſerfalls vor dem Mahlgerinne. Bei niedrigem Gefälle werden unterſchlächtige, bei hinreichend hohem oberſchlächtige Räder angewendet. Im Hüttenbaue bezeichnet es den obern Theil des Planherdes. In weiterer Bedeutung wird in der Geometrie der Unterſchied, um wie viel ein jeder gegebner Ort tiefer liegt, als ein andrer, und welcher mit der Waſſerwage geſucht wird, das Gefäll genannt; 2. nennt man Gefälle dasjenige, was von einem Grundſtücke fällt, was daſſelbe einträgt, und in engerer Bedeutung dasjenige, was dem Grundherrn oder der Obrigkeit davon entrichtet wird.

Gefäße (Phyſiologie), ſind röhrenförmige Bildungen in belebten Körpern, um die zur Ernährung derſelben dienenden Flüſſigkeiten den einzelnen Theilen zuzuführen, oder von ihnen abzuleiten; im gemeinen Leben heißt der größte Theil derſelben Adern. In dem Körper des Menſchen und der meiſten Thiere kennen wir viererlei Arten dieſer Gefäße, die ſich durch hinreichende Kennzeichen von einander unterſcheiden: nämlich Arterien, Haargefäße, Venen und Lymphgefäße; wozu in den Pflanzen noch die Spiralgefäße kommen. Man ſehe die einzelnen Artikel.

Gefolg, Gefolgsdienſt. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man ein merkwürdiges Inſtitut, das Cäſar bei den Galliern (de

bello gall. III. 22. VI, 15), Tacitus bei den Deutſchen fand (Germ. 13). Es ging hervor aus der im Fortgang der Zeit unvermerkt entſtandenen Ungleichheit des Vermögens, und des davon abhängigen Anſehens, Ranges und Standes. Nachdem in der Volksmaſſe Ungleichheit durch Armuth nnd Reichthum entſtanden war, entſtand zuerſt eine Claſſenabtheilung zwiſchen Freien und Abhängigen, und dieſer folgte bald eine zweite unter den Freien ſelbſt. Theils beleidigtes Selbſtgefühl, theils Mißgunſt und Habſucht brachten den Reichen in Bedrängniß, und dieſem mußte nun ſein Reichthum Schutz verſchaffen. Bewaffnung der eignen Knechte wäre zu unſicher geweſen, man warb alſo ärmere Freie zum Waffendienſt an, die gern bereit waren, ein reichlich belohntes Leben in Waffen der dürftig laſſenden Feldarbeit vorzuziehen. Dieſe Art von Leibwache für den Reichen nannte man ſein Gefolg. Der Reiche hatte davon, wie Tacitus ſagt, im Kriege Schutz, im Frieden Glanz. Anſehnliches Gefolg gehörte nun bald zum Luxus: „das iſt Anſehn, das iſt Macht, von einem großen Kreis erwählter Jünglinge umgeben zu ſeyn; das iſt Adel, das Ruhm, wenn ſie durch Anzahl und Tapferkeit des Gefolgs hervorſtrahlen.“ Allein eben dies Gefolg erſchöpfte auch das Vermögen, und daher „zum Erſatz Raub und Fehde.“ So bildete ſich im alten Deutſchland neben dem Heerbannsdienſt noch ein zweiter, der Gefolgsdienſt. Jener gehörte für den National-, dieſer für den Privatkrieg. Im Heerbann diente man aus Bürgerpflicht, im Gefolg aus Vertragspflicht. Die Reichen, in der Eigenſchaft von Schutz- und Gefolgsherren, bildeten natürlich bald einen höheren Stand, und dieſer hatte Mittel genug, auch die freie Wahl der Würden in der Nation auf ſich zu leiten So entſtand der erſte deutſche Adel. Als nun, zu und nach den Zeiten der großen Völkerwanderung, unter eines Königs Anführung dieſer Adel mit ſeinem Gefolg, einem Geleit freier Wehrmänner und Leibeigener, in fremde Länder wie auf Abenteuer auszog, bildete ſich durch ihn und ſein Gefolgsweſen eine Verfaſſung, die über ein Jahrtauſend von wirkſamen Folgen geweſen, und zum Theil noch iſt. Mit dieſem Adel nämlich, der ſammt ſeinem Gefolg wieder das Gefolg des Königs ausmachte, theilte ſich der König in die Eroberung; jedem fiel ein erbliches Grundeigenthum als Loos zu (woher es Allodium genannt wird), und er vertheilte davon wieder Theile unter ſeine Treuen, wie man von da an das Gefolg nannte. Die Größe des Looſes richtete ſich nach der Zahl freier Wehrmänner in Jedes Gefolge, der König ſelbſt erhielt um des größern Gefolgs willen ein größeres Loos. Mit dem Grundeigenthum fielen aber, nach damaligem Kriegsrecht, den Eroberern auch die Eingebornen als Eigenthum zu, und wurden meiſt Leibeigene. Jedes ſolches Allodium war dann eine abgeſönderte Herrſchaft für ſich und ſeine Beſitzer nur im Kriegsfalle von dem König abhängig, denn jeder Edle mußte, nach erfolgtem Aufgebot, mit dem Gefolge ſeiner Freien dem König folgen und ſich beim Heereszug ihm unterwerfen. Somit wurden Allodialſyſtem und Gefolgsweſen der Grund der neueuropäiſchen Staaten, in denen allen man, ſo weit germaniſche Stämme zogen, König und Edle, Kriegsanführer und Gefolg, freie Gutsbeſitzer und Leibeigene unterſchied. Späterhin machten die unausbleiblichen Reibungen zwiſchen den Königen und den Beſitzern von Allodialgütern eine Abänderung nöthig. Denn da den Königen faſt nur der Titel als Vorzug blieb, ſo mußten ſie, wenn ſie ihr Anſehen behaupten wollten, auf Mittel bedacht ſeyn, die unabhängigen

Güterbeſitzer in abhängige Vaſallen zu verwandeln. Dies wurde Veranlaſſung zur eigentlichen Lehnsverfaſſung. (S. Lehnsweſen.) dd.

Gefrieren iſt der Übergang einer Subſtanz aus dem Aggregatzuſtand der Tropfbarkeit in den der Feſtigkeit. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche zeigt das Wort freilich nur die Verwandlung eines flüſſigen Körpers in Eis an; allein eigentlich kann man darunter auch das Feſtwerden der geſchmolzenen Metalle, des zerlaſſenen Talgs u. ſ. w. verſtehen; denn die Gefrierung ſteht überhaupt der Schmelzung entgegen, und bei allen dieſer Veränderungen fähigen Subſtanzen findet nur in den Graden der Temperatur, unter welchen ſie erfolgen, ein Unterſchied Statt. Ein jeder Körper erfodert, um flüſſig zu ſeyn, einen eigenen unveränderlichen Grad der Wärme; ſobald dieſer fehlt, geht er in den Zuſtand über, welcher im weiteſten Sinne Gefrierung genannt wird. Den Grad der Temperatur, bei welchem das reine, von allen fremden Zuſätzen befreiete Waſſer gefriert, hat man als einen feſten Punkt bei Abmeſſung der Wärme überhaupt zum Grunde gelegt. Dieſer Punkt wird der Froſt-, Eis- oder Gefrierpunkt genannt. (S. Eispunkt.) Diejenigen Subſtanzen, welche bei einer Temperatur über dem Gefrierpunkt ſchon geſtehen oder feſt ſind, pflegt man natürlich feſte Körper zu nennen. Dahin gehören alle Metalle (mit Ausnahme des Queckſilbers), Fette, Butter u. ſ. w. Dieſen entgegen ſtehen diejenigen Körper, welche bei dem Gefrierpunkte des Waſſers und viele Grade unter demſelben noch immer flüſſig bleiben. Dahin gehört das Queckſilber, welches bei uns nur durch einen künſtlich erzeugten Kältegrad, dergleichen ſelbſt in Sibirien nur ſelten eintritt, in eine feſte, glänzende metalliſche Maſſe verwandelt werden kann, die ſich unter dem Hammer und beim Schneiden noch weicher als Blei zeigt und einen dumpfen Schall hören läßt. Andere Körper gibt es, welche bei keinem uns bekannten Grade der Kälte gefrieren, dahin gehören alle ſpirituöſe Flüſſigkeiten, wenn ſie vom Waſſer frei ſind, z. B. Alkohol oder höchſt rectificirter Weingeiſt. Sind aber dieſe Liquore mit Waſſer vermiſcht, ſo gefrieren ſie nach Maßgabe des ihnen beigemiſchten Waſſers früher oder ſpäter. Gas- oder Luftarten gefrieren ebenfalls nicht, und dadurch unterſcheiden ſie ſich von den Dämpfen. In Gefäße eingeſchloſſene Körper, ſelbſt das Waſſer, können noch unter ihrem gewöhnlichen Gefrierpunkt erkältet werden, bevor ſie gefrieren. Beim Gefrieren wie beim Geſtehen nach der Schmelzung ändert ſich der Umfang der Körper; bei einigen nimmt er zu, bei andern ab. Die meiſten wo nicht alle Materien cryſtalliſiren ſich beim Geſtehen ſowohl als beim Gefrieren.

Gefühl iſt, körperlich betrachtet, entweder das über den ganzen Körper verbreitete Empfindungsvermögen (das Gemeingefühl) oder das inſonderheit den Finger- und Zehenſpitzen eigenthümliche Sinnesvermögen (das Getaſt oder der Betaſtungsſinn), deſſen Sitz die durch den ganzen Körper bis an ſeine äußerſten Begränzungen verbreiteten Nerven ſind. Die körperliche Empfindung ſetzt aber auch ein inneres oder geiſtiges Empfindungsvermögen voraus, durch welches wir uns der auf die Nerven geſchehenen Eindrücke und der dadurch in ihnen erregten Veränderungen bewußt werden. Gefühl wird häufig mit Empfindung verwechſelt; beide ſind aber keineswegs einerlei, und es iſt nöthig den Unterſchied hier feſtzuſtellen. Empfindung iſt Bewußtſeyn eines empfangenen Eindrucks, und be-

zieht ſich mithin jederzeit auf einen Gegenſtand außerhalb unſers eigentlichen Ichs. Beziehen wir nun aber die Empfindung auf unſer Subject, ſo werden wir uns des Zuſtandes bewußt, in den wir durch die gehabte Empfindung (Ein=findung, es findet ſich ein Äußeres in unſer Bewußtſeyn ein) verſetzt worden ſind: wir fühlen. Man kann daher ſagen: ich empfinde einen Gegenſtand außer mir; muß aber ſagen: ich fühle mich. Gefühl iſt demnach Bewußtſeyn des Zuſtandes, in welchen ich durch eine Empfindung verſetzt worden bin, und wird in das Gefühl der Luſt und der Unluſt eingetheilt, weil die Empfindungen bald angenehmer bald unangenehmer (zuweilen auch wohl gemiſchter) Art ſeyn können. Aber dies Gefühl erſtreckt ſich weiter als jenes. Denn es umfaßt 1. alle Empfindungen des äußern Sinnes, ſie mögen herkommen von welchem Organ ſie wollen, alſo auch die des Geſichts, des Gehörs u. ſ. w. 2. Alle Empfindungen des innern Sinnes, d. h. diejenigen, welche durch ſolche Veränderungen des Seelenzuſtandes entſtehen, die nur innerlich wahrgenommen werden können, z. B. durch Gebilde der Einbildungskraft, durch Begriffe und Ideen, welche von Verſtand und Vernunft erzeugt werden u. ſ. w. Die Zuſtände, worein das Gemüth verſetzt werden kann, laſſen ſich auf drei Hauptarten zurückführen, zwei einfache und eine gemiſchte. Iſt nämlich der Zuſtand unſers Gemüths von der Art, daß in uns ein Verlangen entſteht, in ihm zu verharren, ſo iſt der Zuſtand uns angenehm, gewährt uns Vergnügen. Iſt hingegen unſer Gemüthszuſtand von der Art, daß in uns das Verlangen entſteht, ihn zu entfernen, zu fliehen, ſo iſt der Zuſtand uns unangenehm, gewährt uns Mißvergnügen, Unluſt, Schmerz. Es trifft ſich aber auch, daß das Gemüth zwiſchen dieſen beiden entgegengeſetzten Zuſtänden hin und her ſchwankt, weil die Empfindungseindrücke in einer Beziehung zwar angenehm, in einer andern aber unangehm ſind, wohl gar ſchmerzlich. Daher jenes Schwanken, ob wir in dem Zuſtande verharren möchten oder nicht. Das Gemüth, nach entgegengeſetzten Richtungen gezogen, geht wechſelsweiſe bald in dieſen, bald in jenen Zuſtand über. Man nennt Gefühle dieſer Art rührende, und die Bewegungen des Gemüths bei dieſen wechſelnden Übergängen von Luſt zu Schmerz und von Schmerz zu Luſt Rührungen. Alle Gefühle ſind nun dieſem zu Folge Gefühle der Luſt, oder der Unluſt, oder aus beiden gemiſchte, rührende Gefühle. Es gibt demnach, a) das ſittliche oder moraliſche Gefühl, welches nichts anders iſt, als das eigenthümliche Wohlgefallen oder Mißfallen, welches wir bei der lebhaften Vorſtellung des Guten oder Böſen empfinden. Dieſe Vorſtellung iſt eigentlich eine Idee der Vernunft, welche durch das von ihr ausgehende Sittengeſetz beſtimmt, was gut und böſe iſt. Nehmen wir nun Geſinnungen und Handlungen wahr (bei uns ſelbſt oder Andern), die der Foderung jenes Geſetzes entſprechen oder widerſtreiten, ſo betrachten wir die einen mit Wohlgefallen oder Luſtgefühl und die andern mit Mißfallen oder Unluſtgefühl; und dies Gefühl heißt ſittlich, weil es ſich auf das durch das Sittengeſetz beſtimmte (gebotene) Gute oder (verbotene) Böſe bezieht. Von andrer Art iſt b) das äſthetiſche Gefühl, welches in dem eigenthümlichen Wohlgefallen (Luſtgefühl) am Schönen und Erhabenen, oder Mißfallen (Unluſtgefühl) am Häßlichen und Niedrigen beſteht. Eben ſo empfinden wir c) ein eigenthümliches Wohlgefallen am Wahren und Mißfallen am Falſchen, woraus das Wahr=

heitsgefühl entſpringt, das man auch ein logiſches Gefühl nennen könnte. Alle dieſe Gefühle ſind in dem Menſchen ſchon von Natur vorhanden, können aber durch Entwickelung und Ausbildung der natürlichen Anlagen ſehr verſtärkt und verfeinert werden, ſo wie im Gegentheil ſie auch durch Rohheit, Laſterhaftigkeit u. dgl. dergeſtalt geſchwächt und unterdrückt werden können, daß ſie in manchen Menſchen ganz erſtorben zu ſeyn ſcheinen. D.

Gefühlsmenſchen heißen diejenigen, welche in ihren Überzeugungen und Handlungen mehr durch Gefühle als durch Grundſätze beſtimmt werden, wogegen diejenigen, bei welchen das letzte der Fall iſt, Verſtandes- oder auch Vernunftmenſchen genannt werden, weil das Denken der Grundſätze eine Thätigkeit des Verſtandes und der Vernunft iſt. Es iſt indeſſen dieſer Gegenſatz ſehr unbeſtimmt. Denn unter den Gefühlen, welche den Menſchen in ſeinen Überzeugungen und Handlungen beſtimmen, verbergen ſich oft die Grundſätze, wenn ſie nicht mit Deutlichkeit und Beſtimmtheit gedacht werden. Eben darum iſt es gefährlich, ſich bloß nach Gefühlen zu richten, weil ſich dann leicht falſche (theoretiſche oder practiſche) Grundſätze einſchleichen und die Maske ſchöner oder edler Gefühle annehmen können. Da es aber ſehr ſchwer iſt, Grundſätze deutlich und beſtimmt zu denken, und noch ſchwerer, nach ſo gedachten Grundſätzen zu urtheilen und zu handeln, ſo überlaſſen ſich die meiſten Menſchen lieber ihren Gefühlen und ſchwelgen in denſelben mit ſchwärmender Einbildungskraft, wobei ſie wohl mit einer gewiſſen Verachtung auf diejenigen herabſehen, welche den Gefühlen nur in ſo fern huldigen wollen, als dieſelben auch vor dem Richterſtuhle des Verſtandes und der Vernunft ſich rechtfertigen laſſen. D.

Gefühlsvermögen. Seit die kritiſche Philoſophie eine tiefere Erforſchung der geiſtigen Natur des Menſchen und eine ſchärfere Zergliederung der Thatſachen des Bewußtſeyns vermittelte, wurden auch in Hinſicht der verſchiedenen Ankündigungen des geiſtigen Subjects drei Vermögen nach ihrer urſprünglichen Begründung und Geſetzmäßigkeit von einander unterſchieden: das Vorſtellungsvermögen, das Gefühlsvermögen und das Begehrungsvermögen. Dieſe drei Vermögen ſind, nach ihrer Ankündigung im Bewußtſeyn, einander gleichgeordnet, nicht aber untergeordnet, weil ſie weder durch einander beſtehen, noch von und aus einander abgeleitet werden können; ſie ſtehen aber auch gegen einander in Wechſelwirkung, weil Vorſtellungen eben ſo in Gefühle, wie Gefühle in Vorſtellungen, und Vorſtellungen und Gefühle in Beſtrebungen, ſo wie Beſtrebungen in Gefühle und Vorſtellungen übergehen können; es findet ſich endlich zwiſchen dieſen drei Vermögen ein harmoniſcher Zuſammenhang, weil keines derſelben das andere in ſeiner geſetzmäßigen Äußerung hindert, und ſie gemeinſchaftlich den Geſammtzweck der geiſtigen Thätigkeit, den Endzweck der Sittlichkeit, zu realiſiren beſtimmt ſind. Das Gefühl iſt aber eben ſo weſentlich von der Empfindung, wie das Gefühlsvermögen von dem Vorſtellungs- und Begehrungsvermögen verſchieden. Dem Urſprunge nach iſt die Empfindung ſinnlich, das Gefühl geiſtig. Jene geht aus dem Afficirtwerden der Sinne hervor; dieſes entſteht durch das Wirken unſers geiſtigen Princips auf ſich ſelbſt. Die Empfindung iſt mit einer Wahrnehmung der Nothwendigkeit des Eindrucks verbunden; das Gefühl iſt das Eigenthum eines Weſens, das Freiheit beſitzt. Die Empfindung hat die ganze organiſirte und belebte Welt, nach unzähligen Verſchiedenheiten und

Graden, mit dem Menſchen gemein, und kann, nach ihrer Ankündigung, in jedem Geſchöpfe ſehr verſchieden ſeyn; das Gefühl iſt bloß das Eigenthum vernünftiger Weſen. Wir finden nämlich in unſerm geiſtigen Weſen die unmittelbare Ankündigung unſers Daſeyns überhaupt, unſers jedesmaligen individuellen Zuſtandes insbeſondere, und unſerer Perſönlichkeit, als Weſen, in welchem ein doppeltes Syſtem von Kräften zu Einem harmoniſchen Ganzen verbunden iſt, und die, nach dieſer Verbindung, eben ſowohl der Naturwelt, als dem Reiche der Freiheit angehören. Wir nennen dieſe unmittelbare Ankündigung Gefühl, und unterſcheiden daſſelbe weſentlich von unſern Vorſtellungen und von unſern Beſtrebungen. Denn früher, als der Begriff des Daſeyns in uns ſich bilden kann, verbürgt uns das Gefühl unſer Daſeyn, und bevor ſich noch die Begriffe von Individualität und Perſönlichkeit entwickeln, fühlen wir uns ſchon als Individuen, nach der innigſten Vereinigung von ſinnlichen und geiſtigen Anlagen zu dem Ganzen einer Perſon. Bevor wir noch zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit, zwiſchen Tugend und Laſter im Begriffe unterſcheiden können, fühlen wir uns als freie Weſen, und die Stimme des Gewiſſens entſcheidet im Gefühle über den Werth oder Unwerth unſerer Handlungen. Das Gefühl iſt alſo, nach ſeiner urſprünglichen geſetzmäßigen Ankündigung im Bewußtſeyn, weder Vorſtellung noch Beſtrebung, und an ſich betrachtet, weder die Urſache noch die Folge einer Vorſtellung, ſondern ein eben ſo unabhängiger Actus des geiſtigen Subjects im Bewußtſeyn, wie die Vorſtellung, und ſeiner Einheit nach, in welcher kein Mannichfaltiges getroffen wird, keiner Zergliederung, ſondern bloß des unmittelbaren Bewußtwerdens fähig. Das Gefühl, in wie fern es aus der Selbſtthätigkeit des geiſtigen Subjects hervorgeht, iſt, ſeiner Ankündigung und Richtung nach, unerſchöpflich und in einem gewiſſen Sinne unermeßlich; nie wird es in ſeinem ganzen Umfange befriedigt, nie kann der letzte Punkt deſſelben erreicht werden. Da noch keine Kritik des Gefühlsvermögens (nach der Analogie der Kritik des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens) verſucht worden iſt, und, wenn auch dieſer Verſuch gewagt werden ſollte, kein ähnliches Reſultat von dieſer Kritik, wie von der Kritik der beiden übrigen geiſtigen Vermögen zu erwarten iſt, weil das Unmittelbare des Gefühls nie durch Begriffe zergliedert werden kann, ſo müſſen wir in Hinſicht des Gefühls bei dem Reſultat ſtehen bleiben, daß es das zum Bewußtſeyn gebrachte unmittelbare Reale ſey, welchem, nach ſeinem Urſprunge aus der Selbſtthätigkeit des geiſtigen Subjects, Unermeßlichkeit, aber unter den Begränzungen einer endlichen Individualität, zukommt. Nur dadurch ſcheint es ſich erklären zu laſſen, wie der Menſch vermittelſt des Gefühls gleich ſtark theils von der Realität alles deſſen, was das Gefühl urſprünglich und unmittelbar verbürgt (vom Daſeyn, Individualität und Perſönlichkeit), theils von der Unermeßlichkeit der intenſiven Kraft des Gefühls, theils von den Gränzen und Schranken der Endlichkeit überzeugt werden kann, unter welchen ſich das menſchliche Daſeyn und die menſchliche Freiheit ankündigt. In dieſem Sinne iſt denn auch die Sprache in der That zu arm, die Unermeßlichkeit des ſubjectiven Gefühls auszudrücken, obgleich die Darſtellung des Gefühls der Grundcharakter der poetiſchen Sprache und das unterſcheidbare Merkmal derſelben von der Sprache der Proſa und der Beredſamkeit bleibt. So viel von der Metaphyſik über das Gefühlsvermögen; über Darſtellung deſſelben in der empiriſchen Pſycho-

logie, ſ. Gefühl. Nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit und Beſtimmung ſcheint das Gefühlsvermögen ein vermittelndes Vermögen zwiſchen dem Vorſtellungs- und Begehrungsvermögen zu ſeyn, weil die Stärke des Willens und die Kraft des Handelns zunächſt von der Belebung abhängt, welche das Gefühlsvermögen dem vorgeſtellten und zu realiſirenden Gegenſtande ertheilt. Da nun unter allen Objecten, welche der Wille zu realiſiren beſtrebt iſt, die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die reinſten und höchſten ſind; ſo muß auch die Thätigkeit des Gefühlsvermögens in Hinſicht dieſer Ideale die höchſte und vollendetſte ſeyn. Selbſt die Glückſeligkeit, die in einzelnen ſinnlich angenehmen Zuſtänden beſteht, kann bei dem Menſchen, wegen des Zuſammenhanges der Empfindung mit dem Gefühle, zu einer idealiſchen Beziehung erhoben, und dadurch, als die Totalität der ſinnlich angenehmen Gefühle, mit den Gefühlen des Wahren, Schönen und Guten in Harmonie gebracht werden. Q.

Gegenbewegung nennt man in der Muſik einen ſolchen Gang mehrerer Stimmen, bei welchem die eine ſteigt, indeſſen die andere fällt, oder deren Tonfolgen in einer nach der Höhe, in der andern nach der Tiefe, oder ſo auch umgekehrt, von der Höhe und Tiefe gegen die Mitte zu gerichtet ſind. Man kann dieſe Art von Bewegung von mehrern Seiten als die beſte betrachten, beſonders am Flügel beim begleitenden Generalbaß, weil man bei ſelbiger am ſicherſten iſt, manchen fehlerhaften Fortſchreitungen und unharmoniſchen Gängen zu entgehen.

Gegenbeweis iſt die Handlung eines Prozeßtheils, wodurch derſelbe den Beweis, welchen der Gegentheil geführt hat, zu entkräften ſucht. Die Friſt des Gegenbeweiſes geht von der Inſinuation des Beweiſes an und in gleicher Form wie die Beweisfriſt. Hat der Beklagte den Gegenbeweis zu führen, ſo iſt, nächſt der Entkräftung des über die Klagen geführten Beweiſes, die Bewahrheitung der Einreden ſein Zweck. Hat der Kläger den Gegenbeweis zu führen, ſo iſt nächſt der Entkräftung des Beweiſes die Bewahrheitung der Repliken ſein Zweck. Der Gegenbeweis wird nie vom Richter auferlegt, ſondern vorbehalten. In den Acten nimmt der Gegenbeweisführer den Namen Reproducent, der andere Prozeßtheil die Benennung Reproduct an. Die Gegenbeweisführung gewährt den Vortheil, daß man erſt die Kraft und Tendenz der Beweisführung abſehen und darnach den Gegenbeweis einrichten kann. A.

Gegenfüßler oder Antipoden nennen wir in Beziehung auf einander diejenigen Bewohner der Erde, welche einander dem Durchmeſſer nach entgegenſtehn, weil ſie die Füße einander entgegenkehren. Der Scheitelpunkt der einen iſt der Fußpunkt der andern. Die Gegenfüßler wohnen in gleichen, aber entgegengeſetzten Breiten der Erde, und die Längen ihrer Standpunkte ſind um 180 Grad verſchieden; ihre Tageszeit weicht daher nur 12 Stunden von einander ab und ihre Jahreszeiten ſind einander entgegengeſetzt. Wenn bei uns der Frühling ſeinen Anfang nimmt, ſo geht bei ihnen der Herbſt an; ſie haben Mitternacht, wenn wir Mittag haben. Die Kugelgeſtalt der Erde führt von ſelbſt auf die Vorſtellung von Antipoden, deren man ſchon vor Cicero gedachte. Allein die Kirchenväter fanden darin einen Widerſpruch mit der Bibel und im achten Jahrhundert wurde der Erzbiſchof zu Salzburg Virgilius ihretwegen in den Bann gethan. Erſt als die Erdumſegler die Sache außer Zweifel ſetzten,

hörte der Widerſpruch gegen die Lehre von der Kugelgeſtalt der Erde und von den Antipoden auf. Nicht zu verwechſeln ſind mit den Gegenfüßlern die Gegenwohner, welche mit uns einerlei Mittagskreis und gleiche, aber entgegengeſetzte Breiten haben. Die Gegenbewohner haben mit uns — ihren Gegenwohnern — einerlei Mittagszeit und einerlei Tageslänge, aber entgegengeſetzte Jahreszeiten.

Gegenſatz, ſ. Antitheſe und Contraſt.

Gegenſchein (Oppoſition) ſ. Aſpecte.

Gegenwirkung oder Reaction beſteht, wenn ein in Bewegung begriffener Körper auf einen andern, bewegten oder nicht bewegten, Körper wirkt, und dadurch eine Veränderung in ſeiner Bewegung erleidet. Ein in Bewegung begriffener Körper A kann einen andern B, der ſich ihm entgegenſtellt, wieder bewegen, oder deſſen Bewegung abändern, d. h. er kann ihm eine Bewegung mittheilen. A erleidet dadurch, daß ihm ein Theil ſeiner Kraft entzogen wird, ſelbſt eine Veränderung. Die Urſach davon liegt in der Gegenwirkung von B: A wird gerade ſo viel Kraft verlieren, als ihm B Widerſtand entgegenſetzt. Die Atomiſten ſtellten ſich vor, daß die Trägheit desjenigen Körpers, auf welchen die Einwirkung geſchieht, dem einwirkenden Körper einen Theil ſeiner Bewegung oder ſeine ganze Bewegung gleichſam entziehe, bis beide eine gleiche Geſchwindigkeit nach einerlei Richtung erhalten hätten; allein da Trägheit nichts anders iſt, als bloßes Unvermögen, ſich von ſelbſt zu bewegen, ſo kann ſie einem bewegten Körper nichts von ſeiner Bewegung entziehen, kann nicht Urſach des Widerſtandes ſeyn. Nach der Lehre der Dynamiſten gibt es keine Materie ohne zurückſtoßende und anziehende Kräfte; ja, ohne dieſelben iſt gar keine Materie möglich. Da nur urſprüngliche Kräfte das Weſen der Materie ausmachen, ſo wird daraus dasjenige erklärbar, was wir Gegenwirkung nennen.

Geheimeraths-Verordnungen oder Orders of Council, Verfügungen, die über Staatsverwaltungs-Gegenſtände aus dem Geheimenrath des (unverantwortlichen) Königs von Großbritannien und im Namen deſſelben, nach vorgängiger Berathſchlagung und Abſtimmung der (verantwortlichen) Geheimenräthe, und zwar der Stimmenmehrheit gemäß, erlaſſen werden. Die Überſetzung Cabinetsordre iſt daher nicht paſſend, weil wir unter letzterer gewöhnlich einen von der reinen Willkür eines unumſchränkt regierenden Fürſten ausgehenden Befehl verſtehen.

Gehirn iſt eine weiche, theils röthlich graue, theils weißliche, in der Hirnſchale befindliche Subſtanz, mit vielen Adern durchwebt und von verſchiedenen Häuten umgeben. Es beſteht aus zwei, durch feine Adern und Faſern verbundenen, Haupttheilen. Das ſogenannte große Gehirn (Cerebrum) nimmt bei dem Menſchen den obern Theil des Kopfes ein, und iſt ſieben- bis achtmal größer als das darunter liegende kleine Gehirn (Cerebellum). Es ruht auf den Augenhöhlen, dem Grunde des Schädels und dem Zelte, und ragt nach hinten zu über das kleine Gehirn hervor. Auf der ganzen Außenſeite des großen Gehirns befinden ſich Furchen und jedesmal zwiſchen zweien derſelben rundliche, darmähnliche Windungen. Sie entſtehn, indem ſich die Gefäßhaut ins Gehirn einſenkt, um daſſelbe tiefer mit Blut zu verſorgen. Die äußere röthliche Subſtanz des Gehirns iſt weicher und gefäßreicher als die innere weiße, welche das Mark des Gehirns heißt. Das Mark beſteht aus Faſern, die nach

den einzelnen Gegenden ſehr verſchieden ſind. Das kleine Gehirn liegt unter dem großen in einer eignen Kammer der Hirnſchale. Auf der Grundfläche ſieht man es in eine rechte und linke Hälfte durch das dazwiſchen liegende Rückenmark getheilt, nach oben und hinten aber zuſammenhängen. Es iſt eben ſo wie das große Gehirn mit einer Gefäßhaut umzogen, von außen röthlichgrau, inwendig aber größtentheils markig. Nach Verhältniß wird es viel tiefer und dichter von den Fortſetzungen der Gefäßhaut durchzogen als das große Gehirn. Schneidet man es in horizontaler Richtung ein, ſo ſieht man graue Ringe mit markigen einigermaßen contrentriſch abwechſeln. Zwiſchen der röthlichgrauen und markigen Subſtanz findet ſich allenthalben im kleinen Gehirn eine dritte gelbliche Mittelſubſtanz. Alles Mark des kleinen Gehirns kommt in der Mitte gleichſam in einen kurzen Stamm zuſammen. Die Erfahrung lehrt, daß in dem Bau des Gehirns viel ſeltener Abweichungen gefunden werden, als bei den andern Theilen des menſchlichen Körpers. Auch verdient die Symmetrie des Gehirns wohl bemerkt zu werden, vermöge welcher alles darin doppelt iſt. Selbſt die Theile, welche in der Mitte liegen, und darum einfach ſcheinen, wie z. B. das Rückenmark, beſtehen eigentlich aus zwei ſymmetriſchen Hälften. Das Gewicht des geſammten Gehirns beträgt beim Menſchen zwei bis drei Pfund; es iſt um ſo größer und ſchwerer, je jünger der Menſch iſt, mit dem Alter wird es ſpecifiſch leichter. In Krankheiten, die mit Geiſteszerrüttung verbunden ſind, wird es zuweilen feſter, zuweilen auch lockerer und weicher. Das Gehirn iſt das eigentliche Werkzeug der Empfindung. Empfindung iſt aber von der Vorſtellung untrennbar; ſie wäre ohne dieſelbe gar nichts. Indem alſo das Gehirn der Mittelpunkt von jener iſt, muß es auch der Sitz von dieſer ſeyn. (Vergl. die Artikel Gall und Schädellehre.)

Gehör iſt der Sinn, durch welchen die animaliſchen Weſen Wahrnehmung von der Schwingung und Bewegung der Luft bekommen, welche wir Töne, Schall oder Klang nennen. Das Werkzeug des Gehörs iſt das Ohr, ein in ſeinem Baue ſehr zuſammengeſetzter, künſtlicher Theil des animaliſchen Körpers. Man theilt es in das äußere, mittlere und innere Ohr. Die beiden erſtern Theile ſind vornehmlich dazu beſtimmt, den Schall aufzufaſſen und fortzuleiten, indeß die eigentliche Anklingung der Töne und ihre weitere Fortpflanzung in dem innerſten bewerkſtelligt zu werden ſcheint. Zum äußern Ohr gehört die Muſchel und der knorpliche Gehörgang. Dieſer ſchließt ſich wiederum an die Gehörgangsröhre an, welche durch das Trommelfell begränzt wird. Das Trommelfell iſt ein nach innen converes ſehr elaſtiſches Häutchen und bedeckt die Trommelhöhle oder ſogenannte Pauke. In dieſer ſind die Gehörknöchelchen, ihrer Geſtalt wegen Hammer, Amboß und Steigbügel genannt, befindlich. Das äußere Ohr iſt durchaus zweckmäßig gebildet, um die wellenförmigen Erſchütterungen der Luft aufzufangen, und ſie in die Muſchel und von da in den Gehörgang zu leiten. Da die Fläche dieſes letztern, z. B. beim menſchlichen Ohr, 50mal kleiner iſt, als die Fläche des äußern Ohrs, ſo muß hier der Schall um 50mal ſtärker ſeyn, als wenn er ohne das äußere Ohr in den Gehörgang gekommen wäre. In der Trommelhöhle bilden ſich die Töne, und pflanzen ſich weiter fort durch die überſpannte Haut des Trommelfells und mittelſt der Gehörknöchelchen. Die innerſte Höhle des Ohrs nennt man das Labyrinth. Sie liegt über die Trommelhöhle etwas nach hinten in der feſteſten Maſſe des Schläfeknochens, und beſteht

aus dem Vorhof, drei halbkreisförmigen Röhren und der Schnecke, einem ſpiralförmigen Canal, der ſich um eine Spindel windet. Der Vorhof hängt mittelſt einer kleinen Öffnung, das runde oder ovale Fenſter genannt, mit der Trommelhöhle zuſammen. Um das runde Fenſter läuft ein Canal, genannt der Fallopiſche, welcher einen Nervenfaden des ſiebenten Nervenpaares enthält. In dieſen künſtlichen Theilen, die man das innerſte Heiligthum des Gehörorgans nennen könnte, erhalten die durch das Trommelfell und die Gehörknöchelchen ferner fortgepflanzten Töne, ihre Vollendung und erreichen endlich die eigentlichen Gehörnerven, denen ſie ihre Eindrücke mittheilen, um ſie zu dem Gehirn ſelbſt zu leiten, wo ſie zur Empfindung erhöht werden. Die Entſtehung dieſer Empfindung zu erklären, hat man mehrere Hypotheſen erſonnen, allein die Natur wirkt hier hinter einem Schleier, den der Geiſt des Menſchen zu durchdringen vergeblich bemüht iſt. Eine Reihe der intereſſanteſten phyſiologiſchen Beobachtungen über das Gehör und deſſen Werkzeuge bei den verſchiedenen Claſſen der Thiere findet man in Chladni's Akuſtik.

Gehorſam, ſ. Kloſtergelübde.

Gehörwerkzeuge (künſtliche), Hörmaſchinen, Hörröhren, nennt man gewiſſe Inſtrumente, welche angewendet werden, um bei Schwerhörigkeit die Empfindung des Schalls zu verſtärken. Die Formen derſelben ſind ſehr verſchieden, doch gehen, im Ganzen genommen, alle darauf aus, entweder, wo das äußere Ohr ganz fehlt, dieſen Mangel zu erſetzen, oder wo das äußere Ohr zwar vorhanden iſt, die innern Gehörwerkzeuge aber erſchlafft ſind, oder auf irgend eine andere Weiſe leiden, die Wirkung des äußern Ohrs zu verſtärken. Es hat aber das äußere Ohr des Menſchen und der Thiere hauptſächlich den Nutzen, daß durch ſeine trichterförmige Geſtalt die Schallſtrahlen gleichſam concentrirt, zuſammengedrängt und zu den innern Gehörwerkzeugen, dem Sitz der eigentlichen Empfindung des Gehörs, geleitet werden. Alle Hörmaſchinen nun, welche, wie geſagt, die Wirkung des äußern Ohrs erſetzen oder verſtärken ſollen, ahmen mehr oder weniger deſſen Form nach. Die ältern Werkzeuge dieſer Art gleichen einem Nachtwächterhorn oder einer Trompete, ſie ſind meiſtens ziemlich groß und gewöhnlich mit Handgriffen verſehen, um ſie dann, wenn man etwas deutlicher zu hören wünſcht, an das Ohr zu halten, und zwar ſo, daß die engere Windung in den Gehörgang geſteckt, die äußere weitere aber gegen den Ort gerichtet wurde, von wo man den Schall erwartete. Dieſe Inſtrumente wurden aber, wie man leicht einſieht, durch ihre Größe und Schwere, ſo wie dadurch, daß ſie beſtändig an das Ohr gehalten werden mußten, bald unbequem und läſtig; auch verſteckten ſie den Fehler, gegen welchen ſie helfen ſollten, nicht genugſam, vertrugen ſich alſo nicht mit der Eitelkeit der Menſchen, und wurden deßhalb bald verworfen. Einige neuere Hörmaſchinen leiden nicht an dieſen Mängeln und verdienen in jeder Hinſicht empfohlen zu werden. Die eine ſtellt einen kleinen ſilbernen Trichter dar, auf deſſen innerer Fläche ſich eine ſchneckenförmig vielfach gewundne Leiſte befindet, wodurch ein eben ſolcher Gang gebildet wird, deſſen inneres Ende auf den Anfang des Gehörgangs trifft. An dem breiten umgebogenen Rande befinden ſich einige Löcher, wodurch Bänder gezogen werden, um die Maſchine an das äußere Ohr zu befeſtigen. Eine zweite ebenfalls ſehr brauchbare, beſteht aus einer vielfach gewundenen Röhre von lackirtem Blech, deren inneres enges Ende in den Gehörgang gebracht, das

äußere weitere aber am äußern Ohre befeſtigt wird. Auch können zwei ſolche Inſtrumente durch einen elaſtiſchen Bügel vereinigt, und auf dieſe Weiſe in jedem Ohr eins angebracht werden. Ein drittes Inſtrument endlich beſteht aus einem hohlen blechernen Bügel, an welchem in der Mitte auf der vordern Fläche eine weite Öffnung befindlich iſt, und deſſen ſeitliche Schenkel in zwei ſich einwärts biegende Röhren auslaufen. Dieſer Bügel wird ſo auf dem Kopfe unter den Haaren befeſtigt, daß die Mündung in ſeiner Mitte gleich über dem obern Rand der Stirne zu liegen kommt, die Röhren an den Seiten werden in den rechten und linken Gehörgang geſteckt. Dieſes letztere Inſtrument hat den Vortheil, daß es ſehr gut die geraden von vorn kommenden Schallſtrahlen auffängt.

Gehrung heißt bei den Holzarbeitern die ſchräge, nach der Winkellinie eines rechtwinklichen Vierecks gehende Richtung und eine in ſolcher Richtung laufende Fläche. Daher **Gehrhobel**, ein Hobel, mit dem eine Gehrung gemacht wird; **Gehrmaß**, ein Richtſcheit mit einem Anſchlage oder Querbrettchen am Ende, das nach einem Winkel von 45 Graden abgeſchrägt iſt. Man bedient ſich desſelben, die Gehrung vorzuzeichnen.

Geige, ſ. **Violine**.

Geißelungen haben zur Züchtigung von Verbrechern allenthalben und zu allen Zeiten Statt gefunden. Daß aber auch Chriſtus und die Apoſtel gegeißelt wurden, war ein Umſtand, von dem die Andächtelei finſterer Jahrhunderte Anlaß zu jenen willkürlichen Selbſtpeinigungen nahm, von denen hier die Rede ſeyn ſoll. Schon ſeit den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus hatten einzelne Schwärmer durch ſtrengere Enthaltſamkeit und freiwillige Martern des Leibes die für die begangenen Sünden verwirkte göttliche Strafe abzubüßen und den gerechten Vergelter gleichſam zum Mitleid und zur Verzeihung zu reizen geſucht. Um an den Leiden Chriſti Theil zu nehmen und ſich der Entſündigung durch ihn deſto gewiſſer zu machen, wählten viele, wie der Abt Regino zu Prüm im zehnten Jahrhunderte, dazu die Geißelung; jedoch wurde dieſe Art von Büßung erſt vom elften Jahrhundert an allgemeiner, da **Petrus Damiani** von Ravenna, Abt des Benedictiner-Kloſters Santa Croce d'Avellano bei Gubbio in Italien und ſpäter Cardinalbiſchof von Oſtia der ganzen Chriſtenheit und insbeſondere den Mönchen die Geißelung zur Buße für ihre Sünden und zur Rettung ihrer Seele vom hölliſchen Feuer auf das dringendſte empfahl. Sein Beiſpiel und der Ruf ſeiner Heiligkeit verſchaffte ſeiner Ermahnung bald Eingang: Geiſtliche und Laien, Männer und Weiber fingen an mit Ruthen, Riemen und Ketten gegen ihren Körper zu wüthen, man ſetzte gewiſſe Zeiten feſt, um dieſe apoſtoliſche Schlägezucht (disciplina) an ſich zu verrichten und in mehrern Klöſtern wurde ſie ein Theil der geordneten Disciplin. Fürſten bedienten ſich ihrer als Reinigungsmittel und ließen ſich entkleidet von ihren Beichtvätern geißeln. Der heil. Ludwig IX. von Frankreich trug zu dieſem Behufe eine elfenbeinerne Büchſe mit fünf kleinen eiſernen Ketten beſtändig bei ſich und ermunterte ſeinen Beichtvater recht derb zuzuſchlagen, auch theilte er dergleichen Kettenbüchſen an die Prinzen und Prinzeſſinnen ſeines Hauſes und andere gute Freunde als beſondere Gnadengeſchenke zu gleichem Gebrauche aus. Der Wahn, ſich durch dieſe Geißelungen von Sünden zu reinigen und die Seligkeit zu verdienen, wurde in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu einer

Raſerei, die ganze Länder ergriff und die ſeltſamſten Schauſpiele darbot. „Um dieſe Zeit,“ ſchreibt der paduaniſche Mönch in ſeiner Chronik beim Jahre 1260, „da ganz Italien von Laſtern befleckt war, ergriff plötzlich ein unerhörtes Unternehmen erſt die Perugianer, dann die Römer und endlich alle Völker Italiens. Die Furcht Chriſti kam ſo ſtark über ſie, daß Edelleute und Unadelige, Alte und Junge nackend ohne Scham durch die Straßen der Städte umherzogen; jeder trug eine Geißel von Riemen, womit er ſich unter Seufzen und Weinen, unter Abſingung von Bußpſalmen und Anrufung der Barmherzigkeit Gottes bis aufs Blut peiſchte. Nicht nur bei Tage, auch des Nachts liefen ſie ſo im härteſten Winter zu Hunderten und Tauſenden mit brennenden Wachslichtern durch Städte und Kirchen, durch Dörfer und Flecken, daß Felder und Wälder von ihrem Flehen zu Gott wiederhallten. Da ſchwiegen alle muſikaliſchen Inſtrumente und kein Lied der Liebe ertönte mehr; man hörte nur den kläglichen Geſang der Büßenden. Steinerne Herzen wurden durch dieſen traurigen Ton gerührt, die Augen der Härteſten konnten ſich der Thränen nicht enthalten, Uneinige ſöhnten ſich mit einander aus, Wucherer und Räuber eilten, das ungerechte Gut wiederzugeben, noch unentdeckte Miſſethäter bekannten ihre Verbrechen und beſſerten ihren Wandel.“ Dieſe plötzliche Bewegung der Buße artete bald in ein tumultuariſches Schwärmen, ja ſogar in ein Gewerbe aus. Die Büßenden vereinigten ſich zu Brüderſchaften, *Flagellatori* in Italien, *Flagellanten* in Frankreich, *Geißler*, *Geißelbrüder*, *Flegler* und *Bengler* in Deutſchland genannt. (S. *Flagellanten*.) Nach der coſtnitzer Kirchenverſammlung von 1414 wurden Geiſtliche und Laien des Geißelns nach und nach überdrüßig; die Franziscanermönche in Frankreich (Cordeliers) haben es noch am längſten getrieben. Daß ein ſo widerſinniger Gebrauch aufkommen und ſich ungeachtet der Mißbilligung der Vernünftigen ſo lange erhalten konnte, wird bei den außerordentlichen Wirkungen, die man ſich davon verſprach, nicht befremden können. Das Geißeln war nach den herrſchenden Begriffen des Mittelalters ein vollkommnes Surrogat für jede Art und Dauer der Buße, welche die Beichtväter wegen begangener Sünden auflegten. 3000 Hiebe unter Abſingung von 30 Pſalmen galten ein Jahr, 30,000 Hiebe zehn Jahre Buße u. ſ. w. Eine italieniſche Witwe im elften Jahrhunderte rühmte ſich, durch Selbſtgeißelung für 100 Jahre Buße gethan zu haben, wozu nicht weniger als 300,000 Streiche gehörten. Überdies gab die Meinung, daß man durch die Selbſtpeinigung auch bei der größten Sündenſchuld der Hölle entfliehen und ſich den Ruf beſondrer Heiligkeit erwerben könne, dem Geißeln in den Augen der Schuldbewußten und Ehrgeizigen einen Reiz, der die körperlichen Schmerzen ſo lange überwog, bis die Schrecken des Aberglaubens und die Einbildungen der Andächtelei vor dem Lichte einer beſſern Erkenntniß verſchwanden. E.

Geiſt. Als Gegenſatz des *Körpers* wird der Geiſt als ein Weſen gedacht, das mit Bewußtſeyn thätig iſt, deſſen Thätigkeit daher im Vorſtellen und Streben, oder, in einem höhern Grade gedacht, im Denken und Wollen beſteht. Wird ein ſolches Weſen in Verbindung mit einem organiſchen Körper, durch welchen es mit einer äußern Welt in Wechſelwirkung ſteht, gedacht, ſo heißt es *Seele* und jener organiſche Körper ſein *Leib*. Ob es reine, d. h. körperloſe Geiſter gebe, iſt viel beſtritten, aber nie ausgemacht wor-

den. Indeſſen hat man auf dieſe Vorausſetzung ſelbſt eine philoſophiſche Wiſſenſchaft, Namens Geiſterlehre oder Pneumatologie, erbaut, die aber mehr Träumereien der Einbildungskraft, als Philoſopheme der Vernunft enthält. Dieſe angebliche Wiſſenſchaft hat jedoch von jeher viele Verehrer gefunden, beſonders unter den Schwärmern, deren Einbildungskraft ſich immer in einem exaltirten Zuſtande befand und die daher die Geiſter wohl gar in körperlicher Geſtalt zu ſchauen und mit ihnen in übernatürlicher Verbindung zu ſtehen wähnten. Solche Geiſterſeher unterſchieden dann auch vermöge ihrer Bekanntſchaft mit dem Geiſterreiche verſchiedene Claſſen und Ordnungen von Geiſtern als gute und böſe Geiſter, nach ihrem Charakter und Einfluß auf den Menſchen, Luftgeiſter und Erdgeiſter, nach ihren Wohnungen u. ſ. w. (S. d. Art. Dämonologie, Engel, Teufel, Gabalis.) Auch gaben dergleichen Perſonen oft vor, daß ſie die geheime Kunſt beſäßen, die Geiſter ſich unterwürfig zu machen, ſie erſcheinen zu laſſen u. ſ. w., wozu man ſich insgemein gewiſſer Formeln oder Zauberworte bediente. Daher entſtanden Geiſterbeſchwörer oder Geiſtercitirer, die aber oft nur verſchmitzte Betrüger waren, welche die Leichtgläubigkeit der Menſchen zu ihrem Vortheile benutzten, durch angebliche Entdeckung verborgner Schätze u. dergl. Ob nun gleich das Grundloſe der Geiſterlehre und das Trügliche der Geiſterkunſt (Magie) theils durch Schriften (unter welchen ſich vorzüglich Kants Träume eines Geiſterſehers erläutert durch Träume der Metaphyſik zu bemerken ſind), theils durch Nachahmung der ſogenannten Geiſtererſcheinungen mittelſt der optiſchen Täuſchungen, welche die natürliche Magie lehrt, oft genug dargethan worden iſt: ſo hat doch der Aberglaube ſich noch immer nicht davon losreißen können, wie der Beifall beweiſ't, den Jungs Schriften über die Geiſterwelt in unſern Zeiten ſelbſt unter den höhern Ständen gefunden haben. Man nimmt aber das Wort Geiſt oft auch in andern Bedeutungen, ſo daß man darunter nicht ein beſondres, mit Bewußtſeyn thätiges Weſen verſteht, ſondern die inneren Beſtimmungen gewiſſer Dinge. So ſagt man von einem Menſchen, er habe Geiſt, wenn ſeine Denkkraft in einem vorzüglich hohen Grade wirkſam iſt; und wiefern ſich dieſe innere Beſtimmung auch äußerlich im Antlitz oder Auge des Menſchen abſpiegelt, legt man auch wohl dieſen Theilen des Menſchen Geiſt bei. Daher ſagt man ferner ein geiſtreicher oder geiſtvoller Menſch, Schriftſteller, Künſtler, deßgleichen eine geiſtreiche Phyſiognomie, ein geiſtvolles Auge u. ſ. w. Ja man trägt die letzten Ausdrücke auch auf menſchliche Ereigniſſe über, wiefern ſich in ihnen die innere Kraft des Menſchen, der ſie hervorbrachte, ankündigt, und ſagt daher: ein geiſtreiches Buch, ein geiſtvolles Kunſtwerk, Gedicht, Gemählde u. ſ. w. Bei geiſtreichen Kunſtwerken kommt es aber nicht ſowohl auf die Stärke der Denkkraft, als vielmehr auf die Stärke der Einbildungskraft an, wiewohl dieſe allein noch kein wahres Kunſtwerk zu ſchaffen im Stande iſt, ſondern in Verbindung mit der Denkkraft oder dem Verſtande bei ihren Hervorbringungen wirkſam ſeyn muß. Endlich trägt man auch das Wort Geiſt ſelbſt auf Getränke über, wiefern ſie die Kraft haben, zu berauſchen und dadurch die Einbildungskraft zu beleben. Deßhalb nennt man ſie geiſtige Getränke. Dasjenige Element derſelben, welches man als das eigentliche Princip jener belebenden Kraft betrachtet, nennt

man ihren Geiſt, und bezeichnet die übrigen Beſtandtheile mit dem Worte Phlegma. In einer andern Bedeutung ſetzt man in Beziehung auf die menſchliche Rede dem Geiſte, d. h. dem innern oder höhern Sinne derſelben, den Buchſtaben, d. h. den bloßen Wortſinn, das Grammatiſch-Lexikaliſche der Rede, entgegen. Im Franzöſiſchen heißt Geiſt (esprit) oft nichts anders als Witz oder Laune, deßgleichen die Gabe, ein unterhaltendes Geſpräch zu führen. D.

Geiſt (der heilige) iſt nach dem Sinne des neuen Teſtaments die Gottheit ſelbſt, in ſo fern ſie als die höchſte Vernunft auf geiſtige und moraliſche Zwecke überhaupt und insbeſondere auf die Erhaltung und Ausbreitung des Chriſtenthums hinwirkt. Wenn Jeſus ſeinen Jüngern den Geiſt der Wahrheit, den Paraklet oder Tröſter, verheißt und von ihm ſagt, er ſolle auf alle ausgegoſſen werden, die das Chriſtenthum annehmen würden; ſo verſteht er darunter dieſe göttliche Einwirkung, vermöge deren die Kraft der Wahrheit ſeiner Religion das menſchliche Gemüth ergreift, erleuchtet, überzeugt, zu großen Thaten begeiſtert und durch ihre himmliſchen Tröſtungen über jedes Leid der Erde erhebt. Sie rüſtete die Apoſtel Jeſu zu ihrem Berufe aus: wie ihr Blick nach dem Umgange mit dem Auferſtandenen und beim Antritte ihres weltumfaſſenden Unternehmens freier, ihre eigne Erfahrung von der Gewißheit und allſeitigen Anwendbarkeit der Religion Jeſu reifer und lebendiger wird, klärt dieſe göttliche Kraft des Geiſtes ſie über alle die Winke und Lehren ihres Meiſters auf, die ihnen in ihrer ſonſtigen Befangenheit dunkel geblieben waren und leiſtet ihnen und den Evangeliſten beim Niederſchreiben der Bücher des neuen Teſtaments den wunderbaren Beiſtand, der ſchon die Verfaſſer des alten Teſtaments geleitet hatte und allen Büchern der heiligen Schrift die Autorität und Untrüglichkeit einer göttlichen Offenbarung gibt; ſie theilt ihren Reden die lichtvolle Klarheit, das eindringliche Feuer, die hinreißende Zuverſichtlichkeit mit, durch die ſie nun fähig ſind, zu Menſchen von allen Nationen in der allgemein verſtändlichen und überzeugenden Sprache des Herzens zu ſprechem und ihre Hörer mit dem Glauben zu erfüllen, deſſen ſie ſelbſt leben; ſie macht ſie ſiegreich gegen ihre Widerſacher und ſtandhaft unter den Streichen ihrer Verfolger; ſie ſtärkt und erquickt ihr Herz unter den ſchrecklichſten Qualen und zeigt ihnen in der Stunde des Todes ein Reich ewiger Seligkeit, in dem ihr Herr ſie erwartet. Dies ſind die Gaben des heiligen Geiſtes, durch welche die Apoſtel, ſo wie die überzeugten, Frommen und Kräftigen unter den Chriſten aller Zeiten Werke ausrichteten und Siege erkämpften, die für Menſchen, denen es ſelbſt an Aufſchwung des Gemüths, an Stärke und Innigkeit der Überzeugung, an Muth und Thatkraft fehlt, eben ſo unbegreiflich als unmöglich ſind. Daß aber dieſer einfache, dem wahren Verhältniſſe Gottes zu den Menſchen und der Entwickelungsweiſe des menſchlichen Gemüths ganz angemeßne Begriff von dem Weſen und Wirken deſſen, was in der Bibel heiliger Geiſt genannt wird, in der Folgezeit mannichfaltig verkünſtelt und unkenntlich gemacht wurde, kann den nicht befremden, der es weiß, wie die Menſchen mit religiöſen Wahrheiten überhaupt umzugehen pflegen. Tertullian und Origenes, zwei vielgeltende Kirchenlehrer des dritten Jahrhunderts, nannten den heil. Geiſt ein von Gott durch Chriſtum hervorgebrachtes, obwohl das allervortrefflichſte Geſchöpf; Macedonius in der

Mitte des vierten Jahrhunders, Biſchof von Conſtantinopel, ſprach ihm die Gleichheit des Weſens und der Würde mit Gott dem Vater ab. Die Synode zu Alexandrien im Jahre 362 erklärte ihn und ſeine Anhänger — Pneumatomachi oder Geiſtesfeinde — für Irrlehrer, und die allgemeine Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel im Jahr 381 ſetzte für die ganze chriſtliche Kirche ausdrücklich feſt, der heil. Geiſt müſſe als die vom Vater ausgehende dritte Perſon in der Gottheit mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und göttlich verehrt werden. Auguſtinus behauptete, der heil. Geiſt gehe vom Vater und vom Sohne aus und die Synode von Toledo verdammte 589 alle Andersgläubigen. Dieſe kleine Abweichung von dem älteren Lehrbegriffe veranlaßte einen vom achten bis ins elfte Jahrhundert währenden Streit zwiſchen der abendländiſchen oder lateiniſchen und der morgenländiſchen oder griechiſchen Kirche, welcher endlich eine gänzliche Trennung zur Folge hatte. Die dem Papſte anhängigen Abendländer und mit ihnen die Proteſtanten behaupten, daß der heil. Geiſt vom Vater und vom Sohne ausgehe, die Morgenländer nehmen nur das Ausgehen vom Vater an. Die Verehrung des heiligen Geiſtes, als der dritten Perſon in der Gottheit, iſt übrigens beiden Kirchen und im Occidente den Proteſtanten wie den Catholiken als ein weſentliches Stück des Glaubens an die göttliche Dreieinigkeit gemein. Von der Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes in der chriſtlichen Kirche hat auf der einen Seite die Politik der Hierarchie, auf der andern der Myſticismus einiger Secten überſpannte und ſchwärmeriſche Vorſtellungen in Umlauf gebracht, (ſ. Gnade, Hierarchie, Inſpiration,) und um ſeine Gegenwart zu verſinnlichen, hat man ihm zufolge einer mißverſtandenen Viſion des Täufers Johannes bei der Taufe Jeſu ſogar in Geſtalt einer Taube abzubilden gewagt, und Kanzeln, Altäre und Taufſteine mit der Figur dieſes Vogels geſchmückt. Daß aber das Überſinnliche und Geiſtige ſich an kein beſtimmtes Bild und an keinen anſchaulichen Ausdruck der Sprache binden laſſe, wird gegenwärtig allgemeiner als ſonſt eingeſehen, und indem die Theologie nach gerade zu den urſprünglichen bibliſchen Beſtimmungen von dem Begriffe, den Gaben und dem Beiſtande des heiligen Geiſtes zurückkehrt, kommt unſre Vorſtellung von dieſer göttlichen Kraft der Idee einer geſunden Religionsphiloſophie von dem Zuſammenhange des Geiſtigen im Menſchen mit Gott immer näher. Denn daß Gottes Geiſt aus der von ihm eingegebenen heiligen Schrift, in den Reden und Thaten frommer, für das Gute begeiſterter Menſchen, wie in unſerm Gewiſſen ſpreche und eine gefliſſentliche Widerſetzlichkeit gegen die anerkannte Wahrheit und innere Überzeugung — die Sünde gegen den heil. Geiſt — unverzeihlich ſey; daß man die durch Lehren, Beiſpiele und innern Gewiſſensdrang erweckten Vorſätze und geleiteten Fortſchritte unſrer ſittlichen Beſſerung als ein Werk dieſes Geiſtes, Weisheit, Scharfblick in die Zukunft, Enthuſiasmus für das Gute und religiöſe Beredſamkeit als Gaben von ihm, das prieſterliche Amt aber als einen Auftrag Gottes betrachten müſſe, der nicht ohne Mitwirkung, nicht ohne Empfänglichkeit für die Zuſprache ſeines Geiſtes würdig erfüllt und nutzbar werden könne: alles dieſes ſteht mit der menſchlichen Vernunft keineswegs im Widerſpruche. Vielmehr unterſcheidet dieſe genau von dem, was bei den Menſchen Geiſt genannt wird, den Geiſt Gottes, und die Erfahrung zeigt, daß

ein geiſtvoller Menſch wohl ſehr unheilig denken und handeln, der heilige Geiſt aber mit ſeinen Gaben und Kräften nur in reinen, unſchuldigen Seelen wohnen kann. E.

Geiſt der Zeit iſt die in einem Zeitalter herrſchende Denkart und Handlungsweiſe der Menſchen. Es iſt alſo eigentlich nicht die Zeit, der man einen Geiſt beilegt, ſondern die in der Zeit, nämlich einem gewiſſen Theile derſelben (einem Zeitalter oder einer Zeitperiode) lebenden Menſchen. Wenn man alſo ſagt, der Geiſt der Zeit iſt egoiſtiſch oder revolutionsſüchtig, ſo heißt dies nichts anders, als, die geiſtige Stimmung der in einer gewiſſen Zeit lebenden Menſchen iſt ſo beſchaffen, daß die Meiſten unter ihnen nur für ihr perſönliches Wohlbefinden ſorgen, oder einen großen Hang zu politiſchen Umwälzungen haben. Da nun die Natur in den Menſchen einen gewiſſen Nachahmungstrieb gelegt hat, vermöge deſſen das Beiſpiel Andrer ein äußerer Reiz oder Erregungsmittel für den Menſchen wird, daſſelbe zu thun, was Andre thun, ſo iſt hieraus begreiflich, daß jeder Einzelne, je nachdem ſein Nachahmungstrieb ſtärker oder ſchwächer iſt und er weniger oder mehr Selbſtſtändigkeit hat, auch dem Einfluſſe des Zeitgeiſtes auf ſeinen Charakter und ſein Verhalten mehr oder weniger unterworfen iſt. Daher legt man dem **Zeitgeiſte** eine gewiſſe **Herrſchaft** bei, die aber doch nicht ſo allmächtig iſt, daß man ſich nicht durch eigne Geiſteskraft darüber erheben könnte. Die Urſachen, welche in einem gewiſſen Zeitalter einen eigenthümlichen Geiſt hervorbringen, können ſehr verſchieden ſeyn, werden aber doch faſt immer entweder aus ſo ausgezeichneten, kräftigen Geiſtern, welche in religiöſen, politiſchen, philoſophiſchen und äſthetiſchen Anſichten eine bedeutende Reform bewirkten, oder aus ſo ausgezeichneten Regenten, deren Einfluß ſich weit erſtreckt, vereint mit der friedlichen oder kriegeriſchen, glücklichen oder unglücklichen Lage der Nationen hervorgehn.

Geiſtererſcheinung. Man verſteht darunter in den meiſten Fällen das Sichtbarwerden eines abgeſchiedenen Geiſtes in der Geſtalt ſeines vorigen Körpers, eines Schemen. Wie entſchieden auch in der neuern Zeit die Philoſophie wider die Möglichkeit derſelben ſich erklärt, und alle Berufung auf Erfahrungen mit der Mahnung an die Möglichkeit eines (vielleicht optiſchen) Betrugs und einer Selbſttäuſchung lebhafter oder überreizter Einbildungskraft abgewieſen hat; immer bleibt im Gemüth des Volks eine geheime Neigung zu dem Glauben an dieſe Möglichkeit, und darum iſt auf der **Bühne** die Erſcheinung eines Geiſtes oder Schemen einer der ſtärkſten tragiſchen Hebel, eines der wirkſamſten Mittel zu kunſtzweckmäßiger Bewegung des Gemüths. Die griechiſchen Tragiker haben ſich deſſen ſowohl bedient, als Shakſpeare, Calderon und andere neuere Dichter; dennoch iſt der Geſchmack der Franzoſen im Ganzen dagegen, wegen ſeines Anſpruchs auf Naturmäßigkeit aller theatraliſchen Ereigniſſe; und ſie haben ſelbſt den Hamlet **ohne** Geiſt auf ihre Bühne gebracht. Das iſt eine von den Folgen des Irrthums, daß alles, was auf der tragiſchen Bühne als ein Wahres auf die Handelnden zu wirken ſcheint, auch die Zuſchauer täuſchen, und ihnen als Wahrheit vorkommen müſſe. Geſchähe das bei der Erſcheinung des erſchlagenen Banko in Macbeth z. B.; ſo würde eben dadurch die **Kunſt**wirkung vernichtet werden, und an ihrer Stelle eine rein peinliche natürliche treten: der Zuſchauer würde nicht Theilnahme an einem fremden Schrecken, ſondern ein eignes Entſetzen empfinden. Jene Theilnahme, auf welche hier alles ankommt, hängt keinesweges vom wirklichen Glauben des

Zuſchauers, ſondern von dem ſcheinbaren des Spielers ab, und wir müſſen Banko's Geiſt nur darum ſehen auf dem Theater, weil wir ſonſt über die Urſache von des Königs Schrecken zweifelhaft bleiben würden. Inzwiſchen beruht der richtige Gebrauch dieſes tragiſchen Erregungsmittels auf mancherlei Bedingungen, welche häufig verletzt werden, und der neueſte Verſuch, der in dem Trauerſpiele, die Ahnfrau, gemacht worden iſt, die Erſcheinung und Mithandlung einer Verſtorbenen als Hauptſache zu behandeln, und das ganze Stück hindurch die Zuſchauer mit einer Art von künſtleriſchem Geſpenſterſchauder zu unterhalten, ſcheint aus einer Verwechslung der Begriffe von Mittel und Zweck hervorgegangen zu ſeyn. Noch verſteht man auch unter Geiſtererſcheinung die Nachahmung dieſes problematiſchen Phänomens durch die natürliche Magie, die in dieſer Beziehung Phantasmagorie genannt wird. (S. dieſen Art.) A. Mnr.

Geiſteskrankheiten ſind diejenigen Arten von Störungen des freien Bewußtſeyns, in welchen der Menſch fortdauernd entweder keiner lebhaften und beſtimmten Vorſtellungen fähig iſt, oder verkehrte, d. h. dem geſunden Verſtande widerſprechende Vorſtellungen bei ſich unterhält, ohne ſich von ihrer Abſurdität überzeugen zu können. Im erſten Falle iſt Blödſinn vorhanden, welcher, wenn er ſich als allgemeine Abſtumpfung der geiſtigen Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit zeigt, Dummheit, wenn es aber als kindiſches Unvermögen, Vorſtellungen zu feſten Begriffen zu verbinden, erſcheint, Albernheit genannt wird. Im zweiten Falle führen die mancherlei krankhaften Erſcheinungen der geiſtigen Thätigkeiten den allgemeinen Namen der Verrücktheit, weil hier gleichſam der Geiſt aus ſeinen Fugen gerückt iſt. Trägt ſich der Kranke mit falſchen Vorſtellungen über die Gegenſtände und ihre Verhältniſſe herum, ſo iſt die Krankheit Wahnwitz, welcher, wenn er es mit überſinnlichen Gegenſtänden zu thun hat, Aberwitz genannt wird. So iſt z. B. ein Menſch, der alle Nahrungsmittel für vergiftet hält, wahnwitzig, einer, der höhere Offenbarungen, wie etwa über das Weltende, zu beſitzen glaubt, aberwitzig. Beziehen ſich die falſchen Vorſtellungen auf die eigene Perſon des Kranken, wähnt er z. B. Kaiſer, Admiral, vierte Perſon der Dreieinigkeit ꝛc. zu ſeyn: ſo iſt ſeine Krankheit Narrheit. Die Narrheit und der Wahnwitz ſtehen daher einander entgegen, wie Perſon und Gegenſtand. Sehr häufig ſind dieſe verſchiedenen Krankheiten des Verſtandes und der Phantaſie, oder mit Einem Worte, des Geiſtes mit einander verbunden, oder haben wenigſtens, auch wo ſie einzeln erſcheinen, das Gemeinſame, daß ſie ſämmtlich den Krankheiten des Gemüths und Willens entgegenſtehen, unter denen ſich beſonders Melancholie, Wahnſinn und Tollheit auszeichnen. Der beſte allgemeine Name für ſie alle iſt: Seelenkrankheiten, von denen die Geiſteskrankheiten nur einen beſondern Zweig ausmachen, indem ſie die Erſcheinungen des krankhaften Vorſtellungsvermögens ausdrücken, aus deſſen Mißbrauche, z. B. durch überſpanntes Nachdenken, ſie zum Theil entſpringen. So werden mechaniſche Künſtler über die Bemühungen, das perpetuum Mobile, Mathematiker, die Quadratur des Cirkels zu finden, Theologen, über die Erklärung der Apokalypſe verrückt. Der Melancholie, dem Wahnſinn, der Tollheit gehen heftige Leidenſchaften und überhaupt Störungen in den Gefühlen und Trieben voraus, als

deren Producte jene Krankheiten zu betrachten ſind, zu welchen ſich die Verrückungen u. ſ. w. nur nebenbei geſellen. ff.

Geïſtik. Mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnet man denjenigen Theil der phyſiſchen Geographie, welcher die Kunde von den feſten Landmaſſen vorträgt. Es wird darin gehandelt von den Ebenen, Bergen, Gebirgen, Landrücken, Bergketten, Klippen, Inſeln, Landzungen, Landengen, Küſten, Vorgebirgen, Päſſen u. ſ. w., und man unterſcheidet folgende Abtheilungen derſelben: 1. neſologiſche oder Inſelgeographie, von den Inſeln und Halbinſeln, deren Ausdehnung, Lage und Entſtehung durch Feuer- oder Waſſerwirkungen, Trennungen vom feſten Lande, Corallenklippen; 2. orologiſche oder Berggeographie, von den Gebirgen auf dem Continent und dem Seegrund, Verſchiedenheit derſelben (Eis- und Schneeberge, Gletſcher, Ferner, Vulkane, Alpen, Höhlengebirge), Ausdehnung, Zuſammenhang derſelben; 3. oryktologiſche Geographie, welche die Gebirgsarten nach ihrer Formation, Alter und Beſtandtheilen betrachtet; 4. planologiſche Geographie, von den Ebenen und Flächen, Thälern, Abdachungen; 5. thetiſche Geographie, von dem Innern der Erdrinde, Spalten, Klüften, Bänken, Gängen, Lagerungen u. ſ. w. dd.

Geiſtlich. Geiſtlich wurde ehedem ſehr oft mit geiſtig verwechſelt und zur Bezeichnung vieler, die ewige Wohlfahrt des menſchlichen Geiſtes betreffenden Dinge gebraucht, die der Sprachgebrauch unſrer Zeit geiſtig nennt. Mit dem erſt neu aufgekommenen Worte religiös wird geiſtlich zum Unterſchiede von weltlich, um eine beſondere Beziehung auf Gott und die Religion anzuzeigen, noch jetzt oft gleichbedeutend gebraucht, z. B. geiſtliches Buch, Geſpräch, Lied. Der gebildete Sprachgebrauch nennt aber nur ſolche Perſonen und Sachen geiſtlich, die mit der öffentlichen Religionsübung und der kirchlichen Verfaſſung in einer beſtimmten, öffentlich anerkannten Beziehung ſtehen, und deßhalb durch einen eigenthümlichen kirchlichen Charakter von allen andern Dingen in der Welt ausgezeichnet ſind. Dies iſt jedoch bloß eine äußere, Geſchäft, Beſtimmung und Verhältniß andeutende Beziehung, bei der, was geiſtliche Perſonen betrifft, eine innere, nähere Gemeinſchaft mit dem, deſſen Verehrung bei der Religionsübung und kirchlichen Verfaſſung bezweckt wird, zwar zu wünſchen und zu fodern, aber keineswegs nothwendig vorauszuſetzen iſt. Der geiſtlichen Tracht, d. i. der Amtskleidung der Prieſter und Prediger, geiſtlichen Gütern, d. i. Beſitzungen und Fonds der Kirchen, kann dies Prädicat ſchon an und für ſich nur ihres Gebrauchs wegen zukommen. Geiſtliche Beamte aber, wie die den geiſtlichen Stand bildenden Prieſter und Prediger ſelbſt, geiſtliche Räthe, Beiſitzer der geiſtlichen Gerichte oder Conſiſtorien, welche dieſem Stande allemal angehören und ſein Intereſſe vertreten; geiſtliche Stifter, welche wie die Klöſter aus einer Corporation von Perſonen dieſes Standes beſtehen, ſollten allerdings durchgehends auch die innere Weihe der Religioſität und geiſtigen Gemeinſchaft mit Gott haben, die überhaupt das Merkmal wahrer Chriſten iſt, und das geiſtliche Recht (ſ. d. Art. canoniſches Recht) hätte ſich viele genauere Beſtimmungen und Vorſchriften erſparen können, wenn alles, was geiſtlich heißt, auch mit dieſer Weihe geheiligt wäre. Denn alle Chriſten ſind im Grunde geiſtliche Brüder und Schweſtern, ſie nennen ihre Lehrer und Seelſorger mit Recht geiſtliche Väter,

und werden von dieſen geiſtliche Söhne und Töchter genannt, und die catholiſche Kirche wendet dies Prädicat auch zur Beſchränkung der Heirathsluſtigen (ſ. d. Art. Blutſchande) auf den beſondern Fall an, wo ſie von einer geiſtlichen Verwandtſchaft ſpricht, die zwiſchen Taufzeugen, ihren Pathen und Gevattern angeknüpft wäre. E.

Geiſtlicher Vorbehalt, ſ. Vorbehalt.

Geiſtliches Gericht iſt eine entweder bloß aus Geiſtlichen, oder aus Geiſtlichen und Rechtsgelehrten beſtehende Behörde, welche über die Geiſtlichen (in mehrern Ländern auch über die Schuldiener) die Jurisdiction ausübt und in kirchlichen Angelegenheiten Recht ſpricht. In proteſtantiſchen Ländern werden die geiſtlichen Gerichte meiſt Conſiſtorien (ſ. d. Art.) genannt, deren Cognition in mehrern Staaten, außer den eigentlich kirchlichen Angelegenheiten, auch die Matrimonialſachen unterworfen ſind. N.

Geiſtlichkeit iſt derjenige Stand, welchem das Geſchäft, den öffentlichen Gottesdienſt zu verwalten, die heiligen Gebräuche auszuüben und die Gemeinden im Chriſtenthum zu unterrichten, übertragen iſt, wozu die Mitglieder deſſelben durch eine feierliche Handlung (Ordination) eingeweiht werden. Einige ſchwärmeriſche Secten, z. B. die Quäker, behaupteten, daß die chriſtliche Kirche eines beſondern geiſtlichen Standes gar nicht bedürfe, daß jeder Chriſt ein Geiſtlicher ſeyn müſſe, und geſtatteten allen ihren Mitgliedern das Recht, in den Verſammlungen zu reden. Die Erfahrung hat aber gelehrt, welche Inconvenienzen mit einer ſolchen Einrichtung verbunden ſind, und es iſt ſehr begreiflich, daß Perſonen ohne wiſſenſchaftliche Bildung nicht im Stande ſind, Predigten, welche auch den Gebildeten genügen können, zu halten und einen zweckmäßigen Religionsunterricht zu ertheilen. Selbſt die Quäker haben ſich in den neuern Zeiten genöthigt geſehen, Diener (ſo nennen ſie diejenigen, welche gewöhnlich in den Verſammlungen ſprechen) anzuſtellen, nachdem dieſes längſt ſchon von den Mennoniten, welche zu der Zeit ihrer Entſtehung ebenfalls die Entbehrlichkeit eines beſondern Lehrſtandes behaupteten, geſchehen iſt. Je vielſeitiger der Kanzelredner gebildet ſeyn muß, und je mehr Zeit und Fleiß die Ausübung fodert, je mehr gelehrte Kenntniſſe die wiſſenſchaftliche Kenntniß des Chriſtenthums, welche den populären Religionsunterricht leiten muß, vorausſetzt, und je nützlicher ſich der Prediger als Lehrer und als tröſtender und rathender Freund der Gemeinde machen kann, deſto weniger läßt ſich die Unentbehrlichkeit eines beſondern Standes bezweifeln, welcher dem Lehrgeſchäfte und der zu demſelben nöthigen Vorbereitung ſeine ganze Zeit und Kraft widme. Die Entſtehung des geiſtlichen Standes fällt in die früheſten Zeiten der chriſtlichen Kirche. Zwar hatten die von den Apoſteln beſtellten Älteſten und Biſchöfe nicht das ausſchließende Recht zu lehren, und es ſtand im apoſtoliſchen Zeitalter auch andern Chriſten frei, in den Verſammlungen zu ſprechen. Als aber bald die Gemeinden zahlreicher wurden, und Männer von Bildung und Kenntniß zu ihnen übertraten, mußte ſich ein Stand bilden, deſſen ausſchließendes Geſchäft es ward, in den Verſammlungen zu ſprechen und die heiligen Gebräuche zu verwalten. Seit dem zweiten Jahrhundert wurden die Ideen des jüdiſchen Prieſterthums auf die chriſtliche Lehre übergetragen, der geiſtliche Stand ward ſcharf von den übrigen Gemeindegliedern getrennt; und es entſtand der Unterſchied zwiſchen dem Klerus (ein griechiſches Wort, welches Erbtheil, Eigenthum, Erbtheil

und Eigenthum Gottes im beſondern Sinne bedeutet) und den Laien. Als das Chriſtenthum ſeit Conſtantin die herrſchende Religion im römiſchen Reiche ward, erlangte die Geiſtlichkeit wichtige Privilegien und große Reichthümer. Im Mittelalter wuchs ihr Anſehn und ihr Reichthum noch mehr, der Umfang ihrer Rechte erweiterte ſich, und unter dem Schutze des Pontificats ward ſie immer unabhängiger von der Staatsgewalt. Unter allen abendländiſchen Völkern ward die Geiſtlichkeit Landesſtand, und viele Biſchöfe und Erzbiſchöfe beſonders in Deutſchland wurden weltliche Herren. Es war dies die Folge theils des hierarchiſchen Syſtems, theils der Überlegenheit, welche der geiſtliche Stand, der im ausſchließenden Beſitz der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe war, über andere Stände behauptete, theils der Politik der Fürſten, welche die Geiſtlichkeit hoben, um den Adel zu beſchränken. So gewiß es iſt, daß die Nachtheile, welche hieraus entſprangen, von den Feinden des geiſtlichen Standes und der Hierarchie in übertreibenden Schilderungen dargeſtellt worden ſind, ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß die weltliche Herrſchaft und die Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten viele Geiſtliche von ihrer eigentlichen Beſtimmung entfernte, und daß der Reichthum und der Überfluß ein großes Sittenverderbniß unter dem Klerus verurſachte. Daher war es wohlthätig, daß die Reformation die Verhältniſſe des geiſtlichen Standes änderte und ihn zu ſeiner wahren Beſtimmung zurückführte. Jetzt laſſen ſich die verſchiedenen Vorſtellungen von dem geiſtlichen Stande auf zwei Hauptanſichten, auf die des Catholicismus und die des Proteſtantismus, zurückbringen. Nach der erſten Anſicht iſt der Geiſtliche nicht bloß Lehrer und Volksredner, ſondern auch Prieſter und Richter der Gemeindeglieder in geiſtlichen Dingen. Durch die heilige Weihe theilen ſich ihm, nach der Anſicht des Catholicismus, die höhern Gaben mit, welche die Apoſtel auf ihre Nachfolger fortpflanzten, und darum beſitzt er eine von dem erworbenen Verdienſt unabhängige Würde und eine von der erworbenen Kenntniß unabhängige Einſicht in die göttlichen Dinge; er ſteht in einer nähern Verbindung mit Gott, er ruft gleichſam das Himmliſche in das Irdiſche herab, und wirkt in der Meſſe durch ſein Gebet die wunderbare Verwandlung des Brotes in den Leib Jeſu Chriſti, ſein Segen bringt Heil und ſein Fluch Verderben; durch einen eigenthümlichen prieſterlichen Charakter, durch eine eigenthümliche prieſterliche Würde iſt er von den Laien ausgezeichnet. Dieſe Anſicht von dem geiſtlichen Stande geht aus der dem Catholicismus eigenen Lehre von der Kirche nothwendig hervor, und iſt der Grund theils der Rechte, welche der catholiſche Geiſtliche behauptet, theils der beſondern Heiligkeit, welche die öffentliche Meinung an ſeine Perſon knüpft, und der Entbehrungen, welche von ihm gefodert werden. Nach der Anſicht des Proteſtantismus dagegen iſt der Geiſtliche nicht Prieſter, nicht Vermittler zwiſchen Gott und dem Menſchen, ſondern nur Lehrer und Freund der Gemeinde; nicht durch höhere auf übernatürliche Weiſe mitgetheilte Gaben, nur durch eine tiefere Kenntniß des Chriſtenthums und der Wiſſenſchaften, und durch die Fähigkeit, durch die Kraft der Rede die Menſchen zu belehren und zu erbauen, unterſcheidet er ſich von andern Gemeindegliedern, und wenn von ihm ſtrengere Sitten gefodert werden, ſo liegt der Grund davon nicht in einer beſondern Heiligkeit ſeiner Perſon und ſeines Verhältniſſes, ſondern lediglich darin, daß er wie durch die Lehren, ſo auch durch den Wandel die Gemeinde erbauen ſoll, und daß manche Be-

ſchäftigungen und Vergnügungen mit der Würde eines öffentlichen Lehrers zu ſtreiten ſcheinen. Beide hier beſchriebene Vorſtellungsarten indeß ſind verſchiedentlich modificirt worden, und wenn in den frühern Zeiten nicht wenig von der catholiſchen Anſicht in der öffentlichen Meinung der Proteſtanten fortdauerte, ſo hat dagegen in den ſpätern Zeiten die proteſtantiſche Anſicht bei vielen Catholiken Eingang gefunden. Im vorigen Jahrhundert traten erſt in Frankreich, dann auch in Deutſchland viele Feinde des geiſtlichen Standes auf, welche die großen Verdienſte, die er ſich durch Beförderung der Volksbildung und Pflege der Wiſſenſchaften erworben hat, verkannten, ihn mit dem ungerechteſten Tadel überhäuften und ihm alle ſeine Rechte und Vortheile entzogen wiſſen wollten. Auch iſt der geiſtliche Stand in den neuern Zeiten von mehrern Regierungen ſehr ungerecht behandelt worden. Die öffentliche Meinung indeß hat ſich ſchon wieder zu ſeinem Vortheile geändert, man erkennt ſeine Nutzbarkeit wieder an, läßt ausgezeichneten Geiſtlichen Gerechtigkeit wiederfahren, und darf daher erwarten, daß die Regierungen die Rechte und Einkünfte der Geiſtlichen nicht noch mehr, als bereits ſchon geſchehen iſt, beſchränken werden, damit das Verdienſt auch in dieſem Stande Auszeichnung und Belohnung finde und der Geiſtliche den äußern Anſtand behaupten könne, den ſein Verhältniß fodert. N.

Geiz iſt eine Ausartung des Selbſterhaltungstriebes, vermöge deren man das Mittel zur Befriedigung dieſes Triebes mit dem Zwecke verwechſelt, und daher am bloßen Beſitze des Mittels ein ſo großes Vergnügen findet, daß man nicht nur Andern, ſondern auch ſich ſelbſt den davon zu machenden Gebrauch oder Genuß verſagt. Da das Geld in cultivirten Staaten das vornehmſte Mittel zur Befriedigung des Selbſterhaltungstriebes und auch andrer mit ihm verwandten Triebe iſt, wiefern wir uns dadurch Nahrung, Kleidung, Wohnung, und ſogar Freunde, Ehre, Macht u. dgl. erwerben können, ſo iſt auch das Geld der vorzüglichſte Gegenſtand, nach welchem der Geizige ſtrebt. Doch wird das Wort Geiz auch auf andre Arten des übermäßigen Strebens bezogen, beſonders auf das übermäßige Streben nach Ehre. Daher unterſcheidet man den **Ehrgeiz** vom **Geldgeiz**. Wird aber das Wort Geiz ſchlechtweg gebraucht, ſo verſteht man darunter gewöhnlich die oben bezeichnete Ausartung des Selbſterhaltungstriebes. In dieſer Bedeutung wird auch der Geiz eine **Wurzel alles Übels** genannt; denn er macht den Menſchen ungerecht und lieblos ſowohl gegen andre als gegen ſich ſelbſt. Wegen der theils niedrigen, theils ungereimten Mittel, die der Geizige zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaft braucht, wird er in den Augen Andrer auch verächtlich und lächerlich. Die trefflichſte Schilderung dieſer häßlichen Leidenſchaft hat **Moliere** in ſeinem Luſtſpiel L'Avare gegeben. D.

Geiz iſt eine Benennung verſchiedener Pflanzenauswüchſe, ſproſſender Keime und Seitenſproſſen, z. B. an den Tabakspflanzen. **Geizen**, den Geiz an den Pflanzen und Gewächſen, z. B. am Weine abbrechen, welches in Oberſachſen um Johannis zu geſchehen pflegt.

Gekuppelte Säulen nennt man diejenigen, deren Capitäle und Schaftgeſimſe ſich berühren. Bei den Griechen kommen ſie nicht vor, ſondern erſt unter dem Antoninus Pius wurde die gekuppelte Säulenſtellung eingeführt, um dadurch dem Gebäude das Anſehen eines größeren Reichthums zu geben. Es kann Fälle geben, wo dieſe nahe Säulenſtellung durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wird;

wenn nämlich die Laſt für eine Säule zu groß ſeyn würde und die Verhältniſſe es nicht erlauben, ihr eine dazu hinreichende Dicke zu geben. Ein geſchickter Baumeiſter weiß indeß dieſe Fälle zu vermeiden.

Gelbes Fieber, ſ. Fieber.

Gelbſucht, eine Krankheit, deren hervorſtechendes Symptom iſt, daß die Haut des damit Befallenen am ganzen Körper gelb wird. Der Sitz der Krankheit iſt in der Region der Verdauung, und zwar in der Leber ſelbſt, oder in den ihr benachbarten Theilen, der Gallenblaſe, dem Ausführungscanal der Galle ꝛc. Die erſten Äußerungen der Krankheit ſind ein gewiſſes unbehagliches Gefühl in der Herzgrube und nach der rechten Seite zu; dann Mangel an Appetit, Drücken nach dem Eſſen u. a. m. Allmählig färbt ſich die Haut gelb, und zwar zuerſt an ihrem zarteſten durchſichtigſten Theile, im Auge, daher das Weiße in demſelben gelb erſcheint. Von da pflanzt ſich dieſe Färbung über den ganzen Körper fort, ſo daß dieſer, wenn die Krankheit im hohen Grade Statt findet, ſchmutzig gelb erſcheint. Zugleich ſtellt ſich gewöhnlich ein heftiges Jucken in der Haut über den ganzen Körper ein. Dauert die Krankheit lange, ſo fällt die Farbe der Haut immer mehr ins Dunkle, und die Krankheit wird alsdann die Schwarzgelbſucht genannt. In dem Verlaufe dieſer Krankheit wird die Verdauung geſtört. Die nächſte Urſache der Gelbſucht iſt eine Umkehrung der Thätigkeit des Leberſyſtems, indem die abgeſonderte Galle, anſtatt aus der Leber und Gallenblaſe durch den gemeinſchaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm ſich zu ergießen, um ihrer Beſtimmung gemäß zur Verdauung zu dienen, durch die einſaugenden Gefäße in die Speiſeſaftröhre, und von da in das Blut übergeht. Hieraus laſſen ſich die Zufälle von Mangel an Galle und den davon abhängenden Beſchwerden der Verdauung, ſo wie das Daſeyn des fremdartigen Gallſtoffes im Blute, und die davon entſtehenden Erſcheinungen in der Haut leicht erklären. Die entfernten Urſachen dieſer Krankheit ſind ſehr mannichfaltig, z. B. krankhafte Erhöhung der einſaugenden Gefäße der Leber und Gallenblaſe, zu häufige Abſonderung der Galle, Verſtopfung der Lebergänge oder des gemeinſchaftlichen Gallenganges durch Gallenſteine u. ſ. w. Unter die vorzüglichſten Gelegenheitsurſachen gehört bekanntlich heftiger Ärger und Zorn, welche Affecten beſonders auf die Leber wirken. Bei den neugebornen Kindern iſt die Gelbſucht eine ziemlich gewöhnliche Krankheit, welche jedoch auf keinen bedeutenden Unordnungen im Organismus beruhen kann, da ſie meiſtens leicht und bald wieder verſchwindet, ohne beſonderer Arzneimittel zu bedürfen. H.

Geld, allgemeiner Werth- und Vermögensmeſſer, iſt der Maßſtab, nach welchem die Abſtufungen des Werths der Güter und des Preiſes derſelben verglichen werden. Nur Dinge vom allergeringſten Werthe können zum Geld gewählt werden, weil der Maßſtab die allergeringſten Vermögenstheile zu meſſen und zu vergleichen im Stande ſeyn muß, durch die Vervielfältigung (Multiplication) dieſes geringſten Werths aber muß derſelbe fähig werden, jeden, auch den größtmöglichen Werth auszudrücken und zu bezeichnen. Zum Geld können eben ſowohl unkörperliche Gegenſtände, bloße Begriffe, als körperliche Gegenſtände, ſinnliche Dinge, gewählt werden; im erſtern Falle heißt der Werthmeſſer Ideal-Geld, im letztern Real-Geld.

In allen Ländern, wo ein allgemeiner Werthmeſſer eingeführt iſt, kann nur ein einziger Gegenſtand den Dienſt der Werthmeſſung verrichten, es kann daher überall nur eine einzige Gattung von Geld Statt finden; denn ſollten mehrere verſchiedenartige Gegenſtände neben einander als Maßſtäbe des Werths gebraucht werden können, ſo wäre durchaus nothwendig, daß das gegenſeitige Verhältniß ihrer Werthe ſtets unwandelbar und unverrückt bliebe, eine Bedingung, deren Daſeyn nicht wohl denkbar iſt. Wo alſo Ideal-Geld im Gebrauch iſt, kann nicht zugleich Real-Geld Statt finden und umgekehrt kann nirgends ein bloßer Begriff zum Vermögensmeſſer dienen, wo mittelſt ſinnlicher Gegenſtände die Werthe gemeſſen und gegen einander verglichen werden. Eben ſo kann da, wo ein beſtimmter ſinnlicher Gegenſtand als Real-Geld gebraucht wird, nicht zugleich ein anderer ſinnlicher Gegenſtand neben jenem den Dienſt des Werthmeſſers verrichten. Zwar hat man häufig da, wo Metall zum Vermögensmeſſer gewählt worden, verſucht, zwei verſchiedene Gattungen deſſelben, Gold und Silber, neben einander als Maßſtab zu gebrauchen, aber überall mußte dieſer Verſuch mißlingen, weil ſtets das Verhältniß zwiſchen dem verglichenen Werthe des Goldes und dem des Silbers ſchwankend war, und es der Natur der Sache nach nicht anders ſeyn konnte. Überall, wo wir die Werthe der Dinge bald nach Gold und bald wieder nach Silber ſchätzen ſehen, erſcheint bei näherer Prüfung immer nur die eine dieſer Gattungen von edlem Metall als wirklicher Maßſtab, die andere hingegen bloß als Waare, deren Werth bereits nach jenem Maßſtabe iſt gemeſſen worden, weil aber der Vermögensmeſſer nothwendig von dem geringſten Vermögenstheile beginnen muß, ſo iſt Silber bei ſeinem geringern verglichenen Werthe in der Regel der Maßſtab und Gold die Waare. Wird alſo z. B. der Werth einer gewiſſen Waare abwechſelnd bald zu ein Loth Gold und bald wieder zu vierzehn Loth Silber geſchätzt, ſo iſt das Silber gewöhnlich der eigentliche Maßſtab des Werths, das Gold hingegen nur eine Waare, von der es im Augenblick der Schätzung allgemein anerkannt iſt, daß ſich ihr Werth zu dem des Silbers wie 14 zu 1 verhalte. Auf gleiche Weiſe kann ſtatt des Goldes irgend ein anderes Genußmittel neben dem Silber dazu dienen, den Werth einer Waare auszudrücken, wenn nur zur Zeit der Schätzung das Verhältniß keinem Zweifel unterworfen iſt, in welchem jenes Genußmittel zum allgemeinen Werthmeſſer, dem Silber, ſteht, aber dies allein reicht noch nicht hin, ein ſolches Genußmittel zum allgemeinen Vermögensmeſſer, zu Geld, zu erheben. — Der gemeine Sprachgebrauch verwechſelt häufig die Begriffe von Geld und Münze mit einander, beide ſind aber weſentlich von einander verſchieden, denn während das Geld beſtimmt iſt, die Werthe zu meſſen, alſo das Werthverhältniß der Güter unter einander auszudrücken, hat die Münze den Zweck, den verglichenen Werth der in den Tauſchverkehr gebrachten Güter auszugleichen und enthält zugleich eine wirkliche Anweiſung auf den Beſitz ſolcher Güter. Die Völker älterer und neuerer Zeit haben die großen Vortheile erkannt, welche daraus hervorgehen, wenn ein und derſelbe ſinnliche Stoff zum Geld und zur Münze gewählt wird, daher ſehen wir faſt überall die edlen Metalle zugleich den Dienſt von Werthmeſſer und von Werthausgleichungsmittel verrichten, aber eben dieſem Umſtande iſt es auch zuzuſchreiben, daß man ſo lange Zeit hindurch die ſo ſehr verſchiedenen Begriffe von Geld und Münze mit einan-

der verwechſelt und vermiſcht hat, wodurch über dieſe ganze wichtige Lehre Verwirrung und Dunkelheit verbreitet worden; erſt den Schriftſtellern der neueſten Zeit verdankt man es, den wichtigen Unterſchied ins gehörige Licht geſtellt zu haben. (S. Münze.) — Je nachdem aber das Geld beſtimmt iſt, den Werth der beim Weltverkehr oder den Werth der beim Nationalverkehr in den Tauſch kommenden Waaren zu meſſen, heißt daſſelbe entweder Weltgeld oder Nationalgeld. Die vorzüglichſten Schriften über das Geldweſen ſind: Büſch's Abhandlung über den Geldumlauf, 2te Aufl. (Kiel und Hamburg 1800.) — Adam Müllers Verſuche einer neuen Theorie des Geldes (Leipz. u. Altenb. bei Brockhaus 1816) und Carl Murhards Theorie des Geldes und der Münze (Leipz. u. Altenb. bei Brockhaus 1817). K. M.

Geldern, eine anſehnliche Provinz der Niederlande, ſonſt in Ober- und Niedergeldern eingetheilt. Obergeldern, von dem letztern ganz abgeſondert, lag zwiſchen Cleve, Cöln, Lüttich und Brabant. Es wurde in das öſterreichiſche, von welchem Röremonde der Hauptort war, in das preußiſche mit der Hauptſtadt Geldern, und das holländiſche mit der Hauptſtadt Venlo, eingetheilt. Niedergeldern, oder Niedergelderland, die erſte und größte der vereinigten Provinzen von Holland, hat einen ſehr fruchtbaren Boden, auch Waldungen, und faßt die wichtige Feſtung Nimwegen in ſich. Obergeldern kam ſchon im J. 1801, Niedergeldern aber mit Holland 1810 an Frankreich. Gegenwärtig gehört ganz Geldern zum Königreich der Niederlande.

Geldumlauf, ſ. Münzumlauf.

Geleckt. Dieſes Wort wird in der Mahlerei gebraucht, um einen Fehler zu bezeichnen, der durch einen übertriebenen Fleiß in der Ausarbeitung entſpringt, und durch den die dargeſtellten Gegenſtände aller Friſchheit und alles Lebens, mithin ihrer ganzen Wirkung beraubt werden.

Gelée iſt eine Gattung durchſichtiger Confituren, und eigentlich bloß der Saft von unterſchiedlichen Früchten, worin man Zucker zergehen und ihn nachher zu einer ziemlich dicken Conſiſtenz aufſieden und kochen läßt, ſo daß er, erkaltet, eine Gallerte macht. (S. Gallert.)

Gelée (Claude), bekannter unter dem Namen Claude Lorrain (Claudius von Lothringen). Dieſer nie genug geprieſene Landſchaftsmahler wurde 1600 in dem lothringiſchen Schloß de Champagne geboren. Er war von niedriger Herkunft und zeigte in früher Jugend ſo wenig Talente, daß er in der Schule kaum leſen und ſchreiben lernte und Gehülfe eines Paſtetenbäckers wurde. Im zwölften Jahre ſeiner Ältern beraubt, kam er nach Freiburg zu ſeinem Bruder, einem Holzſchneider, von welchem er die Anfangsgründe der Zeichenkunſt lernte. Bald darauf nahm ihn ein Anverwandter mit nach Rom, wo er, ohne Geld und Schutz ſeinem Schickſal überlaſſen, von dem vortrefflichen Landſchaftsmahler Agoſtino Taſſi als Farbenreiber und Küchenjunge angenommen wurde. Nebenher erhielt er aber doch auch einigen Unterricht in der Mahlerei. Einige Bilder von Gottfried Vals entzückten ihn ſo, daß er, trotz ſeiner Armuth, zu dieſem Künſtler nach Neapel reiſ'te, um an ſeinen Muſtern zu lernen. Und nun entwickelte er ein ſo vorzügliches Genie, daß er ſelbſt bald in der Reihe der erſten Landſchaftsmahler ſtand, beſonders nachdem er in der Lombardei und in Venedig die muſter-

haften Landſchaften von Giorgione und Tizian ſtudirt, und ſich die Art der Beleuchtung und des Colorits dieſer Meiſter eigen gemacht hatte. Nach einer Reiſe in ſein Vaterland ließ er ſich 1627 in Rom nieder, wo er von den Vorzüglichſten geehrt, mit dem Beifall der Kenner gekrönt, und, da ſeine Werke ſehr geſucht wurden, in Wohlſtand lebte, bis er im Jahr 1782 am Podagra ſtarb. Die großen Gallerien in Italien, Frankreich, Spanien und Deutſchland beſitzen von ihm ſchätzbare Werke. Vier ſeiner beſten befinden ſich in der Gallerie zu Caſſel, zwei in der dresdener. Von allen aber das vorzüglichſte, und worauf er ſelbſt den meiſten Werth legte, iſt ſeine Abbildung eines Wäldchens der Villa Madama. Clemens XI. machte ſich anheiſchig, es ganz mit Goldſtücken zu bedecken; der Künſtler aber wollte es durchaus nicht geben, da er es, nach der Natur copirt, als Studium brauchte. Bei einem ungemeinen Reichthum der Erfindung, kraft deſſen er in den Gegenſtänden einen beſtändigen Wechſel anzubringen wußte, hatte er ein ernſtes tiefes Studium. In der Wahrheit, womit er die Wirkung der Sonne zu den verſchiedenen Stunden des Tages, und die ſanften kühlenden Lüfte, die durch die Wipfel hinſpielen und in das Gemurmel eines unter dem Schatten ſich hinſchlängelnden Baches flüſternd einſtimmen, täuſchend auszudrücken wußte, ſteht ihm nur Kaspar Dughet zur Seite. Alle ſeine Nebenbuhler aber übertraf er darin, daß er einigen dunkel beſchatteten Stellen eine thauige Feuchtigkeit zu leihen wußte, die ganz unnachahmlich iſt. Unvollkommen waren dagegen ſeine Figuren, und er wußte dies ſelbſt ſo gut, daß er zu ſagen pflegte, er verkaufe die Landſchaften und gebe die Figuren zu. Bei einem großen Theil ſeiner Bilder ſind ſie aber von Lauri und Francesco Allegrini. Am liebſten und daher auch am öfterſten wählte er angenehme, gränzenloſe Ausſichten, in deren täuſchende Ferne das Auge ſich verliert. dd.

Gelehrſamkeit, oder Gelahrtheit, wie man ſonſt ſagte, hat ihren Namen von Lehren, und bezieht ſich daher urſprünglich auf alles, was gelehrt, und folglich auch gelernt werden kann. Man nennt aber eigentlich nur denjenigen gelehrt, der einen bedeutenden Theil der menſchlichen Erkenntniß oder irgend ein Hauptfach des menſchlichen Wiſſens ſich durch ein methodiſches Studium zu eigen gemacht hat. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Zuſammenhang ſind daher die charakteriſtiſchen Merkmale, welche die gelehrte Erkenntniß von der gemeinen unterſcheiden. Die Gelehrſamkeit aber wird entweder ſubjectiv, als die Eigenſchaft eines Gelehrten, oder objectiv, als der Inbegriff aller der Kenntniſſe gedacht, die man von demjenigen fodert, der in einem Hauptfache des menſchlichen Wiſſens als Lehrer auftreten will. Hiezu gehört inſonderheit die Kenntniß der griechiſchen und der lateiniſchen Sprache, welche daher auch vorzugsweiſe gelehrte Sprachen genannt werden. Denn da die neuern Gelehrten einen großen Theil ihrer Kenntniſſe den Gelehrten der Griechen und Römer verdanken, ſo wird von einem heutigen Gelehrten mit Recht gefodert, daß er aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen im Stande ſey, und alſo die Schriften der alten Gelehrten, nicht bloß in Überſetzungen, die oft ſehr unzuverläſſig ſind, ſondern in den Originalen ſelbſt leſen und benutzen könne. Es haben übrigens die Gelehrten unter allen gebildeten Völkern ſtets einen bedeutenden Einfluß auf die Geſellſchaft behauptet, welcher Einfluß um ſo ſtärker war, wenn, wie bei den Ägyptern und andern orientaliſchen Völkern, die Prieſter zugleich den Stand

der Gelehrten bildeten. Dieſe Verbindung des Prieſterthums mit dem Gelehrtenſtande war aber den Wiſſenſchaften nicht förderlich, da die Prieſter gewöhnlich ihre gelehrten Kenntniſſe verheimlichten und den Laien (d. i. dem Volke, Laici) nur ſo viel davon mittheilten, als ſie für gut fanden. Daher nennt man die Ungelehrten auch jetzt noch zuweilen Laien. Seitdem aber durch die Griechen, bei denen ſich der Gelehrtenſtand gänzlich vom Prieſterthum trennte, die Gelehrſamkeit ein Gemeingut der Menſchheit geworden, hat auch das Studium der Wiſſenſchaften einen humanern und liberalern Charakter angenommen. Durch die Buchdruckerkunſt ſind die Quellen der Gelehrſamkeit dergeſtalt vervielfältigt und verbreitet worden, daß es möglich iſt, auch ohne mündlichen Unterricht durch bloße Lectüre eine Menge gelehrter Kenntniſſe zu erwerben. Einen ſolchen Gelehrten nennt man mit einem griechiſchen Worte einen Autodidaktos (ſ. d. Art.). Streng genommen aber iſt kein Gelehrter ein wirklicher Autodidaktos (durch ſich ſelbſt gelehrt); denn in den Jahren der Kindheit empfing doch jeder mündlichen Unterricht, und ſpäterhin vertraten Bücher die Stelle der mündlichen Lehrer. D.

Geleit. In den Zeiten der innern Befehdungen Deutſchlands konnte der Reiſende, beſonders der Kaufmann, ſich nicht ſicher von einem Orte zum andern begeben, er mußte fürchten, von den Raubrittern niedergeworfen und geplündert zu werden. Zu dem Ende ließ er ſich geleiten, d. h. von Bewaffneten begleiten, welche dafür, daß er ihrem Herrn ein Geleitsgeld entrichtete, ihn bis zu dem beſtimmten Orte gegen jeden Angriff vertheidigen mußten. Ein ſolches Geleit iſt zwar in unſern Tagen in Europa nicht mehr üblich noch nöthig, dennoch läßt ſich der Landesherr das Geleitsgeld oder Geleite fortbezahlen, weil er auf andere Weiſe für die Sicherheit der Straßen ſorgt. In einigen Theilen des Orients, namentlich in Arabien, iſt dieſe Vorſicht der dort ſtreifenden Räuber wegen noch gebräuchlich. Zuweilen übernehmen die Räuber ſelbſt das Geleit oder den Schutz gegen ihre eigenen Raubgenoſſen oder andere Räuberbanden. Ein Geleitsbrief iſt die ſchriftliche Vergünſtigung, ſicher und an ſeiner Perſon ungekränkt, durch ein Gebiet zu reiſen, an einem Orte zu erſcheinen, oder auf der See unter dem Schutze der Escorte zu ſtehen. — Sicheres Geleit ſ. Salvus Conductus.

Gellert (Chriſtian Fürchtegott), wurde den 4ten Juli 1715 zu Haynichen, einem kleinen Städtchen bei Freiberg im Erzgebirge, wo ſein Vater zweiter Prediger war, geboren, und erhielt daſelbſt den erſten Unterricht. Die mittelmäßigen Einkünfte ſeines Vaters, der dreizehn Kinder zu ernähren hatte, nöthigten ihn, ſchon in ſeinem elften Jahre durch Abſchreiben für Advocaten ſich einigen Erwerb zu verſchaffen. Früh äußerte ſich ſeine Neigung zur Dichtkunſt. Sein erſter Verſuch, den er in ſeinem dreizehnten Jahre machte, war ein Geburtstagsgedicht für ſeinen Vater. Die baufällige Wohnung deſſelben wurde durch funfzehn Stützen vor dem Einſturz geſichert; und eben ſo viel waren damals der Gellertſchen Kinder und Kindeskinder. Dieſe Zufälligkeit brachte er in Verbindung, indem er jedes der letztern als eine Stütze des Vaters und ſeines Namens aufführte und ſeinen Glückwunſch abſtatten ließ. Da dieſer erſte Verſuch gelobt wurde, folgten demſelben bald andere nach. Im J. 1729 kam Gellert auf die Fürſtenſchule zu Meißen, um ſich daſelbſt für die Univerſität vorzubereiten. Hier wurde er zwar mit dem todten Buchſtaben der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, aber nicht mit ihrem

Geiſte bekannt gemacht. Glücklicher Weiſe lernte er jezt Gärtner und Rabener kennen, und ſchloß mit ihnen den Bund einer innigen Freundſchaft. Die drei Jünglinge ſpornten einander gegenſeitig zum Eifer in den Wiſſenſchaften und zur Berichtigung ihres Geſchmacks an. Im J. 1734 bezog er die Univerſität zu Leipzig, um Theologie zu ſtudiren, kehrte nach vier Jahren zu ſeinem Vater zurück und wagte ſich auf die Kanzel. Gewiß würde er unter den geiſtlichen Rednern Deutſchlands ſich durch Leichtigkeit und Popularität ausgezeichnet haben, hätte er weniger Ängſtlichkeit, eine beſſere Geſundheit, eine ſtärkere Bruſt und ein getreueres Gedächtniß gehabt. Im J. 1739 übernahm er die Aufſicht und Erziehung zweier jungen Edelleute nicht weit von Dresden. Nachher unterrichtete er ein Jahr lang den Sohn ſeiner Schweſter, bereitete ihn auf die Univerſität vor, und begleitete ihn im J. 1741 nach Leipzig. Hier beſchäftigte er ſich mit dem Unterricht junger Leute, vorzüglich aber mit der Erweiterung ſeiner eigenen Kenntniſſe. Der Umgang mit Gärtner und den übrigen Verfaſſern der bremiſchen Beiträge, an welche er ſich anſchloß, gab ſeinem Geſchmack die beſſere Richtung. Gottſched, deſſen Vorleſungen er gehört, und an deſſen Bayleſchen Wörterbuch er mitgearbeitet, ſank ſehr bald in ſeiner Meinung. Er war ungefähr ein Jahr in Leipzig geweſen, als J. J. Schwabe 1742 die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes herauszugeben anfing, wozu er Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte und ein Schäferſpiel, das Band, wie auch verſchiedene proſaiſche Abhandlungen lieferte. Nachher zog er ſich davon zurück, und gab mit ſeinen Freunden die bremiſchen Beiträge heraus. Der leichte, natürliche Ton des jungen Dichters gefiel, und ſeine Fabeln und Erzählungen wurden immer begieriger geleſen. Gellert widmete ſich daher dieſer Dichtungsart vor allen andern. Weil er aber zu Ämtern, die mit anhaltenden Berufsarbeiten verbunden ſind, keine zuverläſſige Geſundheit zu haben glaubte, faßte er den Entſchluß, ſich dem Unterricht der akademiſchen Jugend zu widmen, ward zu dem Ende 1744 Magiſter, und vertheidigte 1745 ſeine Abhandlung de poesi apologorum eorumque scriptoribus. Die Faßlichkeit und Anwendbarkeit ſeines Unterrichts erwarben ihm den ausgebreitetſten Beifall. Batteux Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, Erneſti's Rhetorik, Stockhauſens Bibliothek für Liebhaber der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften, in der Folge ſeine eigene Abhandlung über den guten Geſchmack in Briefen und die Moral waren die Gegenſtände ſeiner Vorleſungen, in denen er auch oft Ausarbeitungen ſeiner Zuhörer beurtheilte. Aber auch durch Schriften wollte er nützen. Er arbeitete neue Fabeln und Erzählungen aus, ſuchte darauf ſein Talent auch zur Verbeſſerung des Theaters anzuwenden, und verfaßte zu dieſem Ende ſeine Luſt- und Schäferſpiele. Ferner ſchrieb er, um zu verſuchen, ob er nicht dem Roman mehr Ernſt, Würde und Nützlichkeit geben könne, ſeine ſchwediſche Gräfin. Seinen Landsleuten das Beiſpiel einer freien und ungezwungenen Schreibart in Briefen aufzuſtellen, gab er eine Sammlung Briefe nebſt einer Abhandlung vom guten Geſchmack in Briefen heraus. Darauf ließ er ſeine Lehrgedichte, geiſtliche Oden und Lieder, und eine Sammlung vermiſchter Schriften in Verſen und Proſa folgen. Er litt inzwiſchen ſehr an der Hypochondrie. Zwölf Jahre hatte Gellert mit Beifall in Leipzig gelehrt, ohne ſich um ein öffentliches Amt beworben zu haben. Der Hof aber, aufmerkſam auf ſeine Verdienſte, verlangte, daß er um eine außerordentliche Profeſ-

fur der Philoſophie anhalten möchte. Gellert folgte darin dem Rathe ſeiner Freunde, und erhielt dies Amt 1751 mit einem Gehalte von 100 Thalern. Er trat es mit einem Programm de comoedia commovente und einer Rede von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten an, und las nun auch öffentlich über die Dichtkunſt und Beredſamkeit. Seine Vorträge wurden ſo zahlreich beſucht, daß er ſie in den öffentlichen Hörſälen der Univerſität halten mußte. Zuhörer aus allen Ständen ſtrömten ihm zu. Unbegränzt war die Achtung, in der er überall ſtand, und der Wunſch, ſeine Zuneigung nicht zu verlieren, hielt manchen Studirenden von Ausſchweifungen zurück. Angeſehene Perſonen beeiferten ſich, durch ihre Freigebigkeit ſein Leben ſo kummerlos und ſorgenfrei als möglich zu machen. Aber während er die Augen des ganzen deutſchen Publicums auf ſich zog und ſein Lob auf allen Zungen war, ſtieg ſeine Hypochondrie immer höher. Er entſagte für die Folge der Dichtkunſt, da er nicht mehr die Kraft dazu fühlte, und entſchloß ſich dagegen, beſondere Vorleſungen über die Moral auszuarbeiten. Der glückliche Mittelweg, den er zwiſchen Syſtem und Declamation zu treffen wußte, und ſein rührender Vortrag erwarben dieſen Vorleſungen den größten und ungetheilteſten Beifall. Während des ſiebenjährigen Kriegs ward Gellert von unzähligen Fremden beſucht, welche ſich beeiferten, dem Manne ihre Hochachtung zu beweiſen, der der Liebling ſeiner Nation war. Die preußiſchen Prinzen Carl und Heinrich unterredeten ſich öfters mit ihm, nnd letzterer machte ihm durch den General Kalkreuter das Pferd zum Geſchenk, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und worauf Gellert ſeit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte. Im J. 1760 ließ ihn Friedrich II. zu ſich rufen, und der König war mit der Unterredung Gellerts ſowohl zufrieden, daß er ihn le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte. Eine ordentliche Profeſſur, die ihm mehreremal angeboten wurde, ſchlug der beſcheidene und genügſame Gellert jedesmal aus. Er bedurfte wenig, und vertraute der göttlichen Vorſehung, die ſein Vertrauen auch belohnte. Einer ſeiner geliebteſten Schüler, der treffliche Graf Moritz von Brühl, gab ihm ſeit 1762 eine jährliche Penſion von 150 Thalern, ohne daß Gellert ſeinen Wohlthäter entdecken konnte. Häufige Geſchenke wurden ihm von ehemaligen Schülern, ja oft von Fremden zugeſchickt, als Beweiſe der Liebe und Dankbarkeit. Nach des Geſchichtſchreibers Maſcov Tode erhielt Gellert deſſen Gnadengehalt von 450 Thlrn. Der Churfürſt Friedrich Chriſtian ehrte ihn nicht allein durch die höchſte Achtung, ſondern auch durch anſehnliche Geſchenke. Sein Sohn und Nachfolger äußerte gegen ihn eben ſo wohlwollende Geſinnungen. So hätte Gellert ſehr glücklich ſeyn können, wenn ſein Körper weniger gelitten hätte. Allein die Leiden deſſelben ließen ihn zu keiner anhaltenden Heiterkeit kommen. Das geheime Übel, das ihn täglich verfolgte, wich keinen Bädern und keinen Arzneien. Seine Geſundheit wurde von Zeit zu Zeit immer ſchwächer, und er war auf die Bitte ſeiner Freunde beſchäftigt, ſeine Moral durch eine ſorgfältige Durchſicht zum Druck vorzubereiten, als ihn im December 1769 eine hartnäckige Verſtopfung überfiel, die auch die geſchickteſten Ärzte nicht zu beſiegen vermochten. Der Churfürſt ſchickte, ſobald er von der Gefahr hörte, ſeinen Leibarzt nach Leipzig; allein nichts war im Stande, die Entzündung im Unterleibe zu hintertreiben. Er ſtarb mit freudigem Vertrauen den 13ten December 1769 in ſeinem 55ſten

Lebensjahre. Gellert war (wie Göthe ihn im 2ten Bande ſeines Lebens beſchreibt) nicht groß von Geſtalt, zierlich, aber nicht hager; ſanfte, eher traurige Augen, eine ſehr ſchöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnaſe, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Geſichts; alles machte ſeine Gegenwart angenehm und wünſchenswerth. Sein moraliſcher Charakter war durchaus ohne Flecken. Geſinnungen wahrer Gottſeligkeit beſeelten ihn; er hatte ein liebreiches, menſchenfreundliches, dienſtbegieriges Herz gegen alle Menſchen. Die größte irdiſche Glückſeligkeit ſeines Lebens war die Freundſchaft. Er liebte das Lob des Kenners und des Rechtſchaffenen, aber mit jener jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet; dabei war Niemand williger, die Gaben und Verdienſte Anderer zu erkennen, Niemand geneigter, Andern den Vorzug vor ſich ſelbſt zuzugeſtehn. Als Schriftſteller concentrirte Gellert die Neigung des geſammten Volks auf ſich in einem Grade, den nur ſehr wenige erreicht haben. Seine Fabeln, welche in der dürreſten aller literariſchen Zeiten Deutſchlands erſchienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verſtändliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz die Liebe des Volks, und während es ſie liebte, ward es auch durch ſie gebildet: eine gewiſſe Breite, Schwatzhaftigkeit und Verwäſſerung derſelben mag daher um ſo eher entſchuldigt werden. Seine geiſtlichen Gedichte bemächtigten ſich des Herzens der Nation und es gelang ihm, einige Ahnungen von Religioſität ſelbſt bei dem großen Haufen zu retten. Er erreichte zwar nicht die Tiefe eines Flemming und Gerhard, aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch ſeine geiſtlichen Gedichte vortheilhaft aus. Dennoch ſcheint es, als habe er das meiſte Talent für die Gattung der kleinern fröhlichen Erzählungen gehabt, wobei es ihm zu Statten kommt, daß hiebei eine gewiſſe Schwatzhaftigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß die Kränklichkeit ſelbſt oft, ihrer Natur nach, witzig iſt. Sein ſpaßhafter Weiberhaß und ſeine komiſche Scheu vor der Ehe machen ſich ſtets ſo zierlich und gutmüthig, daß er wohl nie eine Frau im Ernſt erzürnt hat. Für den Roman hatte Gellert kein Talent, davon hat er in ſeiner ſchwediſchen Gräfin den klarſten Beweis gegeben. Erfreulicher und wichtiger, wiewohl auch mißlungen, ſind ſeine Schauſpiele. Sie mögen in ihrer zierlichen Weitſchweifigkeit und ehrbaren Langweiligkeit als ein merkwürdiger Beitrag zur Culturgeſchichte der Deutſchen beſtehen. Auch ſeine Briefe ſind für die Zeit, in der ſie geſchrieben wurden, alles Lobes und Beifalls würdig, wenn ſie auch von den böſen Fehlern eben jener Zeit nicht ganz frei ſind. — Die neueſte Ausgabe ſämmtlicher Werke erſchien Leipzig 1784 in 10 Bdn. 8. M.

Gellius (Aulus), nach Andern Agellius, ein berühmter römiſcher Schriftſteller, welcher unter Hadrian und den Antoninen lebte, die Redekunſt zu Rom ſtudirte, dann nach Athen ging, hier Philoſophie ſtudirte, und in der Folge die Würde eines Centumvir erhielt. Wegen ſeiner mannichfaltigen Kenntniſſe und ſeiner gebildeten richtigen Schreibart ſtand er in großem Anſehn. Auf uns iſt nichts als ſeine attiſchen Nächte (Noctes Atticae) gekommen, welche ſehr intereſſante, beſonders für den Sprachforſcher, Philologen nnd Kritiker wichtige, zerſtreute Bemerkungen, die er während ſeines Aufenthalts zu Athen aus den beſten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern in den Winternächten geſammelt hatte, enthalten. Von den Ausgaben nennen wir folgen-

de: Paris, 1585, 8., mit trefflichen kritiſchen Anmerkungen von Henricus Stephanus; Paris, 1681, 4. in usum Delphini; Amſterdam 1651, 12., bei Elzevier; Leyden 1666, cum notis Var.; Leyden, 1706, 4. von Gronov; Leipzig, 1762, 2 Bände, 8., von Conrad.

Gelon, der Sohn des Dinomenes, einer der berühmteſten unter den ſyrakuſiſchen Tyrannen (Selbſtherrſchern). Nachdem er ſich der Oberherrſchaft um das Jahr 500 vor Chr. ohne Schwierigkeit bemächtigt hatte, wandte er alle Sorgfalt auf die Erhebung des neuen Staats. Er vergrößerte die Stadt und vermehrte die Zahl ihrer Einwohner. Als Griechenland von Xerxes mit Krieg bedroht wurde, ſchickten Athen und Lacedämon Geſandte an ihn, um ein Bündniß mit ihm gegen den Perſerkönig zu ſchließen. Gelon erbot ſich, 200 Galeeren, 20,000 Schwerbewaffnete, 4000 Reiter, 2000 Schützen und eben ſo viel Schleuderer zu ſtellen und mit Mundvorrath während des Krieges zu verſehen, wenn man ihm den Oberbefehl zu Waſſer und zu Lande überlaſſen wollte. Dieſe Bedingungen verwarfen die ſpartaniſchen Geſandten, worauf Gelon die Hälfte des Commando's verlangte. Aber auch dieſe Foderung wollten ihm die Athener nicht zugeſtehen. Gelon verſagte ihnen daher die gebetene Hülfe, und ſchickte dagegen einen gewiſſen Kadmus nach Delphi, mit dem Befehl, hier den Ausgang der Schlacht abzuwarten, und wenn die Griechen überwunden würden, dem Xerxes in ſeinem Namen zu huldigen und koſtbare Geſchenke zu überreichen. Damals wußte er noch nicht, daß Xerxes die Carthager veranlaßt hatte, während er die Griechen in ihrem Vaterlande angriffe, dieſelben auch in Sicilien und Italien anzugreifen. Hamilcar erſchien zu dem Ende mit einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Laſtſchiffen, worauf ſich 300,000 Mann Landtruppen befanden, ſtieg bei Panormus ans Land und belagerte Himera. Dieſer ungeheuern Macht zog Gelon mit 50,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern entgegen. Ein aufgefangener Brief belehrte ihn, daß am folgenden Tage Hamilcar ein feierliches Opfer bringen und zugleich Hülfsvölker ins Lager einlaſſen wolle. Es gelang Gelon, ſtatt derſelben einen Theil ſeiner Reiterei ins feindliche Lager rücken zu laſſen, welche den Hamilcar während des Opfers überfiel, ihn ſelbſt tödtete und die Schiffe in Brand ſteckte. Zu gleicher Zeit griff Gelon ſelbſt die Carthager an, welche, durch den Tod ihres Feldherrn und den Verluſt ihrer Schiffe muthlos gemacht, eine gänzliche Niederlage erlitten. Dieſe merkwürdige Schlacht geſchah an demſelben Tage, wo die Griechen bei Marathon ſiegten, und iſt von Pindar verherrlicht worden. Gelon machte unermeßliche Beute und geſtand den Carthagern nur unter der Bedingung den Frieden zu, daß ſie 2000 Talente Silber zählen, zwei Tempel zur Aufbewahrung der Friedensbedingungen erbauen und die Menſchenopfer abſchaffen ſollten. Noch hatte Gelon nicht den königlichen Titel angenommen; er wünſchte, daß er ihm übertragen würde, und berief zu dem Ende eine Volksverſammlung, der er unbewaffnet beiwohnte und erklärte, daß er die Oberherrſchaft niederlegen wolle. Alles gerieth in Erſtaunen und Bewunderung; ein allgemeiner Zuruf nannte ihn den Wohlthäter und Erretter von Syrakus. Mit einhelliger Stimme trug man ihm den Königstitel an, und ließ nicht eher ab, bis er ihn annahm. Eine Statue, die ihn in Bürgerkleidung darſtellte, verewigte dieſes Ereigniß. Gelon verwaltete die Regierung mit vieler Sanftmuth und Güte, und war bemüht, ſein

Volk zu beglücken. Er ſtarb an der Waſſerſucht im ſiebenten Jahre ſeiner Regierung. Ihm folgte ſein Bruder Hiero. M.

Geltung iſt in der Muſik die Dauer der Noten nach dem Verhältniſſe der für Tonſtücke angenommenen Bewegung. Jedes Zeichen der Töne oder jede Note hat daher außer ihrem Standorte auf dem Notenſyſtem, welcher den Ton ſelbſt bezeichnet, auch eine gewiſſe beſtimmte Figur nöthig, wodurch ihre Geltung oder Dauer angezeigt wird. Statt der ehemaligen Geltung der Noten und ihrer Eintheilung in maxima, longa, brevis u. ſ. w. ſind für das heutige Syſtem eingeführt, ganze Schläge, halbe Schläge, Viertel, Achtel u. ſ. w., deren geringere Theile ſich gegen die größern in Beziehung auf Zeit ſo verhalten, wie die kleinern Theile eines getrennten Körpers zu den größern in Rückſicht auf Umfang oder Gewicht. Die Pauſen haben mit den Noten in Beziehung auf Dauer der Zeit einerlei Geltung, nur mit dem Unterſchied, daß hinzugeſetzte Punkte ihre Dauer verlängern, ohne eine Veränderung in ihrer Benennung zu veranlaſſen.

Gelübde, iſt eine Zuſage, durch welche man ſich zu einem willkürlichen, von Gott nicht gefoderten, Verhalten in der Erwartung verbindlich macht, daß daſſelbe Gott angenehm ſey. Manche Gelübde beziehen ſich auf einen einzelnen Fall, wie wenn z. B. ein Fürſt im Mittelalter einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen gelobte, andere auf eine das ganze Leben hindurch zu wiederholende Handlung, wie wenn manche z. B. ſich verbindlich machten, an einem beſtimmten Tage der Woche zu faſten oder an einem beſtimmten Tage im Jahre eine Summe unter die Armen auszutheilen. Die meiſten Gelübde ſind unter der Bedingung, daß man aus einer Gefahr gerettet werde oder eine Wohlthat von Gott empfange, geleiſtet worden; zuweilen aber waren ſie auch die Wirkung frommer Dankbarkeit und Liebe. Nur wer auf der einen Seite unvollkommene Religionsbegriffe hegt, indem er Gott als ein menſchenähnliches Weſen ſich vorſtellt, welches er durch angenehme Dienſte erfreuen und zu der Erfüllung ſeiner Wünſche bewegen könne, auf der andern Seite aber von frommer Geſinnung und lebendigem Glauben an Gottes Regierung durchdrungen iſt, wird Gelübde leiſten. Dem aufgeklärten Gottesverehrer aber wird es nicht in den Sinn kommen, ein Gelübde zu thun, weil er weiß, daß er zu allem, was wirklich gut iſt, auch ohne ein beſonderes Gelübde verbunden ſey, und daß Gott nicht durch willkürliche Dienſte, ſondern durch einen tugendhaften Lebenswandel verehrt werde, und weil er einſieht, daß es thöricht ſey, bei der Wichtigkeit und Menge der gewöhnlichen Obliegenheiten, ſich neue und unendliche Laſten aufzubürden. Jeſus Chriſtus und die Apoſtel haben die Gelübde weder durch Lehre, noch durch ihr Beiſpiel empfohlen. Bei den unwürdigen Vorſtellungen, welche die heidniſchen Völker von den Göttern hegten, kann es nicht befremden, daß oft die thörichtſten Gelübde geleiſtet wurden, daß man den Göttern ſogar Menſchenopfer verhieß, wenn ſie den Sieg verleihen, oder die drohende Gefahr abwenden würden. In der chriſtlichen Welt ſind die Kloſtergelübde (ſ. d. Art.) die merkwürdigſten. N.

Gemählde iſt 1. ein Werk der Mahlerei, d. h. der Kunſt, welche ſichtbare Gegenſtände mit ihren eigenthümlichen Formen und Farben auf einer Fläche darſtellt. Form, Rundung, Beleuchtung, Haltung, Helldunkel müſſen zu ihren Darſtellungen angewendet werden,

ſind aber der Mahlerei nicht eigenthümlich, weil auch die Zeichenkunſt die Gegenſtände auf dieſe Weiſe darſtellt. Die Zeichnung iſt daher die Baſis der Mahlerei; werden aber alle jene Gegenſtände durch Farben ausgedrückt, ſo wird die Zeichnung zum Gemählde. Die Farbengebung iſt demnach ganz eigentlich das, was ein Gemählde zum Gemählde macht. Macht ſie aber gleich das Gemählde, ſo wird dieſes doch durch ſie allein nicht zum Werke ſchöner Kunſt. Die Mahlerei erfodert als ſchöne bildende Kunſt Ausdruck äſthetiſcher Ideen durch Bilder, und darum hat man bei der Schätzung eines Gemähldes auf Compoſition, Zeichnung und Ausdruck nicht weniger als auf die Farbengebung zu achten. Nur durch Beobachtung aller dieſer Punkte wird das Gemählde zum Bilde, welches ſtets zweierlei Eigenſchaften haben muß, artiſtiſche und äſthetiſche. Durch die artiſtiſchen werden die Wirklichkeitsfoderungen für den äußern Sinn, durch die äſthetiſchen wird der Schönheitsſinn befriedigt. Der Künſtler hat alles gethan, wenn ſeine Darſtellung anſchaulich, rein objectiv, alſo wahr, in ihrem Weſentlichen treu und in ihren Verhältniſſen richtig iſt: der äſthetiſche Künſtler ſoll zwar dies alles auch, weil ohne dies ſeine Darſtellung ein Unding ſeyn würde; allein er ſoll auch über dieſes alles uns eine Totalanſchauung verſchaffen, durch welche allein ſeine Darſtellung als ein in ſich beſchloſſenes Ganzes erſcheint, welches in dieſer Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm iſt, und das Gemüth durch Bedeutſamkeit anſpricht. Zu den Bedingungen der Wahrheit gehört Richtigkeit der Perſpective, zu den Bedingungen der Schönheit das Gruppiren und der Contraſt, in Figuren, Gruppen und Colorit, aber freilich nur ein ſolcher Contraſt, der Einförmigkeit und Einerleiheit verhütet, ohne der Harmonie des Ganzen Eintrag zu thun. So viel wird hier hinreichen über das Gemählde; das Weitere iſt in den angegebenen Artikeln enthalten. 2. In der Poeſie nennt man ein Bild die Zuſammenfaſſung anſchaulicher Merkmale eines Gegenſtandes, nach Erfoderniß der jedesmaligen, durch den Zweck der Darſtellung nöthigen Charakteriſtik; ein ausgeführtes Bild dieſer Art nennt man ein poetiſches Gemählde. 3. In der Muſik nennt man ein muſikaliſches Gemählde eine ſolche einzelne Stelle oder ganze Stücke, wo der Tonkünſtler Töne und Bewegungen aus der lebloſen Natur, z. B. Donner, Sturm, Brauſen des Meeres, Säuſeln des Windes u. dergl. nachzuahmen geſucht hat. dd.

Gemappe (Jemappe), Dorf im ehemaligen Hennegau, jetzt zum Königreiche der Niederlande gehörend, berühmt durch die dabei gelieferte Schlacht, zu deren Erinnerung unter franzöſiſcher Herrſchaft das ganze Departement Gemappe benannt ward. Jene Schlacht ward am 6ten November 1792 von den Franzoſen unter Dumourier (52,000) gegen die von dem Herzog von Sachſen-Teſchen commandirten Öſterreicher, (21,000 Mann), gewonnen; die Eroberung der Niederlande durch die Franzoſen war Folge davon. Nach der Vertreibung der Feinde aus der Champagne ging das Corps des General Valence, der größte Theil der Armee von Dumourier, und dieſer General ſelbſt nach den Niederlanden, wo er als Oberbefehlshaber aller dort verſammelten Armeen am 28. November von Valenciennes aus die Offenſivoperationen begann, und mit dem Centrum von 52,000 Mann gegen das öſterreichiſche Hauptcorps verging, das nach mehrern Detachirungen nach Tournay, (8000 Mann), und Bury, (5000 Mann), nur noch 21,000 Mann ſtark war. Nach mehrern für die Öſterrei-

cher ungünſtigen Gefechten langte Dumouriers Armee am 5. November vor der verſchanzten Stellung des Feindes bei Gemappe an, die ſich von dieſem Dorfe nach Cuesmes zog, und den äußerſten linken Flügel bei der Vorſtadt (von Mons) Barlaimont hatte. Die Truppen waren in den mehrfachen Linien vertheilt, die Cavallerie ſtand auf dem für ſie günſtigen Terrain bei Cuesmes, das Dorf Quareignon — als Außenwerk zu betrachten — blieb beſetzt. Die franzöſiſche Armee ſtand in der mit ſanften Wellungen vermiſchten Ebene von Wames bis Siply und formirte ſich hier am Morgen des 6. zum Angriffe. Der linke Flügel (Ferrard) griff Quareignon an, das Centrum und der rechte Flügel (Dumourier und Beurnonville) unterſtützten den Angriff durch eine lebhafte Canonade des rechten Flügels der feindlichen Stellung, der General Harville endlich beſchoß von den Höhen bei Siply den linken Flügel des Feindes, ſollte ſich der Höhe von Berlaimont bemächtigen, dann Mons umgehen, den Berg Pallizel und die Höhen von Nimy beſetzen, und ſo den Öſterreichern den Rückzug abſchneiden. Quareignon wurde nach einem hartnäckigen Gefecht um 10 Uhr genommen, um 1 Uhr begann der Hauptangriff auf der ganzen Linie; Gemappe wird erobert, das Centrum in Bataillons-Colonnen formirt, dringt raſch gegen die Mitte der Hauptſtellung, einige Bataillons ſind ſchon im Beſitz des waldigen Abhangs vor derſelben, ſie werden aber herausgeworfen, und ein fürchterliches Feuer bringt die nachrückenden Maſſen in Verwirrung, ſchon weicht eine Brigade des zweiten Treffens in Unordnung zurück, da ſprengt Dumouriers Kammerdiener Baptiſte hinzu, weiſ't mit einigen Escadrons die feindliche Cavallerie, die zur Vernichtung der ungeordneten Maſſe herbeieilt, zurück, und dringt an der Spitze der ſchnell wieder Geſammelten in das Gehölz ein; gleichzeitig ſtellt der Herzog von Chartres etwas weiter links die Ordnung her, formirt die Flüchtigen in eine Maſſe, die er Bataillon von Gemappe nennt, und führt ſie aufs neue gegen die verſchanzten Höhen. Dieſe werden dann nach einem fürchterlichen Gefecht genommen, und dadurch um ſo mehr das Schickſal des Tages entſchieden, als Beurnonville faſt in demſelben Augenblick, nachdem er mehrere Flankenangriffe der öſterreichiſchen Cavallerie abgewieſen, die Verſchanzungen des linken Flügels bei Cuesmes erobert. Die Öſterreicher zogen ſich nach Mons zurück; dieſe Bewegung ward durch das Artilleriefeuer von den Höhen bei Cuesmes und mehrern glänzenden Chargen der franzöſiſchen Cavallerie ſehr erſchwert, unmöglich wäre ſie geworden, wenn Harville den ihm ertheilten Befehlen genügt hätte; die Öſterreicher verloren in dieſem für ſie ſehr ehrenvollen Kampfe 8 Canonen und ungefähr 5000 Todte, Bleſſirte, Gefangene. Dumourier gibt ſeinen Verluſt wohl zu gering auf 2000 Mann an; Mons ward am folgenden Tage, und Brüſſel nach einem Avantgardengefecht bei Anderlecht am 14. Nov. beſetzt, — Mecheln, Lüttich, Aachen wurden bald von der ſiegenden Armee überſchwemmt, die ihre Winterquartiere an der Roer u. ſ. w. nahm.

Gemarke, ſ. Barmen.

Gemein, wird im Leben, der Wiſſenſchaft und Kunſt dem Edlen, dem, was feinere Sitten zeigt, entgegengeſetzt. Das Gemeine hat kein anderes Intereſſe, als Befriedigung der Sinnlichkeit, der Naturbedürfniſſe, das Edle opfert dieſe dem Sittlichen auf, und zwar auf eine Weiſe, die dem Gemüth des Beobachters wohl thut, weil dieſe Aufopferungen anſpruchlos und beſcheiden geſchehen, ohne

auf Wiedervergeltung, Dank und Ruhm zu rechnen. In dem Edlen iſt demnach jederzeit etwas Großes, der imponirende Eindruck des Großen aber iſt gemildert durch Anſpruchloſigkeit. Demnach erſcheint in äſthetiſcher Hinſicht das Edle dem Schönen, das Große dem Erhabenen näher verwandt. Daher auch die verſchiedene Wirkung beider. Wenn das Große Ehrfurcht einflößt durch ſeine überlegene Stärke, die wir zugleich ehren und fürchten; ſo flößt im Gegentheil das Edle Zutrauen ein, eine Hochachtung mit Liebe gemiſcht; es gefällt. In der ſchönen Kunſt kann man das Edle und das Gemeine auf zweierlei Weiſe zeigen, entweder ſchon durch den Stoff oder durch die Behandlung. Es gibt tauſend Dinge, die ſchon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein ſind. Künſtler, die ſolche zu Gegenſtänden ihrer Darſtellung wählen, kann man den Mahlern vergleichen, die ſchon von den Alten Rhyparographen, Kothmahler, genannt wurden, weil ſie Gegenſtände darſtellten, die einer äſthetiſchen Würde unfähig waren. Wem fällt nicht hiebei aus den Rittergeſchichten des vorletzten Jahrzehends all das Freſſen, Saufen, Balgen, Dirnenſchänden, Fluchen und Schimpfen ein, das man für Ausbrüche kräftiger Natur hielt! Eben dieſe Producte des äſthetiſchen Troſſes zeigen aber auch, daß mancher edle Stoff nur durch die Behandlung gemein ward. „Ein gemeiner Kopf," ſagt Schiller mit Recht, „wird den edelſten Stoff durch eine gemeine Behandlung entehren, ein großer Kopf und ein edler Geiſt hingegen wird ſelbſt das Gemeine zu adeln wiſſen." Ein großer Kopf und ein edler Geiſt! Nicht ohne Grund hat Schiller beides mit einander verbunden, denn ein großer Kopf, wenn er nicht zugleich auch ein edler Geiſt iſt, kann ebenfalls das Edle zum Gemeinen herabziehn. Wir dürfen ja nur an die Pucelle von Voltaire, an Grecourt und ähnliche erinnern. Durch ſie wird ein Unterſchied, den man unter dem Gemeinen machen muß, beſonders auffallend. Man pflegt nämlich bisweilen in einer poetiſchen, redneriſchen, hiſtoriſchen, philoſophiſchen Darſtellung das gemein zu nennen, was nicht zu dem Geiſte ſpricht, weil es geiſtleer iſt, und nichts anders ſagt, als was auch der Ungebildetſte ſagen könnte, und dies ſo, wie es dieſer auch ſagen würde, kurz das Alltägliche, das Flache, das Platte. Dieſes Gemeine kann ſich über die edelſten und erhabenſten Gegenſtände verbreiten, und es entehrt weder den Gegenſtand noch den Darſteller. Dagegen kann der Darſteller ſeinen Gegenſtand entehren, wenn er ſelbſt ſich von Seiten des Geiſtes auch noch ſo ſehr auszeichnet, wofern wir dabei einen Mangel des feineren ſittlichen Gefühls wahrnehmen, und einſehen, daß aller Aufwand des Geiſtes nur gemacht ſei, um die Sinnlichkeit zu reizen. Dieſes iſt das wahre Gemeine. In Hinſicht auf den Geiſt ſteht es allerdings höher als jenes; auch laſſen ſich Fälle denken, wo es nicht als verächtlich erſcheint, z. B. in gewiſſen Arten des Komiſchen. Wahrhaft verächtlich aber iſt das Niedrige, das immer etwas Grobes und Pöbelhaftes bezeichnet, Rohheit des Gefühls, ſchlechte Sitten, verächtliche Geſinnung. Das Gemeine iſt bloß dem Edlen, das Niedrige dem Edlen und Anſtändigen zugleich entgegengeſetzt. Jeden ſinnlichen Trieb befriedigen, iſt gemein, ihn ohne Wohlſtand, Sittlichkeit und Scham befriedigen, niedrig. dd.

Gemeingefühl iſt die Empfindung von dem innern Zuſtand unſers Körpers, der innere Sinn, der, was im Körper ſelbſt vorgeht, dem Bewußtſeyn darſtellt. Was das Gemeingefühl auffaßt,

iſt das Gefühl von Geſundheit und Krankheit, von Ermattung und von Kraft, von Leichtigkeit von Schwere, von Wärme und von Kälte, das Gefühl von Beklemmung, Druck, Spannen, Kitzel, Beißen von Schärfe, Trockenheit u. ſ. w.; alle die verſchiedenen Arten von Schmerzen, Hunger und Durſt, die Gefühle der phyſiſchen Liebe u. ſ. w. Aus allem dieſem ſieht man, daß das Gemeingefühl eben ſowohl die Quelle angenehmer Empfindungen als auch großen körperlichen Ungemachs ſeyn kann. Das Gemeingefühl hat nicht, wie die übrigen Sinne einen eignen beſtimmten Sitz, ein beſondres Organ, (wie z. B. der Sinn des Sehens das Auge), ſondern es iſt einer beſondern Art von Nerven eigen, welche im ganzen Körper ausgebreitet ſind, ihren Urſprung aber nicht, wie die Sinnesnerven im Gehirn, ſondern in den Nervengeflechten des Unterleibs, oder dem ſogenannten Ganglienſyſtem haben. Die Beſchaffenheit dieſer Nerven bringt es mit ſich, daß die Eindrücke des Gemeingefühls nur dunkel, unbeſtimmt ſind. Eben von dieſer Dunkelheit des Eindrucks rührt auch der Name des Gemeingefühls her, um es ſo von dem eigentlichen Sinne des Gefühls zu unterſcheiden. (Vergl. die Artik. **Gefühl** und **Gangliensyſtem**.) ff.

Gemeingeiſt. Die Theilnahme, welche die Actionärs an der Staatsgeſellſchaft (die Bürger) nehmen, heißt der Gemeingeiſt. Er iſt nur da vorhanden, wo die Gemeine ſelbſt die Angelegenheiten der Gemeine beſorgt, und practiſch Hand ans Regieren und Verwalten legt, ſo wie der Oberpräſident von Vink ſolches in ſeiner trefflichen Schrift über die Verwaltung von Großbritannien gezeigt. Nur dadurch, das der Bürger Hand an die Verwaltung legt, lernt er ſie kennen, und indem er das Gemeinweſen kennen lernt, lernt er es lieben. In einer Monarchie, in der die Geſetzgebung öffentlich iſt, und das Miniſterium genöthigt, ſtets nach Geſetzen zu regieren, iſt der Gemeingeiſt die belebende und erhaltende Kraft des Staats, ohne welche keine Regierung mit einer öffentlichen Geſetzgebung möglich iſt. Die Geſellſchaft, d. h. alle Actionärs derſelben, müſſen über ihr Intereſſe aufgeklärt ſeyn, und die Miniſter zu beurtheilen verſtehen, **und ebenfalls die Kammern**; denn ſonſt fällt das große conſtitutionelle Hülfsmittel der Krone weg, **die Kammer der Gemeinen vor den Gerichtshof der Wahlen zu ſtellen, ſobald dieſe unverſtändig wird.** S. den Artikel **Staatsverfaſſung.** Bg.

Gemeinheit, Gemeinde, bezeichnet bald eine geſellſchaftliche Vereinigung mehrerer Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen fortdauernden und vom Staate gebilligten Endzwecke, bald das einer ſolchen Gemeinheit eigenthümlich zuſtehende Vermögen und die Gemeinheitsgüter. Es gibt verſchiedene Arten von Gemeinheiten, z. B. Geiſtliche, Innungen u. ſ. w., und alſo auch verſchiedene Arten ihres Vermögens; aber hier iſt nur von **Land-** oder **Dorfgemeinden** und deren Vermögen die Rede. Als **Geſellſchaft** haben ſie alle Rechte und Befugniſſe, die aus der Natur und dem Zwecke ihrer Verbindung herfließen. Der Grund ihrer Rechte ſind theils die Geſetze und Verleihungen des Landesherrn, theils die beſondern Erwerbungstitel. Als moraliſche Perſon hat die Gemeinde dieſelben activen und paſſiven Rechte, welche einzelnen Bürgern und Menſchen im Staate zukommen, in ſo fern ſie nur möglicher Weiſe von ihr ausgeübt werden können und die Geſetze keinen Unterſchied zwiſchen einer moraliſchen Perſon und einzelnen Menſchen gemacht haben. Die Ge-

meindeglieder, als moraliſche Perſon, genießen die Rechte der Minderjährigen oder Unmündigen (Pupillen); ſie können zu Erben eingeſetzt werden, Verträge ſchließen, daraus klagen und verklagt werden, ja ſogar Verbrechen begehen, und daraus verbindlich werden, ferner haben ſie das Recht, ein gemeinſchaftliches Vermögen zu beſitzen, zu erwerben, und zur Beſtreitung ihrer Erhaltungskoſten eine Gemeindecaſſe zu führen, Dorfſtatuten und Gemeindeordnungen (Bauernſprachen, Bauernköhren) zu machen und die Übertreter zu beſtrafen u. ſ. w. Allein der Begriff eines wirklichen Gemeindegliedes, mit Rückſicht auf den Genuß und die Beſchwerden, die Gemeinheitsvortheile und Laſten, iſt nicht an allen Orten gleich. In der Regel ſind nur diejenigen wahre Gemeindeglieder, welche zum Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht einen Bauerhof, er mag 100 Acker oder einen Acker enthalten, beſitzen und bearbeiten. Die Theilnahme an den Gemeindevortheilen und Beſchwerden richtet ſich alsdann entweder nach der Größe und dem Umfange des Guts, oder nach dem Herkommen. Man kann daher die adelig freien Gutsbeſitzer, die Prediger, Schullehrer, Forſtbedienten, die bloßen Brinkbeſitzer, Anbauer, Häusler, Häuslinge und Miethbewohner nicht als wirkliche Mitglieder der Gemeinde in obiger Rückſicht anſehen, wenn ihnen der Mitgenuß an den Gemeindegütern und Vortheilen, vermöge eines andern Rechtstitels, z. B. Vertrag, Geſetz, rechtliches Herkommen, Verjährung u. ſ. w., nicht beſonders eingeräumt, oder von ihnen erworben worden iſt. Aus dem beſondern Verbande mit der Gemeinde pflegen indeß die adeligen Gutsbeſitzer, beſonders wenn ihre Güter urſprünglich aus pflichtigen Höfen zuſammengeſetzt ſind, die Prediger und Schullehrer an den Gemeinheitsvortheilen mit den wahren Gemeindegliedern einen verhältnißmäßigen Antheil zu genießen; die übrigen genannten Einwohner aber nur meiſtens an der Gemeinweide einen eingeſchränkten Mitgenuß zu haben. Hiebei aber beruht faſt Alles auf der Verfaſſung einer jeden einzelnen Gemeinde. Das Vermögen oder Gemeinheitsgut einer Gemeinde iſt ſehr verſchieden und ungleich, und das Eigenthum daran gehört der ganzen Gemeinde als einer moraliſchen Perſon oder juriſtiſchen Einheit. Die Güter derſelben ſind in Rückſicht ihrer Beſtimmung oder ihres Gebrauchs und des von den Gemeindegliedern daraus zu ziehenden Nutzens zweifacher Art: a) Grundſtücke, Holztheile, Obſtpflanzungen, Capitalien, Pachtgelder, Zinſen und andere dergleichen Einkünfte, welche das Patrimonium der Gemeinde oder den Schatz derſelben ausmachen, woraus alle Bedürfniſſe der Gemeinde, als einer moraliſchen Perſon, beſtritten werden, z. B. Kriegscontributionen u. ſ. w. b) Gemeine Hut- und Weideplätze, oder Anger und Lehden, Zehnten, Haiden, Moore, Brüche, gemeine Holzungen, Maſtungen, Wege, Stege, Brücken, Brunnen, Seen, Teiche, Bäche, Fiſcherei, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back- und Brauhäuſer, Bier- und Branntweinſchank, Gottesäcker oder Kirchhöfe, Kirchen, Schulen u. ſ. w., welche insgeſammt gemeines Gut oder öffentliche Sachen einer Gemeinheit im engern Sinne genannt werden. Die Verwaltung der Gemeinheitsgüter geſchieht nach den darüber vorhandenen geſetzlichen Vorſchriften oder dem Herkommen jeder einzelnen Gemeinde, und es muß darüber jährlich nach Ausgabe und Einnahme eine Gemeinderechnung abgelegt werden. Da die ſämmtlichen Gemeinheitsgüter die Rechte der Güter von

Unmündigen genießen, ſo iſt auch die Staatsregierung Obervormund über dieſelben, und es muß daher dem Staate vorzüglich daran liegen, daß dieſe Güter zum Beſten der Gemeinheit auf die vollkommenſte Weiſe benutzt, erhalten, und keine der Gemeinheit ſchädlichen Veränderungen damit vorgenommen werden. Die Gemeinheit kann deßwegen ohne obrigkeitliche Beiſtimmung ihre Güter weder verpfänden noch veräußern, und ſelbſt die Mehrheit der Stimmen der Gemeindeglieder iſt hier nicht rechtsgültig.

Gemeinheitstheilung oder Aufhebung der Gemeinheit. Da der gemeinſchaftliche Gebrauch von Gemeindegütern mit vielen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten verbunden iſt, iſt man in mehrern Staaten zu ihrer Aufhebung oder Theilung geſchritten. Die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten ſelbſt iſt aber von zweifacher Art. Die eine beſchäftigt ſich allein mit der Theilung und Auseinanderſetzung der von mehrern Gemeinden bisher gemeinſchaftlich beſeſſenen und genutzten Räume oder Bezirke unter die dabei intereſſirten Ortſchaften, und man nennt ſie daher die allgemeine Gemeinheitsaufhebung oder die Generaltheilung. Bei der andern hingegen wird der, einer jeden Gemeinde bei der Generaltheilung zugefallene Antheil, und die ihr ſchon ausſchließlich bisher zugehörte Gemeinheit unter die eingeſeſſenen Gemeindemitglieder nach ihren verſchiedenen Theilungsbefugniſſen einzeln vertheilt. Dieſe heißt die Specialtheilung oder beſondere Gemeinheitsaufhebung; und in ſo fern mit derſelben die Aufhebung und Theilung der Feld- und Wieſengemeinheit verbunden, und der Acker in Schläge oder Koppeln, wie in Mecklenburg, Holſtein u. ſ. w. gelegt wird, ſo entſteht daraus diejenige Wirthſchaftseinrichtung, welche man die Verkoppelung nennt. Die Generaltheilung muß der Specialtheilung allemal vorangehen, und man kann beide nicht zugleich mit einander vornehmen, weil die Grundſätze, nach welchen jede geſchehen muß, verſchieden ſind. Bei der Regulirung derſelben iſt es zwar ein unabänderlicher Rechtsſatz, daß ein jeder in quali et quanto (Güte und Menge) dasjenige, was er bis zur Theilung gehabt hat, wieder erhalten muß; aber nicht immer iſt es möglich, daß ein jeder gerade diejenigen Grundſtücke, welche er bisher eigenthümlich oder nach Colonatrechte beſeſſen hat, wieder empfängt. Im letztern Falle kann der Landesherr, vermöge ſeines landesherrlichen Oberaufſichtsrechts und des allgemeinen Wohls, die bisherigen Beſitzer zwingen, andere Grundſätze anzunehmen, wenn ſie dadurch völlig entſchädigt werden, und mithin weder in quali noch quanto in Hinſicht ihres vorigen Beſitzes zu kurz kommen. Entſtehen daher vor, während und nach der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten Fragen und Streitigkeiten unter den Theilnehmern über ſtreitiges oder verletztes Recht, ſo gehört die Beurtheilung und Entſcheidung nach der Regel nicht der Ökonomie- oder Theilungsbehörde, ſondern es muß jede ſolche Angelegenheit im ordentlichen Rechtsgange verhandelt und vom competenten Richter als wahre Juſtizſache entſchieden werden. Iſt hierüber alles berichtigt, dann erſt ſchreitet die Ökonomie- und Theilungsbehörde zur Theilung ſelbſt, zu der dieſelbe das zu theilende Grundſtück geometriſch vermeſſen, eine Karte machen, die Vermeſſungs- und Bonitirungs-Regiſter ausarbeiten, den Theilungs- und Separationsplan vorlegen und ein Theilungsprotokoll oder einen förmlichen Theilungsreceß entwerfen läßt. Nach vollendeter Theilung wird deren Be-

ſtätigung vom Landesherrn nachgeſucht. Den ganzen Gang dieſer wichtigen Verhandlung zu beſchreiben, erlaubt der Zweck dieſes Werkes nicht; und daher verweiſen wir diejenigen, welche ein Theilungsgeſchäft auszuführen den Auftrag erhalten ſollten, auf Jacobi Beſchäftigungen mit Gemeinheitstheilungs-Materien, Hannover 1803, 8. Gemeinheitstheilungsverordnung für das Fürſtenthum Lüneburg, mit einer Vorrede v. Hofr. Jacobi, Hannover 1803, und über die Gemeinheitstheilung und zwar von den Grundſätzen, wonach zu theilen u. ſ. w. von dem Commiſſär Joh. Friedr. Meyer, 2 Th. Celle 1801, in 4.

X.

Gemenge, beim Bergbau, das unter einander gemiſchte Erz, insbeſondere die Miſchung mehrerer Erzarten beim Probiren, welches auch gemeine Probe genannt wird.

Gemmen ſind einmal überhaupt koſtbare Edelſteine, dann aber insbeſondre ſolche Steine, in welche künſtliche Figuren eingeſchnitten ſind. Die Alten (Griechen und Römer) waren in dieſer Kunſt Meiſter und ihre Gemmen werden am meiſten geſchätzt. Die Steine, welche ſowohl ſie als auch die Neuern am häufigſten dazu wählten, waren Bergcryſtall, Jaſpis, Calcedon, Carneol, Onyx, Blutſtein; dagegen verſtanden ſie noch nicht, den Diamant, Smaragd und Topas zu bearbeiten. Man ſehe das Geſchichtliche im Art. Steinſchneidekunſt; von den vorzüglichſten Gemmenſammlungen handelt der Art. Dactyliothek.

Gemmingen (Otto Heinrich Freiherr von), war ehedem churpfälziſcher Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der churpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim, privatiſirte ſeit 1784 zu Wien und lebte ſeit 1797 zu Würzburg. Er hat ſich beſonders durch ſeinen, Diderots Père de famille nachgebildeten, deutſchen Hausvater eine nicht unrühmliche Stelle unter den deutſchen dramatiſchen Dichtern erworben. Großmann und Gemmingen machten zu Anfang der achtziger Jahre die erſten bedeutenden Verſuche ſceniſcher Darſtellungen aus dem Kreiſe des häuslichen Lebens, und beide fanden eine um ſo dankbarere Aufnahme, je mehr ſchon damals der Geſchmack an dem Wilden und Ausſchweifenden ſich merklich verloren hatte, und die Gattung, was eigentlich ihr Glück entſchied, um die nämliche Zeit in Iffland einen Dichter erhielt, der gleichſam für ſie geboren zu ſeyn ſchien. Außerdem haben wir von Gemmingen ein Luſtſpiel, die Erbſchaft betitelt, eine mannheimiſche Dramaturgie, ein Magazin für Wiſſenſchaften und Literatur, wiener Ephemeriden, eine Wochenſchrift unter dem Titel der Weltmann, und verſchiedene andere Werke, zum Theil Überſetzungen.

Gemſe, die einzige in Deutſchland einheimiſche Antilopengattung. Sie bewohnt die hohen Alpen und beſchneiten Felſenklippen in Tyrol, Steiermark, Kärnthen, in der Schweiz, im ehemaligen Dauphiné, die Apenninen in Italien, die Pyrenäen u. ſ. w. Sie liebt die dünne reine Bergluft und gewöhnlich halten ſich zahlreiche Geſellſchaften zuſammen. Die Alpenkräuter ſind ihre Weide. Von den harten Faſern mancher derſelben bilden ſich in dem Magen der Gemſe ſchwarzbraune, wohlriechende Kugeln von bittrem Geſchmack, die man Gemskugeln oder europäiſchen Bezoar nennt. Die Jagd der Gemſe iſt ein äußerſt beſchwerliches Geſchäft, indem ſie Fels auf und ab und über Felſenſpalten hinweg mit unglaublicher Behendigkeit ſetzt, und die drohende Gefahr mit ihren großen hellen Augen gewöhnlich frühzeitig entdeckt. Bemerkt eine der geſellſchaftlich weidenden Gemſen et-

was Gefährliches, ſo gibt ſie durch einen durchdringend pfeifenden Ton ein Warnungszeichen, ſtampft mit dem Fuße; und im Nu iſt die ganze Geſellſchaft auf der Flucht. Dennoch wiſſen die Gemſenjäger ſich ihrer zu bemächtigen. Mit einer Flinte und einem Waidſack auf dem Rücken, einem eiſenbeſchlagenen Stock in der Hand, mit Fußeiſen und einem Fernglas verſehen, treten ſie ihre Reiſe aufs Gebirge an. Um auch da übernachten zu können, tragen ſie eine Pelzjacke und führen die nöthigſten Lebensmittel bei ſich. Sorgfältig bemerken ſie, ob ihnen der Wind in das Geſicht oder in den Nacken geht, denn im letztern Falle wittern die Gemſen des Jägers Ankunft zu früh. Mit dem Fußeiſen bewaffnet, ſetzt er nun den fliehenden Gemſen über alle Felſen und Eisfelder nach. Jeder Schritt vor- oder rückwärts iſt oft mit Lebensgefahr verbunden. Gelingt es ihm endlich, die Thiere in einen engen Bergſtrich hineinzutreiben, wo ihnen nur auf ſeine Perſon zu der Ausweg noch offen ſteht, ſo ſchießt er unter ſie. Wiederholt er dies öfter, ſo ſehn die geängſteten Thiere ſich gezwungen, über das Haupt des Jägers wegzuſetzen oder ihn durch einen gewagten Sprung in den Abgrund zu ſtürzen, und nicht ſelten findet einer, bloß über dem Nachklettern, zwiſchen ſchroffen Felſenklippen ſein Grab. In Graubünden und Wallis findet man viele ſolche Waghälſe, die mit den tyroliſchen und ſavoyeſchen Gemſenjägern immer im Kriege leben. Ein Gemſenfell wird mit 6 — 9 Gulden verkauft, und außerdem erhält man noch etwa 10 — 12 Pfund Talg von einem ſtarken Thiere. Dies iſt der ganze Gewinn für eine ſo große Gefahr.

Gemüth iſt die Stimmung und Richtung des Willens der Seele durch ihr Gefühl. Dieſes beruht auf dem innern Sinn, oder dem Vermögen der Seele, ihren Zuſtand als ihren eigenen wahrzunehmen. Wie das körperliche Gefühl (Gemeingefühl und Sinnesanſchauung), dem Menſchen die Wahrnehmung von ſeinem Körper als ſeinem eigenen gibt, ſo bekommt die Seele durch das innere pſychiſche Gefühl die Überzeugung ihrer pſychiſchen Individualität, die Selbſtanſchauung ihres innerſten Seyns und Lebens. Dieſes Seyn und Leben der Seele iſt aber höchſt individuell und bei jedem Menſchen ganz eigenthümlich, iſt durch äußere Einwirkungen ſowohl, als durch innere Thätigkeit des Geiſtes ſelbſt beſtimmbar, und wird durch beide fortwährend beſtimmt. Dabei ſind aber im Allgemeinen zwei Verſchiedenheiten in dem Zuſtande der Seele bemerkbar, indem er entweder angenehm oder unangenehm iſt; das erſte, wenn er in Harmonie mit ihren Zwecken, das andere, wenn er in Zwieſpalt mit denſelben ſteht. Die Zwecke der Seele ſind aber entweder die höhern, d. h. die ihrem Weſen nach ihr eigenthümlichen, oder die niedern, d. h. die Zwecke des phyſiſchen Organismus, oder der Sinnlichkeit, die ihr von demſelben aufgedrungen, oder von ihr freiwillig adoptirt werden. Der höchſte Zweck der Seele iſt Vereinigung mit dem höchſten Gut, oder ewiges Seyn in Gott, d. h. Seligkeit, deren Begriff und Wortabſtammung ſchon anzeigt, daß die Sehnſucht danach in dem Weſen der Seele liegt. Alles was zu deren Erlangung hinführt, ſind die höhern Zwecke der Seele, das wahre Gute, deſſen Vereinigung das pſychiſche Wohlſeyn gründet. Die phyſiſchen Zwecke, die der Sinnlichkeit, ſind Erhaltung des Organismus, Befriedigung der Foderungen deſſelben, Beförderung der ſinnlichen Functionen, zeitliches Seyn und Vereinigung mit dem irdiſchen Gut. Alles was zur Erlangung deſſelben hinführt, bildet die niedern Zwecke und gründet das phyſiſche oder ſinnliche

Wohlſeyn. Die Seele kann die höhern und die niedern Zwecke verfolgen. Die niedern gibt ihr die Sinnlichkeit, die höhern die Vernunft, welche die Ideen (die höhern und reinſten Begriffe), alſo auch die vom wahren Gute aus ihrem Weſen ſelbſt entwickelt. Je mehr demnach die Vernunft in der Seele thätig iſt, deſto mehr ordnet ſie die niedern Zwecke den höhern unter, deſto herrſchender wird das Verlangen nach dem Zuſtande des eigentlichen pſychiſchen Wohlſeyns, deſto weniger ſtrebt ſie nach dem bloß phyſiſchen Wohlſeyn. Jedesmal aber verlangt die Seele ihren angenehmen Zuſtand zu erhalten, den unangenehmen Zuſtand zu verändern. Hieraus entſteht demnach eine Stimmung des Willens überhaupt, (des Begehrungsvermögens) eine Richtung deſſelben nach der dauernden Vereinigung mit einem Gegenſtande, oder von ihm ab, zur Trennung von ihm, Neigung oder Abneigung, Liebe oder Haß, je nachdem der Gegenſtand ſie in angenehmen oder unangenehmen Zuſtand verſetzt. — Hiernach einige nähere Beſtimmungen des Gemüthes. Die Stärke (Lebhaftigkeit) des Gemüths hängt von dem Grade der Klarheit des Gefühls der pſychiſchen Individualität ab. Das Gemüth iſt ſchwach, wenn das Gefühl des innern Seyns und Lebens der Seele nur dunkel und verworren iſt, — ſtark, wenn dieſes Gefühl zu einem höhern Lichte emporſteigt. Unmittelbar mit der Stärke des Gemüthes hängt deſſen Kraft zuſammen, welche ſich in der Beſtimmung des Willens zur That äußert. Ein kräftiges Gemüth beſtimmt ſeinen Zuſtand ſelbſt, und ſpricht ſich in beſtimmten Handlungen aus; ein unkräftiges Gemüth läßt ſich durch äußere Einwirkungen beſtimmen, vermag ſeine Zwecke durch fortdauernde Richtung des Willens zum Handeln nicht zu verfolgen. Die Art des Gemüthes wird durch die Entwickelungsſtufen der Vernunft, alſo dadurch beſtimmt, ob die Seele die Erlangung des pſychiſchen oder des phyſiſchen Wohlſeyns zum Princip ihrer Handlungen macht. Ein reines Gemüth erwählt und erhält ſich bloß die höhern Zwecke zum Ziele ſeines Strebens; ein unreines hat die Zwecke der rohen Sinnlichkeit zu den ſeinigen gemacht. Ein unſchuldiges Gemüth kennt nur das Wohlſeyn von der Erlangung des wahren Guten; ein ſchuldvolles wird von dem Bewußtſeyn beunruhigt, die höhern Zwecke den niedern aufgeopfert zu haben. Ein gutes Gemüth findet Befriedigung ſeines Verlangens nach Wohlſeyn ſchon in der Wahrnehmung und Beförderung des pſychiſchen Wohlſeyns anderer Menſchen; ein böſes verfolgt die niedern Zwecke, auch wenn das Wohlſeyn anderer Menſchen dadurch geſtört wird. — (Gemüthsbewegung ſ. den folgenden Art.) Gemüthlich nennt man einen Menſchen, der, ohne die Abſicht dazu zu haben oder zu verrathen, bloß durch ſeine eigene Gemüthsäußerung das Gemüth eines andern Menſchen in einen angenehmen und behaglichen Zuſtand verſetzt.

Gemüthsbewegungen, (Affecten, ſ. d.) nennt man gewiſſe vorübergehende Stimmungen des Gefühlsvermögens, welche, ſo lange ſie herrſchend ſind, das Gemüth gleichſam aus ſeinem ruhigen Gleichgewicht (Gemüthsruhe) heben, die Faſſung ſtören, und mithin freie Überlegung und Selbſtbeſtimmung durch Grundſätze unmöglich machen. Sie ſind theils angenehme, theils unangenehme, reine oder gemiſchte. Freude, das angenehme übermannende Gefühl über ein erhaltenes Vergnügen; Traurigkeit, das unangenehme Gefühl über erhaltenes Mißvergnügen; Hoffnung, das angenehme Gefühl über ein zu erhaltendes Vergnügen; Furcht, das unangenehme Gefühl über zu erhaltendes Mißvergnügen; Schrecken, das Gefühl

plötzlich erregter Furcht; Bangigkeit und Angſt, die peinlichen Gefühle der Furcht vor eintretendem Übel; Zorn, plötzlich und heftig erregtes unangenehmes Gefühl über erlittenes Unrecht; Scham und Reue, unangenehme niederdrückende Gefühle über begangenes Unrecht, oder ausgeübte Unziemlichkeiten, oder öffentliche Darſtellung irgend eines unſrer Mängel. Dies ſind die Affecten, welche man reine nennt, weil immer nur ein beſtimmtes, angenehmes oder unangenehmes, Gefühl herrſchend iſt. In andern hingegen ſind dieſe beiderlei Gefühle gemiſcht. So iſt Erwartung eine Miſchung von Furcht und Hoffnung, Beſtürzung von Freude und Traurigkeit; eben ſo Mitleid, Beſorgniß, Sehnſucht, Wehmuth, wo das Gemüth in eine zarte Bebung gebracht, ſich in einer traurigen, und doch durch die Luſt an dieſer Trauer ſelbſt ſanft verſüßten Stimmung befindet. Übrigens finden bei mehrern verſchiedene Grade Statt, bei der Freude das Entzücken, bei dem Schrecken das Entſetzen, bei der Traurigkeit der Gram, bei dem Zorne die Wuth. Von einigen wird das Herz mithin nur in ſanfte Regung gebracht, von andern heftig erſchüttert; jene wirken wohlthätig, dieſe zerſtörend auf die Organiſation, denn ſie erſchöpfen durch Übermaß der Erregung die Lebenskraft. Aus dem moraliſchen Geſichtspunkt betrachtet gilt im Allgemeinen der Grundſatz, daß man ſeine Affecten beherrſchen ſolle, weil doch immer die Vernunft dadurch ihrer Herrſchaft beraubt wird; hauptſächlich gilt dies aber doch von denen, die leicht ins Unmoraliſche ausarten, z. B. Zorn, Rache u. a. In äſthetiſcher Hinſicht führen die, ſo von Kraft und Stärke zeugen, wenigſtens einen Schein von Erhabenheit bei ſich, und es kann dann wohl auch einen edlen Zorn, eine edle Rache geben, die von Schwäche zeugenden hingegen gehören mehr in die Sphäre des Schönen, z. B. alle ſogenannten ſchmelzenden Affecten, wie Wehmuth, Mitleid, Schmerz, der ſich ſelbſt den Troſt verſagt u. a. m. dd.

Gemüthskrankheiten ſind Seelenkrankheiten ſolcher Art, bei welchen das Gemüth urſprünglich leidet und Urſache von beſtimmten Krankheits-Erſcheinungen iſt. Es fragt ſich, ob nicht ſchon heftige Leidenſchaften aller Art, welche die Ruhe und den Frieden des Herzens ſtören und dadurch die ganze Ökonomie der Seele in Verwirrung bringen, wahre Gemüthskrankheiten ſeyen, z. B. heftige Liebe, Eiferſucht u. a. m. Gewiß aber iſt es, daß aus den Leidenſchaften nicht ſelten Zuſtände entſpringen, denen man den Namen der Gemüthskrankheiten nicht abſprechen darf. Wir nennen hier nur die zwei vorzüglichſten, die übrigens, wiewohl ſie in Ein Gebiet gehörig, dennoch von ganz entgegengeſetzter Art ſind, Wahnſinn und Melancholie. Die Liebe macht wahnſinnig und melancholiſch, nachdem der Charakter und das Temperament des Individuums, und die Umſtände beſchaffen ſind. Auch Stolz und Ehrgeiz können Wahnſinn, anhaltender Kummer, Gram über ſchweren Verluſt und geſcheiterte Hoffnungen können Melancholie erzeugen. Der Wahnſinn als Gemüthskrankheit von Exaltation, rückt das Gemüth gleichſam aus ſich ſelbſt heraus, in eine fremde, in eine Traumwelt, wo nur die Gegenſtände ſeines Begehrens dem wahnſinnigen Gemüth vorſchweben, und wo Sinn, Verſtand und Phantaſie, in den Dienſten des kranken Gemüths, aus ihrer Bahn weichen. Die Wahnſinnige aus Liebe ſieht ſich überall in Geſellſchaft ihres Geliebten, alle ihre Umgebungen ſtehen in Bezug auf ihn. Ganz anders die Melancholie. Der Me-

lancholiſche iſt wie abgeſchnitten von der Welt, und lebt nur in ſeinem hohlen, leeren Ich, das durch Druck und Kummer eingeengt, nichts mehr wünſcht und ſucht als den Tod. Tiefe Nacht umſchattet ſeinen Geiſt, und ſeine Willenskraft iſt erſtorben. Und dieſer ganzen innern Zerrüttung Quelle iſt das kranke Gemüth. Hieraus läßt ſich abnehmen, daß Melancholie und Wahnſinn wahre Gemüthskrankheiten ſind, und daß es Unrecht iſt, ſie Geiſteskrankheiten zu nennen, weil der Geiſt oder das Vorſtellungsvermögen hier nur mittelbarer Weiſe angegriffen iſt. (Vergl. d. Art. Geiſteskrankheiten). ff.

Genealogie, die wiſſenſchaftliche Darſtellung von dem Urſprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtſchaft der Geſchlechter, wird, weil ſie einzelne Theile des hiſtoriſchen Studiums weſentlich unterſtützt und erleichtert, nicht ohne Grund zu den hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften gerechnet. Die genealogiſchen Kenntniſſe haben aber eine doppelte Bedeutſamkeit: eine individuelle und eine hiſtoriſche. Jene Kenntniſſe ſind in individueller oder rechtlicher Beziehung wichtig, ſobald gewiſſe aus der Verwandtſchaft abzuleitende Anſprüche geltend gemacht werden ſollen: ſie erhalten aber auch zugleich hiſtoriſches Intereſſe, wenn nach den Verwandtſchaftsverhältniſſen hiſtoriſch merkwürdiger Individuen gefragt wird, obgleich der Begriff merkwürdig in dieſer Hinſicht immer relativ bleiben muß, theils weil manche an ſich unbedeutende Familie nur bisweilen wegen einer einzigen Perſon aus ihrer Dunkelheit gezogen werden muß, theils weil ſelbſt merkwürdige Individuen oft nur für einzelne Diſtricte, Provinzen und Länder ein hiſtoriſches Intereſſe haben. Die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Genealogie zerfällt in zwei Theile: in den theoretiſchen, welcher die Lehre von den genealogiſchen Grundſätzen überhaupt enthält, und in den practiſchen, welcher die hiſtoriſch merkwürdigen Geſchlechter darſtellt. Gewöhnlich wird der Letztere nur auf die fürſtlichen Familien eingeſchränkt. Der theoretiſche Theil der Genealogie geht von dem Begriffe eines Geſchlechts, einer Familie aus. Perſonen, die von einem gemeinſchaftlichen Vater abſtammen, bilden ein Geſchlecht. Durch den Begriff des Grades bezeichnet man die Nähe oder Entfernung der Verwandtſchaft, worin eine Perſon zu einer andern ſteht. Eine Reihe mehrerer, von einem gemeinſchaftlichen Ahnherrn abſtammender Perſonen heißt eine Linie. Die Linie iſt entweder die gerade (linea recta), oder Seitenlinie (linea obliqua oder collateralis). Die gerade Linie wird eingetheilt in die aufſteigende und abſteigende. Bis zum ſiebenten Gliede werden die Vorfahren (pater, avus, proavus, abavus, atavus, tritavus, protritavus,) und die Nachkommen (filius, nepos, pronepos, abnepos, atnepos, trinepos, protrinepos) mit beſondern Namen belegt; die übrigen Aſcendenten heißen im Allgemeinen majores (Vorfahren, Ahnen), und die ſpätern Deſcendenten im Allgemeinen posteri (Nachkommen). Übrigens bilden bloß die Söhne die männliche Linie; alle übrigen Nachkommen gehören zur weiblichen Linie. Die linea obliqua umſchließt die Sittenverwandten, welche nicht von einander, ſondern nur von einem gemeinſchaftlichen Stammvater abſtammen. Sie iſt entweder gleich (aequalis), oder ungleich (inaequalis), ſobald auf der einen Seite mehr Individuen als auf der andern gezählt werden. Von väterlicher Seite heißen die Seitenverwandten agnati, von mütterlicher Seite cognati. Die Geſchwiſter ſind entweder leibliche oder Stiefgeſchwiſter, je nachdem ſie entweder theils von

beiden Ältern, theils von einem Individuum der Ältern abſtammen, oder nur durch neugeſtiftete Ehen mit einander verwandt worden ſind. Zur Verſinnlichung der Abſtammung und Verwandtſchaft werden genealogiſche Tafeln entworfen, deren Einrichtung und Umfang von dem vorgeſetzten Zwecke abhängt. In den eigentlichen Geſchlechts- oder Stammtafeln hebt man gewöhnlich vom älteſten Stammvater an, und ſtellt alle bekannte Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts aus einer Familie in abſteigender Linie und nach deren Seitenlinien dar. Bei den Ahnentafeln beabſichtigt man die Verſinnlichung der Abſtammung einer einzelnen Perſon in aufſteigender Linie, ſowohl von väterlicher als mütterlicher Seite. Auf dieſe Weiſe werden 4, 8, 16 ꝛc. Ahnen nachgewieſen. (S. Ahnen.) Die Regierungsſucceſſionstafeln enthalten bloß die Abſtammung der Perſonen, welche nach einander zur Regierung gelangt ſind, oder Anſprüche auf dieſelbe haben. Mit ihnen ſtehen die Erbfolgeſtreitstafeln in Verbindung, welche mehrere Linien einer Familie, oder mehrere Familien neben einander ſtellen, um aus den Graden der Verwandtſchaft das Erbfolgerecht abzuleiten. Die ſynchroniſtiſchen Tafeln werden aus neben einander geſtellten Stammtafeln mehrerer Familien gebildet, um Verwandtſchaften, Heirathen, Erbverbrüderungen ꝛc. deutlich zu vergegenwärtigen. Die hiſtoriſchen Stammtafeln unterſcheiden ſich von den eigentlichen Stammtafeln dadurch, daß ſie nebſt der Abſtammung auch noch Biographien der Stammglieder beifügen, ſo wie bei den Ländervereinigungs- oder Trennungstafeln neben der Fortpflanzung der Stämme auch die Ab- und Zunahme des Länderbeſtandes oder des Familienvermögens verzeichnet wird. Die gewöhnliche Form der genealogiſchen Tabellen iſt, daß der Stammvater obenan geſetzt und bei jedem der Nachkommen die Abſtammung durch Striche angegeben wird; doch hat man auch ſolche Tabellen in der Geſtalt eines Baumes, nach dem Vorbilde des canoniſchen Rechts, (arbor consanguinitatis,) wo der Stammvater, gleichſam als Wurzel, unten geſetzt wird, eine Form, in welcher ſich beſonders die ältern Genealogen gefielen. Die Kenntniß der Genealogie ward im ausgehenden Mittelalter wichtiger, als der Adel ſich von den übrigen Ständen abſonderte, ſich gewiſſe Ämter, Stellen in Stiftern u. ſ. w. ausſchließend vorbehielt, und jeder, der dazu gelangen wollte, eine feſtgeſetzte Anzahl von Ahnen nachweiſen mußte. In dieſem Zeitalter entſtand auch die Sucht, die Stifter der europäiſchen Regentenhäuſer im fernſten Alterthume, oder doch wenigſtens in den römiſchen Familien nachzuweiſen, welche erſt durch die hiſtoriſche Kritik in ihrer Blöße dargeſtellt, und vermittelſt derſelben auch die Genealogie in ihre eigentliche Gränze und auf ein feſtes hiſtoriſches Princip zurückgeführt wurde. Die wiſſenſchaftliche Behandlung der Genealogie gewann erſt nach der zweckmäßigeren Behandlung der Geſchichte überhaupt, und vorzüglich durch Deutſche. Im 17ten Jahrhundert war Andreas Ducheſne († 1640) ein Hauptverbeſſerer der genealogiſchen Methode, und Rittershuſius (Prof. der Rechte zu Altorf († 1670), bemühte ſich, Unſinn in der Genealogie zu vermeiden; ihn ergänzte Imhof (1683. 85.) Mehr geſchah im 18ten Jahrhundert. Gebhardi gab die älteren Lohmeierſchen Stammtafeln (1730) verbeſſert heraus. Durch Hübners mühevolle genealogiſche Tabellen (4 Bde. Qfol. 1725—33.) und Sam. Lenzens Erläuterungen dazu (1756, 4.) machte die Wiſſenſchaft bedeutende Fortſchritte; doch führ-

ten ſie erſt Gatterer (Abriß der Geneal. Gött. 1788, 8.), Pütter (Tabb. geneal. Gött. 1768, 4.) und Voigtel (1810) zu einer höhern Vollkommenheit. Q.

General iſt der allgemeine Name für die höchſte militäriſche Charge, und theilt ſich bei jeder einzelnen Macht in mehrere Stufen, welche bei jeder verſchiedene Benennungen führen. Bei den deutſchen Armeen war ſonſt der General immer Chef eines Regiments. Jetzt hat man bei mehrern Armeen das franzöſiſche Syſtem (hie und da mit Abänderungen) angenommen, wo jedes einzelne Regiment von einem Oberſten commandirt wird. Es gab während der Republik und des Kaiſerthums in Frankreich nur Brigadegenerale (welche zwei Regimenter), Diviſionsgenerale (welche eine oder mehrere Brigaden), Generale en Chef (welche einzelne Armeecorps) und Reichsmarſchälle (welche die großen Hauptcorps der Armee commandirten); endlich den Majorgeneral, den Oberbefehlshaber der ganzen Armee. Seit der königlichen Regierung ſind die alten Benennungen wieder eingeführt, der Brigadegeneral heißt Maréchal de camp, der Diviſionsgeneral Lieutenant général u. ſ. w. Im Allgemeinen von den in Deutſchland gewöhnlichen Benennungen hier nur ſo viel: Generallieutenant iſt der nächſte nach dem General, und Generalmajor der nächſte nach dieſem. General en Chef, der Obergeneral, der Oberfeldherr; Generaladjutant, ſ. Adjutant. Generalſtab, Etat major, beſteht aus dem Oberbefehlshaber, dem Generallieutenant, Generalmajor, dem Adjutanten, dem Generalquartiermeiſter, dem Oberwagenmeiſter, dem Generalgewaltiger und dem Obercommiſſair mit ihren Unterbedienten; überhaupt verſteht man unter Generalſtab ſämmtliche zum Hauptquartiere gehörige Offiziere. Generalquartiermeiſter iſt derjenige Offizier des Generalſtabes, der die Märſche und Bewegungen der Armee anzuordnen hat. Er bildet mit den ihm Untergeordneten den Generalquartiermeiſterſtab. General, in der Zuſammenſetzung mit Admiral, Feldmarſchall, Feldzeugmeiſter, Feldwachtmeiſter: der oberſte Admiral, Feldmarſchall ꝛc. ſ. auch Feldmarſchall, Feldzeugmeiſter ꝛc. Generalauditeur, der Oberkriegsrichter. Generalat, das Amt und die Würde eines Generals; auch die Abtheilung einer Armee; desgleichen ein Landesbezirk, deſſen Verfaſſung militäriſch iſt. Generaliſſimus, der Oberbefehlshaber der geſammten Kriegsmacht; beſonders dann, wenn eine Armee aus Truppen verſchiedener Mächte zuſammengeſetzt iſt. General heißt auch der Oberſte eines religiöſen Ordens, Dominicaner-, Jeſuiten- ꝛc. General. Ferner kommt das Wort General in vielen Zuſammenſetzungen vor, um einen höhern Rang oder Allgemeinheit auszudrücken.

Generalbaß nennt man den Vortrag der Grundſtimme eines Tonſtücks, verbunden mit der Intonation aller einzelnen Accorde, aus denen die Harmonie des Ganzen hervorgeht. Gewöhnlich ſpielt man ihn auf einem Claviatur-Inſtrument, theils zur Verſtärkung der Harmonie, theils zur Erſetzung der Intervallen manches Accords, die in den wenigſtimmigen Sätzen noch fehlen, und zur Ausfüllung der harmoniſchen Lücken die öfters zwiſchen den Stimmen vorkommen. Wer demnach den Generalbaß ſpielen will, muß die Fertigkeit beſitzen, mit der Grundſtimme eines Tonſtücks zugleich die Folgen aller Accorde, woraus die Harmonie deſſelben beſteht, vorzutragen. Da dieſe Accorde und die in ihnen enthaltenen Hauptintervallen über den Noten durch Zahlen und Zeichen, die Signaturen, angedeutet ſind,

ſo muß er auch eine genaue Kenntniß dieſer Bezifferung haben, die man bei Marburg, Albrechtsberger, Bach, Türk und Müller findet. Erfinder dieſer Bezifferung war Viadana, zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts Capellmeiſter an der Domkirche zu Mantua. Deßhalb nennt man auch dieſe Bezifferung öfters die italieniſche Tabulatur. dd.

Generali (Pietro), einer der beliebteſten, jetzlebenden Componiſten in Italien, wurde den 4ten October 1783 zu Rom geboren, und verdankt ſeine muſikaliſche Bildung vorzüglich Maſſi, einem Schüler des berühmten Durante. Anfänglich componirte Generali bloß Kirchenmuſik; mit dem Jahre 1800 aber begann er ſeine theatraliſche Laufbahn, und mehrere ſeiner Opern und Farſen fanden in Italien allgemeinen Beifall. Seine vorzüglichſten theatraliſchen Compoſitionen ſind: Gli amanti ridicoli, 1800. Il Duca Notollone, op. buffa, 1801. Pamela nubile u. La calzolaja, Farſen, 1804. Misantropia e pentimento, Farſe, 1805. Lo sposo in bersaglio, op. buffa, 1807. Le Lagrime d'una vedova u. Il ritratto del duca, beides beliebte Farſen, 1808. Adelina, Farſe, 1810. Gaulo ed Ojtona, op. ser. 1812. Bajazet, op seria u. La contessa di colle erboso, op. buffa, 1814. Rodrigo, op. ser. 1817. — Im März 1817 ging er nach Barcelona, wo er ſich ein Jahr aufhalten will. Hier hat er im Carneval 1818 Gusman de Valhor, op. seria, mit großem Erfolg auf die Bühne gebracht. Es iſt ſeine Abſicht, von da eine Reiſe durch England, Frankreich, Deutſchland und Rußland zu machen. Generali hat ein großes muſikaliſches Talent, viel Geſchmack und Lieblichkeit in ſeinen Compoſitionen. Was ſie an Tiefe vermiſſen laſſen, erſetzt die Lebendigkeit derſelben.

Generalſtaaten, ſ. Holland.

Generation, Geſchlechtsfolge, Menſchenalter-Kreis iſt eine der unbeſtimmten Rechnungsarten der alten Chronologie, wo man nach dem Alter der Menſchen im Durchſchnitt rechnet. Herodot rechnet auf drei Menſchengeſchlechter 100 Jahre, andere Schriftſteller rechnen auf Ein Menſchengeſchlecht 30, 28, 22, Dionys von Halikarnaß 27 Jahre. Gewöhnlich rechnet man 30 Jahre. Wenn demnach Neſtor bei Homer ſagt, er habe bereits zwei Menſchengeſchlechter ſterben ſehen, ſo muß man, um ſein Alter zu beſtimmen, alſo rechnen: als er 30 Jahre alt war, war die Generation, oder das Menſchengeſchlecht ausgeſtorben, das 30 Jahr vor ihm geboren war; als er 60 Jahr alt war, war das Geſchlecht ausgeſtorben, das mit ihm zugleich geboren war, und nun lebte er mit dem dritten Geſchlecht, das geboren wurde, als er 30 Jahre alt war. Neſtor mußte demnach gegen 80 Jahre alt ſeyn. dd.

Geneſis ward von den alexandriniſchen Dolmetſchern darum das erſte Buch Moſis genannt, weil in demſelben von der Entſtehung der Dinge die Rede iſt. In der griechiſchen Sprache nämlich bedeutet das Wort Geneſis: Zeugung, Geburt, Entſtehung. N.

Geneſung, der Übergang von Krankheit zur Geſundheit. Die krankhafte Thätigkeit eines einzelnen Organs oder Syſtems im Körper hat ihr Ziel gefunden, die unterdrückt geweſenen heben ſich wieder. Die Disharmonie der verſchiedenen Verrichtungen des Körpers löſ't ſich allmählig wieder in die vorige Harmonie auf, die überſpannten Thätigkeiten laſſen durch Erſchöpfung ihrer Kräfte oder durch Arzneimittel beſchränkt, allmählig nach, die ſchadhaften, dem organi-

ſchen Körper fremdartig gewordenen Stoffe werden ausgeſchieden und fortgeſchafft; Ruhe und Harmonie der Verrichtungen des Organismus mit dem Zwecke deſſelben kehren wieder zurück. Dieſer Zuſtand fängt folglich ſogleich nach der heilſamen Criſis (ſ. d. Art.) der Krankheit an, und endigt da, wo völlige Geſundheit wieder eingetreten iſt. Die Krankheit verſchwindet nicht plötzlich aus dem Körper, ſondern nur allmählig. So wie im Innern des Organismus gewiſſe Veränderungen vorgingen, mittelſt welcher die Krankheit von Stufe zu Stufe bis zu ihrer Höhe ſtieg, eben ſo iſt ihr Gang auch ſtufenweiſe wieder rückwärts, oft durch die nämlichen innern Vorgänge, daher die Krankheitsſymptome nur eins nach dem andern abnehmen, und zwar in umgekehrter Ordnung ihres Eintretens, ſo daß die zuletzt erſchienenen zuerſt verſchwinden. Dieſer Rückgang von dem kranken Zuſtande zum geſunden geſchieht bald in langſamern, bald in ſchnellern Schritten, daher der Zeitraum der Geneſung bald länger, bald kürzer ausfällt, je nach dem die Krankheit ſchwer, oder nur leicht, ihr Verlauf langſam oder ſchnell, die Lebensenergie des Kranken ſtark oder ſchwach war, die Hülfe der Kunſt weniger oder mehr unpaſſend oder zweckmäßig angewendet wurde u. ſ. w. Der Geneſungszuſtand ſelbſt iſt auch verſchieden nach dem Charakter und der Form der Krankheit. So iſt er z. B. anders nach einem Entzündungs-, anders nach einem Faulfieber, oder nach einem Nervenfieber, anders nach einem Katarrh, anders nach einer Lungenentzündung u. ſ. w. Es erhellet aus allem dieſen, daß Geneſung noch nicht Geſundheit ſelbſt iſt; es iſt ein eigner zur Geſundheit hinführender Zuſtand, der jedoch eben ſo leicht theils zur vorigen, theils zu einer andern Krankheit wieder übergehen kann. In die vorige Krankheit kann er zurückfallen (ſ. Recidiv), wenn die Mittel zu bald ausgeſetzt werden, welche die Krankheit beſchränkten, oder wenn Diätfehler begangen wurden, welche den vorigen Krankheitszuſtand begünſtigten. In eine andere Krankheit kann er übergehen, wenn die Mittel, welche den der Krankheit entgegengeſetzten Zuſtand hervorrufen ſollen, zu lange fortgeſetzt werden. Hiedurch kann der Kranke gerade in die entgegengeſetzte Krankheit verfallen, der von einem entzündlichen Fieber Geneſene kann z. B. durch Übermaß von Blutentziehung oder ſchwächenden Arzneimitteln in ein ſogenanntes Faulfieber oder in ein hectiſches Fieber verfallen. u. ſ. w. Ferner kann durch Mangel an gehörigem diätetiſchen Verhalten, Übermaß in Speiſen und Getränken, Erkältung, Störung der kritiſchen Ausleerungen u. a. m., der Übergang in eine andere Krankheit befördert werden. Hieraus ergibt ſich von ſelbſt, daß der Geneſende den Vorſchriften ſeines Arztes noch treulich nachkommen, und das ſeinem Zuſtande gemäße diätetiſche Verhalten genau beobachten muß. II.

Genethliacon, ein Geburtstagsgedicht. Genethliacus ſ. Aſtrologie.

Genetiſch heißt eigentlich die Erzeugung betreffend, z. B. genetiſche Kraft, die Zeugungskraft. Genetiſche Erklärung iſt eine ſolche, die nicht bloß die Merkmale einer Sache angibt, ſondern zugleich ihre Entſtehung darthut.

Genf, franzöſ. Génève, an dem reizenden genfer See, im ehemaligen Herzogthum Genevois gelegen, eine gut gebauete und durch Handel und Fabriken wohlhabende Stadt. Die Rhone, welche den See durchſtrömt, tritt bei Genf aus demſelben, und ſondert die Stadt in drei ungleiche Theile, welche durch Brücken zuſammenhän-

gen. Vor der franzöſiſchen Revolution zählte Genf über 26,000 Einwohner; in den Gärten und nächſten Bezirken lebten 4000, und auf dem übrigen Stadrgebiete von 1½ Quadratmeilen 46,000 Seelen; dagegen zählt man jetzt in 2000 Häuſern 22,789 Einw. in der Stadt, und in dem, durch die neuern Staatsverträge mit Frankreich und Sardinien, die ſich auf die pariſer Frieden und den wiener Congreß gründen, bis zu 4½ Quadratmeilen erweiterten Gebiete noch 18,781, mithin im ganzen Cantone 41,579 Einw. Genf iſt befeſtigt. Die herrſchende Religion iſt die reformirte. Den wichtigſten Nahrungszweig verſchaffen der Stadt die Uhrmacher; in der blühendſten Periode des Handels zählte man 480 Meiſter und gegen 6000, jetzt nur noch 2,800 Arbeiter, welche jährlich 70,000 Uhren und darunter $\frac{11}{12}$ goldne für 2,150,000 ſchweizer Franken verfertigen. An ſie ſchließen ſich die übrigen Metallarbeiter, welche die zur Uhrmacherkunſt erfoderlichen und andere mathematiſche und chirurgiſche Inſtrumente arbeiten. Sehr bedeutend ſind auch die Kunſtwerke der vielen Gold-, Silber- und Bijouteriearbeiter. Außerdem werden hier Zitze, Wollentücher, Muſſeline, Goldborten, ſeidene Zeuge, auch Porzellan verfertigt. Wenn dieſe anſehnlichen Fabriken den Wohlſtand der Stadt emporbringen, ſo erzeugt zugleich die vortheilhafte Lage am genfer See einen bedeutenden Tranſitohandel; die Nähe der franzöſiſchen Gränze aber begünſtigt einen einträglichen Schleichhandel. Genf erwarb auf dieſe Weiſe ſo anſehnliche Reichthümer, daß es vor der Revolution 120 Millionen Livres meiſt in den franzöſiſchen Fonds ſtehen hatte, die bei dem Umſturz aller beſtehenden Einrichtungen in Frankreich zum Theile verloren gingen. Im Mittelalter war Genf einem Biſchofe und einem Grafen unterworfen, welche ſich gegenſeitig ihre Rechte ſtreitig machten. Das Recht der Grafen kam endlich an die Herzoge von Savoyen, welche auch die Biſchöfe auf ihre Seite zu ziehen wußten. Aber auch die Bürger hatten von den Kaiſern viele Privilegien, und fügten ſich nicht unbedingt den Herzogen und Biſchöfen. Dadurch entſtanden Streitigkeiten, welche die von den Franzoſen gedrängten Herzoge nicht mit Nachdruck gegen die von den Schweizern begünſtigten Genfer führen konnten. Im J. 1524 entledigte ſich die Stadt des herzoglichen Vicedoms und neun Jahre darauf auch des Biſchofs, indem ſie öffentlich zur reformirten Lehre übertrat. Mehrere herzoglich geſinnte Familien wurden verbannt. Dafür hatte ſie lange gegen die Anſprüche der Herzoge zu kämpfen, welche im J. 1602 den letzten Verſuch machten, die Stadt durch eine Überrumpelung in ihre Gewalt zurückzubringen. Das Unternehmen mißlang, und jährlich wurde ſeitdem zum Andenken daran am 12ten December das Escaladefeſt gefeiert. Im J. 1603 endlich kam unter Vermittlung von Bern, Zürich und Heinrich IV. von Frankreich ein Vergleich zu Stande, kraft deſſen Savoyen allen Anſprüchen entſagte, und jene drei Vermittler Genfs freie Verfaſſung garantirten. Dieſe Verfaſſung war ein Gemiſch von Demokratie und Ariſtokratie. Die Bürger bildeten das Conſeil general oder ſouverain, welches die geſetzgebende Macht haben und über die wichtigſten Staatsangelegenheiten entſcheiden ſollte. Aus dieſen Bürgern war ein großer Rath, anfangs von 200, und ſpäter von 250 Perſonen, und aus dieſem wieder ein kleiner Rath von 25 Perſonen unter dem Vorſitz des Syndicus gezogen. Dieſe hatten die vollziehende Macht, die Verwaltung der öffentlichen Caſſe, und die Beſorgung der täglichen Geſchäfte. Schon 1536 ward feſtgeſetzt, daß eine Sache, um an den

großen Rath zu kommen, erſt im kleinen Rath genehmigt, und um an die Bürgerſchaft zu kommen, zuvor im kleinen und großen Rath gebilligt ſeyn müſſe. So beſtand die Regierung lange zur Zufriedenheit der Bürger, bis ſie allmählig in Herrſchſucht und Oligarchie auszuarten anfing; einzelne bedeutende Familien bemächtigten ſich der wichtigſten Ämter ausſchließlich und behandelten die Bürger als Gebieter. Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit äußerte ſich im Laufe des 18ten Jahrhunderts, anfangs in Murren und nachher häufig in thätlichen Ausbrüchen, und in dem Wunſche nach einer gerechtern Verfaſſung. Man nannte die Klagenden Repreſentans, die Anhänger der Rathsfamilien aber Negativs. Das Übel mehrte ſich noch durch die alte Verfaſſung Genfs, vermöge welcher die Einwohner in drei Claſſen getheilt waren, nämlich in Citoyens, oder ſolche Bürger, die von ihren Voraltern her Bürger waren und zu allen Ämtern und Würden gelangen konnten; in Bourgeois, die von neuen, aus der Fremde gekommenen Bürgern, deren Nachkommen man erſt die vollen Bürgerrechte ertheilte, abſtammten, und zwar in der allgemeinen Verſammlung erſcheinen, aber weder in den Rath kommen, noch Würden bekleiden konnten; und endlich in Habitans oder ſchutzverwandte Einwohner, die kein Bürgerrecht hatten; die Nachkommen der letztern hießen Natifs, Eingeborne. Alle dieſe Claſſen hatten Urſach zur Unzufriedenheit, und eben dadurch gelang es dem kleinen Rath, ſich lange in ſeinen Vorrechten zu erhalten. Endlich aber gewann 1781 der allgemeine Unwille gegen die Ariſtokratie einen heftigen Ausbruch. Er wurde zwar von den vermittelnden Mächten, vorzüglich von dem franzöſiſchen Miniſter Vergennes, mit gewaffneter Hand zum Vortheil der Oligarchie entſchieden, aber die Folge davon war, daß viele Familien nach Coſtanz, Neufchatel, England und Amerika auswanderten und ihren Kunſtfleiß dahin brachten. Eine ſpätere Revolution im Jahre 1789 ſtellte zwar die Bürgerrechte mit mehr Beſtimmtheit, als bisher der Fall geweſen, wieder her, und mehrere Ausgewanderte und Verwieſene kehrten zurück, aber ſchon zeigten ſich die nachtheiligen Wirkungen der franzöſiſchen Revolution, und während der Schreckenszeit (1792) wußte der Reſident Soulavie, von ſeiner Regierung unterſtützt, die abſcheulichen Scenen, welche damals in Frankreich wütheten, auch hier hervorzubringen. Viele Bürger verloren ohne Prozeß Heimath, Vermögen und Leben. Nachdem auf dieſen Sturm eine Ruhe von wenigen Jahren gefolgt war, beſetzten 1798 franzöſiſche Truppen die Stadt, welche nunmehr der Republik Frankreich einverleibt ward. Genf ward die Hauptſtadt des Departements Leman, und man bemühte ſich, den ehemaligen Flor wieder herzuſtellen. Die Univerſität, welche 1368 geſtiftet und 1538 erneuert worden, wurde durch ein Lyceum erſetzt und 1802 ein Seminarium errichtet, in welchem alle Reformirte ſtudiren mußten, die in Frankreich zu geiſtlichen Ämtern gelangen wollten. Am 30ſten December 1813 ging Genf nach kurzer Canonade mit Capitulation an die Verbündeten über. Seitdem iſt es in die helvetiſche Eidgenoſſenſchaft aufgenommen, deren 20ſten Kanton es bildet; ſeine Verfaſſung iſt ariſtokratiſch-demokratiſch; ein Staatsrath von vier diesjährigen und vier alten Syndicis und 21 Staatsräthen (nobles seigneurs) hält die vollziehende, der Repräſentantenrath von 276 Mitgliedern die geſetzgebende Gewalt in Händen. Unter den Sehenswürdigkeiten in und um Genf zeichnen wir noch aus: das Haus, in welchem Rouſſeau geboren worden, neben dem ſogenannten Chateau royal am Eingange einer breiten Straße;

Calvins Grabmal, ohne Inſchrift und Monument; das Cabinet von Sauſſure, das ſchönſte in der Schweiz, und das Frankreich gebliebene Ferney, anderthalb Stunden von Genf, welches allmählig verfällt, deſſen untere Zimmer aber noch unverändert ſo ſind, wie ſie Voltaire bewohnte; die Gletſcher von Chamouny, eine Tagreiſe von Genf u. ſ. w. Der genfer See, deſſen Länge 9 Meilen und deſſen größte Breite 7500 Klafter, der Spiegel aber 15½ Quadratmeile beträgt, hieß bei den Römern Lacus Lemanus, weßhalb ihn die Franzoſen Lac Leman (auch Lac de Génève) nennen. Er iſt ſehr tief und fiſchreich, und friert nie zu, ob er gleich 1126 Fuß über dem Meere liegt.

Gengis-Khan, ſ. Dſchingis-Khan.

Genie iſt etwas ſo Geheimnißvolles in der menſchlichen Natur, daß ſich nur mit Schwierigkeit eine deutliche und beſtimmte Erklärung davon geben läßt. Seinen Namen hat es vom lateiniſchen Worte Genius, indem man ſich einbildete, daß gewiſſen mit vorzüglicher Energie des Geiſtes wirkenden Menſchen ein höheres Weſen oder ein Genius bewohne, der ſie begeiſtere. Das Genie verbindet die entgegengeſetzteſten geiſtigen Eigenſchaften, den eindringendſten Tiefſinn mit der lebhafteſten Einbildungskraft, die größte Lebhaftigkeit mit dem raſtloſeſten Fleiß und der ausdauerndſten Beharrlichkeit, die höchſte Kühnheit mit der klarſten Beſonnenheit, und äußert ſich dadurch, daß es in irgend einer Art menſchlicher Thätigkeit etwas Ungemeines leiſtet, das Alte neu geſtaltet, oder ganz Neues erfindet, und überhaupt in ſeinen Hervorbringungen Original iſt. Daher iſt Originalität eine nothwendige Folge der Genialität, und es iſt eigentlich ein Pleonasmus, wenn man ſich des Ausdrucks Originalgenie bedient. Die Genialität ſetzt voraus, daß der Menſch, in welchem ſie angetroffen wird, mit einer höhern Geiſteskraft, als andere Weſen ſeiner Gattung, von der Natur ausgeſtattet worden iſt, kraft welcher er neue Bahnen betritt. Sie gehört demnach nicht zu den allgemeinen Beſtimmungen der menſchlichen Natur, ſondern zu den beſondern Modificationen der Kräfte, wodurch ſich einzelne Menſchen vor andern auszeichnen und ſie in ihrer Wirkſamkeit übertreffen. Mit einem Worte, die Genialität gehört zu der Individualität, und da dieſe unbegreiflich iſt, ſo iſt auch die Genialität etwas Unbegreifliches, und muß als etwas Urſprüngliches oder Angebornes betrachtet werden. Das Genie zeigt ſich aber nicht in allen Arten menſchlicher Wirkſamkeit als Genie, ſondern erſcheint oft, aus ſeiner Sphäre herausgeriſſen, als ein Weſen ganz gewöhnlicher Art. Der geniale Dichter z. B. iſt darum nicht auch ein genialer Philoſoph, und der geniale Staatsmann iſt darum nicht auch ein genialer Kriegsmann. Man unterſcheidet daher mit Recht verſchiedene Arten der Genialität, als: Künſtlergenie, wiſſenſchaftliches, politiſches, militäriſches Genie u. ſ. w.; und ſelbſt dieſe Arten laſſen ſich wieder in Unterarten zerfällen, ſo daß z. B. Mozart ein muſikaliſches, Klopſtock ein dichteriſches, Raphael ein mahleriſches, Newton ein mathematiſches, Kant ein philoſophiſches Genie u. ſ. w. heißt. Ein Univerſalgenie im ſtrengſten Sinne hat es nie gegeben, und wird es auch nie geben, wenn man darunter ein ſolches verſteht, das ſich in allen Zweigen menſchlicher Wiſſenſchaft und Kunſt verſucht hätte, denn das iſt bei den äußern Bedingungen, denen die Äußerung jeder Thätigkeit des Menſchen unterliegt, unmöglich. Beſchränkt man hingegen die Bedeutung dieſes Ausdrucks auf die Fähigkeit, in allen Künſten und Wiſſenſchaften mit Erfolg zu wirken, ſo müſſen wir dieſe jedem Ge-

nie, vermöge der harmoniſchen Ausbildung aller ſeiner Kräfte, zuſprechen und annehmen, daß es in jedem Felde mit gleichem Erfolg ſich gezeigt haben würde, wenn es ſeine Thätigkeit dahin hätte richten wollen. Zwar haben große Künſtler ſelten etwas Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften geleiſtet; doch hat es auch Männer gegeben, welche in mehrern Zweigen der Kunſt oder der Wiſſenſchaft zugleich mit Genialität arbeiteten. So war Michel Angelo ein eben ſo genialer Bildhauer als Mahler, und Leibnitz ein eben ſo großer Mathematiker als Philoſoph. Am gewöhnlichſten wird das Wort Genie von genialen Künſtlern geſagt, und mit Recht, denn die Künſte ſind der eigentliche Wirkungskreis des Genies, deſſen von einer regen Einbildungskraft bewegte Kräfte gleichſam das Bedürfniß haben, ſich in neuen Schöpfungen zu äußern. D.

Genien. Was bei den Griechen die Dämonen (ſ. Dämon), waren bei den Römern die Genien, über welche wir, zur Vollendung jenes Artikels nichts beſſers thun können, als Wieland ſprechen zu laſſen. Nach einem Glauben der Römer, ſagt er, der ihnen faſt mit allen Völkern des Erdbodens gemein war, hatte jeder Menſch ſeinen eigenen Genius, d. i. einen Naturgeiſt, der ihn ins Leben einführte, ihm im Laufe deſſelben immer zur Seite war, und ihn wieder aus demſelben hinausgeleitete. Die Genien der Weiber hießen Junonen; die Knechte ſchwuren bei dem Genius ihrer Herren, die Mägde bei der Juno ihrer Frauen, und das ganze römiſche Reich beim Genius Auguſts und ſeiner Nachfolger. Wie die Religion der Griechen und Römer überhaupt an keinen feſten Lehrbegriff gebunden, ſondern in ihrem Glauben alles unbeſtimmt, ſchwankend und willkürlich war, ſo war auch über dieſen Artikel nichts feſtgeſetzt; und wer Luſt hatte, glaubte entweder zwei Genien, einen weißen und guten, dem er alles Glückliche, und einen böſen, ſchwarzen, dem er alles Widerwärtige, was ihm begegnete, zuſchrieb; oder nur Einen, der, wie Horaz (Briefe II, 2.) ſagt, weiß und ſchwarz zugleich, und, je nachdem ſich der Menſch aufführte, ihm hold oder unhold ſey. Daher die Redensarten, einen erzürnten Genius haben, ſeinen Genius beſänftigen, ſeinem Genius gütlich thun u. dergl. Je nachdem der Genius eines Menſchen ſtärker, mächtiger, verſtändiger, wachſamer, kurz, je vollkommener er ſeiner eigenen Natur nach, und je gewogner er dem Menſchen war, der unter ſeinem Schutze und Einfluſſe lebte: je beſſer ſtand es um dieſen Menſchen, und je größer waren ſeine Vorzüge vor Andern. So warnte z. B. ein ägyptiſcher Geiſterſeher den Antonius vor ſeinem Collegen und Schwager Octavianus. Dein Genius, ſagte er, fürchtet den ſeinigen. Zwar iſt er von Natur groß und hohen Muthes, aber ſo wie er ſich dem Genius dieſes jungen Menſchen nähert, ſchrumpft er zuſammen, wird klein und feig. Der Glaube der Alten an die Genien (denn nicht nur jeder Menſch, ſondern jedes andere natürliche Weſen hatte den ſeinigen) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorſtellungsart von dem allgemeinen, ſich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geiſt. Das, was jedem Dinge Beſtandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieſes gemeinſchaftlichen Naturgeiſtes; daher nennt Horaz den Genius den Gott der menſchlichen Natur. Er iſt nicht der Menſch ſelbſt, aber er iſt das, was einen Jeden zum individuellen Menſchen macht. Seine Perſönlichkeit iſt an das Leben dieſes Menſchen geheftet; und ſo wie dieſer ſtirbt, verliert ſich ſein Genius wieder in dem allgemeinen Ocean der Geiſter,

aus welchem er, bei deſſen Geburt, ausgefloſſen war, um der Portion von Materie, woraus dieſer Menſch werden ſollte, ſeine individuelle Form zu geben, und dieſes neue Gebilde zu beleben und zu beſeelen. Daher nennt ihn Horaz mortalem in unumquodque caput. Da die Griechen alle unſichtbaren Dinge und alle abgezogenen Begriffe mit ſchönen menſchenähnlichen Geſtalten zu bekleiden gewohnt waren, ſo erhielt auch der Genius der menſchlichen Natur die ſeinige. Er wurde als ein Knabe, oder in dem Alter zwiſchen Knaben und Jüngling mit einem geſtirnten Gewande leicht bekleidet, und mit Blumen oder einem Zweige von Masholder umkränzt, oder auch nackt und geflügelt abgebildet, wie der Genius in der Villa Borgheſe, von deſſen Schönheit Winckelmann ſo entzückt war.

Genlis (Stephanie Felicité Ducreſt de St. Aubin, (Schweſter des Marquis Ducreſt,) Marquiſe von Sillery, Gräfin von). Dieſe berühmte und fruchtbare Schriftſtellerin, geb. in der Gegend von Autun 1746, war als Madem. de St. Aubin, ihrer Schönheit und ihres muſikaliſchen Talents wegen, in großen Häuſern gern geſehen, wo ſich ihr Beobachtungsgeiſt und ihre Weltkenntniß ausbildete. Sie erlangte dadurch ganz den Ton der feinen Welt, welcher ihren Schriften den Beifall der höhern Stände erwarb. Ein Mann, der ſie nie geſehen, aber von ungefähr einen Brief von ihr las, ward durch den Styl deſſelben ſo entzückt, daß er dem armen Fräulein ſeine Hand anbot. Die nunmehrige Gräfin Genlis erhielt als Nichte der Frau von Monteſſon Zutritt in dem Hauſe Orleans, und wurde 1782 Gouvernante der Kinder des Herzogs. Als ſolche ſchrieb ſie das Théâtre d'éducation 1779, Adèle et Théodore 1782, die Veillées du Château 1784 und die Annales de la vertu 1785; Erziehungsſchriften, für die ſchon der Ruf und die Stelle der Verfaſſerin die allgemeine Aufmerkſamkeit gewannen. Sie ſelbſt leitete das ganze Erziehungsgeſchäft und nahm auch an andern Verhältniſſen des Hauſes Orleans Theil. Man lieſ't in ihren Schriften, daß ſie die Revolution liebte, daß ſie Petion und Barrere bei ſich geſehen und den Jacobinerſitzungen beigewohnt habe. Ihr Gemahl, ein Mann von durchdringendem Beobachtungsgeiſt, war ein Vertrauter von Orleans und muthmaßlich ein Beförderer ſeiner ehrgeizigen Abſichten. Als Conventsdeputirter erhielt er wichtige Aufträge, wurde aber, da er die Girondepartei zu begünſtigen ſchien, mit den Häuptern derſelben am 31ſten Oct. 1793 zum Tode verurtheilt. Die Gräfin Genlis hatte Frankreich ſchon 1791 verlaſſen. Sie erzählt ſelbſt in ihrem Précis de ma Conduite, daß Petion ſie nach London geführt habe, damit ſie auf der Reiſe kein Hinderniß fände. Um die Zeit der Septembermorde (1792) rief ſie der Herzog von Orleans nach Paris zurück. Allein als Führerin der jungen Herzogin von Orleans und als angebliche Vertraute des Vaters war ſie verdächtig geworden. Sie ging daher mit der Prinzeſſin in die Niederlande nach Tournay, wo ſie die ſchöne Pamela, ihre Adoptivtochter, mit Lord Fitzgerald vermählte. Hier ſah ſie den General Dumouriez einigemale; auch folgte ſie ihm nach St. Amand. Da ſie den Plan dieſes Generals, bei dem ſich die Söhne des Herzogs von Orleans befanden, gegen Paris zu marſchiren, um die Republik zu ſtürzen, nicht billigen konnte, begab ſie ſich im April 1793 mit der Prinzeſſin in die Schweiz, und lebte in einem Kloſter zu Bremgarten, einige Meilen von Zürich. Als ſich aber nachher die Tochter des Herzogs von Orleans zu ihrer Tante, der Prinzeſſin von Condé, nach Freiburg begab, ging ſie mit

ihrer noch einzig übrigen Pflegetochter, Henriette Sercey, im Juli 1794 nach Altona, wo ſie in klöſterlicher Einſamkeit für die Wiſſenſchaften lebte. Sie war nur kurze Zeit in Hamburg, wo viele Emigranten, die aber den Umgang mit der Frau v. Genlis vermieden, ſich aufhielten. In einem Streite mit dem witzigen Rivarol, hatte dieſer die Lacher auf ſeiner Seite. Sie verbarg ſich daher auf einem Landgute im Holſteiniſchen. Hier ſchrieb ſie die bekannten Chevaliers du Cygne, (Hamb. 1795) einen Roman, der viel republikaniſche Äußerungen und ſehr freie Schilderungen enthält. Er erſchien 1805 zu Paris in ſehr veränderter Geſtalt. Im J. 1796 gab ſie den Précis de la conduite de Mad. de Genlis heraus. Am Schluſſe befindet ſich ein Brief an ihren älteſten Zögling, worin ſie ihn ermahnt, die Krone, wenn ſie ihm angetragen würde, nicht anzunehmen, weil die franzöſiſche Republik auf moraliſchen und gerechten Grundlagen zu ruhen ſcheine. Als Bonaparte an die Spitze der Regierung trat, kehrte ſie nach Frankreich zurück, und erhielt von ihm eine Wohnung im Arſenal und im J. 1805 eine Penſion von 6000 Fr. Er ſelbſt bekümmerte ſich nicht um die Frau von Genlis, und als ſie für ihre Penſion doch etwas thun wollte, ſagte er: „Nun gut, ſie mag alle Monate an mich ſchreiben.“ Hierauf ſchrieb ſie ihm über literariſche Gegenſtände. Die Schriften der Frau von Genlis enthalten viele Beweiſe ihrer Bewunderung Bonaparte's. Übrigens führte ſie mit mehrern Journaliſten Federkrieg, und zerfiel zuletzt ganz mit den Herausgebern und Verfaſſern der Biographie universelle, an der ſie Theil nehmen ſollte. Sie gab daher ihre Beiträge zu dieſem Werke beſonders heraus: De l'influence des femmes dans la littérature, worin ſie Mad. Cottin und Fenelon ſehr ungerecht beurtheilt. Auch nahm ſie Theil an mehrern periodiſchen Schriften, z. B. an der Bibl. des Romans, am Mercure de France u. a. m. Ihre vielen Werke, unter welchen das Théâtre de l'éducation, Mlle. de Clermont u. Mad. de la Vallière wohl die vorzüglichſten ſeyn möchten, zeichnen ſich durch eine gefällige Schreibart und durch edle Grundſätze aus. Die meiſten davon ſind auch ins Deutſche überſetzt. Paliſſot hat in ſeinen Mémoires littéraires die Frau von Genlis mit andern berühmten Schriftſtellerinnen verglichen. Unſtreitig kommt ſie der Frau von Stael nicht gleich, was Kraft, Erhabenheit und wirkliches Wiſſen anlangt. In der Erfindung, in der Zeichnung der Charaktere und in dem Darſtellen der Leidenſchaften wird ſie von Mad. Cottin übertroffen. Sie ſteht ſelbſt der Frau von Flachault-Souza nach, was die natürlich lebendige Darſtellung im Einzelnen betrifft. Insbeſondere hat Frau von Genlis die Gattung des hiſtoriſchen Romans, eine Plage der Literatur, ſehr bereichert. Als Dichterin hat ſie ſich am wenigſtens ausgezeichnet. Ihre neueſten Werke ſind Zuma ou la découverte du Quinquina. 1817. und Dictionaire des etiquettes. 1818.

Genoveva, die heilige, (Ste Geneviève): I. geb. zu Nanterre, zwei Stunden von Paris, 423, um die Zeit Pharamunds, des erſten Königs von Frankreich. St. Germain, der Biſchof von Auxerre, bemerkte frühzeitig an ihr einen beſondern Beruf zur Heiligkeit, und rieth ihr das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit zu thun, welches ſie auch dem Biſchof von Paris ablegte. Nach ihrer Ältern Tode begab ſie ſich nach Paris. Jedermann wollte hier flüchten, als Attila mit ſeinen Hunnen in Frankreich einbrach; Genoveva trat auf mit der Verkündigung völliger Sicherheit, wofern man ſie nur durch

eifriges Gebet erflehe. Attila zog aus der Champagne nach Orleans, ging von da nach Champagne zurück, ohne Paris zu berühren, und wurde 451 geſchlagen; dies gründete der Genoveva Ruf für immer. Bei einer großen Hungersnoth fuhr ſie auf der Seine von Stadt zu Stadt, und brachte bald zwölf große Schiffe voll Korn zurück, das ſie unentgeldlich unter die Nothleidenden vertheilte; dies befeſtigte ihr Anſehn, und ſie wurde von Merovåus und Chilperich ſehr hoch gehalten. Zum Rufe ihrer Heiligkeit trug übrigens nicht wenig bei, daß ſie von ihrem funfzehnten bis zum funfzigſten Jahre nichts als Gerſtenbrot und Bohnen, und auch dieſe nur alle zwei bis drei Wochen einmal, nach ihrem funfzigſten Jahre aber erſt etwas Fiſch und Milch genoß. Im Jahr 460 erbaute ſie über die Gräber des heil. Dionyſius Ruſticus und Eleutherius bei dem Dorfe Chaſtevil eine Kirche, und Dagobert ſtiftete nachher hier die Abtei St. Denys. Im Jahr 499 oder 501 ſtarb ſie, und wurde in der unterirdiſchen Capelle beigeſetzt, welche St. Denys den Apoſteln Paulus und Petrus geweiht hatte. Chlodwig hatte auf ihre Bitte eine Kirche darüber erbaut, welche nachher, ſo wie die dabei geſtiftete Abtei, nach der Genoveva ſelbſt benannt wurde. Eine andre Kirche dieſer Heiligen wurde an die Kirche Notre-Dame angebaut. Ihre Reliquien werden in der erſtern verwahrt. Die Kirche feiert ihr zu Ehren den 3ten Januar als ihren Sterbetag. Mit dieſer Heiligen darf man nicht verwechſeln — 2. die heilige Pfalzgräfin Genoveva, geborne Herzogin von Brabant, welche von ihrem Gemahl Siegfried, angeſchuldigten Ehebruchs halber, zum Tode verurtheilt, aber gerettet ward, worauf ſie ſechs Jahre lang in einer Höhle von bloßen Kräutern lebte, bis ihr Gemahl ſie wieder fand, und heimführte. Von ihr erzählt unſer Volksbuch: Eine ſchöne, anmuthige und leſenswürdige Hiſtorie von der unſchuldig betrengten heil. Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abweſenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen, Cöln und Nürnberg. „Unter allen den verſchiedenen Büchern dieſer Gattung — ſagt Görres — iſt die Genoveva durchaus das geſchloſſenſte und am meiſten ausgerundete, ſtellenweiſe ganz vollendet und in ſeiner anſpruchloſen Natürlichkeit unübertrefflich ausgeführt, im Ganzen in einem rührend unſchuldigen Ton gehalten, kindlich, ungeſchmückt und in ſich ſelbſt beſchattet und erdunkelnd in heiligem Gefühl. Und ſo war es denn werth, zwei treffliche Dichter zu begeiſtern; Tieck, der uns in ſeinem Gedichte, wie ein Zauberer im Cryſtalle, die ganze romantiſche Liebe in einem zarten Luft- und Gluth-Farbengewebe aus einer lichtklaren Morgenröthe kunſtreich zur Geſtalt gebildet, zeigt, und der Mahler Müller, in ſeinem Fragmente, der die Heilige als eine Hünenjungfrau vom Rieſengebirge mahlt. Unendlich beſcheiden ſteht das Volksbuch hinter dieſen Effulgurationen der poetiſchen Kraft, aber in dem ruhigen, ſtillen, lieblichen Schein, in dem es ſtrahlt, bricht derſelbe poetiſche Geiſt, nur leiſe phosphorescirend hervor, der in Tiecks und Müllers Werken in lichten Flammen aufbrennt und glüht.“ Das Volksbuch iſt gearbeitet nach der Schrift des Pater Cerisiers: L'innocence reconnue, das in einem pretiöſen, geſchraubten Tone die Begebenheiten erzählt, und ſich dabei auf des Puteanus St. Genovevae Iconismus, Raderi Bavaria pia und Aubert le Mires Chronicon belgicum a Jul. Caesare ad annum 1636, als ſeine Gewährsmänner beruft. Der deutſche Bearbeiter, indem er das Buch zum

Grunde legte, hat eine ganz verſtändige Auswahl und zugleich mit ihr den Ton getroffen, der einer Schrift dieſer Art zukommt. dd.

Gensd'armes. (Nach der neuern Schreibart: Gendarme, —s, Gendarmerie). Mit dieſer Benennung bezeichnete man in Frankreich anfänglich die Maſſe des bewaffneten Volkes (gens armata), nachher aber, als ein ſtehendes, beſoldetes Heer errichtet ward, erhielt dieſen Namen ein Corps ſchwerer Cavallerie, in welchem die Hauptſtärke der Armee beſtand. Dieſe Gend'armes waren mit Helmen, Küraſſen, Piſtolen, gepanzerten Pferden ꝛc. verſehen, wovon ſie ſeit Ludwig XIV. noch Carabiner, Piſtolen und Degen beibehielten. Sie hatten theils die Dienſte beim König zu verſehen, theils machten ſie das erſte Corps der franzöſiſchen Cavallerie aus; übrigens waren es lauter Edelleute und gehörten zu den königlichen Haustruppen. Zur Zeit der Revolution wurden ſie aufgehoben. Seitdem bekam den Namen der Gensd'armerie ein anderes Corps bewaffneter Leute im Dienſte der Nation, welches an die Stelle der ehemaligen Maréchauſée zur Sicherheit der Republik, beſonders der Landſtraßen, errichtet wurde, und welche vorzüglich Landſtreicher, Räuber ꝛc. aufſuchen, Zuſammenrottungen zerſtreuen, und überhaupt auf alles, was der öffentlichen und perſönlichen Sicherheit nachtheilig ſeyn könnte, genau Achtung haben mußten. Sie dienten zu Fuß und zu Pferde, ſtanden unter dem adminiſtrirenden Corps und waren erſt in 28 Legionen getheilt, wurden aber nachher auf 34 Legionen, meiſt von zwei bis drei Schwadronen, vermehrt, welche in die verſchiedenen Departements vertheilt waren. Bei der kaiſerlichen Garde ſtand ein Regiment Eliten-Gensd'armerie von zwei Schwadronen, und ſechs Legionen hatte man in Spanien. Ihr Anſehen ging ſo weit, daß jeder, beſonders auch vom Militär, dem ſie Arreſt oder überhaupt Ruhe ankündigten, ſogleich gehorchen mußte. Dagegen ſollten auch nur Leute von erprobter Rechtſchaffenheit, die zehn Jahre lang ohne Tadel gedient hatten, zu ſolchen Stellen genommen werden. Die in vielen deutſchen Staaten eingeführte Gensd'armerie unterſcheidet ſich von der franzöſiſchen darin, daß ſie größtentheils nicht aus ehemaligen Militärs beſteht und eine allgemeine Polizei repräſentirt.

Genſerich, ſ. Vandalen.

Gent (Gand), Hauptſtadt der niederländiſchen Provinz Oſtflandern und vormals der ganzen Grafſchaft Flandern, eine wohlgebaute Stadt am Einfluß der Lys, Lievre und More in die Schelde (51° 24' nördl. Br.). Die hindurchlaufenden Flüſſe und Canäle theilen ſie in 26 Inſeln ab. Der Umfang der Stadt iſt ſehr weitläuftig, und konnte zu den Zeiten Philipps von Valois und Carls VI. 50,000 Mann ins Feld ſtellen. Sie verlor ihren Glanz unter Kaiſer Carl V., deſſen Geburtsort ſie war. Übermäßige Abgaben brachten 1539 die Einwohner zu dem Entſchluſſe, ſich in Königs Franz I. von Frankreich Arme zu werfen. Allein Franz gab Carln hievon Nachricht, worauf dieſer dreißig der vornehmſten Bürger hinrichten ließ, viele in die Acht erklärte, die öffentlichen Gebäude einzog, alle Privilegien zurücknahm, eine Strafe von 1,200,000 Thlr. ausſchrieb, und eine Citadelle anlegte, um die Stadt noch mehr im Zaum zu halten. Jetzt rechnet man 60,800 Einwohner, welche viele Manufacturen und Fabriken in wollenen und baumwollenen Zeugen, Leinwand, Tuch, Hüten, Leder u. a. unterhalten. Unter die merkwürdigen öffentlichen Plätze und Gebäude gehören die Domkirche, 55 andre Kirchen, das Stadthaus, die Cidatelle, das Grafencaſtell, der Prinzenhof, die

Börſe u. a. m. Als die Niederlande dem großen franzöſiſchen Reich einverleibt wurden, ward Gent eine der vier Bezirksſtädte des Departements der Schelde. Jetzt gehört es zum Königreich der Niederlande.

Gentleman. Die Engländer beſtehen überhaupt aus Adel und Bürgern, zwiſchen beiden ſtehen die Gentlemen in der Mitte, zu welchen diejenigen Bürgerlichen gehören, welche Gelehrte, oder ſonſt Leute von Erziehung oder einem gewiſſen Range ſind. Dahin gehören ſolche, denen der König bei beſondern Gelegenheiten die Ritterwürde ertheilt: die Ritter von Bath, die Baronets, welche das Wort Sir vor ihrem Taufnamen führen, und die Esquires. Das Wort Gentleman wird aber überhaupt und insbeſondere von einem Manne von Erziehung, feinen Sitten und guten Geſinnungen gebraucht. Gentlemen iſt auch der Plural von Sir, mein Herr, und bedeutet im allgemeinen „Meine Herren."

Gentry, der niedere Adel in England.

Genua (italien. Genova, franzöſ. Gènes), liegt am mittelländiſchen Meere, das hier den Meerbuſen von Genua bildet, hat 75,900 Einwohner und eine Stunde im Durchſchnitt. Auf der Landſeite iſt ſie mit doppelten Befeſtigungen umgeben, von welchen die äußern über die Anhöhen, welche der Stadt ſchaden könnten, geführt worden ſind, ſie fangen bei dem Leuchtthurm am Meer an und endigen ſich bei der Mündung des in den Meerbuſen fallenden Fluſſes Biſogno. Der geräumige, in Geſtalt eines Halbkreiſes ſich um die Stadt ziehende, gut befeſtigte, durch zwei ſchöne Dämme eingeſchloſſene Hafen iſt ſeit 1751 ein Freihafen. Bei demſelben befinden ſich zwei Thürme: der eine dient zur Beſchützung, in dem andern, oben mit ſtarkem Glaſe umgebenen brennen des Nachts 35 große Öllampen. Nur in dem innern kleinen Hafen (Darſena genannt) finden die Galeeren Sicherheit bei jedem Winde. Genua führt den Beinamen die Prächtige, theils wegen ihrer ſchönen amphitheatraliſchen Lage am Meer und dem Abhange des Gebirges, theils wegen der prächtigen Gebäude, welche der reiche, prachtliebende Adel aufführte. Von der Seeſeite bietet die Stadt eine herrliche Anſicht, aber trotz ihrer vielen Paläſte kann man ſie doch nicht eigentlich ſchön nennen. Wegen des engen Raums, denn ſie einnimmt, und wegen der abhängigen Lage ſind die meiſten Straßen enge, ſchmutzig und ſo ſteil, daß man in wenigen fahren oder reiten kann. Daher macht man die Beſuche in Sänften, welche man bei gutem Wetter ſich nachtragen läßt. Doch gibt es auch breite gerade Straßen, beſonders die Straße Balbi und die prächtige neue Straße, wo viele herrliche, von außen mit Marmor bekleidete Paläſte glänzen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: die Domkirche, der Palaſt des ehemaligen Doge, die Paläſte Doria und Balbi, das 1817 wiederhergeſtellte Jeſuitercollegium. Die Stadt hat eine Waſſerleitung, welche durch Springbrunnen ſie mit Waſſer verſorgt, und ſchöne öffentliche Spaziergänge. Es herrſcht noch immer viele Gewerbſamkeit, beträchtlicher Handel wird mit gutem Olivenöl und edlen Baumfrüchten getrieben, und es gibt anſehnliche Fabriken von Seidenwaaren, beſonders in ſchwarzen Zeugen, Sammt, Damaſt und Strümpfen, die etwa 1500 Stühle unterhalten, in Tuch, baumwollnen Strümpfen, Hüten, Nudeln, candirten Früchten, Schokolate, Bleiweiß u. a. Die Seide wird theils im Lande ſelbſt gewonnen, theils aus dem übrigen Italien, beſonders aus Calabrien, aus Palermo, ſo wie aus Syrien und der

Inſel Cypern gezogen. Genua iſt jetzt der Sitz eines Erzbiſchofs, eines Senats, Ober- und Handelsgerichts, ſo wie einer Univerſität, dreier gelehrten Vereine, einer 1816 beſtätigten Handelsgeſellſchaft, der St. Georgenbank und einer Marineſchule. Der ehemalige **Freiſtaat Genua** gränzte gegen Abend und Mitternacht an Savoyen und Piemont und die Lombardei, gegen Morgen an Lucca und Toskana, gegen Mittag ans Meer. Das Land ward in den öſtlichen und weſtlichen Theil, oder die Riviera di Levante und Riviera di Ponente abgetheilt. In jenem, dem wichtigſten, lagen Genua, Rapallo, Seſtri di Levante; in dieſem Vintimiglia, San Remo, Savona, Finale. Längs der ganzen Nordſeite des Freiſtaats zogen ſich die Apenninen, und erſtreckten ſich in einzelnen Nebenäſten bis zur Küſte. Dieſer Landſtrich iſt, ungeachtet ſeines gebirgigen Bodens, ſehr fruchtbar. Der Adel zeichnet ſich durch Kenntniſſe und feine Sitten, das Volk überhaupt durch Arbeitſamkeit und Muth aus. Die älteſten Bewohner dieſes Landes waren die **Ligurier**, welche zwiſchen dem erſten und zweiten puniſchen Kriege von den Römern beſiegt wurden. Nach dem Untergange des weſtrömiſchen Reiches gehörten ſie zu dem Longobardenreiche, und kamen mit dieſem, als Carl der Große den longobardiſchen König Deſider bezwungen hatte, unter fränkiſche Herrſchaft. In den folgenden Zeiten, nach dem Verfalle des Reichs Carls des Großen, ſetzte Genua ſich in Freiheit, und theilte bis ins elfte Jahrhundert das Schickſal der lombardiſchen Städte. Die Lage der Stadt begünſtigte das Gedeihen des Handels, und früher noch als Venedig trieb ſie Lavantehandel. Erwerbungen auf dem feſten Lande gaben ſchon im Anfange des zwölften Jahrhunderts Anlaß zu blutigen Kriegen mit den gewerbfleißigen und handelsluſtigen Bewohnern von Piſa, welche ihre Gränznachbarn wurden, ſobald Genua des Golfo de la Spezzia ſich bemächtigt hatte. Im Jahre 1174 beſaß die mächtige Stadt ſchon Montferrat, Monaco, Nizza, Marſeille und faſt die ganze Küſte der Provenze. Der Kampf mit den Piſanern dauerte über 200 Jahre, und nicht eher wurde Friede geſchloſſen, bis die Genueſer die Inſel Elba erobert und den Hafen von Piſa zerſtört hatten. Nicht minder heftig wurden die Fehden gegen Venedig geführt, die erſt im Jahre 1382 durch einen Frieden geendigt wurden. So wie die Herrſchaft über den weſtlichen Theil des mittelländiſchen Meeres der Gegenſtand des Kampfes mit Piſa war, ſo ward in dem Kriege gegen Venedig nur um den Beſitz des öſtlichen Theils, nach welchem beide Freiſtaaten ſtrebten, gekämpft. Die Genueſer ſchloſſen Handelsbündniſſe mit den Morgenländern, um bei dem Einkaufe der reichen Landeserzeugniſſe ſich Begünſtigungen zu verſchaffen. Am höchſten ſtieg ihre Handelsmacht zur Zeit der Erneuerung des griechiſch-byzantinſchen Reichs nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Schon lange hatte die Unthätigkeit der reichen Bewohner von Conſtantinopel, die zu träge waren, ſich ihrer eigenen Schiffe zur Verführung der morgenländiſchen Waaren in die übrigen Länder Europa's zu bedienen, den Genueſern großen Antheil an dem Handel der griechiſchen Staaten verſchafft; ganz Conſtantinopel ſtand unter dem Druck der kühnen Kaufleute aus Genua. Um ſich aber einen unmittelbaren Antheil an dem gewinnvollen oſtindiſchen Handel zu verſchaffen, bemächtigten die Genueſer ſich der Stadt **Caffa** (jetzt Feodoſia) auf der crimmiſchen Halbinſel, gaben dem Hafen von Caffa eine beſſere Einrichtung, verſtärkten und vermehrten die Befeſtigungen, und verſchönerten die Stadt mit vielen Gebäuden,

von welchen noch jetzt die Trümmer ſichtbar ſind. Caffa ward einer der ſchönſten und reichſten Handelsplätze in Europa. So lange die Genueſer die Stadt beſaßen, hatten ſie auch die Herrſchaft über das ſchwarze Meer, und erhielten auf dem Handelswege, der ſich über das caspiſche Meer zog, die köſtlichen Waaren Indiens. Man kann wohl behaupten, hätte Genua ein weiſes Colonialſyſtem eingeführt, und ſeine nahen und fernen Niederlaſſungen zu einem Ganzen zu verbinden und feſt an den Mutterſtaat zu knüpfen gewußt, ſo würde es vielleicht ſchon im vierzehnten Jahrhunderte die Rolle als Handelsmacht geſpielt haben, die ſpäterhin Holland zufiel. Als Conſtantinopel von dem großen Mohammed II. bezwungen war, empfingen die Genueſer bald ihre Strafe für den unklugen Beiſtand, welchen ſie den Türken geleiſtet hatten. Mohammed nahm ihnen (1475) ihre Niederlaſſung am ſchwarzen Meere. Sie trieben zwar, auch nach dem Verluſte der Herrſchaft über dieſes Meer, noch geraume Zeit als Kaufleute einen gewinnreichen Handel mit den Anwohnern deſſelben, aber endlich wurde ihnen von den Türken der Zugang zu dieſem Handelswege ſo ſtrenge verſchloſſen, daß ſie ſich auf dem ſchwarzen Meere nicht mehr ſehen laſſen durften. Selbſt die Handelsverbindung, welche die crimmiſchen Tartarn noch eine Zeit lang durch ihre eigenen Schiffe mit Genua unterhielten, ward bald von der eiferſüchtigen Beſorgniß der Türken für immer aufgehoben. — Während Genua's äußere Macht und Handelsrang durch Ländererwerbungen und regſamen Gewerbfleiß ſich ſo hoch erhoben, ward das Innere des Staats von Unruhen und Parteiwuth geſtört. Demokraten und Ariſtokraten, und unter den Ariſtokraten ſelbſt verſchiedene Parteien, unterhielten fortdauernd unruhige Bewegungen. Im J. 1339 ward ein lebenslänglicher höchſter Staatsbeamter, der Doge, von dem Volke erwählt. Aber er hatte nicht Macht genug, die Parteien zu verſöhnen. Es wurden ihm endlich Räthe zur Seite geſetzt, und doch ward bei allen Verſuchen eine feſte Staatsordnung einzuführen, kein Friede im Innern, ja man unterwarf ſich ſogar, um aus der unglücklichen Anarchie, die der ſtete Parteikampf herbeiführte, ſich zu retten, einigemale fremder Herrſchaft. Mitten unter dieſen Unruhen ward (im J. 1407) die Georgsbank (Compera di S. Georgio) geſtiftet, welche ihre Entſtehung den Anleihen, die der Staat zu ſeinen Bedürfniſſen von reichen Bürgern machte, zu danken hatte, und von den abwechſelnd herrſchenden Parteien gewiſſenhaft aufrecht erhalten wurde. Im J. 1528 erhielt endlich der gährende Staat Ruhe und eine bleibende Ordnung, welche bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortdauerte. Die Regierungsform war ſtreng ariſtokratiſch. Das Oberhaupt des Staats war der gewählte Doge. Er mußte funfzig Jahre alt ſeyn, und wohnte im Palaſte der Republik (Palazzo della Signoria), wo auch der Senat ſich verſammelte. Der Doge hatte den Vortrag im Senate, der ſich in demſelben Palaſte verſammelte. Ohne ſeine Einwilligung konnte kein Rathſchluß gefaßt werden, und die Staatsverordnungen wurden in ſeinem Namen gegeben. Er blieb nicht länger als zwei Jahre im Amte, dann ward er wieder Senator und Procurator, und nach fünf Jahren konnte er wieder zum Doge erwählt werden. Ihm zur Seite ſtanden zwölf Governatori und acht Procuratori, nicht gerechnet diejenigen, welche Dogen geweſen waren. Jede dieſer Würden hatte eine Dauer von zwei Jahren. Von den Governatori wohnten drei, von den Procuratori zwei mit dem Doge im Palaſte der Republik, ſo daß ſie von drei zu drei Monaten durch

andere Amtsgenoſſen abgelöſ't wurden. Sie bildeten den geheimen Rath, der mit dem Doge alle Staatsſachen beſorgte. Die Procuratori waren die Aufſeher des öffentlichen Schatzes und der Staatseinkünfte. Die ſouveraine Gewalt ſtand erſtens bei dem aus 300 Gliedern beſtehenden großen Rathe, zu welchem alle genueſiſche Edelleute, die 22 Jahre alt waren, gehörten; zweitens bei dem kleinen Rathe von 100 Gliedern. Beide hatten das Recht, mit den Governatori und Procuratori über Geſetze, Zölle, Auflagen und Steuern zu berathſchlagen, und in dieſen Fällen ward durch Stimmenmehrheit entſchieden. Über Krieg, Frieden und Bündniſſe ward nur im kleinen Rathe verhandelt und wenigſtens vier Fünftheile der Glieder mußten einſtimmig ſeyn, wenn ein Schluß abgefaßt werden ſollte. Der Adel ward in den alten und neuen abgetheilt. Zu dem alten gehörten, außer den Geſchlechtern Grimaldi, Fieschi, Doria, Spinola, noch 24 andere, die an Alter, Reichthum und Anſehen jenen am nächſten ſtanden; zu dem neuen Adel aber 437 Geſchlechter. Der Doge konnte aus dem alten wie aus dem neuen Adel genommen werden. Im Jahr 1797 ward die alte Staatsordnung zerrüttet. Die Franzoſen hatten ſich die benachbarten Länder unterworfen. Die Parteiloſigkeit, welche die Republik ſtrenge beobachtet hatte, konnte das ſchwankende Staatsgebäude nicht vor dem Untergange ſchützen. Der franzöſiſche Oberfeldherr (Bonaparte), der glückliche Eroberer Italiens, gab ihr eine neue Verfaſſung, welche auf die Grundſätze des franzöſiſchen Repräſentativſyſtems gebaut war. Zwei Jahre ſpäter fiel ein Theil des genueſiſchen Gebiets wieder in die Gewalt der Öſterreicher, aber der Sieg von Marengo entſchied auch Genua's Schickſal. Es ward anfangs eine proviſoriſche Regierung eingeführt, bis endlich im J. 1802 eine neue Verfaſſung für die liguriſche Republik gegründet wurde. Die höchſte Regierungsgewalt erhielt ein Doge. Ihm ſtanden zur Seite 29 Senatoren und als Volksrepräſentation eine Conſulta von 72 Mitgliedern, welche ſich jährlich verſammelte, Staatsrechnungen unterſuchte und die Geſetze genehmigte, welche ihr von dem Senate vorgelegt wurden. Die Mitglieder der Conſulta wurden von drei Collegien, nämlich von 300 Gutsbeſitzern, 200 Kaufleuten und 100 Gelehrten gewählt. Die Republik ward zugleich durch Länderzuwachs vergrößert, und hatte (1804) auf einem Flächenraume von 97 Quadratmeilen eine Volksmenge von mehr als 600,000 Bewohnern. Ihre Seemacht, im Mittelalter ſo furchtbar, beſtand nur noch aus vier bis ſechs Galeeren und einigen bewaffneten Barken; ihre Landmacht aus zwei deutſchen Garderegimentern für das Oberhaupt der Regierung, 3000 Mann Nationaltruppen und 2000 Mann Landmiliz. — Die Handelsſchifffahrt war zu der Zeit, wo die Republik dem franzöſiſchen Reich einverleibt wurde, zwar nur ein Schatten von dem, was ſie einſt geweſen, aber immer noch wichtig, obgleich die Genueſer nicht weiter gingen, als nach Italien, nach Frankreichs ſüdlichen Küſten, nach Spanien und Portugal. Es waren vierzig größere und viele kleinere Fahrzeuge mit dieſem Handel beſchäftigt. Die Genueſer verſahen vor dem letzten Kriege einen großen Theil Italiens mit oſtindiſchen Gewürzen, welche ihnen von den Holländern gebracht wurden, ſo wie mit Zucker und Caffee, die theils von Liſſabon, theils von Marſeille kamen, und mit Fiſchwaaren und Salze. Schiffe aus Hamburg brachten ſächſiſche Leinwand und Tücher, die größtentheils nach Spanien und Amerika verführt wurden. Der Speditionshandel war daher bedeutend, die wichtigſten Zweige des Handels aber waren

der Handel mit baarem Gelde und das Wechſelgeſchäft. Mehrere Staaten Europa's, beſonders aber Spanien, waren Schuldner der Bank zu Genua und einzelner reichen Staatsbürger. Die Bank war zum Theil eine Leihbank, zum Theil eine Depoſiten- und Staatsbank. Sie beſaß anſehnliche liegende Gründe und über zehn Millionen franzöſiſche Livres Einkünfte. Die Verwaltung derſelben wurde von acht Protectoren beſorgt, und die Bank hatte eigene Richtergewalt über die zu ihr gehörigen Beamten. Je häufiger aber der Staat bei dringenden Bedürfniſſen ſeine Zuflucht zu der Bank nahm, deſto mehr verlor ſie allmählig an Anſehen und Vertrauen. Die Republik hatte, um die Zinſen für die aus der Bank genommenen Capitalien zu bezahlen, verſchiedene Abgaben und Auflagen angewieſen, die immer erhöht wurden, wenn ſie zur Bezahlung der Zinſen nicht hinreichend waren. Bei der Vereinigung der Republik mit dem franzöſiſchen Reiche ward die Bank ganz aufgehoben, und die Renten von 3,400,000 genueſiſche Lire, welche ſie ihren Gläubigern zu zahlen hatte, wurden auf das Schuldbuch von Frankreich übergetragen. Das Gebiet des Freiſtaats ward, mit Einſchließung einiger Bezirke von Piemont und Parma, in die drei Departements Montenotte auf der Weſtſeite, Genua in der Mitte und der Apenninen auf der Oſtſeite getheilt. Bei dem Umſturze der franzöſiſchen Weltherrſchaft beſetzten Britten die Stadt, und die Genueſer hofften nun um ſo mehr die Wiederherſtellung ihres alten Freiſtaats, als der brittiſche Befehlshaber ihnen dieſe Verſicherung bei der Beſitznahme der Stadt verheißen hatte. Allein der wiener Congreß nahm hierauf keine Rückſicht, ſondern theilte 1815 Genua mit ſeinem Gebiete dem Hauſe Sardinien zu, doch unter der Bedingung, daß daſſelbe eine Art von repräſentativer Verfaſſung behalten ſollte. So hat denn Genua noch ſeinen Senat und ſeine Provinzialräthe, die bei der Beſteurung gefragt werden müſſen; das Obergericht zu Genua hat mit denen zu Turin, Nizza u. ſ. w. gleiche Befugniß; die Univerſität ward beibehalten, die St. Georgenbank hergeſtellt u. ſ. w. Die Regierung wird durch eine eigne Commiſſion verwaltet, die in drei Abtheilungen abgetheilt iſt: für das Innere, die Finanzen, das Militair und die Marine.

Genz (Friedrich v.). Dieſer berühmte politiſche und hiſtoriſche Schriftſteller, als Gegner des franzöſiſchen und eifriger Anhänger des brittiſchen Syſtems, von Frankreich eben ſo verläſtert als von England geprieſen, wurde geboren 1764 zu Breslau. Sein Vater kam in der Folge als Generaldirector der Münze nach Berlin. Seine Mutter ware eine geborne Ancillon. Genz ſtudirte in Königsberg, und ward ſeit 1786 in Berlin angeſtellt, wo er bis zum Grade eines Geheimenraths beim Generaldirectorium ſtieg. Die franzöſiſche Revolution entwickelte ſein Talent als politiſcher Schriftſteller, und er ward ſeit 1789 durch philoſophiſche und hiſtoriſche Aufſätze in Journalen bekannt. Seine Überſetzung von Burke's Betrachtungen über die franz. Revol. (2 Thle. 1793. N. A. 1794) kam an Kraft der Beredſamkeit der Urſchrift nahe. Auch überſetzte er: Mallet du Pan über das Charakteriſtiſche und die lange Dauer der franz. Revol. (1794), Ivernois Geſchichte der franz. Finanzadminiſtration (1796, 97.), Mouniers Entwickelung der Urſachen, welche Frankreich gehindert haben, zur Freiheit zu gelangen (4 Thle. 1799). Das von ihm 1799 unternommene hiſtoriſche

Journal iſt faſt ganz von ihm verfaßt. Die wichtigſten Aufſätze deſſelben wurden ins Franz. überſetzt unter dem Titel: *Essai actuel de l'administration des finances de la grande Bretagne* (1801). Dieſe Schrift erhielt in England den Beifall von Pitt, Grenville, Windham, Vanſitart u. a. m. — Seine Schrift von dem *politiſchen Zuſtande von Europa vor und nach der franz. Revol.* (1801) ward ins Engliſche überſetzt. Noch ſind zu bemerken: *ſeine Betrachtungen über den Urſprung und den Charakter des Kriegs gegen die franz. Revol.* (1801). Sein Ruf führte ihn in die erſten Geſellſchaften Berlins ein. Allein ſeine Grundſätze ſtimmten nicht mit dem damaligen Syſtem des preußiſchen Cabinets zuſammen. Er ging daher im J. 1802 nach Wien, wo er als k. k. Hofrath bei der Staatskanzlei angeſtellt wurde. In demſelben Jahre machte er eine Reiſe nach England, wo man ihn mit ausgezeichneter Achtung aufnahm. Als die Franzoſen von Ulm gegen Wien vordrangen, ging er nach Dresden, wo er im Mai 1806 ſeine *Fragmente aus der Geſchichte des polit. Gleichgewichts von Europa* (St. Petersburg 1806) herausgab. Die Vorrede dieſer Schrift zeichnet ſich durch politiſche Beredſamkeit aus. Nachher hielt er ſich mit Bewilligung des wiener Hofes im Hauptquartiere des Königs von Preußen auf, bis zur Schlacht bei Jena. Dann kehrte er nach Wien zurück, und wurde vom Grafen Stadion, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, gebraucht. Er verfaßte 1809 das öſterreichiſche Manifeſt gegen Napoleon, und andre Staatsſchriften. Auch der Nachfolger des Grafen Stadion, Fürſt Metternich, trug ihm wichtige Geſchäfte auf; u. a. die Abfaſſung des Manifeſtes 1813 von dem Beitritte Öſterreichs zur großen Coalition. Im Sept. 1814 ward er von den Miniſtern bei dem Congreſſe zu Wien einſtimmig zum erſten Secretär bei demſelben erwählt, und blieb es bis zum Schluſſe des Congreſſes. Im Juli 1815 ward er in derſelben Eigenſchaft zu den Miniſterial-Conferenzen nach Paris berufen. — Kein politiſcher Schriftſteller hat gegen das franzöſiſche Syſtem ſo bündig geſchrieben, als Genz. Man leſe ſeine *Authentiſche Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Kriegs* (1806), ſo wie ſeine *Darſtellung der Rechtmäßigkeit des öſterreichiſchen Kriegs gegen Frankreich* (1805) wichtig für die Geſchichte. Er ward daher von mehrern Höfen ehrenvoll ausgezeichnet. Der Kaiſer von Öſterreich erhob ihn in den Adelſtand, und der Kaiſer von Rußland gab ihm 1814 den Alexander-Newsky-Orden. Dagegen hat ihn das Cabinet von St. Cloud mit Schmähungen überhäuft. — Über ſeinen Gehalt als Schriftſteller urtheilt ein Kenner folgendes: „So viel wir wiſſen, hatte Friedrich Genz ſich noch nicht als Schriftſteller gezeigt, als er als Überſetzer des beredteſten, tiefſten Gegners der Revolution, der ſich mit ſtarkem brittiſchen Gemüth dem Strome verderblicher Meinungen entgegenwarf, und als Commentator Burke's auftrat. Seitdem hat er mehr, als ein anderer in Deutſchland, die blühende, weithinwallende Schreibart ſeines Urbildes und mancher engliſchen Rhetoren ſich eigen gemacht. Im Feſthalten der einmal ergriffenen politiſchen Partei, in künſtlicher Beleuchtung der Thatſachen zu einem politiſchen Zweck, in Geſchicklichkeit, über manche Punkte einen ſophiſtiſchen Schleier zu weben und dabei Tugend, Anſtändigkeit und Geſundheit des Urtheils feierlich in Anſpruch zu

nehmen, iſt er ihnen gleichfalls ähnlich geworden. An Stärke des Gemüthes ſtünde er vielleicht nicht ſo weit hinter ihnen, wenn er in einem Vaterlande, wie das ihre, geboren wäre und gewirkt hätte. Aus dem Geſichtspunkt der politiſchen Rhetorik muß man die Arbeiten von Genz ſchlechterdings betrachten, um nicht ungerecht gegen ihn zu ſeyn, und daß er ſich in ihr zum Rang der Engländer erhob, in Deutſchland, in ſeinen Verhältniſſen, ohne irgend eine Gunſt des Schickſals für Ausbildung der Art, da ſie dem Britten hundertfältig zuſtrömt, iſt kein geringer Ruhm ſeines Talents und ſeiner Anſtrengung. Dieſes ſein wahrhaftes Verdienſt ſcheint man aus Gründen, deren Entwicklung nicht hieher gehört, im Preußiſchen nicht genug geachtet zu haben; wenigſtens ward Genz nicht ſeinem Talent angemeſſen im Staatsdienſte befördert. Man ſcheint ihn richtiger im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat gewürdigt zu haben, und ihn für die politiſche Rhetorik zweckmäßig zu brauchen. Iſt das letzte Manifeſt Öſterreichs, als es der Coalition wider Frankreich beitrat, von ihm verfaßt, ſo hat er einen neuen Beweiß gegeben, wie gut er verſtehe, nach dem Geſichtspunkte, den Verhältniſſen, der Würde eines Hofes, deſſen Geſinnungen mit Anſtand auszudrücken. Weit weniger erſcheint Genz von einer glänzenden Seite, wenn man ihn als Hiſtoriker betrachtet. In dem hiſtoriſchen Journal, welches er herausgab, ſind Betrachtungen über die Entwicklung Europa's in den letzten Jahrhunderten, und wiewohl ein geſchichtliches Raiſonnement durch Rhetorik manche Blöße verhüllen kann, blickt eine ſehr mangelhafte Einſicht in die Hiſtorie durch jene Betrachtungen zum öftern durch. Sein biographiſcher Verſuch über das Leben der unglücklichen Königin Maria von Schottland hat faſt alle Fehler, die eine Biographie haben kann. Weitläufige Auseinanderſetzung des ſchottiſchen Feudalweſens, bei welcher man fühlt, daß ſich der Geſchichtſchreiber ſelbſt erſt daſſelbe deutlich machen wollte, drückt ſo die Hauptgeſtalt, als die übrigen handelnden Figuren in einen Winkel. Von einer menſchendarſtellenden Kraft, wie von echter Compoſition des Hiſtorikers, iſt keine Spur zu entdecken."

Geocentriſch, was ſich auf den Mittelpunkt der Erde bezieht, oder von dem Mittelpunkt der Erde aus betrachtet wird. S. Heliocentriſch.

Geocykliſche Maſchine. Hierunter wird eine Zeichnung verſtanden, die den beſtändigen Parallelismus der unter einem Winkel von 23½ Grad gegen die Ebene der Ekliptik geneigten Erdachſe angiebt.

Geodäſie, ſ. Geometrie.

Geoffrin (Madame). Dieſe mit allen geſelligen Tugenden ausgeſtattete, durch Geiſt und Herz gleich ausgezeichnete Frau, welche 50 Jahre hindurch die feinſten und gebildetſten Cirkel der franzöſiſchen Hauptſtadt zierte, war im Jahre 1699 geboren, und ſchon in der Wiege verwaiſ't. Ihre Großmutter erzog ſie, und gewöhnte früh ihren Geiſt, richtig zu denken und zu urtheilen. Darauf ward ſie die Gattin eines Mannes, von dem nichts mehr zu ſagen iſt, als daß ſein Tod ſie in den Beſitz eines bedeutenden Vermögens ſetzte, welches ſie theils dazu benutzte, Hülfsbedürftige zu unterſtützen, theils einen auserleſenen Kreis gebildeter und ausgezeichneter Perſonen um ſich zu verſammeln. Die Wohlthätigkeit, die ihrem fein fühlenden Herzen Bedürfniß war, iſt nie auf eine ſchönere und zartere Weiſe geübt worden; denn durch die Art, wie ſie gab, wußte ſie den Werth

der Gabe zu verdoppeln; keinen Leidenden ließ ſie ohne Troſt, und kein Opfer war ihr zu groß, wenn ſie dadurch Schmerz in Freude verwandeln konnte. Ein beſonneneres, durch Vernunft und Gerechtigkeit erleuchteres Studium der Menſchen hatte Madame Geoffrin gelehrt, daß dieſelben mehr ſchwach und eitel als bös ſind, daß man ihrer Schwäche nachſehen und ihre Eitelkeit ertragen müſſe, damit ſie wieder die unſern ertragen. Ihr Wahlſpruch war daher: Geben und Vergeben. Die Leidenſchaft, zu geben, die das Bedürfniß ihres ganzen Lebens ausmachte, war mit ihr geboren, und ließ ihr von früheſter Jugend auf keine Ruhe. Schon als Kind, wenn ſie einen Bettler aus ihrem Fenſter ſah, warf ſie hinab, was ſie eben zur Hand hatte, ihr Brot, ihre Wäſche, ſelbſt ihre Kleider, und weder Scheltworte noch Strafen änderten ſie. Sie wünſchte ihre Wohlthätigkeit durch die Hände ihrer Freunde fortzuſetzen. Man wird ſie ſegnen, ſagte ſie, und ſie werden mein Andenken ſegnen. So ſetzte ſie einem Freunde, der unbegütert war, eine lebenslängliche Rente von 1200 Livres aus. Wenn ſie reicher werden, ſagte ſie, ſo ſpenden ſie das Geld mir zu Liebe, wenn ich es nicht mehr kann. Dem Danke wich dieſe ſeltene Frau auf das ſorgfältigſte aus, ja ſie pflegte den Undankbaren oft eine ſcherzhafte Lobrede zu halten. Man iſt nicht gerecht gegen ſie, ſagte ſie, und ſchätzt ſie nicht nach Verdienſt. La Harpe ſagt von ihr: „Madame Geoffrin hat weder Geburt noch Titel: ſie iſt die Witwe eines Beſitzers einer Spiegelmanufactur, und hat etwa 40,000 Livres jährlicher Renten, aber Ordnung und Ökonomie verdoppeln dieſe mäßige Einnahme. Ihr Haus iſt der Sammelplatz des Talents und Verdienſts aller Art geworden; ihre Geſellſchaft wird geſucht, weil die berühmteſten Männer daſelbſt gefunden werden." Man kann noch hinzuſetzen, daß ihr Haus der Sitz des guten Tons war; denn alle Künſte, alle Talente, alle Stände, gebildete Geiſter aller Arten fanden bei ihr Zutritt, und vereinigten und miſchten ihre Ideen und Meinungen. Niemand konnte prädominiren; ſelbſt die Dame vom Hauſe ſtrebte nach keiner Art von Übergewicht, ſie war nur liebenswürdig und den Cirkel belebend. Der Abbé de St. Pierre ſagte ihr, als ſie ihn eines Abends nach einem langen Geſpräche mit den Worten entließ: „Vous avez été charmant aujourd'hui," die bekannte und verdiente Galanterie: „Je ne suis qu'un instrument, Madame, dont vous avez bien joué." „Man fragt oft, fährt La Harpe fort, ob dieſe Frau, die mit ſo geiſtreichen Perſonen umgeht, ſelbſt geiſtreich iſt; das eben nicht, aber ſie hat einen geſunden Verſtand, und eine weiſe Mäßigung liegt in ihrem Charakter. Sie hat jene gefällige Artigkeit, die man nur im Umgang erwirbt, und Niemand hat einen richtigern Tact für das Schickliche." Unter den vielen Fremden, denen ſie wichtige Dienſte erwies, war der ausgezeichnetſte der Graf Poniatowsky, nachmaliger König von Polen. Er machte ihr ſeine Thronbeſteigung mit den Worten bekannt: Maman, votre fils est roi, und lud ſie zu ſich nach Warſchau ein. Als ſie im Jahre 1768 auf ihrer Reiſe dahin nach Wien kam, fand ſie bei dem Kaiſer und der Kaiſerin den ſchmeichelhafteſten Empfang. Die Kaiſerin, die ihr einſt zu Wagen mit ihren Kindern begegnete, ließ ſogleich halten und ſtellte ihr dieſelben vor. Bei ihrer Ankunft in Warſchau fand ſie daſelbſt ein Zimmer, dem vollkommen ähnlich, welches ſie in Paris zu bewohnen pflegte. Mit den ausgezeichnetſten Ehren überhäuft, kam ſie nach Paris zurück und ſtarb daſelbſt im Jahre 1777. Drei ihrer Freunde, Thomas, Morellet und d'Alem-

bert, haben ihrem Andenken Schriften gewidmet, die noch jetzt ein ſo lebhaftes Intereſſe erwecken, daß ſie ganz neulich nebſt der kleinen Abhandlung der Madame Geoffrin sur la Conversation wiedergedruckt worden ſind. Um mit einem Worte den verſchiedenen Charakter jener drei Schriftſteller zu bezeichnen, hat man geſagt, daß der erſte reflectirt, der zweite erzählt und der dritte geweint habe. (Vergl. im 5ten Bande Ludwigs XV. Zeitalter und im 3ten den Art. Eſpinaſſe.) M.

Geoffroy (Julien-Louis), einer der berühmteſten Theater-Ariſtarchen Frankreichs. Er wurde 1743 zu Rennes geboren, machte in den Schulen der Jeſuiten ſeine Studien und ſah ſich ohne Ausſicht, als die große Cataſtrophe für dieſen Orden eintrat. Er wurde darauf Erzieher in dem Hauſe eines reichen Privatmannes, und da er hier oft Gelegenheit fand, das Schauſpiel zu beſuchen, ſo entwickelte ſich ſeine Neigung für daſſelbe. Dieſe Neigung veranlaßte ihn, die Schauſpielkunſt, ihre Regeln, den Werth der Schauſpiele, den Geiſt der Dichter und die Talente der Schauſpieler zu erforſchen und zu ſtudiren. Um zu einer tiefern Einſicht des Weſens der dramatiſchen Kunſt zu gelangen, ſchrieb er ſelbſt eine Tragödie, Cato's Tod, im Grunde aber nur zur Übung. Er überreichte das Stück der Theaterdirection, es wurde angenommen, und Geoffroy erhielt freien Eintritt; dies war's, was er wünſchte; die Aufführung des Stückes ſelbſt hat er nie betrieben, vielmehr es gänzlich aus dem Gedächtniß verloren. Um ihn zu necken, ließ man in der ſpätern Zeit ſogar ein Stück, Cato's Tod, unter ſeinem Namen drucken, als deſſen Verfaſſer Cubières Palmezeaux genannt wird. Bisher hatte Geoffroy vom Unterrichte gelebt, jetzt ſuchte er bei der Univerſität angeſtellt zu werden. Er concurrirte von 1773 drei Jahre hinter einander bei dem alljährlich ausgeſtellten Preis der lateiniſchen Beredſamkeit, und erhielt ihn dreimal, ſo daß man ſich genöthigt fand, das Geſetz zu machen, daß ein und derſelbe nur dreimal dieſen Preis gewinnen könne. Bei der Bewerbung um den Preis, den die franzöſiſche Akademie für die beſte Lobrede auf Carl V. ausgeſetzt, und den Laharpe gewonnen hatte, wurde ſeiner Arbeit ehrenvoll gedacht. Jetzt betrat Geoffroy die Bahn, auf der er großen Ruhm ſich erwarb. Die Erben der Année littéraire ſuchten einen Mann, der Frérons Stelle würdig auszufüllen und den Credit dieſes berühmten kritiſchen Blattes aufrecht zu erhalten im Stande wäre, und wählten dazu Geoffroy, der ſeit kurzem Profeſſor der Beredſamkeit an dem Collegium Mazarin geworden war und für den geſchickteſten Profeſſor der Rhetorik galt. Er übernahm dieſe Zeitſchrift im Jahre 1776 und erhielt ſie bis zwei Jahre nach dem Ausbruche der Revolution. In dieſen 15 Jahren bereicherte er ſie mit geiſtreichen, gehaltvollen und intereſſanten Artikeln über Philoſophie, Moral und Literatur. Sein Styl iſt rein, klar und gedrungen, und was er ſchrieb, zeugt von Geſchmack, Kenntniß der claſſiſchen Literatur, und dem Beſtreben, die Leſer mehr zu belehren, als zu zerſtreuen. Die Revolution, deren anarchiſche Grundſätze Geoffroy bekämpfte, machte dieſen friedlichen Beſchäftigungen ein Ende; er unternahm mit dem Abbé Royou eine andere Zeitſchrift: l'Ami du Roi, allein bald wurden das Journal und die Herausgeber proſcribirt. Geoffroy flüchtete ſich aufs Land, und lebte da als Lehrer der Bauernkinder verborgen bis zum Jahre 1799, wo er wieder nach Paris zurückkehrte. Im Jahre 1800 übernahm er die Beurtheilung der Schauſpiele im Journal des Débats, und betrat ſo unter den günſtigſten

Verhältniſſen eine neue Laufbahn, die ihn wahrhaft berühmt machte. Seit mehr als zehn Jahren hatten falſche Anſichten in der Philoſophie wie in der Moral, in der Politik wie in der Literatur eine unſelige Verwirrung hervorgebracht; alle Grundſätze waren vergeſſen, ſie erſchienen als neue Entdeckung da, wo ſie wieder aufgeſtellt wurden. Es war ein großer Vortheil für die Kritik, wieder unterſuchen zu dürfen, was ſchon hundertmal unterſucht worden, von alter und neuer Literatur zu ſprechen, als wenn ſie noch nicht da geweſen wäre. Doch bedurfte es in dieſem verwegenen Kampfe eines verſuchten und tüchtigen Kämpfers, und dieſer Kämpfer war Geoffroy. Er unterſuchte mit Scharfſinn, und ſchonte die Grundſätze der Neuern nicht; dieſe ergrimmten, beleidigten, denuncirten ihn; aber er ließ ſich nicht abſchrecken, jeden Morgen erſchien er mit neuen Raiſonnements und neuen Perſiflagen. Nicht immer blieb er in den Schranken der Mäßigung; ſeine Sarkasmen waren oft zu bitter, ſeine Scherze zu unzart. Aber im Allgemeinen kann man ſagen, daß Geoffroy gerecht zu ſeyn wußte, wenn er es wollte, und er wollte es faſt immer. Er hatte der Feinde viele, denn er hatte es mit der Eitelkeit der dramatiſchen Dichter, und der Schauſpieler zu thun; aber er hatte auch Freunde, die ſeinem Scharfſinn, ſeinen Kenntniſſen und Talenten Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und ſeine ungeheuere Fruchtbarkeit bewunderten, die in einer ſo beſchränkten Gattung immer neue Hülfsquellen zu finden wußte. Wenn man auch zuweilen nicht mit ſeinen Grundſätzen einverſtanden war, ſo langweilte man ſich doch nie. Ungeachtet er eine Beſchäftigung auf ſich genommen hatte, die ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahm, ſo fand er dach noch Zeit, 1808 einen Commentar zu Racine in 7 Bänden bekannt zu machen. Wenn in dieſem Commentar die Poeſie des großen Dichters auch nicht tief genug ergründet iſt, ſo hat er doch große Verdienſte, insbeſondere durch die vortrefflichen Überſetzungen von mehreren Fragmenten, ja von zwei vollſtändigen Tragödien der Alten. Geoffroy beſaß ein ausgezeichnetes Talent zum Überſetzer, und es iſt zu bedauern, daß er nicht mehr als den 1801 erſchienenen Theokrit überſetzt hat. Er ſtarb zu Paris in ſeinem 74ſten Jahre, den 26ſten Februar 1814.

Geogenie iſt eine griechiſche Benennung für die Lehre von der Entſtehung und uranfänglichen Bildung unſrer Erde. Vergl. Geologie.

Geognoſie, Geognoſtik iſt die griechiſche Benennung für die Wiſſenſchaft von der Beſchaffenheit unſers Erdkörpers, der Erzeugung ſeiner Beſtandtheile, der verſchiedenen Miſchungen und Verhältniſſe derſelben.

Geographie, Erdkunde, Erdbeſchreibung, enthält die Darſtellung des Zuſtandes und der Beſchaffenheit unſers Weltkörpers, der Erde. Bisweilen wird der Ausdruck Geographie auch im engern Sinne genommen als Darſtellung von dem Zuſtande und der Beſchaffenheit eines Theils unſerer Erde, z. B. Geographie von Europa, Rußland, Preußen, Sachſen u. ſ. w. Da nun unſere Erde betrachtet werden kann entweder als ein Weltkörper im Verhältniß zu andern Weltkörpern oder als ein Körper von eigenthümlichen Beſtandtheilen, Beſchaffenheiten und Erſcheinungen, der zugleich ein Wohnplatz von Weſen verſchiedener Art iſt, oder als ein Wohnplatz freier Vernunftweſen, die ſich in ſeine Oberfläche getheilt haben, und durch deren Macht er mannichfaltige Veränderungen erleidet; ſo geht daraus eine dreifache Eintheilung der Geographie hervor: in die mathematiſche, phyſikaliſche und politi-

ſche. Die beiden erſten zuſammen nennt man auch die allgemeine Geographie. Die mathemathiſche Geographie iſt eigentlich ein Theil der angewandten Mathematik und wird in einem eigenen Artikel im 6ten Bande ausführlicher abgehandelt. Die phyſikaliſche Geographie befaßt unter ſich 1. die Geiſtik mit ihren verſchiedenen Theilen (ſ. Geiſtik), 2. die hydroiſtiſche Geographie, welchelche handelt a) von den Meeren (Tiefe, Farbe, Temperatur, Bewegungen, Boden, Dünen, Klippen, Untiefen, Sandbänken, Barren), und b) von dem Landgewäſſer, den Quellen (Ausfluß, Gehalt, Temperatur), Strömen, Flüſſen (Urſprung, Richtung, Waſſerfälle, Mündungen u. ſ. w.), Landſeen; 3. meteorologiſche Geographie, a) vom Luft- und Äthermeere, b) von den Regionen der Atmoſphäre, c) von der Lufttemperatur, (Abweichungen der Schnee-Gränzlinie in verſchiedenen Climaten), d) von den Luftbewegungen, Winden, Paſſat-, Strich-Winden, e) von den Lufterſcheinungen; 4. Producten-Geographie, a) zoologiſche, b) botaniſche, c) mineralogiſche; 5. anthropologiſche Geographie. In der politiſchen Geographie betrachtet man darauf die Erde als einen Inbegriff von Wohnplätzen vernünftiger Weſen, nach den verſchiedenen Verhältniſſen und Bedingungen ihrer Ausbreitung über den Erdboden und ihres Nebeneinanderſeyns auf demſelben in einzelnen größern oder kleinern geſellſchaftlichen Verbindungen. So gründlich und vortrefflich nun auch beſonders ſeit Büſching dieſe politiſche Geographie behandelt worden war; ſo hatte ſie doch zu vieles in ihre Mitte gezogen, was ausſchließend der Statiſtik angehört, die freilich erſt in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in einer ſelbſtſtändigen wiſſenſchaftlichen Form ausgearbeitet wurde. Da nun die Statiſtik als Wiſſenſchaft, welche die gegenwärtige innere und äußere Form der Staaten nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange darſtellt, genau von der Geographie, welche ihr vorantritt, unterſchieden, und im Vortrage ſelbſt getrennt werden muß; ſo war es allerdings von hoher Wichtigkeit, die Gränzlinie zwiſchen der politiſchen Geographie und der Statiſtik genau zu ziehen, und aus der Geographie alles zu entfernen, was bloß der Statiſtik angehört. Denn, wenn die Statiſtik den einzelnen Staat als ein in ſich zuſammenhängendes Ganzes mit ſteter Hinſicht auf Staatsrecht, Staatswirthſchaft und Politik ſchildert, weil nur nach dem Maasſtabe dieſer Wiſſenſchaften die Verfaſſung, die Verwaltung und das politiſche Verhältniß des einen Staats zu den übrigen Staaten mit Sicherheit entwickelt werden kann; ſo hängt die Geographie ausſchließend am Locale. Sie ſtellt das Einzelne dar, wo ſie es findet; ſie durchgeht die einzelnen Departemente, Kreiſe und Provinzen der Staaten und Reiche, und charakteriſirt die natürlichen Verhältniſſe des Bodens, die Berge, die Flüſſe, die Städte, die wichtigſten (oder ſämmtliche) Dorfſchaften, die verſchiedenen Nahrungs- und Erwerbszweige, und die einzelnen Merkwürdigkeiten, durchgehends nach dem Locale. Wenn alſo die Statiſtik die Bevölkerung des Staats in einem beſondern Abſchnitte behandelt und zu einer deutlichen Überſicht zuſammenſtellt, ſo gibt die Geographie die Bevölkerung der einzelnen Provinzen, Städte und Ortſchaften an, wo ſie dieſe in topographiſcher Ordnung aufführt. Wenn die Statiſtik unter den Rubriken: Juſtizverwaltung, Finanzverwaltung, öffentliche Lehranſtalten u. ſ. w., die geſammten Juſtiz- und Finanzdicaſterien und untergeordneten Behörden, ſo wie die geſammten Univerſitäten und

Gymnaſien zu einer Totalüberſicht über dieſelben in einem ganzen Staate zuſammenſtellt; ſo nennt die Geographie bei den einzelnen Orten, die ſie in der Aufeinanderfolge der Provinzen entwickelt, die Dicaſterien oder Inſtitute, welche daſelbſt vorhanden ſind. Wenn die Statiſtik die geſammten Einwohner eines Landes nach ihrer Abſtammung, nach ihrer Thätigkeit und Cultur, nach ihren bürgerlichen Abſtufungen, und nach ihren Sitten, nach ihrer Religion u. ſ. w. zuſammenſtellt; ſo führt die Geographie bei den einzelnen Orten und Provinzen die verſchiedenen Bewohner (Deutſche, Slaven, Finnen ꝛc. — Chriſten, Juden, Mohammedaner — Adlige, Geiſtliche, Bürger, Landleute ꝛc.) auf. Wenn die Statiſtik die geſammte Oberfläche und den Boden eines Staats nach ſeiner Beſchaffenheit und Verſchiedenheit verzeichnet; ſo gedenkt die Geographie bei jeder beſondern Provinz der Eigenthümlichkeiten ihres Bodens. Wenn die Statiſtik die geſammten Gebirge eines Staates nach ihrer Höhe und nach ihrer Ausdehnung gruppirt, ſo nennt die Geographie die einzelnen Berge da, wo ſie in den Provinzen oder Ämtern angetroffen werden. Wenn die Statiſtik die geſammten Waldungen, das geſammte Flußſyſtem eines Staates darſtellt, ſo gedenkt die Geographie der einzelnen Wälder und Flüſſe nach ihrem Locale in den Provinzen. Wenn die Statiſtik die Producte des Pflanzen-, Thier- und Mineralreichs, ſo wie die Producte der Induſtrie und die Reſultate des Handels in einem Staate zu einer lichtvollen Geſammtüberſicht vereinigt; ſo führt die Geographie an Ort und Stelle die wichtigſten Erzeugniſſe des Bodens oder des menſchlichen Fleißes auf, und bezeichnet die einzelnen Fabrik-, Manufactur- und Handelsſtädte. Wäre immer dieſe Gränzbeſtimmung zwiſchen Statiſtik und Geographie feſtgehalten worden; ſo würde die Vermiſchung beider Wiſſenſchaften vermieden worden ſeyn. Man entlehnte aber aus den eigentlichen ſtatiſtiſchen Notizen für die Geographie wahrſcheinlich nur deßhalb ſo viel, um dieſe für den Jugendunterricht intereſſanter, oder die Handbücher derſelben für die Bedürfniſſe der Leſer aus verſchiedenen Ständen und Volksclaſſen genießbar und reichhaltiger zu machen. Dieſes Mißverhältniß in den geographiſchen Hand- und Lehrbüchern, und die fortdauernden Veränderungen in dem politiſchen Zuſtande der europäiſchen Staaten und Reiche, welchen ſelbſt die in kurzer Zeit einander verdrängenden Lehrbücher der Geographie, und die wiederholten Auflagen oder Ausgaben derſelben nicht immer ſchnell genug folgen, und den jedesmaligen **neueſten** Zuſtand der politiſchen Geographie beſtimmt darſtellen konnten, veranlaßte mehrere denkende Männer, nach **Gatterers** früherer Andeutung, eine ſogenannte **reine Geographie** vorzuſchlagen und auszuführen, in welcher man die **natürliche Beſchaffenheit des Erdbodens**, nach ſeinen Meeren, Bergketten und Flüſſen, als Baſis der Geographie behandelte, ſie als Princip der Eintheilung der Erdoberfläche feſthielt, und die Wiſſenſchaft ſelbſt nach dieſem Maasſtabe vollſtändig durchführte. Ob nun gleich **dieſe** Behandlung der Geographie durch die Einfachheit ihres Princips und durch ihre genaue Sonderung von der Statiſtik ſich empfiehlt; ſo dürfte ſie doch, beſonders wenn ſie beim Jugendunterrichte die einzig gültige werden ſollte, die Lücken nicht erſetzen, welche nothwendig aus der gänzlichen Verdrängung der **wohlverſtandenen** politiſchen Geographie entſtehen müßten. Auch ſind die in dieſer Hinſicht gemachten Verſuche im Ganzen zwar nicht mißlungen, aber noch nicht **hinreichend** begründet und **erſchöpfend** durchgeführt. Die po-

litiſche Geographie kann ſich natürlicher Weiſe nicht in allen Zeitaltern gleich ſehen; man theilt ſie daher hiſtoriſch in die *alte*, *mittlere*, *neue* und *neueſte* ein. Im weitern Sinne umſchließt die alte Geographie nicht allein die Darſtellung des Zuſtandes der hiſtoriſch bekannten Erde und ihrer Bewohner ſeit der erſten beglaubigten hiſtoriſchen Kunde bis zum Umſturze des römiſchen Weſtreichs, ſondern auch die einzelnen Spuren der dahin gehörenden Nachrichten in den *mythiſchen* Zeitaltern. In ihren Umfang gehören *alle* Völker des Alterthums. Die *mittlere* Geographie, welche mit dem Umſturze des römiſchen Weſtreichs anhebt, reicht herab bis zur Entdeckung des vierten Erdtheils, Amerika (von 476—1492). Die *neuere* Geographie umfaßt die Periode von der Entdeckung Amerika's bis auf das Jahr 1789, und die *neueſte* die Zeit von 1789 bis jetzt.

Geographie — Geſchichte und Literatur derſelben. Es begreift ſich leicht, daß Geographie als Wiſſenſchaft ſich nur ſehr langſam entwickeln konnte. Sieht man auf die *Darſtellung* der Geographie in jenen verſchiedenen Zeiträumen, ſo kann man die Geſchichte derſelben als Wiſſenſchaft ebenfalls in mehrere Perioden abtheilen: 1. *mythiſche Periode* von der älteſten Zeit der Tradition bis auf Herodot. Quellen ſind hier Moſes, Homer und Heſiod. Das meiſte iſt dunkel und unſicher, der Nachrichten nur wenige, und mehr chorographiſch als geographiſch. 2. *Periode des einzelnen Sammelns* von Herodot bis Eratoſthenes 270 J. v. Chriſtus. Hanno, Scylax, Pytheas, Ariſtoteles, Dikäarchus liefern von einzelnen Ländern intereſſante Beſchreibungen. 3. *Syſtematiſche Periode* von Eratoſthenes bis Claudius Ptolemäus 161 J. n. Chriſtus. Polybius, Hipparchus, Artemidorus, Poſidonius, Strabo, Dionyſius Periegeta, Pomponius Mela, Plinius gehören hieher. 4. *Geometriſche Periode* von Ptolemäus bis Nic. Copernicus 1520 J. n. Chriſtus. Länge und Breite der Örter werden beſtimmt. Man kann hier unterſcheiden a) *die Zeit vor den Arabern* (Pauſanias, Marcianus, Agathemerus, Peutingeriſche Tafel, Kosmas); b) *Zeit ſeit den Arabern* vom J. 800 n. Chr. (Al-Marun, Abu Iſchak, Scherif Edriſi, Naſſir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh. Der einzige chriſtliche Geograph iſt Guido von Ravenna). 5. *Echtwiſſenſchaftliche Periode* von Copernicus bis auf uns. Man findet hier genauere aſtronomiſche Beſtimmungen, zweckmäßige Berichte von Reiſen zu Waſſer und zu Lande, genauere und zweckmäßigere Topographien, beſtimmtere Ländermeſſungen und Angabe des Flächeninhalts nach Quadratmeilen, und zweckmäßigere geographiſche Syſteme und Lehrbücher. Auch iſt erſt in dieſen Zeiten der Verſuch einer ſyſtematiſchen Geographie des Alterthums mit einigem Erfolg unternommen worden, doch im Ganzen mehr für die Bearbeitung der alten, als der mittleren Geographie geſchehen. Chriſtoph *Cellarius* brach hier eigentlich die Bahn. Seine Schrift erſchien zuerſt zu Leipzig 1686 in Duodez: Geographia antiqua ad veterum Historicorum faciliorem explicationem apparata. Umgearbeitet zu einer Quartausgabe führt ſie den Titel: Notitia orbis antiqui (2 Thle., Leipzig 1701). Die neueſte Ausgabe iſt vom Jahre 1773. Darauf ſchrieb Johann David *Köhler* eine Anleitung zu der alten und mittlern Geographie mit 37 Karten in drei Bänden, Nürnb. 1730 ff. 8. Das Handbuch der alten Geographie von *d'Anville*, in fünf Theilen, erhielt ſeine höhere

Brauchbarkeit in der neuen Ausgabe, welche von mehrern deutſchen Gelehrten trefflich bearbeitet und reichlich ausgeſtattet wurde, (Nürnberg 1800 ff. 8.) Der erſte und zweite Theil enthält Europa von Heeren; der dritte Theil Aſien von Bruns; der vierte Theil Afrika von Bruns und Paulus, und der fünfte Theil die mittlere Geographie. Zu dieſem ſchätzbaren Werke gehört ein ſehr brauchbarer Atlas von 12 Karten in Folio. Noch unvollendet, aber mit ſorgfältigem Fleiß und Quellenſtudium ward von Konrad Mannert bearbeitet die Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargeſtellt, bis jetzt ſieben Theile (doch beſteht der ſechste aus drei ſtarken Bänden), Nürnberg 1788—1812. 8. Sehr brauchbare Unterſuchungen über Gegenſtände der alten Geographie enthalten Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr, und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. In der neuen Auflage dieſes Werks enthält der erſte Theil Aſien; der zweite Theil Afrika; die erſte Abtheilung des dritten Griechenland (Götting. 1804—1812, 8.) Anwendbar beim Jugendunterricht iſt Funke's Atlas der alten Welt, beſtehend aus zwölf Karten mit erklärenden Tabellen; Weimar 1800, 4., und für den erſten Anlauf ausreichend: Nitſch Wörterbuch der alten Geographie, herausgegeben von Höpfner, Halle 1794, 8. Die geſammte Geſchichte der Geographie, bis herab zum Jahre 1800, umfaßt in einer faßlichen Geſammtüberſicht Malte Bruns Geſchichte der Erdkunde, aus dem Franzöſiſchen herausgegeben mit Zuſätzen von E. A. W. v. Zimmermann, zwei Abtheilungen, Leipzig 1812, 8. Doch iſt durch das Werk von Malte Brun Sprengels Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen bis zur Ankunft der Portugieſen in Japan (2te Auflage, Halle 1792, 8.) nicht entbehrlich gemacht worden. Noch fehlt es an einem mit Kritik und umſchließender Gelehrſamkeit geſchriebenen Werk über die mittlere Geographie; denn Chriſtoph Junkers Anleitung zur Geographie der mittlern Zeiten (Jena 1712, 4.) macht jenes Bedürfniß erſt recht fühlbar. Für die vergleichende Geographie haben die Schriften von Goſſelin und Mentelle Werth. Die neue Geographie, ſo unvollkommen auch ihre Bearbeitung und ſo unſicher ihre damalige Baſis war, gewann doch bereits in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts durch Hübners vollſtändige Geographie, die viele Auflagen erlebte; durch des Rector Hager geographiſche Schriften, und durch die in 16 Theilen fleißig zuſammengeſtellte neue europäiſche Staats- und Reiſegeographie (Leipzig und Görlitz 1750, ff. 8.). Der Vater und Begründer der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Geographie ward aber Anton Friedrich Büſching, deſſen neue Erdbeſchreibung zum erſtenmal im Jahre 1754 zu Hamburg erſchien. Die neueſte achte Auflage dieſes claſſiſchen Werks iſt vom Jahre 1787, und enthält im Ganzen elf Bände. Freilich iſt daſſelbe, nach den großen Veränderungen der neueſten Zeit, nicht ganz mehr in ſeiner damaligen Geſtalt brauchbar; auch hat es für ein geographiſches Syſtem zu viele Beimiſchungen aus der Statiſtik, und iſt in Hinſicht des Planes und der Folge nicht geordnet genug. Obgleich eine völlig neue Bearbeitung dieſes Werks von der Verlagshandlung angekündigt worden iſt; ſo iſt von dieſer doch nur die Geographie von Portugal von Ebeling, und die von Schweden von Rühs, ſo wie Amerika (aber noch unvollendet) in ſieben Theilen von Ebeling, Afrika von Hartmann, und die Fortſetzung von Aſien von Sprengel und Wahl erſchienen. In Verbindung mit

der Geſchichte der dargeſtellten Länder und Provinzen behandelte die Geographie, doch auch mit zu vieler Einmiſchung von ſtatiſtiſchen Notizen, Normann in ſeinem geographiſchen und hiſtoriſchen Handbuche der Länder-, Völker- und Staatenkunde, von welchem aber ſeit 1785 bloß Deutſchland in fünf Abtheilungen, und die Schweiz in vier Abtheilungen erſchienen ſind. Ein vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung begann Gaspari im Jahre 1797, welches in der erſten Abtheilung des erſten Bandes die mathematiſche, phyſiſche und politiſche Geographie überhaupt, in der zweiten Abtheilung den öſterreichiſchen, bayriſchen, ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreis, in den beiden Abtheilungen des zweiten Bandes größtentheils das übrige Deutſchland, und in der erſten Abtheilung des vierten Bandes Portugal, Spanien und Frankreich (von Ehrmann bearbeitet) enthält. Noch reſtirt der dritte Band, und die Fortſetzung von der zweiten Abtheilung des vierten Bandes an. Nach einem nicht ſo ausführlichen Plane, aber zweckmäßig angelegt, und nur nicht beendigt, war Friedrich Gottlieb Canzlers Abriß der Erdkunde nach ihrem ganzen Umfange zum Gebrauche bei Vorleſungen, in drei Theilen, Göttingen 1791. ff. 8. In compendiariſcher Form lieferte Gatterer die erſten geographiſchen Werke mit kritiſchem Geiſte in ſeinem Abriſſe der Geographie, Göttingen 1775, 8. und in einem kurzen Begriffe der Geographie, in zwei Theilen, Göttingen 1789, 8. (Neue Auflage, 1793. 8.). Für den Vortrag der Geographie auf Akademien und Gymnaſien ſorgte Fabri in ſeinem Handbuche der neueſten Geographie in zwei Theilen, und für niedere Schulen in ſeinem Abriſſe der Geographie. Sein großes geographiſches, mit vielem Fleiß eröffnetes Werk: Geographie für alle Stände, hat bis jetzt bloß die allgemeine Erdkunde und den größten Theil Deutſchlands, nach der ehemaligen Kreiseintheilung in fünf ſtarken Octavbänden (Leipzig 1786—1808) dargeſtellt. In der Folge ſorgte Gaspari durch zwei Lehrbücher der Geographie für den erſten und zweiten Curſus dieſer Wiſſenſchaft beim Jugendunterrichte (Weimar ſeit 1792) für die beſſere Methode in der Behandlung derſelben, beſonders da mit jedem Curſus ein beſonderer, auf die Fähigkeiten der Zöglinge berechneter, Schulatlas ausgegeben ward. Mit Rückſicht aber auf die neueſten Veränderungen und Umbildungen bearbeitete Profeſſor Stein in Berlin ſein Handbuch der Geographie nach den neueſten Anſichten, welches für Vorträge auf Schulen und Akademien in zwei Theilen 1808 (Leipzig) und in einer zweiten Auflage 1811 (doch mit dem veränderten und etwas unzweckmäßigen Titel: Handbuch der Geographie und Statiſtik) erſchien. Im Jahre 1817 erſchien von dieſem trefflichen Werke die dritte, völlig umgearbeitete, Auflage in drei Theilen, welche als Handbuch für gebildete Stände alle billige Anſprüche befriedigt. Von dem Auszuge aus dieſem Werke für den Jugendunterricht iſt bereits im Jahre 1817 die achte Auflage erſchienen. — Von Haſſels vollſtändigem Handbuche der neueſten Erdbeſchreibung und Statiſtik ſind bis jetzt bloß die beiden Abtheilungen des erſten Bandes, Berlin 1816 ff. erſchienen. Dieſes Werk vereinigt Geographie und Statiſtik, iſt ſehr ſorgfältig bearbeitet, und ſcheint die Beſtimmung zu haben, nach ſeiner Ausführlichkeit an Büſchings Stelle zu treten. In den meiſten genannten Handbüchern und Compendien der Geographie ward in der Einleitung die mathematiſche und phyſikaliſche Erdbeſchreibung in einer mehr oder weniger gedrängten Überſicht vorausgeſchickt. In einer ſelbſtſtändigen Form behandelten aber auch die mathe-

matiſche Geographie zweckmäßig: Walch in ſeiner Einleitung in die mathematiſche Geographie, ein Lehrbuch für die Jugend, 3te Auflage, Göttingen 1807, 8. Joh. Tob. Mayer in ſeinem Lehrbuche über phyſiſche Aſtronomie, Theorie der Erde und Meteorologie; Göttingen 1805, 8., und Schmidt in ſeinem Lehrbuche der mathematiſchen Geographie, Leipzig 1810, 8. Eben ſo ward die phyſikaliſche Erdbeſchreibung iſolirt behandelt von Friedr. Wilh. Otto in dem Syſteme einer phyſiſchen Erdbeſchreibung nach den neueſten Entdeckungen, Berlin 1800, 8., von J. Ernſt Fabri in ſeinem Abriſſe der natürlichen Erdkunde, Nürnberg 1800, 8., und in Kants phyſiſcher Geographie, herausgegeben von Rink, in zwei Theilen, Königsberg 1802, 8. Zu der ſogenannten reinen Geographie hatte bereits Gatterer in dem kurzen Begriffe der Geographie die erſten Grundlinien gezogen. In der neueſten Zeit verfolgten dieſe Anſicht: Zeune, in der Gea (Berlin 1808), welche im Jahre 1811 in einer zweiten Auflage mit der veränderten Schreibart: Göa, Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Erdbeſchreibung, erſchien; Kaiſer, in dem Lehrbuche der Länder- und Staatenkunde, auf eine einfachere Methode gebaut, (München 1810, 8.); Stein, in ſeiner Geographie für Real- und Bürgerſchulen nach Naturgränzen (Leipzig 1811, 8.); Hommeyer, in der reinen Geographie von Europa (Königsberg 1812, 8.), und Kunz, in dem Lehrbuche der reinen Geographie (Tübingen 1812, 8.). Von den neueſten geographiſch-ſtatiſtiſchen Wörterbüchern ſind die ſchätzbaren Werke von Winkopp und Ehrmann (fortgeſetzt von Schorch) nicht beendigt worden. Der alte Hübner erſchien zwar 1804 vollſtändig in einer neuen Auflage: neues Staats-, Zeitungs- und Converſationslexicon; wie vieles hat ſich aber ſeit 1804 verändert! Deßhalb ſcheint das Jägerſche geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Zeitungslexicon, in der neuen Bearbeitung von Mannert (3 Theile, 8. und Nachträge zum erſten und zweiten Bande) wegen ſeiner Reichhaltigkeit und weil es vollendet iſt, unter den Werken, welche den Zuſtand Europens bis zum Jahre 1813 ſchildern, den Vorzug zu verdienen. Für die gegenwärtigen Verhältniſſe dient als ausreichend für den erſten Anlauf: Haſſels allgemeines geographiſch-ſtatiſtiſches Lexicon, in zwei Theilen, beendigt. Weimar 1817, 8. Steins Zeitungs-, Poſt- und Comptoirlexicon in 2 Theilen (Leipzig 1811) iſt im Ganzen zu flüchtig gearbeitet, doch iſt von demſelben ein größeres Lexicon in 4 Theilen, nach den gegenwärtigen Verhältniſſen, angekündigt. Unter den Handbüchern für Reiſende iſt das franzöſiſche und deutſche Werk von Reichard (Guide des Voyageurs en Europe und der Paſſagier auf der Reiſe in Deutſchland, in der Schweiz, zu Paris und Petersburg) welches viele Ausgaben erlebt hat, das vorzüglichſte; doch wird man auch Becks practiſches Handbuch für Reiſende durch Europa und Nordaſien (Leipzig 1810, 2 Thle.) gebrauchen können. Q.

Geologie iſt die Lehre von der Bildung der Oberfläche der Erde. Überall, wo wir hinſehen, finden wir Spuren von Zerſtörung und Umänderung. Hier liegt Sand, dort Lehm, wo anders liegen Steine über und unter einander, und zwar nicht horizontal, wie ſolche Schichten ſich im ruhigen Zuſtande im Waſſer niederſchlagen, ſondern auf die mannichfachſte Weiſe ſchief und gebrochen und zerſtückelt. Kommt man nun vollends ins Gebirge, ſo ſieht man die Steinſchichten größtentheils auf den Köpfen ſtehen, Waſſerpflanzen finden ſich in den Bergen, und Seethiere hoch in den Alpen. Alles dieſes deutet auf gewaltſame Revolutionen, ſo in frü-

hern Zeiten auf der Erde Statt gefunden haben, aber es iſt ſchwer, in dieſem zuſammengerüttelten Schriftkaſten zu leſen und zu ſagen: wie alles geweſen, ehe er zuſammen gerüttelt worden, und welche Urſachen obgewaltet, ſo dieſes veranlaßt. Dieſes iſt das Geſchäft der Geogenie. Lichtenberg zählte ſchon 56 verſchiedene Syſteme der Geogenie auf, und ſeit der Zeit mögen noch vielleicht etliche 20 neue dazu gekommen ſeyn, die alle in gleichem Grade unhaltbar ſind. Man würde ſich den Weg bei dieſen Unterſuchungen ſehr abgekürzt haben, wenn man gleich von Anfang alle die mathematiſchen Beſtimmungen zum Grunde gelegt, die vorhanden waren, und wenn man ſich zuerſt an die großen Hauptphänomene gehalten, ohne ſich auf die Erklärung der neuen Phänomene einzulaſſen, bis jene im Klaren. Hierhin gehört z. B., daß das ſpecifiſche Gewicht der ganzen Erdkugel fünfmal ſo groß iſt wie das ſpecifiſche Gewicht des Waſſers, das ſpecifiſche Gewicht des Granits iſt aber noch nicht dreimal ſo groß, folglich kann das Innere der Erde nicht aus Granit beſtehen, wie in der Hälfte aller Geologien gelehrt wird. In der Schweiz ſieht man ſo recht die großen Trümmer der Vorzeit, die als hohe Gebirgszüge ſind ſtehen geblieben, beſonders wenn man auf dem Col de Balme ſteht, und von der einen Seite das walliſer Thal hinaufſieht, und von der andern das Chamonny-Thal herunter, und man die Montblanc-Kette und die walliſer Kette nun mit einem Blick überſieht. Man ſieht dann, daß dieſes in der Vorzeit ein Damm geweſen, von 15,000 Fuß Höhe. Und in dieſem Damme ſtehen alle Schichten ſenkrecht. Dieſe ſenkrechte Stellung der Schichten iſt das merkwürdigſte, da man in einer Breite von 10 Meilen immer über die Köpfe gehen kann. Und doch haben alle, als ſie ſich gebildet, horizontal gelegen. Welche Kraft hat damals gewirkt, die ſtark genug war, uns eine 10 Meilen dicke Granitrinde zu ſprengen, und ſenkrecht zu ſtellen? — Man ſieht hier, daß der Granit wirklich wohl bis auf eine Tiefe von 10 Meilen gehen kann. Es ſcheint, daß damals, als ſich die Erde gebildet, die Oberfläche am erſten erhärtet und erkaltet iſt, und daß dieſe eine feſte Kruſte um das Innere gebildet, welches damals noch weich und flüſſig war. Als dieſes auch immer mehr erkaltete und ſich zuſammenzog, trennte es ſich von der bereits verhärteten Rinde, die ſich nicht mehr zuſammenziehen konnte, weil ſie ſchon feſt war. Es entſtand nun eine große Abtheilung rund um die Erde, bei welcher eine Rinde von vielleicht 10 Meilen Dicke ſtehen blieb, dann eine Kluft von ein Paar Meilen kam, und dann der Kern der Erde. Vielleicht kam auch vorher noch eine zweite Rinde, dann wieder eine Kluft, und dann erſt der Kern der Erde. Daß ſich ſo etwas bei der Bildung der Planeten ereignen kann, das ſehen wir am Saturn. Bei dem haben ſich mehrere ſolcher Rinden gebildet (ſo wie Zwiebelſchalen), und dieſe ſind nachher eingebrochen und auf den Kern gefallen. Um den Äquator des Saturns, wo ſie wegen des größern Schwungs am dickſten und vielleicht auch am meiſten verhärtet waren, ſind ſie ſtehen geblieben, und bilden nun die äußerſt merkwürdige Erſcheinung des Saturnrings, der auch aus mehreren Ringen beſteht, die concentriſch um den Mittelpunkt des Saturns ſtehen. Daß es zwei Ringe ſind, ſieht man ſchon mit ſehr guten Fernröhren. Daß es noch mehrere ſind, hat Herſchel mit ſeinen Rieſenteleſkopen entdeckt. Der Ring ſteht um den Saturn wie eine dünne Scheibe, die aber 11,000 Meilen breit iſt. Der Durchmeſſer des Ringes iſt 40,000 Meilen; alſo faſt halb ſo groß wie der Kreis unſerer Mondbahn,

welcher 102,000 Meilen Durchmeſſer hat. Jeder der einzelnen Ringe iſt vielleicht ſo breit, als unſere Erdkugel dick iſt. An alle dieſe Zahlen muß man ſich erinnern, wenn man über die Bildung der Oberfläche unſerer Erde philoſophirt. Man muß es ſich vergegenwärtigen, wie die Natur im Großen arbeitet, um nicht bei großen Phänomenen mit kleinen Erklärungen zu kommen. Für die Geologen auf dem Saturn hat es nun gewiß ſeine Schwierigkeiten, aus dieſen zuſammengebrochenen Trümmern, wobei das Unterſte zu oberſt gekommen, eine gute Erklärung zu finden, wie es geweſen, ehe ſolche Umwälzung und Zuſammenrüttelung geſchehen. Eben ſo ſchwierig iſt es für die unſrigen aus ähnlichen Trümmern an der Oberfläche zu ſagen, wie es geweſen, als die Seethiere, die wir jetzt auf den Spitzen der Alpen in einer Höhe von 6000 Fuß finden, noch in der See gelegen. Ob die ganze Rinde unſerer Erde ſo zuſammengebrochen, wie die Rinde des Saturns, ſo daß unſere Erde, die jetzt 1720 Meilen Durchmeſſer hat, damals vielleicht 5000 Meilen hatte, — das iſt ſchwer zu ſagen, obgleich man die Unmöglichkeit nicht darthun kann. Ob auf dem Saturn jetzt auch ſo regelmäßige Sand- und Lehmlager durch große Strecken liegen wie bei uns? — Dieſe ſind bei uns offenbar viel ſpätern Urſprungs als jenes Zuſammenbrechen. Die heißen Quellen ſcheinen für die zwiebelſchalartige Geſtalt der Erdrinde zu ſprechen; denn die gewöhnliche Erklärung, daß ſie von brennenden Kohlenflötzen kämen, oder von erhitzten Schwefelkieſen, reicht nicht aus, wenn man berechnet, wie viel tauſend Cubikfuß Waſſer täglich in Aachen, in Wisbaden, im Carlsbad u. ſ. w. müßten geheizt werden, und wie viel Steinkohlen hiezu erfoderlich, da alles Brennen im Innern der Erde nur ein langſames Fortkühlen iſt, aus Mangel an Luft, wie man dieſes in Bergwerken ſieht, wenn irgendwo ein Kohlenflötz in Brand geräth. Der Sitz der heißen Quellen ſcheint viel tiefer zu ſeyn, als Werner glaubte; beſonders wenn man bedenkt, daß zu Töpliz im Jahr 1756 die Quellen in dem Augenblicke aufhörten, als das Erdbeben zu Liſſabon ausbrach. Wenn dieſe ihren Sitz im Flötzgebirge hatten, etwa 1000 Fuß unter der Oberfläche, ſo konnten ſie mit Liſſabon keinen Zuſammenhang haben, da das Flötzgebirge vielleicht hundertmal durchs Urgebirge abgeſchnitten, ehe man bis Liſſabon gekommen. Wahrſcheinlich haben die heißen Quellen unter der Granitſchale ihren Sitz, die unſere Erde umgibt. Je tiefer man in das Innere der Erde in den Bergwerken kommt, deſto wärmer wird es. 100 Fuß unter der Oberfläche iſt die mittlere Wärme 10° R., 1500 Fuß unter der Oberfläche iſt ſie 14° R., wie die Beobachtungen im Erzgebirge geben. Hiernach wird in einer Tiefe von einer Meile oder von 24,000 Fuß das Waſſer ſchon 60° R. warm ſeyn, und wenn dieſes in einer Quelle nach hydroſtatiſchen Geſetzen in die Höhe ſteigt, ſo muß es an der Oberfläche der Erde ſo erſcheinen, als es in den heißen Quellen in Aachen und Carlsbad erſcheint. Sitzt das Reſervoir der heißen Quellen aber unter der Granitrinde, ſo begreift man, daß das Erdbeben in Liſſabon einen Einfluß auf die Quellen in Töpliz haben konnte, und dieſe eine Stunde lang zum Stillſtehen bringen. Bg.

Geomantie, die vorgebliche Kunſt, aus gewiſſen, in Sand gemachten Punkten zu wahrſagen; eine Art der ſogenannten Punktirkunſt.

Geometrie, Meßkunſt, eine Wiſſenſchaft des Raums, den die körperlichen Dinge nach ihrer Länge, Breite und Höhe einneh-

men, erhielt ihren Namen daher, weil ſie von der Ausmeſſung der Felder, der Längen, Breiten und Höhen auf dem Erdboden ihren Anfang nahm, oder doch zuerſt darauf angewandt wurde. Sie verdankt alſo ihren Urſprung der Theilung der Ländereien oder der Entſtehung des Eigenthums, beſonders in Anſehung des Bodens. Jetzt macht die Ausmeſſung des Feldes nur einen Theil der Geometrie aus, den man Geodäſie nennt. Die Geometrie ſelbſt iſt von weiterem Umfang, indem man mehrere Gegenſtände, z. B. die Geſchwindigkeit der Bewegung, die Zeiten u. a. m. durch Linien vorſtellt und ſolche geometriſch behandelt. Man theilt ſie in die gemeine, welche von den geraden Linien, geradlinigten Figuren, dem Cirkel und den daher entſtehenden Körpern handelt, und in die höhere Geometrie, welche ſich mit den krummen Linien und den daher entſtehenden Körpern beſchäftigt. Die erſtere wird wieder in die theoretiſche, die die Eigenſchaften der Linien und Figuren erweiſ't, und in die practiſche abgetheilt, welche die Beſchreibung, Ausrechnung und Theilung der Linien, Flächen und Körper ſowohl auf dem Papier als auf dem Felde lehrt. Die vornehmſten Theile derſelben ſind die Longimetrie (Längenmeßkunſt), die Planimetrie (Flächenmeßkunſt), die Stereometrie (Körpermeßkunſt), die Trigonometrie oder die Lehre von den Kreisfunctionen. Zur practiſchen Geometrie rechnet man: die Geodäſie, ſowohl die niedere, als auch die höhere, das Nivelliren (Waſſerabwägen) und die Markſcheidekunſt. Ob die Erfindung dieſer Wiſſenſchaft den Babyloniern oder Ägyptern gehöre, iſt wohl nicht genau zu beſtimmen. Thales und Pythagoras brachten ſie nach Griechenland. Letzterer erfand den nach ihm benannten Pythagoreiſchen Lehrſatz, wegen ſeiner Wichtigkeit Magiſter Matheſeos genannt, daß in einem rechtwinkligen Dreieck das Quadrat der Hypotenuſe den Quadraten der Katheten gleich ſey. Hippokrates Chius, ein Pythagoreiſcher Philoſoph, ſchrieb die erſten Anfangsgründe der Geometrie. In der gemeinen Geometrie that ſich vorzüglich Euklides in Alexandrien durch ſeine Elementa geometriae hervor. Er zeigte zuerſt die Verhältniſſe der Kugeln unter einander, und erwies, daß ſie ſich zu einander wie die Würfel ihrer Durchmeſſer verhalten; auch zeigte er zuerſt, daß ein Kegel und ein Cylinder von gleicher Höhe und Grundfläche ſich wie 1 zu 3 verhalten. Faſt 100 Jahre nach ihm bereicherte Archimedes die gemeine Geometrie durch ſeine Erfindungen von der Cirkel- und Kugelrechnung. Er lehrte zuerſt den Inhalt einer Kugel und ihrer Fläche ausrechnen, und fand, daß ſich eine Kugel zu dem umſchriebenen Cylinder wie 2 zu 3 verhalte, welche Erfindung er ſo hoch ſchätzte, daß er ſie auf ſeinem Grabmal verewigt wiſſen wollte. Um die höhere Geometrie machte ſich zuerſt Ariſtäus verdient, der über die Kegelſchnitte ſchrieb; nach ihm ſchrieb Euklides über denſelben Gegenſtand, und nach ihm Archimedes ſeine Bücher de conoidibus et sphaeroidibus, de linea spirali, de quadratura parabolae; aber alle dieſe übertraf Apollonius von Perga, der alles Vorhandene ſammelte, und zuerſt die Namen Hyperbel, Parabel, Ellipſis gebrauchte. Im Mittelalter wurde die Geometrie von den Arabern mit Eifer und Erfolg bearbeitet. Bei dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften im Mittelalter fand auch die Geometrie ſehr früh ihre Bearbeiter. In Italien werden genannt Nic. Tartaglia zu Venedig (ſt. 1557), Fed. Commandin aus Urbino (ſt. 1575), Franc. Mauro-

lycus aus Meſſina (ſt. 1575) und Lucas Valerius zu Rom (ſt. 1618), welche auf der Bahn der Alten fortſchritten, und die Wiſſenſchaft mit neuen Entdeckungen bereicherten. In Frankreich blieb man im ſechzehnten Jahrhundert bloß bei den Anfangsgründen ſtehen. Des-Cartes hat durch die Einführung der Analyſis in die höhere Geometrie die alten Gränzen derſelben ungemein erweitert, worauf ſie durch die im 17ten Jahrhundert von Newton und Leibnitz erfundene Analysis infinitorum, um welche ſich der verſtorbene leipziger Profeſſor Hindenburg ſehr verdient machte, zur größten Vollkommenheit geſtiegen iſt. Franz Vieta von Fontenay (ſt. 1603) machte ſich auch durch eigene Erfindungen verdient. Darauf folgten Niederländer, Deutſche und Engländer, von denen wir jedoch nur diejenigen anführen können, die ſich durch wichtige Fortſchritte ausgezeichnet haben. Wir nennen demnach: Johann Prätorius (ſt. 1616), erſter Prof. der Mathematik zu Altorf, erfand 1611 den Meßtiſch, nach ihm Mensula Praetoriana genannt; D. Erasmus Reinhold (ſt. 1574) ſchrieb zuerſt vom Markſcheiden, und Nicolaus Voigtel gab 1686 die zweite Schrift über die Markſcheidekunſt heraus; Georg Purbach (ſt. 1461) erfand das geometriſche Quadrat beim Feldmeſſen; Mich. Stiefel (geb. 1496 zu Eßlingen), ein deutſcher Prediger, entdeckte 1530 die Logarithmen, und machte ſie 1544 in ſeiner Arithmetica integra bekannt; der zweite Erfinder derſelben auf eine andere Art war der Schotte Joh. Neper, Baron von Merchiſton, welcher ſeine Erfindung 1614 bekannt machte; Regiomontanus oder Joh. Müller (ſt. 1476), Schüler von obigem Purbach, ſchrieb 1464 de triangulis, welches das älteſte auf unſere Zeiten gekommene Buch von der Trigonometrie iſt; Pascal ſtellte 1643 zu Clermont in Auvergne die erſten Verſuche an, die Höhen der Berge und anderer Gegenſtände durch den Stand des Barometers zu meſſen, welche Meſſungen in den neuern Zeiten durch Einführung der Schichttafeln ſehr erleichtert und zur größtmöglichen Vollkommenheit gediehen ſind. Die beſte Abhandlung über das Höhenmeſſen mit dem Barometer hat Daubuiſſon geſchrieben, der nur die Abhandlung von Biot zur Seite geſetzt werden kann. Am allermeiſten aber iſt die Vermeſſung der Länder und Seen und das Nivelliren oder Waſſerwiegen ſowohl in Anſehung der dabei anzuwendenden Theorie, als auch der Inſtrumente ſelbſt vervollkommnet worden. Das practiſche Vermeſſen theilt ſich ab: 1. in das Vermeſſen gerader Linien; 2. in das Aufſuchen der Lage der geraden Linien gegen die übrigen; 3. in das Übertragen dieſer Lage und des Maßes auf Papier; und 4. in die Berechnung der Oberfläche des gemeſſenen Landes, wobei alle Flächen, aus ſo viel Seiten ſie auch beſtehen mögen, in Dreiecke reducirt werden.

Geometriſche Reihe. Hierunter verſteht man eine Reihe von Größen (Zahlen oder Buchſtaben), wo jeder einzelne Theil zu dem nächſt folgenden in einem geometriſchen Verhältniſſe ſtehet. Z. B. 1 : 2 : 4 : 8 : 16 : 32 u. ſ. w. Iſt die Fortſetzung der Reihe wachſend, ſo entſteht eine ſteigende, im entgegengeſetzten Falle eine abnehmende Reihe; doch gibt es auch geometriſche Reihen, die von einem Gliede aus auf beiden Seiten ohne Ende fort laufen. Diejenige Zahl, welche anzeigt, um wie vielmal das eine Glied der Reihe größer oder kleiner iſt, als das folgende, nennt man den Exponenten. Man nennt eine ſolche Reihe vom erſten Range, wenn alle Exponenten gleich ſind, vom zweiten

Range, wenn die Exponenten der erſten Reihe nicht gleich ſind, ſondern wiederum eine Reihe bilden, die erſt gleiche Exponenten hat. So gibt es Reihen vom dritten, vierten u. ſ. w. Range.

Geometriſche Feder, eine von Sardi erfundene metallene Feder, um damit krumme Linien, die ſich nach gewiſſen Geſetzen richten, zu ziehen.

Georg (der heilige Ritter St.), der chriſtliche Perſeus, nach der Legende ein cappadociſcher Prinz. Seine berühmteſte Heldenthat war die Beſiegung eines Lindwurms und die dadurch bewirkte Befreiung einer Königstochter. Der moscowitiſche Czaar führt in ſeinem Herzſchild als Wappen den heiligen Georg, wie er den Lindwurm erſticht.

Georg I. (Ludwig), König von Großbritannien, geb. zu Hannover am 28ſten Mai 1670, geſt. zu Osnabrück am 11ten Juni 1727, eine wahre Zierde des engliſchen Thrones. Er erbte zuerſt von ſeinem Vater, Ernſt Auguſt, dem erſten Churfürſten von Hannover, 1698 dieſes ſchöne Land, und von ſeiner Gemahlin, Sophie Dorothea, Tochter des letzten der Herzoge von Zelle (Wilhelm) die lüneburgiſchen und zelliſchen Lande. Wenige Jahre nach dem Tode ſeines Vaters (1701) überbrachte der Graf Macclesfield ſeiner Mutter, der gefeierten Churfürſtin Sophia (einer Enkelin Königs Jacob von England) die Acte, welche ihr und ihrem Hauſe die Nachfolge auf den engliſchen Thron verlieh. Doch die Churfürſtin Mutter, die damals faſt ſchon 73 Jahr alt war, erlebte ihre Thronbeſteigung nicht, denn ſie ſtarb neun Wochen früher als Anna, die letzte Königin aus dem Hauſe Stuart. So ward nun Churfürſt Georg Ludwig unter dem Namen Georg der Erſte König der vereinigten Reiche von Großbritannien. Kraftvoll wußte er ſein neuerworbenes Recht gegen die Angriffe des Prätendenten (Jacob III.) und deſſen Anhänger zu behaupten, wie denn überhaupt Kraft, weiſe Politik und hohes Intereſſe für die Nation, die ſich ihm anvertraut hatte, jeden ſeiner Schritte bezeichnen. Seine Verbindung gegen Carl XII. von Schweden erwarb ihm zu ſeinen hannöverſchen Landen die Herzogthümer Bremen und Verden. In dem Frieden, der den, in Verein mit Frankreich gegen Spanien von Georg I. geführten, Krieg beendigte (1720), ward hauptſächlich von ihm die Bedingung, den ſpaniſchen Miniſter, Cardinal Alberoni, der ganz Europa ſeinen coloſſalen Planen unterwerfen wollte, zu entlaſſen, dictirt, nachdem er das ganze ſchlauverſtrickte Gewebe dieſes herrſchſüchtigen Mannes durchſchaut, und mit dem Herzoge von Orleans, dem damaligen Regenten Frankreichs, zugleich entwickelt hatte. Durch eine kluge Benutzung der Marine imponirte er allen übrigen Mächten: die Vernichtung der ſpaniſchen Flotte im mittelländiſchen Meere erhob den Muth, Glanz und Einfluß des engliſchen Cabinets auf die Entſchließungen des übrigen Europa, der von ihm an mit immer wachſender Stärke ſich geltend zu machen gewußt hat. Im J. 1727 unternahm er eine Reiſe in ſeine Erbländer; da ereilte ihn am 11ten Juni der Tod zu Osnabrück. Sein Nachfolger   I.

Georg II. (Auguſt), geb. als Churprinz von Hannover am 10ten Nov. 1683, geſt. 25ſten Oct. 1760, begleitete ſeinen Vater 1714 nach England, wo er zum Prinzen von Wallis und Grafen von Cheſter ernannt wurde. Er erwarb ſich in den Herzen der Engländer ein Vertrauen und eine Achtung, die noch jetzt von ihm

rühmt, daß er der edelſte Mann im ganzen Königreiche geweſen ſey. Seine Gemahlin ward am 2ten Sept. 1705 Caroline, des Markgrafen Johann Friedrich zu Anſpach Tochter, welche am 1ſten Dec. 1737 ſtarb. Georg entwickelte früh einen kriegeriſchen Geiſt, von dem, ſo wie von ſeiner Tapferkeit, er zuerſt in dem Kriege gegen die Niederlande (1708) glänzende Proben ablegte. Die erſten ruhigen Jahre ſeiner Regierung widmete er den Beſchäftigungen des Friedens; die Univerſität Göttingen, nach ihm Georgia Auguſta genannt, ward in jener Zeit von ihm geſtiftet. Aber ſeine Liebe zu den Waffen rief ihn im ausgebrochenen öſterreichiſchen Succeſſionskriege zu Thaten auf dem Schlachtfelde. Der Sieg bei Dettingen am 27ſten Juni 1743 ſchmückte ſein Haupt mit einem Lorbeerkranze und den unvergänglichſten Ruhm der Großmuth erwarb er ſich durch die bedeutenden Opfer, die er der großen Maria Thereſia brachte. Der achner Friede gab ihm wieder Muße zu der ſegenvollſten Fürſorge für die innere Wohlfahrt ſeines Reiches. Der über die amerikaniſchen Angelegenheiten entzündete Krieg zwiſchen Großbritannien und Frankreich entriß ihm zwar auf eine Zeit lang Minorca, allein die Kraft, welche England im Laufe jener großen Begebenheiten, unter denen der ſiebenjährige Krieg und Georgs Antheil an demſelben im Bunde mit dem erhabenen Friedrich am wichtigſten ſind, immer ſichtbarer entwickelte, führte dies Reich zu deſto größerem Glanze. Da entriß der Tod Georg den Zweiten ſeinen ihn verehrenden Unterthanen, am 25ſten October 1760. Ihm folgte ſein Enkel I.

Georg III. (Wilhelm Friedrich), König von Großbritannien und Irland, und bis 1815 Churfürſt, ſeitdem König von Hannover, geb. 4ten Juni 1738, Sohn von dem, 6 Jahre vor Georg II. verſtorbenen, Friedrich Ludwig, Prinzen von Wallis und Auguſte, Tochter Herzogs Friedrich II. von Sachſen-Gotha. Er folgte ſeinem Großvater Georg II., den 25ſten Oct. 1760, und vermählte ſich den 8ten Sept. 1761 mit Sophie Charlotte, Tochter Herzogs Carl zu Meklenburg-Strelitz, geb. 19ten Mai 1744. Er ſetzte den ſiebenjährigen Krieg mit Nachdruck fort. Seine Flotten machten Eroberungen in beiden Indien, und der Friede von 1763 ſicherte England den Beſitz von Canada u. ſ. w. Seine nunmehr 58jährige Regierung iſt ausgezeichnet durch die Verwaltung des Lord Chatam, Will. Pitts u. A., durch den Verluſt der nordamerikaniſchen Colonien, durch die Eroberung vom größten Theile Oſtindiens und mehrerer Inſeln, durch die Vereinigung Irlands mit Großbritannien, und durch den franzöſiſchen Revolutionskrieg. Unter ihm erhob ſich der Ruhm der brittiſchen Seemacht höher als je, durch Howe, Jervis, Nelſon u. A., auch die Landarmee erlangte wieder den alten Ruf der Tapferkeit und Kriegszucht, in Indien, und unter Wellington in Spanien und den Niederlanden. Malta, das Cap, Corfu, Ceylon, Trinidad, die Inſel Mauritius und andre Erwerbungen mehr haben das Seereich der Britten eben ſo ſehr erweitert, als den Handel. Der König ſelbſt hat in den letzten 30 Jahren ſeiner Regierung wenig gethan. Denn ſchon im J. 1787 hatte er den erſten Anfall jener Geiſteszerrüttung, die in der Folge mehreremal wiedergekehrt iſt. Damals wurde er von dem Doctor Willis hergeſtellt. Allein 1792 war eine ſo ſchnelle Heilung nicht möglich, und es wurde damals zum erſtenmal die Frage wegen einer Regentſchaft in dem Parlament zur Sprache gebracht. Die Oppoſitionspartei, an deren Spitze der Prinz von Wallis ſtand, wollte dieſen zum Re-

genten erklärt wiſſen, allein die Miniſterialen unter Pitts Anführung, welche durch den Prinzen geſtürzt zu werden fürchteten, behaupteten, daß die Regentſchaft kein mit der Perſon verbundenes Recht ſey, ſondern willkürlich von dem Parlament ertheilt werden könne. Die Bill, welche Pitt in dieſem Sinne vorſchlug und das Unterhaus annahm, blieb indeß ohne Wirkung, da der König inzwiſchen genas. Man behauptet, daß die weſentlichen Dienſte, welche Pitt bei dieſer Gelegenheit dem Könige erwieſen, hauptſächlich ihm die unwandelbare Gunſt deſſelben für die Folge geſichert hätten. Der König iſt von ſeinem Volke ſehr geliebt; gleichwohl hat man mehr als einmal Angriffe auf ſein Leben gewagt; namentlich bei dem von Gordon angeſtifteten Aufruhr im J. 1780, dann 1794, wo auf einer Spazierfahrt eine Flinte auf ihn abgedrückt ward, und zuletzt im Theater, wo ein gewiſſer Athfield, der nachher für wahnſinnig erklärt wurde, eine Piſtole gegen die königliche Loge abſchoß, ohne jedoch jemand zu verwunden. Die königliche Gewalt hat ſich unter der Regierung Georgs III. beſonders durch die Fremdenbill und die Suspenſion der Habeas-corpusacte (ſ. beide Art.) anſehnlich erweitert. Ihr Einfluß im Parlament iſt entſchiedner als je, theils durch die Spaltungen der Oppoſitionspartei, theils durch die Vermehrung der Mitglieder im Oberhauſe, deren Anzahl im J. 1760 nur 181, im J. 1800 aber gegen 500 betrug. Bei Georgs Thronbeſteigung war die Civilliſte auf 800,000 Pfund feſtgeſetzt; allein 1769 bezahlte das Parlament mehr als eine Million Schulden, und wurde ſeitdem öfter deßhalb in Anſpruch genommen. Damals erhöhte man die Civilliſte um 100,000 Pfund, aber dennoch waren Schulden vorhanden. Die Hofhaltung des Königs war dabei keineswegs glänzend; allein die königliche Familie war zahlreich, und die geheimen Ausgaben im In- und Auslande ſehr bedeutend. Als Georg in ſeinem 22ſten Jahre den Thron beſtieg, beſaß Lord Bute, ſein ehemaliger Erzieher, ſein unbeſchränktes Vertrauen, das auf den von dieſem empfohlenen Lord Liverpool gewiſſermaßen übergegangen iſt. Der König genehmigte leicht die Plane, die ſeinen Grundſätzen entſprachen, und verfolgte ſie mit größter Beharrlichkeit; aber eben ſo unbeugſam war er auch in ſeiner Abneigung; kein Souverain verabſcheute ſo ſehr wie er die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution, ſelbſt als die herrſchende Partei der conſtituirenden Verſammlung die brittiſche Verfaſſung laut erhob. Eben ſo beharrlich hat er ſich geweigert, den irländiſchen Catholiken die Aufhebung der Teſt zuzugeſtehen, welche ihnen Pitt verſprochen hatte. Künſte und Wiſſenſchaften hat er mehr beſchützt, als ſeine Vorgänger aus dem Hauſe Braunſchweig; doch nicht in dem Grade, wie von einem ſo großen Monarchen hätte erwartet werden können. Faſt alle ſeine Schenkungen und Penſionen hatten mehr einen politiſchen Zweck. Übrigens war ſein Charakter ſtets ſanft und leutſelig; ſein Geſicht hat das Gepräge der Gutmüthigkeit und des Wohlwollens. Als Gatte und Vater muſterhaft, lebte er ſtets wie ein einfacher Privatmann in dem Schooße ſeiner Familie, vornemlich zu Windſor. Als er 1804 einen abermaligen Anfall ſeiner Krankheit hatte, beſchäftigte man ſich aufs neue mit den Maßregeln zu Einſetzung einer Regentſchaft; aber auch diesmal genas er wieder. Seitdem litt er beſonders an der Abnahme des Geſichts, wodurch er verhindert ward, das Parlament perſönlich zu eröffnen. Im Jahr 1810 kehrte ſeine Geiſteskrankheit heftiger als je zurück; und es verſchwand alle Hoffnung zur Wiederherſtellung

ſeiner Geiſteskräfte. Die Regentſchaft wurde daher nun wirklich in die Hände des Prinzen von Wallis, Georg Friedrich Auguſt, gelegt. S. Aikin's Annals of the reign of King George the third, from its commencement in the year 1760, to the general peace in the year 1815. II Vol. Vgl. Großbritannien und Wallis (Prinz v.).

Georg, Prinz=Regent, ſ. Wallis (Prinz von).

George Weymer (Demoiſelle). Dieſe berühmte Schauſpielerin der franzöſiſchen Bühne iſt die Tochter eines Schauſpieldirecteurs in Amiens, und ſpielte ſchon als Mädchen von 12 Jahren tragiſche Rollen auf dem Theater ihres Vaters. Ihre Anlagen zogen die Aufmerkſamkeit der Dem. Raucourt auf ſich, welche ſie unterrichtete und ihr ihre Rollen einſtudirte. Dem. George debutirte den 29ſten Nov. 1802 auf dem Theatre Français als Clytemneſtra, unmittelbar nach der Dem. Duchesnois. Wenn die Zuſchauer allgemein ihr den Preis der Schönheit zuerkannten, ſprachen ihr die Anhänger ihrer Nebenbuhlerin auch jeden andern Vorzug vor derſelben ab. Man behauptete, ſie copire ihr Vorbild zu ängſtlich, ja ſelbſt die Fehler deſſelben; auch ſage die Rolle der Clytemneſtra ihrer großen Jugend, ſie war erſt ſechszehn Jahre alt, nicht zu; allein das Publikum fand, daß ſie dieſe Rolle mit einer ungemeinen Erhabenheit und Einſicht ſpielte. Die Journaliſten nahmen Partei entweder für Dem. George oder Dem. Duchesnois. Geoffroy erklärte ſich für Dem. George und griff die Talente ihrer Nebenbuhlerin an. Das Lob, das ihr dargebracht wurde, verhinderte ihre Fortbildung, während Dem. Duchesnois täglich neue Fortſchritte machte. Im Jahre 1808 verſchwand ſie plötzlich in Paris. Man wußte lange nicht, wo ſie hingekommen ſei, bis man endlich erfuhr, daß ſie ſich nach Wien gewendet. Von Wien ging ſie nach Petersburg, wo ihr ihre Reize die glänzendſte Aufnahme verſchafften und wo ſie ſich mehrere Jahre aufhielt. Bei dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland kam ſie wieder nach Paris zurück, und fand auch auf dem Theatre Français von neuem rauſchenden Beifall. Im Jahre 1816 verreiſ'te ſie und blieb über ihren Urlaub weg. Die Theaterintendanz legte ihr eine Strafe von 3000 Fr. auf. Sie foderte hierauf ihre Entlaſſung, und erhielt ſie im May 1817. Im Sommer dieſes Jahres ging ſie nach England, trat mit Talma in Geſellſchaft, und ſo entzückten ſie London durch den Vortrag der ſchönſten Stellen aus den franzöſiſchen Tragödien. — Dem. George hat ſich, wie ein Kunſtrichter in den „Zeitgenoſſen" von ihr ſagt, gleichſam eine neue Gattung der Darſtellung, die plaſtiſch=romantiſche, gebildet. In ihr iſt, unter allen tragiſchen Künſtlerinnen der franzöſiſchen Bühne, die größte Tiefe und die kräftigſte Natur vorhanden, die durch das herrſchende Darſtellungsſyſtem nicht geſchwächt, vielweniger unterdrückt worden iſt. In der Fredegonde (Lady Macbeth) zeigt ſie rein=romantiſche Momente; dagegen entwickelt ſie z. B. im Ödip von Voltaire rein plaſtiſche Züge. Wäre ſie eine Deutſche, fährt jener Beurtheiler fort, und auf der deutſchen Bühne gebildet, ſo würde ſie vielleicht an tragiſcher innerer Bedeutſamkeit über alle jetzigen deutſchen Schauſpielerinnen den Sieg davon tragen.

Georges Cadoudal, Chef der Chouans, war der Sohn eines Müllers zu Brake, einem Dorfe zwei Stunden von Auray in Morbihan. Kaum hatte er ſeine Studien zu Vannes geendigt, als die Revolution ausbrach. Anfangs nahm er keinen Antheil daran.

Bei dem Aufſtande in Bretagne aber nahm er als Reiter Dienſte, vereinigte ſich nebſt einigen Bretagnern zu Caval mit den Vendeern, als ſie über die Loire gegangen waren, und wurde bei der Belagerung von Grandville zum Offizier ernannt. Er zeichnete ſich durch Körperkraft und Muth aus, und erwarb ſich ſeitdem einen Namen. Nach den Verluſten bei Mans und Savany flüchtete er ſich in ſein Geburtsland, konnte ſich aber nicht wieder an die ſtille Lebensart gewöhnen, und warb Bauern und müßige Matroſen, an deren Spitze er ſich ſtellte. Man ſchickte ihm Truppen entgegen; eine republikaniſche Colonne überraſchte ihn und brachte ihn nebſt ſeinem Vater in Verhaft nach Breſt. Nach einer ziemlich langen Gefangenſchaft entkam er in Matroſenkleidung und übernahm wieder das Commando ſeines Cantons. Da er den Adel nicht liebte, ſuchte er die Adeligen fortwährend vom Commando zu entfernen und wurde ſelbſt als Chef einer Plebejerpartei betrachtet. Erſt im J. 1795 fing er an, ſich bemerkbar zu machen; er commandirte 1796 die Diviſion von Morbihan. Als er 1799 die Waffen aufs neue ergriff, war er einer der Chefs, welche die größte Macht um ſich verſammelten, und nach den Berichten der Republikaner genoß er das ganze Zutrauen ſeiner Truppen; es war ſogar die Rede davon, ihn zum Generaliſſimus zu ernennen. Um dieſe Zeit beſetzte er wieder Nieder-Bretagne, und war der einzige nicht adeliche General en Chef. Seine Diviſion war diejenige, welche den Republikanern die meiſten Treffen lieferte, und er war es, der im December die Expedition an den Ufern der Vilaine commandirte, um einen anſehnlichen Transport von Flinten und Canonen in Empfang zu nehmen, welchen die Engländer daſelbſt ausſchifften. Lange ſchlug er den Frieden aus, welchen die Conſuln damals anboten; doch in Folge mehrerer Treffen, namentlich bei Grandchamp und Elven den 25ſten und 26ſten Januar 1800, die ziemlich blutig waren, und da er ſah, daß alle Chefs, Frotté allein ausgenommen, ſich den Geſetzen der Republik unterworfen hatten, dachte auch er daran, den Frieden abzuſchließen, da es noch Zeit war. Den 9ten Februar, wo er wußte, daß der General Brune recognoscirte, ging er ihm bei dem Dorfe Theix entgegen, nur von zwei Chouans begleitet, ließ durch einen derſelben dem General melden, daß er ihn zu ſprechen wünſchte, und hielt unter freiem Himmel eine Unterredung mit ihm. In einer Stunde waren ſie einig. Georges machte ſich anheiſchig, ſeine Truppen zu entlaſſen und ſeine Artillerie und Gewehre auszuliefern. Nachdem der Friede von den Conſuln genehmigt und abgeſchloſſen worden, kam er nach Paris, wo ihm Dienſte in der republikaniſchen Armee angeboten wurden. Nach einigem Zaudern reiſ'te er plötzlich nach London ab, und fand bei den Prinzen und engliſchen Miniſtern eine ſehr günſtige Aufnahme. Die Idee der Höllenmaſchine ſoll er angegeben haben. Er ging ſelbſt nach Frankreich, um die Ausführung anzuordnen, kehrte darauf nach England zurück und kam zum zweitenmale nach Frankreich, um den Tod zu finden. Er war nämlich im Monat Auguſt 1803 mit Pichegru und Andern auf der franzöſiſchen Küſte gelandet, um den Streich gegen das Leben des erſten Conſuls, den er im Sinne hatte, auszuführen, und hielt ſich bis zum Monat März in der Hauptſtadt verborgen. Um dieſe Zeit hatte die Polizei von einigen Agenten dieſer Verſchwörung Winke erhalten und ließ ihm mit außerordentlicher Thätigkeit nachſpüren. Bei ſeiner Gefangennehmung in der Nähe des Palaſtes Luxemburg vertheidigte er ſich mit zwei Piſtolenſchüſſen, die zwei Diener der Polizei zu Boden

ſtreckten, ſprang aus ſeinem Cabriolet und ſuchte zu entkommen; allein der Pöbel umringte ihn und ein Fleiſcher hielt ihn feſt; man führte ihn auf die Präfectur und von da in den Tempel. Das Criminalgericht machte ihm und einer großen Anzahl ſeiner Mitverſchwornen den Prozeß und erkannte ihm, als eines Mordanſchlags gegen das Leben des erſten Conſuls überwieſen, den 11ten Mai 1804 den Tod zu, welches Urtheil auch am 24ſten Juni vollzogen wurde. Er war 35 Jahre alt, zeigte während des ganzen Verlaufs ſeines Prozeſſes die äußerſte Kaltblütigkeit, hütete ſich ſtandhaft ſeine Parteigänger in ſeinen Antworten zu belaſten und bekannte laut ſeine Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons.

Georgica (franzöſ. Géorgiques), Landbau. Dieſen Titel führen zwei didaktiſche Gedichte über den Landbau, von **Virgil** und **Delille**. S. beide. dd.

Georgien, perſiſch **Gurgiſtan**, bei den Ruſſen **Gruſinien**, iſt eine Landſchaft in Aſien, welche von Circaſſien, Dagheſtan, Shirwan, Armenien und dem ſchwarzen Meere eingeſchloſſen und durch Gebirge in den weſtlichen und öſtlichen Theil getrennt wird. Die Größe beträgt gegen 900 Quadratmeilen. Die einzelnen Theile von Georgien ſind **Imirette** (Imeriti), **Mingrelien**, **Guria** (deren jedes einen eigenen Fürſten oder Czaar hatte), **Cardweli** (Kartalinien) und **Kacheti** (Kachetien), beide letzteren ehemals unter einem gemeinſchaftlichen Fürſten. Im J. 1783 erkannte der Czar von Kachetien und Kartalinien, Heraklius Teimuraſowitſch, für ſich und ſeine Nachkommen die Oberherrſchaft Rußlands an, deſſen Monarch jeden neuen Regenten beſtätigen ſolle. Im J. 1784 folgte der Czar von Imirette dieſem Beiſpiel auf gleiche Bedingungen. Der Czar von Mingrelien ſteht dem Namen nach unter der Pforte, iſt aber in der That unabhängig. In näherer Verbindung mit den Türken ſteht der **Guriel**, oder Beherrſcher von **Guria**. Das Land iſt zwar ſehr gebirgig, da es im Norden vom Caucaſus begränzt wird; aber zugleich auch äußerſt fruchtbar an Holz, Getraide, Seide, Vieh, Wein, Obſt und Gartenfrüchten. Im J. 1801 erklärte Kaiſer Paul ſich, auf Bitte des Czars Georgius Irakliewitſch, für den unmittelbaren Beſitzer von Georgien, und Kaiſer Alexander verband durch ein Manifeſt vom 24ſten Sept. 1801 Georgien förmlich mit ſeinem Reiche. Die noch vorhandenen Prinzen ſind penſionirt, und **Tiflis** zum Sitz der Regierung gemacht worden. Das Chriſtenthum kam um 370 aus Armenien in die georgiſchen Länder, die einzigen auf dem Kaukaſus, wo es ſich vollſtändig erhalten hat. Die herrſchende Religion iſt die griechiſche und wird ſtreng, aber neben einer Menge altnationaler abergläubiſchen Gebräuche beobachtet. Gegen fremde Religionen ſind die Georgier ſehr duldſam. Allein in Tiflis gibt es neben den griechiſchen noch 12 armeniſche Kirchen und 3 Moſcheen.

Georgien, eine Provinz der vereingten nordamerikaniſchen Staaten. (S. d. Art.)

Gera, eine fürſtlich Reußiſche Herrſchaft und Stadt an der weißen Elſter im Voigtlande. Die ſehr angenehme Stadt enthält außer dem Schloſſe Oſterſtein oder Unterhaus, das eine Viertelſtunde vor derſelben liegt, gegen 800 Häuſer mit 7000 Einwohnern, hat vortreffliche Wollenmanufacturen und überhaupt eine bedeutende Handlung. Es befinden ſich hier das gemeinſchaftliche Gymnaſium und die Landescollegien der Fürſten Reuß jüngerer Linie.

Gerade heißt in den deutſchen Rechten der Inbegriff gewiſſer durch Geſetz und Herkommen beſtimmter beweglicher Sachen, welche in dem Eigenthum und dem Gewahrſam eines Frauenzimmers ſich befinden, und nach ihrem Tode nur auf Frauenzimmer vererbt werden können; dahin gehören die Kleider, der Schmuck, gewiſſer Hausrath u. ſ. w., jedoch pflegt man ſich meiſtentheils in Beſtimmung alles deſſen, was zur Gerade gehört, nach jedes Orts Statuten zu richten. Sie wird in Witwen- und Niftelgerade eingetheilt: jene, wenn nach des Mannes Tode die Witwe die zur Gerade gehörigen Stücke von der übrigen Verlaſſenſchaft abſondert und als ihr Eigenthum hinwegnimmt; dieſe, wenn nach dem Tode einer Weibsperſon, deren nächſte weibliche Verwandte (Niftel) die Gerade erbt. (Eine andere Eintheilung in adelige und bürgerliche Gerade beruht bloß auf einem Irrthum und kommt hier nicht weiter in Anſchlag.) Ob nun gleich eigentlich nur Frauenzimmer die Gerade erben können, ſo gibt es doch Ausnahmen, wo theils nach beſondern Statuten auch der Ehemann entweder ganz oder zum Theil gerade-erbfähig iſt (z. B. in Leipzig), theils auch nach gemeinen ſächſiſchen Rechten gewiſſe Perſonen, z. B. die Geiſtlichen, die Gerade erben können. Dies Recht der Geiſtlichen rührt daher. Bei den alten Deutſchen folgten ehedem die Söhne allein in die Allodialgrundſtücke ſowohl als in die Lehen: mit dieſen waren auch zugleich alle Waffen als Pertinenzſtücke der Äcker verbunden (daher das Heergeräthe). — Da nun aber diejenigen Söhne, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, keine Waffen führen durften, weil die Kirche niemals nach Blut dürſtet (ecclesia non sitit sanguinem), folglich auch keine Erbſchaft darein Statt finden konnte, ſo mußten ſie doch einige Entſchädigung dafür genießen, und man gab ihnen das Recht, mit den Weibern — in die Gerade zu ſuccediren.

Gerando (Joſ. Marie de), Baron von Ramtzhauſen, Staatsrath, Mitgl. der Akad. d. Inſchriften und philoſophiſcher Schriftſteller, geb. zu Lyon um d. J. 1770; Sohn eines Baumeiſters, Jugendfreund von Camille Jordan, mit dem er nach Paris ging 1797. C. Jordan ſaß im Rathe der 500; und de Gerando ſoll viel Antheil an deſſen Arbeiten und Meinungen gehabt haben. Als ſein Freund nach dem 18ten Fructidor geächtet wurde, folgte er ihm nach Deutſchland. Hier ſchrieb er ein Memoire sur l'art de penser, das vom Inſtitut den Preis erhielt. Bonaparte lernte ihn kennen, und de Gerando wurde Generalſecretär unter dem Miniſter des Innern, H. v. Champagny, hierauf Mitglied der Regierungscommiſſion im Rom, endlich Staatsrath im Februar 1811. Im April 1814 erklärte er ſich für die Bourbons, und ward im Juli auch von dem König in den Staatsrath berufen. Bonaparte ließ ihn den 25ſten März 1815 in dieſer Stelle, und ſandte ihn als außerordentlichen Generalcommiſſär in die öſtlichen Departements. Hier betrug er ſich mit Klugheit und Mäßigung. Nach der zweiten Rückkehr des Königs trat er in die Section des Innern im Staatsrathe wieder ein. Jetzt bemüht er ſich, mit Herrn Laborde und Laſteyrie die Lancaſter'ſche Methode in Frankreich einzuführen, und im Aug. 1816 hatte er bereits 65 Schulen dieſer Art in Paris und den Provinzen errichten helfen. Das Syſtem dieſes Philoſophen iſt die Erfahrungsphiloſophie. Er ſchrieb: Des signes et de l'art de penser considérés dans leurs rapports mutuels, 1800, 4 Vol. — Vie du général Caffarelli-Dufalga. — Eloge de

Dumarsais in der Biogr. univ. den Art. Gaſſendi u. a. m. — Sein Hauptwerk iſt Hist. comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connoissances humaines. 1803, 3 Vol. (das beſte Werk der Franzoſen in der Geſchichte der Philoſophie) vom Profeſſor Tennemann in Marburg überſetzt. Auch hat er dem Nationalinſtitut einen Aufſatz über die Kantiſche Philoſophie vorgelegt, der gekrönt worden iſt.

Gerard (Franceſco), iſt 1770 in Rom geboren, ſein Vater war Franzoſe, ſeine Mutter aber Italienerin. Er würde der erſte, trefflichſte Zögling Davids heißen, wenn er nicht ſelbſt als Meiſter neben ſeinem Meiſter ſtände. Seine Gemählde zeichnen ſich durch reine Anmuth und wahre Grazie aus. So richtig ſeine Zeichnung iſt, ſo überaus lieblich, blühend und dennoch wahr iſt ſein Colorit. Von erſter Jugend an zeigte ſich der Funke von Gerards Talent ſchon. Sein erſter Lehrer, der Bildhauer Pajou, wollte ihn bloß zum Zeichnen anhalten, Gerard aber ſuchte verſtohlner Weiſe Farbe und Zeit zu gewinnen, und mahlte im vierzehnten Jahre ein Bild, welches eine Peſt vorſtellt. Dieſe Compoſition athmet einen edeln und feurigen Geiſt und Sinn für antike Schönheit und Verhältniſſe. Dies intereſſante Gemählde befindet ſich in der kleinen Sammlung des Herrn Chenard, Sängers der komiſchen Oper. Gerard machte unter Davids Leitung unbegreiflich raſche Fortſchritte. Auch er war anfangs eifriger Revolutionär und Richter bei dem Tribunal, das über Leben und Tod entſchied; doch ſtellte er ſich krank, um nicht gezwungen zu werden, Antheil an dem Prozeß gegen die Königin zu nehmen. Man hätte Unrecht, Gerard nach einzelnen ſeiner zahlreichen Werke zu beurtheilen, er iſt ſich bei den Portraits ſehr ungleich; er behandelt manche mit Enthuſiasmus und ſtattet ſie mit dem ſeelenvollſten Reiz aus, während er andere nur als Gelegenheitsſtücke betrachtet. Sein Wunſch, reich zu werden und im Überfluß zu leben, auch oft und lange müßig zu ſeyn, iſt Urſache, daß man leider von ihm nur wenige hiſtoriſche Gemählde erhielt und daß er ſich faſt ausſchließend der Portraitmahlerei widmet. In dieſem Fach iſt er aber unübertrefflich und nur Robert Lefebre wetteifert mit ihm. Für ein Bruſtbild einer Privatperſon wird ihm gewöhnlich 500 bis 800 Rthlr. gezahlt, für jedes lebensgroße Portrait eines Gliedes der Familie Bonaparte erhielt er 30,000 Francs. Von Gerards hiſtoriſchen Gemählden iſt der Beliſarius am berühmteſten. Dies Bild macht Epoche in der neuern Kunſt. Es wurde 1795 ausgeſtellt. Die Compoſition iſt höchſt einfach. Nicht minder trefflich ſind ſein Oſſian, ſein Amor und Pſyche, und die vier Lebensalter. Die Schlacht von Auſterlitz mahlte er mit Widerwillen und nur auf Napoleons Geheiß. In neuerer Zeit hat Gerard den König Ludwig XVIII., den Kaiſer Alexander, den König von Preußen, den König von Sachſen, den Herzog von Orleans und viele der fremden in Paris verſammelten Fürſten gemahlt. Seine neuern hiſtoriſchen Gemählde ſind: ein Homer und ein außerordentlich großes Werk: der Einzug Heinrichs IV. in Paris. Es iſt 30 Fuß breit und 19 Fuß hoch. Dies iſt das erſte Kunſtwerk, welches der König Ludwig XVIII. ſeit ſeiner Rückkehr beſtellte, es wird im großen Saal des Rathhauſes aufgeſtellt werden. Im Julius 1817 wurde es im Sallon ausgeſtellt; man bewundert die meiſterhafte Anordnung und das ſchöne Colorit eben ſo ſehr daran, als die Ähnlichkeit und den Ausdruck der Geſtalten. Dies Meiſterwerk erwarb Gerard den

Titel des erſten Mahlers des Königs; er iſt Ritter des St. Michaelordens und der Ehrenlegion, und Mitglied der pariſer, wiener und florentiner Akademien. Wl.

Gerber (Ernſt Ludwig), Hofſecretär zu Sondershauſen (geb. 1746), hat ſich durch ſein hiſtoriſch-biographiſches Lexicon der Tonkünſtler ein Verdienſt um dieſen Zweig der Literatur erworben.

Gerberei iſt das Gewerbe, die thieriſchen Häute, Felle und Bälge zum menſchlichen Gebrauche dergeſtalt zuzurichten, daß ſie nicht mehr in Fäulniß übergehen. Die Hauptverfahrungsart bei dem Gerber iſt folgende. Zuvörderſt wird das Fell, die Haut ꝛc. von Blut, Fleiſchtheilen und Schmutz gereinigt, und deßwegen einige Zeit in fließendes Waſſer gehangen, nachher aber herausgenommen, und auf der Waſch- und Schabebank bearbeitet. Hierauf ſucht man die Haare oder die Wolle wegzuſchaffen, wobei die Behandlungen nach den verſchiedenen Zwecken gleichfalls verſchieden ſind. Drittens wird die Haut, das Fell ꝛc. aufgetrieben, wodurch deſſen Zwiſchenräume erweitert werden, damit das Fett und der Schleim, welche die Fäulniß unterhalten, herausdringen. Viertens ſucht man dem Leder durch zuſammenziehende Mittel Haltbarkeit, Dichtigkeit und Dauer zu verſchaffen. Endlich ertheilt der Gerber dem Leder noch eine gewiſſe Appretur oder Zurichtung, die abermals von dem Zwecke und der Beſtimmung des Leders abhängt. Werden zuſammenziehende Pflanzenſäfte zur Ledergerberei angewendet, ſo heißt ſie Roth- oder Lohgerberei; wird Alaun ohne Pflanzenſäfte gebraucht, Weißgerberei; nimmt man weder Lohe noch Alaun, ſondern bloß Fett und walkt die Felle, Sämiſchgerberei; bearbeitet man endlich die Felle mit Kalk, Pergamentgerberei. Allein Gerberei bezeichnet auch insbeſondere noch die Gebäude, worin die Leder gegerbt werden, und worin der benöthigte Raum nebſt den erfoderlichen Geräthſchaften vorhanden iſt. Die Lohgerberei erfodert wegen der Loh- und Treibegruben, des Trocknens ꝛc. den meiſten Raum; weniger der Weißgerber ꝛc., weil das meiſte in hölzernen Gefäßen verrichtet wird, die im Nothfall auch in einer Stube, Kammer oder Keller ſtehen können. Allein immer muß jede Art von Gerberei nicht weit von einem Fluſſe liegen, damit die Felle ꝛc. erfoderlich ausgewäſſert werden können und die Geſundheit der Einwohner des Orts, wo es viel Gerbereien gibt, nicht in Gefahr kommt. X.

Gerbert, ſ. Sylveſter II.

Gerbier (Pet. Joh. Bapt.). Dieſer berühmte pariſer Parlaments-Advocat war 1725 in Rennes geboren, und von ſeinem Vater, der ſelbſt Advocat war, ſchon in der erſten Jugend für dieſe Laufbahn beſtimmt. Er erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung, beſonders zu Paris im Collegium Beauvais unter Coffin und Rivard. Ungeachtet er ſeine Rechtsſtudien ſchon früh vollendet hatte, ſo trat er doch erſt mit 28 Jahren vor Gericht auf, aber ſein Erſcheinen machte große Senſation. Guéau de Reverſeaux, einer der berühmteſten damals lebenden Advocaten, prophezeite ſogleich, was er einſt werden würde. Jede Vertheidigung Gerbiers war jetzt ein Triumph, und er überſtrahlte alles, was ſeit Cochin vor den Schranken der Gerichte ſich berühmt gemacht hatte. Die Natur hatte ihn reichlich mit allem ausgeſtattet, was ihn zum Redner machen konnte; ſeine Geſtalt war edel, ſein Blick feurig, ſeine Stimme voll und kräftig, und ſein Vortrag leicht und blühend. Er erzählte höchſt anziehend,

vertheilte ſeine Beweiſe mit Scharfſinn, und zeichnete ſich beſonders in ſolchen Streitſachen aus, wo es auf Vermuthungen und Folgerungen ankam. Man ſagt, daß Gerbier ſchlecht geſchrieben habe, und daß ſich ſeine Memoiren nicht im Geringſten auszeichneten; daſſelbe erzählt man auch von dem großen Cochin. Aber die Quellen des Redners ſind auch ganz andere, als die des Schriftſtellers. Seine Laufbahn zerfällt in zwei Hälften, in der einen ärndtete er nur Ruhm und Auszeichnung, die andere war mit Unannehmlichkeiten gemiſcht. Nach der Auflöſung des Parlaments war Gerbier einer der erſten Advocaten, die vor dem pariſer Parlamente auftraten: dieſe Verirrung ward ihm nicht verziehen, als er 1774 wieder vor den Schranken des neu hergeſtellten Parlaments erſchien. Damals wurde eben auch Linquet aus der Zahl der Advocaten ausgeſtoßen. Dieſer ſtellte Gerbier als ſeinen Verfolger dar und griff ihn in einer bittern Flugſchrift heftig an. Dies machte auf Gerbiers zartes nur an Lob gewöhntes Gemüth einen tiefen Eindruck. Seit mehrern Jahren ſchon war ſeine Geſundheit wankend, und ſo ſtarb er am 20ſten März 1788. Von den merkwürdigen Rechtsfällen, die er vertheidigte, erwähnen wir nur den des Grafen Monboiſſier gegen ſeine Gemahlin, die ihn beſchuldigte, ſie mittelſt eines lettre de cachet einſperren haben zu laſſen, der Brüder Lyoncy gegen die Jeſuiten wegen des famöſen Wechſels des P. Lavalette; des Grafen Buſſy merkwürdigen Prozeß gegen die indiſche Compagnie; der Frau von Sirey, die die Rechte einer Tochter des Marquis und der Marquiſe Houchin in Anſpruch nahm u. ſ. w.

Gerechtigkeit hat ihren Namen vom Rechte, und iſt daher diejenige Tugend, welche das Recht eines Jeden reſpectirt, oder, wie man auch zu ſagen pflegt, Jedem das Seine gibt. Sie iſt die Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt und daher die erſte Pflicht des Staats gegen ſeine Unterthanen und des Staatsbeamten gegen ſeine Mitbürger. Vorzugsweiſe aber wird ſie vom Richter gefodert, weil dieſer über das Recht nach den Geſetzen des Staats ſprechen ſoll. Doch muß ihr die Billigkeit zur Seite ſtehen, welche vom Recht in ſolchen Fällen nachläßt, wo die ſtrenge Handhabung deſſelben das Gefühl der Menſchlichkeit gegen ſich aufregen würde. Daher pflegt man auch zu ſagen: das höchſte Recht iſt oft das höchſte Unrecht. D.

Gerhard (Paul). Dieſer vorzügliche geiſtliche Liederdichter wurde geboren zu Gräfenhainichen im meißniſchen Kreiſe 1606. Er wurde 1651 Propſt zu Mittenwalde in der Mark, von da aber 1657 als Diaconus an die Nicolaikirche in Berlin berufen. Bei den unter dem großen Churfürſten zwiſchen den Lutheranern und Reformirten im Brandenburgiſchen ausgebrochenen Streitigkeiten zeigte er ſich ſo unwandelbar in Geſinnung und Meinung, daß er deßhalb im J. 1666 jene Stelle wieder verlor. Voll Gottvertrauens wanderte er aus, und dichtete in dieſer bedenklichen Lage das Lied voll Troſtes: Befiehl du deine Wege. Sein Vertrauen täuſchte ihn nicht. Der Herzog Chriſtian von Merſeburg gab ihm eine Zeit lang Penſion und berief ihn, als damaliger Beſitzer der Niederlauſitz, im J. 1669 zum Diaconat nach Lübben, wo er nachher Oberpaſtor wurde und als ſolcher 1676 ſtarb. Von ſeinen Liedern hat man eine ſiebenfache Sammlung: 1. zu Berlin mit ſechs Stimmen in Fol.; 2. zu Frankfurt a. d. O.; 3. zu Berlin 1676.; 4. zu Nürnberg 1683, herausg. von J. G. Ebeling; 5. zu Eisleben 1700 in 12.; 6. zu Zerbſt 1707 in 12. von D. J. H. Feuſtking; 7. zu Augsburg 1708. 8. von Treuner.

Es ſind dieſer Lieder 120, und wer gedenkt nicht mit Rührung an ſein: Nun ruhen alle Wälder; nicht mit Andacht an ſein: Nun danket all' und bringet Ehr! Mit Feuſtking wird man gern geſtehen: „Kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern; es fällt und fleußt ihnen alles aufs lieblichſte, voller Geiſtes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da iſt nichts Gezwungenes, nichts Eingeflicktes, nichts Verbrochenes; die Reime ſind auserwählt, leicht und auserleſen ſchön; die Redensarten ſchriftmäßig, die Meinung klar und verſtändig, die meiſten Melodien nach Luthers und anderer alten Meiſterſänger Tone, lieblich und herzlich; in Summa, alles iſt herrlich und tröſtlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficirt und tröſtet." Vielleicht nimmt unſer Zeitalter weniger Anſtoß an einigen ſpielend-myſtiſchen Ausdrücken, als an Härten, welche unſre Lieder-Ariſtarchen zu tilgen bemüht geweſen ſind. dd.

Gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft, ſ. Medicin (gerichtliche) und Polizei medicinische).

Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'Amour, Corti d'Amore. In den Zeiten der langen abenteuerlichen und oft phantaſtiſchen Liebſchaften, d. h. in der Ritterzeit des Mittelalters, wo die Liebe ſich nicht begnügte, ein heiliges Geheimniß des Herzens zu bleiben, und in der Stille zu beglücken, ſondern öffentlich auftrat; wo die liebenden Ritter durch ihre Treue und durch auffallende Proben ihrer Ergebenheit allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und die Damen mit ihren Anbetern prunken wollten; wo man durch ſpitzfindige Unterſuchungen über Gegenſtände der Galanterie ſich häufig in Geſellſchaften unterhielt, wurden oft Streitfragen aus dieſem Gebiete aufgeworfen und von den Troubadours oder Dichtern in ihren Tenſons wetteifernd behandelt; z. B. was kann uns erträglicher ſeyn, ob unſre Geliebte ſtirbt, oder ſich an einen andern anſchließt? Wenn du ein Rendezvous bei deinem Mädchen haſt, wäre es dir lieber, mich von ihr gehn zu ſehn, wenn du kommſt, oder mich kommen zu ſehn, wenn du gehſt? Wer leidet mehr, ein Ehemann, deſſen Frau, oder ein Liebhaber, deſſen Geliebte untreu wird? Da man nun doch endlich die Entſcheidung eines Tribunals über dieſe Fragen, oder andere wirkliche Fälle wünſchte, ſo ward (wie Schiller ſingt)

„Ein Liebeshof gegründet,
Wo zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob
Und edle Frauen zu Gerichte ſaßen,
Mit zartem Sinne alles Feine ſchlichtend."

Man errichtete gleichſam Spruchcollegien der Liebe, wahrſcheinlich zuerſt in der Provence im zwölften Jahrhundert (nicht etwa in Deutſchland, wo die Liebe von jeher inniger, und mehr Sache des Herzens als pedantiſcher Grübeleien auf der einen und Sinnlichkeit auf der andern Seite geweſen iſt; (vergl. den Artikel Minne). Sie beſtanden aus Rittern, Dichtern und Damen, die ihre Ausſprüche als Arrêts d'Amour gaben, nach Art der Beſchlüſſe des Parlaments. Herr von Aretin hat 1803 ſolche Ausſprüche aus alten Handſchriften herausgegeben. Eine ältere Sammlung iſt von Martial d'Auvergne. Dieſe Unterhaltung ward ſo beliebt, daß nicht leicht ein fürſtlicher Gallatag ohne Wettſtreit in einer Cour d'Amour verging; die übungen des Witzes wurden ſo beliebt, als die Waffenkämpfe. Ihr größtes Anſehn erlangten dieſe Cours d'Amour in Frankreich unter Carl

VI. durch ſeine frivole Gemahlin Iſabelle von Bayern, da Männer des erſten Ranges ihre Titel bei den 1380 von ihr errichteten Cours d'Amour bekamen. Noch unter Ludwig XIV. errichtete der Cardinal Richelieu eine Akademie der Liebe, — Assemblée galante zu Ruel — die wohl eine Nachahmung jener Gerichtshöfe ſeyn ſollte, und bei welcher die Prinzeſſin Maria von Gonzaga das Amt einer Präſidentin bekleidete, und Mademoiſelle de Scudery die Geſchäfte eines Generaladvocaten führte. F.

Gerichtsordnung, ſ. Prozeßordnung.

Gerichtsverfaſſung. Die geſetzliche Art und Weiſe der Rechtsverwaltung ſteht in genauem Zuſammenhang mit den verſchiedenen Rechtsbehörden, welche in einem Staat exiſtiren. So vielfach und zerſtückt dieſe letztern in Deutſchland noch ſind, ſo abweichend von einander und inconſequent ſind die Gerichtsverfaſſungen der Deutſchen, zumal der kleinern Staaten. In den ſächſiſchen Territorien, wo unzählige Patrimonialgerichtsbarkeiten exiſtiren, ſtößt man oft auf die ſonderbarſten Verfaſſungen. Es gibt Städte, ja Dörfer, welche zehnerlei Gerichtsbarkeiten neben einander enthalten, und oft hat ein Gerichtsſtuhl ſeine Gerichtsunterthanen wieder in zehn verſchiedenen Dörfern vereinzelt. Dies rührt aus der alten Zeit her, wo die Gerichtsherren ihre Bauern mit den Sitzen nach Belieben veräußerten. Die Inconſequenz zu vermehren, exiſtirt bei uns eine kirchliche Gerichtsbarkeit, welche noch obenein die Eheſachen und Perſonalia der Kirchenbeamten an ſich geriſſen hat, und in den mehrſten Staaten gibt es keine beſondern Criminalgerichte und Polizeibehörden, ſondern dieſe ſind gewöhnlich mit den Civiljuſtizbehörden vereinigt. Nimmt man hiezu die mannichfachen Geſetze und Geſetzfragmente, welche zwiſchen dieſen oft collidirenden Behörden durch die Geſchäftsparteigänger, die Advocaten, und durch die vermummten Vehmſchöffen — die Urtelsverfaſſer — hin und her getrieben werden, und denkt ſich dabei, daß hie und da die Cabinetsjuſtiz beliebige Machtgriffe in dieſes regelmäßige Chaos thut, ſo hat man ein Bild von der deutſchen Gerichtsverfaſſung, welches jedoch hie und da durch die Individualität der Fürſten und der kleinen und großen Machthaber in lichteren Farben erſcheint, aber oft auch ein Abdruck des Egoismus und der Anarchie iſt. Übrigens ſind in thesi faſt alle deutſche Gerichtsverfaſſungen Nachbildungen der ehemaligen deutſchen Reichsgerichtsverfaſſung und auch ſeit Wetzlars Hinſchied gibt es noch, nach Käſtners Sinnſpruch: „Wetzlar iſt der Olymp der deutſchen Prozeſſe, denn im Olymp wohnen die Unſterblichen," manchen deutſchen Olymp der Prozeſſe. Neben dem obern Landesjuſtizcollegium exiſtiren hie und da allgemeine Hofgerichte, welche mit ihm concurriren, wie ſonſt Reichskammergericht und Reichshofrath, und die Verſendungen der Acten an auswärtige unparteiiſche Spruchcollegien beurkunden das Princip rechtlicher Freiheit in den deutſchen Prozeſſen. Zahlloſe Specialgeſetze nnd Prozeßordnungen haben den Mängeln der deutſchen Gerichtsverfaſſungen abhelfen ſollen, allein dazu bedarf es einer Radicalcur. O.

Germain (Graf Saint), iſt ſeinem Herkommen nach unbekannt, aber als Abenteurer und Schwarzkünſtler ſehr berüchtigt. Er nannte ſich zuweilen Aymar oder auch Marquis de Betmar, und war wahrſcheinlich ein geborner Portugieſe. Caglioſtro machte auf ſeiner erſten Reiſe nach Deutſchland in Holſtein Bekanntſchaft mit ihm, und benutzte ſeinen Unterricht zu neuen Betrüge-

reien. Saint Germain beſaß wirklich chemiſche und andere Kenntniſſe; aber ſeine unwiderſtehliche Neigung, als Magiker zu glänzen, erlaubte ihm nicht, die gewöhnlichen Wege zum Ruhme zu ſuchen. Er war beſtändig auf Reiſen, und verſchaffte ſich durch Dreiſtigkeit und Großſprechereien, und durch die Gabe, Jedem die ſchwache Seite abzugewinnen, ſogar Zutritt an Höfen. Seinem Vorgeben nach war er 350 Jahre alt, und hatte noch einen Denkſpruch des berühmten Montaigne in ſeinem Stammbuche aufzuweiſen. Ein köſtliches Lebenswaſſer erhielt ihn immer bei guten Kräften, und war ſo ſtark in ſeinen Wirkungen, daß er eine alte Frau damit verjüngen konnte. Das verzweifelte Problem aller Adepten, die Verfertigung von Edelſteinen, war ihm auf ſeiner zweiten Reiſe nach Indien, die er im Jahre 1755 gemacht haben wollte, geglückt: und er zerſchlug im Jahre 1773 bei dem franzöſiſchen Geſandten im Haag einen koſtbaren Diamant von ſeiner Arbeit, nachdem er vorher einen ähnlichen für 5500 Louisd'ors verkauft hatte. Auch die Geheimniſſe der Zukunft enthüllten ſich vor ſeinen Augen, und er verkündigte den Tod Ludwigs XV. den Franzoſen voraus. Er war ſogar ſo mächtig, daß er auf das Thierreich wirkte, und den Schlangen Gefühl für Muſik beibrachte. Unter die wirklichen Fertigkeiten, die er beſaß, gehörte unſtreitig die ſeltne Gabe, daß er mit beiden Händen zugleich auf zwei verſchiedenen Bogen etwas, das man ihm dictirte, aufſchreiben konnte, ohne daß es möglich geweſen wäre, die Handſchriften zu unterſcheiden. Die Violine ſpielte er ſo meiſterhaft, daß man mehrere Inſtrumente zu hören glaubte. Überhaupt fehlte es ihm weder an Talenten, noch an Gelehrſamkeit, und er würde berühmt geworden ſeyn, wenn es ihm nicht lieber geweſen wäre, berüchtigt zu werden.

Germanicus (Cäſar). Dieſer große Feldherr der Römer, berühmt durch ſeine ſiegreichen Kriege mit den Germanen, war ein Sohn des Claudius Druſus Nero und der jüngern, für ihre Tugenden geprieſenen Antonia, einer Nichte Auguſts, deren große Eigenſchaften ihm zum Erbtheil geworden waren. Tiberius, ſein Oheim von väterlicher Seite, adoptirte ihn. Er verwaltete in der Folge die Quäſtur und noch vor dem geſetzlichen Alter das Conſulat. Eben ſtand er mit Tiberius an der Spitze zahlreicher Heere in Deutſchland, als Auguſt ſtarb, und dieſer ihm in der Regierung folgte. Vergebens wurde er von einigen aufrühreriſchen Legionen aufgefodert, die höchſte Gewalt ſich zuzueignen. Er ging hierauf über den Rhein, überfiel die Marſen, welche ſich bei einem Feſte der Trunkenheit ergeben hatten, richtete ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen an, und zerſtörte den Tempel der Tanfana. Auf gleiche Weiſe ſchlug er im folgenden Jahre die Katten, verbrannte ihre Stadt Mattium (nach Mannert Marburg), und kehrte ſiegreich nach dem Rheine zurück. Hier erſchienen Abgeordnete des Segeſtes bei ihm, durch welche derſelbe ihn um Hülfe gegen Hermann, ſeinen Schwiegerſohn, bat, der ihn belagert hielt. Germanicus eilte herbei, entſetzte den Segeſtes, und nahm dabei Hermanns Gemahlin, Thusnelda, gefangen. Hermann rüſtete ſich hierauf zum Krieg und Germanicus ſammelte ſeine Macht an der Ems. Es kam zur Schlacht. Schon wichen die römiſchen Legionen, als Germanicus mit neuen Truppen den Kampf erneuerte und glücklich die ihm drohende Niederlage abwandte. Hermann zog ſich zurück, und Germanicus war zufrieden, die Ems wieder zu gewinnen, und ehrenvoll aus einem

Kampfe zu gehen, dem ſein Heer nicht mehr gewachſen war. Nachdem er noch einen Theil ſeiner Krieger auf dem Rückzuge durch die Fluth des Meeres verloren hatte, erreichte er nur mit geringen Überreſten ſeines Heeres die Mündungen des Rheins, und wandte den Winter zu neuen Rüſtungen gegen die Germanen an. Er ließ eine Flotte von tauſend Fahrzeugen erbauen, um die beſchwerlichen Märſche zu Lande durch Wälder und Moräſte zu vermeiden, und landete ſein Heer an der Mündung der Ems. Von hier aus rückte er gegen die Weſer, hinter welcher er die Cherusker verſammelt fand, um ihm den Übergang zu wehren. Er bewirkte ihn dennoch, und lieferte ihnen eine Schlacht, die mit dem Tage begann, und ſich ſiegreich für die Römer endete. Auch am folgenden Tage, als die Deutſchen den Kampf mit Wuth erneuerten, und Unordnung in die römiſchen Reihen brachten, behauptete Germanicus doch das Schlachtfeld. Die Deutſchen kehrten in ihre Wälder zurück, Germanicus aber ſchiffte ſich wieder ein, beſtand einen furchtbaren Sturm, der ſeine Flotte zum Theil zerſtreute und verſchlug, und bezog die Winterquartiere, nachdem er noch einen Einfall in das Land der Marſen gemacht hatte. Dieſer Feldzug war zugleich ſein letzter in Deutſchland. Tiberius, eiferſüchtig auf die Verdienſte und den wachſenden Ruhm des jungen Helden, rief ihn zurück, bewilligte ihm mit erheucheltem Wohlwollen einen Triumph, und ſann auf ein ſchickliches Mittel, ſich von einem Manne zu befreien, der ihm furchtbar ſchien durch die Liebe des Volks. Er ſandte ihn zu dem Ende mit faſt unbeſchränkter Gewalt bekleidet in die Morgenländer, um die dort ausgebrochenen Unruhen beizulegen; ernannte aber auch zugleich den Piſo zum Statthalter von Syrien, in deſſen ſtolzem, herriſchen und unbeugſamen Charakter er ein erwünſchtes Mittel fand, dem Germanicus entgegenzuwirken. Beide mußten bald zerfallen, und Piſo faßte einen ſo wüthenden Haß, daß er, um ſich von ſeinem Gegner zu befreien, ihn wahrſcheinlich vergiften ließ. So ſtarb Germanicus im Jahre Roms 772, in einem Alter von 34 Jahren, und Rom verlor in ihm einen ſeiner tapferſten und edelſten Männer. M.

Germanien und Germanen. Nicht allein das unwirthliche, mit ungeheuern Wäldern, Sümpfen und Moräſten bedeckte Land, begränzt von der Donau, dem Rhein, dem nördlichen Ocean und der Weichſel, nannten die Römer Germanien, ſondern auch Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen ſchloſſen ſie in dieſe Benennung ein, da alle dieſe Länder, welche ein Drittheil von Europa ausmachen, von Volksſtämmen bewohnt wurden, deren Geſtalt, Sitten und Sprache einen gemeinſamen Urſprung ankündigten. Die Bewohner des ſchönen Italiens, die kein rauheres Land je kennen gelernt hatten, konnten nicht glauben, daß irgend ein Volk ſeine Wohnplätze habe verlaſſen können, um in Germaniens Wüſten zu hauſen, wo ein ſtrenger Winter den größten Theil des Jahres herrſchte, und wo undurchdringliche Waldungen auch im Sommer dem erwärmenden und erquickenden Strahle der Sonne Hohn ſprachen. Die Germanen (Heer: d. i. Kriegsmannen), oder wie ſie ſich nach ihrem Nationalgotte Teut nannten, die Teutonen, mußten nach ihrer Meinung von Anbeginn dort gelebt haben. Sie nannten ſie daher Indigenae, dort entſproſſene, und liefern uns von ihren Sitten und ihrer Lebensweiſe Nachrichten, aus denen wir folgendes hervorheben. Rein von fremder Vermiſchung, wie die eigenthümliche Nationalbildung bewies, lebte in den Ländern

jenſeit des Rheins ein Volk mit trotzigen blauen Augen, hochgelbem Haar, von ſtarkem Körperbau und rieſenhaftem Wuchs, abgehärtet gegen Kälte und Hunger, nicht gegen Durſt und Hitze, von kriegeriſchem Geiſte, bieder, treu, freundlich und arglos gegen den Freund, gegen den Feind liſtig und verſtellt, das jedem Zwange trotzend, die Unabhängigkeit als ſein edelſtes Gut betrachtete, und eher das Leben als ſeine Freiheit aufzugeben bereit war. Unbekannt mit allen das Leben verſchönernden Künſten, unbekannt mit dem Ackerbau, dem Gebrauch der Metalle und der Buchſtabenſchrift, nährte ſich der Germane in ſeinem Lande voll Wälder und Weiden armſelig von Jagd und Viehzucht, und theilte ſein Leben zwiſchen träger Ruhe, ſinnlichen Genüſſen und harten Beſchwerden. Zur Zeit des Friedens waren Schlaf und Unthätigkeit Tag und Nacht das einzige Labſal des träg verdroſſenen Kriegers, indeß ſein hinſchmachtendes in eigener Kraft ſich verzehrendes Gemüth nur des Augenblicks harrte, wo Krieg und Gefahr ihn zu männlichen Werken aufriefen. Er nahm inzwiſchen ſeine Zuflucht zum Becher und zum Spiel, beiden mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeines ungezähmten Herzens ſich hingebend. Ein mit geringer Kunſt aus Waizen und Gerſte bereitetes Getränk erſetzte ihm den von der Natur verſagten Traubenſaft, und berauſchte ihn bei ſeinen lärmenden Feſten. Weit entfernt, die Trunkenheit ſich zum Vorwurf zu machen, fühlte er vielmehr durch den Rauſch ſeine Sinne geſchärft und erleuchtet; er rathſchlagte alsdann am liebſten, und der im Rauſche gefaßte Beſchluß wurde als eine höhere Eingebung unabänderlich ausgeführt. Gleich unbegränzt war ſeine Neigung zum Spiel; nicht der Verluſt ſeiner ganzen Habe konnte dem Spiel ein Ende machen. Seine Perſon und Freiheit waren ihm nicht zu koſtbar, um ſie nicht aufs Spiel zu ſetzen, und, treu ſeinem Worte, ließ er ſich ohne Weigerung von dem glücklichen Gewinner feſſeln und in entfernte Sklaverei verkaufen. Die Regierungsform war in dem größten Theile Germaniens demokratiſch. Man gehorchte weniger allgemeinen und poſitiven Geſetzen, als dem zufälligen Übergewicht der Geburt oder Tapferkeit, der Beredſamkeit oder des Aberglaubens. Nur an den Ufern des baltiſchen Meeres erkannten einige Stämme das Anſehn von Königen, ohne jedoch die dem Manne gebührenden Rechte aufzugeben. Da gegenſeitige Vertheidigung das Band war, welches die Germanen zuſammenhielt, ſo hatte man früh die Nothwendigkeit gefühlt, daß der Einzelne ſeine Meinung von der Mehrzahl ſeiner Verbundenen abhängig machen müſſe, und dieſe wenigen rohen Grundzüge einer politiſchen Geſellſchaft genügten einem Volke, dem jeder höhere Ehrgeiz noch fremd war. Der von freien Ältern geborne und zur Mannbarkeit gereifte Jüngling ward eingeführt in die allgemeine Verſammlung ſeiner Landsleute, mit Schild und Lanze ausgeſtattet und zu einem gleichen und würdigen Mitgliede ihres kriegeriſchen Freiſtaats angenommen. Dieſe Verſammlungen der wehrbaren Männer eines Stammes wurden theils zu beſtimmten Zeiten, theils bei plötzlichen Ereigniſſen zuſammenberufen. Über öffentliche Beleidigungen, die Wahl der Obrigkeiten, über Krieg und Frieden entſchied in denſelben die freie Stimme. Denn wenn auch den Vorſtehern eine vorläufige Erwägung der Sache verſtattet war, ſo konnte doch nur das Volk beſchließen und ausführen. Der Zögerung feind und, ohne Rückſicht auf Gerechtigkeit und Politik, der augenblicklichen Leidenſchaft gehorchend, faßten die Germanen raſche und heftige Beſchlüſſe, und das

Zuſammenſchlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigten ihren Beifall oder ihre Abneigung an. Zur Zeit der Gefahr ward ein Anführer gewählt, dem ſich in dringenden Fällen, wo vereinte Kraft vonnöthen war, wohl mehrere Stämme unterwarfen. Der Tapferſte ward erkoren, daß er mehr durch Beiſpiel als Befehl ſeine Landsleute führe. War die Gefahr vorüber, ſo endigte ſeine dem frei geſinnten Germanen verhaßte Gewalt; denn zur Zeit des Friedens kannte man kein anderes Oberhaupt, als die in den Verſammlungen erwählten Fürſten, die in ihren Bezirken Recht ſprachen und Streitigkeiten ſchlichteten, und ihr Amt mehr der Geburt als eigener Würdigkeit dankten. Zugeordnet waren dem Fürſten eine Wache und ein Rath von hundert Perſonen, und obwohl die Römer manchen derſelben den Königstitel beilegen, ſo hatten ſie nicht einmal das Recht, mit dem Tode, mit Gefängniß oder Schlägen einen freien Mann zu beſtrafen. (Vergl. Fürſt). Ein Volk, das allem Zwange ſo abgeneigt war und keine Oberherrſchaft anerkannte, achtete nur die Verpflichtungen, die es ſich ſelbſt auferlegt hatte. Freiwillig weihten die edelſten Jünglinge einem bewährten Anführer ihre Waffen und Dienſte, und wie dieſe unter einander wetteiferten, die tapferſten Genoſſen um ſich zu verſammeln, ſo wetteiferten jene um die Gunſt ihres Anführers. Ihm war es Pflicht, in der Stunde der Gefahr der erſte zu ſeyn an Muth und Kühnheit, aber ſeinen Gefährten war es Pflicht, nicht hinter ihm zurückzubleiben. Seinen Fall überleben, war unauslöſchlicher Schimpf, denn die heiligſte Pflicht gebot, ſeine Perſon zu ſchützen und ſeinen Ruhm durch die Trophäen eigener Thaten zu verherrlichen. Der Führer kämpfte für den Sieg, die Gefährten für den Führer. Wie Tapferkeit die Zierde des Mannes, ſo war Keuſchheit die Tugend des Weibes. Vielweiberei war nur den Fürſten verſtattet, um dadurch ihre Verwandtſchaften zu vervielfachen; Scheidungen verbot mehr die Sitte als das Geſetz. Ehebruch war ein durch nichts abzubüßendes, aber auch höchſt ſeltenes Verbrechen, und die Verführung weder durch Sitte noch Beiſpiel zu rechtfertigen. Die religiöſen Begriffe ſo barbariſcher Horden konnten nur roh und unvollkommen ſeyn. Die Sonne und der Mond, das Feuer und die Erde waren ihnen Gottheiten, die ſie zugleich mit gewiſſen eingebildeten Weſen verehrten, denen ſie die Leitung der wichtigſten Geſchäfte des Lebens zuſchrieben, und deren Willen die Prieſter durch geheime Künſte erforſchen zu können vorgaben. Ihre Tempel waren Felſengrotten, geheiligt durch die Verehrung vieler Geſchlechter. Die Gottesurtheile, ſo berüchtigt im Mittelalter, galten ſchon ihnen als untrügliche Entſcheidungen in allen zweifelhaften Fällen. Ihren Muth zu entflammen und zu befeuern, lieh die Religion die wirkſamſten Mittel. Die heiligen, im Dunkel gottgeweihter Höhlen aufbewahrten Fahnen wurden auf dem Schlachtfeld aufgepflanzt, und das feindliche Heer mit ſchrecklichen Verwünſchungen den Göttern des Kriegs und des Donners zum Opfer geweiht. Nur dem Tapfern ward die Gunſt der Götter, und ein kriegeriſches Leben und der Tod in der Schlacht waren die ſicherſten Mittel, um zu den Freuden der andern Welt zu gelangen, wo die Erzählung ihrer Thaten beim frohen Schmauſe ſie ergötzte, während ſie köſtliches Bier aus mächtigen Hörnern oder den Schädeln ihrer Feinde ſchlürften. (Vergl. den Art. Nordiſche Mythologie.) Aber was die Prieſter nach dem Tode verſprachen, fröhliche, ehrenvolle Fortdauer, das verliehen die Barden ſchon auf Erden. In

der Schlacht und an Siegesfeſten prieſen ſie den Ruhm der Helden vergangener Tage, die Vorfahren der Tapfern, die ihren kunſtloſen aber feurigen Strophen lauſchten, und ſich zur Todesverachtung und zu Thaten dadurch begeiſtert fühlten. So war das Volk, das frei und unbeſiegt einſt Deutſchlands Boden bewahrte, und deſſen Nachkommen wir uns nennen dürfen. Forſchen wir nach ſeinem Urſprunge, ſo werden wir auf Aſien, die allgemeine Wiege des Menſchengeſchlechts, zurückgeführt, wiewohl wir nur dunkle Spuren ihrer Einwanderung aus dieſem Welttheile bei den alten Geſchichtſchreibern finden. Ehe die Scythen oder Scotelen von den Maſſageten an dem Pontus Euxinus verdrängt wurden, wohnten die Cimmerier, ein mit den Deutſchen verwandtes Volk, in der heutigen Crimm und europäiſchen Tatarei und vereinigten ſich, von den Scythen an die Weichſel zurückgedrängt, mit den dort wohnenden teutoniſchen Stämmen, über welche uns hiſtoriſche Angaben fehlen. Von hier aus ward Scandinavien und Deutſchland bevölkert, daher ſich unter den Bewohnern dieſer Gegenden die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Muttervolk an den Ufern der Weichſel gewohnt habe. Es werden uns drei Hauptſtämme der Germanen genannt: die Iſtävonen, Ingävonen und Hermionen. Die Hermionen, zwiſchen der Elbe und Weichſel wohnend, waren das Stammvolk und hießen auch Teutonen und Semnonen; und von ihnen waren die Ingävonen nach Weſten, die Iſtävonen nach Norden ausgewandert. Dieſe drei Hauptſtämme waren ſehr weſentlich von einander verſchieden, und wenn es ſich erweiſen läßt, daß von den Ingävonen die Weſtphalen, Niederſachſen, Dänen und Schweden; von den Iſtävonen die Rheinländer, Franken und Heſſen; und von den Hermionen die Bayern und Öſterreicher abſtammen, ſo beſtehen dieſe Verſchiedenheiten wenigſtens in Anſehung der Sprache noch jetzt. Iſtävoniſche Völkerſtämme waren die Chamavi, Tubantes, Uſipii, Anſibarii und Bructeri, zwiſchen der Weſer und dem Rhein; die Sygambri und Marſi von der Lippe bis Cöln, doch nicht gleichzeitig; die Dulgumnier, Chaſoarii, Teucteri und Ingriones auf der Weſtſeite der Weſer bis in den Harz; ferner die Katten, vom Urſprung der Weſer längs des thüringer Waldes bis an den Main und die fränkiſche Saale, und die mit ihnen verbundenen Nertereanes, Danduri, Turoni, Marvingi und Mettiaci, letztere um Wisbaden und Marburg, erſtere im Fürſtenthum Waldeck bis Hanau ſich verbreitend; endlich die Cherusci, die Bewohner des Harzes und der umliegenden Gegenden, und die mit ihnen vereinigten Foſi im Braunſchweigiſchen, ſo wie die bereits genannten Marſen, Chaſuarier, Tubanten, Dulgumnier, Anſibarier u. a., die aber ſpäter ſich von dem Bund der Cherusker trennten. Dieſe geſammten iſtävoniſchen Völker erſcheinen in drei großen Völkerbunden vereinigt, dem Bunde der Sygambrer, Cherusker und Katten, woraus in ſpäterer Zeit die beiden mächtigen Bündniſſe der Franken und Alemannen hervorgingen. Die Ingävonen wohnten von den Mündungen des Rheins bis an die weſtlichen Ufer der Oſtſee, vom Zuyderſee bis an die Travenitz in Holſtein, und breiteten ſich über die cimbriſche Halbinſel und das große Scandinavien aus. Zu ihnen gehörten die von der Schelde bis zur Eider wohnenden mächtigen Frieſen mit den Frieſabonen, Sturiern und Narſaciern; die Chaucen in Oſtfriesland, Oldenburg und Bremen; die Angrivarier in Verden, Lüneburg und Calenberg; ferner die Saxen im heutigen Holſtein, mit ihren drei Stämmen, den Oſtphalen, Weſtphalen und

Ingariern, und den zu ihnen gehörigen Bewohnern der Halbinſel, den Nordalbingern, die in Verbindung mit den Saxen Normannen, und ſpäterhin Dänen genannt wurden. Zu den Ingävonen gehörten auch die Völker Scandinaviens und Preußens; dieſes bewohnten die Oſtiäer, die Venedi und Scirri, jenes die Hellevionen, im heutigen Schonen, oder wie ſie Tacitus ordnet: die Suionen und Sitonen (die heutigen Schweden) die Fenni (Finnen), die Äſthi (Eſthen), die Venedi (Wenden). Nach Ptolemäus bewohnten die Weſtſeite Scandinaviens die Chadeni, die Oſtſeite die Phavones und Phiräſi, die Südſeite die Gotä und Daucſones, das Mittelland die Levoni. Die Stämme der Hermionen, die in herumſchweifenden Parteien auch Sueven hießen, waren die Varini zwiſchen den Mündungen der Travenitz und Warne, die Sideni, von der Warne bis zur Oder, die Teutanoardi und Viruni im Lauenburgiſchen und Meklenburgiſchen, die Rugier, Turcilingier und Sirri in Pommern und an der Oſtſee, die Heruler, Nachbarn der Gothonen, und dieſe ſelbſt mit ihren Nebenzweigen im heutigen Herzogthum Warſchau; ferner die Vandalen mit den Silingi im Rieſengebirge und der Lauſitz, die Burgundiones und die Ligier, die nebſt den Buriern und Andern hinter den Vandalen in Schleſien und Polen ihre Wohnſitze hatten. Als einzelne Stämme der Hermionen, welche ſich unter den Ingävonen und Iſtävonen niederließen, werden die Longobarden und Angeln genannt. Jene wohnten an der Elbe und nachher in dem Lande der Cherusker, dieſe vereinigten ſich von der Oſtſeite der Elbe her mit den Saxen. Im Süden von Deutſchland finden wir nur Auswanderer, die erſt ſpäter, aus mehrern Muttervölkern zuſammengeſchmolzen, zum Theil große Reiche ſtifteten. Dergleichen ſüdliche Coloniſten waren die Quaden, die Markomannen, die von denſelben abſtammenden Bojoarier, die Hermunduren und die aus ihnen entſproſſenen Sueven. Die Römer lernten zuerſt im Jahre der Stadt 640 die Germanen kennen, als ein wilder Völkerſchwarm, der ſich Cimbern nannte, neue Wohnplätze ſuchend, an den Alpen erſchien, den Conſul Papirius Carbo ſchlug, und ſich von da im Verein mit den Tigurinern gegen die Allobrogen wandte. Nachdem ſie auch hier die Römer in zwei großen Schlachten geſchlagen, fielen ſie vereint mit den Teutonen und Ambronen in das transalpiniſche Gallien, ſchlugen die Römer nochmals am Rhodanus, verbreiteten ſich dann nach Weſten, kehrten ſich aber, durch die Tapferkeit der Iberer und Belgier in ihren Fortſchritten gehemmt, nach Italien, in welches die Teutonen und Ambronen über die weſtlichen, die Cimbrer und Ligurier über die nördlichen Alpen einzudringen ſuchten. Marius ward Roms Retter; er beſiegte die Erſteren bei Aix im J. Roms 651 und zwei Jahre nachher auch die Letztern. Die Überreſte zerſtreuten ſich theils in Gallien, theils kehrten ſie an die Donau zurück. Nachdem Cäſar Gallien unterworfen und ſeine ſiegreichen Waffen bis an den Rhein getragen hatte, lernte er hier zuerſt ein Volk kennen, das man ihm Germanen nannte. Arioviſt, der daſſelbe führte, und früher auf der Südſeite der Donau gewohnt hatte, wollte ſich in Gallien niederlaſſen, mußte aber, von Cäſar geſchlagen, wieder über den Rhein flüchten. Nur die Bricocci und Nemetes, die zu jenen Heerhaufen gehört hatten, blieben auf der Weſtſeite des Rheins; aus den über den Rhein zurückgekommenen Überreſten ſcheint ſich der Schwarm der Markomannen gebildet zu haben. Cäſar ging zweimal über den Rhein, doch nicht um in dem wüſten Lande Eroberungen zu machen, ſondern nur um

Gallien vor den verheerenden Einfällen der Barbaren zu ſchirmen. Er nahm ſogar Deutſche in Sold, zuerſt gegen die Gallier, dann gegen Pompejus. Kennen lernte er nur die zunächſt wohnenden Ubier, Sygambrer, Uſipeter und Teucterer. Das übrige Deutſchland werde, ſagte man ihm, von den Sueven in hundert Gauen bewohnt, deren jeder tauſend Mann auf Freibeuterei ausſchicke, welche jährlich abgelöſ't würden. Sie lebten mehr von Jagd und Viehzucht, als vom Ackerbau, beſaßen die Felder gemeinſchaftlich, und hielten alle fremde Völker durch Verwüſtung der Gränzen von ſich ab. Dieſe Nachrichten ſind wahr, wenn wir ſie auf die Deutſchen überhaupt ausdehnen, und unter den hundert Gauen die einzelnen Volksſtämme derſelben verſtehen. Roms Bürgerkriege und innere Unruhen zogen jetzt die Aufmerkſamkeit von den Deutſchen ab. Der Bund der Sygambrer fiel ungeſtraft in Gallien ein, und die von ihnen hart bedrängten Ubier verſetzte Agrippa an die Weſtſeite des Rheins. Als aber die Sygambrer Auguſts Legaten, Lollius, im Jahr der Stadt 738 geſchlagen hatten, eilte er ſelbſt herbei, erbaute, um ihnen beſſer widerſtehen zu können, Feſtungen am Rhein, und gab ſeinem Stiefſohn Druſus den Oberbefehl gegen ſie. Dieſer tapfere Feldherr, über den der eigne Art. nachzuſehen iſt, war in mehrern Feldzügen ſiegreich, und drang bis an die Elbe vor. Er ſtarb im J. Roms 745. Nach ihm führte zwei Jahre lang Tiberius das Commando am Rhein, und übte mehr Liſt als Gewalt gegen die Germanen. Er bewog ſie zu Kriegsdienſten im römiſchen Heere. Auguſtus Leibwache ward aus Deutſchen gebildet, und der Cherusker Hermann ſchwang ſich bis zur Würde eines Ritters empor. Von den Jahren 748 bis 755 commandirten verſchiedene römiſche Feldherren in dieſen Gegenden. Als im J. 756 Tiberius aufs neue den Oberbefehl bekommen hatte, drang er bis an die Elbe vor, und damals wäre es vielleicht gelungen, Deutſchland zur römiſchen Provinz zu machen, wenn nicht die Unbeſonnenheit ſeines Nachfolgers, des Quinctilius Varus, plötzlich alle errungenen Vortheile wieder vernichtet hätte. Seine gewaltſamen Maßregeln, die Sitten und Verfaſſungen der Deutſchen umzuändern, bewirkten eine allgemeine Verſchwörung, an deren Spitze der in Rom erzogene Cherusker Hermann (ſ. d. Art.) ſtand. Mit ſeinem aus drei vollen Legionen beſtehenden Heere in den teutoburger Wald gelockt, ward Varus von den erbitterten Deutſchen angefallen und aufgerieben. Wenige Flüchtlinge rettete der bei Cöln mit drei Legionen ſtehende Legat Aſprenas. Dieſer im 763ſten Jahre Roms von den Deutſchen erfochtene Sieg führte den gänzlichen Verluſt aller römiſchen Beſitzungen jenſeit des Rheins herbei; die von Druſus erbaute Feſte Aliſo wurde zerſtört. Jetzt traten die Cherusken als das Hauptvolk in Deutſchland auf. Erſt vier Jahre nachher zogen die Römer unter Germanicus (ſ. d. Art.) wieder gegen die Deutſchen ins Feld, und wie tapfer und kriegserfahren dieſer jugendliche Held auch ſeine Unternehmungen leitete, ſo gelang es ihm doch nicht, die Herrſchaft der Römer zu befeſtigen. Vielmehr gaben nach ihm die Römer die Unterjochung der Deutſchen auf, deren Streifzüge auf ihr Gebiet ſie leicht verhinderten, und vor deren ernſtlichen Angriffen ſie ſich durch die innern Streitigkeiten derſelben geſichert ſahen. Eine wichtige Revolution in Deutſchland hatte dazu den Anlaß gegeben. Marobobuus, ein am Hofe Auguſts bezogener Markomanne, vereinigte, durch Güte und Gewalt mehrere ſueviſche Stämme in einen Bund, welcher unter dem Namen des Bundes der

Markomannen bekannt iſt. An der Spitze dieſes mächtigen Völkervereins überfiel er das im ſüdlichen Böhmen und heutigen Frankenlande gegründete große Reich der Bojer, eroberte daſſelbe und ſtiftete hier einen furchtbaren Staat, welcher ſich über die Markomannen, Hermunduren, Quaden, Longobarden und Semnonen ausdehnte, und ein reguläres Kriegsheer von 70,000 Streitern darbot. Auguſt hatte dem Tiberius befohlen, mit zwölf Legionen den Marobodnus anzugreifen, und ſeine Macht zu brechen, aber ein allgemeiner Aufſtand der dalmatiſchen Völkerſchaften nöthigte ihn, einen Frieden zu ſchließen, der ihm keine Vortheile gewährte. Die darauf folgenden Unfälle der Römer in Weſtdeutſchland hinderten auch nachher jeden Verſuch gegen die Markomannen, welche ihrer Seits häufige Streifereien in Süddeutſchland wagten. So gab es jetzt zwei vor den übrigen mächtige Völkerſchaften in Deutſchland, die Markomannen und die Cherusker, welche ſich aber bald unter einander entzweiten, als einer Seits die Longobarden und Semnonen, der Bedrückungen des Marobodnus müde, den Bund deſſelben verließen und zu den Cheruskern übertraten, und andrer Seits Hermanns Oheim, Inguiomerus, aus Eiferſucht gegen ſeinen Neffen, zum Marobodnus überging. Nachdem der Krieg zwiſchen beiden Nebenbuhlern nach allen Regeln der Kriegskunſt, welche Hermann und Marobodnus in Roms Schule erlernt hatten, geführt worden war, blieb der Sieg endlich den Cheruskern. Tiberius, ſtatt dem ihn um Beiſtand bittenden Marobodnus zu helfen, ließ ihn vielmehr zwei Jahre darauf von dem Gothen Catualda überfallen, der ihn zwang, ſein Land zu verlaſſen und bei den Römern Zuflucht zu ſuchen. Bald aber erfuhr Catualda das gleiche Schickſal durch die Hermunduren, welche jetzt als Hauptvolk unter den Markomannen auftraten. Die Cherusker verloren mit ihrem großen Feldherrn Hermann ebenfalls ihr Anſehn; durch Zwieſpalt unter ſich ſelbſt geſchwächt, nahmen ſie endlich von Rom einen König, Italicus mit Namen, an, den letzten Sprößling Hermanns. Unter dieſem zerfielen ſie noch mit ihren Bundesgenoſſen, den Longobarden, und ſanken zu einem unbedeutenden Volke, die Südſeite des Harzes bewohnend, herab. Dagegen erhoben ſich im Weſten Deutſchlands die Katten. Während einer Seits die Frieſen ſich wegen des ihnen auferlegten Tributs gegen die Römer empörten, und nur mit Anſtrengung zurückgeſchlagen wurden, griffen am Oberrhein die Katten die ihnen gegenüber gelegenen römiſchen Feſtungen an. Galba aber demüthigte ſie, und bewog ſie, das Land zwiſchen der Lahn, dem Main und Rhein zu verlaſſen, welches darauf die Römer verdienten Kriegern zutheilten. Achtzehn Jahre darauf (812 der Stadt) geriethen die Hermunduren und Katten in Streit über die Salzquellen der fränkiſchen Saale. Des Marobodnus und Catualda zahlreiche Begleiter hatten ſich indeß jenſeit der Donau zwiſchen den Flüſſen Gran und Morava angeſiedelt, und dort unter Vannius, den ihnen die Römer zum König gegeben, ein neues Reich begründet, das den benachbarten Völkern durch Bedrückungen läſtig zu werden anfing. Obgleich Vannius ſich mit den ſarmatiſchen Jazygen verbunden hatte, erlag er doch der vereinten Macht der Hermunduren, Lygier und weſtlichen Quaden (im Jahre Roms 804), und mußte ſich zu den Römern flüchten. An der Spitze des Reichs aber ſtand ſein Schweſterſohn Sido, der, ein Freund der Römer, dem Veſpaſian wichtige Dienſte leiſtete. Im Weſten erſchütterten die Bataver durch einen hartnäckigen Krieg die

Macht der Römer, welche nur mit äußerſter Anſtrengung ſich behaupteten. Jetzt aber entzündete ſich ein Krieg, der erſt mit dem Untergange Roms endigte. Die Sueven, von den Lygiern angefallen, baten den Domitian um Beiſtand, welcher ihnen hundert Reiter ſchickte. Eine ſo armſelige Macht beleidigte die Sueven. Sie verbanden ſich mit den Jazygen in Dacien, und bedrohten Pannonien. Domitian ward geſchlagen, Nerva zügelte ſie und Trajan ſchlug ſie aufs Haupt; allein ſeit Antoninus Philoſophus loderte der Krieg in dieſen Gegenden. Auf zwei Seiten beunruhigten die Barbaren unaufhörlich das römiſche Reich; von der Einen Seite die durch die Gothen verdrängten kleinen Stämme, welche gezwungen in Dacien einfielen, neue Wohnſitze ſuchend. Man befriedigte ſie, als man ihnen die ſüdlichen Gegenden dazu anwies. Aber wichtiger war der Krieg, welchen von der andern Seite die Markomannen, Hermunduren und Quaden vereint mit aller Kraft gegen Rom führten, und welcher gewöhnlich der markomanniſche genannt wird. Mark Aurel kämpfte ſein ganzes Leben gegen ſie, und Commodus erkaufte durch Geld den Frieden. Indeß verwüſteten die Katten Gallien und Rhätien, und die Cherusker drängten die Longobarden an die Elbe zurück und traten jetzt unter dem Namen **Franken** auf. Neue Barbaren erſchienen 220 nach Chr. Geb. in Dacien, die Viſigothen, Gepiden und Heruler, und bekämpften die Römer. Zu eben der Zeit, unter Caracalla, trat ein neues Volk in Süddeutſchland hervor, die **Alemannen**, ein Gemiſch iſtävoniſcher Stämme. Gegen ſie erbaute Rom die berühmte Valla Romanorum, deren Überreſte von Jarthauſen bis Öhringen noch ſichtbar ſind. Aber die Macht der Römer ſank immer mehr, theils durch den unaufhörlichen Kampf mit den Barbaren, theils durch innere Unruhen verzehrt. Als dreißig Kaiſer das Reich zerrütteten und ſpalteten, drangen die Franken bis Spanien vor, und unter Kaiſer Probus eroberten ſie auch die Bataverinſel. So waren jetzt Franken und Alemannen die mächtigſten deutſchen Völker. Erſtere verloren unter Julian die Bataverinſel an die Saxen, und letztere wurden von Roms Heeren gedemüthigt. Aber das war Roms letzter Sieg. Mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts ſtürmten Barbaren von allen Seiten auf das römiſche Kaiſerthum an. Die Vandalen, Sueven und Alanen bemächtigten ſich Galliens und Spaniens; ihnen folgten die Burgundier nach Gallien, die Weſtgothen nach Italien und Spanien; den Burgundiern folgten die Franken, den Weſtgothen die Oſtgothen, und dieſen die Longobarden. So begannen jene Züge zahlloſer Völkerhorden, welche ſich aus dem Norden und Oſten erobernd über Europa ergoſſen. Die Geſchichte bezeichnet ſie mit dem Namen der **großen Völkerwanderung**, und unter dieſer Rubrik werden wir den hier abgeriſſenen Faden wieder aufnehmen. M.

Germanismus nennt man jede Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache in Ausdrücken, Worten und Wendungen, wodurch ſie von einer andern Sprache abweicht. Die Germanismen ſind daher in jeder fremden Sprache andere, wiewohl es gewiſſe Germanismen gibt, die es für alle, oder doch die meiſten Sprachen ſind, wenn ſie auf Eigenthümlichkeiten beruhen, welche die deutſche Sprache ausſchließlich hat.

Gerona, an der Küſte von Catalonien, beim Einfluſſe des **Onhar** in den Ter, welcher wenige Meilen von der Stadt ins mittelländiſche Meer ausſtrömt, iſt durch die Franzoſen unter Gou-

von St. Cyr, und nachher unter Augereau eine faſt beiſpielloſe Vertheidigung gegen die im Jahre 1809 beſonders merkwürdig geworden. Nachdem die Franzoſen die Berennung ſchon im Mai begonnen hatten, eröffneten ſie in der Nacht auf den 9ten Juni die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren gleich tapfer und erbittert. Schon fing die Beſatzung an Mangel zu leiden, als es Blake am 30ſten Auguſt gelang, ihr neue Vorräthe zuzuführen. Dies ſetzte ſie in den Stand, ſich bis zum 10ten December zu behaupten. An dieſem Tage endlich capitulirte der tapfere Commandant Mariano Alvarez, da der Verluſt aller Forts und zweier Vorſtädte, ſo wie die immer zunehmende Verminderung der Beſatzung längern Widerſtand unmöglich machte.

Geronten (die Alten), waren obrigkeitliche Perſonen in Sparta, welche nebſt den Ephoren und Königen die höchſte Gewalt im Staate hatten. Sie konnten vor dem 60ſten Jahre nicht zu dieſer Würde gelangen und ohne die wichtigſten Urſachen nicht abgeſetzt werden. Ihre Zahl betrug 28, nach Andern 32.

Gerſtenberg (Heinrich Wilhelm von), hat einſt nicht bloß als Lieblingsdichter der Nation, ſondern auch als Kritiker auf den Literaturzuſtand ſeines Zeitalters kräftig eingewirkt. Er iſt am 3ten Jan. 1737 zu Tondern in Schleswig geboren. Nachdem er in Altona bis ins 18te Jahr auf Schulen geweſen und in Jena ſtudirt hatte, fand er ſich bald nach ſeiner Rückkehr veranlaßt, in die Kriegsdienſte ſeines Vaterlandes zu treten, ſtieg in dem unblutigen Feldzuge gegen die Ruſſen unter dem Grafen von St. Germain bis zum Rittmeiſter, ging aber, als er nach Friedrichs V. Tode 1766 die Ausſichten auf dieſer Laufbahn verlor, in den Civilſtand über. Der Staatsminiſter, Graf Hartwig von Bernſtorf, nahm ihn 1768 als Mitglied der wöchentlichen Kanzleiſeſſionen in die deutſche Kanzlei hinüber. Gerſtenberg durchwanderte verſchiedene Civildepartements, wurde 1775 als Reſident ſeines Vaterlandes bei der freien Reichsſtadt Lübeck angeſtellt, begab ſich 1783 nach Eutin zu ſeinem Freunde Voß, und lebt ſeit 1785 als Mitdirector des Lottojuſtizweſens in Altona. Sein erſtes ſchriftſtelleriſches Product war *Turnus*, ein Trauerſpiel, welchem er die Bekanntſchaft und Freundſchaft mit Weiße, dem er es geſchickt hatte, und der ihm daſſelbe mit einer ſehr günſtigen Beurtheilung zurückſandte, verdankte. Gerſtenberg beſchäftigte ſich inzwiſchen ſchon mit den *Tändeleien*, und legte den Turnus bei Seite, ohne ihn jemals drucken zu laſſen. Die Tändeleien hingegen beförderte Weiße zum Druck. Dieſe lieblichen Scherze fanden allgemeinen Beifall, und gewannen ſelbſt Leſſingen eine günſtige Kritik ab. Hierauf erſchienen ſeine ſchon früher verfertigten *proſaiſchen Gedichte*, woraus ſpäterhin ſeine Dithyramben entſtanden. Als Militär ſchrieb er die *Kriegslieder eines däniſchen Grenadiers* und ſein *Handbuch für Reiter* (unter dem Namen Ohle Madſen). Als er nach dem Kriege nach Copenhagen kam, lernte er daſelbſt J. A. Cramer, Reſewitz, H. Schlegel, Klopſtock, Sturz, Baſedow u. A. kennen. Im vertrauten Umgang mit ſolchen Männern, reich an Jugend und Liebe, ſang Gerſtenberg ſeine *Ariadne auf Naxos*, ſein *Gedicht eines Skalden* und mehrere kleine Lieder. Zugleich gab er den *Hypochondriſten*, ein beliebtes holſteiniſches Wochenblatt, und in den Jahren 1766 und 1767 Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur heraus. In dieſelbe Zeit fällt auch ſein

Trauerſpiel, die Braut, nach Beaumont und Fletcher, und ſein berühmter Ugolino, der ſelbſt auf der Bühne Glück machte. Seiner Muße in Eutin verdankt das Publicum die Minona, ſeine jüngſte dramatiſche Arbeit, und 1795 erſchien noch ſeine Theorie der Categorien. Seine erſte Gattin verlor er 1783; im J. 1796 verheirathete er ſich zum zweitenmale mit einer Engländerin. Im J. 1816 ſind ſeine poetiſchen Werke geſammelt erſchienen (3 Bände, bei Hammerich).

Geruch nennen wir denjenigen Sinn, mittelſt deſſen wir die feinen Ausflüſſe der Körper (Düfte) empfinden. Die zarte Haut, welche das Innere der Naſe bekleidet, und in welche ſich der aus dem Gehirn herabſteigende Geruchsnerve verbreitet, iſt das eigentliche Organ dieſes Sinnes. Mit der Luft, die durch die Naſe eingezogen wird, ſtrömen zugleich die Ausflüſſe oder riechbaren Theile der Körper herbei, berühren im Innern der Naſe die Nerven, und dieſe pflanzen die empfangenen Eindrücke auf das Gehirn fort, wo ſie in der Seele die Empfindungen verurſachen. Das Wort Geruch bezeichnet aber auch jene riechbaren feinen Ausflüſſe der Körper ſelbſt, welche von unglaublicher Feinheit ſind. Parfumirte man z. B. — was uns die tägliche Erfahrung als möglich zeigt — mit den Ausflüſſen einer Cubiklinie Lavendelöl ein Zimmer von 18 Fuß Länge, eben ſo viel Breite und 10 Fuß Höhe, alſo von 3240 Cubikfuß, d. i. von 466,560 Cubiklinien Inhalt, und nähme dabei an, daß in einer Cubiklinie Raum nur vier riechbare Theilchen ſchwebten, ſo würde ſich eine Cubiklinie des Öls in 1,866,240 riechbare Theilchen trennen. Läßt man ein Stück Ambra, welches 100 Gran wiegt, auf einer Wage, die der kleinſte Theil eines Grans merklich bewegt, in einem Zimmer frei liegen, ſo wird daſſelbe, ungeachtet beſtändig friſche Luft von außen zuſtrömt, mit den riechbaren Ausflüſſen angefüllt, und dennoch bemerkt man nach 5½ Tagen noch nicht den mindeſten Verluſt an dem Ambra, woraus man auf die Feinheit ſeiner Ausflüſſe ſchließen kann.

Geryon oder Geryones, Chryſaors und der Kallirrhoe Sohn, ein dreiköpfiger Rieſe, der nach Einigen in Spanien, nach Andern auf den balеariſchen Inſeln, nach noch Andern aber auf der fernen Inſel Erythia herrſchte, wo er zahlreiche und ſchöne Heerden beſaß, die er von dem zweiköpfigen Hunde Orthrus und dem Rieſen Eurytion hüten ließ. Dieſe entführte auf Euryſtheus Befehl Hercules, und erſchlug den Geryon. (S. Hercules.)

Ges bezeichnet die ſiebente Stufe der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter, wenn ſie zu Es die kleine Terz macht.

Geſammte Hand, die Mitbelehnſchaft, da Mehrere zugleich mit einerlei Grundſtück belehnt werden. Geſammt-Stimme, eine Stimme, an welcher Mehrere gemeinſchaftlich Antheil haben, im Gegenſatz der Viritſtimme.

Geſandten, Geſandtſchaftsrecht. Ein Geſandter iſt eine öffentliche Perſon, von einem Fürſten oder ſonſtigen Staatsoberhaupt mit Vollmacht und Inſtruction verſehen, um des Staats Angelegenheiten bei auswärtigen Mächten zu betreiben. Solche, die bloß wegen Privatangelegenheiten eines Fürſten abgeſendet ſind, heißen gewöhnlich Agenten, und führen bisweilen den Titel der Reſidenten, Legationsräthe u. a., haben aber mit den Geſandten nichts gemein. Unter dieſen iſt jedoch ſelbſt ein nicht geringer Unterſchied; es gibt Geſandten der erſten, zweiten und dritten Claſſe. Die Ge-

ſandten der erſten Claſſe repräſentiren ihren Souverän nicht nur in den ihnen aufgetragenen Geſchäften, ſondern auch in ſeiner Perſon ſo, daß ſie auf die Vorzüge Anſpruch machen können, die er bei eigner Anweſenheit genießen würde. In dieſe Claſſe gehören die Großbotſchafter oder Ambaſſadeurs, und ehedem die Cardinäle, wenn ſie als legati a latere abgeſendet wurden, ſo wie die päpſtlichen Nuntien und ſonſt der venetianiſche Bailo zu Conſtantinopel. Die Geſandten des zweiten Ranges repräſentiren ihr Staatsoberhaupt nur in den Geſchäften. Zu ihnen gehören die Envoyés, die bevollmächtigten Miniſter (ministres plénipotentiaires) und ehedem die kaiſerlichen und päpſtlichen Internuntien. Zu den Geſandten des dritten Ranges, gegen welche die Höfe nicht daſſelbe Ceremoniel beobachten, wie gegen die vorigen, gehören die Miniſter, Ministres résidens, Reſidenten, und Ministres chargés d'affaires. Die bloßen Geſchäftsträger, Chargés d'affaires, haben nicht den Charakter als Miniſter. Nach dem Range des Geſandten iſt auch ſein Gefolge verſchieden; bei einem Geſandten des erſten Ranges gehören dazu: mehrere Geſandtſchafts-Cavaliere und Edelknaben, mehrere Geſandtſchaftsſecretäre (Secrétaires d'ambassade), Kanzelliſten, Schreiber, Dolmetſcher (Secrétaire interprète, bei der Pforte Truchemann, Dragoman), Geſandtſchaftsprediger (Aumônier), Hausofficianten, Livreebediente u. ſ. w. Bei Geſandten des zweiten Ranges ſind ſelten Geſandtſchaftscavaliere, oder mehr als ein Legationsſecretär (Secr. de Légation), und noch weniger zahlreich iſt das Gefolge bei einem Geſandten des dritten Ranges. Jeder Geſandte muß, um als ſolcher anerkannt zu werden, dem Hofe, an den er geſandt iſt, ein Beglaubigungsſchreiben, Creditiv (lettre de créance) von ſeinem Souverän überreichen, wovon er eine offene beglaubigte Copie zum Vorzeigen beim Staatsſecretär erhält, und eine Vollmacht, aus welcher erhellt, wie viel Gewalt ihm ertheilt ſey. Für ſich erhält er eine Inſtruction, worin ihm ſein Verhalten gegen den Hof und die da anweſenden Geſandten, ſo wie der Wille ſeines Hofs in Anſehung ſeines Geſchäfts angedeutet iſt; das Weitere wird ihm, wenn nicht eine neue Inſtruction nöthig iſt, durch Depeſchen ſeines Hofes bekannt gemacht. Iſt er am Orte ſeiner Beſtimmung angelangt, ſo überreicht er dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſein Beglaubigungsſchreiben, und bittet um Audienz. Dieſe iſt bei Geſandten des erſten Ranges eine öffentliche, bei den andern eine Privataudienz, nach welcher er bei den übrigen Geſandten förmliche Beſuche abſtattet, um von ihnen als Geſandter anerkannt zu werden. Seit dem weſtphäliſchen Frieden erhalten alle Geſandten des erſten Ranges den Titel Excellenz, denen des übrigen Ranges wird er nur bisweilen aus Politik oder Höflichkeit gegeben. Von dem Augenblick an, wo ein Geſandter das Landesgebiet des Souveräns, an den er geſendet iſt, betritt, wird ſeine Perſon für heilig und unverletzlich gehalten, und er genießt in dem Staate, worin er ſich aufhält, bedeutende Vorrechte. Zu dieſen gehört vor allen andern die Exterritorialität, d. h. er wird nicht als ein Inländer betrachtet, ſondern ſeine Perſon, ſein Gefolge, ſein Hotel, ſeine Wagen werden ſo beurtheilt, als ob er den Staat, der ihn geſendet, nicht verlaſſen habe, und außerhalb des Gebiets lebe, worin er reſidirt. Daraus folgt denn eine perſönliche Befreiung des Geſandten von der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, eine gleiche für ſein

Gefolge, und Befreiung der Güter, die ihm als Geſandten zuſtehen, von der Gerichtsbarkeit. In ſein Hotel dürfen demnach gemeine Polizei-, Zoll- und andere Staatsbedienten nicht eindringen, und hier Durchſuchungen anſtellen, wie im Hauſe eines Privatmanns. Ob er aber ſein Hotel zum Zufluchtsorte für Verbrecher machen, und der Obrigkeit des Staats die Auslieferung derſelben verweigern dürfe, iſt ein eben ſo bedenklicher als zweifelhafter Fall. Ein eben ſolcher Fall iſt die ſogenannte Quartierfreiheit der Geſandten, kraft deren ſie an einigen Orten das ganze Quartier der Stadt, worin ſich ihr Hotel befindet, durch Aufhängung der Wappen ihres Souveräns von der Gerichtsbarkeit des Landes ausnehmen wollten. Jetzt iſt dieſer Mißbrauch abgeſchafft. Zu den Befreiungen eines Geſandten und ſeines Gefolgs gehören Zoll- und Accisfreiheit für alle geſandtſchaftlichen Güter, wobei jedoch wegen erfolgten Mißbrauchs manche Beſchränkungen Statt gefunden haben. Von Wegegeldern, Brückengeldern, Briefporto ſind ſie nicht frei. Als ein beſonderes Vorrecht der Geſandten muß man noch ihren Hausgottesdienſt betrachten, in Ländern, wo ihre Religion nicht geübt wird. In Verhandlungen treten ſie bisweilen unmittelbar mit dem Souverän ſelbſt, und machen ihm mündlich in Privataudienzen, oder ſchriftlich durch Überreichung von Memorialen, Vorträge, gewöhnlich aber treten ſie mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Conferenz. Alles dies dauert bis zur Beendigung der Geſandtſchaft, welche auf verſchiedene Weiſe herbeigeführt werden kann, durch Erlöſchung der Creditive, durch Zurückberufung (Rappel), durch freiwillige oder gezwungene Abreiſe, und durch den Tod des Geſandten. Die Zurückberufung erfolgt, wenn entweder der Zweck der Sendung erreicht oder vereitelt iſt, oder wegen entſtandener Mißverſtändniſſe, bisweilen auch aus Privaturſachen. Freiwillig verläßt öfters ein Geſandter einen Hof ohne Rappel, wenn er Beſchwerde über völkerrechtswidrige Verletzung ſeiner Perſon führen zu können glaubt; es gibt aber auch Fälle, wo ein Geſandter gezwungen wird, einen Staat zu verlaſſen, was man Ausſchaffung deſſelben nennt. Sonſt wird die Geſandtſchaft von dem Augenblick an für beendigt angeſehen, wo der Geſandte entweder ſein Rappelſchreiben übergeben, oder Päſſe zu ſeiner Abreiſe erhalten hat. Sind ihm dieſe ausgefertigt, ſo muß er den Staat verlaſſen, ſeine Perſon aber bleibt, ſelbſt im Falle des Kriegs, unverletzlich, und er kann ungehindert bis über die Gränze reiſen. Nur die ottomaniſche Pforte erlaubt ſich hierin Ausnahmen, indem ſie Geſandte von Staaten, mit denen ſie in Mißhelligkeit gerathen iſt, in die ſieben Thürme wirft. Gleicher Unverletzlichkeit erfreuen ſich in den übrigen europäiſchen Staaten, jedoch nur in Friedenszeiten, die Couriere oder Eilboten, wie auch ſolche Perſonen, die, ohne einen eigentlichen geſandtſchaftlichen Charakter, bisweilen als Vertraute zu Betreibung geheimer, wichtiger und eiliger Geſchäfte abgeſendet werden. Nur fällt bei ſolchen das geſandtſchaftliche Ceremoniel weg, und in Beziehung auf andere Staatsbürger werden ſie als bloße Privatperſonen betrachtet. Alle dieſe Verhältniſſe unter den europäiſchen Mächten haben ſich natürlich erſt ausgebildet, ſeitdem es ſtehende Geſandtſchaften gibt, das heißt, ſeit der Zeit des weſtphäliſchen Friedens. Für Politik, Völkerrecht und Culturgeſchichte würde eine Geſchichte des Geſandtſchaftsweſens ſeit dieſer Zeit ein

ſehr wichtiges Werk ſeyn, an dem es bis jetzt noch mangelt. Flaſſan liefert dazu treffliche Beiträge. dd.

Geſang iſt Vortrag einer Rede in abgemeſſenen, und ihrer Höhe nach beſtimmten Tönen, mittelſt eines beſondern Gebrauchs unſrer Stimme. Warum dieſe Töne abgemeſſen und ihrer Höhe nach beſtimmt ſeyen, wird der Artikel Muſik zeigen. Fragen wir hier bloß: wie kam der Menſch darauf, zum Vortrag einer Rede ſich dieſer beſondern Modification ſeiner Stimme zu bedienen? Da er es im gewöhnlichen Leben, im alltäglichen Verkehr nicht thut, ſo läßt ſich daraus auf eine beſondere Stimmung ſchließen, die ſo etwas veranlaßt. Und ſo iſt es. Wenn der Menſch ſingt, ſo will er muſikaliſch den Ausdruck eines innern Gefühls darſtellen. Geſang iſt alſo muſikaliſche Sprache des Gefühls. Bei dieſer hat man zwei Punkte wohl zu unterſcheiden, den Inhalt und den Vortrag. Jener bezieht ſich auf die unmittelbare Darſtellung innerer Zuſtände, dieſer auf die Stimme. Der Geſang vereinigt demnach aufs innigſte die lyriſche Poeſie und die Muſik. Dieſelbe Urſache alſo, welche zur lyriſchen Poeſie und zur muſikaliſchen Darſtellung begeiſtert, wird auch veranlaſſen, daß ſich die Stimme des Menſchen in Geſang ergießt, auf den Wellen der Melodie hinſchwebt und nach Harmonie ſtrebt. Man unterſcheidet den natürlichen und künſtlichen Geſang. Jener bezeichnet einen muſikaliſchen Stimmenvortrag ohne Kunſtübung; dieſer iſt ausgebildet durch die Kunſt, der Sänger übt ihn nach Anleitung der Tonſchrift. Zum künſtlichen Geſange wird erfodert: 1. eine ſchöne und biegſame Stimme von anſehnlichem Umfang; 2. Fertigkeit, die Tonſchrift richtig zu leſen und die Töne nach derſelben rein zu intoniren; 3. deutliche Ausſprache der Sylben und Wörter; und 4. Angemeſſenheit des Vortrags zum Inhalt, der Punkt, wobei der Sänger ſeinen Geſchmack und ſein Gefühl allein bewähren kann. Nur wo dieſe Angemeſſenheit ſich findet, ſagt man, der Sänger habe mit Gefühl, mit Ausdruck geſungen. dd.

Geſangſchulen, ſ. Singſchulen.

Geſchäftsſtyl. Unter Geſchäften verſtehen wir alle diejenigen Äußerungen unſrer Thätigkeit, die aus unſern Verhältniſſen hervorgehen, in wie fern wir Bürger des Staates und Mitglieder eines gewiſſen Standes in demſelben ſind. Dieſe Geſchäfte ſind aber ſo verſchiedenartig, als die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens. Der Geſchäftsſtyl umſchließt daher diejenigen ſtyliſtiſchen Formen, welche den gegenſeitigen Verhältniſſen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens angemeſſen ſind, und ſeine Untergattungen müſſen den ganzen Kreis dieſer Verhältniſſe und Beziehungen erſchöpfen. Im Allgemeinen zerfällt der Geſchäftsſtyl in den Styl für die öffentlichen Geſchäfte (der höhere Geſchäftsſtyl) und in den Styl für die Privatgeſchäfte (der niedere Geſchäftsſtyl). Den höheren Geſchäftsſtyl nennt man auch den Curial- oder Kanzleiſtyl. (S. letztern Art.) Der niedere Geſchäftsſtyl oder der Styl für die Privatgeſchäfte enthält den Ausdruck aller derjenigen rechtlichen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, welche, ohne Mitwirkung und Dazwiſchenkunft der Obrigkeit, zwiſchen den Staatsbürgern, als ſolchen, ſelbſt verhandelt werden können. Dahin gehören Obligationen, Quittungen, Zeugniſſe, Reverſe, Vollmachten, Abſchiede, Miethverträge, Annoncen, Avertiſſements u. ſ. w., ſo wie der Geſchäftsbrief, der mit dem eigentlichen Brief bloß die zufälligen äußern Merkmale gemein hat, übrigens

aber ganz nach den Regeln des Geſchäftsſtyls entworfen wird. Unbeſchadet des Eigenthümlichen im Geſchäftsſtyle könnte doch die veraltete Form deſſelben größtentheils verjüngt, und die Dunkelheit und Schwerfälligkeit in demſelben vermieden werden. Warum ſollte eine edle und kräftige Diction der Würde, mit welcher ſich die Regierungen und Höfe gegenſeitig behandeln müſſen, widerſtreiten? warum ſollte der Staat mit ſeinen eigenen Bürgern nicht deutlich, kurz, bündig und wohlwollend, ohne Einmiſchung von Terminologien und ſchwerfälligen Verbrämungen reden können? Freilich wird die ſogenannte Courtoiſie im Geſchäftsſtyle nie völlig vermieden werden dürfen. Sie iſt eine Eigenthümlichkeit deſſelben und beſteht in dem beſtimmten Feſthalten der, durch gewiſſe willkürlich angenommene Ausdrücke und Formeln, feſtgeſetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenſeitigen Verhältniſſe der verſchiedenen Staatsmitglieder gegen ſich ſelbſt, gegen das Staatsoberhaupt und deſſen Diener, ſo wie der letztern gegen die verſchiedenen Claſſen der Staatskörper, ohne weder aus Unwiſſenheit, noch aus Abſicht gegen die einmal in den bürgerlichen Verhältniſſen recipirten Formen der Convenienz zu verſtoßen. Die Courtoiſie zeigt ſich aber nicht bloß in dem Gebrauche der herkömmlichen bürgerlichen Titel, ſondern auch theils in gewiſſen hergebrachten Wendungen des Ausdrucks im Contexte, ſowohl bei der Einleitung, als bei den Übergängen und dem Schluſſe, theils in der äußern Form der Geſchäftsaufſätze, in Hinſicht auf Format, Feinheit des Papiers, Unterzeichnung, Aufſchrift u. ſ. w.

Geſchäftsträger, ſ. Geſandten.

Geſchenkte Handwerke ſind ſolche, deren Geſellen auf der Wanderſchaft von ihren Zunftgenoſſen ein Geſchenk erhalten müſſen.

Geſchichte. Die Geſchichte enthält die wiſſenſchaftliche Darſtellung des ganzen Kreiſes der äußern Erfahrung, welcher die Gegenwart und Vergangenheit, d. i. alle Erſcheinungen neben einander im Raume und alle Veränderungen nach einander in der Zeit umſchließt. Die Darſtellung der Gegenwart heißt Beſchreibung, die Darſtellung der Vergangenheit Erzählung. Die Beſchreibung ſtellt die Erſcheinungen und Veränderungen im Raume, die Erzählung die Facta der Vergangenheit nach der Zeitfolge dar. Nach dieſer allgemeinen Bezeichnung enthält der beſchreibende hiſtoriſche Styl in ſich die Naturbeſchreibung (nicht Naturgeſchichte) und die Geographie; der erzählende hiſtoriſche Styl aber die Naturgeſchichte und die Menſchengeſchichte. Zur Naturgeſchichte gehören: die Geſchichte des Continents, die Geſchichte des Meeres, die Geſchichte der Thierarten und die Geſchichte der Menſchenſpecies, nach den Verſchiedenheiten und Veränderungen des phyſiſchen Organismus; die Menſchengeſchichte hingegen begreift alle Veränderungen und Thatſachen in ſich, welche eine unmittelbare Wirkung der Freiheit ſind. Sie iſt in dieſer Hinſicht entweder Geſchichte der Individuen, oder Specialgeſchichte (einzelner Geſchlechter, Geſellſchaften, Corporationen, Völker, Reiche und Staaten), oder Univerſalgeſchichte (Geſchichte der Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechts). Verſucht man die Geſchichte nach Zeitabſchnitten einzutheilen, ſo ergeben ſich vier Hauptabſchnitte derſelben: die alte, die mittlere, die neue und die neueſte Geſchichte. Die alte Geſchichte beginnt mit der Entſtehung des menſchlichen Geſchlechts auf dem Erdboden, oder, wenn von der durch Kritik und Urkunden beglaubigten Geſchichte ausgegangen

werden ſoll, mit der Bildung der erſten Reiche und Staaten, und reicht bis zum Untergange des römiſchen Weſtreichs (bis 476 nach Chr.). Die mittlere Geſchichte geht von der Zerſtörung dieſes Reichs bis zur Entdeckung von Amerika (von 476—1492 nach Chr.). Die neuere Geſchichte umſchließt die drei letztern Jahrhunderte, von der Entdeckung Amerika's bis zur franzöſiſchen Revolution (von 1492—1789), und die neueſte den Zeitraum der Umbildung Europa's ſeit der franzöſiſchen Revolution bis auf unſere Tage. — Will man aber die Menge der einzelnen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ſyſtematiſch ordnen, und ihr gegenſeitiges Verhältniß mit Sicherheit beſtimmen; ſo muß man dieſelben in hiſtoriſche Grundwiſſenſchaften, in vorbereitende, in abgeleitete und in Hülfswiſſenſchaften eintheilen. Nach dieſem Eintheilungsprincip erſcheinen bloß Univerſalgeſchichte und Statiſtik als hiſtoriſche Grundwiſſenſchaften; denn durch dieſe beiden Diſciplinen werden die beiden hiſtoriſchen Grundbegriffe der Vergangenheit und Gegenwart erſchöpft. Die Univerſalgeſchichte enthält die Geſammtheit aller durch die Freiheit des Menſchen bewirkten Thatſachen aus dem Kreiſe der Vergangenheit im nothwendigen Zuſammenhange, und die Statiſtik die gegenwärtige politiſche Form der Staaten und Reiche des Erdbodens nach den nothwendigen Bedingungen ihres innern und äußern Lebens. In dieſem Sinne ſagt Schlözer in ſ. Theorie der Statiſtik: „Geſchichte iſt eine fortlaufende Statiſtik, und Statiſtik iſt eine ſtillſtehende Geſchichte." Sind dieſe beiden die hiſtoriſchen Grund- und Hauptwiſſenſchaften, ſo werden dann diejenigen Diſciplinen den Kreis der propädeutiſchen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften bilden, ohne welche jene Grundwiſſenſchaften nicht zu einer wiſſenſchaftlichen Form erhoben und im innern nothwendigen Zuſammenhange dargeſtellt werden können. Quellenkunde und Kritik der Quellen würde daher die erſte, alte, mittlere und neuere Geographie, die zweite, und Chronologie die dritte hiſtoriſche Vorbereitungswiſſenſchaft ſeyn. Zu dem Kreiſe der abgeleiteten hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gehören darauf alle diejenigen, welche als einzelne Theile in den beiden Hauptwiſſenſchaften enthalten ſind, die aber durch die Zuſammenſtellung des Gleichartigen und in ſich Zuſammenhängenden zu einer ſelbſtſtändigen wiſſenſchaftlichen Form erhoben werden. Man kann dieſe abgeleiteten hiſtoriſchen Wiſſenſchaften nach vier Rubriken vertheilen: a) Ethnographie (Völkergeſchichte, Darſtellung des Eigenthümlichen in der Entwickelung und Ausbildung der einzelnen Völker der Erde, in Angemeſſenheit zu ihrer phyſiſchen und geiſtigen Individualität (Volksthümlichkeit), abgeſehen von dem, was die Völker unter den Einflüſſen der poſitiven Formen, monarchiſcher oder republikaniſcher Verfaſſungen, und unter den Einflüſſen poſitiver Religionen, ſo wie unter den Einflüſſen erblicher Laſter wurden; zugleich Darſtellung aller derjenigen erloſchenen und exiſtirenden Völker, welche nicht in das geſellſchaftliche Band des bürgerlichen Lebens übergegangen ſind); b) Staatengeſchichte und Specialſtatiſtik (der erloſchenen und der exiſtirenden — der kleinen und großen — Staaten); c) Culturgeſchichte (nach allen Verzweigungen der Cultur, in Hinſicht auf öffentliches und Privatleben, auf Wiſſenſchaft und Kunſt — alſo: Archäologie, allgemeine und beſondere Literärgeſchichte, Geſchichte der einzelnen Wiſſenſchaften, der einzelnen Künſte, der einzelnen Stände und Corporationen, Geſchichte der Menſchheit u. ſ. w.); d) Historia specialissima, zu

welcher die Biographien, Charakteriſten, überhaupt die hiſtoriſchen Darſtellungen des individuellen Lebens nach allen ſeinen Abſtufungen und Schattirungen gehören. Die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften endlich ſind diejenigen, durch welche überhaupt und zunächſt das Studium der beiden hiſtoriſchen Hauptwiſſenſchaften, und dann insbeſondere auch das Studium der übrigen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften erleichtert und unterſtützt wird. Sie ſind für die Univerſal- und Specialgeſchichte: 1. Mythologie (die älteſte Religionsgeſchichte im mythiſchen Zeitalter der Völker und Staaten des Erdbodens); 2. Genealogie (die Wiſſenſchaft von dem Urſprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtſchaft merkwürdiger Geſchlechter und Familien); 3. Heraldik (Wappenkunde); 4. Numismatik (Münzenkunde); 5. Denkmälerkunde — dieſe faßt in ſich a) Epigraphik (die Kenntniß der Aufſchriften auf Denkmälern, mit Einſchluß der Hieroglyphik); b) Diplomatik (Urkundenlehre, mit Angabe der Regeln, nach welchen die Echtheit der Urkunden beurtheilt werden muß); c) Sphragiſtik (Siegelkunde, als Unterſtützung der Diplomatik); d) Archivwiſſenſchaft (enthält die Regeln, wie Urkunden in Archiven zu ordnen und zu erhalten ſind). Die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften für die Statiſtik ſind: 1. die Kameralwiſſenſchaften (Ökonomie, Technologie, Forſt- und Bergwiſſenſchaft, Handelskunde); 2. die politiſchen Wiſſenſchaften (das Staatsrecht für die Baſis der Staatsverfaſſungen; die Nationalökonomie, die Polizei und Finanzwiſſenſchaft für die Baſis der Staatsverwaltungen; die Politik überhaupt für die Entwickelung der Bedingung des innern und äußern Lebens der Staaten); 3. das poſitive oder practiſche europäiſche Völkerrecht (für das unter den einzelnen Staaten beſtehende Herkommen, für die Verträge, auf welchen ihre gegenſeitigen Relationen beruhen u. ſ. w.); und 4. die Diplomatie, als wiſſenſchaftliche Vorbereitung zu dem höhern Staatsdienſte in den innern und äußern Angelegenheiten, weſentlich verſchieden von der Diplomatik, und aufgeführt auf die zu Einem organiſchen Ganzen geſtalteten Reſultate der Politik, der Geſchichte, der Statiſtik und des poſitiven europäiſchen Völkerrechts, wodurch der höhere Staatsdiener das gegenwärtige innere und äußere Leben der europäiſchen Reiche und Staaten in einem vollſtändigen Bilde und nach ſeinen nothwendigen Bedingungen kennen und umſchließen lernt. — Da allen einzelnen hiſtoriſchen Wiſſenſchaften in dieſem Lexicon beſondere Artikel beſtimmt ſind, ſo kann, nach der Überſicht über das ganze Gebiet derſelben, an dieſem Orte nur noch der Begriff und die verſchiedenartige Methode für die Darſtellung der Weltgeſchichte überhaupt näher beſtimmt werden. Die Weltgeſchichte iſt die Darſtellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten, welche den äußern geſellſchaftlichen Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts gebildet und verändert haben, nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange. In der Weltgeſchichte iſt daher nur der Menſch der einzig würdige Gegenſtand der Darſtellung, in wiefern er Freiheit beſitzt, und durch dieſe Freiheit ſeinen äußern geſellſchaftlichen Zuſtand bildet und verändert. Aus der unermeßlichen Reihe der Begebenheiten aber, welche die geſammten Individuen und Völker des Erdbodens verlebt haben, hebt die Univerſalgeſchichte nur diejenigen aus, welche in Hinſicht des äußern geſellſchaftlichen Zuſtandes des menſchlichen Geſchlechts beglaubigt und merkwürdig ſind. Beglaubigt ſind diejenigen Begebenheiten, welche in reinen und ſichern Quellen aufbewahrt werden;

merkwürdig aber iſt jede Begebenheit, welche einen weſentlichen Einfluß auf die Bildung und Veränderung des äußern geſellſchaftlichen Zuſtandes des menſchlichen Geſchlechts bewirkt hat. Soll nun die Weltgeſchichte dieſe beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange darſtellen; ſo muß die Darſtellung die innere nothwendige Folge der Begebenheiten, wie eine aus der andern hervorging und die Baſis neuerer Ereigniſſe wurde, lebhaft verſinnlichen, und zugleich muß, vermittelſt der Darſtellung, ſowohl von den einzelnen zuſammenhängenden Theilen der Geſchichte, als von dem Gange derſelben, ein vollſtändiges Bild für die Anſchauung bewirkt werden. Der Hiſtoriker ſoll daher nach einer doppelten Function erſcheinen: als Geſchichtsforſcher und als Geſchichtsſchreiber. Als Geſchichtsforſcher muß er die Quellen, aus welchen die Begebenheiten hervorgehen, nach ihrem Umfange, nach ihrem Inhalte und nach ihrem Werthe kennen; er muß ſie mit Unparteilichkeit und ohne vorgefaßte Anſichten, aber mit der ganzen Strenge der hiſtoriſchen Kritik benutzen; er muß endlich die einzelnen aus jenen Quellen hervorgehenden beglaubigten Facta zweckmäßig unter die verſchiedenen einzelnen Zweige der Geſchichtsdarſtellung vertheilen. Als Geſchichtsſchreiber hingegen muß er der hiſtoriſchen Kunſt mächtig ſeyn, d. h. er muß die Darſtellung zu einem organiſchen Ganzen erheben, das als Ganzes aufgefaßt werden kann, ſo daß man nicht nur das Verhältniß aller einzelnen Theile zu dem Ganzen genau zu bemerken im Stande iſt, ſondern auch zu einer beſtimmten und vollſtändigen Überſicht über das Ganze ſelbſt zu gelangen vermag. Ob nun gleich die Facta der Geſchichte bei jeder Behandlung derſelben immer dieſelben bleiben; ſo iſt es doch nicht gleichgültig, wie ſie dargeſtellt werden. Die hiſtoriſche Methode entſcheidet daher über die Art und Weiſe der Anordnung, Stellung, Vergleichung und Verbindung der dargeſtellten Begebenheiten. Sie iſt a) geographiſch, wenn man entweder von der vormaligen alten, oder von der gegenwärtigen politiſchen Eintheilung der Erde in Reiche und Staaten ausgeht, und daran die Darſtellung der Thatſachen anknüpft, durch welche der Zuſtand derſelben in frühern Zeitabſchnitten gebildet wurde. Dieſer Unterricht muß für die ältere und mittlere Geſchichte durch zweckmäßige Karten verſinnlicht werden (d'Anville, Funke, Kruſe); b) chronologiſch oder annaliſtiſch, wenn die unmittelbare Folge der Jahre und Jahrhunderte, nach einer vermittelſt der hiſtoriſchen Kritik feſtgeſetzten Zeitrechnung, als leitendes Princip für die Darſtellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird; (Büſch, Bredow, Hegewiſch); c) ethnographiſch, wenn man, nach Feſtſetzung der allgemeinen Perioden für die Behandlung der Univerſalgeſchichte, in den einzelnen Perioden, jedes Volk ſelbſtſtändig, und nach dem Gange ſeiner ſpeciellen Geſchichte während dieſer Periode, darſtellt, ſo daß nach dieſer Methode in der Darſtellung ein Volk auf das andere folgt (Gatterer, Beck, Schloſſer, Wachter, Pölitz, Dorſch ꝛc.); d) ſynchroniſtiſch, wenn man das Gleichzeitige ſowohl in den einzelnen Perioden in der Geſchichte, als auch überhaupt in der ganzen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, chronologiſch geordnet, zuſammenſtellt, um dadurch die Überſicht über das zu bewirken, was gleichzeitig in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern und Reichen geſchah. Für dieſe ſynchroniſtiſche Darſtellung ſind ſynchroniſtiſche Tabellen unentbehrlich. (Jä-

ger, Bredow, Kruſe); c) pragmatiſch, wenn man den innern und nothwendigen Zuſammenhang der Begebenheiten, nach welchem ſie ſich gegenſeitig wie Urſach und Wirkung verhalten, aufſucht, und nach dieſem Princip die Folge der Begebenheiten ſo anordnet, daß auch durch die Form der Darſtellung das Bild eines zuſammenhängenden Ganzen vermittelt wird (Schlözer, Spittler, Heeren). Q.

Geſchichtsforſcher nennt man den, der ſich, um eine gründliche, wahrhaft beglaubigte Geſchichte der Welt und Menſchen möglich zu machen, dem ſchwierigen und mühſamen Geſchäft des Sammelns der Thatſachen unterzieht, und mit dieſem Sammlerfleiße die hiſtoriſche Kritik, d. i. die Prüfung der Angaben nach ihrer Wahrheit und Beſchaffenheit verbindet. Der

Geſchichtsſchreiber (Hiſtoriograph) dagegen hat zum Geſchäft die eigentliche Darſtellung der Geſchichte, d. i. Anordnung der Materialien in Beziehung auf den Haupt- oder Mittelpunkt des Darzuſtellenden (worauf vorzüglich die hiſtoriſche Kunſt beruht). Oft findet man, vorzüglich in neuerer Zeit, den Sammler und Kritiker von dieſen nothwendigen Eigenſchaften des Geſchichtsdarſtellers entblößt, denn allerdings gehört die Verbindung der verſchiedenartigſten Seelenkräfte zur Erreichung einer gleichen Größe und Vollkommenheit in der Geſchichtsforſchung und Geſchichtsſchreibung. Beſonders ſcheinen die alte Geſchichte (bis 476 n. Chr.) und die neuere und neueſte ſelten von einem und demſelben Manne völlig gleichmäßig umſchloſſen zu werden, weil die erſtere die tiefſten philologiſchen und archäologiſchen Studien, die letztere die erſchöpfendſten und weiteſten politiſchen und ſtatiſtiſch-nationalökonomiſchen Kenntniſſe verlangt, welche nur bei wenigen Individuen in gleichem Maße angetroffen werden. Immer wird ſich der eine mehr aus innerm Drange zur Welt des Alterthums, der andere mehr zur neuern Geſchichte hinneigen. — Zu einem echten Hiſtoriker gehört beides, daß er Geſchichtsforſcher und Geſchichtsdarſteller ſey. Daß man aber das Sammeln und Aufbewahren einer Maſſe von Thatſachen und Angaben, welche ohne Prüfung und lebendige Anordnung todt und werthlos iſt, oft, beſonders unter den Deutſchen, zur Hauptſache machte, hat dem Ehrentitel des Hiſtorikers die üble Nebenbedeutung eines Gedächtnißgelehrten zugezogen, weil allerdings ohne den politiſchen Blick auf die Bedingungen des innern und äußern Lebens der Völker und Staaten die Geſchichte unfruchtbar bleibt, und nie die Höhe der pragmatiſchen Darſtellung erreicht. — Die älteſte Geſchichte aller Völker liegt in dem Dunkel von Traditionen und Mythen. Früher als die beglaubigte Geſchichte beginnt bei den Völkern die Dichtkunſt; ſelbſt die älteſten Religionsbegriffe ſind in poetiſchen Schilderungen auf uns gekommen. Mag über das Alter der indiſchen, chineſiſchen, perſiſchen und hebräiſchen heiligen Bücher, der Geſänge Homers und Orpheus, und über die Art und Weiſe der Erhaltung und Zuſammenſtellung derſelben der Streit der Kritiker noch lange nicht beendigt werden; ſo viel iſt entſchieden, die Grundlage derſelben reicht hinaus über die erſte Morgenröthe der beglaubigten Geſchichte. Dieſe beginnt für die hebräiſche Nation und für Vorderaſien mit Moſes; für die Griechen mit Herodot aus Halikarnaß. Die neuere Geſchichtsforſchung hat dieſen Vater der Geſchichte nach ſeinem hohen Werthe gewürdigt, und die Gelehrten, welche die franzöſiſche Expedition nach Ägypten begleite-

ten, haben Herodots Angaben über dieſes Wunderland des Alterthums genauer und zuverläſſiger gefunden, als die des ungleich jüngern Strabo. Denn Herodot war viel gereiſ't; er hatte viel ſelbſt geſehen; durchgehends berückſichtigte er Länder- und Völkerkunde. Seine in neun Bücher eingetheilte Geſchichte umſchließt einen Zeitraum von mehr als zweihundert Jahren. Sie hebt an mit dem Könige Gyges von Lydien und endigt mit der Flucht des Xerxes aus Griechenland. Ernſtvoll mit Tiefe des Gemüths und mit dem vollen Colorit der pragmatiſch-äſthetiſchen Schilderung beſchrieb nach ihm Thucydides aus Athen die erſten 21 Jahre des peloponneſiſchen Krieges, in welchem er ſelbſt als Feldherr aufgetreten war. Dieſem folgte der vielſeitige, geiſtvolle und gewandte Xenophon, deſſen Grundſätze aus der Schule des Sokrates ſtammten, der Welt und Menſchen viel geſehen und an dem Gange der Begebenheiten ſeines Zeitalters lebhaften Antheil genommen hatte; ein Mann, deſſen hiſtoriſche Schilderungen das Gepräge Sokratiſcher Weisheit und eines jugendlichen beredten Styls tragen. Die griechiſche Geſchichte erzählt er von da, wo Thucydides den Faden fallen ließ, bis zur Schlacht von Mantinea, den Feldzug des jungern Cyrus beſchrieb er als Augenzeuge; ſeine Cyropädie aber iſt nicht Geſchichte, ſondern der älteſte Fürſtenſpiegel. So ſchätzbar dieſe Begründer der hiſtoriſchen Darſtellung ſind; ſo enthalten ſie doch nur, wie auch die römiſchen Hiſtoriker, Cäſar, Livius, Salluſt, Tacitus u. A., Special- und Particulargeſchichte. Univerſeller war ſchon Polybius, der durch Erziehung, Reiſen, Antheil an Staatsgeſchäften und durch ſeinen Aufenthalt in Rom vielſeitig gebildet worden war, und der, abweichend von dem einfachen Tone ſeiner Vorgänger, in ſeiner Darſtellung des Zeitraumes vom zweiten puniſchen Kriege bis zur Auflöſung des macedoniſchen Reiches, zuerſt den Pragmatismus und eine rhetoriſch-kraftvolle Diction auf die Behandlung hiſtoriſcher Stoffe übertrug. Im Zeitalter Auguſts folgte Diodor ſeiner Bahn. Er begann ſeine Erzählung einige Jahrhunderte nach der großen Überſchwemmung und führte ſie fort bis auf ſeine Zeit; doch haben ſich von ſeinen vierzig Büchern nur funfzehn ganz und fünf in Fragmenten erhalten. Später (ums Jahr 228 nach Chr.) gab der Biſchof Euſebius zu Cäſarea, in ſeiner Umarbeitung des von dem Syrier Julius Afrikanus hinterlaſſenen Chronicon, der Geſchichte eine feſtere chronologiſche Baſis. Es haben ſich aber von dem griechiſchen Original deſſelben nur Bruchſtücke erhalten, die Hieronymus in einer freien und bis zum Jahre 378 fortgeführten lateiniſchen Überſetzung verarbeitete. Während des Mittelalters fehlte völlig die hiſtoriſche Kunſt; doch ſind die Chroniken dieſes Zeitraums wichtig für die gleichzeitige Geſchichte, ſo gering auch ihr ſtyliſtiſcher Werth angeſchlagen werden darf. Im Zeitalter der Reformatoren ward endlich das Studium der Univerſalgeſchichte auf Univerſitäten belebt. Wie ſehr aber der Charakter in der Behandlung derſelben noch in der Kindheit zurückblieb, beſtätigt Carions Chronikon, welches nach den ſogenannten vier Monarchien bearbeitet war, und über welches Melanchthon nicht bloß las, das er ſogar als Compendium der Geſchichte neu herausgab. Länger als ein Jahrhundert blieb die Methode, die Geſchichte, nach einer mißverſtandenen Stelle im Propheten Daniel, nach den vier Monarchien des aſſyriſchen, perſiſchen, griechiſchen und römiſch-deutſchen Reiches vorzutragen und zu bearbeiten, die herrſchende, und verhinderte jeden freien Aufflug des hi-

ſtoriſchen Geiſtes. Da kam endlich in England eine beſſere Zeit für die Behandlung der Univerſalgeſchichte in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Swinton, Sale, Bower und Andere vereinigten ſich zu einer allgemeinen Welthiſtorie, welche ſeit dem Jahre 1744 anfangs unter Baumgartens, dann unter Semlers Leitung ins Deutſche überſetzt wurde. Doch bald fühlte man in Deutſchland die Unvollkommenheiten des brittiſchen Originals. Schon in den früher erſchienenen Theilen hatte man daſſelbe, wegen des Mangels an hiſtoriſcher Kritik, beſtändig verbeſſern müſſen; vom 31ſten Theile an banden ſich die Deutſchen gar nicht mehr an daſſelbe. Schlözer, der eine allgemeine Überſicht des Nordens gab, Meuſel, der Frankreich, le Bret, der Italien, Sprengel, der England, Galletti, der Deutſchland, Rühs, der Schweden bearbeitete, folgten ihrem eigenen Plane. Freilich iſt das bereits auf 78 Quartbände angewachſene Werk noch nicht beendigt; auch iſt es zunächſt in den neuen Theilen Specialgeſchichte der europäiſchen Reiche und Staaten; es enthält aber eine große Materialienſammlung für die Geſchichte, und einzelne Theile ſind mit tiefem hiſtoriſchen Geiſte bearbeitet und eine wahre Bereicherung des großen hiſtoriſchen Gebietes. Noch zweckmäßiger ward ſogleich vom Anfange an die Überſetzung der von Guthrie und Gray eröffneten allgemeinen Weltgeſchichte, von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit geleitet. Sie erſchien ſeit 1765 zu Leipzig in 8.; die Redaction der erſten Theile geſchah durch Heyne. Die Fehler des engliſchen Originals wurden ſorgfältig verbeſſert; in der Folge verließen auch bei der Bearbeitung dieſes Werks die deutſchen Hiſtoriker die Grundlage ihrer brittiſchen Vorgänger. Heyne ſchrieb in dieſem Werke die alte aſiatiſche, griechiſche und römiſche Geſchichte, und die Geſchichte der Araber, der Mongolen und Türken; Ritter bearbeitete die Zeit der römiſchen und byzantiniſchen Imperatoren, und der erſten durch Germanen geſtifteten Reiche; Schröckh gab Italien, Frankreich, England und die Niederlande; Heinrich behandelte in neun Bänden die Geſchichte der Deutſchen und des deutſchen Reichs; Dieze ſchrieb die Geſchichte von Spanien und Portugal; Wagner ſchilderte den Norden Europens; Gebhardi Ungarn und die damit verbundenen und angränzenden Reiche und Staaten, und Johannes von Müller begann die Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft für dieſes Werk, welche von Glutz-Blotzheim bis zum Jahre 1516 fortgeſetzt ward. Ein mannichfaltiger Ertrag hiſtoriſcher Forſchung iſt in dieſer Weltgeſchichte niedergelegt; doch auch von ihr gilt, was bei dem vorhergehenden Werk erinnert wurde, daß ſie zunächſt Specialgeſchichte in den einzelnen Theilen, und keine zu einem gemeinſamen Überblick verbundene Univerſalgeſchichte enthält. In der Form von Compendien und Handbüchern wagte Gatterer den erſten Verſuch dieſer Art. Mit tiefer hiſtoriſcher Gelehrſamkeit reinigte er, beſonders in der alten Geſchichte, das Feld, das noch voller Unkraut und Stoppeln war; er brachte Licht und Zuſammenhang in die eigentlichen hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, und trug dieſes Licht auf die Weltgeſchichte über, die unter ſeinen Händen aber mehr zu einer Völkernomenclatur erwuchs, als daß ſie Univerſalgeſchichte, mit politiſchem Blick aufgeſtellt und nach den Geſetzen des Pragmatismus entwickelt, geworden wäre. Dieſen politiſchen Blick, frei von Mikrologie und entbunden von allen theologiſchen und recipirten Nebenrückſichten, beſaß Gatte-

rers College, der unſterbliche Schlözer, in reichem Maße. Er brach, mit Genialität, mit Kraft und gründlicher Gelehrſamkeit ausgeſtattet, eine neue Bahn in der Darſtellung der Geſchichte. Angefeindet von den Freunden des Herkommens, die ihm das, was vielleicht zu excentriſch — oder eigentlich nur ganz individuell — in ſeinen Schriften war, nicht verzeihen, und dem Fluge ſeines Geiſtes nicht folgen konnten, mußte er ſeine Anſichten lange durchkämpfen, bevor ſie, mit den nöthigen Modificationen, die herrſchenden bei der jüngern Generation deutſcher Hiſtoriker wurden. Er war es, der zuerſt die blinde Bewunderung des Alterthums vernichtete, und unterſtützt von ſeinem ſchöpferiſchen Geiſt in der Statiſtik und von ſeinem ſicheren Tacte in der Staatslehre und Staatswirthſchaft, die aus den letzten reſultirenden Bedingungen des innern und des äußern Lebens der Staaten und Reiche auf die Geſchichte übertrug, die Wichtigkeit der neuern und der neueſten Geſchichte fühlbar machte, die Maſſe von fremdartigen literäriſchen, philologiſchen und theologiſchen Stoffen aus der Univerſalgeſchichte verdrängte, das Verhältniß der einzelnen Theile gegen einander richtiger abwog, beſſere Zeiträume feſtſetzte, und die Chronologie nach ihrem wahren Werthe würdigte. Geiſt, Leben, innerer Zuſammenhang und freie, kraftvolle Sprache, die ſich beſonders mit Nachdruck gegen allen kleinen und großen Despotismus erklärt; dies ſind die Eigenthümlichkeiten ſeiner hiſtoriſchen und ſtatiſtiſch-politiſchen Schriften. Neben ihm ging mit gemäßigtem Geiſte, und zwar mit individueller Vorliebe für die ältern, beſonders theologiſchen Anſichten, aber nicht ohne Rückſicht auf die Verbeſſerungen des hiſtoriſchen Studiums zu ſeiner Zeit, Schröckh den Weg ſeiner Vorgänger in ſeiner Bearbeitung des Hilmar Curas, in ſeiner (ethnographiſchen) Weltgeſchichte für Kinder, und in ſeiner neuen Bearbeitung und Ergänzung des am Faden der Jahrhunderte hinlaufenden (und lateiniſch geſchriebenen) Compendiums der Weltgeſchichte von Offerhaus. (Jener Hilmar Curas erſchien 1816 in der ſechsten Auflage verbeſſert und ergänzt von Pölitz, ſo wie derſelbe auch Schröckhs Weltgeſchichte für Kinder in der neuen Ausgabe bearbeitete, und vom Jahre 1789 bis 1816 in zwei Bänden ergänzte, welche zugleich unter dem beſondern Titel erſchienen: Die europäiſchen Völker und Staaten am Ende des achtzehnten und am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. (Leipz. 1813 und 1816). Faſt ganz in demſelben Geiſte, wie Schröckh, doch heller in den Anſichten der ältern Zeiträume und durchgehends mit vieler Einmiſchung von literäriſchen, archäologiſchen und geographiſchen Notizen, ſchrieb Remer in Helmſtädt ſeine univerſalhiſtoriſchen Handbücher und Compendien. Sie ſind treu, ſorgfältig und fleißig zuſammengeſtellt; es fehlt ihnen aber der Geiſt des höhern Lebens. (Remers Handbuch der älteren Geſchichte von der Schöpfung der Welt bis auf die große Völkerwanderung. Vierte Aufl. Braunſchweig, 1802. Handbuch der mittleren Geſchichte. Handbuch der neuern Geſchichte. Darſtellung der Geſtalt der hiſtoriſchen Welt in jedem Zeitraume. Berlin 1794. Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte. Halle, 1800. N. Aufl. 1810.) Nach einem ihm eigenthümlichen Plane behandelte Beck die Geſchichte in ſeiner Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte für Studirende, welche aber in den ſeit 1787 herausgekommenen vier Theilen (von welchen die erſte Abtheilung des erſten Theiles im Jahre 1813 in einer neuen, mit Literatur ſehr reich ausgeſtatteten, Ausgabe erſchien), noch nicht been-

digt iſt. Er drängte in den Text der Paragraphen die Reſultate ſeiner hiſtoriſchen Forſchungen zuſammen; den Reichthum der Belege für die in den Paragraphen gezogenen Reſultate gab er aber in den Noten mit einem ſeltenen Umfange von Gelehrſamkeit und Literatur. Streng nach der annaliſtiſchen Methode, mit Wahrheitsliebe und Gründlichkeit, doch nicht ohne eine gewiſſe Trockenheit und mit zu weniger Berückſichtigung der Forderungen an einen guten Styliſten, ſchrieb Büſch ſeinen Grundriß einer Geſchichte der merkwürdigſten Welthändel neuerer Zeit, ſeit dem Jahre 1440. Die vierte Auflage ergänzte (1810) von dem Jahre 1796 an, nach Büſchens Tode, der geiſtvolle Bredow, und Hegewiſch ſchrieb, um Büſchens Werk vollſtändig zu machen, auch die Geſchichte des Alterthums und des Mittelalters in derſelben Manier, in ſeinen Grundzügen der Weltgeſchichte in der Manier des ſel. Prof. Büſch (im Jahre 1804). Als treffliche Überſicht über die große Maſſe von Individuen und Thatſachen, die zu dem Umkreiſe der Univerſalgeſchichte gehören, mit weiſer Auswahl des Wichtigern, mit ſicherm politiſchem Tacte und in einer lebensvollen, kräftigen Sprache ſchrieb Eichhorn eine Weltgeſchichte in zwei Bänden, die er ſeit der zweiten Auflage (vom Jahre 1804) auch in literäriſcher Hinſicht reichlich ausſtattete. Ausführlicher und beredter gab er in ſechs Theilen die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte, von welcher die dritte verbeſſerte Auflage (1818) erſchienen iſt. Doch näher kam dem Ideale einer politiſchen Behandlung der Geſchichte, das Schlözer aufgeſtellt hatte, keiner als Heeren in ſeinem Handbuche der Geſchichte der Staaten des Alterthums und in ſeinem Handbuche der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonien von der Entdeckung beider Indien bis zur Errichtung des franzöſiſchen Kaiſerthrons. Möge der Mann, deſſen heller Blick die Bedingungen des politiſchen Lebens der Staaten ſo rein auffaßt und der die neue Zeit ſo glücklich in der alten, die alte in der neuen wieder zu erkennen verſteht, das Mittelalter, das noch in der Reihe ſeiner hiſtoriſchen Handbücher fehlt, mit demſelben Geiſte behandeln, und dadurch ſeine Anſicht der Weltgeſchichte durch das ganze Syſtem derſelben durchführen! Bis dahin vertritt Rühs Handbuch der Geſchichte des Mittelalters (Berlin 1816) dieſe wichtige Lücke in unſerer hiſtoriſchen Literatur. Gefeiert wegen ſeiner Geſchichte der Schweiz wird Johannes von Müller nicht bloß im Munde der Gegenwart leben; die Nachwelt wird ihn hoch unter denen ſtellen, welche die Specialgeſchichte bei den Deutſchen mit ſicherm Tacte behandelten; ein unparteiiſches Urtheil wird aber ſeine vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geſchichte, beſonders der europäiſchen Menſchheit, hinter jene Geſchichte der Schweiz ſtellen, obgleich auch in dieſer Behandlung der Univerſalgeſchichte (bloß bis zum Jahre 1783) ſeine geiſtvolle Individualität, beſonders in vielen gelungenen einzelnen Partien, hervorleuchtet. Könnte eine angenehme Form der Darſtellung das nur zu oft vermißte Quellenſtudium und die zu häufigen Lücken in der Erzählung erſetzen, und das Urtheil der Nachwelt mit den abſichtlich eingewebten Rückſichten auf eine augenblickliche Modephiloſophie und auf die Weltgeſchichte nur gewaltſam übertragenen Lehre eines blinden Schickſals verſöhnen; ſo würden Dippold's Skizzen der allgemeinen Geſchichte (Berlin, 1812, 2 Theile) in der Reihe der Schriften der bereits genannten hiſtoriſchen Altvordern ei-

nen Platz verdienen. Vorzüglicher ſind, in Hinſicht auf politiſchen Blick und Lebendigkeit der Darſtellung, und wegen der gleichmäßigen Durchführung ſämmtlicher Weltbegebenheiten bis auf unſere Tage: Dreſch's Überſicht der allgemeinen politiſchen Geſchichte, 3 Theile (Weimar 1814 ff.); Pölitz Weltgeſchichte für gebildete Leſer und Studirende, zweite verbeſſerte, vermehrte und bis 1812 fortgeſetzte Ausgabe (Leipz. 1812 in 4 Theilen), und Schnellers Weltgeſchichte, 4 Theile, Grätz. 1808—13, 8. — Rottels allgemeine Weltgeſchichte reicht in 4 Theilen erſt bis zum Mittelalter; ſie iſt mit Geiſt, nur etwas zu ausführlich geſchrieben. Sehr ungleichartig iſt Beckers Weltgeſchichte in 10 Theilen behandelt, und Galletti's bändereiches Werk iſt nicht dazu geeignet, das Studium der Geſchichte nach den Bedürfniſſen unſrer Zeit zu befördern. Ungleich tiefer dringt Schloſſer in ſeiner Weltgeſchichte (Frankfurt 1815 ff. 8.) in das Weſen der Geſchichte ein; bis jetzt ſind davon 2 Theile erſchienen. — Zunächſt für die Belehrung der mittlern Stände und mit echter Popularität ſchrieb Dolz ſeinen Abriß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte. (3 Theile, Leipz. 1813). — Das beſte akademiſche Compendium der Univerſalgeſchichte iſt, nach der gedrängten Darſtellung, nach der weiſen Auswahl des Wichtigſten, und nach der ebenmäßigen Behandlung der alten, mittlern und neuern Geſchichte, Wachlers Lehrbuch der Geſchichte (Breslau 1816), ſo wie für Gymnaſien und Lyceen ſich Breyers Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte (München 1817, 8.) und Pölitz kleine Weltgeſchichte (3te Aufl. Leipzig 1818, 8.) beſonders eignen. — Fragt man nach den Männern, welche in neuerer Zeit die ſpecielle Staatengeſchichte im Geiſte echter hiſtoriſcher Forſchung und nach dem Charakter und den Foderungen einer reinen, blühend kräftigen Schreibart dargeſtellt haben; ſo treten uns Italiener zuerſt entgegen. Muſter der hiſtoriſchen Darſtellungskunſt gaben der neuern Zeit Machiavelli in ſeinen acht Büchern der Istorie Fiorentine, Guicciardini in ſeiner Istoria d'Italia, welchen die ſpäteren, Paolo Sarpi (Istoria del consilio Tridentino), Davila (Storia delle guerre civili di Francia) und Bentivoglio (della guerra di Fiandra) zwar nicht gleich, doch mehr oder minder nahe kommen. Nächſt den Italienern zeichneten ſich die Britten aus; Robertſon mit ſeiner Geſchichte des Zeitalters Carls V. und mit ſeiner Geſchichte von Amerika und Schottland, Hume mit ſeiner Geſchichte Großbritanniens, Gibbon mit ſeinem Meiſterwerke über den Umſturz des römiſchen Weltreichs, und Fox mit ſeinem Fragment über Jacob II. Von deutſchen Männern begann bereits Pufendorf in ſeiner Geſchichte der Thaten der Schweden, in ſeiner Schilderung des großen Churfürſten von Brandenburg, und in ſeiner Einleitung in die Hiſtorie der vornehmſten Reiche und Staaten, eine beſſere Methode und einen friſchern Geiſt auf die Specialgeſchichte überzutragen. Unter Achenwalls Händen fing die europäiſche Staatengeſchichte an, ein in ſich zuſammenhängenden Ganzes zu werden, und was Meuſels Fleiß und kritiſcher Blick in dieſer Disciplin (Anleitung zur Kenntniß der europäiſchen Staatenhiſtorie) noch vernachläſſigt hatte, das Hervorheben der allmähligen Entwickelung und Ausbildung der Verfaſſung der einzelnen Reiche und Staaten im Mittelpunkt ihrer Geſchichte, (obgleich auch in dieſer Hinſicht die fünfte Ausgabe vom Jahre 1815 manchen gerechten Wunſch

befriedigt), das vollendete Spittler mit Meiſterhand in ſeinem Entwurfe der Geſchichte der europäiſchen Staaten (2 Theile), welchen Sartorius in demſelben Geiſte bis auf unſre Zeiten fortſetzte; und das verſuchte Pölitz für die Geſchichte der Staaten des deutſchen Bundes in ſeinem Handbuche über dieſelben (Leipzig 1817, 3 Theile) zu leiſten. In einem trefflichen Geiſte begann Luden (Jena 1814, 8.) ſeine allgemeine Geſchichte der Völker und Staaten, wovon aber der erſte bis jetzt erſchienene Theil bloß die Völker und Staaten des Alterthums ſchildert. Die Zeit der Wiedergeburt Europens zeichnete Haſſe in ſ. Geſtaltung Europens ſeit dem Ende des Mittelalters (Leipz. 1818, 8.) mit ſicherm politiſchen Tacte, mit Freimüthigkeit und in einem edlen, kräftigen Style. Auch für die Darſtellung der Geſchichte der einzelnen Staaten begann allmählig eine beſſere Zeit. Treu, ruhig und nüchtern ſchrieb Heinrich eine Geſchichte von Frankreich (3 Theile, Leipzig 1802); doch konnte er Flaſſans reichhaltiges Werk (Histoire générale et raisonnée de la diplomatie Française ou de la Politique de la France, 7 Theile, in der zweiten Auflage, Paris 1811) noch nicht dabei benutzen. Zu einer noch immer fehlenden Geſchichte der franzöſiſchen Revolution und des franzöſiſchen Revolutionskrieges trug der geiſtvolle, nur bisweilen zu excentriſche Poſſelt in ſeinen europäiſchen Annalen und in ſeinen Taſchenbüchern für die neueſte Geſchichte (neun Jahrgänge) intereſſante Materialien zuſammen. Ein anonymer talentvoller Mann ſetzte ſie unter dem Titel: Staatsgeſchichte Europa's in 7 Theilen (bis zum Jahre 1811) fort, und Buchholz begann, mit dem wiener Frieden (1809), eine Geſchichte der europäiſchen Staaten, von welcher 5 Theile erſchienen ſind, welche in lebhaften Darſtellungen manches richtige und einſeitige politiſche Urtheil in ſeltener Miſchung enthalten. Für eine allgemeine Darſtellung der Weltbegebenheiten ſeit 1789 berechnete Fr. Saalfeld ſeine allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit, wovon die beiden Abtheilungen des erſten Bandes erſchienen ſind. Mit Geiſt und Fleiß begann mit dem neunzehnten Jahrhundert Bredow die Chronik dieſes Jahrhunderts. Er ſetzte ſie fort bis zum Jahre 1806. Seinem Nachfolger Venturini von Jahre 1807—1813 fehlt Bredows Gründlichkeit, Gedrängtheit und Neutralität. Den langen zweideutigen Kampf der Niederländer um ihre Freiheit ſchilderte in einem ſeelenvollen Gemählde Schiller in ſeiner Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der ſpaniſchen Regierung (von Curths in der Fortſetzung nicht erreicht), während ſein deutſchgeſinnter Geiſt den dreißigjährigen Krieg mit Vorliebe für das Vaterland bis zu dem großen Reſultate des weſtphäliſchen Friedens durchführte, welches, nach Schillers Tode, Woltmann in ſeiner Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens mit Geiſt und Haltung zog. Woltmanns Geſchichte Frankreichs und Großbritanniens ſtreben beide nach dem Kranze hiſtoriſcher Kunſt. Noch aber fehlte es der deutſchen Nation an einer Darſtellung ihrer Geſchichte, in welcher die Nation ſelbſt den Mittelpunkt des Ganzen bildete, und die in ſtyliſtiſcher Hinſicht den Foderungen des gereiften Geſchmacks entſpräche. Denn in beiden Beziehungen läßt Schmidts Geſchichte der Deutſchen, und Pütters hiſtoriſche Entwickelung der heutigen Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs noch manchen Wunſch unbefriedigt. Galletti tödtet das Leben der Geſchichte durch die Breite ſeiner Darſtellung,

und Heinrich konnte in ſeiner deutſchen Reichsgeſchichte (Leipzig, 9 Theile) nur redlich und geordnet wiedergeben, was er durch Fleiß und Gründlichkeit ſich angeeignet hatte. Ein höherer Geiſt waltet in Poſſelts unvollendet gebliebener Geſchichte der Deutſchen für alle Stände, Arndt gab tief begründete Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte (Leiz. 1814), Steffens ſchilderte (2 Theile, 1817, 8.) die gegenwärtige Zeit in Beziehung auf Deutſchland mit glühenden Farben, und Pölitz wagte in ſeinem deutſchen Volke und Reiche (Leipz. 1816) den erſten Verſuch, Volk und Reich als zwei gleiche Größen neben einander zu ſtellen. Daß auch deutſche Specialgeſchichte mit Geiſt aufgefaßt und geſchildert werden konnte, beſtätigten Feßmaier und Zſchokke in ihrer Geſchichte von Bayern, und Spittler in ſeiner Geſchichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge (Götting. 1783), in ſeiner Geſchichte des Fürſtenthums Hannover ſeit der Reformation (2 Theile, neue Aufl. Hannover 1789), und Pölitz in ſeiner Geſchichte des Königreichs Sachſen (in dem hiſtor. Taſchenbuche auf das Jahr 1817). Nur Gründlichkeit, Fleiß und Gelehrſamkeit, nicht aber die lebensvolle Form der Darſtellung, berückſichtigten Schöpflin, Wenck und Weiße in ihren Werken über die Geſchichte von Baden, Heſſen und Sachſen. Selbſt Öſterreich und Preußen erwarten noch aus ihrer Mitte den Mann, der für die Geſchichte dieſer Monarchien werde, was Spittler für ſein erſtes und zweites Vaterland, und Johannes von Müller für ſeine auch in der Ferne nie vergeſſene Heimath wurde, obgleich Coxe, als Ausländer, den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat mit ſehr wahren und friſchen Farben ſchilderte (4 Th. Lpz. Brockhaus). Die Menſchheit ſelbſt, nach ihrer Entwickelung und Ausbildung im bürgerlichen Leben, und nach ihren Fortſchritten und Verirrungen in der Cultur, in Wiſſenſchaft und Kunſt zu ſchildern; dies konnte erſt dann geſchehen, als das Licht der Philoſophie ſeine Strahlen auch über die einzelnen Theile des unermeßlichen Gebietes der Geſchichte ausgegoſſen hatte. Schon Goguet, Ferguſon, Hume, ſelbſt der unkritiſche Voltaire, faßten einzelne Seiten aus dieſem lebensvollen Gemählde unſers Geſchlechts auf; und Iſelin (über die Geſchichte der Menſchheit) kam bereits dem Ziele näher. Da gab Adelung einen geiſtvollen und ſachkundigen, wenn gleich nicht erſchöpfenden Überblick über das ganze unermeßliche Gebiet der Culturgeſchichte in ſeinem Verſuch einer Geſchichte der Cultur des menſchlichen Geſchlechts (Leipzig 1782). Mit mehr Philoſophie als Adelung, und mit ſcharfer Auffaſſung der Charaktere der verſchiedenen einzelnen Völker, doch nicht ohne Lieblingshypotheſen in Hinſicht des phyſiſchen Menſchen, ſeiner Anlagen, ſeiner Verhältniſſe zur ganzen ihn umgebenden Natur begann Herder ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, entſchieden das Hauptbuch ſeines ganzen Lebens, das er aber mit dem vierten Theile unbeendigt ließ. Faſt gleichzeitig mit ihm hatte Kant in einer Abhandlung, welche die Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht enthielt, den Gedanken hingeworfen, ob es möglich ſey, die Geſchichte im Großen aus dem Geſichtspunkt eines gränzenloſen Fortſchrittes des menſchlichen Geſchlechts aufzuſtellen? Verſchiedenartig ward dieſe Idee von Dominicus (über Weltgeſchichte und ihr Princip), von Woltmann (Plan für hiſtoriſche Vor-

leſungen) und von Stapfer (die fruchtbarſte Entwickelungsmethode der Anlagen des Menſchen, zufolge eines kritiſch-philoſophiſchen Entwurfs der Culturgeſchichte unſers Geſchlechts) geformt und geſtaltet, von Woltmann in ſeinem Grundriß der ältern und neuern Menſchengeſchichte, und von Pölitz (in den Grundlinien zur pragmatiſchen Weltgeſchichte, ſo wie in der Geſchichte der Cultur der Menſchheit) durch die einzelnen Zeiträume der Weltgeſchichte hindurchgeführt. Doch nahm der Letztere ſpäterhin das von ihm aufgeſtellte Princip, als unhaltbar in Hinſicht des Ganzen der Univerſalgeſchichte, zurück, und ſetzte an deſſen Stelle die Idee der individuellen und politiſchen Freiheit, deren Wirkungen im Fortſchreiten der Individuen und der ganzen Gattung eben ſo, wie die Verirrungen und Rückſchritte der Individuen und der Gattung unſers Geſchlechts, in der Geſchichte unverkennbar vorliegen. Mit weniger philoſophiſchem Geiſte, aber bekannt mit den empiriſchen Momenten der Geſchichte und in einer lebensvollen Form, gab von Eggers dem Publicum ſeine Skizze und Fragmente einer Geſchichte der Menſchheit in der neuen Auflage (Copenhagen 1803) in drei Theilen, und Poſſelt verpflanzte in einer kräftigen Überſetzung Condorcets Entwurf eines hiſtoriſchen Gemähldes der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes (Tübing. 1796) auf deutſchen Boden. Beachtung verdient der im Einzelnen zu einſeitige und pretiöſe univerſalhiſtoriſche Überblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechts als eines ſich fortbildenden Ganzen, von Jeniſch (Berlin 1801, 3 Bde.). Unvollendet ließ Eichhorn ſeine geiſtvoll begonnene allgemeine Geſchichte der Cultur und Literatur des neuern Europa. Für das beſchränktere Gebiet der einzelnen Zweige menſchlicher Cultur erhielten die Deutſchen einige brauchbare Werke in Meiners (unvollendeter) Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom (Lemgo 1782), Heerens (noch unvollendeter) Geſchichte des Studiums der claſſiſchen Literatur ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften (2 Theile, Göttingen 1797), in Bouterweks bis zum zehnten Theile vorgerückten Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, in Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte, und in Eichhorns, Wachlers und Meuſels Schriften über Literärgeſchichte. Die Geſchichte der Geſchichte ſelbſt begann Wachler in ſeiner gründlich geiſtvollen Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung und Kunſt (Gött. 1812, 8.), die aber noch nicht beendigt iſt. Der Kirchengeſchichte widmete Schröckh faſt ein ganzes Menſchenleben; doch gewann ſie durch ihn mehr an Gründlichkeit, als an wiſſenſchaftlicher Form und innerm Leben. Dies letztere ſuchten Henke und Schmidt in ihren noch nicht beendigten Werken über ſie zu verbreiten. Die Geſchichte der Philoſophie erhielt durch Eberhards, Gurlitts, Sochers, Tennemanns und Krugs Lehrbücher mehr Eingang in den akademiſchen Hörſälen, und durch die größern Werke von Tiedemann, Buhle und Tennemann eine reiche und gründliche Ausſtattung. Die Geſchichte der Phyſik ſchrieb Fiſcher, die Geſchichte der Chemie Gmelin, die Geſchichte der Mathematik Käſtner, die Geſchichte der Kriegskunſt Hoyer, die Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften Stäudlin; ſie brachen zum Theil da-

durch neue Bahnen auf einem noch nicht geebneten Boden, wenn gleich die höhere Vollendung dieſen Schriften fehlen ſollte, zu welcher Sprengel ſeine Geſchichte der Medicin erhob. Zwar iſt durch deutſchen Fleiß und durch ausgezeichnetes Talent ſeit dreißig Jahren viel gethan im Felde der Geſchichte, kaum daß dieſe ſkizzirte Überſicht nur die wichtigſten Erſcheinungen in dieſem großen Gebiete bezeichnen und ſie mit kurzen Zügen charakteriſiren konnte; noch immer aber iſt die Ernte groß, welche hier heranreift, und noch immer iſt das Studium der Geſchichte bei der Nation ſelbſt nicht bis in Mark und Blut gedrungen. Q.

Geſchiebe, Geſchübe (Bergbau) heißen 1. Wände oder Stücken von den zu Tage ausſtreichenden Gängen, Erzen oder Geſtein, die durch das Waſſer oder auch andere Urſachen fortgeführt worden ſind und ihre Ecken durch vieles Reiben abgeſtoßen haben. 2. Nennen einige auch Geſchiebe die ſich in die Länge und Breite ausſtreckenden Flötze oder Schichten. X.

Geſchlecht, in weiterem Verſtande jede größere Abtheilung gewiſſer Dinge, welche irgend ein Merkmal mit einander gemein haben. Daher iſt dieſes Wort von ziemlich allgemeinem und unbeſtimmtem Gebrauch. So z. B. wird es oft ſtatt Claſſe, Gattung, Ordnung, gebraucht; ferner bedient man ſich deſſen von einer Reihe von Menſchen, welche zu Einer Familie oder zu Einem Stamme gehören, z. B. das Geſchlecht derer von Dalberg; eben ſo auch von einer großen Anzahl Menſchen, welche zu einer und derſelben Zeit lebten, oder leben, oder auch von ſolchen, welchen gemeinſchaftlich eine gewiſſe Eigenſchaft beigelegt wird. Im engeren und eigentlichen Verſtande gebraucht man es, um die beiden Abtheilungen aller organiſchen, vorzüglich der thieriſchen Körper, in männliche und weibliche, dadurch zu bezeichnen. Da es nämlich allgemeines Naturgeſetz iſt, daß alle organiſchen Körper von ihres Gleichen hervorgebracht werden, und wiederum ihres Gleichen hervorbringen ſollen, alſo jede Gattung der organiſchen Geſchöpfe ſich durch ſich ſelbſt erhalten und fortpflanzen ſoll, ſo ſind zu dem Geſchäft der Erhaltung der Gattung auch beſondere Organe beſtimmt, welche abgeſondert und verſchieden von denjenigen Organen oder Theilen des organiſchen Körpers ſind, die zur Erhaltung der Individuen beſtimmt ſind, und welche den Geſchlechtsunterſchied begründen. Es gehört nämlich zur Hervorbringung eines neuen organiſchen Weſens derſelben Gattung erſtens die Idee der Möglichkeit, daß ein ſolches hervorgebracht und beſtimmt zu eben demſelben ausgebildet werden könne, alſo ein Keim, der die einfachſte Anlage zur künftigen Frucht in ſich enthalte; zweitens die Idee der Verwirklichung jener Möglichkeit, der erſte Anſtoß, welcher das ſchlummernde Leben im Keime weckt, worauf erſt derſelbe in der Bildung zum organiſchen Weſen derſelben Gattung fortſchreitet. Hieraus entſteht die Entzweiung der Gattung in die beiden Geſchlechter, in das zeugende, ſchaffende, und das empfangende, bildende, oder das männliche und weibliche. Eigentlich gebraucht man dieſe Benennungen bloß von der Thierwelt; man hat ſie aber auch auf das Pflanzenreich übergetragen, weil man hier einen ähnlichen Vorgang der Fortpflanzung gefunden hat *). Das männliche Geſchlecht iſt demnach überall das

*) Man kann die Theilung in Geſchlechter durch die ganze Natur bemerken, ein Geſchlecht überall annehmen, wo der Geſchlechtscharakter herrſchend iſt. Das Weſentliche dieſes Charakters iſt aber: Entgegen-

Gebende, Zeugende, den Keim zum künftigen Individuum Befruchtende, von welchem der erſte Antrieb zu deſſen Fortbildung ausgeht, welcher ihm den Geiſt des Lebens einhaucht. Das weibliche Geſchlecht iſt das den Keim des künftigen Individuums in ſich Tragende und Aufbewahrende, den zeugenden und belebenden Stoff Aufnehmende und auf den Keim Hinleitende, dasjenige, welches dieſen ernährt, bis zu der Periode, wo ſeine Individualität zu dem Punkte ausgebildet iſt, daß es ſich losreißen kann von ſeiner bisherigen Ernährerin, ſein eignes ſelbſtſtändiges Leben beginnend. Geſchlechtslos werden Thiere oder Menſchen genannt, bei denen durch eine Störung des Bildungstriebes kein Geſchlechtsorgan ſich beſtimmt ausgebildet hat, die man folglich weder zu dem männlichen noch zu dem weiblichen Geſchlechte rechnen kann. Geſchlechtsverhältniſſe ſind eigentlich die Verhältniſſe, in welchem ein Geſchlecht zu dem andern, und gegen das andere ſich verhält. In der Pflanzenwelt ſind beide Geſchlechter in den meiſten Claſſen in einer Blüthe vereinigt, in manchen Claſſen jedoch auch getrennt, ſo daß beiderlei Geſchlechtstheile entweder auf Einer Pflanze jede in beſondern Blüthen, oder ſogar auf verſchiedenen Individuen vertheilt ſind. Bei den Thieren, wenigſtens den vollkommener ausgebildeten, d. h. auf einer höhern Stufe des Thierlebens ſtehenden, iſt die Trennnng der Geſchlechter herrſchend. Hier treten demnach die Geſchlechtsverhältniſſe am beſtimmteſten hervor, und offenbaren ſich nach der Stufenreihe der Thierclaſſen in mannichfalti-

ſetzung zuſammengehöriger und zu gemeinſchaftlichem Productionszweck wirkender Kräfte. Ueberall demnach, wo wir Producte aus entgegengeſetzten Kräften wahrnehmen, können wir auch den Geſchlechtscharakter anerkennen, gleichviel, ob dieſe Kräfte in der Geſtalt von Organismen erſcheinen oder nicht, wenn ſich nur der eine Factor als beſtimmendes, gebendes Princip, der andere als beſtimmtes, empfangendes verhält. Uebrigens, da wir die Glieder der Natur nicht überſehen, kann wohl auch dasjenige höchſt organiſch und Theil eines allgemeinen Lebens ſeyn, was wir für unbelebt unorganiſch halten, ſo daß wir den Begriff des Geſchlechts nicht an unſern Begriff des Lebens binden müſſen. Um es mit einem Worte auszuſprechen; ſo iſt überall **Geſchlecht**, wo **Zeugung** iſt. Zeugung aber iſt in der ganzen Natur; oder vielmehr dieſe ſelbſt iſt nichts, als ein unendlich mannichfaltiger Zeugungsact, der ſogar unter dem Scheine von Zerſtörung vor ſich geht. So ſind alſo Sonnen und Planeten, der Waſſertropfen und das Staubkorn eben ſo gut Geſchlechtsweſen als die Thiere und die Pflanzen, weil ſie eben ſowohl als dieſe Zeugungsweſen ſind. Denn wird nicht z. B. der Schooß unſerer mütterlichen Erde durch den befruchtenden Strahl der Sonne, und allein durch ihn, aufgeſchloſſen und zu den mannichfaltigſten Erzeugniſſen geweckt? Entſteht nicht aus dem verwitterten Steine, der uns todter Staub ſcheint, und aus den Waſſertropfen, die er in ſich aufnimmt, eine junge, neue Geſtaltung der Erſtling der Vegetation? Ja, gehen nicht in dem Innern der Erde ſelbſt unaufhörlich neue Zeugungen vor, indem entgegengeſetzte Kräfte ſich mit einander vermählen? Woher die Verkalkungen, die Cryſtalle, die gewächsartigen Geſtaltungen der Mineralien? Ueberall finden wir ein Einwirken, ein ſich Anſchließen fremder Stoffe (Kräfte) an etwas Heimiſches, Mütterliches, und überall Verwandlungen dieſes Mütterlichen zu neuen Geſtalten; überall, wo nicht **entwickeltes**, doch **keimendes** Geſchlecht. ff.

gen Modificationen gegen einander, bis zu dem die höchſte Stufe in der ſichtbaren Schöpfung einnehmenden Menſchen. So iſt im Allgemeinen das männliche im Verhältniſſe zu dem weiblichen das ſtärkere, jenes ſich unterwerfende, das aus ſich hinaus auf das weibliche überwirkende, das belebende, begeiſtigende. Das weibliche, im Verhältniß zu dem männlichen, iſt das zartere, jenem ſich unterwerfende, das aufnehmende, fortbildende, ernährende und endlich gebärende. Dieſe Grundcharaktere beider Geſchlechter, die aus ihrem Begriff und ihrer Beſtimmung nothwendig hervorgehen, ſchimmern in verſchiedenen Graden von Helligkeit bei allen Gattungen lebender Weſen durch, bis ſie im Menſchen auf eine der menſchlichen Würde angemeſſene Weiſe am höchſten geſteigert und in den feinſten Schattirungen ſowohl im Körperlichen als auch bis zum Geiſtigen überſchreitend, ſich am klarſten offenbaren. Daher erſcheint der Mann ſchon im Phyſiſchen als der Stärkere, ſein Knochenbau iſt anſehnlicher und hat mehr Maſſe, ſein Muskelſyſtem iſt feſter und kräftiger, die Bruſt weiter, die Lungen ſind größer, das Herz und das Arterienſyſtem iſt größer und robuſter, die Umriſſe ſeines Körpers ſind ſchärfer, eckiger, das Ganze deſſelben iſt größer und ſtärker. Dagegen iſt das Weib das Zartere, die Knochen ſind dünne, zur Weichheit geneigter, die Muskel weicher und ſchwächer, die Bruſthöhle enger, die Lungen kleiner, das Herz und das Arterienſyſtem ſchwächer, dagegen das Venen- und lymphatiſche Syſtem vorherrſchend, die Zwiſchenräume unter der Haut und zwiſchen den einzelnen Theilen ſind fettreicher, daher alle Umriſſe mehr abgerundet, der Wellenlinie näher, das Maß des Körpers im Ganzen kleiner und zarter. Daher offenbart ſich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit, und ſchon in dieſer Beziehung gebührt dem weiblichen Geſchlechte der Name des **ſchönen** mit Recht. Der Geiſt des Mannes iſt mehr ſchaffend, aus ſich heraus in das Weite hinwirkend, zu Anſtrengungen, zur Verarbeitung abſtracter Gegenſtände, zu weitausſehenden Planen geneigter. Unter den Leidenſchaften und Affecten gehören die raſchen, ausbrechenden dem Manne, die langſamen, heimlich in ſich ſelbſt gekehrten dem Weibe an. Aus dem Manne ſtürmt die laute Begierde; in dem Weibe ſiedelt ſich die ſtille Sehnſucht an. Das Weib iſt auf einen kleinen Kreis beſchränkt, den es aber klarer überſchaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib ſucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder — Liſt. Jener gehört dem geräuſchvollen, öffentlichen Leben, dieſes dem ſtillen häuslichen Cirkel. Der Mann arbeitet im Schweiße ſeines Angeſichts, und bedarf erſchöpft der tiefen Ruhe; das Weib iſt geſchäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebſamkeit. Der Mann ſtemmt ſich dem Schickſal ſelbſt entgegen, und trotzt ſchon zu Boden liegend noch der Gewalt; willig beugt das Weib ſein Haupt, und findet Troſt und Hülfe noch in ſeinen Thränen. H.

Geſchmack, Geſchmackskritik wird in zwiefacher Bedeutung genommen, in phyſiologiſcher und äſthetiſcher. In phyſiologiſcher Bedeutung verſteht man darunter das Vermögen, durch den Geſchmacksſinn, deſſen Organ die Zunge iſt, gewiſſe Eigenſchaften und Beſchaffenheiten der Gegenſtände (Schärfe, Säure, Salzigkeit, Süßigkeit, Bitterkeit u. ſ. w.) wahrzunehmen. Die an dem obern Theil und auf dem Seitenrande der Zunge befindlichen Nervenwärz-

chen ſind es, welche die Empfindung des Geſchmacks hervorbringen. Die Drüschen der Zunge ſchmelzen die Salze, welche dann aufgelöſ't in die Nervenwarzchen eindringen, und jene Empfindung verurſachen. Durch drei Nerven, die an jeder Seite in die Zunge laufen, und mit dem Gehirn und Rückenmark in Verbindung ſtehen, wird der erregte Eindruck weiter geleitet. In äſthetiſcher Bedeutung verſteht man unter Geſchmack das Vermögen, das Schöne an den Gegenſtänden zu beurtheilen. Die Ähnlichkeit zwiſchen jenem phyſiologiſchen und dieſem äſthetiſchen Geſchmack ergibt ſich leicht. Es iſt hier und dort etwas für uns Angenehmes oder Unangenehmes, was wir unterſcheiden, und dort wie hier unterſcheiden wir beides nur ſehr unbeſtimmt, indem ſich die Unterſcheidung mehr auf unſer Gefühl als auf den Gegenſtand ſelbſt gründet. Daher ſagt man auch, daß ſich über den Geſchmack nicht ſtreiten laſſe. In der That läßt ſich nur über das ſtreiten, wofür man Gründe vorbringen kann, die den Gegner zur Annahme einer Meinung gewiß beſtimmen können; welche Gründe aber könnte man wohl für die Behauptung anführen, daß Zucker ein angenehmes Gefühl errege, außer dem, daß es dem eignen Gefühl ſo vorkommt? Dies wird uns der Gegner nicht abläugnen; er ſagt uns aber, daß es bei ihm der entgegengeſetzte Fall ſey, und ſeine Behauptung hat für ihn denſelben Werth, wie die unſrige für uns. Dieſer Umſtand hat nicht wenig Verwirrung in der äſthetiſchen Geſchmackslehre verurſacht. Weil das Schöne uns auch angenehm iſt, hielt man das Schöne und Angenehme für einerlei, und der ſchwankende Ausdruck äſthetiſch (urſprünglich: was durch Empfindung wahrgenommen werden kann) kam dem trefflich zu ſtatten. Eine Erfahrung aber, die man häufig zu machen Gelegenheit findet, hätte allein ſchon hingereicht, bedenklich zu machen. Es iſt doch wohl eine auffallende Erſcheinung, daß die Menſchen in ihren Urtheilen über das Schöne zwar vielleicht weniger einig ſind, als in ihren Urtheilen über das Angenehme, daß ſie aber dennoch bei jenen weit mehr Anſpruch auf Anderer Beiſtimmung machen, als bei dieſen. In Anſehung des Schönen macht faſt Jedermann Anſprüche auf Allgemeingültigkeit ſeiner Urtheile, in Anſehung des Angenehmen Niemand. Wir können uns auf den Grund dieſer höchſt merkwürdigen Erſcheinung jetzt nicht einlaſſen; wem leuchtet aber nicht aus dem Geſagten ſchon ein, daß etwas in uns ſeyn müſſe, welches verhindert, beide Fälle für gleich zu nehmen, und daß, wenn auch beide Urtheile äſthetiſche genannt werden, beide ſich doch in Anſehung ihrer Gültigkeit weſentlich von einander unterſcheiden. Die Urtheile über das Angenehme haben bloß individuelle Gültigkeit, die über das Schöne ſind zwar auch nur einzelne Urtheile, machen aber Anſprüche auf allgemeine Gültigkeit. Beide Urtheile kann man nun zwar in ſo fern äſthetiſche nennen, als beide ſich auf Empfindung beziehen, und der Beſtimmungsgrund derſelben nicht in dem Gegenſtande, ſondern in uns liegt, wodurch ſie ſich von den logiſchen oder objectiven Urtheilen unterſcheiden; beide aber unterſcheiden ſich dadurch, daß in dem einen die Beſtimmung des Urtheils von dem bloßen Sinneneindruck abhängt, bei dem andern hingegen die Mitwirkung des Geiſtes eintritt, und daher eben dort bloße individuelle, hier allgemeine Gültigkeit, und eben deßhalb auch Mittheilbarkeit. Sind nun aber dieſe Urtheile mittheilbar, haben ſie allgemeine Gültigkeit, ſo wird ſich auch über den äſthetiſchen Geſchmack ſtreiten und etwas über ihn ausmachen laſſen. Wie könnte es auch ſonſt eine Geſchmackslehre geben, d. h. Aufſtellung ei-

nes Princips zur Beurtheilung des Schönen und Erhabenen! Nur erwarte man von dem Geſchmacke nicht, daß er leiſte, was er ſeiner Natur nach nicht leiſten kann. Man nennt die Urtheilskraft mit dem eignen Namen Geſchmack, wiefern ſie ſich in einer beſondern Sphäre auf eine eigenthümliche Weiſe äußert. Als Urtheilskraft überhaupt ſtellt der Geſchmack einen einzelnen Fall unter eine allgemeine Regel, aber auf eine eigenthümliche Weiſe, weil es in einer beſondern Sphäre geſchieht, in der Sphäre des Schönen. Der Geſchmack fällt ſeine Urtheile in der unmittelbaren Betrachtung des ſchönen oder nicht ſchönen Gegenſtandes, durch Reflexion über das Verhältniß deſſelben zum Gemüthe des Betrachtenden (alſo zum Subjecte), und durch Vergleichung ähnlicher Gegenſtände mit dem gegenwärtigen. Sein Princip iſt daher nicht eine objective, ſondern eine ſubjective Idee; er kann nicht geſetzgebend, ſondern bloß kritiſch oder unterſuchend verfahren; ſeine Regeln ſind keine Begriffe, ſondern Anſchauungen in den beſten Muſtern des Geſchmacks, an denen der Kunſtſinn ſich practiſch bilden muß. (Die Erklärung ſ. unter Urtheil.) Durch dieſe Bildung unterſcheidet ſich der Geſchmack weſentlich von dem Schönheitsgefühl. Dieſes geht bloß auf eine Naturanlage, der Geſchmack auf Ausbildung; bei jenem bleibt oft der bloße Kunſtfreund ſtehen, dieſer kommt dem Kenner zu; der Künſtler muß beide vereinigen, fängt mit dem Schönheitsgefühl an, und vollendet mit dem Geſchmack. Wer eine zartere Naturanlage zum Schönheitsgefühl hat, der iſt ein äſthetiſcher Menſch; wer dieſe Anlage durch prüfende Betrachtung ſo ausgebildet hat, daß ihm ſtets nur das echt Schöne genügt, iſt ein Mann von Geſchmack. Man kann aber ein Mann von Geſchmack, und darum doch noch kein Kunſtkenner ſeyn. Wir haben nämlich in der ſchönen Kunſt zwei Elemente zu unterſcheiden, das äſthetiſche und das techniſche. Das erſte wird beurtheilt im Gefühl, das andere durch den Verſtand nach Begriffen. Dort iſt alſo ein äſthetiſches, hier ein logiſches Urtheil. Es ergibt ſich daraus, daß ein Kunſturtheil weder ein bloß äſthetiſches, noch ein bloß logiſches, ſondern ein aus beiden gemiſchtes iſt, da es ſowohl das Techniſche als das Schöne eines Kunſtwerks angeht. Die Geſchmackskritik hat es daher lediglich mit den Verhältniſſen des Werkes zu den Bedingungen im Gemüthe zu thun, unter denen wir einen Gegenſtand als ſchön beurtheilen; die Kunſtkritik ſchließt auch das mit ein, was an der Darſtellung bloß techniſch und practiſch iſt, und nicht bloß nach Begriffen beurtheilt wird. dd.

Geſchütz, im Allgemeinen ein Schießwerkzeug größerer Art, das der Krieger nicht wie eine gewöhnliche Waffe (die Flinte, daher auch Gewehr) mit ſich forttragen und ſo allein gebrauchen kann, ſondern das gefahren werden muß. Schon die Alten bedienten ſich gewiſſer Wurfmaſchinen, der Balliſten und Katapulten, bei Belagerungen der Städte und in Feldſchlachten. Sie ſchleuderten damit theils Feldſtücke und Steine von oft ungeheurer Größe, theils große Pfeile. Letzteres geſchah mit den Katapulten, die im Allgemeinen einer großen Armbruſt glichen; das Geſchoß in horizontaler Richtung forttrieben und die Stelle unſerer Canonen vertraten. Die Balliſten hingegen warfen Steine, Bränder u. dergl. im Bogenſchuß, und glichen demnach unſern Mörſern. Oft warf man auch nach Art unſerer Kartätſchen eine Menge Steine damit auf einmal. Nach der Erfindung des Schießpulvers trat an die Stelle dieſer Maſchinen das allerdings ungleich wirkſamere Feuergeſchütz, deſſen ver-

ſchiedene Gattungen unter den einzelnen Rubriken nachzuſehen ſind. Hier nur ſo viel, daß das Geſchütz in das ſchwere (unrichtig grobe genannt), oder Belagerungs= und Vertheidigungs= und in das leichte oder Feldgeſchütz getheilt wird. Zu erſtem gehören die 12=, 18= und 24pfündigen Canonen, die 10= und mehrpfündigen Haubitzen, die 10=, 30=, 60= und 100pfündigen Bombenpöller, dann die 6=, 12=, und 18pfündigen eiſernen Canonen, und die 60pfündigen eiſernen Steinpöller; zum leichten die Haubitzen und Canonen unter dieſem Caliber.

Geſchwader heißt beim Seeweſen eine Anzahl beſonders von einer Flotte abgetheilter Schiffe, welche unter einem Viceadmiral oder Flaggenoffizier ſtehen. Daher ſind bei einer zum Treffen geordneten Flotte der Vortrab, das Mitteltreffen und der Nachtrab eben ſo viele Geſchwader. Bei Landarmeen heißt Geſchwader ein kleiner Haufen Reiterei; doch iſt dieſer Ausdruck wenig mehr üblich.

Geſchwornengericht, ſ. Jury.

Geſechster Schein, ſ. Aſpecte.

Geſellſchaft überhaupt iſt eine Vereinigung von Individuen zu einem gemeinſamen Zwecke. Es gibt daher ſo viele Arten von Geſellſchaften, als es Zwecke gibt, zu welchen ſich Individuen vereinigen können. Die gewöhnlichen, ſchlechtweg ſogenannten Geſellſchaften haben bloß den unbeſtimmten und untergeordneten Zweck einer gegenſeitigen Unterhaltung durch Beiſammenſeyn, Geſpräch, Spiel, Tanz, Eſſen, Trinken u. dergl. Beſtimmtere und höhere Zwecke haben die eheliche und die mit ihr verknüpfte häusliche, die bürgerliche und die religiöſe Geſellſchaft. Die erſte, welche auch Familie heißt, bezieht ſich auf Erhaltung der Menſchengattung durch Vereinigung der Individuen verſchiedenen Geſchlechts; die zweite, welche auch Staat heißt, auf Schutz und Sicherheit der Rechte; die dritte, welche auch Kirche heißt, auf Beförderung der ſittlich=religiöſen Cultur. Außer dieſen Hauptarten der Geſellſchaft, welche von der Vernunft ſelbſt geboten ſind, und daher überall angetroffen werden, wo Menſchen von einiger Vernunftbildung beiſammen leben, gibt es auch noch eine Menge von geſelligen Verbindungen, die ſich auf allerlei beliebige Zwecke beziehn, als artiſtiſche, literariſche, mercantiliſche und andere Geſellſchaften. Wiefern die Menſchengattung überhaupt ein auf der Oberfläche der Erde zuſammenwohnendes und wirkendes Ganze vernünftiger Weſen ausmacht, nennt man jene Gattung auch die menſchliche Geſellſchaft. Von den vernunftloſen Thieren braucht man das Wort Geſellſchaft eigentlich nicht, ob ſie gleich durch den Inſtinct auch in gewiſſe Haufen oder Heerden zuſammengeführt werden. Denn ſie haben kein Bewußtſeyn von beſtimmten Zwecken, um ſich zur Erreichung derſelben durch gemeinſchaftliche Thätigkeit nach einer beſtimmten Regel zu vereinigen. D.

Geſellſchaften (Gelehrte), ſiehe Akademien.

Geſellſchafts=König oder Vogt, war eine Würde bei den Turnieren der Deutſchen. Der Adel war dabei nach vier Nationen eingetheilt in den rheiniſchen, fränkiſchen, bayriſchen und ſchwäbiſchen, und dieſe hießen die vier Geſellſchaften. Jede hatte einen Thurnierkönig; unter dieſem ſtanden drei Geſellſchaftskönige, deren alſo zwölf waren, und dieſe führten die Aufſicht über die Ritter und Knappen, welche Geſellſchafts=

knechte hießen. Jede Geſellſchaft hatte ihr beſonderes Abzeichen, das der Ritter vergoldet, der Knappe weiß am Hals oder der Kopfbedeckung trug.

Geſellſchaftsrechnung iſt ein Rechnungsverfahren, wo eine Zahl nach einem gegebenen Verhältniſſe eingetheilt wird. Z. B. es ſollen 500 Thlr. unter drei Perſonen vertheilt werden, dergeſtalt, daß ſich die Theile von A und B wie 4 zu 5, und von B zu C wie 5 zu 6 verhalten.

Geſellſchaftsvertrag. Societät oder Geſellſchaft iſt ein Vertrag, durch welchen zwei oder mehrere Perſonen Geld, Sachen oder Dienſtleiſtungen des gemeinſamen Vortheils wegen zu einem erlaubten Zweck beitragen. Die Verabredung, daß Einer den ganzen Gewinn haben oder von allem Beitrage zum Verluſt befreit ſeyn ſoll, die ſogenannte Löwengeſellſchaft (Société Léonine), iſt ungültig; auch müſſen alle Intereſſenten nothwendig etwas beitragen, weil ſonſt in Hinſicht auf den, der nichts beiträgt, eine Schenkung, keine Societät vorhanden ſeyn würde. Alle Compagniehandlungen, gemeinſchaftliche Fabriken u. ſ. w. beruhen auf ſolchen Geſellſchaftsverträgen, welche übrigens, wie alle Gütergemeinſchaft, den Haß unſerer Geſetze gegen ſich haben, ſo daß die gemeinen Rechte jedem Compagnon erlauben, aus der Societät zu treten, wenn er auch die Societät mit der ausdrücklichen Bedingung, nie herauszutreten, geſchloſſen hätte; doch muß der Heraustritt ohne Gefährde und nicht zur Unzeit geſchehen. Die allgemeine Geſellſchaft begreift alles gegenwärtige Vermögen der Contrahenten, von dem künftigen aber in der Regel bloß den Genuß, nicht den ausſchließlichen Beſitz. Es kann eine ſolche Geſellſchaft, die wieder allgemeine Güter- oder allgemeine Erwerbsgeſellſchaft ſeyn kann, nur zwiſchen ſolchen Perſonen Statt finden, welche gegenſeitig die Fähigkeit haben, ſich etwas zu ſchenken und geſchenkt zu erhalten, und welchen es nicht verboten iſt, ſich zum Nachtheil einer dritten Perſon Vortheil zu verſchaffen, weil ſonſt das geſetzliche Verbot unter dem Schein einer Societät würde umgangen werden. Beſondere Geſellſchaft iſt diejenige, welche ſich nur auf einzelne beſtimmte Gegenſtände, oder auf deren Gebrauch und davon zu hoffende Nutzungen bezieht. Auch der Vertrag gehört hieher, wodurch ſich mehrere Perſonen entweder zu einer gewiſſen beſtimmten Unternehmung, oder zur Betreibung eines Handwerks oder Gewerbes vereinigen. Ein jeder Theilnehmer der Societät iſt vom Augenblick des geſchloſſenen Vertrags an verbunden: 1. alles dasjenige, was er in dieſelbe einzulegen verſprochen hat, zu entrichten; 2. das der Geſellſchaft zukommende Vermögen auf keine Weiſe in Anſpruch zu nehmen oder zu beeinträchtigen, ſondern das Intereſſe der Geſellſchaft jederzeit vorzuziehen; 3. allen ihr durch ſeine Schuld zugezogenen Schaden zu erſetzen, ohne dagegen die etwa verſchafften Vortheile in Anrechnung zu bringen; 4. den Verluſt der Geſellſchaft nach Verhältniß des Beitrages zum Geſellſchaftsfonds und dadurch zu beſtimmenden Gewinnes tragen zu helfen. Eine Geſellſchaftsſchuld kann in der Regel, d. h. wenn die Societät keine Handlungsgeſellſchaft iſt, nur aus einer Handlung aller einzelnen Mitglieder entſtehen. Ein einzelnes Mitglied kann die Societät nicht anders verbindlich machen, als wenn es entweder dazu bevollmächtigt iſt, oder die eingegangene Verbindlichkeit zum Vortheil der ganzen Geſellſchaft gereicht hat. Die einzelnen Mitglieder übernehmen die Geſellſchaftsſchuld in der Regel zu gleichen Theilen,

es müßte denn ausdrücklich verabredet ſeyn, daß ſie bloß nach dem Verhältniß ihres Antheils verbindlich ſeyn ſollten. Was auf der andern Seite die Rechte der Geſellſchaften betrifft, ſo hat ein jedes Mitglied 1. das Recht, den auf ihn fallenden Antheil am Gewinne zu fodern. Iſt darüber nichts ausdrücklich beſtimmt, ſo richtet ſich der Gewinn nach dem zur Geſellſchaft hergegebenen Beitrag, und derjenige, welcher bloß ſeine Dienſtleiſtungen beitrug, bekommt ſo viel, als derjenige, welcher am wenigſten Sachen oder Geld hergab; 2. das Recht, ſich wegen der zum Beſten der Geſellſchaft gemachten Auslagen, eben ſo wegen der im Namen der Geſellſchaft geführten Geſchäfte und wegen des unmittelbar für ihn entſtehenden Verluſtes, an die Geſellſchaft zu halten. Die Societät wird aufgehoben: 1. durch den Ablauf der Zeit, auf welche ſie contrahirt worden iſt; 2. durch den Untergang des Gegenſtandes derſelben, oder die Vollbringung des Geſchäfts; 3. durch den natürlichen Tod eines der Geſellſchafter; 4. durch den bürgerlichen Tod, die Interdiction, oder den gänzlichen Verfall des Vermögens eines derſelben; 5. durch den von einem oder von allen Mitgliedern erklärten Willen, nicht mehr in der Geſellſchaft zu bleiben. Die Theilung des Vermögens der getrennten Societät geſchieht nach denſelben Grundſätzen, die von der Erbſchaftstheilung gelten. A. et O.

Geſetz iſt überhaupt betrachtet eine allgemeine Regel, wodurch die Wirkſamkeit gewiſſer Kräfte beſtimmt iſt. Sind dies bloße Naturkräfte, ſo heißt auch das Geſetz ein Naturgeſetz; ſind es aber die Kräfte vernünftiger und freier Weſen, ſo heißt das Geſetz ein Freiheitsgeſetz. Die Freiheitsgeſetze werden aber ſelbſt wieder in natürliche und poſitive (oder willkürliche) eingetheilt, je nach dem ſie aus der bloßen Vernunft (der innern Natur eines vernünftigen Weſens) oder aus der Willkür (der Macht eines äußern Geſetzgebers) hervorgehn. Es gibt daher in Beziehung auf freie Weſen, wie der Menſch, eine doppelte Geſetzgebung, eine innere und eine äußere. In Rückſicht auf die erſte iſt der Menſch ſein eigner Geſetzgeber; in Rückſicht auf die zweite iſt der Menſch der Autorität eines fremden Geſetzgebers unterworfen. Das letztere findet nur in beſtimmten geſelligen Verhältniſſen, beſonders den bürgerlichen, oder im Staate, Statt. Hier iſt das Geſetz nichts anders als der Ausdruck des allgemeinen Willens, wiefern dieſer für jeden einzelnen Willen der höchſte iſt und als ſolcher verbindliche Kraft hat; der Geſetzgeber aber iſt nichts anders als der Stellvertreter des allgemeinen Willens, oder das Organ, durch welches ſich dieſer verlautbart. Da aber ein unvernünftiger Wille nie als ein allgemeiner und höchſter Wille von vernünftigen Weſen betrachtet werden könnte, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die äußere (oder poſitive) Geſetzgebung die innere (oder natürliche) zu ihrer Richtſchnur nehmen, und dieſe bloß den beſondern Verhältniſſen des Staats und ſeiner Bürger anpaſſen muß. Die Theorie der Geſetzgebung haben Plato, Cicero, Montesquieu, Filangieri, Zachariä, Bergk u. A. bearbeitet. Unter den Geſetzbüchern ſind vornehmlich das römiſche Corpus juris, das allgemeine preußiſche Landrecht und das franzöſiſche Geſetzbuch bemerkenswerth. D.

Geſetzgebung. Da die Menſchen im Naturzuſtande, abgeſehen von aller Religion, in ihren Streitigkeiten unter einander kein anderes Geſetz als die Thiere, nämlich das Recht des Stärkern,

kennen, ſo muß man den Geſellſchaftsverein als eine Art von Vertrag gegen dieſes ungerechte Recht betrachten, als einen Vertrag, der eine Art Gleichgewicht zwiſchen den verſchiednen Parteien des Menſchengeſchlechts herzuſtellen beſtimmt iſt. Aber das moraliſche Gleichgewicht iſt wie das phyſiſche ſelten vollkommen und dauerhaft, und die Verträge des Menſchengeſchlechts enthalten den Saamen zu beſtändigen Spaltungen. Intereſſe, Bedürfniß, Vergnügen haben die Menſchen zuſammengeführt; aber eben dieſe Beweggründe treiben ſie unabläſſig an, die Vortheile der Geſellſchaft genießen zu wollen, ohne ihre Laſten zu tragen, ſo daß man mit Montesquieu ſagen kann, die Menſchen befinden ſich, ſo wie ſie in der Geſellſchaft leben, im Kriegsſtande. Aber der Krieg ſetzt bei denen, die ihn gegen einander führen, wo nicht gleiche Stärke, doch die Meinung gleicher Stärke voraus, woher die gegenſeitige Begierde und Hoffnung entſteht, ſich zu beſiegen. Iſt nun in der Geſellſchaft das Gleichgewicht unter den Menſchen nie vollkommen, ſo iſt es auch nicht allzuſehr aufgehoben; im entgegengeſetzten Fall würden ſie im Naturſtande ſich entweder nichts ſtreitig zu machen haben, oder, wenn die Nothwendigkeit ſie dazu nöthigte, würde man die Schwäche nur vor der Stärke fliehen, Unterdrücker ohne Kampf und Unterdrückte ohne Widerſtand ſehn. So ſind die Menſchen denn zu gleicher Zeit mit einander vereinigt, und gegen einander bewaffnet, auf der einen Seite ſich umfaſſend, auf der andern begierig, ſich zu verwunden. Die Geſetze ſind die mehr oder minder wirkſame Schranke, die ihre Streiche hindern oder aufhalten ſoll. Da aber der Umfang der Erde, die wir bewohnen, die verſchiedne Natur der Länder und Völker, nicht erlauben, daß alle Menſchen unter Einer Regierung leben, ſo hat das Menſchengeſchlecht ſich in eine Anzahl Staaten, die ſich durch die Verſchiedenheit der darin gültigen Geſetze unterſcheiden, trennen müſſen. Eine einzige Regierung würde aus dem Menſchengeſchlecht nur einen ſchwächlichen und hinſchmachtenden Körper gemacht haben; die verſchiednen Staaten ſind eben ſo viel thätige und kräftige Körper, die, indem ſie ſich die Hand reichen, auch ein Ganzes bilden, deren gegenſeitige Einwirkung aber allenthalben Bewegung und Leben erhält. Es gibt drei Regierungsformen: die republikaniſche, wo das Volk die höchſte Gewalt ausübt; die monarchiſche, wo ein Einziger nach Grundgeſetzen, und die despotiſche, wo ein Einziger bloß nach ſeiner Willkür regiert. Obgleich dieſe Formen in den meiſten Staaten nicht rein ſind, ſo iſt doch immer das eine oder das andere Princip vorherrſchend. Dieſe Eintheilung aber iſt wichtig, um danach die Geſetze zu beſtimmen, die einem Staate vermöge ſeiner Natur eigenthümlich ſeyn müſſen; ſie werden ſich leicht modificiren laſſen, je nach dem ein Staat mehr oder weniger von dieſen verſchiednen Formen angenommen hat. In einer Demokratie müſſen ihrer Natur nach die Hauptgeſetze ſeyn, daß das Volk in gewiſſen Hinſichten Monarch, und in gewiſſen Hinſichten Unterthan ſeyn ſoll, daß es ſeine Magiſtratsperſonen wählt und beurtheilt, und daß die Magiſtratsperſonen in gewiſſen Fällen entſcheiden. Die Natur der Monarchie erfodert, daß es zwiſchen dem Monarchen und Volke eine Reihe von Mittelſtänden und als Vermittler zwiſchen dem Fürſten und den Unterthanen eine Behörde zur Bewahrung der Geſetze gebe. Die Natur des Deſpotismus verlangt, daß der Tyrann ſeine Macht entweder ſelbſt oder durch einen Stellvertreter ausübe. Was das Princip der drei Regierungsformen be-

trifft, ſo iſt das Princip der Demokratie die Liebe der Republik, d. h. der Gleichheit. In den Monarchien, wo Auszeichnungen und Belohnungen von einem Einzigen ausfließen, wo man ſich gewöhnt, den Staat mit dieſem Einzelnen zu verwechſeln, iſt das Princip die Ehre, d. h. das Beſtreben, ſich Achtung zu verſchaffen. Unter dem Deſpotismus endlich iſt es Furcht. Je mehr dieſe Principien in Kraft ſind, deſto feſter ſteht die Regierung; je mehr ſie ausarten, deſto mehr neigt ſie ſich ihrer Auflöſung entgegen. In jedem Staat müſſen die Geſetze der Erziehung ſeinem Princip angemeſſen ſeyn. Unter Erziehung wird hier diejenige verſtanden, die man empfängt mit dem Eintritt in die Welt, nicht die von Ältern oder Lehrern gegebne, die oft ſehr entgegengeſetzter Art iſt. In Monarchien muß der Gegenſtand der Erziehung Urbanität und gegenſeitige Rückſicht, in Deſpotien Schrecken und geiſtige Herabwürdigung ſeyn; in Republiken bedarf man der ganzen Macht der Erziehung; ſie muß eine edle Geſinnung, eine Selbſtverläugnung einflößen, aus der die Vaterlandsliebe entſteht. Die Geſetze, welche der Geſetzgeber gibt, müſſen mit dem Princip jeder Regierungsform übereinſtimmen; ſie müſſen in der Republik Gleichheit und Mäßigkeit, in der Monarchie den Adel, jedoch ohne das Volk zu erdrücken, aufrecht erhalten, in der Deſpotie endlich allen Ständen ſchweigenden Gehorſam auferlegen. Die Verſchiedenheit der Principien dieſer drei Regierungsformen führt eine Verſchiedenheit in der Zahl und dem Gegenſtande der Geſetze, in der Form der Urtheile und in der Natur der Strafen mit ſich. Da die Verfaſſung der Monarchien unveränderlich und fundamental iſt, ſo erfodert ſie mehr Civilgeſetze und Gerichtshöfe, damit die Gerechtigkeit mit mehr Übereinſtimmung und weniger Willkür gehandhabt werde. In gemiſchten Monarchien ſowohl als Republiken kann man mit den Criminalgeſetzen nicht zu viel Förmlichkeiten verbinden. Die Strafen müſſen mit dem Verbrechen nicht nur im Verhältniß ſtehen, ſondern auch die möglichſt gelindeſten ſeyn, zumal in der Demokratie; die mit den Strafen verbundne Idee wird oft mehr wirken als ihre Härte ſelbſt. In den Republiken muß nach dem Geſetz gerichtet werden, weil kein Einzelner die Macht hat, es zu ändern. In den Monarchien kann die Gnade des Fürſten es zuweilen mildern; aber die Verbrechen dürfen durchaus nur von den eigens dazu beſtimmten Richtern beurtheilt werden. Vornämlich in Demokratien müſſen die Geſetze gegen Luxus, Sittenverderbniß und Weiberverführung ſtreng ſeyn. Nach dieſen Andeutungen, deren weitere Ausführung hier unterbleiben muß, liegt uns ob, die Staaten in Beziehung auf einander, jedoch nur unter dem allgemeinſten Geſichtspunkt, d. h. in Beziehung auf ihre Natur und ihr Princip, zu betrachten. Auf dieſe Weiſe angeſehen, können die Staaten weiter keine Beziehung zu einander haben, als ſich zu vertheidigen und anzugreifen. Da Republiken vermöge ihrer Natur nur kleine Staaten ſeyn können, ſo bedürfen ſie zu ihrer Vertheidigung der Bündniſſe; aber ſie müſſen dieſe mit Republiken ſchließen. Die defenſive Stärke der Monarchie beſteht vornämlich in ſichern Gränzen. Die Staaten haben, wie die Menſchen, das Recht für ihre Selbſterhaltung anzugreifen; aus dem Rechte des Kriegs fließt das Recht der Eroberung, ein nothwendiges, geſetzmäßiges und unſeliges Recht, deſſen allgemeines Geſetz iſt, dem Überwundenen möglichſt wenig Übles zuzufügen. Republiken können weniger erobern als Monarchien; ungeheure Eroberungen ſetzen den Deſpotismus voraus oder

ſichern ihn. Ein Hauptgrundſatz des Eroberungsgeiſtes muß ſeyn, die Lage des unterworfnen Volks möglichſt zu verbeſſern; dadurch geſchieht dem Naturgeſetz und der Staatsmaxime zugleich Gnüge. Man kann zuweilen genöthigt ſeyn, die Geſetze des überwundnen Volks zu ändern, nichts aber kann nöthigen, ihm ſeine Sitten und Gebräuche zu nehmen. Das ſicherſte Mittel jedoch, eine Eroberung zu behalten, beſteht darin, das beſiegte Volk, wo möglich, zu dem ſiegreichen emporzuheben, ihm dieſelben Rechte zu bewilligen. Bis hieher haben wir, indem wir jede Regierung ſowohl an und für ſich als auch in ihrem Verhältniß zu andern betrachtet haben, weder das, was ihnen gemein ſeyn muß, noch die beſondern aus der Natur des Landes oder dem Geiſte des Volks hervorgehenden Verhältniſſe berückſichtigt. Das ſoll jetzt geſchehn. Das allgemeine Geſetz aller Regierungen, wenigſtens aller gemäßigten und folglich gerechten Regierungen, iſt die politiſche Freiheit, deren jeder Bürger genießen ſoll. Dieſe Freiheit iſt nicht eine völlige Ungebundenheit, alles zu thun, was man will, ſondern die Macht, alles, was die Geſetze erlauben, zu thun. Man kann ſie betrachten in Beziehung auf die Staatsverfaſſung und in Beziehung auf den Staatsbürger. In jeder Staatsverfaſſung gibt es zwei Arten der Gewalt, die geſetzgebende und ausübende, und letztere hat zwei Gegenſtände das Innere und das Äußere des Staats. Von der gehörigen Vertheilung dieſer verſchiednen Gewalten hängt die größte Vollkommenheit der politiſchen Freiheit in Beziehung auf die Verfaſſung ab. In Beziehung auf den Staatsbürger beſteht ſie in der Sicherheit, worin er ſich unter dem Schutz der Geſetze befindet, oder wenigſtens in der Meinung dieſer Sicherheit, welche macht, daß ein Bürger den andern nicht fürchtet. Dieſe Freiheit wird beſonders durch die Natur und das Verhältniß der Strafen begründet oder vernichtet. Die Verbrechen gegen die Religion müſſen durch Entziehung der Güter beſtraft werden, welche die Religion gibt; Verbrechen gegen die Sitten durch Schande; Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe durch Gefängniß oder Verbannung; Verbrechen gegen die Sicherheit durch Todesſtrafen. Strafbare Schriften ſind gelinder zu ahnden als ſtrafbare Handlungen; bloße Gedanken können nie beſtraft werden. Außergerichtliche Anklagen, Spione, anonyme Briefe, alle dieſe ſchmählichen Hülfsmittel der Tyrannei, müſſen aus einem guten monarchiſchen Staate verbannt ſeyn. Eine Anklage iſt nur Angeſichts des Geſetzes erlaubt, welches entweder den Angeklagten oder den Verläumder beſtraft. — Die Größe der Abgaben muß in directem Verhältniß zur Freiheit ſtehn. Daher können ſie in Demokratien größer ſeyn, als anderwärts, ohne drückend zu ſeyn, denn jeder Bürger betrachtet ſie als einen Tribut, den er ſich ſelbſt zahlt, und der die Ruhe und Lage jedes Mitgliedes ſichert. Überdies ſind Veruntreuungen in Freiſtaaten ſchwieriger, weil ſie leichter zu erkennen und zu beſtrafen ſind. Überall iſt die auf die Waaren gelegte Abgabe die am wenigſten drückende, denn der Bürger zahlt, ohne es zu bemerken. Der Staat muß, wo möglich, durch Beamte die Abgaben erheben laſſen, damit ſie ganz in den öffentlichen Schatz fließen, nicht aber ſie verpachten, wobei allemal ein Theil der Einkünfte in den Händen von Privatperſonen bleibt. Wir kommen jetzt auf die von der Natur der Regierung unabhängigen Umſtände, welche die Geſetze modificiren müſſen. Die aus der Natur des Landes hervorgehenden Umſtände beziehen ſich theils auf das Clima, theils auf den Boden. Niemand wird bezweifeln, daß das Clima Einfluß hat auf

die herrſchende Diſpoſition des Körpers und folglich auf die Charaktere; daher müſſen ſich die Geſetze in gleichgültigen Dingen nach der phyſiſchen Beſchaffenheit des Clima's bequemen, und in ſeinen nachtheiligen Wirkungen es bekämpfen. So iſt in den Ländern, wo der Wein ſchädlich iſt, das Geſetz, welches ihn verbietet, gut; in Ländern, wo die Hitze zur Trägheit führt, ſind Geſetze nöthig, die zur Arbeit aufmuntern. Auf ſolche Weiſe kann eine Regierung die Wirkungen des Clima's verbeſſern. Was die Geſetze hinſichtlich der Natur des Bodens betrifft, ſo iſt einleuchtend, daß unfruchtbaren Ländern, wo der Boden den ganzen Fleiß des Menſchen erfodert, eine demokratiſche Verfaſſung angemeſſener iſt als eine monarchiſche. Die Freiheit iſt dem Bewohner eine Art von Erſatz für ſeine Arbeit. Mehr Geſetze ſind für ein ackerbauendes als für ein Viehzucht treibendes, und wieder mehr für dies als für ein von der Jagd lebendes Volk nöthig u. ſ. w. Endlich iſt der eigenthümliche Geiſt des Volks zu berückſichtigen. Der Geſetzgeber muß ſelbſt die herrſchenden Vorurtheile, Leidenſchaften, Mißbräuche bis zu einem gewiſſen Punkt achten, und zu ſeinem Vortheil zu benutzen ſuchen. Dem Charakter der Athenienſer waren die Soloniſchen Geſetze angemeſſen; der ſtrengere Charakter der Spartaner foderte ſtrengere Geſetze. Sitten und Gewohnheiten ſind nicht füglich durch Geſetze zu ändern; Beiſpiel und Belohnungen ſind dazu geeigneter; dennoch iſt es auch wahr, daß die Geſetze eines Volks, wenn dadurch ſeine Sitten nicht unmittelbar und hart verletzt werden, unmerklich auf dieſelben wirken, entweder um ſie zu befeſtigen oder um ſie zu ändern. Wir haben oben zwar die Staaten in ihrem Verhältniß zu einander betrachtet, aber nur im Allgemeinen, in ſo fern ſie einander Schaden zufügen können. Sie können ſich aber auch gegenſeitig nutzen und dieſer Nutzen beruht hauptſächlich auf dem Handel. Wenn der Handelsgeiſt ganz natürlich einen mit der Erhabenheit der moraliſchen Tugenden ſtreitenden Geiſt des Intereſſe's erzeugt, ſo macht er auch ein Volk gerecht und entfernt von ihm Müßiggang und Räuberei. Die freien Völker, die unter einer gemäßigten Regierung leben, können ſich ihm mehr widmen als die ſklaviſchen. Ohne wichtige Gründe darf nie ein Volk ein andres von ſeinem Handel ausſchließen. Aber die Freiheit, welche dem Kaufmann zuzugeſtehen iſt, kann nicht unbedingt ſeyn, eine ſolche würde für ihn ſelbſt oft Nachtheil haben; ſie darf indeß nur zum Vortheil des Handels beſchränkt ſeyn. In der Monarchie darf nicht der Adel, und noch weniger der Fürſt, Handel treiben. Das Geld, als das vornehmſte Werkzeug des Handels, und der Geldverkehr ſind ein beſonders wichtiger Gegenſtand der Geſetze. Mit dem Handel ſteht die Bevölkerung in unmittelbarer Beziehung, und mit dieſer wieder die eheliche Verbindung, die einzig ſichere Grundlage der Bevölkerung, welche da am beſten gedeihen wird, wo Freiheit, Sicherheit, mäßige Abgaben und Unbekanntſchaft mit dem Luxus Statt finden. Da, wo ſchon Sittenverderbniß eingeriſſen iſt, können dennoch mit Erfolg die Ehen durch Geſetze begünſtigt werden, ſobald nur noch Bande übrig ſind, welche das Volk an das Vaterland knüpfen. Hoſpitäler können, nach dem Geiſte, mit welchem ſie eingerichtet ſind, der Bevölkerung ſchaden und nützen. In einem Staat, deſſen Bürger größtentheils nur von ihrer Induſtrie leben, kann und muß es Hoſpitäler geben, denn dieſe Induſtrie kann fehlſchlagen; aber die Hülfe, welche dergleichen Anſtalten geben, darf nur vorübergehend ſeyn, um nicht die Bettelei und den Müßiggang

zu begünſtigen. Man muß damit anfangen, das Volk reich zu machen, und dann für unvorhergeſehene und dringende Fälle Zufluchtsanſtalten errichten. Einen wichtigen Theil jeder Geſetzgebung machen die religiöſen Geſetze, von denen wir jedoch hier nicht weiter ſprechen. Aus dem Geſagten geht hervor, daß die Menſchen durch Geſetze verſchiedner Art beherrſcht werden: durch das Naturrecht, das Allen gemein iſt, durch das göttliche Recht, das in der Religion gegeben iſt, durch das Kirchenrecht, welches die Polizeigeſetze der Religion enthält, durch das bürgerliche Recht, welches für die Mitglieder einer und derſelben Geſellſchaft gilt, durch das Staatsrecht, welches für die Regierung dieſer Geſellſchaft gilt, und durch das Völkerrecht, welches den bürgerlichen Geſellſchaften unter einander zur Richtſchnur dient.

Geſicht. Durch dieſen Sinn, der unter allen äußern unſtreitig der edelſte iſt, werden wir in den Stand geſetzt, die Gegenſtände vermittelſt des Lichts wahrzunehmen. Durch ihn erhält unſere Seele die mehrſten Begriffe, durch ihn ſtellen wir die wichtigſten Erfahrungen über phyſikaliſche Gegenſtände an, durch ihn genießen wir die ſchönſten Freuden der Natur. Sein Verluſt fällt uns daher auch unter allen am ſchwerſten. Das Werkzeug dieſes edeln Sinnes iſt das Auge. (S. d. Art.)

Geſichtspunkt nennt man den Punkt, von welchem aus ein Gegenſtand geſehen wird. Daß, je nach dem dieſer Punkt verändert wird, der Gegenſtand ſich verſchieden darſtellt, lehrt die tägliche Erfahrung. Jede Kunſt, welche Gegenſtände im Raume neben einander oder hinter einander darſtellt, hat daher den Geſichtspunkt wohl zu beobachten, weil ſonſt die Wahrheit, und unter mehreren möglichen den ſchönſten zu wählen, weil ſonſt die Schönheit leiden würde. In den meiſten Gemählden liegt er in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meiſten hervorragen. Vergl. Perſpective. dd.

Geſims iſt die aus verſchiedenen Gliedern beſtehende Bekrönung einer Wand oder Einfaſſung einer Öffnung, eines Fenſters, einer Thür. Es iſt eine weſentliche Verzierung, und dient zur Begränzung der Theile, damit ſie vollendet erſcheinen und ein Ganzes werden. Jedes Geſims muß ununterbrochen fortlaufen, ohne von einem Fenſter oder ſonſtigen Verzierungen durchſchnitten zu ſeyn. Die einzelnen Glieder deſſelben müſſen ſich ungezwungen zu einem ſchönen Ganzen vereinigen. Man unterſcheidet nach den Orten, wo ſie angebracht ſind, mehrere Arten von Geſimſen. Das Haupt- oder Dachgeſims krönt das Gebäude zu oberſt, und iſt nicht mit dem Gebälk zu verwechſeln, deſſen oberſten Theil oder Kranz es ausmacht. Seine Höhe muß mit der Höhe des ganzen Gebäudes in einem richtigen Verhältniß ſtehen, und nach Beſchaffenheit den achten bis zwanzigſten Theil der letztern betragen. Zu der Auslaufung der Glieder oder dem Vorſprunge des Simſes nimmt man die ganze Höhe des Simſes, wenn dieſer nur aus einem Kranze beſteht; denn wenn es auch verſtattet iſt, etwas weniger zu nehmen, ſo muß man ſich doch ja hüten, zu wenig zu nehmen, wodurch der Sims ein mageres, dürftiges Anſehn bekommt. Iſt er aber ein Gebälk (bei Säulen und Pilaſtern), oder hat er die Eintheilung eines Gebälks, ſo bekommt er, was die Auslabung betrifft, die ihm als Gebälk gehörigen Verhältniſſe. Die Conſtruction des Hauptgeſimſes richtet ſich in Anſehung ſeines Reichthums nach dem Charakter des Gebäudes.

Das Gurt- oder Balkengeſims iſt das zwiſchen zwei Stockwerken befindliche. Es beſteht nur aus wenigen Gliedern und kann 12 bis 18 Zoll Höhe haben. Seine Auslaufung muß wenigſtens den dritten Theil ſeiner Höhe betragen. Die Geſimſe an den Wänden der Zimmer werden, wenn die Wände mit Säulen oder Pilaſtern geziert ſind, nach den Gebälken der Säulen gebildet. Iſt dieſes nicht, ſo bekommen ſie nur einige Glieder, oder werden bei großen und hohen Zimmern oder Sälen dem Kranze eines Säulengebälks ähnlich gemacht und können den ſechzehnten bis achtzehnten Theil der Höhe der Wand zu ihrer Höhe haben. Die Auslaufung kann ein bis zwei Drittel ihrer Höhe betragen. Dieſer Sims muß noch eine Hohlkehle über ſich haben. Fußgeſimſe faſſen eine Wand über dem Fußboden ein, und beſtehen gemeiniglich aus einer Zocke, worauf einige Glieder folgen. Überhaupt führt dieſen Namen jeder mit Gliedern verzierte Fuß an einem Poſtamente oder Gebäude. Ein Bruſtgeſims iſt die obere aus einigen Gliedern beſtehende Bedeckung eines Geländers. Alle Öffnungen, als Fenſter, Thüren, Camine, bedürfen eines Geſimſes, um als vollendet zu erſcheinen. An dem obern Theil dieſer Gegenſtände wird oft, noch über der Einfaſſung, ein beſonderer Sims oder Kranz angebracht. Die Camine erhalten alsdann allezeit nur einen nach einer geraden Linie gemachten Kranz. Die Fenſter, Thüren und Niſchen können zu ihrer obern Bedeckung entweder einen geraden Kranz oder einen kleinen Giebel erhalten. Dieſe Bedeckung heißt die Verdachung.

Geſinde, Dienſtboten, Dienſtgeſinde, ſind ſolche Perſonen, welche ſich vermöge des Dienſtcontracts auf eine beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit anheiſchig gemacht haben, gegen Koſt und Lohn, oder andere, beiden gleichzuſchätzende, Emolumente, größere und geringere häusliche Dienſte und Geſchäfte zu verrichten. Man begreift darunter alle Arten männliche und weibliche Bedienten in den Städten und auf dem Lande. Die wechſelſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche, wenn ſie einſeitig bloß das Geſinde angehen, das Geſinderecht heißen, werden zwiſchen der Herrſchaft und dem Geſinde durch den Dienſtcontract begründet, welcher bloß durch die gegenſeitige Einwilligung ſeine verbindliche Kraft erhält, wenn nicht etwa durch beſondere Geſetze oder Gewohnheitsrechte die Vollkommenheit des Dienſtvertrags von der Gebung und Annahme des Miethgeldes abhängig gemacht iſt. Allein bei der Beſtimmung der rechtlichen Verhältniſſe zwiſchen Herrſchaft und Geſinde kommt es zunächſt auf dasjenige an, was unter ihnen beſonders verabredet worden iſt; dann aber hat man auch inſonderheit auf die Geſindeordnungen und örtlichen Gewohnheiten und Gebräuche Rückſicht zu nehmen.

Geſpanſchaften heißen die Provinzen des Königreichs Ungarn. Eine ſolche Geſpanſchaft, in der Landesſprache Varmegye, theilt ſich wieder in zwei oder mehrere Diſtricte. Jede hat ihren Obergeſpan (oberſten Grafen), einen Untergeſpan (Steuereinnehmer, Rentmeiſter oder Perceptor genannt), Notar, vier obere und vier untere Stuhlrichter. Alle dieſe Beamten müſſen von Adel und in der Grafſchaft angeſeſſen ſeyn. In zwölf Geſpanſchaften iſt die Ehre eines Obergeſpans erblich, in den übrigen aber entweder mit einem der hohen Reichsämter oder mit der biſchöflichen Würde verbunden, oder der Hof ernennt wen er will aus dem Adel zum Obergeſpan. Die andern Beamten der

Geſpanſchaft ernennt der Adel ſelbſt aus dreien, welche der Obergeſpan in Vorſchlag bringt. Siebenbürgen hat gleichfalls die Eintheilung in Geſpanſchaften, ingleichen ein Theil von Slavonien, Syrmien und Croatien, derjenige nämlich, welcher den Generalaten, deren Verfaſſung militäriſch iſt, entgegengeſetzt wird.

Geſpenſter ſind nach der Rockenphiloſophie Seelen der Verſtorbenen, die zuweilen wie ſchattenartige Luftgebilde in der Geſtalt ihrer ehemaligen Leiber, oder auch in jeder andern beliebigen Form, den Lebenden erſcheinen. Doch ſollen auch böſe Geiſter zuweilen die Geſtalt Verſtorbener annehmen, um die Hinterlaſſenen als Geſpenſter zu erſchrecken und zu quälen. Der Geſpenſterglaube hat zu allen Zeiten ſeine Anhänger gefunden, und er hängt unſtreitig mit dem Glauben an Unſterblichkeit genau zuſammen. Man konnte ſich nämlich die Seele nicht als unſterblich denken, ohne ihr irgend eine Form der Exiſtenz zu leihen. Man dachte ſich alſo dieſelbe als etwas Schattenartiges, und nannte daher auch das Todtenreich ein Schattenreich. Man meinte ferner, daß die Seele nicht eher Ruhe habe, oder ins Schattenreich übergehe, als bis der Leichnam des Verſtorbenen zur Erde beſtattet und ihm die gebührende Ehre erwieſen ſey, geſchehe dieſes nicht, ſo ſchwärme die Seele unſtät in der Oberwelt herum, und erſcheine in der Geſtalt des Verſtorbenen, um die Lebenden an ihre Pflicht zu erinnern. Der Aberglaube bildete dann dieſe Meinung immer weiter aus, und ſuchte ſie durch allerhand Erzählungen zu beſtätigen, bei welchen bald unwillkürliche Täuſchung der Einbildungskraft, bald abſichtliche Täuſchungen liſtiger Betrüger zum Grunde lagen. Auch hat in neuern Zeiten die Kunſt dieſe Erzählungen zu benutzen gewußt, um daraus Geſpenſtermährchen zu bilden. Ein Geſpenſt als ſolches iſt ein Erzeugniß der Einbildungskraft, und heißt daher ein Hirngeſpinnſt, weil es ſich gleichſam im Gehirne deſſen entſpinnt, der es ſieht oder hört.

Geſpilderecht, ſ. Näherrecht.

Geßner (Conrad von), ein berühmter Polyhiſtor, und nicht mit Unrecht Deutſchlands Plinius genannt, wurde geboren zu Zürich 1516. Nachdem er hier, zu Straßburg, Bourges und Paris ſtudirt hatte, erhielt er in ſeiner Vaterſtadt ein Schulamt, das ihn in großer Dürftigkeit ließ. Um ſich dieſer zu entziehen, ging er nach Baſel, ſtudirte Medicin, wurde hierauf Profeſſor der griechiſchen Sprache zu Lauſanne, und endlich Profeſſor der Philoſophie und practiſcher Arzt in Zürich, wo er den 13ten December 1565 ſtarb. Arzneikunde, Philologie, Literärgeſchichte waren die Fächer, in denen er arbeitete, und in dem letztern brach er durch ſeine Bibliotheca universalis, s. catalogus omnium scriptorum locupletissimus in tribus linguis, graeca, latina et hebraica extantium et non extantium vet. et recent. (Zürich 1545—1548, 2 Bde. Fol.) die Bahn. Die Naturgeſchichte aber erweckte er gleichſam wieder, nachdem ſie ſeit Jahrhunderten geſchlummert hatte. Überall ſchöpfte er entweder aus eigenen Beobachtungen oder aus den Schriften der Alten. Seine Geſchichte der Thiere muß als die Grundlage aller neuern Zoologie angeſehen werden. Auch machte er ſich um ſie durch eine vollſtändige Überſetzung des Älian verdient. Als Botaniker übertraf er alle Vor- und Mitlebenden, durchſtrich faſt alle Gegenden Europa's, um

zu ſehen und zu ſammeln, richtete, ungeachtet ſeiner beſchränkten Glücksumſtände, einen botaniſchen Garten voll ſeltner Pflanzen ein, unterhielt einen Zeichner und Mahler, und legte das erſte Naturaliencabinet an. Er iſt der erſte Erfinder der botaniſchen Methode, indem er das Pflanzenreich, nach dem Charakter des Samens und der Blume, in Geſchlechter, Arten und Claſſen ordnete. Die Arzneikräfte der Pflanzen vernachläſſigte er nicht, ſondern machte Verſuche an ſich ſelbſt, und dann an Andern. Außerdem ſchrieb er über die Heilquellen, über die Arzneimittel, über die Natur und Verwandtſchaft der Sprachen, und edirte und commentirte mehrere alte Schriftſteller. Bei ſeinen großen und ſeltenen Verdienſten, wegen deren er ein Jahr vor ſeinem Tode in den Adelſtand erhoben wurde, war er ein ſehr beſcheidener Mann, und eben ſo dienſtfertig als lernbegierig.

Geßner (Johann Mathias). Dieſer Humaniſt von ausgezeichneten kritiſchen, grammatiſchen und hiſtoriſchen Einſichten, wurde geboren zu Roth im Ansbachiſchen den 9ten April 1691, und ſtarb den 3ten Auguſt 1761 zu Göttingen. Nachdem er ſeine Studien in Jena vollendet hatte, wurde er 1715 Conrector und Bibliothekar zu Weimar, 1728 Rector des Gymnaſiums zu Ansbach, 1730 Rector der Thomasſchule zu Leipzig, 1734 Profeſſor der Beredſamkeit an der neu errichteten Univerſität zu Göttingen, und erhielt 1756 den Charakter als Hofrath. Die Verbeſſerung des gelehrten Unterrichts und das Studium der alten Sprachen betrieb er mit eben ſo viel Einſicht als Eifer, und wies die Jünglinge ſchriftlich und mündlich an, die Alten nicht bloß um der Sprache, ſondern vorzüglich um der Gedanken und Darſtellung willen, zu leſen. Durch ſeine Ausgaben der alten Schriftſteller über den Landbau, des Quintilian, Plinius, Claudian, Horaz und Orpheus veranlaßte er eine fruchtbarere Erklärungsmethode der alten Claſſiker, und durch ſeine Primae lineae Isagoges in eruditionem universam bereitete er ein encyclopädiſches Studium der Wiſſenſchaften vor. Seine Ciceronianiſche und Plinianiſche Chreſtomathie haben als nützliche Schulbücher ſich mit Ehren behauptet. Ein Hauptverdienſt aber um das Studium der römiſchen Sprache und Literatur erwarb er ſich durch ſeine Ausgaben des Faberſchen Theſaurus, noch mehr aber durch ſeinen eignen Novus linguae et eruditionis romanae Thesaurus (Leipzig 1747, 4 Bde. Fol.), worin er den ganzen Sprachſchatz der Römer zuſammendrängte.

Geßner (Salomon), wurde den 1ſten April 1730 zu Zürich geboren, wo ſein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Raths war. Weder der häusliche, noch der ihm ſpäter auf der Stadtſchule ertheilte Unterricht waren geeignet, den Geiſt des Knaben zu entwickeln, deſſen herrliche Fähigkeiten lange Zeit hindurch ſchlummerten. Man beſchloß endlich, da ſeine Lehrer faſt alle Hoffnung verloren, ihn in eine andere Lage zu verſetzen. Er wurde einem Landprediger von guten humaniſtiſchen Kenntniſſen und pädagogiſcher Geſchicklichkeit übergeben. Hier ſammelte und erholte ſich ſein durch kränkenden und beſchämenden Tadel täglich mehr erſtickter Geiſt; er machte in der lateiniſchen Sprache glückliche Fortſchritte, und der Umgang mit dem Sohne ſeines Lehrers, der die beſten deutſchen Schriftſteller las, und ihn mit Brockes Gedichten bekannt machte, die ſchöne Gegend, in der er lebte, und die erwachende Liebe bei der täglichen Geſellſchaft der aufblühenden und wohlerzogenen Töchter des

Hauſes entfalteten ſeine natürliche Anlage zur Poeſie, und erzeugten eine Menge jugendlicher Verſuche, deren Hauptverdienſt allerdings nur in der ſüßen Nahrung beſtand, die ſie der Phantaſie ihres Urhebers gewährten. Nach zwei Jahren kehrte er zu den Seinigen zurück. Der Umgang mit Zürichs vorzüglichſten Gelehrten berichtigte und erweiterte ſeine Kenntniſſe, und erhob ſeine dunkeln Gefühle zu deutlichen Begriffen. Seine Gedichte, meiſt erotiſchen Inhalts, gewannen mehr Kraft und einen feſtern männlichern Ton. Geßners Vater wünſchte, daß einſt ſein Sohn die Buchhandlung, die ihm zugehörte, fortſetzen möchte, und ſchickte ihn 1749 nach Berlin, um ſich daſelbſt in einer berühmten Handlung zu dieſem Zwecke zu bilden; aber dieſe Abſicht mißlang gänzlich. Er faßte einen ſo entſchiedenen Widerwillen gegen die Geſchäfte des Buchhandels, daß er ſeinen Principal eigenmächtig verließ und ſich ein eigenes Zimmer miethete. Vergebens ſuchte ſein Vater ihn durch Vorenthaltung des nöthigen Geldes zur Rückkehr zu zwingen. Der Jüngling dachte vielmehr darauf, ſich die Mittel der Subſiſtenz ſelbſt zu verſchaffen, verfertigte mit anhaltendem Fleiß eine Menge Landſchaften, und beſchloß, da ſein Freund, der Hofmahler Hempel, ſie günſtig beurtheilte, nach Holland zu gehn und ſich von der Kunſt zu nähren. Dieſen Schritt verhinderten jedoch ſeine Ältern, indem ſie ihm erlaubten, in Berlin zu bleiben und dieſen Aufenthalt nach Gefallen zu benutzen. Damals machte er Ramlers Bekanntſchaft, und wagte es, demſelben einige poetiſche Verſuche vorzulegen, welche dieſer zwar aller Ermunterungen werth fand, aber zugleich in Anſehung des Versbaues mit ſo unerbittlicher Strenge beurtheilte, daß Geßner verzweifelte je ſo ſtrenge Foderungen befriedigen zu können. Er gab es auf, in Verſen zu ſchreiben, und wählte ſtatt derſelben eine wohlgefügte harmoniſche Proſa. Von Berlin ging Geßner nach Hamburg, wo er mit Hagedorn eine innige Freundſchaft ſchloß, und kehrte von da in ſeine Vaterſtadt zurück. Das Lied eines Schweizers an ſein bewaffnetes Mädchen, und ſein Gemählde, die Nacht, wovon jenes 1751, dieſes aber 1753 erſchien, kündigten ihn zuerſt als Dichter an. Sein größeres Gedicht Daphnis, wozu Amiots Überſetzung des Longus die Idee in ihm geweckt hatte, erſchien 1754, wie die vorigen, ohne ſeinen Namen. Im Jahre 1756 gab er Inkle und Yariko, eine Fortſetzung der Bodmerſchen Erzählung, und im nämlichen Jahre ein Bändchen Idyllen heraus. In der Folge erſchien der Tod Abels, gewiß die ſchwächſte von allen ſeinen Dichtungen. Im Jahre 1762 gab Geßner ſeine Gedichte in vier Bänden heraus, welche außer den genannten, den erſten Schiffer, einige neue Idyllen und Lieder und die beiden Schauſpiele Evander und Eraſt enthielten. Hierauf ſchwieg Geßner mehrere Jahre; ſeine zum leidenſchaftlichen Hange herangewachſene Liebhaberei für die zeichnenden Künſte ſchien ihn ausſchließlich zu beſchäftigen. Erſt im Jahre 1772 gab er ein zweites Bändchen Idyllen nebſt den Briefen über die Landſchaftsmahlerei heraus. Geßners angenehme Naturdichtungen wurden zwar in Deutſchland mit entſchiedenem Beifall aufgenommen, aber ungleich größer war der Enthuſiasmus, den ſie in Frankreich erregten, wo ſie durch Hubers Überſetzung bekannt wurden. Hier galt er für einen claſſiſchen Dichter vom erſten Range, welchen die franzöſiſchen Dichter überſetzten, nachbildeten, beſangen und vielfältig benutzten. Von Frankreich aus verbreitete ſich ſein Ruhm über ganz Europa, und es exiſtirt wohl kaum eine nu-

halb cultivirte Nation in Europa, die Geßnern nicht in ihrer Sprache läſe. Er hatte ſich indeß verheirathet. Um ſeinen Ältern nicht läſtig zu werden, beſchloß er jetzt, die Kunſt, die er bisher nur als Liebhaberei getrieben hatte, ſich zum ernſten Geſchäft zu machen. Ihr widmete er ſich von nun an mit ganzer Seele, und ſo mußten ſeine Fortſchritte ſchnell und glänzend ſeyn. Seine Stücke wurden theuer bezahlt, denn ſie bezauberten, wie ſeine Gedichte, durch die anmuthigſte und treueſte Nachahmung der Natur, und ſehr treffend charakteriſiren ihn die auf ihn gedichteten Verſe:

Als einſt um ſeine Gunſt
Die Muſe des Geſangs und die der Zeichenkunſt
Sich ſtritten, hieß Apoll, um ihren Streit zu ſchlichten,
Ihn mahlen im Geſang und im Gemählde dichten.

In ſeinem Vaterlande wurde Geßner, als er kaum das geſetzmäßig beſtimmte Alter erreicht hatte, in den täglichen Rath gewählt. Auch übertrug man ihm die Oberaufſicht über die Hoch- und Frohnwälder des Cantons Zürich. Still und ſanft floß ſeitdem ſein Leben dahin, bis ein apoplectiſcher Zufall den 2ten März 1787 demſelben ein Ende machte. Man bewundert in Geßners Schriften eine unnachahmliche Zartheit und eine melodiſche Sprache; Tiefe und Kraft gehen ihnen ab. In der Landſchaftsmahlerei, die Geßner als Mann mit Ernſt und Eifer übte, hat er ſich Verdienſte erworben, die keine Zeit ſchmälern wird. Seine Nadel iſt leicht und kräftig, ſeine Proſpecte ſind ausgeſucht, wild und romantiſch, beſonders ſchön aber ſeine Bäume. Unter ſeine beſten Werke rechnet man zwölf radirte Landſchaften, die er im Jahre 1770 herausgab. Alle, die Geßner gekannt haben, beſchreiben ihn als einen ſanften und beſcheidenen, edeldenkenden und patriotiſchen Mann, der in ſeinen Sitten eben ſo einfach, natürlich und wahr geweſen ſey, als er in ſeinen Werken erſcheint.

Geſtalt. Eine allgemeine Eigenſchaft der Körper iſt, daß ſie einen gewiſſen Raum einnehmen und ſich in demſelben ausdehnen. Ohne ſie kann kein Körper gedacht werden; aber eben darum muß auch jeder Körper irgend eine Geſtalt haben, worunter man die gegenſeitige Lage und Beſchaffenheit der Gränzen einer ausgedehnten Größe verſteht. Die Geſtalten der Körper ſind unendlich mannichfaltig, und da eine vollkommene Gleichheit nie zwiſchen zwei Körpern Statt finden kann, ſo gibt es eben ſo viele Geſtalten als Körper. Viele Körper ſind ſo klein, daß weder das Auge noch das Gefühl eine Geſtalt an ihnen wahrnimmt; deſſen ungeachtet müſſen ſie irgend eine Geſtalt haben, da ſie einen Raum einnehmen, wie z. B. die Theilchen des Waſſers, der Gasarten u. ſ. w.

Geſtalt der Erde. Da man ſich ſchon im Alterthume mit Unterſuchungen über die Geſtalt der Erde beſchäftigte, ſo wird es nicht unintereſſant ſeyn, die vornehmſten Meinungen der Alten darüber anzuführen, und die Schritte, welche auf die Entdeckung der wahren Geſtalt der Erde leiteten, zu bemerken. Die erſte Vorſtellung, welche ſich der Menſch von der Geſtalt der Erde machte, war ganz der ſinnlichen Wahrnehmung gemäß, nach welcher die Erde einer flachen, cirkelrunden Scheibe gleicht, auf deren äußerſtem Rande das Himmelsgewölbe zu ruhen ſcheint. Es bedurfte indeß nur einer geringen Beobachtung, um die bei dieſer Vorſtellung obwaltende Täuſchung wahrzunehmen. Die Griechen änderten dieſe Meinung zuerſt

ab. Sie glaubten, ihr Mittelmeer ſey rings von einem flachen Länderkreis, der die bewohnte Erde ausmache, und dieſer wieder vom Ocean eingeſchloſſen, aus welchem die Sonne unter der Veſte heraufſteige und auch wieder in denſelben herabſinke; der Ocean aber ſelbſt gränze ringsherum an den Himmel, der wie ein Gewölbe die flache Erdſcheibe bedecke. Dieſe Vorſtellung finden wir bei Homer und Heſiod. Thales von Milet hatte die Meinung, daß die Erde, einem Schiffe gleich, auf dem Waſſer ſchwimme. Diogenes Laertius behauptet, daß Anaximander, einer der vornehmſten Schüler des Thales, zuerſt die Erde als eine Kugel vorgeſtellt und ſie zum Mittelpunkte der Welt gemacht habe. Plutarch und Andere dagegen ſagen, Anaximander habe ſich die Erde als eine kurze runde Säule mit einer platten bewohnten Oberfläche und mit einer platten Unterfläche, die jener entgegenſtände, vorgeſtellt. Die Tiefe der Erde dachte er ſich wie zwei Drittel ihrer Breite, und behauptete, daß dieſe Säule, durch ihren gleichen Abſtand vom Umfange der Himmelskugel, in der Mitte derſelben frei durch ſich ſelbſt ſchwebe. Sein vorzüglichſtes Verdienſt beſtand alſo darin, daß er die Erde ſammt ihrem Oceane zuerſt von den Gränzen des Himmels abſonderte, und dieſelbe durch ſich ſelbſt frei in der Mitte der hohlen Himmelskugel ſchweben ließ. Anaximenes, ſein Schüler und Nachfolger, dachte ſich die Erde wie eine runde Tiſchplatte, die vermöge ihrer Breite die untere dicke Luft der hohlen Himmelskugel zuſammendrücke und ſo von derſelben getragen werde. Heraklit glaubte, daß das Waſſer von einer ſolchen flachen Scheibe nothwendig abfließen müſſe; da dies aber bei der Erde nicht geſchehe, ſo müſſe ſie in der Mitte tief und ausgehöhlt ſeyn, daher er ſie mit einem hohlen Kahne vergleicht. Anaxagoras, ein Schüler des Anaximenes, vertheidigte die flache Geſtalt der Erde gegen die zu ſeiner Zeit bereits behauptete Kugelgeſtalt derſelben, und bediente ſich beſonders des Grundes, weil die Sonnen- und Mondſtrahlen uns mit dem erſten hervorbrechenden Schimmer gerade in die Augen fielen, zumal wenn man am Meeresufer ſtehe. Nach Favorins Angabe ſoll Pythagoras zuerſt die Kugelgeſtalt der Erde behauptet haben, womit auch die Erzählung des Diogenes Laertius übereinſtimmt, welcher ſagt: Alexander der Grammatiker habe in ſeinen Pythagoriſchen Denkwürdigkeiten verſichert, daß Pythagoras ſchon eine ringsumher bewohnte Erdkugel, in der Mitte der Himmelsſphäre, angenommen habe. Archelaus, ein Schüler des Anaxagoras, glaubte, die Erde ſey in der Mitte tief, um das Mittelmeer zu faſſen, welches von einem breiten, erhabenen Rande, der die bewohnte Erde ausmache, eingeſchloſſen würde, welcher dann wieder mit Meer umgeben ſey. Xenophanes von Colophon, ein Zeitgenoſſe des Sokrates, glaubte, daß der Himmel nur eine über unſerm Haupte gewölbte Halbkugel ſey, die rundherum an die Erde gränze; die Erde aber falle deßwegen nicht, weil ſich ihre Wurzeln ins Unendliche erſtreckten. Sokrates war ungewiß, ob die Erde platt oder rund ſey, und wünſcht daher (beim Plato im Phädon), daß ihm ſein Lehrer Anaxagoras darüber Aufſchluß gebe. Nach der Behauptung des Theophraſt und Diogenes Laertius war Parmenides von Elea der erſte, welcher die Kugelgeſtalt der Erde behauptete. Man glaubt, daß die Krümme, die man an der Meerebene bemerkte, zuerſt darauf geleitet habe. Empedokles, den man für einen Schüler des Anaxagoras, Pythagoras und Parmenides hält, lehrte, daß die Erde vielleicht ſchon als Kugel betrachtet) durch den ſchnellen Kreislauf

des Himmels ruhe, ſo wie ein ſchnell umgeſchwungener Becher das Waſſer nicht verſchütte. Leucipp dachte ſich die Erde wie eine Walze oder platte Scheibe, welcher Meinung die Kirchenväter meiſtens beigetreten ſind; ſein Schüler Demokrit hingegen gab ihr die Figur eines Kahns oder Schiffes, welches auch die Meinung der Chaldäer geweſen ſeyn ſoll. Plato dachte ſich dieſelbe als einen Würfel. Die erſte hiſtoriſch gewiſſe Abmeſſung der Erde iſt die vom Eratoſthenes in Alexandrien 400 Jahre vor Chriſti Geburt unternommene. Poſidonius maß den Umkreis der Erde nach der Polhöhe von Rhodus und Alexandrien. Ariſtoteles bewies ſchon die Kugelgeſtalt der Erde theils daraus, daß ſie in der Mitte des Himmels ſchwebe, und alle ihre Theile durch ihre Schwere nach dem Mittelpunkte hinſtrebten, theils aus dem runden Schatten, den ſie in den Mond werfe, theils daraus, daß man gegen Mittag einen andern Horizont fände, als gegen Mitternacht. Cleanthes, um die 134ſte Olympiade, dachte ſich die Erde als eine Kugel. Im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. bewies Ptolemäus die ſphäriſche Geſtalt der Erde wieder. Der Alexandriner Kosmas, der 570 nach Chr. Geburt lebte, und die Welt aus der Bibel und eigener Erfahrung beſchrieb, behauptete, die Erde ſey ein längliches Viereck von Morgen nach Abend, umringt vom Ocean, den wieder ein viereckiger Rand umſchließe, und ruhe durch Gottes Allmacht auf ihrer eigenen Veſte. Aus dem Angeführten erhellt, daß Parmenides von Elea, Ariſtoteles und Ptolemäus zwar die Kugelgeſtalt der Erde lehrten, ihre nähere Beſchaffenheit jedoch nicht kannten. Dieſe Entdeckung war ſpäteren Zeiten aufbehalten und wurde hauptſächlich durch die Gradmeſſungen an verſchiedenen Orten des Erdbodens außer Zweifel geſetzt. Um das Jahr 827 nach Chr. Geb. ließ der Kalif Al-Mamun durch viele nach Bagdad berufene Mathematiker zwei Grade des Mittagskreiſes in der Ebene Singar längs der Küſte des arabiſchen Meerbuſens ausmeſſen, und man fand ihre Größe 56 bis 56⅔ arabiſche Meilen, iſt aber über die Länge dieſes Maßes jetzt im Ungewiſſen. Im Jahre 1525 unternahm Fernel, ein franzöſiſcher Arzt, eine Meſſung, die aber auf höchſt unſichern Gründen beruht. Später gaben Clavius, Kepler, Caſati u. A. neue, aber ſämmtlich unzulängliche Methoden an, die Größe der Erde zu beſtimmen. Den einzig richtigen Weg, welcher in der Ausmeſſung eines an der Mittagslinie hinlaufenden Stücks der Erdoberfläche durch eine Dreieckverbindung beſteht, beſchrieb zuerſt der Holländer Willebrord Snellius im J. 1615. Seine Linie ging von Alkmar nach Leiden und Bergen-op-Zoom. Norwoods Meſſung zwiſchen London und York im Jahr 1635 kam der Wahrheit ſehr nahe, und fand die Länge des Grades 57,300 Toiſen, dagegen Riccioli und Grimaldi ſie auf 61,478 Toiſen beſtimmten. Pierre Picard, welcher den von Snellius betretenen Weg zuerſt mit beſſern Werkzeugen betrat, unternahm im J. 1669, von der pariſer Akademie dazu beauftragt, eine Gradmeſſung in Frankreich zwiſchen Malvoiſine und Amiens, bediente ſich dabei zum erſtenmale der Inſtrumente mit Fernröhren oder teleſcopiſchen Dioptern, und beſtimmte den Grad in dieſer Gegend auf 57,060 Toiſen, welcher Beſtimmung Maupertuis noch einige Berichtigungen zuſetzte. Da Snellius und Picards Berechnungen nur 240 Toiſen verſchieden waren, ſo ſchloß ſchon Eiſenſchmidt daraus, daß die Erde ein längliches Sphäroid, d. h. um die Pole eingedrückt und um den Äquator erhaben ſey. Doch konnte wegen der Nähe, in welcher dieſe beiden Grade liegen, kein ſicheres

Reſultat gezogen werden. Richer, welcher von der pariſer Akademie im Jahre 1671 abgeſchickt wurde, auf der bei Südamerika, nur fünf Grad nördlich vom Äquator, gelegenen Inſel Cayenne eine Meſſung vorzunehmen, fand, daß ſeine aus Paris mitgebrachte Pendeluhr täglich um zwei Minuten zu langſam ging, ſo daß er genöthigt war, das Pendel um $1\frac{1}{4}$ Linie zu verkürzen, wenn es in der Stunde 3600 Schwingungen machen ſollte. Daraus ſchloſſen Huygens und Newton, daß der Durchmeſſer des Äquators länger ſeyn müſſe, als der Durchmeſſer der Erdaxe, und zwar auf folgende Weiſe. Wenn ein Pendel, das in Paris die Secunde richtig geſchlagen hatte, in Cayenne langſamer vibrirt, ſo muß in Cayenne die Schwere des Pendels durch irgend etwas vermindert worden ſeyn; aber Körper, deren Maſſe nicht verringert und an denen ſonſt keine Veränderung vorgenommen wird, können nur dann etwas von ihrer Schwere verlieren, wenn ſie ſchneller umgeſchwungen werden, wodurch die Kraft der Schwere ſo lange vermindert wird, als der ſchnellere Umſchwung dauert. Da nun in Cayenne, welches nahe am Äquator liegt, die Schwere der Körper gemindert wird, und dies nur von einem ſtärkern Umſchwung herkommen kann, ſo muß die Bewegung der Erde beim Äquator ſchneller und ſtärker ſeyn als in andern Gegenden, die von demſelben mehr nach Norden und Süden liegen. Die Bewegung der Erde kann aber nur alsdann unter dem Äquator ſchneller als an andern Orten ſeyn, wenn die Erde daſelbſt viel höher als gegen Norden und Süden zu iſt, ſo daß ſie unter dem Äquator ihren größten Kreis von Oſten nach Weſten beſchreibt, der ſich gleichwohl mit den kleinſten (z. B. bei den Polen) in einerlei Zeit, aber weil er den größten Raum zu durchlaufen hat, mit viel größerer Schnelligkeit als die kleineren Kreiſe um die Erdaxe ſchwingen muß. Auf dieſe Weiſe kam man auf die Wahrheit, daß die Erde beim Äquator hoch; aber bei den Polen platt und eingedrückt ſeyn müſſe, weil ihr Umſchwung bei dem Äquator heftiger ſey, als bei den Polen. Im Jahr 1683 maß Joh. Dom. Caſſini den mittlern Theil des Meridians von Paris bis unterhalb Bourges, und ſetzte in den Jahren 1700 und 1701 dieſe Arbeit mit ſeinem Sohne Jacob Caſſini fort. Letzterer maß im Jahre 1718 nebſt Maraldi und de la Hire den nördlichen Theil des Meridians von Montdidier bis Dünkirchen. Weil nun hier der nördliche Grad kleiner als der ſüdliche angegeben wurde, ſo beſtritten die franzöſiſchen Akademiſten Newtons Muthmaßung, erklärten die Erde für ein längliches Sphäroid, und zogen die Erfahrung und Meſſung der unerwieſenen Hypotheſe vor. Hieraus entſtand ein Streit, der nur durch die Ausmeſſung zweier äußerſten Grade, die ſo nahe als möglich, der eine am Pole, der andere am Äquator lagen, entſchieden werden konnte. In dieſer Abſicht beſchloß der franzöſiſche Hof im J. 1735 eine der glänzendſten Unternehmungen. Es wurden zu Abmeſſung zweier ſo nahe als möglich am Pol und Äquator gelegenen Grade Bouguer, de la Condamine, Godin, Juſſieu und Couplet nach Quito im nördlichen Theile von Peru, Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und der Abbé Outhier nach Lappland geſendet. Da der in Lappland gemeſſene Grad um ein beträchtliches größer ausfiel, als alle in Frankreich gemeſſenen, ſo entſchied ſich Maupertuis ohne Bedenken für die Newtoniſche Muthmaßung, und dieſe wurde außer Zweifel geſetzt, als die nach Peru geſchickten Gelehrten das Reſultat ihrer mühſamen Arbeiten bekannt machten, vermöge welcher der von ihnen gemeſſene Grad

56,753 Toiſen betrug, mithin kleiner war, als die in Frankreich gemeſſenen Grade. Spätere Meſſungen haben auf gleiche Reſultate geführt. Man kann die Abplattung der Erde etwa auf $\frac{1}{301}$ feſtſetzen. Auch hat man gefunden, daß der Radius vom Äquator nach dem Südpole zu kleiner iſt, als der vom Äquator nach dem Nordpole. (S. Abplattung der Erde.)

Geſtändniß, im Civilprozeſſe Erklärung eines Prozeßtheils, wodurch er die Wahrheit einer eignen Thathandlung, die ſeine Rechte und Verbindlichkeiten betrifft, einräumt; im Criminalprozeſſe Einräumung des angeſchuldigten Verbrechens. Gerichtliches Geſtändniß im Civilprozeß beweiſ't voll, ein außergerichtliches nur halb und läßt den Gegenbeweis zu. Im Criminalprozeß muß das Geſtändniß, wenn es entſcheiden ſoll, gerichtlich und daneben der Thatbeſtand des Verbrechens bewieſen ſeyn; auf bloßes Geſtändniß kann kein Verbrecher mit der geſetzlichen Strafe belegt werden.

Geſticulation, ſ. Geberde.

Geſtirn, ſ. Sterne und Sternbilder.

Geſundbrunnen heißen diejenigen Quellen, deren Waſſer außer mannichfaltigen mineraliſchen Beſtandtheilen einen großen Antheil von Luft- oder Kohlenſäure in ihrer Miſchung enthalten. Die Verſchiedenheit der Wirkſamkeit der Geſundbrunnen wird vorzüglich bedingt: 1. durch die Verſchiedenheit ihrer Miſchung, denn es gibt Bitterwaſſer, eiſenhaltiges, kohlenſaures, laugenſalziges, muriatiſches, ſchwefelhaltiges, ſeifenartiges; 2. durch die Verſchiedenheit der Temperatur der Waſſer; es gibt warme und kalte; 3. durch die Verſchiedenheit der Anwendung, indem ſie äußerlich als Bäder oder innerlich als Getränke angewendet werden. (S. den Art. Bäder und Brunnen und Bade-Reiſen.)

Geſundheit, das ungeſtörte und richtige Vonſtattengehen aller zum individuellen Leben eines organiſchen Weſens gehörigen Verrichtungen. Jedes organiſche Individuum iſt beſtimmt, ſeinen eigenthümlichen Kreis des Lebens zu durchlaufen, während deſſelben ſich ſelbſt zu erhalten, und ſeine Gattung fortzupflanzen. Zu dieſen Zwecken waren verſchiedene einzelne Vertheilungen ſeines Organismus nothwendig, welche zwar für ſich ein geſchloſſenes Ganzes ausmachen, doch auch wieder in der genaueſten Verbindung mit dem übrigen allgemeinen Organismus ſtehen und Syſteme, Organe oder Theilganze genannt werden. An dieſe einzelnen Organe und Syſteme ſind beſtimmte Verrichtungen oder Functionen gebunden, die jenen Zwecken entſprechen. Je höher die Stufe des Lebens iſt, auf welcher ein organiſches Weſen ſteht, deſto vollkommener muß auch ſeine Organiſation ſeyn, denn eben dieſe iſt die ſichtbare Offenbarung des Lebens. Die Pflanze ſteht auf einer nur niedrigen Stufe deſſelben, ihre Organiſation iſt daher einfacher. Auf einer höhern Stufe ſteht das Thier; es hat Bewegung und Gefühl, und da die Idee des Lebens ſich hier immer in höherer Steigerung offenbart, ſogar ſchon einen Schimmer des Pſychiſchen; folglich bedarf es auch ſchon einer zuſammengeſetzteren Organiſation. Auf der höchſten Stufe des Lebens ſteht der Menſch, er beſitzt nicht nur das Leben der Pflanze und des Thiers, ſondern er ſteht auch auf einer noch höhern, ja auf der höchſten Stufe des Lebens, indem er die vernünftige Seele beſitzt. Der Menſch iſt weder Pflanze noch Thier, ſondern er iſt Geiſt, der eines Körpers bedarf, einer zweckmäßigen Organiſation, um auf der Erde die ihm zukommende Idee des Lebens in ihrer herrlichſten Offenbarung durchzuführen. Die Organiſation des Menſchen iſt demnach die zu-

ſammengeſetzteſte; die Functionen des menſchlichen Organismus ſind die mannichfaltigſten, die Beziehungen und Wechſelwirkungen, in denen er mit der Außenwelt, d. h. mit der geſammten Natur und mit ſeines Gleichen, ſteht, die vielfältigſten. (S. den Art. Phyſiologie.) Gehen alle dieſe Verrichtungen, jede nach der ihr zukommenden Zeit und Norm, leicht und ungehindert von Statten, ſind alle dazu dienende Organe in ihrer Form und Kraft unverletzt: ſo heißt der Menſch **geſund**. Man kann die Geſundheit in abſolute und relative eintheilen. **Abſolute Geſundheit** muß dem gegebenen Begriffe durchaus in allen Stücken entſprechen. Das Ganze des Körpers darf auch in ſeinen kleinſten Theilen nicht verletzt, keine einzige ſeiner Verrichtungen darf in ihrer gehörigen Norm geſtört ſeyn. Dieſe abſolute Geſundheit iſt bei den Menſchen ſelten. In ſo fern jedoch kleine Verletzungen einzelner Organe, unbedeutende oder kurz dauernde Störungen mancher, zur Unterhaltung des Lebens nicht unmittelbar gehörigen Verrichtungen vorfallen, wodurch die Selbſterhaltung des Organismus nicht gefährdet wird, ſchreibt man dem Menſchen eine **relative Geſundheit** zu. Manche Verletzung eines Organs oder Störung einer Function kann zwar im Anfang unbedeutend ſeyn, aber in der Folge doch durch üblen Einfluß auf das Ganze gefährlich werden, und in Krankheit übergehen. Die Gränzen zwiſchen abſoluter und relativer Geſundheit ſind daher ſehr ſchwer zu beſtimmen, und es bleibt zu unſerm Glück immer eine gewiſſe Breite der Linien zwiſchen den beiden erſtern und wieder zwiſchen relativer Geſundheit und dem Anfang der Krankheit. Da bei der Unverletztheit der Organiſation und der Ungeſtörtheit der Verrichtungen das Gemeingefühl des Menſchen gleich einem ungetrübten Spiegel erſcheint, ſo kann die Abweſenheit aller unangenehmen Gefühle bei vollem Gebrauche ſeiner Kräfte und ſeines Bewußtſeyns, für das hauptſächlichſte innere Zeichen der Geſundheit des Menſchen gelten. Das äußere Zeichen derſelben iſt die unverletzte Form der Organe und der ungeſtörte Gang aller bemerkbaren Verrichtungen des Körpers, nach ihrer gehörigen Periode, Quantität und Qualität. Das Bild eines ganz geſunden Menſchen kann man, wegen der Mannichfaltigkeit der äußern Formen, der verſchiedenen Conſtitutionen, des Geſchlechts, Lebensalters u. ſ. w. nur mit allgemeinen Grundzügen andeuten. Ein geſunder Menſch beſitzt die ſeinem Alter und Geſchlecht angemeſſene regelmäßige Form, der Körper iſt ohne auffallende Fehler gebaut, kein Theil deſſelben iſt gegen das Geſetz der Organiſation des Lebensalters überwiegend an Maſſe oder Kraft, ſo daß es die Verrichtung eines andern ſtörte, keinem aber fehlt es auch an der ihm normal zukommenden Maſſe und Kraftäußerung; der Körper iſt weder zu fett noch zu hager, die Farbe des Geſichts iſt weder zu roth noch blaß oder gelblich, ſondern ein zart gemiſchtes fleiſchfarbenes Roth, mit etwas höhern, doch nicht zu hoch gefärbten Wangen und Lippen. (In Rückſicht der Hautfarbe kommt jedoch bekanntlich viel auf Clima und Erdſtrich an, wo der Menſch wohnt. Hier iſt nur von dem Europäer, und zwar mehr dem nördlichen als ſüdlichen die Rede). Die Augen ſind hell und lebhaft. Der geſunde Menſch hat guten Appetit zum Eſſen und in der Regel nur mäßigen Durſt, fühlt nach dem Eſſen kein Drücken in der Gegend des Magens, keine Verdroſſenheit, keine Hitze, verdaut gut, hat eine leichte, und in der Regel unmerkliche, nur bei hinlänglichen Veranlaſſungen als Schweiß bemerkbare Hautausdünſtung, einen gleichmäßigen, nicht zu ſchnellen Pulsſchlag, einen leichten gehörig

tiefen und ruhigen Athem, der bei körperlicher Bewegung zwar etwas beſchleunigter und häufig iſt, aber doch immer tief genug, bis zu dem erquickenden Gefühl einer völlig genügenden Inſpiration gezogen werden kann; auch kann er die Bruſt hinlänglich ausdehnen, und den Athem eine geraume Zeit anhalten, ohne Beſchwerde. Er bewegt ſich leicht und wird nicht zu ſchnell müde von körperlicher Anſtrengung; er ſchläft ruhig, und fühlt nach dem Erwachen ſich erquickt und neu geſtärkt. Er hat den völligen und ungeſtörten Gebrauch ſeiner Sinne, denkt leicht und richtig, und beſitzt ein heiteres und ruhiges Gemüth. Die Geſundheit des Menſchen ſcheint von den meiſten Gefahren bedroht zu ſeyn, da ſeine Organiſation die zarteſte und zuſammengeſetzteſte, den meiſten Verletzungen und Störungen ausgeſetzt iſt; da er, vermöge ſeiner vielfältigen Berührungspunkte, welche er mit der ihn umgebenden Außenwelt hat, auch den nachtheiligen Einwirkungen derſelben bloß geſtellt iſt; da ſelbſt durch das geiſtige Leben wieder vielfältige Berührungspunkte mit ſeines Gleichen entſtehen, und er mit der nachtheiligen und oft zerſtörenden Einwirkung der Leidenſchaften und Begierden bedroht wird, da ferner ſeine Thätigkeit nicht bloß körperlich, ſondern auch geiſtig iſt, ſeine Cultur ihn für widrige Angriffe der Witterung u. ſ. w. viel empfindlicher macht, und endlich überhaupt durch dieſes alles ſeine Conſumtion um vieles ſchneller vor ſich geht, als bei den Thieren. Allein in der Natur des Menſchen ſelbſt liegen auch wieder mehrere Schutz- und Hülfsmittel, welche ihm in der Behauptung ſeiner Geſundheit zu Statten kommen. Seine körperliche Organiſation und Structur iſt zugleich zarter und weicher, nachgiebiger; die Mannichfaltigkeit derſelben und der Berührungspunkte mit der Außenwelt bietet auch den heilſamen Einwirkungen mehr Seiten dar, welche den nachtheiligen das Gleichgewicht ſetzen. Der Organismus kann niemals von allen Seiten zugleich angegriffen werden, ſondern da ſeine Theilganzen oder Organe mit einander im Gegenſatze ſtehen, mittelſt deſſen ſie ſich unter einander das Gleichgewicht halten, ſo iſt dasjenige, was die eine Function herabſetzt, für die andere ein Erregungsmittel, wodurch folglich beide eine Zeit lang im Gleichgewicht gegen einander bleiben, bis, nach dem im Organismus herrſchenden Geſetze der Gewöhnung, der nachtheilige Eindruck durch Gewohnheit geſchwächt wird, oder die Einwirkung von außen nachläßt, und demnach die Functionen beiderſeits auf ihren Normalgrad zurückkehren. So ſehen wir z. B. bei der ſchlimmſten und ſchnell veränderten Witterung dennoch viele Menſchen ihre Geſundheit behaupten, denn diejenige Einwirkung der Atmoſphäre, welche vielleicht die Ausdünſtung der Haut vermindert, vermehrt die Abſonderung des Urins u. ſ. w. Endlich macht ihn das Geiſtige ſelbſt vieler angenehmen erregenden Einwirkungen fähig; Vernunft und Verſtand lehren ihn, ſeine Leidenſchaften und Begierden mäßigen, äußere widrige Eindrücke abwenden, oder unſchädlich machen, und überhaupt gegen viele Feinde ſeiner Geſundheit ſich ſchützen. Wenn deſſen ungeachtet die Erfahrung lehrt, daß die Geſundheit der meiſten, wenigſtens der im Culturzuſtande lebenden Menſchen ſo oft geſtört wird, und ſo wenige derſelben das ihnen von der Natur beſtimmte Lebensziel erreichen, ſo iſt dies eine natürliche Folge von der Vernachläſſigung oder Vereitelung der erwähnten Schutzmittel ihrer Geſundheit, und der oft ſogar noch erhöhten Einwirkung jener Veranlaſſungen zu Störungen derſelben. Beide Fälle werden durch falſche Cultur, durch Luxus, Sucht nach Vergnügungen, Mangel an Herrſchaft

der Vernunft, oft auch durch die eiſerne Nothwendigkeit u. ſ. w. herbeigeführt. Je mehr die Menſchen die ihrer Geſundheit drohenden Gefahren einſahen, deſto mehr ſuchten ſie neue Schutzmittel ausfündig zu machen. Frühzeitig ſchon entſtand hieraus die Geſundheitserhaltungskunde, welche mancherlei Schickſale gehabt, und ſich jedesmal nach der herrſchenden Mode in der Medicin gebildet hat. Manche glaubten, die Kunſt, die Geſundheit zu erhalten, beſtehe im Gebrauch von Lebenselixiren oder von gewiſſen Präſervativmitteln, z. B. Aderlaſſen, Brechen, Laxiren u. dgl. m.; Andere wollten durch Abhärtungen des Körpers, Andere durch Wein und andere Reizmittel, Andere wieder durch andere Mittel dieſen Endzweck erreichen. Während deſſen verſäumte man die in der Nähe, d. h. in der menſchlichen Natur ſelbſt liegenden Hülfsmittel, die Geſundheit zu erhalten. Erſt in der neuern Zeit ſind mehrere gelungene Verſuche, dieſe Kunſt auf naturgemäße Principien zurückzuführen, gemacht worden, unter denen das vortreffliche Hufelandſche Werk (die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern) ſich vorzüglich durch Richtigkeit ſeiner Principien, leicht faßlichen und unwiderſtehlich anziehenden Vortrag, und durch zweckmäßiges Hervorheben des wohlthätigen Einfluſſes der Moralität auf die Erhaltung der Geſundheit auszeichnet. Die einzig wahre Art, die Geſundheit unverſehrt zu erhalten, beſteht in einer vernünftigen, nach jenen Eigenthümlichkeiten der menſchlichen Natur eingerichteten Lebensweiſe, und kann füglich auf folgende Punkte concentrirt werden: die Lebensthätigkeit auf dem Grade zu erhalten, daß die Verzehrung der organiſchen Maſſe und der Kräfte nicht übermäßig befördert werde; den Wiederersatz des Verlornen zu befördern; die Organiſation in gehörigem Stand zu erhalten, die zum Wiederersatz gehörigen Stoffe von außen aufzunehmen, zu verarbeiten, ſich anzueignen, alle Functionen gehörig und zur gehörigen Zeit zu verrichten, den äußern ſchädlichen Einwirkungen zu widerſtehen. Alles, was hierzu förderlich iſt, gehört zu den Freunden der Geſundheit, z. B. Ordnung in der Arbeit, Mäßigkeit in allen ſinnlichen Genüſſen, hinlänglicher, doch nicht zu viel Schlaf, und zwar zu den gehörigen Stunden, geſunde Nahrung und reine Luft, Beherrſchung der Leidenſchaften und eine ruhig heitere Gemüthsſtimmung, Übung der körperlichen Kräfte und Abhärtung des Körpers gegen widrige Eindrücke der Witterung u. ſ. w. Alles, was das Gegentheil hievon hervorbringen kann, iſt Feind der Geſundheit und ſtrebt dahin, in kürzerer oder längerer Zeit, heimlich oder offenbar, ſie zu zerſtören. H.

Getraide (Ökonomie) werden im engern Sinne des Worts alle diejenigen halmtragenden Grasarten genannt, welche die Menſchen wegen ihrer größern, mehlreichern, zur Speiſe dienlichen und nahrhaften Saamenkörner anbauen; im weitläuftigern Sinne aber die ſämmtlichen Gräſer und Pflanzen, welche hauptſächlich wegen ihrer nahrhaften Körner angebauet werden. Da aber die erſtern eine ausgezeichnete Natur haben, worin ſie unter einander mehr, als mit den übrigen übereinſtimmen, ſo kommt auch ihnen nur eigentlich die Benennung Getraide zu, und alle die letztern Kornfrüchte ſollten, ökonomiſch betrachtet, der Deutlichkeit wegen Korn oder Körner genannt werden. Das Wort Korn oder das gleichbedeutende in andern Sprachen wird oft zwar provinziell der Art Getraide, welche die allgemeine Nahrung daſelbſt ausmacht, ausſchließlich beigelegt, z. B. in Deutſchland dem Roggen, in Frankreich dem Weizen, in Fran-

ken dem Spelz, in Nordamerika dem Mais; aber es iſt unrichtig und gibt zu Mißverſtändniſſen im Allgemeinen Anlaß. Daß die verſchiedenen Getraidearten irgendwo auf dem Erdboden wild wachſen, iſt zwar gewiß, z. B. der Hafer und die Gerſte in Deutſchland ꝛc., aber ſie haben, wie unſere Hausthiere, in ihrem wilden Zuſtande nicht die Vollkommenheit unſerer angebauten. Sie ſcheinen alle urſprünglich und in den wärmeren Climaten in Aſien, Afrika und Amerika einjährig zu ſeyn, und es ſind nur einige durch den Anbau an Durchwinterung gewöhnt, weil die Sommerzeit bei uns zur Reifung nicht zureichte. Mit den meiſten Gräſern haben ſie die Beſtaubung und Beſtockung aus ihren untern Wurzelknoten gemein, indem ſie daraus neue Sproſſen und Halme treiben. Ihre faſerigen Wurzeln verbreiten ſie größtentheils in der Oberfläche des Bodens und verſchließen dieſe gleichſam durch das dichte Gewebe derſelben, indeſſen der wenigere Theil auch beträchtlich in die Tiefe geht, wenn er Lockerheit und Nahrungsſtoff daſelbſt findet. Alle Getraidearten haben gleichartige nährende Beſtandtheile, die aber in ihrer Menge und gewiſſermaßen auch in ihrer Verbindung bei den verſchiedenen Arten verſchieden ſind. Dieſe Beſtandtheile beſtehen in a) Kleber oder Gluten, welcher das kräftigſte Nahrungsmittel für den thieriſchen Körper ausmacht. b) Stärkemehl, das zwar dem Kleber nachſteht, aber doch noch ſehr nährend iſt, und die Verdaulichkeit des Klebers zu befördern ſcheint. c) Eine ſüße ſchleimige Materie, in geringer Menge, aber ſie kommt dem Stärkemehl an Nahrungskraft bei, und macht das Getraide zur wein- und eſſigartigen Gährung fähiger. d) Die Hülſen, welche aus Faſerſtoff beſtehen und etwas verdauliche aromatiſche Materie enthalten. e) Die Feuchtigkeit, welche auch in dem trockenſten Getraide vorhanden iſt, vermehrt zwar das Gewicht der Maſſe, aber vermindert doch das ſpecifiſche Gewicht, gibt keine Nahrung, befördert bei dem aufbewahrten Getraide das Verderben, wenn es nicht möglichſt trocken gehalten wird, und dient bloß, nach der Einſaat die erſte Entwickelung des Keims zu reizen. Altes, gut aufbewahrt geweſenes Getraide iſt für den Käufer und zur Saat beſſer als das neue oder friſche. **X.**

Getraidehandel, ſ. Kornhandel.

Getraidemagazine, ſ. Kornmagazine.

Getraidemangel, ſ. Kornmangel.

Getränke ſind diejenigen Stoffe, die der Menſch in flüſſiger Form in ſeinen Körper aufnimmt, und die dazu dienen ſollen, einen ſchicklichen Erſatz der dem Körper immer verloren gehenden Feuchtigkeiten zu gewähren, oder durch einen leichten Reiz die Thätigkeiten des Körpers zu erhöhen; mehrere Getränke enthalten auch nährende Stoffe in ſich. Das vorzüglichſte, der Natur angemeſſenſte Getränk iſt Waſſer; außerdem wird der größte Theil des Getränks aus Pflanzentheilen und zwar meiſtentheils aus denen, welche die höchſte Ausbildung der Pflanzen zeigen, aus Saamen nämlich oder aus ihren Umgebungen, gezogen. Dieſe Art des Getränks enthält entweder als vorzüglichen Antheil Weingeiſt, der in der weinigen Gährung entſteht, wie der Wein, der Branntwein, das Bier, das aber mehr oder weniger nährenden Stoff in ſich enthält, oder aromatiſche Beſtandtheile, wie der Caffee, der Thee. Auch das Thierreich gewährt uns ein Getränk, die Milch. Die flüſſigen Arzneien unterſcheiden ſich dadurch von den Getränken, daß ſie ſtärker auf den menſchlichen Körper ein-

wirken, als die Getränke, ſo lange dieſe den diätetiſchen Vorſchriften gemäß der Menſch zu ſich nimmt. ff.

Geuſen. Dieſer Name wurde zu Philipps II. Zeiten, unter der Statthalterſchaft des blutdürſtigen Herzogs von Alba, den verbündeten Edelleuten und überhaupt allen Mißvergnügten in den Niederlanden beigelegt. Im Jahr 1564 nämlich ſendete Philipp neun Inquiſitoren zur Vollſtreckung der tridentiniſchen Decrete in die Niederlande, und brachte dadurch Catholiken und Proteſtanten in die furchtbarſte Bewegung. Der Adel ſchritt zur Abfaſſung des ſogenannten Compromiſſes, worin er erklärte, er werde ſich vor die neun Inquiſitoren nicht ziehen laſſen. In einer feierlichen Prozeſſion überreichte er die Acte der Generalſtatthalterin Margaretha, damit ſie zu der Kunde des Hofes zu Madrid gelange. Statt auf dieſen kraftvollen Schritt zu achten, begegnete man den Bittenden bloß mit Verachtung; ſie hießen ſeit 1565 bei ihren Gegnern Geuſen. Eben ſo nannte die Verachtung der Spanier jene Ausgewanderten, die ſich auf das Meer geflüchtet, und Kaperſchiffe gegen die Spanier ausgerüſtet hatten, Waſſergeuſen. Beide rächten den ſchmähenden Namen auf glänzende Weiſe. Die Schmach, welche durch dieſe Benennung angedeutet werden ſollte, iſt, obgleich abusive, in den franzöſiſchen Ausdruck Gueux, - euse, (Bettler, - rin) übergegangen, und unterſcheidet ſich von ſeinen Synonymen Mendiant, (gewöhnlicher öffentlicher Bettler) und Caimand, (ein ſolcher, der nicht öffentlich, ſondern in den Häuſern umhergehend, ein Almoſen erbittet) durch das beſonders Niedrige und Schimpfliche ſeines Zuſtandes und der Art, wie er ſein Gewerbe treibt.

Geviertſchein, ſ. Aſpecte.

Gewährleiſtung iſt die von dem Verkäufer einer Sache übernommene Verbindlichkeit, den Käufer gegen alle rechtliche Anſprüche zu ſchützen und ſchadlos zu halten. Gewähradminiſtration iſt ein beſonderer Verwaltungsvertrag, vermöge deſſen der Verwalter eines Amtes oder Kammergutes die vorher in Anſchlag gebrachten jährlichen Einkünfte deſſelben gewiß liefern und das etwa Fehlende aus ſeinem Mittel ergänzen muß, bei höherer Nutzung aber einen gewiſſen Antheil davon für ſich erhält.

Gewand nennt man alle Bekleidung, Draperie, an Figuren, welche die bildende Kunſt darſtellt. Es gehört zu den ſchwerſten Aufgaben der Kunſt, ein kunſtmäßig ſchönes Gewand anzuordnen, und nur wenige Künſtler haben ſie glücklich gelöſ't. Plaſtik und Mahlerei haben indeß jede hier ein anderes Bedürfniß, und ſo muß ſich auch der Styl eines ſchönen Gewandes in beiden auf verſchiedene Weiſe ausbilden. In der Plaſtik ſind die ſogenannten naſſen Gewänder, welche ſich ſo an die Formen des Körpers anſchließen, daß ſie dieſe und die Bewegung des nackenden durchſcheinen laſſen, von großem Nutzen. Dieſen ſind die weiten, faltigen und fliegenden Gewänder entgegengeſetzt. Die griechiſchen Künſtler, von der Schönheit des Nackenden vorzüglich eingenommen, bekleideten ihre Figuren meiſt mit naſſen Gewändern. Zu den Zeiten, da die Griechen und Römer von der urſprünglichen Einfalt abgewichen waren, wurden dünne und dabei faltenreiche Gewänder die beliebteſten. Die Falten an naſſen Gewändern ſind natürlich eng und klein; bei der andern Art zeigt ſich, wie große Schönheiten die Plaſtik durch reiche Bekleidung erreichen könne. Welche Art nun aber ein Künſtler auch wähle, ſo muß Alles ſo angeordnet werden, wie Bedeutung und Geſchmack es erfodern. Die Falten dürfen keine ſpitzigen Licht- und

Schattenwinkel machen, weil die ſcharfen Durchſchnitte das Auge beleidigen, den fleiſchigen Formen das Sanfte benehmen, und übel zuſammenſtimmende Theile bilden. Sind ſich die Falten alle gleich, ſo entſteht Steifheit. An den edelſten Statuen und Basreliefs aus der ſchönen Zeit der Griechen ſieht man beide Arten von Gewand auf mannichfaltige Weiſe zur höchſten Schönheit ausgebildet. Wie die Mahler verfuhren, wiſſen wir nicht genau genug. Bei den ältern Mahlern der neuern Zeit findet man ſchon ſeit Giotto eine gute und richtige Grundlage dazu; aber erſt Michel Angelo und Rafael haben es zu der Größe und Schönheit ausgebildet, die der Idealſtyl der Mahlerei erfodert. Beſonders hat es durch Rafael die Grazie erhalten, die es gleichſam an dem Leben der Geſtalt, an der Anmuth ihrer Bewegungen Antheil nehmen laſſen, und wodurch es fähig wird, nicht nur die Schönheiten, die es verhüllet, zu erſetzen, ſondern auch durch eigenthümliche Schönheiten und Reize die Luſt der Betrachtung zu erhöhen. Der Wurf des Gewands muß in der Anlage ſchon durch die Idee des Künſtlers beſtimmt ſeyn; aber die Wahrheit und Schönheit der Brüche und Falten laſſen ſich nur dem, durch die Abſicht und den Geſchmack des Künſtlers geleiteten, Zufall abſehen. Deßhalb muß der Künſtler bei der Ausführung ſeine Gewänder durchaus über den Gliedermann werfen. Die neueſte franzöſiſche Schule bedient ſich hiezu eines ſehr koſtſpieligen Apparats, nicht nur lebensgroßer, ſehr künſtlich gearbeiteter Gliederpuppen mit Masken und Perücken, ſondern auch koſtbarer Gewänder aller Art in mancherlei Stoffen, die eine ganze Theatergarderobe ausmachen. Es wäre ſchlimm, wenn es überall eines ſo koſtbaren Apparats bedürfte, der freilich, wo er da iſt, gute Dienſte leiſten mag. Fliegende Gewänder müſſen ganz aus der Idee gemacht werden. Gelegenheiten, ſie zu ſtudiren, findet der Künſtler bei windigem Wetter; an ſtürmiſchen Tagen kann er das Fliegen, Flattern und Bauſchen der Gewänder beobachten. Hat er nun aber den Wurf des Gewandes der Wahrheit und Schönheit gemäß angeordnet, ſo bleibt ihm noch eine beſondere Rückſicht auf das Colorit übrig. Viele Falten bringen ganz ſicher eine unruhige Wirkung hervor, wenn der Künſtler nicht, die Regel von den Maſſen beobachtend, in den beleuchteten Partien der Gewänder alle kleineren Falten, mit wenig merklicher Abweichung von dem Mittelton der Localfarbe, heller und dunkler gleichſam nur andeutet, ſo daß die Ruhe dadurch nicht unterbrochen werden kann. Durch Mannichfaltigkeit der Vertiefungen, Brüche und Wiederſcheine werden die dunkeln Maſſen belebt, und in ſolcher Hinſicht gewähren dergleichen dünne, faltenreiche Gewänder unläugbare Vortheile. Manche der vorzüglichſten neuern Meiſter drapiren, um ungeſtörte Lichtmaſſen zu erhalten, mit ſtarken Zeugen, weil ſie ſich in Nachahmung derſelben mehr an die Wirklichkeit halten konnten, ohne Gefahr, jene Regel zu verletzen, allein in den Schattenpartien war es dann nicht zu vermeiden, daß dieſe wenig unterbrochene, todte, unerfreuliche Maſſen bilden. dd.

Gewehr, ſ. Degen, Flinte und Waffen.

Gewehrfabrik heißt eine Anſtalt, worin Gewehre aus Eiſen auf die Weiſe verfertigt werden, daß immer eine Claſſe der Arbeiter der andern in die Hände arbeitet, das Eiſen aber durch Hämmer, welche vom Waſſer getrieben werden, geſchmiedet wird. In einigen werden nur ſchneidende und ſtoßende, in andern nur Feuergewehre, in wenigen beide Arten zugleich verfertigt. Die bekannteſten

ſind die zu Suhl in der Grafſchaft Henneberg, zu Sohlingen in der Grafſchaft Mark, zu Maſtricht, zu Lüttich u. ſ. Außerdem hat faſt jeder Landesherr, der eine beträchtliche Armee unterhält, ſeine eigne Gewehrfabrik, z. B. der König von Preußen vor Spandau, wo nicht allein Klingen, Bajonette und Ladeſtöcke, ſondern auch Küraſſe und Feuergewehre verfertigt werden. Bei Verfertigung der Klingen und Bajonette arbeiten die Klingenſchmiede den Härtern, welche die geſchmiedeten Klingen härten, und dieſe den Schleifern in die Hände, welche ſie auf der großen vom Waſſer getriebenen Schleifmühle ſchleifen und poliren. Zu den Feuergewehren und Küraſſen wird das Eiſen auf einem eigenen Hammerwerk unter dem Prellhammer zu Platten geſchlagen, die Platten verwandelt der Rohrſchmid in Röhre, welche ſodann auf der Bohrmühle ausgebohrt und auf der Schleifmühle polirt werden. Die Röhre zu Commißgewehren erhält nun der Rohrfeiler, der ſie mit der Schlichtfeile polirt, die Schwanzſchraube verfertigt, Haften und Richtkorn aufſetzt. Der Schloßmacher bearbeitet die Theile des Schloſſes bis zum Härten und Poliren, der Meſſing- und Zeugfeiler verfertigt den Beſchlag, der Schäfter den Schaft, der Stecher gravirt den Namen des Landesherrn auf den Lauf, und der Equipeur ſetzt alle dieſe Theile zuſammen. Die Küraſſe werden unter dem Prellhammer ſchon aus dem Groben gearbeitet, hierauf dem Küraßſchmid übergeben, der ſie weiter ausbildet, worauf Schleifer und Polirer die letzte Hand daran legt.

Gewerbe heißt a) jedes in der Abſicht, dadurch Unterhalt zu gewinnen, betriebene Geſchäft. Alle Gewerbe laſſen ſich daher ſehr natürlich unter folgende Abtheilungen bringen: 1. Landwirthſchaft. Pflanzenbau, Viehzucht, Jagd und Fiſcherei. 2. Bergbau. Gewinnung und Verarbeitung der Mineralien. 3. Handwerke. 4. Handlung. 5. Künſte aller Art. 6. Wiſſenſchaft aller Art. 7. Privatbedienungen. Geſinde, Knechte und Mägde. 8. Öffentliche Bedienungen. Miniſter, Heerführer, Richter, Lehrer u. ſ. w. b) Bezeichnet man dadurch oft, im engern Sinn, nur die Eine Art von Gewerbe, nämlich die Handwerke, und ſpricht alsdann von Gewerbrecht und Gewerbſamkeit, welches letztere Wort aber nur einen grammatiſchen Sinn hat.

Gewerbſteuer, Induſtrieſteuer, Arbeitsſteuer, iſt die Abgabe, welche vom Arbeitslohne entrichtet wird; unter Arbeitslohn aber iſt nicht bloß das Einkommen zu verſtehen, was die Betreibung der eigentlichen Gewerbe verſchafft, ſondern auch dasjenige, was auf irgend eine andere Weiſe durch Anwendung geiſtiger oder körperlicher Productivkraft erworben wird, alſo auch die Beſoldung der Staatsbeamten, der Verdienſt der Ärzte, Sachwalter ꝛc. Nur derjenige Theil des Arbeitslohns, welcher den zum nothwendigen Bedarf des Arbeiters erfoderlichen Betrag überſteigt, kann einer Beſteurung unterworfen werden; dieſer Bedarf aber iſt bei den einzelnen Arbeitern nach ihrem Stand und Verhältniſſen höchſt verſchieden, denn was für den einen Arbeiter Luxus ſeyn würde, iſt für den andern nothwendiges Bedürfniß. Auch rührt das größere Einkommen, das mit manchen Gewerben verbunden iſt, nicht ſo ſehr von dem höhern Arbeitslohne als vielmehr von dem Gewinnſte her, welchen die im Gewerbe angelegten Kapitale verſchaffen. Die Gewerbſteuer muß daher, ſoll ſie nicht drückend, der Induſtrie nachtheilig und verderblich werden, ſo angelegt ſeyn, daß ſie 1. das nothdürftigſte Auskommen

gar nicht antaſtet; 2. von denen, die nicht viel über dies nothdürftigſte Auskommen verdienen, nur einen ſehr kleinen Antheil nimmt; 3. in kleinen Portionen und gerade zu der Zeit, wann der Arbeiter einen Überſchuß über ſeinen Bedarf hat, erhoben wird; 4. nach dem Maßſtabe der Gleichheit und zwar ſo vertheilt iſt, daß ſie eher nach einem zu niedrigen, als nach einem zu hohen Fuß des wahrſcheinlichen Verdienſtes berechnet wird; 5. nicht die beſondern Anſtrengungen des Fleißes, ſondern nur den ganz gewöhnlichen Verdienſt beſteuert. — In den wenigſten Ländern finden wir Beiſpiele von reinen Gewerbſteuern, gewöhnlich treffen die unter dieſer Benennung vorkommenden Abgaben neben dem Arbeitslohne zugleich die Kapitalrente, hin und wieder ſogar auch die Grundrente; zu dergleichen gemiſchten Steuern iſt auch diejenige zu zählen, welche in verſchiedenen Ländern unter dem Namen Patentſteuer eingeführt worden. KM.

Gewicht iſt ein Körper von beſtimmter Schwere, womit die Schwere anderer Körper geprüft wird, ſo daß das Gewicht und die Sache, welche man wiegt, von gleicher Schwere ſind. Gewöhnlich iſt auf jedem Gewicht ſeine Schwere durch Zahlen ausgedrückt und angedeutet. Die Gewichte müſſen in jedem Staate unter der Aufſicht der Polizei ſtehen, welche dieſelben genau richtet, verfertigen läßt und ſtempelt. Kein anderes darf alsdann gebraucht werden. Man hat in vielen Ländern wegen Verſchiedenheit der Gewerbe, wiewohl ohne Noth, mancherlei Gewichte eingeführt, als: 1. bei Berg- und Hüttenwerken gebraucht man das gemeine große Centnergewicht, wonach die Materialien eingekauft, die Mineralien und Erze gewogen werden; das Probirgewicht, das Grängewicht, das Markgewicht und zu den Münzen das Pfenniggewicht oder den Richtpfennig. 2. Im gemeinen Leben wiegt man mit Gewichten nach Centnern, Pfunden, Lothen und Quentlein. 3. Iſt noch überdies zu bemerken, das Gold-, Silber-, Apotheker- und Fleiſcher- (Metzger- oder Schlächter-) Gewicht. Die Gewichte ſind zuweilen von Stein, und dieſe ſind wegen ihrer leichten Abnutzung die ſchlechteſten, insgemein aber von Metall, und im letztern Falle am beſten von Meſſing, weil die bleiernen ſich leicht abſtoßen und die eiſernen nach und nach durch den Roſt leichter werden.

Gewiß und Gewißheit ſind von Wiſſen benannt, indem dadurch der dem Wiſſen, als einer beſondern Art des Fürwahrhaltens, eigenthümliche Grad der Überzeugung (die Evidenz des Wiſſens) angedeutet werden ſoll. Wer nämlich etwas zu wiſſen behauptet, legt ſich dadurch eine Erkenntniß bei, an deren Wahrheit weder er ſelbſt zweifelt, noch andere zweifeln ſollen, alſo eine durchaus wahre und allgemein gültige Erkenntniß. Daher werden auch die Ausdrücke wahr und gewiß, Wahrheit und Gewißheit, oft mit einander verbunden. Im Fall man aber einer Erkenntniß dieſen Anſpruch auf durchgängige Wahrheit und allgemeine Gültigkeit nicht zutraut, ohne ſie doch ſchlechthin als falſch und ungültig zu verwerfen, erklärt man ſie bloß für wahrſcheinlich, mithin auch für ungewiß. Denn da die bloße Wahrſcheinlichkeit das Bewußtſeyn der Möglichkeit des Gegentheils nicht ausſchließt, ſo iſt für den, der etwas nur für wahrſcheinlich hält, immer ungewiß, ob die Sache ſich ſo verhalte, wie er ſich dieſelbe vorſtellt. Daher behaupten auch diejenigen, welche die Gewißheit der menſchlichen Erkenntniß überhaupt bezweifeln (die Skeptiker), daß man ſeinen Beifall zurückhalten müſſe, mithin

entweder gar nicht urtheilen, oder höchſtens ſeine Urtheile nur für wahrſcheinliche Meinungen ausgeben dürfe. Denn das Meinen unterſcheidet ſich eben dadurch vom Wiſſen, daß jenes ſich nur für wahrſcheinlich, mithin auch für ungewiß, dieſes hingen für wahr, mithin auch für gewiß ausgibt. Die Frage nun, ob die menſchliche Erkenntniß überhaupt der Gewißheit fähig ſey oder nicht, kann hier nicht beantwortet werden, da ihre Beantwortung eine tief eindringende Unterſuchung über das menſchliche Erkenntnißvermögen, deſſen Geſetze und Schranken vorausſetzt. (Vergleiche die Artikel: Erkenntniß und Gränze des menſchlichen Geiſtes.) So viel aber iſt doch einleuchtend, daß der geſunde Menſchenverſtand und das unverdorbene ſittliche Gefühl gewiſſe Erkenntniſſe als unbezweifelbare, mithin völlig gewiſſe Wahrheiten anerkennt. So wird kein Vernünftiger daran zweifeln, daß zweimal zwei vier iſt, daß die Sonne die Erde erleuchtet, daß Morden, Rauben, Lügen u. ſ. w. unerlaubte Handlungen ſind, und daß der Menſch eine höhere Beſtimmung hat, als bloß hier auf der Erde gleich Pflanzen und Thieren ſich zu ernähren und fortzupflanzen. Wir bemerken nur noch den Unterſchied zwiſchen der unmittelbaren und mittelbaren Gewißheit. Dieſe entſteht durch Beweiſe, in welchen ein Satz die Gültigkeit des andern vermittelt. Jene hingegen ruht auf und in ſich ſelbſt, und iſt daher auch die Grundlage der mittelbaren Gewißheit. Denn wenn es gar nichts unmittelbar Gewiſſes gäbe, ſo würden alle Beweiſe ins Unendliche fortlaufen oder keinen Anfangspunkt haben, mithin gleichſam haltungslos in der Luft ſchweben. D.

Gewiſſen iſt das Vermögen des Menſchen, über das Verhältniß ſeiner Handlungen und ſeines ſittlichen Zuſtandes zu dem Sittengeſetze (welches der religiöſe Menſch als Gottes Geſetz betrachtet) zu urtheilen. Vor dem Handeln äußert es ſich durch Warnung und Ermunterung, nach dem Handeln durch Beifall und Tadel, und hierauf gründet ſich die Unterſcheidung zwiſchen dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Gewiſſen. Auch unterſcheidet man ein ſchlafendes, wachendes und erwecktes Gewiſſen, je nachdem die Beurtheilung der Handlungen nach ihrem Verhältniſſe zu dem Geſetz entweder ganz unterlaſſen wird, oder anfängt, oder ſtets und ununterbrochen fortdauert. Dem, der ſeine Handlungen mit möglichſter Sorgfalt und Genauigkeit nach ihrem Verhältniſſe zu dem Geſetze beurtheilt, und daher ſtreng gegen ſich ſelbſt iſt, wird ein enges Gewiſſen oder Gewiſſenhaftigkeit, dem hingegen, der es mit dieſer Beurtheilung nicht genau nimmt, und manches, was das Geſetz verbietet, leichtſinnig ſich erlaubt, wird ein weites Gewiſſen zugeſchrieben. Oft braucht man das Wort Gewiſſen auch von dem den Menſchen begleitenden Bewußtſeyn erfüllter oder verletzter Pflicht, und in dieſem Sinne wird das Wort genommen, wenn man von einem guten und einem böſen Gewiſſen redet. Das gute Gewiſſen wirkt Seelenwohl, Freudigkeit des Herzens, und im Unglück Hoffnung und Muth; das böſe Gewiſſen wirkt Unruhe und Vorwürfe (welche Gewiſſensbiſſe genannt werden, wenn ſie mit peinlichen Schmerzen verknüpft ſind), und wird zu der Zeit des Unglücks oft der Grund der Verzagtheit und der Verzweiflung. Das Gewiſſen und die Wirkungen deſſelben ſind der ſicherſte Beweis von der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen. N.

Gewiſſensfall iſt ein ſolcher Fall, über welchen das Gewiſſen nicht mit Beſtimmtheit und Klarheit entſcheidet, ſo daß es zweifelhaft bleibt, was recht und was unrecht ſey, und man thun oder

laſſen ſoll. Hat die Schwierigkeit der Entſcheidung ihren Grund in der Colliſion der Pflichten, ſo wird der Gewiſſensfall Colliſionsfall genannt. Der Theil der Moral, welcher ſich mit den Unterſuchungen über die Gewiſſens- und Colliſionsfälle beſchäftigt, heißt Caſuiſtik. (Vergl. d. Art.)

Gewiſſensfreiheit und Gewiſſenszwang. Die Gewiſſensfreiheit beſteht in dem ungeſtörten Beſitz des Rechtes, ſeinem Gewiſſen gemäß zu reden und zu handeln. Da das Gewiſſen fodert, daß man ſeine religiöſen Überzeugungen nicht verläugne, und doch den Menſchen oft angeſonnen worden iſt, einen Glauben, den ſie nicht zu dem ihrigen machen konnten, zu bekennen, und Religionsgebräuche, welche ſie mißbilligten, auszuüben, ſo wird das Wort Gewiſſensfreiheit namentlich von dem ungeſtörten Beſitze des Rechts, ſeinen Glauben zu bekennen und auszuüben, gebraucht. Die Gewiſſensfreiheit in dieſem engern Sinne heißt auch Glaubensfreiheit. Das Gegentheil der Gewiſſensfreiheit iſt der Gewiſſenszwang, welcher demnach, wenn das Wort im weitern Sinne genommen wird, in der Beſchränkung des Rechts, ſeinem Gewiſſen gemäß zu reden und zu handeln, und, wenn man das Wort im engern Sinne nimmt, in der Beſchränkung des Bekenntniſſes und der Ausübung der Religion beſteht. N.

Gewitter nennen wir die furchtbarſchöne Naturerſcheinung, welche ſich ereignet, wenn Wolken, deren electriſches Gleichgewicht unter ſich oder mit der Erde geſtört iſt, ſich ihrer Electricität durch einen von Donnerſchlägen begleiteten Blitz zu wiederholtenmalen entledigen. Gewöhnlich ſind Stürme und Regengüſſe damit verbunden. Erſtere entſtehen durch die plötzliche Abkühlung der Luft, und vielleicht auch von dem durch den Regen herabfallenden Waſſer, woraus ſich Luft und Dünſte entwickeln; über die letztern ſtellt Sauſſure folgende Hypotheſe auf. Durch die Electricität werden die Dünſte in den Wolken in blaſenförmiger Geſtalt erhalten; indem ſich nun durch den Blitz die Wolke ihrer Electricität entladet, zerplatzen die Dunſtbläschen und fallen in Regen herab. Woher es aber komme, daß überall im Norden die Gewitter eigentlich nur im Sommer Statt finden, und während des Winters eine Seltenheit ſind, da es doch in dieſer Jahreszeit eben ſo ſtark electriſche Wolken gibt, davon iſt die wahrſcheinliche Urſache, daß Kälte beſſer iſolirt als Wärme, und daß alſo in kalter Luft nicht leicht ein Blitz entſtehen kann. Aus gleichem Grunde ereignen ſich vielleicht, wie ſolches die allgemeine Wahrnehmung lehrt, die Gewitter häufiger Nachmittags, Abends und Nachts, als Morgens, da um letztere Tageszeit die Luft am wenigſten erwärmt zu ſeyn pflegt. (Vergl. Blitz und Donner.)

Gewohnheitsrecht. Das bei einem Volke geltende Recht kann überhaupt entweder geſchriebenes oder Gewohnheitsrecht ſeyn. Das erſtere beruht, ſeiner Form und ſeinem Inhalte nach, auf einer ausdrücklichen Erklärung des Geſezgebers. Das letztere gründet ſich darauf, daß bisher gewiſſe Rechtsnormen in vorkommenden Fällen beobachtet worden ſind, und der Geſetzgeber entweder im Allgemeinen oder in Beziehung auf einen gewiſſen Gegenſtand erklärt hat, daß die bisher beobachteten Grundſätze die Stelle des Geſetzes vertreten ſollen. O.

Gewürze ſind diejenigen vegetabiliſchen Producte, die in ihrer Miſchung vorzüglich ätheriſches Öl enthalten, wodurch ſie fähig werden, am meiſten die Verdauung zu unterſtützen, zu welchem End-

zwecke ſie auch im gemeinen Leben ſehr häufig angewendet werden, wiewohl ſie einen noch mannichfaltigeren Nutzen als Heilmittel gewähren. Die Blüthen und Saamen mehrerer Pflanzen, vorzüglich ſolcher, die in den heißen Ländern wachſen, ſind am gewürzreichſten, daher wir auch vorzüglich Zimmtblüthen, Gewürznelken, Mutternelken, Cardamomen, Pfeffer, verſchiedene Arten von Zimmtrinden aus Oſtindien als Gewürze erhalten; doch ſind auch unſre eignen Länder an gewürzreichen Pflanzen nicht ganz arm; Coriander, Anis, Fenchel, Kümmel, Ingwer u. ſ. w. gewähren angenehme, den Magen ſanft reizende Zuſätze zu mannichfaltigen Speiſen und Gebäcken. Das Salz, ein mineraliſches Product, iſt wohl eine Würze, aber kein Gewürz zu nennen, da es weder dem Charakter noch dem Zweck der Gewürze entſpricht. ff.

Gewürzinſeln oder **Molucken** heißen im weitern Sinne alle Inſeln in dem großen Archipelagus, der ſich von Morgen nach Abend zwiſchen Neu-Guinea und Celebes, von Mitternacht nach Mittag zwiſchen Gilolo und Timor ausdehnt, und eine Menge bekannter und unbekannter Eilande enthält. Sie ſind, wie es ſcheint, durch Erdbeben und Feuerausbrüche von Neu-Guinea getrennt worden, und man findet noch Vulcane auf einigen derſelben, wie z. B. einen ſehr verheerenden auf Ternate. Verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen machen die Schifffahrt in dieſem Inſelmeere ſehr gefährlich. Die Hitze iſt im Sommer ſehr groß, in den Regenmonaten die Luft ſehr ungeſund. Ureinwohner ſind die Haraforas oder Alforen, ein ſtilles Volk, faſt auf allen oſtindiſchen Inſeln. Die malayiſche Sprache iſt die herrſchende auf den moluckiſchen Inſeln; es gibt aber auch viele Bewohner von ſineſiſcher, japaniſcher und arabiſcher Abkunft. Als die Portugieſen im Jahre 1511 unter Antonio de Abreu und Franz Serrao die Molucken entdeckten, waren die Araber hier ſchon angeſiedelt und durch ſie war die mohammedaniſche Religion, die aber ſehr mit Heidenthum vermiſcht blieb, herrſchend geworden. Die Einwohner wurden von den Portugieſen, die auf dieſen, von dem Sitze der obern Verwaltungsbehörde (Goa) ſo entfernten, Inſeln die empörendſten Gräuel verübten, hart bedrückt, und eben ſo hart behandelt von den Holländern, die den Ertrag des Bodens für ſich benutzten und ſeit mehr als 150 Jahren darauf bedacht waren, den freien Anbau deſſelben zu hindern, jedem Verſuche, Manufacturen anzulegen, ſo wie jeder Art von Verbeſſerung, die dem Volke die Gegenſtände, woran es Mangel litt, hätte verſchaffen können, ſich zu widerſetzen. Den Portugieſen blieb die Herrſchaft und faſt ganz der Alleinhandel mit Gewürzen bis zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, wo die Holländer dieſe einträglichen Beſitzungen ihnen entriſſen. Die neuen Herrn beſaßen ſie bis zum Jahr 1796, als die Engländer die holländiſchen Niederlaſſungen auf den Molucken ſich unterwarfen. Im Frieden von Amiens wurden ſie zwar zurückgegeben, aber nach dem wieder ausgebrochenen Seekriege von neuem (am 19ten Febr. 1810) eine leichte Eroberung der Britten. Im pariſer Frieden ſind ſie jedoch an das Königreich der Niederlande zurückgefallen. Die größten Inſeln dieſes Archipelagus ſind: Ceram, Gilolo, Amboina, Timor und Banda. — Im engern Sinne führen den Namen Molucken nur die fünf Inſeln Ternate, Tidor, Motil (Motir), Maſchian und Baſchian, die eigentliche Heimath der Gewürzbäume. Die beiden erſten ſind die größten, und noch jetzt wächſt auf denſelben die beſte Art von Muskatnußbäumen und

Gewürznelken. Als aber die Holländer ungefähr 26 Jahre im Beſitze der Molucken und des ausſchließenden Handels mit Gewürzen geweſen waren, fanden ſie es bequemer und vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die ſüdlichen Inſelgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen. Im Jahr 1638 ward mit dem Könige von Ternate, der ihnen unterworfen war, und den übrigen kleinen Inſelbeherrſchern ein Vertrag geſchloſſen, worin beſtimmt wurde, daß alle Gewürzbäume auf den ihnen zugehörigen Inſeln ausgerottet und nie wieder ſolche gepflanzt werden ſollten. Dem Könige und dem Adel zu Ternate und den übrigen Fürſten ward ein Jahrgeld bezahlt, welches, ungeachtet der zweimaligen Erhöhung, im Ganzen noch nicht 18,000 Thaler betrug. Um die Befolgung dieſes Vertrages zu ſichern, legten die Holländer drei ſtarke Feſtungen, Oranien, Holland und Wilhelmſtadt, auf der Inſel Ternate und etwa neun andere auf den übrigen Eilanden an. Jährlich wurden auf dieſen Inſeln, ſo weit die Wälder und wilden Thiere durchzudringen erlaubten, die wieder aufgeſchoſſenen Gewürzbäume vertilgt, und um darüber zu wachen und den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereiſ'te jährlich der Gouverneur von Amboina mit einem Geſchwader von 20 bis 50 Schiffen in einem prachtvollen Aufzuge ſein Gouvernement. Aber ungeachtet aller dieſer Vorſichtsmaßregeln wuchſen die Gewürzbäume, das eigenthümliche Erzeugniß dieſer Eilande, überall, wohin die Gewalt der Holländer nicht dringen konnte, und die Engländer trieben einen beträchtlichen Schleichhandel mit den gedrückten Inſelbewohnern. Die Vertilgung der Gewürzbäume und die Störung des Schleichhandels war daher der beſondere Zweck der befeſtigten Niederlaſſungen auf Ternate und den übrigen eigentlichen Molucken, wo jene Bäume urſprünglich ohne alle Pflege wuchſen. Man fand hier zwar viel Goldſtaub, aber die Verwaltungskoſten der Niederlaſſung brachten jährlich einen baaren Verluſt von 360,000 Thalern, der freilich durch den unermeßlich reichen Alleinhandel mit Gewürzen vielfältig erſetzt ward. — Die moluckiſchen Inſeln ſind übrigens von der Natur ſehr kärglich begabt, es fehlt ihnen zum Theil an Waſſer, und ſie müſſen Reiß und andere Lebensbedürfniſſe von der Inſel Celebes holen. Die Nachtheile des Waſſermangels erleichtert zum Theil der häufig wachſende Kokusbaum, deſſen Früchte eine reichlich nährende Feuchtigkeit enthalten. — Die Gruppe der Amboinainſeln beſteht aus elf Eilanden, von welchen Amboina die wichtigſte, aber nicht die größte iſt, und der Hauptſitz der holländiſchen Niederlaſſungen auf den Molucken war. Auf einem Flächenraume von 20 □M. hat ſie 24,000 Einwohner. Die Inſel wird in die größere und kleinere Halbinſel abgetheilt. Auf der erſten Hälfte, Hitou, haben die Holländer fünf Forts; auf der ſüdlichen kleineren, Leitimor genannt, liegt das Fort Victoria, welches der Sitz des Gouverneurs war. Die Beſatzung war 600 Mann ſtark. Auf der Landenge, welche die Halbinſel verbindet, liegt die Feſtung Middelburg. Die Inſel iſt gebirgig mit angenehmen, fruchtbaren Thälern, hat aber ungeſunde Luft. Das vorzüglichſte Erzeugniß iſt der Gewürznelkenbaum, der hier und auf einigen benachbarten Inſeln in 4000 Gärten gezogen wird, von welchen jeder 125 Bäume enthält. — Die oſtindiſche Handelsgeſellſchaft hatte ſehr umſtändliche Vorſchriften über den Anbau und die Wartung der Gewürznelkenbäume gegeben, wovon bei harter Strafe nicht abgewichen werden durfte. In neuern Zeiten hat man auch den Muskatnuß-

baum hier angepflanzt, der gut gedeiht. Auch liefern Amboina und die Nachbarinſeln Caffee, Zucker, Reiß, Kokusnüſſe, Mandeln, Tabak und ſchöne Holzarten. Unter den übrigen zu dieſer Gruppe gehörigen Inſeln ſind Hanimoa, mit dem Fort Duurstade, und Nuſſa=Laut (mit 4000 Einwohnern) ſehr nelkenreich, und Ceram (mit 6000 Einwohnern) liefert ſchönes Ebenholz. — Die Gruppe der Banda=Inſeln, die ſüdlichſten der Molucken, beſteht aus mehr als 40 Eilanden, von welchen aber nur ſechs bewohnt ſind. Sie haben einen ſandigen, zum Theil felſigen und unfruchtbaren Boden. Ihr Haupterzeugniß iſt der Muskatnußbaum. Auch liefern ſie Sandelholz, Mandeln und Kokosnüſſe; aber ſie haben weder Getraidebau noch Viehzucht. Unter den 5763 Einwohnern ſind 1700 Sklaven in 5? Pflanzungen. Der holländiſche Befehlshaber wohnte auf der eigentlich ſogenannten Inſel Banda oder Poula= (Inſel) Neira, die eine gute Rhede hat, und durch die beiden Forts Naſſau und Belgica gedeckt wird. Die nur durch eine ſchmale Straße von jener getrennte Inſel Landoir=Banda iſt die größte der ganzen Gruppe, und erzeugt die meiſten Muskatnüſſe, die hier in 34 Gärten wachſen. Die übrigen Inſeln ſind kleiner, als dieſe beiden. Auf Poula=Ai, wo gar kein Trinkwaſſer iſt, wachſen die beſten Muskatnüſſe. Goenong=Api (im malayiſchen Feuerberg) iſt 1940 Fuß über der Meeresfläche erhaben und hat einen furchtbaren Vulkan, deſſen häufige Ausbrüche die benachbarten Inſeln mit Aſche bedecken und den Aufenthalt auf dieſen Eilanden noch unangenehmer machen. Die unfruchtbare Inſel Roſingin oder Roſagain iſt der Aufenthaltsort von Miſſethätern, welche unter der Aufſicht einiger bewaffneten Wächter Holz hauen und Kalk und Ziegel brennen müſſen. Die Caſtelle auf den Banda=Inſeln waren gut befeſtigt, und um die Annäherung feindlicher Schiffe unter holländiſcher Flagge zu verhüten, lag rings um die Küſte ſtets ein Geſchwader kleiner Schiffe, das jedes fremde Fahrzeug anhielt und unterſuchte. Die Beſatzung war zahlreich, aber ihr Loos, bei dem herrſchenden Mangel an Lebensmitteln, ſehr elend. Die Eingebornen waren, nach der Schilderung der Holländer, ſo grauſame, treuloſe Menſchen, daß die oſtindiſche Geſellſchaft um ihrer eigenen Sicherheit willen ſich genöthigt ſah, ſie auszurotten, und eine Colonie nach Banda zu ſenden. Dieſe Coloniſten aber beſtanden aus den ſchändlichſten Menſchen, die ſonſt nirgends fortkommen konnten, und froh waren, hier zu leben. Die Holländer in Batavia nannten daher Lantoir=Banda gewöhnlich die Zuchthausinſel. Die Gärten, worin die Muskatnußbäume gezogen werden, heißen Perken, und die Eigenthümer derſelben Perkeniers. Dieſe mußten das geerntete Gewürz gegen einen ſehr geringen Preis an die holländiſch=oſtindiſche Geſellſchaft abgeben, welche ihnen dafür ihr Lebensbedürfniß, den Reiß, theuer verkaufte. — Die beſte Sorte von Muskatnüſſen wird nach Europa geſandt, eine ſchlechtere, oder die Mittelſorte, in Indien verkauft, und aus der geringſten das köſtliche Muskatöl gepreßt. Man rechnet, daß von 500,000 Nelkenbäumen auf den Molucken jährlich im Durchſchnitt 600,000 Pfund Nelken gewonnen wurden; davon kamen 350,000 Pfund nach Europa, 150,000 Pfund wurden in Indien verkauft und der Überreſt ward für Mißjahre aufbewahrt. An Muskatnüſſen wurden jährlich gleichfalls 600,000 Pf. und 170,000 Pfund Blüthe geerntet, wovon nach Europa 230,000 Pf. Nüſſe und 100,000 Pf. Blüthe kamen. Das übrige ward für den Nothfall aufbewahrt, oder auch, wenn reichliche

Ernten die Vorräthe zu ſehr häuften, ganz vernichtet. Schon ſeit mehrern Jahren aber wurde, ſowohl wegen der Nachläſſigkeit, womit man das Einſammeln betrieb, als wegen der Verwüſtungen, die ein heftiger Orkan im Jahre 1778 anrichtete, weniger gewonnen, und im Jahre 1796 wurden auf den Banda-Inſeln nur 163,236 Pf. Nüſſe und 47,770 Pf. Muskatblüthe geerntet. R.

Gewürznelken. Die Gewürznelken oder Gewürznäglein, dieſes durch ganz Europa bekannte und gebrauchte Gewürz, ſind die noch ungeöffneten Blüthen oder Blüthenknospen eines Baums, der auf einem 4 bis 6 Fuß hohen Stamm eine ſchöne pyramidaliſche Krone treibt. Die Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind langgeſtielt, eiförmig und den Lorbeerblättern ähnlich. Im Maimonat ſproſſen die röthlichen Blüthen büſchelweiſe an den Enden der Zweige hervor. Ihre Blumenkrone hat vier Blätter, der Kelch iſt viermal getheilt und offen; die vielen Staubgefäße ſind in vier Haufen geſondert; die Frucht iſt eine Beere, unten zweifächerig, und ein- bis zweiſaamig. Zur Zeit der Reife hat ſie die Geſtalt und Größe der Olive, nach Thunberg aber wird ſie ſo groß wie ein Hühnerei, von Farbe ſchwarzroth, und beſteht aus einer dünnen Bedeckung, welche einen der Länge nach zweitheiligen Kern einſchließt. Die Früchte dienen zur Fortpflanzung des Baums, haben einen ſchwachen, den Gewürznelken ähnlichen Geruch und einen gleichen, aber lieblichern Geſchmack, der etwas zuſammenziehend iſt. Man nennt ſie Mutternelken. Die unaufgebrochenen Blüthenknospen werden darum in dieſem Zuſtand abgenommen, weil ſie, wie dies auch mit andern Blüthen der Fall iſt, dann die meiſte Kraft haben. Wenn ſie gepflückt ſind, trocknet man ſie im Rauche, wodurch ſie braunroth werden, und bringt ſie dann an die Sonne. Friſch iſt ihr Geſchmack unleidlich brennend. Sie enthalten $\frac{1}{7}$ bis $\frac{1}{6}$ ihres Gewichts waſſerhelles ätheriſches Öl, welches im Waſſer größtentheils unterſinkt, und einen heftigen Geruch und höchſt brennenden Geſchmack hat. Der Gewürznelkenbaum wird in feuchtem Boden auf Amboina, Oma, Honimoa und Nuſſalanta gezogen, wo er auch urſprünglich einheimiſch iſt. Er ſoll aber auch auf Ternate, Marigeron, Tidor und Neuguinea wild zu finden ſeyn. Als die Holländer in Oſtindien noch ſo mächtig waren, daß ſie alle übrigen Nationen gleichſam verdrängten, rotteten ſie die wildwachſenden Gewürznelkenbäume aus und pflanzten ſie nur auf den oben genannten Inſeln an. (S. Gewürzinſeln.) Sie wollten ſich dadurch den Alleinhandel dieſes Gewürzes verſchaffen, allein die Franzoſen wußten einige Bäume oder Saamen zu erlangen, und legten damit Pflanzungen auf Isle de France, Bourbon und Cayenne an.

Gezwungen iſt alles dasjenige, wobei der Grund der Modification nicht in der Natur der Sache ſelbſt liegt, ſondern eine fremde, der Sache nicht natürliche Kraft wirkſam war. So nennen wir ein gezwungenes Lächeln ein ſolches, das der Lage der Perſon nicht angemeſſen, ſondern durch eine dieſer Lage fremde Rückſicht hervorgebracht worden iſt. In den Künſten muß das Gezwungene allemal eine unangenehme Wirkung hervorbringen, weil die Gegenſtände dadurch unſere Vorſtellungen und Erfahrungen über die natürlichen Folgen und Wirkungen beleidigen, und weil die beſondern Abſichten des Künſtlers zu deutlich daraus hervorleuchten, Abſichten, die er nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht erreichen konnte. Es findet daher eine Disharmonie zwiſchen Urſache und Wirkung Statt.

Ghiberti (Lorenzo), ein berühmter Bildhauer, geboren 1378 zu Florenz. Seine Vorfahren hatten ſich beſonders mit der Goldſchmiedekunſt, in der die Florentiner ſehr berühmt waren, beſchäftigt. Er lernte ſchon früh von ſeinem Stiefvater Bartoluccio, einem geſchickten Goldſchmid, das Zeichnen, Modelliren, und die Kunſt, in Metall zu gießen. Nachher genoß er wahrſcheinlich Zeichenunterricht von Starnina. Er hatte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Peſt wegen Florenz verlaſſen, und mahlte 1401 ein Frescogemählde zu Rimini in dem Palaſt des Fürſten Pandolfo Malateſta, als die Prioren der Handelſchaft zu Florenz alle Künſtler auffoderten, zur Ausführung eines der bronznen Thore, die noch heut die Taufcapelle des heiligen Johannes ſchmücken, zu concurriren. Es kam nicht nur darauf an, Andreas von Piſa, der die vorhandnen drei Pforten 1339 und 1340 vollendet hatte, ſondern auch alle lebenden Künſtler, unter denen ſehr berühmte und geſchickte Meiſter waren, zu übertreffen. Die Opferung Iſaaks in vergoldeter Bronze war als Probearbeit aufgegeben worden. Unter den Bewerbern erklärten die Richter für die vorzüglichſten Brunelleſchi, Donatello und Ghiberti, aber die beiden erſtern traten freiwillig zurück, indem ſie Ghiberti den Vorzug vor ihnen einräumten. Nach einundzwanzigjähriger Arbeit brachte hierauf Ghiberti das eine, und auf den Wunſch der Prioren nach faſt eben ſo langer Arbeit, noch ein zweites Thor zu Stande, von denen Michel-Angelo ſagte, daß ſie den Eingang des Paradieſes zu ſchmücken werth ſeyen. Während dieſer vierzig Jahre vollendete Ghiberti noch andere bronzene Arbeiten, nämlich einen Johannes den Täufer für die Kirche Or San Michele, zwei Basreliefs für die Taufcapelle des Doms von Siena, eine Statue des Matthäus und des heil. Stephanus, ebenfalls für die Kirche Or San Michele, und den Reliquienkaſten des heil. Zenobius, Biſchofs von Florenz, für die Kirche Santa Maria del Fiore. Alle dieſe Werke ſind noch vorhanden, und laſſen Ghiberti's Fortſchritte wahrnehmen. Klebt ſeinen erſten Arbeiten noch eine gewiſſe Trockenheit aus Giotto's Schule an, ſo erſcheinen die ſpätern nach dem Vorbilde der Griechen, von immer markigerm und feſterm Styl, und der Reliquienkaſten des Zenobius, ſo wie die zweite Pforte gehören noch heut zu den ſchönſten Kunſterzeugniſſen des neuern Italiens. Auch in der Glasmahlerei hat Ghiberti treffliche Arbeiten geliefert, namentlich für die oben angeführten Kirchen Or San Michele und Santa Maria del Fiore. Überdies iſt von ihm ein Werk über die Bildhauerkunſt vorhanden, von dem uns Cicognara ein Bruchſtück mitgetheilt hat. Er ſtarb um das J. 1455.

Gianni (Franceſco), Dichter und Improviſatore, geb. im Kirchenſtaate 1760, lernte als Knabe das Schneiderhandwerk, wo er auf ſeiner Arbeitsbank Taſſo, Arioſt und andre Dichter las. Bei einem vortrefflichen Gedächtniß und einer lebhaften Einbildungskraft bildete ihn die Natur zum Improviſatore. Als ſolcher verſuchte er ſich zuerſt in Genua. Hierauf begab er ſich voll Begeiſterung für die Freiheit, welche Italien von Bonaparte, dem Gründer der ciſalpiniſchen Republik, erwartete, 1796 nach Mailand, und wurde Mitglied des geſetzgebenden Raths. In dieſer Lage erwarb er, der ſchon als Dichter bezauberte, ſich ſolchen Beifall, daß man ihn in Kupfer ſtechen ließ. Das Spartaniſche in ſeiner Geſichtsbildung entſprach ganz ſeinem glühenden Republikanismus. Die Ruſſen ſperrten ihn in Cattaro ein. Nach ſeiner Befreiung (1800) ging er nach Pa-

ris, wo ihn Bonaparte mit einer Penſion von 6000 Fr. zum kaiſerlichen Improviſatore ernannte. In den Geſellſchaften, die der Staatsrath Corvetto jedesmal bei der Nachricht von einem Siege des Helden Frankreichs bei ſich verſammelte, improviſirte Gianni mit dem glänzendſten Beifall über das erſte beſte Bulletin, das man ihm vorlegte. Mehrere dieſer Geſänge wurden mit der franzöſiſchen Überſetzung gedruckt. Im J. 1811 begleitete er Madame Brignole nach Genua. Die Huldigungen, durch die er ſeine Beſchützerin feierte, ſind eben ſowohl Beweiſe ſeiner Dankbarkeit als ſeines Talents. Man findet ſie, nebſt einigen improviſirten Liebesgeſängen, in Gianni's Saluti del Mattino e della Sera. (Ins Franz. überſ. Paris 1813.) Nach Bonaparte's Fall behielt Gianni ſeine Penſion. Seit dem Tode der Frau von Brignole, die bei der Erzherzogin Marie Luiſe im Jan. 1815 ſtarb, hat er nur Sonette frommen Inhalts gedichtet. Der auf jeden dichteriſchen Ruf ſo eiferſüchtige Monti ſagt von ihm: Natura ha fatto di tutto per formarne un gran poeta (die Natur that Alles, um aus ihm einen großen Dichter zu bilden); doch ſetzt er boshaft hinzu, Gianni habe ihre Abſicht nicht erfüllt. Außer vielen Gemeinplätzen und Erinnerungen, findet man in den Sammlungen der zarten, erotiſchen, heroiſchen und republikaniſchen Geſänge dieſes Dichters (Mailand 1807, 5 Bdchen) mehrere Züge und Stanzen, die der berühmteſten Dichter Italiens würdig ſind.

Gibbon (Edward), der dritte große Geſchichtſchreiber der Engländer, wurde den 8ten Mai 1737 zu Putney in Surrey geboren. Er erfuhr in ſeiner Kindheit alle Übel, die aus einer kränklichen Conſtitution entſpringen, und nur die zärtliche Sorgfalt ſeiner unverheiratheten Tante, Catharina Porten, erhielt ihn der Welt. Nachdem er zuerſt von einem Hauslehrer unterrichtet worden, beſuchte er im J. 1749 die Weſtminſterſchule, und ging von hier 1752 auf das Magdalenen-Collegium zu Oxford. Hier fielen ihm die Schriften des Jeſuiten Parſon in die Hände, die ihn ſo anzogen, daß er ein ganzes Jahr auf theologiſche Unterſuchungen wandte, und im Sommer 1753 zur catholiſchen Religion übertrat. Tief gekränkt durch dieſes Ereigniß, ſchickte ihn ſein Vater, ein angeſehener Gutsbeſitzer, nach Lauſanne zu einem aufgeklärten reformirten Geiſtlichen, Namens Pevillard, der ihn bewog, 1754 wieder zur proteſtantiſchen Kirche zurückzukehren und zu Lauſanne zu communiciren. Sein Aufenthalt an dieſem Orte dauerte bis zum J. 1758, und war ihm in jeder Rückſicht von dem entſchiedenſten Nutzen. Seine Geſundheit befeſtigte ſich vollkommen, und von dem Augenblick an machte er die ſchnellſten und bewundernswürdigſten Fortſchritte. Beſonders beſchäftigte ihn das Studium der franzöſiſchen und lateiniſchen Claſſiker und der Geſchichte, zu welcher Wiſſenſchaft er früh eine große Neigung gefaßt hatte. Zugleich öffnete ſich ſein Herz der Liebe; die Tochter des Pfarrers Curchod feſſelte ihn durch Schönheit und Geiſtesbildung, und er würde ſie geheirathet haben, wenn er die Einwilligung ſeines Vaters hätte erlangen können. Seine Geliebte wurde ſpäter die Gattin des berühmten Necker. Der junge Gibbon fand in dem väterlichen Hauſe den liebevollſten Empfang. Sein Vater wünſchte, daß er ſich der Ökonomie oder der Rechtsgelehrſamkeit widmen, oder eine Stelle als Legationsſecretär bei dem damals bevorſtehenden Friedenscongreß annehmen möchte; allein ſeine Lieblingsneigung blieb das Studiren. Im Jahr

1759 erſchien in franzöſiſcher, und ſpäter auch in engliſcher Sprache, ſein Essai sur l'étude de la littérature. Als aber bald darauf die Furcht vor einer feindlichen Invaſion die Aushebung einer Nationalarmee veranlaßte, unterbrach Gibbon ſeine Studien und übernahm eine Hauptmannsſtelle bei derſelben. Nach ihrer Entlaſſung legte er ſich mit neuer Munterkeit, mit neuen Erfahrungen mancherlei Art und mit verſtärkter Geſundheit wieder auf die Wiſſenſchaften. Er machte nun eine Reiſe nach Frankreich, und ging über Lauſanne nach Italien. Hier war es, wo am 15ten October 1764, als er in Nachdenken verſunken auf den Trümmern des Capitols ſaß, während die Mönche im ehemaligen Tempel des Jupiters die Veſper ſangen, ein plötzlicher Gedanke an die vorige Herrlichkeit dieſer weltbeherrſchenden Stadt und ihre jetzige Verſunkenheit ſeine Seele durchleuchtete und in ſein Innerſtes drang. Damals fühlte er ſich zu dem Entſchluß begeiſtert, die Geſchichte des Untergangs des römiſchen Reichs zu beſchreiben. Nachdem er noch Neapel geſehen, kam er im Juni 1765 nach England zurück. Er diente noch eine kurze Zeit als Obriſtlieutenant in der Nationalmiliz, gab indeß, der Zerſtreuungen des Soldatenſtandes müde, und zu den ſanfteren Beſchäftigungen mit den Wiſſenſchaften mächtig hingezogen, dieſe Stelle bald wieder auf. Zunächſt ſchrieb er die Geſchichte der Schweiz, vernichtete ſie aber, ungeachtet Hume's Beifall, da ſie ihm bald ſelbſt nicht genügte. Seit dem J. 1768 begann er, durch Sammlung der Materialien ſeine römiſche Geſchichte vorzubereiten. Schon durch ſeine jugendlichen Studien mit einem reichen Vorrath dahin einſchlagender Kenntniſſe ausgerüſtet, vermehrte er ihn noch durch unermüdete Lectüre. Nach dem Tode ſeines Vaters (1770) wählte er London zum Wohnort, und begann nun ſein treffliches Werk, welches nach ſeinem anfänglichen Plan mit dem dritten Bande, der bis zum Untergange des weſtlichen römiſchen Reichs geht, endigen ſollte, nachher aber bis zum Untergang des morgenländiſchen Kaiſerthums von ihm fortgeſetzt wurde. Da ihm aber der Aufenthalt in der Hauptſtadt zu koſtſpielig wurde, verließ er dieſelbe, und begab ſich zu ſeinem Freunde Deyverdun nach Lauſanne. Hier vollendete er im Juni 1787 den ſechsten und letzten Band dieſer Geſchichte, und reiſ'te darauf nach England, um die letzten Bände ſelbſt dem Druck zu übergeben. Sie führt den Titel: History of the decline and fall of the roman empire, 6 Voll. 4. Umfaſſende, tiefe und vielſeitige Gelehrſamkeit, eine eben ſo genaue als geiſtreiche Critik, ein Vortrag, der das Intereſſe nie ſinken läßt, nicht ſelten tiefe, oft große und faſt immer richtige Anſichten, anziehende Reflexionen, die Kunſt, an die Thatſachen große Ideen zu knüpfen, welche den Leſer zum Nachdenken reizen, dieſe Eigenſchaften ſichern Gibbons Werke einen dauernden Werth. Dagegen aber iſt es auch nicht tadellos. Gibbon war von lebhafter Phantaſie aber kaltem Charakter; er bewunderte leicht die materielle Größe, hatte aber weniger Sinn für die moraliſche. Daher preiſ't und bewundert er die Gräuelthaten Tamerlans und der Tataren, während er die heldenmüthige Selbſtaufopferung der chriſtlichen Märtyrer herabwürdigt. Seine Grundſätze in der Moral, Politik, Staatsökonomie u. ſ. w. waren nicht feſt genug, um bei ſeinem Werk ein einziges Ziel ſtets unverwandt im Auge zu behalten, und daher fehlen ihm jene Eingebungen und Wahrheiten höherer Art, die eine allgemeine und unwandelbare Gültigkeit haben. — Nach beendigtem Druck kehrte Gibbon wieder nach ſeinem geliebten

Aufenthalt bei Lauſanne zurück, wo er in ungeſtörter philoſophiſcher Ruhe lebte. Als aber die franzöſiſche Revolution ihren Einfluß auch auf die Schweiz zu erſtrecken anfing, machte er im Jahr 1793 abermals eine Reiſe nach England, und ſtarb den 16ten Januar 1794 zu London. Außer ein Paar kleinen Schriften beſitzen wir von Gibbon noch ſeine Selbſtbiographie in 2 Bänden. Matthiſſon gibt in ſeinen Briefen folgende intereſſante Schilderung von Gibbon: Sein Äußeres hat viel Auffallendes. Er iſt groß und von ſtarkem Gliederbau, dabei etwas unbehülflich in ſeinen Bewegungen. Sein Geſicht iſt eine der ſogenannten phyſiognomiſchen Erſcheinungen, wegen des unrichtigen Verhältniſſes der einzelnen Theile zum Ganzen. Die Augen ſind ſo klein, daß ſie mit der hohen und prächtig gewölbten Stirn den härteſten Contraſt machen. Die etwas ſtumpfe Naſe verſchwindet faſt zwiſchen den ſtark hervorſpringenden Backen, und die weit herabhängende Unterkehle macht das an ſich ſchon ſehr längliche Oval des Geſichts noch frappanter. Ungeachtet dieſer Unregelmäßigkeit hat Gibbons Phyſiognomie einen außerordentlichen Ausdruck von Würde, und kündigt beim erſten Blick den tiefen und ſcharfſinnigen Denker an. Nichts geht über das geiſtvolle Feuer ſeiner Augen. Gibbon hat ganz den Ton und die Manieren eines abgeſchliffenen Weltmanns, iſt kalthöflich, ſpricht das Franzöſiſche mit Eleganz und hat (ein Phänomen bei einem Engländer) faſt die Ausſprache eines pariſer Gelehrten. Er hört ſich mit Wohlgefallen und redet langſam, weil er jede Phraſe ſorgfältig zu prüfen ſcheint, ehe er ſie ausſpricht. Mit immer gleicher Miene unterhielt er ſich von angenehmen und unangenehmen Dingen, von frohen und tragiſchen Begebenheiten, und ſein Geſicht verzog ſich, ſo lange wir beiſammen waren, ungeachtet er veranlaßt wurde, eine drollige Geſchichte zu erzählen, nicht ein einzigesmal zum Lächeln. In ſeinem Hauſe herrſcht die ſtrengſte Pünktlichkeit und Ordnung. Seine Leute müſſen die Geſchäfte beinahe zur beſtimmten Minute verrichten, oder ſie laufen Gefahr, verabſchiedet zu werden. Er gibt ihnen aber auch ſelbſt das Beiſpiel. Sein Tag iſt eingetheilt wie der Tag des angelſächſiſchen Königs Alfred. Mit dem Glockenſchlage geht er an die Arbeit, zu Tiſche und in Geſellſchaft, und bleibt in keiner von ihm abhängigen Lebenslage eine Minute länger als die feſtgeſetzte Tagesordnung es geſtattet. Ein Friſeur wurde verabſchiedet, weil er einige Minuten nach ſieben Uhr kam. Sein Nachfolger ſtellte ſich, um mehrerer Sicherheit willen, einige Minuten vor ſieben Uhr ein, und hatte gleiches Schickſal. Nur der dritte, der mit dem Glockenſchlag in die Hausthür trat, wurde beibehalten. Mit der engliſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Literatur iſt er bekannt, mit der deutſchen nicht.

Gibellinen, ſ. Welfen.

Gibichenſtein, ein Dorf an der Saale, eine kleine halbe Stunde nördlich von Halle, von 72 Feuerſtätten und 400 Einwohnern. Es iſt jetzt der Sitz eines königlichen Beamten, der, ſeitdem die Zölle und Forſteinkünfte von der Pachtung getrennt ſind, nur noch 25,666 Thlr. jährlichen Pacht an die Regierung in Merſeburg entrichtet. In frühern Zeiten, als jene Einkünfte noch zum Amte geſchlagen waren, gab das letztere 72,000 Thlr. Pacht. Die Lage des Orts iſt ſehr angenehm, und die Ruinen der alten Burg erinnern an die dunkeln Zeiten des Mittelalters. Ja, es hat Schriftſteller gegeben, die, weil nach einer alten Sage römiſche Münzen

aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung in der Nähe des alten Schloſſes ausgegraben ſeyn ſollen, die Anlegung der alten Feſte dem Druſus Germanicus zuſchreiben. Allein jene Angabe iſt höchſt unbeſtimmt und unſicher. Der Zug des Druſus Germanicus von der Weſer bis an die Elbe dauerte zu kurze Zeit, und geſchah offenbar in einer viel nördlichern Richtung, als daß die Gegend von Halle den Römern hätte bekannt werden können. Auch als Tiberius ſeinen Zug die Elbe hinauf bis in das Land der Hermunduren vornahm, kann er in dieſe Gegend nicht gekommen ſeyn; denn die Römer entfernten ſich von den Ufern der Elbe nur wenig. Hermunduren aber waren, nach Tacitus, im Beſitz der Salzquellen an der Saale, und führten mit den Catten, ihren weſtlichen Nachbarn, um das Jahr 59 einen blutigen Krieg um den Beſitz jener Quellen. Jahrhunderte vergingen unter beſtändigen Kriegen und Raubzügen der Nationen; die öſtlichen und nördlichen Völker drängten nach dem Weſten und Süden. Die Hermunduren, ſpäter die Thüringer genannt, von den Sachſen und Franken überwältigt, mußten endlich im ſechsten Jahrhundert den letztern ihr Gebiet abtreten. Die Sieger aber begnügten ſich mit den thüringiſchen Landen, die weſtlich von der Saale lagen; die öſtlichen überließen ſie gegen Zins den Sorben, als neuen Ankömmlingen aus Oſten. Von dieſen rühren die meiſten Alterthümer her, die in der Gegend von Gibichenſtein gefunden werden, und von denen der jetzige königliche Beamte, einer der größten und gebildetſten Landwirthe in den preußiſchen Staaten, eine ſehenswerthe Sammlung beſitzt. Die Sorben wurden in dem Laufe der Zeiten ſo mächtig, daß ſie den Eroberungsplanen des großen Carls lange widerſtanden. Nachdem er ſie endlich beſiegt, legte er zu Sirtave (Schartau) an der Elbe und bei Halle Gränzfeſtungen an. Die Sorben hatten die Länder, welche ſie bewohnten, in Gauen (Pagi) abgetheilt. Die Gegend um Halle hieß der Pagus Neleticus, welcher Name ſich noch in Neglitz, einem Dorfe am Petersberg, erhalten hat. Nördlicher war der Pagus Budzicus, wovon Pazez, zwiſchen Calbe und Aken, abſtammt. Die Carolinger ſetzten Gaugrafen über die eroberten Lande; unter dieſen verwalteten die Grafen von Wettin, unbekannten Herkommens, wenigſtens erweislich nicht von Wittekind abſtammend, die Gegenden um Halle. Einer derſelben ſoll die Burg Gibichenſtein angelegt haben. Aber genannt wird der Ort zuerſt unter Heinrich dem Vogler, der, nachdem er den Staat der Sorben zerſtört, eine Menge Burgen gegen die öſtlichen Völker anlegen ließ, und auf denſelben Caſtellane, Hausleute und Thurmwächter beſtellte. Sein Sohn Otto I. ſchenkte der Kirche zu Magdeburg im Jahr 961 den Zehnten zu Gibichenſtein, und 965 den ganzen Neglitzer Gau, mit ausdrücklicher Benennung von Gibichenſtein. Dieſe Burg blieb im Mittelalter wegen ihrer feſten Lage ein Staatsgefängniß, auf welchem unter andern Kaiſer Heinrich IV. zu Ende des elften Jahrhunderts den Landgrafen Ludwig von Thüringen zwei Jahre lang verwahren ließ. Da dieſer nun entkommen war, ſo ward ausgebreitet, er habe durch einen Sprung in die Saale ſich gerettet. Das Fenſter wird in den Ruinen noch gezeigt. Man findet die Geſchichte unglaublich, weil die Saale nicht unmittelbar an dem Schloſſe wegfließt. Allein die Ufer der Flüſſe verändern ſich oft bei Menſchengedenken, und in ſieben bis achthundert Jahren kann alſo leicht das Bette der Saale ſich mehr nordwärts gedrängt haben. Indeſſen iſt die Höhe des Fenſters über

dem Spiegel der Saale (120 Fuß) doch zu bedeutend, als daß man jenen Sprung zugeben könnte. Die Erzbiſchöfe von Magdeburg hielten ſeit dem elften Jahrhundert Hof in Gibichenſtein. Auch hatten ſie dort Burggrafen, unter denen ein Geſchlecht von Gibichenſtein vorkommt. Im funfzehnten Jahrhundert verlegten die Erzbiſchöfe aber ihren Hof auf die neu erbaute Moritzburg in Halle. Ihre Burggrafen nannten ſich nun Burghauptleute. Als Kaiſer Carl V. 1547 auf der Reſidenz in Halle ſich aufhielt, gefiel ihm die Gegend um Gibichenſtein ſo ſehr, daß er auf dem der Burg gegenüber liegenden Tannenberge große Mittagstafel gab. Gänzlich zerſtört ward die alte Burg durch die Schweden unter Banner im dreißigjährigen Kriege 1636.

ut.

Gibraltar. Das felſige, mehr als 1200 Fuß über der Meeresfläche erhabene Vorgebirge Gibraltar, von Mitternacht nach Mittag eine halbe Meile lang, an der breiteſten Stelle nicht eine halbe engliſche Meile breit, überall ſteil, hin und wieder ſenkrecht ſteil, durch Natur und Kunſt eine unüberwindliche Feſtung der Engländer, liegt an der ſüdlichſten Spitze des ſpaniſchen Königreichs Andaluſien, unter dem 36° 7′ N. B. Den Namen hat es aus den corrumpirten arabiſchen Wörtern Gibel al Tarif (Tarifs Gipfel oder Felſen), da Tarif Abenzaca, Feldherr des Califen Walid, zur Zeit des Einbruchs der Araber in Spanien 714, bei dieſem unter den Völkern des Alterthums unter dem Namen Calpe bekannten Felſen zuerſt landete, und die an ſeinem Fuße gelegene Stadt Heraklea eroberte, welche ihren Namen unſtreitig der mythologiſchen Sage von den Säulen des Hercules verdankt, die dieſer Heros der alten Welt auf dieſem und dem gegenüber liegenden afrikaniſchen Vorgebirge Ceuta als Denkmal ſeiner an jener Meerenge beendigten Abenteuer aufgeſtellt haben ſoll. Von dem Berge und der Feſtung Gibraltar iſt die weſtlich neben jenem gelegene Stadt und Bay, ſo wie die Afrika von Europa ſcheidende Meerenge oder Straße benannt worden. 1302 entriß Ferdinand II., König von Caſtilien, Gibraltar den Arabern. 1333 eroberten dieſe es wieder. 1462 belagerte es abermals Heinrich IV. von Caſtilien, und eroberte es nach muthiger Gegenwehr für immer von den Ungläubigen. Das ſogenannte Caſtel an der Nordſeite des Berges und nach mauriſcher Bauart vormals mit dreifacher Mauer umgeben, von welcher aber nur noch die oberſte Mauer ſtehen geblieben iſt, zum Schutz der Stadt gegen das Belagerungsgeſchütz von der Landſeite her, ſteht noch da als redendes Denkmal aus den Zeiten der Araber. Die Stelle der unterſten Mauer erfüllt die große Batterie, zum Schutz des nach Norden gerichteten Landthores. Von der zweiten Mauer ſind nur noch die Fundamente ſichtbar; ihren Platz haben Privatwaarenhäuſer eingenommen. Erſt Carl IV. ließ von dem deutſchen Ingenieur Speckel die altmauriſchen Feſtungswerke der neueuropäiſchen Befeſtigungsart gemäß abändern. Im ſpaniſchen Erbfolgekrieg mußten die Spanier dieſe Feſtung den 4ten Auguſt 1704 dem brittiſchen Admiral Rook und dem Prinzen Georg von Darmſtadt, kaiſerl. Feldmarſchalllieutenant und Vicekönig von Catalonien, übergeben, welche unerwartet, im Mai deſſelben Jahres, vor Gibraltar erſchienen, als ihr Angriff auf Barcelona von dem Vicekönig Don Francesco de Velasco zurückgewieſen worden war. Philipp von Anjou, zum ſpaniſchen König als 5ter dieſes Namens gekrönt, ließ vom 12ten Oct. 1704 an Gibraltar mit 10,000 Mann unter dem Marſchall de Villadarias von der Landſeite angreifen, wo

die Feſtung durch einen ſchmalen ſandigen Erdſtrich mit dem Continent zuſammenhängt, von den Engländern aber ſo mit Batterien beſetzt worden, daß die Spanier dieſen Theil derſelben porta de fuego (Feuerthor) benannten. Während deſſen ſchloß der Admiral Pointis Gibraltar mit 24 Schiffen von der Seeſeite ein. Faſt ſchon auf das Äußerſte gebracht, erhielt es noch zeitigen Succurs durch die engliſch-holländiſche Flotte unter Admiral Leake. Vom 10ten März 1704 an, wo derſelbe Admiral die Feſtung abermals von der Seeſeite entſetzte, das Landbelagerungscorps aber vom Marſchall von Teſſe commandirt ward, begnügte man ſich, Gibraltar bloß zu blokiren, bis 1714 der utrechter Friede und zwei Jahre darauf ein beſonderer Vertrag (1716) den Engländern deſſen Beſitz garantirte. Von nun an unterließ das handelsklugе und reiche England nichts, wodurch Gibraltar, das Bollwerk ſeines mittelländiſchen Handels, beſonders als es Malta noch nicht beſaß, unüberwindlich zu machen ſey. Da aber mit der Furchtbarkeit des Platzes das Intereſſe Spaniens, denſelben wieder zu bekommen, ſich vergrößerte, ſo wurde den 7ten März 1727 eine Belagerung begonnen, welche die Ankunft des Admirals Trager mit elf Kriegsſchiffen vereitelte. Früher, auf dem Congreß zu Cambray, hatte man denſelben Zweck, doch ebenfalls vergeblich, in der Güte zu erreichen geſucht. Spanien bot nunmehr zwei Millionen Pf. Sterling für die Wiedereinräumung des Platzes, allein umſonſt, es mußte ſich vielmehr im Tractat von Sevilla 1729 abermals aller Anſprüche begeben. Doch unterließ es nicht, alle Einfuhr in die Feſtung ſtreng zu verbieten, auch dieſelbe durch die immer mehr verſtärkten Linien von St. Roch und Algezira mit den Forts St. Barbara und St. Felipe gänzlich von dem feſten Lande abzuſchneiden. Um ſo leichter war es aber, Einwohner und Garniſon von der Seeſeite her zu verproviantiren, als in dem Felſen ſelbſt ein ſüßer Brunnen quillt, und in den felſigen Grotten der Regen ſich zu dem reinſten Trinkwaſſer läutert und ſammelt. Kühe, Schafe und Ziegen finden unter dem ſüdlichen Himmel an den Felſenritzen immer grünende Nahrung, und überdies iſt jedes Fleckchen fruchtbares Land mit den mannichfaltigſten, theils wild wachſenden, theils gepflanzten Fruchtbäumen jenes ergiebigen Clima's beſtaudet. Bei dem 1779 zwiſchen England und Spanien ausgebrochenen Kriege erneuerte dieſes zum letztenmal ſeine Angriffe gegen Gibraltar. Die Generallieutenants Abarca und Sotomayor ſchloſſen es zu Lande, Don Barcelo zur See ein. Im Januar 1780 entſetzte es Admiral Rodney. Doch ſchon am 12ten April 1780 war ein neuer Entſatz, durch den Admiral Darby bewirkt, dringend nöthig. Am 18ten Juni 1782, wo der Herzog von Crillon mit einem franzöſiſchen Hülfscorps eintraf, wurden die Anſtrengungen der Belagerer erneut und verdoppelt. Am 13ten September deſſelben Jahres wurden die ſogenannten ſchwimmenden Batterien vernichtet. (S. den Art. Elliot.) Nach der Ankunft des Admirals Howe, welcher den Platz wieder mit allen Bedürfniſſen verſah, waren die Alliirten genöthigt, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln. Der Friede 1783 verſicherte England abermals dieſer Feſtung, deren Belagerung von 1779 bis 1782 den kriegführenden Mächten über 74 Millionen Thaler gekoſtet haben ſoll. Seitdem iſt Gibraltar in allen engliſch-ſpaniſchen, zum Theil auch franzöſiſchen Kriegen höchſtens nur von der Landſeite blokirt worden.

Gicht, ſ. den Art. Arthritiſch.

Giebel oder Fronton iſt einer derjenigen Theile, welche einem

Gebäude zur Verzierung gegeben werden. Der Giebel iſt eine über die Vorlagen eines Gebäudes in ſchräger Richtung hinausgehende Mauer, die an allen drei Seiten Einfaſſungen von Geſimſen bekommen muß. Das Hauptgeſims iſt die Grundlinie deſſelben; die Seiten bekommen die Glieder des Kranzes zur Verzierung. Giebel über Fenſtern und Thüren ſind ein Auswuchs des ſchon geſunkenen Geſchmacks in der Baukunſt. Sie geben, zumal dicht neben einander, dem Gebäude ein krauſes, eckiges, überladenes und unangenehmes Anſehn. Die natürlichſte Form des Giebels iſt die dreieckige; runde Dächer laſſen auch eine runde Form zu, aber ausgeſchweifte und in ihrer Form unterbrochene Giebel ſind durchaus zu verwerfen. Die Giebel der Alten ſind ſehr niedrig; Vitruv gibt zur Höhe des Giebelfeldes den neunten Theil der Breite deſſelben an. Die Höhe des Kranzes dazu gerechnet, beträgt die Höhe des ganzen Giebels etwa den fünften Theil ſeiner Breite. Es finden ſich aber Beiſpiele, daß ſie beträchtlich niedriger waren. Die Griechen und Römer verzierten nur Tempel mit Giebeln. Das erſte Wohngebäude mit einem Giebel erbaute Julius Cäſar. War das Giebelfeld groß, ſo füllten es die Alten mit einem Basrelief aus; Inſchriften, oder wohl gar Fenſter, wie die Neuern in den Giebeln anbringen, finden ſich bei den Alten durchaus nie.

Gift, jede Subſtanz, die ſchon in ſehr geringer Menge Zufälle in dem Körper der Thiere ſowohl als der Menſchen hervorbringen kann, welche der Geſundheit und dem Leben derſelben Gefahr bringen. Uneigentlich nennt man daher auch überhaupt Alles, was ſehr ſchädlich auf organiſche Körper wirkt, ein Gift für dieſelben. Die Einwirkung der Gifte auf den Körper geſchieht theils durch Aufnahme in das Innere deſſelben durch den Mund in die Verdauungswege, in den Magen und Darmcanal, oder vermittelſt des Athemholens in die Lungen, wohin z. B. die giftigen Luftarten und Dämpfe gelangen, theils durch die Einſaugung der Haut. Manche Gifte wirken mehr chemiſch, die organiſche Faſer zerſtörend, ätzend, die Form und den Zuſammenhang der Theile verletzend, heftig reizend, ſchnell Entzündung und den Brand erregend. Hierher gehören die meiſten Gifte aus dem Mineralreiche: 1. mehrere Metallkalke und deren Verbindungen mit Säuren, z. B. der Arſenik, eines der fürchterlichſten und zerſtörendſten Gifte, welches ſchon in der Quantität von wenigen Granen tödtliche Zufälle hervorbringt. Auch von dem Kupfer ſind mehrere Zubereitungen giftig, z. B. der Grünſpan, mehrere Farben davon, auch die in kupfernen Gefäßen gekochten ſauern oder ſehr geſalzenen Flüſſigkeiten, Speiſen oder Getränke. Mehrere Präparate von Queckſilber, als der ätzende Sublimat, der weiße und rothe Präcipitat u. a. m., auch einige vom Spießglanz gebräuchliche Zubereitungen ſind hieher zu rechnen. 2. Starke Mineralſäuern, wenn ſie unverdünnt in den Körper kommen, z. B. die concentrirte Schwefelſäure, oder das ſogenannte Vitriolöl, die Salpeterſäure, oder das ſogenannte Scheidewaſſer, die Salzſäure. 3. Einige Pflanzen, welche einen ſehr ſcharfen und ätzenden Stoff bei ſich haben, z. B. von den bei uns einheimiſchen die Wolfsmilch (Euphorbium Esula), der Kellerhals (Daphne Mezereum) u. a. m. 4. Aus dem Thierreiche die Canthariden oder ſogenannten ſpaniſchen Fliegen. (S. Fliege.) Die Wirkung aller dieſer Gifte äußert ſich ſchnell; wenn ſie in den Magen gekommen ſind, entſteht heftige Übelkeit, unaufhörliches Würgen und Brechen mit den

quälendſten Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, als wenn viele Meſſer darin herumſchnitten; bald kommt Entzündung, und, wenn nicht ſchnelle Hülfe geleiſtet wird, der Brand hinzu. Andere Gifte wirken mehr durch ſchnell vorübergehende Reizung der Empfindungs- und Bewegungskraft des Organismus, und bald darauf folgende gänzliche Vernichtung derſelben. Dies ſind die ſogenannten betäubenden Gifte, worunter die meiſten aus dem Pflanzenreiche ſind. Sie äußern ihre Wirkung durch Übelkeit, heftige Kopfſchmerzen, Schwindel, Dunkelheit oder Flimmern vor den Augen, gewaltſame und unwillkürliche Bewegungen der Glieder und des ganzen Körpers, Verzerren der Geſichtsmuskeln, Angſt, Verluſt des Bewußtſeyns u. ſ. w., endlich kommt Schlagfluß noch dazu. Hieher gehört das Opium, der Schierling (Conium maculatum), das Bilſenkraut (Hyoscyamus), die Belladonna (Atropa Belladonna). Auch in den bittern Mandelkernen ſteckt ein ähnliches, ſchnell das Leben vernichtendes Gift, das ſeine Wirkung äußert, wenn ſie in Menge genoſſen werden, oder wenn das concentrirte deſtillirte Öl in den Magen kommt. Gift ſteckt auch in den Blättern des Kirſchlorbeers, und unter den Producten des Thierreichs wird es in der berliner Blauſäure gefunden. Unter den Pflanzen gibt es mehrere, welche beide Wirkungen vereinigen, und mittelſt eines eigenen ſcharfen Stoffes reizend und, vermöge des ihnen zukommenden narcotiſchen Stoffes, betäubend wirken. Hieher gehören z. B. der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea), das Eiſenhütchen (Aconitum Napellus) u. a. m. Andere Gifte wirken dadurch, daß ſie die zum Leben nöthigen Verrichtungen mancher Organe plötzlich oder allmählig unterdrücken. Hieher gehören alle die ſchädlichen Luft- und Gasarten, welche nicht zum Athemholen taugen, erſtickende Dämpfe, z. B. das Kohlenſtoffgas (die fixe Luft) in Kellern, worin gährendes Bier liegt, Schwefeldämpfe, Kohlendämpfe, durch das Athmen und die Ausdünſtung vieler Menſchen in einem verſchloſſenen Raume verdorbene Luft, große Menge ſtarker Blumengerüche in verſchloſſenen Zimmern u. a. m. Verſchiedene Präparate vom Blei, als Bleizucker, Bleiweiß, Mennig, Wein mit Bleiglätte oder Bleizucker verſüßt u. dgl. m. ſind in dieſe Claſſe zu rechnen, indem ſie allmählig die Lebensthätigkeit der einſaugenden Gefäße in dem Darmcanal unterdrücken, ſie zuſammenziehen und verengern, Kolikſchmerzen erregen, und endlich die Einſaugung des Nahrungsſtoffes verhindern, wodurch Auszehrung entſteht. Endlich gibt es noch Gifte, welche durch ihre Einwirkung auf den Körper ſolche Unordnungen und Tumulte in demſelben verurſachen, daß daraus lebensgefährliche Krankheiten entſtehen. Hieher können diejenigen thieriſchen Gifte gerechnet werden, welche als contagiöſe Krankheitsgifte jedesmal die beſtimmte Krankheit hervorbringen, deren Product ſie ſelbſt ſind; z. B. das Wuthgift, das veneriſche Gift u. a. m. — Gegengift heißt jede auf den organiſchen Körper angebrachte Wirkung oder Subſtanz, welche die ſchädliche Wirkung eines Giftes vernichten ſoll, insbeſondere aber jedes einem beſtimmten Gift entgegenwirkende Heilmittel. Die Gegengifte ſind eben ſo verſchieden, als es im Allgemeinen die Gifte ſind. Sie ſollen theils den Körper gegen die Einwirkung des Giftes ſchützen, theils das letztere ſo umändern, daß es ſeine ſchädliche Wirkung verliert, theils die ſchon geäußerten nachtheiligen Wirkungen wieder aufheben. So wendet man überhaupt gegen die ätzenden und ſcharfen Gifte ſchleimige und fette Mittel an, z. B. Öl, fette Milch und

dergl., um die Wände des Magens und der Gedärme gegen die zerſtörende Wirkung des Giftes zu ſchützen. Gegen die metalliſchen Gifte dienen noch außerdem Seifen und Schwefelleberauflöſung, um durch die Verbindung mit dem Laugenſalze und dem Schwefel die ätzende Schärfe jener Metallgifte zu vermindern. Gegen die concentrirten Mineralſäuern dienen beſonders auch Öl, Laugenſalze und Seife. Gegen Cantthariden dienen ſchleimige, ölige Mittel mit Kampfer. Gegen die betäubenden Gifte wirken vorzüglich die ſchwächern vegetabiliſchen Säuern, Eſſig, ſaure Weine; die Wirkung des Gifts der Blauſäure, der bittern Mandeln, der Blätter des Kirſchlorbeers vernichtet das Laugenſalz, auch eine Eiſenauflöſung. Gegen Opium wirkt beſonders der Caffee, auch der Wein und der Kampfer u. ſ. w. Unter den contagiöſen Giften haben wir gegen die wenigſten ein beſtimmtes Gegengift. Wir müſſen uns begnügen, bloß gegen die von denſelben erregten Krankheiten zu handeln, wenn wir den Körper nicht gegen die Einwirkung derſelben ſchützen können. Gegen die Wirkung giftiger Biſſe oder Stiche z. B. reiben wir fette Öle ein, gegen die vom veneriſchen Gift erregte Krankheit wirkt das Queckſilber ſpecifiſch. Ehemals glaubte man durch Schwitzen alle ſchädlichen Stoffe aus dem Körper heraustreiben zu können, daher man ſich eine Zuſammenſetzung von vielerlei Schwitzmitteln als das beſte und allgemeinſte Gegengift dachte. Hiervon rühren die Alexipharmaca der Alten, der ſonſt ſo berühmte Mithridat, Theriak u. a. dergl. her, welche aber nichts weiter bewirkten, als was ſie vermöge ihrer ſonderbaren Miſchung konnten, nämlich erhöhte Thätigkeit der Syſteme der Nerven und Adern, und daher erfolgenden Schweiß, wodurch ſie bei den contagiöſen Krankheiten meiſtens mehr Schaden als Nutzen ſtifteten. H.

Giganten, drachenfüßige Rieſen, welche Gäa, im Zorn über die Einkerkerung der Titanen in den Tartarus, aus dem Blute des entmannten Uranus gebar und zum Kampfe gegen den Jupiter aufregte. Auf den phlegräiſchen Feldern ſtürzten ſie aus der Erde hervor und begannen den Kampf gegen die himmliſchen Götter. Sie thürmten die Gebirge Oſſa, Pelion, Öta, Rhodope und andere auf einander, und beſtürmten von dieſer Höhe mit Felſenſtücken und Feuerbränden den Olymp. Wenn erſtere ins Meer fielen, bildeten ſie Inſeln; fielen ſie aufs Land, Berge. Aber die Götter widerſtanden dem Angriff der Frevelnden und errangen den Sieg. Hercules — denn ohne den Beiſtand eines Sterblichen konnten die Götter nicht ſiegen — tödtete und verwundete mehrere, unter dieſen den Alcyoneus. Mercur erlegte den Hippolytus, Vulcan und Hekate den Clitias, Minerva den Pallas, Jupiter ſelbſt erſchlug mehrere mit ſeinen Blitzen, Neptun ſtürzte einen Theil der Inſel Cos auf den Polybatus, Minerva die Inſel Sicilien auf den Enceladus. — Nach Einigen wurden auf alle Giganten Inſeln oder Berge geſtürzt, aus denen ſie Feuer ſpien, nach Andern wurden ſie in den Tartarus verſchloſſen und daſelbſt mit dem Uranus bewacht. — Nach ſpätern Erzählungen ſoll das Geſchrei des Eſels Silens, nach Andern das Blaſen des Triton auf ſeiner Seemuſchel ſie in die Flucht gejagt haben.

Gil (Pater), Franziscaner, geweſener Hiſtoriograph von Spanien, eins der bedeutendſten Mitglieder der Junta von Sevilla, geb. zu Avacena in der Sierra Morena, im Königreiche Sevilla, trat jung in den Franziscanerorden, zeichnete ſich durch Kenntniſſe und

Predigertalente aus, ging als Provinzial ſeines Ordens nach Rom, um die Ernennung eines Generals der Minoriten zu beſorgen, mußte nach ſeiner Rückkehr, da ihm ſein ſtolzer und heftiger Charakter Feinde gemacht, das Provinzialat niederlegen, und lebte hierauf am Hofe, wo er als Prediger und Gelehrter in großem Anſehn ſtand. Zum Hiſtoriographen des Königreichs ernannt, beſchäftigte er ſich in dem Hauſe ſeines Gönners, des Marquis von Villa Franca, mit der Berichtigung und Fortſetzung des Geſchichtswerks von Mariana, ward aber auf den bloßen Verdacht der Theilnahme an einer Schmähſchrift, die den Fürſten de la Paz und die Königin angriff, verhaftet und in das Zuchthaus nach Sevilla gebracht. Nach zwei Jahren ſetzte ihn der Fürſt de la Paz als unſchuldig wieder in Freiheit. Indeß wies er ihm ſein Kloſter in Sevilla, unter Aufſicht der Obern, zur Wohnung an. Der Pater Gil verließ es erſt im Jahr 1808 nach dem Einfalle der Franzoſen. Über 60 Jahr alt, trat er jetzt an die Spitze der Inſurrection. Als Mitglied und Generalſecretär der ſouveränen Junta zu Sevilla bewies er unter allen Umſtänden Geſchicklichkeit und Muth. Seinem Charakter und dem unermüdeten Eifer, durch welchen er ſeinen Mitbürgern und dem General Caſtannos Vertrauen einzuflößen wußte, dankt man großentheils die Erfolge bei Baylen (ſ. d.). Auch bewirkte er die Annahme und kräftige Ausführung des von Dumouriez für Spanien entworfenen und ihm mitgetheilten Plans des kleinen Kriegs der Partidas de Guerillas, wodurch man die überlegene Taktik der Franzoſen unſchädlich machen wollte. Eben ſo klug wußte er für Spanien politiſche Verbindungen mit andern europäiſchen Staaten anzuknüpfen. Seine Sendung an den Hof zu Palermo brachte der ſpaniſchen Sache weſentlichen Vortheil. Als er nach Cadix, wo ſich der Sitz der Regierung befand, zurückgekehrt war, ward er von allen öffentlichen Geſchäften entfernt, weil er, wie man glaubt, nach der Präſidentſchaft ſtrebte. Seitdem hat dieſer allgemein geachtete Mann in der Einſamkeit den Wiſſenſchaften gelebt.

Gilbert (Nicolas-Joſeph-Laurens), ein junger feuriger franzöſiſcher Dichter, geboren zu Fontenoy-le-Chateau bei Nancy, im J. 1751. Ein Sturz vom Pferde machte ihn wahnſinnig. In einem Anfall der Krankheit verſchluckte er einen Schlüſſel und ſtarb daran den 12ten November 1780 im Hotel-Dieu, 29 Jahre alt. Man hat von ihm Oden und Satiren und ein Werk, das bei den Preiſen der franzöſiſchen Akademie concurrirte, unter dem Titel: Le génie aux prises avec la fortune, ou le poët malheureux. Seine Oden über das jüngſte Gericht und die Schlacht von Oueſſant verrathen Energie und enthalten ſehr ſchöne Verſe. Seine Satire unter dem Titel: Le dix-huitième siècle und eine andere mit der Aufſchrift: Mon apologie, ſind mit den höchſten Schönheiten geziert. Auch hat Gilbert den erſten Geſang von dem Tod Abels überſetzt. Im J. 1802 ſind ſeine Werke zu Paris in zwei Bändchen herausgekommen. Eine frühere Ausgabe in einem Bande erſchien 1786.

Gilde, gleichbedeutend mit **Gülde**, **Gilte**, **Zunft**, **Einung**, **Innung**, **Gaffelamt**, **Gaffel**, **Amt**, **Zeche**, **Brüderſchaft**, **Amtsgilde**, bedeutet öffentlich beſtätigte Geſellſchaften von Handwerksgenoſſen, welche mit einer Ordnung und Lade verſehen, und mit Ausſchließung anderer ein gewiſſes Handwerk zu treiben berechtigt ſind. Allein zu dem Begriffe von einer Gilde oder

Zunft gehört es durchaus nicht, daß nur gerade Handwerksgenoſſen einerlei Art in Verbindung mit einander ſtehen, ſondern auch Handwerker von ganz verſchiedener Art können zuſammen eine Gilde ausmachen, wie dies auch wirklich der Fall iſt, z. B. mit den Feuerarbeitern, Lederarbeitern ꝛc. Hingegen aber folgt aus dem Begriffe Gilde oder Zunft ſchon von ſelbſt, daß derſelben überhaupt alle diejenigen Rechte zuſtehen müſſen, welche eine jede erlaubte Geſellſchaft im Staate ordentlicher Weiſe genießt. Auf dieſem Grundſatze beruht das Recht der Gilden oder Zünfte: 1. gewiſſe Gilde- oder Zunftartikel, oder Handwerksordnungen zum Beſten der Gilde verabreden zu dürfen und darüber Gildebriefe zu beſitzen, d. i. eine ſchriftliche Beſtätigung oder ein Privilegium der Landesobrigkeit, ſo einem Handwerk ertheilt iſt, worin zugleich deſſen Rechte, Freiheiten und Schranken enthalten ſind, nebſt dem, was deſſen Meiſter eigentlich verfertigen und treiben können. 2. Einzelnen Mitgliedern und Perſonen zur Erhaltung einer guten Ordnung die Aufſicht über beſtimmte Gilden- oder Innungsgeſchäfte zu übertragen und bei Prozeſſen, welche die Gilde betreffen, einen Syndicus zu beſtellen. 3. Zuſammenkünfte (oder Morgenſprachen, weil ſie ehedem des Morgens mit Aufgang der Sonne Statt fanden,) zu halten, wenn es das Beſte der Gilde erfodert. Endlich 4. ein gewiſſes gemeinſchaftliches Vermögen zu beſitzen und zur Beſtreitung der Koſten, welche die Erhaltung und das Beſte der Innung erfodern, gewiſſe Abgaben zu beſtimmen, welche die Gilde oder Zunftgenoſſen entrichten müſſen, und die nebſt andern Gildeſachen in einer gemeinſchaftlichen Lade, Gildelade, pflegen aufbewahrt zu werden. An einigen Orten macht man jedoch einen Unterſchied zwiſchen Gilde und Zunft, z. B. in der Mark Brandenburg ſcheint der Ausdruck Gilde anſtändiger zu ſeyn als Zunft, Innung, Gewerk, und eine geehrtere Innung oder Geſellſchaft zu bedeuten. Daher nennen ſich auch die Kaufleute Kaufmannsgilde, Kramerinnung ꝛc., um ſich von andern geringern Zünften und Handwerkern dadurch zu unterſcheiden. Indeſſen hält man die Benennung Gilde an andern Orten für gering, ertheilt ſie den gemeinen Handwerken, und belegt die übrigen mit dem Namen Amt oder Ämter. Über den Vortheil oder Nachtheil, den die Gilden der gemeinen Wohlfahrt bringen ſollen, iſt viel geſtritten worden, und man hat ſie in neuern Zeiten, wo die Patente für Gewerbe eingeführt wurden, vollends ganz vertilgen wollen. Zu läugnen iſt es nicht, daß die Gilden mit ihrem Gildenzwange großen Unfug gemacht, und viele Mißbräuche gehabt und zum Theil noch haben, die man mit Strenge abſchaffen, dagegen aber das Gute beibehalten muß, das die Gilden in Anſehung der Vollkommenheit und Güte der Arbeiten, der Ordnung und des beſſern Fortkommens der Arbeiter ſelbſt ꝛc. für ſich haben. Die Entſtehung der Gilden fällt ins 12te Jahrhundert, und den erſten diplomatiſch gewiſſen Gildebrief haben die Gewandſchneider und Krämer zu Hamburg 1152 vom Herzoge Heinrich dem Löwen erhalten. X.

Gillies (Dr. John), wurde 1750 zu Brechin in der Grafſchaft Angus in Schottland geboren. Er ſtudirte zu Glasgow, und legte ſich hier mit glücklichem Erfolg auf griechiſche Literatur und das Studium der Moral; außerdem ließ er ſich die Cultur ſeiner Mutterſprache ſehr angelegen ſeyn. Nach Beendigung ſeiner Studien auf der Univerſität wurde er Führer des jetzigen Generals Hope, eines der jüngern Söhne des Grafen Hopetoun. Mit die-

ſem brachte er einige Jahre in Deutſchland zu, und beſuchte in deſſen Geſellſchaft auch die berühmteſten Städte Frankreichs und Italiens. Seine gelehrten Arbeiten ſind, außer einem trefflichen ſchon in ſeiner Jugend geſchriebenen Aufſatz, betitelt: Defense of the study of classical Literature, beſonders folgende: 1. History of ancient Greece, its colonies and conquests u. ſ. w., das ſelbſt Goldſmiths griechiſche Geſchichte weit übertrifft, wiewohl der deutſche Überſetzer zu manchen Berichtigungen Gelegenheit gefunden hat. 2. View of the reign of Frederik II. of Prussia, with a parallel between that prince and Philipp II. of Macedon, eine Schrift, welche durch den Tod Friedrichs, deſſen Hof der Verfaſſer beſucht hatte, veranlaßt wurde, und wegen der ſcharfſinnigen, glücklich durchgeführten Parallele jener beiden merkwürdigen Männer alle Aufmerkſamkeit verdient. 3. Überſetzungen des Lyſias, Iſokrates und der Politik und Ethik des Ariſtoteles, nebſt einer Analyſe der Werke deſſelben. Nach den letzten Nachrichten lebte Gillies vorzüglich in London. Seine Einkünfte beſtehen theils in einer Penſion, welche ihm der Graf Hopetoun gibt, theils in dem Honorar, welches ſeine literariſchen Arbeiten abwerfen, und endlich in 200 Pf., welche er als Hiſtoriograph von Schottland erhält, zu welcher Würde er nach dem Tode Robertſons erhoben wurde. Er ſpricht franzöſiſch und deutſch mit Fertigkeit, und ſchätzt die deutſche Literatur.

Gil=Polo (Gaſpar), ein berühmter ſpaniſcher Dichter, geboren zu Valencia, wo er die ſchönen Wiſſenſchaften und die Rechte ſtudirte, blühte gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts. Er verdankt ſeinen Ruhm ſeiner trefflichen Diana enamorada, einem Schäferroman, der eine Fortſetzung der Diana von Montemayor iſt. Cervantes, als er die Bibliothek des Don Quixote muſtert, ſondert die Diana des Gil=Polo von den zum Scheiterhaufen verurtheilten Büchern ab, und ertheilt ihr die ehrenvollſten Lobſprüche. Sie iſt faſt in alle Sprachen Europa's überſetzt.

Gimle, nach der ſkandinaviſchen Mythologie, ein gegen Mittag am Ende des Himmels gelegener Wohnplatz, die herrlichſte unter allen himmliſchen Regionen, noch glänzender als die Sonne. Sie wird fortdauern, wenn Himmel und Erde vergehen, und die Guten und Gerechten werden darin wohnen durch alle Zeiten.

Ginguené (Pierre Louis), ein ausgezeichneter franz. Literator in der neuern Zeit, war zu Rennes in der Bretagne 1748 geboren, und ſtammte aus einer alten, aber verarmten Familie. Frühzeitig eignete er ſich ältere und lebende Sprachen mit großer Leichtigkeit an, auch zeigte er lebhaften Sinn für Mahlerei, vorzüglich aber entſchied er ſich, faſt noch Kind, für Dichtkunſt und Muſik. Zu Paris, wohin er ſich im zweiten Drittel des vergangenen Jahrhunderts begab, mußte er zwar, durch ſeine Vermögensumſtände gedrungen, ſeine Zeit zwiſchen Arbeiten in einem der Bureau's des Contrôle général und ſeinen Studien theilen, allein er wußte beiden Anfoderungen genügend zu entſprechen. Pünktlichkeit und Gewandtheit in der Geſchäftsführung und eine eben ſo geläufige als zierliche Handſchrift empfahlen ihn denen, welche von Amts wegen nur dieſen Theil ſeiner Verdienſte zu beachten hatten, eben ſo ſehr, als ein von ihm im Almanac des Muses anonym eingerücktes Gedicht: Confession de Zulmé, Aufſehen erregte. Deſſen ungeachtet warf er ſich gegen alle Erwartung in ganz heterogene Studien. Die Tiefen der franzöſiſchen Sprache waren es, die er in ihren allgemeinen und beſondern

Grammatikern und ältern Dichtern, vorzüglich im Rabelais und Malherbe, ergründete. Beide Schriftſteller — vorzüglich der letztere, den er ſowohl in metriſcher Hinſicht als auch als Sänger großer Männer und Thaten noch über Jean Baptiſte Rouſſeau erhob — wurden ſeine Lieblinge, und es war ihm ein vorzüglich angenehmes Geſchäft, die verblichenen oder doch vergeſſenen Schönheiten beider Dichter in allem Reiz ihrer Jugend dem Publicum wieder vorzuführen. Bald darauf begannen die Kämpfe zwiſchen Glucks und Piccini's Anhängern, denen Ginguené bei ſeiner Liebe für Muſik nicht unthätig zuzuſchauen vermochte. Er entſchied ſich bald für Piccini und die ganze italieniſche Muſik, und trat mit deſto größerer Feſtigkeit in den Kampf, da er Piccini's perſönlicher Freund geworden war. Auf ihm allein beruhten die ganzen Hoffnungen ſeiner Partei, während an der Spitze der andern zwei nicht nur durch muſikaliſche Bildung, ſondern auch als Denker und Schriftſteller ausgezeichnete Männer, Arnaud und Suard, ſtanden. Muthig begegnete er in einer kleinen Schrift (Mélophile à l'homme de lettres, chargé de la rédaction des articles de l'Opéra dans le Mercure de France, Par. 1783, 8.) dem Angriffe der Gegner, und noch lange nachher ſchrieb er eine feine, nicht unbedeutende Schrift über Piccini (Notice sur la vie et les ouvrages de Nic. Piccini, Par. 1800, 8.), in welcher er bei aller Vorliebe für dieſen Componiſten doch auch Gluck als ein Mann von Geſchmack und Einſicht beurtheilte, wenn er ihm auch nicht immer volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Indeſſen wollte das Publicum nicht Partei nehmen, ſondern theilte ſeinen Beifall zwiſchen Gluck und der italieniſchen Muſik gleichmäßig, und ſo legte ſich der Streit von ſelbſt. Ein Gedicht auf den Tod des Prinzen Leopold von Braunſchweig (Léopold, poeme, Par. 1787, 8.) und eine Denkſchrift auf Ludwig XII. (Eloge de Louis XII, père du peuple, Par. 1788, 8.), beide durch Preisaufgaben der franzöſiſchen Akademie veranlaßt, entſprachen den Beſtrebungen ihres Verfaſſers nicht, und fanden bloß ehrenvolle Erwähnung. Größere Aufmerkſamkeit erregte ſeine Beurtheilung der Confeſſionen Rouſſeau's (Lettres sur les conf. de J. J. Rousseau, Par. 1791, 8. engl. überſ. Lond. 1792, 12.), in welcher er durch die ſtrenge Unparteilichkeit, mit welcher er deſſen Leben durchmuſterte, mehr zu ſeiner Vertheidigung beitrug, als es der entſchiedenſte Lobredner würde gethan haben. Eben jetzt führte ihn die Revolution, an welcher er als warmer Freund der Freiheit thätigen Antheil nahm, in größere Kreiſe des literariſchen und amtlichen Wirkens. Ohne ſeinen frühern Studien untreu zu werden, deren ununterbrochene Pflege ſeine literariſchen Beiträge zum Moniteur und Mercure de France (in d. J. 1790 — 1792), die Bearbeitung des zur Encyclopédie méthodique gehörigen Dictionnaire de Musique (in Geſellſchaft mit Framery P. I. II. Par. 1791 u. 1815, 4.) und ſein Antheil an der Nouvelle Grammaire raisonnée (Par. an 3. 1795, 8.) beurkundeten, geſellte er ſich durch ſeine Theilnahme an der Feuille villageoise (1791 und 1792 in Geſellſchaft mit Grouvelle, 1793 — 95 allein), und durch die Herausgabe der von ihm geſtifteten Décade philosophique, littéraire et politique (1794 bis Sept. 1807, 54 Bände, ſeit 1805 unter dem Titel Revue) zu den verſtändigern und ruhigern Sprechern über die Ereigniſſe des Tags. Die Decade, welche früher eben ſo wenig für Robespierre als ſpäter für Bonaparte in die Poſaune ſtieß, war das einzige franzöſiſche Journal,

welches ſich durch die ganze Revolution hindurch erhielt, ohne je ihren Charakter und Werth zu verläugnen. Nicht minder thätig zeigte er ſich in ſeinen amtlichen Verhältniſſen als Directeur général de l'instruction publique, und (nach Niederlegung dieſer Stelle im Februar 1798) als Geſandter der Republik am Hofe zu Turin. Bei ſeiner Rückkehr von dieſem Poſten wurde er zum Mitglied des Tribunats ernannt. Da er es aber für ſeine Pflicht hielt, ſich einigen Maßregeln der Regierung zu widerſetzen, ſo war er einer von den Tribunen, die der Senat im J. 1802 ausſchloß. Ganz ſeinen Privatſtudien wiedergegeben, unternahm er jetzt das verdienſtvolle Werk, welchem er den größten Theil ſeines Ruhms verdankt (Histoire littéraire d'Italie, auf 9 Bände angelegt, wovon Th. 1—6 zu Paris 1811—1813, 8. erſchienen und Th. 7, bereits zum Druck fertig, und Th. 8, wozu Materialien vorhanden ſind, von Boiſſonade herausgegeben werden ſollen). Wenn Tiraboſchi bei ſeinen Forſchungen mehr das Einzelne, als das Allgemeine im Auge hatte, ſo ſuchte Ginguené im Gegentheil darzuſtellen, welchen Gang die Literatur überhaupt von dem Zeitalter Conſtantins an bis auf das 18te Jahrhundert herab in Italien genommen habe. Er erzählt aus den Quellen, und urtheilt meiſt mit Unbefangenheit. Weder die Gedanken noch der Styl haben etwas Blendendes, aber man folgt dem Verfaſſer mit Vergnügen, und wird angezogen durch den anſpruchloſen geſunden Verſtand, der in dem ganzen Werke herrſcht, durch die treffende Charakteriſtik des Einzelnen und durch eine edle Sprache, welche ungeachtet einer gewiſſen Monotonie der Wendungen ſich den Gegenſtänden gehörig anpaßt. Der Umfang dieſes Werkes, wie groß er auch war, vermochte ihn indeſſen nicht an anderweitigen Beſchäftigungen zu verhindern. Außer ſeinen Arbeiten als Mitglied des Inſtituts, deſſen Sitzungen er unausgeſetzt beſuchte, ſchrieb er ſeine meiſt italieniſchen Vorbildern nachgebildeten Fabeln (Par. 1810 und 1814, 18.), überſetzte Catulls Hochzeit der Thetis und des Peleus in franz. Verſe (Par. 1812, 16.), und nahm an der Biographie universelle und am 13. u. 14. Theil der Histoire littéraire de la France thätigen Antheil. Eine glückliche Unabhängigkeit, angenehme häusliche Verhältniſſe und die volle Achtung der Beſten ſeiner Nation erheiterten den Abend ſeines Lebens. Er ſtarb zu Paris am 16ten November 1816. Er war auch Mitglied der celtiſchen und turiner Akademien, und der Athenäen zu Niort und Vaucluſe, und hat außer den bereits erwähnten Schriften und einigen kleinern Brochuren noch Chamforts (Par. an 3. 1795, IV. 8.) und Lebruns (Par. 1811, IV. 8.) Werke herausgegeben, und den Text zur 14.—25. Lieferung der Tableaux de la Revolution franç. verfertigt. Der Catalog ſeiner hinterlaſſenen Bibliothek hat wegen der überreichen Sammlungen für die italieniſche Literatur einen bleibenden Werth. Dieſe Bibliothek, welche zu Anfang 1818 öffentlich verſteigert werden ſollte, iſt an einen uns noch unbekannten Bücherliebhaber im Ganzen verkauft worden. As.

Giordano (Luca), ein berühmter Mahler, geboren zu Neapel im J. 1632, war ein Schüler Eſpagnolets, und vereinigte ſich mit Peter von Cortona, dem er bei ſeinen großen Arbeiten half. Paul Veroneſe war das Vorbild, dem er ſich vorzugsweiſe anſchloß. Deſſen ungeachtet ahmte er die berühmteſten Mahler mit einer ſolchen Vollkommenheit nach, daß ſelbſt Kenner dadurch getäuſcht wurden. Man hatte ihm den Namen Luca fa presto (Lucas, eile dich)

gegeben, entweder weil ſein Vater ihn mit dieſen Worten anzutreiben pflegte, oder wegen der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher er mahlte. Sein Geiſt war an Erfindung reich, ſein Colorit ſanft und harmoniſch und ſein Pinſel frei und feſt; mit der Perſpective war er gründlich vertraut. Carl II. von Spanien berief ihn zu ſich, um das Escurial zu zieren. Giordano war von einem heitern Temperament und beluſtigte den Hof mit ſeinen Einfällen. Die Königin ſprach einmal mit ihm von ſeiner Frau, und äußerte den Wunſch, ſie zu kennen. Der Mahler verfertigte auf der Stelle ein Bild von ihr und zeigte es der Fürſtin, welche darüber ſo entzückt war, daß ſie ihr Perlenhalsband abnahm und es ihm zum Geſchenk für ſeine Frau übergab. Der König zeigte ihm ein Gemählde von Baſſano, und äußerte ſein Mißvergnügen, das Gegenſtück nicht auch zu beſitzen. Wenige Tage darauf zeigte Giordano dem Könige ein Gemählde, daß dieſer für ein Werk Baſſano's anſah, und ſo lange dafür hielt, bis jener darthat, daß er es ſelbſt verfertigt habe. Außer dieſen beiden Gemählden mahlte er, um die Weiſe dieſes Mahlers nachzuahmen, noch zwei andere, die man in der Carthauſe St. Martin zu Neapel findet; auch ſieht man in derſelben Kirche ein Gemählde, worin er dem Chevalier Maſſimo Stanzioni nachgeahmt hat. Giordano's Talent war von der Art, daß er nach Gefallen die berühmteſten Meiſter nachahmte, und man ihn den Proteus in ſeiner Kunſt nennen kann. Nach dem Tode Carls II. ging er in ſein Vaterland zurück und ſtarb daſelbſt im J. 1704. Seine vorzüglichſten Stücke ſind im Escurial, in Madrid, Florenz und Rom. Die Zahl ſeiner Werke iſt zu groß, als daß ihm zu einem ſorgfältigen Studium Zeit geblieben wäre. Der Kenner entdeckt daher faſt in allen Incorrectheiten, und nur wenige ſind tadellos.

Giornovichi (eigentlich Jarnowick), der Lieblingsſchüler des berühmten Lolli, war von italieniſchen Ältern zu Paris geboren, und einer der größten Virtuoſen auf der Violine. Zehn Jahre hindurch war Jarnowicks Methode die allgemein herrſchende. Genauigkeit, Reinheit und Eleganz charakteriſirten dieſen fertigen Violiniſten, dagegen aber fehlte ihm ein kräftiger Ton, ein gefühlvolles Gemüth, ein glänzendes Staccato. Nachdem gebieteriſche Umſtände ihn genöthigt hatten, Frankreich zu verlaſſen, trat er 1782 als erſter Violiniſt in die Capelle des Kronprinzen von Preußen. Der Capellmeiſter Wolf lernte ihn in Berlin kennen, und ſpricht in ſeinen Reiſen von dem Enthuſiasmus, welchen dieſer Virtuoſe erregte, ſo oft er ſich hören ließ. Schon im J. 1783 verließ er Berlin, weil er mit dem berühmten Stuport (welchen er ſogar auf den Degen herausfoderte) in beſtändigem Streit lebte, beſuchte Petersburg, Wien u. ſ. w., und war 1793 in London. Von 1798 bis 1802 lebte er in Hamburg, ging von da nach Berlin und von da wieder nach Petersburg, wo er im November 1804, als er eben Billard ſpielte, vom Schlage getroffen ſtarb. In Paris ſind ſieben Symphonien und neun Concerto's von ihm in Stich erſchienen. Von Charakter war Jarnowick ſehr heftig und reizbar, und dem Spiel und andern Leidenſchaften ohne Gränzen ergeben.

Giotto. Dieſer berühmte Mahler wurde, nach Vaſari 1276, nach Baldinucci 1265 geboren. Der Sohn eines Bauern in dem Dorfe Veſpignano, war er beſtimmt, das Vieh zu hüten. Da Cimabue ihn einſt beobachtet hatte, wie er eins von ſeinen Schafen auf einer Steinplatte zeichnete, bat er ſeinen Vater, ihm den Sohn

zu überlaſſen, und nahm ihn mit nach Florenz, wo er ihn in der Mahlerei unterrichtete. Seine äußerſt glücklichen Anlagen, beſonders die ihm eigenthümliche Grazie, entwickelten ſich ſo ſchnell, daß er in kurzem ſeinen Meiſter und alle mitlebenden Mahler übertraf. Die Kunſt verdankt ihm viel wegen ſeines natürlicheren Faltenwurfs, wegen des Ausdrucks, der Weichheit und Grazie in ſeinen Bildern, hauptſächlich aber, weil er ſich zuerſt an Verkürzungen wagte, durch welches alles er ſich den Namen eines Schülers der Natur erwarb. Zu ſeinen vorzüglichſten Werken gehört die berühmte Navicella in Rom, in Florenz einige Frescogemählde, unter denen die von Michel Angelo und Mengs ſo bewunderte Grablegung der Jungfrau ſich befindet. Dieſer außerordentliche Mann beſchränkte ſich aber nicht auf die Mahlerei allein, ſondern trieb mit gleichem Glück die Moſaik, Bildhauer- und Baukunſt, und war zugleich ein ausgezeichneter Miniatür- und Porträtmahler. Er ſtarb im J. 1336, und hinterließ eine Menge Schüler.

Girande, Girandel, iſt ein Springbrunnen, aus welchem durch viele Öffnungen Waſſerſtrahlen in die Höhe ſteigen und wegen der darin eingeſchloſſenen Luft ein heftiges Rauſchen und Brauſen verurſachen. Auch nennt man Girande, Feuergarbe (Caisse de fusées), ein großes Feuerwerk, aus welchem eine Menge Racketen auf einmal emporſteigen und ihr Feuer in abwechſelnden Richtungen ausſtrömen.

Girardon (François), Bildhauer und Architekt, war im J. 1628 zu Troyes in Champagne geboren und hatte Laurent Maziere zum Lehrer. Nachdem er ſich unter François Anguier vervollkommnet hatte, erlangte er einen ſolchen Ruf, daß Ludwig XIV. ihn mit einer Penſion von 1000 Thalern nach Rom ſchickte, um die Meiſterwerke alter und neuer Zeit zu ſtudiren. Nach ſeiner Rückkehr ſchmückte er in Paris die königlichen Schlöſſer mit ſeinen Arbeiten in Marmor und Bronze. Nach Le Bruns Tode übertrug ihm Ludwig XIV. das Amt eines Oberaufſehers aller Bildhauerwerke. Nur der berühmte Pujet war mit dieſer Wahl unzufrieden, und ging, um nicht von ihm abhängig zu ſeyn, nach Marſeille. Dieſe beiden Nebenbuhler waren einer des andern würdig. Pujet gab ſeinen Figuren mehr Ausdruck, Girardon mehr Anmuth. Auch zeichnen ſich ſeine Werke durch Correctheit der Zeichnung und Schönheit in der Anordnung aus. Die vorzüglichſten ſind: das prächtige Mauſoleum des Cardinals Richelieu, ſonſt in der Kirche der Sorbonne, jetzt in dem Muſeum des Petits-Augustins; die reitende Statue Ludwigs XIV., welche ſein Meiſterſtück war, und am 12ten Auguſt 1792 umgeworfen wurde; endlich in den Gärten von Verſailles die Entführung der Proſerpina von Pluto und die herrlichen Gruppen, welche die Bosquets der Apollobäder u. ſ. w. zieren. Da Girardon zu beſchäftigt war, um ſeinen Marmor ſelbſt bearbeiten zu können, überließ er dieſen weſentlichen Theil der Bildhauerei Künſtlern, die zwar geſchickt, aber doch nicht von den Talenten ihres Meiſters waren. Er ſtarb zu Paris den 1ſten September 1715. Seine Gattin, Catharina du Chemin, erwarb ſich einen Namen als Blumenmahlerin.

Giro, eigentlich ein Kreis, Kreislauf, eine mehrmals geſchehene Indoſſirung (Übertragung) eines Wechſelbriefs, daher ein ſolcher von einem Inhaber auf einen andern indoſſirter Wechſel ein **girirter** Wechſelbrief, die Handlung der Übertragung aber **giriren**

heißt; gleichwie jene Person, die einen girirten Wechſelbrief an eine andere indoſſirt hat, der Girant, derjenige aber, an welchen ein ſolches Indoſſement gerichtet iſt, der Girat genannt wird. Ein ausgefülltes Giro wird dadurch bewirkt, daß der Girat in dem Giro mit Beifügung des Datums benannt iſt, und der Traſſat (der Bezogene) mit der Bezahlung an ihn oder deſſen Ordre angewieſen wird. Ein Giro in blanco, oder ein unausgefülltes Giro iſt ein ſolches, wo über dem Namen des Giranten ein leerer Raum gelaſſen iſt, damit der Girat das Giro ſelbſt ausfüllen kann. Der Girat hat dabei den Vortheil, daß er nicht mit in die Reihe der Giranten tritt, und er mithin von der den Giranten ſtillſchweigend obliegenden Garantie des Wechſels befreit bleibt. Da indeß auch mancher Unterſchleif durch Giri der Art möglich gemacht wird, ſo ſind ſie in vielen Wechſelordnungen verboten.

Girobank heißt diejenige Gattung der Depoſitenbanken (ſ. d. Art.), bei welchen edles Metall in Stangen oder gemünzt hinterlegt, und über die dargebrachte Summe dem Hinterleger ein Credit auf die Bücher der Bank eröffnet wird. Dieſe Bankanſtalten ſetzen keine Noten in Umlauf, wie die Zettelbanken thun, ſondern es wird einem Jeden, der darin edles Metall niedergelegt hat, im Hauptbuche der Bank die eingelegte Summe, nach Bankgeld berechnet, auf ein eigenes Blatt (Folium) angezeichnet; hat er dann an einen Dritten Zahlungen zu leiſten, ſo braucht er nur eine Anweiſung zu geben, die zu zahlende Summe von ſeinem Blatt abzuſchreiben und auf dem Blatte des Empfängers zuzuſchreiben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Bank für die empfangenen Summen keine Zinſen zahlen kann, denn der Eigenthümer kann ja darüber zu jeder Zeit eben ſo verfügen, als ob er die Summen ſelbſt verwahrte; die Bank leiſtet demſelben dadurch einen wichtigen Dienſt, daß ſie ſein Münzmetall ſicher verwahrt und ihn der Mühe überhebt, ſeine Zahlungen ſelbſt zu machen. Eine Bank dieſer Art kann aber nur den Handelsleuten ihres Orts dienen, da nur auf mündliche Anweiſungen Summen überſchrieben werden können, indem die ſchriftliche zu große Gefahr des Betrugs veranlaſſen würde. — Ihren Namen verdanken dieſe Banken dem italieniſchen Worte Giro, welches Kreis bedeutet, weil die Fonds der Bank faſt immer innerhalb eines beſtimmten Kreiſes von Eigenern bleiben, aus dem ſie nicht heraustreten. Die bedeutendſten Anſtalten dieſer Art befinden ſich in Hamburg und Amſterdam. K. M.

Girodet, der eigenthümlichſte, vielſeitigſte und wiſſenſchaftlichſte der neuern franzöſiſchen Mahler, iſt der trefflichſte von Regnaults Schülern. Er iſt in Paris 1769 geboren. Sein Streben iſt echt und groß, und nicht in den Schranken einer Manier befangen. Schon in früher Jugend ſtudirte er in Rom. Man erkennt in ſeinen Werken eine entſchiedne Neigung zu plaſtiſcher Vollendung und antikem Styl, doch waltet dabei Leben und Natur mit ſchöner Eigenthümlichkeit in allen ſeinen Gemählden; er macht es wie die alten Italiener, die das Antike im romantiſchen Geiſt und Sinn zu erreichen ſuchten. Seine Zeichnung iſt höchſt richtig und von ſtrenger Beſtimmtheit, ſein Colorit reich und transparent, doch ſtill harmoniſch, fern von Buntheit. Er arbeitet mit eben ſo ernſter Sorgſamkeit als Genialität, es ſteht alles gediegen da. Er liebt die Lichteffecte, aber ſie gehen bei ihm aus dem Geiſt des Bildes hervor. Eines von Girodets ſchönſten Gemählden iſt ſein Endymion, den er noch in

Italien mahlte. Sein Hippokrates hat eine wunderſam ſchöne Beleuchtung; ſein Joſeph, der ſich ſeinen Brüdern zu erkennen gibt, iſt ein idylliſches, liebliches Werk; ſein Oſſian hat Schönheiten der Zeichnung, aber dieſer Gegenſtand iſt in der Erfindung verfehlt. Sehr berühmt iſt dagegen die große Sündfluthsſcene dieſes Meiſters, ein Hauch von Buonarotti's Rieſengeiſt weht darin. Ein rein ſchönes und ewig rührendes Kunſtwerk iſt hingegen Girodets Atala nach der bekannten Erzählung Chateaubriands. Er mahlte ferner Napoleon, wie er die Schlüſſel der Stadt Wien empfängt. Die Porträts dieſes Meiſters ſind vortrefflich, voll Kraft und Wahrheit. Er ſelbſt iſt allgemein geſchätzt und geliebt; Rechtlichkeit, Beſcheidenheit, Strenge gegen ſich und Milde gegen andere, tiefer Kunſtſinn und warmes Gefühl, ſind die Hauptzüge von Girodets Charakter. Im Jahre 1817 wurde er Ritter des St. Michaelordens. Er arbeitet jetzt an einem ſehr großen Gemählde, den heiligen Ludwig in Ägypten darſtellend. WI.

Girondiſten (les Girondins), die Partei der Republikaner edlerer Geſinnung in der zweiten franzöſiſchen Nationalverſammlung, (1791—1793) der geſetzgebenden, merkwürdig wegen der großen Talente ihrer vorzüglichſten Stimmführer und wegen ihres ſechsmonatlichen für ſie unglücklich endenden Kampfs mit dem ſogenannten Berge in der Nationalconvention. Man nennt ſie Girondepartei, weil die Häupter derſelben, Guadet, Genſonné und Vergniaux, an die ſich noch zwanzig andere anſchloſſen, aus dem Departement der Gironde waren. An ihrer Spitze ſtand der kühne, feurige Guadet, einer der ausgezeichnetſten Redner des Convents. Er war Advocat in Bordeaux, als er, 32 Jahr alt, zum Deputirten der geſetzgebenden Verſammlung gewählt wurde. Dies geſchah im Jahre 1791, zu einer Zeit, wo der König, nach ſeiner Rückkehr von Varennes, ſchon wie ein Gefangener in ſeinem eigenen Palaſt gehalten wurde, und das republikaniſche Syſtem bereits in Paris und den Provinzen — am meiſten in den Seehandelsſtädten — die beſten Köpfe, vorzüglich die Ehrgeizigen und die Ränkemacher, doch auch viele gut Republikaniſchgeſinnte für ſich eingenommen, und die öffentliche Meinung auf die Nothwendigkeit hingelenkt hatte, an die Stelle des verächtlich gewordenen Thrones eine republikaniſche Regierungsform zu ſetzen. — Schon vor ihrer Abreiſe nach Paris ſchworen in ihrem Club zu Bordeaux die im Departement der Gironde gewählten Deputirten, der ſtürmiſche Guadet am entſchloſſenſten, die letzte Wurzel des Königthums auszurotten, und eine Republik zu gründen. Darum ſchloſſen ſich Guadet und ſeine Freunde in Paris nicht an den Club der Feuillants an, welcher das conſtitutionelle Königthum vertheidigte, ſondern an die Jacobiner, unter welchen bereits die wildeſten Demagogen (die Cordeliers), Danton, Robespierre, Briſſot, Petion, Sieyes u. A. theils aus Fanatismus, theils von verwegenem Übermuth getrieben, den Haß des Volks gegen den König zum gänzlichen Umſturz der Monarchie aufzuregen begonnen hatten. Guadet machte durch ſeine ſtürmiſche Rednerkraft den größten Eindruck. Er wandte ſich vorzüglich gegen die Ausgewanderten, die Prieſter, den Hof und die Miniſter. So ſetzten er und Genſonné den 2ten Januar 1792 das Anklagedecret gegen die Brüder des Königs durch. Indeß gab es auch gemäßigte Girondiſten, die wenigſtens nicht offen zu den Königsfeinden gehörten. Aus dieſen wählte Ludwig ſeine Miniſter,

Roland, Servan, Clavière und Dumouriez; allein die übrigen ſchritten mit um ſo größerer Heftigkeit auf der Bahn der Revolution fort; und der Angriff auf die Tuilerien am 20ſten Juni 1792 wurde als ihr Werk angeſehen. Allein durch die ochlokratiſchen Plane der Faction Danton beſonnener gemacht, fingen ſie Ende Juli 1792 an, ſich den Conſtitutionellen mehr zu nähern, und ſelbſt mit dem Hofe zu unterhandeln. Da ſie aber ihre Foderungen verworfen ſahen, nahmen ſie ihr altes Syſtem wieder an; doch hatten ſie keinen Antheil an dem 10ten Auguſt, der ganz das Werk der Faction Dantons war. Sie glaubten, der Augenblick, eine Republik zu errichten, ſey noch nicht gekommen, und ſchlugen ſogar vor, dem Dauphin einen Gouverneur zu geben. Nach dem 10ten Auguſt wurden Guadet und andere Girondiſten die wirkſamſten Mitglieder der Regierungscommiſſion, wo ſie nicht nur keine Gewaltthat begingen, ſondern ſelbſt Geächtete in Schutz nahmen. Allein bald mußten ſie der übermächtigen Partei Dantons weichen, welcher die pariſer Stadtgemeinde auf ſeiner Seite hatte, und unter ihren Augen das Morden der Gefangenen am 2ten September geſchehen laſſen. Doch erhob ſich ihre republikaniſche Begeiſterung aufs neue, als die Heere der Verbündeten in Frankreich eindrangen. Damals verlangte Guadet, die kleine Stadt Longwi ſollte der Erde gleich gemacht werden, weil ſie ſich vom Feinde hatte nehmen laſſen. Noch größer war ſein Muth, mit dem er ſich der Faction Orleans widerſetzte, und auf die Beſtrafung der Verbrechen im September drang. Allein die Girondiſten, welche jetzt durch den berühmten Condorcet eine neue Conſtitution entwerfen ließen, konnten bei ihren Grundſätzen weder auf den Beiſtand der Conſtitutionellen noch der Royaliſten rechnen; und die Ochlokraten warfen ihnen ihre früheren Verbindungen mit dem Hofe vor; am heftigſten griffen die frechern Jacobiner (die Anarchiſten) und die Cordeliers (die Maratiſten), vor allen andern die Girondiſten, Guadet an, weil ſie ihn am meiſten fürchteten. Dies that vorzüglich Robespierre. Allein der Redner von der Garonne ſchlug mit der Kraft ſeines Talents den Günſtling des Pöbels leicht zu Boden, ſo daß ſelbſt ſeine Feinde den Sieger bewundern mußten. Am kühnſten erhob ſich Guadet, als er Danton und Robespierre'n anklagte, daß ſie die Stützen einer weit gefährlichern Partei wären. Zugleich ließen die Girondiſten, um ihre Feinde zu widerlegen, die Todesſtrafe gegen jeden ausſprechen, der die Bourbons wieder auf den Thron riefe; hierauf ſchlugen ſie die Todesſtrafe gegen die Emigrirten, und den Haftbefehl gegen den Herzog von Orleans vor. — In dem Prozeß des Königs ſtimmten Guadet, Genſonné und Vergniaux für den Tod, nachdem ihr Vorſchlag, daß man wegen der Verurtheilung das Volk befragen ſolle, verworfen worden war. Nach dem Ausſpruch des Todesurtheils verlangte Guadet mit großem Nachdruck den Aufſchub der Vollziehung, und bewirkte den vierten Namenaufruf in jenem unglücklichen Prozeſſe. Indeß konnten ſie ihre Feinde nicht entwaffnen. Vielmehr beging die Thalpartei, wie man die Girondiſten nannte, weil ſie auf den Bänken des Erdplatzes ſaßen, die Unvorſichtigkeit, gegen Marat (20ſten April) eine Anklage zu decretiren. Er ward vom Revolutionstribunale losgeſprochen, und der Berg hielt ſich durch dieſes Beiſpiel für berechtigt, auch ſeiner Seits die Girondiſtenhäupter vor das Revolutionstribunal zu ziehn. Da aber die Ochlokraten und Anarchiſten (Marat, Pache, Hebert, Chaumette,

Chabot u. A.) ſahen, daß ſie den Girondiſten nicht die Stimmenmehrheit in der Verſammlung entreißen würden, ſo bedienten ſie ſich der Pariſer Sectionen, welche mit aufrühreriſchem Geſchrei vor dem Convent erſchienen, und die Verurtheilung der Girondiſten foderten; doch Guadet ſiegte diesmal noch. Selbſt als die ganze Pariſer Stadtgemeinde die Foderung wiederholte, triumphirte der unerſchrockene Republikaner. Nun bewaffneten jene den Pöbel der Vorſtädte St. Antoine u. a. Am 31ſten Mai 1793 ward das Zeichen mit der Sturmglocke gegeben. An der Spitze eines bewaffneten Haufens umgab Henriot, der Commandant der Pariſer Nationalgarde, den Convent, während Haſſenfratz, von einer Schaar ſogenannter Bittenden begleitet, vor die Schranken trat, und von ihrem Mordgeſchrei unterſtützt, die Achtserklärung der 22 Girondiſten verlangte. In dieſem entſcheidenden Augenblicke erhob ſich Guadet abermals auf die Rednerbühne, und ſeine Partei trug auch diesmal noch den Sieg davon. Allein der Aufſtand dauerte fort am 1ſten und 2ten Juni, die Anarchiſten, von einem unſinnigen Pöbel unterſtützt, ſiegten, eine Liſte von 34 von der Girondepartei ward geächtet und zur Erſcheinung vor dem Revolutionstribunal verurtheilt. Die meiſten der Angeklagten ſuchten ſich durch die Flucht in die weſtlichen Departements, welche ſie hofften, gegen den Convent inſurgiren zu können, zu retten. Dieſer, unter dem Schutz des Schreckens, der an der Tagesordnung war, ſchritt aber unaufhaltſam in ſeinen Maßregeln fort. Die Zahl der Proſcribirten wurde auf 53 erweitert; 66 andere, die gegen die Beſchlüſſe vom 1ſten und 2ten Juni proteſtirt hatten, wurden aus dem Convent geſtoßen und auch in Verhaft gebracht. Es folgten nun ſchnell Hinrichtungen auf Hinrichtungen. In Paris fiel zuerſt Gorſas unter dem Beil der Guillotine (7ten October 1793); dann am 31ſten October Briſſot, Genſonné, Vergniaud, Sillery und ſiebzehn Andere. Wenige retteten ſich (unter dieſen war Louvet, der ſeine Begebenheiten während ſeiner Proſcription auf eine höchſt anziehende Weiſe unter dem einfachen Titel: Quelques notices pour l'histoire [deutſch von Archenholz und von C. F. Cramer] dem Publicum mittheilte). Roland, Lidon, Clavière, Petion, Buzot, Condorcet u. A. gaben ſich ſelbſt den Tod. Wir widmen mehreren dieſer Männer beſondere Artikel. In dieſen Zeitpunkt fällt auch Charlotte Corday's, der begeiſterten Anhängerin der Girondiſten und insbeſondere Barbaroux, Ermordung Marats. Allein alle gegen den Convent genommenen Maßregeln reizten nur den Berg zu größerer Wuth und Conſequenz. Er gebar das Schreckensſyſtem und Robespierre's Dictatur. Man vergl. über vieles hier im Allgemeinen Erzählte die beſondern Artikel, und über den Fortgang der franzöſiſchen Revolution den Art. Frankreich. K.

Girtanner (Chriſtoph), geboren im J. 1760 zu St. Gallen, ſtudirte in Göttingen die Medicin, machte von da aus verſchiedene Reiſen nach Frankreich, England, Schottland, in verſchiedene Gegenden Deutſchlands und die Schweiz, privatiſirte nach ſeiner Rückkunft in Göttingen, und ſtarb daſelbſt den 17ten Mai 1800. Er war ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller im mediciniſchen und politiſchen Fache, und ſehr geſchickt, fremde Ideen zu verarbeiten. Unter den Deutſchen war er einer der erſten, die den Werth der antiphlogiſtiſchen Chemie einſahen, und ſie durch Schriften verbreiteten. Weniger Werth haben ſeine Darſtellungen des Brownſchen und des Dar-

winſchen Syſtems der practiſchen Heilkunde und ſein Buch über Kinderkrankheiten. Kants naturhiſtoriſche Anſichten und Sätze ſammelte und erläuterte er ſehr gut. Über die franzöſiſche Revolution hat er viel drucken laſſen. Seine erſchienene Geſchichte derſelben, ſo wie ſein politiſches Journal, deren Hauptcharakter Anhänglichkeit an die Sache der Deutſchen und des Königthums iſt, werden noch geleſen und nachgeſchlagen werden, wenn die Scurrilitäten jacobiniſcher Pamphlets gegen ihn längſt vergeſſen ſeyn werden.

Gis, ſ. Ton, Tonart.

Giſeke (Nicolas Dieterich), war 1724 zu Günz in Niederungarn geboren, verlor ſeinen Vater Paul Giſeke (eigentlich Koszechk) bald nach ſeiner Geburt und ward in Hamburg erzogen, wohin ſeine Mutter zu Anverwandten zog. Von trefflichen Lehrern in Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet, erwarb er ſich zugleich durch ſeine gefälligen Sitten unter andern die Gunſt von Brockes und Hagedorn. Im J. 1745 ging er auf die Univerſität Leipzig, wo er ſich mit Eifer den theologiſchen Wiſſenſchaften widmete, ſeine Nebenſtunden aber der Dichtkunſt ſchenkte. Die Verfaſſer der bremiſchen Beiträge wurden ſeine Freunde. Nachdem er 1748 Leipzig verlaſſen und einige Jahre in Hannover und Braunſchweig die Erziehung einiger Jünglinge beſorgt hatte, ward er 1753 Prediger in Trautenſtein im Fürſtenthum Blankenburg, erhielt nach J. A. Cramers Tode die Oberhofpredigerſtelle in Quedlinburg und ward im J. 1760 von dem Fürſten von Schwarzburg-Sondershauſen zum Superintendenten ernannt. Hier ſtarb er in der Blüthe ſeiner Jahre am 23ſten Febr. 1765. Bedenkt man, daß Giſeke in die Zeit des erſt aufblühenden deutſchen Geſchmacks fiel, ſo muß man ſeine poetiſchen Arbeiten, deren reine und fließende Verſification ſich beſonders empfiehlt, ſchätzbar und alles Lobes werth finden. Er erſcheint als ein anmuthiger und lehrreicher Dichter, der in der erzählenden und didaktiſchen Gattung am glücklichſten gearbeitet hat. Nicht Feuer und Scharfſinn noch Gedrungenheit, aber ein ſanfter Fluß der Gedanken und Worte, gefällige Moral, edle Einfalt und kunſtloſe Leichtigkeit im Ausdruck ſind das eigenthümliche Gepräge ſeiner Lehrgedichte, in denen ein frommes Herz redet, und ſich in Gefühle der Religion, der Freundſchaft und reinſten Liebe ergießt. Von Begeiſterung iſt ſelten, von Witz und Laune nie eine Spur zu finden. Klopſtock hat ihm im zweiten Liede ſeines Wingolf ein Denkmal geſetzt, auch eine beſondere Ode an ihn gerichtet.

Giuſtiniani (Vincent Joſeph Philipp), Prinz von Baſſano und Corbara, Municipalrath in Rom, geb. den 2ten Nov. 1762. Die 1798 entſtandene römiſche Republik ſchickte ihn mit der Nachricht von ihrer Entſtehung an das franzöſiſche Directorium. Seitdem nahm er an allen Veränderungen in Rom einen wichtigen Antheil, indem er ſtets auf der Seite der ſiegenden Partei ſtand. Bei der Vereinigung Roms mit Frankreich ward er 1812 für den Senat erwählt. Seit 1814 iſt er päpſtlicher Statthalter in einer Provinz des Kirchenſtaats, und gehört zu den römiſchen Baronen, die im Oct. 1816 ihren grundherrlichen Lehnsrechten entſagt haben. Über die unter dem Namen der Giuſtinianiſchen bisher bekannte Gemähldeſammlung ſ. den folgenden Art.

Giuſtinianiſche Gemähldeſammlung. Dieſe treffliche Sammlung befindet ſich jetzt in Berlin; der König von Preußen kaufte ſie im Jahre 1815 in Paris, und ſie wird nun hoffentlich mit

einer Auswahl der vorzüglichſten Kunſtſchätze, die ſich in den königlichen Schlöſſern befinden, vereinet, bald aufgeſtellt werden, und ſo eine ſehr intereſſante Gallerie bilden. — Das fürſtliche Haus Giuſtiniani in Rom ſtammt von einem ſchon von Alters her berühmten Hauſe in Genua. Der Sammler dieſer Kunſtwerke führte den Titel eines Marcheſe, und lebte am Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts. Zwei Jahrhunderte lang war dieſe Gallerie die Zierde eines der größten Paläſte Roms, den derſelbe Sammler auf einem Theil der Ruinen von den berühmten Thermen des Nero erbauete. Der größte Theil der Gemählde dieſer Gallerie iſt von Meiſtern, die zur Zeit des Sammlers lebten, und von denen viele, die ſich dieſem Haus verpflichtet fühlten, ihre beſten Werke gleich für die Familie Giuſtiniani beſtimmten. Dies macht dieſe Sammlung auch beſonders merkwürdig für die Geſchichte der Kunſt, denn in jener Zeit flammte der alte Kunſtgeiſt zum letztenmale kräftig auf, obgleich auf andere Weiſe wie früher, und leuchtete noch in ein ganzes Jahrhundert hinein, aus deſſen Lauf wir auch bedeutende Kunſtwerke hier finden, da die ſpätern Prinzen Giuſtiniani ihre Sammlung noch vermehrten. Man zählt auf 170 Gemählde; im Jahre 1807, wo dieſe Sammlung nach Paris kam, war ſie noch vollſtändiger, aber manches herrliche Gemählde derſelben wurde einzeln verkauft, ehe ſie mehrere Jahre ſpäter von dem Prinzen Giuſtiniani an Bonnemaiſon im Ganzen verkauft wurde. — Aus der früheſten Periode bemerken wir beſonders ein Gemählde des Domenico Corradi Ghirlandajo, die Wahrheit vorſtellend als eine nur mit zartem Flor bekleidete Geſtalt, mit einem ſpiegelblanken Schild und einem Palmzweig in den Händen. Den Hintergrund bildet eine Landſchaft, worin mit kleinen Figuren Paradies und Hölle angedeutet iſt, und die Hauptfigur auf einem Wagen von vier weißen Einhörnern gezogen wird. Das Ganze hat das phantaſtiſch Bedeutungsvolle, das mehrern Werken jener frühen Zeit eigen iſt. Der Pinſel iſt etwas trocken, aber die Behandlung des Nackten ſchön, der Blick klar und rührend. Ferner ſind aus dieſer kindlich frommen Kunſtepoche ſehr bemerkenswerth: drei Madonnen von Francesco Francia, eine Judith von Mantegna (dieſe Darſtellung hatte ſich der hohe Meiſter recht eigentlich zum Studium gewählt, wie ſeine vielfachen Entwürfe bezeugen, die alle von ſchöner Eigenthümlichkeit und Hoheit des Gedankens ſind) der beweinte Chriſtus von Luca Signorelli, ein jugendlicher Chriſtuskopf, der fälſchlich für einen Leonardo da Vinci ausgegeben wird, da er wohl aus Perugino's Schule iſt, und zwei Madonnen des Innocentius von Imola, in denen noch die Anſpruchloſigkeit und ſüße Einfalt der alten Zeit herrſcht, obgleich der Meiſter ſchon einer ſpätern angehört. — Von den vier Hauptſchulen ſind folgende Gemählde beſonders bemerkenswerth. Aus der Florentiniſchen: der Raub des Ganymed von Michel Angelo Buonarotti, groß gedacht und erfunden, obſchon im verjüngten Maßſtab; der Ganymed hat alle die kühnen Verkürzungen und die kraftvolle Bewegung, die dieſen Meiſter bezeichnen, welcher allem Großen verwandt war, der Grazie aber fremd blieb. Dies Gemählde iſt ſo zart und ſorgfältig ausgeführt, daß Viele behaupten, es ſey nur nach der Zeichnung des Meiſters von Marcellino Venuſti gemahlt. Eine heilige Familie von Fra Bartolomeo della Porta, ein tiefgedachtes, feurig vollendetes Bild. Mehrere köſtliche Gemählde von

Andrea del Sarto. Venus und Amor von Daniel di Volterra. — Aus der Römiſch-raphaeliſchen Schule iſt beſonders ein herrliches Gemählde aus Raphaels ſpäterer Zeit hier; Manche behaupten, es ſey nach Raphaels Zeichnung von Francesco Penni gemahlt, doch die vollendet hohe Schönheit in Form und Ausdruck verräth den Meiſter ſelbſt. Es iſt ein Johannes der Evangeliſt, auf einem Thron von Wolken ſitzend, in hoher Begeiſterung will er eben die göttliche Offenbarung auf eine Tafel ſchreiben, die er mit der Linken hält, der Adler ruht zu ſeinen Füßen. Seine blaue Tunika und ſein weitflatterndes violettes Gewand ſind ſo mit weißen Lichtern gehöht, daß ſie in den Farben der Morgenröthe zu ſchillern ſcheinen. Es liegt etwas namenlos Großes in dieſer feſten freien Stirne, dieſem ernſten dunkeln Auge, dieſem ſanft wohlwollenden Mund. Wie herrlich iſt das rechte Bein gezeichnet, deſſen verkürzter Fuß ganz aus dem Bild herauszutreten ſcheint! Eine Wiederholung dieſes Gemähldes befindet ſich im Muſeum zu Marſeille. Es war ſonſt höchſt intereſſant, als Gegenſtück zu dieſem Gemählde denſelben Gegenſtand in gleicher Größe von Dominichino zu ſehen, aber leider iſt dies treffliche Bild nicht mehr bei der Sammlung. Johannes war gleichfalls ſitzend dargeſtellt, aber auf der Erde, und zwei Engelsknaben trugen ihm Buch und Feder. Es war eins der ſchönſten Werke Dominichino's. Ferner iſt aus dieſer Schule eine Vermählung der heiligen Catharina von Giulio Romano, ein ausgezeichnet ſchönes Bild, worin die ſchwarzen Töne nicht ſo vorherrſchen, wie oft bei dieſem Meiſter, das Colorit iſt heiter und harmoniſch, die Köpfe ſind von der ſchönſten Vollendung. So iſt auch von dieſem Meiſter die herrliche Copie des Porträts Julius II. nach Raphael, auf welcher bekanntlich Giulio Romano die Ringe anders mahlen mußte als auf dem Original, um ſie unterſcheiden zu können. — Aus der lombardiſchen Schule bemerken wir beſonders einen Chriſtuskopf von Correggio, zwei kleine Gemählde ſeines Schülers Rondani, eine Magdalena und eine Ruhe der heiligen Familie, beide ſind flüchtig aber ſehr lieblich gemahlt; das zweite iſt eine freie Nachahmung von Correggio's Zingarella. — Die Arbeiten dieſes Meiſters, der Correggio's Grazie und Helldunkel mit Parmegianino's Eleganz vereint, ſind äußerſt ſelten. Ein Studium von Engelsköpfen von Parmegianino, zwei heilige Familien von Camillo Procaccini, ein Beſuch der heiligen Eliſabeth bei der Jungfrau, von Pellegrini Tibaldi, und ein Hieronymus von Doſſo Doſſi, verdienen beſondere Aufmerkſamkeit. Aus der venetianiſchen Schule nennen wir vorzüglich die Herodias von Giorgione, ein außerordentlich gut erhaltenes Bild, welches ſich durch Ausdruck, Harmonie und ein herrliches Spiel von Licht und Schatten auszeichnet. Die Ehebrecherin vor Chriſto, von Sebaſtiano del Piombo, oder wie Einige behaupten, von Pordenone; ein Bild voll Geiſt, Adel, Anmuth, Wahrheit und Leben, von der höchſten Schönheit des Colorits und der Ausführung, eine der größten Zierden der Sammlung. Alles iſt eigenthümlich darin, die Charaktere ſind wunderbar individuell aufgefaßt. Der Kopf des Erlöſers iſt rein menſchlich ſchön, voll Sanftmuth und Milde, der Gegenſatz derſelben zu der Heuchelei und Verſtocktheit der Phariſäer und der Zerknirſchung der ſchönen reuigen Verbrecherin iſt glücklich und mit ſeltner Kraft dargeſtellt. Zugleich findet man in dieſem Gemählde die Porträts der vorzüglichſten venetianiſchen

Künſtler; der israelitiſche Richter iſt Sebaſtiano del Piombo, der Kopf mit dem ſchwarzen Bart Palmavecchio, und der Krieger über dem Kopf der Frau iſt Giorgione. Eine Venus und eine Badende von Tizian, eine heil. Agnes von Paul Veroneſe (für Albano ausgegeben), mehrere ſchöne Bildniſſe von Tintoretto, eine Carita von Turchi und eine Kreuzesabnahme von Paolo Veroneſe, beweiſen nebſt mehrern andern ſchätzbaren Gemählden, wie reich dieſe Sammlung von venetianiſchen Meiſtern iſt. Von dieſen iſt auch mehreres neu hinzugekommen. Doch die ſeltenſten Schätze dieſer Gallerie treffen wir nun unter den Werken der Eklektiker und der Naturaliſten. Zuerſt bemerken wir das herrliche Gemählde von Lodovico Carracci, Chriſtus, der wunderbarer Weiſe fünftauſend Mann mit fünf Broten und zwei Fiſchen ſpeiſ't. Der Künſtler wählte den Augenblick, wo das Volk freudig das Wunder erwartet; Jeſus, ſtehend unter der Menge, wendet ſich zu ſeinen Jüngern, wovon einer die Brote hält, und ſegnet die Fiſche, welche ihm ein Knabe reicht. Es ſind zehn Hauptfiguren, ihr Charakter iſt groß, das Ganze hat Hoheit und Würde; durch die ſinnige Vertheilung und Verbindung der Hauptfiguren bewirken ſie eine Abſtufung der Flächen der weiten Landſchaft, die mit einer zahlloſen Menge Volkes bedeckt iſt. Der große Meiſter, deſſen Hauptvorzug ſinnige Klarheit und Würde iſt, mahlte dieſes Bild, als er aus Tintoretto's Schule kam, und vereinte darin venetianiſche Farbenglut mit den großen und richtigen Formen der Florentiner. Zwei kleinere Gemählde deſſelben Meiſters, eine Madonna und eine Venus mit dem Amor, beweiſen, wie ſehr er auch Correggio's Styl ſtudirte. Von dem kühnen kräftigen Agoſtino Carracci iſt ein Chriſtus mit dem Zinsgroſchen hier, und ein todter Chriſtus zwiſchen zwei Engeln; die wunderſame Verkürzung dieſer Geſtalt, der Ausdruck und die Farbengebung ſind im größten Styl. Von Annibal Carracci iſt eine Skizze hier, Jeſus am Kreuz, die an Charakterkraft, Wiſſenſchaftlichkeit und Anmuth zu den ſeltenſten Meiſterwerken gehört. Unter mehreren ſchönen Werken dieſes Meiſters bemerken wir noch eine herrliche große Landſchaft aus der Gegend von Neapel bei Sonnenuntergang; die Friſche der Farben, die Großheit der Compoſition und die geiſtvolle Behandlung machen ſie zu einem echt claſſiſchen Werk. So iſt auch von Dominichino eine ſchöne waldige Gebirgsgegend hier; dieſe Landſchaften großer italieniſcher Geſchichtsmahler ſind um ſo merkwürdiger, da viele Gallerien ſie ganz entbehren, und da ihr Styl ſo groß, ihre Behandluag ſo kräftig und leicht, ihr Ton in ſeiner dunkeln Bläue ſo ernſt und ſtill, ſo romantiſch und eigenthümlich iſt, daß ſie wahre Vorbilder für alle Zeiten bleiben. Beſonders merkwürdig iſt noch aus dieſer Schule ein wundervoll ſchönes Gemählde des Guido Reni, eines ſeiner größten Meiſterwerke. Es ſtellt die beiden Eremiten vor, den heiligen Paulus und den heiligen Antonius, die in der thebaniſchen Wüſte ſich zuſammen unterreden. Die beiden frommen Greiſe tragen das Gepräge ihrer ſtrengen Lebensart. Ein kahler Felſen bildet den Hintergrund, aber von oben fällt der Glanz einer himmliſchen Glorie herein, in deren Mitte man die Madonna mit dem Jeſuskind, von Engeln begleitet, ſieht. Das Ganze iſt im größten Styl gedacht und ausgeführt, einfach und edel, wahr und kräftig ſind die beiden Anachoreten, höchſt lieblich iſt die obere Glorie, alles leicht und höchſt genial behandelt. Von Albani finden wir in dieſer Samm-

lung ſehr merkwürdige Gemählde aus der Zeit, wo er eben die Schule der Carracci verließ, und daher noch deren größern Styl mit ſeinem natürlichen Zartgefühl und lieblichen Pinſel verband, auch noch in Lebensgröße mahlte. So iſt hier ein Abendmahl nach einer Zeichnung von Carracci, und eine Folgereihe trefflicher Gemählde, alles halbe Figuren, Chriſtus, Maria, Johannes Baptiſta, und die Apoſtel Petrus, Andreas, Bartholomäus, Simon und Judas Thaddeus vorſtellend. In derſelben Größe und Art mahlte Dominichino gleichfalls nach Zeichnungen des Annibal Carracci, den Johannes, Thomas und Jacobus. Das Studium dieſer Köpfe iſt ungemein lehrreich und intereſſant. Von Annibal Caracci ſelbſt ſind die Apoſtel Philippus, Matthäus, Jacobus der kleinere, und Paulus. — Doch nun kommen wir zu dem erſten Meiſter unter den Naturaliſten, von welchem keine Gallerie ſchönere Werke beſitzt als dieſe, dem Michel Angelo Amerigi da Caravaggio. Zuerſt bewundert man ſein Altarblatt, die Ungläubigkeit des heiligen Thomas; die kühne Kraft, herrliche Farbengebung, und tief durchdachte Gegeneinanderſtellung von Licht und Schatten, die dem Caravaggio eigen ſind, bemerken wir hier ſowohl als in ſeinem hier befindlichen heiligen Matthäus und ſeinem Chriſtus am Ölberge. Doch in ihrer vollſten Originalität zeigt ſich ſeine verwegne Flammenkraft in zwei kühn und groß gedachten allegoriſchen Gemählden. Auf dem einen iſt die ſinnliche Liebe unter dem Bilde eines funfzehnjährigen Jünglings dargeſtellt; er iſt ganz unbekleidet, boshafte Schadenfreude blitzt aus ſeinen Augen, treulos iſt ſein Lächeln, er hat Geierflügel, und hält Bogen und Pfeile; neben einem Ruhebett hat er Panzer, Bücher, Lorbeerzweige, muſikaliſche und mathematiſche Inſtrumente unter die Füße geworfen, ſo wie einen Sternenglobus, Krone und Scepter. Der wilden Leidenſchaft iſt nichts heilig. Das Seitenſtück ſtellt den Sieg der himmliſchen Liebe über die irdiſche vor. Ein geſundheitblühender Jüngling mit einem Panzer bedeckt, mit großen Flügeln und flammendem Schwert, hat die ſinnliche Liebe zu Boden geworfen, und ihre vergifteten Pfeile zerbrochen. Adel und Schönheit iſt hier auf das herrlichſte mit kräftiger Behandlung vereint. Außerdem gehört noch ein köſtliches weibliches Bruſtbild von dieſem Meiſter hierher, ſo wie einige Gemählde des Guercino und Lanfranco, und ein treffliches Stück des Gherardo della Notte, die Befreiung Petrus aus dem Gefängniß. An Meiſtern anderer Schulen iſt die Sammlung nicht ſehr reich, wir bemerken nur fünf recht ſchöne Gemählde von Pouſſin, eine große Landſchaft von Claude Lorrain, eine Fußwaſchung von Carl von Mander, eine Carita von Lambiaſi (einem genueſer Künſtler, der in Spanien ſtarb) und eine treffliche Landſchaft von Swanevelt. Es iſt höchſt erfreulich, dieſe reiche Sammlung nun für immer in Deutſchland zu wiſſen.

Glacis heißt beim Feſtungsbau die gelinde Abdachung der äußerſten Bruſtwehr an dem bedeckten Wege einer Feſtung, welche ſich in das Feld verliert und den Graben von außen her verdeckt, eine Feldbruſtwehr.

Gladiatoren waren die Fechter, welche zu Rom in den öffentlichen Kampfſpielen mit einander zum Vergnügen des römiſchen Volks auf Leben und Tod kämpfen mußten. Anfänglich waren es Gefangene, Sklaven oder veurtheilte Verbrecher; in der Folge aber

fochten auch freigeborne Männer auf dem Kampfplatz, entweder um Lohn oder aus Neigung. Die eigentlichen Gladiatoren, die aus den niedrigſten Leuten beſtanden, hatten eigene Schulen, in denen ſie unterrichtet wurden. Die Vorſteher dieſer Schulen kauften die Gladiatoren als ihr Eigenthum und unterhielten ſie. Von ihnen miethete ſie derjenige, der dem Volke ein Gladiatorſpiel geben wollte. Ein Vorſpiel, in welchem ſie mit hölzernen Waffen fochten, eröffnete dies, bis ſie auf ein gegebenes Zeichen ihre ordentlichen Waffen nahmen, und paarweis den eigentlichen Kampf begannen. Blieb der Beſiegte nicht auf der Stelle todt, ſo entſchied das Volk über ſein Schickſal. Wollte es ſeinen Tod, ſo hob es den Daumen in die Höhe, die entgegengeſetzte Bewegung zeigte an, daß er gerettet werden ſollte. Gewöhnlich litten ſie den Tod mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit; oft bot ſich der Überwundene freiwillig dem letzten Stoß dar. Wollte er aber an das Volk appelliren, ſo hob er zum Zeichen die Hand in die Höhe. Wenn ein Gladiator todt war, ſo ſchleppten ihn dazu beſtellte Knechte mit eiſernen Haken aus dem Theater durch die Todtenpforte in die Todtenkammer. Der Sieger bekam eine Palme, auch wohl eine Palmenkrone. Mehrmalige Sieger wurden vom Fechten freigeſprochen und bekamen zum Zeichen dieſer Freiheit einen Stab oder ein hölzernes Schwert.

Glarus oder Glaris, ein Canton der Schweiz, ſ. Schweiz.

Glas iſt der Name eines Kunſterzeugniſſes, welches durch das Schmelzen in der Glühhitze von Kieſelerde, Laugenſalz und Metalloxyden erhalten wird, und äußerſt durchſichtig iſt. Der Name Glas iſt altdeutſch, und hängt mit gleißen, dem engliſchen glisten, glesum, dem Bernſtein der Äſtyer, und ſelbſt mit glacies und Glanz zuſammen. Die Kunſt des Glasmachens hat ein ſehr altes Datum. Ungemein wahrſcheinlich iſt die Nachricht, welche uns Plinius von der Erfindung derſelben unter den Phöniciern gibt. Es ſollen nämlich Kaufleute, die mit Salpeter handelten, da ſie nach einer Landung nichts hatten, worauf ſie ihre Keſſel ſtellten, dazu ſich großer Stücken Salpeter bedient haben. Durch die Gewalt des Feuers ſchmolz dieſer mit dem Sande des Bodens zuſammen, und ſo entſtand das erſte Glas. Gefärbtes Glas müſſen die Ägypter äußerſt geſchickt zu bereiten gewußt haben, wie wir noch jetzt an den Mumien ſehen, deren Zierrathen von dieſer Maſſe ſind. Da die Alten die Mineralſäuern nicht kannten, welche wir jetzt zur Bearbeitung metalliſcher Oxyde anwenden, ſo iſt es ſehr ſchwer, ſich ſowohl von dieſem ägyptiſchen Glaſe, als auch von dem, welches zu der muſiviſchen Arbeit verwandt wurde, eine ganz deutliche Vorſtellung zu machen. Der berühmte Klaproth hat etwas von dem grünen Glaſe in der alten Moſaik unterſucht, und außer Kieſel vorzüglich Kupfer- und Bleioxyde nebſt Alaun und Kalk, auch oxydirtes Eiſen darin gefunden. Die Römer hatten ſchon eigene Glashütten: ſie machten Geſchirre und mancherlei Geräthe aus Glas, und im Herculanum findet man nicht allein manche Glaswaaren, ſondern ſelbſt Tafeln von Glas, von denen man, jedoch irrig, geglaubt hat, daß ſie zu Fenſterſcheiben gedient hätten. Gegenwärtig iſt beſonders in England die Glasmacherkunſt auf einen hohen Grad der Vollendung gekommen, und wir halten es für ſehr wichtig, die neueſten Nachrichten davon mitzutheilen. Die engliſchen Glashütten ſind gemeiniglich große Kegel von 60 bis 100 Fuß Höhe und 50 bis 80 Fuß im Durchmeſſer. Der Ofen iſt in der Mitte über einem großen Gewölbe aufgeführt, welches

mit dem Ofen durch eine Öffnung in Verbindung ſteht. Die Öffnung iſt mit einem eiſernen Roſte bedeckt, auf welchem das Feuer angemacht, und durch den Luftzug aus dem Gewölbe unterhalten wird. Die Hauptſache kommt in einer Glashütte auf die Schmelztiegel an. Man nimmt dazu eine eigene Art von Thon aus Staurbridge, den man fein mahlen, durchſieben, dann anfeuchten, und zu einem dicken Teig verarbeiten läßt. Auch nimmt man bisweilen alte Schmelztiegel, die man zu einem feinen Pulver zermalmen, und mit rohem Thon wieder vermiſchen läßt. Auch eigene Töpfe zu Flaſchen und zum Flintglaſe macht man von 40 Zoll Durchmeſſer und Tiefe. Sie haben eine Dicke von 2 bis 4 Zoll, und werden zum Flintglaſe bedeckt. Ehe ſie in den Ofen gebracht werden, müſſen ſie mehrere Tage lang in der Weißglühhitze ſtehen. Zu Flaſchen nimmt man die gröbſten Stoffe: Flußſand, unreines Natrum und Kali, als Abgang der Seife und Aſche. Das berühmte engliſche Kronglas fodert zu ſeiner Bereitung einen Reverberirofen, worin die Stoffe verkalkt werden, einen andern, worin ſie vergläſ't werden, und einen dritten, worin das Glas ſo erhitzt wird, daß es biegſam und fähig wird, verſchiedene Geſtalten anzunehmen. Zum Kronglas nimmt man zwei Theile Kelp- oder Tangaſche und einen Theil feinen weißen Sand. Dieſe bringt man wohlgemiſcht in einen Reverberirofen und läßt ſie verkalken. Um dieſe ſogenannte Fritte zu erhalten, ſind verſchiedene Anſtalten nöthig, denn das Salz in der Tangaſche fließt ſehr leicht mit den Ziegeln zuſammen. Daher haben Einige vorgeſchlagen, eine eiſerne Platte auf dem Boden des Ofens anzubringen, damit nicht mit dem Salze auch das Kali der Tangaſche verloren gehe. Iſt die Fritte hinlänglich verkalkt, ſo bringt man ſie in Töpfen, mit dem achten Theil zerſtoßnen Glaſes in den Schmelzofen, wo nun ungefähr 10 bis 12 Stunden erfodert werden, um die Fritte vollkommen zu ſchmelzen. Dann wird das Glas flüſſig, wie es noch iſt, mit einer eiſernen Röhre aufgenommen und auf einer eiſernen Platte geblaſen. Was das bekannte Flintglas betrifft, ſo machte man dies ſonſt aus verkalkten, kleingemahlenen Flintenſteinen, denen man noch Perlaſche, oder ein beſonderes Alkali mit etwas Arſenik beimiſchte. Gegenwärtig nimmt man ganz feinen weißen Sand, deſſen einzelne Körner möglich durchſichtig ſeyn müſſen. Da dieſer oft mit Thon gemiſcht iſt, ſo muß der letztere rein ausgewaſchen werden, ehe man den Sand in den Calcinirofen bringt. Dann nimmt man Bleiglätte, die als ſtarker Fluß die Dichtigkeit des Glaſes vermehrt, es dehnbarer macht und es alſo hindert, ſo leicht zu ſpringen, und entweder Kali oder Natrum; beſſer aber iſt jenes, weil es dem Glaſe gar keine Farbe mittheilt, da Natrum eine grünlich-blaue Schattirung giebt. Ferner wird Salpeter erfodert, welcher die vollſtändigere Verkalkung der Bleyglätte befördert. Dann etwas Arſenik, aber nie zu viel, weil ſonſt das Glas weiße unburchſichtige Flecken bekommt. Endlich iſt ein ſehr wichtiger Beſtandtheil das ſchwarze Mangan- oder Braunſteinoxyd. Dieſes zerſtört die Farben im Glaſe, welche das Eiſen, dem Sande beigemiſcht, hervorbringt. Indeſſen bringt zu viel Mangan eine ſchwärzliche Schattirung hervor und iſt der vollkommenen Durchſichtigkeit nachtheilig. So unentbehrlich das Glas jetzt in Künſten, Gewerben und ſelbſt in Wiſſenſchaften iſt, ſo äußerſt wichtig ſind ſeine phyſiſchen Eigenſchaften. Eine derſelben iſt, daß es auch in bedeutender Hitze ſeine Durchſichtigkeit behält und ſehr wenig ausgedehnt wird; daher paßt es beſonders zu Uhrpendeln. Auch ſeine große Biegſamkeit in bedeutender

Hitze iſt ſehr merkwürdig. Es läßt ſich dann leicht in alle Formen bringen und zu feinen Fäden ſpinnen. Endlich iſt es fähig, auch verſchiedene Farben anzunehmen, die man ihm mit metalliſchen Oxyden gibt. Geſchnitten wird es mit Diamanten, auch mit einem heißen Eiſen, doch iſt die letztere Manier immer etwas unſicher.

Glasfenſter. Man verſtand lange die Bereitung des Glaſes, ohne darum Glasfenſter zu haben. Die Häuſer der Morgenländer hatten gewöhnlich auf der Vorderſeite gar keine Fenſter, auf der Seite des Hofes waren dieſelben entweder mit Vorhängen oder mit einem beweglichen Gitterwerk verſehen; im Winter aber überzog man ſie mit geöltem Papier. Die Chineſen bedienten ſich zu ihren Fenſtern ſehr feiner mit einem glänzenden Lack überzogener Stoffe, in der Folge aber der geſchliffenen Auſterſchalen. Auch verſtehen ſie die Hörner der Thiere zu großen und dünnen Platten zu verarbeiten, womit ſie ihre Fenſter verſehen. Bei den Römern vertrat der lapis specularis die Stelle des Glaſes, welcher nach der Beſchreibung nichts anders, als das blättrige Marien- oder Frauenglas war. Indeß ließen vornehme Perſonen zu Rom die Öffnungen ihrer Badſtuben auch mit dünn geſchliffnen Agaten und Marmor verſehen. Daraus, daß man in der Villa von Pompeji, welcher Ort zu des Titus Zeiten durch ein Erdbeben verſank, Bruchſtücke von Glastafeln gefunden, hat man auf den ſchon damals eingeführten Gebrauch des Glaſes zu Fenſterſcheiben ſchließen wollen, ſichere Nachrichten aber finden wir erſt bei Gregor von Tours, woraus erhellt, daß im dritten Jahrhundert nach Chr. die Kirchen Fenſter von gefärbtem Glaſe erhielten. In Frankreich bediente man ſich anfangs ſtatt des Glaſes des Marienglaſes, des weißgeſottenenen Horns, in Öl getränkter Papiere und dünn geſchabter Leder. Die älteſten noch vorhandenen Glasfenſter daſelbſt ſind aus dem zwölften Jahrhundert, und befinden ſich in der Kirche zu St. Denis; ſie ſcheinen noch von dem vorigen Gebäude des Tempels aufbewahrt zu ſeyn, welches der Abt Suger, ein Günſtling Ludwigs des Dicken, vor 1140 aufführen ließ. Suger ließ ſogar viele Sapphire zu Pulver ſtoßen und unter das Glas miſchen, um ihnen die Laſurfarbe zu geben. Um das Jahr 1458 rechnete es Äneas Sylvius noch zur größten Pracht, die er in Wien fand, daß die meiſten Häuſer Glasfenſter hatten. Felibien ſagt, daß man zu ſeiner Zeit, d. i. gegen 1490, in Italien runde Glasſcheiben in die Fenſter einzuſetzen gewohnt geweſen ſey. Dagegen hatten in Frankreich im ſechszehnten Jahrhundert zwar alle Kirchen, aber noch wenig Wohnhäuſer Glasfenſter.

Glasgalle iſt eine auf der flüſſigen Glasmaſſe wie ein Fett oder Schaum obenauf ſchwimmende Materie. Sie wird Axungia oder Sal vitri, von den Franzoſen aber fiel oder suif de verre genannt, iſt meiſtens alkaliſch, daher ſie auch an der Luft feucht wird, oder wohl gar fließt, und wird beſonders zum Silberlöthen gebraucht, denn ſie nimmt einen ſtarken Grad von Feuer an, bringt ſchwerflüſſige Subſtanzen leicht in Fluß, und erhält ſie auch lange in dieſem Zuſtande. Die Töpfer bedienen ſich ihrer auch zur Glaſur.

Glasgow, eine große Handelsſtadt und Univerſität in Schottland, am Clyde-Fluß, in 55° 52′ N. B. und 4° 15′ W. L. Die Volksmenge dieſer Stadt beträgt nach den neueſten Unterſuchungen 120,000 Seelen. Die Stadt iſt ſehr alt, denn ſchon im Jahr 560 ſoll hier ein Biſthum errichtet worden ſeyn. Die Kathedrale iſt

aber erſt 1123 gebaut. Die Univerſität wurde im Jahre 1450 von König Jacob II. und dem Biſchof Turnbull geſtiftet, und iſt in neuern Zeiten durch die Vermächtniſſe von John Anderſon und William Hunter ſehr erweitert worden. Anderſons Vermächtniß bezog ſich auf die Unterſtützung von 81 bedürftigen Jünglingen, die nicht allein auf ſeine Koſten zu Gelehrten, ſondern auch zu Kaufleuten, Landwirthen und Künſtlern gebildet werden ſollten. William Hunter, nicht weit von Glasgow geboren und auf dieſer Univerſität erzogen, vermachte ſein herrliches Muſeum an die Univerſität. Man ſchätzt den Werth dieſes Vermächtniſſes auf 150,000 Pf. Sterling. Es enthält dieſe Sammlung nicht allein alle Arten von Naturalien, anatomiſche Präparate uud Münzen aller Art, ſondern auch ſeine ganze Bücher- und Handſchriftenſammlung und eine Menge Originalgemählde der erſten Meiſter. Das Ganze iſt in einem prächtigen und geſchmackvollen Gebäude, welches ausdrücklich zu dem Ende errichtet worden, aufgeführt. Die Zahl der Studenten auf dieſer Univerſität betrug 1814 mehr als 1400, worunter über 300 Mediciner waren. Außerdem iſt noch in Glasgow ein großes Seminar, worin 520 junge Leute unterwieſen werden. Ein großes königliches Krankenhaus hat in dem letzten Jahr 1267 Kranke aufgenommen und koſtete jährlich über 3000 Pf. Sterling. Ein treffliches Irrenhaus ward 1810 von einem gewiſſen Stark erbaut. Auch die Börſenhalle, das Theater, die Sternwarte, die Reitſchule, das Magdalenenſpital und das öffentliche Gefängniß ſind prachtvolle Gebäude, alle ſeit den letzten 14 Jahren von demſelben Baumeiſter Stark nach großen Muſtern der Antike aufgeführt. Unter andern iſt das öffentliche Gefängniß mit einer Säulenhalle verziert, die ganz wie das Parthenion in Athen gebaut iſt. Man findet in Glasgow eine Bildſäule vom König Wilhelm III. zu Pferde aus Bronze, eine marmorne von Pitt, eine von Bronze, die John Moore, der bei Coruña in Spanien fiel und ein Glasgower von Geburt war, errichtet worden. Auch das Andenken des unſterblichen Nelſon ehrten die Einwohner von Glasgow durch Errichtung eines Obelisk von 142 Fuß Höhe. In Glasgow ward 1811 das erſte Dampfboot von Heinrich Bell erbaut. Glasgow hat eine dem Handel äußerſt günſtige Lage. In der Nähe der reichen Steinkohlengruben ſteht es durch den Clyde mit dem atlantiſchen Meer, und mit der Nordſee durch den Clyde-Canal und den Fluß Forth in Verbindung. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts war Glasgow der vorzüglichſte Stapelplatz für den amerikaniſchen Tabak, der von hier durch ganz Europa verfahren wurde. In neueren Zeiten hat man ſich beſonders auf Baumwollenmanufacturen gelegt. In und um die Stadt her ſind allein 52 Baumwollenmühlen, die zuſammen ein Kapital von einer Million Pf. Sterling gekoſtet haben. Hierzu kommen mehrere große Spinnereien und 18 Manufacturen für Baumwollengewebe mit 2800 Weberſtühlen, 18 Calicodruckereien und 39 Glättmaſchinen, die durch Dämpfe in Bewegung geſetzt werden. Auch 9 Eiſengießereien ſind in Glasgow, ſo wie eine Menge anderer Manufakturen. Es kommen jährlich 40,000 Orthofte Rohzucker, über 200 Orthofte Rum, 54,000 Säcke Caffee und über 30,000 Säcke Baumwolle nach Glasgow, welche von da, zum Theil verarbeitet, ausgeführt werden. Welch ein lebhafter Vertrieb in dieſer Stadt iſt, kann man ſchon daraus abnehmen, daß die Einnahme des Poſtamtes in einem Jahre zwiſchen 30 und 40,000 Pf. Sterling beträgt.

Glasmahlerei. Dieſe, wie Moriſoli aus einer Stelle des Seneca und Vopiscus Firmius zu erweiſen ſucht, und wie ein aufgefundenes Bruchſtück der Art, welches in Buonarotti's Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro etc. beurtheilt wird, vielleicht wirklich beweiſ't, ſchon den Alten bekannt geweſene Kunſt wurde ehedem angewandt, um die Glasſcheiben an Kirchen und an andern öffentlichen Gebäuden mit Mahlereien zu verzieren, welches in Vereinigung mit dem ganzen Style der gothiſchen Kirchen ein heiliges Halbdunkel über ſie verbreitete. Die Farben zu dieſen Mahlereien waren mineraliſch oder beſtanden aus gefärbtem und fein geriebenem Glaſe, und wurden entweder auf gewöhnliches durchſichtiges oder auf weißgefärbtes Glas aufgetragen und im Schmelzofen eingebrannt. In den neuern Zeiten findet man die erſten Spuren dieſer Kunſt gegen das Ende des zehnten oder zu Anfang des elften Jahrhunderts, wo ſie ſich wahrſcheinlich wieder aus der Zuſammenfügung mancherlei gefärbter Gläſer entwickelte. Albrecht Dürer erwarb ſich große Verdienſte um ſie; und M. Claude, Franceſe genannt, ſoll ſie 1530 zuerſt nach Italien gebracht haben. Seitdem gab es in Frankreich, Italien und Deutſchland verſchiedene Künſtler in der Glasmahlerei, unter denen Wolfgang Baumgärtner (geſt. 1761), und Jouffroy Jervaiſe mit Auszeichnung genannt werden. Letzterer ſoll in ſeiner Auferſtehung Chriſti in einer Capelle zu London alles übertroffen haben, was je in dieſer Art geleiſtet worden.

Glasporzellan, auch nach dem Erfinder Reaumurſches Porzellan, iſt Glas, am beſten gemeines grünes Glas, welches man in einer irdenen Kapſel, ganz und gar mit einer Miſchung von feinem Sande und zart geriebenem Gypſe oder auch nur mit einem von beiden, ſelbſt auch nur mit Kalk oder Kreide umgeben, dem Feuer des Töpferofens ſo lange, als gemeine Töpfergefäße brennen müſſen, ausgeſetzt, und dadurch in eine milchweiße, mehr oder weniger ins Bläuliche fallende porzellanartige Maſſe verwandelt hat.

Glasſchleifen. Dieſe Operation geſchieht, indem man durch Hülfe gewiſſer, nach verſchiedenen Modellen wohlgerundeten, meſſingenen oder kupfernen Schüſſeln und vermittelſt des Sandes, Tripels und fein geriebenen Schmirgels, den man auf die Schärfe eines an einer Spille befeſtigten kupfernen Rädchens ſtreicht, allerhand Figuren, Wappen, Schriften u. dgl. ins Glas ſchneidet, und was durchſcheinen oder glänzen ſoll, mit einem bleiernen Rade polirt. Man vermuthet, daß das Glasſchleifen im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert aufgekommen ſey, als man anfing, Brillen zu machen, zu denen geſchliffene Gläſer nöthig waren.

Glastropfen oder Glasthräne. Wenn man einen flüſſigen Glastropfen in kaltes Waſſer fallen läßt, ſo nimmt er die Geſtalt eines ovalrunden Körpers an, der ſich in einen langen dünnen Schwanz endigt, und heißt in ſeinem feſten Zuſtande Glasthräne. Dieſe feſten Glastropfen haben die merkwürdige, aus ihrer Structur erklärbare Eigenſchaft, daß ſich der ovalrunde Theil mit dem Hammer ſchlagen und abſchleifen läßt, ohne zu zerbrechen; da hingegen, wenn man den dünnen Schweif abbricht, der ganze Tropfen augenblicklich in einen dünnen Staub zerſpringt.

Glaſur iſt jeder glasartige Überzug auf irdenen Gefäßen, um ihnen dadurch einen Glanz zu geben, und zu verhindern, daß ſie von den hineingegoſſenen Flüſſigkeiten nicht durchdrungen werden. Man kann dazu alle leichtflüſſigen Mineralien nehmen, welche im Feuer

verglaſen, als Thon, Bolus, Schlacken, Glas, Glätte, Saflor, Neapolitaniſchgelb, Zinnaſche, Spießglas, Bleiglas, Ochererde, Kupferocher, Eiſenſafran; mit Kupferaſche wird ſie grün, mit Mennige gelb, mit Schmalte und Braunſtein violenblau gefärbt. Alles dies wird fein unter einander gerieben, zu Glaſe geſchmolzen, in Kuchen gegoſſen und dann zum Glaſuren verbraucht. Auch aus einer Miſchung von feinem Sande, Bleiaſche, Holzaſche und Küchenſalz, welches alles man in einem Keſſel zergehen läßt, kann man eine gute Glaſur bereiten. Die Glaſur aus Bleiglätte kann unter gewiſſen Umſtänden ſehr ſchädlich werden, und iſt um ſo mehr zu vermeiden, da man in neuern Zeiten mehrere Zuſammenſetzungen völlig bleifreier Glaſuren erfunden hat. Ungebrannte Waaren werden mit Thonwaſſer befeuchtet, und dann nur mit dem Glaſurpulver beſtreut, welches man die trockene Glaſur nennt; gebrannte Waaren aber werden mit naſſer Glaſur überzogen, indem man das Gefäß entweder in die Glaſurmaſſe eintaucht, oder die Glaſur mit einem Pinſel anſpritzt.

Glätte, Glette oder Bleiglätte iſt ein zu Schlacken calcinirtes Blei. Es iſt entweder natürlich, welches man in der Erde, jedoch nur ſelten findet, oder künſtlich, welches durchs Feuer bereitet wird, wenn man Gold und Silber durch Blei reinigt. Wird die Glätte durch ſtarkes Feuer goldgelb und röthlich, ſo heißt ſie Goldglätte, wird ſie aber bleichgelb oder weiß, ſo heißt ſie Silberglätte. Man braucht ſie in der Heilkunde äußerlich zum Abheilen und Kühlen; aber ein ſtrafbarer Mißbrauch iſt es, ſich ihrer zur Verfälſchung der Weine zu bedienen, da ſie innerlich ein unfehlbares und langſam wirkendes Gift iſt, und zugleich ſehr ſchmerzhafte Zufälle, beſonders die ſogenannte Bleicolik verurſacht.

Glatteis entſteht, wenn nach heftigem Froſte Thauwetter mit einem gelinden Regen oder ſogenanntem Naßniedergehen eintritt, und beſteht in einer dünnen glatten Eisrinde, welche das Steinpflaſter und überhaupt jeden Weg überzieht. Die Entſtehung dieſes Phänomens hat folgenden Grund. Die atmoſphäriſche Luft nimmt, wenn das Thauwetter eintritt, die durch Winde herbeigeführte Wärme zuerſt an, das Steinpflaſter und der hartgefrorne Erdboden dagegen erſt ſpäter. Während alſo die Luft ſchon über dem Gefrierpunkt erwärmt iſt und den Regen in Tropfen herabfallen läßt, iſt der Erdboden noch ſo kalt, daß das Waſſer, welches mit ihm in Berührung kommt, ſeinen Wärmſtoff an ihn verliert und zu Eis wird. Iſt dagegen die erwärmte Luft erſt einige Zeit über die noch ſtarrende Erde hingeſtrichen, ſo ſetzt ſie allmählich ſo viel Wärmeſtoff an dieſelbe ab, daß ſie ebenfalls aufthaut, und dann kann kein Glatteis mehr entſtehen.

Glaube iſt ein ſolches Fürwahrhalten, welches auf ſubjectiv zureichenden, d. h. auf ſolchen Gründen beruht, die nicht in der Erfahrung, in der Kenntniß des Objects, ſondern in Bedürfniſſen der menſchlichen Vernunft gegeben ſind, die den Menſchen nöthigen, auch das Überſinnliche, auch das, was nicht in der Erfahrung erſcheint, für wahr zu halten. Weſentlich iſt der Glaube von dem Meinen wie von dem Wiſſen verſchieden; denn das Meinen iſt ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wiſſen aber iſt ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen, welche auf der Erfahrung, auf dem Zeugniſſe der Sinne beruhen. Ich meine, daß der Comet der Verkündiger des Unglücks oder des Kriegs ſey, ich weiß, daß eine Stadt Namens Paris exiſtirt, und ich glaube, daß Gott die Welt regiert

und daß die menſchliche Seele unſterblich iſt. Treffend hat ein heil. Schriftſteller, der Verfaſſer des Briefs an die Hebräer, (Kap. XI, V. V.) den Glauben auf folgende Weiſe beſchrieben: Es iſt aber der Glaube eine gewiſſe Zuverſicht deſſen, was man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht ſiehet. Die eigentliche Sphäre des Glaubens iſt die Religion. Durch die Sinne können wir uns weder von dem Daſeyn Gottes und dem Walten der Vorſehung, noch von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele überzeugen, die Religion iſt kein Gegenſtand der Erfahrung. Die Bedürfniſſe der Vernunft aber, das Bedürfniß, einen Erklärungsgrund von dem Daſeyn und der weiſen Einrichtung der Welt zu finden, und das Bedürfniß der zuverſichtlichen Erwartung des Sieges des Guten und eines vollkommnern Zuſtandes der Dinge, nöthigt den Menſchen, den religiöſen Ideen Realität zuzuſchreiben, nöthigt ihn, Gott, Vorſehung und Unſterblichkeit im Glauben zu umfaſſen. Darum wird die religiöſe Überzeugung vorzugsweiſe Glaube genannt und ihm der Unglaube, d. h. die Denk- und Sinnesart deſſen entgegengeſetzt, der nur das, was ſich auf das Zeugniß der Sinne gründet, für wahr hält und die überſinnlichen Ideen der Gottheit, der Vorſehung und der Unſterblichkeit als Wahn und Selbſttäuſchung betrachtet. Zuweilen wird das Wort Glaube noch objectiv von dem, was geglaubt wird, gebraucht, und in dieſem Sinne nimmt man dies Wort, wenn man von dem chriſtlichen Glauben oder von dem Glauben dieſer oder jener kirchlichen Geſellſchaft redet. N.

Glaubenseid heißt das Bekenntniß, welches alle Geiſtliche in der catholiſchen Kirche bei der Übernahme ihrer Ämter und auch weltliche Perſonen, welche von andern Religionsparteien zu dieſer Kirche übergehen, feierlich ablegen und eidlich bekräftigen müſſen. Die Formel dieſes Eides iſt in den Ländern, welche die Lehrſätze der tridentiniſchen Kirchenverſammlung ohne Einſchränkung angenommen haben, ganz dieſelbe, wie ſie Papſt Pius IV. nach den Beſchlüſſen dieſes Conciliums abgefaßt und vorgeſchrieben hat, und, weil ſie beſonders zur Anerkennung der Hoheitsrechte des Papſtes und zur Unterwürfigkeit gegen ihn verpflichtet, ſeitdem ein vorzügliches Mittel geweſen, das in der Folge der Reformation durch eine freiere Politik der Fürſten geſunkene Anſehn des Papſtes durch Bindung der Gewiſſen an die Hierarchie aufrecht zu erhalten. Die beſondern Freiheiten der gallicaniſchen Kirche verhinderten in Frankreich gleich anfangs die Annahme der hierarchiſchen Grundſätze des tridentiniſchen Conciliums, daher auch der Glaubenseid für die franzöſiſchen Prieſter eigenthümliche Modificationen erhielt. Mit dem bei der Revolution von der franzöſiſchen Geiſtlichkeit gefoderten Conſtitutions- oder Bürgereide vertrug er ſich aber durchaus nicht, und während die conſtitutionellen Prieſter ihm untreu wurden, entzogen ſich viele andere ſtrenger denkende dieſer Colliſion des Gewiſſens durch Auswanderung oder Niederlegung ihrer geiſtlichen Ämter. Die belgiſchen und lüttícher Geiſtlichen halfen ſich auf Beſcheid des jetzigen Papſtes Pius VII. dadurch, daß ſie den Bürgereid zwar zurücknahmen, aber ſchwuren nichts zu thun, was gegen die franzöſiſche Conſtitution wäre, und das Concordat vom 15ten Juli 1801 traf auch in dieſem Punkte einen Mittelweg, bei dem die neufranzöſiſchen Prieſter mit ihrem Gewiſſen beſtehen zu können glaubten.

Glaubensnorm iſt die Vorſchrift oder Regel des Glaubens, die einem Volke oder den Gliedern einer Kirche gegeben wird, damit

alle ſich daran halten und darnach richten können. Faſt jede Religionspartei hat gewiſſe öffentlich autoriſirte Bücher (ſ. den Art. Symboliſche Bücher), in denen ihr Glaubensbekenntniß enthalten iſt, und die ihr für folgende Zeiten zur Glaubensnorm dienen. Nach der mehrern oder mindern Übereinſtimmung mit dieſer Norm pflegt man die Rechtgläubigkeit der Gemeindeglieder zu meſſen, und je mehr die Theologen ehedem an dem Buchſtaben der öffentlichen Bekenntnißſchriften hingen, deſto leichter war es, in den Verdacht des Irrglaubens und der Ketzerei zu kommen. Indeß hat der Geiſt der Zeiten und die fortſchreitende Philoſophie ſich durch dergleichen Stereotypen der religiöſen Überzeugung nicht binden laſſen und es iſt mehr als einmal in der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt behauptet worden, daß ſie, wie jede andere menſchliche Satzung, von Zeit zu Zeit einer Reviſion und Verbeſſerung unterworfen werden müßten, weil ſie den Gemüthern ſonſt bei geſteigerten Einſichten und veränderten Begriffen einen mit dem Geiſte des Proteſtantismus ganz unverträglichen Glaubenszwang auflegen würden. Ob nun gleich die ſymboliſchen Bücher der Proteſtanten noch in ihrem öffentlichen Anſehen ſtehen und officiell kein Schritt geſchehen iſt, etwas an ihnen abzuändern, ſo dürfen ſich die proteſtantiſchen Länder doch keinesweges darüber beſchweren, daß ihnen je etwas als Glaubensgegenſtand aufgezwungen worden wäre, was wider die Überzeugungen eines echten Proteſtanten iſt. Dagegen wurde die Freiheit der Gewiſſen in den Ländern, wo die catholiſche Kirche herrſcht, durch Edicte, geheime Machinationen und öffentliche Gewaltthätigkeiten oftmals ſehr gefährdet, und man kann allerdings behaupten, daß, ſo lange die Inquiſition beſtand, in Spanien und Portugal und unter Ludwig XIV. in Frankreich der intoleranteſte Glaubenszwang Statt gefunden habe. Die Könige wollten, auf Antrieb des catholiſchen Klerus, alle ihre Unterthanen, auch die Nichtcatholiſchen, ohne Rückſicht auf ihre widerſtrebende Überzeugung, zur Annahme des catholiſchen Glaubens zwingen. In Ungarn, Böhmen und Öſterreich hat es vor Joſeph II. ebenfalls nicht an Verſuchen dieſer Art gefehlt und die Proteſtanten haben es in dieſen Staaten durch mannichfaltige Bedrückungen fühlen müſſen, daß ſie ſich nicht zwingen laſſen wollten. Jetzt ſind alle dieſe Verhältniſſe milder geworden, und wenn es auch noch Länder gibt, wo eine Kirche vorzugsweiſe die herrſchende iſt und andere nur geduldet werden; ſo kennt doch das neunzehnte Jahrhundert kein Beiſpiel eines directen obrigkeitlichen Zwanges in Sachen des Glaubens und der religiöſen Überzeugung. Die Wiedereinführung der Inquiſition in Spanien unter Ferdinand VII. und manche vom Papſt Pius VII. getroffenen Einrichtungen erwecken jedoch die nicht ungerechte Beſorgniß, daß das durch den guten Geiſt der Zeit verſcheuchte Geſpenſt der religiöſen Verfolgungswuth uns noch eine, wenn auch nur kurze friedenſtörende Erſcheinung machen dürfte, und erinnern an Voltaire's gewichtige Worte:

Mais ſi le fanatisme était encor le maitre,
Que les bûchers éteints ſeraient prompts à renaître! E.

Glauber (Joh. Rud.), ein deutſcher Arzt, der aber ſeine Lebenszeit in Amſterdam zubrachte, wo er im J. 1668 in hohem Alter ſtarb, hat ſich, ſeines Glaubens an Metallverwandlung ungeachtet, um die Chemie ſehr verdient gemacht. Ihm verdankt man die beſſere

Einrichtung der Öfen, die Abkürzung mehrerer chemiſchen Arbeiten, die Bereitung des rauchenden Salpetergeiſtes durch Vitriolöl, und das, nach ſeinem Namen genannte, Glauberſalz (eigentlich Sodavitriolſalz) das er zufällig fand, als er Kochſalz vermittelſt der Vitriolſäure zerſetzte, um die rauchende Salzſäure zu deſtilliren. Das Rückbleibſel dieſer Deſtillation war eine feſte Salzmaſſe, die ein cryſtalliniſches Anſehen hatte. Wegen ſeiner ſchätzbaren Eigenſchaften nannte man es anfänglich Wunderſalz. Es wird hie und da in der Natur gefunden, größtentheils aber durch die Kunſt verfertigt, und iſt ein Mittelſalz, das aus 56 Theilen Waſſer, 19 Theilen Vitriolſäure und 25 Theilen mineraliſches Alkali beſteht, in großen plattgedrückten, ſechsſeitigen Säulen anſchießt und einen bittern kältenden Geſchmack hat. In trockner Luft zerfällt es zu einem mehlweißen Pulver mit 56 von 100 Verluſt am Gewicht, doch mit Beibehaltung ſeiner Kraft, die vielmehr um die Hälfte verſtärkt iſt. In dieſer Geſtalt kann man es im Sommer, mit Waſſer angefeuchtet, zur Abkühlung des Getränks benutzen.

Glaucus, ein Fiſcher aus Anthedon in Böotien, der nicht lange vor Äſchylus unter die Volksgötter aufgenommen und dem als Meergott auch die Gabe der Prophezeiung beigelegt wurde; daher Apollonius ihn ſchon den Argonauten am myſiſchen Geſtade weiſſagen läßt. Ovid beſchreibt ihn folgendermaßen:

Jetzo erſchien mir zuerſt ſein Bart von dunkeler Grüne,
Und dies hangende Haar, das lang die Welle durchfeget,
Auch die bläulichen Arme, zugleich die gewaltigen Schultern,
Und die Schenkel, gekrümmt zum floſſigen Schweife des Fiſches.

Glayre (Moritz), war einer der Directoren der helvetiſchen Republik, geb. im J. 1743 zu Lauſanne, wo er ſeine erſte Bildung empfing. Glückliche Umſtände machten ihn dem Könige von Polen, Stanislaus Auguſt, bekannt, welcher ihn bei ſeiner Thronbeſteigung 1764, als Cabinetsſecretär zu ſich berief. Glayre gewann den Beifall des Königs, der ihn 1768 als Geſandtſchaftsſecretär nach Petersburg ſchickte und wenige Monate nachher zum Miniſter bei der Kaiſerin ernannte; — in jener Zeit, wo man in Wien, Berlin und Petersburg die allmählige Vernichtung Polens vorbereitete. Nach ſeiner Rückkehr ward er von dem Könige zum wirklichen geheimen Cabinetsrath ernannt. Zwanzig Jahre diente er in dieſem Poſten dem König und der Nation, welche auf dem Reichstage vom J. 1771 ihm das polniſche Indigenat ertheilte. Aber ſchon im folgenden Jahre ward die Republik eines Theils ihrer Provinzen beraubt. Glayre rieth dem König, eine Krone niederzulegen, die er nicht ohne Schmach länger tragen könne; aber die Drohungen der Unterjocher hinderten dieſen Schritt, und Glayre vermochte nicht, ſich von ſeinem gütigen und unglücklichen Gebieter loszureißen. Als aber Catharina und Joſeph in Mohilow zuſammentreffen wollten und Stanislaus, allen Vorſtellungen Glayre's entgegen, ebenfalls dahin zu gehen beſchloß, erbat und erhielt er die Erlaubniß, ſein Vaterland beſuchen zu dürfen. Hier verheirathete er ſich im Jahr 1788. Auf die Einladung des Königs übernahm er zwar die Stelle ſeines Miniſters in Paris, aber nach Beendigung der Geſchäfte kehrte er zu ſeiner Familie zurück. Unterdeß fing die franzöſiſche Revolution an, auch Helvetiens Ruhe zu ſtören. Glayre glaubte nicht, daß ſie das Waadtland ergreifen wür-

dc. Aber als ein franz. Heer unter Menard an den Gränzen der Waadt erſchien, und das franz. Directorium die Inſurgenten unter Frankreichs Schutz ſtellte, ſah er die Revolution unaufhaltſam ausbrechen. Da beſchloß er, ſich ihren anarchiſchen Ausſchweifungen entgegenzuſtellen, und den Einfluß der Demagogen des Vereinigungsclubs zu hindern, übrigens aber die Befreiung ſeines heimathlichen Cantons von der Unterthanenſchaft aufrecht zu erhalten. Er rieth daher den 7ten Januar 1798, daß die Obrigkeit von Lauſanne die Beſchwerden des waadtländiſchen Volks von ſich aus der Regierung von Bern übergeben ſolle. Das Waadtland erklärte ſich darauf für ſouverain, und nahm einſtweilen die neuhelvetiſche Verfaſſung an. Im April 1798 hatte ſich endlich die geſetzgebende Verſammlung Helvetiens in Aarau conſtituirt. Man wählte das Directorium, und Glayre ward zum Mitgliede deſſelben ernannt. Aber in dem Getümmel erbitterter Parteien und unter der treuloſen Politik des damaligen Frankreichs konnte Glayre's ſtille Bürgertugend nichts ausrichten. Er hoffte, durch gemäßigte Maßregeln die Gemüther zu lenken, die von den heftigſten Leidenſchaften bewegt waren; mußte ſich aber, theils wegen Kränklichkeit, theils aus Mißmuth, ſich zuletzt von allen Parteien verkannt zu ſehen, von den Geſchäften zurückziehn. Er ward hierauf noch zweimal in die vollziehende Gewalt der Republik gerufen, als Mitglied des Vollziehungsausſchuſſes und als Mitglied des Vollziehungsrathes. Im Oct. 1800 ſandte ihn die Regierung nach Paris, um die Neutralität der Schweiz auszuwirken; allein er arbeitete ohne Erfolg. Endlich ſchrieb er noch, als die Frage zu entſcheiden war, ob die Schweiz fortan ein eigner Staat oder ein Verband mehrerer ſeyn ſolle, ſeine Lettres sur l'Helvétie, worin er die Vortheile des Einheitsſyſtems darthat. Da er aber auch hier ſeine Wünſche fürs Vaterland vereitelt ſah, zog er für immer den Staatsgeſchäften die ſchöne Einſamkeit ſeines Gutes zu Romainmotier vor, und nahm nach Wiedereinführung des Föderalismus von allen ihm angebotenen Ämtern nur die Repräſentation des Kreiſes an, in welchem ſeine Beſitzungen liegen.

Gleichen (Ernſt (oder nach Andern Ludwig) Graf von) aus einem ehedem ſehr berühmten, jetzt aber erloſchenen deutſchen Geſchlechte, folgte dem heiligen Kreuze nach Paläſtina, focht wider die Türken und fiel in Gefangenſchaft. Eines Tages, ſo erzählt die Sage, erblickte ihn auf einem Spaziergang, als der Unglückliche am Wege arbeitete, die Tochter des Sultans, und von Mitleid und Liebe gerührt, verſprach ſie, ihn zu befreien und ſein Schickſal zu theilen, wenn er ſie zum Weibe nehmen und mit ihr entfliehen wolle. Vergebens wendete er ihr ein, daß er daheim Weib und Kinder habe. Die an die Sitte ihres Volks gewöhnte Fürſtin findet darin kein Hinderniß ihrer Liebe. Sie entfliehen, gehen zu Schiffe und erreichen glücklich Venedig. Hier vernimmt der Graf, daß ſeine Gemahlin und ſeine Kinder leben und mit Sehnſucht ſeiner harren; er eilt nach Rom und erhält vom Papſt, nachdem die Türkin die Taufe empfangen, die Erlaubniß, beide Gemahlinnen behalten zu dürfen, mit denen er fortan in glücklicher Eintracht lebte; denn auch ſeine frühere Gattin willigte drein, das Herz ihres Gemahls mit derjenigen zu theilen, ohne deren Hülfe er auf immer für ſie verloren geweſen wäre. Hiſtoriſche Unterſuchungen über dieſe Geſchichte findet man in Galetti's thüringiſcher Geſchichte und in einer kleinen Schrift des gelehrten Prälaten Placidus Muth. Das Grabmal des Grafen, auf welchem

er mit beiden Gemahlinnen abgebildet iſt, befand ſich in der ehemaligen Benedictinerkirche auf dem Petersberge zu Erfurt und iſt jetzt in Gotha.

Gleicher, ſ. Äquator.

Gleichgewicht iſt der Ruheſtand, welcher erfolgt, wenn zwei oder mehrere Kräfte dergeſtalt entgegenwirken, daß jede Bewegung dadurch aufgehoben wird. Die Lehre von dem Gleichgewichte der Kräfte, welche auf feſte Körper wirken, wird die Statik, die aber vom Gleichgewichte der auf Flüſſigkeiten wirkenden Kräfte die Hydroſtatik genannt.

Gleichgewicht kommt auch in den bildenden Künſten vor, da dieſelben, um der Naturwahrheit willen, eine beſtändige Rückſicht auf die Geſetze der Phyſik und Mathematik nehmen müſſen. Leonardo da Vinci in ſeiner Abhandlung über die Mahlerei theilt dieſes Gleichgewicht in das einfache und das zuſammengeſetzte ein, und verſteht unter jenem das Gleichgewicht einer Figur, in ſo fern es bloß durch die eigne Stellung oder Bewegung derſelben, unter dieſem aber das, welches durch eine fremde Schwere oder Laſt bewirkt wird, z. B. bei dem, der mit einem andern ringt, etwas trägt oder hebt. Es kann keine Frage ſeyn, ob der Künſtler hiebei mit der größten mathematiſchen Genauigkeit den jedesmaligen Schwerpunkt aufſuchen müſſe. Man gebraucht aber den Ausdruck Gleichgewicht in Beziehung auf bildende Künſte auch noch in einer andern Bedeutung, und verſteht darunter eine ſolche Zuſammenſetzung, in welcher jede Seite des Tableau's ungefähr gleich viel Figuren oder Maſſe enthält, ſo daß nicht die eine etwa überfüllt, die andere leer wäre. Es ſpringt in die Augen, daß der Grund dieſer Anfoderung nicht in einer hier nöthigen Beobachtung der Geſetze der Phyſik und Mathematik liegen könne, ſondern bloß äſthetiſch ſey, und in dem Wohlgefallen liege, welches das Auge an jeder Symmetrie hat. So nöthig es nun aber auch iſt, auf dieſe Rückſicht zu nehmen, ſo nöthig iſt es von der andern Seite, es nicht damit zu übertreiben; denn man kann dadurch in Monotonie, Steifheit und Peinlichkeit verfallen. Mengs verlangt deßhalb mit gutem Grund, daß jede ſolche Vertheilung natürlich ſcheine, und nie affectirt ſey. dd.

Gleichgewicht der Staaten, politiſches Gleichgewicht, iſt die Idee der höhern Staatskunſt, daß die nach Außen ſtrebende Macht eines jeden Staates von den übrigen ſo gemäßigt werde, daß keine Bedrückung oder Beſchränkung irgend eines andern daraus erfolge. Es beſteht alſo in der Verbindung mehrerer Mächte zur Abwendung ſolcher Gefahren, die ihnen von der Vergrößerungsſucht einzelner Nachbarn bereitet werden könnten. Sie widerſetzen ſich daher jedem Umſichgreifen eines andern Staats, das die Unabhängigkeit und Sicherheit des einen Volks beabſichtigt, dadurch aber die der übrigen gefährdet. Die Staaten haben ein natürliches Recht, die Idee eines ſolchen Gleichgewichts unaufhörlich geltend zu machen; denn nichts kann unbeſtrittener ſeyn, als die Verbindlichkeit der Regierung, ſich von außen Sicherheit zu verſchaffen, weil ohne dieſe kein politiſches Daſeyn, kein Staatenleben überhaupt denkbar iſt. Man ſieht leicht ein, daß die Idee eines politiſchen Gleichgewichts, ohne einen wirklichen Staatenverein, der die Gewähr des rechtmäßigen Beſitzſtandes Aller nach völkerrechtlichen Grundſätzen übernimmt, nicht ausgeführt werden kann. Die Despoten, welche in Aſien und Afrika herrſchen, können durch einen ſolchen Verein weder geſchützt, noch in denſelben aufgenommen werden, weil ſie überhaupt kein Geſetz anerkennen, ſon-

dern Gewalt und Wille über alles Recht erheben. Sie regieren nicht über Völker, ſie ſind Sklaventreiber, Räuberhäuptlinge und Kriegsbefehlshaber. Sie gehorchen keinem Geſetze, keinem Vertrage, ſondern allein der phyſiſchen Nothwendigkeit. Darum mußten Tippo Saheb bekriegt, und der Kaiſer von Candy entthront werden. Es iſt daher höchſt auffallend, wenn die europäiſchen Seemächte wechſelsweiſe die afrikaniſchen Raubſtaaten nicht bloß ſchützen, ſondern ſogar durch ihre Conſuln den auslaufenden Corſaren Geleitsbriefe ertheilen laſſen. Man könnte fragen, ob die amerikaniſchen Freiſtaaten mit in das politiſche Gleichgewicht von Europa gehören. Zwar ſtehen ſie mit allen europäiſchen Staaten in Verhältniſſen; aber die Trennung durch den atlantiſchen Ocean macht ihre Vergrößerung nur denen bedenklich, die durch ihre Beſitzungen an ſie gränzen. In dieſem Falle ſind nur zwei, Großbritannien und, wie es noch ſcheint, Spanien. Indeß könnte die Ausbreitung der Seemacht jener glücklichen Freiſtaaten allerdings noch anderen Reichen Europens nachtheilig werden, wenn ſie ſich, wie es vor einiger Zeit den Anſchein hatte, auf Inſeln europäiſcher Gewäſſer anſiedelten, und von dort aus die Sicherheit der Nachbarn bedrohten, d. h. dieſelben aus ihrem wohlerworbenen Beſitzſtande, der auch die Rechte des Handels in ſich faßt, zu verdrängen ſuchten. Es wäre aber ein Widerſpruch und eine wirkliche Verletzung des Gleichgewichts, wenn man es ſo weit ausdehnen wollte, daß keinem Staate von dem andern geſtattet würde, ſich auf rechtmäßige Weiſe, innerhalb ſeines natürlichen Kraftgebiets, zu verſtärken, durch Handel und Gewerbe die Völker glücklicher und reicher zu machen, und ſo auf alle Weiſe ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte durch ſeinen innern Haushalt zu entwickeln. Das Gleichgewicht der Staaten iſt vielmehr eine ſittliche Idee. Es ſoll Jeder ſo ſtark und kräftig, ſo reich und glücklich ſeyn, als er es in ſeiner Lage werden kann; aber daſſelbe Recht haben auch ſeine Nachbarn, und die ſichtbaren Gränzen aller unter ſich beſtimmt allein der durch Verträge geordnete Beſitzſtand eines Jeden. Der diplomatiſche Verkehr der Staaten unter einander darf alſo nur innerhalb dieſer Rechtsſphäre die Machtſphäre eines Jeden beobachten und bewachen. Die Idee des politiſchen Gleichgewichts ſpricht den geſunden Menſchenverſtand ſo ſehr an, daß ſie nothwendig entſtehen mußte, ſobald nur mehrere Staaten ſich ſelbſt als moraliſche Perſonen erkannten, und mit einander in rechtliche Verhältniſſe traten. Beides ſetzt aber voraus, daß die Civiliſation ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht habe. Es iſt daher grundfalſch, wenn man geſagt hat, daß das politiſche Gleichgewicht eine Entdeckung ſey, die die italieniſchen Freiſtaaten erſt im 15ten Jahrh. gemacht hätten, um ſich den Eroberungsangriffen Königs Carl VIII. von Frankreich zu entziehen. Woher anders entſtand der peloponeſiſche Krieg, als weil die übrigen Staaten Griechenlands die drückende Obergewalt Athens nicht länger dulden wollten? Eben ſo wußte Athen ſelbſt es ſehr wohl, daß Sparta und Theben nie zu mächtig werden dürften, wenn ſeine eigene Sicherheit nicht gefährdet werden ſollte. Demoſthenes entwickelte in ſeinen Reden, beſonders für Megalopolis, ſo feine Gedanken über dieſen Gegenſtand, wie ſie nur der größte Politiker neuerer Zeiten vortragen könnte; und Polybius, der im Fache der Staatswiſſenſchaft eben ſo groß iſt als in der Geſchichtſchreibung, lobt ausdrücklich das Benehmen des Königs Hiero von Syrakus, da er den Carthagern in dem Kriege der Hülfsvölker Beiſtand leiſtete. „Man muß, ſetzt er

hinzu, nie die geringen Anfänge der Vergrößerung der Nachbarn gering achten, und nimmer zugeben, daß die Macht eines Staates ſo ſehr wachſe, daß man einſt einen gerechten Krieg nicht mit gleichen Kräften führen könnte.“ Unter den Nachfolgern Alexanders war es jedoch mehr der Kampf gegenſeitiger Eiferſucht, welcher ein gleiches Machtverhältniß ordnete, als die Idee eines politiſchen Gleichgewichts. Als ſpäter die Herrſchaft der Römer Alles unterjochte, als im Anfang des Mittelalters die nordiſchen Völker mit dem römiſchen Reiche auch den geſellſchaftlichen Verein zerſtörten, da ging dieſe wohlthätige Idee völlig unter. Auch Carls des Großen Eroberungsplane und die Iſolirung der Staaten unter ſich, ſo wie die Kreuzzüge, ließen dieſelbe im ſpäteren Mittelalter nicht wieder aufkommen. Nur im Kleinen findet man dieſe Idee in den Kriegen befolgt, die die chriſtlichen Könige der pyrenäiſchen Halbinſel theils unter ſich, theils mit dem mauriſchen Hofe zu Cordova führten. Aber lebhafter, obgleich nicht mit angemeſſener ſittlicher Größe, erwachte der Gedanke an das politiſche Gleichgewicht in den Freiſtaaten Italiens. Die Kämpfe zwiſchen Genua und Venedig, von denen jenes ſich mit den byzantiniſchen Kaiſern verband, dieſes ſich ſogar an die erobernden Osmanen anſchloß, hatten urſprünglich keinen andern Zweck, als dem Übergewicht der einen oder der andern Macht entgegen zu arbeiten; aber weil ſie größtentheils nur dieſe beiden Staaten beſchäftigten, und bloß aus gegenſeitiger Eiferſucht wegen Macht- und Handelsvortheil hervorgingen, ſo endigten ſie mit dem Untergang der ſchwächern, der Republik von Genua. Als hierauf Carl VIII. von Frankreich Italien angriff, um ſeine Anſprüche auf Neapel geltend zu machen, da regte ſich in allen Staaten das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit, dieſer Übermacht entgegen zu arbeiten. Robertſon rechnet von dieſer Zeit an die Ausbildung der Idee des politiſchen Gleichgewichts; und in der That kann man ſo viel zugeben, daß, da damals erſt die Staaten in engere Berührung mit einander kamen, die Mächte von Deutſchland und Spanien gegen die wachſende Macht Frankreichs auf ihrer Hut zu ſeyn anfingen. Noch mehr war dies der Fall, als die Reformation mit der Staatskunſt zugleich auch die Anſichten vom Völkerrechte aufklärte; in den Kriegen Franz I. und Carls V. bemerkt man bloß die Abſicht eines Jeden, auf Koſten des Andern ſelbſt mächtiger zu werden. Es war die Idee des politiſchen Gleichgewichts, welche im 17ten Jahrh. die Fürſten Europens zu einem allgemeinen Kampf gegen die Anmaßungen des Hauſes Öſterreich bewaffnete, die den unſterblichen Guſtav Adolph für die Rechte der reinern Religion ſowohl als zum Schutz der bedrängten deutſchen Fürſten auf den Boden Deutſchlands rief. Weil aber die deutſchen Fürſten ſelbſt unter ſich weder einig waren, noch einen großen Mann aus ihrer Mitte an ihre Spitze ſtellen konnten, ſo übernahmen fremde Mächte die Mühe, den politiſchen Zuſtand von Deutſchland nach ihrem Bedürfniſſe zu ordnen. Dadurch wurde für Deutſchland ſelbſt kein Gleichgewicht, ſondern eine Vielherrſchaft, wohl aber in Deutſchland der Angelpunkt des europäiſchen Gleichgewichts gegründet. Seitdem blieb der weſtphäliſche Friede der Polarſtern des diplomatiſchen Staatsſchiffs von Europa bis in die neueſte Zeit. Übrigens war die Politik, die ihn dictirte, nicht umſichtig; ſie vermied bloß die Scylla von Öſterreich, und gerieth in die Charybdis von Frankreich. Der treffliche große Churfürſt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der treue Bundsgenoſſe Hollands ge-

gen Frankreich, und der Sieger bei Fehrbellin, war allein viel zu ſchwach, um Ludwigs XIV. Vergrößerungsplane beſchränken zu können. Die Schwäche Leopolds I., der Catholicismus Carls II. und Jacobs II. in England, und die erbärmliche ſpaniſche Regierung unter Carl II., dies alles begünſtigte den Untergang der Idee des politiſchen Gleichgewichtes zum größten Nachtheil aller, beſonders der öſtlichen Nachbarn Frankreichs. Nur Wilhelm III. von England faßte ſie wieder auf; doch im utrechter Frieden kehrte alles zu einer Zweiherrſchaft in Europa zurück, deren England *mit* Frankreich ſich anmaßte. Darauf entwickelte ſich ſeit 1740 durch *Friedrich* II. eine ähnliche in Deutſchland, als Preußen Öſterreich gegenüber trat. Indeß ging aus der gegenſeitigen Berührung dieſer deutſchen und jener europäiſchen Zweiherrſchaft, in welche nach Schwedens Sinken Rußland mit eintrat, zuletzt eine *Fünfherrſchaft* für Europa hervor, in welcher *Preußen* zuerſt für die Erhaltung des Beſitzſtandes, als Princips des europäiſchen Gleichgewichts, kämpfte, und dadurch eine europäiſche Macht wurde. Der ſiebenjährige Krieg (der alle kommende Geſchlechter überzeugen wird, daß das Vorhaben, einen einzelnen Staat zu unterdrücken, wenn dieſer nur moraliſche Kraft genug, und einen ſolchen Helden, als der große König, an der Spitze hat, an den Urhebern eines ſo völkerrechtswidrigen Beginnens ſich ſelbſt rächt), hat Preußens Stellung unter den erſten Mächten Europens ſo ſicher gegründet, daß auch die größten Unfälle der neueren Zeiten nur dazu dienen konnten, dieſen Staat herrlicher als je zu erheben. Wäre nur ſein Ruhm nicht durch die Theilung von Polen befleckt worden! Zwar hatten den erſten Gedanken daran Kaunitz und Catharina; indeß konnte er nur durch Friedrichs Zutritt, bei der unbegreiflichen Gleichgültigkeit Frankreichs und Großbritanniens, ausgeführt werden. Auf ſolche Weiſe wurde das politiſche Gleichgewicht von Europa aufs neue umgeſtürzt, und ſelbſt die Idee deſſelben — das Recht — vernichtet. Dieſe unglückliche Theilung, deren Unrecht durch die zweite und dritte Theilung, denen unläugbare Treuloſigkeit Preußens voranging, noch verſtärkt wurde, mußte ſelbſt dem größten Eroberer unſrer Tage zum Vorwande dienen, die ganze Idee vom Gleichgewicht der Staaten zum Gegenſtand des Spottes zu machen. Wirklich ſchien es eine Zeit lang, als wenn das ſogenannte große Reich alle übrigen verſchlingen würde; und ohne die ſtandhafteſte Conſequenz Großbritanniens, ohne die heldenmüthige Ausdauer der Spanier, und die in der Geſchichte einzigen Begebenheiten in Rußland, und endlich ohne Preußens rieſenmäßige Anſtrengungen wäre das Gleichgewicht der europäiſchen Staaten nur noch ein ſchöner Traum beſſerer Zeiten. Natürlich entſteht die Frage, ob denn jetzt, ſeit dem allgemeinen Frieden, das politiſche Gleichgewicht wieder vollkommen hergeſtellt, und ob wirklich der *heilige Bund* nur ein religiöſer Ausdruck für jenen Grundſatz ſey? Eine unparteiiſche Überlegung des Verhältniſſes der Staaten gegen einander hindert uns, dieſe Frage bejahend zu beantworten. Es iſt merkwürdig, daß England bis jetzt ſeinen Beitritt zum heiligen Bunde verweigert hat. Sollte man wohl ſich bewußt ſeyn, dem Grundſatz des Gleichgewichts entgegen zu handeln? Zwar verſichern große, und, wie es ſcheint, redliche Politiker Großbritanniens, daß dieſem Staate nichts daran liegen könne, ſich auf Koſten anderer zu bereichern oder zu vergrößern, weil die brittiſche Staatskunſt vorzugsweiſe eine ſittliche ſey. Indeß fürchten wir ſehr, daß dieſe nur zu patriotiſche

Meinung durch allgemein bekannte Thatſachen widerlegt werde. Wir wollen die Errichtung des Königreichs Hannover, die Einverleibung alter und reicher preußiſcher Provinzen mit dieſem neuen Staate nicht einmal in Anſchlag bringen; wir wollen nur an die unerträglichen Bedrückungen des Seehandels und an die Unterjochung der tapfern portugieſiſchen Nation erinnern, deren Verſuche, dies Joch abzuſchütteln, von dem brittiſchen Statthalter mit den grauſamſten Hinrichtungen beſtraft worden ſind. Was den erhabenen Urheber des heiligen Bundes betrifft, ſo läßt ſich von ſeinen perſönlichen Tugenden am wenigſten Beeinträchtigung der Nachbarſtaaten fürchten. Aber iſt es in der Politik wohl räthlich, der Perſönlichkeit eines Regenten allein zu vertrauen? Iſt nicht das öſtliche, an ſich coloſſale, Reich durch die neueren Friedensſchlüſſe zu einer ſolchen Größe angewachſen, daß kaum das ganze verbündete Europa gleiche Streitkräfte ihm entgegenſetzen kann? Preußen, ſein nächſter Nachbar, ſo hoch verdient um Europens Befreiung und Ruhe, iſt weit entfernt, die nöthigen phyſiſchen Kräfte wieder erlangt zu haben, um in der politiſchen Wagſchale den Ausſchlag geben zu können. Gleichſam, um der preußiſchen Regierung, deren moraliſche Kraft ſo oft erprobt iſt, das ſchwerſte Problem vorzulegen, hat man ihr die fremdartigſten Nationen und die entlegenſten Länder, beide durch kein gemeinſchaftliches Band gehalten, zugetheilt. Man hat gerade ſolche Völker dem preußiſchen Scepter unterworfen, die in feindſeliger Stimmung und durch frühere Vorgänge erbittert, ſchwerlich, ſo lange das jetzige Geſchlecht dauert, wahre Anhänglichkeit an die Regierung haben können. Um von den andern Staaten zu reden, ſo ſind freilich Sardinien und die Niederlande, als angenommene Vormauern oder Bollwerke gegen Frankreich, mit reichlichem Länderzuwachs ausgeſtattet; aber Dänemark und Sachſen haben Urſach, ſich bitter zu beklagen, daß in Rückſicht ihrer allein das Eroberungsrecht geltend gemacht worden iſt, während andere Staaten die von einem Eroberer ihnen zugeworfene Beute behielten! Die Zukunft muß entſcheiden, ob das ſittliche Grundweſen des politiſchen Gleichgewichts deutlicher als bisher anerkannt und ausgeſprochen, und daſſelbe auch durch die That über die Convenienzpolitik der Mächtigen unter ſich erhoben werden wird.

Geichheit iſt das Verhältniß der Einerleiheit zweier Dinge in Anſehung der Größe. Da nun die Größe theils eine ſinnliche (anſchauliche und empfindbare), theils eine bloß denkbare (intelligible) iſt, ſo iſt auch die Gleichheit von dieſer doppelten Art. Die Gleichheit vernünftiger und freier Weſen als ſolcher iſt daher bloß denkbar, indem die Größe ſolcher Weſen nicht in die Sinne fällt. Wenn aber vernünftige und freie Weſen als ſolche gleich genannt werden, ſo iſt dies vornehmlich von ihrem urſprünglichen Rechte zu verſtehen. Man nennt daher dieſe Gleichheit die urſprünglich-rechtliche, oder auch wohl die natürliche, wiefern ſie in der Natur vernünftiger und freier Weſen, als urſprünglich berechtigter Subjecte, gegründet iſt. Man könnte ſie auch die Gleichheit des urſprünglichen Rechts nennen, mit welcher die Ungleichheit der erworbenen Rechte ſehr wohl zuſammen beſtehen kann. Denn wenn jedes vernünftige und freie Weſen, dergleichen der Menſch iſt, urſprünglich das Recht hat, von ſeinen Kräften jeden Gebrauch zu machen, der kein anderes vernünftiges und freies Weſen verletzt, ſo kann es nicht fehlen, daß derjenige, welcher ſeine Kräfte mehr an-

ſtrengt oder vom Glücke mehr begünſtigt wird, als ein Anderer, auch mehr Eigenthum erwerbe, als dieſer. Im Staate ſoll nun die Gleichheit des urſprünglichen Rechts keineswegs aufgehoben, ſondern vielmehr durch das Geſetz ſanctionirt werden. Das Geſetz ſoll nämlich nach der Foderung der Vernunft 1. jeden im Staate gebornen Menſchen als einen Freien anerkennen, weil es widerſinnig iſt, daß ein ſchon vermöge ſeiner vernünftigen Natur freies Weſen durch ſein Verhältniß zu andern Weſen ſeiner Art unfrei werden ſolle; eben darum ſoll es aber auch 2. jedem freigebornen Menſchen gleichen Anſpruch auf die Erwerbung aller der Rechte ertheilen, die nur vernünftiger Weiſe in einem Staat erworben werden können, und jeden auf gleiche Weiſe bei ſeinen wohlerworbenen Rechten ſchützen. Daher verbindet ſich die Idee der Gleichheit nothwendig mit der Idee der Freiheit, ſobald jene Idee recht verſtanden wird. Die Gleichheitsmänner in der franzöſiſchen Revolutionszeit aber mißdeuteten jene Idee ganz und gar, indem ſie dieſelbe auch auf die empiriſchen Rechtsverhältniſſe der Bürger ausdehnen, und ſelbſt die Ungleichheit des Eigenthums aufheben wollten. Dieſe läßt ſich aber durch kein Geſetz völlig aufheben. Denn ſelbſt, wenn man in einem gewiſſen Zeitpunkte eine völlige Vermögensgleichheit bewerkſtelligen könnte, ſo würde ſchon im nächſten Augenblick eine neue Ungleichheit anheben, da Jeder von dem ihm angewieſenen gleichen Vermögen einen ungleichen Gebrauch machen, und es auf ganz verſchiedene Weiſe benutzen würde. Dadurch würde ſich dann das Vermögen des Einen vermehren, während das des Andern ſich vermindern würde. Man vergl. übrigens den Art. Freiheit. D.

Gleichniß gehört zu jenen Arten der Gedankenbezeichnung, wo eine Vorſtellung durch eine andere, ſtatt ihrer geſetzten, vorgeſtellt wird, und zwar namentlich zur Metapher oder Übertragung eines eigenthümlichen Begriffs in einen uneigenthümlichen, aber ähnlichen, eines Bildes in ein Gegenbild. Jede ſolche Übertragung ſetzt eine Vergleichung voraus, deren Weſen darin beſteht, daß ſie ein Bild und ein Gegenbild, beide als verſchieden, aber ähnlich aufſtellt. Der Unterſchied zwiſchen Metapher und Vergleichung iſt dieſer, daß in der Metapher das Hauptbild in dem Gegenbild untergeht, ſich darin verliert, in der Vergleichung aber beide neben einander beſtehen, und das Gegenbild nur dient, das Hauptbild mehr hervorzuheben oder zu verſinnlichen. Ein Beiſpiel wird dies deutlich machen. Wenn das ſchöne Incarnat jungfräulicher Wangen unter dem Gegenbilde der Roſen vorgeſtellt wird, ſo ſetzt die Metapher das Gegenbild ohne Weiteres an die Stelle des Hauptbildes, die Roſe an die Stelle des Incarnats; damit aber doch das Gegenbild als ſolches charakteriſirt werde, ſo behält ſie von dem Hauptbilde noch etwas zurück, die Wangen nämlich: die Roſen ihrer Wangen blühen. Nicht gleich kurz und raſch verfährt die Vergleichung, welche ſich ſo ausdrücken würde: ein ſchönes Incarnat überzieht die Wangen der Jungfrau, wie ein ſanftes Roth die blühende Roſe, oder: ähnlich dem ſanften Roth der blühenden Roſe. Man erkennt ſchon aus dieſem Beiſpiel, daß die Vergleichung einen viel ruhigern Zuſtand erfodert, als die Metapher, welche alle Wie, Gleichſam als, Alſo u. ſ. w. raſch überſpringt, und mehr ſchnell andeutet, was ſie meint, als ausführlich ſagt. Der Metapher und Vergleichung bedient ſich die Poeſie häufig als Mittel des Ausdrucks, je nachdem ſie viel auf einmal in die Seele bringen,

oder dieſe bei Einem Gegenſtande länger will verweilen laſſen. Weiter ausgeführt, geben beide aber auch eigne poetiſche Kunſtwerke; aus der Metapher entſteht die Allegorie, aus der Vergleichung das Gleichniß. Wie die Allegorie eine fortgeſetzte Metapher, ſo iſt das Gleichniß eine fortgeſetzte Vergleichung. In der Allegorie wird eine Reihe von Begriffen dargeſtellt, der Hauptbegriff unter einem Bilde (z. B. Liſt unter dem Bilde des Fuchſes Reinecke), die Nebenbegriffe unter anſchaulichen Vorſtellungen, die alle von jenem Bilde hergenommen ſeyn müſſen. Bei der Vergleichung, wo die Ähnlichkeit des Hauptbildes und des Gegenbildes ſehr groß iſt, wird eine größere Ausführlichkeit der beiden Bilder nothwendig, und die ganze obwaltende Summe von Ähnlichkeiten zwiſchen beiden dargeſtellt. Beiſpiele anzuführen würde unnöthig ſeyn, da man deren im neuen Teſtament eine Menge findet, wie man ſie anderwärts kaum ſchöner antreffen wird. dd.

Gleichung nennt man in der Arithmetik die Zuſammenſtellung zweier gleichen Größen; z. B. $a + b = c - d$ oder $5 + 9 = 20 - 6$.

Gleim (Johann Wilhelm Ludwig), wurde den 2ten April 1719 zu Ermsleben, einem halberſtädtiſchen Städtchen, geboren, und ſtudirte von 1738 bis 40 zu Halle die Rechtswiſſenſchaften. Gleichheit des Studiums und lebendige Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften verbanden ihn hier mit Uz. Beide laſen gemeinſchaftlich die trefflichſten Werke der Alten und Neuen, belehrten ſich durch gegenſeitige Mittheilung darüber, und übten ſich zugleich in eigenen poetiſchen Arbeiten. Götz, der zu derſelben Zeit in Halle Theologie ſtudirte, und ein früh verſtorbener Freund, Rudnick aus Danzig, der großen Scharfſinn im Studium der Philoſophie und ſchönen Literatur zeigte, ſchloſſen ſich an ſie an; und ſo widmete ſich hier ein kleiner Verein freudig aufſtrebender Jünglinge der Muſenkunſt, während in Leipzig Gärtner, Schlegel, Cramer, Klopſtock, Rabener, Gellert u. A. in gleichen Beſtrebungen ihre Kräfte entwickelten. Als Gleim ſeine Studien in Halle geendigt hatte, ging er nach Berlin als Stabsſecretär des Prinzen Wilhelm von Schwedt, eines Sohnes des Markgrafen Albrecht. Nach deſſen Tode vor Prag kam er als Privatſecretär in die Dienſte des Fürſten Leopold von Deſſau. Ein glücklicher Umſtand brachte ihn nach Magdeburg. Von hier kehrte er nach Berlin zurück, um eine ihm zugeſicherte Poſtinſpectorſtelle anzutreten, welche er aber gleichwohl nicht erhielt. Dagegen wurde er 1747 Secretär des Domcapitels zu Halberſtadt, und in der Folge des nicht weit von dieſer Stadt gelegenen Stiftes Walbeck. Eine lange Reihe von einigen funfzig Jahren bekleidete er dieſe Stelle, die ihm Muße genug ließ, ſeinem Hange zur Dichtkunſt ungeſtört zu folgen, bis er, nachdem in der letzten Zeit dem Greiſe das Licht der Augen erloſchen war, den 18ten Februar 1803 in einem Alter von beinahe 84 Jahren ſanft verſchied. Wir verdanken ſeinem Neffen, dem Domvicar Körte in Halberſtadt, eine Lebensbeſchreibung des Dichters, die ihn in ſeinem äußern und innern Leben auf eine würdige Weiſe darſtellt. (Halberſtadt 1811.) — Der Grundzug von Gleims Charakter, ſagt ein trefflicher Beurtheiler ſeiner Verdienſte, war treue deutſche Liebe, bewundernder, ſich allem Vortrefflichen hingebender, und durch keine beſondere, allemal eigennützige Virtuoſität geſtörter Enthuſiasmus, und der Trieb Freude zu verbreiten, das Gute zu befördern in ſeinem Kreiſe. Wenn die ſtrengen Kunſtrichter Urſache hatten über Nachläſſigkeit und Weitſchweifigkeit in der Form der

meiſten Gleimiſchen Werke Klage zu führen, ſo war der Grund, weil Gleim überhaupt weniger auf kalte Bewunderung ſeiner Virtuoſität und künſtleriſchen Natur, als auf Anerkennung ſeines Gemüths Anſpruch machte, und ſelbſt als Greis mit wahrer Kindlichkeit bei jüngern Freunden nicht, gleich manchen andern Meiſtern, künſtlich darnach forſchte, in wie fern er durch ſeine Schriften gefalle, ſondern vielmehr geradezu anfragte, ob man Ihn, nämlich die in ſeinen Schriften angekündigte Perſönlichkeit, ein wenig lieb hätte. Dieſe völlige Subjectivität und deutſche Gemüthlichkeit Gleims, dieſes liebende und liebegebietende Weſen, welches auch in den ſpäteſten Jahren ſein Freundſchaftsgefühl immer in voller Jugendfriſche erhielt, und ihn ſelbſt mit einem Theile ſeiner früher an das Objective der Wiſſenſchaft und Kunſt hingegebenen, mithin für das Individuelle kälter gewordenen Freunde unzufrieden machte, konnte nun zwar, wie alle Liebe, zur Genialität in der Poeſie führen, mehr aber zur lyriſchen Poeſie, als zur darſtellenden, und ſelbſt in der erſten Gattung mehr zum Intereſſanten, als zu der reinen Kunſtform. Nur wo Gleims Liebe feurig werden konnte, für hohe Gegenſtände, z. B. für Religion, wie im Halladat, erſcheint er uns als ein wahrhaft großer Dichter, als ein Meiſter in kurzem und gedrängtem Geſange, oder wie in einem Theile ſeiner Kriegslieder „wenn von Friedrichs Preiſe ihm die trunkne Lippe trieft.“ Bei minder hohen Gegenſtänden, und in den Verhältniſſen des herzlichen Umgangs hingegen macht ihn dieſe ſeine Liebe ſchwatzhaft und weitſchweifig. — Gleims ſämmtliche Werke, erſte Originalausgabe aus des Dichters Handſchriften durch Wilh. Körte, erſchien zu Halberſtadt 1811 — 1813 in 7 Bändchen. M. u. dd.

Gletſcher. In allen höheren Gegenden, wo ſich die Gebirge über die Schneelinie erheben, ſind ihre Gipfel und Seitenflächen mit ewigem Schnee bedeckt. Hier bildet der Schnee einen Überzug, der etwas feſter als der gewöhnliche Schnee iſt, ohne eigentliches Eis zu ſeyn. An den Seiten der Berge iſt mehr Eis als auf den Gipfeln; doch nennt man dies noch nicht eigentliche Gletſcher, ſondern dieſe dehnen ſich von den Abhängen der Berge bis in die Thäler und weit unter die Schneelinie hinunter. Sie ſind alſo eigentlich große Eisfelder zwiſchen den Alpen ſelbſt, oft von ganz horizontaler Ausdehnung, gewöhnlich aber etwas ſchräge. Das wahre Gletſchereis iſt gänzlich von dem Meer- und Flußeis unterſchieden. Es legt ſich nicht ſchichtenweiſe an, ſondern beſteht aus lauter kleinen zuſammengefrornen Schneekörnern, und iſt daher bei aller ſeiner Klarheit und bei ſeiner oft ſpiegelglatten Oberfläche, dennoch völlig undurchſichtig, zerſpringt auch nicht ſtrahlenförmig, wie das Meereis, ſondern hat einen körnigen und knorrigen Bruch. Dabei ſind die Gletſcher immer voller Spalten und Schrunden, und in dieſen Riſſen ſieht das Gletſchereis oben grünlich und in der Tiefe bläulich aus. Weſentlich gehören ferner zu der Natur der Gletſcher ihre Ränder, die man in Savoyen Moraines de glaciers, in Island aber Jökelsgiärde nennt. Dieſe Ränder beſtehen aus ſchlammiger Erde, welche oft ſchichtenweiſe mehrere Klaftern hoch über einander liegt, im Sommer einem unergründlichen Sumpfe gleicht, und durchaus keine Vegetation zeigt. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe ſcheußlichen Moränen durch das Schmelzen des niedern Gletſchereiſes entſtehen. Offenbar erfolgt dies im Sommer, und wenn es nicht geſchähe, ſo

müßten die jährlichen Anhäufungen des im Winter frierenden Schnees dieſem endlich eine gränzenloſe Dicke geben. Aber es ſchieben ſich auch die großen Eisfelder, wenn im heißen Sommer ihre Ränder ſchmelzen, weiter in die Thäler hinunter, und erkälten auf eine Zeit lang die Luft in den letztern außerordentlich, bis ſie endlich, zum Theil wenigſtens, durch die größere Wärme geſchmolzen werden. Aber in Norwegen, wo die Sonne weniger Kraft hat, bemerkt man in der Gegend des Sulitelma herabgeglittene Gletſcher, welche die Temperatur fortdauernd ſo ſehr erkälten, daß die Schneegränze ſchon bis auf 3100 Schuh über der Meeresfläche ſteht. Dies Herabgleiten der Gletſcher, welches durch die Schneelawinen im Sommer befördert wird, muß natürlich ſtärker oder ſchwächer ſeyn, nachdem die Ebene des Eisfeldes einen ſtärkeren oder kleineren Winkel mit dem Horizonte machte. Ganz zuverläſſig kann man ſich davon überzeugen, wenn man die veränderte Lage großer beweglicher Felsblöcke um die Gletſcher her bemerkt, denn dieſe werden von dem Eiſe ſichtbar fortgeſchoben, und man hat am Grindelwald in der Schweiz geſehen, daß ſolche Steine in einem Jahre 25 Fuß weit fortgeſchoben wurden. So ſieht man auch in den Moränen oft Rollſteine von bedeutendem Umfang, die von einer ganz andern Gebirgsart ſind, als die in den Thälern. Sie mußten daher aus den höhern Regionen der Gebirge abgelöſ't und herabgedrängt ſeyn. Man ſieht alſo, daß, wie in manchen Gegenden, und bei heißen Sommern ſich die Gletſcher vermindern können, ſie ſich doch auch Jahre lang oft ſo vermehren, daß ſie die Thäler faſt unwirthbar machen. Zu ihrer Vermehrung trägt beſonders häufiger Wechſel von Thauwetter und Froſt bei; zu ihrer Verminderung die Gebirgsſtröme, welche oft unter ihnen fortgehn, ſo daß der Gletſcher Eisgewölbe über den Strömen bildet. Dieſe Ströme findet man auch in der Tiefe der großen Spalten, welche dadurch für den Wanderer noch fürchterlicher werden. Zu der Veränderung der Gletſcher tragen auch die Lawinen viel bei, welche in den helvetiſchen Alpen größtentheils Staub= oder Pulverlawinen genannt werden, weil ſie aus friſch gefallenem Schnee beſtehen, den der Wind mit ſich fortreißt, und ſtäubend in die Tiefe ſtürzt. Es kommen aber auch, beſonders in den norwegiſchen Alpenthälern, Grund= und Schlackenlawinen vor, welche Steine und Erde mit ſich führen, und die Moränen der Gletſcher vermehren. In Tyrol, in der Schweiz, in Piemont und Savoyen ſind ſo viele Gletſcher, daß man berechnet hat, wenn ſie alle verbunden würden, ſo würden ſie ein Eisfeld von 70 geographiſchen Quadratmeilen ausmachen. Es gibt einzelne Gletſcher, vorzüglich in Savoyen, von mehr als drei deutſchen Meilen lang, einer halben Meile breit, und zwanzig bis hundert Klaftern dick. Einer der berühmteſten iſt das Mer de Glace im Chamounythal, etwa 5700 Schuh über der Meeresfläche. In Frankreich bei Beaume, und in den Karpathen bei Dſelitz gibt es unterirdiſche Gletſcher, die in großen Höhlen gebildet ſind und niemals aufthauen, weil die Sonne nicht auf ſie wirken kann. Aus dieſer Darſtellung ergibt ſich, daß in der großen Andeskette keine Gletſcher vorkommen können, weil zwiſchen den Wendekreiſen die Temperatur das ganze Jahr ſich nicht verändert.

Gliedermann, Gliederpuppe nennt man die mit beweglichen Gliedmaßen verſehene Puppe, deren ſich die bildenden Künſtler als eines Modells bedienen, um das Gewand richtig anord=

nen und legen zu können (ſ. Gewand). Vaſari nennt als Erfinder derſelben den Baccio della Porta, einen Mahler, der im Orden der Dominicaner den Namen Bartolomeo di San Marco erhielt. Er wurde 1468 zu Savignano geboren, unterrichtete Raphael in der Farbenmiſchung, wie dieſer ihn in der Perſpective, und ſtarb 1517. dd.

Glimmer heißt eine Gattung von Thonerde, die eine rauchähnliche Farbe, wiewohl in verſchiedenen Abſtufungen, hat, und zum Theil Silber- oder Golderz zeigt; manche Arten ſind braun und ſchwärzlich. Auf dem Bruch iſt er mehrentheils glattblätterig, mehr oder weniger durchſcheinend, und wird ungeformt ſowohl als cryſtalliſirt gefunden. Er iſt eines von den uranfänglichen und allgemein verbreitetſten Foſſilien. — Glimmerſchiefer iſt eine von den gemengten Gebirgsarten, in welchen die Stoffe urſprünglich in einander gewachſen ſind. Seine Gemengſtoffe beſtehen eigentlich bloß aus Quarz mit vorwaltendem Glimmer in ſchiefrigem Gefüge. Man findet ihn in Ganggebirgen; er enthält nicht ſelten Erz und Alaun.

Gliſſicato bedeutet in der Muſik einen ſanft hingleitenden Vortrag. Dieſer wird durch mehr gebundene und gleichartige als punktirte und ſtakkirte Noten oder Sforzato's und weitläuftige Sprünge befördert. Bei geigenartigen Inſtrumenten, die vor andern, im Allgemeinen wie auch hier, viel voraus haben, drückt ſich das Gliſſicato eben ſo leicht als ſchön durch eine kleine Entfernung des Bogens vom Stege aus.

Globoſiten ſind gewundene einfächerige verſteinerte Schnecken, welche faſt kugelrund, in der Mitte dickbauchig und mit einer weiten Öffnung verſehen ſind.

Globus heißt eigentlich jeder runde Körper; in der Geographie und Aſtronomie aber verſteht man darunter diejenige künſtliche Kugel, welche an zwei Polen innerhalb eines Cirkels (welcher den Meridian oder Mittagskreis vorſtellt) ſich bewegt, und auf deren Fläche die vornehmſten Örter der Erde oder die Sterne verzeichnet ſind; im erſtern Fall nennt man eine ſolche Kugel Erdglobus, im letztern Himmelsglobus. Außerdem ſind auf beiden die vornehmſten Kreiſe, welche man auf der Erde und am Himmel zieht, angedeutet. Anaximander von Milet, ein Schüler des Thales, der um die 50ſte Olympiade blühte, ſoll den erſten Erdglobus erfunden haben. Daß Ptolemäus ſchon eine künſtliche Erdkugel mit dem univerſalen Meridian hatte, ſehen wir aus ſeinem Almageſt. Auch verfertigten die Alten ſchon Himmelskugeln. Unter den Neuern haben ſich mehrere durch die Verfertigung großer und künſtlicher Globen ausgezeichnet. Der Venetianer Coronelli († 1718) brachte mit Hülfe des Claudius Molinet und anderer pariſer Künſtler für Ludwig XIV. im J. 1683 die größte Erdkugel zu Stande, welche zwölf pariſer Schuh im Durchmeſſer hat. Derſelbe Künſtler verfertigte auch eine Himmelskugel von gleicher Größe. Funk in Leipzig gab im J. 1780 Modelle der Erdkugel heraus, die bei einem gehörigen Gebrauch mit den Globen einerlei Dienſte thun und ungleich wohlfeiler ſind. In Deutſchland eröffnete übrigens Ludwig Andreä zu Nürnberg die erſte Officin von Himmels- und Erdkugeln in mäßigen Preiſen; welchem Enderſch zu Elbingen und die Homanniſche Officin nachfolgten. Unter den neuern machen die von Bode beſorgten Globen, welche zu Nürnberg ſeit 1792 verfertigt werden, und in

der Weigel- und Schneiderſchen Buchhandlung daſelbſt zu beſtellen ſind, an Genauigkeit, Vollſtändigkeit und Schönheit des Stichs allen übrigen den Vorzug ſtreitig.

Glocken entſtanden in Italien nach und nach aus den Cymbeln, Schellen und Handklingeln des Orients, wo ſie zu religiöſen Gebräuchen dienten, indem man die Götter dadurch zu ehren oder auch ſie herbeizurufen meinte. Der Glocken hingegen bediente man ſich, die Gemeinden zu verſammeln, welche man, ehe ihr Gebrauch aufkam, durch Laufer zuſammenrufen ließ. Nachher ſchlug man Bretter zuſammen, um das Volk zum Gottesdienſte einzuladen, daher man dieſe Bretter die heiligen Bretter nannte. Paulinus, Biſchof zu Nola in Campanien, ſoll um das J. 400 nach Chr. Geb. zuerſt den Gebrauch der Kirchenglocken eingeführt haben, und daher ſollen ſich auch die lateiniſchen Namen der Glocke campana und nola ſchreiben. Im 6ten Jahrhundert bediente man ſich der Glocken ſchon in den Klöſtern; ſie hingen auf dem Kirchdach in einem Geſtelle. Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts hatten mehrere Stadtgemeinden Glocken auf ihren Kirchen. Um 550 wurde ihr Gebrauch in Frankreich eingeführt. Papſt Sabinian († 605) verordnete zuerſt, daß alle Stunden durch Glockenanſchläge angezeigt würden, um die horas canonicas, d. i. die Sing- und Betſtunden beſſer abwarten zu können. In England gab man das Zeichen zum Gottesdienſt mit Glocken. Im Morgenland wurde ihr Gebrauch im 9ten Jahrhundert eingeführt, in der Schweiz 1020; wann in Deutſchland, iſt ungewiß. Im 11ten Jahrhundert bekam der Dom zu Augsburg zwei Glockenthürme. Es ſcheint, man habe eine beſondere Ehre darein geſetzt, große Glocken zu haben. In Moskau war ehedem eine Glocke, Iwan Welike genannt, deren Höhe verſchiedentlich auf 18, 19, auch 23 Schuh, die Dicke auf 2 und der Umfang auf 64 Schuh angegeben wird. Der Klöppel wog 10,000 Pfund, und dieſe ganze Glocke 4400 Centner. Ein Brand im Jahre 1701 vernichtete die Glocke; eine andere aber, die W. Coxe im J. 1787 ſah und maß, ſchätzte derſelbe auf 4320 Centner. Noch eine andere Glocke in Moskau wiegt 356 Centner. Auf den pariſer Dom kam im J. 1680 eine Glocke, die 25 Schuh im Umfang hatte, und 310 Centner wog. In Wien wurde 1711 eine Glocke gegoſſen, die 354 Centner und deren zehnthalb Schuh langer Klöppel 8 Centner wog. Aber die größte Glocke in den öſterreichiſchen Staaten iſt zu Olmütz in Mähren in dem mittlern Domthurme, ſie wiegt 358 Centner. Die erfurter große Glocke, die J. von Campen goß und Dr. J. von Lappen mit dem Namen Suſanna taufte, wiegt 275 Centner, hat über 24 franzöſiſche Fuß im Umfang, und einen 4 Fuß langen Klöppel, der 11 Centner wiegt.

Glockenſpeiſe, Glockengut, ein ſehr ſprödes, aber ſtark klingendes, bleichgelbes, auch zuweilen ganz weißliches Metall, aus Zinn, Kupfer und Wismuth gemiſcht. Es wird hauptſächlich zu Glocken, Canonen, Mörſern u. ſ. w. gebraucht.

Glockenſpiel, ſ. Carillon.

Glogau, zum Unterſchied von Klein-Glogau, in dem ſchleſiſchen Fürſtenthum Oppeln, Groß-Glogau genannt, eine beträchtliche Feſtung an der Oder, iſt der Sitz der Collegien. Man rechnet 878 Häuſer und 12,000 Einwohner, worunter 1900 Juden. Auf dem daſigen Schloſſe reſidirten ehedem die Herzoge von Glogau aus dem alten Königsgeſchlecht der Piaſten. Als im J. 1476 die

Herzoge von Glogau ausgeſtorben waren, und das Fürſtenthum an die Krone Böhmen fiel, wurde hieher ein kaiſerlicher Commandant gelegt, der zugleich den militäriſchen Oberbefehl in Schleſien führte. So blieb es, bis Friedrich II. am 9ten Mai 1741 Glogau eroberte, das ihm auch nach dem Friedensſchluſſe von 1742, ſo wie ganz Niederſchleſien, verblieb. Seitdem wurde es noch ſtärker befeſtigt. In dem Brande 1758 verlor es das beſte Drittheil ſeiner Häuſer; eine noch härtere Prüfung ſtand ihm in den letzten franzöſiſchen Kriegen bevor. Am 2ten December 1806 übergab der preußiſche General v. Reinhard die Feſtung an den General Vandamme und den wirtembergiſchen General v. Seckendorf, nachdem erſt Tages vorher die Batterien ihr Feuer geöffnet hatten. Von dieſer Zeit an blieb ſie treuloſer Weiſe in franzöſiſchen Händen bis zum 15ten April 1814.

Gloſſe nennt man die Erklärung eines unbekannten oder dunkeln, beſonders eines veralteten Worts, daher Gloſſator, der Erklärer ſolcher Wörter, und Gloſſarium, eine Sammlung ſolcher Erklärungen. In der Dichtkunſt benennt man eine eigne Gattung von Gedichten Gloſſen, die aus der ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie auch in die unſrige übergegangen iſt. Das Gedicht fängt mit einem Thema in zwei, drei, vier oder mehr Verſen an, welche in eben ſo viel Strophen weiter ausgeführt werden, und von denen am Schluß jeder folgenden Strophe der Reihe nach einer immer wieder erſcheint. A. W. und Fr. Schlegel, welche dieſe zierliche und kunſtreiche Gattung bei uns zuerſt verſucht haben, nennen ſie auch Variationen.

Glover (Richard). Dieſer berühmte Dichter, im J. 1712 zu London geboren, und in der Schule zu Cheam in Surrey erzogen, verrieth früh ſchon Anlagen zur Poeſie. Sechzehn Jahre alt, ſchrieb er ein Gedicht auf Newton. Er widmete ſich den Handelsgeſchäften, und erwarb ſich die dazu erfoderlichen Kenntniſſe in ihrem ganzen Umfange. Deſſen ungeachtet verließ ihn ſeine Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften nicht. Im J. 1737 gab er ſeinen Leonidas heraus, dem Range nach das zweite Heldengedicht der Engländer, von welchem uns Ebert eine Überſetzung und Beurtheilung geliefert hat, dem wir aber nur einen ſehr mittelmäßigen poetiſchen Werth beilegen können. In England fand es einen außerordentlichen Beifall, wozu aber die Umſtände viel beitrugen. Zwei Jahre darauf erſchien ſein Gedicht: London or the progreſs of commerce, das, nebſt ſeiner Ballade: Admiral Hoſier's ghoſt, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Handelsbegebenheiten der damaligen Zeit hatte, indem darin der Nation das Unrecht fühlbar gemacht wurde, welches Spanien dem engliſchen Commerz zufügte. Im J. 1753 erſchien ſein Trauerſpiel Boadicea, welches einigemal mit Beifall aufgeführt wurde, und 1761 gab er ſeine Medea heraus, ein nach Art der griechiſchen Dramen mit Chören verſehenes Trauerſpiel, auf das er ſpäter noch eine Fortſetzung folgen ließ. Nach dem Regierungsantritt Georgs III. wurde er zum Parlamentsgliede für die Stadt Weymouth gewählt, und in dieſer Eigenſchaft zeichnete er ſich bei mehr als einer Gelegenheit durch ſeine kraftvolle und überzeugende Beredſamkeit aus. Im J. 1770 vollendete er ſeine Umarbeitung des Leonidas. Er wurde jetzt häufig in Geſchäften der londoner Kaufmannſchaft gebraucht, die ein unbedingtes Zutrauen zu ſeiner Redlichkeit hegte. In den letzten Jahren ſeines Lebens arbei-

tete er an einem neuen epiſchen Gedicht, Atheniad, das gewiſſermaßen als Fortſetzung des Leonidas angeſehen werden kann, aber nicht die letzte Vollendung erhalten hat, und 1788 von ſeiner Tochter, Mrs. Halſat, herausgegeben worden iſt. Er ſtarb den 25ſten November 1785. Noch erſchienen nach ſeinem Tode als Auszug aus ſeinem Tagebuch Memoirs of a celebrated literary and political character (London, 1814), worin er mit großer Wahrheitsliebe, aber nicht ohne Strenge und Bitterkeit, von den Ereigniſſen und manchen Perſonen ſeiner Zeit ſpricht, und aus welchen man hat beweiſen wollen, daß er der Verfaſſer der Juniusbriefe ſey, was jedoch von ſehr ſcharfſinnigen Kritikern bezweifelt wird.

Gluck (Ritter Chriſtoph), dieſes große muſikaliſche Genie war in der Oberpfalz auf der böhmiſchen Gränze im J. 1714 geboren. In ſeiner Jugend lernte er die Muſik zu Prag, und zeichnete ſich durch ſeine Geſchicklichkeit auf mehrern Inſtrumenten, namentlich auf dem Violoncell, aus. Er ging hierauf ſiebzehn Jahre alt nach Italien, ſtudirte die Compoſition unter dem Capellmeiſter J. B. San Martini, und ließ ſeine erſte Oper, Artaxerxes, in Mailand aufführen. Im J. 1742 war er zu Venedig, wo er die Oper Demetrius gab. Im J. 1745 ging er nach England; hier componirte er die Oper: der Sturz der Giganten, und lieferte in den folgenden achtzehn Jahren noch über 40 dramatiſche Compoſitionen, die italieniſche Gattung verlaſſend, in welcher, wie Arnauld ſagt, die Oper ein Concert iſt, welchem das Drama nur zum Vorwande dient. Er ſchuf ſich ein dramatiſches Syſtem, in welchem alles verknüpft iſt, die Muſik ſich nie von den Situationen entfernt und das Intereſſe aus der vollkommenen Übereinſtimmung aller Theile des Drama und der Muſik hervorgeht. Nach dieſem Syſtem componirte er zu Wien von 1762 bis 1764 ſeine Opern Helena und Paris, Orpheus, und im Jahr 1765 jenes berühmte Drama zur Vermählungsfeier Kaiſers Joſeph II., in welchem die Erzherzogin Amalie den Apollo, die Erzherzoginnen Eliſabeth, Joſephine und Charlotte aber die drei Grazien vorſtellten. Der Bailli Du Rollet, der im J. 1772 Gluck in Wien kennen gelernt hatte, engagirte ihn, für das pariſer Theater die Iphigenie in Aulis zu componiren. Zwei Jahre darauf kam Gluck nach Paris, und trotz aller Cabalen gelang es ihm durch die Protection der Königin Maria Antoinette, welche ſeine Schülerin geweſen war, ſeine Oper zur Aufführung zu bringen. Am 19ten April 1774 wurde die geprieſene Iphigenia zum erſtenmale gegeben. Sie erregte die lebhafteſte Senſation von Anfang bis zu Ende (ſchon die Ouverture mußte wiederholt werden, ein unerhörter Fall in den Jahrbüchern der Oper) und gab der alten franzöſiſchen Muſik, welche durch Duni, Philidor, Monſigny und Gretry von dem Theatre comique bereits verdrängt war, den letzten Todesſtreich. Allein, wenn Gluck ohne Mühe über Lulli und Rameau triumphirte, ſo fand er in Piccini doch einen furchtbaren Gegner. Seine Rivalität mit letzterm, der bald nach ihm in Frankreich angekommen war, gab zu den lebhafteſten Streitigkeiten Anlaß, die noch bis jetzt nicht gänzlich ruhen. Der Iphigenia folgten nach Alceſte, Armida, Iphigenia in Tauris und Echo und Narciſſus. Der Abbé Arnaud hat dieſe Werke ſehr ſcharfſinnig analyſirt, und die durch ſie bewirkte Revolution in der Muſik aus einander geſetzt. Im Allgemeinen dürfen wir wohl urtheilen, daß ſie nie übertroffen, im Pathetiſchen wohl nie werden erreicht werden. Gegen das Ende ſeiner Tage

zog ſich Gluck nach Wien zurück, wo er im J. 1782 von dem Groß=fürſten Paul und deſſen Gemahlin beſucht wurde. Er ſtarb daſelbſt an einem Schlagfluß den 17ten November 1787 mit Hinterlaſſung eines ſehr bedeutenden Vermögens. Seine Nichte, Maria Anna von Gluck, geboren zu Wien im J. 1759, war eine der trefflich=ſten Sängerinnen (wiewohl ihr Oheim ſie einſt in ihrem eilften Jahre in einer übe n Laune aufgegeben hatte), ſtarb aber zum Verluſte der Kunſt ſchon in ihrem 17ten Jahre zu Wien 1776.

Glück bedeutet eigentlich den Zufall, wiefern er auf das Wohl=ſeyn der Menſchen Einfluß hat. Im Allgemeinen begreift man auch das Unglück darunter; im Beſondern aber nennt man den Zufall Glück, wenn er einen günſtigen oder heilſamen, Unglück, wenn er einen ungünſtigen oder ſchädlichen Einfluß auf das menſchliche Wohlſeyn hat. Aber was iſt der Zufall ſelbſt, den man mit ſo ver=ſchiedenen Namen bezeichnet? Iſt er nicht ein bloßes Phantom? Al=lerdings, wenn darunter ein blindes Ungefähr verſtanden wer=den ſoll. Denn die Vernunft kann nicht zugeben, daß in der Welt irgend etwas von ungefähr geſchehe, wenn wir auch die Urſachen nicht kennen, durch welche das Geſchehende in der Zeitreihe beſtimmt iſt. Würde es alſo nicht beſſer ſeyn, zu ſagen, das Glück ſey nichts anders als das Schickſal, welches alle menſchlichen Angelegenhei=ten beherrſcht? — Aber was iſt denn das Schickſal? — Auch nur ein Wort, hinter dem wir unſere Unwiſſenheit verbergen. Denn wenn darunter eine blinde Nothwendigkeit verſtanden werden ſoll, ſo iſt dieſe eben ſo ein Phantom, als das blinde Unge=fähr. Statt dieſer blinden Undinge wird es alſo vernünftiger ſeyn, etwas Sehendes anzunehmen, das uns bald als Zufall (Ungefähr), bald als Schickſal (Nothwendigkeit) erſcheint, indem es im Verborgenen den geſetzmäßigen Lauf der Natur und die Angele=genheiten der Menſchenwelt ordnet. Dieſes Sehende (Vernünftige, Intelligente) nennt die Sprache Fürſehung, Vorſehung, Gottheit. Denn dieſes höchſte oder urſprüngliche Weſen iſt es ei=gentlich, auf deſſen unbegreifliches Wirken und Walten alle jene Ausdrücke hindeuten. Daher hatten auch die Alten dem Glück als einer Gottheit (Tyche von den Griechen, Fortuna von den Rö=mern genannt) Altäre und Tempel erbaut.

Glückſeligkeit bedeutet wörtlich eine Seligkeit, die vom Glück abhängt. Da man nun unter Glück etwas verſteht, was der Menſch gar nicht in ſeiner Gewalt hat, ſo gibt es eigentlich auch keine Glückſeligkeitslehre, d. h. keine Anweiſung, zur Glück=ſeligkeit zu gelangen. Denn man kann nur zu demjenigen Anwei=ſung geben, was ganz oder größtentheils in menſchlicher Gewalt ſteht. Eben darum ſtreben die Eudämoniſten, d. h. die Morali=ſten, welche die Moral als eine Glückſeligkeitslehre behandeln, nach einem chimäriſchen Ziele. Wohl aber gibt es eine Seligkeits=lehre. Denn die Seligkeit beſteht in der innern Ruhe und Zu=friedenheit des Gemüths (der Seele, von der ſie auch ihren Namen hat). Dieſem Ziel aber kann man ſich wenigſtens annähern, wenn man es auch nicht in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit erreiche. Und die Moral ſoll eben lehren, wie man ſich ihr nähere. Wer alſo nach Glückſeligkeit ſtrebt, trachtet nach irdiſchen Gütern, und vornehmlich nach Reichthum, weil dieſer ihm die Mittel zur Befriedigung ſeiner anderweiten Wünſche darbietet; wer aber nach Seligkeit ſtrebt, trach=tet nach einem himmliſchen Gute, und iſt zufrieden, wenn ihm das

Glück auch nur wenig von ſeinen Gaben beſchieden hat. Es iſt indeſſen im gemeinen Redegebrauche nicht ungewöhnlich, Glückſeligkeit und Seligkeit mit einander zu verwechſeln; und dieſe Verwechslung iſt auch in die Syſteme der Moraliſten übergegangen. Daher haben die Eudämoniſten der beſſern Art von ihrer Glückſeligkeit (Eudämonie) eine ſolche Schilderung gemacht, als wenn ſie die Seligkeit im Sinne gehabt hätten; und eben darum findet man auch in den Schriften derſelben, ſelbſt Epikurs, eine Menge trefflicher moraliſcher Vorſchriften. D.

Glühen bezeichnet den Zuſtand gewiſſer Körper, in welchem ſie vermittelſt einer ſtarken Erhitzung leuchten. Es laſſen ſich zwei Arten glühender Körper unterſcheiden, nämlich ſolche, die durch das Glühen förmlich zerſezt werden, wie Holzkohlen, Schwamm u. ſ. w., und ſolche, die ihre vorige Beſchaffenheit beibehalten, wie z. B. das Eiſen. Die erſte Art iſt ein förmliches Verbrennen, wobei jedoch kein Gas in Flammengeſtalt aus dem Körper aufſteigt, die zweite hingegen iſt eine bloße Erhitzung. Von den Metallen gelangen viele eher zum Schmelzen als zum Glühen, z. B. Blei, Zinn; hingegen das Eiſen glüht lange, bevor es ſchmilzt. Es laſſen ſich ſehr deutlich drei Perioden des Glühens unterſcheiden. Eiſen wird ungefähr beim 770. Grad der Hitze nach Fahrenheit braunroth, welches der Anfang des Glühens iſt, bei verſtärktem Feuer wird es rothglühend oder feuerfarbig, und bei ungefähr 1000 Grad Fahrenheit weißglühend, wobei es ein helles faſt weißes Licht verbreitet. Beim allmähligen Erkalten geht das Glühen in derſelben Stufenfolge rückwärts. Man nimmt bei dieſen ſtufenweiſen Übergängen alle Lichtfarben wahr. Die Dynamiſten ſchließen hieraus, daß die Wärmematerie beim Glühen die Körper wirklich afficire, und nicht bloß ihre Poren durchdringe, wie die Atomiſten lehren.

Glykoniſche Verſe beſtehen aus einem Spondäus, einem Choriambus und einem Jambus oder Pyrrhichius.

— — | — ∪ ∪ — | ∪ —

Horaz bedient ſich derſelben nie allein, ſondern immer mit Verſen gemiſcht, die in der Mitte zwei Choriamben haben, und zwar entweder abwechſelnd mit dieſen, oder jedesmal zum Schluß einer vierzeiligen Strophe, deren drei erſte Verſe eben doppelte Choriamben haben.

Glühwurm. In Deutſchland iſt nur ein Inſect, das Johanneswürmchen, Lampyris noctiluca, wegen des phosphoriſchen Lichtes bekannt, das es im Dunkeln verbreitet; im Ganzen aber kennt man acht Arten Inſecten, welche die gleiche Eigenſchaft haben. Von den Johanniswürmchen ſehen die Weibchen den Männchen ſo wenig gleich, daß man nur durch die Begattung erkannt hat, wie ſie zu einer Art gehören. Iſt der Glühwurm vollkommen ausgewachſen, ſo hat er eine Länge von ungefähr ¾ Zoll; oben iſt er dunkelbraun, und unten gelblich weiß. Ruht das Thier, ſo iſt der kleine ſchwarze Kopf unter dem Bruſtkaſten verborgen. Die Fühler ſind fadenförmig, und beſtehen aus elf Gliedern. Das Männchen ſieht man ſelten, das Weibchen oft genug, vornämlich an ſchattigen, feuchten und grasreichen Orten. Das ſchöne, bläuliche Licht kommt aus den drei letzten Ringen des Bauchs. Hier ſtrömt es aus einer gelblichen Subſtanz hervor, welche in zwei kleinen Säcken unter den Ringen

eingeſchloſſen iſt. Man will auch bemerkt haben, daß eine merkliche Vermehrung der Wärme mit dem Leuchten verbunden iſt; denn das Thermometer, an dieſe leuchtenden Punkte gehalten, ſtieg um 6 bis 8 Grad Fahr. Bringt man jene Säckchen unter Waſſer, ſo leuchten ſie wohl 48 Stunden lang ununterbrochen fort. Nur zur Zeit der Begattung findet man dieſe Erſcheinung, die ſowohl nach dieſer Zeit, als auch mit dem Tode ſogleich aufhört. In Südamerika gibt es einen Springkäfer, Elater noctilucus, der ſo ſtark im Finſtern leuchtet, daß die Karaiben ſich deſſelben ſtatt der Laternen bedienen. Das Licht kommt auch hier aus einer teigartigen Maſſe, die in zwei Säckchen unter dem Bruſtſchilde enthalten iſt. Noch berühmter haben ſich die Laternenträger gemacht, von denen die ſurinamſche Art, Fulgosa laternaria, eine ſehr große hornige Blaſe vor der Stirn trägt, die einen ſtarken Schein im Finſtern verbreitet. Auch die Feuerasſel, Scolopendra electrica, gehört hierher, die zwar vorzüglich in feuchtem Erdreich lebt, aber auch häufig auf Blumen kriecht, und vielleicht die Urſache des blauen Lichtes iſt, welches man im Finſtern bei manchen Blumen bemerkt.

Gmelin. Drei Gelehrte dieſes Namens haben ſich beſonders um die Naturlehre große Verdienſte erworben. Johann Georg Gmelin, Profeſſor der Botanik und Chemie in Tübingen, wo er am 12ten Juni 1709 geboren war und bis 1727 ſtudirte, reiſ'te hierauf mit ſeinen Lehrern Bilſinger und Duvernoi nach Petersburg. Nachdem er der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften eine geraume Zeit Dienſte geleiſtet hatte, wurde er 1731 ordentlicher Profeſſor der Chemie und Naturgeſchichte. Auf kaiſerlichen Befehl und Koſten reiſ'te er 1733 nach Sibirien, um das Land zu unterſuchen, und kam erſt 1743 von dieſer beſchwerlichen, aber den Wiſſenſchaften höchſt nützlichen Reiſe zurück. Auf erhaltene Erlaubniß reiſ'te er 1747 in ſein Vaterland zurück, verlangte dann ſeine Entlaſſung, trat 1749 in Tübingen die oben genannte Profeſſur an, und ſtarb daſelbſt den 20ſten Mai 1755. Mit der Chemie, wozu er bei ſeinem Vater, einem geſchickten Apotheker, die beſte Gelegenheit hatte, und der Naturgeſchichte ward er ſehr früh bekannt, und durch fortgeſetztes Studium erwarb er ſich den Ruhm eines der größten Kräuterkenner ſeiner Zeit. Seine Flora Sibirica und ſeine Reiſebeſchreibung ſind ſeine Hauptwerke. — Philipp Friedrich Gmelin, Bruder des Vorigen, geboren zu Tübingen den 19ten Auguſt 1721, ſtudirte daſelbſt die Medicin, beſuchte dann mehrere deutſche, holländiſche und engliſche Akademien, hielt ſeit 1744 in Tübingen Privatvorleſungen und ward zugleich Stadtphyſikus. Seit 1750 war er außerordentlicher Profeſſor der Medicin, nach ſeines Bruders Tode 1755 ordentlicher Profeſſor der Botanik und Chemie, und den 9ten Mai 1768 ſtarb er. In der Chemie und Botanik beſaß er ausgezeichnete Kenntniſſe, und war darin, wie in der Naturgeſchichte überhaupt, ein ſehr nützlicher Lehrer. Er hat mehrere botaniſche und medicinische Werke geſchrieben. — Samuel Gottlieb Gmelin, ein Neffe der Vorigen, war 1744 zu Tübingen geboren, wo er Medicin ſtudirte und 1763 Doctor wurde. Er reiſ'te darauf nach Holland und Frankreich, und bekam 1767 einen Ruf als Profeſſor an die Akademie zu Petersburg. Gleich das folgende Jahr trat er auf kaiſerlichen Befehl mit Pallas, Güldenſtedt und Lepechin eine naturhiſtoriſche Reiſe durch Rußland an. Vorzüglich bereiſ'te er 1769 die weſtliche Seite des Don, und brachte den Winter in Aſtrachan zu,

unterſuchte 1770 und 1771 die perſiſchen Provinzen an der ſüdlichen und ſüdweſtlichen Seite des caspiſchen Meeres, kam 1772 wieder in Aſtrachan an, bereiſ'te hierauf die Gegenden an der Wolga und 1773 die gefährliche Oſtſeite des caspiſchen Meeres, wurde aber auf der Rückreiſe 1774 von dem Chan der Chaitaken in Verhaft genommen, wo er am 27ſten Juli an der Ruhr ſtarb. Seine Witwe erhielt von der ruſſiſchen Kaiſerin 2000 Rubel. Seine wichtigſten Schriften ſind ſeine Historia fucorum, und ſeine Reiſen durch Rußland zu Unterſuchung der drei Naturreiche.

Gnade, nach dem allgemeingültigen Begriff, das unverdiente Wohlwollen des Höhern gegen den Niedern, iſt im theologiſchen Syſtem die Geſinnung, mit der Gott uns ſeine Wohlthaten zukommen läßt, und zwar im engeren Sinne, die Geneigtheit und Wirkſamkeit Gottes zur Beſſerung und Beſeligung der Menſchen. Vor dem 5ten Jahrhundert hatte man ſich wenig mit der chriſtlichen Lehre von der Gnade und ihren Wirkungen beſchäftigt, ſie war von den griechiſchen Kirchenvätern nur gelegentlich angedeutet worden. Auf Veranlaſſung einer freien Äußerung des Britten Pelagius, welche dem Beiſtande der göttlichen Gnade bei der Beſſerung des menſchlichen Herzens zu wenig, den eigenen Kräften des Menſchen zum Guten zu viel Antheil einzuräumen ſchienen, übernahm Auguſtinus die genauere Erörterung dieſer Lehre mit einem Eifer, der in Leidenſchaftlichkeit ausartete und ihn zu harten Behauptungen verleitete. Er ſagt, der Menſch, von Natur verderbt und zu allem Guten untüchtig, könne durchaus nichts für ſeine Beſſerung thun, er ſey für ſich nicht fähig, das Gute zu wollen, alles müſſe durch eine innerliche Einwirkung der Gnade auf ſein Gemüth geſchehen. Dabei kam er, um folgerecht zu ſeyn, auf den empörenden Gedanken, Gott habe nach ſeiner Willkür einige Menſchen zur Beſſerung und Seligkeit, andere eben ſo unwiderruflich zum ewigen Verderben vorherbeſtimmt, und zufolge dieſes Rathſchluſſes wären die ungetauft geſtorbenen Kinder überhaupt und auch die einmal nicht zur Seligkeit erwählten unter den vor ihrem Tode getauften, wenn ſie gleich noch keine wirkliche Sünde begangen hätten, ohne Rettung verdammt; aber auf Erden wiſſe man weder, welche unter den Chriſten die Erwählten, noch welche die Verworfnen wären, und ſolle ſich dem unerforſchlichen Gerichte Gottes ganz überlaſſen. Aus dieſer Behauptung Auguſtins und dem Mißverſtande einiger bibliſchen Stellen entſtand der kirchliche Lehrſatz von der Gnadenwahl oder Prädeſtination, der ſeit dem 5ten Jahrhundert bis über die Zeiten der Reformation hinaus ein Gegenſtand angeſtrengter Unterſuchungen und hitziger Streitigkeiten der chriſtlichen Kirchenlehrer war. Die Mehrzahl derer, die ſich Rechtgläubige oder Catholiſche nannten, traten dem Auguſtinus bei, und verketzerten mit ihm die Pelagianer, ohne genauer zu prüfen, in wie fern ſeine Meinung Grund in der Bibel hatte, die er ſelbſt nicht einmal in der Urſprache zu leſen verſtand. Aber auch Gelehrte ſpäterer Zeiten, die ihn hierin überſahen, wurden durch ſeinen philoſophiſchen Scharfſinn, durch ſeine Gewandtheit, alles zum Vortheil ſeiner Meinung auszulegen, durch ſeine hinreißende Beredſamkeit und ſtrenge Conſequenz geblendet, ſo daß man ihn mit Recht den Anführer der langen Reihe abendländiſcher Theologen nennen kann, die als ſtrenge Prädeſtinatianer durch hartnäckiges Beharren bei der Auguſtiniſchen Lehre von einer unbedingten Gnadenwahl eben ſo viel Verwirrung in die

Moral als Unfrieden in die Kirche gebracht haben. Manche beſonders Galliſche Theologen fanden indeß, daß Auguſtin in Abſicht dieſer Lehre zu weit gegangen ſey, und ſchlugen nach dem Vorgange des Abts Caſſianus zu Marſeille, der ſchon in einem um 420 geſchriebenen Buche die Wirkungen der Gnade und des freien Willens zur Beſſerung des Menſchen auf eine mildere und ſchriftmäßigere Weiſe zu vereinigen geſucht hatte, einen Mittelweg ein, indem ſie die Vorherbeſtimmung Gottes über die Beſſerung und Seligkeit der Menſchen eine durch die Empfänglichkeit und das eigene Verhalten der Menſchen ſelbſt bedingte nannten. Sie zogen ſich hierdurch den Namen Semipelagianer — halbe Pelagianer — zu, ohne jedoch von der catholiſchen Kirche geradezu für Ketzer erklärt zu werden, da dieſe den Streit über die Prädeſtination der Hauptſache nach ſo gut wie unausgemacht ließ. Daher kam es auch, daß ſich in der Folgezeit das ſonderbare Schauſpiel einer allmähligen Verwandlung der Rollen darbot. Wegen der immer mehr zunehmenden Unwiſſenheit des Klerus gerieth der Auguſtiniſche Lehrbegriff von der unbedingten und particulären Gnadenwahl, ungeachtet der großen Ehrfurcht vor dieſem Heiligen, in Vergeſſenheit, und dabei war es der ſcholaſtiſchen Theologie des Mittelalters leicht, ihn ſo zu verkehren und zu modificiren, daß er mit dem Pelagianiſchen verträglich erſchien. Schon 848 wurde Gottſchalk, ein aus Fulda flüchtig gewordener Mönch, wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Auguſtiniſchen Lehrſatz, von der Synode zu Mainz verketzert und zu lebenslänglichem Gefängniß verdammt. Noch auffallender aber war dieſe Veränderung bei der Disputation, die der ſtrengcatholiſche D. Eck mit Luthers Freund Carlſtadt 1519 zu Leipzig hielt. Der letztere vertheidigte die Auguſtiniſche Meinung von der göttlichen Gnade, während Eck ihm die Anſichten des heil. Thomas von Aquinum entgegenſtellte, die aufs mildeſte ſemipelagianiſch zu nennen waren. Indeß blieben die Lutheraner den Catholiken in dieſer Lehre immer noch näher, als die Reformirten, unter denen beſonders Calvin und Beza ganz zu jenen harten Grundſätzen Auguſtins zurückkehrten, und eine unbedingte göttliche Vorherbeſtimmung über die Seligkeit gewiſſer Menſchen und über die Verdammniß anderer zur Glaubenslehre der reformirten Kirche machten. Die Evangeliſch-Lutheriſchen hingegen nahmen in ihrer Eintrachtsformel an, daß Gott alle Menſchen zur Seligkeit beſtimmt habe, aber vorher wiſſe, welche unter ihnen ſich derſelben unwürdig machen würden, daß daher die Gnadenwahl nur die wirklich guten Menſchen angehe und die Urſache ihrer Seligkeit ſey. In der catholiſchen Kirche war inzwiſchen immer noch nichts Feſtes über dieſen Lehrſatz ausgemacht. Dies zeigte ſich bei den Händeln der eiferſüchtigen Dominicaner und Jeſuiten, von denen letztere wegen ihrer mildern Begriffe von der Gnadenwahl und der Kraft des freien Willens von den erſtern des Pelagianismus beſchuldigt wurden. Dieſes Schickſal traf vorzüglich 1588 den Jeſuiten Ludwig Molina, von dem daher die Moliniſtiſchen Streitigkeiten in den Niederlanden ihren Namen haben. Im 17ten Jahrhundert entſtanden ebenfalls in den Niederlanden wegen Uneinigkeit über die Lehre von der Prädeſtination zwei neue Parteien, nämlich unter den Proteſtanten die Arminianer oder Remonſtranten, die eine allgemeine und bedingte göttliche Vorherbeſtimmung der Menſchen zur Seligkeit gegen die ſtreng-calviniſtiſchen Reformirten behaupteten, und ſich 1610 förmlich von ihnen trennten; unter den Catholiken hingegen die

Janſeniſten, die zufolge des vom Biſchof Janſen († 1638) erneuerten Auguſtiniſchen Lehrbegriffs, im Widerſpruch mit der damals unter dem Einfluſſe der gemäßigter denkenden Jeſuiten ſtehenden catholiſchen Kirche, eine zwiefache und abſolute Vorherbeſtimmung Gottes über die Seligkeit und Verdammniß der Menſchen annahmen. Seit dieſer Zeit hat man über dieſen Gegenſtand zwar immer verſchieden in der chriſtlichen Kirche gedacht, jedoch iſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkbar geweſen, daß eine richtigere Bibelauslegung und das jeden Fatalismus verabſcheuende menſchliche Gefühl endlich alle abweichende Meinungen über die Gnadenwahl zu der echt-chriſtlichen Überzeugung vereinigt, Gott ſchließe keinen, der ſich ernſtlich beſſert, abſolut von der durch Chriſtum erworbenen Seligkeit aus, und es komme daher nur auf den Glauben und ſittlichen Werth der Menſchen an, ob ſie unter die Erwählten oder unter die Verworfenen gehören ſollten. E.

Gneis, eine dem Granit verwandte Gebirgsart mit urſprünglich in einander gewachſenen Stoffen. Gemeiniglich aber iſt er geſchichtet und ſogar bisweilen blättrig. Außer Quarz, Feldſpath und Glimmer enthält er noch eine eigene Steinart, deren Grunderde Thon- und Bittererde iſt. Mancher ſieht gold- und ſilberglänzend, der meiſte aber grau, grauſchwarz, gelblich, weißlich, bräunlich und grün aus. Er bricht in Ganggebirgen und enthält ergiebige Erzgänge. Man kann den Gneis als Bruchſtein trefflich zu Gebäuden, zumal im Waſſer, gebrauchen.

Gneiſenau (Graf Neidhart von), königlich preußiſcher General der Infanterie, ward 1760 in Schilda bei der Durchreiſe ſeiner Mutter, einer Offiziersfrau, geboren, und nach dem frühen Tode ſeiner Ältern bei ſeiner Großmutter in Würzburg erzogen. Ein Sohn des Kriegs bezeigte er ſchon früh Luſt zum Soldatenſtande. Wißbegierig erlernte er als Knabe und Jüngling das für ſeine künftige Beſtimmung Nöthige, vernachläſſigte aber die andern Wiſſenſchaften, beſonders Phyſik und Ökonomie, keineswegs. Als zwanzigjähriger Jüngling ging er mit den anſpachſchen Truppen nach Amerika. Da Anſpach preußiſch wurde, trat auch er in preußiſche Dienſte. Sein Regiment ſtand in Schleſien. Die Muße des Garniſondienſtes wandte er zum Studiren der Militärwiſſenſchaften an, wobei ihm die Bibliothek und die Kenntniſſe eines benachbarten Edelmanns trefflich zu Statten kamen. Er galt bald für den gelehrteſten Offizier beim Regiment, ein Ruhm, den er jedoch ſelbſt durch die ſcherzhafte Äußerung einigermaßen geſchmälert hat, daß er der einzige geweſen, der den Pythagoreiſchen Lehrſatz hätte beweiſen können. Im J. 1796 heirathete er ſeine jetzige Gemahlin, aus welcher Ehe ihm ſieben Kinder geboren wurden. Gegen 1802 war er Hauptmann unter der ſchleſiſchen Füſelierbrigade. Im Feldzug 1806 wurden ſeine Talente bemerkt; ſein Monarch ſandte ihn als Oberſtlieutenant im April 1807, von Königsberg aus, dem bedrängten Colberg zu Hülfe. Er übernahm dort, an der Stelle des alten ganz unfähigen Generals Lucadou, den Poſten als Commandant, beugte den Folgen der fehlervollen Maßregeln ſeines Vorgängers durch ein kräftiges und kluges Benehmen vor, ſchlug durch zweckmäßige Anſtalten alle wüthenden Angriffe des Feindes zurück, und hielt, trotz eines fürchterlichen Bombardements, die kleine Feſtung, welche viele ſchwache Punkte hat, bis zum tilſiter Frieden. Er war während der Belagerung Obriſt geworden, nach derſelben erhielt er

ſcheinbar ſeinen Abſchied und ſchien mißvergnügt nach England zu gehen, während er in der That als geheimer Geſandter ſeines Hofes dort war. Im Jahr 1810 kam er zurück, und arbeitete eine Zeit lang im Miniſterium. 1813 ward er Generalmajor und Generalquartiermeiſter, und leitete in dieſer Qualität den ausgezeichneten Rückzug von Lützen bis Breslau ſo meiſterhaft, daß der verfolgende Feind in verſchiedenen Gefechten 40 Canonen verlor, ohne den Verbündeten eine einzige abgenommen zu haben. Während des Waffenſtillſtandes beſchäftigte ihn die Ausbildung der Landwehr. Er wurde während deſſelben an der Stelle des verſtorbenen Scharnhorſt Chef des Generalſtabes. In dem zweiten Feldzug (nach dem Waffenſtillſtande) war er beſtändig bei dem Feldmarſchall Blücher; die Vernichtung des Macdonaldſchen Corps an der Katzbach, der Übergang bei Wartenburg über die Elbe, und der glückliche Erfolg der Schlacht bei Möckern (Leipzig) am 16ten Oct. waren großentheils Werke ſeiner Rathſchläge. Er ward Generallieutenant. Im Jahr 1814 nahm er an den Siegen bei Brienne und Paris, ſo wie an der Schlacht bei Montmirail beträchtlichen Antheil; ſeine Meinung gab in dem Kriegsrath, wo man über das plötzliche Vordringen nach der Hauptſtadt berathſchlagte, den Ausſchlag. Nach dem pariſer Frieden ernannte ihn ſein dankbarer König zum General der Infanterie, erhob ihn in den Grafenſtand, und geſtattete ihm, ſich eine Domaine von 10,000 Thaler jährlicher Einkünfte auszuwählen. Im J. 1815 war er es, der die bei Ligny überwundene preußiſche Armee nach wenigen Stunden wieder in den Stand ſetzte, eine Schlacht liefern zu können, und der durch die raſch angeordnete Verfolgung der bei Belle-Alliance (Waterloo) geſchlagenen franzöſiſchen Armee dieſen Sieg zu einem der glänzendſten in der neuern Geſchichte machte; er folgte dem Feinde auf dem Fuße bis Paris, und nahm als Miniſter an dem dortigen Friedensſchluſſe Theil. Hierauf ward ihm das Gouvernement der Rheinprovinzen übertragen. Im Frühjahr 1816 fühlte er ſich theils wegen ſeiner Geſundheit, theils wegen politiſcher Gründe bewogen, ſeinen Abſchied zu fodern. Sein Monarch, welcher einſah, daß Gneiſenau dem Staat unerſetzlich ſey, gewährte ihm in den huldvollſten Ausdrücken die Erlaubniß, während des Friedens mit ganzem Gehalt nach ſeinem eignen Willen leben zu können, behielt ſich aber vor, denſelben im Falle eines Kriegs wieder anzuſtellen. Gneiſenau begab ſich hierauf in die böhmiſchen Bäder, und ſodann auf ſeine Güter (Großerdmannsdorf, zwiſchen Hirſchberg und Schmiedeberg) in Schleſien. Mit genauer Kenntniß deſſen, was dem Heerführer nöthig iſt, verbindet Gneiſenau einen bewunderungswürdigen militäriſchen Blick, eine raſche Überſicht, und einen durchdringenden Scharfſinn. Schnell weiß er ſich, auch in der bedrängteſten Lage, zu faſſen, und ſelbſt ſeine raſcheſten Entſchlüſſe tragen das Gepräge der Beſtimmtheit, Zweckmäßigkeit und Ruhe. Nie hat man ihn auf dem Schlachtfelde verlegen geſehen. Mit dieſen kriegeriſchen Eigenſchaften, die den großen Feldherrn beurkunden, vereinigt er die liebenswürdigſte Beſcheidenheit, und ſeine Tugenden als Hausvater, ſeine Talente eines guten Geſellſchafters zwingen denen, die ihn als Feldherrn verehren, Achtung für ihn als Menſchen ab. Im 3ten Bande der Zeitgenoſſen (dem X. Hefte) findet ſich eine umſtändliche Biographie G n e i ſ e n a u's, auf die wir hier verweiſen.

P—r.

Gnidus oder Knidos, eine Stadt der kleinaſiatiſchen Landſchaft Karien, war ein Lieblingsort der Venus, welche davon den Beinamen der knidiſchen Göttin erhalten hat. Die Göttin hatte daſelbſt drei Tempel. Der eine, den ihr wahrſcheinlich die lacedämoniſchen Dorier erbaut hatten, hieß der Tempel der Venus Doris; ein zweiter war ihr unter dem Namen der Venus Akräa geheiligt; der dritte, der Tempel der knidiſchen Venus, oder, wie die Einwohner ihn nannten, der Venus Euploa (der ſchiffenden), verwahrte eins der größten Meiſterſtücke der Kunſt, die marmorne Bildſäule der Göttin von Praxiteles. (S. Praxiteles.)

Gnom. Dieſen Namen hat die neuere Mythologie den Geiſtern beigelegt, welche die Dichter im Schooße der Erde bei den Schätzen der Tiefe wohnen und ſie bewachen laſſen, Erdgeiſter, Berggeiſter, Bergmännchen. Sie können die mannichfaltigſten Geſtalten annehmen, und bald ſchön, bald häßlich ſeyn. Doch iſt die letzte Geſtalt die ihnen eigenthümlichſte; nur ihre Weiber, die Gnomiden, ſind urſprünglich ſchön. Rübezahl hat unter ihnen allen durch Muſäus Volksmährchen die größte Berühmtheit erlangt. Die gemeine Sprache begreift die Gnomen nebſt ihren Collegen in der Luft, im Walde und in der See unter dem alten gemeinen Namen Kobolde. Das eigentliche Vaterland dieſer dichteriſchen Weſen iſt der Orient und das geheime Reich der cabbaliſtiſchen Phantaſten. Nach den Erzählungen des Talmud war ein ſolcher Erdgeiſt, in der Geſtalt eines Wurms von der Größe eines Gerſtenkorns, dem Salomo bei Erbauung ſeines prächtigen Tempels vorzüglich dadurch behülflich, daß er ihm die großen Felſenplatten ſpaltete und in Tafeln verwandelte, ohne Jemandes Beihülfe. Freilich hatte es dem Salomo viel Liſt und Mühe gekoſtet, ſich ſeiner zu bemächtigen. In unſere europäiſchen Gegenden und Köpfe ſind dieſe wunderlichen Spukgeſtalten mit der Cultur der Pythagoräiſch-cabbaliſtiſchen Philoſophie, ſeit Raymundus Lullus von der Mitte des funfzehnten bis Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts durch Picus von Mirandola, Paracelſus, Cardanus, Jordanus und Brunus eingeführt, und ſelbſt von einſichtsvollen Männern, Marſilius Ficinus, Reuchlin u. A. empfohlen und unterſtützt worden.

Gnome. Dies der griechiſchen Sprache angehörige Wort bezeichnet eine zuerſt bei den älteſten Völkern des Orients gebräuchliche Art kurzer, ſinnreich, oft bildlich ausgedrückter Sprüche, welche irgend eine Bemerkung, eine Erfahrung, eine Regel, einen Grundſatz enthalten. Die ſogenannten Sprüche Salomons ſind im Grunde nichts als eine Gnomologie; mehr als die Hälfte vom Sirach gehört auch dahin. Viele ſolche von Jeſu ausgeſprochene Gnomen enthalten die Evangelien, beſonders die Bergpredigt von Matthäus. Jedes Volk legt die Reſultate ſeiner erſten Erfahrungen, Beobachtungen und Entdeckungen in der moraliſchen Welt in ſolche ſinnvolle, abgerundete Sprüche nieder. Auch von einem unſerer Vorfahren, Odin, hat die Sämundiſche Edda treffliche Sprüche dieſer Art aufbewahrt. Die Griechen haben in dieſer Gattung ihren Theognis und Phocylides aufzuweiſen. Jeder ſolcher Spruch iſt ein kurzes Reſultat einer oder mehrerer Erfahrungen, vollendet in wenig Worten, ganz gemacht, das Herz zu treffen, den Geiſt anzuregen und ſich tief in das Gedächtniß einzudrücken. Die arabiſchen Gnomen waren, wie viele unſerer vaterländiſchen, in Reime gefaßt; die hebräiſchen machten ſich durch ihren Parallelismus angenehm; in

allen Sprachen iſt kräftige oder räthſelhafte Kürze ihr Eigenthum.

Gnomonik, die Wiſſenſchaft, welche Sonnenuhren verfertigen lehrt. (S. Sonnenuhr.)

Gnoſis, ein griechiſcher Ausdruck, der Kenntniß, höhere Einſicht bedeutet, war vorzugsweiſe der Name einer Religionsphiloſophie, welche die Phantaſien und Abenteuerlichkeiten der orientaliſchen Religionsſyſteme mit den Ideen und der Conſequenz griechiſcher Philoſophen vereinigte und ſich einen Einfluß auf das Chriſtenthum anmaßte, der die practiſche Richtung ihrer Theorien beſtimmte. Unſtreitig gab es ſchon zu den Zeiten der Apoſtel eingebildete Weiſe, die ſich einer höhern Einſicht von dem Urſprunge der Welt und dem Übel in der Welt rühmten, als der menſchliche Verſtand, ſo lange er im Gleichgewichte bleibt, ſtatthaft oder überhaupt nur möglich finden kann. Simon, der Magier, deſſen Lucas in der Apoſtelgeſchichte Erwähnung thut, war der erſte unter ihnen. Schon in ſeinen Lehrſätzen ſind Spuren der Ideen zu entdecken, welche allen Lehrern und Freunden der Gnoſis gemein waren, und das unverkennbare Gepräge ihres orientaliſchen, inſonderheit perſiſchen und chaldäiſchen Urſprungs an ſich tragen. Sie laſſen ſich auf folgende Grundzüge zurückführen. Gott, die höchſte Intelligenz, wohnt in der Fülle des Lichts, und iſt der Urquell alles Guten; die Materie, die rohe chaotiſche Maſſe des Stoffes aller Dinge, iſt ewig wie Gott, und der Urquell alles Böſen. Aus beiden Principien ſind vor aller Zeit Weſen hervorgegangen, die Äonen genannt, und als gottähnliche Geiſter bezeichnet werden. Die Welt und das Menſchengeſchlecht wurden von einem Äon, dem Demiurg, oder wie ſpätere gnoſtiſche Syſteme ſagen, von mehrern Äonen und Engeln aus der Materie geſchaffen. Den Körper und die ſinnliche Seele des Menſchen (sensorium, Pſyche) machten die Äonen aus dieſem Stoffe; daher das Böſe im Menſchen. Gott gab dem Menſchen die vernünftige Seele, daher der beſtändige Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit. Die ſogenannten Götter der Menſchen, wie z. B. Jehova, der Juden Gott, ſind nur ſolche Äonen oder Weltkörper, unter deren Herrſchaft die Menſchen immer ſchlechter und unglücklicher wurden. Um das Reich der Weltſchöpfer zu zerſtören und die Menſchen von der Macht der Materie zu befreien, ſandte Gott den erhabenſten aller Äonen, für den erſt Simon, und nach ihm der berühmteſte unter ſeinen Schülern, Menander, ein Samariter, welcher gegen das Ende des erſten Jahrhunderts zu Antiochien in Syrien eine eigene Secte ſtiftete, ſich ſelbſt ausgab. Simon und Menander waren nicht Chriſten, ſondern Feinde des Chriſtenthums; der Jude Cerinthus, den der Evangeliſt Johannes noch gekannt zu haben ſcheint, vermengte dieſe Phantaſien mit den Lehren des Chriſtenthums, und behauptete, jener erhabenſte Äon, den Gott zur Rettung der Menſchen geſandt habe, ſey Chriſtus, der ſich in Geſtalt einer Taube auf den Juden Jeſus herabgelaſſen, durch ihn die chriſtliche Lehre verkündigt, jedoch noch vor der Kreuzigung Jeſu wieder von ihm getrennt habe, und erſt bei der Auferſtehung der Todten zur Gründung eines tauſendjährigen Reichs der vollkommenſten irdiſchen Glückſeligkeit aufs neue mit Jeſu vereinigen werde. Dieſe Grundideen des Gnoſticismus wurden im zweiten Jahrhundert unter der Regierung Hadrians und der beiden Antonine von den chriſtlichen Religionsphiloſophen, die vorzugsweiſe unter dem

Namen Gnoſtiker bekannt ſind, noch mehr ſublimirt, erweitert und ausgeführt. Saturninus, ein Syrer, redet von einem unbekannten höchſten Gott, der viele Engel und Kräfte erzeugt habe; ſieben dieſer Äonen wären die Weltſchöpfer geweſen, und bald von Gott abgefallen; einer derſelben, der Judengott, habe die Menſchen zum Böſen verführt, daher der Unterſchied zwiſchen guten und böſen Menſchen entſtanden ſey. Auch Saturninus nennt Chriſtum den von Gott geſandten Retter und den Sohn Gottes, eigenthümlich iſt ihm aber die Behauptung, daß Chriſtus nicht wirklich geboren worden ſey, auch keinen wahrhaften, menſchlichen, ſondern nur einen Scheinkörper an ſich gehabt habe, weßhalb ſeine Anhänger und mehrere andere ſpätere gnoſtiſche Parteien, die hierin mit ihm übereinſtimmten, Doketen und Phantaſiaſten genannt wurden. Übrigens läugnete Saturninus ganz conſequent die Auferſtehung der Leiber, und nahm nur eine Rückkehr der Seelen guter Menſchen in das Weſen der Gottheit an. Seine Secte zeichnete ſich durch Strenge der Sitten aus, verwarf das Fleiſcheſſen und den Eheſtand. Sein Zeitgenoſſe, Baſilides, ein Alexandriner, unterſcheidet ſich von ihm durch eine den ägyptiſchen Prieſtern nachgebildete noch geheimnißvollere Sprache, er nennt ſieben vollkommene vom höchſten Gott erzeugte Äonen, den Verſtand, das Wort, die Klugheit, die Weisheit, die Macht, den Frieden und die Gerechtigkeit, welche mit Gott ſelbſt die vollkommene Acht ausmachen; jeder derſelben baute ſeinen eigenen Himmel, und zeugte neue Himmel und Ordnungen von Engeln, und dieſe wieder neue, deren Vollkommenheit in abſteigender Linie immer mehr abnimmt. So entſtanden 365 Himmel und Ordnungen von Engeln, deren gemeinſchaftlichen Herrn und Vorſteher Baſilides als einen guten aber unvollkommenen Geiſt bezeichnet, und Abraxas nennt. Dieſer Name mit griechiſchen Buchſtaben geſchrieben, drückt durch die Zahlenbedeutung derſelben dieſe heilige Zahl aus, und die Baſilidianer ſchnitten ihn in Edelſteinen, denen ſie geheime zauberiſche Kräfte beilegten. In Gemeinſchaft mit Abraxas, fährt Baſilides fort, haben die Engel der niedrigſten Ordnung aus der Materie unſere Welt gebaut, die Regierung der Völker unter ſich getheilt und den Gottesdienſt an ſich zu ziehen geſucht, ſind aber, da der vornehmſte unter ihnen, der Judengott, ſich auch die übrigen Völker unterwerfen wollte, in einen Streit gerathen, der den Verfall und das Elend des menſchlichen Geſchlechts zur Folge hatte. Darum ſandte Gott ſeinen erſtgebornen Sohn, den Äon Verſtand oder Chriſtus, um die Herrſchaft der Weltregierer zu zerſtören. Der Judengott regte aber die Nation wider ihn auf, daß ſie ihn umbrachte; doch wurde Chriſtus nicht wirklich, ſondern entweder der Menſch Jeſus, mit dem er ſich vereinigt hatte, oder Simon von Cyrene gekreuzigt. Chriſtus ging wieder zu Gott, und alle Seelen, die ſeiner Lehre gehorchen, kommen eben dahin, die unvollkommenen aber müſſen, bis ſie von aller Unreinigkeit befreit ſind, durch die Körper anderer Menſchen und Thiere wandern. Der geheimnißvolle Anſtrich und das Spielende dieſer Theorie des Baſilides verſchafften ihm viele Anhänger; ſein Sohn Iſidor pflanzte ſeine Secte fort, die ſich erſt im 4ten Jahrhundert gänzlich verlor. Das Syſtem des Alexandriners Karpokrates, der gleichfalls unter Adrians Regierung blühte, unterſcheidet ſich von den eben dargeſtellten nur darin, daß er Chriſtum für einen bloßen Menſchen hielt, deſſen reinere und ſtärkere Seele

ſich nur deſſen, was ſie vor ihrer Vereinigung mit dem Körper bei Gott geſehen hatte, richtig zu erinnern gewußt habe. Die chriſtlichen Kirchenlehrer Clemens von Alexandrien, Irenäus, Euſebius und Epiphanius, aus denen überhaupt alle Nachrichten über die Gnoſtiker geſchöpft ſind, ſagen den moraliſchen Grundſätzen des Karpokrates viel Schlimmes nach; nach ihnen hat er allen Unterſchied guter und böſer Handlungen aufgehoben und eine uneingeſchränkte Freiheit in der Befriedigung ſinnlicher Triebe gelehrt. Und allerdings übten ſeine Anhänger die abſcheulichſten Laſter aus, und waren vorzüglich an den empörenden Verleumdungen Schuld, welche den Chriſten dieſes Jahrhunderts von den heidniſchen Schriftſtellern im Allgemeinen aufgebürdet wurden. Des Karpokrates berühmteſter Schüler war Prodikus, der jedoch fälſchlich als Urheber der Adamitiſchen Secte angegeben wird (vergl. den Artikel Adam). Die Secte der Karpokratianer fand in Ägypten und Italien, beſonders aber auf den Inſeln, viel Beifall, verlor ſich aber ſchon im Anfange des 3ten Jahrhunderts. Das vollſtändigſte und ſinnreichſte aller gnoſtiſchen Syſteme hat Valentinus, ein gelehrter und beredter Alexandriner, ebenfalls im 2ten Jahrhundert gebaut. In das Licht, oder die Fülle, welche alle Gnoſtiker zur Wohnung des höchſten Gottes machten, ſetzt er funfzehn männliche und eben ſo viel weibliche Äonen, die er durch Vermählungen mit einander nach und nach erzeugen läßt. Der höchſte Gott, der Ungeborne, der Urvater, den er auch die Tiefe nennt, iſt der erſte dieſer Äonen, das denkende Stillſchweigen ſein Weib, der Verſtand und die Wahrheit ſind ihre Kinder, dieſe erzeugten mit einander das Wort und das Leben (im Griechiſchen weiblich) und dieſe den Menſchen und die Gemeinde. Dieſe achte machen die erſte Claſſe jener 30 Äonen aus. Die zweite Claſſe von fünf Paaren, an deren Ende der Eingeborne, und die dritte von ſechs Paaren, an deren Spitze der Tröſter ſteht, ſtammen auf gleiche Weiſe von Menſchen und der Gemeinde ab und beſtehen wie die erſte aus perſonificirten Begriffen. Die Beamten dieſes himmliſchen Staats ſind vier andere männliche Äonen. Horus, der die Gränzen des Lichtraums bewacht; Chriſtus und der heilige Geiſt, welche die übrigen Äonen in ihren Pflichten unterweiſen, und Jeſus, den alle Äonen des Lichtraums gemeinſchaftlich erzeugt und wie der ganze Olymp die Pandora mit ihren Gaben herrlich ausgeſtattet haben. Der letzte weibliche Äon dritter Claſſe, die Weisheit, beneidete den Verſtand um ſeine Wiſſenſchaft und gebar in der Hitze ihrer ungebändigten Leidenſchaft einen weiblichen, ungeſtalteten Äon, Achamoth oder Enthymeſis (Beherzigung, Überlegung) welche in die Finſterniß der Materie fiel und von Chriſto aus Mitleid geſtaltet wurde. Achamoth ſehnte ſich nach dem verlornen himmliſchen Lichte; Furcht, Angſt, Traurigkeit und Lachen wechſelten bei ihr ab; ihre unbefriedigte Sehnſucht brachte die Seele der Welt und andere Seelen hervor, aus ihren Thränen entſtand das Waſſer, aus ihrem Lachen die hellere Materie, die dichtere aus ihrer Traurigkeit. Chriſtus erbarmte ſich der Abgefallenen und ſandte ihr Jeſum, der ihr Wiſſenſchaft mittheilte und ſie von ihren Schmerzen befreite. Nach dieſer glücklichen Veränderung gebar ſie drei Subſtanzen, eine materielle, eine geiſtige und eine ſeelenartige (wie oben die ſinnliche Seele). Aus der letztern geſtaltete ſich der Demiurg oder Weltſchöpfer, welcher, wie beim Baſilides, die Himmel mit ih-

ren Engeln aus der ſeelenartigen Subſtanz baute und den oberſten dieſer Himmel zu ſeinem Sitze wählte. Aus der materiellen Subſtanz wurden unter Einfluß von Achamoths Furcht die Thiere, unter Einfluß ihrer Traurigkeit die böſen Geiſter, deren Fürſt der Weltbeherrſcher iſt, und unter Einfluß ihrer Angſt die mit Feuer vermiſchten Elemente der Welt. Der Menſch iſt aus allen drei Subſtanzen gebaut. Der Retter der Menſchen, Chriſtus, hatte, als er auf Erden erſchien, einen ſichtbaren Körper aus feinerem Stoffe und war nur aus der geiſtigen und ſeelenartigen Subſtanz zuſammengeſetzt. Bei ſeiner Taufe vereinigte ſich der Äon Jeſus mit ihm und belehrte die Menſchen. Seine Schickſale und Wohlthaten beſchreibt Valentinus eben ſo wie Saturninus, das Eigne aber hat er, daß, wenn zuletzt alles Geiſtige von der Materie befreit ſeyn würde, Achamoth ſich im göttlichen Lichtraum mit Jeſu vereinigen, und die guten Seelen zu ſich ziehen, der Himmel des Demiurgs die ſinnlicheren aufnehmen und die Welt im Feuer untergehen werde. Die Partei des Valentinus, welche ſich gegen die Mitte des 2ten Jahrhunderts zu Rom, und beſonders auf der Inſel Cypern erhob, zeichnete ſich durch ſtrenge Sitten aus, wurde die zahlreichſte unter allen gnoſtiſchen Secten und dauerte bis in das 4te Jahrhundert fort. Marcion von Sinope und Cerdo, ein Syrer, bildeten mit Hinweglaſſung vieles Abenteuerlichen der früheren gnoſtiſchen Syſteme ein wohlgeordnetes Lehrgebäude, deſſen Hauptmerkmal die Verwerfung des alten Teſtaments und die Einmiſchung jüdiſcher Ideen in das Chriſtenthum iſt. Marcion unterſcheidet zwei höchſte Grundweſen, den wahren Gott und den Teufel; der wahre Gott hat auch nach ihm viele Geiſter erzeugt, unter ihnen auch den Weltſchöpfer, welcher der gerechte Gott und Geſetzgeber der Juden ſey. Dieſer hat Chriſtum durch die Propheten verheißen laſſen; der Jeſus aber, der wirklich erſchienen und der wahre Erlöſer iſt, war der Sohn des wahren guten Gottes, und nicht jener jüdiſche Meſſias. Dieſer eigenthümliche Lehrſatz Marcions veranlaßte ſeine Abtrennung von der alt-catholiſchen Kirche, in der Tertullian beſonders die Würde des alten Teſtaments glücklich gegen ihn verfocht. Die Partei der Marcioniten wurde indeß ſehr anſehnlich, ſie hatte bis zum Anfange des 5ten Jahrhunderts in Italien, Syrien, Arabien und Ägypten zahlreiche Gemeinden und eigne Biſchöfe, auch behauptete ſie den Ruhm unſträflicher Sitten, indem ſie nach der Vorſchrift ihres Stifters das Fleiſcheſſen, das Weintrinken und den Eheſtand vermied, um mit der Materie ſo wenig als möglich gemein zu haben. Zweifelhaft iſt es aber, daß Marcion und Cerdo auch die Stifter der Secte geweſen ſeyn ſollen, die gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts unter dem Namen Ophiten oder Schlangenbrüder (ſ. d. Art.) entſtand und wegen der Ähnlichkeit ihrer Theogonie mit der Valentiniſchen unter die Gnoſtiker gerechnet wurde. In derſelben Periode trat auch der durch ſeine Harmonie der vier Evangelien und ſeine Rede gegen die Griechen oder Heiden ſchon vorher berühmte Tatianus aus Aſſyrien zum Gnoſticismus über, und ſtiftete eine Secte, deren Anhänger nach einem ſeiner Schüler Severianer, wegen ihrer harten Diät Enkratiken (Enthaltſame), Hydroparaſtaten (Waſſertrinker), und weil ſie dem Beſitze ihrer Güter entſagten, Apotaktiten genannt wurden. Auch Bardeſanes, ein Syrer, und der Afrikaner Hermogenes, welche unter der Regierung des Kaiſers Commodus vom Lehrbegriff des Chriſtenthums abwichen und Secten ſtifteten, ſtreifen wegen ihrer

Hypotheſen über die Urſachen des Böſen in der Welt an den Gnoſticismus an. Überhaupt war es bei dem philoſophiſchen Streben jenes Zeitalters, bei der Sucht nach dem Wunderbaren, welche die damals in hohem Grade verweichlichten Völker des römiſchen Reichs ergriffen hatte, und bei der Mode, ſich tieferer Einſichten in die Geheimniſſe der Natur und Gottheit zu rühmen, nicht zu verwundern, daß eine Religionsphiloſophie, welche ſich die glänzendſten Partien der Platoniſchen aneignete, und der Einbildungskraft eben ſo ſehr als dem Dünkel geheimer Weisheit Nahrung gab, einen ſo ausgebreiteten Beifall fand. Auch Gutgeſinnte nahm ſie durch die Strenge ihrer Sittenlehre und ihre Seelenheilkunde für ſich ein; die Gnoſtiker waren die Pietiſten des 3ten und 4ten Jahrhunderts. Die catholiſche Kirche, die ihre Lehren verketzerte, ließ doch dem Wandel der Marcioniſchen und Tatianiſchen Gnoſtiker Gerechtigkeit wiederfahren, und nahm ſelbſt von ihren Irrlehren Veranlaſſung, die Regel des rechten Glaubens feſter zu beſtimmen. Seit dem 5ten Jahrhundert gab es keine gnoſtiſchen Secten mehr, aber von den Grundzügen ihrer Emanationslehre erſcheint maches in ſpätern Philoſophien wieder, die mit ihnen aus gleichen Quellen ſchöpften. Platons lebendige Darſtellung hatte den Ideen der Gottheit etwas Subſtantielles gegeben, das die Gnoſtiker auf ihre Äonen übertrugen, und Leibnitzens Effulgurationen (Ausſtrahlungen) Gottes, Ploucquets reale Repräſentationen (Vorſtellungen) Gottes, St. Martins Bilder und Spiegel und dergl. ſind wie jene Äonen ein Beweis, daß die Verſuche des menſchlichen Verſtandes, den Act der Schöpfung und des Entſtehens unvollkommnerer Weſen aus den vollkommenſten zu erklären, immer auf ähnliche Reſultate hinausliefen. Die Naturphiloſophen könnten die Gnoſtiker unſrer Zeit genannt werden, wenn ſie geſtehen wollten, daß ihr Identitätsſyſtem ihnen unter den Händen in einen Dualismus zerfällt, welcher der gnoſtiſchen Theorie vom Abfall nicht unähnlich iſt. E.

Goa liegt an der Weſtküſte von Dekan in Vorderindien, da, wo jetzt die weſtlichen Beſitzungen der Maratten und der Britten am nördlichen Ende von Kanara an einander gränzen, auf einer Inſel, welche bei den Eingebornen ehedem Tiſſuari hieß, und von einem arabiſchen Volksſtamme bewohnt wurde, als der große Albuquerque im Jahre 1510 die Stadt mit den Halbinſeln Bardes und Salſete unterwarf. Der Fluß Mandova, unter den Indiern faſt ſo hoch geehrt, als der Ganges, ſcheidet die Inſeln vom feſten Lande, und zwei Meerarme umfaſſen ſie auf den andern Seiten. Sie hat einen der beſten und geräumigſten Häfen Indiens, und war ſeit 1559 der Sitz des Oberbefehlshabers der portugieſiſchen Beſitzungen in dem indiſchen Meere und des Erzbiſchofs und Primas von Indien. Während der Regenzeit vom Juni bis gegen den October bringen die Landfluthen ſo viel Schlamm mit, daß der Hafen verſchlämmt und die Schifffahrt gehindert wird. Der Hafen, welcher aber nur den Portugieſen offen ſtand, iſt durch Thürme und Caſtelle beſchützt. Gleich bei dem Eingange, an der Spitze der Halbinſel Bardes, liegt die ſtarke Feſtung Aguaba, deren Geſchütz das Waſſer beſtreicht, und hinter dem Canale, oberhalb jener Halbinſel, das Königscaſtell, das gleichfalls das Waſſer beherrſcht. Außer dieſen Feſtungen gibt es noch zwei ſtarke Forts, die nahe am Canale liegen. An jenen Hafen gränzt der Hafen Murmugon, welcher durch einen andern Canal gebildet wird, der Goa und die Halbinſel Salſete ſcheidet; er nimmt die aus Europa kommenden Schiffe auf, wenn der andere verſchlämmt iſt. Die Stadt hat Mangel an ſüßem

Waſſer, das vom feſten Lande hingebracht und verkauft wird. Die Luft iſt ungeſund. Zu der Zeit, als die Portugieſen in Indien herrſchten, konnte keine Stadt in dieſen Gegenden mit Goa vergli- chen werden, und wenige in Europa waren ſchöner und beſſer ge- baut. Die noch vorhandenen öffentlichen Gebäude ſind ſtumme Zeu- gen ihrer verſchwundenen Herrlichkeit. Außer dem Vicekönige, un- ter deſſen Befehlen alles ſtand, was die Portugieſen in Indien vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis Macao in Sina be- ſaßen, hatten hier die Verwaltungsbehörden ihren Sitz. Die Macht des Glaubensgerichts, das auch in Goa ſeinen Sitz hatte, war ehe- dem ſehr ausgedehnt, und erſtreckte ſich über alle Portugieſen in In- dien und die eingebornen Chriſten, allein ausgenommen den Vicekö- nig, den Erzbiſchof und deſſen Vicar. In neuern Zeiten aber ward die Gewalt der Inquiſition ſehr beſchränkt; ja 1815 erfolgte ihre gänzliche Aufhebung und die öffentliche Verbrennung ihrer Papiere. Als die Macht der Portugieſen immer tiefer ſank, und der größte Theil ihrer reichen Beſitzungen in der Gewalt der Holländer und der Engländer war, da gerieth auch der Mittelpunkt ihrer Herrſchaft immer mehr in Verfall. Die Verödung der Stadt nahm zu, als im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine Seuche ausbrach, und ihnen ſo großen Abſcheu gegen ihren Wohnort einflößte, daß ſich die mei- ſten auf dem Lande niederließen. Die gebornen Portugieſen machen die geringſte Zahl der Einwohner aus, die Meſtizen die größte. Der große Handel iſt in den Händen der Chriſten, der kleine wird von Juden und Banianen getrieben, deren Anzahl beträchtlich iſt. Bloß der Zwiſchenhandel an den Küſten von Indien und nach Sina iſt noch bedeutend. Drei bis vier Schiffe waren in neuern Zeiten jährlich hinreichend, die Waaren, welche die Portugieſen aus den übrigen Factoreien und durch die nach Canton fahrenden Schiffe er- hielten, nach Europa zu bringen. Der Betrag des Ganzen ſtieg ſel- ten höher, als auf anderthalb Millionen Gulden jährlich, nicht ge- rechnet den Ertrag des ausſchließenden Handels, den die Krone mit Zucker, Schnupftabak, Pfeffer, Salpeter, Perlen und Sandelholz trieb. Der ganze Gewinn aber, den die Niederlaſſung brachte, ward von den Koſten aufgezehrt, welche die Verwaltungsbehörden und die Unterhaltung der Feſtungswerke und der Beſatzung nothwendig mach- ten. Seit 1807 war Goa in der Gewalt der Engländer, iſt aber nach dem allgemeinen Frieden den Portugieſen zurückgegeben wor- den. R.

Gobelin (Gilles), war ein Färber zu Paris unter der Regie- rung Franz I. Er wohnte in der Vorſtadt St. Marceau, wo ſein Haus und der kleine Fluß, welcher vorbeifließt, noch heute ſeinen Namen führen, und erfand, wie man ſagt, das Geheimniß, das ſchöne Scharlach zu färben, welches nach ihm Gobelinſcharlach heißt. Von ihm haben auch die berühmten Gobelintapeten ihren Namen, für deren Erfinder er gehalten wird, mit welchem Recht iſt zweifel- haft. Indeß, wenn er auch der erſte Verfertiger dieſer gewirkten Tapeten geweſen iſt, die ſonſt in Frankreich Mode waren und es wieder geworden ſind, ſo iſt doch anzunehmen, daß die Erfinduug erſt unter Heinrich IV. zu größerer Vollkommenheit gebracht worden.

Godoi, ſ. Alcudia.

Göking (Leopold Friedrich Günther von), wurde den 13ten Julius 1748 zu Grüningen im Halberſtädtiſchen geboren, beſuchte um das J. 1760 das königliche Pädagogium zu Halle, wo er ſich mit

ſeinem Freunde und Landsmann, G. A. Bürger, gemeinſchaftlich in der Dichtkunſt verſuchte, und ſtudirte ſodann auf der dortigen Univerſität die Rechte. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien wurde er Referendarius bei der Kriegs- und Domainenkammer in Halberſtadt, in der Folge Kanzleidirector zu Ellrich im Hohenſteiniſchen, im J. 1786 Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer zu Magdeburg, 1788 königl. Commiſſär und Land- und Steuerrath zu Wernigerode, 1793 geheimer Finanzrath im ſüdpreußiſchen Departement des Generaldirectoriums zu Berlin, darauf Geheimerath des Fürſten von Oranien-Fulda zu Fulda. Friedrich Wilhelm II. hatte ihn 1789 in den Adelſtand erhoben, und ſeit der Zeit ſchreibt er ſich L. F. G. von Gökingk auf Daldorf und Günthersdorf. Auch iſt er herzogl. curländiſcher Legationsrath. Wir haben von ihm ſehr berühmte Arbeiten in den meiſten Gattungen der Poeſie, z. B. in Liedern, Sinngedichten und der Epiſtel, welche letztern beſonders der Beifall des Publicums gekrönt hat. Man bemerkt faſt überall einen vielſeitig reflectirenden Geiſt, der indeſſen bei aller Welterfahrenheit der Empfindung, Naivetät und Zartheit keineswegs abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundenen und in gewandter Sprache abgefaßten Gedichten erwarben ihm doch wohl „die Lieder zweier Liebenden" (zuerſt 1777, dann 1779), für deren Zärtlichkeit man in Deutſchland faſt ein allgemeines Intereſſe faßte, den meiſten Ruhm, ſo daß ſelbſt der ſtrengrichtende Wieland die poetiſche Briefſtellerin, die hier unter dem Namen Nantchen erſcheint, die deutſche Sappho nannte. Seine Gedichte ſind zu Frankfurt von 1780—82 in 3 Bänden, und ebendaſelbſt iſt 1784 der 1ſte Band ſeiner proſaiſchen Schriften erſchienen.

Golconda, eine über 1710 Quadratmeilen große Landſchaft in Oſtindien, auf der Halbinſel dieſſeit des Ganges, zwiſchen den Flüſſen Burda und Kiſtna, meiſtens von dem Marattenſtaat umgeben, mit ungefähr 6½ Million Einwohnern, iſt berühmt durch ihre ergiebigen Diamantgruben. Sie ſteht unter einem Fürſten, welcher König oder Nizam von Golconda, oder auch Subah von Decan genannt wird. Seine Reſidenz, Hyderabad am Fluſſe Muſi, iſt zugleich die jetzige Hauptſtadt des Landes. Die vormalige war Golconda, eine auf einem ſteilen Felſen gelegene ſtarke Feſtung. Der Nizam ward ſonſt von den Maratten zu einem regelmäßigen Tribut genöthigt, allein jetzt iſt er unter dem Namen eines Bundsgenoſſen von den Engländern abhängig.

Gold. Die trefflichen Eigenſchaften, beſonders der prächtige und dauernde Glanz dieſes edeln Metalls, haben demſelben von jeher einen ſehr hohen Werth in den Augen der Menſchen gegeben. Es gehört zu den Elementen oder einfachen Stoffen. Im Feuer ſchmilzt es, ſo bald es glüht, und ſieht im Fluſſe grün aus. Im gewöhnlichen Feuer verändert es ſich nicht, verglaſ't aber und verflüchtigt ſich zum Theil unter dem Brennſpiegel. Das durch die Hitze des Brennpunkts entſtehende Glas hat eine violette Farbe, und iſt eine verglaſ'te Goldhalbſäure. Der electriſche Funke ſäubert das Gold. In Säure löſ't es ſich ſchwer auf; die Salpeterſäure löſ't es nur auf, wenn ſie roth oder mit ſalpeterſaurem Gas vermiſcht iſt. Überſaure, ſo wie ſalpeterſaure Kochſalzſäure löſen das Gold auf und aus beiden entſteht das Goldſalz, welches gelblich, ätzend iſt, und ſich cryſtalliſirt. Das Ammoniak ſchlägt das Gold mit gelber Farbe nieder, und bildet das Knallgold, das bei einer großen Entzündbar-

keit furchtbare Exploſionen bewirkt. Verbindet man eine Goldauflöſung mit einer Auflöſung des kochſalzgeſäuerten Zinns im Waſſer, ſo entſteht ein pupurrother Niederſchlag, der unter dem Namen Caſſius-Purpur oder mineraliſcher Purpur bekannt iſt. Das Gold amalgamirt ſich leicht mit dem Queckſilber. In Anſehung des Gewichts übertrifft es, die Platina ausgenommen, alle übrigen Körper. Setzt man die Schwere des Waſſers auf 1000, ſo beträgt die Schwere des Goldes nach Blumenbach 19,257, nach Scherer 19,640. Das amerikaniſche Gold ſieht bleicher aus als das europäiſche. Sein Glanz leidet nicht durch Roſt. Von allen Metallen beſitzt das Gold die größte Dehnbarkeit. Mit einer Unze Gold kann man einen 444 Stunden langen Silberfaden ſo durchaus überziehen, daß man ſelbſt durchs Mikroscop nichts vom Silber entdeckt, vielmehr bleibt es, wenn man das Silber durch Scheidewaſſer auflöſ't, als eine hohle undurchſichtige Röhre zurück. Ein einziger Gran Gold läßt ſich zu ſo dünnen Blättchen ſchlagen, daß man damit eine Fläche von 1400 Quadratzoll bedecken kann. Von der Zähigkeit des Goldes zeugt der Umſtand, daß ein Drath dieſes Metalls von $\frac{3}{10}$ Linien Dicke, und 2 Fuß Länge ein Gewicht von 16 Pfund trägt, ohne zu zerreißen. Wegen dieſer Geſchmeidigkeit und Weiche beſitzt es aber auch nur wenig Klang und Elaſticität, durch anhaltendes Hämmern kann man es jedoch dergeſtalt härten, daß es ſelbſt zu Uhrfedern gebraucht werden könnte. Das Gold wird, wie alle übrigen Metalle in der Erde erzeugt, und iſt nächſt dem Eiſen und Braunſteine wahrſcheinlich am weiteſten in der Natur verbreitet. Nur wenig findet ſich vererzt, das meiſte gediegen und zwar letzteres entweder ſichtbar oder verlarvt. Dieſes gediegene Gold zeigt ſich unverdeckt in ſeiner metalliſchen Geſtalt, und kommt in verſchiedenen Formen, in derben Stücken, in Blättchen und Cryſtallen vor. Häufig iſt es ſchon ſo rein, daß es gar keiner Läuterung bedarf. Dergleichen wird Jungferngold genannt. Meiſtens iſt es aber in Stein und Erzarten enthalten, doch gediegen und ſo, daß man es deutlich erblickt. In dieſem Falle muß es von den fremdartigen Mineralien geſchieden werden. Es findet ſich zuweilen in beträchtlichen Maſſen; ſo entdeckte man vor etwa vierzig Jahren in Braſilien einen gediegenen Goldklumpen von 2560 Pfund, der weit über eine Million Thaler am Werth betrug. Dasjenige, welches man in verſchiedenen Flüſſen unter den Sand gemengt findet, beſteht nur aus ſehr kleinen Theilchen. Es heißt Flußgold, und wird durch das Waſchen erhalten. Auf der Goldküſte von Guinea ſammeln die Eingebornen in beträchtlicher Menge Goldſtaub, d. h. feine Goldtheilchen, und verkaufen ihn an die Europäer. Verlarvtes Gold heißt dasjenige, welches ſich in Steinen und Erzen zwar gediegen, aber doch verſteckt befindet, und nur durch mühſame und koſtbare Operationen aus denſelben geſchieden werden kann. Lohnt der Gewinn dieſe Arbeit, ſo nennt man dergleichen Mineralien Golderze. Wahrſcheinlich ließe ſich in allen Ländern der Erde Gold entdecken, aber nicht allenthalben würde es der Mühe werth ſeyn, es aufzuſuchen und zu ſcheiden. Südamerika, namentlich Braſilien, Mexiko und Peru geben das meiſte Gold. Die Gruben von Potoſi lieferten binnen zwanzig Jahren über 100 Millionen an reinem Gold. Daß Afrika reich an Gold ſeyn müſſe, ſieht man daraus, daß die Flüſſe ſo viel davon enthalten. Dieſe ſpülen es in ihrem Laufe über die Gebirge aus ſeinen Lagerſtätten, und führen es in ihrem Sande mit ſich fort. Aſien enthält viel Gold. Arabien, Per-

ſien, China, Japan, Indien ziehen jährlich beträchtliche Quantitäten aus ihren Gebirgen, und wer weiß wie reich die ungeheure Gebirgskette Mittelaſiens an dieſem Producte iſt; Europa enthält Gold in mehreren Ländern. Ungarn iſt am meiſten damit geſegnet; Portugal und Spanien haben bisher ihre Bergwerke vernachläſſigt, da ſie von Amerika reichlich verſorgt wurden. In Deutſchland wird im Salzburgiſchen, in Tyrol und auf dem Harze Gold gewonnen, mehrere andre Provinzen, z. B. Böhmen, Sachſen, haben auch etwas, aber es iſt nicht beträchtlich. Der fünfte Welttheil iſt in dieſer Hinſicht noch nicht unterſucht. Das reinſte Gold, welches von allem Silber oder jedem andern Metalle befreit iſt, heißt 24karatig. Eine Mark Gold enthält nämlich 24 Karat, und ein Karat 12 Gran. Um es zu verarbeiten, miſcht man ihm mehr oder weniger Kupfer oder Silber bei, jenes nennt man die rothe, dieſes die weiße Legirung. Das zu Galanteriearbeiten verarbeitete ſogenannte franzöſiſche Gold iſt 6karatig, d. h. $\frac{1}{4}$ Gold und $\frac{3}{4}$ Legirung. Der Werth des feinſten Goldes gegen den Werth des feinſten Silbers iſt nicht allenthalben gleich. In Deutſchland wird ein Loth Gold ungefähr mit 15 Loth Silber aufgewogen.

Goldmacherkunſt ſ. Alchymie.

Goldenes Vließ, ſ. Jaſon und Argonauten. Orden des goldnen Vließes, ſ. Öſterreich und Spanien.

Goldene Zahl, ſ. Calender.

Goldoni (Carlo), der fruchtbarſte unter den dramatiſchen Dichtern Italiens, wurde 1707 geboren. Er fühlte ſich von Kindheit auf unwiderſtehlich zum Theater hingezogen, und ſchrieb ſchon in ſeinem achten Jahre einen Entwurf zu einer Commedia dell' arte (ſ. Italieniſches Theater). Anfangs verſuchte er ſich in der Jurisprudenz und ward ſelbſt immatriculirter Advocat, daher er ſich auch nachher beſtändig Avvocato nannte. Allein dieſes Fach gefiel ihm eben ſo wenig als das mediciniſche, mit welchem er ſich auf Verlangen ſeines Vaters eine Zeit lang beſchäftigte. Sein innerer Beruf zur Bühne ſiegte endlich über alle Verſuche, ihn von derſelben abwendig zu machen. Nachdem er mit abwechſelndem Glück Advocat, Theaterdichter, Schauſpieler, Arzt, Secretär und Director einer Schaubühne geweſen war, mit umherziehenden Schauſpielergeſellſchaften die vornehmſten Städte Italiens geſehen, und beinahe 200 Stücke geſchrieben hatte (im J. 1750 allein ſchrieb er deren ſechzehn), nahm er 1761 eine Einladung nach Paris an. Hier wurde er italieniſcher Lehrer der Tante Ludwigs XV., und verfertigte verſchiedne kleine Stücke, die auf dem Hoftheater zu Fontainebleau aufgeführt wurden. Er erlernte die franzöſiſche Sprache in ſolcher Vollkommenheit, daß er nicht bloß ſein Leben, ſondern ſelbſt einige Luſtſpiele darin ſchreiben konnte, worunter Le Bourru bienfaisant zu ſeinen beſten Stücken gehört. Seine letzten Jahre waren ſehr gedrückt. Durch Abſchaffung der Penſionen der Civilliſte in den erſten Jahren der Revolution verlor er ſeine jährliche Einnahme von 4000 Livres zu einer Zeit, wo er wegen ſeines hohen Alters außer Stande war, ſich durch ſeine gewohnte Thätigkeit Erwerbsquellen zu eröffnen. Im J. 1792 gab ihm zwar der Nationalconvent ſeine Penſion zum Theil wieder; allein er genoß ſie nicht lange, denn er ſtarb ſchon im Anfange des folgenden Jahrs. Seine Memoiren ſind wegen einer Menge Anekdoten und Charaktergemählde, und wegen des naiven und herzlichen Tons, der darin herrſcht, höchſt anziehend. Als dramatiſcher

Dichter hat Goldoni unſtreitig bedeutende Verdienſte. Er erſchien als Reiniger des Luſtſpiels, und fand ſo viel Beifall, daß er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts faſt ausſchließend im Beſitz der komiſchen Bühne war. An theatraliſcher Einſicht fehlt es ihm gewiß nicht, wohl aber an Gehalt, an Tiefe der Charakteriſtik und an Neuheit und Reichthum der Erfindung, um ſich auf die Dauer zu behaupten. Seine Sittengemählde ſind wahr, aber zu wenig aus dem Gebiete der Alltäglichkeit hinausgeſpielt; er hat das Leben von der Oberfläche abgeſchöpft, und da wenig Fortrückung in ſeinen Dramen iſt, und Alles ſich immer auf demſelben Punkte herumdreht, ſo vermehrt dies noch den Eindruck von Leerheit und Langerweile, als dem herrſchenden geſelligen Zuſtande. Die Masken hätte er gern gänzlich abgeſchafft; und doch konnte er keinen Erſatz dafür aus ſeinen Mitteln anbieten. Die von Goldoni revidirte Originalausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke iſt 1788 bis 1794 bei Zatta in Venedig erſchienen, und beſteht aus 40 Octavbänden. Der Diener zweier Herren, der Schwätzer, der Lügner und einige andre ſeiner Stücke haben in Bearbeitungen auch auf der deutſchen Bühne gefallen.

Goldſchläger nennt man einen Künſtler, der das Gold in möglichſt dünne Blättchen, zum Behuf des Vergoldens und zu andern Zwecken, verwandelt. Das hierzu erfoderliche Gold muß rein ſeyn: daher bedient man ſich gemeiniglich des Dukatengoldes, welches mit Borax in einem Tiegel geſchmolzen, und dann in den ſogenannten Zahneinguß oder ein ſtarkes viereckiges Eiſen eingegoſſen wird. Die nun entſtandnen Goldzähne oder vierkantigen Priſmen werden dann auf die Ziehmaſchine oder das Ziehwerk gebracht, wo ſie durch ſtarke eiſerne Walzen durchgepreßt und dergeſtalt in immer dünnere Blätter verwandelt werden. Es muß aber das Gold zu dieſem Ende jedesmal vorher geglüht werden. Die Blätter oder die Bänder, die auf ſolche Weiſe entſtanden ſind, werden auf dem Amboß noch ebener geſchlagen und dann mit der Scheere in kleinere Platten geſchnitten, die gewöhnlich einen Zoll ins Gevierte halten und ſechs und einen halben Gran wiegen. Damit dieſe noch weiter ausgedehnt werden, ſo legt man ſie in die Quetſchform, welche ein Buch iſt von drei Quadratzoll und 150 Blättern alten Pergaments. In dieſes Buch eingelegt bringt man die Goldplatten auf einen marmornen Amboß, worauf ſie mit dem Werkhammer ſo lange geſchlagen werden, bis ſie zwei Quadratzoll ausgedehnt worden. Dann ſind die Blätter ungefähr ſo dick wie Papier: ſie werden nun in einer eiſernen Schachtel wieder geglüht, und in eine zweite größere Quetſchform gebracht, wo ſie bis auf vier und einen halben Zoll ausgedehnt werden. Jetzt zerſchneidet der Künſtler die Goldblätter in zwei gleiche Theile, ſo daß aus 150 Blättern 300 entſtehen. Sie müſſen nun alle genau abgewogen werden, ehe ſie in die dritte oder Dünnquetſche kommen, wo ſie von neuem auf drei Zoll ausgedehnt werden. Dann theilt der Goldſchläger jedes Blatt kreuzweiſe und erhält hierdurch von jedem vier kleine Blätter, deren jedes 1¼ Quadratzoll groß iſt. Überhaupt hat er nun 1200 Goldblättchen erhalten. Dieſe bringt er in die ſogenannte Hautform. Dies ſind Bücher, die aus Rindsdärmen beſtehen. Man zieht nämlich die äußere Haut der Gedärme ab und legt ſie, während ſie noch feucht ſind, mit ihren weichen Seiten auf einander, die nun bald zuſammenkleben. Dann werden ſie in einer Form geſtreckt, das Fett und die Unreinlichkeiten abgeſchabt, zwiſchen weichem Papier geſchlagen, damit alles Fett ſich in das Papier

ziehe, mit Aufgüſſen von ſtarken Gewürzen durchnäßt, endlich getrocknet und gepreßt. Vor dem Gebrauch werden ſie mit Gypspulver abgerieben, damit das Gold nicht ſich an die Häute hänge. Zwiſchen dieſen Häuten ſchlägt man dann die Goldblätter ſo lange, bis ſie die nöthige Dünne haben. Sie werden hierauf mit der Werkzange in vier Theile zerriſſen und von neuem ſo lange geſchlagen, bis ſie, gegen das Licht gehalten, grün durchſchimmern. Endlich werden dieſe Blättchen durch die ſogenannte Spannzange befeſtigt und mit der Werkzange ein Blatt nach dem andern abgezogen und auf ein Kiſſen gelegt, worauf ſie dann mit dem ſogenannten Karren oder zwei ſcharfen ſtählernen Klingen, die durch Schrauben zuſammengehalten ſind, zerſchnitten und zum Verkauf zwiſchen Blätter rothes Papier gelegt werden. Sind ſie aus dem feinſten Golde gemacht und etwas über 2½ Zoll im Quadrat, ſo beträgt die Dicke eines ſolchen Blättchens den 24000ſten Theil einer Linie und es wiegt den 21000ſten Theil eines Lothes.

Goldſmith (Lewis), ein in England geborner Jude und Notar, bekannt durch mehrere Schriften über die geheime Geſchichte der neueſten Zeit, beſonders durch die Histoire secrète du Cabinet de St. Cloud, 1810, 6te Ausg. 1811, wo unſinnige Lügen mit pikanten Anekdoten gemiſcht ſind. Ähnlichen Charakter haben ſein revolutionärer Plutarch und ſeine Geheimen Memoiren Talleyrands; Schriften, welche in Deutſchland vor der Schlacht bei Jena in Umlauf waren, und mehrere Buchhändler in Todesgefahr brachten und zur Flucht nöthigten. Goldſmith machte mehrere Reiſen mit Lord Milton und war einer der eifrigſten Anhänger der franz. Revolution. Damals mußte er wegen ſeiner Schrift: „Crimes des Cabinets" 1801 England verlaſſen und lebte mit Frau und Tochter eine Zeit lang zu Paris unter Buonaparte. Hier gab er, unter der Leitung des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten und der Polizei, den Argus engliſch heraus oder Londres revu à Paris; allein die Miniſter nahmen ihm dieſes Geſchäft bald ab, weil er leichtſinnig von ihrer Politik ſprach. Auch ſtand er damals mit Barrère, dem Herausgeber des Mémorial anti-britannique, in Verbindung. Im J. 1804 und den folgenden ſandte man ihn nach Deutſchland, um die Geſchäftsführer der brittiſchen Regierung und deren Geheimniſſe zu erforſchen, wozu man in dem brittiſchen Journale de Statesman vielen Stoff fand. Insbeſondere hatte ihm Buonaparte aufgetragen, ſich durch Beſtechung die Mittheilung der Amts- und der vertraulichen Schreiben der brittiſchen Regierung an ihre Miniſter im Auslande zu verſchaffen, weßhalb er ſogar das Siegel der brittiſchen Regierung nachmachen ließ. Im J. 1809 kehrte er nach England zurück, wo er ſein Journal Antigallican ſchrieb, aber deßhalb verhaftet wurde und Caution ſtellen mußte. Auch iſt er Verfaſſer des Exposé de la conduite de la France envers l'Amérique, prouvée par plusieurs cas décidés au conseil des prises, Paris 1809; ferner einer Denkſchrift in engliſcher Sprache über Carnot, mit deſſen Leben und Reden in der Nat. Convention und im Tribunate, 1814 — eines Recueil des manifestes, discours, proclamations, décrets etc. de Buonaparte, 1811 und des Procès de Buonaparte, ou Adresse à tous les Souverains, suivie des proclamations, lettres, écrits, enfin de tous les débats sur-

venus en Angleterre touchant la destination de Napoléon, ins Franz. überſetzt 1816.

Goldſmith (Oliver), war den 29ſten November 1728 zu Pallas in der irländiſchen Grafſchaft Longford geboren. Sein Vater, ein redlicher aber armer Landgeiſtlicher von der biſchöflichen Kirche, konnte nicht viel für die Erziehung ſeines Sohnes aufwenden, und beſtimmte ihn für die Handlung. Schon in ſeinem ſiebenten Jahr aber zeigte ſich ſeine vorherrſchende Neigung zur Poeſie. Dadurch zog er die Aufmerkſamkeit ſeines Oheims auf ſich, der ihn dem Unterrichte des Schulhalters zu Elphim übergab. Hier entſchied ein witziger Einfall ſein Glück. Er tanzte einſt, und ward von dem dazu aufſpielenden jungen Menſchen wegen ſeiner auffallenden Häßlichkeit mit dem Äſop verglichen; Alles lachte über den paſſenden Einfall, als plötzlich Oliver inne hielt, und mit zwei aus dem Stegreif gemachten Verſen:

O höret an, was dort mein Herold ſingt:
Der Affe ſpielet und Aeſopus ſpringt!

den Spott auf den Urheber zurückwarf. Einige anweſende Verwandte, angeſehene Geiſtliche, beſchloſſen, ihn auf gemeinſchaftliche Koſten auf die Univerſität zu ſchicken. Nachdem er die Schule zu Athlone und Edgeworthtown beſucht hatte, ging er 1744 nach Dublin, wo ihn die ſchonungsloſe Strenge ſeines Lehrers zu dem Entſchluß bewog, in der Fremde ſein Glück zu verſuchen. Er wollte nach Cork und ging mit Einem Schilling in der Taſche zum Thor hinaus, allein der Hunger ließ ihn bald genug ſeinen Vorſatz aufgeben. Er wandte ſich zu ſeinem älteſten Bruder, der ihn mit dem erzürnten Lehrer ausſöhnte. Er wurde 1749 Bachelor. Um dieſe Zeit ſtarb ſein Vater. Seine Verwandten bemühten ſich vergebens, ihm in der biſchöflichen Kirche eine Anſtellung zu verſchaffen; ſeine Jugendſtreiche hatten ihn in ein nachtheiliges Licht geſtellt; auch hegte er ſelbſt ganz entgegengeſetzte Neigungen. Nachdem er ein Jahr lang Hofmeiſter in einem benachbarten guten Hauſe geweſen, widerſtand er ſeiner Neigung zu reiſen nicht länger. Er wollte von Cork nach Amerika fahren, aber auch dieſer Plan ſcheiterte, und nach ſechs Wochen kehrte er von allem entblößt zu ſeiner eben nicht erfreuten Mutter zurück. Er erlangte indeß Vergebung, und ward, ſeinem Wunſche gemäß, 1752 nach Edinburg geſchickt, um dort Medicin zu ſtudiren. An regelmäßigen Fleiß konnte er ſich auch hier nicht gewöhnen; er litt oft an Kränklichkeit, öfter an Geldmangel. Hierauf ging er nach Leyden, und ſtudirte daſelbſt ein Jahr lang, beſonders Chemie. Aber ſein ſtets nach neuen Genüſſen und neuen Beſchäftigungen begieriger Geiſt zog ihn in allerlei Geſellſchaften, wo er ſich mit Leidenſchaft dem Spiel ergab. Als er einſt eine große gewonnene Summe wieder verloren hatte, entſchloß er ſich, Holland zu verlaſſen, auf der Rückkehr nach Irland aber noch einige der nächſt gelegenen Länder zu beſuchen. Ein Freund ſchoß ihm das dazu nöthige Geld vor, das Goldſmith, ſtatt damit zu reiſen, dazu anwandte, ſeinem Onkel Blumenzwiebeln zu kaufen. Nichts deſto weniger machte er ſich auf, Europa zu Fuß zu durchwandern. Man ſagt, daß er theils in den Klöſtern durch ſeine Fertigkeit im Disputiren, theils durch ſein Flötenſpiel in den Dörfern ſich Aufnahme und Unterhalt zu verſchaffen gewußt habe. So durchpilgerte er Flandern, einen Theil von Frankreich und Deutſchland, und betrat die Schweiz, wo die Schönheiten

der Natur die Blüthe ſeiner dichteriſchen Anlagen aufſchloſſen, und er einen Theil ſeines Wanderers ſchrieb. Zu Genf ward er der Führer eines jungen Engländers, der mit einem großen Vermögen ſich auf Reiſen bilden wollte. Aber des ſchmutzigen Geizes ſeines Zöglings bald müde, verließ er ihn wieder, und ging nach Padua, wo er ſechs Monate blieb, und Doctor der Arzneikunde ward. Der Tod ſeines Onkels rief ihn in ſein Vaterland zurück. Er landete zu Dover, als eben 1756 der Krieg ausbrach, und ſah ſich bald in der drückendſten Dürftigkeit. Unter einem erdichteten Namen gelang es ihm nach vieler Mühe als Gehülfe bei einer kleinen Schule angeſtellt zu werden. Dieſer elenden Lage bald überdrüſſig, machte er ſich davon, und verſuchte vergeblich als Apothekergehülfe fortzukommen, bis endlich ein Chemiker, vielleicht aus Mitleid, ihn in ſein Laboratorium aufnahm, und einen überaus nützlichen Gehülfen in ihm fand. Er ernährte ſich jetzt theils als Arzt, theils als Schriftſteller, und lebte zwar kärglich, aber unabhängig und fröhlich; als ihm ein Freund den Vorſchlag machte, die Aufſicht über eine Schule, der ſein Vater vorſtand, während deſſen Krankheit zu übernehmen, wogegen derſelbe ſich verbindlich machte, ihn einigen indiſchen Directoren zu empfehlen, und ihm eine Stelle als Arzt bei der oſtindiſchen Compagnie zu verſchaffen. Goldſmith nahm den Antrag an, und erhielt wirklich im J. 1758 eine vollſtändige Beſtallung als Arzt bei einer oſtindiſchen Factorei. Aber dieſes glänzende Glück hatte ſich ihm kaum dargeboten, als er es aus Abſcheu vor einem geregelten Amtsleben auch ſchon wieder aufgab. Damals lernte er Griffith, den Herausgeber des Monthly Review, kennen, und ward von demſelben eingeladen, Mitarbeiter zu werden, wofür er Wohnung, Tiſch und ein gutes Gehalt haben ſollte. In dieſer Verbindung lebte Goldſmith acht Monate, worauf er ſich von Griffith trennte, und ſein Enquiry of the preſent ſtate of taſte and literature in Europe 1759 herausgab. Er bewohnte damals in der äußerſten Dürftigkeit ein armſeliges Stübchen im dritten Stockwerke, bezog aber bald eine anſtändigere Wohnung, und ſchrieb ſeinen Vicar of Wakefield. Während derſelben Zeit ſchrieb er, um ſeine täglichen Bedürfniſſe zu beſtreiten, die Letters on engliſh Hiſtory und den Citizen of the world, der anfangs in einer Reihe von Briefen in dem Charakter eines chineſiſchen Philoſophen in dem Lodger erſchien. Schon früher hatte er ein Lady's Magazine und ein Wochenblatt The Bee geſchrieben. Die beſten jener zerſtreuten Stücke ſind 1765 unter dem Titel Eſſays zuſammen erſchienen. Um das Jahr 1764 lebte er auf einem ſehr anſtändigen Fuß. Der Beifall, womit ſeine dichteriſchen Werke aufgenommen wurden, reizte ihn an, auch für das Theater zu arbeiten; er ſchrieb The good-natured man, und machte mit dieſem und einigen andern Stücken bedeutendes Glück. Im J. 1769 erſchien ſein Gedicht The deſerted village. In dieſelbe Zeit fällt ſeine Hiſtory of England und ſeine Roman Hiſtory. Auf Verwendung ſeiner Freunde, die ihm auch eine äußere Auszeichnung wünſchten, ward er zum Profeſſor der alten Geſchichte bei der engliſchen Mahlerakademie ernannt. Im J. 1770 machte er eine Reiſe nach Paris, ſchrieb darauf noch ſeine Hiſtory of the earth and animated nature, welche 1774 erſchien, nächſtdem ſeine ſcherzhaften Gedichte The Haunch of Veniſon und Retaliation, und war mit dem Plane zu einem allgemeinen Wörterbuch der Künſte und

Wiſſenſchaften beſchäftigt, als ein frühzeitiger Tod ſeine Thätigkeit endigte. Er ſtarb den 4ten April 1774 an einem Nervenfieber. Sammeln wir die zerſtreuten Züge ſeines Charakters unter Einen Blick, ſo erſcheinen uns vorherrſchend ein mehr hell als tiefblickender Verſtand; eine eben ſo lebhaft auffaſſende als ſchöpferiſche Phantaſie; ein reges zartes Gefühl: daher bey wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden mehr eine helle Anſicht, als eine tiefe Einſicht, mehr ein Auffaſſen der intereſſanteſten Seiten, als aller zur Sache gehörigen, aber ein helles, leichtes, ſchönes Darſtellen des hell, leicht und ſchön Angeſchauten und Aufgefaßten; — in der Dichtkunſt Lebendigkeit, Wahrheit, Gemüth und Laune; — im Weltleben ein edler Ehrgeiz durch geiſtige Vorzüge, deſſen einſeitiges Streben eine Gleichgültigkeit gegen äußern Rang und Glanz, ſogar gegen alle Anſtändigkeit und Anmuth der äußern Verhältniſſe hervorbringt, die überall Tadel verdient; nächſtdem die liebenswürdigſten Züge eines innigen und thätigen Wohlwollens und einer herzlichen Sehnſucht nach Vaterland und Freundſchaft; dabei aber ein trauriger Mangel an practiſchen Maximen, und daher kein feſtes, beſtimmtes Handeln, keine Weltklugheit, daher ſo manche Verlegenheit, ſo manche wirkliche Vergehungen, und — wenn der Tod ein Übel iſt — ein zu frühes Erdulden deſſelben. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal in der Weſtminſterabtei, zwiſchen Gay und dem Herzoge von Argyle, in dem ſogenannten Poets-Corner mit einer von Johnſon verfaßten Inſchrift.

Golgatha, ſ. Calvarienberg.

Gomarus, Gomariſten, ſ. Reformirte Kirche.

Gonfaloniere hieß das Oberhaupt der ehemaligen Republik Lucca; auf deutſch ſo viel als Bannerherr. Er ward aus dem Adel gewählt, und verwaltete ſein Amt nicht länger als zwei Monate, ohne andere Vortheile davon zu haben, als die Ehre und freie Tafel. Erſt nach ſechs Jahren konnte dieſelbe Perſon wieder gewählt werden. — Gonfaloniere des päpſtlichen Stuhls war ein Titel der Herzoge von Parma.

Goniometrie. Unter dieſer Benennung begreift man alle Sätze und Aufgaben in der Geometrie, die die Vergleichung der Winkel durch die von ihnen abhängigen Linien erheiſcht. Es wird daher auch die Goniometrie zuweilen als ein Theil der Trigonometrie angeſehen.

Gonſalva (Hernandez y Aquilar) von Cordova, mit dem Beinamen der große Feldherr (el gran Capitan), war zu Montilla bei Cordova im J. 1443 geboren. Schon als funfzehnjähriger Jüngling focht er unter ſeinem Vater Don Diego gegen die Mauren von Granada. König Heinrich IV. von Caſtilien vertraute ihm zum Lohn für ſeine Tapferkeit eine Compagnie Bewaffneter, mit welcher er bis vor die Thore Malaga's Schrecken verbreitete und 1460 den Sieg bei Las Yeguas entſchied. Gonſalva ward auf dem Schlachtfelde von dem Könige ſelbſt mit dem Ritterſchwert umgürtet. Von 1458 — 1467 diente er mit Auszeichnung gegen die Mauren, bei der Einnahme von Gibraltar und im Kriege von Catalonien. Stets blieb er Heinrich IV. gegen ſeinen aufrühreriſchen Bruder Don Alfons getreu. Als nach Heinrichs Tode Ferdinand und Iſabelle 1474 den Thron beſtiegen hatten, der König von Portugal ihn aber ihnen ſtreitig machte, half Gonſalva den Sieg bei Toro 1476 erkämpfen. Er wurde dafür mit Auszeichnungen überhäuft und erhielt, als die

Vertreibung der Mauren aus Granada beſchloſſen worden, das Commando des rechten Flügels des ſpaniſchen Heers. In dieſem achtjährigen blutigen Kriege führte er die gefährlichſten und ſchwierigſten Unternehmungen aus. Er nahm mit Sturm Setenil, Conil, Caſtama u. ſ. w. Illora eroberte er mit einer einzigen Compagnie Bogenſchützen. Velez-Malaga, Malaga, Baeza waren Zeugen ſeiner Tapferkeit. Die tapferſten Mauren, die ſich ihm zum Zweikampf darſtellten, erlagen ſeinem Schwert. Als endlich Granada ſich auf Bedingungen, die er abgeſchloſſen hatte, ergab, trug er beim Einzuge der Sieger die Fahne Caſtiliens. Ein noch größerer Schauplatz öffnete ſich ſeinem Heldenmuth in Neapel, wohin ihn Ferdinand mit 5600 Mann ſeinem Vetter gegen die Franzoſen zu Hülfe ſchickte. Seine Siege und Heldenthaten aufzuzählen, durch die er ſich hier verherrlichte und den Beinamen il gran Capitano erwarb, würde zu weitläuftig ſeyn. Erſt nachdem er den Thron Friedrichs geſichert und dem Papſte Alexander VI. Oſtia von den Franzoſen zurückerobert hatte, kehrte er nach Spanien wieder, wo er nach kurzer Ruhe gegen die aufrühreriſchen Mauren in den Alpuxarras focht, als durch die Thronbeſteigung Ludwigs XII. in Frankreich der Krieg um Neapel aufs neue begann. Gonſalva ging 1500 abermals mit einem Corps von 4300 Mann dahin ab, anſcheinend zum Beiſtande der Venetianer gegen die Türken. Er befreite auch zuvörderſt Zante und Cephalonien von den Ungläubigen und gab ſie den Venetianern zurück, die ihn dafür mit reichen Geſchenken und mit dem Titel eines venetianiſchen Nobile belohnten. Hierauf landete er auf Sicilien und erklärte dem Könige von Neapel, daß er gekommen ſey, denjenigen Theil des Königreichs zu beſetzen, der vermöge des mit Ludwig XII. geſchloſſnen Vertrags an Spanien kommen ſolle. König Friedrich, der ſich ſo plötzlich von zwei Feinden bedrängt ſah, rettete ſich durch die Flucht. Die Franzoſen unter dem Herzoge von Nemours zogen in Neapel ein, während Gonſalva zu Tropea landete, Calabrien beſetzte, und ſie auffoderte, nach dem Vertrage die Provinzen Baſilicata und Capitanata zu räumen. Die Franzoſen, welche dieſe Landſchaften zu ihrem Antheil (Abruzzo) rechneten, weigerten ſich und ſo kam es zum Kriege zwiſchen den Franzoſen und Spaniern, der mit abwechſelndem Glück bis zur berühmten Schlacht bei Semiana (1502) geführt wurde. Die Franzoſen unterlagen und Gonſalva gewann durch dieſen Sieg beide Calabrien. Einen noch größern Sieg erfocht er 1503 bei Cerignola, in deſſen Folge ſich Abruzzo und Apulien unterwarfen und Gonſalva in die Hauptſtadt Neapel einzog. Um die Eroberung des Reichs zu vollenden, rückte er jetzt vor Gaeta. Da er aber einſah, daß dieſe Eroberung höchſt ſchwierig und langwierig ſeyn würde, übergab er den Befehl an Don Piedro Navarro und rückte ſelbſt dem Feinde entgegen. Er ſchlug den Marquis von Mantua. Da er aber hörte, daß die Franzoſen am linken Ufer des Garigliano in einer feſten Stellung lagerten, zog er auf dem rechten Ufer dorthin. Vergebens verſuchten beide Heere mehrere Tage den Übergang über den Fluß. Gonſalva's Lage, der nur 8000 Mann gegen 30,000 hatte, wurde wegen des Mangels an Lebensmitteln noch kritiſcher. Er beſchloß, eine entſcheidende Schlacht zu liefern. Sein Sieg war vollkommen und hatte den Fall von Gaeta zur Folge. Jetzt war der Beſitz Neapels geſichert. Ferdinand verlieh dem Sieger das Herzogthum Seſa und ernannte ihn zum Vicekönig mit unbeſchränkter Gewalt. Seine Leutſeligkeit, Gerechtig-

keit und edelmüthige Geſinnung erwarben ihm bald die Liebe des Volks. Aber eben dadurch und überhaupt durch ſein Glück hatte er ſich auch mächtige Feinde zugezogen, die es bei Ferdinand dahin brachten, daß er anfangs in ſeiner Macht beſchränkt, zuletzt aber von ſeinem Poſten abgerufen wurde. Ferdinand kam ſelbſt nach Neapel und nahm ihn mit ſich nach Spanien zurück, wo er ihn zum Großmeiſter des Ordens des heiligen Jacob machte. Gonſalva, mißvergnügt, ſeinen Einfluß verloren zu haben, verband ſich mit dem Connetabel von Caſtilien gegen den König, der jedoch dem Ausbruch eines Aufſtandes durch kluge Maßregeln zuvorkam. Gonſalva begab ſich hierauf auf ſeine Güter in Granada. Der Zwiſt mit dem Könige, der die höchſte Schonung und Vorſicht gegen den alten Helden ausübte, dauerte noch eine Zeit lang fort. Endlich verſöhnten ſich beide und Gonſalva war im Begriff, wieder an die Spitze des Heers zu treten, als er 1515 zu Granada ſtarb.

Gonzaga. Bei dem Verfall der kaiſerlichen Macht in Italien im 11ten Jahrhunderte bemächtigten ſich in Mantua die erſten Familien der Regierung, unter denen die Häuſer Bonacolſi und Paſſerini lange die mächtigſten waren, als ſich das Haus Gonzaga über alle erhob. Dem Schwanken ſeines Vaterlandes zwiſchen mehrern mächtigen Familien machte endlich (16. Auguſt 1328) Lodovico Gonzaga ein Ende, indem er ſich Mantua's mit einem Heer von 800 Fußgängern und 500 Reitern bemächtigte, das damalige Oberhaupt der Stadt, Paſſerini de Bonacoſſa, ermordete und alle Anhänger ſeiner Gegenpartei vertrieb. Er brachte die errungene Herrſchaft auf ſeine Nachkommen, unter denen Johann Franz von Gonzaga 1432 die Stadt mit ihrem Gebiet unter dem Titel eines Marquiſats (Markgrafſchaft) vom Kaiſer Sigismund zu Lehn bekam. Gleich darauf bildete ſich das Haus Gonzaga durch die drei Söhne ſeines Nachfolgers Ludwigs III.: Friedrich, Johann und Rudolph, in drei Linien. Von Friedrich ſtammten die Markgrafen von Mantua ab, die 1530 unter Friedrich II. von Carl V. zu Herzogen erhoben wurden, und bis 1627 fortdauerten; von Johann Franz ſtammten die Herzoge von Caſtigliano und Solferino, deren Fürſtenthümer der Kaiſer 1692 einzog. Eine neue Linie des Hauſes Gonzaga bildete ſich, als Ferdinand, Bruder Friedrichs II., Guaſtalla zu ſeinem Antheil bekam; dieſe Linie erloſch 1746. Berühmte Krieger und Cardinäle, eine Reihe von Regenten, welche die Künſte beſchützten, gingen aus dieſer Familie hervor, die Deutſchland zwei Kaiſerinnen und Polen eine Königin gab, und von der jetzt nur noch zwei Abkömmlinge aus einer Seitenlinie (Vescovati) zu Mantua im Privatſtand leben. Die merkwürdigſten Glieder dieſer Familie ſind: Ludwig Gonzaga, der Erſte, der unter dem Titel eines Capitano die Herrſchaft von Mantua führte. Er ſtarb 1360 im 93ſten Jahre, und hinterließ drei Söhne, Filippino, einen ausgezeichneten Helden, durch welchen ſein Vater eigentlich zur Herrſchaft gelangte. Er ſtarb 1358 ohne Erben, und ſein zweiter Bruder Guido oder Guy wurde 1360 der zweite Capitano von Mantua, der jüngſte aber, Petrino oder Feldrino, Stammvater der Grafen von Novellara, welche Linie mit Camillo Gonzaga 1728 erloſch. Guido hatte zwei Söhne, Ugolino und Ludwig. Von dieſem letztern ſtammt Franz Gonzaga, der dritte Capitano von Mantua und ein wakkerer Kriegsheld. Gleich berühmt durch ſeine Kriegsthaten wurde

ſein Sohn Johann Franz, der ſeinem Vater 1407 als Capitano folgte, und von Kaiſer Sigismund, um den er ſich ſehr verdient gemacht, 1433 zum Markgrafen von Mantua ernannt ward, in welcher Würde ihm drei ſeiner Nachkommen folgten, zunächſt ſein älteſter Sohn Ludwig III., genannt der Türke (geboren 1414, geſt. 1478), welcher den Vater noch an Kriegsruhm übertraf, ſodann ſein Enkel Friedrich I. (geſt. 1484) und deſſen Sohn Franz II. (geſt. 1519). Friedrich II., ein Sohn von Franz II., wurde von Carl V. am 25. März 1530 durch eine Urkunde zum Herzog von Mantua erhoben und mit der Markgrafſchaft Montferrat belehnt. Dieſe Würde erbte auf ſeine Nachkommen fort. Der nächſte Herzog nach ſeinem Tode 1540 war ſein Sohn Franz III., welchem, da er 1550 ohne Nachkommen ſtarb, ſein zweiter Bruder Wilhelm folgte (geb. 1536, geſt. 1587). Ihm folgte ſein Sohn Vincent I., der in den ungariſchen Kriegen gegen die Türken ſich ſehr auszeichnete. Bei ſeinem Tode (1612) hinterließ er drei Söhne, Franz IV. (geſt. 1612), Ferdinand IV., den Cardinal (geſt. 1626), und Vincent II. (geſt. 1627), die ſich einander ſchnell in der Regierung folgten, und ſämmtlich ohne männliche Nachkommen ſtarben. Mit ihnen war die regierende Linie ausgeſtorben. Der nächſte Erbe in der Abſtammung wäre der Herzog von Nevers, Carl I. von Gonzaga geweſen; aber im Hinterhalt ſtand auch der Herzog von Guaſtalla, Ferdinand II., mit Anſprüchen auf die ganze Erbſchaft, und der Herzog Carl Emanuel von Savoyen mit Anſprüchen auf Montferrat. Die Rechte des Hauſes von Nevers waren ziemlich klar, denn der Herzog Ludwig von Nevers, Vater von Carl I., war ein Großvater-Bruder von Herzog Franz II., und hatte, als er nach Frankreich ging, auf die Succeſſion nicht Verzicht gethan. Frankreich, Venedig und der Papſt unterſtützten ihn, denn alle drei wünſchten, endlich ein Ende der ſpaniſch-öſterreichiſchen Übermacht zu ſehen, und dieſer Fall konnte entſcheiden. Spanien und Öſterreich unterſtützten hingegen den grundloſen Anſpruch des Herzogs von Savoyen, woraus ſich der mantuaniſche Erbfolgekrieg entſpann, der endlich nach Richelieu's Wunſche beendigt wurde, denn der Kaiſer mußte den Herzog Carl von Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen. 1631 gelangte er zum ruhigen Beſitze, und ihm folgte 1637 ſein Enkel Carl III. (Carl II. war 1631 bereits bei Lebzeiten ſeines Vaters geſtorben), während deſſen Regierung das Fürſtenthum endlich ſeine völlige Unabhängigkeit erhielt (geſt. 1665). Allein ſein Sohn und Nachfolger Carl IV. nahm in Mantua wieder franzöſiſche Garniſon ein, und erklärte ſich im ſpaniſchen Succeſſionskrieg für Frankreich. Deßhalb erklärte Kaiſer Joſeph I. ihn in die Reichsacht, in welcher er 1708 zu Padua ſtarb. Öſterreich blieb im Beſitze ſeines Landes, und Montferrat wurde an Savoyen überlaſſen. Viele aus dieſer berühmten Dynaſtie haben ſich als Helden ausgezeichnet, andre zeichneten ſich durch Liebe für Künſte, Wiſſenſchaften und Alterthümer aus. Ludwig Gonzaga ſchickte Pietro Crema mit Briefen und Gold überhäuft an Petrarca nach Frankreich, um ihn zu bewegen, zu ihm zu kommen. Ein Luigi Gonzaga, der ums Jahr 1549 ſtarb, war ſelbſt Dichter, Ceſare errichtete 1565 die Akademie degl' Invaghiti, und mehrere legten Gallerien von Gemählden und Antiken an. Giulio Romano eröffnete unter ihnen eine ausgebreitete Mahlerſchule, und viele berühmte Künſtler fanden Unterſtützung und

Ehre. Auch viele Frauen aus dieſer Familie haben ſich in gleicher Hinſicht ausgezeichnet. Barba Gonzaga beredete ihren Gemahl, Herzog Eberhard von Wirtemberg, zur Stiftung der Univerſität Tübingen. Iſabelle von Gonzaga, Gemahlin des Herzogs von Urbino, nannte Sanſovino die Mutter der Wiſſenſchaften; von Lucretia von Gonzaga, der unglücklichen Gemahlin von Paolo Manfrone, hat man eine Sammlung Briefe (1552. 8. die jedoch Haym dem Hortenſio Landi zuſchreibt). Unter denen, die ſich durch Einfluß auf die Staatsbegebenheiten einen Namen gemacht, zeichnet ſich aus Louiſe Marie, Tochter Herzogs Carl, vermählt an die Könige von Polen Wladislaus und Kaſimir, geſt. 1667. Ihre Schweſter Anna, Gemahlin des pfälziſchen Prinzen Eduard, ſpielte eine Zeit lang am franzöſiſchen Hofe eine bedeutende Rolle, und hatte auf wichtige Begebenheiten einen großen Einfluß. Sie ſtarb zu Paris 1684, und aus ihrem Nachlaß erſchienen die intereſſanten Mémoires d'Anne de Gonzagues, London und Paris, 1786, 8.

Göpel wird eine gewiſſe Maſchine genannt, womit große Laſten Erz und taubes Geſtein aus tiefen Schachten gezogen werden. Sie beſteht aus einem großen Wellbaum oder Spindel mit einem hölzernen Korbe und großen Drilling von zwei Scheiben mit am Rande eingeſetzten Hölzern, auf welchen ein Seil, oder eine eiſerne Kette gewickelt iſt, die ſich auf- und abwickeln läßt, mit dem einen Ende in die Grube hinein- und mit dem andern herausgeht. Mit den Seilen ſind hölzerne Kaſten oder Tonnen, ſtark mit Eiſen beſchlagen, durch Quenzelketten verbunden, und mit einer Vorrichtung verſehen, welche ſolche an der im Treibeſchachte angebrachten Leitung auf- und niederbewegen läßt.

Gorani (Joſeph Graf von), ein bekannter politiſcher Schriftſteller von heftigem Charakter, geb. 1740 zu Mailand, aus einer alten Familie, von der die Straße, in welcher ſie wohnte, den Namen führte. Dieſer in ſeiner Jugend wiſſenſchaftlich gebildete Mann gehörte zu einem literariſchen Club, das Caffeehaus genannt, der mit Voltaire, Diderot, d'Alembert und dem Baron Holbach in Briefwechſel ſtand. Er gab unter dem Titel Le Café eine Zeitſchrift über Gegenſtände der bürgerlichen Verwaltung heraus. Der Club verſammelte ſich gewöhnlich bei dem Grafen Verri, dem Verfaſſer der römiſchen Nächte. Mitglieder deſſelben waren Lambertinghi, der Abbé Paul Friſi, und der Graf Beccaria, der hier ſein berühmtes Werk über Verbrechen und Strafen entwarf. Joſeph Baretti beſtritt die Zeitſchrift jenes Clubs in einer eigenen periodiſchen Schrift: Frusta letteraria (die Geißel). Der Club vertheidigte die Sache der franzöſiſchen Revolution; Gorani am eifrigſten. In den Werken ſeines reiferen Alters über Philoſophie, Staats-Oeconomie und öffentliche Erziehung athmet ein demokratiſcher Geiſt. Dieſer Art ſind auch ſeine geheimen Memoiren über Italien, (Mémoires secrets et critiques sur les cours d'Italie, 3 Vol. Paris 1793;) vorzüglich über Neapel, (vgl. des Herrn von Fontanes ſcharfe Beurtheilung derſelben im Mémorial 1797,) eine Abhandlung über den Despotismus, und ſeine Unterſuchung über die Wiſſenſchaft der Regierung. Seine Grundſätze über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte des Volks und über die Aufhebung der Geburtsunterſcheidungen veranlaßten, daß er aus der Liſte des mailändiſchen Adels geſtrichen und ſeine Güter eingezogen wurden, wofür man ihm von

der andern Seite den Titel eines franzöſiſchen Bürgers durch ein Decret der geſetzgebenden Verſammlung ertheilte. Gorani begab ſich 1792 nach Frankreich, von hier 1794 nach Genf, wo er auch in der Folge im Verborgenen gelebt hat.

Gordiſcher Knoten, ſ. Alexander und Gordius.

Gordius wurde aus dem Stande eines Landmanns auf den Thron von Phrygien erhoben. Als nämlich im Lande eine Empörung ausgebrochen war und die Bewohner das Orakel wegen eines neuen Königs befragten, beſtimmte daſſelbe denjenigen, der auf dem Rückweg ihnen auf einem Wagen begegnen würde, um den Tempel des Jupiter zu beſuchen. Dies war Gordius, welcher aus Dankbarkeit ſeinen Wagen dem Jupiter weihte, und an der Deichſel deſſelben einen ſo künſtlichen Knoten befeſtigte, daß das Orakel demjenigen die Herrſchaft der Welt verſprach, der ihn auflöſen würde. Als Alexander nach der Stadt Gordium kam, und die Unmöglichkeit ſah, den Knoten aufzulöſen, zerhieb er ihn mit dem Schwerte, um nicht das Orakel zu verlieren.

Gordon (Lord Georg), geb. 1750, ein Sohn des Herzogs von Gordon und ein höchſt abenteuerlicher Mann. Da das Volk in England und Schottland im Jahre 1780 ſehr unzufrieden mit den Freiheiten war, welche man den Catholiken eingeräumt hatte, fing Gordon an, den Andächtigen zu ſpielen, brachte eine von einer zahlloſen Menge Menſchen unterſchriebene Bittſchrift zuſammen, und wollte damit das Parlament zur Unterdrückung der catholiſchen Religion zwingen. Allein es blieb nicht bloß bei einem ſchriftlichen Geſuche; der Pöbel ward unruhig, beging in London und andern Städten des Reichs die größten Ausſchweifungen, wüthete beſonders gegen die Beſitzungen der Catholiken, und konnte nur mit der größten Mühe von der königlichen Leibwache zur Ruhe gebracht werden. Gordon wurde als Hauptanſtifter dieſer Unruhen gefänglich eingezogen, aber im Jahre 1781 wieder frei gelaſſen. Der Arreſt hatte ihn jedoch nicht klüger gemacht, er verfiel in neue Träumereien und Albernheiten, wurde deßwegen vom Hofe entfernt, und ließ ſich, nachdem es ihm bei keiner chriſtlichen Partei mehr glücken wollte, 1787 zu Birmingham unter die Juden aufnehmen. Wegen eines Criminalprozeſſes, in welchen er verwickelt war, wurde er bald darauf nach London zur Haft gebracht, und bezeigte darin gegen ſeine ehemahligen chriſtlichen Mitbrüder den lebhafteſten Widerwillen. Das Gericht erkannte ihm fünfjährige Gefangenſchaft und noch überdies eine anſehnliche Geldbuße zu. Gordon ertrug alles mit der größten Gelaſſenheit, ſchrieb Pasquille auf die Königin von Frankreich, den König von England ꝛc. (er war nicht ohne Witz) und kehrte nach überſtandenen Leiden zu ſeinen neuen Glaubensgenoſſen zurück, nachdem er vergebens verſucht hatte, durch eine 1789 dem franzöſiſchen National-Convent, dem er zur errungenen Freiheit Glück wünſchte, übergebene Bittſchrift, worin er deſſen Verwendung erbat, ſeiner Gefangenſchaft früher entledigt zu werden. Er ſtarb den 1ſten November 1793.

Gorgias, von Leontium in Sicilien gebürtig, lebte um die 70ſte Olympiade und war einer der größten Sophiſten und Redner des Alterthums. Empedokles war ſein Lehrer in der Philoſophie und Magie. Als er von ſeiner Vaterſtadt nach Athen geſandt worden, um die Athener um Beiſtand zu bitten, entzückte er ſeine Zuhörer durch ſeine kunſtreiche Rede in dem Maße, daß ſie nicht nur

alles bewilligten, ſondern auch ihn einluden, ſich bey ihnen niederzulaſſen. Scharenweiſe ſtrömten ihm Schüler zu; die Tage, an denen er öffentlich auftrat, nannte man Feſttage. Bei den pythiſchen Spielen beſchloß man, ihm eine goldene Bildſäule zu errichten, und dieſer einmüthige Beſchluß ward in ſeiner Gegenwart im Tempel des Apollo vollzogen. Aber Gorgias überlebte dieſen glühenden Eifer, womit ihm alles Huldigung und Bewunderung zollte. Man fing an zu fühlen, daß das Pomphafte ſeiner Schreibart nur dazu beitrug, die Dürftigkeit ſeiner Gedanken noch deutlicher zu verrathen. Er ſtarb in einem Alter von 107 oder 108 Jahren. Als Philoſoph baute Gorgias ſeine Sophiſtik auf die ſkeptiſchen Lehrſätze des Meliſſus und Zeno, ging aber darin weiter als jene, indem er den Skepticismus ins gemeine Leben hineinzog, die Anwendung deſſelben auf das Practiſche zeigte, und auf eine den Geiſt verwirrende Weiſe Tugend und Laſter in gleichem Licht erſcheinen ließ. In ſeinem Buche von der Natur ſuchte er folgende drei Sätze zu beweiſen: Es ſey nichts vorhanden; wäre auch etwas vorhanden, ſo wäre es doch nicht erkennbar; wäre es endlich auch erkennbar, ſo wäre die Erkenntniß doch nicht mittheilbar. Wir beſitzen unter ſeinem Namen noch zwei Declamationen, die aber von ſo geringem Werth ſind, daß ſie ihm mit Recht abgeſprochen werden. Man findet ſie in Henricus Stephanus und Aldus Ausgaben des Iſokrates, und in des Erſtern griechiſchen Rednern; auch in Reiske's Sammlung der griechiſchen Redner.

Gorgonen, drei Töchter des **Phorkys** oder **Gorgo** (eines Sohns des Typhon und der Echidna) und der **Ceto**, welche **Euryale**, **Stheno** und **Meduſa** hießen. Die erſten beiden waren unſterblich und mit ewiger Jugend geſchmückt; Meduſa allein, häufig vorzugsweiſe die Gorgo (Gorgone) genannt, gehörte zu den Sterblichen. Sie wohnten im äußerſten Weſten am Ocean, in der Nachbarſchaft der Nacht und der Hesperiden, nach Andern auch auf den gorgadiſchen Inſeln im äthiopiſchen Meere. Sie werden geflügelt und um Haupt und Hüften mit Schlangen gegürtet abgebildet. Jeder, den ihr Blick traf, wurde in Stein verwandelt. Perſeus erlegte die jüngſte von ihnen, die Meduſa, deren ſchreckliches Haupt auf dem Schilde der Minerva ſich befindet.

Görlitz, eine preußiſche Stadt in der Provinz Schleſien, im oberlauſitzer Kreiſe, dritten Militärabtheilung, an dem linken Ufer der Neiße gelegen, mit 8700 Einwohnern und 1098 Häuſern. Sie hat eine ſehr große, ſchöne Hauptkirche mit einer trefflichen Orgel, ein Gymnaſium, verſchiedene bedeutende Bibliotheken, auch beträchtliche (wenn gleich nicht in dem blühenden Zuſtande, wie ſonſt befindliche) Tuchmanufacturen — man rechnet jährlich auf 10,000 Stück Tuch, welche hier gefertigt wurden, ſo wie denn auch die Ausfuhr aller Tücher und Leinwande im Jahr 1796 gegen 280,000 Thaler betrug — nicht minder Leinwand-, Band- und Ledermanufacturen, auch ſtarken Leinwandhandel. In der Nähe dieſer Stadt iſt der berühmte Berg, **Landskrone** (1304 par. Fuß hoch), welcher eine treffliche Ausſicht gewährt. Vor dem Nicolaithor iſt auf einem Berge, bei der kleinen Kirche zum heiligen Kreuz, das **heilige Grab**, welches Georg Emmerich, ein Bürgermeiſter der Stadt, nach dem Modell des heiligen Grabes zu Jeruſalem, wo er um das Jahr 1456 geweſen war, 1476 erbauen ließ.

Görres, (**Joſeph**), ein geborner Coblenzer. In ſeinem Le-

ben ſpiegelt ſich die Zeit, ſo wie in allen volksthümlichen Naturen, und man kann das Leben eines ſolchen Mannes nicht darſtellen, ohne des Lebens der Zeit zu gedenken. Im Jahre 1789 waren wir alle unerfahrne Knaben, die von weitem hörten, was ſich in Paris und in Frankreich bewegte. Als 1792 die deutſchen Truppen gegen Frankreich zogen, und wir die preußiſchen Regimenter in geſchloſſener Ordnung hinziehen ſahen, zweifelten wir nicht an dem Erfolge, und glaubten feſtiglich an den Sieg der Deutſchen über die Franzoſen, wie bei Roßbach. Als aber der Feldzug in Champagne ſtrenge über das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig gerichtet, als die Franzoſen ſchnell nach Mainz gingen und dieſe Feſtung in wenigen Tagen nahmen, da ſahen wir, daß die Dinge ſich anders verhielten, wie wir bis dahin geglaubt. Bald gewann das höhere Intereſſe der Menſchheit den Sieg über das Gefühl der Landsmannſchaft, und wir waren jung genug, den Proklamationen Cuſtine's und Dumouriez zu glauben, in denen klar zu leſen, daß ſie ſich nicht gegen die Völker, ſondern nur gegen die Könige, gegen den Adel und die Prieſter bewaffnet; daß ſie nichts wollten, wie die Gleichheit der Bürger vor dem Geſetz, die Gleichheit der Abgaben und die Abſchaffung der Zehnten; ferner allgemeine Maße und Gewichte und eine allgemeine Brüderſchaft für alle Völker der Erde, ſo daß in Zukunft kein Krieg mehr ſeyn ſollte, und Niemand ein Eroberer, ſondern vielmehr jeder im Schatten des Baumes, den er gepflanzt, deſſen Früchte genießen, und ohne etwas davon an adelige Zwingherren abzugeben, die ſtets gewohnt, da zu ernten, wo ſie nicht geſäet. In dieſe Periode fällt es, wo Görres als 16jähriger Jüngling nach Mainz ging und dort die Männer Gottes im Club beſuchte. Allein bald überwarf er ſich mit dem Bürger Blau und andern Clubiſten, und hielt im Wirthshauſe, wo er wohnte, Reden, die ſtark beſucht wurden, wahrſcheinlich weil ſie beſſer waren, als die im Club. — Das Drama der Revolution ging indeß immer weiter, und man ſah, wie ohnmächtig die veralteten Kräfte geweſen, die ſich mit dieſer Naturbegebenheit in den Kampf gewagt. Bonaparte ſiegte in Italien in 9 Monaten in 67 Schlachten, Übergängen und Gefechten. Er ſtiftete den neuen Freiſtaat, die cisalpiniſche Republik. Hoche, Sieger in Deutſchland, wollte die cisrhenaniſche ſtiften. Görres ging mit einer Deputation nach Paris. Allein der ſchnelle Tod von Hoche vereitelte den ganzen Plan mit der cisrhenaniſchen Republik. Indeß wurde denn doch das linke Rheinufer mit Frankreich aſſimilirt, die Freiheitsbäume wurden gepflanzt, die Zehnten abgeſchafft, die Klöſter aufgehoben und die adeligen Güter zu den Steuern gezogen. Görres, der die Schlechtigkeit des Directoriums in der Nähe geſehen, mochte damals wohl ſchon aus dem Irrthume kommen, in dem wir andern noch blieben, die immer noch an die Republik glaubten und der Meinung waren, daß in Paris alles ſo ſey, wie es am Rheine erſchien. Am Ende ging uns ein Licht auf, wie es eigentlich mit der Republik beſchaffen geweſen, als Bonaparte kam und die große Erbſchaft der Revolution als Univerſalerbe in ſeine Taſche und in die Taſchen ſeiner Brüder ſteckte. Indem man nun von franzöſiſcher Seite viel Schlechtigkeit und eine große Helle des Verſtandes ſah, und von deutſcher Seite viel Gutmüthigkeit und eben ſo viel Mattigkeit, konnte man nicht anders, als ſich von beiden wegwenden und ſein Gemüth gegen die Wiſſenſchaften richten, in welchen zu gleicher Zeit Freiheit und Licht

wohnten. In dieſer Periode ging Görres nach Heidelberg und lebte dort als Privatlehrer eine romantiſche Zeit. Brentano, Arnim und mehrere Freunde waren damals in Heidelberg verſammelt, und das Studium der alten Lieder und der alten Zeit war wieder erwacht. Görres gab ſich dieſem ganz hin. Es herrſchte zugleich in Heidelberg eine erfreuende und erfriſchende Polemik mit dem alten Voß und mit dem Dänen Baggeſen, die ſich den Romantikern und den Sonetten allen Ernſtes widerſetzten. Görres kehrte nach Coblenz zurück, wurde bei der dortigen Schule angeſtellt und legte ſich auf die Naturphiloſophie und aufs Perſiſche. Schon in Heidelberg hatte er über die aſiatiſchen Mythen geleſen. — Als in Saragoſſa's Feldern die Morgenröthe eines neuen Tages aufging, zogen ihn die Weltgeſchicke aufs neue an, da es ſchien, als wenn Bonaparte's Stern ſeinen Bogen durchlaufen habe, und in die niederſteigenden Zeichen getreten. Als Moskau's Flammen den angebrochenen Tag einer neuen Zeit verkündet, da war Görres einer der Erſten, welche dieſen Tag erkannten, indeß viele Andere noch im Bonapartiſchen Aberglauben befangen blieben, ſich ſeine Schlechtigkeit zwar nicht verbergend, allein doch immer der Meinung, daß er der Einzige ſey, der das Regieren verſtehe — und nicht wiſſend, was nach ihm kommen ſollte. Mit der leipziger Schlacht war Bonaparte's Macht auch in der Meinung vernichtet, und auf dem rechten Rheinufer ſtand das Volk in ſeinem Landſturm ohne Rückhalt gegen ihn auf. Später auf dem linken. Görres war der Erſte. Sich eben von einem Lazarethfieber erholend, das er ſich beim Beſuchen eines franzöſiſchen Hoſpitals zugezogen, in welchem das menſchliche Elend nach der Schlacht von Leipzig ſo gränzenlos gehäuft war, gab er mit der Mitte Januars (1814) den rheiniſchen Merkur heraus. Gruner war General-Gouverneur in Coblenz, und ſtand mit Görres in freundſchaftlichen Verhältniſſen. Alle Nachrichten, die von der Armee ans General-Gouvernement kamen, wurden dieſem gleich mitgetheilt, und der Merkur war eine der beſtunterrichteten Zeitungen, welche ſich zugleich durch Kühnheit und durch Großartigkeit der Geſinnung und Anſicht vor allen hervorthat. Die große Bewegung, die damals in Deutſchland herrſchte, und das Neue und Reizende der freien Sprache in den Zeitungen, denen die Zunge nun auf einmal gelöſ't war, nachdem ſie 10 Jahre lang geſchwiegen, machte, daß alle dieſe geſchriebenen Zeitungen ungemein geleſen wurden. Die deutſchen Blätter, die Brockhaus herausgab, gingen im Anfange bis zu 9000 Expl., und der Merkur, obgleich oft ſo ſehr im großen Style geſchrieben, daß viele Leſer ihm nicht folgen konnten, ging bis über 3000 Expl. Die Franzoſen, welche wohl fühlten, welche Wirkung er hervorbringe, nannten ihn la cinquième Puissance. Als bei der langen Abweſenheit des Staatskanzlers in Paris in Berlin eine Art Rückwirkung gegen die Bewegung der Zeit erfolgte, und Görres in einem großen Aufſatze, unter dem Titel: Rückwirkung in Berlin, die Schmalziſche Geſchichte darſtellte, wurde mit Anfang 1816 der Merkur verboten, und einige Monate ſpäter auch Görres von der Stelle entfernt, die er beim General-Gouvernement gehabt (er war Director des öffentlichen Unterrichts), und ihm ſein Gehalt entzogen. — Görres lebte nun wieder als Privatmann, und da ſein Freund, der General Gneiſenau, auch Coblenz verließ, und ſich dort ſehr unangenehme Spannungen zwiſchen den einrückenden preußiſchen Behörden und den Einge-

bornen ergaben, ſo ging er mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern nach Heidelberg, und lebte dort in den Schätzen der alten Zeit, die von Rom zurückgekommen. Im Jahre 1817 kam er nach Coblenz zurück. Als die große Hungersnoth eintrat, trat er wieder ins öffentliche Leben und ſtellte ſich an die Spitze der Hülfsvereine. Als die Hungersnoth gelindert, zog er ſich wieder zurück. Die Art, wie er hier wirkte, vermehrte das große Anſehen, das er unter den Eingebornen genießt. Bei der Übergabe der merkwürdigen Adreſſe der Stadt Coblenz und der Landſchaft an den König, in der Audienz bei dem Fürſten Staatskanzler am 12. Jan. 1818 war er der Sprecher der 18 Abgeordneten, der die Wünſche und Hoffnungen der Bewohner des Landes dem Fürſten vortrug. (S. den im Druck erſchienenen Bericht von dieſer Audienz.) Görres gehört zu den Naturen, die ſich jedesmal einer Idee ganz hingeben, und die jedesmal von dem bewegt werden, was die Zeit bewegt. Der Geiſt der Zeit regt ſich in ihnen, ſo wie der Wind, deſſen Säuſeln man zwar in den Gipfeln der Bäume hört und deſſen Richtung man ſieht, den man aber im Flachen nicht wahrnimmt. Flache Naturen ſind daher immer der Meinung, daß ſolches alles nachahmend geſchehe, finden auch hierin einige Unſtetigkeit und einige Inconſequenz. Die Berliner haben ſich die Mühe genommen, eine Schrift unter dem Titel: die Roth- und Schwarzmänteler, herauszugeben, in welcher ſie Auszüge aus Görres Schriften von 1797 — 1800 gaben. Von dem, was Görres damals geſchrieben, kann er wie Schiller in der Vorrede zu ſeinen Gedichten ſagen: „Ich habe mich ſo, wie alle meine Kunſtgenoſſen vor den Augen der Nation und mit derſelben gebildet. Ich wüßte auch keinen, der ſchon vollendet aufgetreten wäre. Ich freue mich, daß mir das Vergangene vorüber iſt, und in ſo fern ich ſie überwunden habe, mag ich auch meine Schwächen nicht bereuen." Ein Knabe, der ſich im 12ten Jahre nicht mit jedem Hunde balgt, und ein Jüngling, der im zwanzigſten kein Republikaner iſt, wird ſicher ein Lump oder ein wohlgezogener Philiſter, der, wenn er im funfzigſten Jahre einen Orden bekommt, jeden Tag zwei Stunden unter den Linden ſpazieren geht, und dann gegen Jedermann ungemein ſchmunzelnd höflich iſt. Jedes Alter trägt ſeine beſondern Blüthen und Früchte, und wer im zwanzigſten Jahre die Republik für die beſte Regierungsform gehalten, hält zwanzig Jahre ſpäter das Königthum dafür, ſo wie Möſer. Die Vergangenheit hatte ſich 1789 an der Gegenwart hart verſündigt, daß ſie, in alten Formen beharrend, nicht mit der Geſellſchaft fortgeſchritten war. — Wie ohnmächtig die Vergangenheit geworden, das ſah man in dem Kampfe, den ſie mit der Gegenwart begann, und ſo wie der Feldzug in Champagne ein ſtrenges Gericht über das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig hielt, ſo hielt die ganze Revolution ein ſtrenges Gericht über die Vergangenheit, die ſich in alten Formen gegen ſie auflehnte und überall geſchlagen wurde. Als nun die Gegenwart anfing, ſich auf ihre eigene Hand zu ſetzen, und ganz von der Vergangenheit zu ſcheiden, hielt das Schickſal auch über dieſe Gericht, und zeigte, daß eine völlige Gleichheit der fruchtbarſte Boden für die Anarchie und für die Deſpotie ſey. Früher tröſteten wir uns leicht über die Unordnungen der Revolution; man überſteht ſie, ſo dachten wir und endlich führt die Unordnung zur Ordnung (le désordre amenera l'ordre). Hierüber öffnete uns Bonaparte die Augen, der

ſich in dieſer Hinſicht große Verdienſte um unſere Beurtheilung politiſcher Begebenheiten erworben. Die Gegenwart darf ſich nie von ihrer Vergangenheit ſcheiden, ſonſt wird ſie ruchlos, wie der einzeln lebende Menſch. Allein die Vergangenheit muß ſich mit ihren Inſtitutionen auch der Entwickelung der Geſellſchaft nachbilden, und ſie bringt die Gegenwart in Aufruhr, wenn ſie ſie mit alten Einrichtungen plagt, die aus einer Zeit ſtammen, wo die Geſellſchaft ganz anders eingerichtet war. Nach der Erfindung des Schießpulvers und nach Einführung der ſtehenden Heere und der ſtehenden Steuern konnten die Einrichtungen des Lehnsweſens und die Befreiungen des Adels nicht anders als drückend für die Geſellſchaft ſeyn, da ſie aus einem ganz andern Zuſtande derſelben hervorgegangen, der längſt vorüber war. Das Auflehnen der Gegenwart gegen die Vergangenheit, das unter dem Namen der franzöſiſchen Revolution bekannt iſt, hätte nie Statt gefunden, wenn Ludwig XVI. den Muth gehabt, im Jahr 1779 eine genaue Statiſtik von allem Grundeigenthume Frankreichs aufnehmen zu laſſen, und dann eine völlig gleiche Vertheilung der Grundſteuer nach dieſer Statiſtik angeordnet. Da das Königthum dieſes unterließ, ſo ſchaffte die Gegenwart ſich ſelbſt ihr Recht, und da ging es dann ſo her, wie es gegangen hat, da jeder ein ſchlechter und parteiiſcher Richter in ſeiner eignen Sache iſt, auch die Gegenwart. — Wir konnten dieſe Darſtellung deſſen, was ſich begeben, füglich an den Namen eines Mannes knüpfen, in dem ſich die Bewegung der Zeit ſo klar abgeſpiegelt, und die, indem er, bei einer ihm natürlichen Gleichgültigkeit gegen das Geld, ſich ſtets von allem eigenen Vortheile fern gehalten, immer ein reines und getreues Bild dieſer Bewegung gegeben. Denn was die letzte Zeit mitunter ſo ſchielend machte, das war der perſönliche Eigennutz derer, die ſich der Sache des Volks annahmen, und die es bald dahin brachten, daß der Ausdruck: se mettre dans la Révolution, ſo viel hieß als: se mettre dans les Commerces. Görres iſt vielfach für einen Jacobiner gehalten worden, allein ſeine Feinde haben es ihm laſſen müſſen, daß, wenn er einer geweſen, er immer ein uneigennütziger geweſen, und daß er nie das Seine geſucht, als worin ihn viele von denen übertroffen, die nach ihrer Angabe dreißig Jahre dem Staate gedient. Bg.

Gorſchi, perſiſche Reiter, die beſtändig im Felde unter Zelten liegen und ein von den übrigen Perſern verſchiedenes, durch ſeine Tapferkeit berühmtes Volk ausmachen. Sie werden von dem Schach gebraucht, wenn er eine Execution an einem vornehmen Beamten vollziehen laſſen will.

Görz (Freiherr Georg Heinrich v.), aus der alten Familie derer von Schlitz, genannt von Görz, ſtand als geheimer Rath und Hofmarſchall in den Dienſten des Herzogs Chriſtian Auguſt von Holſtein, erſchien zu Stralſund bei Carl XII., als dieſer aus der Türkei zurückgekehrt war, und gefiel als ein unternehmender, kenntnißreicher Mann dem Könige ſo wohl, daß dieſer ihn in ſeine Staatsdienſte nahm und bald an die Spitze der Geſchäfte ſtellte. Je verzweifelter die Lage Schwedens ſchien, deſto umfaſſender waren Görzens Plane, es zu retten, und deſto raſtloſer ſeine Thätigkeit. (S. Carl XII.) Sein Streben war, alle nur denkbaren Hülfsquellen zu öffnen, um durch thätige Fortſetzung des Krieges einen erträglichen Frieden zu erhalten. Wer konnte es in der damaligen

Lage tadeln, wenn ſtatt der Münze Münzzeichen gemacht wurden, die zu ſeiner Zeit redlich wieder eingelöſ't werden ſollten? Friede und nicht Krieg war Görzens Plan, dies zeigen auch ſeine mit Rußland eingeleiteten Unterhandlungen wegen des Friedens, die bereits einem glücklichen Ende nahe waren, als Carl durch die neueröffneten Hülfsquellen und glücklichen Hoffnungen muthiger in Norwegen von neuem einbrach. Kaum aber war Carl vor Friedrichshall (11. December 1718) gefallen, als die lange verhaltene Wuth gegen ihn, den alles geltenden Ausländer, losbrach. Man verhaftete ihn, klagte ihn an, er habe dem König Carl ſeine Unterthanen, den Senat, alle Collegien verhaßt gemacht, ihn zu gewagten und verderblichen Unternehmungen verleitet, beſonders zu dem letzten unglücklichen Zuge nach Norwegen, habe ſchlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen übel verwaltet. Ohne auf ſeine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt, aller angebornen und erlangten Würden verluſtig, auf dem gewöhnlichen Richtplatz enthauptet zu werden, und dieſes Urtheil ward den 28ſten Februar 1719 an ihm vollzogen. Er verfertigte ſich ſelbſt die Grabſchrift: Mors regis, fides in regem, est mors mea (des Königs Tod, Treue gegen den König, iſt mein Tod), und ging mit der Standhaftigkeit eines Helden dem Tode entgegen.

Görz (Johann Euſtach Graf von). Dieſer ausgezeichnete Staatsmann ward geboren den 5ten April 1737 in der jetzt heſſiſchen Herrſchaft Schlitz. Er empfing den erſten unvollkommnen Unterricht im väterlichen Hauſe, beſuchte mit ſeinem 13ten Jahre das Carolinum zu Braunſchweig, kehrte von da auf anderthalb Jahre in die Heimath zurück und bildete ſich dann zu Leiden und Straßburg, auf welcher letztern Univerſität Schöpflin ſein Lehrer in der Staatengeſchichte, dem Staatsrechte u. ſ. w. war. Er wurde zunächſt in Weimar angeſtellt, trat aber ſchon 1756 als Kammerjunker und Regierungsrath, ſpäter Hofrath, in gothaiſche Dienſte. Hier lebte er in dem trefflichen Cirkel der Herzogin Louiſe, folgte aber 1761 der ſchon 1759 von der Herzogin Amalia von Weimar an ihn ergangenen Einladung, die Erziehung ihrer beiden Söhne, des jetzigen Großherzogs Carl Auguſts und Conſtantins, zu übernehmen. Nicht ohne Bedenklichkeit und Mißtrauen in ſeine eignen Kräfte trat der zweiundzwanzigjährige Jüngling dieſes ſchwierige Geſchäft an, das er vierzehn Jahre lang mit dem glücklichſten Erfolg fortführte. Nachdem er ſeine Zöglinge auch nach Jena, und auf einer ſiebenmonatlichen Reiſe nach Carlsruhe, wo der Erbprinz mit der Prinzeſſin Louiſe ſich verlobte, und nach Paris begleitet hatte, ward er 1775, drei Monate vor dem Regierungsantritt Carl Auguſts, ehrenvoll mit einer lebenslänglichen Penſion von 1500 Thalern entlaſſen. Er blieb indeß in Weimar, begleitete den Herzog zu ſeiner Vermählung nach Carlsruhe, ward auf kurze Zeit Oberhofmeiſter der jungen Herzogin und lebte ohne Amt, als ſich ihm 1778 plötzlich eine höhere Laufbahn öffnete. Friedrich II., der ihn kennen und ſchätzen gelernt hatte, wählte ihn zu ſeinem geheimen Agenten in München und Zweibrücken, um nach des Churfürſten von Bayern Maximilian Joſephs zu Ende des Jahres 1777 erfolgtem Tode zu verhindern, daß der Nachfolger und deſſen Agnaten gegen Öſterreich in die Theilung Bayerns einwilligten. Der Auftrag war eben ſo ſchwierig als gefährlich, dennoch nahm ihn Görz an. Da der Churfürſt von der Pfalz bereits eingewilligt hatte, wandte er ſich ſogleich an den Her-

zog von Zweibrücken und hinderte eben noch deſſen Beitritt zu dem Vertrage mit Öſterreich. Friedrich erhob ihn zum Lohn für dieſen großen Dienſt noch in Zweibrücken zum wirklichen Staatsminiſter und Grand-Maître de la Garderobe. Kaum war Görtz nach Berlin zurückgekehrt, als der König ihn zu ſeinem Geſandten am petersburger Hofe ernannte. In dieſer Eigenſchaft verlebte er ſechs Jahre in Petersburg und nur mit Mühe bewirkte er 1785 ſeine Abberufung. Friedrich II. ſtarb; um dieſelbe Zeit brachen die Unruhen der Patriotenpartei in Holland aus. Görtz ward von Friedrich Wilhelm II. zur Beilegung derſelben dahin geſandt, ſcheiterte jedoch in dieſer Angelegenheit, wie er vorausgeſehen hatte, theils an den entgegenwirkenden Ränken des verſailler Hofes, theils an dem ſteigenden Uebermuth der Patrioten, dem eine kräftige Sprache entgegenzuſetzen ihm ausdrücklich unterſagt war. Er hatte dadurch unverſchuldet in dem Vertrauen ſeines Königs verloren und blieb ein Jahr ohne Anſtellung. Aber im Auguſt 1788 ward er zum Reichstagsgeſandten in Regensburg ernannt und dieſen Poſten bekleidete er mit Ehre und Auszeichnung bis 1806. Er hatte in dieſer Zeit auch dem Raſtadter Friedenscongreſſe und der zur Vollziehung des Lüneviller Friedens in Regensburg zuſammengetretenen außerordentlichen Reichsdeputation beigewohnt, und ſich dabei um ſeinen Monarchen- und einzelne deutſche Fürſten verdient gemacht. Nach dem unglücklichen tilſiter Frieden aber nahm er ſeinen Abſchied, den ihm der König in den huldvollſten und verbindlichſten Ausdrücken gewährt, und begab ſich nach Regensburg, dort ſeine letzten Tage zu verleben.

Goſen, Goſi, ruſſiſche Hoffactore oder Kaufleute, die bloß für den Hof handeln, beſonders nach Deutſchland, der Türkei, Perſien und China.

Goslar, eine Stadt von 1000 Häuſern mit 8800 Einwohnern, liegt am Fuße des nördlichen Harzgebirges in Niederſachſen an der Goſe, einem Nebenfluſſe der Oker. Die Stadt bildet ein ſehr unregelmäßiges Ganzes. Das Kaiſerhaus, ein Überbleibſel des ehemaligen Königshofes der alten deutſchen Könige, iſt jetzt ein Magazin. Die Einwohner treiben Korn- und Fruchthandel, und das hier gebraute Bier, die Goſe, iſt ſehr berühmt und wird weit verfahren. Auf dem Rammelsberge bei der Stadt wird Bergbau getrieben, und man findet Vitriolhöfe, Rollenbleifabriken, Draht- und Hammerſchmieden, Meſſingwerke, Ochergruben in der Nähe. Ehemals war Goslar eine freie Reichsſtadt, die auf dem Reichstag die 7te Stelle auf der rheiniſchen Bank, und bei dem niederſächſiſchen Kreiſe die 2te unter den Reichsſtädten einnahm. Durch den Reichsdeputationshauptſchluß vom 25ſten Februar 1803 wurden 24 Reichsſtädte erblichen Oberherren zuerkannt; und Goslar kam, ſo wie Mühlhauſen und Nordhauſen, an Preußen, von welchem es, zufolge des tilſiter Friedens, an das neue Königreich Weſtphalen abgetreten wurde, in welchem es zu dem Departement der Oker gehörte, bis es in Folge der Siege über Frankreich im Jahr 1813 wieder an Preußen zurückfiel, das es ſpäter wieder an Hannover abtrat.

Goſſec (François Joſeph), ein berühmter franzöſiſcher Componiſt, wurde 1733 zu Vergnies, einem Dorfe in Hennegau, geboren. In ſeinem ſiebenten Jahre ging er nach Antwerpen und blieb acht Jahre Chorknabe an der Domkirche dieſer Stadt. Goſſec hat

ſich ganz durch ſich ſelbſt gebildet und keinen andern Lehrer gehabt als die Natur. Das Studium der Partituren der größten Meiſter hat nachher ſein Talent vollkommen ausgebildet. Gleich dem großen Haydn, hat er es beklagt, daß er nicht Italien und die verſchiedenen Schulen dieſes Landes beſuchen können. Im Jahre 1751 kam er nach Paris, wo er das Orcheſter des Herrn de la Popelinière unter dem großen Rameau leitete. Nachher trat er in derſelben Eigenſchaft in das Orcheſter des Prinzen Condé, für den er mehrere Opern componirte. Im J. 1770 ſtiftete er das berühmt gewordene Liebhaberconcert, in welchem der Chevalier de St. Georges die erſte Violine ſpielte. Im J. 1773 übernahm er das Concert spirituel gemeinſchaftlich mit Gaviniés und Le Duc, bis es ihm 1777 durch eine Intrigue entzogen ward. Im J. 1784 wurde er Vorſteher der Geſangſchule, welche der Baron von Breteuil errichtet hatte. Zur Zeit der Revolution wurde er Muſikmeiſter der Nationalgarde, und 1795 bei der Organiſation des Conſervatoriums, nebſt Mehul und Cherubini, Oberaufſeher dieſer Anſtalt und Profeſſor der Compoſition. Catel, ſein vorzüglichſter Schüler, ward zu gleicher Zeit als Profeſſor der Harmonie angeſtellt. Goſſecs Schüler haben größtentheils den erſten Preis davon getragen. Der berühmteſte unter denſelben iſt gegenwärtig der junge Gaſſe, erſter Violiniſt bei dem Theater von Neapel. Goſſec hat unter mehrern patriotiſchen Gegenſtänden die Hymne der Vernunft und die zum Feſt des höchſten Weſens, die Apotheoſe Voltaire's und die Todtenfeier Mirabeau's, componirt. Buonaparte gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Für die Oper hat Goſſec vieles componirt. Sein beſtes Werk iſt Sabinus 1773. Im Kirchenſtyl hat er vorzüglich viel geleiſtet. Man ſchätzt noch ſeine Todtenmeſſe 1760 und ſein Oratorium de la nativité. Er ſchrieb 1804 die méthode de chant du conservatoire; und Beiträge mit D bezeichnet zu Catels Principes élémentaires de musique, suivis des solfèges, 1800, ein Werk, an dem auch Cherubini, Méhul, Langlé, Leſueur und Rigel Theil haben.

Goſſelin (Pascal François Joſeph), ein im Fache der alten Geographie ausgezeichneter Gelehrter, geboren zu Lille den 6ten Dec. 1751, iſt Conservateur administrateur der k. Bibliothek, Mitglied der Akademie der Inſchriften und Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Göttingen. Auf ſeinen Reiſen in Frankreich, der Schweiz, Italien, Spanien und den Niederlanden (1772—1780) erforſchte er die Angaben der römiſchen Itinerarien. Seit 1784 bis 1792 war er Mitglied des Handelscollegiums. Seine 1789 gekrönte Preisſchrift, eine Vergleichung des Strabo und Ptolemäus in Hinſicht ihrer Verdienſte um die Erdkunde, öffnete ihm die Akademie. Im J. 1794 ſetzte ihn, auf des Volksrepäſentanten Calon Vorſchlag, der Wohlfahrtsausſchuß „in Requiſition,“ um mit im Kriegsdepartement zu arbeiten, und die Commiſſion des öffentlichen Unterrichts befahl 1796 den Druck ſeiner im Kriegsdepot niedergelegten geographiſchen Unterſuchungen. Er ward Mitglied des Inſtituts, und 1799 an Barthelemy's Stelle Aufſeher des Münzcabinets, der geſchnittenen Steine und der Antiken. Im J. 1801 wählte ihn die Regierung als Mitarbeiter an der franz. Überſetzung des Strabo, in welcher die mit G bezeichneten Anmerkungen ihn zum Verfaſſer haben. Seit 1804 Mitglied der Ehrenlegion ernannte ihn der König 1814 zum Officier derſelben und 1816 zu einem der erſten Redactoren des Journal des savants. Seit 30 Jahren hat er eine Sammlung von rö-

miſchen Silbermünzen angelegt, welche die reichſte nach der des Kö⸗nigs iſt. Auch ſammelt er griechiſche Münzen in Beziehung auf die Münzkunſt von den erſten Verſuchen bis zur höchſten Ausbildung der Kunſt bei den Griechen, die erſte Sammlung dieſer Art, die man kennt. Unter ſeinen Werken zeichnen ſich aus: Géographie des Grecs analysée, Paris 1790, und ſein Hauptwerk: Recherches sur la Géographie systématique et positive des Anciens, 4 Vol. 4, 1798—1813, mit einem Atlas. Noch iſt er, nebſt dem Abbé Terſan, Verfaſſer der Description des médailles du Cabinet de M. d'Ennery, 1788.

Gotha, ein ſächſiſches Herzogthum auf der Nordſeite des thü⸗ringer Waldes von der Gera, Neſſa, Werra, Unſtrut und Ilm durchſtrömt, erzeugt gute Sandſteine, Getraide, Flachs, Obſt, Pferde und Wildpret. Der Inſelberg und Schneekopf ſind ſeine be⸗deutendſten Berge. Die Beſitzungen des Herzogs von Sachſen⸗Gotha beſtehen in dem Herzogthum Gotha und dem größten Theile des Für⸗ſtenthums Altenburg und betragen zuſammen 52 □M. mit 170,000 Einw., wovon auf Gotha 25 □M. mit 82,000 Einw. kommen. Die Einkünfte können gegen 1 Mill. Thaler betragen. Die Einwohner verdanken unter einer milden und väterlichen Regierung ihren Wohl⸗ſtand beſonders dem Ackerbau, der Viehzucht und den beträchtlichen Holznutzungen im thüringer Walde. Nachdem Churfürſt Joh. Fried⸗rich aus der Erneſtiniſchen Linie in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg von Kaiſer Carl V. gefangen, der Churwürde beraubt und ſelbige der Albertiniſchen Linie zugetheilt worden, erhielt dieſer Fürſt, vermöge der wittenberger Capitulation von 1547 und des Vertrags zu Naumburg von 1554 mehrere Ämter, Schlöſſer und Städte, größtentheils im ſüdlichen Thüringen zum Erbtheil. Er hin⸗terließ drei Söhne, von denen der mittlere, ebenfalls Johann Fried⸗rich mit Namen, der erſte war, der ſeinen Sitz in der Stadt Go⸗tha nahm. Hier auf dem Schloſſe Grimmenſtein entwarf er gemein⸗ſchaftlich mit Wilhelm von Grumbach die auf die Wiedererlangung der Churwürde gerichteten Plane, welche die Vollziehung der Reichs⸗execution gegen den Herzog und deſſen lebenslängliche Gefangenſchaft in den öſterreichiſchen Staaten zur Folge hatten. (Vergl. Grum⸗bach.) Dieſes unglücklichen Fürſten Söhne und die Söhne ſeines Bruders Johann Wilhelms, welcher ſeinem Hauſe in Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern durch Erbverbrüderung die Erbfolge in die gräf⸗lich hennebergiſchen Lande eröffnet hatte, bildete durch Theilungen vier Linien, welche in Coburg, Eiſenach, Altenburg und Weimar re⸗ſidirten. Die beiden erſtern Linien erloſchen mit ihren Stiftern, und ihre Länder fielen im Jahr 1638 an Altenburg und Weimar. Da⸗mals theilten die drei, von der zahlreichen Nachkommenſchaft des Her⸗zogs Johann von der weimariſchen Linie noch übrigen Prinzen, Wil⸗helm, Albert und Ernſt, ihre ſämmtlichen Länder, und Ernſt erhielt denjenigen Theil, in welchem Gotha der Hauptort war, und welchen er im Jahre 1672 nach dem Ausſterben der altenburgiſchen Linie in der Perſon des jungen Herzogs Friedrich Wilhelm III. noch beträcht⸗lich vermehrte; denn als nächſter Agnat nahm er nach den Grund⸗ſätzen des ſächſiſchen Privatrechts ſämmtliche altenburgiſche Lande in Anſpruch und nöthigte die weimariſche Linie, welche gleiche Rechte zu haben behauptete, gegen einige Abtretungen zu einem Vergleich. So ward Herzog Ernſt I., mit dem Beinamen der Fromme, Stifter des gothaiſchen Geſammthauſes. Zwar hatte er verordnet, daß ſeine

Lande nicht getheilt, ſondern gemeinſchaftlich von ſeinen ſieben Söhnen regiert werden ſollten; allein nach ſeinem 1665 erfolgten Tode theilten dieſe dennoch das Land, und ſo entſtanden ſieben Zweige des gothaiſchen Geſammthauſes: Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eiſenberg, Hildburghauſen und Saalfeld, von denen aber Coburg, Eiſenberg und Römhild in ihren Stiftern wieder ausſtarben. Bei dieſer Theilung nun erhielt Herzogs Ernſt älteſter Sohn Friedrich I., das Herzogthum Gotha und den größten Theil von Altenburg. Er iſt auf dieſe Weiſe der Stifter des heutigen Particularhauſes Gotha und führte das Recht der Erſtgeburt unter ſeinen Nachkommen ein. Nach ſeinem 1691 erfolgten Tode regierte ſein Sohn Friedrich II. bis 1732 und nach dieſem deſſen Sohn Friedrich III. bis 1772, der auch unter den Drangſalen des ſiebenjährigen Krieges den Wohlſtand ſeines Landes zu erhalten wußte. Ihm folgte der weiſe, gerechte und menſchenfreundliche Herzog Ernſt II. (ſ. d. Art.) bis 1804. Jetzt regiert ſein Sohn, Herzog (Emil Leopold) **Auguſt**, geb. den 23ſten Nov. 1772 und zum zweitenmal vermählt den 24ſten April 1802 mit Caroline Amalie, Tochter Wilhelms IX., Churfürſten von Heſſen, geb. den 11ten Juli 1771. Seine erſte Gemahlin war Louiſe Charlotte, Herzogs Friedrich Franz zu Meklenburg-Schwerin Tochter. Aus dieſer erſten Ehe ward am 21ſten Dec. 1800 eine Prinzeſſin geboren, die im J. 1817 mit dem Herzoge von Sachſen-Coburg vermählt wurde.

Gotha, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogthums Gotha, liegt an einer Anhöhe an der Leine in einer ſchönen Gegend und zählt ungefähr 12,000 Einwohner. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören das Schloß **Friedenſtein** mit ſeinen angenehmen Anlagen, das treffliche Münzcabinet, eines der vollſtändigſten in Europa, nebſt einer ſchönen numismatiſchen Bibliothek, die Kunſt- und Naturalienkammer und die herzogliche Bibliothek, die ſehr reich an Manuſcripten iſt. Bei Gotha liegt die von Herzog Ernſt II. erbaute Sternwarte, für welche dieſer edle Fürſt ein Capital von 40,000 Thalern ausſetzte. Dies Inſtitut gehörte unter des berühmten Oberſten von Zach Aufſicht zu den vorzüglichſten dieſer Art in Deutſchland.

Göthe (Johann Wolfgang von), wurde geboren den 28ſten Auguſt 1749 zu Frankfurt a. M., wo ſein Vater, Doctor der Rechte und kaiſerlicher Rath, in angeſehenen Verhältniſſen, und obſchon ohne öffentliches Amt, in nicht ungünſtigem Glückszuſtande lebte. Wenn es wahr iſt, daß wir Deutſchen oft undankbar gegen unſre großen Geiſter, beſonders gegen unſre großen Dichter ſeyen, ſo iſt Göthe einer von denen, der ſich am wenigſten über dieſen Undank dürfte zu beſchweren haben. Enthuſiaſtiſche Verehrung empfing ihn, als ſein erſtes Werk im Publicum erſchien, und jetzt, nach vierzig Jahren, iſt dieſe weit entfernt, lauer geworden zu ſeyn. Geliebt von Vielen, bewundert von Allen, vergöttert ſogar von Einigen, ward er freilich von Einzelnen auch beneidet, angefeindet und mit Schmähungen verfolgt, aber theilte damit nur das Loos der ausgezeichneten Menſchen aller Zeiten und Völker. Um ſich ein richtiges Urtheil über ihn zu bilden, muß man ſich zuvörderſt deſſen erinnern, was ſeine Poeſie und ſeine Laune ſeit dem achten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts geliefert und geleiſtet haben. Lyriſche Gedichte der verſchiedenſten Art, naive, ſentimentale und witzige oder ſchäkernde Epigramme; Lieder der leichteren fröhlichen Gattung, andere, die einem Herzen

voll Gefühl entſproſſen; noch andere, die den ſinnigen Ernſt unter leichter Hülle verbergen; Elegien im Sinne der Alten und Neuen; Oden, die man wenigſtens zum Theil den erhabenſten zuzählen muß; Romanzen und Balladen, bald lieblich heiter, bald ſchaurig, bald furchtbar, außerdem noch eine Menge lyriſcher Gedichte, die kaum unter die gangbaren Titel einer Poetik würden zu bringen ſeyn; Idyllen voll zarter Anmuth und Innigkeit des Gefühls; drei Romane, jeden von anderem Ton, Geiſt und Styl: Werther ſentimental-lyriſch, Wilhelm Meiſter naiv-epiſch, die Wahlverwandtſchaften tragiſch; Tragödien, in deren jeder ein anderer Geiſt weht, und deren jede von der andern ſo verſchieden iſt, daß man kaum denſelben Meiſter und Urheber vermuthen ſollte: Götz von Berlichingen voll treuherziger altdeutſcher Einfalt, aber auch altdeutſcher Kraft und Kernhaftigkeit, eine Shakſpeariſche Compoſition, etwas wild wie die des deutſchen Reichs, aber voll Einheit wie die Rieſenmaſſen des ſtraßburgiſchen Münſters; Egmont, mehr den Süden athmend, daß er bei aller Wahrheit und Naturtreue ſelbſt ins Phantaſtiſche überſpielt; Clavigo in ſeiner bürgerlichen Sphäre ans franzöſiſche tragiſche Theater erinnernd; Iphigenia, voll griechiſcher Idealität, Taſſo voll italieniſcher Milde und Wärme, beide voll Zartheit und Anmuth, und doch nicht von Kraft und Würde leer; Eugenie mit ihrer Politur, der Großkophtha, dieſe pſychologiſche Entfaltung, und Fauſt, gegen den keine Nation etwas Gleiches ſtellen kann: wie verriethen dieſe wohl durch ſich einen und denſelben Meiſter! Nicht minder verſchieden ſind die Luſtſpiele und Dramen: die Mitſchuldigen, die Laune des Verliebten, der franzöſiſchen komiſchen Bühne getreu, Stella, mit ihrer Gluth des Südens, die Geſchwiſter mit ihrer deutſchen Innigkeit, Erwin und Elmire mit ihrer romantiſchen Schwärmerei, der Jahrmarkt von Plundersweilern, der Triumph der Empfindſamkeit mit ihrer barocken Laune und doch wunderbaren Kraft der Wahrheit, im komiſchen das, was im Tragiſchen Fauſt; wer fände auch hier wohl eine Familienähnlichkeit aus? Vergeſſe man aber ja nicht, die Singſpiele und Dramolets mit in Anſchlag zu bringen, die phantaſtiſche Lila, die ſeltſame Claudine von Villa Bella, die idylliſche Jery und Bätely, Künſtlers Erdwallen und Apotheoſe, ſo anſpruchslos und doch ſo gehaltvoll und tief, Paläophron und Neotherpe, Was wir bringen u. a. m. Des Dramatiſchen iſt, wie man ſieht, am meiſten gegeben, und dennoch findet man ihn als Epiker nicht unbedeutender, mag man nun ſeine ſchon genannten drei Romane, oder ſein Homeriſch-plaſtiſches Epos Hermann und Dorothea oder das Fragment der Achilleis, oder ſeinen in Homeriſchem Geiſt nachgebildeten Reinecke Fuchs, oder ſein Fragment eines romantiſchen Epos, die Weiſſagungen, oder ſeine kleineren poetiſchen Erzählungen und Schildereien, z. B. Hans Sachſens Sendung, ſo ganz in Geiſt und Manier des wackern Meiſterſängers, betrachten. Damit aber kein Feld der Poeſie von ihm unangebauet bliebe, ſtellt er als didaktiſcher Dichter ſich durch ſeine Epiſteln dem Horaz an die Seite. So viel und ſo vielerlei lieferte Göthe als Dichter; was hat er aber nicht auch als Kunſtfreund und Kunſtkenner, früher in einzelnen zerſtreuten Aufſätzen, unter denen der über deutſche Baukunſt in Herders fliegenden Blättern über deutſche Art und Kunſt Auszeichnung verdient, ſpäterhin in den Propyläen, in Programmen der jenaiſchen Literaturzeitung, in Recenſionen für dieſelbe (z. B. der Gedichte von Voß, Grübel, Hebel u. a.), in dem Anhang zur Überſetzung der Biographie

Benvenuto Cellini's, Rameau's Neffen von Diderot, in Winckelmann und ſeinem Jahrhundert, in ſeinen Briefen aus Italien, und in Gemeinſchaft mit Meyer, unter dem Namen der weimariſchen Kunſtfreunde (W. K. F.) geliefert! Aber auch in ganz heterogen ſcheinenden Gebieten treffen wir ihn. Er ſchrieb ein treffliches Werk über die Metamorphoſe der Pflanzen, und zwei beherzigenswerthe über Optik und Farbenlehre. Daß er über einen juridiſchen Gegenſtand ſchrieb, wird von dem Doctor der Rechte nicht befremden, wohl befremden aber könnten ſeine Briefe über die Offenbarung und andere theologiſche Gegenſtände, die man füglich ungenannt laſſen könnte, wenn nicht in der letzteren Zeit auch Göthe's religiöſe Anſichten wären in Anſpruch genommen, und der Hang einer neuern äſthetiſchen Schule zum Catholicismus als von ihm ausgehend wäre betrachtet worden. Es drängt ſich aber hier überhaupt die Betrachtung auf, daß Göthe faſt mit Allem, was er leiſtete, und nicht ſelten auch mit dem, was er war, einen großen, bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Cultur ſeines Zeitalters gewann, und ſo gewiſſermaßen unter den Deutſchen als der Centralpunkt zu betrachten iſt, von welchem aus ſeit vier Decennien die verſchiedene Geſtaltung unſers äſthetiſchen und ſittlichen Weſens ihre Richtung genommen hat. Seine früheſten, der herkömmlichen Regeln damals geltender Kunſttheorien ſpottenden, Producte führten eine Genieperiode herbei, die man nach einem Schauſpiel des gleichzeitigen Klinger die Sturm- und Drangperiode genannt hat, und wohl mit Recht als einen Sturm auf den damaligen deutſchen Parnaß und ſeine franzöſiſche Verzäunung betrachten mag. Werther führte die empfindſame Periode, Götz den Tumult der Ritterſchauſpiele und Romane herbei, und ſtellte Shakſpeare als Muſter für unſre dramatiſchen Dichter hin. Die Äſthetik wurde in jener Zeit durchaus revolutionär, und man frage nicht, ob es die Sitten nicht auch wurden, denn man denke nur an die, denen Werther die Piſtole in die Hand gab, woran freilich der Dichter ſehr unſchuldig war, an die Epidemie der Empfindelei, an die Derbheit des Tons und die Freiheit der Sitten, nachdem Göthe durch Laune, Satire und komiſchen Witz ſeine früheren Einflüſſe ſelbſt weggelacht, geſcherzt und geſpottet hatte. Wie durch einen Zauberſchlag verwandelt, erſchien er auf einmal im neunten Jahrzehend, denn ſeine Iphigenia, ſein Taſſo treten einher in der höhern Glorie griechiſcher Idealität, die ſelbſt in ſeinem, obſchon dem Shakſpeare näheren, Egmont nicht zu verkennen iſt. Im Fauſt, der alles in ſich vereinigt, was Göthe's Genie Großes und Herrliches vermag, hatte er den Gipfel ſeiner Vollendung erreicht. Es darf nicht verwundern, von dieſen Werken keine ſchnelle Wirkung zu ſehen; aber ſie blieb nicht aus, und wurzelte tief, denn in Äſthetik und Sitten fing man nachher an, auf Idealität zu dringen; der Schmetterling brach aus der Raupe hervor. Wie Wilhelm Meiſter im letzten Jahrzehend des verfloſſenen Jahrhunderts wirkte, iſt uns allen noch im Gedächtniß. Nicht bloß Künſtlerromane fogten in großer Anzahl, ſondern Künſtlerleben galt als das eigentlich wahre, als das einzig würdige Leben. Kunſt iſt der Gipfel des Lebens, ſie lehrt ein idealiſches Leben im wirklichen Leben: dieſes Princip trat immer deutlicher und lauter hervor, und eine Äſthetik entſtand, wie ſie die Vorzeit zwar geahnet, nie aber noch ausgebildet hatte. Die Äſthetik erſchien in der größten denkbaren Würde als Vollenderin des Lebens und der Philoſophie. Die Moral erhielt eine bloß untergeord-

nete Rolle, die Religion aber, eine Zeit lang der Moral nur dienſtbar, erhob ſich über ſie, indem ſie mit der Kunſt ſich nicht bloß verſchwiſterte, ſondern Eins ward. Mit der Äſthetik ergriff man demnach auch die Religion, ja man konnte nicht religiös ſeyn, ohne äſthetiſch zu ſeyn, und eine ſchöne Seele ſich nur in dieſer äſthetiſch-religiöſen Innerlichkeit bewähren. So hat Göthe unter uns gewirkt, und ſo wirkt er noch. Es iſt keine Frage, ein Geiſt, der ſolche Wirkungen hervorzubringen fähig war, muß ein ungewöhnlich ſeltener, ausgezeichneter Geiſt ſeyn. Bisweilen wohl mag es gelingen, daß durch Gunſt der Zeit ein nur mäßig begabter Mann über die Häupter der Andern emporragt; die Zeit aber ändert ſich, und er erſcheint dann, was er iſt. Nicht alſo bei Göthe, der nicht bloß von der Zeit empfing, ſondern ihr auch reichlich gab. Zu Hunderten liegen die Nachahmungen Göthiſcher Werke im Grabe der Vergeſſenheit beiſammen, die Muſter Göthe's aber kennt, lieſ't, bewundert man noch heute und erfreut ſich ihrer wie zur Zeit des erſten Erſcheinens; die Perioden, in welchen Götz, Werther, Meiſter u. a. eigentlich Mode waren, ſind vorüber, allein Götz, Werther, Meiſter haben dadurch nicht verloren. Beweiſes genug, daß ſie nicht allein durch den zweideutigen Reiz der Neuheit entzücken, ſondern durch innern tiefen Gehalt, durch eigne Vortrefflichkeit, durch das, was allen gebildeten Zeiten und Völkern gilt, und was auch nach Jahrtauſenden noch ſich neu und jung erhält. Fragen wir aber, wie Göthe ausgeſtattet mit den Naturgaben, die wir an ihren Wirkungen erkennen, eben ſolche Richtung nahm, ſo antwortet uns darauf nichts beſſer, als ſeine Bildungsgeſchichte. Lieſ't man ſein von ihm ſelbſt beſchriebenes Leben, ſo findet man, daß des Vaters Liebe für Kunſt und Literatur, eine würdige häusliche Umgebung, ſo wie die Vaterſtadt mit ihren Denkmälern und Sehenswürdigkeiten, das rege Leben der jährlich wiederkehrenden Meſſen, die imponirende Pracht einer Kaiſerkrönung, das alles anregend und begeiſternd ſchon auf das Gemüth des Knaben wirkte, der durch ſchnelles Ergreifen, Verarbeiten und Feſthalten ſehr bald dem Unterricht, über deſſen Art, ſo wie über die Maſſe ſeiner Lectüre man ihn ſelbſt hören muß, entwuchs. Das Heer von Kinderkrankheiten diente nicht wenig, ihm dieſe Maſſe verarbeiten zu helfen, indem es den Hang des Knaben zum Nachdenken vermehrte. Dieſer zeigte ſich auch in religiöſer Hinſicht und brachte ihn auf den Gedanken, ſich dem Gott der Natur auf eine eigene Weiſe zu nähern, die zwar ſonderbar genug, aber nicht eben unpoetiſch war. Unter ſolchen Umſtänden hatte er 1756 ſein achtes Jahr angetreten, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, der ſeine weitere Ausbildung auf mannichfaltige Weiſe förderte, beſonders als einige Jahre darauf die Franzoſen Frankfurt beſetzten. Der Königs-Lieutenant, Graf von Thorane, nahm ſeine Wohnung im Hauſe von Göthe's Ältern und beſchäftigte als Kunſtfreund bald die ſämmtlichen frankfurter Mahler und Seekaz von Darmſtadt für ſich. Da er alle dieſe Männer von ſeiner früheſten Jugend an gekannt, und ſie oft in ihren Werkſtätten beſucht hatte, auch der Graf ihn gern um ſich leiden mochte, ſo war er bei den Aufgaben, Berathſchlagungen, Beſtellungen und Ablieferungen gegenwärtig, und eröffnete auch wohl, wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, ſeine Meinung. Unter andern verfertigte er einen umſtändlichen Aufſatz, worin er zwölf Bilder beſchrieb, welche die Geſchichte Joſephs darſtellen ſollten; einige davon wurden ausgeführt. Übte er auf dieſe Weiſe Kunſt-

ſinn und Kunſturtheil, ſo war es ferner kein geringer Vortheil für ihn, das Franzöſiſche practiſch zu erlernen, und mittelſt deſſelben (da man ein franzöſiſches Theater in F. errichtet hatte) wieder zu einer Dramaturgie auf einem Wege zu gelangen, der für ihn erſprießlicher war, als jeder andre. Man muß wieder bei ihm ſelbſt leſen, wie er dazu kam, den ganzen dramaturgiſchen Plunder jener Zeit entſchieden von ſich zu werfen. Endlich kam der Friede heran, und Göthe, der angehende Jüngling, machte immer ſchnellere Fortſchritte in ſeiner Bildung. Zeichnung, Muſik, Unterſuchung natürlicher Gegenſtände, die Anfangsgründe der Jurisprudenz und Sprachkunde beſchäftigten ihn abwechſelnd. Zum Behuf der letztern erſann er ein eignes Mittel, er erfand nämlich einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die ſich in eben ſo vielen Sprachen Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilten. Das gebrauchte Judendeutſch des Jüngſten führte ihn auf die Erlernung des Hebräiſchen, worin er es zwar nicht ſonderlich weit brachte, das aber den Vortheil hatte, daß, bei aller ſonſtigen Zerſtreuung, ſein Geiſt und ſeine Gefühle ſich in den morgenländiſchen Gegenden des erſten Buchs Moſis auf einem Punkt zu einer ſtillen Wirkung verſammelten. Er ging daher bald an ein Ausmahlen bibliſcher, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten, und die Geſchichte Joſephs war ſein erſtes großes poetiſches Werk. Erfahrung, die ihm freilich jetzt noch abgeben mußte, fand er indeß Gelegenheit, theils im Umgange mit mehreren bedeutenden Männern, theils in Beſorgung mancher Geſchäfte für ſeinen Vater ſich zu erwerben. Konnte nun noch irgend Etwas Poeſie in das Leben des jungen Dichters bringen, ſo war es die Liebe, die, wie bei jeder unverdorbnen Jugend, eine geiſtige Wendung nahm. Leider ſollte die Roſenzeit dieſer unſchuldigen Liebe ſchnell vorübergehen, ja durch Nebenumſtände auf eine höchſt unangenehme Weiſe enden; allein der Eindruck derſelben iſt dem Dichter geblieben, und hat nicht unbedeutend auf ſeine Schilderungen der Weiblichkeit gewirkt. Beſonders ſcheint ihm die Geſtalt der Geliebten bei Egmonts Clärchen vorgeſchwebt zu haben, und im Fauſt hat er ſie bis auf den Namen verherrlicht und verewigt — Gretchen. Der Sturm der erſten Leidenſchaft brach mit aller Heftigkeit in ihm los, und raubte ihm Schlaf, Ruhe und Geſundheit. Eins indeß hatte er nach ſeiner Wiedergeneſung doch gewonnen, höhere Selbſtſtändigkeit. Mit größerem Eifer bereitete er ſich nun auf die Akademie vor, ohne jedoch Poeſie und Kunſt zu vernachläſſigen. Nach dem Plane ſeines Vaters ging er nach Leipzig, wo Gottſcheb noch lebte, Erneſti aber und Gellert ſeine Blicke vorzüglich auf ſich zogen. Bald war aber hier von einem Studienplan nicht die Rede. Mit der Philoſophie hatte er ſchon früher, da er ſich mit der Geſchichte derſelben beſchäftigt hatte, nicht einig werden können, jetzt kam es ihm in der Logik wunderlich vor, daß er die Geiſtesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet, ſo aus einander zerren, vereinzeln und gleichſam zerſtören ſollte, um den rechten Gebrauch derſelben einzuſehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr eben ſo viel zu wiſſen, als der Lehrer ſelbſt, und es ſchien ihm an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Mit den juriſtiſchen Collegien ging es bald eben ſo, und ſo gewann er ſchon damals die Anſicht, die er nachher in einer Scene des Fauſt ſo meiſterhaft geſchildert hat. Selbſt die Poeſie würde ihm, wegen großer Widerſprüche in den Geſchmacksurtheilen, verleidet worden ſeyn, wenn er dieſer

anders als mit ſich hätte entſagen können. Die damalige literariſche Epoche entwickelte ſich aus der vorhergehenden durch Widerſpruch. Im Theoretiſchen der Poeſie tappte man noch gar ſehr im Finſtern, und hielt ſich meiſt an Nebendingen, im Practiſchen ſah es ſchon beſſer aus, denn der deutſche Frei- und Frohſinn regte ſich, und geniale Werke entſprangen. Um die Deutſchen aus der wäſſerigen weitſchweifigen Epoche herauszuretten, ſahen ſie kein andres Mittel, als Beſtimmtheit, Präciſion und Kürze (wobei die Muſter Englands, welche jetzt ſtatt der franzöſiſchen galten, nicht wenig beitrugen). Göthe lernte unter ſolchen Umſtänden das Bedeutende des Stoffs und das Conciſe der Behandlung mehr und mehr ſchätzen, ohne ſich jedoch klar machen zu können, wo jenes zu ſuchen, und wie dieſes zu erreichen ſey. Bei der großen Beſchränktheit ſeines Zuſtandes aber ſah er ſich genöthigt, wenn er zu ſeinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, verlangte, in ſeinen eignen Buſen zu greifen. Foderte er zu poetiſcher Darſtellung eine unmittelbare Anſchauung des Gegenſtandes, der Begebenheit, ſo durfte er nicht aus dem Kreiſe heraustreten, der ihn berührte, und ihm ein Intereſſe einzuflößen geeignet war. Und ſo begann diejenige Richtung, von der er ſein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, dasjenige nämlich, was ihn erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit ſich ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl ſeine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als ſich im Innern deßhalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war Niemanden nöthiger als ihm, den ſeine Natur immerfort aus einem Extrem ins andere warf. Alles, was daher von ihm bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Confeſſion, welche ſeine Biographie vollſtändig macht. In jener Zeit entſtand auf ſolche Weiſe die L a u n e d e s V e r l i e b t e n, an deſſen unſchuldigem Weſen man zugleich den Drang einer ſiedenden Leidenſchaft gewahr wird. Allein früher ſchon hatte ihn eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt angeſprochen. Bei ſeiner Geſchichte mit Gretchen, und an den Folgen derſelben hatte er zeitig in die ſeltſamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt iſt, Religion, Sitte, Geſetz, Stand, Verhältniſſe, Gewohnheit, alles beherrſcht nur die Oberfläche des ſtädtiſchen Daſeyns; im Außern alles reinlich und anſtändig genug, im Innern oft deſto wüſter. Um ſich hierüber Luft zu verſchaffen, entwarf er mehrere Schauſpiele, und ſchrieb die Expoſitionen von den meiſten. Die M i t ſ c h u l d i g e n ſind das einzig fertig gewordene. Unter jenen ernſten, für einen jungen Menſchen fürchterlichen Erfahrungen entwickelte ſich aber in ihm auch ein verwegener Humor, der ſich dem Augenblick überlegen fühlt; nicht allein keine Gefahr ſcheut, ſondern ſie vielmehr muthwillig herbeilockt. Stoffe, die einem ſolchen Humor angemeſſen geweſen wären, ergriff und behandelte er jedoch erſt ſpäter. Immer erſchienen ihm die Angelegenheiten des Herzens als die wichtigſten, und er ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menſchlichen Weſens, ſittliche Sinnlichkeit, und über das Hohe und Tiefe nachzudenken, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als das Räthſel des Menſchenlebens betrachtet werden kann. Bei alle dieſem wurde die Kunſt nicht hintangeſetzt, und derſelbe Mann, der bereits auf Winckelmann einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, hatte ihn auch auf Göthe — Ö ſ e r. Durch ihn wurde Göthe zur Kunſtgeſchichte angeleitet. D'Argenville, Caylus, Chriſt, Lippert, beſonders aber

Winckelmann, wurden emſig ſtudirt, und die Sammlungen von Huber, Kreuchauf, Winkler und Richter übten das Verſtändniß im Anſchauen, welches nachher in Dresden, wohin Göthe ausdrücklich deßhalb reiſ'te, auf eine noch vollkommnere Weiſe geſchah. Übrigens verſuchte ſich Göthe auch im Kupferſtechen, zog ſich aber durch das unvorſichtige Einathmen der ſchädlichen Dünſte dabei und manche diätetiſche Unbeſonnenheit eine gefährliche Krankheit zu, von welcher er kaum geneſen, als er 1768 Leipzig verließ, wo er zwar ſein Studium der Rechte verſäumt, ſich aber in dem begründet hatte, worin er in der Folge ſo ſehr ſich auszeichnen, und die größte Zufriedenheit ſeines Lebens finden ſollte. Dieſe geſtörte Geſundheit aber, die auch im älterlichen Hauſe nicht ſo bald wieder hergeſtellt wurde, ſollte nicht ohne bedeutende Folgen bleiben, welche vornehmlich durch ein Fräulein von Klettenberg herbeigeführt wurden, dieſelbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntniſſe der ſchönen Seele entſtanden ſind, die man in Wilhelm Meiſter eingeſchaltet findet. Das religiöſe Verhältniß zu dieſer frommen, zarten Seele führte Göthen zunächſt auf das Studium der myſtiſch-chemiſch-alchemiſchen Werke von Welling, Theophraſtus Paracelſus, Baſilius Valentinus, Helmont, Starkey, der Aurea catena Homeri, zuletzt aber auch der Werke von Boerhave, und zu eigenen chemiſchen Verſuchen. Das Intereſſe, welches ihm die überſinnlichen Dinge eingeflößt hatten, zeigte ſich aber auf eine noch wichtigere Weiſe, indem er bei Leſung von Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie auf die Idee gerieth, ſich auch eine eigne Religion zu bilden. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetiſche, Myſtiſche und Cabbaliſtiſche gab auch ſeinen Beitrag her, und ſo erbaute er ſich eine Welt, die ſeltſam genug ausſah. Nach dieſem allen iſt es nun gar nicht zu verwundern, wenn er in Straßburg, wohin er, um ſeine juriſtiſchen Studien zu beendigen und zu promoviren, gegangen war, der Jurisprudenz wieder nicht ſehr getreu blieb, ſondern Chemie und Anatomie ſtudirte, und ſelbſt das Clinicum mit beſuchte. Aber auch für die Kunſt ſollte ſein Aufenthalt in Straßburg nicht unfruchtbar bleiben, denn bei Gelegenheit der Ankunft der neuvermählten Königin Marie Antoinette ſah er die Raphaelſchen Tapeten, und die Wundererſcheinung des Münſters hatte er täglich. Natürlich, daß dieſe ihn anders anſprach, als gewöhnliche Köpfe. Das bedeutendſte Ereigniß aber, das die wichtigſten Folgen für ihn haben ſollte, war die Bekanntſchaft und die daran ſich knüpfende nähere Verbindung mit Herder, der ſich damals ſchon durch ſeine Fragmente, die kritiſchen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten Männer geſetzt hatte. Durch Herder fing er an, in den höhern Sinn der italieniſchen Schule einzudringen, und ward mit der Poeſie von einer ganz andern Seite und in einem ganz andern Sinne bekannt, als vorher, und zwar in einem ſolchen, der ihm mehr zuſagte. Außerdem iſt eine merkwürdige Wirkung von Göthe's Aufenthalt in Straßburg dieſe, daß er eben hier an der Gränze von Frankreich alles franzöſiſchen Weſens bar und ledig wurde. Dagegen hatte ihn ſchon ſeit langer Zeit Shakſpeare zu höheren, freieren und eben ſo wahren als dichteriſchen Weltanſichten und Geiſtesgenüſſen vorbereitet, und immer gewaltiger beherrſcht. — Nach ſeiner Promotion am 6ten Auguſt 1771 hielt ſich Göthe nur noch kurze Zeit im Elſaß auf, und kam, nachdem er aus dem Antikenſaal zu Mannheim noch Eindrücke mitgenommen, die in der Folge ſehr wirkſam wurden, geſund und froh ins Vaterhaus zurück. Bald fand ſich auch hier ein Kreis von Gleichgeſinnten um ihn, wozu man auch

Herdern rechnen mag, der in Bückeburg angeſtellt wurde. Eine Zeit lang trennte ſich Göthe aus dieſem Kreiſe, indem er nach Wetzlar ging, wo ihm nichts von großer Bedeutung begegnete, wenn man die Anläſſe zu Werther abrechnet, den er hier in ſeiner eignen Liebe zu einer Verlobten und dem Schickſal des jungen Jeruſalem fand. Nach ſeiner Rückkunft nach Frankfurt gab er ungenannt einige kleine Flugſchriften heraus, auch erſchienen mehrere ſeiner kleinen Gedichte in Almanachen und Journalen; allein die Aufmerkſamkeit von ganz Deutſchland lenkte er auf ſich, als ſein Götz (1773) und ſein Werther (1774) erſchienen. Unter denen, deren Aufmerkſamkeit der Genius des Dichters auf ſich gezogen hatte, befand ſich auch der damalige Erbprinz von Weimar, und auf einer Reiſe, die dieſer durch Frankfurt machte, vermittelte der Herr von Knebel die Bekanntſchaft zwiſchen beiden, welche für Göthe's Leben und Wirken ſo entſcheidend geworden iſt. Denn als der Erbprinz die Regierung angetreten hatte, lud er Göthen an ſeinen Hof ein. Dieſer folgte dem Ruf, ward 1776 weimariſcher Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimeraths-Collegium, und 1779 wirklicher geheimer Rath. Im ſelbigen Jahre machte er in Geſellſchaft ſeines Fürſten eine zweite Reiſe nach der Schweiz. 1782 wurde er Kammerpräſident und geadelt. 1786 machte er eine Reiſe nach Italien, wo er zwei Jahre blieb, alle Gegenden, auch Sicilien, beſuchte, am längſten aber in Rom verweilte. Er ſtieg bis zum Miniſter, und erhielt 1807 von Alexander den Alexander-Newsky-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion, und lebt jetzt in einem heitern Alter von den Geſchäften zurückgezogen, den Studien der Natur und den literariſchen Arbeiten. Man halte dieſe Anzeige nicht für überflüſſig, denn bei den künftigen biographiſchen Bekenntniſſen des Dichters wird ſich zeigen, daß die Perioden ſeines äußern Lebens mit den Perioden ſeines Dichterlebens aufs innigſte zuſammenhängen. Daß man aber im letzteren mehrere Perioden werde unterſcheiden müſſen, iſt ſchon aus dem Wenigen erſichtlich, was oben über ſeine Schriften geſagt iſt. Man unterſcheidet deren füglich drei, die man, wenn man ſie mit eigenen Namen bezeichnen ſollte, die ſentimentale Kraftperiode, die ideale, und die elegante würde nennen können. Wodurch die erſte Periode bei ihm bedingt war, haben wir geſehen. Götz und Werther waren es, welche in dieſer Periode theils allgemeines Staunen, theils allgemeine Bewunderung erregten. In beiden hatte er ſeine liebſten Neigungen befriedigen können, ſeine mit ihm aufgewachſene Neigung zur deutſchen Vorwelt und zu Darſtellungen deſſen, was als allgemein Menſchliches ſeine Bruſt in Schmerz und Freude bewegte. Unleugbar hatte der Dichter bei Werther und Götz, wie ſpäter bei vielen andern Werken, etwas vor ſich, woran er ſich hielt, dort das Schickſal des jungen Jeruſalem, hier die Selbſtbiographie des männlichen Götz, von welcher wir ſogar ganze Stellen in Göthe's Drama wiederfinden. Man hat deßhalb die Originalität der Erfindungsgabe bei ihm verdächtig machen zu können geglaubt. Als ob nicht auch der gefundene Stoff noch immer der poetiſchen Erfindung bedürfe! Dieſe aber zeigt ſich ſchon im Werther und Götz auf eine merkwürdige Weiſe. Man kann eben ſo wenig eine, bis in die feinſten Nebenzüge treffende, äſthetiſche Charakteriſtik der Perſonen verkennen, als eine ſelbſt das Detail beachtende Entfaltung der Begebenheiten, und eine ſolche Anordnung derſelben, daß es ſcheint, alles ſey aus unmittelbarer Anſchauung oder Empfindung in Einem

Guſſe hingeſtrömt, mehr ein Naturgewächs als ein Werk der Kunſt. Das Eingehen in ein Fremdes bis zur höchſten Selbſtverläugnung erſcheint bei Göthe begleitet von einer ungemeinen Leichtigkeit, auch fremde Darſtellungsarten ſich anzueignen. Wer traf den Ton des Volksliedes, wie Er? Wer traf Hans Sachſens Manier ſo gut? Und kann man im Götz und in etlichen Luſtſpielen den Shakſpeare, in den Vögeln des Ariſtophanes, in der Iphigenia die griechiſchen Tragiker, in Hermann und Dorothea den Homer, in den römiſchen Elegien den Properz und in den Epigrammen von Venedig den Martial verkennen? Seine Aneignung iſt nicht die ſklaviſche des Copiſten, ſondern die höchſtſelbſtthätige einer ſehr erregbaren Phantaſie, und bei ſeiner Nachbildung opfert er nie ſeine Selbſtſtändigkeit auf. Solch einen poetiſchen Proteus kündigten nun ſchon Götz und Werther an, und das Nächſtfolgende beſtätigte ihn, wenn er gleich darin an die Vollkommenheit der früheren Werke nicht reichte. Man kann hiebei bemerken, daß Göthe's Talent, ſich leicht in die Zuſtände Anderer zu finden, ihr Daſeyn mitzufühlen, und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, ihn manchen Mißgriff habe thun laſſen. So z. B. im Clavigo und ſpäterhin in dem Großkophtha, der übrigens, wenn nicht an Wahrheit der Charaktere, doch an Energie und Friſchheit, Leichtigkeit der Bewegung, wirkſamen Situationen, Intereſſe der Handlung, Tiefe des Gefühls und Verwicklung, dem Clavigo weit nachſteht. Indeß das eigentlich Peinigende und manche *cannibaliſche* Äußerung des Beaumarchais abgerechnet, ſteht er doch würdiger neben Götz und Werther, als die ſentimentalen Nachklänge des letztern, Stella und Erwin und Elmire, nach der erſten Mittheilung nämlich in der Iris. Daß Göthe hier in Gefahr ſtand, vielleicht vom Beifall des Publicums berauſcht, manierirt und nachläſſig zu werden, iſt unverkennbar. Doch erhält ſchon jene Mittheilung von Erwin und Elmire etwas Köſtliches, das ſüße, zarte Liedchen nämlich: ein Veilchen auf der Wieſe ſtand, deſſen man nicht gedenken kann, ohne an Göthe's Lieder überhaupt erinnert zu werden. Indeß erwarte man nicht, über das Weſen derſelben etwas von uns zu hören, denn dieſe ſo klaren und doch ſo tiefen, ſo zartgefühlten und ſo leicht hingehauchten ätheriſchen Weſen, deren ſüße Zaubergewalt wohl Jeder empfunden hat, bedürfen zu ihrer Anerkennung wohl keiner Entwickelung. Nur dies müſſen wir bemerken, in Göthe's Liedern und Romanzen herrſchte zuerſt wieder der verklungene Volkston. Betrachtet man aber alles von Göthe in dieſer Periode Geleiſtete genauer, ſo ſieht man, es iſt alles volksmäßiger, es iſt voll *Deutſchheit*, für welche Leſſing bereits männlich gekämpft hatte, und welche Göthe glücklicher erreichte, als die um jene Zeiten auch auflebenden modernen Barden. Dieſes Volksmäßige, dieſe Deutſchheit konnte aber nur als Oppoſition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden; und Niemand war geeigneter dazu, eine Oppoſitionspartei anzuführen, als eben Göthe. Kein Wunder, wenn ſich jetzt *jener verwegene Humor, der ſich dem Augenblick überlegen fühlt*, beſonders kräftig meldete. Bekanntlich ging es nicht ohne einigen Cynismus ab, und das Natürlichkeitsprincip wurde ziemlich weit ausgedehnt. Nun verfloſſen zwölf Jahre, ohne daß man von Göthe viel Neues und Bedeutendes vernommen hätte. Deſto größer war aber die Überraſchung, als er wieder erſchien. Man muß indeß nicht glauben, als ob alle Werke, die um dieſe Zeit erſchienen, auch Werke dieſer Periode wären. Beobachtuug der Chronologie iſt hier ſehr nöthig, und wird

zeigen, daß zwiſchen dieſer und der erſten Periode ein Mittelzuſtand Statt gefunden, in welchem der Dichter durch Ironie ſich ſelbſt reinigte, und die ſtreitenden Kräfte ſeines entzweiten Weſens mildernd zur Harmonie ſtimmte. In dieſen Zwiſchenzuſtand gehören unſtreitig mehrere komiſche und ſatiriſche Producte, z. B. der Triumph der Empfindſamkeit u. a. Mit ihnen trat er heraus aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters, und erhob ſich auf einen höhern Standpunkt. Spielend in freundlicher Gemüthlichkeit ergötzte er ſich da oft noch an dem Leben und Treiben unter ihm, z. B. im Jahrmarkt zu Plundersweilern, worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Näher und immer näher trat er hiemit dem Gebiet der reinen Schönheit, die ihm den duftigſten ihrer Kränze um die Schläfe ſchlang, als er die Iphigenia auf ihren Altar niederlegte. Mit Recht nennt A. W. Schlegel ſie einen Nachgeſang der Griechen. Ohne Nachkünſtelung veralteter, uns für immer fremder, Formen iſt hier ein von griechiſchem Geiſt durchdrungenes Werk. Hier iſt kein blendendes, obwohl ein liebliches, Colorit, aber ein milder Zauber der Schönheit über das Ganze ergoſſen, der bei jeder neuen Betrachtung das Gemüth immer feſter anzieht. Erfreulich ſchließt ſich an Iphigenia Taſſo an, der jener vielleicht nur als Compoſition nachſteht, denn nachtheilig bleibt es immer, daß zur Beruhigung die Reflexion aufgefodert wird. Mag nun aber Taſſo auch kein Drama im ſtrengen Sinne der Theorie ſeyn, ſo bleibt er doch bewundernswürdig als Charaktergemählde, als ein Gedicht über den Dichter und ſein Werk, das wir gern mit Müller das für Verſtändniß der Poeſie lehrreichſte und tiefſinnigſte nennen. Nur Göthe konnte es wagen, dieſen Taſſo darzuſtellen, und ſelbſt Göthen konnte es nur in dieſer Periode ganz gelingen. Hier aber vereinigte ſich auch alles dazu. Am Hofe Amaliens fand er den Stoff zu ſeinen Umgebungen des Taſſo, und lernte eben den Ton treffen, der ſolchen Umgebungen eignete. Muß man demnach aber nicht fragen: ob nicht Göthe der Hof- und Staatsmann einen weſentlichen Einfluß auf Göthe den Dichter hatte? Uns däucht, gar ſehr, und zwar einen ſehr günſtigen. Schon durch das Zuſammengenommene, Gehaltene, das ſeine Lage erfoderte (die übrigens nicht ſelten Veranlaſſung gegeben hat, ihn auch als Menſchen ſehr zu verkennen oder doch falſch zu beurtheilen), wurde er den Idealen näher zugeführt; denn er konnte unmöglich, wie ein gemeiner Höfling, bloß zu der Leerheit des äußern Anſtandes kommen. Nächſt dieſem ſeinen Hofleben, und zwar in Weimar, hatte nichts größern Einfluß auf ſeine Verwandlung als ſein Aufenthalt in Italien. Während ſeiner erſten Periode neigte er ſich in der bildenden Kunſt beſonders auf die Seite der Niederländer, gegen die er auch nachher nie ungerecht geworden iſt, ſo wie er auch nie aufgehört hat, als Dichter von Zeit zu Zeit wenigſtens niederländiſche Scenen zu liefern: allein Italien öffnete ihm das Auge über das Höhere der Kunſt, und ſein reiches Gemüth, welches zugleich das Hohe und kindlich Liebliche umfaßt, ſein zarter und zugleich tiefer Sinn für Natur und Kunſt, neigten ſich jetzt mit Liebe zu dem Edleren und Höheren hin. An die Stelle ſeines ſonſtigen Natürlichkeitsprincips trat jetzt Idealität, aber jene echte, welche die Natur durch die Einbildungskraft in das Reich der Ideen und der reinen Schönheit trägt. Von drei Hauptwerken, die noch in dieſe Periode fallen, Wilhelm Meiſter, Fauſt, und Hermann und Dorothea, trägt das letztere den Stempel dieſer Idealität am reinſten ausgeprägt. A. W. Schlegel und W. von Humboldt

haben dieſes Epos von allen Seiten ſo beleuchtet, daß jedes Wort darüber überflüſſig ſcheint; Wilhelm Meiſter würde ihm ganz an die Seite geſetzt werden können, wenn er nicht unbefriedigend als Ganzes wäre. Was Göthe eigentlich damit gewollt, bleibt immer ungewiß und räthſelhaft, und nur dies Eine tritt mit völliger Gewißheit hervor, daß Meiſter noch kein Meiſter geworden iſt. Vielleicht muß man alſo annehmen, daß er dies noch werden ſolle. Und hat nicht Göthe bereits Proben von Meiſters Wanderjahren geliefert? Und ſollten auf dieſe nicht die Meiſterjahre folgen? Über die Einheit und Ganzheit der Lehrjahre können wir alſo jetzt eigentlich kein zureichendes Urtheil fällen. Indeß trotz aller verletzten Einheit bleibt Meiſter eines der vorzüglichſten Götheſchen Werke, denn in ihm und im Fauſt vereinigt ſich die ganze Univerſalität des Götheſchen Geiſtes. Betrachte man den Meiſter von Seiten der Erfindung oder der Ausführung, der Fülle oder der Entfaltung, der Charakterzeichnung oder der Erzählung, ſo findet man überall den Meiſter rein, klar, mild und tief! Und dieſe Sprache, die wie ein ſchöner Strom in ruhiger Klarheit und der ſchönſten Bewegung ſich ergießt, dieſer Ausdruck, der ſich wie ein ſchöner Körper an die zarte Seele anſchmiegt, ſo einfach ohne nüchtern, ſo zierlich ohne koſtbar, ſo wahr ohne geſucht, ſo beredt ohne rhetoriſch zu ſeyn, — wo findet ſie ihres Gleichen? Vergleicht man, in Beziehung auf den Dichter, den Meiſter mit Werther, ſo ſieht man, wie in dieſem der Dichter noch mit Leben und Schickſal ringt, im Meiſter aber ſie beſiegt hat, und alles Heil in einer harmoniſchen Bildung fand, die man auch als Tendenz des Meiſter betrachten muß. Durch ſeine leidenſchaftloſe, ruhige, wahrhaft objective Anſicht der Welt und des Lebens hatte ſich eine Weltanſchauung in ihm gebildet, die, gleich entfernt von einſeitiger Beſchränktheit als vorgefaßter Meinung, ihn jedes als zweckmäßig an ſeiner Stelle, das Einzelne im Zuſammenwirken mit dem Ganzen, und im menſchlichen Leben das Streben und Thun als die Hauptſache betrachten ließ. Nothwendig warf dies auch ein milderes Licht auf jenen dunkeln Punkt im Menſchenleben, wo die Fäden deſſelben an ein unergründliches Schickſal geknüpft ſind. Das erhob ihn jetzt zur Idee einer Theodicee, und dieſe ſehen wir im Fauſt, denn wir müßten uns ſehr irren, wenn Fauſt nicht gerettet werden, der Himmel über die Hölle nicht den Sieg davon tragen ſollte. Fauſt iſt demnach kein bloßes Drama, ſondern ein philoſophiſch=, oder will man lieber, religiös=didaktiſches Drama. Das Höchſte und Tiefſte, das Lieblichſte und Rührendſte, was eine menſchliche Bruſt bewegen kann, iſt darin niedergelegt, durchdrungen von der tiefſten Poeſie, allſeitig wie das Leben ſelbſt, und man fühlt ſich dadurch wie von einem Zauber im Innerſten ergriffen. Darüber iſt auch bei Allen, die überhaupt ſo etwas zu verſtehen und zu fühlen fähig ſind, nur Eine Stimme; an die Compoſition des Ganzen (leider iſt es erſt eine Hälfte!) haben ſich hingegen manche geſtoßen. Und gleichwohl iſt eben dieſe eine Vortrefflichkeit mehr, mag man ſie nun aus dem Geſichtspunkt der Zeit, in welche das Stück fällt, oder des Sujets betrachten, das ohne phantaſtiſche Behandlung nicht bleibt, was es iſt. Das Flache und Alltägliche mußte hier eben ſowohl als das Würdige und Erhabene ſeine Stelle finden, und es iſt für den Fauſt ein Glück, was für den Meiſter ein Unglück hätte werden können, daß beide Perioden des Dichters ſich darin berühren. Auch gehört er beiden an. Fauſt und Werther beſtanden in der Seele des Dichters

neben einander. Nachdem ſich zu Ende ſeiner zweiten Periode noch einmal jener dem Augenblick überlegene Humor in den Xenien gezeigt, und er damit eigentlich die Loſung zu einer neuen Kraftperiode gegeben hatte, ſchien die productive Kraft Göthe's allgemach zu verſiegen. Und wahr iſt es, ſeitdem er Voltaire's Mahomet und Tancred überſetzt hatte, hat er, wenn man einige Lieder und Romanzen ausnimmt, nichts geliefert, was an die vorige Kraft und Fülle reichte, nichts, worin er nicht befangen in ſeiner Zeit erſchiene. Mit ſeiner Eugenie war es auf eine Trilogie wie bei Schillers Wallenſtein abgeſehen, allein Göthe verlor die Luſt und es blieb beim erſten Theile. Man darf ſie in gewiſſer Hinſicht das vollendetſte Product des Dichters nennen; kein anderes iſt ſo gefeilt, ſo geglättet. Huber ſagte: „freilich marmorglatt, aber auch marmorkalt!" Und ſollte das nicht wenigſtens zum Theil an der neuen Äſthetik liegen, die den Dichter dabei leitete? Alles iſt aufgeboten für die Form, und der metaphyſiſche Idealismus verräth ſich ſchon durch das Perſonale. Sind es nicht lauter Abſtracta? Man ſieht deßhalb Göthen wohl hie und da, aber er waltet nicht durch das Ganze, und dieſes Werk iſt mehr elegant als ſchön. Ein Gleiches läßt ſich von den Wahlverwandtſchaften behaupten, welche ſich durch wahrhaft meiſterhafte Darſtellung auszeichnen. Unbillig hat man dem Werke den Vorwurf der Unmoralität gemacht; Eduard ſoll ja eben ſo wenig Muſter für uns ſeyn, als ehedem Werther. Faſt möchte man ſagen, daß ſich in Göthe's Werken alle drei Style der griechiſchen Plaſtik zeigen, in der erſten Periode der große aber harte, in der zweiten der ſchöne, in der dritten der elegante. Das ſchönſte, höchſt dankenswürdige Geſchenk, das Göthe uns in neueſter Zeit gemacht hat, iſt ſeine Biographie. Vielfältig zu rühmen wie ſie iſt, ſagen wir nur: dieſe Offenheit, Wahrheit, Redlichkeit zeigt Göthen wahrhaft groß. Wir haben bisher faſt nur von Göthe dem Dichter geſprochen, was aber hat er nicht auch für die bildenden Künſte, für Schauſpielkunſt, für Naturbeobachtung geleiſtet! Und in Hinſicht auf bildende Künſte und Schauſpielkunſt nicht bloß als Schriftſteller, ſondern auch ermunternd, befördernd. Sehr wichtig waren in dieſer Hinſicht die ehemaligen weimariſchen Kunſtausſtellungen und das weimariſche Theater unter Göthe's unmittelbarer Direction; beide wirkliche Pflanzſchulen der Kunſt, wie ſie nur bei Göthe's Maximen (in manchen erkennt man ſeinen Vater wieder), und liberaler Geſinnung gedeihen konnten. Und ſollte man nicht auch der mannichfaltigen architektoniſchen und Gartenanlagen in und um Weimar, nicht Weimars ſelbſt als des deutſchen Athens, wie man es oft genannt hat, nicht deſſen endlich gedenken, was durch Weimar von Jena ausging? Vielfach und erfreulich hat Göthe durch dies alles, bald ſelbſt ausführend, bald anregend, durch Lehre und Beiſpiel, auf ſeine Nation gewirkt. Daß er nicht überall das Höchſte erreicht und manches verfehlt haben kann, iſt ſehr natürlich, und kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Ein Anderes aber iſt es freilich, ihn im Allgemeinen beurtheilen, und ein Anderes, ein einzelnes Werk von ihm der Kritik unterwerfen, die billig ſtets den höchſten Maßſtab daran legt, und ihre Hochachtung durch Strenge beweiſ't. dd.

Gothen. Die Gothen (Gothones bei Tacitus, Guttones bei Plinius; nicht aber die Gothini des Tacitus oder Kotini des Dio, welche galliſcher Abkunft ſind), waren ein germaniſcher Stamm, der ſeinen Sitz an der baltiſchen Küſte zwiſchen der Weichſel und Oder

folglich in Polen oder polniſch Preußen, hatte. Ihre Sprache kommt der alten fränkiſchen ſehr nahe. Wie alle Deutſche, ließen ſie ihr gelbes Haar lang wachſen, hatten Bärte und trugen Pelze; gegen die Sitte anderer Deutſchen aber hatten ſie erbliche Königswürde. Unter dem Namen der Gothen erſchienen ſie zuerſt im Jahre 215; bald darauf ſpielten ſie die wichtigſte Rolle in der Weltgeſchichte, und erfüllten über ein halbes Jahrtauſend hindurch Europa mit dem Ruf ihrer Thaten. Ihre Wohnſitze an der Oſtſee, in der Nähe der Oder und Weichſel verlaſſend, zogen ſie ſüdlicher in die Gegenden des ſchwarzen Meeres; eine Menge anderer Stämme verſchmolz in den ihrigen, und ſo entſtand durch immer fortgeſetzte Züge und Eroberungen unter Ermanarik um 350 das große gothiſche Reich, das vom Don, der Europa von Aſien trennte, bis zur Theis, die ſich an Ungarns Gränze in die Donau ergießt, vom ſchwarzen Meer bis zur Weichſel und Oſtſee ſich erſtreckte, alſo Thracien, Möſien (Servien und Bulgarien), Dacien (einen Theil von Ungarn, den Bannat, die Bukowina, Siebenbürgen, Walachei, Moldau bis an den Pruth), große Strecken von Polen, Rußland, Preußen umfaßte, und im Norden ſlaviſche, finniſche und lettiſche Stämme in ſich aufgenommen hatte. Natürlich kamen hiebei die Gothen von Weſten her mit dem großen römiſchen Reich, von Oſten her mit dem byzantiniſchen Kaiſerthume in vielfache Colliſionen, und die Geſchichte iſt voll von Kämpfen, welche dies Volk bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin zu beſtehen hatte, und oft glänzend beſtand. Zwei Kaiſer fielen in den Schlachten mit ihnen, und Rom und Byzanz wurden genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen. Sie waren das erſte Volk, zu welchem über die Donau um die genannte Zeit das Chriſtenthum drang; Ulfilas, der Biſchof der Möſo-Gothen (d. h. des in Möſien wohnenden gothiſchen Stammes), ward ſchon um das Jahr 360 Erfinder einer deutſchen Schreibkunſt und überſetzer des neuen Teſtaments in die gothiſche Sprache. Daß dies ſchon einen bedeutenden Grad von Cultur vorausſetze, bedarf keiner Verſicherung; allein freilich glichen nicht alle Gothen den möſiſchen, bei denen durch die Nähe und den Verkehr mit Griechenland die Cultur einen großen Vorſprung gewonnen hatte. Durch innere Revolution entzweite ſich gegen das Jahr 369 das große gothiſche Reich, und theilte ſich fortan in zwei Staaten, in das Reich der Oſtgothen (Auſtrogothen, Staat der Greuthunger) am ſchwarzen Meer, vom Don bis zum Dniper, und in das Reich der Weſtgothen (Staat der Theruinger) in Dacien, vom Dniper bis zur Donau. Bald folgte der innern Revolution eine äußere, welche die Macht der Gothen in dieſen Gegenden ſtürzte. Um das Jahr 375 drangen die Schwärme der Hunnen, und der von ihnen bezwungenen Alanen aus Aſien über den Don herüber, und drängten die Oſtgothen nach den Weſtgothen hin, die nun ihrer Seits bei dem Kaiſer Valens um die Erlaubniß baten, in das byzantiniſche Reich aufgenommen zu werden, und ſich in dem verödeten Thracien niederzulaſſen. Sie erhielten die Erlaubniß; ſahen ſich aber durch den Druck der kaiſerlichen Statthalter bald zur Empörung genöthigt, die nicht ohne ſchreckliche Scenen endete. Valens ſelbſt wurde im Jahr 378 von ihnen bei Adrianopel völlig geſchlagen, und verbrannte auf der Flucht in einer von ihnen angezündeten Bauernhütte. Bedeutende Rollen ſpielten ſie von da an in Conſtantinopel. Nach mancherlei wechſelnden Schickſalen erlangten auch die Oſtgothen einen neuen Wohnſitz in Ungarn und Slavonien, jedoch erſt nach der Zerſtörung

des hunniſchen Reiches im Jahr 453. Während der Zeit hatten die Weſtgothen ſich in Griechenland und Italien furchtbar gemacht. Alarich brach mit Heeresmacht im J. 396 unaufhaltbar in Griechenland ein, verheerte den Peloponnes, und ward Präfectus von Illyrien und König der Weſtgothen. Als ſolcher zog er zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach Italien, wo er den Untergang des römiſchen Reichs immer näher herbeiführte, denn um den Sieg über Alarich bei Verona (403) zu erfechten, hatte Stilico, der römiſche Feldherr, alle römiſchen Truppen vom Rheine wegziehen müſſen, und dadurch die ſogenannte große Völkerwanderung veranlaßt, in welcher germaniſche Schwärme von allen Seiten her nach Gallien, Oberitalien, in die Schweiz und Spanien eindrangen. Alarich ſelbſt kehrte bald genug nach Italien zurück, eroberte Rom im Jahr 409, und zum zweitenmal 410. Nach ſeinem in demſelben Jahr erfolgten Tode wendeten die Weſtgothen ihre Blicke vornehmlich nach dem ſüdlichen Gallien und Spanien, und es gelang ihnen, hier ein neues weſtgothiſches Reich zu gründen (Septimania, Gothia), wovon gegen das Ende des fünften Jahrhunderts die Provence, Languedoc und Catalonien die Haupttheile waren, Toulouſe die Reſidenz. Um dieſelbe Zeit (474) erhielten ſie auch geſchriebene Geſetze (leges Visigothorum). Die zwiſchen dem oſt- und weſtrömiſchen Reich obwaltende Eiferſucht war die Urſache, daß kurz hierauf (489) von dem Kaiſer Zeno in Conſtantinopel veranlaßt, auch die Oſtgothen unter ihrem König Theuderich nach Italien zogen. Im Jahr 493 wurde dieſer Oſtgothe zu Ravenna König von Italien, und legte hier den Grund zu einem neuen oſtgothiſchen Reiche, welches nebſt Italien auch Rhäzien (einen Theil der Schweiz und Tyrols), Vindelizien (einen Theil von Bayern und Schwaben), Noricum (Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Öſterreich), Dalmazien, Pannonien (Vorderungarn, Slavonien), Dacien jenſeit der Donau (Siebenbürgen, Walachei) umfaßte, ſchon aber im Jahr 554 ſein Ende erreichte. Allerdings alſo ſind die Gothen, deren Throne anfangs am Don, am Dniper und an der Donau, nachher in Toulouſe, Toledo und Ravenna ſtanden, und deren Beute, wenigſtens eine Zeit lang, Athen und Rom geworden waren, ein welthiſtoriſches Volk. Unrecht würde man ihnen thun, wenn man ſie für bloße Wilde halten wollte, die ohne alle Kunſt und Kenntniſſe geweſen wären, da ſie ja mit dem oſt- und weſtrömiſchen Reich lange vor ihren Einbrüchen in Italien in Verbindung geſtanden hatten. Theuderich, an dem Hofe zu Conſtantinopel erzogen, war ein ſo großer Liebhaber der ſchönen Künſte, daß er eine beſondre Würde errichtete, einen comes nitentium rerum (Kunſtgraf, Oberaufſeher über die Kunſtwerke), der auf die Bildſäulen achten mußte, daß ſie nicht verletzt oder geraubt würden, und einen öffentlichen Baumeiſter erwählte, dem die Beſorgung und Erhaltung der alten Gebäude aufgetragen war. Nicht nur ließ er zu Rom verſchiedene öffentliche Gebäude wieder erneuern, ſondern auch andre Städte mit neuen verzieren. Doch haben wir über ihre Cultur nur ſpärliche Nachrichten. Über die gothiſche Baukunſt ſ. d. Art. Baukunſt.

Gothenburg (**Götheborg**), eine nach holländiſcher Art gebaute See- und Handelsſtadt in Weſtgothland, an dem Ausfluß der Goth-Elbe in die Nordſee, nach Stockholm die beträchtlichſte und wohlhabenſte Stadt in ganz Schweden. Hier haben ihren Sitz ein Landeshauptmann und Obercommandant, eine Admiralität und Fortificationsbrigade, ein Manufactur- und Hallgericht und ein Biſchof,

unter deſſen Aufſicht das Gymnaſium nebſt ſeiner wohleingerichteten Bibliothek ſteht. Die Manufacturen von Segeltuch, Tauwerk, Leder, ſo wie die Zuckerraffinerien, ſind von Bedeutung; außerdem fabricirt man auch ſeidene Zeuge, Strümpfe, Bänder, Kattun, Seife und Tabak. Die Schleuſe von Trolhätta erleichtert durch die Fahrt auf der Gothelbe nach dem Wenerſee den Verkehr mit dem innern Lande. In Friedenszeiten beſuchen jährlich über 1200 ſchwediſche und andere Fahrzeuge den Hafen, der gut und ſicher, aber nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar iſt; größere landen in einiger Entfernung. Die ſeit 1731 geſtiftete oſtindiſche Compagnie gewährt bedeutende Vortheile, beſchränkt ſich aber meiſtens auf den Handel mit China. Ein beſonders wichtiger Zweig des daſigen Handels iſt die lebhaft getriebene Heringsfiſcherei. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 20,000. Übrigens hat die Stadt mehrmals, und zuletzt noch 1802 und 1804 durch große Feuersbrünſte ſehr gelitten.

Gott und Götter. Unter Gott denkt ſich die gereifte Vernunft nur das nothwendige von der Welt verſchiedene Weſen, deſſen unendlicher Verſtand und heiliger Wille der Grund von dem Daſeyn der Welt und ihrer Einrichtung, und von dem Wirklichwerden des höchſten Gutes iſt, deſſen Erwartung die Vernunft nicht aufgeben kann, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſtreit zu gerathen. So muß Gott gedacht werden, wenn der Glaube an ihn die Bedürfniſſe der Vernunft befriedigen ſoll. Als ein nothwendiges, d. h. als ein ſolches Weſen, welches den Grund ſeines Daſeins in ſich ſelbſt trägt, muß er gedacht werden, weil nur ein ſolches Weſen das Daſeyn der Welt erklärbar macht; unendlichen Verſtand muß man bei ihm vorausſetzen, weil nur durch ein Weſen von dieſer Beſchaffenheit die alle menſchliche Einſicht und Faſſungskraft überſteigende Welteinrichtung begreiflich wird, und heiligen Willen muß man Gott zuſchreiben, weil nur unter dieſer Vorausſetzung von ihm erwartet werden kann, daß er die vernünftigen Naturen zu höherer ſittlicher Reife führen und Glückſeligkeit und Leiden nach Maßgabe der Schuld und des Verdienſtes austheilen werde. Die Idee Gottes, des Schöpfers der Welt, des Geſetzgebers der vernünftigen Weſen und des Regierers der menſchlichen Dinge, iſt das Höchſte, was die Vernunft erreichen kann, der Grund aller über das Irdiſche ſich erhebenden Hoffnung und das wirkſamſte Motiv der Pflichterfüllung. Das Syſtem, welches die Realität dieſer Idee anerkennt, heißt Theismus oder Deismus, das entgegengeſetzte Atheismus, und die Lehre derer, welche, wie Spinoza und einige Philoſophen aus der neueſten Schule, Gott und Welt identificiren, damit aber im Grunde die das Bedürfniß der Vernunft befriedigende Idee Gottes aufheben, wird Pantheismus genannt. Die achtungswertheſten Philoſophen der neuen Zeit, Carteſius, Leibnitz, Wolf, Reimarus und Kant, obgleich der zuletzt genannte Weltweiſe die vor ihm gewöhnlichen metaphyſiſchen Demonſtrationen für das Daſeyn Gottes in ihrer Unzulänglichkeit darſtellte, haben ſich für den Theismus entſchieden, und da durch die Schellingiſche oder Identitätsphiloſophie die Idee eines von der Welt verſchiedenen, die Welt mit Weisheit und Güte regierenden Gottes gefährdet zu ſeyn ſchien, hat jüngſt Jacobi in ſeinem Buche über Gott und die göttlichen Dinge den Theismus, mit Rückſicht auf die abweichenden Vorſtellungsarten einiger neuen Philoſophen zu vertheidigen geſucht. Die wichtigſten Beweiſe für das Daſeyn Gottes ſind der

coſmologiſche, der phyſikotheologiſche und der moraliſche. Der coſmologiſche Beweis beruht auf folgenden Momenten: Alles in dem Gebiete der erkennbaren Wirklichkeit erſcheint uns als gegründet und bedingt, d. h. alles, was vorhanden iſt, hat den Grund ſeines Daſeyns nicht in ſich ſelbſt, ſondern iſt von andern früher vorhandenen Urſachen abhängig. Die Vernunft kann ſich nichts Bedingtes ohne eine Bedingung, nichts Gegründetes ohne einen Grund denken: das Geſetz des zureichenden Grundes nöthigt ſie, jede Wirkung auf eine Urſache zurückzuführen. Indem nun die Vernunft von einer Erſcheinung zu der andern, von einem Grunde zu dem andern zurückgeht, gelangt ſie zu der Idee eines Urgrundes, welche gleichſam der Träger aller Dinge ſey, zu der Idee eines abſoluten und nothwendigen Weſens, d. h. zu der Idee eines Weſens, welches in keiner andern Urſache bedingt und gegründet iſt, den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt trägt, und als der letzte Grund aller Erſcheinungen, als der Punkt, von welchem alle Reihefolgen der Erſcheinungen ausgehen, zu betrachten iſt. Der phyſikotheologiſche Beweis beruht auf der in der Natur wahrnehmbaren Ordnung und Zweckmäßigkeit. Da nämlich, wo Zweckmäßigkeit wahrgenommen wird, muß man ein Handeln nach Ideen vorausſetzen und darum annehmen, daß der Grund der Welt, weil in ihren Einrichtungen Plan und Abſicht ſich offenbaren, in einem nach Ideen, nach der Vorſtellung von Mitteln und Zweck handelnden Weſen enthalten ſey. Dergleichen Einrichtungen der Natur aber, in denen Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit auf die unverkennbarſte Weiſe ſich ankündigten, ſind die Axebewegungen der Sonne, die Kreis- und Axebewegungen der Planeten und die dadurch bewirkte Entſtehung des Lichts und der Wärme, der Tages- und der Jahreszeiten, die ſphäriſche Figur der Erde, ohne welche alles Land um den Äquator überſchwemmt, und alles Land an den Polen dürre ſeyn würde, das Gleichgewicht der Südſee mit der Nordſee, des ſtillen Meeres mit dem atlantiſchen, des feſten Landes der neuen Welt mit dem feſten Lande der alten Welt, die gleichmäßige Vertheilung der Erde und des Waſſers und andere Einrichtungen des Erdplaneten, ferner die wechſelſeitige Beziehung der geiſtigen Vermögen des Menſchen zu einander, die Harmonie zwiſchen dem Geiſtigen und Sinnlichen ſeines Weſens und die Organiſation des menſchlichen Leibes, deſſen Theile alle mit dem Zwecke der Erhaltung zuſammenhängen, die Mittel der naturgemäßen Erhaltung der Lebenden jeder Gattung, das ziemlich gleiche Verhältniß der Geſchlechter und eine Menge anderer Erſcheinungen, mit deren Erwähnung und näherer Beſchreibung ſich viele phyſikotheologiſche Schriften, unter denen beſonders die von Derham, Trembley, Bonnet, Reimarus und Sander gerühmt werden, ſich beſchäftigen. Dieſe und andere Erſcheinungen nun nöthigen den Menſchen, dafern er nicht die in der Natur wahrnehmbare Ordnung und Zweckmäßigkeit auf ſich ſelbſt beruhen laſſen will, einen Welturheber von unendlicher Macht und Weisheit anzunehmen, da ſich, auch bei der Vorausſetzung einer ewigen Materie, doch die Entſtehung der Formen der Dinge ohne ein Handeln nach Ideen nicht erklären läßt. Die Natur iſt der Spiegel und der Abglanz Gottes, und darum führt die Naturbetrachtung den Menſchen, der das Verlangen nach dem Höhern und Göttlichen im Herzen trägt, zu Gott, und wenn er auf Erſcheinungen trifft, an denen er keine Spuren von Weisheit und Güte entdeckt,

ſo erwägt er, daß er nur einen kleinen Theil des großen Ganzen überſehe, daß, wenn das gegenwärtige Leben ein Zuſtand der Tugendübung ſeyn ſoll, die vernünftigen Weſen in einem Syſteme von Kräften ſich befinden müſſen, welche ihren Neigungen entgegenwirken und Reizungen zur Sünde enthalten, und daß es vernünftig ſey, da, wo man in einem bekannten Theil Ordnung und Zweckmäßigkeit entdeckte, auch in dem unbekannten weiſe Abſichten vorauszuſetzen. Wenn ich, denkt er, ein Buch leſe, und da, wo ich es verſtehe, vernünftiges Urtheil und Zuſammenhang finde, ſo nehme ich an, daß der Verfaſſer auch in den Stellen, wo ich ihn nicht faſſe, mit Nachdenken und überlegung geſchrieben habe. Soll aber die Naturbetrachtung den Menſchen zu Gott führen, ſo muß in ſeinem Gemüthe ſchon das Verlangen, ihn zu finden, erwacht ſeyn, denn eine apodiktiſche Gewißheit, d. h. eine ſolche Gewißheit, bei welcher das Gegentheil der angenommenen Überzeugung undenkbar wird, gewährt weder der phyſikotheologiſche noch der cosmologiſche Beweis, und beide Beweiſe können durch Sophiſtereien entkräftet werden. Dieſes Verlangen nun iſt in der ſittlichen Natur des Menſchen gegründet, und darum ſetzt ein inniger und lebendiger Glaube an Gottes Daſeyn und Regierung voraus, daß die ſittlichen Anlagen des Menſchen ſich entwickelt haben, und er ſeiner höhern Bedürfniſſe ſich bewußt geworden ſey. Die Darſtellung des Zuſammenhanges des Glaubens an Gott mit dieſen Bedürfniſſen des menſchlichen Gemüths wird der moraliſche Beweis für das Daſeyn Gottes genannt, welchen beſonders Kant und deſſen Schüler hervorgehoben und näher entwickelt haben. Es beruht aber dieſer Beweis auf folgenden Momenten: der Menſch iſt ein ſittliches Weſen, und aus ſeiner ſittlichen Natur geht die Idee des höchſten Gutes, d. h. die Idee einer ins Unendliche fortſchreitenden ſittlichen Vervollkommnung und einer genauen Übereinſtimmung zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit hervor. Er kann dieſe Idee nicht für Wahn und Täuſchung erklären, ohne den Glauben an ſeine ſittliche Natur und Beſtimmung aufzugeben, und muß, um einig zu ſeyn mit ſich ſelbſt, das Wirklichwerden des höchſten Gutes erwarten. Alles um ihn her erliegt der Zerſtörung, und die Natur theilt Freude und Glückſeligkeit nicht nach dem Maßſtabe der Würdigkeit der Empfänger aus. Um daher das Wirklichwerden des höchſten Gutes erwarten zu können, iſt er genöthigt, das Daſeyn einer von der Natur unterſchiedenen Urſache der geſammten Natur anzunehmen, welche den Grund der Erhaltung ſeines Weſens und eine dereinſtige Übereinſtimmung zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit enthalte. Dieſe oberſte Urſach der Natur muß eine der moraliſchen Geſetzgebung gemäße Cauſalität haben, muß das Sittengeſetz ſich vorſtellen (Intelligenz, vernünftiges Weſen ſeyn) und der Vorſtellung dieſes Geſetzes gemäß wirken (muß Willen beſitzen). Es muß alſo die oberſte Urſache der Natur ein Weſen ſeyn, welches durch Verſtand und Willen die Urſach der Natur iſt, und ein ſolches Weſen wird Gott genannt. Zu der hier entwickelten Idee der Gottheit aber kann nur die gereifte Vernunft ſich erheben, und ohne die Dazwiſchenkunft der Offenbarung würde ſie vielleicht nie allgemein Glaube geworden ſeyn. Ehe der Menſch zu der Idee Gottes ſich erhebt, glaubt er an Götter, von deren Weſen und Wirkſamkeit die Völker höchſt verſchiedene Vorſtellungen gehegt haben. Die unvollkommenſten Götter ſind die Fetiſche, d. h. lebloſe Körper

oder Thiere, denen der Menſch, weil er ſie als Urſache ſeines Wohles und Wehes betrachtet, Verehrung erweiſ't. Der Thierdienſt der Ägyptier war eine beſondere Art des Fetiſchismus, und noch wird bei vielen afrikaniſchen Völkern der Fetiſchendienſt gefunden. Auf einer höhern Stufe der Cultur ſtanden die Völker, welche der Sonne und den Geſtirnen Einfluß auf die menſchlichen Schickſale zuſchrieben und dieſe Himmelskörper verehrten, welche Art des Gottesdienſtes Sabäismus genennt wird. Noch weiter waren die Völker fortgeſchritten, welche ihre Helden und Könige, die Erfinder nützlicher Künſte und merkwürdige Fremdlinge als fortlebend nach dem Tode ſich dachten und ihnen übermenſchliche Kraft und Einfluß auf ihre Schickſale zuſchrieben, oder ſich Kräfte der Natur als wirkliche Weſen, als Perſonen, mit Verſtand und Willen begabt, vorſtellten; auf welche Weiſe die Religion der Griechen und Römer entſtanden war. Der Glaube an mehrere, die Schickſale der Völker und einzelner Menſchen regierende Weſen, welche zwar eine übermenſchliche Macht beſitzen, doch aber menſchlich fühlen und begehren, und nicht frei ſind von menſchlicher Beſchränkung, nennt man Polytheismus. Der Polytheismus iſt nichts anders, als Vergötterung der Natur, da hingegen der Theismus über die Natur ſich erhebt und über ihr das Göttliche findet. Auch die gebildetſten Völker der alten Welt, die Griechen und die Römer, waren Polytheiſten und nur wenige Weiſe der vorchriſtlichen Zeit, wie Anaxagoras, Sokrates, Plato, hatten ſich zu würdigern Vorſtellungen von Gott und ſeiner Regierung erhoben. Indem der Polytheismus in der ganzen alten Welt herrſchte, ward bei einem für unbedeutend gehaltenen, von den gebildeten Nationen des Alterthums wenig gekannten Volke die allgemeine Verbreitung des vernunftgemäßen Glaubens an Gott und ſeine Regierung verbreitet. Zwar dachten ſich die Juden, eben ſo wie andere Völker der vorchriſtlichen Zeit, Jehova nur als ein vernünftigſinnliches Weſen von großer Macht und Hoheit, da ſie aber nur einen Gott verehrten, ſo konnten hier die religiöſen Vorſtellungen weit leichter veredelt und endlich bis zu der, den Bedürfniſſen der gereiften Vernunft genügenden, Idee Gottes ausgebildet werden, und darum war der Monotheismus der Juden, ihr Glaube an einen Gott, von ſo großer Wichtigkeit, daß es höchſt glaublich iſt, daß Gott ſelbſt für die Erhaltung dieſes Glaubens geſorgt habe. Nach einer allmähligen, durch mehrere Jahrhunderte fortlaufenden Vorbereitung gelang es dem großen Stifter des Chriſtenthums, auf den Monotheismus ſeines Volkes den völlig vernunftgemäßen, alle Bedürfniſſe des Verſtandes und des Herzens befriedigenden Glauben an Gott und ſeine Regierung zu gründen, welcher durch die Ausbreitung der Kirche auf einen großen Theil des Menſchengeſchlechts überging. Aus dem Juden- und Chriſtenthume ſchöpfte Mohammed ſeine, wenn auch nicht vollkommen reine, doch weit über die Vorſtellungen der polytheiſtiſchen Völker erhabenen religiöſen Begriffe, und ſo ward auch durch den Islamismus der Glaube an einen Gott unter einem großen Theile der Menſchheit verbreitet. N.

Gotter (Friedrich Wilhelm), wurde den 3. September 1746 zu Gotha geboren, und empfing die ſorgfältigſte moraliſche und wiſſenſchaftliche Bildung. Seltene Fähigkeiten zeichneten ſchon den Knaben aus, der ſich zuerſt in kleinen dramatiſchen Stücken in franzöſiſcher Sprache verſuchte, denn dieſe Sprache hatte einen beſondern

Reiz für ihn. Sein Unterricht wurde Privatlehrern anvertraut; er lernte die römiſchen Schriftſteller, beſonders die Dichter kennen; mit den Griechen hingegen befreundete er ſich nicht, da er in ihrer Sprache nur unbedeutende Fortſchritte machte. Mit dem Italieniſchen hatte er ſich ebenfalls bekannt gemacht.— Im Jahr 1763 bezog er die Univerſität Göttingen, um die Rechte zu ſtudiren. Aber er wurde dadurch von der Dichtkunſt nicht abgezogen. Die Ackermanniſche Schauſpielergeſellſchaft befand ſich damals in Göttingen, und ſchon hier machte er Bekanntſchaft mit Eckhof, errichtete nach dem Weggange dieſer Truppe ein Geſellſchaftstheater und entwickelte ſo ſein bewundernswürdiges Talent der theatraliſchen Darſtellung. Im Jahr 1766 verließ er Göttingen und trat zu Gotha als zweiter geheimer Archivar in herzogliche Dienſte. 1767 begleitete er den Freiherrn von Gemmingen als Legationsſecretär nach Wetzlar, folgte aber im nächſten Jahre der Einladung, zwei junge Edelleute auf die Univerſität Göttingen zu führen. Damals unternahm er mit Boje die Herausgabe des göttingiſchen Muſenalmanachs, und empfahl ſich durch verſchiedene lyriſche Stücke ſehr vortheilhaft. Im Jahr 1769 kehrte er wieder nach Gotha zurück, und 1770 ging er auf ſeinen vorigen Poſten nach Wetzlar, wo er zwei Jahre blieb, nach welchen er in Gotha bei der geheimen Kanzlei angeſtellt wurde. Wetzlar war für die Fortbildung ſeines Geiſtes ſehr vortheilhaft. Er fand nicht nur die Ackermannſche Geſellſchaft daſelbſt wieder, ſondern auch einen Kreis junger Männer, die mit ihm an Cultur und Talent wetteiferten; Göthe und der junge Jeruſalem waren darunter. Gotter ſchloß ſich als ein würdiges Mitglied an jenen ſchönen Verein trefflicher Talente an, durch deren Arbeiten die deutſche Sprache aus der Verſunkenheit zu einem neuen Leben emporgehoben wurde. Im Jahr 1774 machte er für ſeine Geſundheit eine Reiſe nach Lyon. Hier lernte er das franzöſiſche Theater, für das er von jeher eine große Vorliebe gehegt hatte, näher kennen, und wurde ſeitdem immer thätiger für die Bühne. In den nächſten zwölf Jahren nach ſeiner Rückkehr entſtanden ſeine vorzüglichſten dramatiſchen Arbeiten. Leſſing's, Weiße's und Anderer Vorgang, deren Bemühen die deutſche Schaubühne umwandelte, und die treffliche Schauſpielergeſellſchaft, welche Gotha vor allen Städten Deutſchlands damals beſaß, befeuerten ſeine Liebe für die dramatiſche Kunſt. Schon vor Errichtung des Hoftheaters in Gotha hatte er auch hier auf einer Privatbühne ſein treffliches Spiel gezeigt, und ſeine Freunde mit dem Gefühl des Richtigen belebt. Die Anmuth und Vollkommenheit ſeiner Declamation war unübertrefflich, zumal in verſificirten Stücken. Außerdem beſaß er das Talent des Improviſirens in einem ſeltnen Grade, und in kleinen extemporiſirten Schauſpielen ſprach er bisweilen mit einer unbeſchreiblichen Leichtigkeit in Verſen, die zum Theil vortrefflich und vollkommen gerundet aus ſeinem Munde kamen. Im Jahr 1780 verheirathete ſich Gotter und lebte ſeitdem, kleine Reiſen abgerechnet, beſtändig in ſeiner Vaterſtadt, wo er den 18ten März 1797, im 53ſten Jahre ſeines Lebens ſtarb. Obgleich Gotter die ſchöne Literatur der Franzoſen, Engländer und Italiener kannte, ſo ſagten ſeiner vielleicht etwas überverfeinerten Natur doch am meiſten die Werke der erſtern zu. Sie waren es, nach denen er ſich bildete, deren geglättete Eleganz er ſich bis herab auf das Mechaniſche der Poeſie, das er ganz in ſeiner Gewalt hatte, zu eigen machte. Die Stoffe und einzelnen Blüthen ſeiner Poeſien ſam-

melte er auf fremdem Boden, behandelte ſie aber in der Ausführung mit freier Willkür. Er verſuchte ſich in jeder Gattung der dramatiſchen Kunſt, im Trauerſpiel, Luſtſpiel, Singſpiel und in der Poſſe. Seine übrigen Poeſien im Fache der Epiſtel, des Liedes, der Erzählung und Elegie zeichnen ſich durch den reinen gebildeten Ausdruck zarter und edler Gefühle, ſchalkhafte Laune und eine gefällige Lebensphiloſophie aus. In allen ſeinen Werken zeigt ſich Gotter als einen wahren Meiſter in der Verſification. An Wohlklang, Leichtigkeit und Reinheit der Reime haben es ihm wenige deutſche Dichter gleich, und faſt keiner zuvor gethan. Er ſelbſt hat herausgegeben: Gedichte, 2 Bände, 1787 und 88; Singſpiele, 1ſtes Bändchen, 1778; Schauſpiele, 1795; und viele einzelne theatraliſche Arbeiten, meiſt Überſetzungen. Nach ſeinem Tode erſchien 1802 noch ein dritter Band Gedichte, auch unter dem Titel: Literariſcher Nachlaß u. ſ. w. mit des Verfaſſers Biographie von Schlichtegroll.

Götterlehre, ſ. Mythen, Mythologie.

Götterſpeiſe, Ambrosia, war in der Mythologie der Griechen und Römer ein ſüßer und balſamiſcher Saft, der in der ſeligen Inſel des Oceanus quoll, und den Göttern zur Erhaltung der Unſterblichkeit, gewöhnlich als Speiſe, aber auch als Trank und als Salbe diente. Menſchen, denen davon mitgetheilt wurde, erhielten dadurch Schönheit, Stärke, Behendigkeit, kurz etwas von Göttlichkeit. Die neuere Botanik bezeichnet mit dieſem Namen fünf Gattungen von Gewächſen, welche ſich ſämmtlich dadurch auszeichnen, daß ihre Blüthen zuſammengeſetzt und halbgetrennten Geſchlechts ſind.

Gottesdienſt und gottesdienſtliche Gebräuche. — Unter dem Gottesdienſte, welcher richtiger Gottesverehrung genannt wird, verſteht man alle die Handlungen, welche entweder religiöſe Gefühle ausdrücken, oder die Hervorbringung derſelben bezwecken. Der Ausdruck des religiöſen Gefühls durch Worte heißt Gebet, und ſolche Religionshandlungen, welche entweder durch die Vorſchrift eines Religionsſtifters, oder durch die Sitte, oder durch die Übereinkunft einer kirchlichen Geſellſchaft eingeführt worden ſind und regelmäßig wiederholt zu werden pflegen, werden gottesdienſtliche und heilige Gebräuche genannt. Der Gottesdienſt kann entweder ein beſonderer oder ein öffentlicher ſeyn, und da die Menſchen nur zu leicht das Göttliche vergeſſen, da Vereinigung Vieler zu Einem Zwecke das Gemüth ſtärker ergreift, und viele Religionshandlungen nur da Statt finden können, wo Viele ſich verſammeln, ſo hat ein zweckmäßig eingerichteter öffentlicher Gottesdienſt, wo die Rede des Predigers und der Geſang der Gemeinde das religiöſe Gefühl auf eine würdige Weiſe ausſpricht und anregt, auch die Muſik und die bildenden Künſte das Göttliche darſtellen, einen hohen Werth. Die Verſchiedenheit der Gottesdienſte, mit denen uns die Religionsgeſchichte bekannt macht, hat ihren hauptſächlichſten Grund in der Verſchiedenheit der religiöſen Vorſtellungen, obgleich auch die Verſchiedenheit in den Charakteren der Völker, in ihren Verfaſſungen und in den Erzeugniſſen ihrer Länder und ihres Kunſtfleißes, und zufällige Umſtände beigetragen haben, dem Cultus jedes Volks ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Der unvollkommenſte, des Namens kaum werthe Gottesdienſt iſt der, welcher ſich auf äußere Objecte, die als Urſachen

des Wohls und des Wehes betrachtet werden, bezieht, und es drückt dieſer Fetiſchendienſt nur Begehren und Verabſcheuen, Furcht und Hoffnung aus, und kann auf die Sittlichkeit gar keinen Einfluß äußern. Eine vollkommnere Art des Gottesdienſtes iſt die, welche auf menſchenähnliche Weſen bezogen wird, und da dieſen Göttern, ſo unvollkommen man ſie ſich auch vorſtellen mag, doch moraliſche Eigenſchaften zugeſchrieben werden, ſo kann er nicht ohne allen Einfluß auf die Sitten der Völker bleiben. Es beſteht dieſe Art des Gottesdienſtes hauptſächlich in Opfern, Reinigungen, Gelübden und Büßungen, und da man ſich die Götter meiſt als unſichtbar zu denken pflegt, ſo wird er zunächſt auf die Symbole der Götter bezogen, und iſt daher mit dem Bilderdienſte verbunden. Der edelſte und würdigſte Gottesdienſt aber iſt der, welcher ſich auf den Glauben an einen allmächtigen und heiligen, über alle menſchliche Beſchränkung erhabenen Weltregierer gründet, auf den Glauben an Gott und ſeine Regierung, welchen das Chriſtenthum in der Welt ausgebreitet hat, der Gottesdienſt, welcher durch die chriſtliche Kirche in einem großen Theile der Erde eingeführt worden iſt. Unverkennbar war der Gottesdienſt der Chriſten im apoſtoliſchen Zeitalter ein ſittlich-religiöſes Inſtitut, ganz darauf berechnet, durch Ermahnung, durch das Vorleſen der heiligen Bücher, durch gemeinſchaftlichen Geſang und durch das bei brüderlichen Mählen verordnete Andenken an Jeſum Chriſtum den Glauben zu ſtärken und fromme Gefühle zu nähren. Und ward auch der chriſtliche Religionscultus in der Folgezeit auf mannichfaltige Weiſe, und namentlich durch die Einmiſchung von Gebräuchen, welche die zum Chriſtenthum bekehrten heidniſchen Völker in die Kirche hinüber brachten, entſtellt, ſo blieb er doch immer unendlich edler und würdiger, als der Cultus der vorchriſtlichen Welt, und hörte nie auf, wohlthätig auf die Sitten der Völker zu wirken. Durch die Reformation wurden die meiſten dieſer Mißbräuche verdrängt, die Predigt und der Geſang die Hauptſache bei dem Gottesdienſte der Proteſtanten, und unläugbar iſt ein ſolcher Cultus die trefflichſte Schule der Volksbildung, und das wirkſamſte Mittel, religiöſe Kenntniß und Geſinnung unter den Menſchen zu erhalten. Daß der proteſtantiſche Gottesdienſt durch manche Gebräuche bereichert, und mehr noch, als an den meiſten Orten der Fall iſt, durch die Kunſt verſchönert werden könnte, läßt ſich nicht bezweifeln. Doch darf man dieſen Mangel an Ceremonien, und die Seltenheit von Kunſtwerken in den proteſtantiſchen Kirchen keinesweges ſo hoch anſchlagen, als von denen zu geſchehen pflegt, welche in unſern Tagen den Catholicismus auf Koſten des Proteſtantismus erheben; das Wort bleibt immer die Hauptſache, und wenn nur dafür geſorgt wird, daß es der proteſtantiſchen Kirche nicht an ausgezeichneten Kanzelrednern fehlt, und überall gute Geſänge gebraucht werden, ſo wird ihr Cultus ſeinen Zweck erreichen. N.

Gottesfriede, Treuga dei (Treuge oder Trewa, von dem deutſchen Worte Trew, Treu) hieß im Mittelalter ein Friedensvertrag, welchen die Kirche, als Stellvertreterin der göttlichen Polizeigewalt, gebot. Solche Gottesfrieden traten einige Tage in jeder Woche, die Advents- und Faſtenzeit, und die hohen Feſttage mit ihren Octaven und Vigilien in Wirkſamkeit, wo alle Fehden ruhen mußten. Sie wurden zuerſt 1033 in Aquitanien (wo ein Biſchof den Befehl dazu vom Himmel erhalten zu haben vorgab), alsdann in Frankreich und Burgund eingeführt; 1038 kamen ſie ſchon

auf dem Reichstage zu Solothurn für Deutſchland in Anregung; unter Wilhelm dem Baſtard wurden ſie in England, 1071 in den Niederlanden eingeführt, und die Geiſtlichkeit wirkte durch dieſe Einführung von Zucht gewiß wohlthätig auf den barbariſchen Fehdegeiſt jener Zeit ein.

Gottesgericht, Gottesurtel, ſ. Ordalien.

Gottfried von Bouillon, geboren um die Mitte des elften Jahrhunderts zu Baſy im walloniſchen Brabant, zwei Meilen von Nivelle, war der Sohn Euſtachs II., Grafen von Boulogne und Lens, und folgte im Jahr 1076 ſeinem Oheim, Gottfried dem Buckligen, Herzog von Niederlothringen, in dem Herzogthum Bouillon. Er diente mit eben ſo vieler Treue als Tapferkeit dem Kaiſer Heinrich IV. in Deutſchland und Italien. Ihm verdankte dieſer Monarch einen großen Theil des Sieges über den Herzog Rudolph von Schwaben, und auch bei der Eroberung Roms that er ſich heldenmüthig hervor. Der Ruf der Tapferkeit, den ſeine Thaten ihm erwarben, ließ ihn im Jahr 1095 zu einem der Hauptanführer der Kreuzzüge erwählen welche Papſt Urban II. und die übrigen Fürſten der Chriſtenheit zur Eroberung des gelobten Landes ausrüſteten. Im Frühjahre 1096 trat er den Zug in Begleitung ſeiner Brüder Euſtach und Balduin an. Die Griechen widerſetzten ſich vergebens ihrem Durchmarſch. Gottfried zwang den Kaiſer Alexis Comnenus, ihm die Wege nach dem Orient zu öffnen und ſeine gerechten Beſorgniſſe zu verbergen. Zufolge der Bündniſſe, die er mit dieſem Fürſten ſchloß, ſollte er demſelben die Plätze des Reichs übergeben, die er den Ungläubigen entreißen würde, wogegen dieſer ſich verpflichtete, die Armee mit Lebensmitteln und Mannſchaft zu verſehen. Aber Alexis fürchtete für ſeine eignen Länder, und unzufrieden, daß die Kreuzfahrer die Umgebungen von Conſtantinopel geplündert hatten, hielt er keine von ſeinen Verſprechungen. Gottfried belagerte Nicäa, eroberte es, und nahm, indem er ſeinen Lauf fortſetzte, einen großen Theil der Städte Natoliens ein. Die Armee der Kreuzfahrer beſtand damals aus 100,000 Reitern, und 500,000 Mann Fußvolk, ungerechnet die Geiſtlichen, welche im heiligen Enthuſiasmus oder aus Überdruß ihre Zellen verlaſſen hatten, und eine Menge Weiber, die zum Theil in Paläſtina den Gegenſtand ihrer zügelloſen Leidenſchaften ſuchten. Am 3ten Juni 1098 ward Antiochia eingenommen. Drei Tage darauf erſchien eine ungeheure Armee, welche die in der Stadt eingeſchloſſenen Kreuzfahrer belagerte. Da ſie ohne Lebensmittel waren, ſahen ſie ſich genöthigt, Pferde und Kameele zu ſchlachten. Aus dieſer äußerſten Noth wurden ſie durch die vermeintliche Entdeckung der heiligen Lanze befreit, die auf die Anzeige eines provençaliſchen Geiſtlichen aufgefunden wurde, welcher eine Offenbarung gehabt zu haben vorgab. Dieſe Begebenheit belebte den Muth der Kreuzfahrer dergeſtalt, daß ſie mit Nachdruck die Türken zurückſchlugen und einen glänzenden Sieg über ſie erfochten. Im folgenden Jahre am 19ten Juli ward nach einer fünfwöchentlichen Belagerung die Stadt Jeruſalem eingenommen. Alle Ungläubigen wurden niedergemetzelt, alles ſchwamm in Blut, und die Sieger ſelbſt, des Mordens müde, fühlten ſich von Entſetzen durchdrungen. Gottfried, deſſen Sanftmuth ſeiner Tapferkeit gleich war, befand ſich gewiß unter denen, welche der Wuth Einhalt zu thun ſuchten. Acht Tage nach der Eroberung Jeruſalems erwählten ihn die Häupter des Heeres zum

Könige der Stadt und des Landes; aber der fromme Gottfried wollte nie an dem Orte eine Krone tragen, wo Chriſtus mit Dornen gekrönt worden; eben ſo lehnte er den Königstitel ab und begnügte ſich mit dem Titel eines Herzogs und Sachwalters des heiligen Grabes. Der Sultan von Ägypten, welcher wahrnahm, daß die Chriſten nach ſo großen Vortheilen gleichwohl nicht in ſein Land eindrangen, und daß von 300,000 Mann, die Antiochia erobert hatten, nur noch 20,000 übrig waren, ſchickte ein Heer von 400,000 Soldaten gegen ſie. Gottfried lieferte ihnen auf den Ebnen von Aſcalon eine Schlacht, worin er ſie in Unordnung brachte, und 100,000 Mann getödtet haben ſoll. Dieſer Sieg ſetzte ihn, mit Ausnahme von zwei oder drei Plätzen, in den Beſitz des ganzen gelobten Landes. Jetzt dachte Gottfried weniger darauf, ſeine Staaten zu erweitern, als ſie zu erhalten und zu organiſiren. Er ſetzte einen Patriarchen ein, ſtiftete zwei Domcapitel, eins in der Kirche von St. Sulpice, das andre in der Tempelkirche, und erbaute ein Kloſter in dem Thale Joſaphat. Darauf gab er ſeinen neuen Unterthanen ein Geſetzbuch, ſtarb aber ſchon den 18ten Juli 1100, gerade ein Jahr nach der Eroberung von Jeruſalem. Sein Leichnam ward beſtattet auf dem Calvarienberge neben dem Grabe des Erlöſers. Taſſo's ſchönes Epos preiſ't auf eine würdige Weiſe dieſen großen Fürſten und Feldherrn, den uns die Geſchichte als ein Muſter der Frömmigkeit, Tapferkeit und aller Herrſchertugenden darſtellt.

Gotthardsberg (Sanct), ein hohes Bergthal in der Kette der höchſten Alpengebirge an der Südgränze des Cantons Uri. In der Mitte deſſelben liegt ein Kapuzinerhoſpitium nebſt einem Spital und Güterlager. Auf dieſem Punkte rechnet man die Erhebung über der Meeresfläche auf 6339, oder nach der Weißiſchen Karte 4566 Fuß. Auf beiden Seiten ragen noch höhere Bergſpitzen empor, welche man auf 8557 Fuß ſchätzt. Die Straße über den Gotthard von der Schweiz nach Italien iſt Winter und Sommer zu paſſiren, und wird ununterbrochen befahren, da hier die Hauptverbindung zwiſchen beiden Ländern iſt; dabei iſt ſie jedoch weder ohne Beſchwerden, noch ſelbſt ohne Gefahr. Schon mehrere Stunden vorher muß man durch das Urnerland an den Abgründen, durch welche die Reuß ſich drängt, über mehrere ſchwindelnde Brücken, namentlich über die Teufelsbrücke und durch das durch den Felſen gebrochene Urnerloch wandern. Noch gefährlicher iſt das ſchnelle und ſteile Abſteigen des St. Gotthards nach Airolo, dem nächſten Orte im Livinerthal. Die Waaren werden auf Saumroſſen hinübergeſchafft.

Göttingen, eine in einem fruchtbaren und angenehmen Thale in dem Fürſtenthume Calenberg, an der Leine gelegene Stadt, die gegenwärtig über 10,000 Einwohner zählt, und zu den ſchönſten Städten von Niederſachſen gehört. Hier ſtiftete im Jahr 1734 König Georg II. die berühmte Univerſität Georgia Augusta, welche am 17ten September 1737 feierlich eingeweiht wurde, und ſich bald zu einem der vorzüglichſten gelehrten Inſtitute Europa's erhob. Mit einem ungemeſſenen Koſtenaufwand vereinigte die Regierung die erſten vaterländiſchen Gelehrten hier, und gründete neben vielen andern zweckmäßigen Anſtalten eine Bibliothek, welche für die neuere Literatur die reichſte in Deutſchland iſt, und gegen 200,000 Bände zählt. Im J. 1751 wurde die königliche Societät der Wiſſenſchaften errichtet, und erhielt im Jahr 1770 eine neue und zweckmäßigere

Einrichtung. Sie beſteht aus der mathematiſchen, phyſikaliſchen und hiſtoriſchen Claſſe, hat ordentliche und außerordentliche, einheimiſche und auswärtige Mitglieder, und hält monatlich eine Sitzung. Die einzelnen Claſſen ſetzen abwechſelnd einen Preis von 50 Ducaten auf die Beantwortung einer vorgelegten Frage aus. Im J. 1773 ward ein Muſeum angelegt, welches nebſt einer beträchtlichen Münzſammlung die Merkwürdigkeiten des Thier-, Gewächs- und Mineralreichs, auch eine beträchtliche Sammlung von Modellen aller Art, in großer Vollſtändigkeit enthält. Seit 1734 wird jährlich von jeder der vier Facultäten eine Preisaufgabe für die zu Göttingen Studirenden bekannt gemacht; der Preis beſteht in einer 25 Ducaten ſchweren goldnen Medaille. Außerdem befindet ſich hier ein Predigerſeminarium, ein theologiſches Repetentencollegium und ein Paſtoralinſtitut, ein chirurgiſches, ein Accouchir- und ein Krankenhoſpital, ein botaniſcher und ökonomiſcher Garten, ein anatomiſches Theater, ein Krankenhaus und cliniſches Inſtitut, ein chemiſches Laboratorium, ein phyſikaliſcher Inſtrumentenapparat, ein Obſervatorium, ferner ein philologiſches Seminarium u. ſ. w. Sonſt war die Mittelzahl der Studirenden 800, die ſich aber unter der weſtphäliſchen Regierung ſehr vermindert hatte. — Göttingen hat auch bedeutende Tuch- und Strumpfmanufacturen und Leinwebereien; ferner ſind die Mettwürſte ein bedeutender Ausfuhrartikel.

Gottlos heißt, der Etymologie nach, ein Menſch, welcher ſich von Gott losſagt. Von dem indeß, welcher ſich theoretiſch von Gott losſagt, welcher nicht an Gott glaubt, pflegt man das Wort nicht leicht zu brauchen, ſondern vielmehr von dem, welcher ſich practiſch von Gott losſagt, von dem Laſterhaften, in wie fern er keine Sanction der Pflichten durch Gott anerkennt, über die göttlichen Geſetze ſich frech hinwegſetzt, und ohne Scheu vor Gott ſelbſt die gröbſten Schandthaten und Verbrechen begeht. N.

Gottorp, ſ. Holſtein.

Gottſched (Johann Chriſtoph), war den 2ten Februar 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen geboren, empfing von ſeinem Vater, welcher Prediger daſelbſt war, den erſten Unterricht in Sprachen und Wiſſenſchaften, und bezog ſchon 1714 die Univerſität Königsberg. Seine Neigung zog ihn bald von der Theologie, für welche er beſtimmt war, zu dem Studium der Philoſophie, der ſchönen Wiſſenſchaften und Sprachen. Er ließ bereits hier einige akademiſche Abhandlungen philoſophiſchen Inhalts und Gedichte drucken, ward 1723 Magiſter, und begab ſich, um dem Militärzwang zu entgehen, im folgenden Jahre nach Leipzig, wo ihn der königsberger Magiſtrat mit einem Stipendium unterſtützte. Hier gewann er die Zuneigung des berühmten Polyhiſtors, Johann Burkhard Menke, der ihm die Erziehung ſeiner Kinder anvertraute. Er fing an, Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften zu halten, und bekämpfte darin auf eine beifallswürdige Weiſe den damaligen verderbten Geſchmack und Lohenſteiniſchen Schwulſt, wogegen er die Alten und deren vermeintliche Nachfolger, die Franzoſen, anpries. Im J. 1726 erwählte ihn die damalige poetiſche Geſellſchaft in Leipzig zu ihrem Senior. Schon im folgenden Jahre bildete er dieſelbe in die noch beſtehende leipziger deutſche Geſellſchaft um, und brachte ſie in einen blühenden Zuſtand. So wenig dieſe Geſellſchaft auch gegenwärtig ſich rühmen darf, auf die deutſche Literatur einzuwirken, ſo bedeutend war doch unläugbar ihr damaliger

Einfluß. Zwar hat ſie, wie ſie ſich wohl einbildete, auch da-mals weder gute Dichter hervorgebracht, noch den guten Geſchmack wirklich gebildet; unſtreitig aber verdanken wir es ihren Bemühun-gen und Unterſuchungen, daß die Liebe für unſere vernachläſſigte und herabgewürdigte Sprache, und die Begierde, ſie rein und zier-lich zu ſchreiben, wieder erwachte. In der Folge entſagte aber Gottſched dieſer Geſellſchaft, und ſtiftete eine neue, welche ſich die Geſellſchaft der freien Künſte nannte. Im J. 1728 gab er den erſten Entwurf ſeiner nachher weiter ausgeführten Rede-kunſt, und 1729 zum erſtenmal ſeine kritiſche Dichtkunſt her-aus. Beide Werke unterſchieden ſich vortheilhaft von den herrſchen-den Lehrbüchern jener Zeit, in ſo fern ſie nachdrücklich die Verun-ſtaltung der Sprache durch den Gebrauch ausländiſcher Wörter rügten, und dem in der Poeſie herrſchend gewordenen Schwulſt ent-gegenarbeiteten. In demſelben Jahre beſuchte er ſein Vaterland, wo er ſeine nachherige Gattin kennen lernte. Im J. 1730 wurde er außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Dichtkunſt. Er gab jetzt ſeine Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Spra-che, Poeſie und Beredſamkeit heraus, und fing ſeine unerſprießli-chen Bemühungen für die vaterländiſche Bühne an. Im J. 1734 wurde er ordentlicher Profeſſor der Logik und Metaphyſik, gab als ſolcher ſeine Erſten Gründe der Weltweisheit heraus; ward hierauf Decemvir der Univerſität, der philoſophiſchen Facultät und des großen Fürſtencollegiums Senior, wie auch mehrerer ge-lehrten Geſellſchaften Mitglied, und ſtarb den 12ten December 1766, im 67ſten Jahre ſeines Alters. In unſerer Literatur ſteht er als ein warnendes Beiſpiel da, zu welcher Schmach auch ein Schrift-ſteller von löblichem Beſtreben und manchem unläugbaren Verdienſt durch Einſeitigkeit und Pedantismus herabſinken kann. Durch dieſe Eigenſchaften hat er es verſchuldet, daß man gegenwärtig mit ſei-nem Namen nur die Idee eines von Hochmuth aufgeblähten Lehrers des Ungeſchmacks und der Afterweisheit verbindet, der für alle äſthetiſchen Sünden ſeines Zeitalters nicht genugſam geſchmäht und gezüchtigt werden kann. Seine Freunde und Verehrer, die ihn nach ſeinem erſten Auftreten für den Wiederherſteller der Dichtkunſt und den Verkündiger des guten Geſchmacks ausgegeben hatten, wur-den bald durch Roſt, Pyra, Liscov, Bodmer und Andere zum Schweigen gebracht, deren zum Theil gewandtem Witz und gründ-lichen Demonſtrationen Gottſched mit ſo ſchwerfälligen Waffen begeg-nete, daß er einer völligen Niederlage nicht entgehen konnte. So ward noch bei ſeinen Lebzeiten ſein Anſehn faſt gänzlich vernichtet, wiewohl die ſelbſtgefällige Überzeugung von ſeiner Trefflichkeit und Unfehlbarkeit den glücklichen Wahn in ihm nicht untergehen ließ, daß er der kritiſch-poetiſch-rhetoriſche Meſſias der Deutſchen ſey, und die Nachwelt noch dereinſt ihn als ſolchen anerkennen werde. Was Gottſched Gutes gewirkt, iſt eben ſo wenig zu verkennen, als ſeine Abgeſchmacktheiten und Verkehrtheiten. Verdienſtlich war ſein Eifer für die Reinheit der deutſchen Sprache, deren Genius er wenigſtens ahnete, wenn er auch nicht Talent genug beſaß, ſelbſt Muſter darin zu werden; verdienſtlich ſind ferner ſeine Bemühungen um die deutſche Grammatik und die Geſchichte der deutſchen Litera-tur. (Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt, 2 Bände, 1757 und 65. Beiträge zur kritiſchen Hiſto-rie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, 8 Bände,

1732 — 44. Das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, 12 Bände, 1732 — 64.) Unbrauchbar und keiner Beachtung mehr werth ſind ſeine kritiſche Dichtkunſt und Rhetorik; doch würde er ſich auch hier unter ſeinen Zeitgenoſſen noch mit Ehren haben behaupten können, hätte er ſich nicht einfallen laſſen, in ſich ſelbſt ein Muſter der Dichtkunſt aufſtellen (Gottſcheds Gedichte, herausgegeben von Schwabe, 1736 und 1750), und ſich zum Reformator der deutſchen Bühne machen zu wollen (Deutſche Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet, 6 Th. 1746 — 50). Nicht zufrieden, die Haupt- und Staatsactionen durch regelmäßige Langweiligkeit zu erſetzen, wollte er auch die Oper und Operette als unnatürlich und widerſinnig ausrotten, die Komödie aber dadurch veredeln und reinigen, daß er den Hanswurſt, den ergötzlichen Liebling der Menge, von der Bühne vertrieb. Ja er war grauſam genug, in Gemeinſchaft mit der Schauſpieldirectrice Neuber den ehrlichen Geſellen im J. 1737 öffentlich und feierlich zu begraben. Dabei war alles, was er ſelbſt für die Bühne lieferte, über alle Maßen froſtig, ſteif und langweilig. So unerſprießliche und verkehrte Bemühungen lieferten ihn in die Hände ſeiner muthwilligen Gegner, deren Übergewicht über ihn um ſo entſchiedener ward, je mehr der unbeholfene pedantiſche Mann ſich ereiferte und mit dictatoriſchem Tone ſie niederſchlagen wollte.

Gottſched (Luiſe Adelgunde Victorie), Gattin des im vorigen Artikel geſchilderten Profeſſors, Tochter des polniſchen Leibarztes Kulmus, war den 11ten April 1713 zu Danzig geboren, und verdankte ihrer Mutter die Ausbildung ihrer angebornen Talente. Von dieſer empfing ſie Unterricht in der deutſchen und franzöſiſchen Sprache. In der Folge ward ſie auch mit dem Engliſchen bekannt, und bildete beſonders durch die Lectüre des engliſchen Zuſchauers frühzeitig ihren Witz und Geſchmack; eben ſo erwarb ſie ſich in der Geographie und Geſchichte ausgebreitete Kenntniſſe, und im Zeichnen und in der Tonkunſt ſeltene Fertigkeiten. Sie las mit gleichem Eifer die beſten Werke der Dichtkunſt und Beredſamkeit, und die ernſthafteſten philoſophiſchen Schriften. Mit Gottſched, den ſie im Jahr 1729 perſönlich kennen lernte, unterhielt ſie ſeitdem einen ununterbrochenen Briefwechſel, und verband ſich mit ihm im J. 1735. Sie lernte jetzt auch noch Lateiniſch und Griechiſch, half ihrem Manne vielfältig bei ſeinen gelehrten Arbeiten, und trat ſelbſt als Schriftſtellerin, beſonders als Überſetzerin, auf, ohne darum die geringſte ihrer häuslichen Pflichten zu vernachläſſigen. Ihre raſtloſe Thätigkeit aber zerſtörte nach und nach ihre Geſundheit, und ſie ſtarb zu Leipzig den 26ſten Juni 1762, im 49ſten Jahr ihres Alters. Mad. Gottſched war eine Frau von den liebenswürdigſten Eigenſchaften. Mit ſeltenen Kenntniſſen und einem männlichen Ernſt verband ſie alle weiblichen Tugenden, Sanftmuth, Beſcheidenheit und das regſte Gefühl für Liebe und Freundſchaft. Als Schriftſtellerin erwarb ſie ſich mit Recht die Achtung ihrer Zeitgenoſſen. Die deutſche Sprache behandelte ſie geſchickter als ihr Mann, den ſie an Witz und Verſtand bei weitem übertraf. Zwar ſind ihre Gedichte von ſehr geringem Werth, und ihre Überſetzungen fremder Dichterwerke eben ſo wenig noch lesbar; dagegen aber gewähren ihre Briefe auch jetzt noch eine intereſſante Lectüre, und zeigen ſie als zärtliche Tochter, tugendhafte Gattin, gute Hausfrau, treue Freundin und Vertraute der Muſen allenthalben in dem vortheilhafteſten Lichte.

Götz (Johann Nicolas), einer der angenehmſten und gefälligſten Dichter des 18ten Jahrhunderts, war den 9ten Juli 1721 zu Worms geboren, und bezog 1739 die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren. Hier führte ihn die gleiche Neigung mit Uz und Gleim zuſammen, und beſonders mit erſterm übte er ſich in poetiſchen Arbeiten. Im J. 1742 ward er Hauslehrer und Hausprediger bei dem Freiherrn von Kalkreuter, Oberſten und Commandanten von Emden, kehrte aber, nachdem er noch Holland beſucht hatte, in ſein Vaterland zurück, da das rauhe Clima Oſtfrieslands ihm nicht zuſagte. Zwei Jahre darauf berief ihn die verwitwete Gräſin von Strahlenheim zum Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, und zugleich zum Hofmeiſter ihrer Enkel. Dieſe waren Offiziere bei dem Regimente ihres Oheims, des franzöſiſchen Feldmarſchalls, Grafen von Sparre; er befand ſich mit ihnen abwechſelnd in Sarlouis, Metz und Straßburg, begleitete ſie 1746 auf die Ritterakademie zu Lüneville, und ward 1747 Feldprediger bei dem Regimente Royal-Allemand, welches bald zu Toul, bald zu Nancy ſtand, und dem er nach Flandern und Brabant, und von da wieder zurück nach dem Elſaß und nach Lothringen folgte. Hierauf ward er Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückiſchen, wo er ſich mit einer jungen Witwe verheirathete, 1754 Oberpfarrer und Inſpector in Meiſenheim, 1761 Pfarrer und Conſiſtorialaſſeſſor in Winterburg, und endlich 1766 badendurlachiſcher Superintendent der evangeliſch-lutheriſchen Kirchen und Schulen der Ämter Winterburg und Sprendlingen, als welcher er den 4ten November 1781 im 61ſten Lebensjahre ſtarb. Am vortheilhafteſten zeigt ſich Götz in dem ſcherzhaften und empfindungsvollen Liede, das ſinnliche Freuden und Leiden ſchildert; auch verdient er Beifall in der Ode, Elegie und Idylle, in der poetiſchen Erzählung und ſelbſt in dem Sinngedicht. Bis auf wenige Ausnahmen empfehlen ſich alle durch Feinheit, Leichtigkeit, Zierlichkeit und ſanftes Gefühl. Er wetteifert darin mit einem Chaulieu, Dorat und ähnlichen Franzoſen, übertrifft dieſe aber bei weitem an Sinnlichkeit und Gemüthlichkeit. Dem ausdrücklichen Willen des Dichters gemäß ward ſein ſämmtlicher poetiſcher Nachlaß Ramlern übergeben, der ihn unter dem Titel: „Vermiſchte Gedichte von J. N. Götz,“ in 3 Bänden herausgab, ſich aber wahrſcheinlich manche Änderungen erlaubte, die wohl nicht alle eines gleichen Dankes werth ſind.

Götze iſt jeder Gegenſtand göttlicher Verehrung von dem Standpunkte deſſen aus betrachtet, der dieſen Gegenſtand einer ſolchen Verehrung für unwürdig hält. So nennen wir, die wir an Einen Gott glauben, Alle, welche nicht dieſen Einen Gott, ſondern entweder irgend eine Creatur oder ein Geſchöpf der Phantaſie anbeten, Götzendiener, und drücken dadurch zugleich die gewöhnliche Meinung aus, welche wir von dem Gegenſtande ihrer Anbetung haben. Selbſt nicht göttliche, oder nicht für göttlich gehaltene Dinge nennen wir Götzen, wenn ſie das höchſte Ziel aller Wünſche und Beſtrebungen eines Menſchen werden, der ihnen Alles aufopfert, was vernünftige Menſchen für das Schätzenswertheſte und Beſte in ſich halten; Gold, Ruhm, Wolluſt ſind ſolche Götzen. Im engern Sinne bezeichnet man durch Götzen die Bilder der Götter, welche in den Tempeln aufgeſtellt, und denen Ehrenbezeigungen erwieſen wurden. Daher kann man die Statuen der heidniſchen Gottheiten, welche in den Sammlungen von Alterthümern und Kunſtwerken aufbewahrt werden, Götzen nennen, in Rückſicht auf das, was ſie in den Tempeln der

Heiden waren. Der Menſch muß ſchon eine hohe Stufe geiſtiger Bildung erhalten haben, wenn er aufhören ſoll, ſich ſeinen Gott durch ein Bild ſichtbar zu machen. Schon das eine Verbot: du ſollſt dir kein Bild noch Gleichniß von Gott machen, ſpricht daher für eine ſehr hohe Ausbildung deſſen, der es zuerſt unternahm, einen Gottesdienſt ohne Gottesbild bei einem ganzen Volk einzuführen; es war bekanntlich Moſes; und die Geſchichte der häufigen Rückfälle ſeines Volks in die verbotene Bilderanbetung iſt ein Beweis, wie ſchwer es halten müſſe, den Menſchen bei einer bloß geiſtigen Gottesverehrung feſt zu halten. Wie in der Gottesverehrung überhaupt, ſo ganz beſonders in den Bildern der Götter, oder in den Götzen hat ſich die Beſchäftigung, der Charakter, die Cultur der verſchiedenen Völker auf das deutlichſte ausgedrückt. Von dem rohen, nur wenig behauenen Klotz und Stein, z. B. der Cybele, bis zum Jupiter Olympius und der Minerva des Phidias (beide waren coloſſale Statuen von Elfenbein mit Gold ausgelegt), welch eine wunderbare Reihe von Bildern des Göttlichen. Die abſcheulichſten, obſcönſten Mißgeſtalten, die ungeheuerſten Zuſammenſetzungen von Thieren, und ſelbſt von Thier und Menſch behaupteten eben ſo gut ihre Plätze auf den Altären und in Heiligthümern, als die unübertroffenſten Ideale der Phantaſie und der Kunſt. Leicht zu begreifen iſt es, wie gebildete Völker ihre Götter nicht würdiger im Bilde darſtellen zu können glaubten, als durch coloſſale und idealiſch ſchöne Nachahmung der Menſchengeſtalt; deſto ſchwerer aber fällt es, eine genugthuende Erklärung davon zu geben, wie es ſelbſt bei der unvollkommenſten Vorſtellung von dem Göttlichen möglich geweſen iſt, einen würdigen Ausdruck deſſelben in Caricaturen, und noch mehr in den indiſchen ſcheußlichen Schreckgeſtalten zu finden, die man zum Theil nicht ohne Schauder erblicken kann. N.

Gourmand, ein Schmecker, Leckermaul, ein feiner Epikuräer, welcher den höchſten irdiſchen Genuß in den Tafelfreuden ſucht; in ſeiner Art ein wahrer **Weltweiſer**, zumal, wenn er es dahin gebracht hat, daß er als ausgelernter Kenner die Delicen der Zunge mit den Seelengenüſſen in ſchöne Wechſelwirkung zu ſetzen verſteht. Ein echter Gourmand hat nur Eine Tendenz, d. h. die Zunge möglichſt zu ergötzen, ohne dem Magen und andern Gliedern wehe zu thun. Wenig und gut iſt ihm daher lieber, als ein trivialer Überfluß, und er verlangt heitere Umgebung zu ſeinen Tafelfreuden, weil ihm nichts mehr am Herzen liegt, als die feinen Nerven, womit ſich die Wonne der Seele und der Kitzel des Gaumens wechſelſeitig verketten, in beſter Spannung zu erhalten, damit die beſeligenden Empfindungen in den gehörigen Schwingungen hin und her zittern können. Dahin gehören der Witz des Deſerts und die Feinheit der Deſertweine zu einander, darum muß die Tiſchnachbarſchaft raffinirt eingerichtet werden u. ſ. w., wie über dies alles der berühmte Almanac des Gourmands in ſeinen acht Jahrgängen eine eben ſo witzige als anmuthige Anweiſung gibt. (S. **Grimod de la Reyniere**.)

Gouvion=St.=Cyr (Graf von), Marſchall, Pair von Frankreich und ſeit 1817 an Clarke's (Duc de Feltre) Stelle Kriegsminiſter; einer der erſten franzöſiſchen Taktiker. In einer anſehnlichen Familie geboren, zu Toul um 1760, trat er früh in Kriegsdienſte, und zeichnete ſich ſchon 1793 und 1794 als Brigadegeneral bei der Alpenarmee aus. Bei der Rhein= und Moſelarmee unter Moreau war er 1797 Diviſionsgeneral; hierauf commandirte er unter Maſſena in

Italien. Als ein Aufſtand der Armee 1798 Maſſena nöthigte, Rom zu verlaſſen, übernahm Gouvion das Commando, und ſtellte durch zweckmäßige Maßregeln die Ordnung wieder her. Seine einfache Lebensart in dem Commando war bemerkenswerth. Das Directorium ſetzte ihn zwar 1799 ab, doch kam er durch den erſten Conſul ſogleich wieder in Thätigkeit. Gegen Ende des J. 1801 ward er in den Staatsrath für das Kriegsdepartement berufen, erhielt im Mai 1803 von neuem das Commando der franzöſiſchen Armee in Italien, und ſtand bis zum Sept. 1805 in den neapolitaniſchen Staaten, zu welcher Zeit Frankreich den Neutralitätsvertrag mit Neapel abſchloß. Im J. 1804 ward er Generaloberſter der Küraſſiers, und 1805 Großofficier der Ehrenlegion. Zu Ende des Jahrs 1805 commandirte er unter Maſſena, trug zur Niederlage der Generale Jellachich und Rohan bei, und wurde zu Anfange des J. 1806 zur Einnahme des Königreichs Neapel beordert. Darauf machte er die Feldzüge in Preußen und Polen, war Gouverneur in Warſchau, und commandirte ſodann eine Diviſion in Spanien, wo er 1808 Roſes in Catalonien und 1809 Tarragona nahm, befand ſich 1812 bei der Armee in Rußland, wo er an des verwundeten Marſchalls Oudinot Stelle den Oberbefehl übernahm und dem Fürſten Wittgenſtein gegenüber ſtand. Noch vor dem Einzug in Moskau ward er Reichsmarſchall. Auf dem Rückzuge des Heers konnte Wittgenſtein ſeinen Marſch nicht aufhalten; allein am Fuße verwundet, übergab er den Heerbefehl dem General Legrand. Im J. 1813 befehligte er das 14te franzöſiſche Armeecorps, mit welchem er nach dem Waffenſtillſtand im Lager bei Königſtein ſtand, aber bald nach Dresden zurückgeworfen ward. Zu dem Siege Napoleons den 26ſten u. 27ſten Aug. bei Dresden trug auch er mit bei, ſo wie er an den Zügen nach Böhmen Theil nahm. Als am 6ten October Napoleon ſeine Hauptarmee in die Gegend von Leipzig führte, blieb St. Cyr als Gouverneur in Dresden, wo er ſich, in der härteſten Lage, mit Milde benahm, und die Stadt den 12ten November an den öſterreichiſchen General, Grafen Klenau, durch Capitulation übergab. Da die alliirten Mächte aber dieſelbe nicht beſtätigten, ſo ward St. Cyr freigeſtellt, wieder in die Feſtung zurück, oder als Gefangener nach Böhmen zu gehen. Er wählte das Letztere, kam nach dem Frieden nach Paris, ward von dem Könige mit Auszeichnung empfangen, und zum Pair von Frankreich und Commandeur des St. Ludwigsordens ernannt. Bei Napoleons Invaſion (1815) ſuchte er vergebens die Beſatzung von Orleans dem Könige zu erhalten. Sie trat die weiße Cocarde mit Füßen, und marſchirte nach Paris zu Napoleon. Gouvion und General Dupont retteten ſich mit Lebensgefahr vor der Wuth der Soldaten. Nach des Königs Rückkehr übernahm er das Kriegsminiſterium, gab es aber im Sept. 1815 an den Herzog von Feltre ab; doch behielt er den Titel eines Staatsminiſters, und trat in den Staatsrath. In der Folge ward er Gouverneur von Straßburg, und 1816 Großkreuz des Ludwigsordens. Den 23ſten Juni 1817 folgte er Hrn. Dubouchage im Departement der Marine, und bald darauf dem Duc de Feltre als Kriegsminiſter.

Göze (Johann Melchior), ein durch ſeine Streitſucht den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen verhaßt gewordener Theologe. Er war 1717 geboren, ward Prediger zu Magdeburg, und 1755 Paſtor in Hamburg, welche Stelle er bis an ſeinen Tod 1786 bekleidete. Er wachte unermüdet über die Reinheit des proteſtantiſchen Lehrbegriffs nach dem ſtrengſten Sinne der ſymboliſchen Bücher, und witterte überall

Ketzereien und gefährliche Anſchläge gegen das Heil der Kirche. Leſſing, Baſedow, und ſelbſt Göthe (wegen Werthers Leiden) mußten, nebſt vielen Andern, die er für gefährliche Neologen anſah, eine Lanze mit ihm brechen, und ſahen ſich nicht ſelten in Gefahr, von dem gewaltigen Geſchrei des leidenſchaftlichen Mannes überwältigt zu werden. Es fehlte ihm übrigens nicht an gelehrten Kenntniſſen, und ſeine hiſtoriſchen und kritiſchen Schriften verdienen alle Achtung. Er wollte aber durchaus als Polemiker glänzen, und verlor darüber den wahren Standpunkt aus den Augen, welcher ihm unfehlbar den Beifall ſeiner Zeitgenoſſen und die Achtung der Nachwelt verſchafft haben würde.

Göze (Johann Auguſt Ephraim), der jüngere Bruder des Vorigen, war 1731 geboren, und ſtarb 1793 als Hofdiaconus der Stiftskirche zu Quedlinburg. In ſeinen frühern Jahren hatte er die Theologie zu ſeinem Hauptſtudium gemacht, ohne jedoch ſo heftiger Polemiker zu ſeyn, als ſein Bruder. In den verſchiedenen Streitigkeiten, welche dieſer mit den angeſehenſten Theologen ſeiner Zeit führte, ergriff er keine Partei, ſondern forſchte ſelbſt der Wahrheit nach, und warnte ſeinen Bruder vor den Ausbrüchen einer unmäßigen Hitze. Bald darauf wurde er durch einige zufällige Verſuche mit dem Mikroſcop veranlaßt, ſich mit allem Eifer den naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu ergeben, und es glückte ihm, darin ſolche Fortſchritte zu machen, daß er bald zu dem Ruhme gelangte, unter die vorzüglichſten Naturhiſtoriker Deutſchlands gezählt zu werden. Wenn man erwägt, daß er ſchon über das vierzigſte Jahr hinaus war, als er dies Studium anfing, ſo muß man die ungemeine Thätigkeit und den anhaltenden Fleiß bewundern, wodurch es ihm möglich wurde, dieſe Wiſſenſchaft nicht nur gründlich zu erlernen, ſondern auch darin als geſchätzter Schriftſteller aufzutreten. Aber er war ein Mann von ſeltener Thätigkeit, beſonders bemerkte man an ihm außer einer glücklichen Beurtheilungskraft und einem äußerſt treuen Gedächtniß, eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geiſtes, bei welcher es ihm unmöglich ward, ſich von einer einmal aufgefaßten Idee zu trennen, oder einen angefangenen Plan unvollendet zu laſſen. Außer einigen gelehrten Werken, die ſeinen Ruhm bei der Nachwelt ſichern, hat er in einer Reihe von Volksſchriften, die unter den Namen des nützlichen Allerlei's, Cornelius, Natur, Menſchenleben und Vorſehung bekannt genug ſind, unſtreitig das meiſte dazu beigetragen, daß der Glaube an übernatürliche Ereigniſſe in der Schöpfung, und verjährte Vorurtheile im Reiche der Natur immer mehr verſchwanden.

Gozzi (Graf Carlo), berühmter italieniſcher Luſtſpieldichter, war zu Venedig gegen das J. 1718 geboren und widmete ſich früh den Studien, ohne Wahl einer künftigen Beſtimmung. Der erſte Gegenſtand ſeiner Beſchäftigungen war die toskaniſche Sprache, deren Grundweſen und eigenthümlichen Geiſt er ſich vielleicht mehr als irgend ein andrer venetianiſcher Schriftſteller aneignete. Er machte den erſten Gebrauch davon in burlesken Gedichten, denn ſein anfangs ernſter Charakter hatte ſich zu Scherz und Spott gewendet. Die Zerrüttung, worein ſeine Familie gerieth, nöthigte ihn, in ſeinem ſechzehnten Jahre Kriegsdienſte zu nehmen und nach Dalmatien zu gehen, wo er ſeine Studien und Plane aus dem Geſicht verlor. Aber er nahm ſie mit Eifer wieder vor, als er nach drei Jahren nach Venedig zurückgekehrt war, ungeachtet die Angelegenheiten ſeiner Familie

ihn mannichfaltig beunruhigten. Er ward Mitglied der ſeltſamen und bizarren Akademie der Granelleschi, deren Sitzungen vornehmlich er erheiterte und würzte. Mit übertriebnem Eifer verfolgte er den ſchlechten Geſchmack. Der Beifall, den Chiari's dramatiſche Arbeiten fanden, erregte ſeine Galle gegen dieſen matten und zugleich ſchwülſtigen Dichter. Nicht minder war Goldoni ein Gegenſtand ſeiner Angriffe, weil er das urſprünglich italieniſche Luſtſpiel durch eine langweilige und ſchwerfällige den Franzoſen abgeborgte Schauſpielgattung zu verdrängen ſuchte. Chiari und Goldoni, vorher ſelbſt mit einander uneins, vereinigten ſich zu gemeinſchaftlichem Widerſtand gegen Gozzi, aber ſie waren einem ſo gewandten, erfindungsreichen, an Witz und Laune unerſchöpflichen Gegner nicht gewachſen. Einen gewaltigen Aufruhr erregte Gozzi's Tartana degli influssi per l'anno bisestile 1757, welche er in einer Sitzung der Granelleſchi, als deren Wortführer gegen die Feinde der Sprachreinheit und des Geſchmacks er ſich anſah, vorgeleſen und ſeinem Freunde Farſetti zugeeignet hatte. Dieſer ließ ſie in Paris drucken und verbreitete ſie unerwartet in Venedig. Goldoni trat ſelbſt mit einem großen Gedicht in Terzinen dagegen auf, zog ſich indeß dadurch nur neuen Spott von Gozzi zu. Aber dieſe Streitigkeiten führten zu ernſthaftern Folgen. Gozzi faßte den Gedanken zu einer neuen Gattung von Luſtſpielen, die nach Willkür rein phantaſtiſch ſeyn oder ſich mit den Pfeilen der Satire waffnen konnten. Sacchi, der trefflichſte Harlekin Italiens, und ſeine in der Commedia dell' arte ausgezeichnete Geſellſchaft war durch Goldoni dem Untergange nahe gebracht. Gozzi machte ihre Sache zu der ſeinigen und ſchrieb unentgeldlich für ſie. Sein erſtes Stück, das nur eine Art von Prolog war und im Carneval 1761 geſpielt wurde, hatte einen ausnehmenden Erfolg. Statt aus dem bürgerlichen Leben ſchöpfte Gozzi ſeinen Stoff aus den Feenmährchen, womit Ammen und Wärterinnen die Kinder zu unterhalten pflegen, und ſo benutzte er die Liebe der drei Pomeranzen zu einem Prolog bei Eröffnung des Theaters und zu einer unerſchöpflichen Quelle von ſatiriſchen Streichen gegen die Schauſpieler, die nur nachbeten können, was ihnen der Autor vorſchreibt, und gegen die Autoren, denen Erfindung, Feuer und Genie fehlt, die immer ſchreiben wollen, aber immer ſchlecht ſchreiben u. ſ. w. Zu dem Ganzen, das durch drei Acte durchgeführt wurde, machte er nur den Entwurf. Auf ähnliche Weiſe benutzte er das Mährchen vom Raben zu einem Luſtſpiel in fünf Acten. Es iſt größtentheils ausgeführt und mit ernſthaften, rührenden und ſelbſt pathetiſchen Scenen gemiſcht. Turandot, Prinzeſſin von China, durch Schillers Bearbeitung auch auf unſrer Bühne bekannt, gefiel nicht minder, obgleich ſie mehr romantiſch als wunderbar und das Wunderbare weniger populär und beluſtigend iſt. Deſto mehr erfüllte der König Hirſch, der im Januar 1762 auf die Bühne kam, alle Bedingungen dieſer neuen Gattung, die allerdings durch das Talent der Schauſpieler ungemein gehoben wurde. Noch ſechs Feenmährchen (Fiabe) folgten in dieſem und den nächſten Jahren, nämlich die Frau Schlange, Zobeis (die er eine Tragedia fiabesca nannte und deren Stoff und Styl ſich zuweilen bis zum Tragiſchen erheben), das dunkelblaue Ungeheuer, die glücklichen Bettler (Fiaba tragicomica), deren Schauplatz Samarcand iſt, das ſchöngrüne Vögelchen (von allen das kühnſte Luſtſpiel) und der König der Geiſter. In allen dieſen dramati-

ſirten Feenmährchen brachte Gozzi neben dem wunderbaren verſificirten und ernſthaften Theile die ſämmtlichen Masken an und ließ ihnen die freieſte Entwickelung. Es ſind, ſagt A. W. Schlegel, Stücke auf den Effect, wenn es je dergleichen gegeben hat, von kecker Anlage, noch mehr phantaſtiſch als romantiſch, wiewohl Gozzi zuerſt unter den italieniſchen Luſtſpieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die Ausführung iſt keineswegs ſorgfältig und künſtleriſch ausgebildet, ſondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er iſt bei aller grillenhaften Kühnheit ſehr volksmäßig und folgt dem Geſchmack ſeiner Landsleute in robuſten Situationen. Die ſo ſtark aufgetragne Wunderlichkeit der Maskenrollen diente dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmährchen vortrefflich zum Gegenſatz. Die Willkür der Darſtellung ging in dem ernſthaften Theile, wie im beigeſellten Scherz, gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus. Gozzi hatte hierin faſt zufällig einen Fund gethan, deſſen tiefere Bedeutung er vielleicht ſelbſt nicht einſah; die proſaiſchen aus dem Stegreif ſpielenden Masken bilden einen trefflichen Gegenſatz des poetiſchen Theils und ſind gleichſam ein in die Darſtellung ſelbſt hineingelegtes, mehr oder weniger leiſe angedeutetes Einverſtändniß der übertreibenden Einſeitigkeit deſſelben in dem Antheil der Phantaſie und Empfindung, wodurch das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wird. Aber aller dieſer großen Vorzüge ungeachtet haben Gozzi's Mährchen doch nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht und keine bleibenden Spuren hinterlaſſen. Inzwiſchen entſtanden in der Geſellſchaft Sacchi ſelbſt Uneinigkeiten, die Gozzi ſich vergeblich bemühte, beizulegen. Mehrere Mitglieder verließen ſie. Eine neue erſte Schauſpielerin, Signora Ricci, die mehr den Namen als das Talent dazu hatte, trat 1771 in die Geſellſchaft und gewann Gozzi dergeſtalt für ſich, daß er ſie unter ſeinen beſondern Schutz nahm. Um ihr tragiſche Rollen, die ihr am meiſten zuſagten, zu verſchaffen, unternahm Gozzi neue Arbeiten. Er überſetzte den Fayel von Arnaud, den Graf Eſſex von Thomas Corneille, den Guſtav Waſa von Piron, und bearbeitete nach dem Spaniſchen die philoſophiſche Prinzeſſin, den Triumph der Freundſchaft (il Cavaliere amico), Doris, die entwaffnete Rache (la Donna vendicativa), den Sturz der Donna Elvira, das öffentliche Geheimniß, die zwei bangen Nächte, die beiden feindlichen Brüder, die Liebesarznei, Ximene Pardo u. ſ. w. Auch hier hat er meiſt die italieniſchen Masken eingewebt, ihre Scenen aber unausgeführt gelaſſen. Das letztgenannte Stück kam 1786 auf die Bühne und wurde von ihm mit einigen andern zu verſchiednen Zeiten gearbeiteten 1791 herausgegeben, nachdem er ſchon 1772 eine Ausgabe ſeiner Werke in acht Bänden beſorgt hatte. Außer ſeinen dramatiſchen Arbeiten enthält dieſe Ausgabe eine Überſetzung der Satiren des Boileau, ein moraliſch-ſatiriſches Gedicht, betitelt Astrazione, ein romantiſches Epos in Ottaven, la Marfisa bizzarra betitelt und auch aus dem Sagenkreiſe Carls des Großen und ſeiner Ritter gezogen, die Tartana, ein Gedicht in Ottaven unter dem Titel il ratto delle fanciulle castellane, eine Einleitung zu den Schriften der Akademie der Granelleſchi, verſchiedene ſatiriſche und ſcherzhafte Stücke gegen Chiari und Goldoni, und endlich elf Novellen. Gozzi hat uns von ſich ſelbſt Nachrichten gegeben in ſeinen Memorie inutili della vita di Carlo Gozzi, welche durch die Originalität ſeines Charak-

ters und ſeiner Darſtellung gleich anziehend ſind. Er ſtarb in den erſten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts.

Grabmal, ſ. Denkmal.

Gracchus (Tiberius Sempronius und Cajus), zwei berühmte Römer, die, indem ſie die Republik reorganiſiren und das Wohl des Volks feſt begründen wollten, Anlaß zu den erſten bürgerlichen Unruhen in Rom gaben, deren Opfer ſie ſelbſt wurden. Tiberius Sempronius Gracchus, etwa 9 Jahr älter als ſein Bruder, war ein Mann von großen Talenten und ſchätzbaren Eigenſchaften. Er ſowohl als ſein Bruder erhielten von ihrer vortrefflichen Mutter — frühe verloren ſie ihren Vater — Cornelia, Tochter des großen ältern Scipio, der Hannibal beſiegte, eine ausgezeichnete Erziehung; in ſpätern Jahren hatte griechiſche Philoſophie ihren Geiſt gebildet und veredelt. Ihre Familie gehörte zu den edelſten und vornehmſten Roms. Tiberius hatte ſich ſchon früher als Krieger ausgezeichnet; unter Anführung ſeines Schwagers, des jüngern Scipio, war er bei der Belagerung Carthago's, und der Erſte auf den Mauern der brennenden Stadt. Schon als Jüngling ward er in das Collegium der Augurn aufgenommen, eine Würde, die gewöhnlich nur verdiente Staatsmänner belohnte. Er ward hierauf Quäſtor des Conſuls Mancinus, der damals das kleine, aber tapfere und freiheitliebende Volk der Numantiner in Spanien bekriegte. Hier rettete des jungen Gracchus hohes Anſehen, in dem er ſelbſt bei dieſen Feinden Roms ſtand, durch einen Vertrag, der, ohne weiter ſchimpflich zu ſeyn, den Numantinern nur ihre Unabhängigkeit zuſicherte, viele Bürger; ja ſie gaben dem Quäſtor ſeine mit der Bagage verlornen Rechnungen und Papiere mit rührenden Achtungsbezeigungen zurück. Aber der römiſche Senat caſſirte dieſen Vertrag und beſchloß, um dieſe treuloſe Verletzung des Völkerrechts einigermaßen zu rechtfertigen, alle diejenigen, welche ihn geſchloſſen hatten, den Numantinern auszuliefern; auch ward der jüngere Scipio mit einem neuen Heere abgeſchickt, um Numantia wieder anzugreifen. Zwar rettete die große Popularität, deren Gracchus ſchon damals genoß, ihn von einer ſo ſchmählichen Behandlung, und am Ende ward nur Mancinus, den aber die Numantiner ungekränkt entließen, ausgeliefert; aber dieſer Vorfall mußte wohl ſeinem politiſchen Leben eine beſtimmte Richtung geben, nämlich als Gegner des Senats für das Volk zu handeln. Sofort bewarb er ſich auch um die Würde eines Volkstribunen, die ſeine Perſon, während er ſie bekleidete, unverletzlich machte, und ihn in den Stand ſetzte, ſeine großen Entwürfe zum Beſten des Volks auf geſetzlichem Wege auszuführen; auch ſäumte er nicht, ſobald er zu dieſer Stelle (mit großem Beifall des Volks) erwählt war, dieſelben auszuführen. Das tiefe Elend des größern Theils des ſouverainen römiſchen Volks, das er beſonders bei ſeiner letzten Reiſe von der Provinz nach der Hauptſtadt bemerkt hatte, führte ihn auf den Gedanken, die Anzahl der Grundeigenthümer in Italien zu vermehren, wodurch auf einmal der Armuth des großen Haufens, ſo wie den meiſten Übeln, an denen die Republik krankte, abgeholfen ſeyn würde. Da die Römer eigentliche Neuerungen nicht liebten, ſuchte er dies durch die Erneuerung eines alten, ſchon vor 232 Jahren gegebenen, aber lange vergeſſenen Geſetzes zu bewirken. Damals hatte nämlich ein Volkstribun, Licinius Stolo, nach heftigen Streitigkeiten das Geſetz durchgetrieben: „daß niemand über 500 Acker (Jugera zu 28,000 Quadrat-Fuß) von dem Gemeinlande (der Staatsdomaine,

Ager publicus) beſitzen ſollte; das übrige ſollte unter die Plebejer gleichmäßig vertheilt werden.“ Dieſes Geſetz alſo, das nun nach Gracchus das Sempronische, oder vorzugsweiſe das Ackergeſetz genannt wurde, erneuerte er, fügte aber mehrere mildernde Beſtimmungen hinzu. So ſollten für die aufgeführten Gebäude und andere Verbeſſerungen die Beſitzer entſchädigt werden; jeder nicht emancipirte Sohn ſollte die Hälfte (150 Jugera) beſitzen dürfen (der emancipirte konnte als Bürger und Hausvater das Ganze beſitzen). Aber dieſe Milderungen mußten dennoch ſehr unzulänglich ſcheinen, und der heftigſte Widerſtand der herrſchenden Partei (der Nobiles) konnte erwartet werden. Aber nicht dieſe allein, auch die beſiegten italieniſchen Völker, die ſeit ihrer Unterwerfung unter dem Namen „Bundesgenoſſen des römiſchen Volkes“ durch Geldbeiſteuern und Truppencontingente eigentlich die römiſche Macht ſo gehoben hatten, wurden durch dieſes Geſetz gekränkt; auch ſie hatten unter verſchiedenen Namen und Titeln manche Strecken des römiſchen Gemeinlandes an ſich gebracht. Es iſt wahrſcheinlich, daß er mehreren unter ihnen, beſonders den Latinern, zur Entſchädigung das römiſche Bürgerrecht (wodurch ſie alſo an den Wohlthaten ſeines Geſetzes Theil nehmen konnten), allen aber mehr Schutz gegen den Übermuth und die Erpreſſungen einzelner römiſcher Magiſtratsperſonen verſprach. Ihm entgegenzuwirken gewann der Senat einen der Volkstribunen, den Marcus Octavius, einen jungen, reichen und kühnen Mann: und als Tiber, nachdem er, dem Herkommen gemäß, ſein Geſetz neunzehn Tage hindurch öffentlich ausgeſtellt hatte, es den verſammelten Bürgern zum Abſtimmen vorlegen wollte, legte dieſer dagegen ſein Veto ein, wodurch das ganze Unternehmen auf einmal geſcheitert ſchien. Tiber machte zwar jetzt von ſeiner ganzen Machtfülle Gebrauch, verſiegelte die Schatzkammer und verbot allen Magiſtraten ihre Functionen, aber er ſah, daß er damit wenig ausrichtete. Er wagte daher einen neuen und bisher in der römiſchen Geſchichte unerhörten Schritt. In der nächſten Volksverſammlung trug er auf die Abſetzung des Octavius als eines ungetreuen Volksvorſtehers an. Von den 35 Tribus hatten ſchon ſiebzehn für die Abſetzung geſtimmt; jetzt trat Tiber zu Octavius (er war ſein Jugendfreund geweſen), und bat und beſchwor ihn, das Veto zurückzunehmen. Dieſer hieß ihn die Abſtimmung fortſetzen, und kaum war durch die nächſte Tribus die Majorität für die Abſetzung entſchieden, ſo warf ſich der wüthende Pöbel — was Octavius unerſchütterliche Seele wohl vorausgeſehen hatte — auf ihn, da er mit ſeiner Würde zugleich ſeine Unverletzlichkeit verloren hatte; und nur durch die Bemühungen Tibers, der alles anwandte, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen, durch die Treue eines Sklaven, der ſich für ihn aufopferte, und die Anſtrengungen der Ariſtokraten, rettete er ſein Leben. Das größte Hinderniß des Geſetzes war nun gehoben, und noch in derſelben Volksverſammlung ward es vom Volk angenommen, auch ſogleich drei Commiſſarien, die es in Vollzug ſetzen ſollten, in der Perſon des Tibers ſelbſt, ſeines jüngern Bruders Cajus, und ſeines Schwiegervaters Appius Claudius, ernannt. Jetzt aber zeigten ſich erſt alle Schwierigkeiten, die der Ausführung des Geſetzes im Wege ſtanden, in ihrem vollen Lichte; ſchon die unumgänglich nöthige Vorarbeit, die Unterſuchung, was Gemeinland und Privatacker ſey, hatte deren in vollem Maße; die Klagen und Beſchwerden aus allen Gegenden Italiens häuften ſich, und Tiberius Popularität fing an zu ſinken, wobei ſeine Gegner nicht unthätig

blieben. Indeſſen kam der Auguſt des Jahres 620, wo die Tribunen für das folgende Jahr gewählt wurden, heran, und Gracchus, der indeſſen durch neue Vorſchläge ſeine Popularität wieder zu heben verſucht hatte, bewarb ſich von neuem um dieſe Würde. Da im Gegentheil die Ariſtokraten alles aufboten, dies zu verhindern, ſtieg die Gährung in Rom auf das höchſte. Ohne zu einer Wahl zu kommen, ging ein Wahltag vorüber. Am folgenden beſetzten zahlreiche Volkshaufen das Forum, der Senat verſammelte ſich in dem nahe gelegenen Tempel der Treue (Fides). Vergebens verſuchte Tiber zu dem tobenden Volkshaufen zu reden; um anzudeuten, ſein Leben ſey in Gefahr, zeigte er auf ſeinen Kopf. Sofort ſchrieen ſeine Feinde, er habe das Diadem gefodert. Grundlos, faſt lächerlich war dieſe Anſchuldigung; aber was glaubt die Leidenſchaft, oder was ergreift ſie wenigſtens nicht, wenn von dem verhaßten Feinde die Rede iſt? Scipio Naſica, aus einer der vornehmſten Familien, geweſener Conſul, großer Grundbeſitzer, und daher leidenſchaftlicher Ariſtokrat, erhob ſich, von den Conſuln fodernd: „daß ſie Gewalt brauchen möchten;“ und als dieſe mit weiſer Mäßigung es ablehnten, rief er, zur Wuth erhitzt: „wer die Republik lieb hat, folge mir nach,“ und verließ mit ſeinen Anhängern in ſtürmiſcher Eile die Curie. Der ganze Haufe, mehrentheils Senatoren und geweſene Magiſtrate, bewaffnet ſich mit Stöcken, Keulen und dergl., und thut einen Angriff auf das Volk, das mehr aus Achtung für die hohe Würde dieſer Männer, als aus Furcht, ihnen weichend Platz macht; einige wenige ſetzen ſich zur Wehre. So entſteht ein Handgemenge, in welchem Tiber ſelbſt mit 300 ſeiner Anhänger erſchlagen wird. Aber mit dieſem erſten Bürgerblute konnte die einmal erregte Gährung unmöglich geſtillt werden; ſie ward vielmehr um ſo heftiger. Es bildete ſich eine demokratiſche Faction, als Gegnerin des Senats, die ſich ebenfalls mit ſchonungsloſer Heftigkeit zu verfahren berechtigt hielt. Die kühnſten Wortführer derſelben drängten ſich zum Tribunat, mit Gracchus ehrwürdigem Namen ihre ehrgeizigen Entwürfe bedeckend. So erſchütterte der Volkstribun Carbo zwei Jahre nach Tibers Tode durch neue Vorſchläge die Ruhe des Staats. Ein anderer Demagog, Fulvius Flaccus — Carbo trat ſpäterhin wieder zu der ariſtokratiſchen Partei über — ward ſelbſt Conſul, und würde in dieſem hohen Poſten große Unruhen erregt haben, da er den Bundesgenoſſen große Verſprechungen that, hätte ihm nicht der Senat ein Commando in Gallien gegeben. Auch gab die fortdauernde, obwohl wenig wirkſame Ausführung des Sempronischen Geſetzes, das durch Tiberius Tod keinesweges aufgehoben war, den Unruhen immer neue Nahrung. An die Stelle des ermordeten Tiber war ein gewiſſer Licinius Craſſus, Schwiegervater des Cajus Gracchus, erwählt; und als dieſer ſtarb, bildeten die ſchon genannten, Carbo, Fulvius Flaccus und C. Gracchus, die zur Ausführung des Geſetzes beſtimmte Commiſſion. So hatten ſich die Parteien mit abwechſelndem Erfolge bekämpft, als der jüngere Gracchus zehn Jahre nach dem Tode ſeines Bruders (im Jahr Roms 630) die politiſche Bühne betrat, indem er ſich um das Tribunat bewarb, und es mit den größten Erwartungen des Volks erhielt. Mit vielſeitigern und glänzendern Talenten, als ſein Bruder, verband er eine ſtürmiſche, den Zuhörer fortreißende Beredſamkeit. Als Tribun erneuerte er zuvörderſt das Geſetz ſeines Bruders, und ſchärfte es vielleicht noch, denn der von Tiber zugeſtandenen Modificationen geſchieht keiner Erwähnung; er rächte ſein Andenken, in-

dem er mehrere der heftigſten Gegner deſſelben aus der Stadt vertrieb. Zugleich ſetzte er das Geſetz durch, „daß den Dürftigen in Rom ein gewiſſes Quantum an Getraide monatlich vertheilt werden ſolle;“ und durch ein anderes Geſetz erleichterte er den Dienſt und ſicherte den Soldaten außer dem Sold auch Kleidung. Zugleich ließ er mehrere Heerſtraßen durch Italien ziehen. Das Volk faßte einen gränzenloſen Enthuſiasmus für ſeinen Liebling, ſeine Gegner waren geſchreckt und betäubt, — ſo wurde es ihm leicht, die Erneuerung ſeiner Würde für das folgende Jahr zu erhalten. Sein Verſuch, 300 Ritter in den Senat zu bringen, ſcheiterte, dagegen ſetzte er das Geſetz durch, „daß den Senatoren die Gerichte genommen, und dem Ritterſtand übertragen werden ſollten.“ So entſtand ein neuer politiſcher Stand im römiſchen Staate, der, zwiſchen Senat und Volk in der Mitte ſtehend, auf die folgende Geſchichte den wichtigſten Einfluß gehabt hat. Der Senat griff jetzt zu einem neuen, aber ſichern Mittel, Gracchus zu ſtürzen. Ein von ihm gewonnener Tribun, Livius Druſus, wußte durch noch größere Verſprechungen das Volk von Cajus abwendig zu machen, und ſich und dem Senat noch größere Popularität zu verſchaffen. Daher geſchah es, daß Gracchus das dritte Tribunat nicht erhielt, dagegen einer ſeiner heftigſten Feinde Opimius zum Conſul erwählt ward. Ein Tumult, in welchem ein Lictor des Conſuls erſchlagen ward, gab dem Senate Gelegenheit, die Conſuln zu autoriſiren, mit gewaffneter Hand zu verfahren. Der Antrag, den Opimius an das Volk thun wollte, ein Geſetz des Gracchus aufzuheben (es betraf nur eine von ihm decretirte Colonie, aber man betrachtete es als ein Vorſpiel der Aufhebung aller von den Gracchen gegebenen Geſetze), gab der Gährung neue Nahrung. Gracchus erſchien auf dem Forum; Flaccus hatte ſeine Anhänger bewaffnet. Da that Opimius mit einer wohlbewaffneten Schaar diſciplinirter Krieger einen Angriff auf das Volk. An 300 wurden erſchlagen, und Gracchus ſelbſt, von treuen Freunden tapfer vertheidigt, fiel als ein Opfer der Wuth ſeiner Feinde. Das Ackergeſetz ward zwar ſpäterhin wirklich aufgehoben, aber die Achtung für den Senat war dahin, und die einmal erregte Gährung wirkte unaufhaltſam fort.

Gradation, Steigerung, iſt in der Redekunſt das ſucceſſive Fortſchreiten von einem ſchwächeren zu einem ſtärkeren Gedanken, von dem Allgemeinen zu dem Speciellen, wodurch allein die Aufmerkſamkeit des Hörers in ſteter Spannung erhalten werden kann. In den bildenden Künſten zeigt ſich die Gradation in der Anordnung, in den Formen, in den Charakteren, in den Ausdrücken, Bewegungen, Falten der Bekleidung und in dem Colorit, da eine bemerkbare Lücke in der Folge der Gegenſtände in allen dieſen Theilen der Kunſt ein unangenehmes Gefühl erweckt. Die Gradation in der Anordnung der Gegenſtände iſt das, was des Künſtlers erſte und vorzüglichſte Sorgfalt erfodert, um von Stufe zu Stufe das Auge des Beſchauers von den untergeordneten Figuren auf die Hauptfigur, und von dieſer wieder auf jene zurückzuleiten. Nur durch die richtige Gradation bekommt ein Kunſtwerk Einheit und jeder Theil deſſelben ſeine volle Bedeutung.

Grade nennt man die gleichen Theile, in welche irgend ein Ganzes abgetheilt wird. In der Mathematik wird jeder Kreis in 360 gleiche Theile oder Grade eingetheilt. Die Größe eines Grades hängt demnach von der Größe des Halbmeſſers ab, und kann

alſo nur in Beziehung auf dieſen beſtimmt werden. Da man die Winkel nach Kreisbogen mißt, welche aus der Spitze von einem Schenkel zum andern beſchrieben werden; ſo gibt man die Größe der Winkel ebenfalls nach Graden an. So hat ein rechter Winkel 90 Grade, d. h. ſeine beiden Schenkel umfaſſen den vierten Theil eines aus ſeiner Spitze beſchriebenen Kreiſes. Jeder Grad wird weiter in 60 Minuten, jede Minute in 60 Secunden und jede Secunde in 60 Tertien getheilt, wozu man ſich folgender Zeichen bedient: Grad °, Minute ′, Secunde ″, Tertie ‴. Alle mathematiſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente, mit welchen Winkel gemeſſen werden, wie das Aſtrolabium, der Quadrant, Sextant, haben dieſe Eintheilungen. Denn alle Kreiſe, welche man in der Vorſtellung um die Himmelskugel und um die Erde zieht, z. B. der Äquator, die Mittagskreiſe, die Ekliptik, die Parallelkreiſe, die Scheitelkreiſe, der Horizont u. ſ. w. werden auf gleiche Weiſe in Grade, Minuten und Secunden getheilt. Etwas anders iſt die Abtheilung in Grade bei phyſikaliſchen Inſtrumenten, z. B. bei Barometern, Thermometern u. ſ. w., wobei man allemal von einem feſten Punct ausgehen muß, z. B. beim Thermometer vom Eispunkt, indem man die Grade über und unter demſelben zählt, je nachdem die Kälte größer oder geringer iſt, als dieſer feſte Punkt anzeigt. In der Genealogie bedeutet Grad die Entfernung eines oder mehrerer Deſcendenten von den gemeinſchaftlichen Ältern. In gleichem Grade mit einander verwandt ſeyn, heißt demnach, von den gemeinſchaftlichen Ältern in Anſehung der Abſtammung gleich weit entfernt ſeyn, wie dies mit Geſchwiſtern, erſten, zweiten und dritten Geſchwiſterkindern u. ſ. w. der Fall iſt. Im Gegentheil ſagt man, im ungleichen Grade verwandt ſeyn, wenn der eine Theil den gemeinſchaftlichen Ältern näher iſt, als der andere.

Gradiren (Salzwerke) heißt, die unendlich kleinen, in dem Salzwaſſer oder in der Soole aufgelöſ'ten, Salztheilchen einander näher bringen (veredeln) oder concentriren und ſie von einem Theil ihres überflüſſigen Waſſers befreien, damit dadurch der Aufwand beim Salzſieden vermindert werde. Dieſes läßt ſich nun hauptſächlich auf eine dreifache Art bewirken: 1. daß man die Soole durch Beimiſchung mehrerer Salztheile verſtärkt, wie z. B. auf dem bayerſchen Salzwerk Armenhalle, dem norwegiſchen zu Walloe rc.; 2. daß man die in der Soole befindlichen Salztheilchen vermittelſt der Kälte (Eisgradirung) nöthigt, näher zuſammenzutreten; 3. daß man die wäſſerigen Theile der Soole verflüchtigt, die Salztheilchen aber zurückhält. Dies letztere Verfahren iſt die allgemeinſte und wichtigſte Gradirungsart, und man betreibt ſie auf vierfache Weiſe: a) daß man die Sole in großen Behältern ganz ruhig, nur der Sonnenwärme ausgeſetzt, ſtehen läßt (Sonnengradirung). Gehört nur fürs ſüdliche Europa. b) Daß man die Soole über große ſchiefliegende, der Luft und Sonnenwärme ausgeſetzte Flächen langſam hinfließen läßt (Pritſchen- oder Tafelgradirung, Dachgradirung). Hollenberg machte dieſe Pritſchengradirung zuerſt im Götting. Magaz. Jahrg. I. St. 5. bekannt. Sie iſt die unzweckmäßigſte unter allen. c) Daß man die Soole aus hochgeſtellten Behältern durch gehörig dazu eingerichtete und der freien, von Morgen nach Abend oder umgekehrt ſtreichenden Luft ausgeſetzte Wände herabtröpfeln läßt (Tröpfelgradirung oder die ſogenannten Leckwerke, die beſte unter allen). d) Daß man endlich die Soole in

Pfannen der Hitze des Feuers ausſetzt. (Die koſtſpieligſte und unanwendbarſte unter allen, wenn die Soole nicht wenigſtens neungrädig und das Feuermateriale noch obendrein wohlfeil iſt). Die Tröpfelgradirung, als die allgemeinſte, geſchieht in den von Deutſchen erfundenen Gradirhäuſern, welches länglich viereckige bedachte und unbedachte, aus Holz erbaute Gebäude ſind, deren Giebel nach Mittag und Mitternacht ſtehen müſſen, die im oberſten Theile die Sooltropfkaſten und an den Seiten derſelben die hölzernen Hähne und Rinnen mit Einſchnitten verſehen haben, aus denen die Soole abtröpfelt, in dem mittlern Theile die Wände, durch welche die Soole fällt, und im untern Theile einen großen Soolbehälter oder Baſſin enthalten, in welchem die Soole geſammelt wird. Für den Erfinder der Gradirhäuſer hält man einen Arzt aus Langenſalza im Königr. Sachſen, Matthäus Meth, der das erſte zu Nauheim in der Grafſchaft Hanau 1579 mit Wänden aus Stroh, und das andere 1599 zu Kötzſchau im Königreich Sachſen erbauet hat. Allein die heutigen Dornwände, die aus Schwarzdorn oder Schlehendorn (Prunus spinosa) und nur im Nothfalle aus Weißdorn (Crataegus Oxyacantha) beſtehen müſſen, hat Joachim Friedrich, Freiherr von Beuſt, 1726 auf der Saline Wilhelms Glücksbrunn bei Creutzburg an der Werra zuerſt eingeführt. Die Veranſtaltung nun, worin das Gradiren der Soole von Anfange an bis zu ihrer Gare oder Grädigkeit (Löthigkeit) zum Verſieden gebracht wird, nennt man überhaupt ein Gradirwerk. X.

Gradmeſſungen. Als Newton gelehrt, daß wegen des Umſchwungs der Erde um ihre Axe dieſe um den Äquator höher ſeyn müſſe und ihr Durchmeſſer unterm Äquator um $\frac{1}{230}$ größer ſey als ihr Durchmeſſer unter den Polen, wollten die Franzoſen gleich hingehen und dieſes durch eine Meſſung in Frankreich unterſuchen. Denn wenn dieſes war, ſo bildete die Erde keine vollkommne Kugel, ſondern ein Ellipſoid (eine Pomeranze) und wegen der Abplattung gegen die Pole hin müſſen die nördlichen Grade größer ſeyn als die ſüdlichen. Newton ſagte aber, ſie möchten dieſes unterlaſſen. Denn der Unterſchied zwiſchen einem Grade bei Dünkirchen und zwiſchen einem Grade bei Bayonne ſey ſo klein, daß ſie mit ihren unvollkommnen Inſtrumenten ſolches gar nicht finden könnten, ja ſie fänden vielleicht das Gegentheil und brächten dann die Wiſſenſchaft durch fehlerhafte Zahlen in Verwirrung. Allein ſie ließen ſich nicht abhalten und maßen flugs ein Paar Grade und fanden dann auch gerade das Gegentheil, wie Newton ſolches vorhergeſagt. Sie ſagten: aus ihren Meſſungen folge, daß die Polaraxe größer ſey und daß die Erde eher einer Citrone gleiche, als einer Pomeranze. Nachdem vierzig Jahre lang hierüber leere Reden geführt worden, beſchloß endlich die Akademie der Wiſſenſchaften den Anfang mit dem Anfange zu machen und einen Grad unterm Äquator und einen in Lappland meſſen zu laſſen. Jetzt fand ſich nun, daß der nordiſche Grad größer ſei als der unterm Äquator und daß Newton recht gehabt, als er ſagte: daß die Erde abgeplattet ſey. Allein es fragte ſich nun, wie viel dieſe Abplattung betrage? Die Theorie gab $\frac{1}{230}$, wenn die Erde in einem völlig flüſſigen Zuſtande war, als ſie anfing, ſich zu drehen. Allein die Meſſungen gaben immer andere Reſultate, je nachdem man dieſe oder jene Meſſung bei der Rechnung zum Grunde legte. Denn nicht allein in Amerika und Lappland waren Gradmeſſungen gemacht worden, ſondern auch in Frankreich, England, Ungarn und Italien. Man

ſchloß hieraus, daß die Erde kein völlig regelmäßiger Körper ſey, ſondern daß ſie große örtliche Ungleichheiten habe. Obſchon dieſes möglich iſt, ſo war der Schluß doch zu voreilig; denn die angeführten Ungleichheiten konnten eben ſo gut von den Fehlern der Meſſungen herrühren, da man ſehr unvollkommne Inſtrumente gebraucht hatte, und ſehr kleine Bogen gemeſſen. Um für alle Leſer völlig verſtändlich zu ſeyn, wollen wir kurz anführen, wie bei einer ſolchen Meſſung verfahren wird. Wenn die Erde eine Kugel iſt, ſo ſtehen alle Lothe, die auf der Erde aufgehangen werden, nach dem Mittelpunkt der Kugel. Das Loth, welches unterm Pol ſteht, gerade nach dem Polarſtern (wir wollen der Kürze halber annehmen, daß dieſer genau im Pol des Himmels ſteht, obgleich er etwas von ihm entfernt iſt, welches aber auf die folgende Darſtellung keinen Einfluß hat) und das Loth, welches auf dem Äquator ſteht, macht einen Winkel von 90 Grad mit jenem. Indem nun ein Aſtronom vom Pole nach dem Äquator geht, kann er überall ſein Loth aufhängen und wenn er nun nach dem Polarſtern ſieht, ſo ſieht er, ob ſein Loth 1, 2, 3, 4 oder 5 Grad von ihm entfernt iſt, — und ſo kann er mit Hülfe des Polarſterns und ſeines Lothes 90 Gradſteine einſetzen, die vom Pole bis zum Äquator ſtehen, und deren jeder vom andern einen Grad entfernt iſt, welches auf der Erde 15 deutſche Meilen macht. — Mißt er nun von einem Steine zum andern, ſo kann er ſehen, ob alle Grade gleich groß ſind. Das Meſſen von einem Gradſteine bis zum andern hat geringe Schwierigkeiten, weil man die Entfernung mit Dreiecken mißt. Zuerſt mißt man in einer Ebene eine Standlinie von 2 oder 3 Stunden Länge und hat man dieſe mit aller Genauigkeit mehrmals gemeſſen, ſo daß auf 36,000 Fuß nur etwa 1 oder 2 Fuß Fehler gemacht ſind, ſo mißt man die Winkel, welche dieſe Standlinie mit den benachbarten Kirchthürmen macht, und berechnet davon ihre Entfernung mit Hülfe der Dreieckmeßkunſt. Von einem Gradſteine bis zum andern kann man ſo genau meſſen, daß auf 6000 Fuß nicht mehr als 1 Fuß gefehlt wird, und da die Entfernung 15 deutſche Meilen oder etwa 350,000 Fuß iſt, ſo fehlt man noch keine 60 Fuß. Allein die Schwierigkeit liegt darin, daß man den Winkel, den das Loth mit dem Polarſterne macht, und der die Polhöhe heißt, bei jedem Gradſteine ſehr genau beobachten muß. Man theilt bekanntlich den Grad in 60 Minuten und die Minute in 60 Secunden. Da nun ein Grad auf der Erde 350,000 Fuß groß iſt, ſo iſt eine Secunde 97 Fuß groß. Fehlt man alſo 2 Secunden, ſo begeht man einen Fehler von 194 Fuß, der dreimal ſo groß iſt als der von 60 Fuß, den man in der Dreieckmeſſung begangen hat. Dieſer Fehler von 194 Fuß bleibt derſelbe, man mag einen Bogen von 1 Grad oder von 10 Grad oder von 20 Grad meſſen. Als die Franzoſen ihr neues Maß- und Gewichtſyſtem auf das Metre bauten, welches der 1omillionſte Theil vom Äquator bis an den Pol ſeyn ſollte (ungefähr 3 Fuß 1 Zoll), mußten ſie die Größe der Erde und die Größe der Abplattung ſehr genau kennen. Sie maßen deßwegen in Frankreich nicht einen Bogen von einem Grad, ſondern einen Bogen von 10 Grad. Zu gleicher Zeit wurde in Schweden im Jahr 1802 der Grad aufs neue und mit beſſeren Inſtrumenten gemeſſen als Maupertuis vor achtzig Jahren gebraucht hatte, und ſo war denn die Größe und die Abplattung der Erde zwar noch nicht völlig genau, allein doch nahe genau bekannt. Seit dem Frieden mit England iſt die Gradmeſſung, welche in England unter dem General Roy

gemacht worden, mit der franzöſiſchen in Verbindung geſetzt, und ſo iſt denn ein Bogen von 20 Grad, der von den baleariſchen Inſeln auf der Küſte von Spanien über Frankreich und England bis zu den orcadiſchen Inſeln geht, gemeſſen worden, und dadurch die Größe der Erde und ihre Abplattung ſo genau beſtimmt worden, als ſie ſich in Europa beſtimmen läßt. Die Abplattung iſt nämlich zu $\frac{1}{304}$ gefunden. Bei den Gradmeſſungen iſt noch eine Schwierigkeit, an die man früher nicht gedacht hatte. Das Loth kann durch die Anziehungskraft der Berge etwas von ſeinem ſenkrechten Stande abgezogen werden. Mahklyne hat hierüber Verſuche angeſtellt, aus denen hervorging, daß in der Nähe hoher Berge das Loth nicht ſenkrecht ſteht. Nun kann man bei der Beſtimmung der Polhöhe zwar einen ſolchen Ort ausſuchen, wo keine Berge vorhanden ſind, z. B. am flachen Seeufer; allein man iſt doch nie ſicher, daß das Innere der Erde vollkommen von gleichförmiger Dichtigkeit ſey, und daß das Loth auch in den Ebenen bis auf eine Secunde völlig ſenkrecht ſtehe. Wenn hierbei nun eine Ungewißheit von 2, 3 oder 4 Secunden Statt findet, ſo iſt es auch deßwegen vortheilhaft, einen großen Bogen zu meſſen, weil bei einem Bogen von 20 Grad der Einfluß dieſes Fehlers auf die Rechnung auch ums Zwanzigfache geringer iſt, als bei einem Bogen von nur einem Grade. — In Deutſchland kann man keinen Bogen meſſen, der größer als etwa 7 Grad oder 100 Meilen iſt, nämlich von Conſtanz bis Lübeck. Nachdem alſo die Engländer und Franzoſen 20 Grad gemeſſen haben, ſokann es nur von einem geringen Nutzen ſeyn, in Deutſchland noch einmal 7 Grad zu meſſen. Auch ſelbſt dann, wenn die Erde ein irregulärer Körper iſt, und ihre Figur in Deutſchland anders als in England, ſo müßte man, um dieſe örtlichen Ungleichheiten zu beſtimmen, mit einer großen Sorgfalt verfahren, damit die Fehler der Meſſung nicht größer wären, als die Ungleichheiten der Erde — und man nicht die Abweichungen der Aſtronomen von der Wahrheit für Abweichungen der Erde von ihrer regelmäßigen Geſtalt halte. Auf jeden Fall wäre zu rathen, daß man mit dem aſtronomiſchen Theile der Meſſung den Anfang mache, da dieſer der ſchwierigere, und man nicht eher mit den Dreiecken beginne und von einer Gradmeſſung rede, bis man dieſen glücklich vollendet habe. G r a d m e ſ ſ u n g e i n e s L ä n g e n g r a d e s. Die Längengrade ſind unterm Äquator am größten und nehmen nach den Polen immer mehr ab. Auf dem Äquator hat ein Längengrad 15 deutſche Meilen, bei uns nur noch $8\frac{1}{2}$, und ſo kann man die Größe jedes Grades berechnen, ſo bald die Figur der Erde bekannt iſt. Iſt die Figur der Erde aber nicht ganz regelmäßig, ſo haben auch die Längengrade, auf derſelben Breite nicht überall dieſelbe Größe, und man hat davon geſprochen, dieſes ebenfalls durch eine Gradmeſſung zu unterſuchen. Dieſe Aufgabe iſt in den Dreiecken eben ſo leicht, wie die Meſſung eines Breitengrades, aber in dem aſtronomiſchen Theile iſt ſie gerade 15mal ſo ſchwierig. Der Längenunterſchied zweier Orte wird in Zeit beſtimmt, da der Ort, der 15 Grad nach Oſten liegt, eine Stunde früher Mittag hat. Eine Stunde iſt alſo 15 Grad oder den Grad zu $8\frac{1}{2}$ Meile gerechnet, $127\frac{1}{2}$ Meile oder etwa 3 Millionen Fuß. Eine Zeitminute iſt 50,000 Fuß und eine Zeitſecunde 800 Fuß. Um jede Zeitſecunde, um die man ſich in der Übertragung der Länge irrt, irrt man ſich um 800 Fuß. Bei einer Entfernung von 127 Meilen die Zeit bis auf 2 oder 3 Secunden ſicher mit Raketen oder Blickfeuern zu übertragen,

iſt eine in der Aſtronomie faſt unauflösliche Aufgabe, und während man bei den Dreiecken auf einen ſolchen Bogen nur etwa 200 Fuß Ungewißheit hat, hat man im aſtronomiſchen Theile der Meſſung vielleicht eine Ungewißheit von 2000 Fuß. Es iſt daher auch hier das zweckmäßigſte, gleich mit dem aſtronomiſchen Theile, als dem ſchwierigſten, anzufangen und vor allem zu verſuchen, ob man mit Blickfeuern den Längenunterſchied bis auf eine Secunde genau zwiſchen zwei Orten beſtimmen kann, die nur eine Stunde von einander entfernt ſind, und deren Längenunterſchied man aus einem Dreiecke ſchon vorher bis auf den hundertſten Theil einer Secunde berechnet hat. Die Gradmeſſungen gehören in der Geographie zum großen Sonntagsſtaat, und daher wird oft nicht mit der Beſcheidenheit von ihnen geſprochen, welche der Schwierigkeit der Aufgabe angemeſſen iſt. Bg.

Gräen, Töchter des Phorkys und der Keto. Heſiodus kennt zwei, Pephredo und Enyo, und ſagt, daß ſie Grauhaarige genannt wurden, weil ſie vor der Geburt ſchon grau waren. Äſchylus verſetzt ſie nebſt ihren Schweſtern, den Gorgonen, auf die Schreckensflur Kiſthene und beſchreibt ſie als drei ſcheußliche hochbetagte Jungfrauen, ſchwanenfarben, einäugig und einzahnig, denen weder Sonne noch Mond leuchtet. (S. Perſeus.)

Graf war im älteſten Deutſchland eine Art von Unterrichter, wozu das Volk, denn dieſes wählte ihn, einen Mann erkor, der in Geſchäften grau worden, und daher Grau, Grave hieß, woraus unſer heutiges Graf entſtand (ſ. Gau). Man hat behaupten wollen, die Franken hätten Grafen als Nachahmung der Römer eingeſetzt, wahrſcheinlich weil Graf in Latein ſchon comes (Begleiter) heißt. Hadrian hatte ſtets einige Senatoren um ſich, die überall mit ihm umherreiſ'ten, und dies Gefolge hieß Comitatus Caesaris, die vornehmſten darunter Comites. Aus ihnen beſetzte der Kaiſer verſchiedene Stellen an ſeinem Hofe, und ſchickte ſie als Gouverneurs in Provinzen und Städte. So manches ähnliche nun darin mit den deutſchen Grafen iſt, ſo können dieſe doch den Römern nicht nachgeahmt ſeyn, weil ſie erweislich älter ſind als die Comites bei dieſen. Ehe die Franken die herrſchende Nation wurden, hatte Deutſchland ſchon ſeine Grafen, bei den Franken erhielten ſie nur eine etwas veränderte Beſtimmung. Nicht mehr von dem Volk, ſondern, wie die Herzoge, von den Königen gewählt und eingeſetzt, wurden ſie Richter über die Gaue, und übten Regierungsrechte, nicht in eignem, ſondern in des Königs Namen. Sie waren königliche Beamte, und man ſieht aus der ihnen mitgegebenen Inſtruction, die uns Markulf aufbewahrt hat, daß ihr Amt in Verwaltung der Juſtiz, Polizei und königl. Gefälle beſtand. Die Grafſchaften waren demnach Ämter, und wurden deßhalb auch nicht nach einem Ort oder Bezirk, ſondern von dem Namen der Grafen ſelbſt benannt, z. B. die Grafſchaft des Maracher u. ſ. w. Nach den Zeiten der Carolinger blieben Amt und Namen, man fing aber an, verſchiedene Claſſen derſelben zu unterſcheiden. Vorzüglich zeichneten ſich aus die Pfalzgrafen (von Pfalz, Hof), welche bei Hof zu Gericht ſaßen, und bei denen jeder Rechtshandel, ehe er vor den König kommen konnte, angebracht werden mußte, um zu ſehen, ob es nothwendig ſey, daß der König darüber entſcheide; Markgrafen Gränzvorſteher (von Mark, Gränze); Landgrafen (ſpäter als die vorigen, kommen erſt im elften Jahrhundert vor) im Gegenſatz der vorigen, Beamte des Innenlandes, Burggrafen, die nur über eine Burg und das zugehörige Gebiet

geſetzt waren. Außerdem kommen aber noch vor Centgrafen, wahrſcheinlich von der Zahl 100 (centum), weil ſie, die ſelbſt unter den Grafen ſtanden, anfänglich (denn ſpäterhin waren ſie bedeutender) über ſo viele Perſonen geſetzt waren; Dinggrafen, von Ding, Gericht Gerichtshof, alſo Gerichtsbeamte; Holzgrafen, eine Art von Oberforſtmeiſter, wie die Stallgrafen Oberſtallmeiſter; Lehn-, Salz-, Teich-Grafen erklären ſich von ſelbſt; Wicgrafen hatten ihren Namen von Wic (vicus), Dorf. Um widerrechtlichen Anmaßungen oder Unterſchleifen dieſer Reichsbeamten vorzubeugen, hielten die Könige und Kaiſer oft ſelbſt Gericht in den Provinzen, oder ſchickten Sendgrafen dahin. Carls Capitularien enthalten faſt auf allen Blättern genaue Vorſchriften, wie dieſe dabei zu Werke gehen ſollen. Allmählig aber wuchs die Macht der Grafen, ſo wie die der Herzoge, immer mehr (ſ. Fürſten, Gefolgsweſen), und ſie fingen an, ihre Ämter erblich zu machen, ſich der Gewalt der Kaiſer zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiſerliche Beamte, ſondern als eigenthümliches Recht auszuüben. Da im zwölften Jahrhundert die Gauen als eine politiſche Eintheilung abkamen, erſtreckte ſich die Verwaltung der Gerichtsbarkeit der Grafen nur auf die eignen Güter, die ſie in ihren Amtsſprengeln hatten, und auf die Perſonen, die ihnen mit der Schutzherrlichkeit und Erbgerichtsbarkeit angehörten. Hatten ſie in ihren Sprengeln viele ſolche Güter und Perſonen, ſo entſtanden daraus Herrſchaften, und mehrere Grafen verwechſelten den gräflichen Titel mit dem eines Herrn oder Dynaſten, oder nannten ſich, wenn ſie jenen beibehielten, nicht mehr nach ihrem Sprengel, ſondern nach ihren Allodialgütern, nicht mehr z. B. Grafen im Riesgau, ſondern Grafen von Öttingen. Dabei blieben aber viele im Beſitz gewiſſer Rechte, die ſie ehemals als kaiſerliche Beamte in ihren Sprengeln auszuüben hatten, wohin vorzüglich der Wildbann (Jagd- und Forſtgerechtigkeit), der Blutbann oder Cent (Recht über Leben und Tod; dieſe beiden Bänne nannte man die Grafenbänne oder Regalien, weil ſie vordem im Namen der Könige ausgeübt wurden), der Zoll und das Geleite gehören. Durch alles dieſes wurde der Grund zur Landeshoheit der Grafen gelegt. Als die Vaſallen und Beamten dieſe endlich ganz von den Kaiſern ertrotzt und erliſtet hatten (ſ. Fürſten), gab es daher regierende Grafen, Markgrafen, Landgrafen, von denen mehrere ſpäterhin zu herzoglicher, churfürſtlicher und königlicher Würde aufſtiegen. Die nicht mit Landeshoheit verſehenen Grafen gehörten, nachdem eine Organiſation des deutſchen Reichs zuſammengebracht war, zum hohen Adel (von denen viele ſpäterhin auch in den Fürſtenſtand erhoben wurden), und als Reichsgrafen nahmen ſie Theil am Reichstage und hatten Stimmen im Fürſtenrath. Sie hatten aber nur Curiat-, nicht Viril-Stimmen, d. h. eine ganze Corporation zählte für eine Stimme. Bis zum weſtphäliſchen Frieden gab es zwei Grafenbänke, die der wetterauiſchen und ſchwäbiſchen Grafen, die alſo für zwei Stimmen zählten; nach jenem Frieden kamen, wegen der Religionsverſchiedenheit, noch zwei Grafenbänke, die fränkiſche und weſtphäliſche, hinzu, ſo daß von da an die Grafen vier Curiatſtimmen im Fürſtenrathe hatten. dd.

Graff (Anton), königl. ſächſiſcher Hofmahler, geboren zu Winterthur 1736. Aus angeborner Neigung widmete er ſich der Mahlerei, vornehmlich aber dem Porträtmahlen, worin Joh. Ulrich

Schellenberg ſein Lehrer war, und erwarb ſich einen Platz unter den erſten Porträtmahlern ſeiner Zeit. Nachdem er acht Jahre in Augsburg verlebt und dort ſeinen Ruf zu gründen angefangen hatte, bekam er 1766 eine Einladung nach Dresden, der er folgte. Hier in einer würdigen Umgebung und einem angemeſſenen Wirkungskreiſe bildete er ſein Talent vollkommen aus. Zeichnung, Charakter und Colorit ſind an ſeinen Gemählden gleich lobenswerth und befriedigen die ſtrengen Foderungen des Kenners. Die Zahl ſeiner Porträts und Familiengemählde belief ſich ſchon 1796 auf mehr als elfhundert; darunter iſt auch ein eigenhändiges Bildniß des Künſtlers ſelbſt, welches im J. 1795 die dresdner Ausſtellung zierte, und nachher in den Beſitz des Appellationsraths Körner kam. Graff ſtarb zu Dresden im J. 1813.

Graffigny (Frau von), eine geiſtreiche franzöſiſche Schriftſtellerin, geb. 1694 und geſt. 1758. Ihr berühmteſtes, faſt in alle europäiſche Sprachen überſetztes Werk, und welches zu den claſſiſchen Schriften der Franzoſen gerechnet wird, ſind die Lettres peruviennes.

Grammatik heißt bei uns der Inbegriff der Regeln, nach welchen eine Sprache richtig geredet und geſchrieben wird, die Sprachkunſt. Jede Sprache hat ihre eigene Grammatik; alle aber umfaßt die allgemeine oder philoſophiſche Grammatik, welche ohne Rückſicht auf eine vorhandene Sprache, nach den Geſetzen des Denkens und den Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes dabei ein ideales Sprachgebäude aufführt, das von jeder menſchlichen Sprache mehr oder weniger, von keiner aber vollſtändig erreicht wird, noch erreicht werden kann. (Vergl. Sprachlehre). Bei den Alten hatte das Wort Grammatik urſprünglich einen ganz andern, weit umfaſſendern Sinn. Sie nannten Grammatik den Unterricht, nicht bloß in der Sprachkunde, ſondern auch hauptſächlich in der Dichtkunſt, Redekunſt, Geſchichte, und ſelbſt in den erſten Anfangsgründen der Philoſophie, in ſo fern ſie bei jenen anwendbar war; daher hießen Grammatiker ſolche Gelehrte, welche in allen dieſen Wiſſenſchaften Unterricht ertheilten. Die Kunſt aber, bloß richtig zu reden, zu leſen und zu ſchreiben, alſo nur einen Theil der Grammatik, nannten ſie Grammatiſtik, und die Lehrer derſelben Grammatiſten. Mit dieſer Wiſſenſchaft wurde beim Unterricht der Jugend der Anfang gemacht. Unter den griechiſchen Grammatikern waren die ſogenannten Scholiaſten die wichtigſten; bei den Römern hießen ſie auch Profeſſores, Literati und Literatores.

Gramme, die Einheit des Gewichts in Frankreich, welches die ehemaligen Gros oder Quentchen erſetzt. Es werden daraus durch Multiplication oder Diviſion alle größern oder kleinern Gewichte gemacht. So iſt z. B. das Decagramme ein Gewicht von 10 Grammen, ſo viel als $2\frac{2}{3}$ Quentchen; das Hectogramme ein Gewicht von 100 Grammen, macht $1\frac{1}{4}$ Unze; das Kylogramme oder Kilogramme ein Gewicht von 1000 Grammen, 2 Pfund und faſt 6 Quentchen; das Myriagramme ein Gewicht von 10,000 Grammen, beinahe $20\frac{1}{2}$ Pfund; es hieß anfangs Centibar. Das Decigramme iſt ein Zehntheil des Grammes, beinahe 2 Grän ſchwer; Centigramme $\frac{1}{100}$ des Grammes, beinahe $\frac{1}{5}$ Grän; Milligramme, ein Tauſendtheil des Grammes, beinahe $\frac{1}{50}$ Grän; es vertritt die Stelle des ehemaligen Karats.

Grammont (Philibert, Graf von), ſ. Hamilton (Anton Graf).

Gran, ein Goldgewicht, ſo viel als ein halbes Loth; deßgleichen ein Apothekergewicht, der 60ſte Theil eines Quentchens. Grän oder Green, ein kleines Goldgewicht, der dritte Theil eines Grans, oder das Zwölftel eines Karats; beim Silber der 18te Theil eines Loths, oder der 24ſte Theil eines Pfenniggewichts; überhaupt der 238ſte Theil einer Mark.

Granada, eine Provinz oder ein Königreich in Spanien. (S. Spanien.) Die Hauptſtadt gleiches Namens am Fluſſe Xenil, unter einem ſehr angenehmen und geſunden Himmelsſtriche, zählt über 50,000 Einwohner. In der prächtigen Domkirche ſind die Grabmähler Ferdinands des Catholiſchen und der Königin Iſabelle, welche das Königreich eroberten. Neugranada oder das goldene Caſtilien, ſ. Südamerika.

Granat iſt eine zum Kieſelgeſchlechte gehörige Steinart, die ihren Namen vom latein. Worte Granum erhielt, weil ſie gewöhnlich in rundlichen Körnern vorkommt. Es gibt zwei Arten deſſelben, den edlen und gemeinen Granat. Der edle Granat heißt auch Karfunkel, böhmiſcher, morgenländiſcher, orientaliſcher und ſiriſcher Granat, von einer zerſtörten Stadt Sirian in Pegu. Er iſt gewöhnlich blutcolombin- und dunkelcarmoiſinroth, ſeltener kirſchcochenil-, roſenhyacinth- und bräunlichroth. Er kommt cryſtalliſirt vor in rundlichen Körnern, in Säulen und Pyramiden, durchſichtig, aber auch nur an den Kanten durchſcheinend und iſt viel härter als der Quarz. Man findet ihn zuweilen groß, öfters aber nur von mittler Größe und am gewöhnlichſten klein. Den blutrothen Granat nennt man gewöhnlich böhmiſchen, den carmoiſin- und colombinrothen, die mehr blau in ihrer Miſchung haben, allgemein orientaliſchen Granat, er mag übrigens her ſeyn, wo er will. Der edle Granat wird vorzüglich gefunden in Äthiopien und Madagascar; in Braſilien, Pegu, Ceylon und Sibirien; in Böhmen um Bilin, in Sachſen um Zöbliß ꝛc., in Salzburg, Kärnthen, Steyermark, Schleſien, Schweiz ꝛc. Die reinen ſchönen durchſichtigen Granaten werden wie andere Edelſteine geſchliffen. Auch werden ſie mit Diamanten durchbohrt, alsdann facettirt, und als Hals- und Armſchmuck getragen. Die ganz kleinen Granaten endlich werden als Ausſchuß theils in die Apotheken zum Tariren, theils zu Gartenverzierungen, theils zerſtoßen anſtatt des Schmirgels zum Schleifen weicherer Steine pfundweiſe verkauft. Der gemeine Granat hingegen kommt am gewöhnlichſten von oliven-, lauch-, berg-, piſtacien- und ſpargelgrüner und leber-, röthlich- und gelblichbrauner Farbe in Böhmen, Sachſen, Salzburg, Banat, Schweden ꝛc. vor. Er iſt am meiſten nur durchſcheinend, ſelten halbdurchſichtig.

Granatbaum, ein in beiden Indien, im Morgenland und in Südeuropa wachſender Baum mit länglichen, ſchmalen, dicken, glänzend grünen Blättern und ſehr ſchönen hochrothen Blüthen, deren es einfache und gefüllte gibt und derentwegen allein man ihn in nördlichern Gegenden zieht, wo die wohlſchmeckenden Früchte deſſelben, welche Granatäpfel heißen, nicht zur Reife kommen.

Granaten, Granaden, Grenaden, ſind mit Kernpulver oder einem andern das Sprengen erzeugenden Satz angefüllte, hohle, eiſerne Kugeln mit einer Brandröhre, kleiner als die Bom-

ben, übrigens dieſen völlig ähnlich, werden aber nicht, wie die Bomben, aus Mörſern, ſondern aus Haubitzen geworfen. Ehedem waren auch kleinere einpfündige Granaten üblich, welche mit der Hand geworfen wurden und daher Handgranaten hießen. Von dieſen bekamen die Soldaten, welche ſie warfen, den Namen Granatier oder Grenadier. Ludwig XIV. brachte ſie im J. 1667 zuerſt auf. Gegenwärtig, wo das Werfen der Handgranaten nicht mehr üblich iſt, haben die Grenadiere dieſe Beſtimmung verloren und ſind den übrigen Linientruppen gleich. Sie bilden jetzt den Kern einer Armee, und unterſcheiden ſich durch erhöhten Sold, das Zeichen der Granate auf einigen Montirungsſtücken und durch ihre Mützen, die aber als unbequem und unzweckmäßig gegenwärtig größtentheils auch abgeſchafft ſind. Sonſt fanden ſie nur bei der Infanterie Statt, aber bei der franzöſiſchen Armee ſind auch reitende Grenadiere eingeführt, welche theils einzelne Compagnien bei den Regimentern, theils eigne Regimenter (Grenadiers-à-cheval) bilden, und dann zur ſchweren Cavallerie gehören.

Grandes. Im caſtiliſchen Reiche gab es, wie in dem benachbarten Aragon, eine Stufenfolge unter den Edeln des Landes, die theils zum hohen, theils zum niedern Adel gehörten. Jenen bildeten die ſogenannten Ricos Hombres (wörtlich: reiche Männer), dieſen die Ritter (Cavalleros) und die Edelbürtigen (Hidalgos). In der Entſtehungsart der neuchriſtlichen Staaten, welche im fortdauernden Kampfe gegen die Araber ſich bildeten und vergrößerten, war es gegründet, daß der hohe Adel, die Abkömmlinge der Männer, die den erſten Waffenbund zur Befreiung des Vaterlandes geſchloſſen hatten, einen bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Der König war durch ſie beſchränkt in ſeiner Gewalt, ſie ſtanden ihm als geborne Rathgeber zur Seite und hatten die erſten Anſprüche auf die höchſten Staatsämter. Schon im 13ten Jahrhunderte ward dieſer Anſpruch denjenigen Adelsgeſchlechtern, die ſich durch Reichthum und alten Beſitz der Fürſtengunſt vor Andern die Achtung des Volks erworben hatten, geſetzlich zuerkannt, und ſelbſt der Name Grandes kommt um dieſe Zeit ſchon in dem Geſetzbuche (Las siete partidas) vor, welches Alphons X. dem caſtiliſchen Reiche gab. Jene Auszeichnung gebührte nur den Erſten unter dem hohen Adel, denn viele wurden zu dieſem gerechnet, die nicht Grandes hießen; aber keiner ward Grande genannt, der nicht Rico Hombre war, das iſt, aus einem angeſehenen altadeligen Geſchlechte ſtammte. Grandes hießen theils die Verwandten des königlichen Hauſes, theils diejenigen, durch Güterreichthum ausgezeichneten Männer aus dem hohen Lehnadel, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker als ihre Söldner zu werben, und dies gab ihnen einen Vorrang vor den Ricos Hombres, der in der Regel auf ihre Nachkommen forterbte. Sie theilten, als Ricos Hombres, alle Vorrechte des hohen Adels; ſie beſaßen, wie dieſer, gewiſſe Soldgüter (Königslehne, Herrenlehne genannt), für deren Einkünfte ſie dem Könige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Lanzen (deren jede aus einem Ritter mit vier bis fünf gerüſteten Leuten beſtand) dienen mußten, und konnten dieſe Lehne nur in gewiſſen geſetzlich beſtimmten Fällen verlieren; ſie waren, da ſie dem König im Kriege mit Hab und Leben dienten, frei von Steuern; ſie durften, ohne beſondern Auftrag des Königs, vor keinen bür-

gerlichen oder peinlichen Richter gefodert werden, und konnten während der Anarchie des Mittelalters ſammt ihren Vaſallen ungehindert das Reich verlaſſen und dem vaterländiſchen Geſetz und der Lehnpflicht ſich entziehen, um einem andern Fürſten, ſelbſt gegen ihren vorigen Gebieter, zu dienen, ohne daß es ihnen als Hochverrath zugerechnet ward. Außer dieſen allgemeinen Vorrechten des hohen Adels und dem Anſpruch auf die erſten Staatswürden, ſtanden den Grandes noch einige Auszeichnungen zu, worunter beſonders das Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs das Haupt zu bedecken; ein altes Vorrecht in Spanien, das aus dem Geiſte einer beſchränkten Feudal-Monarchie hervorging, aber auch den Adelswürden, den ſogenannten Titulos (Betitelten, d. i. Herzogen, Grafen) zuſtand. Der König nannte ſie: mein Vetter (my primo) während er die übrigen Beſitzer hoher Adelswürden nur: mein Verwandter (my pariente) nannte. Auf den Reichstagen ſaßen ſie unmittelbar nach den Prälaten vor den Titulos. Sie hatten freien Zutritt in den Palaſt und die Gemächer des Königs, und bei feierlichen Handlungen in der königlichen Capelle ſaßen ſie zunächſt am Altare. Ihre Gemahlinnen theilten die äußern Vorzüge der männlichen Würde, die Königin ſtand vor ihnen von ihrem Sitz auf, ſie zu empfangen, und es wurden Kiſſen für ſie auf den erhöhten Polſterſitz (estrado) gelegt. Seit Ferdinand und Iſabella, durch den kraftvollen Ximenez geleitet und unterſtützt, die Macht des Lehnadels gebrochen hatten, wurden die alten Vorrechte des hohen Adels geſchmälert und am Ende des 15ten Jahrhunderts verlor ſich der Name der Ricos Hombres mit ihren Vorrechten. So wenig Ferdinands Nachfolger, Carl V. (in Spanien I.), im Allgemeinen das Streben nach unbeſchränkter Königsgewalt aufgab, ſo fand er doch manche Veranlaſſungen, die ihn vermochten, einige von den Großen des Reichs ſich zu verbinden, und andere für die wichtigen Dienſte, welche ſie ihm bei der Unterdrückung des Aufſtandes der Stadtgemeinden geleiſtet hatten, zu belohnen. Was alter Gebrauch ſchon eingeführt und in der Achtung des Volks ſich befeſtigt hatte, ward von ihm auch durch den Namen Grandeza ausgezeichnet, und zu einer beſondern Adelswürde erhoben, deren Vorrechte beſtimmt wurden, aber meiſt nur in äußern Auszeichnungen beſtanden. Denn die Macht, welche der Lehnadel in frühern Zeiten beſeſſen, ſollte er freilich nicht wieder erhalten, und was unter Ferdinand und Iſabella ſchlau begonnen war, ſollte ſtandhaft durchgeführt werden, aus dem unabhängigen Lehnadel einen abhängigen Hofadel zu machen. Zu jenen Auszeichnungen gehörte vorzüglich das alte Recht, ſich vor dem Könige zu bedecken, das auch diejenigen beſaßen, welche die Grandeza nicht erblich, ſondern nur auf Lebzeit erhielten. Nicht eher aber durfte der Grande ſich bedecken, bis der König es ihm geheißen, obgleich es kein Beiſpiel gab, daß einem Grande, deſſen Geſchlecht im Beſitze dieſes Vorrechts war, nicht wäre befohlen worden, es auszuüben. Die Art, wie der König dieſen Befehl ertheilte, bezeichnete einen dreifachen Rangunterſchied der Grandes, welcher auf den Beſitzſtand und den Umfang der Verdienſte ihrer Geſchlechter gegründet war. Einigen befahl der König, ſich zu bedecken, ehe ſie ihn angeredet hatten; dies waren die Grandes der erſten Claſſe; Andere erhielten den Befehl, ſobald ſie geredet hatten, und ſie hörten ſeine Antwort mit

bedecktem Haupte, die Grandes der zweiten Claſſe: und wieder Andere empfingen des Königs Befehl erſt nach ſeiner Antwort, die Grandes der dritten Claſſe. In neuern Zeiten war dieſer Rangunterſchied zwar veraltet, aber es gab doch noch drei Claſſen von Grandes, welche freilich nur ſehr unweſentlich unterſchieden waren. Alle Grandes, von welcher Claſſe ſie auch ſeyn mochten, genoſſen bis auf die neueſte Staatsveränderung, außer dem angegebenen Vorrechte, noch die Vorzüge, daß ſie den Excellenztitel führten, und daß, wenn ſie durch den Saal der Garden im königlichen Palaſte gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein Zeichen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präſentiren. Andere Auszeichnungen hatten ſie nicht vor dem übrigen hohen Adel. Sie bildeten keinen beſondern Verein, wie ehedem die Herzoge und Pairs in Frankreich, und keine hohe Würde war ihnen ausſchließend beſtimmt, ausgenommen höchſtens die Würde eines Oberſtallmeiſters, eines Oberkammerherrn und eines Hauptmanns der Hellebardirer-Garde, aber ſelbſt bei der Ernennung zu dieſen Hofämtern war des Königs Willkür im Grunde gar nicht beſchränkt. Während der kurzen Herrſchaft der neuen franzöſiſchen Dynaſtie war die alte Grandeswürde aufgehoben, und keine Adelswürde war gültig, die ſich nicht auf eine Verleihung oder Beſtätigung des neuen Herrſchers gründete. R.

Granit. Dieſe harte Gebirgsart, aus welcher die Urgebirge und überhaupt die größten und höchſten Bergketten beſtehen, macht eine Hauptmaſſe unſerer Erdfläche aus. An der Luft verwittert ſie mit der Zeit und löſ't ſich zu einem Sande auf, aus welchem vermittelſt bindender Feuchtigkeiten unter gewiſſen Umſtänden wiederum neuer Granit gebildet wird. Der Granit gehört zu den gemengten Gebirgsarten und zwar ſind die ihn bildenden Stoffe urſprünglich in einander gewachſen; dieſe ſind Quarz, Feldſpath und Glimmer, oft auch andere Mineralien. Nach Verſchiedenheit ſeiner Beſtandtheile und ihrer Miſchung iſt auch ſeine Farbe verſchieden. Man unterſcheidet mehrere Hauptarten: 1. den eigentlichen Granit, der bloß aus den angegebenen drei Gebirgsarten beſteht; 2. Aftergranit, welcher z. B. ſtatt des Glimmers Hornblende enthält; 3. übermengten Granit, in welchem zu den drei eigentlichen Subſtanzen noch Hornblende gemiſcht iſt; 4. Halbgranit, der nur aus Hornblende und Feldſpath, oder auch aus Feldſpath und Glimmer beſteht.

Granvella (Anton Perrenot, Cardinal von), Miniſter Carls V. und Philipps II. und einer der geſchickteſten Staatsmänner des 16ten Jahrhunderts, war 1517 zu Ornans in der Grafſchaft Burgund geboren; ſtudirte mit großem Eifer zu Padua, dann Theologie zu Löwen, und ward darauf von ſeinem Vater in die Staatsgeſchäfte eingeführt. Im Beſitz von ſieben Sprachen, die er ſämmtlich mit Leichtigkeit ſprach, mit ſeltenem Scharfblick und unermüdlicher Geduld ausgeſtattet, dabei von einnehmender Geſtalt und gefälligen Sitten, folgte er ganz ſeinem Ehrgeiz, dem keine Würde im Staate zu hoch erſchien. In ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre zum Biſchof von Arras ernannt, begleitete er ſeinen Vater auf den Reichstag nach Worms und Regensburg, wo beide Unterhändler vergebens bemüht waren, die ausgebrochenen Religionsunruhen zu unterdrücken. Auch dem tridentiſchen Concilium wohnte er bei und ſuchte hier die Chriſtenheit für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen. Als nach der Schlacht bei Mühlberg die

Proteſtanten Frieden begehrten, ward Granvella mit Abfaſſung der Bedingungen beauftragt; und er täuſchte den Landgrafen von Heſſen, dem man die Freiheit zugeſichert hatte. Zu gleicher Zeit ließ Granvella Coſtnitz den Proteſtanten durch Überfall entreißen. Im J. 1550 ward er Staatsrath; er bewahrte die Reichsſiegel. Die Unruhen in Deutſchland dauerten fort und im J. 1552 wäre der Kaiſer von den Proteſtanten in Inſpruck beinahe gefangen worden. Er floh bei Nacht in einer Senfte und Granvella begleitete ihn mit eingelegter Lanze. Der paſſauer Vertrag, welcher bald darauf Deutſchland rettete, machte Granvella's Geſchicklichkeit große Ehre. Im J. 1553 unterhandelte er die Vermählung Don Philipps mit Maria von England, welche Spaniens Macht auf den höchſten Gipfel bringen ſollte. Zwar wurden dieſe Abſichten durch Maria's kinderloſen Tod vereitelt, indeß hatte Granvella's Eifer ihm die Gunſt Philipps II. gewonnen. Den erſten Beweis davon empfing er dadurch, daß Philipp ihm auftrug, die Rede, welche Carl V. bei ſeiner Abdankung vor den flanderiſchen Ständen hielt, zu beantworten. Granvella ſprach auf eine des großen Gegenſtandes vollkommen würdige Art. Der Waffenſtillſtand von Vaucelles hatte die Ruhe zwiſchen Frankreich und Spanien auf fünf Jahre hergeſtellt. Heinrich II. brach ihn und nach anfänglichen Unfällen ward ihm das Glück günſtig. Granvella knüpfte daher Unterhandlungen an und unterzeichnete 1559 den Frieden zu Chateau-Cambreſis. Philipp verließ ſofort die bereits höchſt unzufriedenen und mißvergnügten Niederlande und ließ Margaretha von Parma als Statthalterin und Granvella als ihren Miniſter zurück. Auf dieſem Poſten mußte ihn der Haß des Volks treffen, das alle ſtrengen Maßregeln ihm zur Laſt legte, während ſeine Feinde bei Philipp vorgaben, daß ſeine Schwäche und Milde die Fortſchritte der neuen Lehre befördere. Philipp aber kannte die Talente ſeines Miniſters beſſer und ernannte ihn zum Erzbiſchof von Mecheln. Sein Eifer für die Wiederberufung des tridentiſchen Conciliums und die Unterdrückung des Bajanismus erwarben ihm den Cardinalshut. Granvella's Feinde ließen indeß nicht ab, ihn mit den verhaßteſten Anklagen zu verfolgen, ſie wußten auch die ſchwache Margaretha gegen ihn einzunehmen, und ſo ertheilte ihm endlich 1564 Philipp den Befehl, in die Franche-Comté zurückzukehren. Nur zu bald erkannte Margaretha ihren Fehler, ſich eines ſo treuen und eifrigen Miniſters beraubt zu haben. Sie ſuchte ihn vergeblich zur Rückkehr zu bewegen. Granvella verlebte jetzt fünf Jahre unter Studien und im Umgang mit Gelehrten. Er wohnte dem Conclave bei, das Pius V. zum Papſt erwählte. Im J. 1570 ſandte ihn Philipp abermals nach Rom, um mit dem Papſt und den Venetianern ein Bündniß gegen die Türken zu ſchließen. Dieſe bedrohten Neapel, wohin Granvella als Vicekönig geſandt wurde. Er traf hier unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen nicht nur die zweckmäßigſten Vertheidigungsmaßregeln, ſondern gab auch die trefflichſten Verordnungen für den innern Wohlſtand, und Neapel durfte von ſeiner Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit noch größere Vortheile erwarten, als er plötzlich 1575 in den Staatsrath berufen wurde. Philipp, eiferſüchtig auf den Ruhm, ſelbſt zu regieren, begnügte ſich, Granvella den Titel eines Präſidenten des höchſten Raths von Italien und Caſtilien zu ertheilen, ſo daß der Cardinal zwar nicht dem Namen nach, aber in der That erſter Miniſter war. Als ſolcher unterhandelte

er mit Gewandtheit die Vereinigung Portugals mit Spanien, war Zeuge des von ihm vorausgeſehenen Aufſtandes der Niederlande und ſchloß die Verbindung der Infantin Catharina mit dem Herzog von Savoyen, die ein Meiſterſtück der Politik war, indem Frankreichs Planen auf Mailand dadurch kräftigſt entgegengewirkt wurde. So raſtlos beſchäftigt ſtarb er 1586 an der Schwindſucht. Wie man auch über Granvella urtheilen mag, ſo muß man ihm doch mehrere von den Eigenſchaften, die einem großen Miniſter nöthig ſind, zugeſtehen. Er war unermüdlich, feſt in ſeinen Entſchlüſſen, von ſcharfem Blick, hochgeſinnt, untadelhaft in der Verwaltung, gemäßigt ſelbſt gegen ſeine ſchwächern Feinde, und ſtets für Spanien und die Religion thätig.

Gränze des menſchlichen Geiſtes iſt beſtimmt durch die Geſetze, an welche das geſammte Vermögen des menſchlichen Geiſtes bei ſeiner Wirkſamkeit gebunden iſt. Da indeſſen der menſchliche Geiſt einer ins Unendliche fortſchreitenden Vervollkommnung fähig iſt, ſo kann jene Gränze nicht als eine für alle Zeiten unveränderlich beſtimmte, ſondern nur als eine ſolche angeſehen werden, die für die jedesmalige Form und Sphäre ſeiner Exiſtenz gültig iſt. So hat das Erkenntnißvermögen unſers Geiſtes in der gegenwärtigen Periode unſers Daſeyns allerdings ſeine Gränze, ſo daß, wenn wir uns nicht innerhalb dieſer Gränze halten wollen, nur eine eingebildete oder angemaßte (transſcendente) Erkenntniß daraus entſtehen kann. Aber daraus folgt nicht, daß unſer Erkenntnißvermögen immer nur innerhalb dieſer Gränze wirkſam ſeyn könne. Vielmehr läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ſich dieſe Gränze immer mehr erweitern werde, wenn auch der menſchliche Geiſt wegen ſeiner Endlichkeit immerfort irgendwo eine Gränze ſeiner Wirkſamkeit finden muß. Nur der unendliche Geiſt wird als ein ſolcher gedacht, dem keine Gränze ſeiner Wirkſamkeit geſetzt iſt, ob wir uns gleich eben darum keine Vorſtellung von ſeiner Wirkſamkeit machen können.

Graphit iſt theils ein Geſchlechts-, theils ein Gattungsname. Man bezeichnet damit gewiſſe Mineralien, welche zu den brennlichen gehören; Graphit, als Geſchlecht betrachtet, enthält zwei Gattungen, wovon die eine Kohlenblende, die andere Reißblei genannt wird.

Gras. Mit dieſem im gemeinen Leben unbeſtimmten Worte benennt man in der Botanik ein ſolches Gewächs, das einen hohlen mit Knoten und Gelenken verſehenen Stengel hat, der hier Halm heißt. Die Blätter ſind lang, ſchmal und geſtreift, ſie ſitzen nicht, wie andere Pflanzenblätter, auf Stielen, ſondern endigen ſich unten in einer Scheide, die den Halm umſchließt. Die Blüthen ſind klein, meiſt grünlich von Farbe und haben Spelzen; ſie bringen nur einzelne Samenkörner. Die Knoten der Gräſer ſchlagen, wenn ſie mit Erde bedeckt werden, wieder Wurzeln, und hierauf gründet ſich die künſtliche Vermehrung des Getraides, von dem viele Arten zu den Gräſern gehören. Demnach ſind die Gräſer ein Hauptnahrungsmittel der Menſchen und Thiere.

Graſſi (Joſeph), bis 1816 Profeſſor und Director der Mahlerakademie zu Dresden. Er hat ſich beſonders unter den Porträtmahlern einen vorzüglichen Rang erworben. Meiſterhaft ſchöne Behandlung verbunden mit täuſchender Ähnlichkeit zeichnen ſeine Bilder auf das vortheilhafteſte aus. Er verließ Dresden 1816 und ging

nach Rom zurück, wo der König von Sachſen ihm zum Director der ſächſiſchen Kunſtſchule ernannte.

Graſſini (Madame), Kammerſängerin des ehemaligen Kaiſers Napoleon, ſingt einen Contrealt von ſeltener Schönheit mit einer noch ſeltenern Gewandtheit.

Gratians Decret, ſ. Canoniſches Recht.

Gratius, mit dem Beinamen Faliſcus, von ſeiner Vaterſtadt Falerii, war ein Zeitgenoſſe und Freund Ovids, der ihn mit Lob erwähnt. Dies iſt aber auch das einzige Zeugniß über ihn von den Alten. Wir beſitzen von ihm ein am Ende mangelhaftes Gedicht über die Jagd mit Hunden, Cynegeticon, deſſen erſte Entdeckung man dem Sannazar zuſchreibt. Es iſt gewöhnlich mit dem Nemeſian und Calpurnius zuſammen herausgegeben. Die beſten Ausgaben ſind von Kämpfer, Leyden 1728, 4., und von Burmann in den Poetae latini minores, Leyden 1731.

Grattan (Henry), Repräſentant der irländiſchen Hauptſtadt (Dublin) im vereinigten königlich-großbritanniſchen Parlament, der berühmte Verfechter der Rechte und Freiheiten ſeines Vaterlandes in allen wichtigen Angelegenheiten deſſelben, namentlich in der Emancipation (ſ. den Art.) der Catholiken, iſt im J. 1751 zu Dublin geboren, wo ſein Vater, der ein beträchtliches Vermögen beſaß, Beiſitzer des Stadtgerichts war. Schon im Jahr 1772 trat er in das öffentliche Leben als Rechtsanwald ein. Bei ſeinem großen Rednertalent wurde er bald Mitglied des irländiſchen Parlaments, und machte ſich durch ſeinen Eifer für die Unabhängigkeit Irlands ſo bemerkbar, daß man ihm eine Summe von 50,000 Pf. Sterl. für ſeine Dienſte votirte. Man nannte ihn Irlands Fox. Er trug viel dazu bei, daß 1779 der irländiſche Handel frei gegeben wurde, und das irländiſche Parlament 1782 das Recht der eigenen Geſetzgebung wiedererhielt. Im Jahr 1797 zog er ſich eine Zeit lang von den ihm verleideten öffentlichen Geſchäften zurück, trat aber im J. 1800 wieder auf, um ſich der Union (der allgemeinen Vereinigung Irlands mit England und Schottland) zu widerſetzen. Er hatte deßhalb mit Herrn Corry, der für die Union war, ein Duell, in welchem er ihn verwundete. Seit 1810 bis jetzt hat er für die Emancipation mit großer Kraft gekämpft. Im J. 1815 ſprach er im Sinne der Miniſter für den Krieg gegen Buonaparte. Sein Äußeres iſt unanſehnlich. Als Redner vereinigt er mit aller Fülle der Beredſamkeit politiſchen Scharfblick, vielſeitige Kenntniſſe und einen gebildeten Geſchmack. Nach der Union ward er für den Marktflecken Malton in Irland zum Repräſentanten beim königlichen Parlament erwählt, in welchem er ſich an die Oppoſitionspartei angeſchloſſen.

Grau in Grau, Monochromata, (franzöſiſch Camayeu, auch Grisaille, ital. Chiaroscura) ſind eigentlich Mahlereien von einerlei Farbe, dieſe mag ſeyn, welche ſie will, wobei bloß Licht und Schatten beobachtet und in ihren gehörigen Verſchließungen und Abſtufungen nachgeahmt werden. — Camayeu, nennt man auch wohl Darſtellungen von zwei oder drei Farben, wobei keine genauere Nachbildung der Farben der Natur gedenkbar iſt. Man verfiel auf die Grau in Grau Manier, als man den Mangel der Basreliefs durch Mahlerei erſetzen wollte.

Graubünden, das obere Rhätien der Alten, ſonſt unabhängig, iſt ſeit 1798 einer der ſchweizer Cantone. Begränzt iſt es im Nor-

den von Glarus, St. Gallen und dem Vorarlberg; im Oſten von Tyrol; im Süden von Veltlin, Mailand und dem Canton Teſſino; im Weſten vom Canton Uri. Es iſt der größte unter den ſchweizer Cantonen, da ſich der Flächeninhalt auf 140 deutſche Q.Meilen erſtreckt. Es wird in fünf große Hauptthäler eingetheilt, ſo wie ſich die Nation in drei Bunde abtheilt. Was jene geographiſche Eintheilung betrifft, ſo heißt das erſte Thal das des hintern Rheins; dies ſchließt den Rheinwald, das Schamſerthal, die Via Mala, und das Domleſchthal in ſich. Das letztere wird durch den hintern Rhein gebildet, iſt das mildeſte Land in Graubünden und enthält 22 Dörfer, in denen das Romaniſche, ein Gemiſch aus Latein, Deutſch und Italieniſch, geſprochen wird. Das Schamſerthal enthält bei 1½ Meile Länge 8—9 treffliche Dörfer. Zwiſchen dieſem und dem Rheinwald iſt die fürchterliche Via Mala, welche durch den hintern Rhein gebildet wird. Hier und in dem Rheinwald dauert der Winter wegen der Höhe der Gebirge neun Monate. Hier gehen zwei ſchreckliche Wege nach Italien, über den Splügen und über den Bernhard. Jenen überſtiegen i. J. 1800 die Franzoſen unter Macdonald, dieſen wagte Le Courbe mit einer bedeutenden Abtheilung des franzöſiſchen Heeres i. J. 1797 zu betreten. Das zweite Thal iſt das des vordern Rheins, welches, von der weſtlichen Gränze und dem Gotthard her, ſich bis nach Chur und Luzienſteg erſtreckt. Hier ſind die intereſſanteſten Punkte: die alte Benedictinerabtei Diſſeatis, deren literariſche Schätze aber nebſt den alten Gebäuden die Franzoſen i. J. 1799 ihrer Rachſucht opferten, ferner Jlanz (die Stadt), und das alte Chur, wo man noch viel römiſche Alterthümer und Münzen findet. Das dritte Thal iſt Engadin, oder das obere Innthal, welches ſich von Südweſt nach Nordoſt erſtreckt, zwar keine bedeutende Stadt, aber deſto mehr unvergleichliche mahleriſche Anſichten enthält. Das vierte Thal wird von der Albula gebildet, die auf dem Julier- und Septimerberge entſpringt, und ſich bei Thuſis in den hintern Rhein ergießt. Endlich das fünfte heißt Brettigau, liegt ganz an der nördlichen Gränze, in der Nähe von Vorarlberg, und Mayenfeld iſt die Hauptſtadt. Die drei Bunde, in welche ſich die Nation theilt, ſind der Bund des Hauſes Gottes, deſſen Hauptſtadt Chur, der graue Bund, der ſich nach Jlanz hält, und der Bund der 10 Gerichte, welcher Davos als ſeinen Hauptort anſieht. An dieſen drei Orten verſammeln ſich jährlich im September 63 Abgeordnete der Bunde unter drei Anführern, berathſchlagen über das Wohl des Landes und ſchlichten die Rechtshändel in der letzten Inſtanz. Was die Religion betrifft, ſo bekennen ſich ungefähr ⅔ der Einwohner zu der helvetiſch proteſtantiſchen Kirche. Aber die Geiſtlichen haben ein ſo ſchlechtes Einkommen, daß ſie ſich durchgehends nebenher auf den Handel legen müſſen, um leben zu können. Nur eine einzige lateiniſche Schule iſt in Chur. Die Volkszahl ſchätzt man auf 80,000 Seelen. Von dieſen reden etwa 10,000 einen italieniſchen Dialect, und zwar in Engadin, etwa 28,000 ſprechen ſchweizeriſch deutſch und über 36,000, beſonders an den Quellen des Rheins, das ſogenannte Rumonſche und Ladiniſche. Dieſe Sprache iſt höchſt intereſſant, weil ſie ein Überbleibſel der alten Romana rustica iſt. Der Handel der Graubündner iſt ſehr beſchränkt und wird durch die fürchterlichen Engpäſſe ihrer Gränzen ungemein gehindert. Man führt, hauptſächlich nach Mailand, Vieh, Käſe, Steinkohlen und ſeltene Foſſilien aus, muß aber dafür Korn, Salz, Leinwand und Tücher vom Auslande nehmen.

Graun (Carl Heinrich), Capellmeiſter Friedrichs II., ward 1701 zu Wahrenbrück in Sachſen geboren, woſelbſt ſein Vater Acciſe-Einnehmer war. Er war von drei Brüdern der jüngſte. Sein Vater ſchickte ihn im Jahr 1713 mit ſeinem zweiten Bruder Johann Gottlieb in die Kreuzſchule nach Dresden. Seine ſchöne Stimme erwarb ihm kurze Zeit darauf die Stelle als Rathscantor in dieſer Stadt. Der Cantor Grundig unterrichtete ihn in der Vocalmuſik und der Organiſt Pezold lehrte ihn das Clavier. Unter andern übte er ſich für ſich ſelbſt durch das Studium der Cantaten von Kaiſer, welche den Titel führen: Die muſikaliſche Landluſt. Er lernte ſie faſt auswendig, und ſeine Compoſitionen ſind in dem Charakter derſelben. Als ſeine Stimme zum Tenor übergegangen war, fing er an, die Compoſition unter der Anleitung des Capellmeiſters Schmidt in Dresden zu ſtudiren. Während er das Studium des Contrapunkts verfolgte, war er zugleich bemüht, ſeine Einbildungskraft zu bereichern, und ſeinen Geſchmack als Sänger zu bilden. Dazu dienten ihm die Opern von Lotti und Heinrichen, welche eine erleſene Operiſtengeſellſchaft damals in Dresden gab. Im Jahr 1720 verließ er die Kreuzſchule, und begann für die Kirche zu componiren. Seine Verbindung mit Piſendel und dem berühmten Lautenſpieler Weiß, und die Hülfe des Doctor Löſcher, des Architekten Karger und des Ceremonienmeiſters und Hofpoeten König waren ihm dabei von dem größten Nutzen; aber beſonders war es die Empfehlung des Letztern, welche ihm den Weg zum Glück öffnete, indem ſie ihm die durch Haſſe's Abgang erledigte Stelle eines Tenoriſten zu Braunſchweig verſchaffte. Graun erhielt eine Rolle in der Oper, welche während des Carnevals gegeben werden ſollte, und reiſ'te zu Neujahr 1725 nach Braunſchweig ab. Da die Arien in ſeiner Rolle, wie Schurmann ſie componirt hatte, nicht nach ſeinem Geſchmack waren, verfertigte er eine andere Muſik für ſelbige, und ſang ſie zur großen Zufriedenheit des Hofes. Dieſer Verſuch ſeines Talentes verſchaffte ihm den Auftrag, die Oper, welche nächſten Sommer gegeben werden ſollte, in Muſik zu ſetzen, und zugleich den Poſten eines Vice-Capellmeiſters. Unterdeß fuhr er fort, in jeder Oper bald ſeine eigenen, bald fremde Compoſitionen zu ſingen. So verlebte er, allgemein geachtet, mehrere Jahre, bis der Kronprinz von Preußen ihn ſich vom Herzog Ferdinand Albrecht erbat, um ihn als Kammerſänger bei ſeiner Capelle zu Reinsberg anzuſtellen. Graun ging im Jahr 1735 zu ſeiner neuen Beſtimmung ab. Die Beſchäftigungen ſeines neuen Amtes beſtanden in der Abfaſſung von Cantaten für die Concerte des Prinzen, welche er zugleich als Sänger vorzutragen hatte. Als der Prinz 1740 den Thron beſtieg, ernannte er ihn zu ſeinem Capellmeiſter, und ſchickte ihn nach Italien, um für die neu zu errichtende Oper die nöthigen Sänger und Sängerinnen zu engagiren. Graun ließ ſich auf dieſer Reiſe hören, indem er ſeine eigenen Compoſitionen ſang, und ward allgemein mit Beifall aufgenommen, ſelbſt von dem berühmten Bernachi. Nach ſeiner Rückkehr vermehrte der König ſeinen Gehalt auf 2000 Thaler, und Graun beſchäftigte ſich ſeitdem ununterbrochen mit Compoſitionen für die Oper, bis er am 8ten Auguſt 1759 ſtarb. Sein Haupttalent als Sänger beſtand in der Ausführung des Adagio, wiewohl er auch kräftige Partien mit Geſchmack und Leichtigkeit vortrug. Seine Stimme war ein hoher Tenor, dem es wohl an Nachdruck, aber nicht an Anmuth gebrach.

Der König vergoß Thränen, als er den Tod Grauns zu Dresden erfuhr. Man zählt ihn zu den beſten claſſiſchen Muſikern wegen ſeiner ſchönen Erfindung, des Charakters und Ausdrucks ſeiner Compoſitionen, ſeiner ſchönen Melodie, ſeiner reinen Harmonie, und der geſchickten Anwendung, die er von den Hülfsmitteln des Contrapunkts machte. Die erſten Compoſitionen, welche man von ihm kennt, ſind die Motetten, welche er in Dresden für die Kreuzſchule componirte. Später componirte er für den Cantor Reinholdt eine große Menge Kirchenſtücke. Die Zahl ſeiner Werke, die er in Braunſchweig, Reinsberg und Berlin verfertigte, iſt ſehr groß; es ſind darunter mehr als dreißig Opern. Seine Muſik zu dem Ramlerſchen Tod Jeſu wird insgemein für ſein Meiſterwerk angeſehen. Der Capellmeiſter Hiller hat Grauns Leben geſchrieben.

Grave zeigt in der Muſik eine langſame, ernſte Bewegung an. Soll dieſe in der Ausführung gehörig charakteriſirt werden können, ſo müſſen die Tonſtücke gewiſſe dem gemäße Einrichtungen haben; es würden z. B. lange Reihen gleiche Geltung habender Noten, ſtakkirte oder rollende Paſſagen als Hauptfiguren hier am unrechten Orte ſtehen, wenigſtens müſſen, wenn man dieſe Fälle annehmen, und ſich ſolche in vollſtimmigen Tonſtücken denken will, andere Stimmen den Charakter des Grave durch abſtechende Notengattungen behaupten und fühlbar machen. Punktirte Noten, Bindungen und dgl. ſcheinen im Grave vorzugsweiſe zu paſſen, und müſſen hier mit gewiſſenhafterer Präciſion vorgetragen werden, als ſonſt bei langſamen und ſangbaren Sätzen zu geſchehen pflegt.

Graveswein, eine gute Sorte Bordeaux-Wein. Es gibt weißen und rothen. Die rothen Gravesweine wachſen, wie die weißen, auf einem mehr oder weniger ſteinigen Boden. Sie haben wenigen oder gar keinen Göhr, aber viel Blume (bouquet). Man theilt ſie in vier Qualitäten ein, deren Preiſe zwiſchen 350 und 150 Livres variiren. Am vorzüglichſten iſt der Haut-Brion. Zu dem Graves rechnet man auch den ſchönen St. Emillion, an der Dordogne, nahe bei Libourne; er geht größtentheils nach dem Norden. Sonſt verſchickte man die Gravesweine faſt nach allen Ländern, weil ſie ſich ſehr gut auf langen Seereiſen halten.

Graviren heißt Figuren einſchneiden, es ſey in Holz, Metall oder Stein. Von der Kunſt, in Holz zu graviren, wird unter Holzſchneidekunſt, von der Kunſt, in Metall zu graviren, unter Kupferſtecherkunſt und ihren verſchiedenen Arten, wie auch unter Stempelſchneidekunſt, von der Kunſt, in Stein zu graviren endlich, wird unter Steinſchneidekunſt ausführlicher die Rede ſeyn.

Gravis, ſ. Accent.

Gravitation, Schwerkraft oder allgemeine Schwere, nennen wir die in der Körperwelt als allgemein angenommene Erſcheinung, daß alle Körper ohne eine äußere Urſache ſich einander zu nähern oder ſelbſt in der Entfernung anzuziehen ſtreben. Dies findet nicht nur bei allen auf der Erde befindlichen Körpern, ſondern auch bei den Himmelskörpern Statt. Erde und Mond, die Sonne und die umkreiſenden Planeten ziehen einander gegenſeitig an. Die Gravitation iſt der Grund, daß ein frei gelaſſener Stein gegen die Erde lothrecht hinabfällt, ſie iſt aber auch der Grund, daß große Gebirgsmaſſen leichte fallende Körper von ihrer lothrechten Richtung merklich ablenken und zu ſich hinziehen. Die Atomiſten, nach deren Lehren nur

von außenher eine Kraft auf die an ſich feſte Materie wirken kann, vermögen die Urſache der Gravitation nicht zu erklären. Nach der dynamiſtiſchen Lehrart beruht ſie auf den anziehenden Kräften, die der Materie weſentlich angehören, und womit die Körper in allen Entfernungen, und ſelbſt durch den leeren Raum auf einander wirken. Nach dieſem Syſteme liegt der Grund der allgemeinen Schwere in der Materie ſelbſt, und die allgemeine Erfahrung ſtimmt damit überein. Schon Anaxagoras kannte ſie, und Lucrez lehrt uns, daß ſie ein Satz des Epikureiſchen Syſtems war. Als man bei den Fortſchritten der Aſtronomie die Gewißheit erlangte, daß die Himmelskörper von kugelähnlicher Geſtalt ſeyen, und nach der Urſache dieſer Geſtalt forſchte, fand man keine andere, als die Schwere, nach welcher die Materie ein Beſtreben habe, ſich zu vereinigen, und nach einem gemeinſchaftlichen Punkte zu drängen. Aber das Geſetz, nach welchem die Gravitation wirkte, entdeckte Newton. Er fand, daß jedes materielle Element alle Körper in geradem Verhältniß und in umgekehrtem der Quadratzahl ſeiner Entfernung von denſelben anziehe. Aus dieſem Geſetze laſſen ſich alle die Erſcheinungen herleiten, welche unſer Sonnenſyſtem verbindet, nämlich die Bewegungen der Planeten um die Sonne, die Ungleichheiten des Mondlaufes, die Ungleichheit der Cometenbahnen, das Vorrücken der Nachtgleichen, die Schwankung der Erdaxe, die Störungen, welche die Planeten durch gegenſeitige Einwirkungen auf einander in ihren Bahnen leiden, die abgeplattete Geſtalt der Erde, des Jupiters u. ſ. w.

Grävius (Johann Georg), eigentlich Gräfe, ein berühmter Philolog und Kritiker, war im Jahr 1632 zu Naumburg in Sachſen geboren, ſtudirte in Schulpforte und hierauf zu Leipzig die Rechte, vornehmlich aber Humaniora, ging dann nach Holland, wo er zu Deventer zwei Jahre Gronovs Unterricht genoß, und ward, nachdem er 1656 als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Duisburg und 1658 an Gronovs Stelle zu Deventer angeſtellt geweſen, im Jahr 1662 auf den Lehrſtuhl der Beredſamkeit, Staatskunſt und Geſchichte nach Utrecht berufen. Hier lehrte er mit Auszeichnung, bildete treffliche Schüler, die aus ganz Europa ihm zuſtrömten, und ſtarb den 11ten Januar 1703. Aber auch als Schriftſteller erwarb er ſich um das griechiſche und römiſche Alterthum die entſchiedenſten Verdienſte. Seine Ausgaben des Heſiod, Cicero, Catull, Tibull, Properz, Juſtin, Sueton, Florus, Cäſar, der Briefe Cicero's u. A. ſind noch jetzt ſehr geſchätzt. Am wichtigſten jedoch ſind ſeine beiden großen Sammlungen, der Thesaurus antiquitatum romanarum, und der nach ſeinem Tode von Burmann beendigte Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae etc.

Gray (Johanna), war die Enkelin Mariens, der Schweſter Heinrichs VIII. und Gemahlin Gilforts, des Sohns Johann Dudley's, Herzogs von Northumberland. Nachdem Maria von König Ludwig XII. Witwe und kinderlos geblieben war, hatte ſie ſich mit Brandon, Herzog von Suffolk, dem Vater Johannens, vermählt. Der Herzog von Northumberland, welcher dem Herzog von Sommerſet in der Gunſt Eduards VI. gefolgt war, fürchtete, dieſer Fürſt möchte in kurzem der Schwäche ſeiner Korperconſtitution unterliegen, und fand kein anderes Mittel, ſein Anſehn zu behaupten, als die Prinzeſſinnen Marie und Eliſabeth vom Throne zu entfernen, und Johannen, ſeine Schwiegertochter, eine einſichtsvolle, liebenswürdige und tugendhafte Fürſtin, als Königin proclamiren zu laſſen. Edu-

ard VI., ein eifriger Proteſtant, ging in die Anſichten ſeines Miniſters ein, änderte die von Heinrich VIII. feſtgeſetzte Ordnung in der Thronfolge, und verfügte, daß ihm die Töchter Heinrich Gray's, von denen Johanna die älteſte war, in der Regierung folgen ſollten. Sie wurde auch wirklich in London als Königin ausgerufen, aber Mariens Anhang und Recht trugen den Sieg davon. Vergebens begab ſich Johanna der Würde, die man ihr ertheilt hatte, und die ſie nur neun Tage bekleidete; Maria ließ die unglückliche Nebenbuhlerin, nebſt Eliſabeth, welche nachher regierte, in den Tower von London ſetzen. Man machte ihr den Prozeß, und ihr Schwiegervater und ihr Gemahl wurden mit ihr im Jahr 1554 enthauptet. Sie ſtarb in einem Alter von 17 Jahren als das ſchuldloſe Opfer der Herrſchſucht ihres Schwiegervaters, und war die dritte Königin, die in England ihr Leben auf dem Blutgerüſte endete. Sie war eine gelehrte Fürſtin, und las ſelbſt den Plato. Die griechiſche Sprache war ihr ſo geläufig, daß an dem Morgen ihres Sterbetages ſie einen griechiſchen Brief an ihre Schweſter, die Gräfin Pembrock, ſchrieb. Eine Überſetzung deſſelben findet ſich in Larrey's Geſchichte von England.

Gray (Thomas), den die Britten ihren Pindar zu nennen pflegen, iſt auch uns Deutſchen durch ſeine ſchöne Elegie, geſchrieben auf einem Dorfkirchhofe, wenigſtens in den Überſetzungen von Gotter, Koſegarten und Seume rühmlich bekannt. Er wurde geboren zu London den 26ſten December 1716, ſtudirte zu Cambridge, und begab ſich hierauf nach London, um mit ſeinem geliebten Weſt in dem Inn-Temple dem Studium der Rechte obzuliegen. Bald war ihm dieſes läſtig, und da ſein zweiter Jugendfreund, Horazio Walpole, ihn zur Begleitung auf ſeinen Reiſen ins Ausland einlud, nahm er dieſe Einladung mit Freuden an. Dieſe Reiſe ging durch Frankreich und Italien, wo ſie beide durch Walpole's Schuld zerſielen. Gray mußte nun ſeine Reiſe allein fortſetzen, nicht ohne mancherlei Unbequemlichkeiten, denen ſeine beſchränkten Vermögensumſtände ihn ausſetzten. 1741 traf er wieder in England ein, wo ſeine Ausſichten nichts weniger als vielverſprechend waren. Er wählte ſeinen Aufenthalt zu Cambridge, wo er ſich in alle Arten von Studien vertiefte, denn er war einer von den ſeltenen Gelehrten, welche lediglich zur Befriedigung ihres eignen geiſtigen Bedürfniſſes ſtudiren. Erſt zu einer Zeit gelangte er zu Brot und Ehren, wo er, ſeiner herannahenden Auflöſung halber, auf beides hätte Verzicht leiſten können. Er wurde 1768 Profeſſor der neuern Sprachen und Geſchichte zu Cambridge, ſeine Geſundheit war aber ſchon ſo geſchwächt, daß er ſich außer Stand fühlte, ohne Gehülfen, die er ſalarirte, ſeinen Poſten zu verſehen. Er ſtarb den 30ſten Juli 1771. Dryden, Collins und Gray gelten für das Triumvirat der brittiſchen Lyriker. Übertrafen jene ihn an Hoheit, Pathos und Begeiſterung, ſo übertraf er ſie wieder weit an Reichthum der Bilder, Gluth des Colorits und Harmonie des Versbaues. Der Gedichte, die er hinterließ, ſind wenige; aber jedes trägt das Siegel der Meiſterſchaft.

Grätz, die Hauptſtadt des Herzogthums Steyermark an der Muhr, hat 4600 Häuſer, und unter dieſen mehrere Paläſte. Einwohner zählt man 40,000, von denen an 12,000 durch die Zitz- und Kattunfabriken beſchäftigt werden. Der Ort iſt ſehr wohlhabend, und das Gewerbe wird noch durch jährliche Meſſen befördert. Unter den wiſſenſchaftlichen Anſtalten verdienen eine Sternwarte mit einer Naturalienſammlung, das von dem Erzherzog Johann geſtiftete Jo-

hanneum (ſ. den Art. Johann), ſo wie eine zahlreiche Bibliothek beſonders bemerkt zu werden.

Grazie bezeichnet in den ſchönen Künſten überhaupt diejenigen Eigenſchaften, durch welche ein Gegenſtand einen wohlgefälligen Eindruck der ſanfteren Art auf uns macht. Wir haben dafür die Wörter Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz, Holdſeligkeit, als eine Stufenfolge von Ausdrücken verwandter Empſindungen, deren die eine ſich über die andere erhebt. Reiz ſcheint das Allgemeine zu ſeyn; die übrigen bezeichnen beſondere Arten deſſelben. Nur das Schöne kann reizend ſeyn, und es wird reizend, wenn es nicht bloß das Vergnügen der Betrachtung erregt, ſondern zugleich eine ſchwärmeriſche Begierde, ſich innig mit ihm zu vereinigen, es ſeiner Phantaſie zu fortdauerndem Genuſſe zu übergeben. Anmuth und Lieblichkeit ſind von Liebreiz und Holdſeligkeit dadurch unterſchieden, daß jene auch von lebloſen und thieriſchen Weſen, dieſe bloß von Menſchen und höheren Weſen gebraucht werden können; jene ein durch die Auffaſſung einer Form erregtes angenehmes Lebensgefühl, dieſe ein höheres, mit der Sittlichkeit nahe verwandtes Gefühl ausdrücken; jene in Werken der Kunſt in der Anordnung und Manier, dieſe im Ausdrucke ihren Grund haben. Liebreiz iſt das echte deutſche Wort für Grazie. Er iſt nur dem Geſchlechte eigen, welches wir das ſchöne nennen, und auch dieſem nur in der Blüthe des Lebens. Liebreiz begleitet bei dem weiblichen Geſchlechte den Ausdruck der Liebe, und athmet aus jenen zauberiſchen Mienen und Bewegungen, in welchen der Ausdruck der Liebe mit dem Ausdruck einer unſchuldsvollen Begier, die Liebe zu verbergen, frei und natürlich verknüpft iſt. Ihn ſeinen Werken einzuhauchen, wird dem Künſtler nur in dem Moment der reinſten Begeiſterung gelingen. Holdſeligkeit aber iſt nur überirdiſchen, idealiſchen weiblichen Geſtalten eigen; ſie iſt der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele, erhabener, allumfaſſender Liebe und Sympathie gegen niedere Weſen, bei welchen man ſich zugleich beſtimmt fühlt, ſich zutrauensvoll anzunähern und demüthig zurückzuziehn.

Grazien oder Charitinnen, die Göttinnen der Anmuth, der ſchönen Sitte, von welchen, wie Pindar ſingt, den Sterblichen alles Schöne und Angenehme kommt, durch welche allein der Menſch weiſe, ſchön oder glänzenden Ruhmes iſt. Die Dichtungen der Alten davon ſind ſehr verſchieden. Nach Heſiodus und den meiſten Dichtern und Mythographen war Jupiter ihr Vater; in Anſehung ihrer mütterlichen Abſtammung aber weichen die Angaben ſehr von einander ab. Bei Heſiodus heißt die Mutter Eurynome; und mit ihm ſtimmen die meiſten Alten überein. Eben ſo verſchieden werden ihre Anzahl und ihre Namen angegeben. Die Lacedämonier und Athenienſer kannten zuerſt nur zwei, denen jene die Namen Phaenna (die Schimmernde) und Kleta (die Ruhmvolle), dieſe aber die Namen Hegemone (die Führerin) und Auro (die Beglückerin) gaben. König Etheokles führte bei den Orchomeniern die Anbetung dreier Grazien ein, und Heſiodus gibt ihnen zuerſt die bekannten Namen Aglaja (Glanz), Thalia (die Grünende) und Euphroſyne (Heiterkeit). Homer erwähnt ihrer in der Ilias als Dienerinnen der Juno, in der Odyſſee aber als Dienerinnen der Venus, welche ſich von ihnen baden und ſchmücken läßt. Er dachte ſie ſich als ein zahlreiches Gefolge dieſer Göttinnen, beſtimmt, die Tage der Unſterblichen zu beglücken. Heſiods Dichtung kommt der Homeriſchen am nächſten. Ihm waren ſie, wie ſich ſchon

aus den Namen ſeiner Grazien ergibt, ein Bild von der höchſten Anlage zu gefallen, deren Hauptzweck iſt, das geſellſchaftliche Vergnügen zu befördern, und durch Heiterkeit und Güte zu feſſeln. Die ſpätern Dichter entfernten ſich von dieſer Vorſtellungsart, und machten aus ihnen allegoriſche Dichtungen. Allenthalben aber erſcheinen die Grazien (und eben dies ſcheint ihren Charakter zu vollenden), nicht als herrſchende, ſondern als dienende Gottheiten. Nicht ſie ſelber ſchimmern, aber Venus ſchimmert durch ſie; nicht ſie erobern, aber durch ſie gewinnt Venus die Herzen. Doch nicht auf das Gebiet der Liebe und geſellſchaftlicher Freuden iſt ihre Thätigkeit beſchränkt; auch geiſtige Genüſſe und Annehmlichkeiten, Muſik, Beredſamkeit, Poeſie und andere Künſte verſchönern ſie durch ihren Einfluß; auch wird ihnen die Ausübung des Wohlthuns und der Dankbarkeit zugeſchrieben. In den ältern Zeiten bildete man die Grazien völlig bekleidet. So waren z. B. ihre goldenen Bildſäulen des Pupalus in Smyrna und die marmornen des Sokrates vor dem Eingange der Acropolis von Athen; eben ſo im Tempel zu Elis. Eine von ihnen hielt eine Roſe, die andere einen Myrtenzweig (Symbole der Schönheit und Liebe), die dritte einen Würfel (das Bild harmloſer Jugend) in der Hand. In der Folge bildete man ſie auch unbekleidet. Ihr Dienſt war in Griechenland ſehr ausgebreitet; ſie hatten daſelbſt eine große Anzahl von Tempeln, theils allein, theils mit andern Gottheiten gemeinſchaftlich, namentlich mit der Venus, den Muſen, dem Amor, Merkur und Apoll. Ihre Feſte hießen Chariſien und wurden mit Tanz gefeiert. Übrigens ſchwur man bei den Chariten und weihte ihnen beim Mahle den erſten Becher.

Grécourt (Jean Baptiſte Joſeph Villart de), wurde im Jahr 1683 zu Tours geboren. Seine Ältern beſtimmten ihn, als den jüngſten ihrer Söhne, zum geiſtlichen Stande. Er ſtudirte in Paris, erhielt 1697 ein Canonicat an der Kirche St. Martin in ſeiner Vaterſtadt, und machte ſich zuerſt durch einige Predigten bekannt, die mehr ſatiriſchen als moraliſchen Inhalts waren. Aber er entſagte bald dieſem Stande, der für ſeinen unruhigen und lebhaften Geiſt zu einförmig war, und ging nach Paris, wo er als witziger Kopf Eingang in die beſten Häuſer fand, und ſich unter andern vorzüglich die Gunſt des Marſchalls d'Eſtrées zu erwerben wußte. Dieſer nahm ihn mit ſich nach dem Schloſſe Veret in Bretagne, einem Orte, den Grécourt ſein irdiſches Paradies zu nennen pflegte, weil er hier Alles fand, was ſeiner Sinnlichkeit ſchmeicheln konnte. Sein ausſchweifender Hang zu Genüſſen, ſein Leichtſinn und ſeine zügelloſe Einbildungskraft hielten ihn von ernſten und anhaltenden Studien ab; ſeine ganze Beſchäftigung beſtand darin, Erzählungen, Epigramme und andere kleine Gedichte zu verfertigen, und ſeinen Freunden mit der ihm eigenthümlichen Anmuth vorzuleſen. In dieſer Kunſt war er ein ſolcher Meiſter, daß die ganze Feinheit ſeiner Poeſien ſich erſt durch ſeinen Vortrag fühlbar machte. Dieſes Talent, ſeine Luſtigkeit und ſeine Einfälle machten ihn angenehm; aber ſeine Neigung zur Satire zog ihm auch manchen Feind zu. Er ſtarb zu Tours den 2ten April 1745. Seine ſämmtlichen Gedichte ſind nach ſeinem Tode oft gedruckt worden. Sie enthalten außer mehrern mittelmäßigen Fabeln, Epigrammen, Liedern und andern kleinen Gedichten, 91 poetiſche Erzählungen und ein in lateiniſcher Sprache abgefaßtes und wider den Jeſuiterorden gerichtetes Gedicht Philotanus. Seine Poeſien haben ganz den Charakter ihres Verfaſſers; ſie ſind

lebhaft und witzig, aber auch unendlich muthwillig und bis zur Unſittlichkeit ausgelaſſen.

Greenwich, ein Marktflecken in der Grafſchaft Kent, am ſüdlichen Ufer der Themſe, der vorzüglich wegen des großen Seehospitals und der Sternwarte berühmt iſt. Das Hospital iſt eines der prachtvollſten Gebäude, faſt ganz aus Sandſtein aufgeführt, und beſteht aus vier abgeſonderten viereckigen Höfen, welche die Namen der Regenten führen, unter denen ſie erbaut worden. König Carls und der Königin Anna Gebäude liegen nach Norden, König Wilhelms und der Königin Maria Höfe nach Süden. Zwiſchen den beiden erſteren iſt ein großer Zwiſchenraum, auf welchem die Bildſäule Georgs II. in Marmor ſteht. In König Carls Gebäude ſind die Gemächer des Oberaufſehers und ſeiner Unterbeamten, auch wohnen hier 300 Koſtgänger. In der Königin Anna Gebäude werden 437 Veteranen erhalten. Der Theil, welcher König Wilhelms Namen trägt, iſt unſtreitig der prächtigſte, er ward von dem berühmten Chriſtoph Wren aufgeführt. Hier ſind 551, endlich in dem Gebäude der Königin Maria 1092 Betten. Außer den Ringmauern des Hospitals iſt noch ein zweiſtöckiges viereckiges Krankenhaus mit 64 Zimmern, in deren jedem vier Betten ſind. Ferner iſt in der Nähe des großen Hospitals ein Schulhaus von 146 Fuß Länge, worin 200 arme Matroſenkinder unterrichtet werden. In dem großen Hospital werden etwa 2400 invalide Seeleute unterhalten, die entweder durch Alter, oder durch Wunden, die ſie in Gefechten erhalten, unfähig zum Dienſt geworden ſind. Auch Ausländer haben Anſprüche auf dieſe Wohlthat, wenn ſie zwei Jahre in brittiſchem Sold geſtanden. Die Witwen der Matroſen nimmt man vorzugsweiſe zu Wärterinnen, deren 144 ſind. Davon bekommt jede jährlich 8 Pfd. Lohn, nebſt völlig freiem Unterhalt. Die Invaliden erhalten Kleidung, Koſt und etwas Taſchengeld. Über dieſe treffliche Anſtalt führen die erſten Staatsbeamten von England, die Erzbiſchöfe, der Lord Kanzler und der Lord Mayor von London die Oberaufſicht. Die Einkünfte der Anſtalt werden theils aus wohlthätigen Stiftungen, theils aus Strafgeldern, theils aus den Beiträgen genommen, die jeder Matroſe zu 6 Penny monatlich entrichten muß. Die Koſten des Unterhalts eines jeden Invaliden ſchätzt man auf 27 Pf. 10 Sh. jährlich. Die zweite Merkwürdigkeit in Greenwich iſt die herrliche königliche Sternwarte, welche 1675 von Carl II. erbaut worden und durch welche die engliſchen Geographen und Seefahrer den erſten Meridian ziehn (17° 40′ von Ferro.). Hier haben zum Theil ſehr berühmte Aſtronomen gelebt. Auf Flamſtead, den erſten, folgte Halley, auf dieſen Bradley, dann Bliß und Maskelyne; der jetzige heißt Pond. Die Bevölkerung von Greenwich beläuft ſich auf 17,000 Seelen.

Gregoire (Henri Graf), geb. bei Lüneville 1750, ein in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution und in der Literatur nicht unberühmter Schriftſteller, anfangs Profeſſor im Collegio zu Pont à Mouſſon, dann Pfarrer zu Enobermesnil, hierauf Deputirter der Geiſtlichkeit von Nancy bei der General-Ständeverſammlung, war einer der erſten Geiſtlichen, der zum dritten Stande übertrat. Den 8ten Juli 1789 widerſetzte er ſich der Annäherung der Truppen, welche der König nach Paris beſchied. Den 3ten Auguſt ſprach er für die Herſtellung der bürgerlichen Rechte der Juden. Auch war er der erſte Geiſtliche, der den conſtitutionellen Eid leiſtete, und wurde zum Biſchof von Blois gewählt. Den 18ten Jan. 1791 ward er zum Präſi-

denten eines Vereines der Freunde der Schwarzen ernannt und trug durch ſeinen Eifer viel bei zur Abſchaffung der Negerſklaverei. Als die Flucht Ludwigs XVI. die Frage von der Unverletzlichkeit der königlichen Perſon zur Sprache brachte, erklärte ſich Gregoire mit Nachdruck gegen den Monarchen, und verlangte, daß er von einem Convente gerichtet werde. Als Conventsmitglied betrat er den 22ſten September 1792 die Rednerbühne, und verlangte die Abſchaffung des Königthums, welche ſchon Collot d'Herbois vorgeſchlagen hatte. Auch ſchlug er in einer Rede am 15ten Nov. vor, daß Ludwigs Prozeß ſofort ſeinen Anfang nehme. Hierauf zum Präſidenten des Convents ernannt, ließ er die Vereinigung Savoyens mit Frankreich erklären, und ward nebſt drei andern Conventsmitgliedern in jene Provinz geſchickt, um ſie als Departement des Mont Blanc zu organiſiren. Während ſeiner Abweſenheit ward Ludwig verurtheilt, daher hat Gregoire nicht mit votirt. Allein er und ſeine Collegen überſchickten eine ſchriftliche Erklärung, daß Ludwig ohne Appellation an das Volk verurtheilt werde. Doch hatte er bereits am 15ten November die Abſchaffung der Todesſtrafe vorgeſchlagen und dies ausdrücklich auch für Ludwig XVI. verlangt, im Fall er ſchuldig befunden würde. — Späterhin weigerte er ſich, dem Beiſpiele Gobels, conſtitutionellen Biſchofs von Paris, zu folgen, welcher am 7ten November 1793 vor den Schranken erſchien, und die catholiſche Religion nebſt den biſchöflichen Amtsverrichtungen abſchwur. Er war ſelbſt kühn genug, das Benehmen deſſelben zu mißbilligen. Seitdem beſchäftigte er ſich mit Berichten über den Ackerbau, arbeitete im J. 1794 viel in dem Ausſchuſſe für den öffentlichen Unterricht, und erklärte ſich über den unerſetzlichen Schaden, den der Terrorismus den Künſten und Wiſſenſchaften zugefügt habe. Auch ſprach er öfter für die Freiheit des Gottesdienſtes. Um die conſtitutionelle catholiſche Kirche wieder herzuſtellen, bildete er im Anfange des J. 1795 den Ausſchuß der vereinigten Biſchöfe, errichtete Presbyterien und Synoden, ſchrieb Hirtenbriefe u. ſ. w. Im J. 1797 den 15ten Aug. veranſtaltete er ein Nationalconcilium der conſtitutionellen Biſchöfe in Paris, deſſen Mitglieder den Eid des Haſſes des Königthums ablegten. Das Concilium ward den 12ten Nov. beſchloſſen, und Gregoire fuhr fort, das biſchöfliche Syſtem gegen das Papalſyſtem überall zu verbreiten. Im J. 1800 leitete er ein ähnliches Concilium zu Bourges, und den 29ſten Juni 1801 eröffnete er ein zweites Nationalconcilium in Paris mit einer Schutzrede für die Philoſophie. Seine Arbeiten für dieſen Zweck findet man in den Actes du Concile. Nach dem Abſchluß des Concordats entſagte er ſeinem biſchöflichen Sitze, behauptete aber die Rechtmäßigkeit ſeines Titels gegen den Papſt. — Im September 1795 trat er in den Rath der Fünfhundert, und nach dem 18ten Brumaire kam er von neuem in den geſetzgebenden Körper. Im Februar 1800 wurde er zum Präſidenten ernannt, und den 23ſten December 1801 auf die wiederholte Präſentation des geſetzgebenden Körpers zum Mitgliede des Erhaltungsſenats gewählt. Buonaparte ernannte ihn zum Reichsgrafen und zum Commandanten der Ehrenlegion. Allein durch ſeine neue Ausgabe der Ruines de Port royal 1809 fiel er bei dem Kaiſer in Ungnade. Vor der Revolution war er Mitglied der Akademie von Metz, und wurde es nachher von dem Nationalinſtitute und der pariſer Geſellſchaft des Ackerbaues. Ihm verdankt Frankreich die Errichtung des Bureau's der Längenmeſſungen und des Conſervatoriums der Künſte und Handwerke. Eben ſo

machte er ſich um die Wiſſenſchaften verdient. Er iſt Verfaſſer mehrerer Schriften, von denen die meiſten ins Engliſche überſetzt ſind. Im Jahr 1803 machte er eine Reiſe nach England und Deutſchland. Im J. 1814 war er einer der erſten, welche für Napoleons Thronentſetzung ſtimmten, und verlangte, daß die Abſchaffung des Sklavenhandels in die Conſtitutionsacte aufgenommen werde. Im J. 1815 unterzeichnete er in der Liſte des Inſtituts die von Buonaparte gegebene Additionalconſtitution mit Nein. Bei der neuen Bildung des Inſtituts im J. 1816 ward er nicht als Mitglied der Akademie beibehalten. Als Schriftſteller hat Gregoire Wärme und Einbildungskraft, aber wenig Kritik und Methode; auch ſpricht er oft und gern von ſich ſelbſt. Sein Hauptwerk iſt die Histoire des sectes réligieuses. Sie wurde 1810 verboten und erſchien 1814, 2 B. Im J. 1773 ſchrieb er eine von der Akademie zu Nancy gekrönte Preisſchrift; Eloge de la poésie, im J. 1789 das von der Akademie von Metz gekrönte Essai sur la régénération physique morale et politique des Juifs. Intereſſant ſind ſeine Trois Rapports sur les destructions opérées par le vandalisme 1794 u. m. a. sur les inscriptions des monuments publiques, sur la bibliographie, sur l'ordre de Malte u. ſ. w. Sehr ſelten iſt ſein Essai historique et patriotique sur les arbres de la liberté 1794. Inhaltreich ſind: de la Littérature des Nègres 1808, de la Domesticité chez les peuples anciens et modernes, 1814. Seine Schrift: De la constitution françoise (die des Senats) en 1814, erlebte vier Auflagen. Im Jahr 1818 ſchrieb er über das neue Concordat Ludwigs XVIII. mit Pius VII eine intereſſante Kritik.

Gregor der Große, ſ. Päpſte.

Gregor VII., ehe er zum Pontificate gelangte, **Hildebrand** genannt, war einer der merkwürdigſten Päpſte. Seine Jugendgeſchichte iſt wenig bekannt, ſelbſt das Jahr und der Ort ſeiner Geburt ſind zweifelhaft, indem Einige Siena, Andere Saone im Toskaniſchen und noch andere Rom als ſeinen Geburtsort nennen. So viel indeß iſt gewiß, daß er ſeine Kindheit in Rom verlebte, als ein junger Mann eine Reiſe nach Frankreich machte, und hier mit dem Kloſter zu Clugny in Verbindung kam, um das Jahr 1045 nach Rom zurückkehrte, und hier eine Laufbahn ſich eröffnete, welche ihn zu einem großen Ziel führen ſollte. Bekannter und zugleich merkwürdiger wird ſeine Geſchichte von der Zeit an, wo er ſich wieder in dem Kloſter zu Clugny eine Zeit lang eingeſchloſſen hatte, und hier dem Papſt Leo IX., nachdem er auf einer zu Worms gehaltenen Synode zum Pontificat ernannt worden war, auf ſeiner Reiſe durch Frankreich nach Rom bekannt ward. Er begleitete ihn nach Rom, und ſpielte von dieſer Zeit an, obgleich im Verborgenen, eine bedeutende Rolle, indem er, vermöge der Herrſchaft, welche große Geiſter über gewöhnliche Menſchen ausüben, die Schritte dieſes und mehrerer nachfolgenden Päpſte leitete. Erſt nach dem Tode Alexanders II. im Jahr 1073 gefiel es dem Cardinal Hildebrand, den päpſtlichen Stuhl zu beſteigen, auf welchen er ſich, wenn es ſein Wille geweſen wäre, weit früher hätte ſchwingen können. Was er längſt ſchon durch mehrere Maßregeln, zu denen er den vorhergehenden Päpſten gerathen hatte, vorzubereiten bemüht geweſen, das ſuchte er nun ſelbſt mit dem raſtloſeſten Eifer auszuführen. Es war ſein Entwurf, dem römiſchen Stuhl nicht bloß die höchſte Gewalt in der Kirche und über die Kirche zu verſchaffen, und die ganze Fülle der geiſtlichen Gewalt in die

Hände des Papſtes zu bringen, ſondern auch die Kirche von der Gewalt des Staats gänzlich unabhängig zu machen, und den Königen und Fürſten den Einfluß abzuſchneiden, den ſie bisher noch in mannichfaltigen Beziehungen zu behaupten gewußt hatten. Er wollte gleichſam eine Theokratie ſtiften, in welcher der Papſt der Statthalter Gottes, der höchſte Regent in politiſchen eben ſowohl als in kirchlichen Angelegenheiten ſeyn ſollte. Das meiſte für die Ausführung ſeines Plans verſprach er ſich von der Aufhebung der Laieninveſtitur, an welchem Rechte der Fürſten, die Biſchöfe zu belehnen, die ganze Gewalt hing, welche die Fürſten noch über den Klerus ihrer Länder ausübten. Daher ließ er im Jahr 1075, zum Erſtaunen der ganzen Welt, das merkwürdige Decret ausgehen, worin allen Geiſtlichen bei Strafe des Verluſtes ihrer Ämter verboten ward, die Inveſtitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien bei Strafe des Bannes verboten ward, einem Geiſtlichen die Inveſtitur zu ertheilen. Leicht konnte Gregor vorherſehen, daß die Fürſten und namentlich der Kaiſer nicht bereit ſeyn würden, das bisher behauptete Inveſtiturrecht auf das erſte Wort aufzuopfern. Daher beſchloß er, mit dem Kaiſer Heinrich IV. zu brechen, und hoffte, der Streit werde ſich ſo wenden, daß der Kaiſer genöthigt werden würde, durch die Aufopferung dieſes Rechtes den Frieden zu erkaufen. An Gelegenheit zum Kriege mit dem Kaiſer konnte es dem Papſte nicht fehlen, da ſich der Kaiſer, durch jugendlichen Leichtſinn und böſe Rathgeber irre geleitet, während der kurzen Zeit ſeiner Selbſtregierung über alle göttlichen und menſchlichen Geſetze hinweggeſetzt hatte. Auch konnte ihm dieſer Krieg eben nicht gefährlich dünken, da der Kaiſer viele und mächtige Feinde im Reiche hatte. Noch im Jahr 1075 ſprach der Papſt das Suspenſionsurtheil über mehrere deutſche Biſchöfe, welche ihre Ämter von dem Kaiſer gekauft hatten, und den förmlichen Bann über 5 kaiſerliche Räthe aus, welche dieſen ſchändlichen Handel getrieben haben ſollten, und da der Kaiſer dieſe Räthe nicht entließ, und jener Biſchöfe ſich annahm, machte der Papſt im Jahr 1076 ein neues Decret bekannt, in welchem dem Kaiſer angekündigt ward, daß er in Rom erſcheinen, und ſich wegen der gegen ihn erhobenen Klagen verantworten ſolle. Der unbedachtſame Kaiſer verſammelte unverzüglich eine Synode zu Worms, und ließ das Abſetzungsurtheil gegen den Papſt ausſprechen, wodurch denn dieſer bewogen ward, auch ſeiner Seits zum Äußerſten zu ſchreiten, den Kaiſer in den Bann zu thun, und alle ſeine Unterthanen und Vaſallen von dem Eide der Treue zu entbinden. Bald ſah der Kaiſer ganz Oberdeutſchland gegen ſich aufſtehen, zu eben der Zeit, da die Sachſen in Niederdeutſchland den Krieg gegen ihn erneuerten, und als die zu Oppenheim verſammelten Fürſten den Schluß faßten, daß zu einer andern Kaiſerwahl geſchritten werden ſollte, ergab er ſich ihnen faſt auf Diſcretion, und mußte ſich vorſchreiben laſſen, daß er den Papſt, den ſie ſelbſt erſuchen würden, in das Reich zu kommen, als Richter über ſich erkennen, ſeine excommunicirten Räthe entlaſſen, und ſich als ſuspendirt von der Regierung betrachten wolle. Betäubt von dieſem Schlage, fiel Heinrich auf den Gedanken, nach Rom zu eilen, und hier von dem Papſte die Losſprechung von dem Banne zu erbetteln. Mitten im Winter, faſt ohne Gefolge, reiſ'te der Kaiſer nach Rom, und der Papſt traute kaum ſeinen Augen, als er ihn ſo tief geſunken ſah. Zu Canoſſa, in dem Gebiete der Markgräfin Mathildis, traf der Kaiſer den

Papſt, welcher darauf drang, daß ſich der Kaiſer einer kirchlichen Buße unterziehen müſſe, und ihn deßhalb drei Tage lang in dem Aufzuge eines Büßenden in dem Hofe zu Canoſſa warten ließ. Bald aber bereuete der Kaiſer dieſen Schritt, und es ſammelten ſich wieder mehrere ſeiner Freunde um ihn, und nach einem mit abwechſelndem Glücke geführten Kriege trug er den Sieg über den ihm entgegengeſetzten Gegenkaiſer, Rudolph von Schwaben, davon. Nun ließ er den Papſt auf einer Synode zu Brixen abſetzen und einen Gegenpapſt wählen, eilte nach Italien, drang in Rom ein, und inthroniſirte den Gegenpapſt. Gregor, welcher in die Engelsburg flüchtete, und hier drei Jahre lang wie im Gefängniſſe lebte, trug ſein Unglück mit Würde und Standhaftigkeit, und konnte durch nichts bewogen werden, die Rechte der Kirche zu verletzen. Endlich befreite ihn Robert, Herzog der Normänner, die Römer aber nöthigten ihn, weil Roberts Soldaten die Stadt geplündert und verheert hatten, Rom zu verlaſſen, und er ging daher nach Salerno zu den Normännern, wo er im J. 1085 ſtarb. Außerdem iſt von Gregor zu bemerken, daß er den Cölibat der Geiſtlichen allgemein einführte, ſo weit er ihn erzwingen konnte, weil er entweder an eine größere Heiligkeit des eheloſen Standes glaubte, oder den Klerus auch hiedurch unabhängiger machen wollte, und die Markgräfin von Taskana, Mathildis, beſtimmte, ihre faſt königlichen Beſitzungen dem römiſchen Stuhle zu legiren. Kein Papſt iſt mehr geprieſen, aber auch keiner mehr getadelt worden, als Gregor VII. Die meiſten proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber haben ihm unerſättliche Herrſchſucht und gränzenloſen Ehrgeiz vorgeworfen. Betrachtet man aber das Ganze ſeines Lebens und die Größe ſeines Geiſtes, lieſ't man ſeine Briefe, in denen die edelſten Geſinnungen ausgedrückt ſind, und erwägt, wie ſtreng er, nicht nur gegen Andere, ſondern auch gegen ſich ſelbſt war, ſo iſt es nicht glaublich, daß ein bloßes kleinliches Streben nach eigenen Größe der Zweck ſeines Lebens geweſen ſey. Vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß er, wenigſtens bei ſeinem Hauptentwurf, ein höheres Ziel vor Augen hatte, und mit redlicher, wenn auch irriger Überzeugung, für die Sache Gottes und Chriſti, für die Sache der Religion und der Kirche, zu wirken glaubte. (Vergl. Hildebrand, als Papſt Gregorius VII. und ſein Zeitalter von Johann Voigt, 1815, 8.) N.

Gregor (Mac=), aus einer alten ſchottiſchen Familie, einer der kühnſten Anführer der ſpaniſch=amerikaniſchen Inſurgenten, diente als Capitain bei der brittiſchen Armee in Spanien mit Auszeichnung, ward Oberſter und erhielt einen ſpaniſchen Ritterorden; allein er entzweite ſich mit ſeinen Obern, verließ 1811 die engliſche Armee, ging nach Caraccas, wo er ſich mit einer Eingebornen vermählte und diente in der Reiterei von Venezuela. Als Miranda durch Capitulation gefangen wurde, begab er ſich nach Carthagena, landete hierauf im Juli 1816, nebſt Bolivar (ſ. d. Art.) an der Küſte von Venezuela, trug zur Eroberung von Barcelona (in Südamerika) bei, und erfocht mehrere Vortheile über die königlichen Truppen im J. 1816. Im Mai 1817 unternahm er an der Spitze von 500 Abenteurern aus allen Nationen, die er in den vereinigten Staaten verſammelt hatte, einen Zug nach Florida, und bemächtigte ſich der Inſel Amelia, verließ ſie aber und an ſeine Stelle trat der Commodore Aury, der die Inſel räumte, als nordamerikaniſche Truppen im December 1817 von der Inſel Beſitz nahmen. Mac=Gregor hielt ſich noch eine

kurze Zeit in Venezuela auf und kehrte hierauf im Jan. 1818 nach England zurück. Dieſer tapfere, für die Sache der freien Amerikaner begeiſterte Mann voll ritterlichen Muths, der das Schwerſte wagt, beſitzt ausgebreitete Kenntniſſe und iſt ein erfahrner Krieger.

Gregorianiſcher Calender, ſ. **Calender**.

Greif, ein bekanntes Wunderthier des Alterthums, das nach der gewöhnlichen Sage Leib, Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Ohren des Pferdes, und ſtatt der Mähne einen Kamm von Fiſchfloſſen hatte; der Rücken war befiedert. Älian beſetzt den Rücken mit ſchwarzen, die Bruſt mit rothen und die Flügel mit weißen Federn; Kteſias gibt ihm blaue, glänzende Nackenfedern, einen Adlerſchnabel und feurige Augen. Spätere Schriftſteller ſetzen noch manches hinzu. Nach dem Verfaſſer des Buchs: De rerum natura, iſt er größer, als ein Adler, hat an den Vorderfüßen große Adlersklauen, an den Hinterfüßen Löwenklauen, legt in ſein Neſt einen Achat; aus den Klauen macht man Trinkgefäße. Er iſt ſo ſtark, ſagt Kteſias, daß er im Kampf mit allen Thieren Sieger bleibt, den Löwen und Elephanten ausgenommen. Man gab Indien für ſein Vaterland aus, und glaubte, daß er auf hohen Bergen niſte; nie erwachſen, wohl aber jung gefangen und gezähmt werden könne; daß er das Gold der Gebirge bewahre, und ſein Neſt davon mache, oder nach andern Angaben, daß er die fürchte, welche Gold ſuchen, und ſeine Jungen gegen ſie vertheidige. Über die Entſtehung der Idee von dieſem fabelhaften Vogel iſt viel gemuthmaßt worden; namentlich hat der Graf von Veltheim in ſeiner Abhandlung von den goldgrabenden Ameiſen und Greifen der Alten, und Böttiger in ſeinen Vaſengemählden ſehr viel Sinnreiches darüber geſagt. Letzterer erklärt mit vieler Wahrſcheinlichkeit dieſe und ähnliche Ungeheuer bloß als Erzeugniſſe der indiſchen Tapetenwirkerei, da ſich die Indier von den älteſten Zeiten her an ſeltſamen Zuſammenſetzungen ihrer heiligen Thiere ergötzen. Die Griechen, welche an dem Hofe des perſiſchen Königs dergleichen Tapeten erblickten, hielten die darauf abgebildeten Thiere für wirkliche Geſchöpfe des wunderreichen Indiens, und verbreiteten die Sage davon. Auf ähnliche Art entſtanden auch die nachherigen Arabesken, Grotesken u. ſ. w., mit denen jene alſo einerlei Urſprung hätten.

Greifenfeld (Peter, Graf von), hieß eigentlich **Schumacher**, und war der Sohn eines Weinhändlers zu Copenhagen. Durch außerordentliche Talente ſtieg er unter König Friedrich III. von Dänemark zum Cabinetsſecretär, ſeit 1670 aber überließ ihm Chriſtian V. die ganze Leitung der Regierungsgeſchäfte, erhob ihn zum Grafen von Greifenfeld, Großkanzler und Ritter vom Elephantenorden. Der eben ſo rechtſchaffene als kluge Miniſter machte ſich um die Staatsverwaltung auf vielfache Weiſe verdient, und erlangte auch im Ausland ein ſo großes Anſehen, daß Kaiſer Leopold I. ihn 1674 zum Reichsgrafen erhob, Frankreich ihm die Cardinalswürde, und Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Inſel Rügen als ein Reichsfürſtenthum anbot. Auf dieſer größten Höhe hatte man ſeinen Sturz bereitet. Unvermuthet ward er im März 1676 verhaftet, und der König, den die Faction einiger Großen bis zur Erbitterung getrieben hatte, ließ den unſchuldigen Mann das Schaffot beſteigen. Seine Todesſtrafe ward in lebenslängliche Gefangenſchaft verwandelt, und dauerte dreiundzwanzig Jahre, ungeachtet der König ſelbſt ſei-

nen Werth einſah und einſt, bei Endigung einer wichtigen Delibera= tion, zu ſeinen geheimen Räthen ſagte: Jetzt verſteht mein ganzer geheimer Rath nicht ſo viel, als ehedem ein einziger Greifenfeld. — Er ſtarb den 12ten März 1699 zu Drontheim.

Greifswalde, eine als Univerſität und als Handelsplatz wichtige Stadt in Vorpommern, nur eine Stunde von der Oſtſee entfernt. Sie zählt etwa 4000 Einwohner. Die Univerſität ward 1456 von Herzog Wratislaw geſtiftet, hat über 35,000 Thaler jährl. Einkünfte und eine anſehnliche Bibliothek.

Grell. Dieſes Wort wird in der Mahlerei auf den Ton der Farbe, auf die Farbe ſelbſt und auf Licht und Schatten angewen= det. Ein greller Farbenton iſt derjenige, der ſich nicht durch einen ſanften übergang in den ihm zunächſt ſtehenden verliert und mit demſelben verſchmilzt; eine grelle Farbe iſt eine ſchreiende, unhar= moniſche, der gebrochenen entgegengeſetzte Farbe; ein grelles Licht, ein greller Schatten entſteht dann, wenn ſie in großen Maſſen zu plötzlich mit einander abwechſeln.

Grenada und Grenadillen, ſ. Antillen.

Grenville (Thomas), ein engliſcher Staatsmann, zweiter Sohn des George Grenville, der von 1773 bis 1775 Staatsmini= ſter war, und jüngerer Bruder des verſtorbenen Marquis von Bu= ckingham, trat um das J. 1784 in das öffentliche Leben ein, als ein Anhänger von Fox und der Oppoſition, worüber er mit ſeinen Ver= wandten zerfiel. Doch konnten die Freunde des berühmten Fox erſt im J. 1790 ſeine Wahl zum Parlamentsgliede durchſetzen. Bei der Par= lamentswahl 1796 ſöhnte er ſich mit ſeiner Familie aus, und ward von der Stadt Buckingham gewählt. Als der König von Preußen die Sache der Coalition gegen Frankreich im März 1794 verließ, ſollte er als außerordentlicher Geſandter nach Berlin gehen, um das preußiſche Cabinet wieder in die Allianz zu ziehn. Bei der über= fahrt nach Holland im Winter 1795 litt er Schiffbruch, und rettete ſich mit Lebensgefahr auf dem Eiſe, drei engl. Meilen bis an die Küſte. Seine Sendung war vergeblich; denn der Abbé Sieyes hatte bereits die Beſtätigung des Vertrags zwiſchen Preußen und der franzöſiſchen Republik in Berlin erlangt. Nach Lord Sidney's Tode 1800 ward Thom. Grenville zum Oberſt=Aufſeher der Gewäſſer und Wälder ſüdwärts vom Trent ernannt.

Grenville (William Windham, Lord), berühmter engli= ſcher Staatsmann, und ſeit 1791 Pair, der jüngere Bruder des Vorigen, geb. den 25ſten Oct. 1759, wurde in Eton und Oxford erzogen, wo er ſich durch ſeine Neigung für die alte claſſiſche Lite= ratur auszeichnete. Durch ſeinen Vetter Pitt zum General=Zahl= meiſter des Heers und bald darauf zum Parlamentsgliede gewählt, trat er, an der Seite des Miniſters, in die Reihe der erſten brit= tiſchen Staatsredner ein. Im J. 1789 ward er, doch nicht für lange Zeit, zum Sprecher des Unterhauſes ernannt. Im Mai 1791 übertrug der König ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nachdem er früher ſchon im Departement des In= nern gearbeitet hatte. Beim Ausbruche der franzöſiſchen Revolu= tion wollte er anfangs in die innern Angelegenheiten Frankreichs ſich nicht miſchen, ſondern eine ſtrenge Neutralität behaupten; allein die Politik der franzöſiſchen Republikaner war für die Ruhe der mo= narchiſchen Staaten zu feindſelig. Daher antwortete er im Dec.

1792 und Januar 1793 auf verſchiedene Noten Chauvelins, der als franzöſiſcher Miniſter anerkannt ſeyn wollte, daß England fortfahren würde, die Maßregeln, welche die Zeitumſtände nothwendig machten, zu verfolgen, und daß man ihn in keinem öffentlichen Charakter anerkennen könne. Eben ſo kündigte er ihm an, Se. großbritanniſche Majeſtät würden nie zugeben, daß diejenigen, welche ſich eines Verbrechens gegen Ludwig XVI. ſchuldig machten, je einen Zufluchtsort in Großbritannien fänden. Den 17ten Juni nahm er ſich lebhaft in dem Hauſe der Pairs der Vertheidigung des Lords Aukland, Botſchafters in Holland, an, dem man Schuld gab, durch ſein Benehmen die Kriegserklärung Frankreichs an England und Holland veranlaßt zu haben. Im J. 1794 vertheidigte er mit Nachdruck das Benehmen des Miniſteriums, und ſprach den 17ten Febr. über die Nothwendigkeit des Kriegs gegen Frankreich; den 30ſten April für die mit Preußen abgeſchloſſene Allianz; den 5ten Mai über die Errichtung von franzöſiſchen Emigrantencorps; den 22ſten deſſ. Mon. über die einſtweilige Aufhebung der Habeas-Corpusacte, die er als unerlaßlich zu Verhütung innerer Unruhen, welche England bedrohten, darſtellte. Wegen des Benehmens, das England bei den damals eröffneten Unterhandlungen zu Lille zu beobachten hätte, wurde im Juni 1795 ein Staatsrath zu London gehalten, dem Grenville beiwohnte, und wo er der Meinung war, ernſtlich an den Frieden zu denken; doch gewann ſeine Meinung nicht die Oberhand. Er war damals von allen Miniſtern derjenige, welcher bei der Oppoſitionspartei in der größten Gunſt ſtand. Im J. 1799 ſprach er für die Vereinigung Irlands mit England, und brachte die merkwürdige Fremden-Bill in Vorſchlag. Als hierauf zu Ende des Jahrs der erſte Conſul an den König von England geſchrieben hatte, um Friedensvorſchläge zu thun, antwortete Lord Grenville, daß der König mit ſeinen Alliirten den Frieden auf ſichre Grundlagen zu ſchließen bereit ſey, daß aber, ohne jedoch Frankreich über die Form ſeiner Regierung etwas vorſchreiben zu wollen, die Wiedereinſetzung des Hauſes Bourbon die beſte Bürgſchaft der friedlichen Geſinnung Frankreichs ſeyn würde. Grenville war der Meinung, daß Buonaparte den Frieden nicht aufrichtig wolle. Den 5ten Febr. 1801 nahm er ſeine Entlaſſung bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Kurz darauf widerſetzte er ſich im Oberhauſe der Bildung eines Ausſchuſſes zur Unterſuchung des Zuſtandes der Nation, welchen Lord Darnley in Vorſchlag gebracht hatte, und rechtfertigte das vorige Miniſterium. Bei Wiedereröffnung des Parlaments im November 1802 ſprach er lebhaft gegen das Miniſterium, das den Frieden mit Frankreich geſchloſſen hatte, „Frankreichs Macht werde Englands Daſeyn bedrohen; man müſſe kräftige Maßregeln ergreifen, für welche aber die gegenwärtigen Miniſter ſich nicht eigneten, ſondern allein der Mann (auf Pitt deutend), den England als ſeinen Retter anſehe und erwarte.“ Er beklagte ſich, daß man in dem Vertrage von Amiens die treueſten Alliirten Englands, den Statthalter und den König von Sardinien, aufgeopfert habe. Im März 1805 übergab er dem Oberhauſe die Bittſchrift der irländiſchen Catholiken, und unterſtützt ihr Geſuch. Nach Pitts Tode 1806 ward er zum Premierminiſter und Kanzler der Schatzkammer ernannt, welche Stellen aber im März 1807 an ſeiner Statt Canning und Perceval erhielten. Er trat jetzt zur Oppoſition. Doch hat er im März 1817 die Miniſter in der

einſtweiligen Aufhebung der Habeas-Corpusacte unterſtützt. Seine Gegner tadeln an ihm, daß er in ſeinen Reden manchmal mehr die Leidenſchaft als die Vernunft ſprechen laſſe. Gedruckt ſind mehrere, z. B. über die Regentſchaftsbill 1789, 1801, und ein Brief an den Grafen Fingal, 1810. Auch gab er die Briefe des Grafen Chatam an ſeinen Neffen Thomas Pitt in Cambridge, nachher Lord Camelford, 1804 heraus. Lord Grenville vermählte ſich 1792 mit Anna Pitt, der einzigen Tochter des Lord Camelford. Im J. 1810 erwählte ihn die Univerſität Oxford zu ihrem Kanzler.

Greſſet (Jean Baptiſte Louis), St. Michaelsritter, Hiſtoriograph des St. Lazarusordens und Mitglied der Academie françaiſe, war 1709 zu Amiens geboren, trat in ſeinem 16ten Jahr in den Jeſuiterorden, und verließ ihn zehn Jahre nachher wegen des Aufſehens, welches ſein Gedicht Vert-Vert machte. Angekündigt in Paris durch die Stimme des Rufs, wußte er denſelben zu behaupten und zu vermehren, und ward im J. 1748 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen. Er lebte zu Amiens, wo er eine Finanzſtelle verwaltete, und eine reiche Frau geheirathet hatte. Die ländliche Natur, aus der er faſt alle ſeine Bilder entlehnte, wurde ſein Lieblingsaufenthalt. Glücklich pries er, wie Horaz, ein genügſames und unbekanntes Leben im Schooße der mütterlichen Natur. Nach dem Tode Ludwigs XV. kam er nach Paris, und wurde gewählt, um Ludwig XVI. im Namen der Akademie zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. Hof und Stadt wünſchten den Mann zu ſehen, der ſie ſo trefflich geſchildert hätte. Aber die Meinung, welche ſeine erſten Hervorbringungen erweckt hatten, wurde ungemein geſchwächt durch ſeinen Discours, worin er einen frühern von Suard beantwortete. Seine Gemählde ſchienen nicht natürlich, ſondern Caricaturen. Man ſuchte vergebens, den Druck des Werks zu hintertreiben. Nach ſeiner Rückkehr nach Amiens ließ er es vielmehr neu auflegen, mit einem aus Proſa und Verſen gemiſchten Briefe vermehrt, worin er ſeiner Feder einen noch freiern Lauf verſtattet. Er überlebte ſeine Rückkehr in ſein Vaterland nicht lange, und ſtarb den 16ten Juni 1777, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Die Annehmlichkeit ſeines Umgangs, die Unwandelbarkeit ſeiner Grundſätze, die Redlichkeit ſeines Charakters gewannen ihm ausgezeichnete Freunde und die Gunſt des Hofes. Ludwig XVI. erhob ihn im J. 1775 in den Adelſtand. Sein Vert-Vert iſt ein durch Witz, Leichtigkeit und Anmuth ausgezeichnetes Werk, deſſen Werth um ſo größer erſcheint, als der Stoff ſelbſt wenig Hülfsmittel darbot. „Dieſes Gedicht," ſagt d'Alembert, „würde unter den Händen eines Andern eine fade und abgeſchmackte Poſſe geworden ſeyn, und in dem Bezirk des Kloſters, wo es erzeugt wurde, ſein Grab gefunden haben. Greſſet beſaß in ſeiner Eingezogenheit die Kunſt, das rechte Maß des Scherzes zu treffen, das einen ſo unbedeutenden Gegenſtand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte." Er hatte es noch mit einem Geſange, l'ouvroir des nones überſchrieben, vermehrt, welcher, wie man ſagt, Züge ſeines Talents enthielt; aber er verbrannte ihn in ſeiner letzten Krankheit. Auf Vert-Vert folgte La Chartreuse. Dieſe Epiſtel verräth einen originellen Charakter, eine milde Philoſophie; man findet darin Harmonie, und eine an Üppigkeit gränzende Fülle des Ausdrucks. Von geringem Werth ſind ſeine Epiſtel an den

Pater Bougeant und Les Ombres. Kräftiger und ſorgfältiger gearbeitet iſt ſeine Epiſtel an ſeine Schweſter über ſeine Geneſung. Greſſet wollte von der leichten Poeſie ſich zur Tragödie erheben, aber ſein Eduard III., der 1740 geſpielt wurde, iſt nicht wieder auf dem Theater erſchienen. Die Intrigue iſt kalt und der Styl iſt noch kälter. In dem Sidney, der im J. 1745 aufgeführt wurde, iſt die Intrigue ſchwach und die Verknüpfung gemein; doch finden ſich ſchöne Verſe darin. Le Méchant, der 1747 mit großem Erfolg gegeben wurde, iſt wegen der Leichtigkeit, Mannichfaltigkeit und ſchönen Verſification, wegen der Lebendigkeit und Fülle des Witzes und der Wahrheit der Charaktere eine der beſten franzöſiſchen Komödien. Sie wäre vollkommen, wenn eine gleiche Fülle des Komiſchen dieſe ſchönen Eigenſchaften krönte. Unbedeutender ſind ſeine Oden, ſeine Überſetzung der Eklogen Virgils und ſein Discours sur l'Harmonie. Unter ſeinen Papieren haben ſich unter andern zwei bis jetzt noch ungedruckte Gedichte gefunden: Le Gazetin und Le Parrain magnifique. Alles zuſammengenommen iſt Greſſet vielleicht der originellſte franzöſiſche Dichter ſeines Zeitalters, der, obgleich ſpäter als Voltaire, doch dieſen nirgend nachgeahmt hat. Die beſten Ausgaben ſeiner Werke ſind von Fayolle (Paris 1803, 3 Bände, 18., und von Renouard, 1811, 3 Bde., 8.). M.

Gretry (André Erneſt Modeſte), berühmter franzöſiſcher Componiſt, war geboren zu Lüttich den 11ten Februar 1741. Sein Gefühl für den muſikaliſchen Rhythmus äußerte ſich ſchon mit dem vierten Jahr und hätte ihm faſt das Leben gekoſtet. Er war allein; das Wallen ſiedenden Waſſers in einem eiſernen Topf feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit; er fing an, nach dieſem trommelähnlichen Geräuſch zu tanzen; darauf wollte er auch ſehen, wie ſich dieſes periodiſche Wogen in dem Gefäß bilde, und goß es in ein ſehr glühendes Steinkohlenfeuer aus. Die Exploſion war ſo heftig, daß er, vom Dampf betäubt, und faſt am ganzen Körper verbrannt zur Erde fiel. Dieſes Ereigniß zog ihm eine langwierige Krankheit zu, und ſchwächte ſeine Augen für immer. Im J. 1759 verließ Gretry ſein Vaterland, um ſich zu Rom in der Muſik zu vervollkommnen. Er genoß hier den Unterricht mehrerer Lehrer, aber Caſali iſt der einzige, den er anerkennt. Er hatte ſchon zu Rom einige italieniſche Scenen und einige Symphonien hören laſſen, als er von den Unternehmern des Theaters Alberti beauftragt wurde, zwei Intermezzo's in Muſik zu ſetzen. Sein erſter Schritt auf dieſer Laufbahn ſollte mit einem glücklichen Erfolge bezeichnet ſeyn; er gewann einen Beifall, der ihm ein glückliches Vorzeichen für die Zukunft ward. Am ſchmeichelhafteſten war ihm das Urtheil Piccini's, der öffentlich ſein Werk gebilligt hatte, beſonders, weil es nicht dem gewöhnlichen Wege folgte. Wohl aufgenommen und verehrt in der Hauptſtadt Italiens, ſetzte Gretry daſelbſt ſeine Arbeiten und Studien fort, als Melon, Mitglied der franzöſiſchen Geſandtſchaft zu Rom, ihm eine Partitur von Rose et Colas zeigte, welche den Wunſch in ihm erweckte, ſich in Paris bekannt zu machen. Auf dem Wege nach Frankreich verweilte er zu Genf. Er ließ ſich bei Voltaire einführen, von dem er wohl aufgenommen ward; und wagte es, denſelben um ein Gedicht zu bitten. Voltaire ſagte es ihm zu, und ſchickte es ihm nach Paris. Es kam jedoch nicht zur Aufführung. Gretry verließ Genf nicht, ohne ſich vorher bekannt gemacht

zu haben. Er ſetzte die Oper Iſabelle und Gertrude in Muſik, welche in Paris gegeben worden war, und deren Muſik etwas ſchwach geſchienen. Der Beifall, den die ſeinige erhielt, beſtimmte ihn, nach Paris zu gehen, um dort ein Theater und Schauſpieler zu finden, die ſeiner würdiger wären. Länger als zwei Jahre hatte er, wie ſo viele Andre, jene hundertköpfige Hyder zu bekämpfen, die einem beſcheidenen, verſtändigen, ſie zu beſiegen ausgerüſteten Künſtler nur zu oft in den Weg tritt. Nach vielen leeren Verſprechungen und getäuſchten Hoffnungen erhielt er von Marmontel den Huron, deſſen Text und Muſik in ſechs Wochen vollendet wurde, und deſſen Aufführung im J. 1769 den entſchiedenſten Erfolg hatte. Mit noch größerm Enthuſiasmus ward bald darauf der Lucile, eine Komödie in einem Act, aufgenommen. Er widmete ſich von nun an ausſchließlich dem Theater, und ſchrieb im Laufe der Zeit gegen vierzig Opern, von denen le Tableau parlant, Zémire et Azor, l'Ami de la maison, la fausse Magie, le Jugement de Midas, l'Amant jaloux, les Evénemens imprevus, Colinette à la cour, la Caravane, Richard Cour-de-Lion, Anacréon chez Policrate noch jetzt mit Beifall gegeben werden. Gretry hat wie Pergoleſi die Declamation zum Typus des muſikaliſchen Ausdrucks genommen, und die Fehler, die er zuweilen gegen die Harmonie begangen hat, ſind dieſem Beſtreben zuzuſchreiben und mit Bewußtſeyn von ihm begangen worden. Im J. 1790 gab er ſeine Mémoires ou Essai sur la musique heraus. Der erſte Band enthält das künſtleriſche Leben des Verfaſſers. Er ſtarb im J. 1813 zu Paris.

Greuze, ein geiſtreicher franz. Mahler, geboren zu Tournus bei Macon im J. 1726. Nachdem er zu Rom ſtudirt und die Werke der größten Meiſter kennen gelernt hatte, kehrte er in ſein Vaterland zurück, und erwarb ſich durch ſein herrliches Talent eben ſo viele Bewunderer als Neider. Originell in der Wahl ſeiner Gegenſtände und in der Compoſition, iſt er es eben ſo ſehr in Colorit und Zeichnung. Charakteriſtiſch iſt der moraliſche Zweck, auf den alle ſeine Gemählde hindeuten. Vorwerfen kann man ihm vielleicht etwas Affectation und Theatraliſches; auch iſt die Nachläſſigkeit, mit der er abſichtlich ſeine Draperien behandelte, mit Recht zu tadeln. Seine Köpfe und halben Figuren haben ſowohl in Colorit und Beleuchtung, als in geiſtreicher lebendiger Zeichnung einen hohen Grad der Wahrheit. Er hat deren eine große Anzahl geliefert: viele davon ſind geſtochen und zieren die Zimmer der Reichen und Armen. Sein Gemählde: La petite fille au chien, gilt für ſein Meiſterwerk. Er ſtarb zu Paris 1805, 79 Jahre alt, und hinterließ zwei Töchter, deren eine, Anna, das Talent ihres Vaters geerbt hat.

Griechenland. Die Namen Griechen und Griechenland waren bei den Eingebornen nicht einheimiſch, ſondern entſtanden in Italien, wahrſcheinlich durch die aus Epirus dahin gewanderten pelasgiſchen Colonien, welche, indem ſie ſich nach Gräcus, dem Sohne ihres Stammvaters Theſſalus, Griechen nannten, Veranlaſſung gaben, daß dieſer Name auf alle die Völker übergetragen wurde, welche einerlei Sprache mit ihnen redeten. Bei den Eingebornen ſelbſt hatte Griechenland in den frühern Zeiten, z. B. bei Homer, keinen allgemeinen Namen; nachher bekam es den Namen Hellas, und nach der Eroberung durch die Römer den Namen Achaja, unter dem

jedoch Macedonien und Epirus nicht mit begriffen waren. Die griechiſchen Nationen aber waren ſo weit zerſtreut, daß es dadurch ſchwierig wird, genau zu beſtimmen, was zu Griechenland gehöre und was nicht. Bald nahm man Griechenland nur im engeren Sinne, wie es auf drei Seiten vom mittelländiſchen Meer umfloſſen, im Norden durch die kambuniſchen Gebirge von Macedonien geſchieden, etwa 2000 Quadratmeilen enthält; bald in einem weitern Sinne, der Macedonien und Epirus mit einſchließt, das Hämusgebirge, das ioniſche und ägeiſche Meer ihm zu Gränzen gibt und die Inſeln dieſer Meere mit aufnimmt. Demnach beſtand Griechenland theils aus feſtem Lande, theils aus Inſelgruppen. Das feſte Land theilt man in Nordgriechenland, Mittelgriechenland oder Hellas im engern Sinne und den Peloponnes. I. Nordgriechenland umfaßt a) Theſſalien (jetzt Janiah), eines der größten und fruchtbarſten aller griechiſchen Länder, von dem Peneos bewäſſert, der, durch das reizende Thal Tempe fließend, in den thermaiſchen Buſen ſich ergoß. Die gefeierten Berge Olympus, Oſſa und Pindus erhoben ſich hier, und unter den Städten ſind Lariſſa, Pharſalus und Magneſia berühmt. b) Epirus (jetzt Albanien), nächſt Theſſalien die größte Landſchaft Griechenlands. Hier war das uralte Zeusorakel in Dodona, Hauptſtadt Ambrakia. c) Macedonien (jetzt Macedonia oder Filiba Vilajeti) erſt ſeit Philipp und Alexander zu Griechenland gerechnet, machte gleichſam ein Mittelglied zwiſchen Griechenland und Thracien, dem Nordlande im Sinne der Griechen, welchem Macedonien ſelbſt früher beigerechnet wurde. II. Mittelgriechenland oder Hellas (jetzt Livadien) enthielt acht Landſchaften: a) Acarnanien, mit dem Hauptort Argos-Amphilochicum, hatte rohe und kriegeriſche Einwohner, keine bedeutenden Flüſſe und Berge. b) Ätolien, mit den Flüſſen Achelous und Euenus, und den Städten Kalydon und Thermus. Gebirgig und uncultivirt. c) Doris oder Doris Tetrapolis (ehemals Dryopis), mit den Städten Pindus, Erineus, Bajon und Kytinion. d) Lokris, mit dem berühmten Paß von Thermopylä, von drei Völkerſtämmen bewohnt, den opuntiſchen, epiknemidiſchen und ozoliſchen Lokriern. Hier waren die Städte Opus, Naupaktos, Amphiſſa und Thronion. e) Phocis, vom Cephiſſus bewäſſert. Hier erhob ſich der Parnaſſus, unter welchem Delphi, berühmt durch Apollons Orakel, lag. Außerdem ſind Kriſſa und Anticyra hier zu bemerken. f) Böotien, zwar voll dicker, neblichter Luft, aber trefflicher Viehweiden, außer vielen kleineren Flüſſen, von dem Aſopus und Jsmenus durchſtrömt und reich bewäſſert, zählte viele blühende Städte, Thebä, Oropus, Platää, Leuktra, Theſpiä, Chäronea, Koronea, Orchomenos u. a. Berühmt ſind hier die Berge Helicon und Cithäron. g) Attica, eine ſchmale Landzunge, felſig, trocken, meiſt unfruchtbar, eben deßhalb aber der früheſte und nachmals der ſchönſte Sitz helleniſcher Cultur. Hier hatte Athen die Geſetzgeber, Helden, Dichter und Künſtler, die noch jetzt die Bewunderung der gebildeten Welt ſind. Unter den übrigen Ortſchaften Attica's zeichneten ſich Marathon, Eleuſis, Rhamnus und Laurion aus. h) Megaris mit der Stadt Megara, die kleinſte aller griechiſchen Landſchaften. III. Die Halbinſel des Peloponnes (Morea), zu welcher durch Megaris der corinthiſche Iſthmus führt, umfaßte acht Landſchaften: a) das Gebiet von Corinth, mit der gleichnamigen, früher Ephyre

genannten Stadt, berühmt durch Handel und Reichthum. b) Das kleine Gebiet von Sikyon, mit der alten Stadt gleiches Namens. c) Achaja, zuerſt Ägialos, dann Jonia genannt, hatte in ſeiner Ausdehnung längs des corinthiſchen Meerbuſens bis zum Fluſſe Melas zwölf Städte, unter denen Dyme, Paträ und Pellene die beträchtlichſten waren. d) Elis von dem Alpheos, der mehrere kleinere Flüſſe aufnimmt, durchſtrömt, erſtreckte ſich von Achaja ſüdweſtlich an der Meeresküſte hin. Vor Elis und Kyllene iſt hier Olympia wegen der hier gefeierten Spiele berühmt. e) Meſſenia, mit dem Fluſſe Pamiſus, unterhalb Elis an der Meeresküſte bis zur Landſpitze hinreichend, mit der Stadt Meſſene und den Gränzfeſtungen Ithome und Ira. f) Laconia, Laconica, Lacedämon, ein Gebirgsland, vom Eurotas durchſtrömt, wird von dem meſſeniſchen, laconiſchen und argoliſchen Meerbuſen von drei Seiten beſpült. Berühmt iſt ſeine Hauptſtadt Sparta und unter ſeinen Bergen der Taygetos. g) Argolis, mit den Städten Argos, Mycenä, Epidaurus, Trözene, Nemea, Lerna und Tiryns, von dem Inachos bewäſſert, bildet eine kleine Halbinſel zwiſchen der laconiſchen und atticaniſchen. h) Arcadien, in der Mitte der Halbinſel gelegen, reich an Flüſſen, Quellen und Triften, und vom Alpheus durchſtrömt, mit den Städten Mantinea, Tegea, Megalopolis und den Bergen Kyllene, Erymanthus, Stymphalus und Mänalus. — Die zu Griechenland gehörigen Inſeln lagen I. im ioniſchen Meere, an der Weſt- und Südſeite des feſten Landes. 1. Corcyra (Corfu), 2. Cephalenia, 3. Aſteris, 4. Ithaca (Val de Compare), 5. Zakynthos (Zante), 6. Cythera (Cerigo), 7. die Inſelgruppe des argoliſchen Meerbuſens, 8. die Pelopsinſeln beim Gebiet von Trözen, unweit derſelben Sphäria, Calauria (Poro), 9. Ägina, 10. Salamis (Coluri), und mehrere umherliegende, 11. Creta (Candia). II. Im ägeiſchen Meere an der Süd- und Nordſeite des feſten Landes im ſogenannten Archipelagus lagen: 1. Carpathos (Scarpento), 2. Rhodus, 3. Cyprus, 4. die Cykladen, d. i. Delos umliegende Inſeln, die weſtlichen, und 5. die Sporaden, d. i. zerſtreut liegende, die öſtlichen des Archipelagus. Zu den Cykladen gehören Delos (Sdilli), Rhenäa, Mikonos, Tenos (Tine), Andros, Gyaros, Keos (Zia), Syros, Kythnos (Thermia), Seriphos, Siphnos, Kimolis (Argentiere), Melos (Milo), Thera (Santorin), Jos, wo Homer begraben ſeyn ſoll; Naxos, früher Dia, Paros (Pario), und etliche kleinere. Zu den Sporaden gehörten Kos (Standjio, Stingo), Pharmakuſä, Patmos (Palmo, Palmoſa), Samos, Chios (Scio), mit mehreren kleinern umliegenden Inſeln, Lesbos (Metaline), wo die umliegenden kleinern Inſeln Hekatonnyſoi, d. i. hundert Inſeln, heißen, Tenedos (Bokthſcha Adaſſi), Lemnos (Stalimene), Imbros (Lembro), Samothrake, Thaſos; und der Küſte Griechenlands näher Skyros, Euböa (Negroponte). In Anſehung der phyſiſchen Beſchaffenheit waren die einzelnen Theile Griechenlands ſehr von einander verſchieden. Macedonien war in ſeinem Innern rauh, waldig und arm, und erzeugte nur in den Küſtengegenden Wein, Öl und Baumfrüchte; eben ſo Epirus. Dagegen war Theſſalien ein fruchtbares, ſchön bewäſſertes Thal, das treffliche Pferde lieferte; Böotien, eben ſo fruchtbar, war reich an ſchönen Rinderheerden. Der Boden von Locris war nur mittelmäßig; deſto fruchtbarer war Doris, und noch mehr Phocis, welches guten Wein, ſchönes Öl und Krapp in

Fülle hervorbrachte. Ätoliens rauhe Gebirge ließen weder Viehzucht noch Ackerbau gedeihen. Acarnanien, die Seeküſte von Attica und das bergige Megaris waren eben ſo wenig ergiebig, als Achaja. Argolis hatte einen fruchtbaren Boden, und in Laconien, Meſſenien und Elis blühten Ackerbau und Viehzucht; Arcadien war ein gebirgiges Hirtenland. Die griechiſchen Inſeln waren, unter einem glücklichen Himmel, größtentheils mit Wein, Obſt und Feldfrüchten reichlich ausgeſtattet. Dieſe Verſchiedenheit des Bodens mußte auch eine Verſchiedenheit in der Lebensart der Bewohner erzeugen, welche ihrer Lage gemäß ſich vom Ackerbau, oder Handel, oder Krieg, oder Schiffahrt nährten. Die Geſchichte der Griechen läßt ſich in drei Hauptperioden theilen; in die Periode ihres Anfangs, ihrer Blüthe und ihres Verfalls. Die erſte erſtreckt ſich von dem früheſten Urſprung der Griechen um das Jahr 1800 vor Chr. Geb. bis auf Lykurg, 845 vor Chr. Geb., die zweite reicht von da bis zu ihrer völligen Unterjochung durch die Römer, 146 vor Chr. Geb., die dritte Periode endlich zeigt uns die Griechen als ein überwundenes Volk, in immer zunehmendem Verfall, bis ſie endlich gegen das J. 300 nach Chr. Geb. faſt ganz verſchwinden. Die Pelasger waren die erſte unter Inachus, wie die Sage lautet, nach Griechenland einwandernde Völkerſchaft. Ohne alle Cultur wohnten ſie in Höhlen und nährten ſich von wilden Baumfrüchten, oft auch von dem Fleiſch überwundener Feinde, bis Phoroneus, welcher als König von Argos genannt wird, um das J. 1800 vor Chr. Geb. ihnen einige Bildung zu geben anfing. Zugleich ſuchten mit ihm Pelasgus in Arcadien und Ägialeus in Achaja ihre wilden Landsleute zu cultiviren. Mehrere kleine Reiche entſtanden, z. B. Sparta, Athen. Von den drei Brüdern Achäus, Pelasgus und Phthius, welche Colonien aus Arcadien nach Theſſalien führten, ſo wie von Pelasgus Söhnen, Theſſalus und Gräcus, und von Andern erhielten einzelne Völkerſtämme der ehemaligen Wilden beſondere Namen. Eine große Veränderung bewirkte die Deukalioniſche Fluth um das Jahr 1514 vor Chr. Geb. und die Ankunft eines neuen Völkerſtammes aus Aſien, der Hellenen. Dieſe breiteten ſich in Griechenland aus, vertrieben die Pelasger oder vermiſchten ſich mit ihnen. Ihr Name ward allgemeiner Name der Griechen. Mit ihnen erhob ſich Griechenland ſchon mehr aus dem Stande der Wildheit, und noch ſchneller wurde dieſer durch die bald erfolgenden Einwanderungen phöniciſcher und ägyptiſcher Colonien verdrängt. Ungefähr ſechzig Jahre nach der Deukalioniſchen Fluth ließ ſich der Phönicier Kadmus in Theben nieder und brachte die Kenntniß der Buchſtabenſchrift dahin. Ceres aus Sicilien und Triptolemus aus Eleuſis lehrten den Ackerbau und Bacchus pflanzte den Weinſtock. Nach Argos kam der ägyptiſche Flüchtling Danaus, nach Attica Cecrops. Jetzt begann das Zeitalter der Heroen, zu denen Hercules, Jaſon, Pirithous und Theſeus gehörten, und jener alten Naturſänger und Weiſen, wie Thamyris, Amphion, Orpheus, Linus, Muſäus, Chiron u. A. m. Ein kriegeriſcher Geiſt beſeelte die ganze Nation und ward Urſach, daß jede einzelne Fehde alle Helden Griechenlands unter die Waffen rief. Dahin gehören die Kriege gegen Theben und bald nachher der trojaniſche Krieg u. d. J. 1200 v. Chr., deſſen Folgen eine Hauptepoche in der Geſchichte Griechenlands herbeiführten. Dieſer langwierige und blutige Kampf hatte viele Reiche ihrer Fürſten beraubt; daraus entſtand eine allgemeine

Verwirrung, in welcher es den Herakliden, 80 Jahre nach Troja's Eroberung, gelang, ſich des ganzen Peloponnes zu bemächtigen und die Jonier und Achäer daraus zu vertreiben. Dieſe wandten ſich nach Attica. Da ſie aber hier nicht Raum genug fanden, führte Neleus um das J. 1044 eine ioniſche Colonie nach Kleinaſien, wo ſchon früher eine äoliſche aus dem Peloponnes angelangt war, und achtzig Jahre nachher eine doriſche ſich niederließ. In andern Staaten bildeten ſich Republiken, z. B. in Phocis, in Theben, in den aſiatiſchen Colonien, endlich auch in Athen u. ſ. w., ſo daß in den nächſten 400 Jahren das ganze ſüdliche Griechenland meiſtens mit Republiken ſich anfüllte. Wohlſtand und treffliches Clima machten indeß die aſiatiſchen Colonien zur Mutter der Cultur; von hier gingen Künſte und Wiſſenſchaften aus. Hier war das Vaterland der Geſänge Homers und Heſiods; hier blühten Handel, Schifffahrt und Geſetzgebung. Doch blieb Griechenland noch bei der alten Einfalt der Sitten und unbekannt mit dem Luxus, dem keine fremde Unterſtützung die Hand bot. Wenn daher in einem Staate ſich die Einwohner zu ſehr anhäuften, nahm man zu Colonien ſeine Zuflucht; ſo wurden im ſiebenten und achten Jahrhundert die mächtigen Colonien von Rhegium, Syrakus, Sybaris, Croton, Tarent, Gela, Locris und Meſſana in Sicilien und Unteritalien errichtet. Die verſchiedenen kleinen von einander unabhängigen Staaten Griechenlands aber bedurften eines gemeinſchaftlichen Bandes, das ſie zuſammenhielt. Dieſes fand ſich in dem Tempel zu Delphi, in dem Amphiktyonengericht und in den feierlichen Kampfſpielen, unter denen beſonders die olympiſchen ſich auszeichneten, deren letzte und Haupterneuerung 776 Jahre vor Chr. Geb. geſchah, und welche zugleich den Griechen zur Zeitrechnung dienten. Von dieſer Zeit an erhoben ſich vor den übrigen Staaten durch Macht und Anſehn **Sparta** und **Athen**; das erſtere noch früher als das letztere. Bis zum perſiſchen Kriege hatte Griechenland ſchon eine bedeutende Stufe der Ausbildung erlangt. Außer der Dichtkunſt finden wir um das Jahr 600 v. Chr. Geb. auch die Anfänge der Philoſophie, und zwar ebenfalls früher in Jonien und Unteritalien, als im eigentlichen Griechenland. Auch die Bildhauerkunſt und Mahlerei kamen in Flor. Die mächtigen Colonien Maſſilia in Gallien und Agrigent in Sicilien entſtanden; Athen breitete ſeinen Handel immer mehr aus, und legte beſonders in Thracien anſehnliche Handelsplätze an. In Kleinaſien aber waren die griechiſchen Colonien unter die Herrſchaft des lydiſchen Cröſus und bald nachher auch des Cyrus gekommen, und ſelbſt Altgriechenland wurde von Perſiens übermüthigen Beherrſchern, Darius und Xerxes, mit gleicher Knechtſchaft bedroht. Da aber erwachte der Heldenmuth der freiheitliebenden Griechen und zeigte ſich in ſeinem herrlichſten Glanze. Athen und Sparta, mit einander verbunden, widerſtanden faſt ganz allein den ungeheuern Heeren der Perſer, und die Schlachten bei Marathon, Thermopylä und Platää, ſo wie die Seetreffen bei Artemiſium, Salamis und Mycale lehrten die Perſer, daß Griechenland nie zu ihren Eroberungen gehören werde. Dieſer glorreiche Kampf bereicherte es mit einer unermeßlichen Beute und führte die höchſte Stufe der Macht und des Wohlſtandes herbei. Vor allen andern griechiſchen Staaten aber erreichte Athen die höchſte Blüthe und das entſchiedenſte Übergewicht. Das Obercommando, welches bisher Sparta geführt hatte, kam an Athen, deſſen Feldherr Cimon die Perſer zum Frieden und zur An=

erkennung der Freiheit der Kleinaſiaten zwang. Zugleich war Athen der Mittelpunkt der Künſte und Wiſſenſchaften. Jetzt brach der peloponneſiſche Krieg aus, veranlaßt durch Athens übermäßigen Stolz, den Sparta nicht länger ertragen konnte. Dieſer verderbliche Krieg, der Griechenlands Inneres verheerte, demüthigte Athen, bis Thraſybul es wieder befreite; dagegen mußte ſich Sparta auf kurze Zeit unter Thebens allgewaltigen Epaminondas und Pelopidas beugen. Aller dieſer Unruhen ungeachtet blieb die Cultur in Griechenland noch im Steigen. Jetzt blühten neben den Dichtern Künſtler, Staatsmänner und Philoſophen: der Handel war im größten Flor, und Sitten und Lebensart waren aufs höchſte verfeinert. Nun aber trat die unglückliche Periode ein, wo mit dem Ende der politiſchen Freiheit Griechenlands auch die Cultur deſſelben zu ſinken anfing, ohne daß ſie ſich je wieder auf die ehemalige Stufe emporheben konnte. Im Norden von Griechenland hatte ſich ein mächtiger erobernder Staat gebildet, deſſen Beherrſcher Philipp, unter Epaminondas und Pelopidas zum Feldherrn gebildet, Tapferkeit mit ſchlauer Politik verband. Die Uneinigkeit unter den griechiſchen Staaten bot ihm Gelegenheit, ſeine herrſchſüchtigen Plane auszuführen, und die Schlacht bei Chäronea gab Macedonien die Oberherrſchaft über ganz Griechenland. Vergebens hoffte daſſelbe, nach ſeinem Tode ſich wieder frei zu machen. Thebens ſchreckliche Zerſtörung foderte Unterwerfung unter den mächtigen Genius des jungen Alexander. Während er als erſter Feldherr der Griechen über die Perſer die glänzendſten Siege erfocht, veranlaßte eine falſche Nachricht von ſeinem Tode einen nochmaligen Verſuch, die Freiheit wieder zu gewinnen, den jedoch Antipater vereitelte. Eben ſo unglücklich endigte der lamiſche Krieg nach dem Tode Alexanders. Griechenland war jetzt faſt zu einer macedoniſchen Provinz herabgeſunken und hatte nur noch einen Schein von Freiheit. Verweichlichender Luxus hatte die alte Tapferkeit und Energie verzehrt. Endlich ſchloſſen die meiſten Staaten des ſüdlichen Griechenlands, Sparta und Ätolien ausgenommen, den berühmten achäiſchen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit gegen Macedonien. Als dieſer Bund ſich aber mit Sparta entzweite, ſuchte er Macedoniens Hülfe und war durch dieſelbe ſiegreich. Allein dieſe Freundſchaft ward bald für Griechenland verderblich, denn ſie verwickelte daſſelbe in die Händel Philipps mit den Römern, welche zwar anfänglich großmüthig genug waren, die Freiheit der griechiſchen Städte zu beſtätigen, während ſie in dem Kriege gegen Antiochus Ätolien und bald darauf auch Macedonien in eine römiſche Provinz verwandelten; allein ſpäter fingen ſie an, den achäiſchen Bund unter ſich zu entzweien, und miſchten ſich mit Gewalt in die innern Streitigkeiten der Griechen und zwangen dieſe endlich zu dem letzten ſchwachen Verſuch, ihre Freiheit mit den Waffen zu behaupten. Der Ausgang eines ſo ungleichen Kampfes konnte nicht lange unentſchieden ſeyn: die Eroberung Corinths unterwarf die Griechen der römiſchen Herrſchaft. Während dieſes ganzen Zeitraums von der Schlacht bei Chäronea bis zur Eroberung Corinths blühten noch immer Künſte und Wiſſenſchaften unter den Griechen; ja die Kunſt feierte erſt unter Alexander ihr goldenes Zeitalter. Indeſſen waren doch die griechiſchen Colonien in einem noch blühendern Zuſtand als das Mutterland, beſonders ward jetzt Alexandria in Ägypten der Sitz der Gelehrſamkeit. Da ſie ebenfalls nach und nach unter die Botmäßigkeit der

Römer kamen, wurden auch ſie, wie das Mutterland, die Lehrer ihrer Überwinder, der Römer, zu denen ſie in großer Anzahl nach Italien hinüberwanderten. Unter Auguſt endlich verloren die Griechen auch den Schatten ihrer bisherigen Freiheit und hörten auf, ein ſelbſtſtändiges Volk zu ſeyn, obgleich ihre Sprache, Sitten, Gebräuche, Wiſſenſchaften, Künſte und Geſchmack überall im römiſchen Reiche ſich ausbreiteten. Der Charakter der Nation war jetzt ſo tief geſunken, daß die Römer einen Griechen in der Regel als das feilſte und nichtswürdigſte Geſchöpf verachteten. Aſiatiſcher Luxus hatte ſie ganz verdorben; das ehemalige Gefühl von Freiheit und Selbſtſtändigkeit war erſtorben und niedriger Sklavenſinn an ſeine Stille getreten. Die Nation ward immer ausſchweifender, ärmer, verächtlicher, unbedeutender, und zu Aurelians Zeiten, gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, war kaum noch eine Spur von derſelben vorhanden, da zugleich die barbariſchen Völker jetzt anfingen, ihre verheerenden Verwüſtungen auch in Griechenland auszubreiten. Von den Sitten und der Denkweiſe der Griechen hat man im Allgemeinen folgende Schilderung entworfen. Die Hauptzüge in dem Charakter derſelben waren von jeher eine gewiſſe Einfalt und Größe. Von ſeinem früheſten Daſeyn an war der Grieche ſein eigner Lehrer, und wenn er von andern lernte, geſchah es mit Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Das große Vorbild ſeiner Empfindungen war die Natur, die in ſeinem Vaterland alle Reize in ſich vereinigte. Der noch ungebildete Grieche war männlich und ſtolz, thätig und unternehmend, eben ſo ausſchweifend in ſeinem Haſſe wie in ſeiner Liebe. Er ſchätzte und übte Gaſtfreundſchaft gegen Fremde und Landsleute. Dieſe Grundlage des Charakters der Griechen hatte auf ihre religiöſen, politiſchen, ſittlichen und philoſophiſchen Meinungen einen großen Einfluß. Griechenlands Götter waren nicht wie in Aſien in ein heiliges Dunkel geſtellt; ſie waren in ihren Fehlern und Tugenden menſchlich, ſtanden aber höher als die Menſchen. Sie gingen mit denſelben vertraut um; Gutes und Böſes kam aus ihren Händen; alle körperlichen und geiſtigen Gaben waren ihr Geſchenk. Eben ſo menſchlich, als die alten Götter Griechenlands, war auch die Moral der älteſten Griechen. Sie befahl, die Götter durch genaue Beobachtung der Gebräuche zu ehren, die Gaſtfreundſchaft heilig zu halten, ſelbſt Mörder zu ſchonen, wenn ſie zu den Göttern ihre Zuflucht nahmen, das Blut des Verwandten an deſſen Mörder zu rächen. Gegen den Feind war Liſt und Rache erlaubt. Kein Geſetz befahl die Keuſchheit. Nur die Gewalt des Vaters, Ehegatten oder Bruders beſchützte die Ehre des weiblichen Geſchlechts, welches daher auch in beſtändiger Abhängigkeit lebte. Verlorne Unſchuld wurde zwar ſtreng beſtraft, aber der Verführer freute ſich ſeines Sieges ohne das Gefühl eines begangenen Unrechts, und brachte den Göttern eben ſowohl Opfer und Geſchenke, als ob er die rühmlichſte Handlung begangen hätte. Die Sicherheit des häuslichen Lebens beruhte einzig auf dem Hausvater. Aus dieſen Grundzügen der älteſten Sitten der Griechen entſprang in der Folge die Eigenthümlichkeit ihrer religiöſen Geſinnungen, ihre Liebe zur Freiheit und Thätigkeit, ihre Vorliebe für Schönheit, ihr Großſinn und die Einfalt in ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben. Die Religion der Griechen war zwar, beſonders in den älteſten Zeiten, voller Aberglauben, doch nicht in dem Grade wie die Religion der Römer; ſo kannte z. B. der Grieche das Augural-

weſen nicht. Er neigte ſich, wie allenthalben, ſo auch in der Religion, mehr zur Fröhlichkeit, und diente den Göttern weniger durch Geſinnungen als durch äußere Ceremonien. Auf die Sittenlehre, den Glauben und den Unterricht des Geiſtes hatte die Religion wenig Einfluß. Nur den Glauben an die Götter und eine Fortdauer nach dem Tode foderte ſie, ferner Enthaltung von den gröbſten Verbrechen und Beobachtung der vorgeſchriebenen Gebräuche. Gute Sitten und wahre Religioſität zu befördern, wirkten anfangs bei den Griechen die Einfalt ihrer Lebensart und gewiſſe dunkle Vorſtellungen von einer alles regierenden, das Gute liebenden und belohnenden, das Böſe aber haſſenden und beſtrafenden Gottheit, ſpäterhin aber eine durch Dichtkunſt und Philoſophie erzeugte Aufklärung, welche von den Gebildetern ſich auch dem großen Haufen mittheilte. Man hatte in der ſchönſten Blüthe der griechiſchen Cultur ſehr geläuterte Begriffe von einer einzigen Gottheit, ihrer Allwiſſenheit, Allgegenwart, Heiligkeit, Güte, Gerechtigkeit und von einer würdigen Verehrung derſelben durch Tugend und Reinheit des Herzens. Eben ſo lauter war die Sittenlehre einzelner Griechen. Man trug ſie anfangs in ſinnreichen Sprüchen vor; dahin gehören die bekannten Sprüche der ſogenannten ſieben Weiſen. Nachher traten Sokrates und deſſen Nachfolger auf und verbreiteten gereinigte Grundſätze. Die Freiheitsliebe der Griechen hatte ihren Grund in dem glücklichen Schickſale, von jeher ohne Druck und ohne Furcht vor andern Völkern gelebt zu haben, verbunden mit einer angebornen Lebhaftigkeit des Geiſtes. Sie war es, welche kleine Heere unüberwindlich machte und einen Timoleon, Solon und Lykurg Kronen entſagen ließ. Die Freiheit der Griechen war ein Werk der Natur und Folge ihrer erſten patriarchaliſchen Lebensart. Die erſten Könige wurden als Hausväter betrachtet, denen man freiwillig und zu ſeinem eigenen Vortheil gehorchte. Wichtige Angelegenheiten entſchied die Volksverſammlung. In ſeinem Hauſe war Jeder Herr, Abgaben wurden nicht bezahlt. Als aber die Könige ihre Gewalt mehr und mehr ausdehnten, war man darauf bedacht, ihre Würde ganz abzuſchaffen, und es entſtanden Freiſtaaten, die ſich mehr oder weniger zur Ariſtokratie oder Demokratie hinneigten, oder auch aus beiden gemiſcht waren; die Bürger liebten den Staat, weil nicht Willtür, ſondern weiſe Geſetze ihn regierten. Dieſe edle Liebe für das freie Vaterland war es, welche Leonidas dem Perſerkönige ſagen ließ, er wolle lieber ſterben, als über Griechenland herrſchen, welche den Solon, Themiſtokles, Demoſthenes, Phozion begeiſterte, daß ſie, ungeachtet des Undanks ihrer Landsleute, lieber dem Staat und den Geſetzen, als ihrem eignen Vortheil dienen mochten. Von der Thätigkeit der Griechen zeugt der Anbau ihres nicht ſehr fruchtbaren Landes, das durch den Fleiß ſeiner Bewohner viele Millionen nährte. Gleichen Eifer nehmen wir in den Colonien wahr; allenthalben blühten Handel, Schifffahrt und Gewerbe; Kenntniſſe aller Art wurden eingeſammelt; der Geiſt der Erfindung war raſtlos geſchäftig; man lernte die Freuden eines geſelligen, aber auch allmählig eines geräuſchvollen und üppigen Lebens kennen. Aus eben dieſer Quelle der Thätigkeit entſprang auch die Liebe zu wahrhaft großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die griechiſche Geſchichte ſo viele außerordentliche Beiſpiele aufſtellt. Noch ein charakteriſtiſcher Zug des Griechen war ſein Sinn für Schönheit, ſowohl geiſtige als körperliche. Dieſer

Sinn, durch die Natur geweckt und gebildet, ſchuf aus ſich ſelbſt ein Ideal von Schönheit, das ihm zum Maßſtab ward für alle Erzeugniſſe der Kunſt, und deſſen Wahrheit ſich ewig bewähren wird. Er ging über auf alle ſeine Umgebungen, und iſt in edler Einfachheit Allem aufgeprägt, was von ihm ausging. Er machte die Griechen zu Lehrern aller Zeiten und Geſchlechter.

Griechiſche Arzneikunde, ſ. Arzneikunſt und Griechiſche Literatur, auch Apothekerkunſt.

Griechiſche Kirche heißt derjenige Theil der Chriſtenheit, welcher in ſeinen Glaubenslehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen der im ehemaligen griechiſchen Kaiſerthume gegründeten, und vom 5ten Jahrhundert an unter den Patriarchen von Conſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem eigenthümlich ausgebildeten Anſicht und Ausübung des Chriſtenthums folgt. Die im 3ten und 4ten Jahrhundert durch allgemeine Kirchenverſammlungen und fleißigen Verkehr der Gemeinden mit einander erſt mühſam zur Übereinſtimmung gebrachte Chriſtenheit trug gleichwohl wegen ihrer, den ganzen Orient und Occident des römiſchen Reichs umfaſſenden Ausdehnung und der Verſchiedenheit der ihr zugehörigen Völker an Sprache, Denkart und Sitten ſchon den Keim einer künftigen Scheidung in ſich. Die Gründung des neuen Roms in Conſtantinopel, die politiſche Trennung des römiſchen Kaiſerthums in das orientaliſche oder griechiſche und occidentaliſche oder lateiniſche, die auf den Kirchenverſammlungen zu Conſtantinopel 381 und zu Chalcedon 451 durchgeſetzte Erhebung des Biſchofs zu Conſtantinopel zum zweiten Patriarchen der Chriſtenheit nach dem römiſchen, die Eiferſucht des letztern gegen die anwachſende Macht des erſtern, dies alles waren Umſtände, bei denen es nur der Zweideutigkeit des vom griechiſchen Kaiſer Zeno 482 promulgirten, und den Lateinern wegen des Scheines einer Abweichung von den Beſchlüſſen der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung anſtößigen Edicts, bekannt unter dem Namen des Henotikon, bedurfte, um eine förmliche Spaltung in der chriſtlichen Kirche herbeizuführen. Der Patriarch Felix II. zu Rom ſprach über die Patriarchen zu Conſtantinopel und Alexandrien, welche die vornehmſten Werkzeuge des Henotikons geweſen waren, 484 den Bannfluch aus, und hob dadurch die Kirchengemeinſchaft ſämmtlicher morgenländiſchen, dieſen Patriarchen anhängigen Gemeinden mit den abendländiſchen auf. Zwar vermochte der römiſche Patriarch Hormisdas bei veränderten Geſinnungen des kaiſerlichen Hofes 519 die Wiedervereinigung der griechiſchen Kirche mit der lateiniſchen zu erzwingen; allein dieſe ohnehin nicht ernſtlich gemeinte und nur loſe angeknüpfte Verbindung wurde durch Hartnäckigkeit von beiden Seiten und römiſche Bannflüche gegen die Bilderſtürmer unter den Griechen 733 und gegen den Patriarchen Photius zu Conſtantinopel 862 wieder aufgelöſ't. Die Vermehrung des griechiſchen Kirchengebiets durch neubekehrte Völker, z. B. die Bulgaren, erweckte um dieſe Zeit die Eiferſucht des Papſtes aufs neue, und er verfuhr um ſo übermüthiger gegen die Griechen, da er ſich von der Oberherrſchaft der griechiſchen Kaiſer losgemacht, und an dem neuen fränkiſch-römiſchen Kaiſerthum einen ſichern Schutz gegen ſie hatte. Photius dagegen machte den Lateinern die Willkür zum Vorwurfe, mit der ſie einen ſchriftwidrigen Zuſatz in das Symbolum vom Ausgange des heiligen Geiſtes eingeſchaltet, und manchen Gebrauch der alten rechtgläubigen Kirche geändert hätten, z. B. daß ſie

den Prieſtern die Ehe verboten, das Chrisma wiederholten und Sonnabends als am jüdiſchen Sabbath faſteten; beſonders aber beſchwerte er ſich mit Recht über die Anmaßung des Papſtes, der ſich zum Oberherrn über die ganze Chriſtenheit aufwerfen, und auch die griechiſchen Patriarchen als ſeine Untergebenen behandeln wollte. Die zweimal vom Papſt errungene Abſetzung dieſes Patriarchen ſtellte dennoch die Kirchengemeinſchaft der Griechen mit den Lateinern nicht völlig wieder her, und da der conſtantinopolitaniſche Patriarch Michael Cerularius 1054 die Lateiner, außer den von Photius gerügten Punkten, auch wegen des Gebrauchs ungeſäuerter Brote beim Abendmahl, wegen des Genuſſes vom Blut erſtickter Thiere und der Sittenloſigkeit des lateiniſchen Klerus überhaupt aufs neue verketzerte, Papſt Leo IX. ihn dagegen auf die übermüthigſte Weiſe excommunicirte, ſo kam es zu einer völligen Trennung der griechiſchen Kirche von der lateiniſchen. Stolz, Rechthaberei und hierarchiſcher Eigennutz vereitelten ſeit dieſer Zeit alle Verſuche, welche theils die Päpſte, um den Orient in ihr Kirchengebiet zu ziehen, theils die von Kreuzfahrern und Mohammedanern gleich bedrängten griechiſchen Kaiſer, um ſich des Beiſtandes abendländiſcher Fürſten zu verſichern, zur Vereinigung der getrennten Kirchen machten. Keine von beiden wollte in den oben berührten ſtreitigen Punkten der andern nachgeben. Während der Catholicismus ſich nun durch das hierarchiſche Syſtem Gregors VII., und durch die ſcholaſtiſche Philoſophie immer vollkommener und eigenthümlicher ausbildete, blieb die griechiſche Kirche bei dem von Johannes dem Damascener ſchon 730 geordneten Lehrbegriffe und ihrer alten Kirchenverfaſſung ſtehen. Die Eroberung von Conſtantinopel durch franzöſiſche Kreuzfahrer und Venetianer 1204, und die harten Bedrückungen, welche die Griechen von dieſen Lateinern und den päpſtlichen Legaten erdulden mußten, konnten ihre Erbitterung nur vermehren, und obgleich der griechiſche Kaiſer Michael II. Paläologus, der 1261 Conſtantinopel wieder erobert hatte, den Primat des Papſtes anerkennen wollte, und durch ſeine Geſandten und einige ſeiner Creaturen aus dem griechiſchen Klerus das Schisma auf der Kirchenverſammlung zu Lyon 1274 abſchwören ließ, auch 1277 zur Befeſtigung des Vereins mit den Lateinern eine Synode zu Conſtantinopel gehalten ward: ſo widerſetzte ſich doch die Maſſe des griechiſchen Klerus dieſem Schritte; und da Papſt Martin IV. 1281 ſelbſt den Kaiſer Michael aus politiſchen Beweggründen in den Bann gethan, ſtellten die 1283 und 1285 zu Conſtantinopel von den griechiſchen Biſchöfen gehaltenen Synoden ihre alte Lehre und die völlige Abſonderung von den Lateinern wieder her. Den letzten Verſuch machte endlich der von den Türken aufs äußerſte bedrängte griechiſche Kaiſer Johannes VII. Paläologus nebſt ſeinem Patriarchen Joſeph auf der 1438 erſt zu Ferrara, und im folgenden Jahre zu Florenz unter dem Vorſitz des Papſtes Eugen IV. gehaltenen Kirchenverſammlung; allein die daſelbſt getroffene Vereinigung hatte eher das Anſehen einer Unterwerfung der Griechen unter den römiſchen Stuhl, und wurde von dem griechiſchen Klerus und Volke durchaus verworfen, ſo daß es in der That bei der noch jetzt fortwährenden Trennung beider Kirchen blieb. Die Einmiſchung der griechiſchen Kaiſer, welche immer das meiſte Intereſſe bei dieſen Vereinigungsverſuchen gehabt hatten, hörte mit dem Sturz ihres Kaiſerthums und der Eroberung von Conſtantinopel durch die Türken 1453 von ſelbſt auf, und die Bemühungen

der Römiſch-Catholiſchen, ſich die griechiſche Kirche zu unterwerfen, konnten ſeitdem nur den Erfolg haben, einzelne Gemeinden in Italien, wohin ſich viele Griechen vor den Türken geflüchtet hatten, in Ungarn, Gallizien, Polen und Litthauen unter die Hoheit des Papſtes zu bringen, welche jetzt unter dem Namen unirte Griechen bekannt ſind. Zum Gebiete der griechiſchen Kirche gehörten bis in das 7te Jahrhundert außer Oſtillyrien, dem eigentlichen Griechenlande mit Morea und dem Archipelagus, Kleinaſien, Syrien mit Paläſtina, Arabien, Ägypten und zahlreiche Gemeinden in Meſopotamien und Perſien; allein durch die Eroberungen Mohammeds und ſeiner Nachfolger verlor ſie ſeit 630 faſt alle ihre Provinzen in Aſien und Afrika, und ſelbſt in Europa wurde die Zahl ihrer Anhänger durch die Invaſion der Türken im 15ten Jahrhundert beträchtlich vermindert. Auf der andern Seite fielen ihr jedoch mehrere ſlaviſche Völkerſchaften, und beſonders die Ruſſen zu, welche der Großfürſt Wladimir der Heilige 988 zur Annahme des griechiſch-chriſtlichen Glaubens nöthigte. Dieſer Nation verdankt die griechiſche Kirche auch das ſymboliſche Buch, welches nebſt den Canons der erſten und zweiten nicäniſchen, der erſten, zweiten und dritten conſtantinopolitaniſchen, der epheſiſchen und chalcedoniſchen allgemeinen Kirchenverſammlung, und der 692 zu Conſtantinopel gehaltenen Trullaniſchen Synode für die griechiſchen Chriſten allein Autorität in Glaubensſachen hat. Nachdem der gelehrte Patriarch Cyrillus Lascaris zu Conſtantinopel die in ſeinem Glaubensbekenntniß merkbare Annäherung an den Proteſtantismus 1629 mit dem Leben gebüßt hatte, wurde 1642 von Peter Mogilas, Metropoliten zu Kiow, eine Darſtellung des Glaubens der Ruſſen in griechiſcher Sprache abgefaßt, unter dem ſtolzeren Titel: Orthodoxes Glaubensbekenntniß der catholiſchen und apoſtoliſchen Kirche Chriſti von ſämmtlichen Patriarchen der griechiſchen Kirche, zu denen ſeit 1589 der fünfte Patriarch zu Moskau hinzugekommen war, 1643 unterzeichnet und ſanctionirt, 1662 griechiſch und lateiniſch mit einer Vorrede des Patriarchen Nektarius von Jeruſalem in Holland gedruckt, 1696 vom letzten ruſſiſchen Patriarchen Adrianus zu Moskau, und 1722 auf Befehl Peters des Großen von der heiligen Synode herausgegeben, nachdem es vorher 1672 auf einer Synode zu Jeruſalem und 1721 in dem von Theophanes Procopowicz abgefaßten geiſtlichen Reglement Peters des Großen für das allgemein gültige ſymboliſche Buch der griechiſchen Kirche erklärt worden war. Dieſe Kirche erkennt in demſelben, wie die catholiſche, eine doppelte Quelle des Glaubens, Bibel und Tradition, an, unter welcher letztern ſie ſolche Lehren verſteht, die die Apoſtel bloß mündlich vorgetragen, und die griechiſchen Kirchenväter, beſonders Johannes von Damask, wie auch die ſieben genannten allgemeinen Kirchenverſammlungen beſtätigt haben. Die übrigen noch in der römiſch-catholiſchen Kirche gültigen Kirchenverſammlungen erkennt ſie nicht an, unterſagt es auch den Patriarchen und Synoden, neue Dogmen aufzuſtellen; ihre Dogmen gibt ſie aber für durchaus gültig und ſo nothwendig aus, daß man ſie ohne Verluſt der Seligkeit nicht abläugnen könne. Ganz eigenthümlich iſt ihr die Lehre, daß der heilige Geiſt nur vom Vater ausgehe, wodurch ſie von den Catholiken und Proteſtanten, welche übereinſtimmend ein Ausgehen des heiligen Geiſtes vom Vater und vom Sohn annehmen, abweicht. Sie zählt wie die Catho-

liken, ſieben Sacramente: Taufe, Chrisma, Abendmahl mit vorhergehender Ohrenbeichte, Buße, Prieſterthum, Ehe und heiliges Öl, hat aber dabei das Eigene, daß ſie 1. bei der Taufe das dreimalige Eintauchen des ganzen Körpers ins Waſſer, mögen nun Kinder oder erwachſene Proſelyten getauft werden, zur völligen Reinigung von der Erbſünde für nothwendig hält, und das Chrisma (Firmung) als die Vollendung der Taufe gleich mit dieſer Ceremonie verbindet; 2. beim heiligen Abendmahle zwar die Transſubſtantiation, auch die catholiſche Anſicht des Meßopfers annimmt, aber doch vorſchreibt, daß das Brot geſäuert, der Wein nach orientaliſcher Weiſe mit Waſſer vermiſcht, und beide Geſtalten jedermann, auch den Kindern, noch ehe ſich recht wiſſen, was Sünde iſt, in dem Maße gereicht werde, daß der Communicant das Brot gebrochen in einem mit dem conſecrirten Weine gefüllten Löffel erhält; 3. bei dem Prieſterthum allen Geiſtlichen, ausgenommen den Kloſtergeiſtlichen und der aus ihnen zu wählenden höhern Geiſtlichkeit bis zum Biſchof herab, die Ehe mit einer Jungfrau gebietet, mit einer Witwe aber und eine zweite Ehe unterſagt, und daher verwitwete Geiſtliche ihre Pfarrämter nicht beibehalten, ſondern in ein Kloſter gehen läßt, wo ſie Hieromonachi heißen. Nur ſelten verſtatten die Biſchöfe einem Witwer, ſein Pfarramt beizubehalten, und von dem Grundſatze, daß ſich für die höhere Geiſtlichkeit die Ehe überhaupt, und für die niedrige wenigſtens die zweite Ehe nicht ſchicke, gibt es keine Ausnahme. Die Ehe der Laien hält die griechiſche Kirche nicht für unauflöslich, und verſtattet häufig Eheſcheidungen, aber mit den verbotenen Graden der Verwandtſchaft, beſonders der geiſtlichen Verwandtſchaft zwiſchen Pathen und Gevattern, nimmt ſie es eben ſo genau, wie die catholiſche Kirche, und erlaubt auch den Laien die vierte Ehe nicht. Von dieſer letztern Kirche unterſcheidet ſie ſich auch dadurch, daß ſie mit dem heiligen Öle nicht nur Sterbende, ſondern auch Kranke, überhaupt zur Wiederherſtellung der Geſundheit, zur Vergebung der Sünden und zur Heiligung der Seele ſalben läßt, daß ſie das Fegfeuer nicht annimmt, auch von Prädeſtination, überverdienſtlichen Werken, Indulgenzen und Ablaß nichts weiß, und weder den Primat des Papſtes, noch irgend einen ſichtbaren Stellvertreter Chriſti auf Erden anerkennt. Ferner duldet ſie keine geſchnitzte, ausgehauene oder gegoſſene Bilder heiliger Perſonen und Gegenſtände, ſondern die Bilder Chriſti, der Jungfrau Maria und der Heiligen, welche in Kirchen und Privathäuſern Gegenſtände der religiöſen Verehrung ſeyn ſollen, dürfen nur platt gemahlt und allenfalls mit Edelſteinen künſtlich ausgelegt ſeyn; in ruſſiſchen Kirchen findet man jedoch plaſtiſche Kunſtwerke an Altären. In der Anrufung der Heiligen und beſonders der Mutter Gottes ſind die Griechen eben ſo eifrig, wie die Catholiken, auch Reliquien, Gräber und Kreuze ſind den Griechen heilig, und dem Bekreuzen im Namen Jeſu meſſen ſie eine zauberiſche ſegensreiche Kraft bei. Von den Bußübungen gilt unter ihnen vornehmlich das Faſten, bei dem nur Früchte, Kräuter, Brot und Fiſche zu eſſen erlaubt ſind. Sie faſten Mittwochs und Freitags in jeder Woche, und halten überdies noch vier große jährliche Faſten, nämlich vierzig Tage vor Oſtern, von Pfingſten bis zum Tage Petri und Pauli, Muttergottesfaſten vom 1ſten bis 15ten Auguſt, Apoſtels Philippusfaſten vom 15ten bis 26ſten

November, außerdem noch am Tage der Enthauptung Johannis und Kreuzerhöhung. Der Gottesdienſt der griechiſchen Kirche bleibt faſt ganz beim äußern Ceremoniell ſtehen; Predigten und Catecheſen machen den geringſten Theil davon aus, und im 17ten Jahrhundert unter dem Czar Alexei war das Predigen in Rußland ſogar ſcharf verboten, damit nicht neue Lehren dadurch verbreitet würden. In der Türkei predigen meiſt nur die höhern Geiſtlichen, weil dieſe allein im Beſitz einiger Bildung ſind. Jede Gemeinde hat ihr beſtimmtes Chor von Sängern, welche Hymnen und Pſalmen ſingen, die Gemeinden ſelbſt aber ſingen nicht wie bei uns aus Geſangbüchern, und die Inſtrumentalmuſik iſt ganz vom griechiſchen Gottesdienſt ausgeſchloſſen. Die Liturgie beſteht übrigens außer der Meſſe, welche als die Hauptſache betrachtet wird, im Vorleſen von Schriftſtellen, Gebeten und Heiligenlegenden, und im Herſagen von Glaubensbekenntniſſen oder Sprüchen, welche der Liturg oder Prieſter anfängt und das Volk im Chor fortſetzt und beendigt. Die Klöſter folgen mehrentheils der ſtrengen Regel des heiligen Baſilius. Der griechiſche Abt heißt Higumenos, die Äbtiſſin Higumene. Der Abt eines griechiſchen Kloſters, unter deſſen Aufſicht mehrere andere ſtehen, heißt Archimandrit, und hat den Rang gleich nach den Biſchöfen. Die niedere Geiſtlichkeit in der griechiſchen Kirche beſteht übrigens aus Liturgen, als: Vorleſern, Sängern, Hypodiaconen und Diaconen, und aus Prieſtern, als: Popen und Protopopen oder Erzprieſtern, welches die erſten Geiſtlichen an Haupt- und Kathedralkirchen ſind. Weiter als zum Protopopen können es Liturgen und Prieſter nicht bringen, denn die Biſchöfe werden aus den Kloſtergeiſtlichen gewählt, und aus den Biſchöfen die Erzbiſchöfe, Metropoliten und Patriarchen. In Rußland gibt es überhaupt 31 biſchöfliche Diöceſen; mit welchen die erzbiſchöfliche Würde verbunden werden ſoll, hängt von der Willkür des Kaiſers ab. Petersburg mit Nowgorod, Kiow mit Galiz, Kaſan mit Swijaſchk und Tobolsk mit ganz Sibirien ſind die fixirten Sitze der vier Metropoliten des ruſſiſchen Reichs. Die Patriarchenwürde von Moskau, welche der Patriarch Nikon († 1681) angeblich gemißbraucht hatte, hob Peter der Große auf, indem er unter die nach Adrians Tode 1702 zur Wahl eines neuen Patriarchen verſammelten Biſchöfe mit den Worten trat: „ich bin euer Patriarch" und 1721 das ganze Kirchenregiment ſeines Reichs einem Collegium von Biſchöfen und weltlichen Räthen unterwarf, welches die heilige Synode, erſt zu Moskau jetzt zu Petersburg, iſt. Unter dieſer Synode ſtehen jetzt außer den Metropoliten, 11 Erzbiſchöfe, 19 Biſchöfe, 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöſter, von denen 58 mit Kloſterſchulen zur Bildung der Geiſtlichkeit verbunden und zur beſſern Erreichung dieſes Zweckes mit 300,000 Rubel jährlichem Zuſchuſſe vom Staate unterſtützt ſind. Die griechiſche Kirche unter türkiſcher Hoheit iſt, ſo viel es der Druck, unter dem ſie lebt, erlaubt, ganz der älteſten Verfaſſung getreu geblieben. Die Würden der Patriarchen zu Conſtantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jeruſalem beſtehen noch, doch nur der erſte hat das alte Anſehen der ehemaligen Erzbiſchöfe von Conſtantinopel, führt als ökumeniſcher Patriarch auf der aus den vier Patriarchen, einer Anzahl Metropoliten und Biſchöfen, und zwölf vornehmen weltlichen Griechen gebildeten heiligen Synode zu Conſtantinopel den Vorſitz, übt durch ſie im ganzen türkiſchen Reiche die obere geiſtliche Gerichtsbarkeit über die

Griechen aus, und wird auch von den nicht unirten Griechen in Galizien, in der Bukowina, in Slavonien und den ſieben Inſeln als das Oberhaupt der griechiſchen Kirche anerkannt. Die übrigen drei Patriarchen haben, da ſich in ihren Sprengeln faſt Alles zum Mohammedanismus bekennt, einen ſehr geringen Wirkungskreis, (der zu Alexandrien hat nur zwei Kirchen zu Cairo unter ſich,) und leben daher meiſt von der Gnade des conſtantinopolitaniſchen. Dieſer hat beträchtliche Einkünfte, muß aber beinahe die Hälfte davon als Tribut an den Großherrn abgeben, der die Griechen zwar mit Mäßigung, aber doch immer ſehr niederhält. Sie dürfen keine neuen Kirchen bauen, müſſen die Erlaubniß, alte auszubeſſern, theuer bezahlen, dürfen keine Thürme und Glocken an ihren Kirchen führen, auch die türkiſche Kleidung nicht tragen, meiſt nur bei Nacht den Gottesdienſt halten, auf Morea nur des Nachts Meſſe leſen, und müſſen übrigens nicht nur Wegzölle entrichten, von denen die Türken frei ſind, ſondern auch vom 15ten Jahr an männiglich eine ſtarke Kopfſteuer, unter dem Titel: Loskäufung vom Kopfabſchneiden, an den Großherrn bezahlen, wovon nur das weibliche Geſchlecht frei iſt. Kein Wunder, daß unter den Griechen in der Türkei eine alte Weiſſagung im Umlauf iſt, von Rußland werde einſt Hülfe und Rettung für ſie kommen. Sollte dieß je geſchehen, und der Eifer, mit dem die ruſſiſche Regierung ſich der Volksaufklärung annimmt, anhaltend und mit glücklichem Erfolg begleitet ſeyn, ſo könnte die griechiſche Kirche vielleicht auch noch aus den allgemeinen Fortſchritten der Geiſtesbildung in Europa, von denen ſie bis jetzt wenig Notiz genommen hat, manchen Vortheil ziehen und Veränderungen erfahren, die ihren Cultus belehrender und erbaulicher, und ihre Bekenner geſitteter machen würden. Aber lange hat die ſtarke Anhänglichkeit dieſer Kirche am Alten, ihre Bigotterie und die Rohheit ihrer meiſten Bekenner jedem Verbeſſerungsverſuch im Wege geſtanden. Solche Verſuche haben zur Entſtehung einiger Secten in der griechiſchen Kirche Anlaß gegeben, welche die tolerante ruſſiſche Regierung jetzt ungekränkt ihren Cultus ausüben läßt. Schon im 14ten Jahrhundert ſonderte ſich die Partei der Strigolniken nur aus Haß gegen die Geiſtlichkeit ab, wurde aber, weil ſie ſonſt nichts Eigenthümliches hatte, bald wieder zerſtreut. Daſſelbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, d. h. Abtrünnigen, die ſich ſelbſt Staro=werzi, d. h. Altgläubige oder Isbraniki, d. h. Auserwählte, nennen, weil ſie die um dieſe Zeit von dem Patriarchen Nikon unternommenen liturgiſchen Neuerungen nicht genehmigten. Dieſe nach und nach in zwanzig verſchiedene Parteien zerfallene Secte bildete keineswegs eine geſchloſſene kirchliche Geſellſchaft mit eignen Symbolen und Gebräuchen, ſondern einzelne von einander unabhängige Gemeinden, welche ſich durch Beibehaltung der unveränderten ſlavoniſchen Agende und Liturgie und der alten Kreuzesbezeichnung von der griechiſchen Mutterkirche unterſcheiden, ſelbſt geweihte Geiſtliche haben und durch frühere Verfolgungen gedrängt, größtentheils in die öſtlichen Provinzen des ruſſiſchen Reichs gewichen ſind. Noch jetzt gehören die meiſten doniſchen und aſiatiſchen Koſaken zu dieſer Secte, die in Sibirien am zahlreichſten iſt. Die einzelnen Parteien derſelben halten mehr oder weniger an den, den Roskolniken überhaupt zugeſchriebenen, Eigenheiten, daß ſie den Gebrauch des Tabaks und der ſtarken Getränke für ſündlich erklären, noch ſtrenger als die orthodoxe Kirche faſten, den Eid verweigern und aus ähnlichen fanatiſchen

Gründen, wie ſonſt die Wiedertäufer, zu Empörungen gegen die Obrigkeit geneigt ſind. Pugatſchew, ſelbſt ein Roskolnik, fand bei ſeiner Empörung unter ihnen den meiſten Anhang. Jetzt haben ſie viel von dieſen und andern Schwärmereien in Rückſicht der Ehe, der Kleidung, des Prieſterſtandes und Märtyrerthums nachgelaſſen und ſcheinen ſich allmählig wieder unter die Orthodoxen zu verlieren. Vertriebene Roskolniken, welche ſich unter Anführung eines Älteſten Philipp Puſtoſwiät in Litthauen und Oſtpreußen niederließen, waren die Philipponen, die noch jetzt in Neuoſtpreußen einige von der preußiſchen Regierung geduldete Gemeinden bilden. Sie weichen darin von der griechiſchen Kirche ab, daß ſie ſtatt der Popen Älteſte haben, von denen ſie keine Abſolution annehmen, Firmung und Ehe für keine Sacramente und die Trauung für unnöthig halten, den Eid und die Kriegsdienſte verweigern und die alten Agenden und Kreuzeszeichen unverändert laſſen. Weiter vom Glauben der griechiſchen Kirche entfernen ſich die Duchoporzy, eine auf den Steppen jenſeits des Dons angeſiedelte Secte, die die Trinitätslehre verwirft und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Prieſter hat und den Eid, wie die Kriegsdienſte für unerlaubt hält. Antitrinitarier ähnlicher Art ſind die unpopiſchen Ruſſen oder ſogenannten ruſſiſchen Juden im Gouvernement Archangel und Catharinoslaw, von denen man nur weiß, daß ſie weder Chriſtum noch die Heiligen verehren, ſelbſt die Taufe verwerfen und weder Prieſter noch Kirchen haben. Über die alten, von der griechiſchen Kirche ausgegangenen, ſchismatiſchen und ketzeriſchen Religionsparteien in Aſien und Afrika ſ. die Art. Copten, Habeſch, Jacobiten, Neſtorianer, Maroniten, Armenier. E.

Griechiſche Kunſt, ſ. Bildhauerkunſt und Mahlerei.

Griechiſche Literatur. In ein kaum erhellbares Dunkel verlieren ſich, aus leicht begreiflichen Gründen, die Anfänge der griechiſchen Literatur, d. h. der Bildung der Griechen durch Werke der Sprache und Schrift. Schon der Umſtand der ſpät entſtandenen eigentlichen Schriftſtellerei unter den Griechen bezeugt, daß die Cultur der Griechen durch Literatur erſt ſpäterhin befördert wurde. Gab es aber gleich in frühern Zeiten keine eigentliche Literatur in Griechenland, ſo mangelte es doch keineswegs an Inſtituten, die deren Stelle vertraten, und von denen auch das ausging, was man nicht mit Unrecht literariſche Bildung nennen kann, wofern man ſich nur von dem Vorurtheil entwöhnt hat, daß in geſchriebenen Buchſtaben allein das Palladium der Menſchheit beſtehe. Die erſte Periode griechiſcher Cultur, welche wir bis zum Einfall der Herakliden und Dorier in den Peloponnes, und den dadurch bewirkten bedeutenden Veränderungen, alſo bis 80 Jahre nach dem trojaniſchen Kriege ſetzen, und mit dem Namen der vorhomeriſchen Periode bezeichnen können, ermangelt alſo der Literatur gänzlich; es fragt ſich aber, ob auch aller literariſchen Bildung. Es iſt frech, und verräth Unwiſſenheit und Mangel an hiſtoriſch-literariſchem Sinn, jene Frage durchaus verneinen zu wollen; denn auch dem Falſchen, was aus dieſer Periode erzählt wird, liegt noch Wahres zum Grunde, das man nur richtig verſtehen muß. Unter den literariſchen Culturbeförderern dieſer Periode hat man drei Claſſen zu unterſcheiden: 1. ſolche, von denen man keine Schriften kennt, die aber als Erfinder, Dichter, Weiſe genannt werden: Amphion, Demodokos, Melampus, Olen,

Phemios, Prometheus; 2. ſolche, denen man nicht mehr vorhandene Schriften fälſchlich beilegt: Abaris, Ariſteas, Cheiron, Epimenides, Eumolpos, Korinnos, Linos, Palamedes; 3. ſolche, von denen man noch Schriften hat, die ihnen aber in ſpätern Zeiten untergeſchoben ſind: Dares, Diktys, Horapollon, Muſäos, Orpheus, die Urheber der ſibylliniſchen Orakel. Es iſt hier der Ort nicht, zu unterſuchen, ob und wie viel Echtes ſich in dieſen untergeſchobenen Schriften finde, genug, daß ſchon der Gedanke des Unterſchiebens ſelbſt ein früher vorhanden Geweſenes bezeugt. Und wie wäre es auch möglich geweſen, daß die folgende Periode wie aus dem Nichts, ohne alle Vorbereitung, hervorgegangen wäre! Faſſen wir nun alles zuſammen, was geweſen ſeyn mußte, wenn das Folgende ſollte werden können; ſo ergibt ſich aus den mancherlei Sagen von der vorhomeriſchen Periode, daß es in ihr Inſtitute gab, welche durch Religion, Poeſie, Orakel, Myſterien, zur Entwilderung der Nation, zur Beförderung der Cultur, wohl meiſt auf orientaliſche Weiſe, und vielleicht vom Orient ſelbſt ausgegangen, nicht unkräftig wirkten, daß dieſe Inſtitute vornehmlich in den nördlichen Theilen von Griechenland, Thracien, Macedonien ihren Sitz hatten, und daß ſie meiſtens prieſterliche Inſtitute waren. Bemerken muß man hiebei, daß die Cultur in Griechenland weder auf einmal gedieh, noch bei allen Stämmen zugleich ſich zeigte, daß Griechen nur im Verfolg der Zeit zu Griechen wurden, und einzelne Stämme ſich hierin früher als andere hervorthaten. Etwa achtzig Jahre nach dem trojaniſchen Kriege begann in den Gränzen Griechenlands ein neues Drängen und Umherziehen, ein Theil der Einwohner wanderte aus dem Mutterlande nach den Inſeln und Kleinaſien aus, eine Verpflanzung, welche für den griechiſchen Genius äußerſt heilſam war, denn auf dieſer hafenreichen Küſte und den benachbarten Inſeln, von der Natur zu Handel und Betriebſamkeit beſtimmt, fand man nicht nur ein ruhigeres Leben, ſondern auch größere Mittel zur Cultur, durch welche in dieſem Clima eine neue Lebensweiſe entſtand. Die Alten legten den Colonien in Jonien und Kleinaſien den Charakter der Üppigkeit und des Lebensgenuſſes bei; ein ſüßes Nichtsthun war Hauptzug in der Lebensweiſe der glückſeligen Bewohner dieſer Gegenden. Annehmlichkeit und Vergnügen waren die Hauptzwecke ihres Lebens. Sanfte Umriſſe, blaues Meer, reiner Himmel, ſchmeichelnde Luft, die feinſten Früchte und ſchmackhafteſten Kräuter im Überfluß, alle Erfoderniſſe des Luxus, erfreuende Thäler und wechſelnde Berge ſagten ungemein jener ſchönen Sinnlichkeit zu, und blieben nicht ohne Einwirkung auf den Geiſt. Dichtkunſt und Philoſophie, Mahlerei und Bildhauerei erreichten hier ihre ſchönſte Blüthe; man machte aber große und heldenmüthige Thaten lieber erzählen, als ausführen. In der Nähe der Hauptſcenen des erſten wirklichen National-Unternehmens der Griechen, des trojaniſchen Krieges, war es wohl kein Wunder, wenn die Theilnahme daran hier größer, die Phantaſie davon mächtiger aufgeregt wurde, und ſo fand hier die Poeſie einen Stoff, durch deſſen Darſtellung ſie ſelbſt einen Charakter annehmen mußte, ganz verſchieden von dem in der vorigen Periode. Bei allen Nationen blühte mit dem Heldenthum zugleich die Poeſie auf; hier folgte den Heroen der erzählende Sänger, und es bildete ſich das Epos. Wir nennen deßhalb dieſe zweite Periode das epiſche Zeitalter der Griechen. Der Sänger (Aödos) erſcheint

nun getrennt von dem Prieſter, jedoch als hochgeehrte Perſon, vornehmlich auch darum, weil die Erinnerung der Helden in ſeinem Geſange lebte, und Poeſie die Aufbewahrerin aller Kenntniß von der Vorzeit war, ſo lange man noch keine Sagenſchreibung hatte. Das Epos kann ſeiner Natur nach nicht anders als hiſtoriſch (im weitern Sinne) ſeyn. Unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht zu verwundern, wenn ſich förmliche Sängerſchulen bildeten, denn an der Phantaſie des erſten Dichters entzündete ſich die Phantaſie anderer, und man glaubte vielleicht Poeſie lernen zu können, wie man andere Künſte lernte, ein Glaube, zu welchem unſtreitig die Prieſterſchulen nicht wenig beitrugen, nach denen die Sängerſchulen ſich wohl bilden mochten. Sänger gab es aber in eigentlichſter Bedeutung, denn die Sage wurde geſungen, und der erzählende Dichter begleitete ſelbſt ſeine Töne mit einem Inſtrument. Bei keiner wichtigen Angelegenheit fehlten die Sänger, die man unter beſonderem Einfluß der Götter dachte, vornehmlich der geſangliebenden Muſen, die das Jetzige, Vergangene und Zukünftige kennen. So ſtand der Sänger mit dem Seher auf dem Gipfel der Menſchheit. Aus mehreren aber, welche jenes Zeitalter unſtreitig hatte, ragt wie ein Rieſe der einzige Homeros hervor, unter deſſen Namen wir noch zwei große epiſche Gedichte, Ilias und Odyſſee, ein komiſches epiſches Gedicht, die Batrachomyomachie (Froſch- und Mäuſekrieg), mehrere Hymnen und Epigrammen beſitzen. Nach ſeinem Namen nennt man eine ioniſche Sängerſchule die Homeriden, welche wahrſcheinlich, anfangs zu Chios, eine beſondere Rhapſodenfamilie bildeten, bei denen ſich die alte Homeriſche und epiſche Weiſe, Geiſt und Klang der Homeriſchen Poeſie erhielt. Vieles, was man dem Homer zuſchreibt, dürfte wohl ihnen angehören, und eine ähnliche Bewandtniß mag es mit dem, dem Homer auch zugeſchriebenen epiſchen Kyklos haben, welcher uns auf die Kykliker (Cycliker) hinweiſ't, deren Gedichte jedoch bedeutend von dem ioniſchen Epos abzuweichen anfingen, indem in ihnen mehr und mehr das hiſtoriſche Element ſtatt des poetiſchen überwog. Man verſteht hierunter Kyklos den Sagen- und Fabelkreis nicht bloß der trojaniſchen, Begebenheiten; die kykliſche Poeſie ſchlang ſich um den ganzen Mythenſtamm, und man kann unterſcheiden: 1. einen kosmogoniſchen, 2. genealogiſchen, und 3. Heroen-Kyklos, in welchem ſich zwei Perioden unterſcheiden laſſen, a) der Heroen vor, und b) nach dem Argonautenzuge. In die erſte Claſſe gehören die Titanen- und Gigantenſchlachten, in die andere die Theo- und Heroogonien. In die dritte Claſſe gehören zur erſten Periode die Europia, mehrere Herakleia und Dionyſiaka, mehrere Thebaiden, die Ödipodeia u. a. Von Stammesſagen vornehmlich Ägimios, Minyas, Kampf der Lapithen und Kentauren bei den Doriern; Phoronis, Danais bei den Argivern; Theſeis, Amazonika bei den Attikern, und endlich mehrere Argonautika. Aus der zweiten Periode wählte dieſe Poeſie ſich vornehmlich den trojaniſchen Krieg ſelbſt aus; einige Dichter behandelten die Urſache, andere die Folge deſſelben. Unter den erſtern ſind die dem Staſinos zugeſchriebenen kypriſchen Gedichte beſonders berühmt, unter den letzteren des Leſches kleine Ilias, des Arktinos Äthiopis und Ilions Zerſtörung, des trözeniſchen Augias u. a. Noſtoi, d. i. Rückkehr der Helden von Troja; den ganzen Kreis aber ſcheint geſchloſſen zu haben die Telegonie des Eugammon von Kyrene. Die Naupaktika und Eoen handelten von den Heroi-

nen. Die früheſten dieſer kykliſchen Dichter traten gegen die erſten Olympiaden auf. An eine Bezeichnung der Bildungsſtufen ihrer Poeſie iſt darum nicht zu denken, weil wir uns überhaupt nur mit ſehr allgemeinen Nachrichten über ſie begnügen müſſen. Was wir aber von ihnen wiſſen, berechtigt uns zu dem Schluſſe, daß wohl zwiſchen dieſen hiſtoriſchen Dichtern und den ioniſchen Sängerſchulen etwas möge mitten inne gelegen haben, welches gleichſam den Übergang bezeichnet. Auch finden wir dies in der That in einer Sängerſchule, die ſich wahrſcheinlich gegen 890 vor Chr. Geb. im europäiſchen Griechenland bildete, in der böotiſch-askräiſchen Sängerſchule, die ihren Namen von Askra in Böotien hat, dem Aufenthaltsorte des *Heſiodos*, der an der Spitze derſelben ſtand, und durch den vielleicht die Poeſie aus Kleinaſien, denn er ſtammte aus Kumä in Äolien, wieder in das griechiſche Mutterland einwanderte. Auch ſeine Werke wurden anfangs durch Rhapſoden fortgepflanzt, ſpäterhin erſt künſtlich zuſammengeſetzt und zum Theil mit fremden Stücken vermehrt, weßhalb denn auch die Echtheit in ihrer jetzigen Geſtalt ſo zweifelhaft iſt, als bei Homer. Von ſechzehn Werken, die ihm Joh. Tzetzes zuſchreibt, ſind auf uns gekommen die Theogonie, der Schild des Herakles (Bruchſtück aus einem größern Gedicht) und Werke und Tage, ein didaktiſches Gedicht über die Landwirthſchaft, Tagewahl, untermiſcht mit Vorſchriften der Lebensklugheit, Erziehung u. ſ. w. Durch den Inhalt und den Geiſt aller dieſer Werke, beſonders der Homeriſchen und Heſiodiſchen, welche ein kanoniſches Anſehn erhielten, und gewiſſermaßen die Grundlagen der Jugendbildung ausmachten, erhielt der Charakter der Griechen jene beſtimmte Richtung, die ihn nachher ſo ſehr auszeichnete, und die ſich am deutlichſten in ihrer Religion zu erkennen gibt, welche bei dem Mangel einer nöthigen Autorität, beſonders einer Prieſterkaſte, ſo zwanglos, und eben dadurch ſo phantaſiereich wurde. Die Myſtik der erſten Periode war dadurch meiſtens verdrängt worden, und in dem neuen griechiſchen Göttergeſchlechte (denn daß ein neues Götterſyſtem entſtanden war, kann nicht bezweifelt werden) ſah man nichts als die Blüthe der Menſchheit. Schöne Sinnlichkeit wurde daher der Charakter auch der griechiſchen Religion, bei welcher keine andere Moral Statt finden konnte, als eine ſolche, die das Leben zwar genießen, aber mit Weisheit genießen lehrt. Poeſie war bisher die einzige Lehrerin und Erzieherin der griechiſchen Welt geweſen, und ſie blieb es auch ferner noch, als ſie eine andere Richtung nahm. Dies geſchah in der dritten Periode, dem *Zeitalter der Lyriker und der apologiſchen Poeſie und Philoſophie*, mit welchem allmählig größere hiſtoriſche Gewißheit anhebt. Um den Anfang der Zeitrechnung der Olympiaden (776 v. Chr. Geb.) entſtand eine wahre Ebbe und Fluth von Verfaſſungen in den kleinen griechiſchen Staaten. Nach abwechſelnder Herrſchaft kämpfender Parteien, die ſich mit gegenſeitigem Haß lange verfolgten, erhoben ſich endlich Republiken von demokratiſcher Verfaſſung, und Nationalzuſammenkünfte bei heiligen Spielen vereinigten dieſe in gewiſſem Sinn zu einem Ganzen. Der in ſolcher Zeit herrſchende Geiſt begünſtigte vornehmlich die *lyriſche Poeſie*, welche in Griechenland jetzt zur *Kunſt* wurde, und bis auf den Einfall der Perſer den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichte. Nächſt den Göttern, die an ihren Feſten mit Hymnen gefeiert wurden, war das Vaterland mit ſeinen Helden ein Hauptgegenſtand die-

ſer Poeſie. Die äußern Umſtände ſcheinen nicht wenig auf den Charakter derſelben gewirkt zu haben. Die Gemüthskräfte waren durch die Verhältniſſe des Vaterlandes mehr aufgeregt; durch die häufigen Kriege und Kämpfe, Liebe des Vaterlandes und der Freiheit, Haß der Feinde und Tyrannen erzeugte ſich die heroiſche Ode. Das Leben aber wurde doch zugleich mehr von ſeiner trüben Seite angeſehen und ſchmerzlicher empfunden; daher mehr Einmiſchung von Sentimentalität in der Elegie; von der andern Seite aber auch rüſtige Gegenwirkung durch Spott in dem Jambus (Satire): in allem kräftiger Anreiz zum Selbſtdenken, Forſchen und Herbeiſchaffen eines erwünſchten Zuſtandes. Die goldene Zeit iſt vorbei, die ein Geſchenk der Götter war, jene, die der Menſch in der Zukunft erſehnt, ſoll das Werk einer freien Kraft ſeyn. Mit dem Gefühl hievon wird die Menſchheit mündig, und in den Zuſtand verſetzt, in welchem Philoſophie ihr zum Bedürfniß wird, die denn auch immer mehr und mehr ſich entwickelt. Zuerſt ſprach ſie ſich jetzt in Sentenzen und Gnomen, in Fabeln, mitunter auch im dogmatiſchen Lehrvortrag aus. Bei dem Genuſſe von Ruhe umfaßte die lyriſche Poeſie aber auch die Freuden der Erde, den Genuß des Lebens und die daraus entſpringenden Gefühle, wobei ſich jener feine Sinn, jenes Zartgefühl immer deutlicher ausſprachen, durch welche das Leben reizender, der Genuß deſſelben veredelt wurden, und die Darſtellungen davon eine eigenthümliche Grazie erhielten, ſo wie ſie bei der herrſchenden Moral durch eine eigne Naivetät ſich auszeichneten. Von denen, welche durch dieſes alles, ſo wie durch Ausbildung der Muſik und durch Erfindung verſchiedener Formen dieſer lyriſchen Poeſie, ſich ausgezeichnet haben, hat uns die Geſchichte folgende Namen erhalten: Archilochus von Paros, Erfinder des Jambos; Tyrtäus aus Milet, Sänger der Kriegslieder; Kallinos aus Epheſus, Erfinder des elegiſchen Sylbenmaßes; Alkman der Lydier; Arion aus Methymna, welcher den Dithyrambos ausbildete; Terpander aus Antiſſa, Erfinder des Barbiton; die zärtliche Sappho aus Mitylene, ihr Landsmann Alkäos, beider Zeitgenoſſin Erinna; Mimnermos aus Kolophon, der Flötenſpieler; Steſichoros aus Himera; Ibykos aus Rhegium, Erfinder der Sambuka; Anakreon aus Teos; Simonides aus Keos; Hipponax aus Epheſus; Timokreon aus Rhodus, Laſos aus Hermione; Korinna aus Tanagra, die Freundin und Lehrerin Pindars. Dieſe heißen vorzugsweiſe Lyriker; als Gnomiker werden genannt Solon, Theognis, Phokylides, Pythagoras; als Fabeldichter Äſopos. Mehrere gehörten der Zeitrechnung nach in die folgende Periode, des Zuſammenhanges wegen ſtehen ſie am füglichſten hier. Betrachtet man die Philoſophie dieſes Zeitalters, ſo findet man ſie vorzüglich auf das Practiſche gerichtet, weil von dieſem alles ausgeht und auf dieſes alles hinweiſ't. Es mußte demnach früher eine Philoſophie des Lebens als des Wiſſens geben, Philoſophie mußte eher eine Weisheitslehre als Wiſſenslehre ſeyn. In dieſem Sinne muß man die ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands (Periander, ſtatt deſſen Andre Epimenides von Creta oder Myſon nennen, Pittakos, Thales, Solon, Bias, Chilon und Kleobulos) betrachten, von denen ſechs ihren Namen nicht durch Speculation, ſondern durch reifere Erfahrung, durch ihre daraus entſprungene Lebensweisheit, ihre Weltklugheit und Berathung, ihre practiſche Geſchicklichkeit und Fertigkeit in Geſchäften des Staats, Gewerben und Künſten verdienen.

Ihre Sprüche ſind practiſche Lebensregeln durch Handeln erzeugt, oft nur Ausdruck des gegenwärtigen Gefühls. Weil aber Wiſſen doch die Baſis der Weisheit iſt, ſo mußte man bei weiterm Forſchen doch auch auf das Wiſſen kommen, und ſo ging denn auch die theoretiſche Philoſophie wenigſtens nicht ganz leer aus. Thales wurde der Stifter der **ioniſchen Philoſophie**. Hier ſtehen wir nun aber an dem bedeutendſten Gränzpunkte der literariſchen Bildungsgeſchichte Griechenlands, wo die Poeſie aufhört, der Inbegriff alles Wiſſenswürdigen, die einzige Lehrerin und Erzieherin zu ſeyn. Bisher hatte ſie zugleich auch das Amt der Geſchichte, der Philoſophie und Religion verwaltet; was man auf die Nachwelt zu bringen, was man von Lebensweisheit und Kenntniſſen mitzutheilen, was man von Religion einzuflößen hatte, geſchah in ihrer gemeſſenen Rede, die ſich eben darum, weil ſie gemeſſen war, dem Gedächtniß tiefer und feſter einprägte. Dies ſollte fortan anders werden. Das Leben des Staatsbürgers mußte auch auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß haben. Öffentliche Verhandlungen, an denen er Theil nahm, nöthigten ihn, die Sprache des gemeinen Lebens für den öffentlichen Vortrag geſchickter zu machen. Dieſes, und die nun in Griechenland bekannter werdende Buchſtabenſchrift, nebſt dem eingeführten Gebrauch des ägyptiſchen Papyrus, bereiteten die Bildung der **Proſa** vor. Alles dieſes hatte aber weſentlichen Einfluß auf den Zuſtand der Wiſſenſchaften; aus der epiſchen Poeſie ging nun allmählig die **Geſchichte**, aus der poetiſchen Lebensweisheit die ſpeculative **Philoſophie** hervor. Die bisherige Einheit in der Anſicht geht dadurch verloren, wir müſſen nothwendig den Blick nach verſchiedenen Seiten kehren, und in unſerer Darſtellung von nun an den einzelnen Wiſſenſchaften folgen. Es verſteht ſich übrigens faſt von ſelbſt, daß dieſe Trennung des Erkennens und Wiſſens mehrere andere nach ſich ziehen mußte, denn der reflectirende Verſtand und die räſonnirende Vernunft, welche jetzt ſtatt der Einbildungskraft in Thätigkeit geſetzt wurden, entdeckten immer mehr der Unterſuchung Bedürftiges, und ſo traten jeder dieſer Hauptwiſſenſchaften mehrere Neben- und Hülfswiſſenſchaften zur Seite, wodurch der Baum des Erkenntniſſes in immer mehrere Zweige ausſchlug. Jeder reizte die Forſchbegier, und überall ward ein wiſſenſchaftliches Streben rege. Deßhalb könnte man die vierte nun folgende **Periode die der Wiſſenſchaftlichkeit** nennen. Sie erſtreckt ſich bis ans Ende aller griechiſchen Literatur, zertheilt ſich aber nach Maßgabe des verſchiedenen Geiſtes, der ſich darin offenbart, und des Vorwaltens dieſer oder jener Wiſſenſchaft, in mehrere Epochen. Wir rechnen die erſte von Solon bis Alexander 594—336 vor Chr. Geb. In der **Philoſophie** zeigt ſich hier zuerſt ein **phyſiſch-ſpeculativer Geiſt**, denn ſie ging wohl zunächſt von Religion aus; alle Religion aber beruht auf Vorſtellungen von der Gottheit, welche in ſo früher Zeit von der Natur nicht unterſchieden wurde. Da nun die Religionsbegriffe nichts enthielten, als Dichtungen von der Entſtehung der vornehmſten Naturtheile, d. i. der Gottheiten, ſo wurde nothwendig die älteſte Philoſophie Naturphiloſophie, in welcher der menſchliche Geiſt die bisher beobachteten Sinnenerſcheinungen weiter zu zergliedern, befriedigender zu erklären, und als ein Ganzes zu umfaſſen ſtrebte. Natürlich iſt es, daß ſich, aus Mangel an hinreichenden Beobachtungen und Verſuchen in der Naturerkenntniß, in das Geſchäft des reflectirenden Verſtandes und der

räſonnirenden Vernunft öfters die dichtende Einbildungskraft miſchte, wodurch denn dieſe philoſophiſch-phyſiſchen Speculationen mit poetiſchen Ideen durchwebt erſcheinen. So zeigt ſich die ioniſche Philoſophie, deren Stifter Thales, die italiſche, deren Stifter Pythagoras, und die älteſte und ſpätere eleatiſche Philoſophie. Zu der ioniſchen Schule gehörten Pherecydes, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Diogenes aus Creta, Anaxarchos und Archelaos; die vornehmſten Pythagoräer waren Alkmäon, Timäos von Lokris, Ocellus Lukanus, Epicharmos, Theages, Archytas, Philolaos und Eudoxos; zu der älteſten eleatiſchen Schule gehören Xenophanes, Parmenides, Heraklit und Leukipp; zu der ſpäteren Empedokles, Demokrit, Zeno, Meliſſos und Diagoras. Ungefähr bis um die 90ſte Olympiade waren die Philoſophen und ihre Schulen durch alle griechiſchen Städte zerſtreut geweſen; um dieſe Zeit wurde Athen ihr Hauptſitz, und dies trug nicht wenig dazu bei, der Philoſophie einen andern Geiſt einzuhauchen, indem hier die Sophiſten die Lehrer derſelben wurden. Gorgias aus Leontium in Sicilien, Protagoras aus Abdera, Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos, Thraſimachos und Tiſias ſind die berühmteſten, deren Namen auf uns gekommen ſind. Ihr Name ſchon bezeichnet ſie als Männer der Wiſſenſchaft, und wirklich waren ſie die Encyclopädiſten ihrer Zeit, welche die Gedanken und Erfindungen der vorigen Zeitalter geſammelt und mit den ihrigen bereichert hatten. Beſondere Verdienſte hatten ſie um Rhetorik und Politik, dieſe zwei in demokratiſchen Verfaſſungen ſo ungemein wichtigen Wiſſenſchaften; allein hiemit nicht zufrieden, trugen ſie auch Naturwiſſenſchaft, Mathematik, Theorie der ſchönen Künſte und Philoſophie vor. In der letztern nun ſcheint es ihnen eben nicht um Wahrheit, ſondern nur um Glanz zu thun geweſen zu ſeyn, und zu dieſem Zweck bildeten ſie vornehmlich die Sophiſtik und Eriſtik aus, d. i. Beweis- und Disputirkunſt, welche man auch nachher Dialectik genannt hat, wobei es ihnen darauf ankam, alles zu beweiſen. Hiezu erſannen ſie eigene Trugſchlüſſe, welche nach ihnen noch jetzt Sophiſtereien heißen, und ſuchten den Gegner durch mancherlei Mittel zu verwirren. Daß dies der Philoſophie ſelbſt nur Nachtheil bringen konnte, ſpringt in die Augen; allein es iſt auch von der andern Seite gewiß, daß das Schwankende, Unſichere, Willkürliche und Widerſprechende in den Behauptungen ihrer Vorgänger ſehr dazu geeignet war, den Gedanken zu erzeugen, als ſey die Philoſophie überhaupt nur ein Luxus der Geiſter. Man wird ſagen, daß aber doch nur ein frivoles Zeitalter einen ſolchen Gedanken erzeugen konnte, und man hat Recht. Deſto glücklicher aber war es, daß eben in dieſem Zeitalter Sokrates auftrat, nicht nur ein kräftiger Bekämpfer dieſer Sophiſten, ſondern der Philoſophie ſelbſt eine neue Bahn anweiſend. Man hat von ihm gerühmt, er habe die Philoſophie vom Himmel auf die Erde herabgezogen, und man hat es von ihm mit Recht gerühmt, indem Er es war, welcher der Philoſophie wieder eine practiſche Richtung gab, die ſich von der früher dageweſenen dadurch unterſchied, daß nicht mehr bloße Erfahrungen an einander gereiht wurden, ſondern daß man die Natur und Verhältniſſe des Menſchen, den Zweck und die beſte Einrichtung ſeines Lebens im Zuſammenhange zu unterſuchen anfing und die Speculation, ſtatt auf Phyſik und Metaphyſik, wie bisher, hauptſächlich auf Pſychologie und Moral lenkte. Sokrates hatte viele

Schüler, von denen einige ſeine Ideen in ſeiner Manier ſchriftlich darſtellten, Kebes, Äſchines, Xenophon, andere mit mehr oder weniger Abweichung von ſeinen Ideen und ſeiner Manier Stifter eigner philoſophiſcher Schulen wurden. Es gingen nämlich aus der Sokratiſchen folgende vier Schulen hervor: 1. die kyreneiſche, deren Stifter Ariſtippos von Kyrene war; 2. die megariſche, eliſche, eretriſche unter Euklides, Phädon und Menedemos; 3. die akademiſche, deren Stifter Platon, und 4. die kyniſche (cyniſche), deren Stifter Antiſthenes war. Platon war unſtreitig das umfaſſendſte und glänzendſte Genie, deſſen ahnungsvoller Geiſt am tiefſten drang. Nicht bloß in der Schule des Sokrates, ſondern auch auf Reiſen gebildet, vereinigte er die philoſophiſchen Kenntniſſe der früheren griechiſchen Philoſophen mit denen der ägyptiſchen Prieſter und der Beredſamkeit und Kunſt der Sophiſten. Inniges Gefühl für das Überirdiſche, zarter moraliſcher Sinn, feiner, ſcharf und tiefblickender Verſtand blicken aus ſeinen Darſtellungen hervor, die mit allen Grazien des Vortrags geſchmückt, und durch eine blühende Einbildungskraft belebt ſind. Die Sokratiſche (erotematiſch-heuriſtiſche) Methode wurde bei ſeinem poetiſchen Talent zu wahrhaft dramatiſcher Darſtellung erhöht, und der philoſophiſche Dialog von ihm zum äſthetiſchen Kunſtwerk ausgebildet. Während die Philoſophie ſo bedeutende Fortſchritte machte, blieb auch die Geſchichte nicht zurück, ſondern näherte ſich ebenfalls mit ſtarken Schritten dem Gipfel der Vollendung. In dem Zeitraume von 550—500 vor Chr. Geb. entſtand zuerſt Sagenſchreibung (Logographie) in ungebundener Rede, und als die älteſten Sagenſchreiber kennt man Kadmos, Dionyſios und Hekatäos von Milet, den Argiver Akuſilaos, Hellanikos aus Mitylene, und Pherekydes aus Leros. Nach ihnen erſchien Herodotos aus Halikarnaß, der Homer für die Geſchichte, welcher in ſeinem 27ſten Jahre ſich aufmachte, die wichtigſten Länder der damals bekannten Erde zu bereiſen, um ſie ſelbſt und die Sitten ihrer Bewohner kennen zu lernen, die Sagen von der Vergangenheit aus den Quellen zu ſchöpfen und ſelbſt zu prüfen. Mit einer Einfachheit und Treuherzigkeit, die ihm unſere Liebe, mit einer Wahrheitsliebe, die ihm unſere Achtung gewinnt, erzählt er das Gehörte wieder, auf eine Art, die nach Plan und Ausführung ſo oft an Homer erinnert, daß wir natürlich finden, die neun Bücher ſeiner Geſchichte mit den Namen der neun Muſen bezeichnet zu ſehen. Sein Beiſpiel reizte den Thukydides zum Wetteifer, und ſeine acht Bücher von der Geſchichte des peloponneſiſchen Kriegs zeigen uns den erſten philoſophiſchen Hiſtoriker als Muſter für alle folgenden. Wird er durch zuſammengedrängte Gedankenfülle oft dunkel, ſo herrſcht hingegen in Xenophon die heiterſte Klarheit, und er wurde das Muſter ruhiger, ungekünſtelter Geſchichtsdarſtellung. Wie Sterne der erſten Größe glänzen vornehmlich dieſe drei Hiſtoriker in dieſer Periode hervor, in welcher außerdem noch genannt zu werden verdienen Cteſias, Philiſtos, Theopompos, Ephoros, welche letzteren jedoch durch rhetoriſirende Manier ſich bereits von der echten Geſchichtsdarſtellung entfernten. In der Poeſie entwickelte ſich während dieſer Periode eine ganz neue Gattung; aus den Luſtbarkeiten der Dankfeſte nämlich, welche das Landvolk nach der Weinleſe dem Freudengeber mit wildem Geſang und Geberdentanz feierte, entſtanden, vorzüglich in Attica, die Schauſpiele. Sinnreiche Dorfvirtuoſen gaben den allmählig

ernſthafteren Chorgeſängen oder Dithyramben beim Bocksopfer Mannichfaltigkeit und rohe Kunſt, indem ein Zwiſchenredner Volksfabeln erzählte, und der Chor das ewige Lob des Bacchos durch Sittenlehren, wie die Erzählung ſie darbot, abwechſelte. Ihr Lohn, wenn ſie gefielen, war ein Bock. Andere bildeten aus dem Groben die leichtfertigeren Reigen außer dem Opfer, mit den Schalksſtreichen des Feſtes und allem, was Lachen erregte, untermiſcht. Bald wurden dieſe Spiele des Kelterfeſtes auch an andern Tagen wiederholt. Nach einigen Vorgängern gab Solons Zeitgenoß, Thespis, der ſeine Schauſpieler gleich Kelterern, mit Weinhefen, oder eigentlich mit Trebermoſt, ſchminkte, an den Scheidewegen und in Dörfern, auf beweglichen Bühnen, bald ernſthaftere Geſchichten mit feierlichen Chören, bald luſtigere mit Reigen, worin Satyrn und andere Spaßmacher Gelächter erregten. Ihre Vorſtellungen hießen Tragödien, d. i. Bocksopfergeſänge; Trygödien, Kelter- und Moſtgeſänge; Komödien, Luſtreigen, und Satyrhandlungen (Drama satyricum). Endlich erhuben ſich dieſe Spiele veredelt in prachtvoller Zurüſtung auf Schaubühnen der Städte, und unterſchieden ſich immer mehr durch eigenen Ton und Sittlichkeit. Statt eines Zwiſchenredners, der die Geſchichte aus dem Kopfe vortrug, ſtellte Äſchylos zuerſt handelnde Perſonen auf, die je zwei nach erlernten Rollen ſich beſprachen, und wurde der eigentliche Schöpfer der dramatiſchen Kunſt. Schnell erhob ſich auch dieſe zum Gipfel der Vollendung, die Tragödie durch Äſchylos, Sophokles, Euripides, die Komödie durch Kratinos, Eupolis, Krates, vornehmlich aber Ariſtophanes. Unter der Regierung der dreißig Tyrannen wurde die Licenz der Komödie, lebende Perſonen dem Gelächter Preis zu geben, beſchränkt, und dadurch bildete ſich allmählig die mittlere Komödie aus, wo der Chor abgeſchafft wurde, und mit den allgemeinern Charakterſchilderungen auch die Charaktermasken aufkamen. Ariſtophanes und Alexis zeichneten ſich hierin aus. Neben dieſen Gattungen bildeten ſich als eine eigene die Mimen des Sophron aus Syrakus, dramatiſirte Dialogen in rhythmiſcher Proſa. Übrigens gehören der Zeitfolge nach mehrere Gnomiker und Lyriker in dieſe Periode; mehrere Philoſophen erſchienen als didactiſche Dichter, Xenophanes, Parmenides, Empedokles, und als Epiker waren berühmt Piſander und Panyaſis durch ihre Herakleen, und Antimachos durch ſeine Thebais. Das Epos wurde aber immer hiſtoriſcher, und verlor an ſchöner poetiſchen Geſtaltung. Neben die Poeſie trat in dieſer Periode als eine ernſtere Schweſter die Beredſamkeit, welche bei der republikaniſchen Staatsform Bedürfniß war, und bei der Tendenz des griechiſchen Geiſtes zur Schönheit ebenfalls kunſtmäßig ausgebildet wurde. Antiphon, Gorgias, Andokides, Lyſias, Iſokrates, Iſäos, Demoſthenes, Äſchines werden als Meiſter dieſer Kunſt geprieſen, für welche ebenfalls eigene Schulen geſtiftet wurden. Von mehreren dieſer Redner beſitzen wir noch die bewunderten Meiſterſtücke. Wie nahe die Rhetorik daran war, ſelbſt über die Poeſie zu ſiegen, zeigt ſich in Euripides, und es iſt keine Frage, daß ſie auch auf Platon und Thukydides bedeutenden Einfluß hatte. Als Neben- und Hülfswiſſenſchaften bildeten ſich für die Philoſophie die Mathematik, für die Geſchichte die Geographie aus. Die Aſtronomie verdankt der ioniſchen, die Arithmetik der italiſchen, die Geometrie der akademiſchen Schule manche Entdeckung. Als Mathematiker waren berühmt

Theodoros von Kyrene, Meton, Euktemon, Archytas von Tarent, Eudoxos von Knidos. Die Geographie wurde vornehmlich durch Entdeckungsreiſen bereichert, welche der Handel veranlaßte, und in dieſer Hinſicht verdienen Erwähnung: Hanno's Fahrt um die Weſtküſte von Afrika, des Skylax Periplus, Beſchreibung der Küſten des Mittelmeers, und des Pytheas von Maſſilien Entdeckungen im nordweſtlichen Europa. Die Naturforſchung fiel ebenfalls den Philoſophen anheim, die Arzneikunſt aber, von den Asklepiaden bisher in Tempeln geübt, bildete ſich als ein abgeſonderter Zweig davon aus, und Hippokrates wurde der Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Medicin. Der Tag nach einem Sieg iſt auch noch ein ſchöner Tag. Dies gilt von der nun folgenden Periode, welche man im Allgemeinen die alexandriniſche nennen, und als die ſyſtematiſirende oder kritiſche charakteriſiren könnte. Zwar hörte auch jetzt Athen nicht auf, ſeinen alten Ruhm zu behaupten, Alexandrien aber wurde doch eigentlich die tonangebende Stadt. Hierdurch mußte nothwendig der Geiſt der griechiſchen Literatur eine andere Richtung nehmen, und es ſpringt beſonders in die Augen, daß bei dem Gebrauch einer ungeheuern Bibliothek die eigentliche Gelehrſamkeit und Polyhiſtorie über das frühere freie Geiſtesſtreben ſiegen mußte, welches jedoch nicht ſogleich erſtickt werden konnte. Philoſophie. Die Sokratiſche Philoſophie erzeugt noch einige neue Zweige in der ſtoiſchen Schule, deren Stifter Zenon aus Cittium von Cyprus war, und der Epikuriſchen, von Epikuros aus Gargettus in Attica geſtiftet. Nach ihnen erſchien Platons ſcharfſinniger und gelehrter Schüler Ariſtoteles als Stifter der peripatetiſchen Schule, welche durch Erweiterung des Gebietes der Philoſophie und ſyſtematiſchen Geiſt ſich auszeichnet. Er trennte Logik und Rhetorik, Moral und Politik, Phyſik und Metaphyſik (welchen letzteren Namen er veranlaßte), fügte mehrere angewandte philoſophiſche Wiſſenſchaften hinzu, Ökonomik, Pädagogik, Poetik, Phyſiognomik, erfand die philoſophiſchen Kunſtausdrücke, und gab durch dies alles der Philoſophie die Geſtalt, welche ſich Jahrtauſende herab erhalten hat. Auf ſeinem Wege in Forſchung der Philoſophie und Naturgeſchichte ſchritt ſein Schüler Theophraſtos fort. Je dogmatiſcher die Philoſophie aber durch Ariſtoteles wurde, deſto mehr war den philoſophiſchen Forſchern Behutſamkeit nöthig, und der Geiſt des Zweifelns war ein ſehr heilſamer Geiſt. Er zeigte ſich vornehmlich in dem Skepticismus, der von Pyrrhon aus Elis ausging. Ein wenigſtens ähnlicher Geiſt lebte auch in der mittleren und neueren Akademie, von Arkeſilaos und Karneades geſtiftet. Mathematik und Aſtronomie machten die bedeutendſten Fortſchritte in den Schulen zu Alexandria, Rhodus und Pergamus; und wem ſind die Namen Euklides, Archimedes, Eratoſthenes und Hipparchos unbekannt? Der Geſchichte gaben die Züge und Thaten Alexanders Stoff genug, allein im Ganzen gewann ſie doch nur an äußerem Umfang, nicht an innerem Gehalt, denn ein Streben nach dem Wunderbaren und Abenteuerlichen ward nun in ihr herrſchend. Deſto erfreulicher iſt gegen das Ende dieſer Periode die Erſcheinung des Polybios aus Megalopolis, den man als Urheber der pragmatiſchen Geſchichtsdarſtellung zu betrachten hat, wodurch die Univerſalgeſchichte einen philoſophiſchen Geiſt und würdigen Zweck erhielt. Vielfache Bereicherung erhielt die Geographie, welche Eratoſthenes wiſſenſchaftlich begründete, und

Hipparchos mit der Mathematik noch mehr in Verbindung ſetzte. An Länder- und Völkerkunde gewann man durch die Nachrichten des Nearchos und Agatharchides, und die Chronologie erhielt einen bedeutenden Gewinn durch die pariſchen Marmor. In Hinſicht auf Poeſie kommen manche merkwürdige Veränderungen vor. In Athen ging, nicht ohne Einwirkung politiſcher Urſachen, aus der mittlern Komödie die **neue** hervor, welche ſich dadurch, daß ſie die ſittliche Menſchennatur zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen nahm, dem modernen Schauſpiel nähert. Unter den zwei und dreißig Dichtern dieſer Gattung zeichneten ſich beſonders Menander, Philemon und Diphilos aus. Aus den Mimen gingen die Idyllen hervor, in deren Dichtung, nach dem Vorgang des Steſichoros, Sikelidas, Asklepiades u. A. beſonders Theokritos, Bion und Moſchos ſich auszeichneten. Auch die übrigen Dichtungsarten blieben nicht unbearbeitet, allein alle dieſe Arbeiten, ſo wie die Kritik über Poeſie und ſchöne Kunſt, weiſen uns auf Alexandrien hin, und deßhalb ſchweigen wir hier von ihnen. Vielleicht iſt es auch überhaupt gut, dieſen ohnehin langen Artikel eben hier abzubrechen. Am Ende dieſer Periode hörten ja die Griechen auf, ſelbſtſtändig zu ſeyn, und das weltherrſchende Rom gewann auch hier ſeinen Einfluß. Man ſehe deßhalb die Fortſetzung des hier Abgebrochenen unter den Artikeln **Alexandriniſches Zeitalter** und **Römiſche Literatur**. dd.

Griechiſche Sprache und Schrift. Nicht von jeher wurde in Griechenland geſprochen, was wir griechiſche Sprache nennen, denn Griechenland war früher von Pelasgern als von Hellenen oder Griechen bewohnt. Die alte Sprache der Pelasger kannte man aber ſchon zur Zeit Herodots nicht mehr, der dieſe **fremde** Sprache von der **helleniſchen** als verſchieden angibt, und hinzufügt, es ſey wahrſcheinlich, daß die Hellenen ihre urſprüngliche Sprache immer behalten haben (1, 57). Woher aber dieſe ſtamme, darüber ſind die Meinungen getheilt, denn Einige wollen ſie aus dem Perſiſchen, Andere aus dem Scythiſchen ableiten; zwei Meinungen, welche ſich jedoch durch genealogiſche Gründe vielleicht vereinigen ließen. Außer Griechenland wurde ſie in einem großen Theile von Kleinaſien, dem ſüdlichen Italien und Sicilien geſprochen, und in andern Gegenden, wohin ſich griechiſche Colonien verbreitet hatten. Bei der Menge helleniſcher Völkerſchaften eines Hauptſtammes läßt ſich erwarten, daß es verſchiedene **Mundarten** (Dialecte) müſſe gegeben haben. Deren Kenntniß iſt bei der griechiſchen Sprache um ſo nothwendiger, da die Schriftſteller dieſer Nation die Eigenheiten der verſchiedenen Mundarten im Gebrauch einzelner Buchſtaben, Wörter, Wortformen, Wendungen und Ausdrücke in die Schriftſtellerſprache übertrugen, und zwar nicht bloß, um dadurch einen Sprechenden näher zu charakteriſiren, ſondern auch, wenn ſie in eigener Perſon ſchrieben. Gewöhnlich nimmt man, nach den vier Hauptſtämmen der Griechen, vier Hauptdialecte an, den **äoliſchen**, **doriſchen**, **ioniſchen** und **attiſchen**, außer dieſen aber noch mehrere Nebendialecte. Selbſt die vier Hauptdialecte aber laſſen ſich am Ende auf zwei zurückführen, den **helleniſch-doriſchen** und den **ioniſch-attiſchen**. Jener war der älteſte, wie denn überhaupt durch das Doriſche das Alte bezeichnet wurde. Die älteſte doriſche Mundart zeigt ſich jedoch im äoliſchen Dialecte, aus welchem auch die lateiniſche Sprache abgeleitet

wird. Der doriſche Dialect war hart und rauh, der ioniſche der weichſte. Der äoliſche Dialect wurde geſprochen dieſſeits des Iſthmus (außer in Megara, Attica und Doris), in den äoliſchen Colonien Kleinaſiens, und auf einigen nördlichen Inſeln des ägeiſchen Meeres; der doriſche im Peloponnes, den doriſchen Vierſtädten, den doriſchen Colonien Kleinaſiens, Unteritalien (Tarent), Sicilien (Syrakus, Agrigent), am reinſten von den Meſſeniern; der ioniſche in den ioniſchen Colonien Kleinaſiens, und auf den Inſeln des Archipelagus; der attiſche in Attica. In jedem dieſer Dialecte hat man bedeutende Schriftſteller und Schriften. Zum ioniſchen Dialect gehören zum Theil die Werke der älteſten Dichter, Homers, Heſiods, Theognis u. ſ. w., rein findet man ihn in Proſaikern, beſonders Herodot und Hippokrates, im doriſchen Dialecte ſangen Pindar, Theokrit, Bion und Moſchus; von doriſcher Proſa iſt nur wenig übrig, meiſt mathematiſchen und philoſophiſchen Inhalts, im äoliſchen Dialecte haben wir die Fragmente des Alkäos und der Soppho. Als Athen die Oberherrſchaft in Griechenland erhalten, und ſich zum Mittelpunkt aller literariſchen Cultur erhoben hatte, wurde mit den attiſchen Meiſterwerken eines Äſchylos, Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, Thukydides, Xenophon, Platon, Iſokrates, Demoſthenes u. A., auch der attiſche Dialekt der allgemeine der Bücherſprache. Grammatiker unterſchieden nachher das Echtattiſche, wie es ſich in jenen Meiſtern des Atticismus findet, von dem Attiſchen des gemeinen Lebens, und nannten dies den gemein griechiſchen oder helleniſchen Dialect, und ſelbſt die ſpätern attiſchen Schriftſteller nach jener ſchönſten Blüthenzeit der Literatur Gemeingriechen oder Hellenen. Zu dieſen gehören Ariſtoteles, Theophraſtos, Apollodoros, Polybios, Plutarchos und die übrigen ſpätern, unter denen doch manche echtattiſch ſchrieben, wie Lukianos, Älianos und Arrianos. Außer den Dramatikern hielten ſich aber die übrigen Dichter keinesweges ausſchließlich an den attiſchen Dialect, die Dramatiker ſelbſt nahmen in ihren Chören, weil dieſe zu der älteſten Liturgie der Griechen gehörten, um des Feierlichen willen etwas vom Doriſchen auf, und die übrigen Dichter blieben bei der Homeriſchen Sprache. Man muß demnach annehmen, daß die Griechen mit ihren verſchiedenen Mundarten bekannter waren, als wir mit den unſrigen, wozu vielleicht die allgemeine Lectüre des Homer, der Gebrauch eines religiöſen Rituals und der häufige Verkehr derſelben unter einander vornehmlich wirkten. Wahrſcheinlich aber hatten ſich die Dialecte in der früheſten Zeit noch nicht ſo von einander geſchieden, wie es ſpäterhin geſchah, und daraus muß man ſich die Eigenthümlichkeiten der Sprache Homers und Heſiods erklären. „Im Homer und Heſiod," ſagt Matthiä, „kommen Wortformen und Ausdrücke vor, die von den Grammatikern für äoliſch, doriſch, attiſch oder gar für Eigenheiten eines örtlichen Dialects ausgegeben werden. Allein ſchwerlich waren ſie dieſes ſchon zur Zeit jener Dichter, die ſich eine ſolche Miſchung wohl eben ſo wenig würden erlaubt haben, als ſich jetzt ein Dichter erlauben würde, niederſächſiſche und oberdeutſche Provinzialismen unter einander zu miſchen. Die Sprache Homers ſcheint vielmehr ganz die Sprache der damaligen Ionier zu ſeyn. Von dieſen im Homer gebräuchlichen Wortformen blieben aber nicht alle im ioniſchen Dialect, ſondern einige erhielten ſich nur im äoliſch doriſchen, andere bloß im attiſchen Dialect. Die Grammatiker nennten nur im Homer attiſch, äoliſch, doriſch u. ſ. w., was dieſes zu ihrer Zeit war." Die Zeit, wann die Veränderungen in den Haupt-

dialecten erfolgten, läßt ſich nicht beſtimmen; es geht aber aus allem dieſem hervor, daß man, um die griechiſche Sprache gründlich zu erlernen, den Gang der Bildung derſelben hiſtoriſch verfolgen, und keine einſeitige Grammatik zum Grunde legen, ſondern ſich über alle abweichenden Formen der Dialecte verbreiten müſſe; eine Mühe, welche dieſe an claſſiſchen Muſtern jeder Art ſo reiche, und eben deßhalb ſo ausgebildete, biegſame, ausdrucksvolle, im Klange ſo liebliche, in der Bewegung ſo harmoniſche, in ihren grammatiſchen Formen und ganzem Bau ſo philoſophiſche Sprache verdient und reichlich lohnt. Wann man angefangen habe, dieſe Sprache durch Schrift zu bezeichnen, darüber hat man ſich lange nicht vereinigen können. Der gewöhnlichen Meinung zufolge brachte der Phönicier Kadmos die Buchſtabenſchrift zu den Griechen. Das Kadmeiſche Alphabet beſtand aber nur aus 16 Buchſtaben; im trojaniſchen Kriege ſoll Palamedes noch vier (Θ Ξ Φ X), und eben ſo viel nachher Simonides aus Keos (Z H Ψ Ω) erfunden haben. Daß die bezeichneten acht Buchſtaben neuer ſind, iſt theils aus Nachrichten, theils aus den älteſten Inſchriften gewiß. Weil die Jonier dieſe Buchſtaben zuerſt aufnahmen, und von dieſen die Attiker, ſo nannte man das Alphabet mit 24 Buchſtaben das ioniſche. Die Figuren der älteſten phöniciſchen und griechiſchen Buchſtaben weichen übrigens ſehr von den jetzt gebräuchlichen hebräiſchen und griechiſchen ab. Es hat indeß nicht an ſolchen gefehlt, welche behaupteten, daß noch vor den Zeiten des Kadmus unter den Pelasgern ſchon die Schreibekunſt exiſtirt habe. Dieſe, den Alten ſchon nicht unbekannte, jedoch durch keinen einzigen Schriftſteller von Gewicht beſtätigte Meinung hat in neuern Zeiten nicht unbedeutende Anhänger gefunden. Dagegen traten aber auch andere auf, welche die Schreibekunſt in Griechenland ungleich jünger machten. Der erſte, der die Aufmerkſamkeit auf dieſe Seite lenkte, war der Engländer Wood in ſeinem Essay on the original Genius of Homer. Es iſt allerdings von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung Homers und zur Entſcheidung über vorhomeriſche Poeſie und Schriften, zu wiſſen, ob zu Homers Zeiten Schreibekunſt exiſtirte oder nicht. Woods Meinung iſt, daß man wohl die Zeit, da in Griechenland der Gebrauch der Buchſtabenſchrift allgemein wurde, und den Anfang proſaiſcher Schriften beinahe in eine Periode ſetzen könne, ungefähr 554 Jahre vor Chr. Geb., und eben ſo lange nach Homer. Zu Homers Zeit wurden alle Kenntniſſe, Religion und Geſetze bloß durch das Gedächtniß erhalten, und eben deßhalb in Verſe gebracht, bis mit der Schrift auch Proſa eingeführt wurde. Die Einwendung von mehreren angeblich ältern Aufſchriften in Tempeln hat Wolf entkräftet, welcher in ſeinen Prolegomenen zu Homer die Streitfrage genauer beſtimmend in zwei verwandelte: 1. Wann wurden die Griechen überhaupt mit der Kunſt zu ſchreiben bekannt, und 2. wann wurde ſie bei ihnen allgemein? Bei Unterſuchung der letztern Frage mußte beſtimmt werden, wann bequemere Materialien zum Schreiben verbreitet wurden, und in welchem Jahrhundert die Griechen die ſogenannte Schriftſtellerei aufnahmen. Wolf beweiſt nicht bloß, daß Homer von dem, was er ſang, nichts geſchrieben habe, indem man erſt nach ihm zum Schreiben ſich der Thierhäute, und erſt gegen des Pſammetichus Zeit des ägyptiſchen Papyrus bedient habe, ſondern auch, daß von der Mitte des 6ten Jahrhunderts vor Chr. Geb, dieſe Geſänge nirgends ſchriftlich exiſtirt haben. Zu bemerken iſt übrigens, daß die Griechen anfänglich die Zeilen horizontal, und von der Rechten zur Linken, dann Buſtrophedon (ſ. d. Art.) endlich allein von der Linken zur Rechten ſchrieben.

Griechiſches Feuer, ſ. Feuer.

Griesbach (Johann Jacob), geſt. den 24. März 1812 als geheimer Kirchenrath und erſter Profeſſor der Theologie zu Jena, hat ſich theils um die Kritik des neuen Teſtaments, theils um die Bildung vieler tauſend Jünglinge die bleibendſten Verdienſte erworben. Zu Butzbach im Heſſendarmſtädtiſchen den 4ten Januar 1745 geboren, kam er als zartes Kind nach Frankfurt am Main, wo ſein Vater 1777 als Prediger und Conſiſtorialrath ſtarb. Auf dem frankfurter Gymnaſium erhielt er ſeine erſte Bildung, und bezog 1762 die Univerſität Tübingen, wo er außer Bauers Privatunterricht, Reuß, Cotta, und Sartorius hörte. Im Jahr 1764 ging er nach Halle, wo Segner, Meyer, J. P. Eberhard, Stiebritz, Schulze, vor allen aber Semler ihm die Weihe für das akademiſche Leben gaben. Auf den Rath des Letztern hörte er noch ein Jahr in Leipzig theils bei Erneſti, Morus, Schröckh, Gellert, theils bei Reiske alles, was der Hermeneutik und Bibelpolyglotte dienen konnte. Chriſtliche Kirchen- und Religionsgeſchichte wurde das Ziel ſeiner Studien, wobei ihn Erneſti mit Rath und Büchern unterſtützte. Nach Halle zurückgekehrt, begann er große Vorſtudien zur Kritik des neuen Teſtaments und für die Dogmengeſchichte, und ſchrieb unter Semler ſeine zwei erſten Probeſchriften über die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit in den Dogmen, die aus dem Papſt Leo dem Großen ihre Beſtätigungen erhalten. Feſt entſchloſſen, ſich ganz der Kritik des neuteſtamentlichen Textes zu widmen, unternahm er 1769 und 70 eine gelehrte Reiſe durch Deutſchland, Holland, England und Frankreich. Den darauf folgenden Winter widmete er in ſeiner Vaterſtadt der Bearbeitung des gewonnenen Stoffes, und trat 1771 in Halle durch die berühmte Abhandlung von den Recenſionen der Evangelien vom Origines zuerſt als akademiſcher Lehrer mit ſo vielem Beifall auf, daß er ſchon zwei Jahre darauf von Berlin aus zum Profeſſor ernannt wurde. Mit unermüdlichem Fleiße verfolgte er jetzt den Gedanken einer neuen Ausgabe des Neuen Teſtaments. Die Vorſicht bewog Griesbach, der nach Danovs Tode den Ruf zu einer ordentlichen Profeſſur der Theologie in Jena erhalten hatte, zuvörderſt nur mit ſeiner Synopſis der Evangelien die Stimmung zu prüfen. Bald aber folgte die erſte Ausgabe des ganzen Teſtaments. Das Eigenthümliche der Griesbachiſchen Textbearbeitung, welche ſich bekanntlich von allen frühern unterſcheidet, iſt, daß bei ihr nicht bloß von aufgenommenen und verworfenen Lesarten die Rede iſt, ſondern auch die verſchiedenen Grade der Wahrſcheinlichkeit, wie ſie nach Autorität und nach innern Gründen ſich ergeben, beſtimmt, und durch leicht verſtändliche Zeichen unter dem Text aufgeführt werden. Zu bedauern iſt, daß er die vollſtändige Ausgabe, die 1796 begann, und zu Halle und London zugleich erſchien, nicht ſo vollenden konnte, wie er es gedacht hatte. Er war indeß bis an ſeinen Tod unabläſſig damit beſchäftigt, und erlebte wenigſtens die Freude, die bei Göſchen herausgekommene Prachtausgabe vollendet zu ſehen. Neben der Kirchengeſchichte und Exegeſe, und den dazu gehörigen Hülfswiſſenſchaften ſtiftete er auch durch ſeine populäre Dogmatik um ſo bleibendern Nutzen, als er darin, ein geübter, ſelbſt überzeugter Sachwalter des alten Glaubensſyſtems, der Neuerungsſucht mit weiſer Mäßigung Schranken zu ſetzen wußte.

Grimm, (Friedrich Melchior, Baron von), der als ein geiſtreicher, mit mannichfaltigen Kenntniſſen ausgerüſteter Mann, einen

langen Zeitraum hindurch in Paris glänzte, und mit den ausgezeichnetſten Perſonen des vorigen Jahrhunderts in Verbindung ſtand, war den 29ſten December 1723 zu Regensburg geboren, und ſtarb als kaiſerlich-ruſſiſcher Staatsrath den 19ten December 1807 zu Gotha. Obwohl ſeine Ältern arm waren und in der Dunkelheit lebten, gaben ſie ihrem Sohne dennoch eine anſtändige und ſorgfältige Erziehung, welche derſelbe ſo wohl benutzte, daß er mit dieſer einzigen Ausſtattung ſich einen Rang in der Geſellſchaft zu erwerben wußte. Nachdem er ſeine Studien beendigt, und in Deutſchland für ſein Trauerſpiel Baniſe Spott und Tadel in reichem Maß eingeerntet hatte, begleitete er die Söhne des Grafen von Schömburg, Cabinetsminiſters des Königs von Polen, nach Paris, und fuhr daſelbſt fort, ſich mit Eifer den Wiſſenſchaften zu widmen. Er war Vorleſer des Herzogs von Sachſen-Gotha und befand ſich in ſehr beſchränkter Lage, als J. J. Rouſſeau ſein Freund ward. Beide begegneten ſich in der entſchiedenſten Neigung zur Muſik. Rouſſeau führte ihn bei Diderot, dem Baron Hollbach, der Frau von Epinay u. a. durch Geiſt und Geburt ausgezeichneten Perſonen ein und es gelang ihm allenthalben, ſich in Gunſt zu ſetzen und als eine der erſten Zierden der guten Geſellſchaft betrachtet zu werden. Der Graf Frieſen machte ihn zu ſeinem Secretär mit einem anſtändigen Gehalt. Grimm kam jetzt noch mehr in die vornehmſten Geſellſchaften und ſuchte ſich beſonders den Frauen zu empfehlen. Er verſchmähte ſogar die Schminke nicht und zog ſich dadurch den Spottnamen Tyran le blanc zu. Als die Ankunft der italieniſchen Bouffons in Paris alle Kenner und Freunde der Muſik in zwei Parteien ſpaltete, erklärte ſich Grimm auf das entſchiedenſte für ſie, und ſtand an der Spitze des Coin de la reine, während die Freunde Rameau's und der franzöſiſchen Muſik den Coin du roi bildeten. Grimm ſchrieb bei dieſer Gelegenheit eine kleine Broſchüre voll Geiſt, Salz und Geſchmack, unter dem Titel: Le petit prophète de Boemishbroda, und als die Gegner darauf zu antworten verſuchten, ſchlug er ſie durch ſeine Lettre sur la musique française völlig aus dem Felde. Aber dieſer Brief gab ein ſo gewaltiges Ärgerniß, daß anfangs von Verbannung und Baſtille die Rede war, bis endlich die Wuth ſich legte, und dem Verfaſſer ſtatt deſſen der Beifall aller Freunde der neuen Muſik und der italieniſchen Truppe zu Theil ward. Die Verbindungen Grimms mit den Unternehmern der Encyclopädie, ſeine Verhältniſſe mit den Großen Frankreichs, ſeine Kenntniſſe ſo wie die Geſchmeidigkeit ſeines Geiſtes öffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn. Nach des Grafen Frieſen Tode ward er Secretär des Herzogs von Orleans. Damals fing er an, ſeine literariſchen Bulletins für mehrere deutſche Fürſten, namentlich für den Herzog von Gotha, zu ſchreiben, welche unter dem Namen feuilles de Grimm vielleicht in zwanzig Abſchriften circulirten, und welche von allen neuen, nur einigermaßen wichtigen Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur die geiſtreichſten Analyſen enthielten. Friedrich der Große, Guſtav III. und die Kaiſerin von Rußland gaben ihm die ausgezeichnetſten Beweiſe ihrer Hochachtung. Im Jahr 1776 ernannte ihn der Herzog von Gotha zu ſeinem bevollmächtigten Miniſter am franzöſiſchen Hofe; damals ward er Baron, denn von Geburt war er ein Bürgerlicher. Er ſtand ſeinem neuen Amte wie ein Mann von Geiſt vor, ohne ſeine literariſche Correſpondenz zu unterbrechen, oder ſonſt ſeine Gewohnheiten zu ändern. Als die Stürme der Revolution e

den fremden Miniſtern unmöglich machten, in Paris zu bleiben, begab ſich Grimm nach Gotha, und nahm das ehrenvolle Aſyl an, das der Herzog ihm anbot. Im J. 1795 ernannte ihn die ruſſiſche Kaiſerin zu ihrem bevollmächtigten Miniſter am niederſächſiſchen Kreiſe. Dieſe erhabene Monarchin erhielt ihm ihre Gunſt bis an ihren Tod, und ſtand in ununterbrochenem Briefwechſel mit ihm. Auf ſeinem Pulte lag immer ein für ſie beſtimmtes Cahier, in dem er alles aufzeichnete, was ihm merkwürdig für ſie ſchien; oft kamen Couriere von Petersburg bei ihm an, die er erſt nach Wochen wieder abzufertigen das Recht hatte. Auch unter Paul I. verwaltete Grimm ſeinen Poſten, bis eine ſchmerzhafte Krankheit ihm ein Auge raubte, und ihn nöthigte, ſich von allen Geſchäften zurückzuziehen. Er wählte aufs neue Gotha zu ſeinem Aufenthalt, und verlebte hier ſeine letzten Jahre, ſtets ſeinen theuern Studien treu, ſtets, ſo viel ihm die Kräfte geſtatteten, mit Kunſt und Wiſſenſchaft beſchäftigt. Außer den genannten Schriften gab er eine lateiniſche Diſſertation über die Geſchichte Maximilians I., Briefe über die deutſche Literatur und einige andere heraus. Sein ſämmtlicher ſehr anſehnlicher literariſcher Nachlaß aber iſt von dem ruſſiſchen Hof in Empfang genommen worden. Es finden ſich darunter Memoiren über die Geſchichte ſeiner Zeit von höchſtem Intereſſe, deren Nichtbekanntmachung ein wahrhafter Verluſt iſt. Dagegen iſt nach ſeinem Tode anfangs ein einzelner Abſchnitt aus den erwähnten literariſchen Bulletins unter dem Titel: Correspondance littéraire, ſpäter aber auch die übrigen (zuſammen 16 Bände) erſchienen, ein Werk, das die anziehendſten Details über einen wichtigen Zeitraum der franzöſ. gelehrten und gebildeten Welt und ihre innern Verhältniſſe und Beziehungen enthält. Barbier hat noch ein Supplément à la Correspondance herausgegeben, das Grimms übrige franzöſiſche Schriften enthält.

Grimod de la Reynière (Alex. Balthaſ. Laurent) der witzigſte Epikuräer des neueren Frankreich, Mitglied der Arkadier in Rom und mehrerer gelehrten Geſellſchaften, iſt geboren zu Paris den 20ſten November 1758. Sein Vater war Generalpächter. An den Händen mißgeſtaltet, weiß er äußerſt geſchickt mit falſchen Fingern zu zeichnen, zu ſchreiben und Speiſen zu zerlegen. Bis 1786 war er Advocat, allein eine ſehr bitter abgefaßte Schrift zog ihm Verweiſung zu. Seitdem lebt er in völliger Unabhängigkeit ganz der Literatur, in gelehrten Clubs, im Foyer der Schauſpielhäuſer und im Caffeehauſe du Caveau. Erſchien dieſer Sonderling in den glänzenden Cirkeln ſeiner Ältern, ſo zeigte er ſich linkiſch und blöde, und machte ſich in tiefen Bücklingen über den Rangſtolz der vornehmen Welt luſtig. Damals gab er ein faſt berühmt gewordenes großes Gaſtmahl, wozu Niemand kam, der nicht bewies, daß er ein Bürgerlicher ſey. Ein andermal lud er ſehr vornehme Leute zu ſich ein, wo jeder in einem ſchwarz ausgeſchlagenen Saale ſeinen Sarg hinter ſich hatte. Auch trieb er eine Zeit lang einen Kramhandel im Hauſe ſeines Vaters. Seine Eßluſt iſt ſo groß, wie nur die des Apicius und Vitellius geweſen ſeyn kann. Die Revolution durchlebte er friedlich. In den erſten Jahren der Regierung Buonaparte's ward er durch ſeinen witzigen Almanac des Gourmands in ganz Europa berühmt, den er Cambacérès Koche widmete (von 1803 bis mit 1812, 8 Bde. 18.). Für die Emporkömmlinge, die nicht wiſſen, wie ſie ihrem Vermögen Ehre machen ſollen, ſchrieb er 1808 le Manuel des Amphytrions. Sein Eifer für die Beförderung der Wiſſenſchaft des Gaumens, wie

ſie Montaigne nannte, ließ ihn einen Jury von Feinſchmeckern (dégustateurs) errichten, der monatlich im Rocher de Cancale eine Sitzung bei einer ausgewählten Tafel hielt, wo ernſte Kampfrichter und liebenswürdige Actricen mit ſchwarzen und weißen Kugeln über ein ſaftvolles Salmi oder ein feines Blancmanger ſo feierlich abſtimmten, wie nur einſt der römiſche Senat in der bekannten Türbot-Sitzung. Seit 1814 lebt Grimod auf dem Lande, allein mit den Wiſſenſchaften in Verbindung. Man hat noch mehrere Schriften von ihm, deren Verzeichnung aber nicht hieher gehört.

Griphi nannten die Griechen im Allgemeinen alles das, was wir unter Räthſel, Logogriphen, Akroſtichen u. ſ. w. verſtehen. Eigentlich bedeutet das Wort Griphus ein Netz; und man benannte damit die nach der Abendmahlzeit zum Scherz aufgeworfenen Fragen und Aufgaben, weil ihre Auflöſung die Gäſte oft in Verlegenheit ſetzte. Wer ſie nicht beantworten konnte, unterwarf ſich einer Strafe, die in einem mit Salz vermiſchten Getränke beſtand, welches in einem Zuge ausgetrunken werden mußte; dagegen bekam derjenige einen Kranz zur Belohnung, der die Auflöſung gefunden hatte.

Griſaille, ſ. Grau in Grau.

Grobe Mennoniten, ſ. Wiedertäufer.

Grönland, ein unter däniſcher Landeshoheit ſtehendes Polarland, welches ſonſt zu Europa gerechnet wurde. Jetzt rechnet man es zu Amerika, ohne zu wiſſen, ob es mit dieſem zuſammenhängt, oder ob es eine Inſel iſt, in welchem letztern Fall die Baffinsbay nicht eine bloße Einbucht im feſten Lande, ſondern ein Durchgang nach dem Polarmeer ſeyn würde, was auch die reißenden Strömungen anzudeuten ſcheinen. So weit man es jetzt kennt, erſtreckt es ſich von 59° 30′ bis 78° N. B. Nach Süden zu verengt es ſich in ein Vorgebirge, Cap Faremell. Von da erſtreckt ſich die weſtliche Küſte nordwärts bis zur Davisſtraße und zur Baffinsbay. Grönland, durch eine durch die Mitte des Landes von Süden nach Norden laufende Gebirgskette in zwei Theile getheilt, war ſchon vor 800 Jahren, von Dänemark und Norwegen aus, durch zwei Colonien bevölkert worden, wovon die eine die Weſt-, die andere die Oſtküſte inne hatte. Zu Lande beſtand zwiſchen ihnen, der Gebirge wegen, keine Verbindung, ſondern bloß zur See. Die weſtliche Colonie beſteht nach mancherlei Schickſalen noch jetzt und zählt mit Einſchluß der Eskimo's gegen 20,000 Seelen, dagegen iſt das Schickſal der öſtlichen Colonie, welche im J. 1406 aus 190 Dörfern beſtand und einen reſidirenden Biſchof, zwölf Kirchſpiele und zwei Klöſter hatte, ſeit jener Zeit in Dunkel gehüllt. Damals hatte ſich nämlich das Eis an der Küſte dergeſtalt vermehrt, daß alle Mühe, ſie zu erreichen, vergeblich war. Der letzte im J. 1786 durch den Capitain von Löwenörn in Auftrag der däniſchen Regierung gemachte Verſuch, ſich über das Schickſal jener Gegenden Aufklärung zu verſchaffen, ſchlug ebenfalls fehl. Nur ſo viel weiß man, daß um die Mitte des 16ten Jahrhunderts die Colonie noch beſtand, obgleich ſie ſchon damals ſeit 150 Jahren von der ganzen übrigen Welt getrennt geweſen war. Gegenwärtig (1818) wo alle Schiffernachrichten ſich dahin vereinigen, daß das Eis am Nordpol ſich vermindere und eine von England ausgerüſtete Expedition ſogar die kühne Hoffnung hegt, bis an den Nordpol vorzudringen, dürfen wir auch über Grönland den wichtigſten Aufſchlüſſen entgegenſehen. Schon in der Mitte des 14ten Jahrhunderts war durch die fürchterliche Peſt, welche man den ſchwarzen Tod nennt, die Gemeinſchaft

zwiſchen Norwegen, Island und Grönland unterbrochen worden. Die Unternehmungen der Königin Eliſabeth durch Forbiſher und Davis trugen nur wenig zur nähern Kenntniß dieſer Küſten bei. Erſt als die däniſche Regierung im J. 1721 einen Prediger, Haas Egede, dergeſtalt unterſtützte, daß er mit zwei Fahrzeugen im 64° 5′ landen und am Baalsfluß die erſte europäiſche Niederlaſſung „Gute Hoffnung" gründen konnte, erhielten wir beſtimmtere Nachrichten von Grönland. Egede fand daſelbſt einen Schlag Menſchen, der wahrſcheinlich von Weſten her über die Davisſtraße gekommen, und den Eskimo's in Labrador dem Stamm und der Sprache nach verwandt war. Wenige Jahre nachher wagte die Brüder-Unität, auf Antrieb des Grafen von Zinzendorf, Niederlaſſungen und Miſſionen auf dieſen unwirthbaren Küſten anzulegen. Es gibt jetzt auf der Weſtküſte von Grönland 20 Pflanzorte, von denen der ſüdlichſte Lichtenau heißt, und unter dem 60° 34′ N. B. liegt. Gleich über ihm liegt der zweite Pflanzort, Julianens Hoffnung, in deſſen Nähe man noch die Trümmer einer alten isländiſchen oder norwegiſchen Kirche ſieht. Dann folgen immer nördlicher, Friedrichs Hoffnung, Lichtenfels, Gute Hoffnung, Neu Herrenhut, Zuckerhut, Holſteinburg, Egedesminde, Chriſtians Hoffnung, Jacobshaven, Omenack und Upernamick im 72° 32′ N. B., die nördlichſte Niederlaſſung, welche aber jetzt, von Europäern verlaſſen, bloß noch von Grönländern bewohnt wird. Der Statthalter von Südgrönland hat ſeinen Sitz in Gute Hoffnung, und der von Nordgrönland in Guthaven auf der Disko-Inſel, 70° N. B. Auf der ganzen Küſte ſind fünf proteſtantiſche Kirchen, worin das Evangelium grönländiſch und däniſch gepredigt wird. Die mähriſchen Brüder haben drei Gemeinhäuſer, in Lichtenau, Lichtenfels und Neuherrenhut. Die urſprünglichen Einwohner, von den älteſten isländiſchen und norwegiſchen Schriftſtellern Skrellinger genannt, gehören unbedenklich zu dem Völkerſtamm der Eskimo's, die ſich über den ganzen Norden von Amerika bis an die weſtliche Küſte verbreitet haben. Sie zeichnen ſich durch ihre kleine Statur, durch ſchwarze, lange, ſtraffe Haare, durch ſchwarze Augen, ungewöhnlich große Köpfe, dünne Beine und durch eine braungelbliche, faſt olivengrüne Farbe des Körpers aus. Die letztere iſt indeß die Folge, theils von dem Schmutz, worin ſie leben, theils von ihren Nahrungsmitteln und Gewohnheiten, beſtändig mit Speck und Thran umzugehen. Die Weiber, von Jugend auf zum Laſttragen angehalten, bekommen dadurch ſo breite Schultern, daß ſie, auch ihres Anzugs wegen, alles weibliche Anſehn verlieren. Sie kleiden ſich gleichmäßig in Rennthier- oder Seehundsfelle: davon iſt das kurze Gewand, davon die Beinkleider, die Strümpfe und Stiefeln beider Geſchlechter. Bei großer Kälte tragen ſie noch unter dieſem Gewande ein Hemde von Vogelhäuten, beſonders der Eidergans, des Seerabens und des Papagaytauchers. Im Winter leben ſie in Häuſern von Steinen erbaut, mit zwei Fuß dicken Wänden, deren Dach von Raſen iſt, und in die man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Selten ſind Fenſter in dieſer Wohnung, die allemal aus den Därmen der Wallfiſche und Seehunde gemacht werden. Das ganze Haus iſt nie über ſechs Fuß hoch, 12 Fuß breit und eben ſo lang. Es beſteht nur aus einem Zimmer, an deſſen einer Wand eine Bank, mit Robbenfell überzogen, zugleich als Tiſch und Bette dient. Unaufhörlich dampft hier eine Thranlampe und die Hitze, durch die ſtarke Ausdünſtung der Bewohner noch vermehrt, iſt für einen Europäer ganz unerträglich. Dazu

kommt der ſcheußliche Geſtank von dem Unrath und dem Schlachtvieh, deſſen Abgänge bei großer Kälte in den Zimmern liegen bleiben: dazu die ungeheure Menge Ungeziefer und der Schmutz, wovon ihre Kleider und ihre Körper ſtarren. Wenn der Schnee ſchmilzt, welches gewöhnlich in der Mitte des Mai der Fall zu ſeyn pflegt, ſo ſinkt gewöhnlich das Dach des Hauſes ein, und der Grönländer ſchlägt nun ſeine Sommerwohnung in einem Zelte auf, welches von Robbenfell bedeckt, mit einem Vorhang von Wallfiſchdärmen verſehen und im Innern eben ſo eingerichtet iſt, als das Winterhaus. Ihre Geräthe und Werkzeuge ſind einfach, aber ſehr zweckmäßig. Sie beſtehen in Pfeil und Bogen, in Lanzen, Wurfſpießen und Harpunen. Ihre Kähne ſind von Brettern, mit Fiſchbein zuſammengefügt und mit Robbenfell überzogen. Dieſe wiſſen ſie ſelbſt bei ſtürmiſcher See vortrefflich und ſicher zu behandeln. Auch fahren ſie über die gefrorne See 6—8 Meilen weit vom Lande in Schlitten mit Hunden beſpannt. Die Schnelligkeit dieſer Thiere iſt ſo groß, daß ſie 14 deutſche Meilen in 9 — 10 Stunden zurücklegen können. Die Sprache dieſer Völkerſchaft iſt dieſelbe, welche von den Eskimo's und an der Hudſonsbay geredet wird. Spuren derſelben finden ſich bis an die Nordweſtküſte von Amerika und bis zum Nutkaſund. Bewundernswürdig iſt in dieſer Sprache die Mannichfaltigkeit der Formen, ſowohl für die Verben, als auch für die Pronomen. Dem gröbſten Aberglauben ergeben, verehren die Grönländer Zauberer, die ihre Prieſter und Ärzte zugleich ſind. Vom höchſten Weſen haben ſie höchſt rohe und unvollkommene Begriffe. Das Clima iſt in dieſem Lande natürlich äußerſt unfreundlich. Die Nordoſtwinde bringen oft im Winter eine ſolche Kälte hervor, daß das Fahrenheitiſche Thermometer 48° unter den Gefrierpunkt ſinkt. Dagegen ſind die Weſtwinde, die über die Davisſtraße herwehen, immer feucht und mit Thauwetter verbunden. Was die Gebirgsarten betrifft, ſo iſt feinkörniger Granit mit Gneus, Glimmerſchiefer, Hornblende und Weißſtein die Grundlage aller Berge und Felſen. Eingeſprengt oder eingebettet ſind intereſſante und ſeltene Foſſile: eine Menge magnetiſcher Eiſenſtein, Gadolinit, Cirkon, Allanit, Schörl, Turmalin, die ſchönſten Granaten, Sodaliten, Dichroiten und Hyperſthene von der ſchönſten himmelblauen Farbe. Unter den baumartigen Gewächſen können wir nur Ebereſchen, Birken, Wacholder und Zwergweiden nennen. Von Beeren ſind nur Preißel- und Sumpfbeeren vorhanden. Überhaupt läßt ſich die Zahl der blühenden vollkommneren Gewächſe kaum auf 200 bringen, dafür aber ſind die unvollkommneren Land- und Seegewächſe unzählig. Das Thierreich liefert an Säugethieren den Polarfuchs, den weißen Haſen, das Rennthier, den weißen Bär, das Wallroß, mehrere Robben und das Narwall. Vorzüglich wichtig iſt der grönländiſche Wallfiſch, der in großer Menge und von außerordentlichem Umfang vorkommt. Unter den Vögeln ſind beſonders die Möwen, Taucher, Sturmvögel, Pelikane, Rothgänſe, Eidergänſe, Papagantaucher, Lummer und die grönländiſche Taube die wichtigſten. Landvögel kommen ſehr wenig vor. Unter den Fiſchen verdienen beſonders die Alpenforelle, die Polarforelle, der Kabliau, Dorſch und Schellfiſch genannt zu werden. Von Inſecten iſt eine Art Musquito's im Sommer die beſchwerlichſte. Die Ausfuhr von Grönland beſteht in Fiſchbein, Thran, Robbenfellen, Fuchsbälgen, den Bälgen von weißen Bären und Rennthieren, Eiderduhnen und Narwallhörnern. Dafür aber muß Mehl und Brot, Thee und Caffee, Bier und Gemüſe, ferner Pulver und Blei, alle

Eiſenwaaren, Leinwand und Baumwolle, Tücher und Glaswaaren eingeführt werden; und doch rechnet man, daß noch Vortheil bei dieſem Handel iſt: denn der Werth der grönländiſchen Erzeugniſſe, die jährlich nach Copenhagen gehen, wird auf 85,000, dagegen die Einfuhr in Grönland auf 65,000 Rthlr. berechnet.

Grönlandsfahrer heißen die Schiffer, welche von Europa aus auf den Wallfiſchfang nach Grönland fahren, worunter ſie jedoch nicht die bewohnte Weſtſeite Grönlands, (welche ſie die Straße Davis nennen,) ſondern die über Lappland zwiſchen dem 75ſten und 80ſten Grad liegenden Inſeln Spitzbergen, nebſt der gegenüber gelegenen Oſtſeite von Grönland verſtehen.

Gronov, der Name mehrerer berühmten Kritiker und Philologen. **Johann Friedrich Gronov** war im J. 1611 zu Hamburg geboren, beſuchte Leipzig und Jena, ſtudirte zu Altdorf die Rechte, hielt ſich darauf einige Zeit in Holland und England auf, bereiſ'te Frankreich und Italien, ward ſodann Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit zu Deventer, und ging 1658 nach des berühmten Daniel Heinſius Tode an deſſen Stelle nach Leyden, wo er 1671 ſtarb. Seine Gelehrſamkeit ſetzte ihn in den Rang der erſten Alterthumsforſcher; zugleich verband er mit ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen unermüdeten Fleiß und liebenswürdige Leutſeligkeit. Seine Ausgaben des Livius, Statius, Juſtin, Tacitus, Gellius, Phädrus, Seneca, Salluſt, Plinius, Plautus u. a., ſo wie ſeine Observationes ſind voll der ſcharfſinnigſten und richtigſten Bemerkungen und Verbeſſerungen; ſein Commentarius de sestertiis zeigt die gründlichſte Kenntniß der römiſchen Sprache und Alterthümer, und ſeine Ausgabe von Hugo Grotius Buche de jure belli et pacis wird wegen der hinzugefügten Anmerkungen mit Recht geſchätzt. — Sein Sohn **Jacob Gronov** war 1645 zu Deventer geboren, ſtudirte hier und zu Leyden, hielt ſich dann einige Monate zu Oxford und Cambridge auf und kam nach Leyden zurück, wo er 1670 eine Ausgabe des Polybius erſcheinen ließ, die ſolchen Beifall fand, daß er einen Ruf nach Deventer bekam. Er ſchlug ihn aber aus, um ſeine Reiſen fortzuſetzen, ging nach Paris, kehrte aber wegen des Todes ſeines Vaters nochmals nach Leyden zurück und bereiſ'te ſodann Spanien und Italien, wo der Großherzog von Toskana ihm eine Lehrſtelle in Piſa übertrug die er jedoch 1679 wieder verließ, und dagegen Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Leyden und 1702 Geograph der Univerſität ward. Er ſtarb daſelbſt 1716. Er war ebenfalls ein gelehrter und fleißiger Kritiker, gab den Tacitus, Polybius, Herodot, Pomponius Mela, Cicero, Ammianus Marcellinus u. a. heraus, und ſammelte den ſchätzbaren Thesaurus antiquitatum graecarum (13 B. Fol.), allein er gab in dieſen Werken auch manche Blößen, und ließ es ſich in ſeinem Dünkel beikommen, Männer von den entſchiedenſten Verdienſten, wie Henricus Stephanus, Spanheim, Voſſius, Salmaſius, Bochart, Grävius anzugreifen und zu ſchmähen, wodurch er ſich ſelbſt am meiſten ſchaden mußte. — Sein Sohn **Abraham Gronov**, zu Leyden 1694 geboren, hat ſich durch ſeine Ausgaben des Juſtin, des Pomponius Mela, Tacitus und Claud. Älian auch als einen guten Philologen gezeigt, und ſtarb daſelbſt als Univerſitätsbibliothekar im Jahr 1775.

Gros, Schüler von David, iſt unſtreitig der größte Bataillenmaler unſerer Zeit. Sein Kunſtſtreben nahm eine ganz verſchiedene Richtung von der ſeines Meiſters. Er iſt ein ausgezeichnet guter

Coloriſt, alles iſt lebendig, genial, glühend und kraftvoll in ſeinen Werken, doch Anmuth und Würde mangeln bisweilen; ſeine Gemählde beſtechen ſehr, die Zeichnung iſt ſo kühn, die Farbe ſo friſch und glänzend, doch den höhern Einklang, das tiefe geiſtige Leben vermißt man oft darin. Erſt machte ſich Gros durch ſprechend ähnliche Porträts bekannt, bald ging er aber zu dem ihm eigenthümlichern Fach großer und reicher Compoſitionen über, wobei er ſich Paul Veroneſe ſcheint zum Vorbild gewählt zu haben. Sein erſtes berühmtes und gekröntes Werk dieſer Art war das 1804 ausgeſtellte Gemählde: *die Peſtkranken zu Jaffa*. Das Furchtbare dieſes Gegenſtandes iſt zwar dabei in grelles Licht geſtellt, aber durch treffliche Wirkung und glückliche Gedanken auch wieder gemildert. Drei hohe Arkaden wölben ſich hier über dem Schauplatz im Hoſpital zu Jaffa, wo das Peſtelend gegen die Siegerpracht contraſtirt. In goldgeſtickter Uniform, mit Treſſenhut und rothem Federbuſch, umgürtet mit einem purpurnen Kaſimirſhawl, an ſeiner Hüfte Carls des Großen Schwert mit Rubinen und Sapphiren geſchmückt, ſteht Napoleon vor einem Kranken, deſſen Wunde er befühlt. Desgenettes ſteht, ihn zurückhaltend, hinter ihm. Eine Gruppe von Kranken drängt ſich mit rührender Zuverſicht um ihn her. Um dieſe Hauptgruppe her iſt alles mit Linderung der Wunden und Herbeiſchaffung der Lebensmittel beſchäftigt. Der erſte Plan iſt in ſchauerlichem Dunkel gehalten, ein Wundarzt ſinkt ſterbend über die Todten; viele Sterbende kämpfen mit den fürchterlichſten Schmerzen, dumpfe Verzweiflung ſpricht aus ihren entflammten Augen. Andere Kranke ſtrecken mit unermeßlicher Sehnſucht die matten Hände nach den Erfriſchungen aus, welche Neger und Muſelmänner in vollen Körben herbeitragen. Auf dem Plan der Hauptgruppe wird ein Kranker von einem Muſelmann aufrecht erhalten und von einem andern verbunden. Farbenreicheres läßt ſich nichts erſinnen, als das Coſtum dieſes alten Arztes: über dem dunkelblauen Stirnbund wölbt ſich ein purpurgeſtickter gelber Shawl, purpurne Ärmel, mit weißem Stoff ausgeſchlagen, ſehen unter dem grünen Kaftan hervor, an goldner Kette hängt die Tabakstaſche von Purpur und Gold. So iſt hier überall die Fülle orientaliſcher Pracht neben Blöße und Elend geſtellt. Die Umgebungen ſind ſehr reich, die hochgezackten Mauern, die zierlich bunten Arabesken an den Wänden, der Säulengang, durch deſſen Öffnungen man Baſtionen, Meer und Schiffe erblickt, die Ringmauer des Hoſpitals, über welche die Stadt und ein hoher Thurm hervorſchaut, dahinter üppig grüne Bäume und ein dunſtbeladener Himmel; im fernſten Hintergrunde das geſchäftige Leben franzöſiſcher Krieger mit Gruppen von Türken und Kameelen gemiſcht, alles erquickt den von den Leidensgegenſtänden ermüdeten Blick und führt ihn zuletzt auf den hellen Mittelpunkt des Ganzen zurück. Dies Gemählde erregte allgemeines Aufſehen, die Regierung kaufte es und Gros bekam eine neue Aufgabe: *die Schlacht bei Abukir*. Er entwarf dieſes überaus große und reiche Gemählde, deſſen nähere Beſchreibung uns hier zu weit führen würde, in vollem Feuer erſter Begeiſterung, und vollendete es in ungefähr vierzehn Monaten. *Die Schlacht von Eylau*, welche Gros mahlte, iſt von ungemeiner Wirkung, doch iſt vieles darin übertrieben und der gute Geſchmack muß die Darſtellung ſo vieler Verſtümmelten mißbilligen. Im J. 1814 ſtellte Gros ein Gemählde aus, *den Beſuch von Franz I. und Carl V. in der Abtei St. Dénis* darſtellend, welches allgemein be-

wundert wurde; es iſt für die Sakriſtey dieſer Kirche beſtimmt. Die Abreiſe des Königs in der Nacht des 20ſten März 1815 iſt der Gegenſtand des neueſten Werkes von Gros, welches er 1817 ausſtellte. Man tadelt die darin herrſchende Verwirrung und das Unedle der Hauptgeſtalt, eine Gruppe Nationalgardiſten iſt ausdrucksvoll, der Lichteffect auf dem zweiten Plan und die Geſtalt eines alten Dieners ſind trefflich. Gros iſt Mitglied des Inſtituts und der Ehrenlegion und Profeſſor der Schule der Mahler- und Bildhauerkunſt. Wl.

Groſchen, eine bekannte Silbermünze, die ihren Namen von grossus, dick, erhielt; man nannte ſie dicke Münze im Gegenſatz der dünnen Blechmünzen. Die älteſten bis jetzt bekannten Groſchen ſind diejenigen, welche unter Ludwig IX., Philipp dem Kühnen und Carl IX. zu Tours geprägt, und daher Tournoſen oder Tournosgroſchen genannt wurden. Die kleinen Gröſchlein aber wurden zuerſt 1578 geſchlagen.

Groß heißt jedes Ding, dem eine gewiſſe Größe zukommt. Die Größe aber wird einem Dinge entweder an und für ſich betrachtet, oder im Verhältniß zu einem andern, das als kleiner erſcheint, beigelegt. Die Größe der letztern Art ſollte man Großheit nennen, weil ihr die Kleinheit entgegenſteht. Groß in dieſer Bedeutung heißt dann dasjenige, was in Anſehung ſeiner Größe den gewöhnlichen Maßſtab der Dinge überſchreitet, ſo daß andere Dinge in Vergleichung mit ihm als klein erſcheinen. Scheint ſich die Größe eines Dinges bis zum Unendlichen zu erweitern, ſo heißt es erhaben, weil es ſich über alles erhebt, was im Augenblick der Vorſtellung mit ihm verglichen wird, z. B. ein hohes, bis in die Wolken ſich aufthürmendes Gebirge, das Weltmeer, der Sternenhimmel u. ſ. w. Die Größe, in Beziehung auf den Menſchen, iſt entweder körperlich oder geiſtig, und in der letzten Hinſicht entweder intellectuel oder moraliſch. So wie nun die Größe des Geiſtes in den Augen der Vernunft mehr Werth hat, als die des Körpers, ſo wird die Größe des Verſtandes (der Erkenntnißkraft oder des Talents überhaupt) von der des Herzens (der Willenskraft oder der Geſinnung) überwogen, wenn man auf die wahre Beſtimmung des Menſchen reflectirt. Man findet aber oft bei Menſchen von ſehr großen Talenten eine Kleinheit der Geſinnung, die ans Schlechte und Nichtswürdige gränzt. Die Geſchichtſchreiber haben gewöhnlich nur auf jene Größe Rückſicht genommen, und daher oft das Beiwort des Großen an Menſchen verſchwendet, die, nach dem Maßſtabe der Vernunft gemeſſen, vielmehr den Beinamen des Kleinen führen ſollten. D.

Großadmiral iſt in England eine der neun höchſten Reichswürden, welche jedoch mit Prinz Georg von Dänemark ausgeſtorben, und ſeitdem nicht wieder beſetzt worden iſt, ſondern durch Commiſſarien, oder vielmehr durch das Admiralitätsgericht repräſentirt wird; in Frankreich war es unter Napoleon ebenfalls eine der acht großen Reichswürden. — Großfürſt war vormals der Titel der ruſſiſchen Regenten; auch ſchrieb ſich König Kaſimir von Polen im Jahr 1457 einen Großfürſten in Litthauen, in Reußen und Preußen. Gegenwärtig werden in Rußland die Thronfolger und Brüder des Kaiſers Großfürſten genannt. Seit 1765 hat Siebenbürgen den Titel eines Großfürſtenthums. — Großherr iſt der Titel des türkiſchen Kaiſers, weil er über mehrere kleine Herren gebietet, (Großſultan.) —

Großherzog war ſonſt der Titel der Beherrſcher von Toskana; im Rheinbund führten ihn mehrere Fürſten, und nach deſſen Auflöſung haben ihn noch einige angenommen; er iſt mit königlichem Range verbunden. — **Großhundert** ſind 120 Stück, ſo wie **Großtauſend** 1200 Stück. — **Großkreuz** bei Ritterorden iſt die erſte Claſſe der Ritter, welche unmittelbar auf den **Großmeiſter**, das Oberhaupt des Ordens, folgt. — **Großvezier**, ſ. **Vezier**.

Großaventurhandel, **Aventura grossa**, **Seeverſicherungs= oder Aſſecuranzhandel**. Die Waaren, welche als Gegenſtände des europäiſchen Großhandels nach entfernten Weltgegenden verſandt werden, müſſen dort noch durch viele Hände gehen, ehe ſie an den letzten Verbraucher gelangen; hierdurch wird der Preis derſelben für dieſen gar ſehr erhöht; es iſt daher natürlich, daß Jemand, der dieſe Waaren in Europa kauft, mit denſelben in fremde Gegenden reiſ't und ſie ſelbſt in die Hände der Verbraucher bringt, dieſelben viel wohlfeiler geben kann und doch noch großen Gewinn dabei macht. Nun aber können die mit dieſem Handel ſich abgebenden Menſchen, z. B. Schiffer, Matroſen ꝛc. dergleichen Geſchäfte ſelten mit eigenem Vermögen machen, ſondern ſie müſſen von Andern entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen. Dergleichen Vorſchüſſe ſind aber folgenden beſondern Gefahren unterworfen. 1. Die Zeit der Wiederbezahlung iſt ungewiß, denn es läßt ſich nicht genau beſtimmen, wie bald das Schiff und mit ihm der Borgende mit dem gelöſ'ten Gelde zurückkommen werde. 2. Der Leihende muß die ganze Seegefahr für die Hin= und Herreiſe tragen. 3. Der Borgende kommt nach Gegenden, die der Leihende nicht kennt und wagt ſich in Gefahren, die ſeinem Leben ein Ende machen und ſein Geld und Gut in ſolche Hände bringen können, aus welchen es ſchwerlich wieder zu erlangen iſt, da die Hand der Gerechtigkeit ſelten ſo weit reicht. 4. Die Borgenden ſind gewöhnlich Perſonen geringen Standes und nicht immer ganz zuverläſſig. — Aus dieſen Gründen werden die für ſolche Vorſchüſſe zu bezahlenden Zinſen immer ſehr hoch beſtimmt und ſteigen ſelbſt auf ein Drittheil, ja ſogar auf die Hälfte des Kapitals. — Der in dieſem Wege betriebene Handel führt den Namen **Großaventurhandel** und einen Vorſchuß der Art machen, heißt auf **Großaventure geben**. Viel Ähnlichkeit mit dieſem Geſchäft hat die **Bodmerei** (ſ. d. Art.). KM.

Groß=Beeren, (Treffen bei) den 23. Aug. 1813. Als nach der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes der Krieg mit Napoleon den 17. Aug. 1813 aufs neue begann, wollte der franzöſiſche Kaiſer drei Blitze zu gleicher Zeit ſchleudern, auf Breslau, Prag und Berlin. Sie fielen ſämmtlich auf ihn zurück, an der Katzbach, bei Culm und Groß=Beeren. Berlin deckten der Landſturm und die **Nordarmee**, welche unter dem Kronprinzen **Carl Johann** von Schweden, aus der dritten und vierten preußiſchen Heerſchaar, aus den ruſſiſchen Heerhaufen unter Woronzow, Winzingerode und Czernitſcheff, und aus etwa 22,000 Schweden beſtand. Der Feldherr hatte der edlen Fürſtin, Prinz Wilhelms Gemahlin, ſein Wort gegeben, er werde den Feind nicht nach Berlin kommen laſſen. Napoleon aber war des Erfolgs ſo gewiß, daß die leipziger Zeitung am 23. Aug. den Einmarſch der Franzoſen in Berlin ſchon verkündigte, als ſie geſchlagen wurden. Das franzöſiſche, durch Wirtemberger, Bayern, Darmſtädter und Sachſen verſtärkte Heer beſtand aus vier Heermaſſen unter **Oudinot**, dem Oberfeldherrn, Victor, Regnier und Ber=

trand, nebſt der Reiterei unter Arrighi, und war 80 bis 90,000 M. ſtark, deren Beſtimmung, Berlin zu erobern, der General Girard mit der Beſatzung von Magdeburg unterſtützte. Allein der Kronprinz machte im verjüngten Maßſtabe denſelben Operationsplan gegen dieſes Heer, den die Verbündeten im Großen gegen die ganze feindliche Macht entworfen hatten. Er bildete nämlich mit ſeinem Heere einen Bogen von Buchholz, dem äußerſten linken Flügel, über Mittenwalde, Klein-Beeren, Heinersdorf, Blankenfelde, Ruhlsdorf bis Belitz und Treuenbriezen, dem äußerſten rechten Flügel, von wo die Ruſſen in den Bogen einwärts gegen Jüterbogk hin ſtanden, die Preußen aber in die Mitte bis Trebbin vorgeſchoben waren. Die preuß. Generale Hirſchfeld und Puttlitz beobachteten jenſeit Brandenburg Magdeburg. Von beiden Flügeln ſtreiften leichte Truppen bis Wittenberg, Guben und Baruth, wo ſie mehrere hundert Gefangene machten. Doch der Feind drang den 22. blind in jenen Bogen ein; Regnier im Mittelpunkte, Bertrand auf dem rechten, Oudinot auf dem linken Flügel. Sie griffen die Preußen bei Trebbin an, welche ſich zurückzogen; hierauf ſtürzte ſich Bertrand den 23. auf den General Tauenzien bei Blankenfelde, wurde aber zurückgeworfen. Regnier drang bis Groß-Beeren, dem Schlußſtein der Bogenſtellung, etwa noch zwei Meilen von Berlin vor. Hier griff ihn aber unerwartet der tapfere Bülow an. Zugleich umging Borſtell den rechten feindlichen Flügel. Die Preußen fochten im Angeſichte ihrer Hauptſtadt mit Heldenmuth. Nachdem eine reitende ſächſiſche Batterie in die Flanke gefaßt und genommen war, drangen ſie vor im Sturmſchritt. Kein Gewehr ging los der Näſſe wegen; man ſchlug ſich mit dem Kolben und dem Bajonnet. Groß-Beeren ward mit Sturm genommen, die Sachſen und der zweite franzöſiſche Heerhaufe wurden geworfen, und die Reiterei des Herzog von Padua wurde zerſprengt. Als nun Oudinot die drei Heerſchaaren des Nachhalts vorrücken ließ, ſtürmte ihnen, ſo wie ſie aus dem Gehölze ſich entwickelten, das ruſſiſche und ſchwediſche Heer entgegen. Der ſchwediſche Oberſt Cardell, von einem Reiterangriff unterſtützt, nahm das feindliche Geſchütz. Da brach Oudinot den Kampf ab, und zog ſich an die Elbe nach Wittenberg und Torgau zurück. Er verlor 30 Canonen und über 2000 Gefangene. Noch auf der Flucht nahm der Sieger dem Feinde Gefangene und Geſchütz ab. Die Preußen eroberten Jüterbogk, und den 28. Luckau. — Aus Berlin ſtrömten indeß Reiche und Arme in das Lager der Sieger; ſie brachten Lebensmittel auf 40 Wagen mit; auch die ärmſten blieben nicht zurück. Ein blutarmes Mütterchen brachte eine Semmel. Alles wetteiferte in der Pflege der Verwundeten. Unterdeſſen drohte eine neue Gefahr der Königsſtadt. General Girard brach aus Magdeburg hervor gegen Berlin. Er wußte nichts von dem Ausgange des Treffens bei Groß-Beeren. Der tapfere Puttlitz mußte ſich zurückziehn. Aber ſchon bei Zieſar trieb General Hirſchfeld den Feind zurück. Als hierauf Czernitſcheff zu Hirſchfeld geſtoßen war, ſchlugen beide am 29. Aug. den General Girard zwiſchen Belzig und Lübnitz, daß er 8 Canonen und 3,500 Gefangene verlor, und mit den Trümmern ſeines Heeres kaum nach Magdeburg entrann. So endigte die erſte Unternehmung der Franzoſen auf Berlin mit einem Verluſte von 40 Canonen und mehr als 12,000 M. an Todten und Gefangenen. K.

Großbritannien und Irland heißen gegenwärtig die drei vereinigten Reiche England, Schottland und Irland. Der Name Großbritannien für das vereinigte England und Schottland

kam ſchon unter Jacob auf, wurde aber erſt unter der Königin Anna gewöhnlich. Indem wir wegen des Geographiſchen auf die Art. England, Schottland und Irland verweiſen, gehen wir hier ſogleich zu der Geſchichte über, auf welche wir einige ſtatiſtiſche Nachrichten folgen laſſen werden. — England wurde zuerſt durch die Römer bekannt, welche es unter dem Namen Britannia zur römiſchen Provinz machten. (S. Britannien.) Als die Römer, bald nach dem Anfange des fünften Jahrhunderts, überall von den einbrechenden fremden Völkern gedrängt wurden, zogen ſie ihre Truppen aus England zurück, und überließen die Britten ihrem Schickſale. Dieſe, unter der langen Herrſchaft der Römer des Kriegs entwöhnt, konnten jetzt den Scoten und Picten nicht widerſtehen, und ſuchten daher Hülfe bei den um die Mündung der Elbe wohnenden Sachſen, welche auch (449) unter ihren Anführern Hengiſt und Horſa nach England kamen, die Scoten zwar völlig zurücktrieben, aber auch ſich ſelbſt in England feſtzuſetzen ſuchten. Durch immer neue Haufen ihrer Landsleute, beſonders der Angeln, verſtärkt, zwangen ſie die Britten, die ſich lange, vorzüglich unter dem König Artur, vertheidigten, ihnen das ganze Land zu überlaſſen. Die noch übrig gebliebenen Britten mußten ſich in die kleine gebirgichte Provinz Cambrien — das heutige Wales — einſchränken laſſen, oder flohen nach Armorica in Frankreich, welches von ihnen den Namen Bretagne erhielt. Die Angel-Sachſen errichteten nun 7 kleine Staaten, deren Häupter ſich Könige nannten, doch blieben dieſe Staaten in einer gewiſſen Gemeinſchaft, und hielten allgemeine Verſammlungen, in welchen die das ganze Volk betreffenden Angelegenheiten verhandelt und entſchieden wurden. Vom J. 598 an wurde die chriſtliche Religion nach und nach unter ihnen eingeführt. Egbert der Große, König von Weſtſex, vereinigte (827) alle dieſe Staaten unter dem allgemeinen Namen England, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Größe dieſes Reichs. Die Normänner, oder wie man ſie in England nannte, die Dänen, hatten auf ihren räuberiſchen Streifzügen zur See auch die engliſchen Küſten angegriffen, einen Theil des Landes erobert, und die Könige gezwungen, ihnen einen jährlichen Tribut (Dahnegeld) zu zahlen. Alfred der Große weckte den ganz erloſchenen Muth ſeiner Nation aufs neue, überfiel die Dänen und vertrieb ſie, bekriegte ſie ſelbſt in der Folge zur See und behauptete ſich in dem Beſitze ſeines Reichs. Sein früher Tod (900) war ein Verluſt für England, das nun wieder von den Dänen angegriffen und (1001) erobert ward. Vierzig Jahre lang behaupteten ſich die Dänen unter dem Könige Kanut und ſeinen Söhnen in England. Als ſie es (1041) verlaſſen mußten, kam der angelſächſiſche Prinz Eduard der Bekenner wieder auf den engliſchen Thron. Er veranſtaltete eine, noch ſehr mangelhafte Sammlung aus den Geſetzen der Sachſen und Dänen, welche das gemeine Recht (common Law) genannt wurde. Nachdem dieſer Eduard, der letzte angelſächſiſche König (1066) ohne Kinder verſtorben war, wurde Harald, Graf von Weſtſex, von der Nation als König anerkannt. Aber Wilhelm, Herzog der Normandie, der nur ſehr entfernte Anſprüche auf den engliſchen Thron hatte, kam bald mit einem trefflichen Heere von 60,000 Mann nach England, und durch das entſcheidende Treffen bei Haſtings (den 14. Oct.) wurde er Herr des ganzen Landes; er erhielt deßwegen den Beinamen, der Eroberer. Wilhelm ließ anfangs alles unverändert, übergab aber alle wichtigen Ämter ſeinen Lands-

leuten. Verſchiedene Empörungen der mißvergnügten Engländer gaben ihm einen Vorwand, ſeine Herrſchaft mit größerer Strenge auszuüben. Er führte das bis dahin in England ungewöhnliche Lehnrecht und ſchwere Auflagen ein. Da Wilhelm als Herzog der Normandie Lehnmann des Königs von Frankreich war, der über die zunehmende Macht ſeines Vaſallen eiferſüchtig werden mußte; ſo nahmen von dieſer Zeit an die Kriege zwiſchen Frankreich und England, die beinahe 400 Jahre gedauert haben, ihren Anfang. Wilhelm ſtarb 1087. Er hatte England mit Klugheit, aber auch mit einem eiſernen Scepter regiert. Ihm folgte zuerſt ſein zweiter Sohn Wilhelm II., der eben ſo ſtreng regierte, und dann der dritte Sohn, Heinrich I., der von ſeinem älteſten Bruder, Robert, den Beſitz der Normandie mit Gewalt erzwang, und den Engländern verſchiedene ihrer alten Freiheiten wiedergab, übrigens aber ſeiner Habſucht und Herrſchbegierde alles aufopferte. Da er keine männlichen Nachkommen hatte, ließ er ſeine an den Grafen Gottfried von Anjou vermählte Tochter Mathilde von der Nation als Kronerbin anerkennen, wodurch die weibliche Thronfolge in England eingeführt, aber auch veranlaßt wurde, daß England hernach beſtändig von fremden Geſchlechtern beherrſcht worden iſt. Ungeachtet dieſer Verfügung wurde nach Heinrichs I. Tode (1135) ſeiner Schweſter Adela Sohn, Stephan, Graf von Blois, von der Nation als König anerkannt, der (1154) den Sohn der vorerwähnten Mathilde, Heinrich II. mit dem Beinamen Plantagenet, Grafen von Anjou, zum Nachfolger hatte. Heinrich II. war einer der mächtigſten Könige Englands; außer der Normandie, ſeinem mütterlichen Erbtheile, erbte er von ſeinem Vater Anjou, Maine und Touraine, und erhielt mit ſeiner Gemahlin, der bekannten Eleonora von Guienne, von welcher Ludwig VII. von Frankreich ſich hatte ſcheiden laſſen, Guienne, Poitou und verſchiedene andere Landſchaften, ſo daß er faſt den vierten Theil von Frankreich, und weit mehr als damals dem Könige von Frankreich unmittelbar gehörte, beſaß. Aber eben dieſes Verhältniß wurde auch Veranlaſſung zu öftern Kriegen mit Frankreich. Heinrichs II. lange Regierung — er ſtarb 1189 — war zwar durch ſeine kriegeriſchen Unternehmungen glänzend, aber, beſonders gegen das Ende, durch Streitigkeiten mit den Geiſtlichen und die Empörungen ſeiner Söhne wider ihn, auch ſehr unruhig. Heinrichs Nachfolger war ſein Sohn, Richard Löwenherz, ſo benannt wegen ſeiner außerordentlichen Tapferkeit, durch welche er ſeinen Namen unter den Sarazenen furchtbar gemacht hatte. Richards Kreuzzug nach Paläſtina, ſeine ritterlichen Thaten dabei, und ſeine Gefangenſchaft in Öſterreich gehören in die beſondere Geſchichte dieſes heldenmüthigen Prinzen. Daß er von der Nation geliebt wurde, beweiſ't wohl der Umſtand, daß man alles aufbot, um das für ſeine Befreiung gefoderte Löſegeld von 150,000 Mark Silber aufzubringen; man ſchmolz ſelbſt Kirchengefäße ein, und doch konnte dieſe Summe nicht ſogleich herbeigeſchafft werden. Die Wuth der Kreuzzüge, die für alle, welche daran Theil nahmen, nachtheilig wurde, war es beſonders für England, denn während Richards Abweſenheit waren daſelbſt Unruhen und ein neuer verderblicher Krieg mit Frankreich entſtanden. Man ſchreibt Richarden die erſte, oder wenigſtens erneuerte Einführung der Armbrüſte zu, ſo wie die Stiftung des Ordens vom blauen Hoſenbande, während des Kreuzzugs, als einer bloß militäriſchen Auszeichnung und Belohnung. Ihm folgte (1199) ſein Bruder Johann, ein ſchwacher Regent, der, in einem unglücklichen Kriege

mit Frankreich, die Normandie und andere Länder verlor, in den Streitigkeiten mit dem Papſte ſich große Demüthigungen gefallen laſſen mußte, und von ſeinen Unterthanen gezwungen wurde, ihnen den großen Freiheitsbrief (magna Charta, the great Charter) zu geben (1215). Dieſer Freiheitsbrief enthält ein Verzeichniß der Freiheiten des Adels und der Gemeinen überhaupt, und eine völlige Sicherheit der Perſon und des Eigenthums eines jeden Engländers insbeſondere. Er iſt immer als ein Grundgeſetz angeſehen, und von verſchiedenen Königen bekräftigt und erweitert worden. Neue Streitigkeiten mit den Großen des Reichs hatten die Folge, daß Johann von ihnen der Regierung entſetzt und nach Schottland zu flüchten genöthiget wurde, wo er (1216) ſtarb. Er hat, weil er aus England vertrieben wurde, in der Geſchichte den Namen Johann ohne Land erhalten. Sein Sohn Heinrich III. hatte eine lange, aber durch eigene Schuld unruhige Regierung; unter ihm entſtand das Unterhaus des Parlaments, oder das Haus der Gemeinen. Unter ſeinen Nachfolgern war Eduard III. (von 1327—1377) einer der mächtigſten und berühmteſten Könige Englands. Er entzog ſich der Oberherrſchaft des Papſtes, und eroberte einen beträchtlichen Theil Frankreichs, weßwegen er den Titel, König von Frankreich, annahm, den ſeine Nachfolger beſtändig fortgeführt haben. Die Eroberungen in Frankreich gingen zum Theil noch bei Eduards Leben, aber faſt gänzlich unter ſeinem Enkel und Nachfolger, Richard II., wieder verloren. Richard, der die Rechte der Nation verletzt hatte, verlor den Thron und im Gefängniſſe das Leben (1399). Nun entſtanden zwiſchen den beiden, von Eduard III. abſtammenden Familien Lancaſter und York wegen der Thronfolge Streitigkeiten, die beinahe ein Jahrhundert hindurch dauerten, und durch die England vieles litt. Dieſe Unruhen werden in der Geſchichte der Streit zwiſchen der rothen und weißen Roſe genannt, weil die Familie Lancaſter eine rothe, York aber eine weiße Roſe im Wappen führte. Heinrich VII., Graf von Richmond, aus dem Hauſe Lancaſter, behauptete (1485) den engliſchen Thron, und vereinigte durch ſeine Heirath mit Eliſabeth aus dem Hauſe York das Intereſſe beider Familien, deren übrige Mitglieder durch Schlachten, Mord und öffentliche Hinrichtungen ganz aufgerieben worden waren. Nachdem einige von Mißvergnügten erregte Unruhen gedämpft worden waren, gelangte England zu einem ruhigen Zuſtande, den es lange nicht gekannt hatte, und welchen es Heinrich VII., dem man den Beinamen des engliſchen Salomo gab, verdankte. Mit Heinrich VII. begann auch die Reihe der engliſchen Regenten aus dem Hauſe Tudor — ein Name, den Heinrichs Großvater geführt hatte — die mit Eliſabeth wieder endigte. Sein Sohn, Heinrich VIII. unternahm viel, aber faſt immer ohne wichtige Folgen. Er hätte in dem großen Streite zwiſchen Carl V. und Franz I. einen entſcheidenden Einfluß haben können, wäre er nicht zu wankelmüthig geweſen, und wäre er nicht immer bloß den Anſichten ſeines erſten Miniſters, des Cardinals Wolſey, gefolgt, den perſönliches Intereſſe von einer Partei zur andern hinzog. Durch den Beſitz von Calais war es den Engländern ſehr leicht, in Frankreich, ſo oft ſie wollten, zu landen, doch gingen Heinrichs Eroberungen daſelbſt bald wieder verloren, und nur Calais blieb ihm noch. Die Kirchenverbeſſerung in Deutſchland erregte auch in England Aufſehen, und ungeachtet des ſtrengen Verbots wurden Luthers Schriften doch häufig daſelbſt geleſen. Heinrich VIII., nicht ohne gelehrte Kenntniſſe, beſon-

ders in der ſcholaſtiſchen Theologie unterrichtet, unternahm es, die Lehre der römiſchen Kirche von den ſieben Sacramenten in einer eigenen Schrift zu vertheidigen, welche Luther mit Heftigkeit widerlegte, Papſt Leo X. aber dadurch ehrte, daß er (1521) durch eine Bulle dem Könige den Beinamen Beſchützer des Glaubens gab, ein Titel, den die proteſtantiſchen engliſchen Könige noch jetzt führen. Das Anſehn des Papſtes und ſein Einfluß war in England bisher ſehr groß, und der Betrag der aus dieſem Lande jährlich nach Rom fließenden Geldſummen ſehr bedeutend geweſen. Alles dieſes fiel weg, als König Heinrich (1534) gänzlich mit dem römiſchen Stuhle brach, weil der Papſt, aus Furcht vor dem Kaiſer, in die Eheſcheidung zwiſchen Heinrich und ſeiner Gemahlin Catharina von Aragonien, einer Verwandten Carls V., zu willigen zögerte. Heinrich kündigte dem Papſte allen Gehorſam auf, zog nach und nach verſchiedene Klöſter und Abteien ein, erklärte ſich für das Oberhaupt der Kirche, behielt aber doch die Hauptlehren der römiſchen Kirche bei. Die Reformation fand indeſſen auch viele Anhänger, und dieſe Verſchiedenheit der Meinungen, ſo wie das Einziehen der Kirchengüter, veranlaßte mancherlei Unruhen. Heinrich ſuchte, wie ſein Vater ſchon gethan hatte, die königliche Gewalt zu vergrößern. Unter dieſem war der Anfang zu der engliſchen Seemacht durch Erbauung des erſten großen Kriegsſchiffes gemacht worden. Heinrich VIII. vermehrte ſie; aber um ſeine Flotte zu bemannen, mußte er fremde Seeleute von den Schiffen der Hanſeſtädte, beſonders Genueſer und Venetianer, welche damals die erfahrenſten Seeleute waren, in Sold nehmen. Er errichtete ein Admiralitätsamt, und wies für ſeine Marine ordentliche Beſoldungen an. Nach ſeinem Tode (1547) folgten ihm ſeine drei Kinder nach einander in der Regierung. Eduard, ein Prinz von ſanftem Charakter und ein großer Freund der Reformation. Unter ihm wurde die anglicaniſche (biſchöfliche) Kirche gegründet. Seine Halbſchweſter Maria (1553) handelte in einem ganz entgegengeſetzten Geiſte, und verband ſich, um einen auswärtigen ſichern Beiſtand zu haben, durch Heirath mit Philipp II. von Spanien. Dieſe Verbindung, welche für keinen der beiden Theile die gehofften großen Vortheile gewährte, in England aber viel Mißvergnügen verurſachte, hatte bloß die bedeutende Folge, daß England in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, in welchem es auch ſeine letzte Eroberung daſelbſt, Calais (1558), verlor. Maria ſtarb (1558) gehaßt wegen der Strenge und der häufigen Hinrichtungen, durch welche ſie die Reformation in England zu unterdrücken gedachte. Mit frohen Erwartungen des größten Theils der Nation ſtieg aus dem Kerker, in welchem ſelbſt ihr Leben nicht ſelten in Gefahr geweſen war, Eliſabeth auf den Thron, und erfüllte die Hoffnungen des Volks. Durch Feſtigkeit im Handeln und kluges Benutzen der Umſtände hob ſie den Staat zu einer bis dahin ungewöhnlichen Größe, und gründete ſeine nachherige Macht. Sie beſänftigte mit Klugheit die Parteien und führte die Reformation nach der noch jetzt beſtehenden biſchöflichen Einrichtung ein, welcher die Puritaner ihre Bemühungen vergeblich entgegenſetzten. Sie ermunterte den Kunſtfleiß der Nation, beförderte beſonders die Wollenmanufacturen, auch durch Aufnahme vieler vom feſten Lande wegen der Religion Vertriebenen, und begünſtigte den auswärtigen Handel. Um die Liebe der Nation zu gewinnen und die noch vorhandenen Mängel kennen zu lernen, reiſ'te ſie öfters im Lande umher. Dadurch, daß ſie die Reformirten in Frank-

reich und die Niederländer gegen Spanien unterſtützte, verſchaffte ſie ſich Anſehen im Auslande. Ihre Verhältniſſe mit Spanien nöthigten ſie, eine größere Seemacht, als ihre Vorgänger, zu unterhalten. Im J. 1603 beſtand ihre Flotte aus 42 Schiffen, die mit 8500 Seeleuten bemannt war. Die größten engliſchen Seeleute dieſer Zeit waren Franz Drake, der, zuerſt nach Magellan, die Reiſe um die Erde machte, und Walther Raleigh (auch als Geſchichtſchreiber und wegen ſeines ſpätern traurigen Schickſals bekannt), der die erſte engliſche Colonie in Nordamerika gründete. Philipp II., König von Spanien, den Eliſabeth auf mehr als eine Art gereizt hatte, rüſtete (1588) vergebens die große Flotte, welcher der Papſt zu voreilig den Namen der *unüberwindlichen* gegeben hatte, gegen ſie aus. Ohne eine förmliche Seeſchlacht wurde mehr als die Hälfte dieſer Flotte, durch Stürme und Angriffe auf einzelne Schiffe, vernichtet, und der Ruhm und das Anſehn der engliſchen Marine ſtieg dadurch deſto höher. Ein Flecken in Eliſabeths Regierung iſt die Hinrichtung der, nicht ganz ohne eigne Schuld, unglücklichen Königin Maria von Schottland. Mit Eliſabeth ſtarb (1603) die Reihe der Regenten aus dem Hauſe Tudor aus (ſ. d. Art. Eliſabeth). Jacob, König von Schottland, aus dem alten ſchottiſchen Hauſe der Stuarte abſtammend, Sohn der (1587) enthaupteten Königin Maria, war der einzige nahe Verwandte der Eliſabeth (ſeine Urgroßmutter Margaretha war eine Tochter Heinrichs VII. von England, des Großvaters der Eliſabeth), und wurde von ihr, kurz vor ihrem Tode, zur Thronfolge in England beſtimmt. Was in den vorhergehenden Zeiten durch blutige Kriege nicht hatte bewirkt werden können, daß Schottland den Königen von England unterworfen würde, das geſchah jetzt im entgegengeſetzten Falle auf die ruhigſte Art; England erhielt einen ſchottiſchen König zum Regenten. Jacob I. wurde ohne Widerſpruch als König von England anerkannt, aber nicht leicht hat ein Regent die Erwartungen, die man beim Antritt ſeiner Regierung haben konnte, ſo wenig erfüllt als er. Er verſtand es nicht, aus der Lage der politiſchen Umſtände, beſonders bei dem Friedensſchluſſe mit Spanien (1604), den Vortheil zu ziehen, den er hätte erlangen können. Mehr für den Catheder, als für den Thron geboren, beſchäftigte er ſich mit theologiſchen Streitigkeiten und mit Bücherſchreiben. Er war, wider den Willen ſeiner Mutter, in der proteſtantiſchen Religion nach den Grundſätzen der in Schottland herrſchenden presbyterianiſchen Kirche erzogen worden, aber als er König von England geworden war, änderte er ſeine Geſinnung, uud begünſtigte wie Eliſabeth die biſchöfliche Kirche, indem er die Presbyterianer (Puritaner) unterdrückte. Dieſes Benehmen, verbunden mit ſeinen Bemühungen, die königliche Gewalt, von welcher er eine zu hohe Meinung hatte, über die Schranken, in denen er ſie fand, auszudehnen, und die Freiheiten des Parlaments und der Nation als Anmaßungen zu erklären und zu vernichten, gaben den beiden, anfangs mehr religiöſen als politiſchen Parteien (Hof- und Landpartei) den Urſprung, welche in der Folge als *Tories* und *Whigs*, und ſpäter als *Corruption* und *Oppoſition*, England ſo oft getheilt haben, und jetzt noch theilen. Unter dieſen Umſtäuden geſchah faſt nichts zum Beſten des Landes ſelbſt, noch für die Erlangung auswärtiger Vortheile. Jacob I. konnte ſelbſt keine genauere Vereinigung ſeiner beiden Reiche, die bloß den Namen *Großbritannien* gemein hatten, ſo ſehr er es auch wünſchte, bewirken. England und

Schottland behielten fortwährend jedes ſeine eigene Verfaſſung und ſein eigenes Parlament. In dieſem unſichern Zuſtande hinterließ Jacob I. (1625) den Thron beider Reiche ſeinem Sohne Carl I. Dieſer, in den despotiſchen Grundſätzen des Vaters erzogen, ſelbſt von unbeugſamem Geiſte, und durch Günſtlinge irre geleitet, wollte die königliche Macht noch weiter ausdehnen, und die biſchöfliche Kirche allgemein machen; beides mißlang und bereitete ſeinen Fall vor. Die ganz unnöthigen und nachtheiligen Kriege mit Spanien und Frankreich — der letzte wurde (1629) durch einen Frieden geendigt, in welchem England, das bisher allein im Beſitz von Nordamerika geweſen war, Canada an Frankreich abtrat — vermehrten den Unwillen der Nation gegen ihn. Das Parlament widerſetzte ſich ſtandhaft dem Willen den Königs, eigenmächtig Steuern aufzulegen, und er ſahe ſich endlich (1641) durch die Umſtände genöthigt, dem königlichen Rechte , das Parlament aufzuheben, zu entſagen. Dieſer fehlerhafte Schritt brachte ihn ſeinem Verderben näher. In dieſem Parlamente hatte ſich Oliver Cromwell, einer der Mißvergnügten, ausgezeichnet. Bald ſtand er an der Spitze der Armee, die das Parlament den Truppen des Königs entgegenſtellte. Carl, überall im Felde geſchlagen, von den von ihm früher gereizten Schotten, zu denen er im Unglück ſeine Zuflucht nahm, für die Summe von 400,000 Pf. Sterling dem Parlamente ausgeliefert, wurde durch ein Blutgericht, das eine Partei in der Armee, die Independenten, Cromwelln an ihrer Spitze, mit Ungeſtüm verlangte, zum Tode verurtheilt, und am 30ſten Januar 1649 öffentlich hingerichtet. Dieſes bis dahin ganz beiſpielloſe Verfahren erregte im Auslande auch nicht die geringſte politiſche Bewegung, ſondern bloß eine literariſche Fehde, beſonders von Seiten einiger niederländiſchen und franzöſiſchen Schriftſteller, denen der bekannte Dichter Milton, Cromwells geheimer Secretär, antwortete. Nach Carls Tode führte das Parlament die Regierung in England, doch war es Cromwell, der insgeheim alles leitete. Carl II., des hingerichteten Königs Sohn, war, von den Schotten unterſtützt, in England eingedrungen, aber, von Cromwell (1651) bei Worceſter gänzlich geſchlagen, mußte er ſich durch kümmerliche Flucht ins Ausland retten. Cromwell richtete bald nachher das Parlament ganz nach ſeiner Willkür ein, und übernahm die von der Armee ihm übertragene Regierung. Unter dem beſcheidenen Titel eines Protectors regierte er mit unumſchränkter königlicher Gewalt. Im Auslande gefürchtet, hob er England, beſonders deſſen Seemacht, auf eine hohe Stufe des Anſehens. Einen zweijährigen Krieg zur See mit den vereinigten Niederländern, der ſich durch die Menge der gelieferten Schlachten und den großen Verluſt niederländiſcher Kauffahrteiſchiffe auszeichnete, endigte er (1654) durch einen vortheilhaften Frieden, in welchem die vereinigten Staaten die Herrſchaft der Engländer zur See öffentlich anerkennen mußten. Durch einen eben ſo glücklichen Krieg entriß er Spanien die Inſel Jamaica, und erwarb für England Dünkirchen und Mardyk. Cromwell ſtarb 1658 im höchſten Glanze ſeines Anſehens. Sein Sohn Richard Cromwell wurde zwar zum Protector ernannt, aber ſeine Abneigung gegen dieſe Würde, und die Menge der Parteien, die ſich erhoben, bewogen ihn, die Regierung bald niederzulegen, und ſich in das Privatleben zurückzuziehen. Es entſtand nun abermals ein republikaniſcher, oder eigentlich anarchiſcher Zuſtand der Dinge, der ſich damit endigte, daß die königliche Partei, von der Armee

unter dem General Monk unterſtützt, Carln II. zurückrufte, der auch am 29ſten Mai 1660 den väterlichen Thron wieder beſtieg. Carl II. that ſehr bald alles das, was ſeinem Vater das Leben gekoſtet hatte, und ſelbſt noch mehr, ganz ungehindert. Man hatte ihm gleich anfangs ſo viel Einkünfte ausgeſetzt, daß er in dieſer Rückſicht unabhängig von der Nation war; aber ſein Hang zur Verſchwendung verleitete ihn, Dünkirchen und Masdyk, zum großen Nachtheile für England in der Folge, an Frankreich zu verkaufen. Ein ohne hinlänglichen Grund mit den Holländern angefangner Krieg, in deſſem Lauf der kühne Admiral Ruyter die engliſchen Kriegsſchiffe auf der Themse bei Chatam verbrannte, wurde durch den Frieden zu Breda (1667) mehr zum Vortheil der Holländer geendigt. Ein zweiter Krieg mit eben dieſer Nation, der für den Handel der Engländer ſehr nachtheilig war, wurde durch den Frieden zu Weſtminſter (1674) geendigt. Bei der immer mehr zunehmenden Willkür des Königs konnte es nicht an Mißvergnügten fehlen; die ſchon unter Jacob I. entſtandenen Parteien erwachten wieder, und wurden jetzt Tories und Whigs genannt. Den Abſichten des Königs, die catholiſche Religion, zu welcher ſein Bruder Jacob ſich öffentlich bekannte, wieder einzuführen, ſetzte das Parlament (1673) die Teſtacte, durch welche die Catholiken von allen öffentlichen Ämtern ausgeſchloſſen wurden, entgegen, ſo wie den willkürlichen Arreſtationen die Habeas Corpus-Acte, oder einen Beſchluß, der das Verfahren gegen die Gefangenen genau vorſchreibt. Carl handelte größtentheils nach Frankreichs Abſichten: in den letzten vier Jahren ſeines Lebens regierte er ganz unumſchränkt und ohne Parlament. Die engliſche Seemacht, die unter ihm auf 83 Schiffe, und darunter 58 Linienſchiffe vermehrt worden war, kam in den letzten Jahren wieder in Verfall. Jacob II., der ſeinem Bruder (1636) auf dem Throne folgte, und ein trefflicher Seemann war, — von ihm rührt die Erfindung her, die Manövers einer Flotte durch Signale zu commandiren — gab ihr den vorigen Glanz wieder, und vermehrte ſie binnen drei Jahren auf 173 Schiffe. Weniger weiſe und für ihn ſelbſt am nachtheiligſten, waren die übrigen Handlungen Jacobs II. als Regent. Er wollte mit Gewalt die königliche Macht unumſchränkt machen und die catholiſche Religion wieder einführen; aber er fand mächtigen Widerſtand. Die Partei der Whigs rufte des Königs Schwiegerſohn, Wilhelm von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, zu Hülfe. Dieſer, von den Niederländern unterſtützt, landete (im November 1688) in England, und ohne daß ein Tropfen Blut bei dieſer Revolution (wie die engliſchen Geſchichtſchreiber dieſe Begebenheit nennen) vergoſſen wurde, floh Jacob II. mit ſeiner Familie nach Frankreich. Wilhelm III. wurde nun, nebſt ſeiner Gemahlin Maria, zum König von England ernannt, doch unter der Bedingung gewiſſer, durch die Bill of Rights (Erklärung der Rechte des Volks) beſtimmten Einſchränkungen der königlichen Gewalt. Durch dieſe Regierungsveränderung wurde die alte Verfaſſung Englands, die bisher ſo oft erſchüttert worden war, wieder hergeſtellt, und die Staatsverwaltung erhielt eine dem Wohl des Landes angemeßnere Form. Eine Folge davon war, daß England ſeit dieſer Zeit ein weit größeres Anſehen, als vorher, unter den europäiſchen Staaten erhielt. Wilhelm blieb auch als König fortwährend Statthalter der vereinigten Niederlande, wodurch die nähere Verbindung beider Länder entſtand, die, zum

größern Vortheile Englands, bis in die neuern Zeiten fortgedauert hat. Unter Wilhelm erhielten die bis dahin immer gedrückten Presbyterianer (Puritaner) völlige Gewiſſensfreiheit, die Preßfreiheit wurde feſtgeſetzt, und (1694) zu London die **Bank von England** — dieſes Meiſterſtück der Finanzwiſſenſchaft, und das einzige Inſtitut in England, deſſen Inneres vor den Augen des Publicums verborgen iſt — mit einem Fond von 1,200,000 Pf. Sterling errichtet. Damals wurde durch ein von der Bank an die Regierung gemachtes Darlehn von 900,000 Pfund der Anfang der fundirten engliſchen Nationalſchuld gemacht. In dem 1689 begonnenen Kriege mit Frankreich, der durch den Frieden zu Ryswick (den 20. September 1696) geendigt wurde, erlitt die franzöſiſche Flotte bei la Hogue (1692) eine große Niederlage, und ſeitdem erhielt England eine entſchiedene übermacht zur See. Die engliſche Flotte beſtand bei König Wilhelms Tode (1702) aus 225 Schiffen. Da Wilhelm keine Kinder hinterließ, ſo wurde die Schweſter ſeiner vor ihm verſtorbenen Gemahlin, Anna, Jacobs II. zweite Tochter, Königin. Die Regierung dieſer obwohl am Geiſte ſchwachen Königin gehörte unter die glänzendſten Perioden der engliſchen Geſchichte. Der ſchon von Wilhelm durch die Verbindung mit Öſterreich eingeleitete Krieg gegen Frankreich wegen der Thronfolge in Spanien (ſpaniſcher Succeſſionskrieg) wurde am 15ten Mai 1702 erklärt, und theils zu Lande unter Marlborough — der mit großen Feldherrntalenten eine ungemeſſene Herrſch- und Habſucht verband — theils zur See, mit vielem Glück geführt. Gibraltar wurde (1705) erobert, und die ſpaniſche Seemacht im Laufe dieſes Kriegs größtentheils vernichtet. Während dieſes Kriegs wurde die längſt gewünſchte, von verſchiedenen der vorhergehenden Könige vergebens verſuchte Vereinigung Englands und Schottlands in Ein Königreich, unter dem Namen Großbritannien, (1707) zu Stande gebracht. Beide Nationen erhielten dadurch gleiche Rechte und Freiheiten, und aus beiden ward, mit Aufhebung des bisherigen ſchottiſchen, ein gemeinſchaftliches Parlament errichtet. Bald nachher wurde die Thronfolge in England, da Anna ihre Kinder alle verloren hatte, mit Ausſchließung der mit der Familie der Stuarte näher verwandten catholiſchen Häuſer Savoyen und Orleans, durch eine Parlamentsacte (1708) der verwittweten Churfürſtin von Hannover, Sophie, Enkeltochter Jacobs I. und ihren Nachkommen zugeſichert. Der Friede zu Utrecht (1713), das Werk der Königin Anna oder vielmehr der ſie regierenden Partei, endete den von England mit Glück geführten Krieg wegen der Erbfolge in Spanien. In dieſem Frieden erhielt England von Frankreich verſchiedene Beſitzungen in Nordamerika, von Spanien Gibraltar und Minorka, auch beträchtliche Handelsvortheile durch den Aſſientotractat. Unter den verſchiedenen Urſachen, welche England zu dieſem, von Vielen getadelten, Friedensſchluß bewogen, war der außerordentliche Aufwand, den der Krieg, beſonders durch die an andere Mächte bezahlten Subſidien, verurſachte, keine der unerheblichſten. Englands Nationalſchuld war durch denſelben faſt um 50 Millionen Pf. Sterling vermehrt worden. Aber England nahm auch nun den entſcheidenden Ton an, den es in allen wichtigen Welthändeln bis auf die neueſten Zeiten geführt hat. Die tiefe Ruhe, welche dieſer Friede eine Zeit lang für ganz Europa hervorbrachte, hatte auch für England wohlthätige Folgen. Die Induſtrie wurde wieder geweckt, und alle Künſte des Friedens befördert. Die Sittenlehre

und ſchöne Literatur wurde von verſchiedenen vortrefflichen Köpfen mit glücklichem Erfolge bearbeitet. Anna ſtarb den 12. Auguſt 1714. Dem Parlamentsſchluſſe gemäß beſtieg Georg Ludwig, Churfürſt von Hannover, Sohn der vorerwähnten Enkelin Jacobs I., unter dem Namen George I. ſogleich den engliſchen Thron. Dieſe Regierungsveränderung brachte auch einen Wechſel der Parteien hervor; die Whigs traten auf die Seite des Hofs und behielten die Oberhand; gegen die Tories, die Anhänger der Familie Stuart, wurden ſtrenge Maßregeln ergriffen. Beide Parteien dauern, unter veränderten Namen, Corruption (Miniſterialpartei) und Oppoſition, noch jetzt fort. Unter Georg's I. kluger und glücklicher Regierung gewann England an Macht und Anſehen; innere Unruhen wurden bald gedämpft, auswärtige Kriege, die der König ſcheuete, verhinderte ſein in Unterhandlungen großes und äußerſt thätiges Talent durch mächtige Allianzen, und ſein friedlich geſinnter erſter Miniſter, Robert Walpole, unterſtützte ihn dabei. Nicht ungegründet ſcheint indeſſen die Behauptung zu ſeyn, daß die dreizehn friedlichen Jahre ſeiner Regierung wohl die Mittel hätten verſchaffen können, die damalige Nationalſchuld, wo nicht ganz abzutragen, doch wenigſtens ſehr zu vermindern. Aber es geſchah in dieſer Rückſicht nicht ſo viel, als hätte gethan werden können, und die durch Georg's Antheil an den auswärtigen Begebenheiten veranlaßten Ausrüſtungen der Flotte und Subſidientractate galten für einen zureichenden Grund, die Schuld nicht ganz zu tilgen. Georg I. ſtarb den 22. Juni 1727 zu Osnabrück. Sein Sohn und Nachfolger Georg II. ſetzte alle Verbindungen ſeines Vaters und deſſen Entwürfe, das Gleichgewicht in Europa zu erhalten, fort. Das friedliche Syſtem des noch immer an der Spitze des Miniſteriums ſtehenden Walpole wurde (1739) durch einen Handelskrieg mit Spanien geſtört, den die Nation laut verlangte. Ungeachtet der weit überlegenen Streitkräfte Englands wurde dieſer Seekrieg in Amerika nicht mit dem Vortheil geführt, den man erwarten konnte. Bald nachher mußte England an dem öſterreichiſchen Succeſſionskriege (1740), als Garant der von Carl VI. errichteten pragmatiſchen Sanction, Antheil nehmen. Anfangs unterſtützte England ſeinen Bundesgenoſſen, Öſterreich (die Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Thereſia), nur insgeheim und durch Subſidien, aber ſeit dem Frieden zu Breslau (1742) und nachdem der friedfertige Walpole, als ein Opfer der Parteiſucht, ſeine ſo lange behauptete Stelle eines erſten Miniſters dem Lord Carteret, einem feurigen Manne und heftigen Gegner Frankreichs, hatte überlaſſen müſſen, erklärte ſich England öffentlich gegen Frankreich und deſſen Alliirte. Es wurde in Deutſchland eine Armee (die pragmatiſche genannt) zuſammengezogen, an deren Spitze Georg II. ſelbſt bei Dettingen (den 27ſten Juni 1743) focht, und das Schlachtfeld gegen die Franzoſen behauptete. Die überlegne engliſche Flotte ſchlug die franzöſiſche (den 22ſten Februar 1744) bei Toulon und behielt nachher die Oberhand zur See. Während dieſes Kriegs machte der Prinz Eduard, Sohn des Prätendenten und Enkel des vertriebenen Jacobs II., durch Frankreichs Unterſtützung zweimal einen Verſuch, in Schotland zu landen. Der erſte Verſuch wurde ſogleich vereitelt; beſſer gelang der zweite (1745) bis zum Treffen bei Culloden (den 27ſten April 1746), wo Eduard gänzlich geſchlagen und zur Flucht genöthigt wurde. Dieſes Unternehmen bewirkte, daß die Engländer auf dem feſten Lande nicht viel unter-

nehmen konnten, weil ſie ihre Truppen nach England zurückrufen mußten. Der Friede zu Aachen (den 18ten October 1748) endigte dieſen Krieg. England erhielt, ungeachtet ſeiner Siege und ſeiner Überlegenheit, außer dem Verſprechen von Frankreich, den Prätendenten nicht weiter zu unterſtützen und die Thronfolge des Hauſes Hannover in England aufs neue zu garantiren, bloß einige Handelsvortheile, die gegen die große Schuldenlaſt, welche die Kriegsrüſtungen und die an Öſterreich, Sardinien, Dänemark, Sachſen und andere deutſche Fürſten bezahlten ſtarken Subſidien verurſacht hatten, in gar keine Betrachtung kamen. Die ſeit dem J. 1739 mit Spanien entſtandenen Streitigkeiten wurden 1750 durch einen Tractat beigelegt, in welchem England den Aſſientotractat — die eigentliche Veranlaſſung derſelben — gegen eine Geldentſchädigung aufgab. Noch vor dem Anfange jener Kriegsperiode (1740—1744) hatte Anſon ſeine Reiſe um die Welt vollbracht, und für Handlung und Schifffahrt nützliche Entdeckungen gemacht. Bei der Ausſicht auf einen langen Frieden, die jedoch bald wieder verſchwand, war man ernſtlich darauf bedacht, die bereits auf mehr als 75 Mill. Pf. Sterling angewachſene Nationalſchuld wenigſtens in Anſehung der Intereſſen zu vermindern, und ſetzte die Intereſſen vieler Capitalien auf 3 pCt. herab. Dies ſind die ſogenannten conſolidirten oder drei Procent Stock. Von den an den Zinſen erſparten 800,000 Pf. St. und einigen andern Zuflüſſen wurde ein zur allmähligen Bezahlung der Schuld ſelbſt beſtimmter Fond (sinking Fond) errichtet, welcher aber oft zu anderm Gebrauche verwendet worden iſt. Grenzſtreitigkeiten in Nordamerika, welche durch die vorhergehenden Tractate nicht beſeitigt worden waren, veranlaßten (1754) zwiſchen England und Frankreich einen neuen Krieg, der ſich in der Folge auch auf das feſte Land verbreitete, wo er unter dem Namen des ſiebenjährigen bekannt geworden iſt. England, deſſen Angelegenheiten von 1758 — 1761 der große Pitt (Lord Chatam) leitete, war in dieſem Kriege überaus glücklich, entriß den Franzoſen, deren Seemacht ungleich ſchwächer war, viele ihrer auswärtigen Beſitzungen, und machte in Oſtindien (unter Clive) große Eroberungen. König Georg II. war im Laufe dieſes Krieges (1760) geſtorben, und hatte ſeinen Enkel Georg III. zum Nachfolger. Unter ihm wurde der Krieg, zu welchem ſeit 1762 auch noch ein Krieg mit Spanien gekommen war, durch den Frieden zu Paris (im Februar 1763) geendiget: England behielt einen großen Theil der in beiden Indien gemachten Eroberungen. Noch nie hatte England einen ſo glücklichen Krieg geführt, deßwegen entſtand auch über die am Ende deſſelben bis auf 143 Millionen Pf. St. angewachſene Nationalſchuld kein Murren. Die Zahl der ſämmtlichen engliſchen Kriegsfahrzeuge rechnete man auf 374. Die Beſatzung derſelben auf 100,000 Mann, und das Geſchütz über 14,000 Canonen. — Unruhen im Innern von England, welche durch Streitigkeiten über Preßfreiheit veranlaßt wurden, häufige Veränderungen der Miniſter, Cooks Entdeckungsreiſen, und die mit abwechſelndem Glück geführten Kriege in Oſtindien ſind die Begebenheiten des nächſten zehnjährigen Zeitraums. Wichtiger war der Anfang des Streits mit den Colonien in Nordamerika (1774), welche die Miniſter unterwürfiger und für England einträglicher als bisher zu machen ſuchten, aber dieſen Zweck durch unkluge und ſchwankende Maßregeln zu erreichen glaubten. Dieſer Streit brach 1775 in einen offenen Krieg aus, an welchem Frank-

reich (1778) und ſpäter auch Spanien Antheil nahm. England, für deſſen Gegner ſich die nordiſchen Mächte durch die bewaffnete Neutralität (1780) erklärt hatten, griff auch noch die vereinigten Niederlande feindlich an. Die einleuchtende Unmöglichkeit, die nordamerikaniſchen Colonien zu bezwingen, machte, daß man in England laut den Frieden foderte. Er wurde 1783 zu Verſailles geſchloſſen. Der wichtigſte Artikel deſſelben war, daß England die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten nordamerikaniſchen Provinzen anerkannte. Wenn es auch wahr ſeyn mag, daß England durch dieſe Trennung ſeiner Colonien keinen ſehr bedeutenden Verluſt erlitten, weil es nun nicht mehr die großen Koſten zu ihrer Vertheidigung, wie vorher, aufwenden darf, und ſein Handel in gewiſſer Rückſicht dabei gewinnt: ſo iſt es doch auch eben ſo wahr, daß dieſer neue Freiſtaat in kurzer Zeit ſich ſo gehoben hat, daß er die Abſicht, künftig als Nebenbuhler der engliſchen Oberherrſchaft zur See aufzutreten, deutlich zeigt. Nach dieſem Kriege, der die Nationalſchuld bis auf 240 Millionen Pf. St. gebracht hatte, genoß England einer zehnjährigen Ruhe von außen. Aber am 1ſten Februar 1793 kündigte der Nationalconvent des republikaniſchen Frankreichs England den Krieg an, zu welchem dieſes ſich ſchon vorbereitet hatte. Englands Anſtrengungen waren außerordentlich: Es wurden anſehnliche Truppenmaſſen auf das feſte Land geſchickt oder daſelbſt in Sold genommen; die engliſche Seemacht verbreitete ſich über den ganzen Ocean und wirkte in beiden Indien, im Canal, und im mittelländiſchen Meere; man zahlte Subſidien an Sardinien, Preußen, Heſſen-Caſſel, Öſterreich, Portugal, Rußland und die franzöſiſchen Emigranten; und man verſtärkte dieſe Anſtrengungen, als ſpäter die Holländer und Spanier auf die Seite der Franzoſen traten. Die Reſultate des Landkrieges waren für die Coalition meiſt unglücklich; dagegen gewährte der Seekrieg den Britten allenthalben Gewinn. Die Eroberung von Toulon und Corſica in dem erſten Feldzuge (1793) gab ihren Waffen einen neuen Glanz, nur daß weder das eine, noch das andere behauptet werden konnte. Dagegen wurden von ihnen nach und nach die meiſten franzöſiſchen und holländiſchen Beſitzungen in beiden Indien und in Afrika weggenommen. Howe's Sieg über die breſter Flotte (1. Juni 1794), dann die Niederlage der ſpaniſchen Flotte bei dem Vorgebirge St. Vincent (14. Febr. 1797) und der holländiſchen bei Egmont (11. Octbr. 1797) ſetzten die Britten in den Beſitz der Seeherrſchaft. Die feindlichen Küſten und Häfen wurden von ihnen blokirt, der feindliche Seehandel allenthalben zerſtört, die franzöſiſche Seemacht äußerſt geſchwächt und die holländiſche Flotte ſogar nach England abgeführt (1799), nachdem zuvor noch durch den glänzenden Sieg bei Abukir (8. Auguſt 1798) die Unternehmung auf Ägypten gelähmt und der Grund zu einer neuen Coalition gelegt worden. Zu gleicher Zeit erhielt Englands Macht in Oſtindien einen ungeheuern Zuwachs. Die Britten überwältigten ihren mächtigſten Widerſacher daſelbſt, Tippo Saib, eroberten ſeine Hauptſtadt Seringapatnam, erbeuteten unermeßliche Schätze, und vereinigten den größten Theil des Königreichs Myſore mit ihren Beſitzungen. Unterdeß hatten ſie durch die Gewaltthätigkeiten, die ſie ſich gegen die Schifffahrt der Neutralen erlaubten und durch ihre Eingriffe in das Seerecht der Völker das allgemeinſte Mißvergnügen erregt. Eine Folge davon war die Nordiſche Coalition, in der Rußland, Dänemark, Schweden und

Preußen zuſammentraten (1800—1801), um die Rechte der Neutralen mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Die engliſche Regierung ergriff dagegen feindliche Maßregeln. Aber dieſer Zwiſt endigte ſchnell. Das Haupt des nordiſchen Bundes, Kaiſer Paul, ſtarb (23. März 1801) und Dänemark ward durch die Schlacht von Copenhagen gezwungen (2. April), wieder eine friedliche Haltung anzunehmen. So löſ'te ſich die Coalition auf; man verglich ſich gegenſeitig, ohne den Hauptpunkt des Streites zu erledigen und die Preußen räumten das von ihnen beſetzte Hannover wieder. Mittlerweile hatte ſich Frankreich, ſeine Siege benutzend, mit allen ſeinen Feinden auf dem Continent verſöhnt; nur England ſtand ihm trotzig entgegen. Aber die Stimme, welche den Frieden foderte, war ſo laut und dringend, daß die Regierung ſich endlich entſchloß, nachzugeben. Die Staatsſchuld war auf 451 Millionen Pf. St. geſtiegen. Theurung und Abgaben brachten das Volk zur Verzweiflung. Der Zweck des Krieges, die Wiederherſtellung der Bourbons, erſchien als Unmöglichkeit. So bequemte man ſich zu dem Vertrage von Amiens (25. März 1802), der nach ſolchen Anſtrengungen und nach ſolcher Überlegenheit im Kriege nur geringe Vortheile gewährte. Der ganze Gewinn beſtand in der Inſel Trinidad, im holländiſchen Antheil von Ceylon und in dem freien Einlaufen in den Hafen des Caps. Dieſer Vertrag war ein Werk des neuen Miniſteriums, an deſſen Spitze Addington ſtand. Daſſelbe konnte aber den friedlichen Sinn, den es dadurch bewährt hatte, nicht lange behaupten. Die Nation war mit den Friedensbedingungen unzufrieden und Napoleon reizte den brittiſchen Stolz durch neue Anmaßungen. So kam es abermals zum Kriege (18. Mai 1803). Die Franzoſen nahmen Hannover in Beſitz, gaben ihrem Sperrſyſtem gegen England die größte Ausdehnung, ſchloſſen Bundesverträge mit Holland, der italieniſchen Republik und ſpäter mit Spanien, und drohten mit einer Landung auf England. Pitt, der wieder ins Miniſterium getreten war, zerſtreute die Gefahr der letztern, indem er einen neuen Krieg auf dem feſten Lande erregte (1805). Leider führte derſelbe Napoleon nur zu neuen Siegen und Eroberungen. Dagegen behaupteten die Britten auf allen Meeren die Herrſchaft, und die Schlacht bei Trafalgar (21. Oct. 1806), in der jedoch Nelſon fiel, krönte ihren Ruhm. Dem bewunderten Helden folgte Pitt bald im Tode nach (23. Januar 1806). Das neue Miniſterium — Grenville, Addington, Fox — war ſehr geneigt für den Frieden, aber nach den Eroberungen, die Napoleon in dem preußiſch-ruſſiſchen Kriege gemacht hatte, konnte man ſich nicht mit ihm verſöhnen, ohne ſeine Herrſchaft über den Continent anzuerkennen. Man richtete daher alles Beſtreben darauf, die erworbene Macht zur See zu behaupten und noch zu erweitern. Dadurch erregte man allgemeines Mißvergnügen; das Bombardement von Copenhagen und die Hinwegführung der däniſchen Kriegsflotte (Sept. 1807) empörte die ganze Zeitgenoſſenſchaft; die Feinde Englands mehrten ſich, ſelbſt Rußland brach alle ſeine Verbindungen ab. Dennoch wurde die von den Kaiſern von Rußland und Frankreich von Erfurt aus an den König erlaßne Einladung zum Frieden verworfen und der Krieg mit erneuerter Thätigkeit fortgeſetzt. Eine nach Portugal geſandte engliſche Armee nöthigte den franzöſiſchen General Junot und die im Tajo liegende ruſſiſche Flotte zur Capitulation (30. Aug. und 3. Sept. 1808). Die Spanier, die gegen Frankreich aufgeſtanden waren, wurden mit

Geld, Munition und Truppen unterſtützt, Cayenne, Martinique, St. Domingo und die ioniſchen Inſeln bis auf Corfu und St. Maur wurden erobert, und eine Expedition gegen Seeland und Flandern unternommen, die aber mißlang (1809); wogegen im folgenden Jahre Guadeloupe, St. Martin, St. Euſtach, Amboina, Bourbon und Isle de France ſich unter die Macht der brittiſchen Waffen beugten. Bald nachher machte die wiederkehrende Gemüthskrankheit des Königs eine Regentſchaft nothwendig, welche das Parlament dem Prinzen von Wales übertrug. — Für den von der engliſchen Regierung nie aus dem Auge verlornen Geſichtspunkt, daß mit Frankreich nicht Friede gemacht werden könne, es trete denn in ſeine alten Gränzen zurück und huldige wieder ſeiner alten Dynaſtie, eröffnete der Feldzug von 1812 neue Hoffnungen. Bald war England die Seele der Coalition, die ſich auf dem Continent bildete; überall hin ergoß es ſeine Goldſtröme. Mit anſehnlicher Macht drückte es auf die ſinkende Sache der Franzoſen in Spanien. Ein neuer Krieg mit den nordamerikaniſchen Staaten, der aber bald beigelegt wurde, hinderte es nicht, alle ſeine Kräfte auf die europäiſchen Angelegenheiten zu verwenden. Die glänzendſten Erfolge krönten ſo große Anſtrengungen. Indem die Verbündeten in Paris einrückten, zog Wellington, nachdem er Spanien von den Franzoſen befreit, an der Spitze der vereinigten engliſch-ſpaniſch-portugieſiſchen Macht über die Pyrenäen und drang unaufhaltſam bis Bordeaux und Toulouſe vor. Es erfolgten die Entthronung Napoleons, die Wiederherſtellung der Bourbons und die Anordnung eines auf die Grundlagen des Rechts gebauten allgemeinen Staatenſyſtems, und der höchſte Ruhm, den dieſe großen Reſultate gewährten, ward der engliſchen Regierung durch ihre unerſchütterliche Standhaftigkeit und durch ihre unſäglichen Anſtrengungen zu Theil. Sie gab im Frieden alle ihre Eroberungen an Frankreich zurück, mit Ausnahme von Tabago, St. Lucie und Isle de France. Da ſie aber zugleich von den holländiſchen Eroberungen das Vorgebirge der guten Hoffnung, Demerary, Eſſequebo und Berbice, ſo wie Helgoland und Malta behielt und die Protection über die ioniſchen Inſeln überkam, ſo war der Gewinn in Hinſicht auf Landbeſitz und politiſches Gewicht ſehr bedeutend, zumal da zu derſelben Zeit ſich ihr oſtindiſches Reich auch noch durch die Eroberung der Beſitzungen des Königs von Candy erweiterte, ſo daß nun ganz Ceylon unter ihrer Botmäßigkeit ſteht. Auch Hannover erhielt beträchtliche Erweiterungen und mit ihnen die Benennung eines Königreichs. Buonaparte's Rückkehr änderte nichts an dieſem mannichfaltigen Erwerb. Die brittiſchen Waffen erwarben neuen Ruhm in der Schlacht bei Belle Alliance, in deren Folge endlich Buonaparte ſich den Händen der Engländer überlieferte. So endigte dieſer Staat einen zwanzigjährigen Krieg, den er kräftiger und ſiegreicher als irgend einen zuvor geführt, indem er die Herrſchaft der Meere erworben, die Flotten aller ſeiner Feinde vernichtet und ſeine eigne Seemacht zu einer nie gekannten Höhe gebracht hat. Zwar iſt die Nationalſchuld dabei ebenfalls ungeheuer geſtiegen und manche unvermeidlichen Übel zeigten ſich im Gefolge eines ſo unerhörten Kampfs, indeß verſpricht der Friede für beides Minderung, und immer wird die Regierungsgeſchichte Georgs III. eine der glänzendſten Perioden in Großbritanniens Geſchichte ausmachen. — Wir ſchließen mit der Statiſtik Großbritanniens. Das brittiſche Reich enthält überhaupt 106,974

Q. M. mit einer Volksmenge von 61,612,000 Menſchen; davon kommen auf Europa 5443 Q. M. mit 17,224,000 Menſchen, auf die außereuropäiſchen Beſitzungen 101,552 Q. M. mit 44,388,000 Menſchen. Die Engländer ſind ein Gemiſch von Britten, Sachſen, Dänen und Franzoſen aus der Normandie. Das ſchottiſche Hochland wird von Abkömmlingen der alten Galen, der älteſten Urbewohner Britanniens, bewohnt. Noch haben ſie ihre alten Sitten bewahrt, und ihre Sprache, in der Oſſian ſang. Ihre mehr mit Engländern vermiſchten Brüder im Niederlande reden Engliſch. In Wales leben die Urenkel der von den Sachſen aus England verdrängten Britten. Die engliſche Nation iſt eigentlich in drei Stände getheilt, in den hohen und den niedern Adel, und die Gemeinen, aber die engliſchen Geſetze erkennen nur zwei Stände, den Adel, unter welchem bloß der hohe Adel (Nobility) verſtanden wird, und die Gemeinen, zu welchen auch der niedere Adel gehört. Die verſchiedenen Stufen und Titel des hohen Adels ſind: Herzog, Marquis, Graf (Earl), Viscount (Vicomte) und Baron. Alle dieſe werden Lords, d. i. Herren, genannt, und ſind Pairs des Reichs. Der Titel erbt auf den älteſten Sohn fort, dieſem wird, bei Lebzeiten des Vaters, der zweite Titel deſſelben, den nachfolgenden Söhnen aber werden geringere Titel gegeben. Daher iſt der jüngere Sohn oder Bruder eines Lords, nur Esquire. In Schottland ſind die nämlichen Stufen des Adels wie in England. Zu den Pairs gehören die Prinzen vom Geblüte, denen der König gewöhnlich die Titel gewiſſer Herzogthümer und Grafſchaften gibt. Durch Adelsbriefe kann der König ſo viel neue Lords ernennen, als ihm gefällt. Nicht erblichen Adel haben die hohen Reichswürden und die Biſchöfe. Außer dieſem Adel gibt es noch einen niedern, uneigentlich ſogenannten (Gentry), ohne Adelsbriefe, Stammbäume und Vorrechte. Alle Beſitzer einigermaßen bedeutender Ländereien laſſen ſich Esquires nennen, und ſind, ungeachtet die Verfaſſung von einem Adel ihres Bluts nichts weiß, doch auf deſſen Reinheit ſo eiferſüchtig, daß ſie ſich ſelten mit Leuten anderer Volksclaſſen verheirathen. In Schottland heißen ſie Lairds. Außer ihnen gehören aber zur Gentry und heißen Gentlemen die reichern Kaufleute, alle Gelehrte, alle jüngern Söhne der Lords und überhaupt alle wohlhabende Menſchen und die kein Handwerk treiben. Eine Mittelſtufe zwiſchen der Gentry und Nobility bilden die Ritter (Knights) und Baronets. Dies ſind Titel, die vom König durch Briefe ertheilt, durchaus keine andern Vorrechte gewähren, als perſönliche Auszeichnung und Ehre. Das eigentliche Volk bilden, außer den Bürgern in den Städten, die Bauern. Da die meiſten Ländereien in den Händen großer Eigenthümer ſind, ſo ſind die Bauern meiſtentheils nur Pächter derſelben, und werden daher alle ohne Ausnahme ſo genannt (Farmers): dagegen wiſſen ſie nichts von Zinſen, Frohnen u. drgl., ſondern genießen volle perſönliche Freiheit. Doch gibt es noch eine Mittelclaſſe, Leute, die ihre Landgüter mit dem völligen Eigenthume beſitzen (Freeholders, Yeomen), oder die ihre Güter nach Lehn= oder Erbzinsrecht beſitzen (Copyholders). Die Grundlagen der brittiſchen Staatsverfaſſung ſind wenige, und oft nur zu unbeſtimmte Reichsgrundgeſetze. Dahin gehören: 1. der alte Freiheitsbrief von Heinrich I. (Charta libertatum, Charter); — Heinrich gab dadurch den Engländern die ihnen von ſeinem Vater, Wilhelm dem Eroberer, ge=

nommenen Freiheiten wieder; ſeine Nachfolger, Stephan und Heinrich II., fügten noch einige wenig bedeutende Freiheiten hinzu. 2. Die magna Charta (the great Charter), dem König Johann 1215 von der Nation abgezwungen. Dieſer Freiheitsbrief iſt immer als das vorzüglichſte Grundgeſetz angeſehen und von verſchiedenen Königen bekräftigt und erweitert worden. 3. Die Petition of rights, (Bitte um Recht), ein Parlamentsſchluß, worin von Carl I. 1628 die Abſtellung verſchiedener Beſchwerden verlangt wurde, die dieſer, wiewohl ſehr ungern, zugeſtehen mußte. Dieſer Parlamentsſchluß wird als eine wichtige Urkunde der engliſchen Freiheit angeſehen. Eine Folge jenes Parlamentsſchluſſes war die Habeas-Corpus-Bill oder Acte, (von den Anfangsworten ſo genannt,) nach welcher jeder, der ohne Anzeige einer Urſache arretirt worden, ſogleich entweder losgelaſſen oder vor Gericht geſtellt und verhört werden muß. 4. Die Declaration of rights, gleichſam die Capitulation, welche Wilhelm III. 1689 annehmen mußte, um die Krone zu erhalten. 5. Die Succeſſionsacten von 1701 und 1705. 6. Die Unionsacte von Schottland von 1707. 7. Die von Irland von 1801. Die brittiſche Conſtitution rühmt Montesquieu hauptſächlich wegen der muſterhaften Trennung und verhältnißmäßigen Abwägung der drei Staatsgewalten, nämlich der geſetzgebenden Macht, der vollziehenden und der richterlichen. Die geſetzgebende Gewalt nebſt dem Selbſtbeſteuerungsrecht übt das Volk durch ſeine Repräſentanten aus. Dieſe bilden das Parlament, beſtehend aus dem Hauſe der Gemeinen (House, Chamber of Commons), von uns gewöhnlich Unterhaus genannt, in welchem die Deputirten der Shires und Städte (513 aus England und Wales, 45 aus Schottland und 100 aus Irland) Sitz und Stimme haben, und dem Hauſe der Lords (Chamber of Peers), Oberhaus genannt, in welchem die erſte und am mindeſten zahlreiche Claſſe des Volks ihre Berathſchlagungen beſonders hält, und außer den oben erwähnten weltlichen Lords auch die geiſtlichen, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Sitz und Stimme haben. Der Mitglieder des Oberhauſes ſind über 200. Das Parlament iſt nicht beſtändig verſammelt (ſein einziger Schutz gegen völlige Ausartung), ſondern in der königlichen, als einzigen permanenten Gewalt, liegt das Recht, es zu berufen und aufzuheben. Weder dieſes noch jenes darf länger als ſieben Jahre unterbleiben. Jenes geſchieht durch briefliche Einladung jedes einzelnen Lords und durch Befehle an die Grafſchaften und Städte, ihre Abgeordneten zu wählen. Das Recht, in den Wahlverſammlungen zu ſtimmen, hat in den Städten jeder Bürger, in den Shires jeder Freeholder, der 40 Schilling (nach jetzigem Münzfuß ungefähr 20 Pf. Sterling) jährlicher Einkünfte hat. Wahlfähig ſind nur Leute, die von eigenen freien Gütern jährlich 500 Pf. St. ziehen, und dabei kein Amt oder Jahrgeld von der Krone genießen, um als Vertreter des Volks von den Miniſtern unabhängig ſeyn zu können. Die Ungleichheit in Anſehung des Rechts, Deputirte zu den Parlamentsſitzungen zu ſenden, (wichtige Manufacturſtädte, z. B. Birmingham, Mancheſter ꝛc., dürfen keine ſchicken, während unbedeutende Marktflecken dieſes Vorrecht haben,) und die Art der Wahlen der Parlamentsglieder, wobei Parteigeiſt und Beſtechungen thätig wirken, und nicht ſelten Unordnungen hervorbringen, ſind Gebrechen, die ſchon oft zur Sprache gebracht worden ſind, und den lauten Wunſch einer Parlamentsreform veranlaßt haben. Der König kann das Par

lament ausſchreiben, wohin er will; jetzt wird es ſtets in dem alten königlichen Palaſt zu Weſtminſter gehalten, wo jedes Haus ſeinen beſondern Saal hat. Die erſte Sitzung wird vom König ſelbſt, der dann im großen Staate erſcheint, mit einer Rede vom Thron im Oberhauſe eröffnet, worauf jedes Haus beſonders in einer ſchriftlichen Dankadreſſe antwortet. Nachdem ſodann die Parlamentsglieder den Kircheneid (oath of Supremacy), von Heinrich VIII. eingeführt, durch welchen der König als Haupt der engliſchen Kirche anerkannt wird, und den Teſt (einen Eid, durch den ſeit 1702 dem Hauſe Stuart und der catholiſchen Religion abgeſagt und jeder Catholik von allen öffentlichen Ämtern ausgeſchloſſen wird), die Mitglieder des Unterhauſes überdieß noch den Unterthaneneid (oath of Allegiance) geſchworen haben, wählt das Unterhaus ſeinen Sprecher (Speaker), ſo wie eine Comité von fünf Perſonen (von denen eine die Rechte des Hauſes, eine die Beſchwerden des Volks, eine die ſtreitigen Wahlen, eine das Handlungsweſen und eine die kirchlichen Angelegenheiten beſonders zu beachten hat), worauf die Berathungen beginnen. Im Oberhauſe führt der Lordkanzler das Wort. Jedes Parlamentsglied hat das Recht, etwas in Vortrag zu bringen, um darüber einen Parlamentsſchluß zu machen. Ein ſolcher ſchriftlich abgefaßter Vorſchlag zu einem Geſetz heißt eine Bill, und muß dreimal an drei verſchiedenen Tagen verleſen werden, ehe darüber abgeſtimmt werden kann. Wer nicht zugegen iſt, verliert ſeine Stimme; die Lords können jedoch durch Bevollmächtigte (Proxies) ſtimmen. Iſt der Vorſchlag von dem Hauſe, worin er gemacht worden, angenommen (passed), ſo wird die Bill dem andern Hauſe zur Berathung, und geht ſie auch da durch, dem Könige zur Beſtätigung zugeſchickt, die derſelbe verweigern kann. Der König hat alſo bei der Geſetzgebung keine Mitwirkung, als das Veto. Die Beſtätigung geſchieht durch Formeln, die, noch von Wilhelm dem Eroberer herrührend, franzöſiſch ſind; nämlich bei einer Bill, die öffentliche Angelegenheiten betrifft (public Bill): le Roi le veut; bei einer Privatſachen angehenden (private Bill): soit fait comme il est desiré; bei einer Bill, die Bewilligung von Steuern und Taxen oder Anleihen enthält (money Bill): le Roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence, et aussi le veut. Die höfliche Formel der verweigerten Beſtätigung iſt: le Roi s'avisera. Durch die königliche Beſtätigung erhält die Bill Geſetzeskraft, und heißt nun Parlamentsacte. Die vollziehende Gewalt hat allein der König. Seine Rechte werden unter dem Namen: the Kings prerogative, begriffen. Er beſetzt alle Staats-, Kriegs-, Hof- und geiſtlichen Ämter, und kann Standeserhöhungen vornehmen. Er führt Krieg und ſchließt Frieden, und die Flotte des Reichs wird als ſein Eigenthum betrachtet. Er ſchickt Geſandte und ſchließt Verträge und Bündniſſe, wie ihm gefällt. Er hat das Recht, Verbrecher zu begnadigen. Zum Unterhalt des Königs und ſeines Hofſtaates, der hohen Beamten und Collegien, hat das Parlament ſeit 1777 ein für allemal 900,000 Pf. St. bewilligt, und dieß heißt die Civilliſte. Der Prinz von Wales und die andern königlichen Prinzen haben beſondere, nicht unbedeutende Einkünfte. Wenn auf die Civilliſte Schulden gemacht worden ſind, ſo werden die zur Bezahlung derſelben erforderlichen Summen von dem Parlament bewilligt. Außer der Civilliſte hat der König keine Einnahme; denn von Krongütern oder Domainen weiß man in England nichts, wiewohl der König mehrere Luſt-

ſchlöſſer als Privatbeſitzungen hat. Die Thronfolge richtet ſich nach dem Rechte der Erſtgeburt, ſo daß die Krone jedesmal auf den älteſten Sohn und ſeine Erben, in Ermangelung eines Sohnes aber auf die älteſte Tochter und ihre Erben, und erſt in Ermangelung aller Deſcendenten auf die Seitenverwandten fällt. Die Volljährigkeit des Königs tritt nach dem Teſtamente Heinrichs VIII. mit dem achtzehnten Jahre ein, die Regentſchaft während der Minderjährigkeit ordnet der König in ſeinem Teſtamente, oder wenn er es nicht gethan, das Parlament an. Der Thronerbe iſt ſeit Eduard III. geborner Herzog von Cornwall, und ward ſeit Eduards I. Eroberung von Wales zum Prinzen von Wales durch einen offenen Brief erklärt. Die Krönung geſchieht in der Weſtminſterabtei durch den Erzbiſchof von Canterbury; die Gemahlin des Königs krönt der Erzbiſchof von York. Hohe Reichsämter, die alle, bis auf zwei erbliche, vom König nach Willkür beſetzt werden, ſind: 1. der Großkanzler (Lord high Chancelor), zugleich Großſiegelbewahrer (Keeper of the great Seal). 2. Der Großſchatzmeiſter (Lord high Treasurer), Präſident der Schatzkammer. Dieſes Amt wird ſeit Georg I. von fünf Commiſſarien verwaltet, welche Lords der Schatzkammer heißen, und deren erſter (erſter Lord der Schatzkammer) die ausgedehnte Gewalt eines Premierminiſters hat. 3. Der Präſident des Staats oder geheimen Raths (Lord President of the privy Council). 4. Der geheime Siegelbewahrer (Lord privy Seal) drückt das geheime Siegel auf alle königliche Privilegien, Schenkungen und andere Urkunden, die hernach erſt, da nöthig, mit dem großen verſehen werden. 5. Der Großkämmerer (Lord high Chamberlan), deſſen Würde erblich, ſelbſt auf weibliche Deſcendenz, den Herzogen von Lancaſter zugehört. 6. Der Groß-Marſchall (Lord Earl Marshal) oder Oberrichter in Geſchlechtsſachen. Sein Amt gehört erblich den Herzogen von Norfolk zu, die es, weil ſie catholiſch ſind, durch einen Stellvertreter verſehen laſſen. 7. Der Großadmiral (Lord high Admiral) oder Oberrichter in allen Fällen, die auf Seen und Flüſſen vorkommen. Dieſes Amt wird in der Regel nicht beſetzt, ſondern von Commiſſarien verwaltet, deren Vorſitzer erſter Lord der Admiralität heißt. In Schottland ſind ſeit der Vereinigung noch fünf Kron- und Staatsbeamte. Die höchſte Stelle für die Verwaltung der Regierungsgeſchäfte iſt der geheime Rath (the privy Council). Die königlichen Prinzen, die beiden Erzbiſchöfe, die hohen Kronbeamten und der Sprecher des Unterhauſes ſind, vermöge ihrer Geburt oder ihrer Stellen, geheime Räthe. Außer dieſen ernennt der König deren ſo viele, als er will. Jährlich wird eine neue Liſte von ihnen gefertigt, und wer darin weggelaſſen wird, hört dadurch auf, geheimer Rath zu ſeyn. Im geheimen Rathe ſitzen auch die drei Staatsſecretäre. Der älteſte davon beſorgt die auswärtigen Angelegenheiten des Südens von Europa, der zweite die des Nordens; die einheimiſchen beide gemeinſchaftlich. Der dritte Staatsſecretär iſt bloß für Amerika. Unter den Staatsſecretären ſteht das Staatsarchiv (Paper office) und das Siegelamt (Signet office). Machtbefehle des Königs über Gegenſtände, die durch die Prärogative ſeiner Verfügung vorbehalten ſind, heißen Geheimerathsverordnungen, unrichtig Cabinetsbefehle. Die Schatzkammer iſt das Collegium für die Finanzſachen. Außer dem Lordkanzler, dem erſten Lord der Schatzkammer und der

Admiralität, dem Präſidenten des geheimen Raths, und dem geheimen Siegelbewahrer, gehören zum Miniſterium noch der Kanzler der Schatzkammer, der Kriegsminiſter, der Feldzeugmeiſter, der Miniſter des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten. Die Miniſter werden vom Könige nicht auf zeitlebens, ſondern auf unbeſtimmte Zeit ernannt und abgedankt, ſobald es ihm gefällt. Sie ſind für alle ihre Maßregeln und Handlungen der Nation verantwortlich, dahingegen der König, als geheiligte Perſon, nie zur Rechenſchaft gezogen werden kann. Die richterliche Gewalt wird im ganzen Reich im Namen des Königs verwaltet, und Patrimonialgerichtsbarkeit iſt unbekannt, außer daß der Beſitzer eines ſogenannten adeligen Guts (Lord of the manor) die Cognition über gewiſſe kleine Vergehungen hat, wozu er die Gerichtsbank mit den Freeholders beſetzt. Die erſte gerichtliche Inſtanz bilden die Friedensrichter (Justice of the Peace), deren der König in jeder Grafſchaft ſo viel er will ernennt. Ihre Gewalt iſt aber mehr polizeilich als richterlich, ſie wachen über die öffentliche Ruhe, nehmen Klagen an, verhaften die Miſſethäter und vernehmen ſie vorläufig und ſummariſch. Ihre Gerichts- oder Polizeibedienten heißen Conſtables. Die eigentliche Gerichtsbarkeit üben die Quarter Sessions oder Great Inquests aus. Vierteljährlich verſammeln ſich nämlich die Friedensrichter jeder Grafſchaft, und rufen die Geſchwornen (the Jury) zuſammen, die dann über die bei den Friedensrichtern angebrachten bürgerlichen und peinlichen Sachen richten. Ein Angeklagter oder die Parteien haben das Recht, gegen die Geſchwornen zu proteſtiren, worauf andere ernennt werden müſſen. Nach geendeter Sitzung löſ't ſich das Gericht wieder auf. Fortdauernd iſt aber in jeder Grafſchaft das Amt des Sherifs. Er ernennt die Geſchwornen und vollzieht ihre Urtheile. Die Obrigkeiten der Städte beſtehen aus einem Mayor, hin und wieder auch Bailif genannt, und zwölf Aldermen. (Der Mayor von London iſt während ſeiner Amtsführung Lord.) Von dieſen niedern Gerichten gehen die Appellationen in bürgerlichen Sachen an den Gerichtshof der gemeinen Rechtshändel (Court of common pleas), in peinlichen und ſolchen Sachen, wo die Krone Partei iſt, an die königliche Bank (Kings Bench), ſo genannt, weil ehedem der König darin auf einer erhöhten Bank den Vorſitz führte, in Finanzſachen an das Schatzkammergericht (Court of the Exchequer), welches verſchieden iſt von der Schatzkammer, die nicht zugleich Richter und Partei ſeyn darf. Alle drei ſprechen jedoch in gewiſſen Fällen auch in erſter Inſtanz, und von dem erſten kann noch an die Kings Bench appellirt werden. Ein jedes dieſer Gerichte iſt mit vier Richtern beſetzt, die zuſammen die zwölf Richter von England heißen. Dieſe hohen Gerichtshöfe halten ihre Sitzungen zu Weſtminſter, jährlich viermal. Die zwölf Richter reiſen jährlich zweimal, wie die alten fränkiſchen Sendgrafen, im Reiche umher, nämlich je zwei in einem der ſechs Gerichtskreiſe (Circoits), in die das eigentliche England eingetheilt iſt, und halten mit Zuziehung von zwölf Geſchwornen die Gerichtsſitzungen (the Assizes), in welchen alles entſchieden wird, was innerhalb ſechs Monate bei ihnen angebracht worden. Neben dieſen drei hohen Gerichtshöfen iſt das Kanzleigericht (Court of Chancery), welches der Kanzler mit zwölf Beiſitzern, die Doctoren der Rechte ſind, hält, und an welches ſich jeder wenden kann, der mit den Ausſprüchen der übrigen Gerichtshöfe ſich nicht befriedigen will. Dieſes Gericht iſt das ein-

zige, welches fortdauernd in voller Wirkſamkeit beſteht, und ohne Geſchworne richtet, auch das einzige, welches die Strenge der Geſetze, die ſonſt überall buchſtäblich ausgelegt werden, nach der Billigkeit mäßigen darf. Das Oberadmiralitätsgericht ſpricht in Schifffahrts-, Haverei-, Bodmerei- und dgl. Sachen, das Obermarſchallsgericht in genealogiſchen und heraldiſchen Streitigkeiten. In Schottland ſind ebenfalls drei hohe Gerichte: das bürgerliche (Session or College of Justice) mit einem Präſidenten und vierzehn Beiſitzern (Lords of the Session), das peinliche (the Justice Court) mit einem Oberrichter (Lord Justice General) und fünf Richtern, und das Finanzgericht (Exchequer Court), 1707 nach dem Engliſchen eingerichtet. Das höchſte Gericht in Großbritannien und Irland aber iſt das Oberhaus, an welches die letzten Appellationen gehen. Vor ihm allein können Lords peinlich gerichtet werden. Vor ihm werden Klagen gegen die Verwaltung der Miniſter, der Gouverneurs in beiden Indien und anderer Staatsbeamten angebracht. Das Unterhaus iſt in dieſen Fällen der öffentliche Ankläger, und das Begnadigungsrecht des Königs hört hier auf. Unter den Geſetzen über das Privatrecht iſt das erſte the common Law, von Eduard dem Bekenner aus alten ſächſiſchen und däniſchen Gewohnheiten geſammelt, von Wilhelm dem Eroberer, der es ins Franzöſiſche überſetzen ließ, mit normänniſchen Geſetzen vermehrt, von Eduard I. aber ſehr verbeſſert und ergänzt. Die Geſetze, welche durch Parlamentsſchlüſſe dieſes gemeine Recht hin und wieder abgeändert haben, heißen Statute Law. Einige Städte haben auch das Recht der Localſtatuten (peculiar Laws, by-laws). Die peinlichen Geſetze ſind ſehr ſtreng, oft grauſam. Dies ſind die Hauptgrundzüge der aus den drei bekannten Regierungsformen zuſammengeſetzten und nicht ohne Grund geprieſenen brittiſchen Regierungsform (Constitution). Aber ſie hat bei allen Vorzügen, auch ihre großen Mängel. Einer der wichtigſten iſt der unbeſtimmte Umfang der Rechte, welche die drei Gewalten haben ſollen, denn die Gränzen der königlichen Prärogative, der Freiheiten des Volks und der Privilegien des Parlaments, ſind nicht genau und ſcharf genug beſtimmt. Daher ſind, wenn eine oder die andere dieſer Gewalten ihre Rechte wirklich oder ſcheinbar ausdehnten, mehr als einmal heftige Streitigkeiten, innerliche Kriege und gewaltſame Staatsveränderungen erfolgt. Die Parteien, die noch jetzt die Nation theilen, entſtanden unter der unweiſen Regierung Jacobs I. (ſ. d. Art. u. oben). Ein Glück wird es für Großbritannien ſeyn, wenn keine dieſer Parteien je die völlige Oberhand erhält. Ein andres, oft ſchon gerügtes Gebrechen der brittiſchen Conſtitution liegt in den bereits oben erwähnten Mißbräuchen, die bei den Wahlen der Volksrepräſentanten im Unterhauſe des Parlaments Statt finden. Da im Laufe der Jahrhunderte manches elende Dorf durch Handel und Gewerbe groß und reich worden, manche ehedem reiche Stadt verarmt und faſt verſchwunden iſt, ſo ſchicken jetzt Gemeinden von zehn oder zwölf Menſchen, oder gar der Beſitzer eines Wirthshauſes, auf deſſen Platz ehedem eine Stadt geſtanden (wie Old Sarum), Deputirte ins Parlament, während volkreichen Städten, wie Leeds, Mancheſter, Sheffield, Birmingham, dieſes Recht gebricht. Man hat berechnet, daß 254 Parlamentsglieder, alſo faſt die Hälfte aller, von nicht mehr als 5723 Wahlberechtigten gewählt werden. Wie leicht daher die Beſtechung bei den Wahlen ſeyn müſſe, iſt begreiflich. Was Beſtechungen nicht vermögen, bewirken andere Ränke

aller Art. Hat ein Miniſter nicht Freunde genug im Parlament, um durchſetzen zu können, was er will, ſo ſetzt ihn der König ab, und ſieht ſich nach einem einflußreichern um. Daher iſt die Oppoſition (die den Miniſtern widerſtrebende Partei) ſtets in der Minorität; denn ſobald ſie die Mehrheit auf ihrer Seite hat, iſt der König gezwungen, ſie ſelbſt ans Ruder zu ſetzen, wodurch ſich gewöhnlich ihr politiſches Syſtem ſchnell ändert. Ein wichtiger Vorzug iſt dem engliſchen Volke bei allen Veränderungen ſtets geblieben: — die Freiheit zu ſprechen und zu ſchreiben — ein Vorzug der größer iſt, als man vielleicht denken mag; denn fürchterlicher als die ſchärfſte Oppoſition iſt dem Despoten die öffentliche Meinung und Publicität der Urtheile der Einzelnen. Wie wenig ein König von England ſich über dieſe wegſetzen dürfe, haben die Stuarts mit zu ſpäter Reue erfahren. Die herrſchende Religion in England iſt die reformirte, welche unter der Aufſicht der Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſteht, und daher die biſchöfliche (engliſche) Kirche heißt. Die Königin Eliſabeth gab ihr dieſe Geſtalt. Jeder öffentliche Beamte muß ſich zu dieſer Religion durch den Religionseid bekennen; denn Catholicismus wurde ſonſt mit Anhänglichkeit an den Stuarts für einerlei gehalten. Daher die Ausſchließung der iriſchen und (etwa 60,000) engliſchen Catholiken von Staatsämtern. Die ſchottiſche Kirche iſt nach dem Muſter der genfer Kirche, welcher Älteſte vorſtehen, eingerichtet worden, und heißt daher die presbyterianiſche. Auch in England gibt es viele, doch in ihren Grundſätzen von den Schotten abweichende, Presbyterianer (Puritaner, Nonconformiſten, jetzt Protestant Dissenters genannt). Die hohe Geiſtlichkeit in England beſteht aus zwei Erzbiſchöfen, von Canterbury und York, und 24 Biſchöfen. Die Biſchöfe haben als geiſtliche Lords den Rang über den weltlichen. Sie werden, wie in den catholiſchen Stiftern, von den Capiteln gewählt, und haben als Gehülfen, ſtatt der catholiſchen Weihbiſchöfe, Archidiacons und Ruraldecans. Pfarren ſind in England 9293. Der geiſtliche Inhaber einer Pfarre mit dem großen Zehnten heißt Rector. Oft wird aber eine ſolche einer weltlichen Perſon ertheilt, die das Amt dann durch einen gemietheten Theologen (Vicar) verſieht. In Schottland verwalten die Prediger mit den Älteſten das Kirchenregiment. Übrigens beſitzt ſeit Heinrich VIII. der König die höchſte Gewalt über die Kirche. Der engliſche Nationalreichthum beruht theils auf den Erzeugniſſen des Bodens, theils und hauptſächlich auf Gewerbfleiß und Handel. Der Ackerbau, der, fleißig betrieben, dem ergiebigen Boden Englands hinlängliche Nahrung für alle ſeine Bewohner leicht abgewinnen könnte, iſt zwar, durch Prämien aufgemuntert, durch einſichtsvolle Landwirthe höher als in irgend einem Lande ausgebildet; aber die Manufacturen und Fabriken entziehen ihm jetzt zu viel Hände, die Viehzucht und Jagdliebhaberei der großen Güterbeſitzer zu viel Land und der Speculationsgeiſt der Reichen zu viel Capital, als daß man einer jährlichen Einfuhr von 7½ Millionen Pf. St. Getraide entbehren könnte, anſtatt daß vor 50 Jahren England $\frac{1}{16}$ ſeines Getraides ausführte. Man rechnet in England und Wales von 40 Millionen Acres 8 Millionen wüſten und 14 Millionen nicht gehörig benutzten Landes. Dennoch leidet England durch dieſe Getraideeinfuhr nicht wahren Verluſt, da durch den Fabrikfleiß und Handel für den Nationalreichthum dreimal ſo viel, als durch den Landbau gewonnen wird. Was der britiſche Kunſtfleiß vorzüglich in London und in den bekannten Manu-

facturſtädten Birmingham, Leeds, Mancheſter ꝛc. in Wollen- und Baumwollen-, in Stahl- und Thonwaaren ꝛc. leiſtet, iſt weltkundig. — Der engliſche Handel, allein zur großen Hälfte die Baſis des allgemein verbreiteten Wohlſtandes, iſt in den neueſten Zeiten zu einer Blüthe und einem Umfang geſtiegen, die nur durch das Monopol, das der Krieg verſchafft hat, erklärlich werden; wie ſehr auch Englands inſulariſche Lage, gleichſam am Zugange aller europäiſchen Häfen, und der Reichthum ſeiner eigenen Küſten an Häfen den Handel begünſtigen. Es werden gegenwärtig in Großbritannien jährlich im Durchſchnitt für 30 Mill. Pf. Waaren und 10 Mill. baares Geld ein-, und dagegen für etliche 40 Mill. Pf. Waaren und 6 Mill. baares Geld ausgeführt. Nach einer dem Unterhauſe vorgelegten Überſicht waren im J. 1813 für 37,647,874 Pf. Sterl. Waaren aus- und für 24,352,124 Pf. St. eingeführt worden. Der auswärtige Handel iſt zum Theil in den Händen von Handlungscompagnien, deren vorzüglichſte, die oſtindiſche, in Oſtindien ein drei bis viermal zahlreicheres Volk beherrſcht, als Großbritannien und Irland enthält. Unter den übrigen Geſellſchaften haben die ruſſiſche und levantiſche keinen bedeutenden Fortgang gehabt. Wichtiger ſind die afrikaniſche, die Südſee- und Hudſonsbay-Geſellſchaft. Die engliſche Bank gehört, auf Actien gegründet, auch zu den Handelscompagnien. Sie iſt eine Zettelbank (ſ. d. Art. Bank), d. i. ſie gibt mehr Papiergeld aus, als ihr Capital, das zu 35 Millionen Pf. St. angegeben wird, beträgt, daher ſie durch eine Intrigue der franzöſiſchen Regierung, die im J. 1797 viele ihrer Gläubiger aufzuhetzen und dadurch die übrigen mißtrauiſch zu machen wußte, in die größte Verlegenheit gerieth, aus der ſie nur der Patriotismus der engliſchen Kaufmannſchaft rettete, die mit Vorſchüſſen aushalf. Ihr Sturz würde, da das Staatsvermögen zum großen Theil nur in ihrem Credit beſteht, und ihre Zettel ſtatt des Geldes curſiren, den Nationalbankerot zur Folge haben. Außer der Nationalbank zu London gibt es in Großbritannien und Irland noch fünf octroyirte (chartered) und 866 Privatbanken. Englands auswärtige Beſitzungen ſind: in Oſtindien Calcutta nebſt Bengalen, Bombay, Madras ꝛc., in Amerika Hudſonsbay, Labrador, Neufundland, Neuſchottland oder Acadien, Canada, in Weſtindien Jamaica und viele kleinere Antillen, in Afrika einige Plätze in Guinea und Senegambien, in Südindien und Botany-Bay, Port Jakſon. Von dem im ganzen Laufe des Kriegs, der durch die pariſer Friedensſchlüſſe geendigt worden, gemachten auswärtigen Eroberungen hat es in Europa die Inſeln Malta und Helgoland, in Amerika und Oſtindien Tabago, St. Lucie, Isle de France und die holländiſchen Beſitzungen auf Ceylon behalten, alles übrige aber zurückgegeben. Der Reichthum der Colonien wird lange noch Englands Überfluß und furchtbare Macht verbürgen, bis vielleicht eine nach der andern, zu Amerika's Wohlſtand gelangt, Amerika's Beiſpiel folgt. Dies iſt, was England am meiſten zu fürchten hat. Der ungeheure engliſche Nationalreichthum iſt, wie dieſe Betrachtung ſeiner Quellen zeigt, ſehr ungleich vertheilt. Da die Reichen (zahlreicher zwar als in irgend einem andern Lande, aber doch immer der kleinere Theil) ihre Capitale weit mehr auf den auswärtigen Handel, auf die Colonien, auf Staatspapiere wenden, als auf den weniger einträglichen Landbau und ſelbſt Fabrikfleiß, ſo iſt eine große Menge Menſchen in England ohne Erwerb. Daher die vielen Auswanderungen und die große Anzahl der Armen, die weit über den zehnten

Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen. Die ganze Maſſe des britiſchen Nationaleinkommens berechnete man im J. 1810 zu 132,470,000 Pf., welches ein Capital von 1,272,800,000 Pf. geben würde. Dagegen kann man das vorhandene baare Geld auf nicht ganz 100 Mill. Pf. anſchlagen. Von obigen 132 Millionen ſind genauen Berechnungen zufolge 51 Mill. zum nothdürftigen Unterhalte der Nation erfoderlich, ſo daß im Frieden ein Überſchuß von 81 Mill. bleibt. Die Nationalſchuld, welche am 1. Febr. 1816 die ungeheure Summe von 792,033,430 Pf. betrug, iſt theils fundirt, theils nicht fundirt. (S. Fonds.) Dazu kommt noch die fundirte Schuld Irlands von 127,865,000 Pf. Im J. 1717 gewann man durch Herabſetzung der Zinſen der Nationalſchuld von 6 Proc. auf 5 (ſpäter auf 3) einen jährlichen Überſchuß, aus dem der Tilgungsfond (sinking Fund — ſo genannt, weil er die Nationalſchuld niederſenken, d. h. abbezahlen ſollte) gebildet wurde. Dieſer war 1785 auf 3 Mill. jährlichen Ertrags angewachſen. Jetzt erhält er außer andern Zuflüſſen jährlich 1 Mill. aus den conſolidirten Fonds. Die Taxen ſind entweder jährliche, die jedes Jahr von neuem bewilligt werden müſſen, oder permanente, die ein für allemal bewilligt ſind. Jene waren ſonſt die Malztaxe und die Landtaxe oder Grundſteuer. Dieſe aber ward von Pitt im J. 1798 auf 20 Jahr permanent gemacht, oder vielmehr voraus verkauft und anticipirt. Wenn ſie für England 1,997,763 Pf. beträgt, gibt Schottland 48,000 Pf. Die alten permanenten Taxen ſind die Zölle, die Acciſe, das Stempelpapier, die Fenſtertaxe, die Miethkutſchentaxe und die Penſionentaxe. Unter den neuen Taxen, die der Krieg hervorgebracht, war die vorzüglichſte die Einkommen- oder ſogenannte Eigenthumstaxe, beſtehend in 10 Procent von jedem jährlichen Einkommen über 200 Pf. und einer geringen Abgabe von jedem über 160 Pfund. Dieſe Taxe hat im J. 1813 14½ Mill. Pf. St. eingebracht, wurde, weil man ſie für ſehr drückend erklärte, aufgehoben, am 20. April 1815 wieder auf ein Jahr angenommen, aber am 19. März 1816 mit einer großen Mehrheit der Stimmen völlig abgeſchafft. Übrigens gibt es eine unzählbare Menge Taxen auf alle erſinnliche Gegenſtände des Luxus und der Comſumtion. Für den ungeheuern Ertrag dieſer Abgaben und Anleihen iſt freilich die engliſche Seemacht zu einer beiſpielloſen und ſelbſt die Landmacht zu einer für England ungeheuern Furchtbarkeit gebracht. Die brittiſche Seemacht beſtand im J. 1808 aus 1108 Kriegsſchiffen, worunter 255 Linien- und 38 Funfzigcanonenſchiffe, 258 Fregatten. Dieſe ungeheure Flotte iſt in drei Escadres von verſchiedner Flagge und verſchiednem Range vertheilt, die rothe, die weiße und die blaue. Die Admirals und Commandeurs rücken von der letzten bis zur erſten. Seit dem pariſer Frieden iſt die engliſche Marine ſehr reducirt worden. Am 1ſten Februar 1815 waren nur noch 410 Kriegsfahrzeuge in wirklichem Dienſte. Dieſe Zahl iſt ſeitdem noch mehr vermindert worden. Die ſeitdem auch ſehr verminderte Landarmee beſtand 1815 aus 204,815 Mann regulärer Truppen ohne 24,781 Mann Artillerie, 25,023 Mann Volontärs Cavallerie, 261,821 Mann Volontärs Infanterie, 9825 Mann Volontärs Artillerie, und 77,164 Mann Miliz. — Ausführlichere Auskunft über Einzelnes findet man in einer Menge eigner Artikel, welche Großbritannien betreffen; insbeſ. ſ. England, Schottland, Irland, Engliſches Reich in Indien, Georg I., II. und III.

Größe, Größenlehre, ſ. Mathematik.

Größe (ſcheinbare). Die ſcheinbare Größe eines Körpers iſt die ſcheinbare Entfernung ſeiner äußerſten Gränzen von einander. Sie muß durch den optiſchen Winkel beſtimmt, dieſer aber durch mathematiſche Inſtrumente, wie alle andere Winkel, gemeſſen werden. Auf dieſe Art werden die ſcheinbaren Durchmeſſer der Sonne und des Mondes ſowohl am Rande des Horizontes als auch im Scheitel 31 Minuten geben, und man wird keine Unterſchiede in Anſehung der ſcheinbaren Größen wahrnehmen, als nur in ſo fern die optiſchen Winkel verſchieden ſind. Da wir uns aber von früh auf gewöhnen, unwillkürlich das Urtheil der Seele über das Geſehene einzumiſchen, ſo vermengen wir die rein optiſche Darſtellung mit dem darüber gefällten Urtheile, und ſchreiben dem geſehenen Gegenſtande ſogleich eine wahre Größe zu, die aber, wiewohl in anderer Bedeutung als die rein optiſche, auch eine ſcheinbare genannt wird. Es kommt bei dieſer nicht allein auf den optiſchen Winkel an, ſondern zugleich auf die Umſtände, auf welche die Seele bei dem darüber gefällten Urtheile Rückſicht nimmt. Scheinbare Größe in dieſer Bedeutung iſt nichts anders als Vorſtellung einer wahren Größe, die in uns vermöge des Augenmaßes nach gewiſſen gewohnten Regeln aus mancherlei mit einander verglichenen Umſtänden entſteht. Dieſe Umſtände ſind vorzüglich die durch Erfahrung erlangte Kenntniß der wahren Größe und die ſcheinbaren Entfernungen des Gegenſtandes von unſerm Auge. Der erſtere leitet uns meiſtens bei unſern Urtheilen über die Größe naher und auf der Erde befindlicher, der zweite bei entferntern und am Himmel ſich darſtellenden Gegenſtänden. Kennen wir die wahre Größe eines in der Ferne geſehenen Gegenſtandes ſchon aus Erfahrung, ſo richten wir danach unſere Vorſtellung ein, und irren in der Beſtimmung der ſcheinbaren Größe nicht leicht.

Großgriechenland heißt bei mehreren lateiniſchen Schriftſtellern der untere von griechiſchen Coloniſten bevölkerte Theil Italiens. D'Anville begreift das ganze ſüdliche Italien darunter, und läßt es nördlich vom Fluſſe Silar oder Selo, der ſich in den Golf von Päſtum ergießt, begränzen: aber es ſcheint natürlicher, auch Campanien dazu zu rechnen, und an der einen Seite den Volturnus, wo das Gebiet von Cuma endigte, und an der andern den Frento oder Fortore, der Apulien begränzt und ſich ins adriatiſche Meer ergießt, zur Gränze anzunehmen, weil die griechiſchen Colonien bis hieher reichten. Die rohen Völkerſtämme nämlich, welche in den früheſten Zeiten von Norden her in Italien eingewandert waren, bewohnten zwar ganz Italien, aber immer zwiſchen den Apenninen und in dem Innern des Landes eingeſchloſſen. Als nun mehrere Jahrhunderte ſpäter Griechen theils weil ſie in der Heimath keinen Raum mehr fanden, theils weil ſie ſich von dieſem ſo ſchönen und nahe gelegenen Lande gereizt fühlten, hieher kamen, fingen ſie an, auf den noch unbeſetzten Küſten Pflanzſtädte zu erbauen, und vermiſchten ſich nach und nach mit den Bewohnern des Innern. Der Zeitpunkt, wann dieſe griechiſchen Anpflanzung anfingen, fällt unſtreitig nach Troja's Zerſtörung. Athener, Achäer, Euböer u. A., auch einige Trojaner kamen hieher. Nach Dionyſius von Halicarnaß zerſtreuten ſich alle Begleiter des Äneas in verſchiedene Gegenden Italiens. Einige landeten in Japygia, andere zogen an den beiden Seiten des Apenninengebirges hin, und legten mit Güte oder Gewalt Colonien an. In der Folge ſandten auch die Römer Colonien nach Calabrien, und theils dadurch, theils durch das Recht der Eroberung wurden ſie endlich

Herren des ganzen Landes und aller griechiſchen Colonien. Man ſprach nun in Calabrien nicht mehr griechiſch, ſondern auch lateiniſch, und eben ſo vermiſchten ſich die griechiſchen mit den römiſchen Sitten und Gebräuchen, ſo daß noch jetzt dieſe Vermiſchung erkennbar iſt. Die zu Großgriechenland gehörigen Landſchaften waren Campanien, Apulien, Japygien, Lucanien und das Land der Bruttier, und die berühmteſten Republiken daſelbſt Tarent, Sybaris, Crotona, Poſidonia, Locris und Rhegium.

Großgörſchen (Schlacht von), am 2ten Mai 1813, ſ. Lützen.

Großmann (Guſtav Friedrich Wilhelm), war den 30ſten November 1746 zu Berlin geboren. Unter dem Druck der bitterſten Armuth vollendete er ſeine Studien, zu denen angeborne Neigung ihn trieb, und wurde Legationsſecretär bei dem preußiſchen Reſidenten zu Danzig, Herrn von Jung. Nach ſeiner Entlaſſung von demſelben privatiſirte er einige Zeit in Berlin, und beſchäftigte ſich vorzüglich mit der ſchönen Literatur. Leſſings Umgang gewann ihn für das dramatiſche Fach; er ſchrieb auf zufällige Veranlaſſung das Schauſpiel: die Feuersbrunſt, und das Trauerſpiel: Wilhelmine von Blondheim. Im J. 1774 traf er auf einer Durchreiſe durch Gotha die Seyleriſche Geſellſchaft, nahm Engagement, und fand in dem Kreiſe der auserleſenſten Schauſpieler Gelegenheit, ſein Talent für die Bühne auszubilden. Sein Debüt in der ſchwierigen Rolle des Riccaut de la Marliniere war glänzend. Nach einigen Jahren verließ er Gotha, wo er ſich verheirathet hatte, um die Direction des Hoftheaters zu Bonn zu übernehmen. Hier handelte und wirkte er unabläſſig für die Bühne. Im J. 1783 übernahm er die Direction der Schaubühne zu Mainz und Frankfurt, und überließ die Direction des bonner Theaters ſeiner Gattin, die aber bald darauf ſtarb. Er verheirathete ſich zum zweitenmale. In Frankfurt verlor er bei einem Brande des Theaters ſein ganzes Vermögen, worauf er die Direction der Bühnen von Hannover, Bremen und Pyrmont übernahm. Statt durch eine gute Wirthſchaft hier ſeinen Verluſt wieder gut zu machen, ſtürzte er ſich durch einen übertriebenen Aufwand in Schulden; beſonders aber ſchadete er ſich durch die unbeſonnene Art, wie er der franzöſiſchen Revolution ſeinen Beifall gab. Nach der Aufführung einer von ihm ſelbſt geſchriebenen Farce (Wer wird ſie bekommen?), in welche er eine Menge Perſönlichkeiten und Anzüglichkeiten aus dem Stegreif gemiſcht hatte, wurde er arretirt. Erſt nach ſechs Monaten erhielt er ſeine Freiheit wieder, doch durfte er nie mehr die Bühne betreten. Unmäßigkeit im Trinken und Nachtwachen hatten ſchon früher ſeine Geſundheit untergraben; aber dieſe Demüthigung brachte in ihm eine an Wahnſinn gränzende Überſpannung hervor; ſie ging in ein ſchleichendes auszehrendes Fieber über, an welchem er den 20ſten März 1796, 50 Jahre alt, ſtarb. Er hatte viele Verdienſte um die mechaniſche und ökonomiſche Einrichtung der Schaubühnen, denen er vorſtand, und gehörte als Schauſpieler zu den gebildetſten und vorzüglichſten, welche Deutſchland aufzuweiſen hat. Als Schauſpieldichter iſt ſein Verdienſt minder bedeutend, doch verrathen ſeine Stücke Beobachtung und Menſchenkenntniß, und ſind reich an komiſchem Witz. Als Schauſpieler gab er am vollkommenſten komiſche Rollen, Hausväter und Alte. In dem Hofrath in den ſechs Schüſſeln hat er ſich ſelbſt dargeſtellt.

Grotius oder **van Groot** (Hugo), war zu Delft den 10ten April 1583 geboren. Er ſtammte aus einer edeln Familie, erhielt eine treffliche Erziehung, und entſprach derſelben auf eine ausgezeichnete Weiſe. Seine Talente entwickelten ſich ſo früh, daß er ſchon in ſeinem funfzehnten Jahre über philoſophiſche, mathematiſche und juriſtiſche Theſes mit allgemeinem Beifall disputirte. Das Jahr darauf ging er mit Barneveldt, damaligem holländiſchen Geſandten, nach Frankreich und gewann durch ſeinen Geiſt und ſein Betragen den Beifall Heinrichs IV. Nach ſeiner Rückkehr nach Holland führte er den erſten Prozeß in ſeinem ſiebzehnten Jahre, und ward im 24ſten Generaladvocat. Rotterdam wünſchte ihn zu beſitzen; er ließ ſich 1613 daſelbſt nieder, und ward Syndikus oder Penſionär. Die Angelegenheiten der Remonſtranten und ihrer Gegner beunruhigten damals Holland. Barneveldt war der Beſchützer der erſtern, und Grotius, der ſich für ihn erklärt hatte, unterſtützte ihn durch ſeine Schriften und ſein Anſehn. Dies verwickelte ihn in den Prozeß, der mit der Enthauptung Barneveldts 1619 endigte, und war Urſache, daß er ſelbſt zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf dem Schloſſe Löwenſtein verurtheilt ward. Aus dieſer wußte er jedoch mittelſt einer Kiſte, in welcher ihm ſeine Gattin Bücher geſchickt hatte, und in welcher er ſich verbarg, glücklich zu entkommen. Nachdem er einige Zeit in den catholiſchen Niederlanden umhergeirrt war, ſuchte und fand er eine Zuflucht in Frankreich. Er ward Ludwig XIII. vorgeſtellt, und erhielt von demſelben eine Penſion von tauſend Thalern. Vergebens ſuchten die holländiſchen Geſandten dem Könige eine ungünſtige Meinung von ihm beizubringen. Dieſer wußte es vielmehr zu ſchätzen, daß Grotius auch jetzt ſein undankbares Vaterland zu lieben fortfuhr. Aber ſeine Feinde verdoppelten ihre Bemühungen, ihn zu verderben, und Richelieu, dem er nicht genug ſchmeichelte, nöthigte ihn endlich, ſich zu entfernen. Im J. 1631 wurde ſelbſt ſeine Penſion eingezogen. Grotius faßte den Entſchluß, in ſein Vaterland zurückzukehren, da er auf das Wohlwollen des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der ihm einen ſehr theilnehmenden Brief geſchrieben hatte, rechnen zu können glaubte. Allein ſeine Feinde bewirkten, daß er aufs neue zu einem ewigen Exil verurtheilt ward. So mußte Grotius ſein Vaterland zum zweitenmal verlaſſen. Man lud ihn nach Schweden ein. Er ging zuvörderſt nach Hamburg. Während ſeines Aufenthaltes in dieſer Stadt machten mehrere Fürſten, wie die Könige von Dänemark, von Polen, von Spanien, Verſuche, ihn in ihre Staaten zu ziehen, aber der Schutz, den der Kanzler Oxenſtierna ihm zuſicherte, und die Neigung der Königin Chriſtina für Gelehrſamkeit beſtimmten ihn, die Dienſte dieſer Fürſtin anzunehmen. Im J. 1634 ging er nach Stockholm, wo er nach Verdienſt aufgenommen und bald nach ſeiner Ankunft zum Staatsrath und Geſandten am franzöſiſchen Hof ernannt wurde. Dieſe Wahl mißfiel dem Cardinal Richelieu, der ungern einen Mann zurückkehren ſah, dem man auf eine unwürdige Weiſe Schutz und Aufenthalt in Frankreich verſagt hatte; allein Oxenſtierna wollte keinen andern Miniſter ernennen, und Grotius erſchien im März 1635 in Paris. Hier verwaltete er den Geſandtſchaftspoſten zehn Jahre lang, erwarb ſich die allgemeinſte Achtung, und kehrte nach Verlauf dieſer Zeit nach Schweden zurück. Sein Weg ging über Holland, wo ſich inzwiſchen die Sachen bedeutend geändert hatten. Der größte Theil ſeiner Feinde war todt und man bereute, den Mann, der die Ehre ſeines Vaterlandes war, aus demſelben verbannt zu haben. Er fand in Amſter-

ſtam den ausgezeichnetſten Empfang. Eben ſo günſtig ward er in Schweden von ſeiner Königin aufgenommen. Dennoch foderte er ſeinen Abſchied, erhielt ihn endlich, und war auf dem Wege nach Holland, als ihn ein Sturm nach Pommern verſchlug. Er kam krank in Roſtock an, und ſtarb daſelbſt den 28ſten Auguſt 1645. Hugo Grotius vereinigte in ſich die ſeltenſten Kenntniſſe in einem ungewöhnlich hohen Grade. Mit den Talenten des gewandteſten Staatsmannes verband er eine eben ſo tiefe und ausgebreitete Gelehrſamkeit. Er war ein gründlicher Theolog, trefflicher Exeget und Humaniſt, ſcharfſinniger Philoſoph und Juriſt, und ein mit den Quellen der Geſchichte vertrauter Hiſtoriker. Seine Schriften haben auf Bildung eines reifern Geſchmacks und auf Verbreitung einer aufgeklärten und milden Denkart in wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten einen entſchiedenen Einfluß gehabt, und behaupten durch ihren geiſtvollen und originellen Charakter fortdauernd einen hohen Werth bei allen Verehrern des Wahren und Schönen. Als Philolog faßt er den Genius ſeines Schriftſtellers ſcharf und richtig auf, erläutert ihn kurz und treffend, und verbeſſert den Text leicht und glücklich; ſeine metriſchen Überſetzungen der Griechen ſind mit Dichtergeiſt verfertigt; unter den neuern lateiniſchen Dichtern nimmt er eine der erſten Stellen ein. Philoſophie und Jurisprudenz haben durch ſeine Werke über das Natur=, Staats= und Völkerrecht eine bedeutend veränderte Geſtalt gewonnen. Sein Werk: de jure belli et pacis, welches zuerſt im Jahr 1625 erſchien, hat den Grund zu einer neuen Wiſſenſchaft gelegt, und ſich bis jetzt in Anſehn und Achtung erhalten. Seine übrigen ſehr zahlreichen Werke können hier nicht namhaft gemacht werden.

Grotte. Da die natürlichen Grotten, theils ihrer oft bewundernswürdigen Beſchaffenheit wegen, dem Beſchauer ein vielfaches Intereſſe gewähren, theils auch als Plätze der Einſamkeit und Abgeſchiedenheit durch den Contraſt mit dem geräuſchvollen Leben etwas Anziehendes für uns haben, ſo hat man ſie in Gartenanlagen, bei welchen man eine Nachahmung der Natur beabſichtigt, häufig nachzubilden geſucht. Wenn aber eine künſtlich angelegte Grotte einem von der Natur freiwillig geſchaffenen Werke gleichen ſoll, ſo muß ſie nicht nur mit dem herrſchenden Charakter der Landſchaft übereinſtimmen, ſondern auch den Stempel der Einfalt an ſich tragen, womit dieſe große Bildnerin alle ihre Schöpfungen bezeichnet. Nur da, wo dieſelbe etwas unvollendet ließ, iſt es erlaubt, zu mildern oder nachzuhelfen, ohne jedoch ihren nachläſſig hingeworfenen Schönheiten Gewalt anzuthun. Dies wird oft ſehr leicht bewirkt. Soll die Grotte der Aufenthalt einer beſtimmten Perſon oder Gottheit ſeyn, ſo muß ſie auch dem gemäß ausgeſchmückt werden. Sehr abweichend von dieſen der Natur nachgebildeten Grotten ſind jene mit architektoniſchem Fleiß abgecirkelten Gebäude, womit zuerſt die Italiener ihre Gärten verzierten, und welche ſie ebenfalls Grotten nannten. Bei dieſen bot die Kunſt alles auf, um die Sinne zu bezaubern. Man denke ſich einen mit Säulen unterſtützten, zuweilen felsartig bekleideten Bogen, zwiſchen welchem eine große Niſche oder Halle erbaut iſt, in der wiederum kleinere Bogenſtellungen und Niſchen, Waſſerbecken, Springbrunnen, mannichfaltige Waſſerkünſteleien, Gemählde, Spiegel, Statuen, eine Menge Seemuſcheln, Schneckengehäuſe, Korallenzacken, farbige Steine, Bergſtufen, Cryſtallen, gefärbte Gläſer, Verſteinerungen, Baumrinden, Moos u. dergl., ſo in ein Ganzes gebracht

worden ſind, daß alle Verzierungen, ſowohl der Architektur als auch ſolche, die ſich der Phantaſie des Künſtlers als zweckmäßig darbieten, mit derſelben hervorgebracht worden, Orgeln, deren durch fallendes Waſſer getriebene Walzen nicht nur regelmäßige Stücke ſpielen, ſondern auch den Geſang und das Gezwitſcher der Vögel nachahmen; belebte Figuren, welche Inſtrumente ſpielen, Waſſer nach verſchiedenen Gegenden ſpritzen oder auch irgend eine Art verſchütten u. ſ. w.; alles in einem rauhen Styl, doch nicht ohne Pracht erbaut, und man hat den Begriff einer ſolchen italieniſchen Grotte. Der Reiz, den ein Werk der Art den Sinnen darbot, verbreitete dieſe Grotten bald durch ganz Europa. Beſonders wetteiferten die Franzoſen mit den Italienern, bis der zum Einfachen und zur Natur zurückkehrende Geſchmack dieſe Künſteleien in Vergeſſenheit brachte.

Grotteſk, Grotteſken. — Grotteſken, als Werke der Mahlerei, werden häufig mit Arabesken verwechſelt, und man nennt alle Verzierungen, die aus Menſchen, Thieren, Blumen, Pflanzen u. a. m. auf eine phantaſtiſche, abenteuerliche Weiſe zuſammengeſetzt ſind, bald Arabesken, bald Grotteſken, allein mit Unrecht. Arabesken ſind Blumenzüge von allerhand wirklichem und erdichtetem Laub- und Blumenwerk, und haben ihren Namen von den Arabern, welche, weil ſie keine Thiere und Menſchen abbilden durften, dieſe Art von Verzierungen wählten. Da auch die Mauren ſich derſelben bedienten, ſo werden ſie öfters auch Moresken genannt. Die Römer brachten in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen an, an denen man aber, außer den Vegetabilien, noch Genien, Menſchen, Thiere, Gebäude u. a. findet, wie es die Phantaſie dem Künſtler eingab. Dieſe Verzierungen nun heißen eigentlich Grotteſken, weil ſie in den Zimmern der verſchütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölbern unter der Erde, die man Grotten nannte, gefunden wurden. Den Urſprung ſolcher Compoſitionen leitet Böttiger aus den mit allerlei Fabelthieren der orientaliſchen Mährchenwelt verzierten indiſchen und perſiſchen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadrians zu Tivoli, in den Zimmern der Gebäude von Herculanum und Pompeji und an andern Orten haben ſich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meiſt ſehr ſchätzbar. Das erkannte Raphael ſehr wohl, der in ſeinen Stanzen unſtreitig die lieblichſte, gefälligſte Nachahmung derſelben geliefert hat. Auch er bediente ſich ihrer, wie die Alten, zu Einfaſſungen, Bordüren. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn ſie gut ſind, nicht abzuſprechen iſt, ſind ſie doch oft ſehr hart verurtheilt worden. Dies geſchah von ſolchen, deren Verſtand nur ſtrenge Wirklichkeits-Foderungen machte, und die daher das Phantaſtiſche der Mährchenwelt anekelte. Dieſe ſtießen ſich an den dargeſtellten Gegenſtand ſelbſt, während Andere ſich mehr an die Darſtellung ſtießen, vielleicht weil ſie gerade überladenes, allzubunt und verwirrt durch einander Geworfenes dieſer Art im Sinne hatten. Dieſem gemäß hat ſich der Kunſtausdruck Grotteſk oder Grotesk gebildet, welcher auch in andere Künſte übergegangen iſt, um eine Art von Caricatur, das Närriſch-Seltſame nämlich, das Widerſinnige einer zuchtloſen Phantaſie, dadurch zu bezeichnen. Wiefern ſo etwas mit Abſicht und Freiheit in der Kunſt dargeſtellt wird, gehört es zu der Gattung des Lächerlichen, und daher iſt es gekommen, daß man endlich mit Grotesk eine Art des niedern Komiſchen bezeichnet hat. Man nennt dieſe Art auch

das Groteskkomiſche, welches ſich vornehmlich in der theatraliſchen Tanzkunſt und der dramatiſchen Komik zeigt, wo es mit der Bouffonerie zuſammenhängt. Wenn man es als Unedles und Abgeſchmacktes gerabezu hat verwerfen wollen, ſo hat man nur den rechten äſthetiſchen Geſichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten Ideals. Von dieſer Seite betrachtet, erſcheint es, wo es nur ſonſt mit Geiſt und Witz behandelt iſt, als ungemein ſchätzbar, denn die Satire reicht der Komik ſchweſterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideale zu wirken. dd.

Grouchy (Eman. Gr. v.), geb. zu Paris den 28. Octbr. 1766, aus einer adeligen Familie, lernte den Dienſt in der Artillerie, und trat als Lieutenant in die Gardes du Corps. Er machte ſeinen erſten Feldzug 1792, als Oberſter im Regimente Condé Dragoner bei der Armee des Centrums. Im J. 1793 diente er als Maréchall de Camp bei der Alpenarmee; dann führte er den Vorzug des Küſtenheeres unter General Canclaux, gegen die Royaliſten an der Loire, vertheidigte das Lager von Sorinières, und wurde in dem Treffen am 5. Sept. 1793 verwundet. Als Edelmann mußte er das Heer verlaſſen. Doch bald ſtellte er ſich wieder als gemeiner Soldat unter die Fahnen der Nationalgarden gegen die Vendeer. Nach dem 9ten Thermidor gab ihm die Regierung ein Commando bei der Weſt⸗armee, und ertheilte ihm den 13ten Juni 1795 den Grad eines Diviſionsgenerals. Das Jahr darauf leiſtete er dem General Hoche, an der Spitze des Generalſtabs, wichtige Dienſte und bekleidete hierauf denſelben Poſten bei der Nordarmee; auch nahm er unter Hoche 1797 Theil an der vergeblichen Landung in Irland. Im J. 1798 erhielt er bei der Armee von Italien unter Joubert den Auftrag Piemont zu beſetzen. Er rückte mit ſeiner Diviſion in Turin ein, und zwang den König die Entſagungsurkunde zu unterſchreiben. Als Commandant von Piemont organiſirte er das Land mit Uneigennützigkeit, verfuhr aber mit großer Strenge gegen die Feinde der neuen Ordnung der Dinge. Daher ward vom Directorium nach dem 19. Juny 1799, wegen Gewalt, Mißbrauchs und Erpreſſung eine Unterſuchung gegen ihn verhängt. Unterdeſſen focht Grouchy unter Moreau in Italien mit außerordentlicher Tapferkeit, vorzüglich zu Valencia, San Juliano und an den Ufern der Bormida. In der unglücklichen Schlacht bei Novi erhielt er dreizehn Wunden und ward gefangen. Nach der Schlacht bei Marengo wurde er ausgewechſelt, und diente unter Moreau bei der Rheinarmee. Hier trug er zu dem Siege von Hohenlinden viel bei, und beſchloß mit der Gefangennehmung einiger Bataillone nebſt 30 Canonen zu Steyer den Feldzug. Er wurde nachher zum General⸗Inſpector der Reiterei ernannt, mißfiel aber Buonaparte'n, weil er ſich über Moreau's Prozeß mit Freimüthigkeit äußerte. Die gefährlichſten Aufträge wurden ihm zu Theil. Er leiſtete in der Schlacht bei Friedland wichtige Dienſte, wofür er nach dem Frieden von Tilſit den großen Adler der Ehrenlegion, dann den Grafentitel und das Commandeurkreuz der eiſernen Krone erhielt. In Spanien befand er ſich zu Madrid, als das Volk zu den Waffen griff. Auf Murats Befehl zerſtreute er den Haufen, wobei ein Pferd unter ihm getödtet wurde. Darauf führte er den Vorſitz bei dem Kriegsgericht, welches die mit den Waffen in der Hand gefangenen Spanier zu Tode verurtheilte. Im J. 1809 zeichnete er ſich in dem Heere des Vicekönigs bei Udine, am Iſonzo, in der Schlacht bei Raab, dann bei

Wagram aus, und ſchlug den 14. Juli den Nachzug unter dem Fürſten von Roſenberg. Hierauf ward er zum Generaloberſten der Jäger, und zum Großoffizier des Reichs ernannt. In Rußland focht er 1812 mit gewohnter Tapferkeit bei Valontina und an der Moskwa; auf dem Rückzuge befehligte er unter dem Vice-könig die ſogenannte heilige Schaar. Seitdem lebte er zurückgezogen, weil Bonaparte ihm nicht geneigt war, bis zum Einfall der Feinde in Frankreich, 1814. Jetzt kämpfte er nicht weniger glorreich den 29. Januar bei Brienne, den 14. Februar bei Vauchamp, und den 7. März bei Craone. Nach des Königs Rückkehr erhielt der Duc de Berry die Stelle eines Generaloberſten; für Grouchy aber ward die eines erſten Generalinſpecteurs errichtet. Er glaubte ſich dadurch gekränkt, und ſchrieb deßhalb an den König einen Brief, den man ſehr ungeziemend fand. Gleichwohl ward er im Januar 1815 zum Commandeur des Ludwigsordens ernannt. Als Ludwig XVIII. nach Gent ſich begeben hatte, nahm Grouchy den 1. April die Gouverneurſtelle in der 7. 8. und 9. Militärdiviſion an. Er ging nach Lyon, und foderte die Nationalgarden und die dem König treu gebliebenen Regimenter auf, gegen den Duc d'Angoulême zu marſchiren. Dies geſchah, und Grouchy kam an der Spitze ſeines Heers zu Pont St. Esprit an, als der Prinz eben mit dem General Gilly den bekannten Vertrag abgeſchloſſen hatte. Nachdem er auch dieſe Reſte der königlichen Truppen zerſtreut hatte, ernannte ihn Bonaparte den 17. Mai zum Marſchall, und den 3. Juni zum Pair. Am 16. Juni commandirte er in der Schlacht bei Ligny den rechten Flügel; am folgenden Tage ſollten er und Vandamme den General Bülow abhalten, den Franzoſen in die Flanke zu fallen. Sie ſtießen am 18ten bei Wavres, drei Meilen von Brüſſel, auf den dritten preußiſchen Heerhaufen unter Thielemann, welcher jedoch nach einem ſcharfen Gefecht ſeine Stellung behauptete. Auf die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Waterloo zog ſich Grouchy den 19ten auf Namur zurück, ging dann über die Sambre, und wandte ſich gegen Rheims, um ſich den 24. Juni zu Soiſſons und Laons mit Soult zu vereinigen. Den 30ſten langte er mit 40,000 Mann vor Paris an. Allein die Capitulation von Paris änderte Alles. Nach der Rückkehr des Königs mußte Grouchy, der im 2ten Artikel der Ordonnanz vom 24. Juli mit begriffen war, fliehen. Er ſchiffte ſich zu Guernſey nach den vereinigten Staaten ein, wohnt jetzt zu Philadelphia, und nimmt Theil an der großen Niederlaſſung der franzöſiſchen Ausgewanderten an den Ufern des Mobile.

Grube (auch Grubengebäude, Berggebäude, Zeche genannt) heißt ein auf Gängen, Flötzen, Stock- und Seifenwerken aus einer oder aus mehreren einzelnen beſondern Lagerſtätten der Foſſilien beſtehender, mit den zum Betriebe des Bergbaues nöthigen Waſſer- und Tagegebäuden durch Muthung, Verleihung und Vermeſſung von Privatperſonen erb- und eigenthümlich erlangter oder vom Landesherrn vermöge des Bergregals beſeſſener Bezirk, wo der Letztere, oder eine Gewerkſchaft, oder ein Eigenlöhner Bergleute anfahren läßt, um die darin befindlichen Foſſilien bergüblich zu gewinnen.

Grübel (Johann Konrad), Bürger und Stadtflaſchner zu Nürnberg, war den 3ten Juli 1736 daſelbſt geboren. Von ſeinem Vater, ebenfalls einem geſchickten Flaſchner, lernte er mancherlei künſtliche mechaniſche Arbeiten verfertigen, welche zum Theil nach

Italien in Kirchen und auf öffentliche Plätze gekommen ſind. Vorzüglich aber iſt er, durch ſeine Gedichte in nürnberger Mundart (4 Bde von 1798—1812, der letzte Band herausgegeben von D. Oſterloh und Witſchel) dem Publicum als ein naher Geiſtesverwandter ſeines wackern Landsmannes, Hans Sachs, rühmlich bekannt geworden. Nach einem thätigen, einfachen und lobenswerthen Leben, ſtarb er am 8ten März 1809. Iſt es wahr, was einige Freunde, die den wackern Mann perſönlich gekannt, uns verſicherten, daß man ihn kenne, wie er leibte und lebte, wenn man ſeine Gedichte kenne; ſo lernten wir damit zugleich Grübeln den Menſchen von ſeiner intereſſanteſten Seite kennen. Wenn, ſagt Göthe, der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtſeyn ein Menſch iſt; ſo kann man von Grübeln ſagen, er habe einen außerordentlichen Vorſprung vor andern ſeines Gleichen, daß er mit Bewußtſeyn ein Nürnberger Philiſter iſt. Er ſteht wirklich in allen ſeinen Darſtellungen und Äußerungen als ein unerreichbares Beiſpiel von Geradſinn, Menſchenverſtand, Scharfblick, Durchblick, in ſeinem Kreiſe da, daß er demjenigen, der dieſe Eigenſchaften zu ſchätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falſcher Anforderung, dunkler Selbſtgenügſamkeit, ſondern alles klar, heiter und rein. Die Stoffe, die er bearbeitet, ſind meiſt bürgerlich oder bäueriſch, und er verſteht die Verhältniſſe der Männer und Frauen, Ältern und Kinder, Meiſter, Geſellen und Lehrburſchen, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, ſo wie der Dienſtmägde, der Dirnen, in Geſprächen oder Erzählungen auf das lebhafteſte und anmuthigſte vor Augen zu ſtellen. Manchmal ergötzt er ſich an mehr oder minder bekannten Vademecumsgeſchichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinſchreiten zu der letzten Pointe als das Vorzüglichſte und Eigenthümliche anzuſehen iſt. Andere Gedichte, wo er ſein perſönliches Behagen bei dieſem und jenem Genuß ausdrückt, ſind höchſt angenehm, und ſehr gefällig iſt es, daß der Dichter mit dem beſten Humor, ſowohl in eigener als dritter Perſon, ſich öfters zum Beſten gibt. Daß ein ſo geradſehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächſten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt ſeyn möchte, dieſe und jene Verirrungen zu tadeln, läßt ſich erwarten, allein ſowohl hier als überhaupt, wo ſich ſeine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satire nennen könnte, iſt er nicht glücklich. Die beſchränkten Handelsweiſen, die der kurzſinnige Menſch bewußtlos mit Selbſtgefälligkeit ausübt, darzuſtellen, iſt ſein großes Talent. Hat man nun einen ſo wackern Bürger mit leiblicher Bequemlichkeit, bald in, bald vor ſeinem Hauſe, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhauſe immer heiter und ſpaßhaft geſehen: ſo iſt es merkwürdig, wie er in ſchlimmen Tagen ſich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Übel, ſo wie über die gemeinern ſich erhaben fühlt. Ohne daß ſein Styl einen höhern Schwung nähme, ſtellt er den bürgerlichen Zuſtand während der Theuerung, anhaltenden Froſtes, Überſchwemmung, ja während eines Krieges vor; ſelbſt Spaltung der Meinungen, dieſer fürchterliche innere Krieg gibt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen. Sein Dialect hat zwar etwas unangenehmes, breites, iſt aber doch ſeiner Dichtart ſehr günſtig. Seine Sylbenmaße ſind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig

treu bleibt; ſo macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Grumbach (Wilhelm von), ein fränkiſcher Edelmann, der in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach eine berüchtigte Fehde gegen die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg begann, darauf in die Reichsacht verfiel, und um ſich für den Verluſt ſeiner Güter zu rächen, den Biſchof von Würzburg endlich durch Meuchelmörder umbringen ließ. Als darauf das Domcapitel die Sache vor den Kaiſer brachte, um den Schuldigen beſtraft zu ſehen, verſchaffte ſich Grumbach einen zahlreichen Anhang unter dem fränkiſchen Adel, überfiel mit einem geſammelten Heereshaufen 1563 die Stadt Würzburg, und zwang ſie zu einer ſchimpflichen Capitulation. Aber nicht zufrieden mit dieſem Siege, wandte er ſich jetzt an den Herzog von Gotha, Johann Friedrich, und zog dieſen leichtgläubigen Fürſten durch die betrügliche Hoffnung in ſein Intereſſe, daß er die von Carl V. ſeinem Vater geraubte Churwürde vielleicht durch ihn wieder erhalten könne. Dafür aber traf auch dieſen die Acht, mit deren Vollziehung Churfürſt Auguſt von Sachſen beauftragt wurde. Nach einer harten Belagerung wurde Gotha mit dem feſten Schloſſe Grimmenſtein am 13ten April 1567 übergeben. Der Herzog mußte durch lebenslängliche Gefangenſchaft ſeine Leichtgläubigkeit büßen, Grumbach aber wurde lebendig geviertheilt. Dies war das Ende eines Mannes, der mit Seelengröße, unbezwinglichem Muth, ausdauernder Standhaftigkeit und vieler Einſicht in Staats- und Kriegsgeſchäften gleiche Schwäche, Wankelmuth und Bosheit verband, und der wahrſcheinlich für die Zukunft noch größere Plane gefaßt hatte.

Grund, Gründen, Grundiren. Den Ausdruck Grund gebraucht man bei den zeichnenden Künſten in mannichfaltiger Bedeutung. Er bezeichnet 1. die Materie, worauf eine Zeichnung oder ein Gemählde verfertigt iſt; 2. die Zubereitung dieſer Materie, und die über dieſelbe verbreitete erſte Farbenlage, worauf das Gemählde ſodann geſetzt wird; 3. denjenigen Farbenauftrag, vor welchem man die Gegenſtände des Gemähldes erblickt; die Fläche überhaupt, auf welche die Gegenſtände geſtellt ſind. Über die erſte dieſer Bedeutungen iſt nichts beſonders anzumerken, außer was die Kupferſtecherkunſt betrifft. Hier nennt man den Firniß, mit welchem eine polirte Platte überzogen wird, um ſie zum Ätzen tauglich zu machen, den Grund, und dieſes ganze Verfahren das Gründen, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit des Ätzens abhängt. In dieſen Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht, und dann Ätzwaſſer aufgegoſſen, welches bloß in den mit der Nadel gemachten Umriſſen und Strichen einfrißt. Man hat zweierlei Arten von Ätzgrund, den harten und weichen. Neuere Künſtler übergründen die Platte bisweilen noch; d. h. ſie überſtreichen diejenigen Theile der Platte, an welchen das Scheidewaſſer hinlänglich gefreſſen hat, mit einem Firniß, damit es bloß an den übrigen noch tiefer einfreſſen möge. Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß jede Materie, worauf gemahlt werden ſoll, gehörig zubereitet werden muß, damit das Gemählde theils haltbarer, theils ſcheinbarer werde. Holz überſtreicht man mit Leim, um die Luftlöcher zu füllen, firnißt daſſelbe, und ſtreicht es dann an; Mauergrund muß ebenfalls beſonders zubereitet wer-

den; Leinwand ſpannt man in einen Rahmen, tränkt ſie mit Leimwaſſer, reibt ſie dann mit Bimsſtein und ſetzt eine einfache Farbe auf, worauf, wenn dieſe trocken geworden, die Leinwand noch einmal mit Bimsſtein geglättet wird. Dieſes nennt man ebenfalls Gründen oder Grundiren, gebraucht denſelben Ausdruck aber auch von der erſten aufgetragenen Farbenlage insbeſondere, wobei zu erwägen iſt, daß die Wahl dieſer Grundfarbe für das Gemählde keinesweges gleichgültig ſey, indem ein großer Theil der Friſchheit und Dauer deſſelben davon abhängt. — Bei Grund in der dritten Bedeutung (gleichſam als Hintergrund des Gemähldes) hat der Mahler wohl zu beherzigen, daß gewiſſe Farben einander zerſtören, andere einander heben. Fleiſchfarbe wird blaß auf einem rothen Grunde, Blaßroth erſcheint lebhaft und feurig auf einem gelben Grunde. Man muß alſo den für die dargeſtellten Gegenſtände vortheilhafteſten Grund nach den Geſetzen der Harmonie und des Contraſtes auswählen. Oft beſtimmt der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterſtützt die Maſſen, macht die Figuren in den Details geltend, belebt oder zerſtört den Ausdruck. Von Grund in der vierten Bedeutung iſt zu bemerken, daß man bei Landſchafts- und hiſtoriſchen Gemählden den Grund nach den Graden der Nähe und Entfernung in den Vor-, Mittel- und Hintergrund eintheilt. Der Vor- oder Vordergrund iſt der unterſte Theil deſſelben, welcher die nächſten Gegenſtände vorſtellt; der höhere Theil, welcher die entfernteren Gegenſtände vorſtellt, wird der Hintergrund oder die Ferne genannt. Das allgemeine Geſetz für ſolche Darſtellungen iſt: die Erhöhungen dieſer Theile ſollen nicht leicht unmittelbar über einander zu ſtehen kommen, ſondern durch Abwechſelung einander ungezwungen ausweichen. Es gilt hier eine genaue Beobachtung ſowohl der Farben- oder Luft-, als der mathematiſchen Perſpective. Die entfernteren Gegenſtände werden verkleinert, mit wenigerer Deutlichkeit und ſchwächeren Zügen gezeichnet, und der ferne Farbenton darf gegen die jedesmalige Farbe der Luft und des Himmels nur wenig abſtechen. Wo Entfernung nicht durch Succeſſion der Gegenſtände auszudrücken iſt, da muß es durch einen luftigen Grund geſchehen. Ein Grund iſt friſch, wenn er den Ton der Morgenluft darſtellt; warm, wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; maleriſch, bei einer ſinnreichen Auswahl des durch Farbenſpiel und Beleuchtung Gefälligen; reich, wenn er viele, überladen, wenn er zu viele, arm und karg, wenn er wenige oder zu wenige Gegenſtände enthält. Dieſe Eigenſchaften der Gründe hängen von der auszudrückenden Hauptidee des Künſtlers ab. dd.

Grund und Folge nennt man zwei Gedanken oder Urtheile, die ſo zuſammenhängen, daß das Eine das Andere in Anſehung ſeiner Gültigkeit beſtimmt. Den Grund nennt man auch die Bedingung, und die Folge das Bedingte. Wenn in der Natur zwei Dinge oder Erſcheinungen in einem ſolchen Verhältniſſe ſtehen, daß Eins auf das Andere nothwendig folgt, ſo nennt man ſie auch Urſache und Wirkung. Man nennt daher Urſachen und Wirkungen auch reale Gründe und Folgen, um ſie von den idealen (oder logiſchen) Gründen und Folgen, die bloße Gedanken ſind, zu unterſcheiden.

Grundanſchlag iſt die Abſchätzung oder Berechnung des Capitalwerths aller Grundſtücke und Zubehörungen eines Gutes. Um einen richtigen Grundanſchlag anzufertigen, muß hauptſächlich auf fol-

gende Gegenſtände Rückſicht genommen werden: 1. Iſt der Flächenraum nach genauer Vermeſſung in dem üblichen Landesfeldmaße nach Morgen oder Ackern und Ruthen zu beſtimmen; denn die bloße Abſchätzung deſſelben nach Schritten und dem Augenmaße iſt eben ſo trüglich und falſch, als nach der Ausſaat. 2. Iſt auf das genaueſte die Verſchiedenheit des Bodens oder ſeine innere Beſchaffenheit und Ertragsfähigkeit zu berückſichtigen, und darnach die Grundſtücke eines Gutes in verſchiedene Claſſen zu bringen. Hat man dieſes bewirkt, ſo muß bei Berechnung ihres Kapitalwerths auch noch 3. ihre verſchiedene Lage beachtet werden, weil ein gleichgroßes Feld von einerlei Bodenclaſſe dadurch einen verſchiedenen Kapitalwerth erhält. 4. Muß man unterſuchen, ob der Grund und Boden zu ſeiner Bearbeitung viele oder wenige Arbeitskoſten verurſacht. 5. Wird dabei auch darauf geſehen, welche Producte mit dem größten Vortheile in dem Boden nach ſeiner Lage und nach ſeiner Entfernung von dem Verkaufsorte erbaut werden können. 6. Endlich kann als leitendes Hülfsmittel bei Berechnung des Kapitalwerths der bisherige Ertrag nach einem 25jährigen Durchſchnitt mit benutzt werden; 6= und 12=jährige Durchſchnitte leiſten hier kein Genüge, weil in ſolchen kurzen Friſten keine weſentlichen Hauptveränderungen, die alsdann ſtehend ſind, Statt finden können. X.

Grundbaß, Fundamentalbaß, nennt man die drei Fundamentaltöne jeder Tonart, den Grundton und deſſen Ober= und Unterdominante, auf welche ſich alle in der Harmonie enthaltenen Accorde beziehen müſſen, wenn das Tonſtück einen der Natur der Tonart angemeſſenen Zuſammenhang haben ſoll. dd.

Grundkräfte nennt man diejenigen Kräfte, welche der Materie als ſolcher weſentlich zukommen, und ohne welche dieſelbe nicht gedacht werden kann. Dahin gehört die durch die Körperwelt entwickelte Kraft, mittelſt welcher ſich alle Körper ſelbſt in allen Richtungen und Entfernungen unter einander anziehen. Die Atomiſten leiten dieſe Erſcheinung zwar aus dem Stoße her, allein für dieſen Stoß wiſſen ſie nichts befriedigendes anzuführen. Die Dynamiſten dagegen legen der Materie Zurückſtoßungs= und Anziehungskräfte als weſentliche oder inhärirende Grundkräfte bei, ohne welche keine Materie gedacht werden kann.

Grundriß iſt eine von den Arten der gezeichneten Entwürfe von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude. Mehrere Arten von Riſſen werden nämlich erfodert, um ſich eine Vorſtellung von dem ganzen Bau machen, und den Bau wirklich nach den Riſſen ausführen zu können, denn nach einigen kann man nur die Länge und Dicke, nicht aber die Höhe der Mauern ermeſſen. Daher nun Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchſchnitt, perſpectiviſcher und Deckenriß. Der Grundriß iſt ein nach verjüngtem Maßſtab gemachter Entwurf aller Horizontalflächen, worauf die auszuführenden Stücke eines Gebäudes zu ſtehen kommen. dd.

Grundſatz der ſchönen Künſte, ſ. Kunſt.

Grundſteuer heißt die öffentliche Abgabe, welche auf die Landrente (ſ. d. Art.) gelegt iſt. Die Landrente iſt der ganze Gewinn, der dem Grundeigenthümer als ſolchem zu Theil wird, daher iſt jede Verminderung dieſes Gewinns zugleich eine Verminderung ſeines Grundvermögens, deſſen Werth einzig und allein durch die Größe des daraus zu beziehenden reinen Ertrags beſtimmt wird. Durch Einfüh=

rung einer Grundſteuer wird demnach dem Staate wirklich ein Antheil an dem geſammten Grundeigenthum im Lande eingeräumt und wenn z. B. der 5te Theil der Landrente für immer als Steuer abgegeben werden ſoll, ſo iſt dies in der That nichts Anders als die Abtretung des 5ten Theils des geſammten Grundeigenthums der Bürger. Wie hoch die Grundſteuer angeſetzt werden könne, ohne einen ſchädlichen Einfluß auf die Cultur der beſteuerten Grundſtücke zu äußern, läßt ſich im Allgemeinen nicht beſtimmen. Die im preußiſchen Staate gemachte Erfahrung hat gezeigt, daß ſie von weniger als 1 bis zu 76 Procent des reinen Ertrags ſteigen könne, ohne abſoluten nachtheiligen Einfluß auf die Cultur des beſteuerten Bodens zu äußern. Sehr nützlich aber in dieſer Hinſicht iſt die Feſtſetzung eines nicht zu überſchreitenden Maximums; wo letzteres nicht Statt findet, bleibt der Werth alles Grundeigenthums der Staatsbürger immer höchſt ſchwankend. Die Natur der Landrente als reines Einkommen eignet dieſelbe ganz vorzüglich zu einer Beſteurung; es kommt nur darauf an, ſie genau zu erforſchen und ſie ſowohl vom rohen Einkommen, als auch von den übrigen Gattungen des reinen Einkommens, wozu die Cultur und Benutzung des Bodens Gelegenheit geben, ſorgfältig zu trennen; dieſe Unterſuchung iſt aber in vielen Fällen mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn was beim erſten Anblick reines Einkommen ſchien, erkennt man oft bei genauerer Prüfung als rohes und was anfangs Landrente zu ſeyn ſchien, zeigt ſich oft nachher als Rente vom ſtehenden oder umlaufenden Kapitale (ſ. d. Art.). Höchſt ſchwierig bleibt daher immer die Entwerfung eines richtigen Grundſteuer-Regiſters oder Cataſters, worin die geſammte Landrente des Staats von allem übrigen Einkommen gehörig getrennt, nach dem Durchſchnittsertrage gewiſſer Jahre genau verzeichnet iſt. Kein Staat der neuern Zeit hat einen ſolchen Cataſter aufzuweiſen, überall findet ſich entweder rohes Einkommen mit reinem vermiſcht, oder ein Theil der Rente vom ſtehenden Kapitale als Landrente verzeichnet; bei dieſer fehlerhaften Einrichtung der Cataſter iſt es häufig nicht zu vermeiden, daß ein und daſſelbe Einkommen unter verſchiedenen Namen doppelt beſteuert wird. So wird z. B. oft der Ertrag eines Kapitals, welches der Kapitaliſt dem Landbauer geliehen und womit dieſer ſein Gut verbeſſert hat, einmal vom Landbauer als Landrente und dann noch vom Kapitaliſten als Kapitalrente beſteuert. Bei der Anfertigung des Cataſters kommt es daher vor allen Dingen darauf an, daß die verſchiedenen Gattungen von reinem Ertrage, welche bei dem Grunde und Boden Statt haben, ſorgfältig von einander geſchieden werden. Dieſer ganz reine Ertrag beſteht nämlich 1. aus dem Einkommen, das der Eigenthümer des Bodens als Product der bloßen Naturkräfte aus demſelben zieht; 2. aus den Zinſen und dem Gewinnſte von dem im Boden ſteckenden ſtehenden Kapitale; 3. aus den Zinſen und dem Gewinnſte von dem auf die Urproduction verwandten umlaufenden Kapitale und 4. aus dem Theile des Arbeitslohns, welcher das nothwendige Bedürfniß der bei dieſer Production beſchäftigt geweſenen Arbeiter überſteigt. Von dieſen vier Gattungen des reinen Einkommens iſt bloß die erſte, nämlich das, was als Geſchenk der Natur zu betrachten iſt und dem Eigenthümer des Bodens als ſolchem zu Theil wird, reiner Ertrag deſſelben oder Landrente. Der Umſtand, daß der geſammte reine Ertrag, wozu der Boden Gelegenheit gibt, häufig dem Eigenthümer deſſelben al-

lein zu Theil wird, war Schuld, daß man bei Vertheilung der Grundſteuer jene verſchiedenen Gattungen des reinen Ertrags nicht immer ſorgfältig genug von einander getrennt und eben dadurch oft eine große Ungleichheit der Beſteurung veranlaßt hat. Fließt nämlich dieſer geſammte reine Ertrag dem Eigenthümer des Bodens zu, ſo geſchieht es, weil derſelbe mit der Eigenſchaft des Grundeigenthümers zugleich die des Kapitaliſten und des Arbeiters verbindet. In einem ſolchen Falle hat zwar der Grundeigenthümer den ganzen reinen Ertrag zu beſteuern, aber es dürfen die verſchiedenen Quellen, woraus ihm derſelbe zufließt, nicht mit einander vermiſcht, ſondern eine jede von ihnen muß beſonders berückſichtigt werden, weil die Beſteurung einer jeden nach beſondern Grundſätzen vorzunehmen iſt. Die Trennung der Landrente von dem übrigen reinen Einkommen des Bodens iſt oft höchſt ſchwierig, bisweilen ganz unmöglich, denn es kommt hier darauf an, zu unterſuchen, welcher Antheil an dem geſammten reinen Ertrage des Bodens den Kräften der Natur, und welcher den ſchon längſt vorher darauf verwandten Kräften der Menſchen, dem Kapitale und der Arbeit gebühre; Grundſtücke, die, faſt allein der Natur überlaſſen, gar keinen Ertrag geben, können durch Anwendung von Kapital und Arbeit zu eben ſo hohem Ertrag gebracht werden als andere, deren Ertrag hauptſächlich einem Geſchenke der Natur zuzuſchreiben iſt. Bei der großen Schwierigkeit der Trennung jener Antheile bleibt oft nichts weiter übrig, als den ganzen reinen Ertrag der Länderei ohne Rückſicht auf ſeinen Urſprung als Grundrente anzuſetzen und zu beſteuern. Hieraus allein ſchon ergibt ſich, daß man es beim beſten Willen oft nicht dahin bringen kann, Gleichheit in die Beſteurung der Landrente zu bringen; viel iſt immer ſchon gewonnen, wenn man dieſer Gleichheit nur nahe gekommen iſt. Soll aber der Cataſter nach richtigen Grundſätzen angelegt ſeyn und brauchbare Data enthalten, ſo muß der Entwerfung deſſelben nothwendig vorangehen 1. eine genaue Vermeſſung alles ſteuerbaren Bodens; 2. eine mit Sorgfalt und Sachkenntniß angeſtellte Unterſuchung der Ergiebigkeit aller einzelnen Grundſtücke; 3. eine richtige Ausmittlung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforſchten Naturallandrente. Dieſe Vorbereitungen, ohne welche es durchaus unmöglich iſt, eine nur einigermaßen auf Gerechtigkeit und Billigkeit geſtützte Beſteurung der Landrente zu bewirken, ſind höchſt mühſam und ſchwierig. Denn was zuerſt die Vermeſſung betrifft, ſo gehört ſie zu den weitläufigſten und zugleich koſtſpieligſten Unternehmungen. Für Frankreich z. B. wurde dieſelbe im Jahre 1808 auf 111,000,000 Franken berechnet. Noch wichtiger aber und verwickelter zugleich iſt die Unterſuchung, wie groß in jedem einzelnen Falle die Ergiebigkeit des Bodens ſey oder mit andern Worten, welchen Antheil die Natur an deſſen Erzeugniſſen habe? Es muß zu dieſem Behufe eben ſo ſehr auf die phyſiſche Lage des Grundſtücks, ob daſſelbe z. B. in einer fruchtbaren oder unfruchtbaren Gegend belegen, ob es Überſchwemmungen, Gewitter und Hagelſchäden beſonders ausgeſetzt iſt, als auf die innere Beſchaffenheit des Bodens Rückſicht genommen werden. In Anſehung dieſer letztern iſt oft weder die bloße Beſichtigung des Grundſtücks noch die Kenntniß mehrerer Ernten hinreichend, ein richtiges Reſultat zu liefern, ſondern es muß da, wo eine auffallende Verſchiedenheit der Production ſich zeigt und es zweifelhaft wird, ob der Grund davon in der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens oder vielmehr in einer entweder beſonders erhöhten oder vernachläſſig-

ten Induſtrie liege, eine chemiſche Unterſuchung der Erdoberfläche (Erdkrume) vorgenommen werden. Dies Verfahren iſt aber eben ſo koſtſpielig als mühſam und kann daher nur in ſeltenern Fällen zur Anwendung kommen. Nicht minder ſchwierig als die Unterſuchung der Ergiebigkeit des Bodens iſt die Ausmittelung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforſchten Landrente. Ganz vorzüglich hierbei zu berückſichtigen iſt die topographiſche und merkantiliſche Lage des zu beſteuernden Bodens. Dieſelbe Maſſe roher Erzeugniſſe kann in der einen von allen Märkten ausgeſchloſſenen Gegend kaum halb ſo viel gelten, als ſie in der Nähe eines ſchiffbaren Fluſſes oder einer bedeutenden Hauptſtadt gilt. Wollte man nun bloß die Maſſe der Naturalrente zum Maßſtabe der in Metallmünze zu entrichtenden Abgabe annehmen, ſo würden die Ländereien jener Gegend gerade doppelt ſo ſtark als die Ländereien dieſer zur Steuer angezogen werden, was offenbar ungerecht wäre. Ein Grundſteuercataſter, ſoll er zweckmäßig eingerichtet ſeyn, muß daher nothwendig vier Hauptcolumnen führen, wovon die erſte eine möglichſt genaue Bezeichnung alles ſteuerbaren Grundeigenthums im Lande, die zweite die muthmaßliche Landrente der einzelnen Grundſtücke in Natur, die dritte den Betrag der davon zu entrichtenden Steuerquote in Natur und die vierte den Metallmünzwerth dieſer Steuerquote enthalten muß. Iſt ein auf ſolche Weiſe entworfener richtiger Cataſter wirklich zu Stande gekommen, ſo müſſen die in der dritten Columne aufgeführten Naturalgrundrenten als dauernde und unveränderliche Normen der Beſteurung dienen; eine Wandelbarkeit dieſer Normen würde den Werth alles Grundeigenthums ſchwankend machen. Bei dieſer Unveränderlichkeit der Beſteurungsnormen iſt zwar nicht zu verhüten, daß nach Ablauf einiger Zeit der reine Ertrag der einzelnen Ländereien ungleich beſteuert erſcheine. Die Kapitale und Arbeit z. B., welche ſeit der Entwerfung des Cataſters auf den Boden verwandt worden, können ſo höchſt verſchieden ſeyn, daß von zwei Morgen, deren Landrente damals völlig gleich war, jetzt der eine gerade doppelt ſo hohen reinen Ertrag liefert als der andere. Dieſe Ungleichheit iſt aber in der That nur ſcheinbar, nicht wirklich, ſie verſchwindet, wenn man erwägt, daß die Landrente, ſobald der Boden, deſſen reiner Ertrag ſie iſt, aus dem Eigenthumsbeſitze ſeines erſten Benutzers tritt, nicht mehr als Landrente, ſondern vielmehr als Kapitalrente zu betrachten iſt. Wer z. B. auf eine Länderei, die von ihm zuerſt in Cultur geſetzt worden, 2000 Rthlr. auf deren Verbeſſerung verwendet hat, und jährlich 200 Rthlr. Ertrag davon zieht, mag vielleicht 100 Rthlr. auf die Kapitalrente und die andern 100 Rthlr. auf die Landrente rechnen können, verkauft er aber die Länderei, ſo wird er wohl 4000 Rthlr. dafür bekommen, weil der Käufer dabei berechnen wird, welchen Ertrag er überhaupt mit 4000 Rthlr. ſich wird verſchaffen können, dann wird aber eben dieſer Käufer die ganzen 200 Rthlr. als Kapitalrente anſehen können. Die auf die Landrente gelegte Steuer iſt eine Abgabe vom Capitalwerthe der Grundſtücke, welche derjenige ein für allemal bezahlt hat, der zur Zeit der Einführung jener Steuer im Beſitze des Grundſtücks war. Alle nachherige Beſitzer werden dadurch eigentlich gar nicht getroffen, denn bei jeder Veräußerung des Grundeigenthums iſt die darauf haftende Abgabe bereits in Anſchlag gebracht, folglich der Preis derſelben darnach herabgeſetzt worden. Die Klagen über Ungleichheit der ſchon von langen Zeiten her auferlegten Grundſteuern ſind daher nur dann gerecht,

wenn ſie die Unrichtigkeit des der Steuer zum Grund gelegten Cataſters erweiſen, ſie werden aber ungerecht, wenn dieſe Ungleichheit der jetzigen Steuer durch die Ungleichheit der auf die einzelnen Grundſtücke verwandten Arbeit und Kapitale entſtanden iſt. „In dieſer Rückſicht,“ ſagt Struenſee mit Recht, „kann man es als eine allgemeine Regel der Finanzwirthſchaft annehmen: in den Grundſteuern nichts zu verändern, keinem, der gedrückt zu ſeyn vorgibt, Erleichterung zu geben, niemanden, der zu leicht taxirt iſt, mehr aufzulegen; hier iſt der Fall, wo alles beim Alten bleiben muß.“ Abgaben, welche ſeit undenklicher Zeit von der Grundrente der Ländereien entrichtet worden, ſind in der That nichts anders, als unablösliche Grundzinſen, welche der Staat als Zinsherr von den Beſitzern jener Ländereien als Zinspflichtigen zu fodern hat. In England wird die eigentliche Grundſteuer (Land-tax) ſchon ſeit langer Zeit als ein ſolcher unabänderlicher Grundzins betrachtet und im Jahre 1798 wurde ſogar feſtgeſetzt, daß nicht nur der Abkauf derſelben erlaubt ſeyn, ſondern daß auch jeder Dritte das Recht haben ſolle, dieſe Hebungen durch Erlegung des Kapitalwerths an ſich zu kaufen, ſobald der Zahlungspflichtige verſäume, es binnen der geſetzlichen Friſt zu thun. „Dieſe Unveränderlichkeit der engliſchen Grundſteuer“ ſagt der berühmte brittiſche Agronom Arthur Young „können wir nicht hoch genug erheben, ihr verdanken wir größtentheils die Verbeſſerungen, welche unſere Nachbarn ſo ſehr bewundern; kaufe ich ein Landgut, das aus öden und elend angebauten Grundſtücken beſteht, das jährlich nur 100 Pf. Sterl. dem Eigenthümer, und 5 Pf. St. an Grundſteuer dem Staate einbringt, ſo kann ich durch Verbeſſerungen die jährliche Einnahme von dieſem Gute auf 1000 Pf. St. erhöhen und die Steuer bleibt unverändert dieſelbe. Welches Syſtem könnte dem Landmanne mächtigere Beweggründe darbieten zur Verbeſſerung ſeines Bodens und der Wirthſchaft?“ Mit Unrecht würde man jedoch hieraus folgern, daß der auf ſolche Weiſe von der Grundſteuer verſchont bleibende Theil des gegenwärtigen reinen Ertrags dieſes Bodens völlig unbeſteuert bleiben müſſe; beſteuert darf derſelbe allerdings werden, nur nicht als Landrente, was er nicht iſt, ſondern, weil er von aufgewandten Kapitalen herrührt, als Kapitalrente; welches in Anſehung der Höhe der Abgabe einen ſehr bedeutenden Unterſchied macht. Ganz anders aber verhält ſich die Sache hinſichtlich der im Cataſter aufgeführten Metallmünzwerthe der Naturalgrundſteuerquoten. Wollte man dieſe ebenfalls als unabänderliche Normen der Beſteurung gelten und fortdauernd nach ihnen die in Metallmünze zu entrichtenden Steuerbeiträge erheben laſſen, ſo würden bald die größten Irrthümer und Ungerechtigkeiten daraus hervorgehen, denn politiſche Conjuncturen und ſonſtige Zeitverhältniſſe haben auf den Metallmünzpreis der Naturalien einen ſo weſentlichen Einfluß, daß nach Verlauf gewiſſer Perioden eine Reviſion und Abänderung der im Cataſter als Baſis angenommenen Durchſchnittspreiſe durchaus nothwendig wird. — Sind aber die mancherlei Schwierigkeiten glücklich beſiegt und iſt eine nach einem möglichſt-fehlerfreien Cataſter vertheilte Grundſteuer wirklich zu Stande gekommen, ſo gehört dieſe Abgabe ohne Zweifel zu den vorzüglichſten und paſſendſten Mitteln, die Bedürfniſſe des Staatshaushaltes zu befriedigen. Sie zeichnet ſich vor allen übrigen Abgaben durch Einfachheit, Sicherheit und Wohlfeilheit der Erhebung, ſo wie insbeſondere dadurch aus, daß ſie auf den Preis der rohen Erzeugniſſe keinen nachtheiligen Einfluß hat,

daß ihr kein Steuerpflichtiger entgehen kann, weil ihr Gegenſtand nicht wegzuſchaffen oder zu verhehlen iſt, und daß wegen der Unmöglichkeit, ſie zu umgehen, die Sittlichkeit der Nation dabei nicht im mindeſten gefährdet iſt. (Vergl. d. Art., Abgaben — Häuſer-Steuer.) KM.

Grundſteuer von Frankreich. Eine der Haupturſachen der franzöſiſchen Revolution war die Ungleichheit der Grundſteuer und die Befreiung des Adels und der Geiſtlichkeit, weßhalb wir hier einen beſondern Artikel darüber mittheilen zu dürfen glauben. Als nach dem ſiebenjährigen Kriege die franzöſiſchen Finanzen ſo ſehr zerrüttet waren, wollte Herr von Laverdy, der damalige Finanzminiſter, die Grundſteuer allgemein machen und ſie auf die Güter der Krone, der Prinzen, des Adels und der Geiſtlichkeit ausdehnen. Allein dieſes Project verletzte zu viele Intereſſen und man mußte es aufgeben. Auch fehlte es an einer genauen Statiſtik von Frankreich, die man bei der Vertheilung hätte zum Grunde legen können, und eine ſolche Maßregel, die an ſich ſchon ſo viele Hinderniſſe hat, iſt immer durch den Mangel einer Statiſtik zum Stillſtehen zu bringen. Dieſes wiſſen auch die privilegirten Stände, und ſie widerſetzen ſich daher immer der Aufnahme einer genauen Statiſtik vom ganzen Lande. Als endlich das Deficit von 56 Millionen die Revolution zum Ausbruche brachte, wurde 1791 die Allgemeinheit der Grundſteuer durch ein Decret der Nationalverſammlung feſtgeſetzt. Alle Güter der Krone, der Prinzen, des Adels, der Geiſtlichkeit wurden wie die Güter der Bauern und Bürger in ein und daſſelbe Steuerverband gelegt. Man ging bei dieſem Geſetze von ganz allgemeinen Grundſätzen aus — und dehnte die Grundſteuern auf alles unbewegliche Eigenthum aus, es mochte in Ländereien oder in Häuſern oder Hütten und Hammerwerken beſtehen. Nicht allein die Ländereien des Adels und der Geiſtlichkeit, die bis jetzt von der Grundſteuer ausgenommen geweſen, ſondern auch die Städte, die ebenfalls zu den privilegirten Ständen gehörten, wurden mit ihrem unbeweglichen Eigenthum herangezogen, indem für die Gebäude eine beſondere Steuerrolle gemacht wurde, unter dem Titel: propriétés baties. Als Grundlage für die Grundſteuer wurde nicht der Kapitalwerth des Grundſtücks, ſondern ſein reiner Ertrag nach einem zehnjährigen Durchſchnitt angenommen. Dieſen ſah man als die Silberernte an, die jegliches Grundeigenthum trage, ſeine Natur möge ſeyn, welche ſie wolle, und von dieſer Silberernte nimmt der Staat etwa ein Achtel oder ein Neuntel für ſeine Bedürfniſſe. Dieſe Silberernte wurde durch eine genaue Abſchätzung beſtimmt, bei welcher die beſtehenden Pachtpreiſe als Anhaltpunkte dienten (ſ. Cataſter). Durch das Hinzuziehen der adeligen und geiſtlichen Güter mochte ſich dieſe jährliche Silberernte etwa um 3 bis 400 Millionen vermehrt haben, durch das Hinzuziehen der Städte und der Häuſer vermehrte ſie ſich ebenfalls um 300 bis 350 Millionen und ſo kam es denn, daß die Grundſteuer ſich bis auf 1500 Millionen vermehrte. Man rechnet jetzt die jährliche Silberernte vom Grundeigenthum auf nahe 1200 Millionen, und die von den Gebäuden, Mühlen, Hammerwerken u. ſ. w. über 300 Millionen, ſo daß das Neuntel nahe an 170 Millionen an Grundſteuer einbringt. Jetzt iſt ſie aber viel höher geſpannt, und im Jahr 1818 iſt ſie bis auf 260 Mill. geſtiegen. In England iſt die Grundſteuer nur eine Rente, die abkäuflich iſt, und die Landtaxe brachte im Jahr 1816 nur noch eine halbe Million Pf. Sterl. ein, alſo nur einen Zwanzig-

theil der franzöſiſchen Landtaxe. Die Gewerbe von Frankreich liefern jährlich für 1360 Millionen fertige Waaren. Bg.

Grundſtoffe, ſ. Elemente.

Grundweſen, ſ. Dualismus.

Gruner (Juſtus, Baron), königl. preußiſcher Geheimer Staatsrath und bevollmächtigter Miniſter bei der Tagſatzung in der Schweiz, hat ſich um ſein Vaterland und die deutſche Nation, vorzüglich in den Jahren 1813 bis 1815, ſehr verdient gemacht. Seine kräftigen Auffoderungen an ſeine Mitbürger waren eindringende Prophetenworte, welche die Begeiſterung des deutſchen Volks in dem Freiheitskriege 1813 erhoben und leiteten. Er wurde d. 25. Juni 1814 zum Civilgouverneur des Herzogthums Berg ernannt, nachdem er vorher als ruſſiſcher Staatsrath und Generalgouverneur die Provinz des Mittelrheins ſo muſterhaft verwaltet hatte, daß ihm der Kaiſer Alexander ſelbſt am 13. Oct. 1814 den St. Annenorden erſter Claſſe ertheilte. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba erließ Gruner in Düſſeldorf d. 24. März 1815 einen Aufruf an die Einwohner und den Landſturm von Berg, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen; auch ließ er d. 19. Apr. einen Buß- und Bettag halten, „um den Segen Gottes zur Vollendung des großen Befreiungswerkes Deutſchlands zu erflehen.“ Dagegen erklärte er d. 7. Mai 1815 eine im Moniteur vom 3. Mai ihm zugeſchriebene Proclamation an ganz Deutſchland, angeblich vom 13. April, für falſch und für eine der vielen Lügen Buonaparte's. Den 15. Juni übernahm Sack das Gouvernement vom Herzogthum Berg, und Gruner erhielt die obere Leitung der Armee-Polizei. Während des Aufenthalts der verbündeten Heere in Paris 1815 war er Platzcommandant und machte ſich um die Aufrechthaltung der Ordnung in dieſer Stadt ſo verdient, daß ihn der König von Preußen am Ende d. J. zum Baron ernannte, worauf er den Geſandtſchaftspoſten in der Schweiz übernahm.

Grünſpan, auch Spangrün, Kupfergrün, eſſigſaures Kupfer nennt man ein bekanntes Farbematerial, das im Grunde verkalktes Kupfer (Roſt vom Kupfer) iſt. Nicht bloß wäſſerichte Feuchtigkeiten, ſondern auch Öle und alle fettige Stoffe, beſonders aber ſalzige Subſtanzen und Säuren, löſen das Kupfer zu einem Kalk auf, und bringen bei der Zerſetzung eine neutralſalzige Verbindung zu Stande. Merkwürdig iſt bei der Oxydation (Verkalkung) des Kupfers, daß ſie in der Kälte beſſer von Statten geht, als in der Wärme; in der Siedhitze greifen ſelbſt Säuren, die das Kupfer ſonſt bald zerfreſſen, daſſelbe wenig an. Der verkäufliche Grünſpan wird durch Weineſſig gewonnen, welcher unter allen bekannten Mitteln das beſte iſt. So nützlich und ausgebreitet der Gebrauch des Grünſpans zum Mahlen und Färben iſt, ſo gefährlich iſt dieſer Stoff für die Geſundheit; und kupferne Gefäße können nur bei der größten Sorgfalt und Reinlichkeit ohne Nachtheil gebraucht werden.

Gruppe, Gruppiren. Das Wort Gruppe iſt aus der italieniſchen Sprache entlehnt, von gruppo, und bezeichnet eine Zuſammenordnung mehrerer Körper durch mannichfaltige nothwendige Verhältniſſe zu einem einzigen Ganzen für das Auge. Das Zuſammenſetzen der Geſtalten, nach den Verhältniſſen ihrer Größe, Richtung, Bewegung, und ihrer übrigen Erſcheinungen zu einander, ſofern ſie ein einziges, nothwendig verknüpftes Ganzes ausmachen ſollen, heißt Gruppiren. Eine oder mehrere ſo verbundene Gruppen, räum-

lich von jeder andern, nicht nothwendig zu demſelben Ganzen gehöri-gen, Darſtellung geſchieden, machen das Bild im Sinne der zeichnenden Künſte. Eine gehörige Anordnung und Behandlung der Gruppen, oder die Kunſt des Gruppirens, iſt daher für dieſe Künſte von ungemeiner Wichtigkeit. Es gibt dafür äſthetiſche und artiſtiſche Geſetze. Alle Anfoderungen der Äſthetik an eine Gruppe laſſen ſich auf Einheit des Intereſſes zurückführen, bei welcher die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks keineswegs aufgehoben iſt. In hiſtoriſchen Gemählden erhalten alle Figuren dadurch Beziehung auf die Hauptfigur, auf welche nun die Aufmerkſamkeit vorzüglich gerichtet wird. Die artiſtiſchen Geſetze haben zur Abſicht, die in dieſem Geiſt erfundenen Gruppen dem Sinne faßlich und angenehm zu machen, welches durch die Form und Beleuchtung bewirkt wird. Als Muſterform der Gruppe hat man die Weintraube, den Kegel, die Pyramide genannt. Die Traube nannte Titian als Muſterform, weil ſie nach Umriß und Oberfläche eine Einheit in der angenehmſten Abwechslung, und alle nöthigen Modificationen von Licht und Schatten, Halbſchatten und Wiederſcheinen zeigt. Bei den letzteren Muſterformen hat man auf das Verhältniß der ſchmalern Höhe gegen die breitere Grundfläche geſehen. Mengs verlangt, daß man die größeren Maſſen in die Mitte, die kleineren an den Rand bringe, weil das die Gruppe angenehmer und leichter mache, daß man die Figuren nicht nach der Reihe ſtelle, nicht viele äußere Theile in geraden, horizontalen, ſenkrechten oder ſchiefen Linien anbringe, die geometriſchen Figuren, das allzu Symmetriſche und Wiederholungen vermeide, und nur die ſchönſten Theile zeige. Außerdem räth er, die Gruppe aus Figuren in ungerader Zahl zuſammenzuſetzen, und auf gleiche Weiſe bei der Zuſammenſtellung mehrerer Gruppen zu Einem Bilde zu verfahren. Unter den geraden Zahlen, ſagt er, ſind die erträglichſten die, welche aus zwei ungeraden zuſammengeſetzt werden, z. B. 6, 10, 14; die geraden doppelten aber, z. B. 4, 8, 12, können niemals mit Grazie gebraucht werden. Die Urſache dieſes Rathes iſt leicht zu finden; ſie iſt keine andere, als Vermeidung des allzu Symmetriſchen. Sind nun aber gleichförmige Figuren in einer Gruppe nicht zu dulden, ſo dürften es gleichförmige Gruppen in einem Gemählde wohl eben ſo wenig ſeyn, und Pyramidalgruppe an gleiche Pyramidalgruppe geſetzt würde dem Ganzen ein ſteifes, gezwungenes Anſehn geben. Übrigens können zerſtreut ſcheinende Gegenſtände oft zwei, außerdem getrennte, Gruppen vereinigen, wozu der Künſtler die Kunſtgriffe des Lichtes und Schattens zu Hülfe nimmt. dd.

Gryph (Andreas), war den 11ten October 1616 zu Großglogau in Schleſien geboren, verlor ſeinen Vater noch vor ſeinem fünften Jahre, und 1628 auch ſeine Mutter. Oſtern 1631 ging er nach Görlitz, hier die öffentliche Schule zu beſuchen. Wegen des Kriegs aber kehrte er nach Rickerdorf zu ſeinem Bruder Paul zurück und von da auf die Schule nach Glogau. Auch von hier vertrieb ihn der Krieg. Er kam auf die Schule nach Frauſtadt, wo der berühmte Rector Jacob Rollius ſeine Studien neu belebte, und ging im Mai 1634 nach Danzig. Nach vollendeten akademiſchen Jahren, in denen er ſich eine gründliche Kenntniß der Rechtswiſſenſchaft erwarb, kehrte er 1636 wieder nach Hauſe zurück, und wurde Hauslehrer, mußte aber wegen eines Gedichts, worin er die Leiden ſeines Vaterlandes ſchilderte, ſich entfernen. Nach zehnjährigen Reiſen in Holland, England, Frankreich und Italien, auf welchen er die Bekanntſchaft der

merkwürdigſten Gelehrten machte, kehrte er endlich in ſein Vaterland und nach Frauſtadt zurück. Mehrere Anträge zu akademiſchen Lehrſtellen lehnte er ab, weil er ſeinem Vaterlande dienen wollte. Hierauf wurde er auch 1647 Landſyndicus des Fürſtenthums Glogau. Im J. 1662 ward er Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in welcher er der Unſterbliche hieß. Der kaiſerliche Pfalzgraf, Georg Schönborner, der ihn ſchon 1637 zum Dichter gekrönt hatte, ertheilte ihm auf ſeinen Reiſen auch den Adelsbrief, von dem aber weder er ſelbſt, noch ſeine Familie jemals Gebrauch gemacht hat. Er ſtarb den 16ten Juli 1664 mitten in einer Verſammlung der Landſtände vom Schlage getroffen. In der Geſchichte der vaterländiſchen Poeſie verdient Gryphius als Vater des deutſchen Drama's der ehrenvollſten Erwähnung. Zu einer Zeit, wo wir außer den Faſtnachtsſpielen und den Stücken der Meiſterſänger nur die geiſtlichen Trauerſpiele des Johann Clajus und die Dido eines Ungenannten beſaßen, trat Gryph, der die Alten, ſo wie die Natur und das menſchliche Herz kannte, mit Trauerſpielen auf, die weit über das Vorhandene in edler und würdevoller Sprache, in regelmäßiger Anordnung des gut gewählten Stoffs und in richtiger Charakterzeichnung hervorragen. An Theatereinſicht aber fehlt es ihm ſehr, auch iſt das Sylbenmaß in ſeinen Schauſpielen ſchon der Alexandriner, allein die Form noch nicht ſo enge wie die nachherige franzöſiſche; der Schauplatz wechſelt zuweilen, und die muſikaliſchen, zum Theil allegoriſchen Zwiſchenacte, **Reihen** genannt, haben einige Ähnlichkeit mit den engliſchen Masken. Seine ſehr ergötzliche Poſſe, **Peter Squenz**, eine Erweiterung des burlesken Trauerſpiels Pyramus und Thisbe, in Shakſpeare's Sommernachtstraum, iſt mit Witz und Laune geſchrieben. Es iſt nebſt guten biographiſchen Nachrichten von Gryph in Bredow's nachgelaſſenen Schriften wieder abgedruckt. Auch unter ſeinen vielen Kirchhofsgedanken, Begräbniß- und Hochzeichtgedichten, ſo wie unter ſeinen Oden, geiſtlichen Liedern und Sonetten iſt manches Gelungene. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien nach ſeinem Tode 1698, Breslau und Leipzig.

Guadeloupe, eine wichtige Inſel in Weſtindien, welche ihren Namen von Columbo erhielt, wegen der Ähnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gleiches Namens an der Gränze von Neucaſtilien und Eſtremadura. Sie macht eigentlich zwei Inſeln aus, die durch einen ſchmalen Canal getrennt ſind. Die eine heißt Grande-Terre und die andere eigentlich Guadeloupe oder Basse-Terre, welchen Namen auch die gut befeſtigte Hauptſtadt führt. Die Franzoſen legten ſchon 1635 daſelbſt eine Colonie an, die aber lange in ſchlechtem Zuſtande blieb, bis 1674 der König die Inſel von der weſtindiſchen Compagnie übernahm. Im Jahr 1788 zählte man auf beiden Theilen der Inſel 13,466 Weiße, 3244 farbige Freie und 85,461 Negerſklaven. Die Hauptproducte der Inſel ſind Zucker, Caffee, Indigo, Cakao, Rokou und Baumwolle; die Ausfuhr davon nach Frankreich betrug im J. 1788 über 15 Millionen Franken, die Ausfuhr der nahe gelegenen kleinen Inſeln Marie-Galante, Deſirade und Saintes mitgerechnet. Die Angriffe der Engländer in den Jahren 1691 und 1705 ſchlugen fehl; aber 1759 fiel ſie, nach einer tapfern Gegenwehr, in ihre Gewalt, und kam erſt im Frieden 1763 wieder an Frankreich. Im J. 1793 nahmen ſie die Engländer abermals weg, wurden aber im folgenden Jahre wieder vertrieben, und verloren dabei 1100 Mann an Gefangenen. Seitdem behaupteten ſich die

Franzoſen, bis in den letzten Tagen des Januars 1810 eine überlegene engliſche Macht unter den Generalen Beckwith und Harcourt erſchien, welche der Admiral Cochrane mit einer Escadre unterſtützte, und nach einem lebhaften Treffen am 3ten Februar den General-Capitain Ernouf nöthigte, ſich mit der Beſatzung kriegsgefangen zu ergeben, wodurch ſie Herren dieſer Inſel wurden, die ihnen durch Capereien bedeutenden Schaden zugefügt hatte. In dem den 3ten März 1813 zwiſchen England und Schweden zu Stockholm abgeſchloſſenen Vertrage wurde dieſe Inſel an Schweden abgetreten, das dieſelbe aber im pariſer Frieden, gegen anderwärts zu erhaltende Entſchädigung an Frankreich wieder zurückgab.

Guarini (Giovanni Battiſta), im J. 1557 zu Ferrara geboren, ſtammte aus einer um das Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt verdienten adeligen Familie. Nachdem er in ſeiner Vaterſtadt, zu Piſa und Padua ſtudirt, und am erſtern Orte über die Ethik des Ariſtoteles öffentliche Vorleſungen gehalten, trat er in die Dienſte des Herzogs Alfons II., der ſeine trefflichen Talente ſchätzte, ihn zum Cavalier machte, und als ſeinen Geſandten an die Republik Venedig, an Emanuel Filibert, Herzog von Savoyen, an Gregor XIII., an Maximilian II., an den zum Könige von Polen erwählten Heinrich von Valois, und als dieſer unter dem Namen Heinrich III. den franzöſiſchen Thron beſtiegen hatte, an die polniſchen Stände abſchickte, um ihn, den Herzog, zum Könige vorzuſchlagen. Das Mißlingen dieſer Sendung, für die er einen Theil ſeines Vermögens aufopferte, ward von ſeinen Neidern benutzt, ihm die Gunſt ſeines Fürſten zu entziehen, ſo daß er ſich nach ſo wichtigen Dienſten in Gnaden entlaſſen ſah. Er beſchloß, jetzt in literariſcher Eingezogenheit theils in Padua, theils auf einem Landgute zu leben, wurde aber ſchon im Jahre 1585 als Staatsſecretär zurückgerufen. Er gelangte aufs neue zu großem Anſehn am Hofe, nahm aber zwei Jahre darauf ſeine Entlaſſung, da der Herzog in einem Streit, in welchen Guarini mit ſeiner Schwiegertochter gerathen war, eine ihm mißfällige Sentenz geſprochen hatte, und lebte hierauf wieder als Privatmann. Im J. 1597 trat er in die Dienſte des Großherzogs Ferdinand I. von Toscana; aber auch hier blieb er nur kurze Zeit. Er argwohnte, der Herzog habe die von ſeinem jüngſten Sohne heimlich und wider des Vaters Willen geſchloſſene Ehe begünſtigt, entzweite ſich darüber mit ihm, und begab ſich zum Herzoge Francesco Maria della Rovere von Urbino. Nachdem er demſelben noch einige Zeit gedient hatte, kehrte er nach Ferrara zurück, hielt ſich aber ſeiner zahlreichen Prozeſſe wegen, in die ihn ſeine natürliche Streitſüchtigkeit verwickelt hatte, abwechſelnd zu Venedig, Padua und Rom auf. Im J. 1605 erſchien er als Abgeſandter ſeiner Vaterſtadt in Rom, um Paul V. zu ſeiner Erhebung Glück zu wünſchen. Er ſtarb 1612 zu Venedig. Guarini gehört zu den trefflichſten und zierlichſten Schriftſtellern und Dichtern Italiens, wie ſeine **Briefe**, ſein in dialogiſcher Form abgefaßter **Segretario**, ſein Luſtſpiel **L'Idropica**, ſeine **Rime**, und vor allem ſein **Paſtor Fido** beweiſen. Durch dieſes Schäferdrama, das im J. 1585 zum erſtenmal zu Turin bei der Vermählung Carl Emanuels, Herzogs von Savoyen, mit Catharina von Öſterreich, aufgeführt, nachher häufig auf die Bühne gebracht, und faſt in alle Sprachen überſetzt wurde, iſt ſein Name unſterblich geworden. Der flüchtigſte Blick lehrt, daß daſſelbe keineswegs eine Nachahmung des

Aminta ſey, den es weit übertrifft an ſinnreichen Wendungen, epigrammatiſchen Wortſpielen und dichteriſchem Schmuck, welche Eigenſchaften ihm aber, weil man ſie für das Schäferdrama wenig paſſend hielt, auch häufigen aber ungerechten Tadel zugezogen haben. Guarini's Werke ſind erſchienen zu Ferrara 1737 in 4 Quartbänden.

Gubitz, ſ. Holzſchneidekunſt.

Guelfen und Gibellinen, ſ. Welfen.

Guercino. — Gianfrancesco Barbieri da Cento, mit dem Beinamen Guercino, weil er ſchielte, war zu Cento bei Bologna im J. 1590 geboren, äußerte ſchon in ſeiner Kindheit eine große Neigung zur Mahlerei, fand durch ſein Genie die erſten Grundſätze ſeiner Kunſt ſelbſt auf, und bildete ſich nachher in der Schule der Carracci weiter. Eine Akademie, die er im J. 1616 eröffnete, zog eine große Anzahl Schüler aus allen Theilen Europa's zu ihm. Die kenntnißreiche Königin Chriſtine von Schweden beſuchte ihn, und reichte ihm ihre Hand dar, „um diejenige zu berühren, die ſo viele Meiſterwerke hervorgebracht habe.“ Der König von Frankreich bot ihm die Stelle ſeines erſten Mahlers an, aber er zog es vor, ein Zimmer in dem Palais des Herzogs von Modena anzunehmen. Von Charakter war er ſanft, aufrichtig, höflich, wohlthätig; ſeine Kunſtgenoſſen unterſtützte er nicht nur mit ſeinem Rath, ſondern auch mit ſeinem Credit und ſeinem Gelde. Er ſtarb im J. 1667. Seine vorzüglichſten Arbeiten befinden ſich zu Rom, Parma, Piacenza, Modena, Reggio, Mailand und Paris im Muſeum. Er ſtellte gewiſſe Gegenſtände mit vieler Wahrheit dar; aber Correctheit, Adel und Ausdruck, welche nur durch ein überdachtes Studium erzeugt werden, fehlten ihm gewöhnlich, denn er glaubte dadurch ſein Genie in die Feſſeln der Nachahmung zu legen. Er entfernte ſich beſonders von Guido und Albani, deren Manier ihm ſchwach ſchien. Nie hat wohl ein Mahler mit mehr Leichtigkeit und Schnelligkeit gearbeitet. Als er einſt von Geiſtlichen am Vorabend eines Feiertages gebeten wurde, ihnen für den Hauptaltar einen Gott Vater zu mahlen, vollendete er das Bild in Einer Nacht bei Fackelſchein.

Guerike (Otto von), Bürgermeiſter zu Magdeburg, einer der fleißigſten und verdienſtvollſten Phyſiker des ſiebzehnten Jahrhunderts. Er war daſelbſt den 20ſten November 1602 geboren, ſtudirte zu Leipzig, Helmſtädt und Jena die Rechte, zu Leyden Mathematik, und beſonders Geometrie und Mechanik, reiſ'te nach Frankreich und England, diente eine Zeit lang als Oberingenieur zu Erfurt, wurde 1627 Rathsherr zu Magdeburg, 1646 Bürgermeiſter und brandenburgiſcher Rath, legte fünf Jahre vor ſeinem Tode ſeine Ämter nieder, begab ſich zu ſeinem Sohne nach Hamburg, und ſtarb daſelbſt den 11ten Mai 1686. Er erfand um das J. 1650 die Luftpumpe, zu derſelben Zeit, als Robert Boyle eine ähnliche Idee in England faßte. Durch dieſe Maſchine wurde die Geſtalt der Experimentalphyſik völlig verändert, und eine genauere Kenntniß von der Natur und den Wirkungen der Luft begründet. Im J. 1654 machte er auf dem Reichstage zu Regensburg vor dem Kaiſer Ferdinand III., deſſen Sohne, dem römiſchen Könige Ferdinand IV., mehrern Churfürſten und andern Reichsſtänden die erſten öffentlichen Verſuche mit ſeiner Maſchine. Die erſte Luftpumpe, womit Guerike zwei Halbkugeln ziemlich luftleer machte, wurde auf der königli-

chen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, und iſt 1807 nach Frankreich geſchafft worden. Ohne Zweifel iſt ſie jetzt wieder in Berlin. Ferner erfand Guerike eine Wage, um die Luft zu wägen, und die kleinen Glasfiguren, deren man ſich vor der Erfindung des Barometers bediente, um die Veränderungen der Temperatur anzuzeigen. Über ſeine Verſuche wegen des Drucks der Luft ſ. den Art. Halbkugeln (Magdeburger). Auch mit der Aſtronomie beſchäftigte er ſich. Seine Meinung, daß ſich die Wiederkehr der Cometen werde beſtimmen laſſen, hat ſich beſtätigt. Guerike's wichtigſte Beobachtungen ſind geſammelt 1672 zu Amſterdam in Fol. erſchienen unter dem Titel: Experimenta nova, ut vocant, Magdeburgica u. ſ. w. (Vergl. Luftpumpe.)

Guerillas hießen die leicht bewaffneten undisciplinirten Haufen, welche in dem ſpaniſch=franzöſiſchen Kriege den ſpaniſchen und engliſchen Armeen meiſtens als Tirailleurs dienten, zuweilen aber auch eigene kleine Corps bildeten. Sie wurden zuerſt in Portugal von Wilſon organiſirt. Ihnen verdankt man größtentheils die endlichen Erfolge in dem ſpaniſchen Befreiungskriege. Einige ihrer berühmteſten Anführer waren die Mina's, Empecinado u. A.

Guérin, Schüler von Regnault, iſt einer der intereſſanteſten Künſtler der neuern franzöſiſchen Schule. Eine ſanfte Schwermuth ſpricht aus ſeinen Werken, ein ſtiller Ernſt herrſcht darin. Auffallend iſt ſeine Neigung zu geradlinichten Stellungen, beſonders der Arme. Er neigt ſich zur Antike; ſein Styl iſt edel und anmuthig, ſein Colorit transparent und harmoniſch. Das erſte Gemählde, wodurch er ſich Ruf erwarb, war ſein Opfer vor Äskulaps Statue nach Geßners Idylle. Die dankbaren Kinder umgeben ſtützend den eben wieder geneſenen Vater; das knieende Mädchen iſt äußerſt lieblich; doch hat das Ganze noch Mängel, die von der jugendlichen Unerfahrenheit des Künſtlers zeugen. Es befindet ſich in der Gallerie zu Verſailles. Marcus Sextus war das Gemählde, wodurch Guérin auch noch als Jüngling im Jahr 1800 allgemeines Aufſehen erregte. Sein tiefſtes Gemüth ſpricht ſich darin aus, man ſieht, wie reger Geiſt und zarte Innigkeit die Nacht ſeiner Schwermuth erleuchten. Der edle Verbannte iſt hier dargeſtellt, wie er zurückkehrt und ſeine geliebte Gattin todt findet. Guérins nächſtes Werk, Hippolyt und Phädra, welches 1802 ausgeſtellt wurde, erwarb ihm den Preis und eine Kunſtreiſe nach Italien. Dies Gemählde hat unſtreitig ſehr viele Schönheiten, aber dabei auch etwas Theatraliſches und Übertriebenes. Der Ausdruck der geiſterbleichen, wildverſtörten Phädra, die hier neben Theſeus ſitzend dargeſtellt iſt, erſchüttert auf zu grelle Weiſe. Theſeus, nur von einem Streiflicht beleuchtet, hat echt königliche Würde; herrlich iſt der im ernſten Jünglingsſtolz, im ruhigen Selbſtgefühl ihnen gegenüber ſtehende Hippolyt, an den ſich ſeine Jagdhunde traulich ſchmiegen; er erträgt die falſche Beſchuldigung mit ſtummer Verachtung. Die Einfachheit der Zeichnung dieſes Bildes hat jedoch etwas Geſuchtes, und das Colorit etwas Kaltes. Doch wurde es mit viel Enthuſiasmus aufgenommen, nur der beſcheidene junge Künſtler ſelbſt war nicht mit ſich zufrieden und ſehnte ſich, in Italien den rechten Geiſt der Kunſt zu erſpähen. Man beſchäftigte Guérin nach ſeiner Rückkehr auch ſo wie alle großen Künſtler mit Darſtellung der Zeitbegebenheiten. Er bekam die Aufgabe: Napoleon zu mahlen, wie er den Rebellen in Cairo ver=

zeiht auf dem Platz Elbekeïr. Der ſinnige Künſtler wußte alle Vortheile dieſes Sujets zu benutzen. Die edeln Formen, die glühende Farbe, die mahleriſche Tracht dieſer Morgenländer, der Glanz jenes Himmels, die Eigenthümlichkeit der Landſchaft, die Einheit der Handlung bei der Mannichfaltigkeit der Gefühle, der Contraſt zwiſchen Europäern und Aſiaten, alles diente willig dem kunſterfahrnen Sinn. Links ſteht Napoleon etwas erhöht, man ſieht ihn im Profil, der hier nothwendige Ausdruck des klugen Mißtrauens und des ſtillen Ernſtes iſt meiſterhaft aufgefaßt. Hinter ihm gruppiren ſich ſeine Generale zwanglos und mahleriſch. Ganz vorn, mit dem Geſicht in das Bild hinein nach dem Sieger hingewendet, ſteht der Dolmetſcher, in ruhig edler Haltung ſpricht er für ſeine Landsleute; ein dunkelrother Kaftan wallt bis auf ſeine Füße herab; ein reicher, vielſtimmiger Accord iſt rechts die Gruppe der bezwungenen ägyptiſchen Rebellen. Zwei ängſtlich hoffende, innig flehende Sklaven haben ſich ganz vorn zur Erde geworfen; ein tiefſinnig ernſter Greis, dem weiße Locken das ſchwarzbraune Geſicht umkräuſeln, ſinkt wort- und klaglos neben jenen auf die Knie. Nahverwandt ſcheint ihm ein an Wunden Sterbender, der weiter vorn liegend eben den letzten Lebensathem verhaucht. Hinter jenem Greis befindet ſich der verwundete Anführer der Rebellen, dem franzöſiſche Soldaten die Feſſeln von den entblößten Armen ſtreifen; ungebeugt iſt ſein Wille, trotzig ſein Sinn, er weicht nur der Übermacht, ein Hoffnungsfunken, vielleicht einſt wieder frei zu wirken, glimmt düſter in ihm. Jugendlich arglos und unbefangen neugierig drängt ſich ein Jüngling neben ihm hervor, und hängt mit Auge und Seele an dem bewunderten Sieger. Ältere Muſelmänner, mit niedergeſchlagnem Blick und auf der Bruſt gekreuzten Händen, ſtehen ſtill ergeben weiter zurück; den franzöſiſchen Chaſſeurs, welche die Gefangenen begleiten, ſieht man die Ermattung an. Die Beleuchtung iſt ſehr effectvoll, ein über der Gruppe der Franzoſen ſich ausbreitender Baum wirft Schlagſchatten mit durchfallenden Streiflichtern auf die Ägypter, ſo, daß dies ohnehin dunkelfarbige Volk deſto beſtimmter mit dem klaren, wolkenloſen Himmel contraſtirt. Zur Ausſtellung von 1812 mahlte Guérin das treffliche Gemählde der Andromache. Voll Reiz und Farbenzauber iſt ſein ſpäteres Werk: Cephalus und Aurora. Doch größere Gemählde als je zuvor ſtellte der junge Künſtler 1817 aus: eine Dido, welche der Erzählung des Äneas zuhört, reizend ausgeführt und im ächt Virgiliſchem Sinn gedacht, und eine Clytämneſtra, in dem Augenblick dargeſtellt, wo Ägiſth ſie hindrängt zum Mord des ſchlafenden Gatten. Höchſt genial iſt es zur Beleuchtung dieſer Scene, ſo ein düſteres, blutrothes Licht zu wählen. Guérin mahlt nur ſelten Portraits, aber ſie gelingen ihm trefflich. 1817 trug ihm der König auf, das Portrait des Helden der Vendée, Henri de la Roche Jacquelin zu mahlen, ſo dargeſtellt, wie er eine Verſchanzung erſtürmt; es wurde ein höchſt gelungenes, ausdrucksvolles Bild. 1816 wurde Guérin zum Director der franzöſiſchen Mahlerſchule in Rom ernannt, aber ſeine zarte Geſundheit hinderte ihn, dieſe Stelle anzunehmen. Er iſt Mitglied des Inſtitutes und der Ehrenlegion; ſein Charakter iſt höchſt liebenswürdig, anſpruchslos und beſcheiden. Wl.

Guernſey und Jerſey, zwei im Canal gelegene, zu Großbritannien gehörige Inſeln; beide haben ihre eignen Geſetze.

Guernſey mißt von Südweſt nach Nordoſt 13½ und von Oſt nach Weſt, da, wo ſie am breiteſten iſt, 12½ engl. Meile. Die Luft iſt geſund und der Boden fruchtbar, aber nicht gehörig angebaut. Die Ufer ſind theils durch ſteile Felſen, theils durch künſtliche Befeſtigungen vor jedem feindlichen Angriff geſichert. Der König ernennt einen Statthalter, einen Amtmann und 12 Geſchworne, welche über alle Rechtsſachen, Hochverrath allein ausgenommen, entſcheiden. Die Volkszahl beläuft ſich auf 15,000. Die Hauptſtadt St. Petersport hat einen trefflichen Hafen. Jerſey iſt kaum halb ſo groß als Guernſey und ebenfalls durch Natur und Kunſt ſehr befeſtigt. Die Viehzucht, beſonders auch die Pferdezucht, iſt beträchtlich. Man zählt 20,000 Einwohner. Die wichtigſten Städte ſind St. Helier und St. Aubin, letztere mit einem guten Hafen. Auch hier beſorgen die Verwaltung und die Rechtspflege ein Gouverneur, ein Amtmann und 12 Geſchworne.

Guesclin (Bertrand du), Connetable von Frankreich, verewigte ſich durch ſeinen mit gemeſſener Klugheit verbundenen Heldenmuth. Er war gegen das J. 1314 auf dem Schloſſe Motte-Broon bei Rennes geboren. Die Dichter leiten den Urſprung ſeines Geſchlechts von einem Maurenkönig ab. Seine Ältern vernachläſſigten ſeine Erziehung ſo ſehr, daß er, nach dem Muſter der meiſten Edelleute damaliger Zeit, niemals weder ſchreiben noch leſen lernte. Von ſeiner zarteſten Kindheit an athmete er nur Krieg und Kampf. Er hatte ein Regiment aus ſeinen Altersgenoſſen gebildet, ſich zu ihrem General gemacht, und lehrte ſie, indem er ſie in Compagnien theilte, die Kunſt, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. „Es gibt keinen böſern Jungen auf der Welt," pflegte ſeine Mutter zu ſagen, „immer iſt er verwundet, und ſein Geſicht zerfetzt, immer ſchlägt er oder wird geſchlagen." Den aufbehaltenen Nachrichten zufolge war er ſtark von Wuchs, mit breiten Schultern und nervigen Armen. Seine Augen waren klein, lebhaft und voll Feuer. Seine Phyſiognomie hatte nichts Angenehmes. „Ich bin ſehr häßlich," ſagte er als Jüngling, „den Frauen werde ich nie gefallen; aber ich werde mich wenigſtens den Feinden meines Königs furchtbar zu machen wiſſen." Ganz durch eigene Kraft ſchwang er ſich empor. Siebzehn Jahre alt gewann er den Dank in einem Turnier zu Rennes. Er war unbekannt und wider den Willen ſeines Vaters dahin gegangen. Seitdem führte er unabläſſig die Waffen, und ſtets mit Erfolg. Nach dem unglücklichen Tag von Poitiers im J. 1356 kam er, während der Gefangenſchaft des Königs Johann, deſſen älteſtem Sohne Carl, der die Regierung verwaltete, zu Hülfe. Melun ergab ſich, die Seine wurde befreit und mehrere Plätze unterwarfen ſich ihm. Carl V., der im J. 1364 ſeinem Vater gefolgt war, belohnte ſeine Verdienſte nach Gebühr. In demſelben Jahre trug du Guesclin, dem der König den Oberbefehl über ſeine Armeen anvertraut hatte, den Sieg bei Cocherel über den König von Navarra davon. Seine Erfolge beſchleunigten den Frieden. Dann unterſtützte er Heinrich, der den Titel eines Königs von Caſtilien angenommen hatte, gegen ſeinen Bruder Peter den Grauſamen, entriß dieſem die Krone und ſicherte ſie Heinrichen, der ihn dafür mit einer großen Geldſumme belohnte und zum Connetable von Caſtilien ernannte. Bertrand kehrte bald wieder nach Frankreich zurück, um ſein Vaterland gegen England zu vertheidigen. Die bisher in allen Gefechten ſiegreichen Engländer wurden überall geſchlagen. Zum

Connetable von Frankreich erhoben, überfiel er ſie in Maine und Anjou, und nahm ſelbſt ihren Anführer Grandſon gefangen. Er brachte Poitou und Saintonge unter die Herrſchaft Frankreichs, ſo daß den Engländern nichts übrig blieb, als Bordeaux, Calais, Cherbourg, Breſt und Bayonne. Mitten unter ſeinen Triumphen ereilte ihn der Tod vor Château-neuf-de-Randon, den 13ten Juli 1380. Sein Leichnam ward mit königlichen Ehren neben dem Grabmale beerdigt, das Carl V. für ſich beſtimmt hatte. Nach ihm hat Frankreich unter ſeinen vielen großen Feldherren nur Einen gehabt, der mit ihm verglichen werden kann, Turenne. Zwiſchen beiden findet ſich eine merkwürdige Ähnlichkeit. Beide waren gleich tapfer, gleich beſcheiden, gleich großmüthig. Du Guesclin war zweimal vermählt, hinterließ aber keine Kinder, außer einem natürlichen Sohne, Michel du Guesclin.

Guglielmi (Pietro), war im Mai 1727 geboren zu Maſſa Carrara, woſelbſt ſein Vater, Giacopo Guglielmi, Capellmeiſter des Herzogs von Modena war. Er ſtudirte bis zu ſeinem achtzehnten Jahre die Muſik unter ſeinem Vater; darauf ging er nach Neapel in das Conſervatorio di Loretto, welches der berühmte Durante dirigirte. Guglielmi verrieth wenig Anlage zur Muſik, aber Durante hielt ihn zu den trockenen Studien des Contrapunkts und der Compoſition an. Er trat mit dem 28ſten Jahre aus der Anſtalt, und fing ſogleich an, für die italieniſchen Theater komiſche und heroiſche Opern zu componiren. In beiden Gattungen arbeitete er mit gleichem Glück. Er wurde nach Wien, Madrid und London berufen, und kehrte in einem Alter von ungefähr funfzig Jahren nach Neapel zurück. Hier zeigte ſich ſein Talent am glänzendſten. Zwei Meiſter hatten das große Theater von Neapel eingenommen, und ſtritten um die Palme, Cimaroſa und Paëſiello. Er nahm die edelſte Rache an letzterem, über den er ſich zu beklagen hatte. Jedem Werke ſeines Gegners ſtellte er ein anderes entgegen, und beſiegte ihn unabläſſig. Im J. 1793 ernannte ihn der Papſt Pius VI. zum Capellmeiſter von St. Peter. Dieſer Poſten, den er noch in ſeinem 65ſten Jahre antrat, gab ihm Gelegenheit, ſich in der Kirchenmuſik auszuzeichnen. Man zählt von ihm über zweihundert Werke, welche ſich durch einfachen und lieblichen Geſang, durch eine klare volltönende Harmonie, und durch Begeiſterung und Originalität auszeichnen. Von ſeinen heroiſchen Opern ſind beſonders berühmt: Artaserse, la Clemenza di Tito, la Didone, Enea e Lavinia; von ſeinen Oratorien: la Morte d'Oloferne, Debora e Sisara, und von ſeinen komiſchen Opern: la Virtuosa in Mergellina, le due Gemelle, la Serva innamorata, la Pastorella nobile, la bella Pescatrice. Er ſtarb den 19ten November 1804 in ſeinem 77ſten Jahre. Sein Sohn, Pietro Carlo, iſt ebenfalls ein ausgezeichneter Componiſt; er hat die erſten Proben ſeines Talents in Neapel und Rom abgelegt, und befindet ſich gegenwärtig zu London. Er hat viele komiſche Opern componirt; als ſein vorzüglichſtes Werk werden I due gemelli genannt.

Guiana, ein ausgedehnter Landſtrich in Südamerika, vom Orinocco nach Norden, vom Amazonenfluß nach Süden, vom atlantiſchen Ozean nach Oſten und Nord-Oſten und von Neu-Granada nach Weſten begränzt. Dies Land erſtreckt ſich längs der Küſte 100 Seemeilen weit, von dem Ausfluß des Orinocco bis zu der Mündung des Marañon oder Amazonenfluſſes. Da man jetzt weiß, daß

ſich der Orinocco mit dem Marañon durch Seitenſtröme verbindet, ſo iſt eigentlich das ganze Land als Inſel zu betrachten. Entdeckt ward Guiana von dem ſpaniſchen Seefahrer Vasco Nuñez, der im Jahr 1504 die ganze Küſtenſtrecke vom Orinocco bis zum Marañon befuhr, und ſie Tierra firma nannte. Indeſſen ſcheinen die Spanier ſich ſo wenig um die Benutzung und Verfolgung dieſer Entdeckungen bekümmert zu haben, daß der engliſche Seefahrer Walther Raleigh, im Jahre 1595, 100 Meilen weit in den Orinocco hinaufſegelte. Dann fanden ſich mehrere Freibeuter an dieſen Küſten ein, und 1634 war ſchon in Surinam eine Anſiedelung von Franzoſen und Engländern unter der Anführung eines Capitain Marſchall, welche in Menge Tabak bauten. Dieſe Colonie wurde anfangs unter brittiſchen Schutz geſtellt, dann aber den Holländern überlaſſen. Späterhin haben ſich mehrere Nationen angeſiedelt: die Franzoſen zwiſchen den Flüſſen Maroni und Oyapock; die Portugieſen zwiſchen dem letzteren und dem Amazonenfluß; die Holländer zwiſchen dem Maroni und dem Cap Naſſau; die Spanier endlich von dem letzteren an bis zur Mündung des Orinocco und noch mehrere 100 Meilen ins Land hinein. Das ſpaniſche Guiana iſt bei weitem die größte und wichtigſte Beſitzung; zwar haben ſie an der See nur etwa eine Küſte von 40 Seemeilen, aber es ziehen ſich ihre Niederlaſſungen immer längs des Orinocco hinauf, bis dieſer den Äquator erreicht, und das Land, das ſie beſitzen, gehört zu dem allerfruchtbarſten auf dem Erdboden. Allein es iſt ganz von der wilden und blutdürſtigen Nation der Karaiben bevölkert, deren Haß gegen die Spanier die Holländer unterhalten ſollen, um ihren eigenen Handel weiter ausbreiten zu können. Die Hauptſtadt des ſpaniſchen Guiana, St. Thomas, liegt am rechten Ufer des Orinocco, ungefähr 50 Meilen landeinwärts; ſie iſt der Sitz eines Statthalters und eines Biſchofs. Die Bevölkerung des ſpaniſchen Guiana wird auf 34,000 Menſchen berechnet, von denen 19,000 Eingeborne unter der Botmäßigkeit der Spanier ſtehen. In dem holländiſchen Antheil iſt Parmaribo am Ausfluß des Surinam der Hauptort. Auch in Berbice, Demerari und Eſſequebo ſind vorzügliche Niederlaſſungen, wo beſonders Zucker, Reiß, Baumwolle, Caffee und Farbehölzer gebaut und ausgeführt werden. Man führte ſonſt für mehr als 2 Millionen Reichsthaler rohen Zucker, für eben ſo viel Caffee, für eine halbe Million Baumwolle, für 150,000 Thaler Cacao, und ungefähr für 4000 Thaler Farbehölzer aus. Die Holländer unterhielten bloß für dieſen Handel 70 Schiffe, und die Zahl der Sklaven im holländiſchen Guiana war 60,000. Allein die Colonie iſt theils durch die Ungeſundheit des Clima's, theils durch den Eigennutz der Beſitzer, theils durch die Rohheit und das grauſame Betragen der Aufſeher gegen die Neger zu Grunde gerichtet. Was das franzöſiſche Guiana betrifft, ſo iſt Cayenne, auf einer Inſel am Meere, der Hauptort. Es gibt nur 50 Pflanzorte im ganzen Lande, und man hat die Bevölkerung nie höher, als auf 9000 Seelen anſchlagen können. Es trug dieſe Colonie jährlich kaum 200,000 Thaler an Werth der Ausfuhr; der Zucker, dort gewonnen, wurde nur auf 500 Thaler geſchätzt, und doch koſtete dieſe Colonie der franzöſiſchen Regierung weit mehr als 200,000 Thaler jährlich.

Guibert (François Antoine, Graf von), wurde den 12ten November 1743 zu Montauban geboren, woſelbſt ſein Vater, ein

Mann von ausgezeichneten militäriſchen Kenntniſſen und dem trefflichſten Herzen, in dem Regimente Auvergne diente; ſpäter wurde derſelbe Gouverneur der Invaliden. Der junge Guibert wurde zu Paris in einem Inſtitut erzogen, und folgte in einem Alter von dreizehn Jahren ſeinem Vater in dem ſiebenjährigen Krieg nach Deutſchland, wo er drei Feldzügen als Hauptmann in dem Regiment Auvergne beiwohnte, und eben ſo vielen in dem Generalſtabe der Armee, bei der ſein Vater damals als Maréchal de camp ſtand. Hier fehlte es ihm eben ſo wenig an Gelegenheit, ſeine militäriſchen Kenntniſſe zu erweitern, als ſich auszuzeichnen. In dem Treffen bei Vellinghauſen im J. 1761 hatte er die beſonnene Verwegenheit, eine durch den Wechſel der Umſtände unpaſſend gewordene Ordre, die er überbringen ſollte, dem Bedürfniß gemäß abzuändern, wodurch er zu dem glücklichen Ausgang deſſelben weſentlich beitrug. Er diente hierauf mit Auszeichnung in dem Kriege von 1766, und befand ſich in Corſica in der Schlacht von Ponte-Nuovo, welche Frankreich in den ſichern Beſitz dieſer Inſel ſetzte. Der Anführer dieſer Expedition, Graf Vaux, erwähnte ſeiner ſo rühmlich, daß er vom Könige das Ludwigskreuz und bald darauf als Oberſter das Commando der neu errichteten corſiſchen Legion erhielt. Er war damals vierundzwanzig Jahr alt. Seine Muße benutzte er zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und ſein Essai général de Tactique, précédé d'un Discours sur l'état de la Politique et de la Science militaire en Europe (Londres 1772), vermuthlich ſchon während der deutſchen Feldzüge geſchrieben, erregte um ſo mehr allgemeines Aufſehen, als man bei den meiſten Heeren damals mit bedeutenden Reformen beſchäftigt war. Hierauf machte er eine militäriſche Reiſe durch Deutſchland. Sein während der Reiſe geführtes Journal, in welchem er, oft nur mit wenigen Worten, ſeine Beobachtungen aufzeichnete, iſt in dieſer Geſtalt unter dem Titel erſchienen: Journal d'un Voyage en Allemagne, fait en 1773, ouvrage posthume de Guibert, publié par la veuve et précédé d'une notice historique sur la vie de l'auteur par Toulongeon, avec fig. 1803. So unvollkommen auch dieſer bloß für den Verfaſſer ſelbſt beſtimmte Entwurf erſcheint, ſo wird er doch intereſſant durch viele Schilderungen und Anekdoten von berühmten Männern, beſonders auch von Friedrich II., deſſen große Eigenſchaften er leidenſchaftlich bewundert. Noch vor ſeiner Abreiſe aus Frankreich hatte ſich Guibert durch die drei Trauerſpiele: Le Connétable de Bourbon, la mort des Gracques und Anna Boleyn auch als dramatiſchen Dichter gezeigt; doch haben dieſe Stücke kein dauerndes Anſehn behaupten können, da Styl und Compoſition zu mangelhaft ſind. Im Jahr 1779 erſchien ſeine Défense du systême de guerre moderne. Eine Streitigkeit über Gegenſtände der Taktik, in die er ſich um dieſe Zeit verwickelt ſah, und wobei er ſich gegen den Marſchall von Broglio erklärte, der das auf den Küſten der Normandie zuſammengezogene Übungslager befehligte, veranlaßte ihn zu mehrern Schriften, unter andern zu der Réfutation complète du systême de M. Mênil Durand. Sein Regiment, welches nach Amerika beſtimmt war, erhielt Gegenbefehl, und Guibert mußte zu ſeiner Kränkung zurückbleiben. Die ihm dadurch gewordene Muße benutzte er zur Ausarbeitung ſeiner Histoire de la milice françaiſe, die jedoch nicht im Druck erſchienen iſt. Er bereiſ'te um dieſe Zeit auch die Provinzen Frankreichs, um die Invaliden-Com-

pagnien für ſeinen Vater zu beſuchen und den vorhandenen Mißbräuchen bei denſelben abzuhelfen. Im J. 1786 ward er Mitglied der franzöſiſchen Akademie; 1787 ſchrieb er ſeine berühmte Lobrede auf Friedrich II., welche zu den würdigſten Denkmälern gehört, die dem großen Könige geſetzt worden ſind. Überhaupt gehören Guiberts Lobreden, unter denen wir noch eine auf Thomas und eine andere auf ſeine Geliebte, die l'Eſpinaſſe, nahmhaft machen, zu ſeinen vollendetſten Arbeiten. Energie, Phantaſie, Klarheit und eine gewiſſe Kunſtloſigkeit feſſeln den Leſer und entſchädigen ihn für manche Nachläſſigkeit. Guibert war indeß bis zum Maréchal de Camp hinaufgerückt und Referent des Kriegsraths geworden, der an die Stelle des Kriegsminiſters geſetzt, und dem die Ausarbeitung eines neuen Militärcodex übertragen worden war; ein Poſten, der ihm viel Arbeit und zugleich viel Verdruß verurſachte. Er ſtarb den 6. Mai 1790 im 47ſten Jahre ſeines Alters. Der Hauptzug in ſeinem Charakter war Ruhmbegierde und eine alles umfaſſende Thätigkeit, ſeine herrſchende Leidenſchaft und ſein Lieblingsſtudium waren Kriegskunſt und Kriegswiſſenſchaft. Er hatte ein ſtarkes Gedächtniß und eine ſehr richtige Beurtheilungskraft.

Guicciardini (Francesco), geboren zu Florenz d. 6. März 1482, aus einer edlen und alten Familie, ſtudirte zuerſt die Rechtswiſſenſchaft, und erwarb ſich vor Gericht einen ſolchen Ruf, daß er als Geſandter an den Hof Ferdinands von Aragonien geſchickt wurde. Drei Jahre darauf, im J. 1515, nahm ihn Leo X. in ſeine Dienſte, und übertrug ihm das Gouvernement von Modena und Reggio. Parma, welches belagert wurde, vertheidigte er mit Muth und Klugheit. So erzählt er ſelbſt in ſeiner Geſchichte, dagegen Angeli, Verfaſſer einer Geſchichte von Parma, berichtet, daß während der Belagerung ſich niemand unentſchloſſener gezeigt habe, als eben Guicciardini; er habe ſtets ſeine Pferde bei ſich gehabt, um zu entfliehen, und es würde unfehlbar geſchehen ſeyn, wenn die Einwohner nicht ſeinen Muth aufgerichtet und den Feind mit Nachdruck zurückgeſchlagen hätten. Dennoch wurde Guicciardini nach dem Tode Leo's X. und Hadrian's VI. unter Clemens VII. Gouverneur von Bologna, aber Paul III., getäuſcht von Feinden, welche ſein Eifer für ſtrenge Beobachtung der Geſetze ihm zugezogen hatte, nahm ihm dieſen Poſten. Guicciardini kehrte hierauf in ſein Vaterland zurück, und lebte daſelbſt bis an ſeinen Tod 1540 als Philoſoph, Gelehrter und Bürger, nachdem er ſich nicht unrühmlich auf der öffentlichen Laufbahn gezeigt hatte. Erſt zwanzig Jahre nach ſeinem Tode erſchien ſeine noch jetzt als ein claſſiſches Werk geſchätzte Istoria d'Italia, welche den kurzen, aber thatenreichen Zeitraum vom Jahr 1494 bis 1522 in zwanzig Büchern umfaßt. Ihre Vorzüge ſind Wahrheitsliebe, Genauigkeit, glückliche Entwickelung der erzählten, von ihm ſelbſt erlebten Begebenheiten, Scharfſinn und Tiefblick in ihrer Beurtheilung, und eine correcte Schreibart, einfach, aber nicht ohne Eleganz.

Guido Reni, ſ. **Reni**.

Guignes (Joſeph de), einer der gelehrteſten Orientaliſten, geb. zu Pontoiſe d. 19. Oct. 1721, ſtudirte die Sprachen des Orients unter dem berühmten Etienne Fourmont, und ward 1741 zum königlichen Dolmetſcher, und 1753 zum Mitglied der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften ernannt. Er legte ſich beſonders auf das Studium der chineſiſchen Charaktere. Indem er ſie mit den alten Sprachen verglich, glaubte er zu entdecken, daß ſie nur eine Art von Mo-

nogrammen ſeyen, gebildet aus drei ägyptiſchen Buchſtaben, und daraus ſchloß er, daß China durch eine ägyptiſche Colonie bevölkert worden ſey. Das Journal des savants hat er 35 Jahre lang, ſo wie die Memoiren der Akademie mit einer großen Anzahl von Aufſätzen bereichert, in denen ſich tiefe Gelehrſamkeit, neue Anſichten und eine ſcharfſinnige Kritik zeigen. In einem Alter von faſt 80 Jahren gerieth er durch die Revolution in Mangel; aber auch in dieſen Verhältniſſen behielt er ſeine Gemüthsruhe, ſeine Uneigennützigkeit und ſeine Unabhängigkeit, die ihm nicht erlaubten, irgend eine Unterſtützung anzunehmen. Er ſtarb zu Paris d. 10. März 1800. Unter ſeinen zahlreichen Schriften behauptet unſtreitig den erſten Platz ſeine Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tartares occidentaux, 5 V. 4. In dieſem Werke, auf welches der Verfaſſer einen unermeßlichen Fleiß wendete, und zu welchem er die Materialien aus den wichtigſten, zum Theil noch unbenutzten morgenländiſchen Quellen, zu denen er ſich den Weg durch ein umfaſſendes Sprachſtudium gebahnt hatte, ſchöpfte, findet man viele Aufſchlüſſe über die Geſchichte des Khalifats, der Kreuzzüge und des Orients überhaupt. Von Seiten des Fleißes iſt kaum etwas zu wünſchen übrig geblieben; dagegen vermißt man hin und wieder die gehörige Sorgfalt im Styl, einen reinen Geſchmack und die nöthige Kritik. Die Sprache iſt zum Theil nachläſſig behandelt, und dieſer Mangel macht die ohnehin trockene Lectüre noch beſchwerlicher. Ein beſſ'rer Geſchmack würde die eigenthümlichen orientaliſchen Ausdrücke kräftiger gegeben haben. Mehr Philoſophie war nöthig, um die Dichtungen des Orients zu ergründen, die wahren Triebfedern der Ereigniſſe zu enthüllen, und die Hauptſachen zu erörtern, über welche oft zu leicht hinweggeſchlüpft wird. De Guignes hat, wie Herbelot, aus einer Maſſe von Manuſcripten geſchöpft, und iſt, wie dieſer, in häufige Wiederholungen und zuweilen in Widerſprüche verfallen. Von großem Werthe ſind: ſein Mémoire, dans lequel on prouve que les Chinois sont une Colonie egyptienne; eine Überſetzung des Chou-King (vom Pater Gaubil), eines der heiligen Bücher der Chineſen; l'Art militaire des Chinois, von Amiot überſetzt, und von de Guignes herausgegeben, und einige andere, außerdem 29 Abhandlungen in den Memoiren der Akademie, und verſchiedene Beiträge zu den Notices et extraits de la Bibliothèque royale.

Guignes (Chrétien Louis Joſeph de), des Vorigen Sohn, ein vorzüglicher Kenner der chineſiſchen Sprache und Literatur, geb. zu Paris d. 25. Aug. 1759, lernte von ſeinem Vater Chineſiſch. Seine erſte Schrift war ein Mémoire sur le planisphère chinois, in der Sammlung der Akademie der Wiſſenſchaften Savants étrangers, T. X., 1781. Im J. 1784 ging er als franzöſiſcher Reſident nach China. An die Akademie der Wiſſenſchaften und der Inſchriften, deren Correſpondent er war, ſchickte er nautiſche und aſtronomiſche Beobachtungen ein. In den Jahren 1794 und 1795 begleitete er die holländiſche Geſandtſchaft nach Peking, und leiſtete ihr, da er gut chineſiſch ſprach, weſentliche Dienſte. Im J. 1801 kehrte nach Frankreich zurück, und gab heraus: Observations sur le voyage de M. Barrow, 58 S., ferner: Voyages à Peking, Manille et l'isle de France, Paris 1808, 3 Vol., mit einem Atlas. Einige Aufſätze von ihm im Mag. encycl. Mars 1807 und in den Annales des voyages II. et X. ſind zum Theil Widerlegungen der Kritiken der Herren Hager und Montucci. Sein Dictionnaire chinois, françois et latin, Paris

1813, Fol. 1200 S., ein typographiſches Meiſterwerk, iſt das erſte in ſeiner Art, hat aber manchen Tadel erfahren. Der Verfaſſer ſoll dabei die Arbeiten des P. Baſile de Glemona ſich zugeeignet haben.

Guillotine. Irriger Weiſe wird dieſe Köpfmaſchine für eine während der franzöſiſchen Revolution von dem Arzte Guillotin zu Paris gemachte neue Erfindung gehalten, und eben ſo falſch ſind die gewöhnlichen Meinungen über dieſen Mann von ſtrenger Rechtſchaffenheit, der zu Saintes im Jahr 1738 geboren, vor der Revolution in ziemlicher Dunkelheit lebte, durch ſeine Bittſchrift der ſechs Corps aber, für die er von Seiten der Regierung verfolgt wurde, die Theilnahme des Volks, das ihn im Triumph aus dem Gerichte zurückführte, auf ſich zog, und bald darauf zum Mitglied der Nationalverſammlung ernannt wurde, wo er ſich durch ſeine Charaktermilde auszeichnete, und am 1. Dec. 1789 einen Bericht über das peinliche Geſetzbuch abſtattete, in welchem der Ton der äußerſten Humanität herrſchte, und den er mit dem Vorſchlage der unglücklichen Maſchine, ſtatt des qualvollen Stranges, ſchloß, die ſeinen Namen erhielt, und in der Folge, ganz gegen ſeine Abſicht und Meinung, das Werkzeug zur Hinrichtung ſo vieler unſchuldigen Schlachtopfer wurde. Er ſtarb d. 26. Mai 1814 in Paris als einer der geſchickteſten Ärzte. Wie Pater Labrat in ſeinen Reiſen erzählt, iſt die ſogenannte Guillotine urſprünglich und eigentlich eine perſiſche Erfindung. Daß ſie aber auch in Europa ſchon früh gebraucht wurde, beweiſen mehrere alte Erzählungen und Denkmäler. Conradin von Schwaben wurde zu Neapel nicht durch das Schwert, ſondern allen Nachrichten zufolge, durch eine Art von Guillotine enthauptet, die man die welſche Falle nannte, und deren Gebrauch überhaupt in Italien nicht ungewöhnlich war. Aber auch in Deutſchland, Böhmen, England und andern Ländern kannte man ſie. Während der Revolution wurde am 25. April 1792 der erſte Verurtheilte mit der Guillotine hingerichtet. Hernach kamen portative Guillotinen in Gebrauch, welche von Ort zu Ort gebracht und aufgerichtet wurden. Unter der neuen königlichen Regierung der Bourbone iſt dieſe Maſchine, an die ſich ſo entſetzliche Erinnerungen knüpfen, außer Gebrauch geſetzt worden.

Guinea, ein großes Land im weſtlichen Theile von Afrika, deſſen Gränzen von den verſchiedenen handelnden Nationen ganz verſchieden beſtimmt werden. Die Holländer rechnen ganz Senegambien dazu, und fangen vom Cap Blanko 21° N. B. an, die ganze Küſte bis hinunter nach Kongo und Loango, Guinea zu nennen. Nach den Franzoſen liegt Guinea zwiſchen dem Cap Monte 11½° W. L. und dem Cap Lopez. Die Engländer belegen den Strich zwiſchen dem Gambia, 12½° und dem Palmenvorgebirge 4° N. B., mit dem Namen Ober- oder Nordguinea und Südguinea erſtreckt ſich dann vom Palmenvorgebirge bis zum Cap Lopez. Es gehört demnach, wenn wir dieſe Beſtimmung annehmen, die Hälfte von Senegambien, das Land der Fulahs, Sierra Leona, die Küſte Sanguin, die Körner-, Zahn- und Goldküſte, das Reich Dahomey, Whida, Benin, Ovare, es gehören endlich die unbenannten Länder zwiſchen dem fünften Grad N. B. und dem erſten Grad S. B. zu Guinea. Das Land erſtreckt ſich alſo beinahe 500 Seemeilen an der Küſte hinunter und wird von den mannichfaltigſten Völkern bewohnt. Da es zum Theil unter dem Äquator liegt, ſo iſt die Hitze natürlich das ganze Jahr hindurch außerordentlich groß. Indeſſen, wenn wir die Gegend um den Gambia ausnehmen, die, wie die ganze Küſte bis an den Rio Grande, ſehr niedrig,

und daher ungeſund iſt, ſo iſt der gröẞte Theil des Landes an ſich geſünder, als manche andere Gegenden zwiſchen den Wendekreiſen. Das Innere des Landes iſt ſehr wenig bekannt. Nur die Umgebungen der europäiſchen Niederlaſſungen am Gambia, auf Bulam, in Sierra Leona, auf der Goldküſte und in Benin, ſind neuerlich etwas bekannter geworden. Entdeckt wurden dieſe Länder zuerſt im Jahr 1455 durch den Venetianer Ca da Moſto (ſ. d. Art.), in Auftrag des Infanten Heinrich. Später kamen auch andre Europäer dahin. Die Portugieſen haben im ſüdlichen Theil die meiſten Niederlaſſungen. Die Engländer, Holländer und Dänen auf der Goldküſte, Franzoſen am Gambia, in Sierra Leona und in Benin, und ſogar die Preußen errichteten unter dem großen Churfürſten drei Niederlaſſungen auf der Goldküſte, die ſie indeß nach dreißig Jahren wieder an die Holländer verkauften. Unter den verſchiedenen Gebieten, in welche Guinea eingetheilt wird, iſt beſonders die Pfeffer- oder Körnerküſte merkwürdig. Sie erſtreckt ſich 100 Seemeilen weit vom Cap Meſurado bis zum Palmenvorgebirge, und iſt im Ganzen flach, waldig und von vielen Strömen durchwäſſert. Den Namen hat dieſe Küſte von den Paradieskörnern und dem langen Pfeffer (Malaguete), zweien Arten Amomum, die hier ungemein häufig wachſen und als ein beliebtes Gewürz ausgeführt werden. Bewohnt wird dieſe Küſte zum Theil von den kriegeriſchen Yolofs, von den weit verbreiteten Fulahs und vielen andern Völkern, deren Namen uns kaum bekannt ſind. Sie ſind faſt alle eigentliche Neger, der Mohammedaniſchen Religion zugethan und werden von ihren Häuptlingen auf völlig deſpotiſche Weiſe regiert. Einige unter ihnen, beſonders in der Nähe des Rio Seſtos, ſind von ſanfteren Sitten und dem Handel ergeben, den ſie mit den Gewürzen ihres Landes, mit Elfenfein, Leder, Goldſtaub und leider auch mit Sklaven führen. Weiter öſtlich iſt die Elfenbeinküſte, die ſich 110 Seemeilen weit vom Palmenvorgebirge bis nach dem Cap Apollonia erſtreckt. Hier gibt es gegenwärtig keine europäiſche Niederlaſſung, doch handeln die Einwohner vorzüglich mit Elfenbein, dann auch mit Gold, Salz, Baumwolle, Indigo, Palmenwein, Reiß und mancherlei Gewürzen. Dann folgt die Goldküſte, die weſtlich vom Cap Apollonia anfängt und ſich bis zum Rio Volta, zwiſchen dem vierten und fünften Grad N. B. und ungefähr drei Grade W. L. erſtreckt, ſie hat alſo eine Ausdehnung von 60 Seemeilen. Hier finden ſich die Niederlaſſungen Apollonia, Axim, welches den Holländern gehört und noch drei oder vier holländiſche Niederlaſſungen. Die vornehmſte brittiſche Beſitzung und Feſtung auf dieſer Küſte heißt Cap Coaſt Caſtle. Die ganze Küſte, ſo wie das Innere des Landes, iſt außerordentlich volkreich: die Aſchantis ſind die mächtigſte Nation und geſitteter als ihre Nachbarn. Nach der Goldküſte folgt die Sklavenküſte, die von Rio Volta bis Rio Lagos etwa 48 Seemeilen weit ſich erſtreckt. Hier ſind die Hauptſtaaten Whida und Dahomey, beide äußerſt volkreich und ſonſt mächtig. Engländer, Holländer und Dänen haben hier mehrere Factoreien und eine wichtige Niederlaſſung auf einer Inſel im Fluſſe Jaquin.

Guinee, eine engliſche Goldmünze, einundzwanzig engliſche Schilling enthaltend, circa 6½ Rthlr. Conv. Geld an Werth. Die erſten dieſer Münzen wurden unter Carl II. aus dem Golde geprägt, welches die Engländer aus Guinea holten; daher auch der Name.

Guiſchard (Carl Gottlieb). Dieſer unter dem Namen Quintus Icilius bekannte Liebling Friedrichs II. war im Jahr 1724 zu Magdeburg geboren, ſtudirte zu Halle, Marburg, Herbern und Leyden Theologie, alte Literatur und orientaliſche Sprachen, trat aber 1747 als Fähndrich in ſachſen-hildburghauſiſche Militärdienſte, hielt ſich ſeit 1754 anderthalb Jahre in England auf, und kam 1757 als Freiwilliger zur alliirten Armee. König Friedrich II., der ihn kennen lernte, nahm ihn 1758 als Hauptmann in ſein Gefolge, und legte ihm den Namen Quintus Icilius bei. Als Major eines Freibataillons wohnte er den Feldzügen von 1759 und 1760 bei, und führte die ihm ertheilten Aufträge ſo geſchickt aus, daß der König ihm zu Leipzig ein Freiregiment von drei Bataillonen und zugleich den Auftrag gab, noch ſieben andere Freibataillone zu errichten. In den Feldzügen der Jahre 1760 und 1762 war er bei der Armee des Prinzen Heinrich, und leiſtete die ihm obliegenden Dienſte bis an das Ende des Krieges unter großen Beſchwerlichkeiten und Gefahren. In Sachſen beſchuldigte man ihn jedoch vieler Erpreſſungen und Plünderungen. Nach wiederhergeſtelltem Frieden ward ſein Regiment 1763 am Tage des Einmarſches zu Berlin zu ſeinem großen Verdruſſe aufgelöſ't; ihn aber behielt der König bei ſich zu Potsdam und ernannte ihn 1765 zum Obriſtlieutenant in der Armee. Er war einer von den wenigen Männern, welche der König ſeines vertrauten Umgangs würdigte. Mehrere aufbehaltene Anekdoten enthalten Beweiſe davon; doch mußte er ſich auch vieles von den Launen des Königs gefallen laſſen, der ihn zuweilen mit beißendem Scherz angriff. Thiebault erzählt, daß der König unter andern einmal bei Tafel zu ihm geſagt habe: Combien avez-vous volé en Saxe, dans le château du comte de Brühl? parlez franchement, vous n'avez plus de recherches à craindre: d'ailleurs, vous avez bu toute honte, et personne n'ignore, que vous êtes un pillard. Er ſtarb den 13. Mai 1775 mit dem Ruhme eines kenntnißreichen Militärs, als welchen er ſich durch ſeine Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains, und durch ſeine Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'Antiquités militaires bekannt gemacht hat. Er zeigt darin eine Menge Irrthümer des Chevalier Follard.

Guiſe iſt der Name einer berühmten herzoglichen Familie in Frankreich, eines Nebenzweiges des lothringiſchen Hauſes. **Claude von Guiſe**, der zweite Sohn des Herzogs Renatus von Lothringen, geboren um 1496, ließ ſich in Frankreich nieder, und vermählte ſich 1513 mit Antoinette von Bourbon. Seine Tapferkeit, ſein kühner Geiſt, ſeine großen Eigenſchaften erwarben ihm ein großes Anſehn, und machten ihn zum Gründer eines der erſten Häuſer in Frankreich. Ihm zu Ehren wurde die Grafſchaft Guiſe 1527 zum Herzogthum und zur Pairie erhoben. Bei ſeinem Tode 1550 hinterließ er ſechs Söhne und fünf Töchter, wovon die älteſte an den König von Schottland Jacob Stuart V. vermählt war. Den Glanz des Hauſes hob vornehmlich ſein älteſter Sohn, der nächſtfolgende.

Guiſe (Franz von Lothringen, Herzog von), geboren 1519, von einer Wunde, die er 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, und die eine bleibende Narbe auf ſeinem Geſichte zurückließ, le balafré (der Benarbte) genannt. Auf eine ausgezeichnete Weiſe bewährte ſich ſein Muth im Jahr 1553 zu Metz, das er gegen Carl V.

vertheidigte und glücklich behauptete, obgleich derſelbe geſchworen hatte, daß er lieber umkommen, als unverrichteter Sache abziehen wolle. In der Schlacht von Renti, den 13. Aug. 1554, that er Wunder der Tapferkeit. Mehrere andere Vortheile erfocht er in Flandern und Italien. Für ſo große Thaten ward er zum Lieutenantgeneral über alle königlichen Armeen ernannt. Das Unglück Frankreichs minderte ſich, ſobald er an der Spitze der Truppen ſtand. In acht Tagen nahm er Calais und das ganze dazu gehörige Gebiet, mitten im Winter. Er entriß die Stadt für immer den Engländern, welche ſie 210 Jahre beſeſſen hatten. Bald darauf eroberte er Thionville von den Spaniern. Er bewies, daß das Glück oder Unglück ganzer Staaten oft von einem einzigen Manne abhängt. Unter Heinrich II., mit deſſen Schweſter er ſich vermählt hatte, noch mehr aber unter Franz II., war er Herr von Frankreich. Die Verſchwörung von Amboiſe, welche im Jahr 1560 von den Proteſtanten angeſponnen wurde, um ihn zu ſtürzen, hatte den entgegengeſetzten Erfolg. Das Parlament gab ihm den Titel eines Retters des Vaterlandes. Erſt nach dem Tode Franz II. verminderte ſich ſein Anſehn, ohne jedoch ſich ganz zu verlieren. Seit jener Zeit bildeten ſich die Parteien der Condé und Guiſen. Auf der Seite von dieſen ſtanden der Connetable von Montmorency und der Marſchall von Saint-André; auf der Seite von jenen die Proteſtanten und Coligni. Der Herzog von Guiſe, ein eben ſo eifriger Catholik als Feind der Proteſtanten, beſchloß, ſie mit den Waffen in der Hand zu verfolgen. Nachdem er den 1. März 1562 bei Vaſſi über die Gränzen der Champagne gegangen war, fand er die Calviniſten, welche in einer Scheuer die Pſalmen von Marot ſangen. Sein Gefolge beleidigte ſie, man ward handgemein, und faſt 60 dieſer Unglücklichen wurden getödtet und 200 verwundet. Dieſes unerwartete Ereigniß entzündete den Bürgerkrieg im ganzen Königreich. Der Herzog von Guiſe nahm Rouen, Bourges und gewann die Schlacht von Dreux den 19. Dec. 1562. Am Abende nach dieſem Siege blieb er ohne alles Mißtrauen in demſelben Zelte mit dem gefangnen Prinzen Condé, theilte mit demſelben ſein Bett und ſchlief ruhig an der Seite ſeines Gegners, in welchem er jetzt nichts mehr als einen Verwandten und Freund ſah. Damals war der Herzog auf dem Gipfel ſeines Glücks; er war einer der Erſten im Staat. Er rüſtete ſich zur Belagerung von Orleans, welches der Mittelpunkt der proteſtantiſchen Partei und ihr Waffenplatz war, als ein Piſtolenſchuß von Poltrot de Mérey, einem hugenottiſchen Edelmann, ihn am 24. Febr. 1563 tödtete.

Guiſe (Heinrich von Lothringen, Herzog von), älteſter Sohn des Vorgenannten, war den 31. Dec. 1550 geboren. Seinen Muth bewies er zuerſt in der Schlacht von Jarnac im Jahr 1569. Da ſeine edle und ſchöne Geſtalt ihm alle Herzen gewann, ſo ſäumte er nicht, ſich die Vortheile zu verſchaffen, welche die allgemeine Gunſt ihm darbot. Er ſtellte ſich an die Spitze einer Armee unter dem Vorwande, den catholiſchen Glauben gegen die Proteſtanten zu vertheidigen, und rieth zu dem grauſamen Blutbade in der St. Bartholomäusnacht. Um ſich perſönlich zu rächen, wollte er ſelbſt die Ermordung Coligni's auf ſich nehmen, den er den Mörder ſeines Vaters nannte. Das war der Anfang der Ligue, einer zuerſt von ſeinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, entworfenen Verbindung. Man legte zu dem Ende den eifrigſten Bürgern von Paris den Plan zu einem Bündniſſe vor, das angeblich die Vertheidigung

der Religion, des Königs und der Freiheit des Staats zum Zweck haben ſollte, wirklich aber die Unterdrückung des Königs und des Staats beabſichtigte. Der Herzog von Guiſe, der ſich auf Frankreichs Trümmern erheben wollte, entflammte die Aufrührer, erfocht mehrere Siege über die Calviniſten, und ſah ſich bald im Stande, ſeinem Fürſten ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben. Er zwang Heinrich III., alle Privilegien der Hugenotten zu vernichten, und ging in ſeinen gebieteriſchen Foderungen ſo weit, daß der König ihm endlich verbot, nach Paris zu kommen. Dennoch erſchien er daſelbſt 1588, und zwang den König, die Stadt zu verlaſſen und Frieden mit ihm zu ſchließen. Aber berauſcht von dieſem Triumph, folgte er nicht mehr der Klugheit, ſondern ließ nur zu deutlich wahrnehmen, daß er nach der höchſten Gewalt ſtrebte. Der König, durch wiederholte Warnungen auf die herrſchſüchtigen Plane des Herzogs aufmerkſam gemacht, berieth ſich mit d'Aumont, Rambouillet und Beauvais-Nangis, und alle drei waren der Meinung, daß man ihm einen förmlichen Prozeß nicht machen könne, ſondern ihn heimlich aus dem Wege räumen müſſe, und daß dieſe Maßregel durch ſo offenbare Majeſtätsverbrechen gerechtfertigt werde. Der tapfere Crillon weigerte ſich, die Ausführung zu übernehmen. Man übertrug ſie daher Lognac, erſtem Kammerherrn des Königs und Hauptmann der 45 gasconiſchen Edelleute der neuen königlichen Garde. Dieſer wählte neun der entſchloſſenſten aus und verbarg ſie in dem Cabinet des Königs. Der Herzog wurde zwar gewarnt, und ſein Bruder, der Cardinal, rieth ihm, nach Paris zu gehen; allein auf den Rath des Erzbiſchofs von Lyon, der ihm vorſtellte, daß ſeine Freunde den Muth verlieren müßten, wenn er die Staaten von Blois in einem ſo günſtigen Augenblicke verließe, beſchloß er, das Äußerſte zu wagen und zu bleiben. Den folgenden Tag, am 23. Dec. 1588, ging er zum König. Er war ein wenig betroffen, die Wachen verſtärkt zu ſehen. Sobald er in den erſten Saal getreten war, verſchloß man die Thür. Dennoch behielt er ſeine äußere Freundlichkeit und grüßte die Umſtehenden wie gewöhnlich. Als er aber in das Cabinet treten wollte, ward er von mehrern Dolchſtichen durchbohrt, ehe er noch den Degen ziehen konnte, und mit den Worten: „Gott, erbarme dich meiner," ſank er ſterbend zu Boden. Er war 38 Jahr alt. Am andern Tage ward auch der Cardinal umgebracht. Aber das Feuer des Bürgerkriegs war durch dieſen doppelten Mord nicht gelöſcht, der den Haß der Catholiken gegen den König nur vermehren mußte. Der großmüthige Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) ſagte, als er die That vernahm: „Wäre Guiſe in meine Hände gefallen, ich würde ihn anders behandelt haben. Warum, ſetzte er noch hinzu, hat er ſich nicht mit mir verbunden; ganz Italien würden wir vereinigt erobert haben."

Guitarre. Dieſes in unſerer Zeit nur zu ſehr Mode gewordene, der Laute ſehr nahe kommende Inſtrument iſt zwar nicht zu den Hauptinſtrumenten zu rechnen, zur Begleitung kleiner Geſänge und Lieder aber vorzüglich paſſend. Es hat ſechs Saiten, welche in die Töne G, A, d g h ē geſtimmt, und theils mit den Fingern geriſſen, theils mit dem Daumen geſtrichen werden (J. T. Lehmanns neue Guitarrenſchule). Ein deutſcher Künſtler zu London bereicherte die Guitarre an dem untern rechten Backen der Reſonanzdecke mit einer Claviatur von ſechs Taſten, deren Tangenten bei Berührung der Taſten aus dem Schallloch hervortreten, und die Saiten be-

rühren, wie die Hämmer eines Pianoforte. Daher hat dieſe Art den Namen der Pianoforteguitarre erhalten.

Gulden, eine deutſche Silbermünze, welche übereinkünftlich 16 Groſchen oder 60 Kreuzer gilt. Es führen aber noch andere Münzen von verſchiedenem Werthe in und außer Deutſchland dieſen Namen, und ſind theils Rechnungsmünzen, theils wirkliche. So iſt ein Gulden in Augsburg eine Rechnungsmünze von 20 Gr. 4 Pf.; in Baſel 14 Gr. 9 Pf.; ein Gulden Wechſelgeld in Baſel 16 Gr. 8 Pf.; in Zürich 15 Gr. 6 Pf.; ein Gulden Wechſelgeld ebendaſelbſt 17 Gr., Münze aber 14 Gr. 4 Pf.; ein Gulden zu St. Gallen Rechnungsmünze von 14 Gr.; ein Gulden in Genf 2 Gr.; in Brabant 11 Gr. 2 Pf.; ein Gulden Wechſelgeld, ebendaſelbſt, 13 Gr.; in Holland 13 Gr.; in Lüttich 8 Gr.; in Oſtfriesland 8 Gr. 4 Pf.; ein Gulden polniſch in Danzig 6 Gr.; ein Gulden preußiſch in Königsberg 7 Gr. 6 Pf.; ein polniſcher Gulden 4 Gr. (ſeit 1766, vorher nur 3 Gr. 4 Pf.); ein preußiſcher Gulden 8 Gr. (ſeit 1776, vorher nur 6 Gr. 8. Pf.); ein Gulden in Riga 8 Gr.; in Trieſt 15 Gr. Anfänglich waren die Gulden Goldmünzen, die zuerſt in Florenz im Jahr 1252 geſchlagen wurden, und ungefähr ſo viel als ein Ducaten galten. Daher hat man noch jetzt alte lübiſche Gulden, die 2 Thlr. 21 Gr. gelten. Eine dergleichen Münze waren die rheiniſchen Gulden oder Gülden. Späterhin prägte man kleinere Goldmünzen, die den dritten und vierten Theil jener ausmachten, und nannte ſie kleine Gulden. Die kleinen Gulden prägte man nachher aus Silber, und ließ ihnen den Namen, den ſie auch bis jetzt noch führen. Die größeren goldenen Gulden nannte man nunmehr zum Unterſchiede Goldgulden oder Goldgülden.

Gülden, ehemals ſo viel als Gulden. In Meißen, Thüringen und Franken aber belegte man mit dieſem Namen eine andere Rechnungsmünze, indem ein Gulden meißniſch oder ein guter meißniſcher Gulden 21 Gr., ein Gülden in Franken aber 20 Gr. gilt. In Aachen wird eine Münze, 2 Gr. 2⅗ Pf. an Werth, ein Gülden genannt.

Güldene Zahl, ſ. Calender.

Güldenſtädt (Johann Anton), ein berühmter ruſſiſcher Arzt und Naturforſcher, geboren zu Riga im J. 1745. Er empfing ſeine Bildung in Berlin und Frankfurt an der Oder. Darauf ward er nach Petersburg berufen, um an den von Catharina II. angeordneten gelehrten Unternehmungen zur Aufklärung des Innern von Rußland Theil zu nehmen. Er trat 1768 die Reiſe an, erreichte im März 1769 Aſtrachan und im Januar 1771 Kislar am Terek auf der äußerſten Gränze des ruſſiſchen Reichs. Beſonders ſorgfältig bereiſ'te er den Caucaſus, und wiewohl die Naturgeſchichte ihn hauptſächlich beſchäftigte, ſo vernachläſſigte er doch auch weder die Geſchichte, noch die Sprachen der verſchiedenen Völker daſelbſt. Er kam erſt 1775 nach Petersburg zurück, wo er zum Profeſſor der Naturgeſchichte und Präſidenten der ökonomiſchen Geſellſchaft ernannt wurde. Beſchäftigt, die auf ſeinen Reiſen geſammelten Materialien zu bearbeiten, ſtarb er ſchon 1780. Seine ungemein reichhaltige Reiſebeſchreibung erſchien, von Pallas beſorgt, 1787 — 1791 zu Petersburg in zwei Quartbänden. Aber unzählige Druckfehler machen den erſten Band, welcher gerade der intereſſanteſte iſt, höchſt unzuverläſſig und faſt unbrauchbar. Dies bewog Julius v. Klaproth, der dieſelben Länder beſucht hat und Güldenſtädts Originalhandſchrift in Petersburg

benutzen konnte, eine correctere Ausgabe dieſer Reiſe nebſt einer ganz neuen Karte (Berlin, 1815, 1. Band) zu veranſtalten, wodurch er der Erdkunde einen weſentlichen Dienſt erwieſen hat. Mehrere Denkſchriften Güldenſtädts finden ſich in den Memoiren der petersburger Akademie.

Gummi nannte man ſonſt ſowohl die ſchleimichten als auch die harzigen Säfte, welche von ſelbſt oder durch Einſchnitte aus den Gewächſen rinnen und an der Luft erharten, daher die Ausdrücke Gummi Copal, Gummi guttä u. ſ. w., die gegenwärtig, wo man nur dem trockenen Pflanzenſchleim dieſen Namen beilegt, nicht mehr Statt finden ſollten. Obgleich der Pflanzenſchleim einen vorzüglichen Theil aller Pflanzen ausmacht, ſo läßt er ſich doch nicht aus allen gleich rein abſcheiden. Einige Pflanzen und gewiſſe Theile derſelben liefern ihn reichlicher als andere. Ganz rein iſt das Gummi weiß, durchſichtig, hart, ſpröde, ohne Geruch und Geſchmack, im kalten Waſſer leicht auflöslich. Durch Erwärmung zerfließt es nicht, ſondern ſchwillt auf, wirft Blaſen und dampft; endlich wird es kohlig, ſchwarz und verbrennt.

Gundling (Jacob Paul, Freiherr von), geboren 1673 zu Kirch en Sittenbach bei Nürnberg, wo ſein Vater Prediger war, ſtudirte zu Altorf, Helmſtädt und Jena, reiſ'te dann nach Holland und England, und wurde nach ſeiner Rückkehr Profeſſor der Ritterakademie zu Berlin. Bald darauf ſpielte er eine wenig ehrenvolle Rolle an dem Hofe Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dieſer Monarch, der weder Gelehrte noch Gelehrſamkeit ſonderlich ſchätzte, hörte von Gündlings gründlichen hiſtoriſchen Kenntniſſen, die derſelbe in mehreren Schriften bewährt hatte, und glaubte in ihm einen brauchbaren Zeitungsreferenten und Hiſtoriographen zu finden, zu welchen Würden er ihn ernannte. Auch war Gundling dazu allerdings hinlänglich geſchickt; allein ſein Stolz, ſeine Pedanterie und linkiſche Steifheit machten ihn bald zum Geſpötte des ganzen Hofes. Seine übertriebene Neigung zum Trunk und ſein albernes zänkiſches Betragen im Zuſtande der Trunkenheit machten ihn noch lächerlicher, und er ſank bald zum Hofnarren herab, ohne den Titel zu führen und ohne ſelbſt den geringſten Witz zu beſitzen. Vornehme und geringe Hofleute erlaubten ſich die plumpſten und entehrendſten Scherze mit ihm, welche der König zu belachen ſich herabließ. Nur zum Spott erhielt er eine Menge Titel der höchſten Staats- und Hofämter; und er war einfältig genug, den Spott nicht zu fühlen und nur noch ſtolzer zu werden. Gundling, der zuletzt ſelten nüchtern ward, ſtarb 1731 zu Potsdam, und wurde zu Bornſtädt in einem Weinfaſſe begraben. Nicht zu verwechſeln iſt mit ihm ſein Bruder Nicolaus Hieron. Gundling (geb. 1671, geſt. 1729), der geheime Rath und Profeſſor zu Halle, ein ſeltener Polyhiſtor, der zu ſeiner Zeit zu dem Ruhme der Univerſität Halle nicht wenig beitrug. Seine zahlreichen Schriften tragen zwar faſt alle die Spuren der Eilfertigkeit an ſich, waren aber doch für ihre Zeit nicht unwirkſam.

Günther von Schwarzburg, ſ. Deutſchland.

Güſſefeld (Franz Ludwig). Dieſer um die Geographie durch ſeine Karten vielfach verdiente Mann war d. 6. Dec. 1744 zu Oſterburg in der Altmark geboren, wo ſein Vater Stadtrichter und Geſammtrichter der von Jagowſchen Familiengüter war. Schon frühzeitig äußerte er eine ſtarke Neigung zum Zeichnen und große Liebhaberei für Landkarten, die er nur höchſt nothdürftig befriedigen konnte. Zufällige Aufnahme der oſterburger Gegend durch einen Ingenieur

(im 15ten Jahr ſeines Alters), nachdem er bereits ſeinen Vater verloren hatte, und das Leſen einiger mathematiſchen Schriften brachten ihn auf die Idee, ein Ingenieur zu werden. Bald darauf wurde er bei einem Baumeiſter untergebracht, unter welchem er nach dem Hubertsburger Frieden bei der Urbarmachung der Netz- und Wartebrüche Beſchäftigung fand. Nach mehrern andern Geſchäften in der Mark ging er nach Weimar, wo er angeſtellt wurde, und ſich, außer ökonomiſchen Meſſungen, hydrographiſchen und topographiſchen Aufnahmen, unausgeſetzt mit Kartenzeichnen beſchäftigte. Er ſtarb daſelbſt als Forſtrath d. 17. Juni 1808 im 64ſten Lebensjahre.

Guſtav I., König von Schweden, bekannt unter dem Namen Guſtav Waſa, geb. 1490, war ein Sohn Herzogs Erich Waſa von Grypsholm, und ein Sprößling der alten königlichen Familie. Er gehörte zu jenen großen Seelen, welche die Natur ſo ſelten hervorbringt, die ſie aber mit allen Eigenſchaften ausſtattet, ein Volk zu beherrſchen. Schon ſein ſchöner Wuchs und ſein edles Äußere gewannen ihm die Herzen. Seine kunſtloſe Beredſamkeit riß unwiderſtehlich dahin; ſein Genie entwarf verwegene Plane, aber ſein unbeſiegbarer Muth wußte ſie glücklich zum Ziele zu führen. Er war unerſchrocken mit Beſonnenheit, voll Sanftmuth in einem noch rohen Zeitalter, und ſo tugendhaft, wie das Oberhaupt einer Partei ſeyn kann. Als der tyranniſche Chriſtian II. von Dänemark in Gemäßheit der calmariſchen Union ſich des ſchwediſchen Throns zu bemächtigen ſtrebte, faßte Guſtav den Entſchluß, ſein Vaterland aus dem Unglück und der Erniedrigung zu retten; aber die Ausführung ſeiner Plane wurde für einige Zeit unterbrochen, da Chriſtian ſich ſeiner Perſon bemächtigte, und ihn nebſt ſechs andern vornehmen Schweden als Geiſel in Copenhagen gefangen hielt. Als er aber zu Ende des Jahres 1519 die Erfolge Chriſtians vernahm, der die Unterwerfung Schwedens faſt vollendet hatte, da faßte ihn auch im Gefängniß der Gedanke, ſein Vaterland zu befreien. Er entfloh in Bauernkleidung. Zwölf Meilen ging er am erſten Tage in einem unbekannten Lande; in Flensburg traf er jütländiſche Ochſenhändler; um ſich ſicherer zu verbergen, nahm er Dienſte bei ihnen, und kam glücklich in Lübeck an. Hier wurde er zwar erkannt, aber von dem Senate in Schutz genommen; ja man verſprach ihm ſogar Unterſtützung zu ſeinem Vorhaben, das er nicht mehr verheimlichte. Darauf ſchiffte er ſich ein und landete zu Calmar. Die Beſatzung, der er ſich entdeckte, weigerte ſich, die Partei eines Flüchtlings zu ergreifen. Geächtet von Chriſtian, verfolgt von den Soldaten des Tyrannen, zurückgeſtoßen von Freunden und Verwandten, wendet er ſich nach Dalecarlien, bei den kräftigen Bewohnern dieſer Provinz Hülfe zu ſuchen. Nur mit Mühe den ihn rings umgebenden Gefahren entgangen, findet er Aufnahme bei einem Pfarrer, der ihn mit ſeinem Anſehn, ſeinem Geld und ſeinem Rath unterſtützt. Nachdem man die Gemüther vorbereitet, benutzte man ein Feſt, zu welchem ſich die Bauern des Cantons verſammelt hatten. Guſtav erſchien unter ihnen. Seine edle, zuverſichtliche Miene, ſein Unglück und der Abſcheu gegen Chriſtian, der eben den Antritt ſeiner Regierung durch ein ſchreckliches Blutbad in Stockholm bezeichnet hatte, alles lieh ſeinen Worten eine ſiegende Kraft; Ausrufungen der Wuth unterbrechen ihn; man läuft zu den Waffen; das Schloß des Gouverneurs wird erſtürmt. Muthig gemacht durch dieſen erſten Erfolg, verſammeln ſich die Dalecarlier in Haufen unter den Fah-

nen des Siegers, der ihren Eifer benutzt und ſie zu neuen Kämpfen führt. Von dieſem Augenblicke an waren Guſtavs Unternehmungen eine Reihe von Triumphen. An der Spitze eines ſelbſt geſchaffenen Heeres machte er reißende Fortſchritte und vollendete die Vertreibung des Feindes. Im J. 1521 hatten ihm die Stände den Titel eines Adminiſtrators ertheilt; im J. 1523 proclamirten ſie ihn als König. Bei Annahme dieſer Würde ſchien er nur mit Mühe den Wünſchen der Nation nachzugeben; die Ceremonie der Krönung aber verſchob er, um nicht die Aufrechthaltung der catholiſchen Religion und der Privilegien der Geiſtlichkeit beſchwören zu müſſen. Er fühlte, daß die Wohlfahrt des Reichs eine Kirchenverbeſſerung erheiſche; aber er fühlte auch, daß dieſelbe nur durch eine gänzliche Reform herbeigeführt werden könne. Sein Kanzler, Lars Anderſon, rieth ihm, ſich der lutheriſchen Lehre zu bedienen, um ſeine Abſicht zu erreichen. Guſtav genehmigte dieſen kühnen Plan, und führte ihn noch mehr durch die Überlegenheit ſeiner Politik, als durch ſeine Macht aus. Während er insgeheim die Fortſchritte des Lutherthums begünſtigte, ertheilte er ſeinen Günſtlingen die vacanten Pfründen, und legte unter dem Vorwand, das Volk zu erleichtern, der Geiſtlichkeit auf, für den Unterhalt der Truppen zu ſorgen. Bald wagte er mehr; im J. 1527 verlangte und erhielt er von den Ständen die Abſchaffung der Privilegien der Biſchöfe. Die Lehre Luthers verbreitete ſich indeß mit Schnelligkeit. Guſtav kam den Unruhen zuvor, oder unterdrückte ſie; er hielt die Unzufriedenen im Zaum, ſchmeichelte den Ehrſüchtigen, gewann die Schwachen, und trat endlich öffentlich zu einer Religionspartei über, zu der ſich bereits die Mehrzahl ſeiner Unterthanen bekannte. Im J. 1630 nahm ein Nationalconcilium die augsburgiſche Confeſſion als Glaubensnorm an. Nachdem Guſtav, wie er ſagte, ſein Reich auf dieſe Weiſe zum zweitenmal erobert hatte, blieb ihm noch übrig, ſeinen Kindern die Nachfolge zu ſichern. Auch dies Verlangen bewilligten die Stände, indem ſie 1542 das Wahlrecht abſchafften, und das Geſetz der Erbfolge feſtſtellten. Obgleich Schweden eine ſehr beſchränkte Monarchie war, ſo übte doch Guſtav eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus; aber dies war ihm vergönnt, weil er ſie nur ausübte, um Schweden im Innern zu beglücken, ſeinen Feinden furchtbar und ſeinen Freunden achtungswerth zu machen; auch verletzte er nie die Form der Reichsconſtitution. Er vervollkommnete die Geſetzgebung, civiliſirte das Volk, milderte die Sitten, ermunterte die Induſtrie und Gelehrſamkeit und erweiterte den Handel. Nach einer 37jährigen ruhmvollen Regierung ſtarb er im J. 1560, in einem Alter von 70 Jahren.

Guſtav II. Adolph, Schwedens größter Monarch und Deutſchlands Retter, war ein Sohn Carls IX., der nach der Entſetzung Sigismunds auf den ſchwediſchen Thron geſtiegen war, und ein Enkel Guſtav Waſa's. Geboren zu Stockholm im J. 1594 empfing er, von ſeiner zarteſten Kindheit an, die ſorgfältigſte Erziehung. In ſeinem zwölften Jahre trat er in die Armee, und ſchon in ſeinem ſechzehnten leitete er die Angelegenheiten, erſchien im Staatsrath und an der Spitze des Heeres, gehorchte als Soldat, unterhandelte als Miniſter und befahl als König. Im J. 1611 ertheilten, nach Carls IX. Tode, die Stände dem 18jährigen Fürſten die Krone, und erklärten ihn, ohne das Geſetz zu berückſichtigen, für mündig, da ſie wohl einſahen, daß nur die kräftigſten Maßregeln das Reich

vom Untergange retten könnten, eine Regentſchaft aber es zu Grunde richten würde. Guſtavs ſcharfer Blick erkannte in Axel Oxenſtierna, dem jüngſten unter den damaligen Reichsräthen, den großen Staatsmann, der ſeines Vertrauens würdig ſey, und deſſen erleuchtetem Rath er in den ſchwierigſten Lagen folgen dürfe. Durch die innigſten Bande der Freundſchaft knüpfte er ihn an ſich. Dänemark, Polen und Rußland waren gegen Schweden im Kriege. Guſtav ſah ein, daß er drei ſo mächtigen Feinden nicht zu gleicher Zeit gewachſen ſey. Daher ſchloß er mit Dänemark 1612 einen Frieden, in welchem er ſich zwar zur Zahlung von einer Million Thaler verſtand, übrigens aber die ehrenvollſten Bedingungen erhielt. Rußland zwang er nach einem vortheilhaften Feldzug, in welchem er nach ſeinem eigenen Geſtändniß durch Jacob de la Gardie ſeine militäriſchen Talente ausbildete, zu einem für ihn vortheilhaften Frieden; Polen aber, wiewohl es nicht glücklicher gegen ihn geweſen war, ging ſelbſt nach der Eroberung Lieflands durch Guſtav Adolph nur einen Waffenſtillſtand von ſechs Jahren ein, den dieſer annahm, theils weil er an ſich vortheilhaft war, theils weil er ihm Zeit genug ließ, um etwas Entſcheidendes gegen Öſterreich zu unternehmen, deſſen Haupt, Kaiſer Ferdinand II., auf alle Weiſe ſeine Macht zu vergrößern ſtrebte, und zugleich ein unverſöhnlicher Feind der Proteſtanten war. Des Kaiſers Abſicht, ſich der Oſtſee zu bemeiſtern, und einen Angriff auf Schweden vorzubereiten, war keinem Zweifel unterworfen. Aber ein noch mächtigeres Motiv, ſich den Fortſchritten ſeiner Waffen entgegenzuſtellen, fand Guſtav Adolph in dem bereits in Deutſchland entglommenen Krieg zwiſchen den Catholiſchen und Proteſtanten. Er, der der lutheriſchen Lehre mit wahrer Frömmigkeit zugethan war, ſah mit der deutſchen Freiheit zugleich die Religion in der größten Gefahr, und beſchloß, beide zu retten. Nachdem er den Reichsſtänden in einer kraftvollen Rede ſeinen Entſchluß vorgetragen, mit Thränen in den Augen ihnen ſeine Tochter Chriſtina, in dem Vorgefühl, daß er ſein Vaterland nicht wieder ſehen würde, als Kronerbin vorgeſtellt, und die Regierung, mit Ausſchließung ſeiner übrigens zärtlich von ihm geliebten Gemahlin, einem Ausſchuſſe von regierenden Reichsräthen anvertraut hatte, brach er 1630 nach Deutſchland auf, und landete mit einem Heere von 30,000 Mann an den Küſten von Pommern. Welche Schwierigkeiten ihm zum Theil ſelbſt Fürſten entgegenſetzten, für deren Sache er recht eigentlich gekommen war; wie ſeine Klugheit, ſein Edelmuth und ſeine Ausdauer über Wankelmuth, Mißtrauen und Schwäche ſiegten, welche Heldenthaten er an der Spitze ſeines Heeres verrichtete, und wie er als ein unbeſiegter und unbefleckter Feldherr in der Schlacht bei Lützen, die er am 6. Nov. 1632 gegen Wallenſtein lieferte, unfern von dem bekannten großen Stein an der Landſtraße fiel, iſt in dem Artikel vom dreißigjährigen Krieg erzählt worden. Die nähern Umſtände ſeines Todes ſind dunkel und ungewiß. Man erzählt ſie auf eine ſehr verſchiedene und widerſprechende Art, welches beweiſ't, daß die Wahrheit noch unergründet iſt. Wer die Angaben darüber vergleichen möchte, der leſe die Schlacht bei Breitenfeld und die Schlacht bei Lützen von K. Curths (Leipz. u. Altenb. 1814), S. 76 fgg. Des Königs blutiges Koller ward nach Wien gebracht, wo es noch aufbewahrt wird, den Leichnam aber führte der edle Bernhard, Herzog von Weimar, nach Weißenfels, um ihn dort der Königin zu überliefern. Das Herz ward hier beigeſetzt, und blieb in dem Lande, für das er geblu-

tet, der Körper aber ward Schweden wiedergegeben, das ihn hervorgebracht. — Heilig ſey uns Deutſchen das Andenken Guſtav Adolphs, der für unſers Vaterlandes Freiheit kämpfte und ſtarb, groß als König, unüberwunden als Held, edel und menſchenfreundlich als Sieger, und fromm, rein und mild als Menſch!

Guſtav III., König von Schweden, geb. d. 24. Jan. 1746. Dieſer merkwürdige Regent, deſſen Geſchichte ein wahrer Fürſtenſpiegel genannt werden kann, war der älteſte Sohn Adolph Friedrichs, bei ſeiner Geburt noch Herzogs von Holſtein-Gottorp, ſeit 1743 erwählten Thronerben von Schweden, und Ulrike Luiſens, einer Schweſter Friedrichs II. Graf Teſſin, dem vom fünften Jahre des Prinzen an deſſen Erziehung allein übertragen war, ſuchte den Geiſt und Charakter deſſelben mit ſteter Hinſicht auf ſeine künftige Beſtimmung zu bilden, beſonders war er bemüht, den Ehrgeiz des Jünglings zu beſchränken, und ihm früh ſchon Hochachtung für die Conſtitution Schwedens einzuprägen, und ſein Nachfolger, der Graf Scheffer, richtete ſeine Bemühungen auf daſſelbe Ziel. Nichts deſto weniger entwickelten ſich in dem feurigen Gemüthe des Jünglings die Kräfte und Beſtrebungen des ungenügſamſten Ehrgeizes, der Herrſchbegierde und der Eitelkeit; aber geſchickt wußte er dieſe innerſten Gefühle ſeines Herzens zu verbergen, bis er es wagen durfte, ſeinen Wünſchen offen entgegenzutreten. Ein überaus geſchmeidiges Weſen, gefällige Sitten, und eine bezaubernde Freundlichkeit und Milde verbargen den immer heißer erglühenden Ehrgeiz und Thatendrang hinter dem Scheine des anſpruchloſen Charakters. Ritterliche Übungen, Wiſſenſchaften und Künſte, die feinern Vergnügungen des geſelligen Lebens und eine mit Geſchmack vereinigte Prachtliebe ſchienen ſeine Lieblingsneigungen zu ſeyn, und keine andern Vorſtellungen und Beſtrebungen in ihm lebhaft werden zu laſſen. Schweden war damals der Schauplatz mehrerer Factionen, unter denen die Parteien der Mützen und Hüte, auf und durch welche Rußland und Frankreich ſich entgegenwirkten, die bekannteſten und zugleich wichtigſten waren. Aber wie ſie auch einander bekämpften, ſo waren ſie doch darin einverſtanden, die königliche Gewalt zu einem Schatten herabzuwürdigen. Guſtavs Vater, ein verſtändiger, das Gute erkennender und wohlwollender Fürſt, empfand zwar die Unannehmlichkeiten ſeiner Lage, aber es fehlte ihm an Energie und Charakterſtärke, ſein Mißfallen, ſtatt der Klagen, durch Handlungen zu äußern. Deſto thätiger arbeitete der kühne Geiſt ſeines Sohnes im Verborgenen und kaum war er, nach ſeines Vaters Tode (d. 12. Febr. 1771) zur Regierung gelangt, als er ſeinem Ziel mit bewundernswürdiger Kunſt entgegenſchritt. Er hatte damit angefangen, einige unternehmende Militärs näher mit ſich zu verbinden und mit ſeinen Abſichten bekannt zu machen. Dieſe bildeten nach und nach eine Verbindung, beſonders der jüngern Offiziere, zu Gunſten des Königs. Vorzüglich thätig war in der Hauptſtadt der Oberſt Sprengporten; ein gleiches thaten Emiſſarien bei den Regimentern in den Provinzen. Indeſſen näherte ſich der Augenblick der Ausführung. Einige bedeutende Männer — unter andern die Grafen Hermansſon und Scheffer — hatten ſich mit dem König vereinigt; eine neue Conſtitution war entworfen, und die Rollen ſo vertheilt worden, daß die Brüder des Königs die Revolution in den Provinzen leiten ſollten, während er ſelbſt ſie in der Hauptſtadt beginnen würde. Die Unternehmungen fingen, dem entworfenen Plane gemäß, auf folgende Weiſe an. Der Commandant von Chri-

ſtianſtadt, Hauptmann Hellichius, einer der treueſten und kühnſten Anhänger des Königs, ließ am 12. Aug. die Stadtthore ſchließen, alle Zugänge beſetzen, und in ſeinem und der Beſatzung Namen ein Manifeſt publiciren, worin den Ständen wegen ihrer Gewalthandlung der Gehorſam aufgekündigt wurde. Der Prinz Carl erſchien vor Chriſtianſtadt, und da ſeine Auſfoderung, den Platz zu übergeben, fruchtlos blieb, begann eine ſcheinbare Belagerung und Vertheidigung, wobei niemanden etwas zu Leide geſchah. Dies alles geſchah vielleicht nur, um der öffentlichen Aufmerkſamkeit eine unſchädliche Richtung zu geben. Der König ſpielte indeß in der Hauptſtadt die Rolle des Gleichgültigen und Untheilnehmenden ſo täuſchend, daß er den anfänglich entſtandenen Argwohn des geheimen Ständeausſchuſſes völlig zerſtreute. Der Ausſchuß hatte verfügt, daß die Bürgerreiterei in der Hauptſtadt patrulliren ſolle; bei dieſen Patrullen fand ſich der König häufig ein, und wußte durch Freundlichkeit den Kern dieſer Mannſchaft für ſich zu gewinnen. Deßgleichen benutzte er dieſe Gelegenheit, ſich immer mehr Offiziere zu eigen zu machen. Während er ſo den entſcheidenden Moment vorbereitete, zeigte er eine heitere unbefangene Stirn, und gab noch am Abend vor dem zur Ausführung beſtimmten Tag ein glänzendes Hoffeſt, bei dem er durch ſeine frohe Laune alle Anweſenden belebte. Am folgenden Tage, den 19. Aug. 1771, begab ſich der König nach einem Spazierritt in den Reichsrath aufs Schloß, wo es zum erſtenmal zwiſchen ihm und einigen Reichsräthen zu einem lebhaften Wortwechſel kam. Von hier aus verfügte er ſich zu Pferde nach dem Arſenal, wo er die dort aufziehende Wachtparade manövriren ließ. Während deſſen verſammelten ſich, in Folge eines geheimen Befehls, die Offiziere um ihn, auf die er rechnen zu können glaubte, und begleiteten ihn nach dem Schloſſe, wo eben die Garde die Wache wechſelte, und ſowohl die abgehende als die aufziehende gegenwärtig war. Mit dem Eintritt des Königs in das Schloß begann die Revolution. Der König verſammelte in der Wachtſtube die Offiziere um ſich, eröffnete ihnen ſeinen Plan und foderte ſie zur Unterſtützung auf. Die meiſten waren Jünglinge und durch den Gedanken an die Rettung des Vaterlandes augenblicklich gewonnen. Den drei ältern, die ſich weigerten, ließ der König, ohne ſeine Faſſung zu verlieren, den Degen abfodern. Alle übrige leiſteten den Eid der Treue und des Gehorſams, und indem ihnen der König ſeine ferneren Befehle gab, band er ein weißes Tuch um den linken Arm, und beſtimmte dies als das Zeichen, woran er ſeine Freunde erkennen würde. Des Königs Anrede an die Soldaten wurde von dieſen mit beifälligem Zuruf erwiedert. Hierauf ließ er die Zugänge zu dem Verſammlungsſaal des Reichsraths beſetzen, und demſelben ruhiges Verhalten befehlen, begab ſich ſodann unter dem Zujauchzen des Volks nach dem Arſenal, wo er ſich des Artillerieregiments verſicherte, und ließ durch öffentlichen Ausruf die Einwohner Stockholms zur Ruhe ermahnen, und anweiſen, keinen andern als des Königs Befehlen zu gehorchen. Es wurden Canonen aufgeführt, Wachen vertheilt und mehrere Perſonen aus Vorſicht verhaftet. So war der entſcheidende Schlag ohne gewaltſame Maßregeln geſchehen, und der König begab ſich nach dem Schloſſe zurück, wo er die Glückwünſche der fremden Geſandten empfing, die er zur Tafel hatte einladen laſſen. Am folgenden Tage leiſtete der Stadtmagiſtrat, unter dem allgemeinen Zuruf des Volks, auf dem großen Markte den Eid der Treue. Aber auch die Stände mußten die Revolution genehmigen und die neue

Conſtitution anerkennen, durch welche die königliche Macht nicht ſowohl auf Koſten der Stände als nur des Reichsraths wuchs. Sie wurden zu dem Ende auf den nächſten Tag zu einer allgemeinen Verſammlung auf das Schloß beſchieden, wo ſie ſich einzeln und ohne Gefolg einfanden. Der Schloßhof war mit zahlreichem Militär beſetzt, gegen den Verſammlungsſaal Canonen aufgepflanzt, und zu jeder Canone ein Artilleriſt mit einer brennenden Lunte in der Hand geſtellt. Der König erſchien mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren und in ungewöhnlichem Pomp, ſchilderte in einer kraftvollen Rede die Lage des Reichs, die Nothwendigkeit einer Reform, erklärte ſeine gemäßigten Abſichten, und ließ die neue Conſtitution verleſen, die augenblicklich genehmigt und durch Unterſchrift und Eid bekräftigt wurde. Jetzt war alles geſchehen, faſt alle Staatsdiener blieben in ihren Ämtern; die Verhafteten wurden wieder in Freiheit geſetzt, und es folgte eine heitere beglückende Ruhe. Die nächſten Jahre war der König mit allem Ernſte bemüht, ſein Land zu beglücken; er bereiſ'te es mehrmals, und nie ohne Belehrung für ſich, noch ohne Nutzen für ſeine Unterthanen. Nun aber ergaben ſich auf dem Reichstage die Anzeichen künftiger Unruhen, die den König bewogen, ihn plötzlich aufzulöſen. Ein Aufſtand in Dalecarlien wurde durch Militärgewalt gedämpft. Im Herbſte eben dieſes J. 1783 reiſ'te Guſtav durch Deutſchland nach Italien, um die Bäder von Piſa zu gebrauchen, und ging im folgenden Jahre über Frankreich, wo er zugleich politiſche Zwecke verfolgte, nach Schweden zurück. Hier warteten ſeiner Unruhe und Ungemach. Eine Hungersnoth raffte Tauſende ſeiner Unterthanen weg, die Reichsſtände verwarfen faſt alle ſeine Vorſchläge und nöthigten ihn zu harten Opfern, und ſein ungemäßigter Ehrgeiz verwickelte ihn in einen Krieg, der eben ſo verderblich für ſein Land als demüthigend für ſeinen Stolz ſeyn mußte. Zwiſchen Rußland und der Pforte war der Krieg ausgebrochen. Guſtav beſchloß, einem alten Vertheidigungsbündniſſe mit letzterer gemäß, Rußland anzugreifen, von deſſen Monarchin er ſich für beleidigt hielt. Der Krieg ward erklärt, und eine beträchtliche Macht nach Finnland in Bewegung geſetzt. Als nun aber der König durch einen Angriff auf die Feſtung Friedrichsham ſeine Unternehmungen anfangen wollte, mußte er die unerwartete Kränkung erfahren, ſich plötzlich von einem großen Theile ſeines Heeres verlaſſen zu ſehen, welcher ſich jedem Angriffskriege abgeneigt erklärte. Der König begab ſich nach Haga, und von hier, Hülfe ſuchend, zu den Dalecarliern. Bald ſtand ein achtbares Heer freiwilliger Vaterlandsvertheidiger da, mit denen der König das von den Dänen bedrängte Gothenburg rettete, indeß der Aufſtand bei der finnländiſchen Armee, die mit den Ruſſen einen Waffenſtillſtand geſchloſſen hatte, fortdauerte. Die dringende Lage des Reichs foderte die Zuſammenberufung der Reichsſtände. Um den Widerſetzlichkeiten des Adels zu begegnen, ließ er einen geheimen Ausſchuß erwählen, zu welchem der Adel zwölf, jeder der übrigen, dem Könige ergebenen Stände ſechs Mitglieder ernannte. Der Adel gab es darum nicht auf, dem Könige zu trotzen, der endlich, von den übrigen Ständen zur Anwendung aller ihm dienlich ſcheinenden Maßregeln aufgefodert, einen entſcheidenden Schritt wagte, die Häupter des widerſetzlichen Adels verhaften ließ, und die Annahme einer neuen Vereinigungs- und Sicherheitsacte erzwang, die ihm noch ausgedehntere Rechte, als bisher, einräumte. Nunmehr ward der Krieg mit höchſter Anſtrengung und wechſelndem Glück fortgeſetzt. Blutige

Schlachten wurden, beſonders zur See, gewonnen und verloren; aber wie ritterlich auch Guſtav die Übermacht bekämpfte, ſo machte ihn doch die bedrängte Lage ſeines Reichs zum Frieden geneigt, der in der Ebene von Werelä am 14. Aug. 1790 abgeſchloſſen ward. Statt die durch ſo vielfaches Unglück empfangene Lehre für die Zukunft zu benutzen, faßte er nur noch rieſenhaftere Plane. In den Gang der franzöſiſchen Revolution beſchloß er einzugreifen, und Ludwig XVI. gegen den Willen ſeiner Nation wieder auf den Thron zu ſetzen. Er wollte Schweden, Rußland, Preußen und Öſterreich vereinigen, und ſich an die Spitze dieſes Bundes ſtellen. Zu dem Ende ging er im Frühling 1791 nach Spaa und Aachen, ſchloß mit Catharina einen Freundſchaftsvertrag, und berief einen Reichstag in Gefle im Januar 1792, der nach vier Wochen zur Zufriedenheit des Königs ſich endigte. Aber hier war es, wo bereits ein Mordanſchlag gegen ihn gefaßt und verſucht worden war. Die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bielke und Pechlin, der Oberſtlieutenant Liljehorn und mehrere Andere hatten ſich verbunden, den König zu ermorden und die alte Ariſtokratie wieder herzuſtellen. Ankarſtröm, der den König perſönlich haßte, bot ſich ihnen zum Werkzeug an. In Haga hatte ihn ein geheimes Grauen, in Gefle Mangel günſtiger Gelegenheit an der Ausführung gehindert. Jetzt folgte er dem Könige nach Stockholm, und die Maskerade in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 ward unwiderruflich zur Ausführung des Verbrechens beſtimmt. Kurz vor Anfang des Balls erhielt der König ein mit Bleiſtift geſchriebenes Warnungsbillet, dennoch begibt er ſich um elf Uhr mit dem Grafen Eſſen auf die Redoute, tritt zunächſt in eine Loge, und da alles ruhig bleibt, in den Saal. Hier umringt ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und indem ihm eine derſelben (der Graf Horn) mit den Worten: „Gute Nacht, Maske!“ auf die Schulter klopft, wird der König von Ankarſtröm durch einen Schuß im Rücken verwundet. Mit ſeltener Geiſtesgegenwart traf er ſogleich die nöthigen Verfügungen; Ankarſtröm mit ſeinen Theilnehmern wurde entdeckt. Indeſſen zeigte ſich die Wunde bald tödtlich, und Guſtav verſchied am 29. März, nachdem er noch mit ungetrübter Geiſtesheiterkeit die nöthigſten Geſchäfte geordnet, und den Befehl ſelbſt unterzeichnet hatte, ſeinen Sohn zum Könige auszurufen.

Guſtav IV., Adolph, entſetzter König von Schweden, geb. am 1. Nov. 1778. Nach dem traurigen Ende ſeines Vaters (Guſtav III.) ward er am 29. März 1792 zum Könige ausgerufen. Er ſtand 4½ Jahr unter der Vormundſchaft ſeines Oheims, des Herzogs Carl von Südermannland, der die Regentſchaft führte (nachmaligen Königs Carl XIII.). Bei erreichter Volljährigkeit (am 1. Nov. 1796) trat er ſelbſt die Regierung an, ward aber erſt am 3. April 1800 zu Norköping gekrönt. Die kurze Regierungsgeſchichte dieſes Monarchen zeigt, wie bei Talenten, Verſtand und Herzensgüte, Vorurtheile und Leidenſchaftlichkeit zum höchſten Unglücke führen. Sein Vater wollte einen beharrlichen Mann aus ihm bilden, und Guſtav IV. mochte ſelbſt glauben, im Geiſte ſeines Vaters zu handeln, wenn er mit eigenſinniger Unbiegſamkeit alles ſeinem einmal angenommenen Syſtem unterordnen wollte. Er hatte zudem von ſeinem Vater einen Hang zum Ritterlichen geerbt, daher alle ſeine Schritte den Anſtrich des Abenteuerlichen haben. Doch vieles von dem Unbegreiflichen, das er that, iſt ſeiner Abergläubigkeit zuzuſchreiben, die hinlänglichen Stoff beſonders in Jungs Schriften fand. Er war in ſeinem 18. Jahre

bereits mit einer Prinzeſſin von Meklenburg verſprochen, als ihn die Kaiſerin Catharina in der Abſicht, ihn mit ihrer Enkelin Alexandra Paulowna zu vermählen, nach Petersburg einlud. Schon war alles zu dieſer Vermählung vorbereitet und der verſammelte Hof erwartete den jungen König, als er ſich weigerte, den Contract zu unterzeichnen, weil man Punkte darein aufgenommen, die er der Kaiſerin nicht zugeſtehen wollte, unter andern hatte man der jungen Königin die freie Ausübung der griechiſchen Religion in ihrem Palaſte zugeſichert, was gegen die Grundgeſetze des ſchwediſchen Reichs war. Nichts konnte die Weigerung Guſtavs beſiegen; er ging fort und verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, ſo daß das ganze Feſt rückgängig wurde. Einige Monate ſpäter Oct. 1797 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin von Baden, Friederike, der Schwägerin des Kaiſers Alexander und des Königs von Bayern. Ein auffallenderes Zeichen ſeiner ſogenannten Conſequenz war, daß er einſt auf dem Punkt ſtand, einen blutigen Kampf mit Rußland zu beginnen, weil er verlangte, daß das Geländer einer Gränzbrücke auf der ruſſiſchen Seite mit Schwedens Farben angeſtrichen werden ſollte, was ihm nicht gewährt werden konnte. Im Jul. 1803 reiſ'te er mit ſeiner Gemahlin an den Hof ſeines Schwiegervaters nach Carlsruhe, um den Kaiſer und die Reichsfürſten für die damals ganz unausführbar ſcheinende Idee, die Bourbons an die Stelle des erblich gewordenen Conſuls wieder an die Spitze der franzöſiſchen Regierung zu ſetzen, zu gewinnen. Er befand ſich noch in Carlsruhe, als d. 15. März 1804 der Herzog von Enghien auf Buonaparte's Befehl aus dem Badenſchen mit Gewalt entführt wurde. Guſtav ſandte ſofort ſeinen Adjutanten nach Paris, mit einem Briefe an Buonaparte, um den Prinzen zu retten; allein als der Adjutant ankam, war der Prinz ſchon todt. Guſtav übergab deßwegen nachdrückliche Noten in Regensburg, und war der einzige Souverain, der über jenen Mord ſeinen Unwillen laut äußerte. Es iſt bekannt, wie ſchimpflich er dafür in dem Moniteur behandelt wurde. Der gänzliche Bruch mit Frankreich, die Allianz mit Großbritannien und Rußland, und Spannung mit Preußen, dem Guſtav den ſchwarzen Adlerorden zurückſchickte, weil Napoleon ihn auch erhalten und die Ritterehre es verbiete, ein Waffenbruder des Mörders des Duc d'Enghien zu ſeyn, — war die Folge ſeines Haſſes gegen Frankreichs neuen Souverain. Ein müßiger Kopf hatte berechnet, daß in dem Namen „Napoleon Buonaparte" die Zahl 666 enthalten ſey, und Guſtav glaubte hierin das Thier in der Offenbarung Johannis zu erkennen, das nur eine kurze Zeit regieren würde, und zu deſſen Sturze er berufen ſey! Daher rührte ſein Befehl an die Redacteurs der Zeitungen, den Namen des franzöſiſchen Regenten „Monſieur Buonaparte" (wie man bis dahin in Schweden ihn geſchrieben hatte) in „Napoleon Buonaparte" umzuändern. Jene myſtiſche Anſicht von den Verhältniſſen des franzöſiſchen Throns trat nun förmlich an die Stelle jeder verſtändigen Überlegung und veranlaßte ihn zu dem ſonderbarſten Betragen. So würdig die Erklärung war, die ſein Geſandter am Reichstage, d. 13. 1806 übergab, daß der König an den Verhandlungen des Reichstags ſo lange keinen Theil nehmen werde, als deſſen Beſchlüſſe unter dem Einfluſſe der Uſurpation und des Egoismus ſtänden; und ſo edel es war, daß er die von Napoleon kurz vor dem Frieden von Tilſit gemachten Friedensvorſchläge verwarf, ſo bewies er doch eine unkluge Hartnäckigkeit, als er den 3. Juli 1807 den Waffenſtillſtand mit Frankreich aufhob, und ſelbſt nach dem Frieden von Tilſit die von

Rußland und Preußen gebotene Vermittelung ausſchlug. Durch ſeine Leidenſchaftlichkeit, die ihn eine gleiche Sonderbarkeit in Anſehung des ruſſiſchen St. Andreasordens begehen ließ, wie früher mit dem preußiſchen Adlerorden, und ſeine blinde Anhänglichkeit an England ſtürzte er ſein Volk in einen verderblichen Krieg mit Rußland, und ward aufs neue Preußens und Dänemarks Feind. Finnland ging verloren, und drohend ſtand eine däniſche Armee an der Gränze von Schweden. Taub gegen alle Vorſtellungen, Friede zu ſchließen, reizte er durch eigenſinnigen Trotz den Adel und das Heer gegen ſich auf. Er beleidigte die Garden und erbitterte die Nation durch Ausſchreibung einer neuen Kriegsſteuer, während die ſchwediſchen Soldaten an allem Mangel litten. Als er endlich ſogar den einzigen Freund, der ihm noch geblieben war, England, von ſich abſtieß, weil er, als dieſe Macht ihn zu verſtändigern Abſichten zurückzubringen verſuchte, auf alle engliſche Kauffahrteiſchiffe in den ſchwediſchen Häfen ein Embargo legte; da ward es Jedem deutlich, daß er die Wohlfahrt ſeines Volkes ganz ſeinen Leidenſchaften aufzuopfern fähig ſey. Ein im tiefſten Dunkel entworfener Plan gedieh zur Reife. Die weſtliche Armee (nach der norwegiſchen Gränze zu), verſichert, daß die Dänen die Gränze nicht überſchreiten würden, ſetzte ſich in Marſch gegen Stockholm, wo unter den nächſten Umgebungen Guſtavs die Erſten der Verſchwornen ſich befanden. Sie war nur noch 15 Meilen von der Hauptſtadt entfernt, als Guſtav ihre Annäherung erfuhr. Von Haga aus, wo er ſich mit ſeiner Familie befand, eilte er nach Stockholm, um ſich hier gegen die „Empörer“ zu vertheidigen. Doch er änderte dieſen Plan, und wollte mit den in Stockholm befindlichen Truppen nach Linköping gehen. Die Bank ſollte die Hauptſtadt verlaſſen, zuvor aber zwei Millionen Thaler, oder doch den möglich größten Vorſchuß an ihn zahlen. Die Commiſſarien verweigerten dies; Guſtav wollte ſein königliches Anſehn geltend machen; da ward gegen ihn Gewalt beſchloſſen. So ſtanden die Sachen am 12. März 1809 Abends. Der König arbeitete die ganze Nacht vom 12. auf den 13. März; alles war zu ſeiner Abreiſe bereit, und der Augenblick gekommen, wo er das Geld aus der Bank nehmen laſſen wollte. Drei Thore des Schloſſes waren ſchon geſperrt, und alle Offiziere, weil es gewöhnlicher Paradetag war, bei dem Schloſſe verſammelt. Noch einmal wollten der Feldmarſchall Klingſpor und der General Adlerkreuz den Weg gütlicher Vorſtellungen verſuchen, doch Guſtav beleidigte die Sprecher in ſeinem höchſten Zorn auf das empfindlichſte. Nun rief Adlerkreuz den Hofmarſchall Silverſparre und fünf Adjutanten herbei, foderte dem Könige ſeinen Degen ab, und erklärte ihn zum Gefangenen im Namen der Nation. Guſtav wollte den Degen gegen ihn gebrauchen; dieſer ward ihm entwunden. Auf ſein Geſchrei nach Hülfe erbrachen zwar einige ſeiner Getreuen die verſchloſſene Thür; doch von dreißig hinzuſtrömenden andern Mitverſchwornen wurden ſie überwältigt. Während dieſes Auftritts entfloh Guſtav, ward aber auf der Treppe ergriffen und von einem ſeiner Bedienten zurück in ſein Zimmer getragen, wo er in bewußtloſe Wuth gerieth. Alle Zugänge des Schloſſes wurden nun mit Wachen beſetzt. Schon nach Mittag verkündigte eine Proclamation des Herzogs Carl von Südermannland, daß er die Regierung übernommen habe. Die Thronrevolution war in dieſen wenigen Stunden vollendet. Jetzt zeigte Guſtav eine ſtille Ergebung; vielleicht war auch hier ſeine religiöſe Schwärmerei die Quelle ſeines Gemüthszuſtandes. Nachts um 1 Uhr

brachte man ihn nach Drotningholm; ſeine Gemahlin mußte mit ihren Kindern in Haga bleiben. Am 24. März ward er nach Gripsholm, einem ſeiner liebſten Aufenthaltsorte, verſetzt. Hier ſtellte er am 29. März eine förmliche Entſagungsacte aus, die endliche Beſtimmung ſeines Schickſals von dem Reichstag erwartend, in deſſen erſter Sitzung (10. Mai) man ihm Treue und Gehorſam feierlich aufſagte und ſowohl ihn, als ſeine leiblichen, gebornen und ungebornen Erben der Krone und Regierung Schwedens für jetzt und die Folgezeit verluſtig erklärte. Darüber ward eine förmliche Acte ausgefertigt. In Gripsholm beſchäftigte der entthronte König ſich vorzüglich mit der Offenbarung Johannis. Er wünſchte Schweden verlaſſen zu können. Die Reichsſtände ſetzten ihm, auf des neugewählten Königs, Carls XIII., Antrag, ein jährliches Einkommen für ſich und ſeine Familie von 66,666 Thalern 32 Schillingen aus; ſein eigenes Privatvermögen, das ſeiner Gemahlin und ſeines Sohnes belief ſich auf 684,417 Thlr., wovon die jährlichen Zinnſen 36,168 Thlr. betrugen, welche die Stände bis auf jene Summe erhöheten. Einen neuen ihm beſtimmten Aufenthalt auf der Inſel Wiſings-Oe bezog er nicht, ſondern ging d. 6. Dec. 1809 von Gripsholm nach Deutſchland und der Schweiz, wo er unter dem Namen eines Grafen von Gottorp, nachmals Gottorf, lebte. Er hat ſich ſeitdem freiwillig von ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern getrennt, und ſeine Ehe wurde auf ſein Verlangen d. 17. Febr. 1812 aufgehoben. In demſelben Jahre verlangte er in die Brüdergemeine zu Herrnhut aufgenommen zu werden. Er reiſ't ſchon ſeit 1810 ohne beſtimmten Zweck und unter allerhand Namen herum. So begab er ſich 1810 von Pillau nach Petersburg; dann 1811 von Memel nach London. Im Dec. 1814 rüſtete er ſich in Baſel zu einer Reiſe nach Jeruſalem. Im J. 1815 ließ er dem wiener Congreſſe eine Erklärung überreichen, in welcher er die Rechte ſeines Sohnes auf den ſchwediſchen Thron in Anſpruch nahm. Zuletzt hatte er in Frankfurt den Namen Guſtavsſon angenommen. Sein Sohn Guſtav, geb. 1799, ſtudirt ſeit 1816 in Lauſanne. Er hat drei Schweſtern, die von ihrer vortrefflichen Mutter eine ſorgfältige Erziehung erhalten.

Gut (in der Nationalökonomie) iſt dasjenige Ding, welches der menſchliche Geiſt als Mittel anerkennt, tauglich zur Beförderung menſchlicher Zwecke. Ein Ding kann nur dadurch ein Gut werden, daß der menſchliche Geiſt entweder einen neuen Zweck erkennt, zu welchem das Ding als Mittel gebraucht werden kann, oder daß er daſſelbe als Mittel zu bereits bekannten Zwecken kennen lernt. Die Dinge, welche der menſchliche Geiſt zu Gütern erhebt, können eben ſowohl ſinnliche (körperliche) als geiſtige (unkörperliche) Dinge ſeyn, es begründet dies nur einen Unterſchied zwiſchen ſinnlichen und geiſtigen Gütern; die Tauglichkeit eines Dings zu Erfüllung menſchlicher Zwecke mag übrigens dauernd oder bloß vorübergehend ſeyn, im einen wie im andern Falle gehört das Ding zur Claſſe der Güter. KM.

Gut (höchſtes). Unter dem höchſten Gute wird ein ſolches verſtanden, welches in Anſehung ſeines Werthes über alle andere Dinge, die man etwa auch als Güter betrachten möchte, erhaben iſt. Es wird alſo nicht als Mittel für irgend einen andern Zweck, ſondern als Zweck an und für ſich ſelbſt, als das letzte Ziel alles menſchlichen Strebens betrachtet, und heißt daher auch der Endzweck der Vernunft. Was nun das für ein Gut eigentlich ſey, darüber iſt von

ältern und neuern Philoſophen viel geſtritten worden. Einige gaben die Tugend dafür aus, andere das Vergnügen oder auch die bloße Schmerzloſigkeit; noch andere die Glückſeligkeit, wobei ſie aber wieder ſehr uneinig waren, worin die Glückſeligkeit des Menſchen eigentlich beſtehe. Kant wollte dieſen Streit dadurch ſchlichten, daß er behauptete, das höchſte Gut beſtehe in einer ſolchen Verbindung der Glückſeligkeit mit der Sittlichkeit, daß jedem gerade ſo viel Glückſeligkeit zu Theil werde, als er durch Sittlichkeit würdig ſey. Aber auch dieſe Entſcheidung befriedigte nicht. Denn es würde auf dieſe Art immer etwas Zufälliges (was vom Glück abhängt und in keines Menſchen Gewalt ſteht) als Beſtandtheil des höchſten Gutes betrachtet. So etwas aber kann nicht das letzte Ziel des menſchlichen Strebens ſeyn. Als ſolches kann nur die Seligkeit betrachtet werden, die zwar, wiefern ſie als vollkommene Selbſtzufriedenheit gedacht wird, von dem Menſchen, der ſich als endliches oder beſchränktes Weſen immer gewiſſer Unvollkommenheiten bewußt bleibt, in keinem Zeitpunkte ſeines Daſeyns vollſtändig erreicht werden, der er ſich aber doch immerfort mehr und mehr annähern kann, jemehr er an ſeiner Vervollkommnung arbeitet. Man wird alſo ſagen müſſen: Gott, das unendliche und vollkommene Weſen, iſt ſtets im Beſitze des höchſten Gutes (der Seligkeit), und eben darum heißt dieſes Weſen Gott (von gut — das gute Weſen im höchſten Sinne des Worts); der Menſch aber, als ein endliches und unvollkommenes Weſen, ſtrebt bloß immerfort nach dem Beſitze des höchſten Gutes, indem er ſich ſelbſt ins Unendliche zu vervollkommnen ſucht. S. Glückſeligkeit. D.

Gut und Böſe. Dieſe beiden Ausdrücke werden in zweifacher Bedeutung gebraucht. Einmal verſteht man darunter, was ſchlechthin oder um ſein ſelbſt willen gut und böſe iſt. Man nennt dies auch das abſolut- oder ſittliche Gute und Böſe. Sodann verſteht man auch darunter, was bedingungsweiſe oder um eines andern willen gut und böſe iſt. Dies nennt man auch das relativ- oder bedingte Gute und Böſe. Gut und böſe heißt alſo bald ſo viel als recht und unrecht, was durch das Sittengeſetz geboten oder verboten iſt; bald ſo viel als nützlich und ſchädlich, was irgend etwas Angenehmes oder Unangenehmes hervorbringt. Wenn daher menſchliche Handlungen beurtheilt werden ſollen, ob ſie gut oder böſe ſeyen, ſo muß vor allen Dingen beſtimmt werden, in welcher Hinſicht; denn anders muß das Urtheil ausfallen, wenn man fragt, ob eine Handlung recht oder unrecht, als wenn man fragt, ob ſie nützlich oder ſchädlich ſey. D.

Guthrie (William), wohl als Herausgeber eines großen univerſalhiſtoriſchen Werkes, ſonſt aber nicht ſehr ehrenvoll als Schriftſteller bekannt, war 1708 zu Brichen in Schottland geboren und anfangs in ſeiner Heimath Schulmann. Familienverhältniſſe zwangen ihn, ſeine Heimath zu verlaſſen. Er kam nach London, beſchäftigte ſich dort mit Schriftſtellerei und verkaufte ſeine Feder jedem, der ihn bezahlte. Das Miniſterium belohnte ſeine ihm geleiſteten Dienſte 1745 mit einer jährlichen Penſion, die er bis zu dem Ende ſeines Lebens, d. 19. März 1770, bezog. Eine ungewöhnliche Leichtigkeit in Bearbeitung der verſchiedenartigſten Gegenſtände eignete ihn mehr für Schriften, die ſchnell zu Stande kommen mußten, als für ſolche, die fleißige Ausarbeitung erheiſchten. Es fehlte ihm nicht an Talenten und auch nicht an Kenntniſſen, allein da er ſeine Schriften ſehr eilig arbeiten mußte, ſind ſie voll Nachläſſigkeiten und Irrthümer. Den-

noch war er ſehr geſucht und konnte die Beſtellungen der Buchhändler kaum genugſam fördern. Sein Name prangt vor einer ungeheuern Menge von Compilationen. Seine Weltgeſchichte gab er in Verbindung mit Gray heraus. Man hat von ihm noch eine Geſchichte von England, eine Geſchichte von Schottland, aber niemand lieſ't ſie mehr. Das einzige Werk, das noch jetzt Verdienſte hat, iſt die Grammatik der Geſchichte, Geographie und des Commerzes, die man aber dem Buchhändler Knor zuſchreibt.

Guttenberg (Johann). Dieſer berühmte Deutſche, der als der wahre Erfinder der Buchdruckerkunſt anzuſehen iſt, hieß eigentlich Johann von Sorgenloch, genannt Gänſefleiſch von Guttenberg, war aus ritterlichem Geſchlecht um das Jahr 1400 zu Mainz geboren, und ſtarb ebendaſelbſt 1468. Von ſeiner Erfindung und deren ſtufenweiſen Ausbildung ſ. Buchdruckerkunſt.

Gutturalbuchſtaben, Kehlbuchſtaben, d. h. ſolche, die vorzüglich durch die Kehle ausgeſprochen werden, z. B. h, ch, k.

Guy von Arezzo oder Guido Aretin. So berühmt dieſer Name in der Muſik iſt, eben ſo ſchwierig iſt es doch, die Gründe dieſer Berühmtheit genau zu erörtern. Wenn man der öffentlichen Stimme und den Verſicherungen vieler Schriftſteller glauben darf, ſo iſt Guido der Vater und Schöpfer der neuern Muſik, erfand die Tonleiter, oder erweiterte ſie doch, und führte die Punkte, welche noch jetzt zur Bezeichnung der Noten dienen, und die ſechs Muſikſylben ut, re, mi, fa, sol, la ein, die bei dem damals eingeſchränkten Geſange zur Bezeichnung der nöthigen Töne (c, d, e, f, g, a) hinreichend waren. Auch wird er als Erfinder der Muſikſchlüſſel und des Monochords genannt. So wenig ſich dieſe Angaben mit Gewißheit erörtern laſſen, eben ſo liegen die Umſtände ſeines Lebens in Dunkelheit. Wie es ſcheint, ward er gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts geboren, und trat früh in das Benedictinerkloſter von Pomposa in Ferrara, wo er eine Muſikſchule errichtete, in welcher er ſich der von ihm gemachten Erfindungen bediente, und in ungleich kürzerer Zeit, als es bei den bisherigen unvollkommenen Methoden möglich geweſen war, geſchickte Schüler bildete. Er wurde darüber von ſeinen Collegen und Nebenbuhlern angefeindet und ſah ſich genöthigt, in ein anderes Kloſter überzugehen, kehrte jedoch vielleicht ſpäter dahin zurück. Papſt Johannes XIX. (nach Andern XX.), bis zu welchem ſein Ruf gedrungen war, lud ihn durch drei Abgeordnete zu ſich. Guy erſchien in Rom, machte ſeine Methode auch hier bekannt, und erwarb ſich den Beifall des Papſtes, ſo wie allgemeine Bewunderung. Seine Werke, welche ein großes Studium in der Tonkunſt ſowohl, als auch der Werke ſeiner Vorfahren verrathen, ſind erſt nach faſt 800 Jahren von dem Abt Gerbert in den Kloſterbibliotheken entdeckt und bekannt gemacht worden.

Guyon (Jeanne Marie Bouvières de la Mothe), ſ. Quietismus.

Gyges, ſ. Centimanen.

Gyges, ein Günſtling des lydiſchen Königs Kandaules, welcher, um ihn von der Schönheit ſeiner Gemahlin durch den Augenſchein zu überzeugen, ihm dieſelbe einſt zeigte, als ſie ſich entkleidet niederlegte. Dieſe Unverſchämtheit erzürnte die Königin dermaßen, daß ſie dem Gyges die Wahl ließ, entweder ihren Gemahl zu ermorden, und als ihr Gatte das Königreich zu beherrſchen, oder

ſelbſt ſeine ſtrafbare Neugier mit dem Tode zu bezahlen. Gyges ermordete daher, nachdem er vergebens den Entſchluß der Königin beſtritten hatte, den Kandaules und ward von dem delphiſchen Orakel in der Herrſchaft beſtätigt. Die Fabel ſpricht von einem Zauberringe, den Gyges als Hirt in einer unterirdiſchen Höhle gefunden, und welcher die Kraft gehabt habe, ſeinen Beſitzer unſichtbar zu machen, ſobald dieſer den Stein deſſelben einwärts kehrte. Mit Hülfe dieſes Ringes ſoll er die Umarmungen der Königin genoſſen und ſeinen Herrn ermordet haben. Den Ring des Gyges beſitzen, wurde nachher ſprichwörtlich bald von wankelmüthigen, bald von boshaften und liſtigen, bald von glücklichen Leuten gebraucht, die Alles, was ſie wünſchen, erlangen.

Gymnaſium hieß bei den Spartanern der öffentliche Ort, wo die Jugend ſich nackt (daher auch der Name, von Gymnos, nackt) im Springen, Laufen, dem Werfen mit der Wurfſcheibe und der Lanze, dem Ringen und Fauſtkampf oder dem ſogenannten Fünfkampf (Pentathlon, quinquertium) übte. Dieſes ſpartaniſche Inſtitut wurde nachher in den meiſten Städten Giechenlands und zu Rom unter den Cäſaren nachgeahmt, blieb aber nicht auf die körperlichen Übungen eingeſchränkt, ſondern dehnte ſich auch auf die übungen des Geiſtes aus, indem hier die Philoſophen, Rhetoriker und Lehrer anderer Wiſſenſchaften ihren Unterricht ertheilten. In Athen waren fünf Gymnaſien, unter denen die Akademie, das Lyceum und Kynoſarges die drei berühmteſten waren. In dem erſten lehrte Platon, in dem zweiten Ariſtoteles, in dem dritten Antiſthenes. Dieſe Gymnaſien waren in den älteſten Zeiten bloß freie, geebnete, mit einer Umfaſſung eingeſchloſſene Plätze mit Abtheilungen für die verſchiedenen Spiele. Um Schatten zu erhalten, pflanzte man Reihen von Platanen. Nachher wurden die Alleen in Säulengänge verwandelt, und unter dieſen verſchiedene Behältniſſe angelegt; endlich wurden die Gymnaſien eine Menge an einander hängender Gebäude, die geräumig genug waren, mehrere Tauſende zu faſſen. Von der Einrichtung und Anordnung derſelben hat Vitruv in ſeinem Werk über die Baukunſt (5, 11) eine genaue Beſchreibung gegeben. Indeß enthielten manche Gymnaſien bald mehr, bald weniger Theile, alle aber außerdem noch eine Mege anderer Verzierungen. Hier fand man die Statüen und Altäre des Mercur und Hercules, als der Götter, denen die Gymnaſien geheiligt waren, oft auch des Theſeus, als des Erfinders der Kunſt zu ringen; Statuen von Helden und berühmten Männern, Gemählde und Basreliefs, Gegenſtände der Religion und Geſchichte darſtellend. Eine gewöhnliche Verzierung der Gymnaſien waren Hermen. So verſammelte ſich hier alles, was Jünglinge in den Künſten des Friedens und Krieges unterrichten, erheben und begeiſtern konnte, und der Staat, Künſte und Wiſſenſchaften erhielten ſich blühend, ſo lange die Gymnaſien gehörig unterhalten und geſchützt wurden. Mehrere Aufſeher und Lehrer waren hier angeſtellt. Der Vorſteher hieß Gymnaſiarch, die Lehrer der gymnaſtiſchen Übungen Gymnaſten, die Vorſteher dieſer Übungen Pädotriben, welche nur mit dem Practiſchen zu thun hatten, während die Gymnaſten die Theorie lehrten. Xyſtarchen hießen die, welche den Übungen in den Xyſten (Stadien) vorſtanden. Bisweilen nennt man ein ſolches Gymnaſium auch Paläſtra, welche eigentlich nur der Theil war, wo diejenigen, welche ſich förmlich zu Athleten, d. h. zu Kämpfern in den öffentlichen Spielen, bilden

wollten, im Fauſtkampf geübt wurden. Ignara iſt der Meinung, daß zu der Zeit, wo die Philoſophen u. A. hier zu lehren anfingen, ein Unterſchied zwiſchen Gymnaſiam und Paläſtra gemacht worden ſey: dieſe habe nun den Platz für die körperlichen Übungen, jenes den Platz für den geiſtigen Unterricht bezeichnet. In dieſem Sinn hat man denn auch in neuern Zeiten die öffentlichen gelehrten Schulen, in denen man die Schüler auf die Univerſität vorbereitet, Gymnaſien genannt. In Rom hatte man zur Zeit der Republik keine Gebäude, die man mit den griechiſchen Gymnaſien vergleichen könnte, unter den Cäſaren aber laſſen ſich die öffentlichen Bäder damit vergleichen und man kann ſagen, daß die Gymnaſien in den Thermen untergingen.

Gymnaſtik nennt man die Kunſt, dem Körper nach den Regeln durch Übungen Fertigkeit, Behendigkeit, Dauerhaftigkeit und Geſundheit zu verſchaffen, kurz, die Kunſt der Leibesbewegungen. Wort und Sache ſind griechiſchen Urſprungs, denn in Griechenland bildete man zuerſt dieſe Bewegungen zur Kunſt aus (ſ. Gymnaſium). Man unterſchied daſelbſt drei Arten von Gymnaſtik: die kriegeriſche, welche ſich auf das Bedürfniß des Angriffs und der Vertheidigung bezog, die mediciniſche, welche die Erhaltung der Geſundheit bezweckte, und die athletiſche, die berühmteſte unter allen, welche ihren Urſprung dem Vergnügen verdankt, und dem Verlangen, von ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit öffentliche Beweiſe abzulegen. Die erſte Art beſtand in übungen des Laufens zu Fuß, Pferd und Wagen, im Springen, Ringen, Werfen und Bogenſchießen; die zweite vereinigte mit einigen der erſten Tanz, Ballſpiel, Bäder und Salbungen, und der Arzt Heradikos ſoll ſie, kurz vor Hippokrates, in die Medicin eingeführt haben, zur dritten Art gehörte alles, weſſen ein Athlet bedurfte, um in den öffentlichen Spielen den Sieg zu erhalten. Dieſe dritte Art nennt man bald Athletik, weil die Übung in Kämpfen beſtand, bald Gymnik, weil man nackt kämpfte, bald Agoniſtik, weil ſie Hauptgegenſtand der öffentlichen Spiele war. Um dieſe Kunſt zu üben, reichte man mit den gewöhnlichen Vorbereitungen der Gymnaſien nicht aus, ſondern bedurfte noch ganz anderer und ſchwererer in der Paläſtra. Durch eine eigens dazu angeordnete Lebensart wurden die Athleten zu ihrer Kunſt vorbereitet. Man ſieht übrigens leicht, daß dieſe Eintheilung mehr zufällig iſt, als in dem Weſen der Kunſt ſelbſt gegründet, und daß ſie keineswegs alle hier aufzuführenden Übungen umfaßt. Abgeſehen von aller Anwendung, zerfallen die Leibesbewegungen in zwei Claſſen: 1. in ſolche, die allein durch die eigne Bewegung des Körpers vollbracht werden, und 2. ſolche, zu denen noch ein fremdes Bewegbares hinzukommt. Zu der erſten Claſſe gehören Gehen, Balanciren, Laufen, Tanzen, Springen (Voltigiren), Klettern, Werfen, Schleudern, Ringen, Fechten, Schwimmen; zu der andern Reiten und Fahren. Sollen alle dieſe Übungen wahrhaft geſetzmäßig getrieben werden, ſo muß die ganze Kunſt der Gymnaſtik von einer in den Geſetzen der Mechanik begründeten Theorie ausgehen. Um eine ſolche hat ſich die neuere Zeit Verdienſte erworben, in welcher man den ungemeinen Nutzen dieſer kunſtmäßig betriebenen Übungen wieder gehörig gewürdigt und die Gymnaſtik unter dem Namen Turnkunſt wieder in den Jugendunterricht eingeführt hat. S. Turnkunſt.

Gymnoſophiſten nannten die Griechen die indiſchen Philoſophen, weil ſie, der Sage nach, unbekleidet gingen. Von ihren philoſophiſchen Syſtemen haben wir ſehr unvollkommene Nachrichten, und wiſſen nur ſo viel, daß ſie das Weſen der Philoſophie in ſtete Contemplation und in die ſtrengſten aſcetiſchen Übungen ſetzten, wodurch ſie die Macht der Sinnlichkeit zu bekämpfen ſuchten. Sie verbrannten ſich oft lebendig ſelbſt, um deſto eher in einen reinen Zuſtand überzugehen, wie z. B. Calanus in Alexanders Gegenwart, und Zarimarus zu Athen, als Auguſt ſich daſelbſt befand. Die Unbekanntſchaft der Alten mit Indien machte übrigens, daß man viel Wunderbares von ihnen erzählte.

Gynäceum (Gynäkeion, Gynäkonitis). Die Griechen lebten mit ihren Frauen nicht nach der Weiſe der Neuern in einer engen freundſchaftlichen Vertraulichkeit, ſondern in einer gewiſſen Abſonderung, welche aus den frühern Zeiten zurückgeblieben war, wo die Weiber als Sklavinnen und Eigenthum der Männer angeſehen wurden. Jene bewohnten daher auch einen abgeſonderten Theil des Hauſes, welcher Gynäceum (Frauengemach, Frauenzwinger) hieß, und in dem innern entlegenſten Raume des Gebäudes, noch hinter dem Hofe befindlich war.

Gyps oder ſchwefelſaurer Kalk wird faſt in ganz Europa und in den übrigen Erdtheilen angetroffen, und macht häufig 20 bis 25 Lachter, manchmal aber auch nur ein Fuß mächtige Lager in Flötzgebirgen aus, welche mit Flötzkalk, Stinkſtein und Schieferthon abwechſeln; ja oft macht er ſogar das Tagegebirge aus; allein ſie erreichen nie eine beträchtliche Höhe, und alle Gypsgebirge haben das Charakteriſtiſche, daß ſie Verſteinerungen aus der organiſchen Welt enthalten. Oryktognoſtiſch unterſcheidet man die Gypsgattung, welche überhaupt als Folge ihrer leichten Auflöslichkeit ſehr cryſtalliniſch iſt, durch fünf Arten: als 1. erdigen Gyps, auch Himmelsmehl, Gypsmehl u. ſ. w. von ſeiner bröcklichen Geſtalt genannt; 2. dichten Gyps oder Alabaſter; 3. faſerigen Gyps, auch Strahlgyps und Fedengyps genannt; 4. körnigen Gyps, und 5. ſpäthigen Gyps, auch Fraueneis und Marienglas genannt. Der Gyps wechſelt in ſeinen Farben mannichfaltig ab. Die weiße Farbe geht durch alle Schattirung der grauen, rothen, gelben, braunen, aſchfarbigen, rauchfarbigen und grünen, ſo wie bisweilen wiederum einige dieſer Farben ſich ins Weiße oder aus dem Braunen ins Gelbe, Rothe u. ſ. w. ziehen, und oft auch mehrere dieſer Farben ſtreifen- und fleckenweiſe bunt unter einander laufen. (Vergl. Alabaſter.)

Gyromanthie (von den griechiſchen Wörtern Gyros, Kreis, und Manthia, Weiſſagung) iſt die Wahrſagekunſt mittelſt gewiſſer Kreiſe, welche der Wahrſager mit allerlei Feierlichkeiten beſchreibt, und in denen er unter Herſagung von myſteriöſen Zauberſprüchen und andern geheimnißvollen Gebräuchen umhergeht, wodurch ſeine Kunſt in den Augen des Unerfahrnen, der an übernatürliche Dinge zu glauben geneigt iſt, um ſo wunderbarer und zuverläſſiger erſcheint.

Gyrovagi, ſ. Mönchsweſen.

H.

H, der achte Buchſtabe im deutſchen Abc. Im neuern Tonſyſtem bezeichnet H die ſiebente diatoniſche Klangſtufe, oder die zwölfte und letzte Saite der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter. S. Ton, Tonleiter.

Haag, die Reſidenz des Königs der Niederlande, eine offene Stadt in Holland unter 52° 4′ N. B. und 4° 18′ O. L., faſt 7 Meilen ſüdweſtlich von Amſterdam, 2½ Meile von Leyden, und eine gute halbe Meile vom Strande der Nordſee entfernt. Die Bevölkerung beträgt faſt 40,000 Seelen. Die Stadt liegt höher und trockener, als die meiſten andern in Holland, daher die Luft auch ſehr rein und geſund iſt. Die Umgebungen ſind wegen der vielen herrlichen Gärten ungemein reizend. Die Straßen ſind breit, und dabei von hohen Baumgängen eingefaßt. Gepflaſtert ſind ſie mit hellfarbigen Ziegelſteinen, die äußerſt dicht zuſammengefügt ſind. An einer Seite der Stadt iſt ein breiter Canal, beſtändig mit Fahrzeugen bedeckt, an der andern ein trefflicher Wald, ungefähr eine halbe Meile im Durchſchnitt: die übrigen Seiten der Stadt ſind von ſchönen Wieſen und trefflichen Landſitzen umgeben. In der Stadt ſelbſt iſt die ſogenannte Veiver-Burg die ſchönſte Abtheilung. Doch verdient der Statthalterpallaſt keine beſondere Aufmerkſamkeit, weil er einen unregelmäßigen Haufen alter Gebäude darſtellt. Der Haag war nämlich urſprünglich eine alte Domäne der Grafen von Holland, daher man ſonſt auch Grafenhaag zu ſagen pflegte. Wichtig iſt noch das treffliche Muſeum der Prinzen von Oranien, welches zwar von den Franzoſen weggeführt, aber ſeit dem Frieden wieder an Ort und Stelle gebracht worden iſt.

Haare nennen wir die dünnen, kegelförmigen, mehr oder minder biegſamen und elaſtiſchen Fäden, welche dem Körper der mehreſten Säugthiere zur Bedeckung und zum Schutz gegen Näſſe, Kälte und Verletzung dienen, wozu ſie auf das zweckmäßigſte eingerichtet ſind. Das Haar gleicht gewiſſermaßen einem Zwiebelgewächs, und iſt vermöge einer zwiebelartigen Wurzel in der Fetthaut befeſtigt. Der Nahrungsſaft wird in derſelben durch unendlich kleine, hohle Canäle emporgeleitet; denn unterſuchen wir das Haar unter dem Mikroſcop, ſo finden wir, daß es aus drei beſondern Theilen zuſammengeſetzt iſt, nämlich aus dem äußern Überzuge, der innern Röhre und dem in derſelben enthaltenen Marke. Der äußere Überzug von öhlichtgallertartiger Subſtanz iſt durchſichtig, und gibt dem Haare die große Dauer gegen die Einwirkung der Luft und Witterung, ſo daß es der Verweſung nicht ſelten Jahrhunderte lang trotzt. Unter dieſem Überzuge, der wenigſtens bei dem Menſchen immer durchſichtig und ungefärbt iſt, liegen mehrere äußerſt feine Röhren dicht neben einander, welche nicht nur unter ſich, ſondern auch mit dieſem in Verbindung ſtehen, und ein aus einer flüſſigen und einer weichen feſten Subſtanz beſtehendes Mark enthalten. Jene iſt zäh und gibt dem Haare ſeine Farbe; dieſe dagegen iſt ein zartes, un-

endlich feines Gewebe von glänzenden Faſern, das aus der Zwiebel ſeinen Urſprung nimmt. Aber zwiſchen den Haaren der einzelnen Thiere findet eine außerordentliche Verſchiedenheit Statt, ſowohl in der Länge, der Feinheit, der Farbe, der Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit, als auch in der Structur. Auch bei den Pflanzen, beſonders an dem Stengel, auf den Blättern, den Kelchen, den Blumenblättern und der Frucht finden wir gewiſſe, dem Haar ähnliche Faſern, an denen wir eine eben ſo große Verſchiedenheit, wie an den Thierhaaren wahrnehmen. Einige verhärten ſich zu Stacheln und gleichen den Borſten; andere ſind ſehr fein und weich, und noch andere gleichen der Wolle u. ſ. w. Auch ſie ſollen vermuthlich die zarte Oberfläche der Pflanze ſchützen, haben aber außerdem, wenigſtens in vielen Fällen, noch die Beſtimmung, die in der Luft enthaltenen und die Gewächſe nährenden Feuchtigkeiten aufzufangen und einzuſaugen.

Haargefäße, Haargefäßſyſtem. Die letzten Endungen der Schlagadern, welche ihrer außerordentlichen Feinheit wegen mit einem Haare verglichen werden. Alle Arterien endigen ſich zuletzt in Haargefäße, in welchen der arterielle Charakter verliſcht und der Indifferenzſtand, ein Schweben zwiſchen Arterioſität und Venoſität, eintritt. Die Haargefäße vervielfältigen ſich auf bewundernswürdige Weiſe, bilden größtentheils die abſondernden Organe und ſtellen Büſchel, Sterne, Pinſel, ein filzartiges Gewebe u. ſ. w. dar. In ihnen herrſcht gänzlich die Plaſticität (Productivität, der Bildungstrieb) und das Blut wird theils in die Maſſe des Organs, zu dem ſie gehören, verwandelt, z. B. in Muskelfaſer, oder die abzuſondernden Stoffe werden aus ihm geſchieden, z. B. seröſe (wäſſerige) Flüſſigkeit oder Duft, oder andere aus ihm gebildet, z. B. Galle u. ſ. w. oder die ernährenden Stoffe zum Erſatz der abgegangenen in ihm abgeſetzt.

Haarröhrchen nennt man alle ſehr enge und feine Röhrchen, wegen der Ähnlichkeit mit den feinen Canälchen in den Haaren der Menſchen und Thiere. Die Weite derſelben kann ſehr verſchieden ſeyn, und ſelbſt ein Sechstel-Zoll betragen. Man verfertigt ſie zum phyſikaliſchen Gebrauch am gewöhnlichſten aus Glas. Der Erfahrungsſatz, daß flüſſige Körper, wenn ſie in ihren Theilen ſchwächer zuſammenhängen, als mit den Theilen eines feſten Körpers, in den aus letztern gemachten Gefäßen mit einer concaven Fläche, oder am Rande höher ſtehen, als in der Mitte, findet ſich auch durch die Erſcheinungen mit den Haarröhrchen beſtätigt. Sie ſind an beiden Enden offen; ſtellt man ihre untere Öffnung in eine Flüſſigkeit, die am Glaſe zerfließt: ſo ſteigt dieſelbe in kurzer Zeit darin in die Höhe und erhebt ſich über die Oberfläche der äußern Flüſſigkeit, und zwar zu einer größern oder geringern Höhe nach der Enge der Röhre und der Beſchaffenheit der Flüſſigkeit. Iſt das Haarröhrchen aber nicht offen, ſo verhindert die darin eingeſchloſſene Luft das Aufſteigen der Flüſſigkeit. Dieſe ſteht in dem Röhrchen an den Seiten ebenfalls höher als in der Mitte; aber bei der geringen Weite fließt der Ring, den ſie an den Seiten bildet, zuſammen. Wegen der fortwirkenden Urſachen der Cohäſion ſteigt die Flüſſigkeit nun abermals höher, fließt wieder zuſammen u. ſ. w., bis endlich das Gewicht der Säule der in dem Haarröhrchen aufgeſtiegenen Flüſſigkeit im Gleichgewicht ſteht mit der Cohäſion, die zwiſchen dem Glas und der Flüſſigkeit obwaltet; wodurch dem Aufſteigen ein Ende gemacht

wird. Poröſe Körper, welche die Flüſſigkeit in ſich ziehen, z. B. Schwämme u. dgl., ſind als Zuſammenſetzungen von Haarröhrchen zu betrachten. Die Theorie der Haarröhrchen erklärt eine große Anzahl von Erſcheinungen in der Natur, z. B. das Aufſteigen der Säfte in den Pflanzen, und überhaupt in jedem Naturkörper, der ein Gewebe von zarten Röhrchen bildet.

Haas (Wilh.), geboren zu Baſel 1741. Sein Vater war ein geſchickter Schriftgießer und Matrizenſchneider. Der Sohn zeigte ſchon in früher Jugend große Talente für die väterliche Kunſt, welche er in der Folge ſo vervollkommnete, daß ſeine Schriftgießerei die berühmteſte nicht nur in der Schweiz, ſondern auch in ganz Deutſchland wurde. Er dehnte aber die Schriftgießerei noch weiter aus, und erfand die Kunſt, Matrizen zu Landkarten zu gießen, und durch Zuſammenſetzen derſelben ſehr genaue Landkarten zu verfertigen, wofür er von der Kaiſerin Catharina und dem Könige von Neapel koſtbare Geſchenke erhielt. Allein ſein unermüdeter Geiſt ſchränkte ſich nicht auf die unmittelbaren Gegenſtände ſeiner Kunſt ein; beſonders excellirte er als Ingenieur und Artilleriſt, und trug vornehmlich zur guten Einrichtung des baſeler Zeughauſes bei. Eben ſo zeichnete er ſich durch landwirthſchaftliche und beſonders forſtwiſſenſchaftliche Kenntniſſe aus, und machte ausſchließend zu dieſem Endzweck im J. 1797 eine Reiſe durch Deutſchland. Bei der Revolution wurde er zum Repräſentanten des Cantons Baſel in den helvetiſchen großen Rath gewählt, und als älteſtes Mitglied deſſelben führte er in der erſten Sitzung das Präſidium. Im Anfange des Jahrs 1799 wurde er zum Generalinſpector der helvetiſchen Artillerie mit dem Charakter eines Brigadechefs ernannt, und als ſolcher commandirte er die Artillerie der helvetiſchen Elitenbataillone zu Anfang des Feldzugs jenes Jahrs, errichtete nachher in der Abtei St. Urban eine Artillerieſchule und ſtarb im J. 1800.

Habakuk, ein jüdiſcher Prophet, der im letzten Jahrhunderte des Reichs Juda um 600 v. Chr. Geb. lebte, hat ein Gedicht von hohem lyriſchen Schwunge hinterlaſſen. Klagen über die ſchrecklichen Verwüſtungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieſes Reichs, Tröſtungen und frohe Ausſichten auf künftige Demüthigung der Sieger und neues Glück der Juden ſind der Inhalt deſſelben. Der Genius dieſes Dichters erregt die Bewunderung Aller, die ſeine Schönheiten zu faſſen vermögen. Bei aller Kühnheit, Glath und Fülle ſeiner Einbildungskraft hat doch ſeine Sprache eine ſeltene Reinheit und ſein Versbau einen Wohllaut, der auch denen, die nicht an das hebräiſche Idiom gewöhnt ſind, fühlbar wird. Alle ſeine Worte ſind Charakter und Leben, es gibt nichts Furchtbareres, wo er ſchrecken, nichts Beißenderes, wo er ſpotten, nichts Erquickenderes, wo er tröſten will. Vergl. Eichhorns Einleitung in das Alte Teſtament. Eine gelungene Überſetzung ſeines Gedichts lieſ't man im 4ten Theile der Überſetzung des A. T. von Auguſti und de Wette. E.

Habeas-Corpus-Acte. Habeas corpus, heißt in der engliſchen Juſtizverfaſſung eine gerichtliche Verordnung, um Gefangene von einem Gerichtshofe zu einem andern, zu leichterer Verwaltung der Gerechtigkeit, bringen zu können. Es gibt dergleichen Verordnungen mancherlei Art, z. B. habeas corpus ad respondendum, satisfaciendum proſequendum, teſtificandum, deliberandum u. ſ. w. Es gibt auch eine allgemeine Verordnung ad faciendum et re-

cipiendum, gewöhnlich habeas corpus cum caussa genannt, welche von den Gerichtshöfen von Westminsterhall erlaſſen, und wodurch dem untern Richter befohlen wird, die Perſon des Beklagten, nebſt einer Angabe des Tages und der Urſache ſeiner Verhaftung auszuliefern, um zu thun und zu empfangen, was der königl. Gerichtshof für nöthig erkennen wird. Die wichtigſte Verordnung dieſer Art, und die wirkſamſte zur Behauptung der perſönlichen Freiheit in allen Fällen ungeſetzlicher Einkerkerung iſt die habeas corpus ad subjiciendum benannte. Dieſe kann, als ein hohes Vorrecht, nur von dem Gerichtshofe der Kingsbench erlaſſen werden, vermittelſt eines Fiat von dem Oberrichter oder einem andern Richter, und zwar in alle Theile des Königreichs. Gleich allen andern Prärogativ = Verordnungen darf ſie nur auf ausdrückliche Anregung und nicht von freien Stücken erlaſſen werden, auch nicht ohne Angabe der Urſache, warum die außerordentliche Gewalt der Krone zur Unterſtützung einer Parthei aufgerufen worden iſt. Dieß iſt um ſo vernünftiger, weil, wenn ſie einmal bewilligt iſt, derjenige, an den ſie gerichtet worden, keine Entſchuldigung entgegen ſetzen kann, warum er die Perſon des Gefangenen nicht ausliefern will. Bei jeder Verhaftung wird daher nothwendig die Angabe der Urſache erfodert, warum ſie geſchieht. Nun kann der obere Gerichtshof nach Erlaſſung eines habeas corpus ihre Gültigkeit unterſuchen und nach Befinden der Umſtände das Verfahren einrichten. Die engliſchen Geſetze ſind in Beſchützung und Vertheidigung der perſönlichen Freiheit der einzelnen Staatsbürger außerordentlich ſorgfältig und können durch das bloße Gutbefinden einer Obrigkeit, ohne ausdrückliche geſetzliche Erlaubniß, nicht beeinträchtigt werden. Die Magna charta beſtimmt, daß kein freier Mann verhaftet oder eingekerkert werden ſoll, außer durch ein geſetzliches Urtheil ſeines Gleichen (aequalium) oder durch ein Landesgeſetz; und manche alte Statuten haben ſpäter verordnet, daß Niemand verhaftet oder eingekerkert werden darf auf eine Angabe oder Bitte an den König oder deſſen Rath, ſondern nur in Folge einer legalen Anklage und eines rechtlichen Prozeſſes. Die Verordnung des habeas corpus gewährt ein hinreichend wirkſames Gegenmittel in allen Fällen ungeſetzlicher Verhaftung; allein dieſes Gegenmittel wurde ſeiner Kraft ganz beraubt in den erſten Jahren der Regierung Carls I., indem der Gerichtshof der Kingsbench beſtimmte, daß auf ein habeas corpus für keinen Gefangenen gebürgt oder derſelbe ausgeliefert werden ſollte, wenn er, obgleich ohne angegebene Urſache, auf beſondern Befehl des Königs oder durch die Lords des geheimen Raths verhaftet worden wäre. Dieſe ungeſetzliche Verordnung zog eine parlamentariſche Unterſuchung nach ſich, und veranlaßte die Bitte um Recht (petition of right), welche beſtimmte, daß kein freier Mann verhaftet oder gefangen gehalten werden kann ohne angegebene Urſache, wogegen er ſich dem Geſetz gemäß vertheidigen kann. Indeſſen wurden in den folgenden Jahren mehrere Umgehungen dieſer petition verſucht, und mehrere Mittel in Anwendung gebracht, um ſie aufrecht zu erhalten, bis endlich im Jahre 1676 eine willkührliche Verfügung Carls II. gegen die beſtehenden Geſetze zu der berühmten Habeas-corpus = Acte Veranlaſſung gab, welche von den Engländern als eine zweite Magna charta des Reichs betrachtet wird, und worin die Art und Weiſe wie man ein habeas corpus erhalten kann, ſo klar beſtimmt und feſt begründet iſt, daß, ſo lange dieſes Geſetz beſteht, kein engliſcher Un-

terthan lange im Gefängniß gehalten werden kann, außer in den Fällen, wo es das Geſetz erfodert und rechtfertigt. Bisweilen kann jedoch, wenn der Staat in Gefahr iſt, eine temporäre Suſpenſion der Habeas-corpus-Acte Statt finden, die executive Gewalt darf dieſe Fälle nicht beſtimmen. Nur die geſetzgebende Gewalt oder das Parlament kann die Krone ermächtigen, die Habeas-corpus-Acte auf eine beſtimmte Zeit zu ſuspendiren, um verdächtige Perſonen zu verhaften, ohne einen Grund deshalb anzugeben. Jedoch darf zu dieſem Mittel nur in Fällen der dringendſten Noth geſchritten werden. Ein ſolcher Fall trat im Jahre 1817 auf Veranlaſſung der in mehreren Theilen des Reichs ausgebrochenen Unruhen ein, und hatte auch ſchon in den Jahren 1793 und 1794 Statt gefunden.

Häberlin, (Carl Friedr.) geh. Juſtizrath und Profeſſor der Rechte zu Helmſtädt, war daſelbſt 1756 geboren, der Sohn des in ſeiner Zeit berühmten deutſchen Staatsrechtslehrers Franz Dominikus Häberlin. Er ſtudirte die Rechte, und bildete ſich ferner aus als Rechtsgelehrter in der Juſtizkanzlei zu Wolfenbüttel, einem wegen ſeiner ſtrengen Gerechtigkeitsliebe und unbeſtechbaren Redlichkeit geachteten Collegio. Von Wolfenbüttel ging Häberlin als Profeſſor des deutſchen Staatsrechts nach Erlangen, wo er die Materialien zu ſeinem Repertorium für deutſches Staats- und Lehnrecht ſammelte, und mit einer Literatur dieſer Wiſſenſchaft ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn eröffnete. Bald darauf erhielt er den Ruf zu einer juriſtiſchen Profeſſur in Helmſtädt. In ſeinem Handbuche des deutſchen Staatsrechts vereinigte er die gründliche Forſchung und Gelehrſamkeit mit edler freimüthiger Kühnheit, trat feſt in Schlözers Fußtapfen, und begründete ſo ſeinen Ruhm. Er wurde oft zu öffentlichen Geſchäften gebraucht, oft in wichtigen Streitpunkten, welche in ſein Hauptfach ſchlugen, zum Schiedsrichter aufgefodert. Am berühmteſten machte ihn die Berlepſchiſche Streitſache, denn der verfolgte, ſeines Amts als Hofrichter durch einen Machtſpruch entſetzte Mann wählte Häberlin zu ſeinem Sachwalter, und dieſer führte das anvertraute Amt, ſo lange Berlepſch ſeinen frühern Rathſchlägen folgte, mit edler Freimüthigkeit und thätigem Eifer. Durch ſeine Staatsanzeigen, worin der Geiſt der Zeit mit Beziehung auf Thatſachen trefflich dargeſtellt war, erhob ſich Häberlins Ruhm noch mehr, und der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand glaubte in ihm den beſten Mann zu finden, den er als ſeinen Geſchäftsträger bei der Reichsdeputation zu Raſtadt anſtellen müſſe. Häberlin, zum geh. Juſtizrath ernannt, rechtfertigte ganz dieſes Vertrauen, und hatte ſcharf beobachtend den wahren Gang der deutſchen Angelegenheiten ſo richtig gefaßt, daß er den unvermeidlichen Wiederausbruch des Kriegs und Deutſchlands nahes ſchreckliches Schickſal ſeinem Fürſten mit Beſtimmtheit vorausſagte. Nach Errichtung des Königreichs Weſtphalen ward Häberlin zum Reichsſtand und Mitglied der Geſetzcommiſſion ernannt; aber dieſe Laufbahn war kurz. Von heftiger Krankheit ergriffen, mußte der treffliche Mann ſich von Caſſel nach Helmſtädt zurückbegeben, und ſtarb wenige Tage nach ſeiner Ankunft (1809) in der Mitte ſeiner Familie. Sein mündlicher Vortrag war gründlich, aber nicht angenehm, die Talente des Redners fehlten und die Würze, welche dadurch auch einer an ſich trockenen Wiſſenſchaft gegeben werden kann; daher hat er nie ein zahlreiches Auditorium gehabt. zz.

Habeſch oder Habeſſinien, auch Abyſſinien, ſonſt Aethi-

opien oder das Mohrenland, unter dem 6ten bis 16ten Grade nördlicher Breite gelegen, bei 20,000 Q. M. groß, iſt im Norden von Nubien, im Oſten vom rothen Meer, im Süden und Weſten von Adel, Ajan und Nigritien begränzt, und voll hoher Gebirge, auf denen der Nil entſpringt. Eine Bevölkerung von 1,800,000, größtentheils arabiſchen Bluts, mit Juden, Türken und Negern vermiſcht, ein kriegeriſcher Geiſt und Reichthum an Producten zum Handel gibt dieſem alten Reiche im Mittelſtriche von Afrika ein bedeutendes Gewicht, welches von einem Kaiſer, der große Negus genannt, beherrſcht wird. Er vererbt die Krone auf ſeine Söhne, doch ſo, daß unter dieſen die Wahl entſcheidet. Landesproducte ſind Gold, Eiſen, Bergſalz, Getreide und edle Früchte. Die Hauptſtadt iſt Gondar. Der Handel, deſſen Gegenſtände hauptſächlich Gold, Elfenbein, Gewürze u. ſ. w. ſind, iſt in den Händen der Juden, Armenier und Türken. Die herrſchende Religion iſt die chriſtliche, nach den Begriffen des arabiſchen Hauptſtammes der Einwohner eigenthümlich modificirt, ſo daß man die Habeſſinier als eine beſondere Chriſtenſecte betrachten muß. Sie haben mehr als irgend eine andere vom Judenthume beibehalten, Knaben und Mädchen werden beſchnitten, die Moſaiſchen Verbote in Rückſicht der Speiſen und Reinigungen beobachtet, der Sabbath wird gefeiert und die Altäre haben die Geſtalt der jüdiſchen Bundeslade. Im Glauben folgen die Habeſſinier dem monophyſitiſchen Lehrbegriff (ſ. den Art. Monophyſiten), beim Gottesdienſt brauchen ſie die Bibel und auch die apokryphiſchen Bücher in der Ghees-Sprache, welches ihre Bücher- und Urkundenſprache iſt, Taufe und Abendmahl verrichten ſie nach Art der griechiſchen Kirche, mit der ſie auch Faſten und Feſttage gemein haben, und bedienen ſich nur am Grünendonnerstage des ungeſäuerten Brotes. Eigen iſt es ihnen, daß die Vornehmern größere Stücken Brot beim Abendmahl erhalten und niemand vor dem 25ſten Jahre zu dieſem Sacramente zugelaſſen wird, weil ſie behaupten, daß niemand vor dieſem Alter eine eigentliche Sünde begehen könne, und daher ſelig werde, wer früher ſtirbt. Die Todten halten ſie für unrein und eilen mit ihrer Beerdigung. Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdächern bedeckten Kirchen ſtehen auf Hügeln von Cedern umgeben in der Nähe fließenden Waſſers; inwendig hängen ſie voll ſchlechter Gemälde. In dieſen Kirchen muß, wie in den griechiſchen, jedermann ſtehen, die Schuhe müſſen vor der Thüre abgelegt und jede Unreinigkeit vermieden werden; auch wer vorbeireitet, muß abſteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienſt beſteht nur im Vorleſen bibliſcher Stellen und Austheilen des Abendmahls, von Predigt und Kirchengeſang weiß man nichts. Die meiſt ſehr unwiſſenden Geiſtlichen ſind verheirathet und werden an dem Kreuze erkannt, das ſie beim Ausgehen in der Hand tragen und zum Küſſen darbieten. Das Oberhaupt der habeſſiniſchen Kirche heißt Abuna (unſer Vater), und wird gewöhnlich aus koptiſchen Prieſtern gewählt, da Habeſch mit den Kopten in Kahira Gemeinſchaft hält. Der Abuna ordinirt durch Anblaſen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für dieſe Ordination und dem Ertrage einiger Ländereien. Unter ihm ſtehen die Kamoſats oder Oberprieſter der Weltgeiſtlichen, die Schriftgelehrten und die Mönche. Dieſe geben vor vom Orden des h. Antonius zu ſeyn, und gehören zwei verſchiedenen Congregationen an. Die von der Stiftung des Abts Tecla Haimanot, der das

Mönchsleben um 620 in Habeſch ordnete, iſt die anſehnlichſte und hat mehrere, von unverheiratheten Mönchen bewohnte, wohldotirte Klöſter, die ein gemeinſchaftlicher Superior regiert. Die Klöſter von der Stiftung des Abts Euſtaſius beſtehen nach Art der alten Lauren aus Hütten um eine Kirche her, in denen die Mönche meiſt mit Weib und Kind wohnen und ſich von Ackerbau und Handel nähren. Dieſe Congregation hat zwar Aebte, doch kein gemeinſchaftliches Oberhaupt. Beide Arten von Mönchen, ſo wie die weniger zahlreichen Nonnen, die ſich an keine Clauſur binden, führen eine ſehr freie Lebensart, ziehen umher, handeln auf Märkten, und ſcheinen das Gelübde der Keuſchheit wenig zu achten. Im Ganzen hat die habeſſiniſche Geiſtlichkeit weder ausgezeichnete Kleidung, noch hierarchiſche Vorrechte. Der Kaiſer, der den Titel Negus führt, übt auch in kirchlichen Angelegenheiten eine unumſchränkte Gewalt aus. Er hat, obwohl die Habeſſinier ſtreng auf Monogamie halten, allein das Vorrecht der Vielweiberei, reſidirt in der Hauptſtadt Gondar und kann ein Heer von 40,000 M. ins Feld ſtellen. Eine ſo ſonderbare Verfaſſung mußte die Aufmerkſamkeit des Papſtes, den die Habeſſinier nicht anerkennen, und ſeiner geiſtlichen Heere auf ſich ziehen. Die Gelegenheit zu Unionsverſuchen gab ein Krieg der Habeſſinier mit den Türken, in dem die Regentin Helena im Namen des minderjährigen Negus, David II., 1516 Hülfe bei den Portugieſen ſuchte. 1520 kam eine portugieſiſche Flotte mit Soldaten und Geiſtlichen nach Habeſch, und da die Türken und Gallas (ein kriegeriſches Bergvolk in Süden und Weſten von Habeſch) gegen Ende des 16ten Jahrhunderts durch Beiſtand der Portugieſen gänzlich zurückgeſchlagen worden waren, erhielten dieſe eifrigen Catholiken ein Gewicht in Habeſch, welches der Papſt bald zu benutzen wußte. Er ſandte Jeſuiten, um Habeſch zur römiſchen Kirche zu bekehren, und eine portugieſiſche Colonie, welche daſelbſt Fuß gefaßt hatte, unterſtützte ſie; der römiſche Cultus wurde auch wirklich im Anfange des 17ten Jahrhunderts eingeführt, der Jeſuit Alphons Mendez 1626 zum Patriarchen von Habeſch eingeſetzt, die Sabbathsfeier verboten und die ganze Kirchenverfaſſung catholiſirt. Allein dieſe Union war, wie der portugieſiſche Einfluß in Habeſch, nur vorübergehend, der Negus Baſilides trat 1632 ſeine Regierung damit an, daß er den Wünſchen der größern, dem Catholicismus immer abgeneigten, Maſſe des Volks nachgebend, die portugieſiſchen Mönche und alle Catholiken ſammt dem Patriarchen verjagte, die zurückgebliebenen Jeſuiten aufknüpfen ließ, und die alte habeſſiniſche Religionsverfaſſung durchgängig wieder herſtellte. Seitdem haben die Miſſionäre der Catholiken in Habeſch ihren Eifer meiſt mit dem Leben büßen müſſen, und die noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts fortgeſetzten Verſuche der römiſchen Propaganda, die Habeſſinier zu bekehren, ſind fruchtlos geblieben. Dagegen hat ſich ein beſonderer abhängiger Staat der Juden im Weſten von Habeſch auf der rauhen Bergkette von Samen am Smaragdengebirge ſeit den älteſten Zeiten behauptet. Sie nennen ſich Falaſchas, d. h. Exulanten, ihren Staat Falaſjan, haben ihre eigenen Könige und ihre beſondere Regierungsform, bei der ſie vom Negus gegen gewiſſe Abgaben, die ſie ihm entrichten müſſen, geſchützt werden. Bruce fand daſelbſt einen jüdiſchen König Gideon und eine Königin Judith, die Bevölkerung an ſtreitbaren jüdiſchen Männern gibt er auf 100,000 an. Die neueſten Nachrichten

über Habeſch verdanken wir der Reiſebeſchreibung des Engländers Salt, der den Lord Georg Valentia 1802 bis 1806 begleitete und in Habeſch gute Aufnahme fand. E.

Habsburg. An den Ufern der Aar, im Gaue dieſes Fluſſes im helvetiſchen Canton Bern, erbaute Werner, Biſchof von Straßburg im 11ten Jahrhundert, mitten unter ſteilen Felſen eine ſtarke Veſte, und nannte ſie Habsburg (Habichtsburg). Werner war ein Enkel von Guntram dem Reichen, Grafen von Elſaß und Breisgau, der im 10ten Jahrhundert lebte und ein Sprößling von Ethico I., Herzog von Allemannien und Elſaß, aus dem 7ten Jahrhunderte, geweſen ſeyn ſoll. Kanzelin, Graf von Altenburg, Guntrams muthmaßlicher Sohn, war Werners Vater und reſidirte im Mittelpunkte ſeiner Güter, unweit Windiſch, dem Hauptorte der ehemaligen römiſchen Colonie Vindoniſſa. Radbot, Werners Bruder, beſaß die Grafſchaft Klettgau, und hatte Ida, die Tochter Gerhards III., Grafen von Elſaß und Lothringen, zur Gemahlin; ſein Sohn Otto ſtarb 1046 ohne Erben, und ſo ward Werner alleiniger Beſitzer der ſämmtlichen Familiengüter. Er zuerſt hieß Graf von Habsburg, und nannte ſich ſelbſt „Gründer des Schloſſes Habsburg,“ wie dies die Eingangsworte der Stiftungsurkunde über die Abtei Mury beweiſen, welche von ihm herrührt. Des Himmels Segen ruhte ſichtbar auf dieſem Hauſe; Heirathen, kaiſerliche Schenkungen vergrößerten ſein Beſitzthum, und dadurch, daß die Grafen von Habsburg Anwälde, Beſchützer der Abteien, Vogteien und benachbarten Cantone waren, gewannen ſie auch einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Albrecht III., Werners Urenkel, beſäß große Güter in Schwaben, Elſaß, im Aargau, und erhielt die eigentliche fürſtliche Würde, als er den Titel eines Landgrafen von Obereſaß annahm. (Dieſen Titel führten alle Nachkommen Albrechts III. von der habsburgiſchen und öſterreichiſchen Linie. Elſaß war damals in die obere und niedere Landgrafſchaft getheilt; jene hieß zuweilen Sundgau, die letztere Nordgau; von dem Sundgau oder Obereſaß waren die Habsburger Landgrafen.) Sein Sohn, Rudolph, erwarb hierzu noch die Reichsſtadt Lauffenburg am Rhein und andere Strecken, denn er ward Vogt von Uri, Schwytz und Unterwalden; doch wurde ihm im Gange der politiſchen Ereigniſſe dies Vogtthum zweimal, theils gänzlich, theils bis auf Unterwalden entriſſen, aber Kaiſer Friedrich II., der ihn beſtimmte, jenem Vogtthum zu entſagen, gab ihm dafür die Grafſchaft Rheinfelden zur Entſchädigung. Seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, theilten nach ihres Vaters Tode (1232) ſeine Güter; auf Albrechts Antheil fielen das Schloß Habsburg und Güter im Aargau und Elſaß; Rudolph erhielt Ländereien im Breisgau und die Grafſchaften Klettgau, Rheinfelden und Lauffenburg; er war das Haupt der habsburg-lauffenburgiſchen Linie. Beide führten den Titel Landgrafen von Elſaß; als aber Rudolph ſtarb, ward dieſer Titel ausſchließliches Erbe der Nachkommen Albrechts IV. Durch ſeine Gemahlin, Hedwig, Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, der von den Herzogen von Zähringen abſtammte, war Albrecht IV. auch mit Kaiſer Friedrich II. verwandt. Unter dieſem Kaiſer focht er in Italien, und nahm endlich auch, von der allgemeinen Begeiſterung für die Eroberung des heiligen Grabes ergriffen, das Kreuz, und zog gen Paläſtina. Seinen Bruder Rudolph ſetzte er zum Vor-

mund über ſeine Kinder, ſchloß Frieden mit ſeinen Nachbarn, und ſchiffte ſich, von dreißig Baronen begleitet, zu Marſeille ein. „Bedenkt immer,“ ſprach er beim Abſchiede zu ſeinen Söhnen, „daß die Grafen von Habsburg ihren hohen Ruhm nicht durch Betrug, Uebermuth und Selbſtſucht erworben haben, ſondern durch Muth und Aufopferung für das gemeine Beſte. Folgt ihr dieſem Beiſpiele, ſo werdet ihr die Güter und Würden eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja noch mehren!“ Als er zu Accon (St. Jean d'Acre) landete, war aber ſchon Waffenſtillſtand mit den Saracenen geſchloſſen, und bald nachher ſtarb er als ein Opfer des ungeſunden Clima's (1240) zu Ascalon. So fand er im heiligen Lande ſein Grab. Drei Söhne hinterließ Albrecht: Rudolph, Albrecht und Hartmann. Albrecht, der Canonikus zu Baſel war, und Hartmann wurden von Rudolph überlebt. Dieſem Rudolph aber widmen wir einen eigenen Artikel, denn Er ward der große Stifter des öſterreichiſchen Hauſes, das jetzt noch in der Linie von Habsburg-Oeſterreich-Lothringen auf Oeſterreichs Kaiſer- und Ungarns und Böhmens Königsthrone blüht. Daher verweiſen wir auf Rudolph von Habsburg, deſſen Stammhaus, die Veſte Habsburg, noch ſeit 150 Jahre nach Rudolphs Erhebung zum römiſchen Könige ein Beſitzthum des Hauſes Oeſterreich blieb. Als aber Herzog Friedrich von Oeſterreich, wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Papſt Johann XXIII. in Acht und Bann gethan wurde, und einen großen Theil ſeiner Beſitzungen verlor, da fiel die Veſte Habsburg an den Canton Bern. Noch ſieht man ihre Trümmer. I.

Hackbord, der äußerſte oder oberſte Theil am Hintertheile eines Schiffes, der gemeiniglich aus Bildhauerarbeit oder Schnitzwerk beſteht, und beſonders die ſinnbildliche Figur trägt, von der das Schiff den Namen führt. Auf dem Hackbord fahren, heißt, dicht hinter einem andern Schiffe fahren.

Hackert (Philipp), geb. zu Prenzlau in der Ukermark den 15ten Sept. 1737, geſt. im April 1806 zu Florenz, einer der berühmteſten Landſchaftsmahler, war der Sohn und Enkel eines Mahlers, und dieſe Kunſt in ſeiner Familie faſt erblich. Auch ſeine jüngern Brüder, Johann (geſt. zu Bath in England 1779), Wilhelm, Schüler von Mengs, (geſt. 1780 in Rußland), Carl (geſt. zu Lauſanne um 1800) und Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferſtecherkunſt gelernt hatte, (geſt. den 4ten Nov. 1805 zu Florenz), zeigten nicht gemeine Talente, wenn ſie gleich nicht an unſern Philipp reichten. Philipps Leben war meiſt glücklich, und ſeine außerordentliche Liebe zur Kunſt durch die Umſtände ſehr begünſtigt. Nachdem er ſchon als Knabe bei ſeinem Vater Blumenſtücke nach der Natur gemahlt, und ſeinem Vater bei kleinen Arbeiten geholfen, alsdann in Berlin bei ſeinem Oheim die techniſche Fertigkeit auf mancherlei Weiſe geübt hatte, entdeckte der Bildhauer Glume in ihm die Spuren eines großen Genies, und drang in ihn, ſeine Talente und ſeinen Fleiß edlern Gegenſtänden zu widmen. Beſonders vortheilhaft für ihn war die Bekanntſchaft mit le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, welcher ihn, nach einigen geſehenen Proben, beredete, ſich ausſchließend der Landſchaftsmahlerei zu widmen. Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien und mit vielem Verdienſt ausgeführte Copien nach Claude Lorrain, Swanefeld, Mocheron, Berghem Aſſelyn u. A., bis er endlich, geleitet von

ſeinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die beſondern Schönheiten der Natur aufmerkſam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigſtens theilweiſe, zu zeichnen anfing, und allmählig zu eigenen Originalen hinaufſtieg. Eine kleine, durch ſeinen Fleiß erworbene Summe ſetzte ihn bald in den Stand, ſeine Hülfsſtudien bequemer zu betreiben, und Sulzer war ihm förderlich, ſeine Kunſt in einer dem Landſchaftsmahler günſtigern Gegend fortzuſetzen, indem er ihn dem Baron Olthof in Stralſund empfahl, durch welchen er, nachdem er die Inſel Rügen und Copenhagen kennen gelernt hatte, auch nach Paris gebracht wurde, wo er durch ſein Talent ſich bald Beifall und Gönner, und bereits im zweiten Jahre eine bequeme Exiſtenz verſchaffte. Nachdem er in einem Zeitraume von drei Jahren, hauptſächlich durch ſeine beliebten Gouache-Landſchaften, ſeine Glücksumſtände hinlänglich verbeſſert hatte, trat er mit ſeinem Bruder Johann 1768 ſeine Reiſe nach Italien an, um ſeine Studien der ſchönen Natur in dieſen reizenden Gegenden fortzuſetzen, und ſich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Beides gelang vollkommen. 1770 gingen beide Brüder nach Neapel. Von da nach Rom zurückgekehrt, erhielt Philipp die große Beſtellung für die ruſſiſche Kaiſerin Catharina (ſechs Gemählde, die zwei Treffen bei Tſcheſme vorſtellend), wodurch der Grund zu ſeiner Celebrität und ſeinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde. Damit der Künſtler in den Stand geſetzt würde, den Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes in der Nachbildung zu erreichen, entſchloß ſich Graf Orlow, ihm die wirkliche Vorſtellung einer ſolchen Begebenheit durch ein ähnliches Auffliegen einer ruſſiſchen Fregatte zu geben. Das Aufſehen, welches das ſonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, koſtbare Modell verurſachte, trug nicht wenig dazu bei, den Ruhm von dieſer Arbeit Hackerts mit ungemeiner Geſchwindigkeit zu verbreiten. Im Jahr 1775 durchreiſte er einen großen Theil von Italien, und benutzte jeden Ort, jede reizende Anſicht für ſeine Studien; 1778 durchreiſte er das obere Italien und die Schweiz, und der Ruf ſeiner Verdienſte breitete ſich immer mehr aus. 1782 machte er eine mahleriſche Reiſe nach Neapel, wo er durch den ruſſiſchen Geſandten, Grafen Raſumowsky, dem Könige bekannt ward. Sowohl durch ſeine Kunſt, als durch das, was er als Menſch war, gewann Hackert bald die Neigung und das Vertrauen des Königs in einem ſo hohen Grade, daß dieſer ihn nicht mehr entbehren mochte. 1786 wurde er und ſein Bruder in Neapel angeſtellt, erhielten ihre Wohnung im königlichen Palaſt, und genoſſen vielfache Auszeichnung. So lebten ſie, bis der Revolutionskrieg aus Frankreich ſich nach Neapel gezogen hatte. Die königliche Familie flüchtete ſich nach Sicilien; Hackert, von den Franzoſen für einen Royaliſten, von den königlich Geſinnten für einen Republikaner gehalten, rettete ſich, nachdem er manchen Verluſt erlitten hatte, nach Florenz, wo er ſich 1803 eine Villa kaufte, aber nur noch ein Jahr in völliger Thätigkeit verlebte, denn gegen Ende von 1805 ward er vom Schlagfluß befallen. Seit den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte er ſich in den Ruf des erſten Landſchaftsmahlers ſeiner Zeit geſetzt, und beſonders die Proſpectmahlerei auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß es, nach eines Kenners Ausſpruch, unmöglich ſcheint, den realiſtiſchen Foderungen

mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunſt beſſer Genüge zu leiſten, als in ſeinen Bildern geſchieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit, ſagt Meyer, ſtellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. ſ. w. vor Augen; der Beſchauer erhält Rechenſchaft vom geringſten Detail, und doch iſt alles ohne ängſtliche, kleinliche Mühe, meiſterhaft, ſicher, ja ſogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Freilich ſind ſeine Gemählde nicht alle, hinſichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Beſtellung nachbildete; aber man wird ſchwerlich ein Beiſpiel finden, daß er den Standpunkt ungünſtig gewählt, oder den darzuſtellenden Gegenſtänden eine ſolche Lage und Beleuchtung gegeben hätte, daß der mahleriſche Effect weſentlich dadurch gefährdet würde. Auf Erfindung machen ſeine Werke keinen Anſpruch; das Verdienſt der Anordnung beweiſen ſie durch die Wahl der Standpunkte; in Nachbildung der Geſtalt und Proportion der Gegenſtände iſt Hackert der vollkommenſte Meiſter, und in Andeutung des Charakters der verſchiedenen in einem Gemählde befindlichen Gegenſtände durch Geſtalt und Umriſſe ſteht er keinem nach. Seine Lüfte ſind leicht, der Baumſchlag mannichfaltig, die verſchiedenen Arten der Blätter und Stämme gut ausgedrückt, an den Felſen oft die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes ſind mit Kunſt, Beſtimmtheit und Sorgfalt dargeſtellt, die ganze Kunſt aber an nicht ſehr entfernten Bergen gezeigt, an denen ſich die verſchiedenen Partien noch deutlich unterſcheiden. Was ſein Colorit betrifft, ſo haben wenige harmoniſcher, keiner kräftiger gemahlt. In Hinſicht auf Licht und Schatten geben ſeine Gemählde zwar zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit, haben aber auch von dieſer Seite kein vorzügliches Verdienſt. In der Kraft und Nuancirung der Farben weichen die Gründe meiſtens richtig hinter einander zurück. Uebrigens führte er den Pinſel mit unumſchränkter Meiſterſchaft, arbeitete mit Leichtigkeit und Sicherheit, und beobachtete im Anlegen und Vollenden eine ſo zweckmäßige Methode, daß es ihm hierdurch möglich ward, nicht nur eine ſo große Anzahl Oelgemälde, ſondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Sepiazeichnungen zu verfertigen, welche man in größern und kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrift. Nicht aber bloß im Mahlen, auch im Reſtauriren der Bilder hatte er beſondere Einſicht. Von dem letzten zeigt ſeine kleine Schrift in Form eines Sendſchreibens an den Ritter Hamilton: Sull' uso della Vernice nella Pittura 1788, überſetzt von dem Gallerieinſpector Riedel in Dresden 1801. Der Aufbewahrung würdig waren allerdings auch ſeine von Göthe mitgetheilten theoretiſchen Fragmente über Landſchaftsmahlerei. dd.

Haddik (Andreas Graf von), kaiſerlich königlicher Feldmarſchall, geboren zu Futak in Ungarn den 16ten October 1710, war der Sohn eines ungariſchen Rittmeiſters, ſtudirte anfangs die Rechte, trat aber in der Folge in Militärdienſte und zeigte ſeine Tapferkeit zuerſt gegen die Türken, dann gegen die Franzoſen im öſterreichiſchen Succeſſionskriege, am meiſten aber gegen die Preußen im ſiebenjährigen Kriege, in welchem er als Feldmarſchall Lieutenant an der Spitze eines ungariſchen Huſarenregiments ſtand. Er focht 1757 bei Görlitz mit, wo ein preußiſches Corps zu Grunde gerichtet wurde und der General Winterfeld blieb. Bald darauf überfiel er mit 4000 Mann Berlin, drang in die Stadt, und erhob in dem einen Tage, den er dort war, 200,000 Thaler Brandſchatzung. Im September

1758 eroberte er Pirna und die Feſtung Sonnenſtein, wurde darauf im December zum General der Cavallerie ernannt, erhielt nach dem Kriege das Commando in Siebenbürgen und 1768 in Galizien. Die Art, mit der er ſich hier ſowohl in Kriegs- als Civilſachen zu benehmen wußte, und die Einrichtungen, welche er in dieſem eben an Oeſterreich gefallenen Lande getroffen, ſetzten ſeine Verdienſte in das vorzüglichſte Licht. Seit 1774 war er Feldmarſchall und Hofkriegsrathspräſident, übernahm 1789 trotz ſeines hohen Alters noch einmal das Commando gegen die Türken, erkrankte aber bald, und ſtarb zu Wien den 12ten März 1790.

Hades ſ. Pluto.

Hadrian (P. Aelius), Trajans Nachfolger in der Kaiſerwürde. Er zeigte frühzeitig große Talente, erwarb ſich in verſchiedenen Künſten und Wiſſenſchaften Fertigkeiten, und ſprach ſchon in ſeinem 15ten Jahre die griechiſche Sprache ſo vollkommen, daß man ihn nur den jungen Griechen nannte. Sein Gedächtniß ſoll ſo außerordentlich geweſen ſeyn, daß er ein Buch nur einmal zu leſen brauchte, um es auswendig zu wiſſen, und daß er alle ſeine Soldaten namentlich kannte. Dabei war er Redner, Dichter, Grammatiker, Philoſoph, Mathematiker, Arzt, Mahler, Muſiker und ſogar Aſtrolog. Aber dieſe großen Eigenſchaften waren mit gleich großen Fehlern vereinigt, ſo daß Trajan, unter deſſen Vormundſchaft er nach ſeines Vaters Tode ſtand, ihn nie lieb gewann. Seine Erhebung auf den Thron verdankte er der Gemahlin Trajans, Plotina, welche den Tod des Kaiſers ſo lange verheimlichte, bis ſie ein erdichtetes Teſtament untergeſchoben, in welchem Hadrian vom Trajan adoptirt und zum Nachfolger ernannt wurde, und bis ſie durch Beſtechungen die Truppen für ihn gewonnen hatte. Erſt als dies gelungen war, meldete Hadrian von Antiochien aus den Tod des Kaiſers nach Rom, gab vor, daß ihm die Krone aufgedrungen worden, und verſprach dem Senat eine gute Regierung, den Prätorianern aber ein doppeltes Geſchenk. Nachdem er ſo im Jahr der Stadt 870 den Kaiſerthron beſtiegen hatte, erſchien er in Rom, und fing an, ſich durch milde Verfügungen die Liebe des Volks zu gewinnen. Bald aber zeigte er ſeinen feigen, wollüſtigen und mißtrauiſchen Charakter. Unter andern ſchämte er ſich nicht, den in Illyrien eingefallenen Sarmaten und Roxolanern durch einen jährlichen Tribut den Frieden abzukaufen. Im Jahr d. St. 875 machte er die berühmte Reiſe durch alle Provinzen des römiſchen Reichs, und zwar, wie erzählt wird, wahrſcheinlich aus einer philoſophiſchen Sonderbarkeit, zu Fuß und mit bloßem Kopfe. In Aegypten verlor er ſeinen geliebten Antinous (ſ. dieſen Art.), über deſſen Tod er lange untröſtlich war. Während ſeines Aufenthalts zu Athen, welcher zwei Jahre währte, hatte er auf der Stelle des zerſtörten Jeruſalems eine Colonie von römiſchen Soldaten angelegt, auf der Stelle des Salomoniſchen Tempels aber einen Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut, worüber unter den Juden eine fürchterliche Empörung ausbrach, welche drittehalb Jahr dauerte. Athen verſchönerte er ebenfalls mit vielen Gebäuden, und baute den 560 Jahr vorher angefangenen Tempel des olympiſchen Jupiters völlig aus. Seinen Reiſen, welche ſiebenzehn Jahre gedauert hatten, machten jetzt die Anzeichen einer ſich nähernden Auszehrung ein Ende. Er ſtarb zu Bajä im Jahr der Stadt 891, im 62ſten Jahre ſeines Alters und 21ſten ſeiner Regierung. Hadrian gehört ſeiner großen Feh-

ler ungeachtet doch nicht zu den ſchlechten Kaiſern; beſonders beförderte er die Literatur und Kunſt, und ſtiftete auf ſeinen Reiſen manches Gute. Sein Edictum perpetuum, ſeine Geſetze gegen die Verſchwendung und zur Erleichterung des Sclavenhandels, ſein Verbot der Menſchenopfer und der für Männer und Weiber gemeinſchaftlichen Bäder ſind alles Lobes würdig.

Hadſchi heißt bei den Türken die allen freien Moslemin beiderlei Geſchlechts im Koran zur Pflicht gemachte Wallfahrt nach Mekka. Sie wird jedem Mohammedaner als die heiligſte, aber auch verdienſtlichſte Handlung angerechnet, und ſoll wenigſtens Einmal von ihm vollbracht werden. Dann aber heißt auch **Hadſchi** derjenige, der eine ſolche Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, ſo wie auch derjenige, der ſie gegen Bezahlung für Andere macht, welche ſie ſelbſt nicht unternehmen mögen. Wegen der auf dieſen Reiſen gewöhnlichen Ausſchweifungen ſtehen dieſe Hadſchi in keinem guten Rufe.

Haff, ein veraltetes Wort, welches das Meer, wie auch einen anſehnlichen Theil deſſelben bedeutet, und nur noch als Eigenname einiger großen Buchten der Oſtſee vorkommt. Das **große Haff**, in welches ſich die Oſtſee ergießt; das **friſche Haff**, in welches ſich die Weichſel und der Pregel ergießen; das **kuriſche Haff**, in welches ſich der Rogat und andere Flüſſe ergießen.

Hafiz (Mohammed Schems-eddin, mit dem Beinamen), einer der berühmteſten und anmuthigſten Dichter Perſiens, war zu Anfang des 14ten Jahrhunderts zu Schiras geboren, und widmete ſich dem Studium der Theologie und Jurisprudenz, welche Wiſſenſchaften bei den Mohammedanern eng verbunden ſind. Der Zuname Hafiz wurde ihm beigelegt, weil er den Coran auswendig wußte. Er zog eine unabhängige Armuth als Derwiſch dem Hofleben, zu dem er oft eingeladen wurde, vor, und ſtarb im J. 1389. Sein Grabmal befindet ſich bei Schiras, und wird gegenwärtig auch von frommen Moslemin mit einer Art von Verehrung beſucht, wiewohl der Dichter bei ſeinem Leben für einen Ungläubigen und ſelbſt für einen Chriſten galt. In dieſen Ruf hatte er ſich durch ſeine Verſe gebracht, in denen er mit Anmuth und Feuer, aber auch nicht ſelten mit anſtößiger Ausgelaſſenheit von Wein, Liebe und Wolluſt ſingt, die aber ſpäter als Eingebungen des höchſten Weſens betrachtet wurden und noch werden, in denen unter dem Schleier einer myſtiſchen Sprache die tiefſten und heiligſten Geheimniſſe verborgen ſeyn ſollen. Die Commentare des Feridun, Sururi, Subi u. A. bemühen ſich, ihren geheimen Sinn zu erörtern. Nach Hafiz Tode wurden ſeine Oden und Elegien in einen Divan geſammelt, welcher vollſtändig in Calcutta 1791 perſiſch gedruckt und von J. v. Hammer ins Deutſche überſetzt worden iſt. Früher waren von verſchiedenen Orientaliſten nur einzelne Gedichte von Hafiz bekannt gemacht worden.

Hagedorn (Friedrich von). Dieſer liebenswürdige Dichter war den 25ſten April 1708 zu Hamburg geboren. Er beſuchte hier das damals vorzüglich blühende hamburgiſche Gymnaſium, wo Fabricius, Wolf und Richey ſeine Lehrer wurden, ſtudirte die Alten, aber auch die Neuern und Ausländer, und gewann beſonders die Letztern lieb, ſo daß er ſogar in italieniſchen und franzöſiſchen Verſen kleine Verſuche machte. Von 1726 bis 1729 brachte er in Jena zu, um die Rechte zu ſtudiren, und ging ſodann nach London, wo er bei dem däniſchen Geſandten Privatſecretär ward. Hier machte er ſich mit der

Sprache und Literatur des Landes bekannt, kehrte 1731 durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück, und ward im Jahr 1733 als Secretär bei dem ſogenannten engliſchen Court in Hamburg angeſtellt. Dieſe Stelle war mit einem anſtändigen Gehalt verbunden, und ließ ihm überdies hinlängliche Muße und Unabhängigkeit. Er verheirathete ſich, lebte fortan der Literatur, der Dichtkunſt, der Freundſchaft und dem geſelligen Umgange, und ſtarb den 28ſten October 1754 in ſeinem noch nicht vollendeten 47ſten Jahre an der Waſſerſucht. Hagedorn verſuchte ſich mit Glück in der Fabel, Erzählung, dem heitern Liede, ja ſogar mit einiger Leichtigkeit in manchen poetiſchen Tändeleien, die bis dahin gewöhnlich nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden waren. Es fehlt ihm zwar an ſchöpferiſcher Kraft, dagegen aber weiß er das Fremde nicht ohne Glück ſich anzueignen. Eine Ode, ſelbſt nur eine längere Erzählung gelingen ihm nicht, denn ſeine Begeiſterung iſt dafür nicht hinreichend, und einen bedeutenden Stoff vermag er nicht zu beherrſchen. Die Reinheit und Gewandtheit ſeiner Sprache ſind ſehr zu loben, und ſein heiterer begnügter Sinn erzeugt ein angenehmes Gefühl. — Nicht übergehen dürfen wir des Ebengenannten Bruder, Chriſtian Ludwig von Hagedorn, der 1712 zu Hamburg geboren, im Jahr 1764 churſächſiſcher Legationsſecretär, hernach geheimer Legationsrath und Generaldirector der Kunſtakademien zu Dresden und Leipzig war, und 1780 in Dresden ſtarb. Sein Verſuch von charakteriſtiſchen Köpfen und Landſchaften, die er theils aus eigener Erfindung, theils nach andern Meiſtern in Kupfer geäzt hat, beweiſ't, daß er nicht bloß Dilettant und Kenner, ſondern auch Ausüber der ſchönen Künſte war. Den meiſten Ruhm aber erwarb er ſich durch ſeine Betrachtungen über die Mahlerei, ein claſſiſches Werk von unerſchöpflichem Reichthum, voll Unterricht und Kritik und mannichfaltiger Wiſſenſchaft, deſſen Verfaſſer unter uns als der Schöpfer des pittoresken Styls, als Philoſoph der Schönheit und der Grazien betrachtet werden muß.

Hagel oder Schloßen ſind gefrorne Waſſertheilchen, welche in Eisklumpen zuſammengedrückt aus der Luft niederfallen. Die Größe der Hagelkörner iſt ſehr verſchieden; man will ſie von der Schwere eines Pfundes geſehen haben. Bekanntlich hagelt es ſehr ſelten im Winter, dagegen am häufigſten in den Monaten Mai, Junius, Julius und Auguſt. Zuweilen iſt der Hagel mit Regen vermiſcht. Bei ſchwerem Hagelwetter finden faſt immer auch ſtarke Gewitter Statt, woraus man die nicht unwahrſcheinliche Vermuthung gezogen hat, daß bei der Entſtehung des Hagels die Electricität mitwirke. Ueber die Art und Weiſe aber ſind wir im Dunkeln, und können nur ſagen, daß der Hagel wahrſcheinlich aus Regentropfen entſtehe, denen auf irgend eine Weiſe, unter Mitwirkung der Electricität, beim Herabfallen aus der Luft der Wärmeſtoff entzogen worden.

Hager (Joſeph), ein bekannter Orientaliſt, geboren um das J. 1750 zu Mailand in einer urſprünglich deutſchen Familie. Er ſtudirte zu Wien und trat darauf in die Congregation der Propaganda zu Rom, wo er ſich mit den orientaliſchen und neuern europäiſchen Sprachen beſchäftigte. In den neunziger Jahren ging er auf Reiſen und entdeckte in Sicilien den literariſchen Betrug Vella's (ſ. d. Art.), wovon er in einer eignen Schrift Nachricht gab. Im J. 1800 war er in Berlin; damals fing er an, ſich mit dem Studium des Chineſiſchen zu beſchäftigen. Von Deutſchland ging er nach

England, wo er eine Abhandlung über die neuentdeckten babyloniſchen Inſchriften und eine andere über die chineſiſchen Charaktere herausgab; jene mit einer Maſſe von gelehrten Citaten ausgeſtattet, dieſe ohne beſondern Werth. Dennoch faßte er den gewagten Entſchluß, ein chineſiſches Wörterbuch herauszugeben. Die damalige franzöſiſche Regierung nahm davon Notiz, und da die pariſer Bibliothek reich an Vorarbeiten zu einem ſolchen Unternehmen iſt, berief ſie Hagern nach Paris, ertheilte ihm einen Jahrgehalt von 6000 Franken, und beauftragte ihn ausdrücklich, aus den vorhandnen und ſeinen eignen Materialien ein Wörterbuch der chineſiſchen Sprache auszuarbeiten. Hager folgte dieſem Ruf 1802, und gab außer dem Proſpectus zu jenem Wörterbuche, mehrere Schriften über chineſiſche Sitten und Alterthümer heraus, z. B. Monument de Yu; Panthéon chinois; Description des médailles chinoises du cabinet impérial de France (1805). Allein dieſe Werke waren nicht geeignet, dem wirklichen Kenner einen hohen Begriff von ſeinen Kenntniſſen des Chineſiſchen zu geben, und da überdies eine Unterſuchung ſeiner Arbeiten für das Wörterbuch den Erwartungen nicht entſprach, erhielt er ſeine Entlaſſung. Er ging nach Italien, wo er 1809 als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Pavia, und nach Aufhebung dieſer Univerſität als Conſervatore bei der großen Bibliothek zu Mailand angeſtellt wurde. Indeß ſetzte er ſeine chineſiſchen Studien fort; ſchon 1806 waren zu London ſeine Elements of the Chinese language erſchienen; ihnen folgten 1810 ſeine Memoria sulla Bussola orientale (Pavia), worin er die Erfindung des Compaſſes den Chineſen beilegt, und 1811 ſeine Illustrazione di un Zodiaco orientale (Mailand). In ſeinen Miniere (Mailand, 1816) zeigte er, daß die Türken urſprünglich mit den Chineſen in Verbindung geſtanden und viele Gebräuche von ihnen angenommen haben. In demſelben Jahre gab er eine Erklärung chineſiſcher Inſchriften an den öffentlichen Gebäuden in Canton heraus. Im Allgemeinen enthalten alle dieſe Schriften viel Brauchbares, neben zum Theil ſehr groben Fehlern und Unrichtigkeiten, vor denen den Verfaſſer weder ſein rühmlicher Fleiß, noch ſeine gewiß ausgebreiteten, aber nicht immer gehörig gründlichen Kenntniſſe haben bewahren können, wie namentlich Julius Klaproth gezeigt hat. Hager's neueſte Schrift, Observations sur la ressemblance que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains, erſchien zu Mailand 1817.

Hageſtolziat nannte man in ſonſtigen Zeiten das ſehr verhaßte und ſogar mit gewiſſen Nachtheilen verbundene eheloſe Leben einer Mannsperſon, welches über die in den Landesgeſetzen zur Verheirathung beſtimmte Zeit hinaus bis an den Tod dauerte. Ueber die Entſtehung des Namens hat man verſchiedene Meinungen, unter denen folgende wohl die wahrſcheinlichſte iſt. Haga hieß in der alten deutſchen Sprache ein mit einem Zaune umgebener Hof, Stolze aber ſo viel als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfaſſung der alten Deutſchen erbte jedesmal der älteſte Sohn den Hof ſeines Vaters, und die übrigen Kinder erhielten nur einen geringen Theil des Nachlaſſes. Weil aber die Familien gern beiſammen blieben, ſo erbauten ſich die Brüder an dem Hofe ihres Vaters kleine Wohnungen, und erhielten deswegen den Namen Hageſtolze. Da ſie wegen Mangels an Gütern meiſtentheils im eheloſen Stande lebten, ſo gab man nach und nach allen ehelos bleibenden Männern dieſen Namen. Schon bei

den Römern, zur Zeit der Republik, war das eheloſe Leben der Männer verhaßt und die Cenſoren pflegten von alten Hageſtolzen als Strafe ein ſogenanntes Weibergeld (aes uxorium) einzufodern, da hingegen Verheirathete gewiſſe Vorzüge und Ehrenbezeigungen genoſſen. Als durch bürgerliche Kriege, während des Triumvirats, die Bevölkerung Roms ſehr gelitten hatte, dachte Auguſt nach Antritt ſeiner Regierung auf Mittel, die Ehen zu befördern, zumal da die Römer überhaupt, theils aus Liebe zu einem ausſchweifenden Leben, theils wegen des Aufwandes und der Verſchwendung der Weiber, theils aber auch wegen der Geſchenke und Schmeicheleien, die ihnen von Erbluſtigen zu Theil wurden, gern ehelos blieben. Er gab deßhalb im Jahr Roms 763 das unter dem Namen der Lex Papia Poppaea bekannte Geſetz, durch welches den Ehemännern und beſonders den Vätern von drei bis fünf Kindern (je nach dem ſie in Rom, Italien oder in den römiſchen Provinzen lebten) beſondere Vortheile (das ſogenannte jus trium liberorum) zugeſtanden, den eheloſen Männern aber verſchiedene Strafen angedroht wurden, welches Geſetz auch, mit einigen Zuſätzen vermehrt, bis auf die Zeiten Conſtantins des Großen ſeine Gültigkeit behielt. Bei den Deutſchen, welche die Ehe liebten, bedurfte es eigentlich keiner Strafen gegen das eheloſe Leben. Allein man führte doch in einigen Provinzen, beſonders in der Unterpfalz, und am Ober- und Niederrhein das ſogenannte Hageſtolzenrecht ein, nach welchem ein Theil von dem Vermögen eines Hageſtolzen dem Landesherrn oder der Obrigkeit anheim fällt. Es mußte jedoch ein eheloſer Mann erſt gewiſſe Jahre (gemeiniglich das funfzigſte) erreicht haben, ehe er für einen Hageſtolzen angeſehen werden konnte. Auch erſtreckt ſich das Erbrecht des Fürſten oder der Obrigkeit nur auf das Allodialvermögen und dasjenige, was der Hageſtolz ſich wirklich erworben, nicht aber auf dasjenige, was er ererbt hatte, indem man dies den übrigen Verwandten nicht entziehen wollte. An einigen Orten beſtand das Hageſtolzenrecht bloß in dem Rechte, von einem Manne, der erſt in gewiſſen Jahren ſich verheirathete, ein beſtimmtes Geld zu fodern. Nur an einigen Orten fanden ähnliche Verfügungen auch in Anſehung unverheiratheter Frauensperſonen Statt.

Hahn (Philipp Matthäus), Pfarrer zu Echterdingen im Wirtenbergiſchen, durch ein ſeltenes mechaniſches Genie ausgezeichnet, war 1739 in Scharnhauſen im Oberamt Stuttgart geboren. Schon als achtjähriger Knabe beobachtete er den Schatten der Sonne, und machte Verſuche mit einer Cylinder-Sonnenuhr, ohne daß er ſie jedoch verſtehen lernte. In der Folge fand er in der Bibliothek ſeines Vaters eine Himmelskarte nebſt der Beſchreibung, und lernte daraus etliche Sternbilder, den Lauf der Sonne durch die Himmelszeichen kennen, und die ungefähre Zeit des Aufganges der Fixſterne finden. Im dreizehnten Jahre endlich fiel ihm eine Anweiſung, Sonnenuhren zu machen, in die Hände, und er fing nun an, dergleichen ſelbſt zu verfertigen. Dabei mahlte er fleißig und bereitete ſich ſelbſt Farben und Firniſſe. Siebenzehn Jahr alt ging er auf die Univerſität nach Tübingen. Hier beſchäftigte er ſich in ſeinen Mußeſtunden mit der Verfertigung von Sonnenuhren, Sprachröhren, mit dem Glasſchleifen und der Zuſammenſetzung von Tuben. Ein gleichgeſinnter Jugendfreund, Namens Schaudt, wetteiferte mit ihm in dieſen Arbeiten. Da ihm aber ſeine Armuth nicht erlaubte, Unterricht in der Mathe-

matik zu nehmen oder ſich mathematiſche Bücher zu kaufen, ſo unternahm er es, die Wolfiſchen lateiniſchen und deutſchen Lehrbücher über die verſchiedenen Zweige der Mathematik nebſt den dazu gehörigen Figuren zu copiren. So bahnte er ſich durch eiſernen Fleiß einen Weg zu ſeinem Lieblingsſtudium. Um aber auch den Bau einer Taſchenuhr, worauf er höchſt begierig war, kennen zu lernen, begnügte er ſich ſo lange mit Brot und Waſſer, bis er die zum Ankauf einer Uhr erfoderliche Summe erſpart hatte. Er zerlegte ſie und ſetzte ſie wieder zuſammen, bis er ihre Theile verſtand. Auf dieſem Wege ging er mit einer faſt beiſpielloſen Beharrlichkeit fort, und brachte nach und nach Arbeiten zu Stande, die ſeinem Scharfſinn und ſeiner Geſchicklichkeit zur größten Ehre gereichen. Dahin gehört die große aſtronomiſche Pendeluhr, welche den Lauf der Erde und der übrigen Planeten, ſo wie des Mondes und der übrigen Trabanten mit ihren Excentricitäten darſtellt; die kleine aſtronomiſche Seguhr, welche die Phaſen und Knoten des Mondes anzeigt; die allgemeine Aequinoctial-Sonnenuhr, welche durch Räderwerk die Minuten mit der Sonnen-Declination anzeigt; eine Rechnungsmaſchine; eine Wage für Flüſſigkeiten u. ſ. w. Als Theolog war er minder ausgezeichnet. Nachdem er 1764 Pfarrer zu Onſtmettingen und 1770 zu Kornweſtheim bei Ludwigsburg geweſen, kam er 1781 in gleicher Eigenſchaft nach Echterdingen, wo er 1790 ſtarb. Seine theologiſchen Schriften, die mit myſtiſchen Ideen angefüllt ſind, haben wenig Werth.

Hahnengefecht iſt eine Volksbeluſtigung, indem man zwei mit Kunſt abgerichtete, an den Füßen mit Sporen bewaffnete und wohlgefütterte Hähne vor einer Menge Zuſchauer zum Kampfe zuſammenläßt, von dem ſie oft nicht eher ablaſſen, bis einer von beiden getödtet iſt. Die Hahnenkämpfe ſind zu Athen zuerſt als öffentliche oder feſtliche Spiele auf Veranlaſſung des Themiſtokles angeordnet worden. Aelian erzählt, Themiſtokles habe, als er die Griechen wider die Perſer angeführt, und dieſe zufällig dem Kampf von einem Paar Hähnen zugeſehen, ſie dadurch zur Tapferkeit ermuntert, daß er ihnen geſagt, wie viel mehr ſie Urſach hätten, tapfer zu ſeyn, da dieſe Thiere, die weder für Vaterland noch für Freiheit kämpften, ſich bis aufs Blut vertheidigten. Nach erfochtenem Siege habe er, zum Andenken daran, verordnet, daß jährlich öffentliche Hahnenkämpfe gehalten werden ſollten. Unter den neuern Nationen lieben beſonders die Engländer die Hahnenkämpfe.

Hahnenkaſten nennt man in der Waſſerbaukunſt eine Art kleiner Brunnen oder Gruben, die man hin und wieder, jedoch ſo viel als möglich an den niedrigſten Orten, in gewiſſer Entfernung von einander, anlegt, um ohne Zeitverluſt zu den in der Erde befindlichen Röhren gelangen und ihre Fehler unterſuchen zu können, nachdem vorher das in den Röhren befindliche Waſſer in dieſen kleinen Brunnen aufgefangen und abgelaſſen worden.

Haimonskinder nennt man die vier Söhne Haimons (Heymon, Aymont, Aymon), Herzogs von Dordonne, Adelhardt, Ritſart, Writſart und Reinold (Alard, Richard, Guichard, Regnaut, Renaul, Reinhold), die in der romantiſchen Poeſie des Mittelalters keine unbedeutende Rolle ſpielen. Bei Froiſſart (Vol. 3. ch. 18. p. 67) kann man über das Hiſtoriſche von ihnen manches finden; wir laſſen dieſes dahin geſtellt ſeyn, und halten uns bloß an ihr poetiſches Daſeyn. Die Geſchichte von ihnen gehört in den Fabel-

kreis Carls des Großen und ſeiner Pairs, und iſt auf dem Titel der großen Simmerer Folioausgabe von 1535 (gedruckt durch Hieronymus Rodler, Secretarius) ſo bündig angegeben, daß es am beſten ſeyn wird, dieſen hier mitzutheilen. Er lautet alſo: „Ein ſchön luſtig Geſchicht, wie Keyſer Carle der groß, vier Gebrüder, Herzog Aymont von Dordons Süne, umb das der elteſt undter jenen Reynhard genant, dem Keyſer ſeiner Neuen eynen, mit eynem Schachbret erſchlug, ſechzehen jarlangk bekrieget, Sie über vilfaltigs erbieten, zu keynen Gnaden annehmen wollt, ſonder gantz Frankreichs verjagt, zu letzt ſie dannocht durch Krieg den Keyſer bedrangten, mit inen eynen friden anzunemen, darum viel luſtiger Hendel ſich in der Zeit von beyden theylen begeben, vermeldet werden, kürzlich aus Franzöſiſcher ſprach ins Teutſch transferit.“ (Einen Auszug davon hat die Romanen-Bibliothek, Bd. 7. S. 7. fgg.). Es iſt indeß keineswegs ausgemacht, ob das franzöſiſche Original dieſer Ueberſetzung die einzige Quelle ſey, woraus alle andere Bearbeitungen dieſes Stoffs gefloſſen ſind. Wenigſtens ſcheint unſer deutſches Volksbuch, das den Titel führt: „Schön und luſtige Hiſtorie von den vier Heymons-Kindern, ſamt ihrem Roß Beyart, was ſie für ritterliche Thaten gegen die Heyden, zu Zeiten Caroli Magni begangen haben,“ (ehedeſſen auch zu Cöln gedruckt; ſ. eine Bearbeitung von Tieck in Pet. Lebrechts Volksmährchen, Berl. Bd. 2.) aus einer andern Quelle gefloſſen, und ſtimmt weit mehr mit dem auch noch gangbaren niederländiſchen Volksbuch von den vier Heems-Kindern (Antwerpen 1619). Die merkwürdigſte deutſche Bearbeitung exiſtirt als Handſchrift in der palatiniſchen Bibliothek zu Heidelberg (N. 399.) als ein großes Gedicht unter dem Titel: Poema regis Karleti et aliorum principum. Görres vermuthet, daß alte fränkiſche Sagen und Romanzen zum Grunde liegen, und daß, als das alte Frankreich in ein franzöſiſches und deutſches zerfiel, jede Nation ſich die poetiſche Verlaſſenſchaft auf eine eigenthümliche Weiſe angeeignet habe. So wurde denn auch dieſer Gegenſtand in franzöſiſchen und deutſchen Gedichten unabhängig bearbeitet, und durch Auflöſungen jener Dichtungen in Proſa gingen daraus die Volksbücher hervor. Unterſuchungen hierüber ſind um ſo intereſſanter, da dieſer Stoff auch zum Theil in die romantiſch-epiſche Poeſie der Italiener übergegangen iſt. dd.

Hain. Der Hain unterſcheidet ſich vom Walde durch geringeren Umfang und durch gefliſſentlich hervorgebrachte und nach einem beſondern Zweck modificirte Schönheit. Die Baumgruppen, aus welchen er zuſammengeſetzt iſt, müſſen ſo verbunden ſeyn, daß ſie ein fortgehendes Ganzes bilden. Abwechſelung und Mannichfaltigkeit, ſowohl in Rückſicht ihrer Form, als auch in Beziehung auf ihre Stellung wird Spiele mancher Art, die mannichfaltigſte Miſchung von Licht und Schatten hervorbringen. Die Gänge werden ſo angelegt ſeyn, daß der Herumwandelnde bald heitere Ausſichten auf entfernte Gegenſtände erblickt, bald aber wieder einen kühlen düſtern Schatten genießen kann.

Hakim, ein türkiſcher Arzt; **Hakimbaſchi**, der kaiſerliche Leibarzt.

Halbe Farbe, ſ. Mezzotinto.

Halber Mond, ſ. Außenwerke.

Halberſtadt, eine preußiſche Stadt in der Provinz Sachſen, im halberſtädtiſchen Kreiſe, vierte Militärabtheilung, mit 13,700

Einwohnern, liegt, altmodiſch und unregelmäßig erbaut, am Flüßchen Holzemme. Ueber die 1300 Wohngebäude und 16 Kirchen der Stadt ragt majeſtätiſch die dem heil. Stephan gewidmete Domkirche hervor. Noch in dieſes Jahrhunderts Anfange fand man in der lutheriſchen Stadt drei Mönchs- und zwei Nonnenklöſter, und aus den Zeiten des ehemals reichen Kloſterſeegens ſchrieben ſich noch her die Dom-, die Martins- und die Johannisſchule. Die Stifter übten Gerichtsbarkeit über alle auf ihrer Freiheit ſtehende Häuſer; ſogar die dort angeſiedelte franzöſiſche Colonie hatte ihren eigenen Richter. Zu Halberſtadts älteſte Geſchichte gehören die Fehden ſeiner Biſchöfe mit Herzog Heinrich dem Löwen, welcher die Stadt im Jahr 1179 einäſcherte. Doch erſtand ſie bald aus ihrem Schutte, wurde mit Mauern und Graben umgeben, und erhielt nach einander wegen zunehmender Bevölkerung drei Vorſtädte. Im ſiebenjährigen Kriege empfand ſie ſehr hart die franzöſiſche Occupation, während welcher ihre Thore und ein Theil ihrer Mauern niedergeriſſen wurden. Merkwürdiger noch iſt ſie in der neueſten Kriegsgeſchichte durch das Gefecht am 30ſten Julius 1809 geworden, in welchem Wilhelm, Herzog von Braunſchweig, auf ſeinem berühmten Zuge mit der ſchwarzen Legion das vom fünften weſtphäliſchen Linienregimente unter des Grafen Wellingerode Commando vertheidigte Halberſtadt erſtürmte, und nach wüthendem Gemetzel in den Gaſſen der Stadt, mit geringerer Mannszahl, das ganze weſtphäliſche Regiment nebſt deſſen Oberſten zu Gefangenen machte. — Das Fürſtenthum Halberſtadt war, aus dem ehemaligen Biſthum entſtanden, im weſtphäliſchen Frieden dem Churhauſe Brandenburg zu Theil geworden; ein ſchönes, an Getraide, Flachs und Heu fruchtbares, vortreffliche Vieh- und Schafzucht treibendes Ländchen, mit 13 Städten, 99 Flecken und Dörfern und faſt 200,000 Einwohnern. Es hat an der Bode, Ilſe, Wigger, Aller, Selke und Holzemme nur unbedeutende Flüſſe; aber der erſtern majeſtätiſcher Abſturz beim Thalſchen Kupferbergwerke lockt Tauſende von neugierigen Beſchauern heran. Ein Denkmal alter Größe gewähren noch die Ruinen des Regenſteins, und prangend auf ſtolzer Höhe liegt das Kloſter Huys-Burg; in fruchtbarer Ebene das Kloſter Hammersleben, beide jetzt ſäculariſirt. Die Einkünfte des Landes betrugen vormals, als noch an keine durchgreifende Grundſteuer gedacht war, etwa 500,000 Rthlr., und es war zum Behuf der Steuer-Erhebung in ſechs Kreiſe getheilt. In Halberſtadt war der Sitz der Regierung, der Lehnkammer, des Conſiſtoriums, der Kriegs- und Domainenkammer, wie auch des Criminalcollegiums.

Halber Ton iſt auf der Tonleiter des gegenwärtigen Syſtems in der Muſik das kleinſte Intervall. Die halben Töne ſind zwar in ihren Schwebungen, d. h. in Abſicht auf Höhe und Tiefe, oder die Anzahl der in ihnen enthaltenen Comma's verſchieden, allein ſie werden ohne Rückſicht auf enharmoniſche Verhältniſſe als gleichgeltend in dieſem und jenem Intervall genommen, nach dem die Beſchaffenheit des Tons iſt, aus welchem geſpielt wird, und ſo wie die Klanggeſchlechter mehrentheils nur fürs Auge und zur Berichtigung der Reinheit im Satze beobachtet und beibehalten werden, eben ſo gelten z. B. e und des, welche Töne auf zwei verſchiedenen Tonſtufen, und c und cis, die nur auf einer ſtehen, für halbe Töne.

Halbgötter ſ. Heroen.

Halbkugel. Jeder größte, um eine Kugel gezogene Kreis theilt dieſelbe nach ihrem körperlichen Inhalt und nach ihrer Oberfläche in zwei gleiche Theile oder Halbkugeln. Die Aſtronomen und Geographen denken ſich mehrere größte Kreiſe um den Himmel und um die Erdkugel, namentlich den Aequator, den Meridian und Horizont. Hiedurch nun entſtehen ſowohl am Himmel als auf der Erde (in der Vorausſetzung, daß letztere als Kugel betrachtet werde) mehrere Halbkugeln. Der Aequator theilt die Erd- und Himmelskugel in die nördliche und ſüdliche; der Meridian oder Mittagskreis jedes Orts in die öſtliche und weſtliche, und der Horizont in die obere und untere Halbkugel. Alle dunkle Himmelskörper unſeres Sonnenſyſtems, d. i. alle dazu gehörige Planeten mit ihren Nebenplaneten und die Cometen werden durch den größten Kreis, deſſen Ebene auf der nach dem Mittelpunkte der Sonne gezogenen Linie ſenkrecht ſteht, in die erleuchtete und unerleuchtete Halbkugel getheilt. Da jedoch die Sonne einen größern Durchmeſſer hat, als jeder dieſer dunkeln Himmelskörper, ſo erleuchtet ſie von jedem derſelben auch mehr als die Hälfte, und der erleuchtete Theil erſtreckt ſich rings um die kuglichten Körper über ſeine eigentliche Gränze noch um die Größe des ſcheinbaren Halbmeſſers der Sonne. Für die Erdkugel beträgt dies ungefähr 15 Minuten eines größten Kreiſes.

Halbkugeln (Magdeburgiſche). Mit dieſem Namen bezeichnet man zwei aus Kupfer und Meſſing verfertigte ziemlich große Halbkugeln, deren Ränder an den Oeffnungen ſo gearbeitet ſeyn müſſen, daß ſie dicht auf einander paſſen, worauf ſodann die zwiſchen beiden eingeſchloſſene Luft mittelſt der Luftpumpe herausgezogen werden kann. **Otto von Guerike** in Magdeburg (ſ. d. Art.) erfand dieſen Apparat um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und bewies damit die Gewalt des Luftdrucks. Die größten ſeiner Halbkugeln maßen eine Elle im Durchmeſſer; an der einen war ein Hahn befindlich, durch welchen die Luft ausgepumpt und hernach wieder eingelaſſen werden konnte. An beiden waren ſtarke Ringe befeſtigt, um Seile hindurch zu ſtecken, an welchen vorgeſpannte Pferde ziehen konnten. Zwiſchen die Ränder der offenen Halbkugeln legte Guerike einen in Wachs und Terpentin getränkten Ring, um alles Eindringen der Luft zu verhüten. An die beiden Halbkugeln ſpannte er, nachdem die Luft ausgepumpt war, 14 bis 30 Pferde, welche ſich vergebens bemühten, ſie aus einander zu ziehen. Noch mehr Pferde trennten ſie endlich mit einem ſtarken Knall. Ließ er dagegen die Luft hineintreten, ſo konnte ſie ein Jeder leicht trennen. Wenn man die Kraft eines Pferdes im horizontalen Zuge nur zu 175 Pfund ſetzt, welches die gewöhnliche Berechnung iſt, ſo kann man hieraus die Größe des Luftdrucks auf die beiden Halbkugeln leicht überſehen.

Halbmeſſer (Radius), ſ. **Diameter**.

Halbmetalle nannte man ehemals diejenigen Metalle, welche die Eigenſchaft der Dehnbarkeit, Zähigkeit und Biegſamkeit in einem nur geringen Grade haben, und unterſchied ſie demnach von den Ganzmetallen. Zu dieſen rechnete man Platina, Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn, Blei, Queckſilber und Zink; zu jenen aber alle übrigen, z. B. Spießglasmetall, Nickel, Arſenik u. ſ. w. Da indeß die Grade der angeführten Eigenſchaften ſo unmerklich in einander fließen, daß ſich eine beſtimmte Gränzlinie durchaus nicht ziehen läßt, ſo hat man dieſe Eintheilung verworfen.

Halbſchatten iſt derjenige Farbenton, der durch ſchiefe Anprallung des Lichts auf gewiſſe Theile eines Körpers hervorgebracht wird, wodurch alſo die eigenthümliche Farbe deſſelben nicht in ihrem vollen Glanze erſcheinen kann. Der Halbſchatten liegt folglich in der Mitte zwiſchen dem vollen Lichte und der gänzlichen Beraubung deſſelben und wird auch Mittelfarbe genannt.

Halhed (Nathanael Braſſey), engl. Orientaliſt im Dienſte der oſtind. Compagnie während Haſtings Verwaltung, bekannt durch ſeine bengaliſche Grammatik vom J. 1778. 4., das erſte orientaliſche Buch, das von Engländern in Bengalen gedruckt wurde. Nach ſeiner Rückkehr in England fiel er in eine Krankheit des Geiſtes, daher er ſich von dem ſchwärmeriſchen Propheten R. Brothers täuſchen ließ. Doch ſetzte er ſeine literariſchen Arbeiten fort, und gab zu London 1781 den Code of Gentoo Laws, oder die Vorſchriften der Pandits, nach einer perſiſchen Ueberſetzung aus dem Samſkrit, ins Engl. überſ. heraus, mit Bruchſtücken der Vedas und andrer Bücher im Samskrit. Vorzüglich wird die von ihm verfaßte gelehrte Vorrede zu dieſem Werke geſchätzt. Außerdem hat er Nachahmungen der Epigramme des Martial (1793 folg.) und 1779 einen Bericht über die Ereigniſſe in Bombay und Bengalen in Beziehung auf den Mahrattenſtaat ſeit 1777 herausgegeben.

Halep, ſ. Aleppo.

Halicarnaß, die Hauptſtadt von Karien und Reſidenz der Könige. Zu ihren vorzüglichſten Merkwürdigkeiten gehörte das berühmte, von der Königin Artemiſia ihrem Gemahl zu Ehren erbaute Mauſoleum, von dem nur einige ungewiſſe Spuren übrig ſind. Sie war auch der Geburtsort des Herodot und des Dionyſius (von Halicarnaß).

Halifax, ein volkreicher Marktflecken in Yorkſhire in England, am Fluſſe Calder, deſſen Bevölkerung ſich über 9000 Menſchen beläuft. Die Stadt hat viel Manufakturen in Wolle und Baumwolle. Sie iſt der Hauptmarkt für dünne wollene Zeuge die in den umliegenden Dörfern fabrizirt werden. Zum Verkauf derſelben giebt es zwei Hallen. Der Markt wird jeden Sonnabend gehalten. Auch Cylinderkratzen werden hier mittelſt einer eignen Maſchinerie ſehr gut verfertigt; es ſollen auch hier die beſten Wollkämme gemacht werden. — Ein anderes Halifax liegt in Neu-Schottland, an der Bay Chebucto, und iſt ein ſehr wichtiger Platz für den brittiſchen Handel in Nord-Amerika. Die Bevölkerung geben einige Nachrichten auf 8000, andere auf 15000 an. Der Hafen iſt ſo geräumig, daß er 1000 der größten Schiffe faſſen kann. Die Einfuhr beträgt jetzt den Werth von 600,000 Pf. St. Die Ausfuhr beſteht vorzüglich in Fiſchen, Stockfiſch und Kabliau, die am meiſten nach Weſtindien gehn.

Halle, mit dem Beinamen in Sachſen oder im Magdeburgiſchen, nächſt Magdeburg die größte und volkreichſte Stadt im ehemaligen Herzogthum Magdeburg, jetzt wieder zu Preußen gehörig, und zwar in der Provinz Sachſen, halliſcher Kreis, vierte Militärabtheilung, liegt am rechten Ufer der Saale, iſt der Sitz einer berühmten, von Friedrich I., König von Preußen, geſtifteten und 1694 eingeweihten Univerſität (daher nach ihrem Stifter Friedrichsuniverſität genannt) und zählte im Jahr 1782 eine Volksmenge von 20,149 Einwohnern, worunter 820 Studenten waren. Außer der Univerſität, die ein treffliches theologiſches Seminarium, einen

von dem gelehrten Sprengel wohleingerichteten botaniſchen Garten, eine Sternwarte, eine bedeutende Bibliothek, die in neuern Zeiten mit anſehnlichen Fonds verſehen worden, und verſchiedene anatomiſche und naturhiſtoriſche Sammlungen hat, ſind die Frankiſchen Stiftungen (ſ. d. Art.) in der Vorſtadt Glaucha und das königliche Pädagogium für junge Adelige und Bürgerliche ebendaſelbſt bemerkenswerth. Ueberdies hat die Stadt zwei Gymnaſien und ein freies weltliches Fräuleinſtift. Berühmt iſt das hieſige Salzwerk, eines der älteſten und ergiebigſten in Deutſchland, welches jährlich 7 bis 8000 Laſten Salz liefert, nöthigenfalls aber halb Deutſchland verſorgen könnte. Außer der Univerſität und dem Salzwerk beſteht die Hauptnahrung der Stadt in verſchiedenen Gewerken und Fabriken, unter denen ſonſt die Stärkefabriken beträchtlich waren. Unweit Halle liegen die Ruinen des berühmten Schloſſes Giebichenſtein (ſ. d. Art.). Nach dem unglücklichen preußiſch-franzöſiſchen Kriege im Jahr 1806 und 1807 kam Halle an Weſtphalen und gehörte zu dem Departement der Saale. Die Stadt hat unter der weſtphäliſchen Regierung harte Drangſale überſtanden. Die Univerſität, welche der König von Preußen gerade in den letzten Jahren zu einem hohen Flor erhoben hatte, wurde durch Mißverſtändniſſe gleich nach dem Einrücken der Franzoſen aufgelöſ't. Nach dem Frieden wurde ſie zwar wieder hergeſtellt und in ihren Privilegien und in ihrer Verfaſſung, ſo weit es die Conſtitution erlaubte, beſtätigt, allein im Jahr 1813 durch einen Befehl des franzöſiſchen Kaiſers abermals aufgelöſ't. Glücklicher Weiſe kehrte Halle nach den Siegen über die Franzoſen im Jahr 1814 unter preußiſche Herrſchaft zurück, und der um Cultur und Wiſſenſchaften hoch verdiente König von Preußen ſtellte das ſchöne Inſtitut wieder her. Noch verdienen die in den letzten Jahren von dem geheimen Oberbergrath Reil angelegten und von dieſem bis an ſeinen Tod dirigirten Badeanſtalten erwähnt zu werden. Die Einwohnerzahl iſt jetzt auf 18,300 herabgeſunken.

Halleluja: Lobet den Herrn! Man glaubte in dieſer volltönenden hebräiſchen Formel etwas beſonders Feierliches zu finden, und behielt ſie bei den Ueberſetzungen der Bibel in die Landesſprachen bei, worauf ſie in das gottesdienſtliche Ritual der Chriſten überging. Das Halleluja wurde ſeit dem 15ten Jahrhundert an allen Sonn- und Feſttagen beim Gottesdienſte geſungen, von der römiſchen Kirche aber ſpäterhin an den Sonntagen in den Faſten, um die heilige Trauer nicht zu unterbrechen, weggelaſſen, und erſt Oſtern als ein Geſang der Freude wieder angeſtimmt. Eben darum wird in einigen Gegenden Deutſchlands der Buchampfer oder Kukkuksklee, oxalis acetosella L., auch Halleluja genannt, weil er um Oſtern blüht, wo das Halleluja wieder in den Kirchen geſungen wird. Die Juden nennen den 113ten bis 117ten Pſalm das große Halleluja, weil in dieſen Pſalmen beſondere Wohlthaten Gottes gegen das jüdiſche Volk geprieſen werden, und ſingen dieſen Lobgeſang beim Gottesdienſt am Paſcha- und Lauberhüttenfeſte. E.

Haller (Albrecht von), der Große genannt wegen ſeiner ſeltenen Verdienſte als Anatom, Phyſiolog, Botaniker und Dichter, war zu Bern den 16ten October 1708 geboren, und von vier Brüdern der jüngſte. So reichlich ihn die Natur mit Geiſtesgaben ausgeſtattet hatte, ſo wenig hatte ſie ſeiner Jugend Körperkraft verliehn. Als Knabe war er ſchwächlich und trübſinnig, aber nur deſto

mehr zum Lernen geneigt. Im 6ten Jahre fing er das Lateiniſche an, im 8ten und 9ten das Griechiſche und Hebräiſche. Schon damals pflegte er alles, was ihm merkwürdig war, niederzuſchreiben und zu ſammeln. Aus Bayle's und Moreri's Wörterbüchern zog er als Kind mehr als 2000 Lebensbeſchreibungen aus. Die lateiniſchen Dichter weckten früh ſein poetiſches Talent. Nach dem Tode ſeines Vaters ſetzte er auf dem Gymnaſium zu Bern ſeine Studien auf die ihm eigenthümliche Weiſe fort, und ging in ſeinem 14ten Jahre nach Biel, um von einem dortigen Arzt in die Carteſianiſche Philoſophie eingeweiht zu werden. Nach einem Jahre wählte er, wenig ſchulgerecht vorbereitet, Tübingen zu ſeinem Aufenthalt, um ſich hier aus eignem Antriebe der Arzneikunſt zu widmen, und ging von da 1725 nach Leyden, wo Boerhave und Albinus ſeine Lehrer wurden, promovirte hier 1727, und beſuchte ſodann England und Frankreich. Das Jahr darauf begab er ſich nach Baſel, und ward hier von dem großen Joh. Bernoulli in die höhere Analyſis eingeweiht. Da aber ſeine Geſundheit bei den ernſten und anhaltenden Studien litt, entſchloß er ſich, die vaterländiſchen Alpen zu bereiſen. Joh. Gesner war ſein Begleiter auf der Reiſe, und weckte damals in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde. Haller ſammelte ſchon jetzt mit großem Fleiße dafür, machte mehrere neue Entdeckungen, und legte ſo den Grund zu ſeiner nachherigen meiſterhaften Beſchreibung der Schweizerpflanzen. Auf dieſer Reiſe entſtand auch ſein berühmtes Lehrgedicht: die Alpen. Nach ſeiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr lang in Baſel, arbeitete hier an einem großen Lehrgedicht, unter dem Titel: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und hielt in der letzten Zeit die anatomiſchen Vorleſungen für Meig, der krank war, bei welcher Gelegenheit er manches für ſeine künftigen Arbeiten ſammelte. Im Jahr 1729 ging er in ſeine Vaterſtadt zurück, und ließ ſich hier als praktiſcher Arzt nieder. Obwohl er glücklich war und Beifall fand, ſo wurde ihm die Stelle eines Arztes an dem Inſelſpitale, um die er anhielt, hauptſächlich darum abgeſchlagen, weil er ein Dichter ſey. In der That beſchäftigten ihn Poeſie und Botanik ungemein. Im Sommer bereiſ'te er jährlich die Alpen, und ſammelte eine große Menge Pflanzen, ſo daß er jetzt den Entſchluß faßte, ein vollſtändiges Werk über die Gewächſe Helvetiens herauszugeben. Im Winter wandte er ſeine Muße auf die Anatomie, über die er im Jahr 1734 unentgeltlich Vorleſungen zu halten anfing. Er brachte es dahin, daß ein anatomiſches Theater angelegt wurde. Die um dieſelbe Zeit in ſeiner Vaterſtadt erledigte Profeſſur der Beredſamkeit, um welche er ſich bewarb, erhielt er ebenfalls nicht; dafür aber ward er im Jahr 1735 zum Aufſeher der Bibliothek ernannt. Hallers Name war bereits öffentlich vortheilhaft bekannt, beſonders durch treffliche botaniſche und anatomiſche Aufſätze. Er bekam daher 1736 einen Ruf als Profeſſor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, den er annahm. Siebzehn Jahre lebte und wirkte er für Göttingen, und gab zugleich in dieſem Zeitraume 86, mehrentheils anatomiſche, mediciniſche und botaniſche Schriften heraus. Die wichtigſten darunter ſind ſeine Flora der Schweiz (2 Bde. Fol.), in deren zweiter Auflage er 2486 Pflanzen nach ſeinem eignen Syſteme beſchrieb, ſeine Boerhaviſchen Vorleſungen, ſeine anatomiſchen Tafeln und ſeine Phyſiologie. Auch nahm er 1745 an der Herausgabe der

Göttingiſchen gelehrten Zeitungen Antheil, und wurde zwei Jahre darauf Director derſelben. Der Ruf von Hallers Verdienſten war jetzt durch ganz Europa verbreitet. Die angeſehenſten Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitglied; im Jahr 1749 erhob ihn der Kaiſer Franz I. mit ſeiner geſammten Nachkommenſchaft in den Reichsadelſtand und der König von England zu ſeinem Staatsrath. Auch ſeine Vaterſtadt nahm ihn, als er ſie im Jahr 1745 beſuchte, als Mitglied in den großen Rath auf, und dieſe Auszeichnung war ihm zwiefach angenehm, da ihn der Gedanke beſchäftigte, ſich in ſeine Heimath zurückzubegeben. Die Cabalen und Feindſeligkeiten ſeiner Collegen verbitterten ihm den Aufenthalt in Göttingen. Nachdem er noch im Jahr 1751 an der Stiftung der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften den thätigſten Antheil genommen, und zum beſtändigen Präſidenten derſelben ernannt worden, gab er 1753 ſeine Entlaſſung, und ging nach Bern zurück, wo er zum Amman erwählt wurde. Er behielt zugleich ſeine akademiſche Penſion, ſeine Titel, die Präſidentenſtelle bei der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, und arbeitete fortwährend an den Göttinger gelehrten Zeitungen, die ihm über 12,000 Recenſionen verdanken. Das Wohl ſeines Vaterlandes und die Geſellſchaft der Muſen theilten nunmehr ſeine Zeit und Beſchäftigungen. Er verbeſſerte die Einrichtung der Salzwerke zu Bex und Aigle, deren Director er war, die Anſtalten der Akademie zu Lauſanne, die mediciniſche Polizeiverfaſſung, beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einem Waiſenhauſe, und vermittelte die Gränzſtreitigkeiten zwiſchen Bern und Wallis. Noch ſein Alter brachte für die Wiſſenſchaft die ſchönſten Früchte hervor. Es erſchien jetzt ſeine botaniſche, chirurgiſche, anatomiſche und der Anfang ſeiner mediciniſch-practiſchen Bibliothek. Außerdem entwarf er drei politiſche Romane, über die despotiſche, monarchiſche und republikaniſche Regierungsform, und correſpondirte in deutſcher, lateiniſcher, engliſcher, italieniſcher u. franzöſiſcher Sprache nach allen cultivirten Ländern von Europa. Im Jahr 1777 beehrte ihn Kaiſer Joſeph II. mit einem Beſuche; bald darauf überfiel ihn eine Kränklichkeit, die am 12ten December 1777 ſeinem thätigen Leben im 70ſten Jahre ein Ende machte. Hallers Verdienſte um die Naturlehre, beſonders die Botanik, und um die Medicin zu würdigen, kann hier der Ort nicht ſeyn; ſie ſind ausgebreitet und unvergänglich. Seine Lehre von der Reizbarkeit iſt noch jetzt als die Grundlage der dynamiſchen Theorien neuerer Zeiten anzuſehn. Ferner ſuchte er die Theorie der Erzeugung durch die ſorgfältigſten Beobachtungen zu gründen. Er entdeckte die erſte Spur des Herzens im bebrüteten Ei in der 38ſten Stunde und in der 41ſten die erſte Spur des Bluts. Auf gleiche Weiſe beobachtete er die Säugthiere. Auch als Dichter ragt er glänzend unter ſeinen Zeitgenoſſen hervor. Seine frühern Verſuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen ſich ſelbſt. Zwar iſt auch in ſeinem berühmten Gedicht die Alpen die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmaſſen, die er ſchildert, doch ſind die Ideen kühn und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth. Am höchſten und reinſten ſtehen ſeine elegiſchen Gedichte, unter denen wir die Elegie auf den Tod Marianens beſonders auszeichnen. Finden ſich übrigens in ſeinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Stolz und ſchwermüthiger Verzagtheit, ſo erinnere man ſich, daß die höhere Kraft, ſo oft der Schwäche gegenüber, ſich ſehr natürlich zuletzt in

Unzufriedenheit ſelbſt verletze und verwunde, bis ſie endlich in jene Schwermuth verſinkt, die wir bei Haller bemerken müſſen.

Halley (Edmond), dieſer große Aſtronom, war zu London im Jahr 1656 geboren, widmete ſich anfangs der Literatur und den Sprachen, nachher aber gänzlich der Aſtronomie, für welche die Natur ihn beſtimmt hatte. Nachdem er in einem Alter von neunzehn Jahren ein ſehr ſchwieriges Problem, durch welches er die Abſtände der Planeten von der Sonne und ihre Excentricität beſtimmte, aufgelöſ't und ſo einem bis dahin geführten Streit ein Ende gemacht hatte, ſchickte ihn die Regierung im Jahr 1676 nach der Inſel St. Helena, um die ſüdliche Hemiſphäre zu beobachten. Dieſe Reiſe wurde die Quelle mehrerer aſtronomiſchen Entdeckungen, die er in ſeinem Catalogus stellarum australium bekannt machte. Nach ſeiner Rückkehr nahmen die königliche Geſellſchaft zu London und die Academie der Wiſſenſchaften zu Paris den jungen Aſtronomen von 22 Jahren zu ihrem Mitglied auf, und erſtere machte ihn ſogar zu ihrem Secretär. Er ging in Aufträgen der Geſellſchaft zu Hevelius nach Danzig und von da im Jahr 1680 nach Frankreich und Italien. Zwiſchen Calais und Paris nahm er den berühmten Cometen wahr, der zum zweitenmal in jenem Jahr (auf ſeinem Rückwege von der Sonne) ſichtbar wurde. Er beobachtete ihn auf der damals neu eingerichteten königlichen Sternwarte. Im Jahr 1698 unternahm er eine große Seereiſe, um die Theorie von der Veränderung der Magnetnadel zu gründen, paſſirte viermal die Linie, und kam erſt 1702 zurück. Im folgenden Jahre wurde er Profeſſor der Geometrie zu Oxford, und 1720 königlicher Aſtronom zu Greenwich an Flamſteads Stelle. Nun bearbeitete er vorzüglich die Theorie des Mondes. Er machte im voraus auf den Durchgang der Venus durch die Sonne, welcher ſich 1761 ereignete, die Aſtronomen aufmerkſam, und lehrte ſie, aus deren Beobachtung an verſchiedenen Orten der Erde die Parallaxe der Sonne beſtimmen. Die vorzüglichſte Frucht ſeiner gelehrten Arbeiten ſind ſeine aſtronomiſchen Tafeln, die jedoch erſt 1749 erſchienen, nachdem er ſchon 1742 geſtorben war. Um die Lehre von den Cometen machte er ſich durch ſeine Synopsis astronomiae Cometarum verdient. Er ſagte die Wiederkunft des Cometen von 1682 auf das Jahr 1759 richtig voraus. Von Newton, deſſen vertrauter Freund er war, gab er mehrere Schriften heraus.

Halljahr oder Jubeljahr heißt im alten Teſtamente jedes 50ſte Jahr, in welchem nach der Moſaiſchen Verfaſſung (ſ. 3 Moſ. 25, 10 bis 13) bei den alten Juden die Sklaven freigelaſſen, die Schulden gelöſcht, die verpfändeten und verkauften Ländereien an die Familie, zu der ſie gehörten, zurückgegeben wurden, daher es auch Erlaßjahr hieß. In einem ſolchen Jahre ruhte alle Feldarbeit, man aß, was der Boden von ſelbſt trug, und ſpendete davon den Armen. Feinde mußten ſich verſöhnen, und um das ganze Volk, deſſen Sünden als ein Abfall von Gott betrachtet wurden, auch mit Gott zu verſöhnen, ging der Hoheprieſter in das Allerheiligſte des Tempels, und wirkte dem Volke durch ſein Gebet und Opfer Vergebung aus; dann herrſchte überall im ganzen jüdiſchen Lande Friede und Freude. Der Anfang dieſes glücklichen Jahres wurde mit Hallpoſaunen oder Hörnern im Lande ausgeblaſen und verkündigt, daher der Name Halljahr. Vergl. den Art. Jubeljahr. E.

Halloren, die Nachkommen eines alten wendiſchen Stammes, die ſich bis jetzt unvermiſcht erhalten haben, und ſich durch eigene Kleidung und Sprache unterſcheiden. Sie ſind als die eigentlichen Bewohner der Halle oder des Salzthals anzuſehen, ſtehen nicht unter der Stadtobrigkeit, ſondern haben ihr eigenes Thal- oder Gerichtshaus und einen Salzgrafen, der ihre Streitigkeiten entſcheidet, und ſind die Arbeiter in den Salzkoten. Ihre vorzügliche Geſchicklichkeit in Schwimmen und Klettern iſt bekannt.

Halsgerichtsordnung (Carolina) heißt die von Kaiſer Carl V. mit Einſtimmung der Stände auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 publicirte, aus 222 Artikeln beſtehende Ordnung, nach welcher fortan die Criminalſachen unterſucht, entſchieden und beſtraft werden ſollten. Die Veranlaſſung zur Abfaſſung dieſes Reichsgeſetzes war die Verwirrung der einheimiſchen und fremden Rechte, wonach man bisher die Verbrecher richtete. Carl V. legte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1521 den Reichsſtänden den erſten Entwurf dazu vor, der aber verworfen wurde. Im Jahre 1529 kam die Sache aufs neue zur Sprache, allein da ſich auch damals Hinderniſſe fanden, ſo konnte Carl V. erſt 1532 ſeine Abſichten erreichen. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſeine peinliche Gerichtsordnung vieles im Criminalweſen verbeſſert habe. Dagegen aber wäre freilich auch zu wünſchen, daß die peinliche Gerichtsordnung mit mehr Fleiß und Aufmerkſamkeit verfertigt und beſſer geordnet ſeyn möchte. In einigen Artikeln findet man die größte Dunkelheit, in andern aber Vermiſchung fremder und einheimiſcher Rechte. Strafen, die gar leicht hätten genau beſtimmt werden können, werden nur im Allgemeinen bemerkt, da man andere Dinge bis zum Ueberfluß wiederholt. Es fehlt auch nicht an Widerſprüchen. Sachen, die es nicht bedurften, erwähnt die caroliniſche Halsgerichtsordnung, und übergeht dagegen vieles mit Stillſchweigen, was deutlich hätte beſtimmt werden ſollen.

Haltung drückt in der Mahlerei urſprünglich diejenige Eigenſchaft eines Gemähldes oder einer Zeichnung aus, vermöge welcher jeder Theil des Werkes in derjenigen ſcheinbaren Nähe oder Ferne gehalten wird, in welcher ſich uns derſelbe Gegenſtand in der Natur darſtellen würde. Ein Gegenſtand hält den andern näher oder weiter von dem Auge entfernt, einer ſteht zu dem andern, in zeichneriſcher und eigentlich mahleriſcher Rückſicht, in dem genaueſten Verhältniß und Einverſtändniß. Von der Mahlerei iſt dieſer Begriff auch in die Sprache anderer Künſte übergetragen worden, wo er in verſchiedenen Beziehungen daſſelbe bedeutet. Die Haltung, in welcher das Leben und die Wahrheit eines Gemähldes beſtehen, hängt von der Zeichnung ab, die den Geſetzen der Perſpective gemäß ſeyn muß, und von der Luftperſpective, durch welche die Abſtufungen der Farben und des Lichts beſtimmt werden. Außer der Mahlerei wird das Wort Haltung beſonders in der Schauſpielkunſt gebraucht, und hier bezeichnet es das Verhältniß zwiſchen den einzelnen Theilen der Darſtellung einer Rede, Rolle oder einzelner Theile derſelben, vermöge deſſen ſie gerade dieſes und kein anderes Ganzes bilden. Declamation und Mimik haben kein angelegentlicheres Geſchäft, als durch zweckmäßige Vertheilung der Stärke und Schwäche ihrer Züge in ihre Darſtellungen dieſe Haltung zu bringen, und ſie bewirken dies theils durch das Allgemeine

ihres Tons, theils durch Modiſicationen deſſelben in beſondern Fällen. Jeder Stand, jeder Charakter, jedes Alter u. ſ. w. hat im Allgemeinen ſeine Eigenthümlichkeit, welche wieder durch die verſchiedenen Situationen, in welche ſie kommen, nuancirt werden und ſich in den Bewegungen des Körpers, in Mienen, Stimme u. ſ. w. ausdrücken. Sie aufzufaſſen, bedarf es eines ſcharfſinnigen Beobachters, aber ſie darzuſtellen des Genies, daher auch die echte individuelle Charakteriſtik, für die beſonders komiſche Charaktere ſich eignen, ſelten auf den Bühnen geſehen werden.

Hamadryaden, Waldnymphen, deren jede einen eignen Baum bewohnte, mit dem ſie geboren ward und ſtarb. Wer daher einen ſolchen Baum pflegte und erhielt, dem dankte die Nymphe ihr Leben, und erzeigte ihm Wohlthaten dafür; wer ihn aber verletzte, den ſtrafte ſie. (Vergl. Eryſichthon.)

Hamann (Johann Georg). Dieſer merkwürdige Philoſoph, öfters der Magus aus Norden genannt, wurde den 27ſten Auguſt 1730 zu Königsberg in Preußen geboren, beſuchte die dortige Domſchule, wo damals unter dem ſehr gelehrten Rector Salthenius die Wiſſenſchaften weit über die gewöhnlichen Schulgränzen hinaus vorgetragen wurden, und bezog 1746 die Univerſität, um ſich der Theologie zu widmen, die er nachher mit der Jurisprudenz vertauſchte, ohne ſowohl in dieſer als jener Wiſſenſchaft ernſtliche Fortſchritte zu machen. Die Bekanntſchaft mit der ſchönen Literatur hatte ihm jedes Brotſtudium verleidet. Nachdem er fünf Jahre auf der Univerſität zugebracht, ohne ſich einen ſichern Weg zu ſeinem Fortkommen in der Welt gebahnt zu haben, ging er nach Curland als Lehrer in das Haus einer Baronin von Buttberg, mußte ſich aber, verſchiedener Mißverſtändniſſe wegen, noch vor dem Verlauf eines halben Jahres aus demſelben wegbegeben. Er nahm ſeine Zuflucht zu einigen Freunden in Riga, und blieb daſelbſt bis 1753, wo er eine Hofmeiſterſtelle bei dem General von Witten fand. Im J. 1755 verließ er dieſelbe wieder, und ging nach Riga zurück. Hier fand er bei einigen Kaufleuten freundſchaftliche Aufnahme, und ſtudirte die Theorie der politiſchen und Handlungswiſſenſchaften, um ſeine fernere Subſiſtenz darauf zu gründen. Unterdeß folgte er einer ſchmeichelhaften Einladung, in das Buttbergiſche Haus zurückzukehren, blieb aber nicht lange daſelbſt, denn ſchon 1756 eilte er nach ſeiner Vaterſtadt, um den Segen ſeiner ſterbenden Mutter zu empfangen. In demſelben Jahre beſuchte er Berlin, Lübeck, Holland und England. In London blieb er über ein Jahr, und würde ſein ganzes übriges Leben dort zugebracht haben, wenn ihm nicht die Mittel gefehlt hätten. Auch beſtimmten ihn mancherlei Schickſale, die ſtark auf ſein Gemüth einwirkten, ſich 1758 nach Riga zurückzubegeben, wo er bis 1759 blieb. Dann ging er wieder nach Königsberg, und lebte hier bis 1762 im väterlichen Hauſe in einer glücklichen literariſchen Muße, die er der alten Literatur und den orientaliſchen Sprachen widmete, und nur durch eine kurze Reiſe nach Cur= und Liefland unterbrach. Um ſich indeß für die Zukunft ſeinen Unterhalt zu ſichern, trat er als unbeſoldeter Copiſt bei dem Stadtmagiſtrat und als Kanzelliſt bei der Kriegs= und Domainenkammer in Dienſte, entſagte aber dieſen mechaniſchen Geſchäften 1764 wieder, die ihm den Verluſt ſeiner Geſundheit und ſeines Kopfs drohten, machte eine Reiſe nach Deutſchland, dem Elſaß und Baſel, und kehrte noch in demſelben Jahre zurück. Im

Jahr 1765 ging er abermals als Hofmeiſter nach Mitau, begleitete ſeinen Prinzipal auf einer Reiſe nach Warſchau, und kam 1767 wieder nach ſeiner Heimath, wo er als Secretär und Translateur bei der damals neu eingerichteten Provincialacciſe- und Zolldirection angeſtellt wurde. Im J. 1777 ward er Packhofverwalter bei dem königlichen Licent, und jetzt würde er mehr Muße für geiſtige Beſchäftigungen gefunden haben, wäre nicht ſein Körper durch Sorgen und Anſtrengungen bereits zu ſehr geſchwächt geweſen. Im Jahr 1784 ward er durch das Wohlwollen eines ihm bisher Unbekannten auf die unerwartetſte Weiſe in eine ſorgenfreie Lage geſetzt, und er wünſchte jetzt durch eine Reiſe nach Deutſchland ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen. Drei Jahre hielt er vergebens um Urlaub an, und erhielt endlich 1787 bei einer Acciſereform ſeinen Abſchied mit einer anſtändigen Penſion. Nun trat er ſeine Reiſe an, lebte abwechſelnd zu Münſter und Düſſeldorf bei Jacobi unter der beſtändigen Plage eines ſchwächlichen Körpers, und ſtarb zu Münſter den 21ſten Juli 1788. Als Schriftſteller hatte Hamann das ſonderbare Schickſal, von ſeinen Zeitgenoſſen wenig beachtet zu werden. Man war ſo bequem, ſeine Schriften dunkel und unverſtändlich zu finden, und warf ſie ungeleſen auf die Seite. Der einzige Herder deutete auf ihn hin in ſeinen Fragmenten über deutſche Literatur. Dort ſagt er unter andern: Der Kern ſeiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Beleſenheit; die Schale derſelben iſt ein mühſam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anſpielungen und Wortblumen u. ſ. w. Aber man überhörte Herders geiſtvolles Wort; ein tiefſinnig edler Geiſt wandelte unbeachtet unter den Deutſchen, und noch lange Zeit ruhte über ſeinem Grabe daſſelbe Schweigen. Da vernahm man endlich von neuem Herders Lob, Jean Pauls freudiges Anerkennen und Jacobi's häufiges Hindeuten auf ihn. Man wollte jetzt ſelbſt prüfen, aber ſeine Schriften waren faſt verſchwunden, und harren noch ihrer Auferſtehung in einer neuen Ausgabe, die der Wunſch aller Kundigen iſt. Göthe, der im dritten Bande ſeiner Biographie eine treffende Schilderung Hamanns entworfen hat, und den größten Theil dieſer Schriften zu beſitzen verſichert, macht zu Erfüllung deſſelben neue Hoffnung.

Hamberger (Georg Chriſtoph), ein gelehrter und vielthätiger Bibliograph, wurde 1726 in Feuchtwangen in Franken geboren, ſtudirte in Göttingen, und trat dort in der Folge als Profeſſor der Philoſophie und der Literärgeſchichte auf. Um letztere hatte er ſich große Verdienſte erworben, und würde ſich noch größere erworben haben, wenn ihn nicht 1773 ein zu früher Tod den Wiſſenſchaften entriſſen hätte. Unter ſeinen Werken ſind am verdienſtvollſten ſein Gelehrtes Deutſchland, das in der Folge Prof. Meuſel fortſetzte; ſeine Nachrichten von den vorzüglichſten Schriftſtellern, die vom Anfang der Welt bis um 1500 gelebt haben; und ſein Directorium historicorum medii potissimum aevi, post M. Freherum et iteratas I. D. Köhleri curas recognovit, emendavit, auxit. Gött. 1772.

Hamburg, die erſte und wichtigſte der deutſchen freien Städte, liegt 18 Meilen vom Ausfluſſe der Elbe, hart an dem nördlichen Ufer des nördlichen Armes dieſes Fluſſes, welcher bis hieher für Seeſchiffe tief genug iſt. Der Umfang der Stadt beträgt etwa 22,000 Fuß. Von Norden tritt in denſelben ein durch das Alſterflüßchen gebil-

deter Landſee, deſſen Abfluß quer durch die Stadt der Elbe zugeleitet iſt, und mehrere Mühlen treibt. Ein Nebenarm der Elbe tritt von Oſten in die Stadt, theilt ſich innerhalb derſelben in viele mannichfaltig verſchlungene Canäle, die am ſüdlichen Ende ſich unter einander und mit dem Alſtercanale vereinigen und zu einem tiefen Hafen für Seeſchiffe ausdehnen, der ſich wieder in den Hauptarm mündet. Hier iſt in dieſem noch ein weiter Raum durch mächtiges Pfahlwerk zu einem ſichern Aufenthalte für Seeſchiffe eingerichtet; dieſer Raum heißt der Rummelhafen. Die Canäle (hier Flethen genannt) durchſchneiden den niedern Theil der Stadt nach allen Richtungen, an denſelben ſtehen faſt alle Lagerhäuſer. Dieſer untere Theil der Stadt, ſo wie derjenige, welcher der Alſter öſtlich liegt, beſteht aus engen und meiſtentheils krummen Straßen, breiter und gerader ſind viele im weſtlichen Theile (der Neuſtadt). Als Hamburg zum franzöſiſchen Reiche gezogen wurde, befanden ſich innerhalb des Walles 23,371 Wohnungen, nehmlich 8099 Häuſer, 3177 ſogenannte Buden, 10,568 Säle, 1623 Keller. In der Vorſtadt St. Georg, welche durch den Hauptwall von der Stadt getrennt, aber gegen das Feld mit beſondern Feſtungswerken verſehen, und etwa halb ſo groß iſt, als die eigentliche Stadt, waren 1214 Feuerſtellen. Die Bevölkerung des Ganzen hat nie viel über 100,000 Menſchen betragen, unter dieſen etwa 4 bis 5000 Juden. Die Stadt hat fünf Haupt- und drei Nebenkirchen für den Lutheriſchen Gottesdienſt, außerdem giebt es eine catholiſche und zwei reformirte Kirchen, ſo wie einige Synagogen; in St. Georg iſt auch eine Lutheriſche Kirche. Als Gebäude zeichnen ſich die Michaeliskirche mit ihrem 456 Fuß hohen Thurm (ſie wurde 1786 vollendet, und hat 1,600,000 Mark Cour. gekoſtet) und einige wenige Privathäuſer aus. Das Aeußere der Börſe und des Rathhauſes iſt der erſten Handels- und Freiſtadt von Deutſchland nicht angemeſſen. Merkwürdig ſind die Bank (eine Girobank), deren Fond unter dem Rathhauſe aufbewahrt wird, das Admiralitätsgebäude und das Waiſenhaus, die Schauſpielhäuſer, die Börſenhalle, das Baumhaus, das Einbeckſche Haus, die Stadt- und die Commerzbibliothek, Rödings Muſeum u. a. Treffliche Bildungsanſtalten ſind das Gymnaſium und das Johanneum. An zweckmäßigen und weit umfaſſenden Anſtalten für Dürftige, Zurückgekommene, Kranke und die Erziehung armer Kinder ſteht Hamburg gewiß keiner andern deutſchen Stadt nach, vor 1810 übertraf es ſie alle. Die meiſten derſelben werden durch Privatperſonen adminiſtrirt, und großentheils durch freiwillige Beiträge unterhalten. Die Staatsverfaſſung Hamburgs iſt den Verhältniſſen dieſer Stadt ganz angemeſſen, und jetzt wieder ganz dieſelbe wie vor 1810. An der Spitze des Staats ſteht der Senat, aus vier Bürgermeiſtern und 24 Rathsherren beſtehend, welcher ſich durch eine künſtliche Verbindung von Wahl und Loos ſelbſt ergänzt. Drei Bürgermeiſter und elf Rathsherren ſind graduirte Juriſten, die übrigen unſtudirte Bürger. Als Gehülfen ſind dem Senate 4 Syndici und 4 Secretarien zugeordnet. Die gewöhnlichen innern und auswärtigen Staatsgeſchäfte beſorgt der Senat allein, wichtigere mit der erbgeſeſſenen Bürgerſchaft gemeinſchaftlich. Dieſe iſt in fünf Kirchſpiele getheilt, deren jedes 36 Bürger zu dem großen Ausſchuſſe oder dem Collegio der Hundertachtziger hergiebt. Aus dieſem wird das Collegium der Sechziger, und aus dieſem wiederum das der 15 Oberalten gezogen. Jedes dieſer Collegien hat

ſeine beſondern Gerechtſame. Nur der Senat und die Oberalten werden beſoldet. Bei wichtigen Angelegenheiten muß die geſammte erbgeſeſſene Bürgerſchaft zuſammenberufen werden, damit ein Raths- und Bürgerſchluß gefaßt werden könne. Die Juſtiz wird von verſchiedenen Gerichtshöfen verwaltet. Die öffentlichen Einkünfte waren ſehr bedeutend, doch die Abgaben nicht drückend; durch die ſchweren Schulden, welche beſonders die letztern Zeiten über die Stadt gebracht haben, hat man ſich gezwungen geſehen, die Abgaben ſehr zu erhöhen. Hamburg unterhielt bis zum Jahre 1810 etwa 2000 Mann beſoldeter Truppen, und die in Regimenter und Compagnien getheilte Bürgerſchaft ſollte bewaffnet und in den Waffen geübt ſeyn. Allein die letztere Einrichtung war hier, wie in allen deutſchen Städten, veraltet. Das Contingent beſoldeter Truppen für das deutſche Bundesheer iſt wieder errichtet, und die Bürgerſchaft hat ſich vortrefflich bewaffnet und in den Waffen geübt, ſo daß ſie jetzt ein gegen 10,000 Mann ſtarkes, gleichmäßig gekleidetes Corps von Fußvolk, Reiterei und Artillerie bildet. 1804 fing man an, die alten Befeſtigungswerke zu demoliren, um die Wälle zu Luſtgängen umzuſchaffen. Die in den Jahren 1813 und 1814 neu angelegten Befeſtigungen werden jetzt wieder zerſtört. Das hamburgiſche Gebiet iſt nach Weſten und Norden vom Holſteiniſchen begränzt, an einigen Stellen der Stadt ſo nahe, daß z. B. die holſteiniſche Stadt Altona kaum 1/8 Meile von Hamburgs Thoren entfernt liegt. Nach Oſten ſtößt es an das Lauenburgiſche, nach Süden wird es durch die Elbe vom hannöveriſchen Lande getrennt, doch gehören einige Elbinſeln theils ganz, theils zum Theil, ſo wie das auf dem linken Ufer liegende weitläufige Dorf Moorburg der Stadt Hamburg. Außer dieſem beſitzt ſie noch das Amt Ritzebüttel nebſt dem wichtigen Cuxhaven am Ausfluſſe der Elbe, und mit Lübeck gemeinſchaftlich die Vierlande, die Stadt Bergedorf und einige Oerter im Lauenburgiſchen. Dieſes gemeinſchaftliche Gebiet war im Jahr 1810 von 9301 Menſchen bewohnt, das hamburgiſche von 31,815 Menſchen. Von dieſen haben im Jahre 1813 und 14 wohl 8000 durch Davouſt's Zerſtörungen ihr Obdach verloren. — Ihren Urſprung hat die Stadt Hamburg Carl dem Großen zu verdanken, welcher zu Anfang des neunten Jahrhunderts auf der Höhe zwiſchen der Elbe und dem öſtlichen Ufer der Alſter eine Burg und eine Domkirche erbaute; beide ſollten als Vormauer gegen die benachbarten Heiden dienen. Die Bequemlichkeit des Orts zum Handel und zur Fiſcherei zog viele Anbauer hin. Obgleich die wilden Nachbaren alle dieſe Anlagen mehrmals zerſtörten, ſo wurden ſie doch jedesmal ſchnell wieder hergeſtellt und die Stadt durch neue Anbaue erweitert. Als Handelsort begann ſie im 12ten Jahrhundert wichtig zu werden, im 13ten Jahrh. wurde ſie Mitſtifterin der Hanſa (ſ. d. Art. Hanſa). Auch nach dem Verfall derſelben wußte ſie ſich frei und ihren Betrieb blühend zu erhalten. Die hanſeatiſchen Verbindungen mit Lübeck und Bremen haben bis 1810 ununterbrochen beſtanden, und ſind ſeit 1813 und 14 wieder angeknüpft. Bis zum Jahre 1500 war die Stadt auf den Winkel zwiſchen der Elbe und dem öſtlichen Ufer der Alſter beſchränkt. Nach und nach wurde auch das weſtliche Ufer bebauet, zum Theil durch geflüchtete Niederländer. So entſtand die Neuſtadt, welche in den erſten Jahren des dreißigjährigen Krieges ſchon ſo bedeutend war, daß man ſie in die Feſtungswerke einſchloß, und alſo der Stadt ihre jetzige Ausdehnung gab. Eben damals (1613) wurde ſie auch förmlich als freie

Reichsſtadt anerkannt, obgleich die Erzbiſchöfe von Bremen den Beſitz des Doms fortdauernd behaupteten, welcher im weſtphäliſchen Frieden der Krone Schweden zufiel. Der dreißigjährige Krieg, von deſſen Verwüſtungen ſie verſchont blieb, führte ihr eine Menge neuer Bewohner zu, eben ſo die Unruhen und Kriege unſerer Zeit, da gar viele Menſchen vom Rheine, aus den Niederlanden und aus Frankreich einwanderten. In demſelben Verhältniſſe wuchs auch ihr Handel, und erſetzte vielfach, was ihre Fabriken durch die allenthalben erwachte Gewerbthätigkeit und die Einfuhrverbote fremder Mächte verloren. Indeſſen ſind die Zuckerſiedereien, Thranbrennereien, Schiffswerfte, Kattundruckereien u. a. m. noch immer ſehr wichtig. Beſonders gewann Hamburgs Handel durch die Entſtehung der amerikaniſchen Freiſtaaten, welche ihm einen unmittelbaren Verkehr mit dieſen Ländern eröffnete, ſo wie durch die Unruhen und Kriege in den Niederlanden und am Rheine, wodurch ſich ein bedeutender Theil des dortigen Handels nach Hamburg zog. Im Jahr 1802 wurde ihr der Dom nebſt deſſen Pertinentien, deſſen Beſitz mit dem Herzogthum Bremen an Hannover gekommen war, zufolge des Reichsdeputationsſchluſſes abgetreten, und ihre Selbſtſtändigkeit, die ſie in den letzten Zeiten indeſſen nicht ohne bedeutende Geldopfer, beſonders an Dänemark, behauptet hatte, von neuem verſichert. So war Hamburg zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts einer der reichſten und glücklichſten Freiſtaaten, und wurde mit Recht für die zweite Handelsſtadt von Europa gehalten. Aber mit dem Einrücken der Franzoſen in das Hannöverſche begannen Hamburgs widrige Schickſale. Sie bemächtigten ſich des Amtes Ritzebüttel und ſperrten den Engländern die Elbe; dieſe verfügten dagegen eine ſtrenge Blokade dieſes Fluſſes. Hamburg mußte nun ſeinen Seehandel über Tönningen und Huſum treiben, und was durch das Hannöveriſche und die Elbe aufwärts verſchickt werden ſollte, mußte von Verſicherungen ſeines nicht brittiſchen Urſprungs, welche franzöſiſche Behörden nur um theure Preiſe verkauften, begleitet ſeyn. Den hannöveriſchen Ständen mußte Hamburg 2,125,000 Mark Banko vorſchießen. Nach der Schlacht bei Lübeck rückte Marſchall Mortier in Hamburg ein, und nahm die Stadt für ſeinen Kaiſer in Beſitz (19. Novemb. 1806). Von der Zeit an wurde ſie aufs beſte benutzt, eine Reihe franzöſiſcher Marſchälle, welche unter dem Namen von Generalgouverneuren der Hanſeſtädte hier ihren Sitz nahmen, die Mittel eines glänzenden Lebens und einer ſtandesmäßigen Bereicherung darzubieten, ihre Begleiter vom Civil und Militär wohl zu bewirthen und auszuſteuern; auch mußten die Hanſeſtädte ſchon damals ihre Poſtgerechtſame dem Prinzen Murat überlaſſen. In dieſe Zeit fallen die ſchrecklichen Decrete Napoleons, durch welche, ſo weit ſie reichten, alles Leben der Gewerbe und des Handels gelähmt wurde. Alſo mußte man auch in Hamburg ſeine Waaren unter der Hand loskaufen oder ſahe ſie öffentlich weggenommen und zerſtört. Zuletzt wurde Hamburg, wie das ganze nordweſtliche Deutſchland, dem franzöſiſchen Reiche förmlich einverleibt (13ten Dec. 1810). Die Gräuel der franzöſiſchen Staatsverwaltung, Douanen, Regie, Enregiſtrement, Specialgerichtshöfe, Conſcriptionen für den nimmerſatten Eroberer, Cenſur, geheime Polizei u. ſ. w. kamen nun in Fülle über dieſe Stadt. Dieſer Zuſtand währte bis zu Anfang des Jahres 1813, wo Tettenborns Annäherung die franzöſiſchen Behörden zur Flucht nöthigte (13. März). Dieſer foderte Hamburg auf, die durch feind-

liche Gewalt unterdrückte freie Verfaſſung wieder in Thätigkeit zu ſetzen, und ſich zur Theilnahme an dem großen Kampfe zu rüſten. Beides geſchah. Zum Felddienſt ließen ſich mehr als 2000 einſchreiben, ſie ſollten mit den ſchon gebildeten Kriegsſchaaren der Lübecker und den noch zu hoffenden der Bremer eine hanſeatiſche Legion bilden. Ueberdieß wurde noch eine ſogenannte Bürgergarde errichtet, anfangs durch Freiwillige, dann nach einem förmlichen Raths- und Bürgerſchluß; gegen 7000 ließen ſich nach und nach zu derſelben einſchreiben. Schon im April konnte ein Theil der Hanſeaten zu Felde ziehen, die Reiterei derſelben zeichnete ſich ſchon am 22ſten April bei Otterberg ſehr vortheilhaft aus. Aber gegen Ende Aprils drückten die mächtig verſtärkten Franzoſen die ſchwächern Schaaren der Verbündeten allenthalben zurück. Sie bemächtigten ſich des ganzen linken Ufers der Niederelbe, nahmen am 12ten Mai die Wilhelmsburg (das harburger Schloß hatte man ihnen freiwillig überlaſſen), und begannen in der Nacht auf den 20ſten, nachdem Tags vorher die wenigen däniſchen Hülfstruppen wieder abgezogen waren, die Stadt mit Haubitzgranaten zu beſchießen. Die durch das Einrücken zweier ſchwediſchen Bataillone am 21ſten geweckte Hoffnung der Hamburger auf Hülfe und Befreiung ſchwand ſchon am 25ſten, wo die Schweden ſich wieder entfernten. Mißverſtändniſſe entſtanden zwiſchen den Militärperſonen und dem Senat, welcher letztere auf den Nothfall die däniſche Vermittelung in Anſpruch nahm. Dieſer trat ſchon am 29ſten ein, wo Tettenborn die Stadt räumte, und Herr von Heß, der Befehlshaber der Bürgergarde, dieſe ſofort auflös'te. Ehe noch eine Capitulation zu Stande gebracht werden konnte, rückten die Dänen als franzöſiſche Bundesgenoſſen ein, und am 31ſten Abends erſchien Eckmühl und Vandamme mit zahlreichen franzöſiſchen Truppen. Theils um die Stadt möglichſt zu befeſtigen, theils um ſie für ihren Widerſtand zu züchtigen, wurden die härteſten Maaßregeln verfügt und ſchonungslos ins Werk geſetzt. Sogleich wurde den Hamburgern eine Geldbuße von 48,000,000 Franken auferlegt, und größtentheils eingetrieben. Vom 5ten November an wurde die Bank ausgeleert, es hieß, daß 17,000,000 Mark Banco darin gefunden wären. Am Ende des Jahrs wurden nach und nach mehr als 30,000 Menſchen jedes Geſchlechts und Alters aus der Stadt getrieben, und ſchonungslos der Strenge des Winters Preis gegeben. Um dieſelbe Zeit wurden die Wohnungen von etwa 8000 Menſchen in den nächſten Umgebungen der Stadt mit einer ſolchen Schnelle verbrannt, daß dieſe Menſchen nichts als ihr Leben retten konnten. Weil die Schaaren, welche erſt unter Wallmoden und dann unter Benningſen gegen Hamburg ſtanden, zu einer Belagerung derſelben viel zu ſchwach waren, ſo konnte Hamburg nicht eher, als nach der Beendigung des Krieges in Frankreich von ſeinen Peinigern befreiet werden. Erſt in den letzten Tagen des Mais 1814 zogen die königlich franzöſiſchen Truppen aus der Stadt, doch nicht ohne den Raub mitzunehmen, den ſie hier als kaiſerlich franzöſiſche gemacht hatten. Statt ihrer zogen die Ruſſen unter Benningſen ein, und blieben bis zu Ende des Jahrs. Da erſt wurde Hamburg ſich ſelbſt und dem deutſchen Vaterlande wiedergegeben. C—e.

Hamilton (Antony, Graf von), aus dem alten ſchottiſchen Geſchlechte dieſes Namens, war gegen 1646 in Irland geboren, und folgte Carl II. nach Frankreich, als derſelbe nach dem Tode ſeines Vaters hier einen Zufluchtsort ſuchte. Nachdem dieſer Fürſt den

Thron ſeiner Vorfahren wieder beſtiegen, kehrte Hamilton nach England zurück. Damals lernte der Graf Grammont ſeine Schweſter kennen, eine Dame von den liebenswürdigſten Eigenſchaften. Er geſtand ihr ſeine Liebe und verſprach ſie zu heirathen. Dennoch, entweder aus Unbeſtändigkeit oder aus ſonſt einer Urſache, reiſ'te er von London ab, ohne ſein Verſprechen zu erfüllen. Hamilton, entrüſtet über dieſe Beleidigung, folgte ihm auf den Fuß, entſchloſſen, ihn zum Zweikampf zu fodern, wenn er die Erfüllung ſeiner Verpflichtung verweigerte. Er erreichte Grammont einige Meilen von London. Nach den erſten Begrüßungen fragte er ihn kalt, ob er nichts in der Hauptſtadt vergeſſen habe. „Ja," antwortete der Graf, der ſeine Abſicht durchſchaute, „ich habe vergeſſen, Ihre Schweſter zu heirathen," und kehrte um, die Heirath zu vollziehen. Darauf führte er ſeine Gemahlin nach Frankreich, und der Graf Hamilton kam oft herüber, ſie zu beſuchen. Als Jacob II. nach dem Verluſt ſeiner Staaten ſich in Frankreich niederließ, blieb auch er dort, und ſtarb zu St. Germain-en-Laye 1720, im 74ſten Jahre ſeines Alters. Hamilton hatte viel Gewandtheit des Geiſtes, eine lebhafte Phantaſie, ein ſicheres Urtheil und viel Geſchmack. Wir beſitzen von ihm verſchiedene geiſtreiche und angenehm geſchriebene Werke, unter denen ſich die Memoiren des Grafen von Grammont vielleicht am meiſten auszeichnen, durch einen lebhaften und anziehenden Styl, zugleich aber durch Immoralität. Seine Feenmährchen gehören zu den vorzüglichſten in dieſer Art. Seine ſämmtlichen Werke ſind zu Paris 1812 in 4 B. 8. und 1813 in 5 B. 18. erſchienen.

Hamilton (Sir William). Dieſer berühmte Natur- und Alterthumsforſcher war 1730 geboren, und ging 1764 als engliſcher Geſandter nach Neapel. Er benutzte ſeinen Aufenthalt daſelbſt, ſeinen Geſchmack für die Wiſſenſchaften auszubilden und ſeine Kenntniſſe in Kunſtſachen zu erweitern. Seine Ankunft in Neapel fiel mit der Entdeckung der unterirdiſchen Städte Herculanum und Pompeji zuſammen, zu deren zweckmäßiger Ausgrabung er viel beitrug. Beſonders intereſſirte er ſich für die Aufrollung der 800 verkohlten Papyrus-Rollen, welche man in einem unterirdiſchen Gange fand: er beſoldete zu dieſem Geſchäft eigens den Pater Antonio Piaggi. Urſprünglich hatte Hamilton nur ein mäßiges Vermögen, aber er wußte mit ſeiner Kunſtliebe eine gewiſſe Induſtrie zu verbinden, wodurch er es anſehnlich vermehrte. Er war einer der eifrigſten Sammler von Alterthümern und Kunſtſachen, und machte dabei oft großen Gewinn. Dies war beſonders der Fall bei dem Verkauf ſeiner erſten Vaſenſammlung an das brittiſche Muſeum und bei dem Abſatz ſeiner prachtvollen Campi Phlegraei. Sein Haus bildete eine lange Reihe von Jahren hindurch in Neapel den Vereinigungspunkt aller gebildeten Reiſenden aus dem nördlichen Europa. Man fand daſelbſt köſtliche archäologiſche und naturhiſtoriſche Sammlungen. Er bereiſ'te den Veſuv und Aetna, und ſtellte die genauſten Forſchungen über dieſe Berge an, ſo daß ihm die Lehre von den Vulkanen die wichtigſten Erweiterungen verdankt. Seine beiden Werke: Observations on mount Vesuvius und die Campi Phlegraei ſind die rühmlichſten Denkmäler ſeines Forſchungsgeiſtes. Die Kunde der alten Vaſengemälde iſt gleichſam von ihm geſchaffen worden. Auch ſeinem Geſandtſchaftsposten ſtand er mit Eifer vor. Den 12ten Juli 1793 unterzeichnete er einen Allianztractat zwiſchen dem neapolitaniſchen und londner Hof. Bei dem

Einrücken der Franzoſen in Neapel kehrte er in ſein Vaterland zurück. Er nahm ſeine ſämmtlichen Kunſtſchätze mit ſich, hatte aber das Unglück, einen Theil ſeiner Vaſen an den Küſten Britanniens durch Schiffbruch zu verlieren. In ſeinem Vaterlande beſchäftigte er ſich unermüdet mit ſeinen Handſchriften, deren Herausgabe nach ſeinem im April 1803 erfolgten Tode durch ſeinen Freund Charles Townley zu erwarten iſt.

Hamilton (Emma Lyon oder Harte, nachmals Lady), eine in mehrfacher Rückſicht merkwürdig gewordene Frau. Man kennt weder Zeit noch Ort ihrer Geburt mit Beſtimmtheit. In den unter ihrem Namen erſchienenen Memoiren wird geſagt, daß ihre Mutter ein armes Dienſtmädchen geweſen, und, ihr Kind auf dem Arm, ſich 1761 aus der Grafſchaft Cheſter nach ihrer Heimath Wales begeben habe; ſie ſelbſt behauptete in der Folge, daß Lord Halifax für ihre Erziehung väterlich geſorgt habe. Nach jenen Memoiren trat ſie mit dreizehn Jahren als Kindermädchen in Dienſte, ging in ihrem ſechzehnten Jahre nach London, diente hier bei einem Krämer und ward bald darauf Kammermädchen bei einer Dame von gutem Ton. Die Muße, welche ſie hier hatte, verwandte ſie auf Romanenlectüre. Bald fand ſie auch Geſchmack am Schauſpiel; ſie ſtudirte das Geberdenſpiel der Schauſpieler und kam bald dahin, die verſchiedenen Gemüthszuſtände beurtheilen und darſtellen zu können. Ohne Zweifel legte ſie damit den Grund zu der Meiſterſchaft in pantomimiſchen Darſtellungen, in welchen ſie ſpäter glänzte. Indeß verlor ſie über dieſen Studien ihren Dienſt, und vermiethete ſich als Magd in einer Taverne, wo Schauſpieler, Muſiker, Mahler u. dgl. zuſammenkamen. Zufolge ihrer Memoiren bewahrte ſie in dieſer Schule der Zügelloſigkeit und des Laſters ihre Tugend. Die Aufopferung derſelben macht ſie zugleich zu einer Handlung der Großmuth. Ein Landsmann und Verwandter von ihr war auf der Themſe gepreßt worden. Sie eilt zu dem Capitain (nachmals Admiral) John Willet Payne, jenen loszubitten, gefällt und erlangt die Gewährung ihrer Bitte. Der Capitain, entzückt über ſeine Eroberung, überhäufte ſie mit Geſchenken und ließ ihre natürlichen Anlagen durch Unterricht ausbilden. Sie fand einen neuen Verehrer in dem Chevalier Featherſtonhaugh, der ſie mit Bewilligung ihres erſten Liebhabers auf einen Landſitz in Suſſex führte, nach Verlauf des Sommers aber, aus Familienrückſichten und ihres trotzigen anmaßenden Betragens wegen, wieder mit ihr brach. Sie war aufs neue hülflos, durchirrte Abends die Straßen von London, und ſank jetzt bis zur tiefſten Entwürdigung ihres Geſchlechts hinab. Ein Zufall ſollte ſie aus dieſem Abgrund retten. Sie fiel einem Charlatan, dem bekannten Doctor Graham in die Augen, der ſie zu ſeiner Göttin Hygiea machte und, als ſolche in einen leichten Schleier gehüllt zeigte. Mahler, Bildhauer und Andere zollten den Tribut der Bewunderung an dem Altar dieſer neuen Göttin; unter dieſen auch der berühmte Mahler Romney, der ſich ſterblich in ſie verliebte. Sie ſpielte indeß die Zurückhaltende und Tugendhafte gegen ihn. Dagegen zog ſie Charles Greville aus der alten Familie Warwick in ihre Netze, der drei Kinder mit ihr zeugte und im Begriff war ſie zu heirathen, als er ſich 1789 plötzlich zu Grunde gerichtet und aller ſeiner Aemter beraubt ſah. Außer Stande, ſie ferner zu unterſtützen, ließ er ſie nach Neapel reiſen, wo ſein Oheim, Sir William Hamilton, Geſandter war. Dieſer ward in kurzem ſo mächtig von ihr angezo-

gen, daß er mit Greville einen Vergleich ſchloß, nach welchem er gegen Abtretung der Geliebten deſſen Schulden zu bezahlen übernahm. Sie nahm jetzt ein anſtändiges Betragen an, füllte die in ihrer Bildung gebliebnen Lücken möglichſt aus und eignete ſich leicht die geſellſchaftlichen Talente an. Künſtler aller Art, die in Sir Hamiltons Hauſe Zutritt hatten, fingen an, ihr den Hof zu machen; ſie dagegen entwickelte vor ihnen ihr Syſtem der Attituden. In der That ſcheint die Analyſe der Empfindungen nie weiter gebracht worden zu ſeyn. Sie bedurfte nur eines Stücks Zeug, um ſich zu einer Tochter Levi, oder einer römiſchen Matrone, zu einer Helena oder Aſpaſia zu draſpiren. Sie war es, die den verführeriſchen Shawltanz erfand. Sir Hamilton, der ſich täglich mehr an dieſe reizende Schönheit gewöhnte, beſchloß ſie zu heirathen und feierte 1791 zu London ſeine Vermählung mit ihr. Sogleich nach ſeiner Rückkehr in Neapel ſtellte er ſie bei Hofe vor, und bald nahm Lady Hamilton den thätigſten Antheil an den Feſten der Königin, und gewann das ganze Vertrauen derſelben. Sie war die einzige Zeugin bei den geheimen Soupers der Königin und Actons und ſchlief oft in dem Zimmer ihrer königlichen Freundin. Dieſe Gunſt, ſo wie ihr Hochmuth empörte die Damen vom Hofe, welche ihren Unwillen nicht verbergen konnten; einige wurden dafür als Staatsverbrecherinnen behandelt. Die merkwürdigſte Periode im Leben der Lady Hamilton aber begann ſeit ihrer Bekanntſchaft mit Nelſon, der damals noch Capitän war. Der Geſandte, ſeine Gemalin und dieſer Held ſchienen von ihrem erſten Zuſammentreffen an von einem ſympathetiſchen Enthuſiasmus für einander beſeelt. Durch dieſe Verbindung erfuhr die engliſche Regierung, daß der König von Spanien entſchloſſen ſey, England den Krieg zu erklären, worauf ſie ſelbſt jene entſcheidenden Maaßregeln ergriff, welche die Welt in Erſtaunen ſetzen mußten. Nach dem Siege bei Abukir ward Nelſon in Neapel mit trunkner Freude empfangen. Lady Hamilton ward die Heldin der Menge, der Nelſon als rettender Gott erſchien. Mehrere Monate vergingen unter beſtändigen Feſten, bis das Vordringen der Franzoſen die königliche Familie nöthigte, im Dec. 1798, Neapel zu verlaſſen und auf dem engliſchen Admiralſchiff nach Sicilien überzuſchiffen. Aber ſchon nach einigen Monaten befreiten die Siege der Oeſterreicher und Ruſſen Italien, und Nelſons Flotte kehrte in den Hafen von Neapel zurück. Lady Hamilton begleitete den Sklaven ihrer Reize, und man behauptet, daß die ſtrenge Gerechtigkeit, welche damals geübt wurde, zum Theil ihr zur Rache an ihren perſönlichen Feinden dienen mußte. Als 1800 auch der Hof wieder nach Neapel kam, kehrten überall die alten Verhältniſſe zurück; ſie währten, bis das engliſche Cabinet Sir Hamilton abrief. Da zugleich auch Nelſon ſein Commando niederlegte, erſchien ſie von Beiden begleitet in London. Als aber hier die Verbindung zwiſchen Nelſon und Lady Hamilton bekannt wurde, äußerte ſich allgemeine Mißbilligung und Verachtung. Ihr öffentliches Leben war zu Ende. Sie ward von einer Tochter entbunden, welche Nelſons Namen erhielt. Bald darauf ſtarb Sir Hamilton, und die Wittwe zog ſich nach Merton-Place zurück, einem Landhauſe, das Nelſon für ſie gekauft hatte. Der Tod dieſes Helden 1805 beraubte ſie plötzlich ſeines mächtigen Schutzes. Sich ſelbſt überlaſſen, folgte ſie aufs neue ihren verdorbenen Neigungen und ſah ſich bald von allem entblößt. Auf eine kleine Penſion beſchränkt, verließ ſie England, nahm Miß Nelſon mit ſich und bezog ein Landhaus bei Calais, wo

ſie im Januar 1815 ſtarb. — Lady Hamilton war ohne Bildung; aber ſie verband mit ihren natürlichen Reizen in hohem Grade das Talent der Intrigue. Ihrer Schönheit und ihrem Studium der Kunſt, die natürlichen Grazien durch die wollüſtigen Attitüden einer Theatertänzerin zu erhöhen, verdankte ſie ihren Ruhm und ihr Glück. Ein unauslöſchlicher Schandfleck aber für ſie iſt es, daß ſie mit Verletzung alles Anſtandes, aller Moralität und ſelbſt aller menſchlichen Achtung, die vertraulichen Briefe Nelſons an ſie verkaufte oder bekannt machte und dadurch das Andenken dieſes Helden, ihres Freundes und Wohlthäters, gerechtem Tadel preisgab.

Hammer (Joſeph von), einer der größten jetzt lebenden Orientaliſten, k. k. Hofdolmetſcher der morgenländiſchen Sprachen, Rath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei in auswärtigen Geſchäften, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Göttingen, u. a. m. Ritter des St. Annen-Ordens, — wurde am 9ten Juni 1774 zu Grätz in Steiermark geboren, wo ſein Vater Gubernialrath, Staatsgüter-Adminiſtrator, und ein vom Kaiſer Joſeph beſonders geſchätzter Geſchäftsmann war. Schon in der früheſten Jugend durch Fähigkeiten ausgezeichnet, kam er 1787 ins Barbaraſtift nach Wien, und 1788 in die orientaliſche Akademie, welche Fürſt Kaunitz gegründet hatte. Der nachherige Miniſter Franz Freiherr von Thugut zeichnete Hammer ſehr früh aus; auch that dieß der Referent der Section des Orients im Miniſterium der auswärtigen Geſchäfte, Bernard Freiherr von Jeniſch, Freund des gelehrten Nuntius Garampi, und des Grafen Carl Reviczky (öſterreich. Geſandten in Warſchau, Berlin und London, Ueberſetzers des Hafiz, und gelehrten Kenners der ungariſchen, deutſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, engliſchen, ſlaviſchen, lateiniſchen, alt- und neu-griechiſchen, türkiſchen, perſiſchen, arabiſchen und ſämmtlicher Bibelſprachen). Jeniſch begann damals die Herausgabe des verdienſtreichen, unter Meninsky's Namen bekannten, arabiſch-perſiſch-türkiſchen Lexicons. Trotz ſeiner Jugend war Joſeph von Hammer einer der vorzüglichſten Mitarbeiter an demſelben. Nach Vollendung ſeiner Studien im Jahr 1796, trat er in wirkliche Dienſtleiſtung. Studien, Reiſen und die innige Freundſchaft des großen Geſchichtſchreibers Johannes Müller füllten das Jahr 1798. Müllers hinterlaſſene Briefe ſind ein redendes Denkmal dieſes ſchönen Bundes. Im J. 1799 kam Hammer als Sprachknabe nach Conſtantinopel zu dem Internuntius Peter Freiherrn von Herbert. Dieſer ſollte Oeſterreich einen Weg nach Perſien und Oſtindien bahnen; als aber die Convention von El. Ariſch wegen des Abzuges der franzöſiſchen Armee aus Aegypten geſchloſſen wurde, ſendete Hammern ſein väterlicher Freund Herbert nach Aegypten mit einer die k. k. Conſulate betreffenden Commiſſion. Hammer erhielt zugleich von dem gelehrten Herbert antiquariſche und literariſche Aufträge. Eine Ausbeute dieſer Reiſe ſind die Ibis-Mumien, die Sammlung arabiſcher Briefe, der ſelbſt im Morgenlande ſeltene, bändereiche arabiſche Ritterroman Anthar, der Hieroglyphenſtein aus den Catakomben von Sakara, und andere Seltenheiten mehr in der kaiſerlichen Bibliothek. Nachdem jene Convention aufgehoben worden war, machte Hammer, als Dollmetſcher und Secretär, den ganzen Feldzug unter Hutchinſon, Sidney Smith und Juſſuf Baſcha gegen Menou mit. Nach deſſen Endigung ging er über Malta und Gibraltar im Spätjahr 1801 nach England, im April 1802 von London nach Wien, im Auguſt darauf

wieder als Legationsſecretär nach Conſtantinopel, 1806 als Conſular-Agent in die Moldau, in dem wichtigen Augenblicke des franzöſiſch-ruſſiſch-preußiſchen Krieges, welchen auch Duckworths Expedition in die Dardanellen bezeichnete. Der franzöſiſche Miniſter Reinhardt, ſelbſt Gelehrter, damals Abgeſandter bei dem Hoſpodar der Moldau und Wallachey, zeichnete den gelehrten Hammer ſehr aus. Hammer blieb nun ſeit dem Sommer 1807 in Wien angeſtellt. Bekannt iſt ſein großes Verdienſt um die Rettung eines guten Theils der 1809, während der Beſetzung Wiens durch die Franzoſen, von Denon nach Paris entführten Schätze der kaiſerlichen Hofbibliothek und orientaliſchen Manuſkripte. Im October 1815 wurde Hammer zum erſten Cuſtos der kaiſerl. Hofbibliothek ernannt, welche Stelle er aber nicht annahm. — Man hat von ihm: Zeichnungen auf einer Reiſe von Wien über Trieſt nach Venedig und durch Tyrol und Salzburg zurück. 1798. — Encyclopädiſche Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients, 1804, nach der großen Bibliographie des Hadſchi Khalfa. — Ancient Alphabets and hieroglyphical characters explained; with an account of the egyptien priests, their classes, initiation and sacrifices, in the arabic language by Ahmed Ben Abubekr Ben Washie, and in english by Joseph Hammer, Secretary to the Imperial legation at Constantinople, London 1805. — Die Poſaune des heiligen Krieges, herausgegeben von Johann von Müller, 1806. — Resmi Ahmed Efendi's Geſandtſchaftsberichte bei ſeinen Geſandtſchaften in Wien im J. 1757 und in Berlin im J. 1763, 1809. — Schirin, ein Gedicht aus perſiſchen und türkiſchen Quellen, 1809. — Topographiſche Anſichten auf einer Reiſe in die Levante, 1811. — Des Hafiz Divan, deutſch, 1813. — Roſenöl, oder Sagen des Morgenlandes. 1815. — Staatsverfaſſung des osmaniſchen Reichs, 1816. Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens, 1818. — Morgenländiſches Kleeblatt, 1819. — Außerdem viele Gedichte und Aufſätze im Mercur, in Meißners Apoll, im Apollonion, in Millins Journal encyclopédique, in der halliſchen Literaturzeitung, in andern engliſchen und franzöſiſchen ephemeren Blättern ꝛc. Es gereicht Hammer zum vorzüglichen Ruhm, das trefflichſte orientaliſche Journal: **Die Fundgruben des Orients**, mit der Unterſtützung des Grafen Wenzel Rzewusky gegründet zu haben; ein Vereinigungspunkt für die Orientaliſten des geſammten Europa. Neben andern Abhandlungen Hammers findet ſich hier die 1806 vom franz. National-Inſtitut mit dem Acceſſit gekrönte Preisſchrift: Ueber den Einfluß des Mohammedanismus. Billig übergehen wir den Streit des Herrn von Diez mit Hammer, in welchem erſterer eben ſo viel Stolz und Heftigkeit als Unwiſſenheit und verkehrten Scharfſinn bewies. Rmr.

Hammerwerk heißt eine Fabrik oder Werkſtätte, wo Metalle mittelſt ſtarken Feuers und großer, vom Waſſer getriebenen Hämmer bearbeitet werden. Nach der Verſchiedenheit der Metalle, und nach der Verſchiedenheit, wie ſie auf dieſen Werken — entweder zu Stäben und Stangen, oder zu Blechen und Platten — geſchmiedet oder geſchlagen werden, führen dieſe Hämmer auch verſchiedene Namen, als Eiſenhammer, wo Eiſen und Stahl verarbeitet, Kupferhammer, wo Kupfer, Meſſinghammer, wo Meſſing zu Stangen oder Platten getrieben wird, und dieſe Hämmer ſelbſt ſind entweder **Zain**- (Stabhämmer) oder Blechhämmer, je nach dem das Mettal zu Stangen und Stäben, oder zu Blechen und Platten geſchmiedet wird.

Hämorrhoiden, eine Krankheit des Menſchen, die ſich durch Blutabgang bei dem Stuhlgang äußert, wenn ſie vollkommen ausgebildet erſcheint, oder durch Anſchwellung der Blutadern an dem Ausgang des dicken Darmes, wenn ſie noch nicht regelmäßig und vollkommen iſt. Die erſten heißen fließende, die letzten blinde Hämorrhoiden. Die Knoten der aufgeſchwollenen Adern bilden zuweilen durch die ſtarke Ausdehnung Säckchen die von Blute ſtrotzen, ſich entzünden und einen brennenden Schmerz verurſachen, ſie werden dann ſchmerzhafte Hämorrhoiden (h. furentes) genannt. Iſt die Krankheit unvollkommen, ſo erſcheinen bloß innerliche Schmerzen, Stiche und Schneiden im Unterleibe und Abgang von Schleim, dieß ſind dann die ſ. g. Schleimhämorrhoiden. Bloß Hämorrhoidalbeſchwerden nennt man einzelne von der Krankheit herrührende Zufälle. Unregelmäßig nennt man dieſe Krankheit, wenn man das Leiden anderer Theile des Unterleibes einem Andrang von Blute beimißt, das eigentlich durch die Venen der Pfortader nach der Leber geführt werden ſollte. Die Urſache der Hämorrhoiden müſſen wir nemlich in einer regelwidrigen Blutanhäufung im Unterleibe ſuchen, und zwar beſonders in denjenigen Eingeweiden, deren Blut zu der Leber rückwärts geführt wird, nemlich von allen Därmen (die Gekrösvenen), von der Milz, dem Magen, dem Pankreas. Alle Venen dieſer Organe ſammeln ſich in einen Stamm (die Pfortader), der ſich erſt wieder in die Leber vertheilt und alles Blut in dieſelbe ergießt. (S. den Art. Leber, Galle und Pfortader.) Wird alſo der Zufluß des Blutes nach dem Unterleibe zu ſehr vermehrt, oder wird der Rückfluß des Venenblutes aufgehalten durch Schwäche und Langſamkeit der Leberfunction, ſo muß eine örtliche Vollblütigkeit in den Blutgefäßen der genannten Theile erfolgen, wodurch eine Ausdehnung der Venen, Blutaderknoten an jenen Theilen, Schmerz und endlich Blutergießung entſtehen muß. Veranlaſſung zu jenen Urſachen ſind außer mancherlei andern vorzüglich zwei Einwirkungen: der zu häufige Genuß des Kaffees, welcher das Blut nach dem Unterleibe treibt, und ſitzende Lebensart, welche die Thätigkeit der Leber ſchwächt. Doch kann auch erbliche Anlage zur Entſtehung der Krankheit beförderlich ſeyn.

Hämus, bei den Türken Balkan, ein großes Gebirge zwiſchen Thracien und Möſien, das bis ans ſchwarze Meer ſich erſtreckt.

Hanaken, ein Volk, das von dem Hana, einem kleinen Fluſſe in Mähren, an deſſen beiden Ufern ſie eigentlich ihren Sitz haben, den Namen führen ſoll. Sie werden für die älteſten Bewohner Mährens gehalten, und unterſcheiden ſich von den übrigen Einwohnern dieſes Landes durch die Kleidung, durch ihre Trägheit, durch die Sprache, welche mit der böhmiſchen Mundart übereinkommt, und durch ihre eignen Sitten, welche ſie unverändert erhalten, da ſie unvermiſcht bleiben und ihr Vaterland nur in Kriegsdienſten verlaſſen.

Hanau, iſt der Name einer churheſſiſchen Grafſchaft und der Hauptſtadt derſelben. Die Grafſchaft Hanau, welche ſeit 1814, nachdem ſie von 1809 bis 1813 einen Beſtandtheil des neugeſchaffenen Napoleoniſchen Großherzogthums Frankfurt ausgemacht hatte, wieder an ihren vorigen Beſitzer, den Churfürſten von Heſſen, zurückgefallen iſt, liegt in der Nähe des Mains, des Speſſarts und an dem Fluſſe Kinzig, und iſt ein ſehr wohlangebautes fruchtbares Land von etwa 17 Quadratmeilen mit 58,000 Menſchen. Die gleichnamige Haupt-

ſtadt liegt in einer ſandigen Gegend, die jedoch, durch die große Cultur, eine Menge Gemüſe und Obſt, ſelbſt zur Ausfuhr, hervorbringt. An der Nord- und Weſtſeite der Stadt fließt die Kinzig, welche in der hieſigen Gegend in den Main ſich ergießt, aus welchem Fluſſe ein tiefer Kanal bis zur Stadt geführt worden iſt. Hanau beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, wovon die erſtere größtentheils nach alter Art gebaut iſt, die letztere hingegen ſchnurgerade, breite und ſehr reinliche Straßen hat, von welchen ſechs der Länge nach gerade durchlaufen, und von acht andern durchſchnitten werden. In der Mitte iſt der ein längliches Viereck bildende regelmäßige Marktplatz, mit dem Rathhauſe. Die Zahl der Häuſer beträgt faſt 1500, welche von 12,000 Menſchen bewohnt werden, darunter viele Abkömmlinge von Wallonen, Niederländern und Juden ſind. Am Ende der Stadt gegen Nordoſten liegt das churfürſtliche Schloß, ein weitläufiges Gebäude, worin jetzt die wetterauiſche Geſellſchaft für die Naturkunde ihren Verſammlungsort, ihr Naturalienkabinet und ihre Bibliothek hat. Hanau hat unter allen Städten der churheſſiſchen Lande die meiſten Fabriken, welche einen großen Theil der Einwohner ernähren. Die Seiden-, Leder-, Handſchuh-, Strumpf-, Kamelotten- und Bijouteriefabriken ſind bedeutend. Die letztern liefern Waaren aller Art in Gold, die zu einem ſehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden ſind. Auch hat Hanau eine bedeutende Kutſchenfabrik, Tabaks- Spielkartenfabriken ꝛc. Mit dieſen Fabrikaten, Holz und Wein treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel. Aus den obern Maingegenden, vorzüglich von Cronach, kommen nämlich große Flöße an, auf welchen außer Dielen und geſchnittenem Holze aller Art eine Menge hölzerner Waare geladen iſt. Die Hanauiſchen Holzhändler kaufen dieſe, und verhandeln ſie hernach weiter. Vormals war die Stadt Hanau mit Feſtungswerken verſehen, welche jetzt geſchleift ſind. Zu den beſuchteſten nahen Vergnügungsorten der Einwohner gehören das Schloß Philippsruh und das Wilhelmsbad, wohin eine mit hohen Bäumen beſetzte Chauſſee führt.

Hanau (Schlacht bei) d. 30. October 1813. Bayern hatte ſich d. 8. Oct. mit Oeſterreich gegen Napoleon verbunden, und Wrede marſchirte an der Spitze eines bayriſch-öſterreichiſchen Heeres von Landshut über Neuburg an der Donau, Nördlingen und Anſpach nach Würzburg, welche Stadt General Turreau mit 5000 Mann beſetzt hielt. Wrede, deſſen Marſch beſtimmt war, dem nach der leipziger Schlacht mit 80,000 Mann Mainz und dem Rheine zufliehenden Napoleon den Weg zu verlegen, berennte Würzburg d. 24. Oct. Nach einem Bombardement, in welchem 500 Gebäude beſchädigt wurden, mußte Wrede, um nicht mehr Zeit zu verlieren, die Uebergabe der Stadt am 26. Oct. ohne die Citadelle Marienberg, in welche ſich der franzöſiſche General zurückzog, annehmen. Hierauf marſchirte er über Aſchaffenburg, wo der König von Würtemberg zwei Infanterie-Regimenter, ein Cavallerie-Regiment und einige Artillerie zu ihm ſtoßen ließ, auf Hanau. Dieſer Paß beherrſcht die Straßen von Frankfurt; daher ſuchte ihn Napoleon mit ſeinem unabläſſig verfolgten Heere zu erreichen; aber zu gleicher Zeit mit den Franzoſen kamen die Bayern und Oeſterreicher, zu welchen am 29. Oct. noch ruſſiſche Truppen unter Platow, Orlow-Deniſſow und Czernitſcheff ſtießen, daſelbſt an. Hanau fiel mit 1200 Mann franzöſiſcher Beſatzung in die Gewalt der Verbündeten. Beide Theile kämpf-

ten hierauf d. 28. Oct. um den Beſitz der Kinzig-Brücke, nördlich vor Hanau's Thoren. Wrede nahm hier eine feſte Stellung und beſetzte die Ausgänge der beiden Straßen im Walde, welcher ſich um die Stadt herzieht. Allein der wertheimer Engpaß zwiſchen Schlüchtern und Gelnhauſen, wo im tiefen ſchroffen Thale die Kinzig ſtrömt, blieb unbeſetzt, und dieſer Umſtand rettete Napoleon. Als nun am 29. 4000 Franzoſen aus dem Walde hervorbrachen, wurde ein vorgerückter bayerſcher Harſt, der die Straßen ſperren ſollte, von der Uebermacht auf Rücklingen zurückgeworfen. Hier ließ ihn Napoleon den 30. früh angreifen. So begann die Schlacht, in der das franzöſiſche Heer ſeinen Untergang finden konnte. Wrede, durch die nach Frankfurt geſandten Truppen geſchwächt, hatte nur 40,000 Mann, gegen welche der Feind mit 48,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reitern losbrach; allein die Stellung der Verbündeten bot große Vortheile dar, nur war ihr rechter Flügel mit dem Mitteltreffen durch eine hölzerne Brücke über die Kinzig ſchwach verbunden. Von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags griffen die franzöſiſchen Heerſäulen wiederholt Wrede's Mitteltreffen an; endlich warfen ſich Napoleons Reitergarden in drei ſchnell gebildeten Linien zugleich auf die Reiterei und auf das Fußvolk der Verbündeten, während letzteres im Rücken von einer franzöſiſchen Zwölfpfünder-Batterie beſchoſſen wurde. So gerieth das Fußvolk in Unordnung, und im Sturmangriff rannte die Reitergarde Napoleons die Reiterei der Verbündeten im Mittelpunkte nieder. Sie wich, und nun floh auch das Fußvolk der Verbündeten, von dem feindlichen Fußvolk angegriffen, auf dem linken Flügel über die Kinzigbrücke nach Hanau hinein. Der Feind folgte auf den Fuß, und beſchoß die Stadt mit Haubitzen. Das Mitteltreffen ward auf den rechten Flügel geworfen; da brach das ſchwache Geländer der hölzernen Brücke, und viele brave Deutſche ertranken in der Kinzig: ein Bataillon des öſterreichiſchen Regiments Jordis ward abgeſchnitten und gefangen. Nun zog ſich der rechte Flügel, durch Czernitſcheffs Reiter gedeckt, auf die aſchaffenburger Straße zurück. Die Franzoſen waren im Beſitz der Straße nördlich von Hanau, und gewannen nach Wegnahme der Lamboybrücke auch die andere. Den 31. früh räumten die Verbündeten Hanau, das die Nacht hindurch beſchoſſen worden war. Die Franzoſen rückten ein. Jene nahmen eine Stellung ſüdlich von der Stadt zu beiden Seiten der aſchaffenburger Straße. Der franzöſiſche Kaiſer griff hier mit Tagesanbruch den rechten Flügel an, um ſeinen Rückzug zu decken, der dadurch ungeſtört am nördlichen Ufer der Kinzig nach Frankfurt ausgeführt werden konnte. Napoleon kam daſelbſt an um 3 Uhr Nachmittags. Indeß ſtürmten die Verbündeten das noch von zwei Regimentern beſetzte Hanau; allein es gelang ihnen nicht, die von einer Batterie vertheidigte Kinzigbrücke zu nehmen, und dadurch den franz. Nachtrab abzuſchneiden. Endlich ſtellte ſich Wrede ſelbſt an die Spitze der ſtürmenden Haufen, um jene Batterie zu nehmen. Da fiel er, von einer Flintenkugel gefährlich in den Leib verwundet. An ſeiner Stelle übernahm den Oberbefehl der öſterreichiſche F. M. L. von Fresnel. Nun ſtürmten die Bayern mit doppelter Wuth, öſterreichiſche Huſaren ſetzten durch den Fluß und kamen den Franzoſen in die Flanke. Dieſe zündeten daher die Brücke an, und beſchoſſen das unglückliche Hanau noch heftiger mit Haubitzgranaten. So führte endlich Mortier, von Platow und Haddick verfolgt, den franzöſiſchen Nachtrab, 14,000 Mann ſtark über Geln-

hauſen in der Nacht nach Frankfurt. Napoleon prahlte mit einem großen Siege, den er aus Menſchlichkeit nicht verfolgt habe! Auch die Verbündeten ſchrieben ſich den Sieg zu, weil ſie den Rückzug des Feindes ſehr erſchwert hatten. Ihr Heer rückte aber erſt d. 2. Nov. in Frankfurt ein. Sie gaben ihren Verluſt auf 9000 Mann an. Der Feind ſoll in den Gefechten in und bei Hanau 15,000 Todte und Verwundete und 10,000 Gefangene, worunter 200 Offiziere nebſt fünf Generalen, verloren haben. Zwei badenſche Cavallerie-Regimenter waren zu den Verbündeten übergegangen, ſo wie die Generale Sabiello und Sulkowski. — Dies war die letzte Schlacht, welche Napoleon in Deutſchland liefern mußte, um über den Rhein zu fliehen. Wrede war zu ſchwach, um ihn aufzuhalten; aber was er zum Nachtheil der franzöſiſchen Armee leiſten konnte, hat er tapfer gethan. Der Verf. des Umr. der Begebenheiten auf dem feſten Lande, in den Jahren 1813 und 1814, (Weimar 1814) wirft jedoch (S. 224) die Frage auf: „Warum ſetzte Wrede ſich nicht vor den wertheimer Engpaß zwiſchen Schlüchtern und Gelnhauſen? Warum entſandte er Truppen nach Frankfurt? Warum concentrirte er ſich nicht am linken Ufer des Mains und machte den Uebergang ſtreitig durch Vor- und Seitenmärſche, Ueberfälle und auf alle Arten, wie der Krieg von den Parthern gegen den fliehenden Feind geführt wurde?“

Händel (Georg Friedrich), war zu Halle an der Saale den 24ſten Febr. 1684 geboren, wo ſein Vater Arzt war. Dieſer hatte ihn zum Rechtsgelehrten beſtimmt, und begünſtigte ſeine Neigung zur Muſik nicht. Dennoch brachte er es aus eignem Triebe und ohne beſondere Anweiſung ſchon in ſeinem ſiebenten Jahre zu einer großen Fertigkeit auf dem Clavier. Damals machte er mit ſeinem Vater eine Reiſe nach Weißenfels an das herzogliche Hoflager. Hier zog er durch ſein Orgelſpiel die Aufmerkſamkeit des Herzogs auf ſich, der ihn zufällig hörte, reichlich beſchenkte, und durch dringende Vorſtellungen den Vater bewog, ihn ganz der Muſik zu widmen. Jetzt bekam er an Zachau, dem Organiſten an der Domkirche zu Halle, einen geſchickten Lehrer, und machte bewundernswürdige Fortſchritte. Im neunten Jahre ſchon fing er an, eine vollſtändige Kirchenmuſik mit Stimmen und Inſtrumenten zu componiren. Da man allgemein fand, daß er ſeinen Meiſter bereits übertroffen, ward er im J. 1698 nach Berlin geſandt, wo an dem Hofe des prachtliebenden Friedrichs I. die Oper in einem glänzenden Zuſtande war. Hier wurde beſonders Attilio ſein Lehrer. Händel erregte bald Aufſehn, nahm aber die Anerbietungen des Churfürſten (nachmaligen Königs) nicht an, und kehrte nach Halle zurück. Da die Vermögensumſtände ſeiner Aeltern ihm nicht die Mittel zu einer Reiſe nach Italien darboten, ging er zunächſt nach Hamburg, wo die Oper trefflich organiſirt war. Er trat ins Orcheſter, wurde aber bald nach Kaiſers Abgang Director der hamburger Oper, ungeachtet der Gegenwirkung eines Nebenbuhlers, deſſen Rachſucht ſo weit ging, daß er, als ſie beide zugleich aus der Oper gingen, ihm mit dem Degen einen Stoß auf die Bruſt gab, der glücklicher Weiſe von einem Notenbuche aufgefangen wurde. Händel war jetzt noch nicht 15 Jahr alt, als er als Operncomponiſt auftrat. Seine erſte Oper war Almeria, die mit ſo großem Beifall aufgenommen wurde, daß ſie 30 Abende hinter einander gegeben werden mußte. Auch zwei an-

dere Opern, Florinde und Nero, machten kein geringes Glück. Dennoch verließ er Hamburg nach fünf Jahren, um ſeine muſikaliſchen Studien in Italien zu vollenden, zu welchem Zweck er ſich eine Summe von 200 Ducaten erſpart hatte. Er ging (1703) nach Florenz, wo er ein Jahr verweilte, und für den Großherzog und zu deſſen Zufriedenheit die Oper Rodrigo componirte. Darauf begab er ſich nach Venedig. Hier ließ er ſich, da er eine Maskerade beſuchte, auf einem Flügel hören. Der berühmte Scarlatti, der zufällig dabei ſtand, gerieth über ſein Spiel in Begeiſterung, und rief aus: „Entweder iſt das der Sachſe oder der Teufel.“ Da man auch hier eine Oper von ihm wünſchte, componirte er binnen drei Wochen ſeine Agrippina, welche 27 Abende hinter einander gegeben wurde. Auch in Rom fand Händel die glänzendſte Aufnahme. Die Großen dieſer Stadt wetteiferten, ihm ihre Gunſt zu bezeigen, beſonders die Cardinäle Ottoboni, Colonna und Pamphili. Während ſeines Dortſeyns ſetzte er ein großes Oratorium, la Resurrezione, und viele Cantaten und Sonaten. Von Rom ward er nach Neapel eingeladen, wo er ſeine berühmte Serenade, Alcide e Galatea, verfertigte. Nach ſechs Jahren kehrte er in ſein Vaterland zurück, und der Churfürſt von Hannover ernannte ihn zu ſeinem Capellmeiſter. Aber ſchon zu Ende des Jahrs 1710 ging er von neuem auf Reiſen, und ſetzte nach England über, wo ihm in der Folge ein glänzender Schauplatz für ſeine Thätigkeit zu Theil ward. Auf den allgemeinen Wunſch componirte er hier ſeine Oper Rinaldo, die lange ein Lieblingsſtück der engliſchen Nation war. Nach Verlauf eines Jahres kam er nach Hannover zurück, aber ſchon 1712 ging er von neuem nach England, übernahm hier, uneingedenk ſeiner frühern Verpflichtungen, die Aufſicht über die Oper auf dem Hay-Market-Theater mit einem Jahrgehalt von 200 Pfund, und gab ihr einen Schwung in der Neigung des Publikums und eine Gediegenheit in der innern Zuſammenſetzung, wie beides in England vorher unerhört geweſen. Unterdeß ſtarb 1714 die Königin Anna, und der bisherige Churfürſt von Hannover, der über Händels Vernachläſſigung ſeiner Dienſtverhältniſſe höchſt unzufrieden war, beſtieg als Georg I. den brittiſchen Thron. Auf die Verwendung ſeiner Freunde ward ihm jedoch von dem Könige verziehen, und ſeine Penſion ſogar bis auf 600 Pfund erhöht, wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzeſſinnen in der Muſik zu unterrichten. Er componirte in den Jahren 1715 bis 1720 die Opern Amadis, Theſeus und il Paſtor Fido. Auf dem Hay-Market-Theater wurde eine beſondere Akademie errichtet, wobei die Hauptabſicht war, immer eine Auswahl vorzüglicher Opern zu beſitzen und möglichſt vollkommen darzuſtellen. Händel trat an die Spitze dieſes Inſtituts, reiſ'te, um Sänger zu engagiren, auf das feſte Land, und brachte von Dresden die beiden berühmten Sänger Veneſino und Duriſtanti mit. Nach den gehörigen Vorbereitungen führte er 1720 ſeine Oper Radamiſto auf, die einen unglaublichen Beifall erhielt. Aber eben dieſer glänzende Erfolg reizte ſeine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini mit ſeinem Anhange ſtand. Man kam überein, beide ſollten an derſelben Oper arbeiten, jeder einen Act: und derjenige ſolle im Beſitz des Hauſes bleiben, der den Sieg davon trüge. Die Oper hieß Muzio Scävola. Händel ſetzte die Ouverture und den letzten Act, und gewann den Preis. Die Akademie ward nun auf einen feſten Fuß geſetzt, und

Händel zeigte neun Jahre hindurch, was ein großes Talent mit Beharrlichkeit auszuführen vermag. Leider entzweite er ſich nach dieſem Zeitraum mit ſeinem erſten Sänger, Veneſino, dem Liebling des Publicums. Händel, zu ſtolz, um nachzugeben, entließ ihn, und verſcherzte dadurch die Gunſt des Hofes und der Menge. Er verband ſich mit Heidegger, reiſ'te nach Italien, wo er neue Sänger engagirte, mußte aber nach drei Jahren das Hay-Market-Theater den Italienern überlaſſen, unter denen beſonders Porpora als Componiſt und Farinelli als Sänger bewundert wurden. Händel nahm hierauf das Theater zu Lincolns-Innfields ein, verband ſich dann mit Rich für das Theater zu Coventgarden, und gab hier 1733 ſeine Oper Ariadne zu derſelben Zeit, wo die Ariadne Porpora's zu Hay-Market gegeben wurde. Aber wiewohl er dieſem als Künſtler und Componiſt überlegen war, ſo ſiegte doch Farinelli's bewunderte Stimme, und Händel ſuchte umſonſt die Gunſt des Publikums wieder zu gewinnen. Er belaſtete ſich mit Schulden, und ward endlich durch die Noth zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber ſein ſtets gereizter Zuſtand hatte ſo nachtheilig auf ihn gewirkt, daß nicht nur ſein Körper, ſondern ſelbſt ſein Geiſt ſich in Zerrüttung befand. Der Gebrauch der Aachner Bäder ſtellte ihn glücklich wieder her. Er kam im J. 1736 nach London zurück, und führte jetzt ſein Alexanders-Feſt mit großem Beifall auf dem coventgardener Theater auf. Das Glück kehrte zu ihm zurück. Lord Middleſex übernahm die Direction der durch ſchlechte Verwaltung geſunkenen italieniſchen Oper und ſtellte Händeln als Compoſiteur an. Er ſetzte zu dem Ende die beiden Opern Faramond und Alexander Severus, und erhielt dafür tauſend Pfund. Einige andere Opern, die er noch im coventgardener Theater gab, fanden weniger Beifall. Sein Wunſch war, unabhängig zu leben, und deßhalb fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der **Oratorien**, die jedoch nicht als Opern — denn man hielt dies für eine Entweihung des heiligen Stoffs — ſondern als Concerte gegeben wurden. Aber dieſer Umſtand machte, daß ſelbſt ſein im höchſten und vollendetſten Kirchenſtyl geſchriebener **Meſſias** anfänglich nur kaltſinnig aufgenommen wurde. Einen größern Enthuſiasmus erregte er in Dublin, wo er einige Vorſtellungen gab, und als er nach neun Monaten nach London zurückkehrte, ward ihm auch hier ein allgemeiner Beifall nach Verdienſt zu Theil. Der Meſſias ward das Lieblingsſtück des Publicums, und Händel gab ihn jährlich ein Mal zum Beſten des damals noch ſchlecht fundirten Fündlingshoſpitals. Im J. 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf ſich vergebens den ſchmerzhafteſten Operationen, das Uebel war unheilbar. Aber auch der Verluſt des Geſichts hemmte ſeine Thätigkeit nicht; er ſetzte ſeine Oratorien bis acht Tage vor ſeinem Tode fort, welcher den 14ten Aug. erfolgte. Sein Leichnam liegt in der Weſtminſter-Abtei, wo ein ſchönes Denkmal das Gedächtniß eines der originalſten, tiefſten und gedankenreichſten muſikaliſchen Dichter verewigt.

Handel iſt die Wirkung derjenigen productiven Kraftäußerung des Menſchen, wodurch die an dem einen Orte überflüſſigen Güter oder Genußmittel nach andern Orten geſchafft werden, wo man ihrer bedarf und wo ein Begehr nach ihnen Statt hat. Höchſt bedeutend iſt der Einfluß des Handels auf Cultur und Wohlſtand der Völker; der Gewerbfleiß wird dadurch belebt, ihre Productivkraft in Thätigkeit geſetzt und ihr Genuß vermehrt. Die wohlthätige Wirkung des

Handels auf den Nationalreichthum iſt doppelter Art: unmittelbar und mittelbar; jene beſteht in den Gewinnſten ſämmtlicher beim Handelsverkehr beſchäftigten Staatsbürger, alſo der Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute ꝛc., dieſe in der Unterhaltung der werthſchaffenden Arbeit, ſowohl der Ur- als induſtriellen Producenten. Ob der Kaufmann, durch deſſen Capital die überflüſſigen Erzeugniſſe eines Landes ausgetauſcht werden, ein Inländer oder ein Fremder iſt, daran liegt der Nation wenig, und eben ſo macht es nur einen unbedeutenden Unterſchied, ob die Schiffer und Fuhrleute, deren er ſich bedient, Einheimiſche oder Fremde ſind; der Hauptvortheil, welcher ſich vom Handel erwarten läßt, wird in beiden Fällen dennoch dem Lande zu Theil, nämlich der, daß neue Erzeugniſſe dadurch geſchaffen werden und einen Werth bekommen, indem ſie dahin geführt werden, wo Nachfrage nach ihnen iſt und wo ſie gegen im Lande ſelbſt begehrte Genußmittel ausgetauſcht werden können; der Kaufmann mag in oder außer dem Lande wohnen, immer erſtattet er den Producenten, welche jene neuen Werthe erzeugt haben, ihr Capital wieder und ſetzt ſie dadurch in den Stand, ihr Geſchäft ferner fortzutreiben. Nicht gleichgültig aber iſt es, welchem Zweige des Handels Capitale zugewendet werden, denn ein und daſſelbe Capital bringt, je nachdem es auf dieſe oder jene Weiſe im Handel angelegt wird, ſehr ungleiche Quantitäten werthſchaffender Arbeit in Gang und trägt höchſt verſchieden zur Vermehrung des Nationalreichthums bei. Hinſichtlich der Waarenmaſſen, welche vertauſcht werden, theilt ſich der Handel in Großhandel und Kramhandel; die Großhändler erſtatten den Ur- und induſtriellen Producenten, die Krämer hingegen den Großhändlern ihr angelegtes Capital mit Gewinnſt wieder. — Der Zweck des Großhändlers bei Anlegung ſeines Capitals iſt entweder A. die überflüſſigen Genußmittel der einen Provinz im Vaterlande den andern vaterländiſchen Provinzen, welche an dieſer Art von Genußmitteln Mangel leiden, zuzuführen (inländiſcher Conſumtionshandel) oder B. die Producte des Auslandes einzutauſchen (auswärtiger Handel) und zwar a) gegen überflüſſige inländiſche Producte (auswärtiger Conſumtionshandel) oder b) gegen andere ausländiſche Producte (Zwiſchenhandel, commerce d'économie, bisweilen auch Oeconomiehandel genannt). — Was die erſte Gattung des Verkehrs, den inländiſchen Conſumtionshandel, betrifft, ſo iſt der Vortheil, den derſelbe dem Staate gewährt, der größtmögliche, denn es wird dadurch die größte Zahl werthſchaffender Arbeiter im Lande unterhalten. Der Kaufmann, welcher mit dieſem Handel beſchäftigt iſt, bekommt für die von dem vaterländiſchen Orte A dem vaterländiſchen Orte B zugeſchickten Waaren einen Gegenwerth in Genußmitteln zurück; ſind nun beide, die abgeſchickten und zurückerhaltenen Genußmittel, Erzeugniſſe des einheimiſchen Gewerbsfleißes, ſo erſtattet der Kaufmann vermöge ſeiner Handelsoperation in zwei verſchiedenen Theilen des Vaterlandes zwei Capitale wieder, die zur Hervorbringung neuer Werthe verwendet wurden, und bewirkt alſo an zwei verſchiedenen Orten die Fortſetzung werthſchaffender Arbeit. Beide Provinzen gewinnen bei dieſem Geſchäfte, denn die Provinz A giebt einen Ueberfluß weg, der für ſie nur in ſo fern einen Werth hatte, als ſie Genußmittel, deren ſie bedarf, dafür eintauſchen kann und eben ſo entbehrt die Provinz B gern ihre überflüſſigen Genußmittel, um Bedürfniſſe ſonſtiger Art dagegen zu befriedigen. Ein anderer eben ſo wichtiger Vortheil, den der inländiſche

Verkehr vor allen übrigen Gattungen des Handels hat, iſt die ſchnellere Rückkehr der darin angelegten Capitale. Der auswärtige Conſumtionshandel iſt der Regel nach einer Nation nur halb ſo nützlich als der inländiſche, denn es werden zwar bei jenem ſo wie bei dieſem zwei Capitale auf Unterhaltung werthſchaffender Arbeit verwendet, aber nur eins derſelben unterſtützt vaterländiſchen Gewerbsfleiß. Das Handelscapitel, das unſere deutſche Leinwand nach England bringt und dagegen engliſche Fabrikate zurück nach Deutſchland führt, erſtattet beiden Ländern die auf Hervorbringung jener Handelsartikel gewandten Capitale wieder, und ſetzt ihre Arbeiter in den Stand, fernerhin dieſe Waaren zu erzeugen, es wirkt daher auf deutſchen Gewerbsfleiß nur halb ſo wohlthätig als wenn es im inländiſchen Handel angelegt und vaterländiſche Producte gegen vaterländiſche damit wären eingetauſcht worden. Bei dieſer Gattung des Handels iſt es oft der Fall, daß die fremden, zum inländiſchen Verbrauch beſtimmten Genußmittel nicht mit den Erzeugniſſen des vaterländiſchen Gewerbsfleißes, ſondern nur mit den Producten eines dritten Landes angeſchafft werden können. Da aber die Erzeugniſſe dieſes dritten Landes nicht anders als mit den einheimiſchen Producten zu erkaufen ſind, ſo iſt die Wirkung des Handelscapitals in einem ſolchen Falle dieſelbe, als wären die fremden Waaren geradezu mit einheimiſchen erkauft worden, nur mit dem Unterſchiede, daß ein Capital, das ſolche Umwege nimmt, ſpäter zurückkehrt, indem es nicht eher wieder erſtattet wird, als nach Vollendung mehrerer von einander ganz verſchiedener Handels-Operationen. Die dritte Gattung des Großhandels, der Zwiſchenhandel, hat auf die Unterſtützung der werthſchaffenden Arbeit im Lande faſt gar keinen Einfluß; denn, da derſelbe keinen andern Zweck hat, als die Producte eines fremden Landes gegen die Producte eines andern fremden Landes zu vertauſchen, ſo kann er ſeiner Natur nach auf die Vermehrung des Nationalreichthums nicht ſo wie die übrigen Gattungen des Großhandels durch Beförderung der vaterländiſchen Induſtrie mittelbar wirken, es werden zwar dadurch eben ſo wie beim inländiſchen und auswärtigen Conſumtionshandel mit jeder geendigten Handelsoperation zwei verſchiedene Capitale wiedererſtattet, aber keins derſelben gehört dem Lande, das der Kaufmann bewohnt. Der Zwiſchenhandel hat daher auf den Nationalreichthum eines Landes keinen mittelbaren, ſondern einen unmittelbaren Einfluß, denn es beſteht derſelbe einzig und allein in den Gewinnſten, welche den bei dieſem Handel beſchäftigten Kaufleuten und ſonſtigen Arbeitern zu Theil werden. Es behauptet demnach in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht der inländiſche Verkehr den erſten, der auswärtige Conſumtionshandel den zweiten und der Zwiſchenhandel den dritten Rang. Daher handelt die Regierung unweiſe, welche den auswärtigen Conſumtionshandel auf Koſten des inländiſchen und den Zwiſchenhandel auf Koſten beider begünſtigt. Da alle drei Zweige des Verkehrs in einem Lande, deſſen Nationalreichthum zu einer gewiſſen Höhe gediehen, nothwendig ſind, ſo wäre es ſogar thöricht, wenn die Staatsverwaltung den vortheilhafteſten dieſer Zweige auf Koſten der andern minder vortheilhaften unterſtützen wollte. Denn iſt dem Nationalcapital ein freierer Spielraum eröffnet, ſtört nicht Zwang und Druck den natürlichen Lauf der Dinge, ſo ſtehen immer die den verſchiedenen Zweigen des Handels zugewandten Capitale unter einander in dem für den Nationalreichthum wohlthätigſten Verhältniſſe.

(Vergl die Art. Handelsbilanz; Handelsgeſellſchaften; Handelsprämien; Handelstractate; Handelsſteuer; Commerzielle Production; Commandite; Commiſſionshandel; Barattohandel; Activhandel; Speditionshandel; Tranſitohandel; Proprehandel; Großaventurhandel; Mercantilſyſtem; Prämienhandel. KM.

Handelsbilanz iſt das Reſultat der Vergleichung des Geſammtwerths der Ausfuhr mit dem der Einfuhr eines Landes; dieſelbe iſt günſtig oder vortheilhaft, wenn der Werth jener den Werth dieſer übertrifft, ungünſtig oder nachtheilig hingegen, wenn der Werth der Ausfuhr von dem Werthe der Einfuhr übertroffen wird. Eine lange Zeit hindurch hat die Lehre von den Handelsbilanzen in der Staatswirthſchaft eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt, denn auf dieſelbe hauptſächlich war das ſogenannte Mercantilſyſtem (ſ. d. Art.) gegründet, jenes Syſtem, deſſen Vorſchriften zu gewiſſer Zeit faſt allen Regierungen als Leitfaden gedient haben und hin und wieder noch gegenwärtig dienen. Es ſind aber die Mittel, welche zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes angewandt werden, eben ſo unſicher und unbefriedigend, als falſch die Folgerungen ſind, welche gewöhnlich daraus gezogen werden. Zu dieſen Mitteln nämlich gehören vorzugsweiſe 1) die Zollregiſter; es läßt ſich dadurch der beabſichtigte Zweck nicht erreichen, denn a) alles was durch den Schleichhandel aus- oder eingeht, fehlt darin; b) es werden darin bloß die aus- oder eingehenden Genußmittel aufgeführt; aber der oft ſehr bedeutende Lohn, welchen die Nationen ſich wechſelsweiſe durch Arbeit abverdienen, bleibt unberechnet, die großen Summen z. B., welche die Einwohner Weſtphalens während der Sommermonate in Holland verdienen, ſind eben ſo gut Exporten für Holland und Importen für Weſtphalen, als die wirklichen Handelsartikel; c) der Werth der meiſten Waaren wird in den Zollregiſtern nicht nach ihrem jedesmaligen wirklichen Preiſe, ſondern nach den einmal beſtimmten Tarifſätzen, die von jenem Preiſe ſehr abweichen können, aufgeführt. Bei den Exporten wird der Verkaufspreis an Ort und Stelle der Verſendung der Waare angeſetzt, bei den Importen hingegen der Einkaufspreis mit Einſchluß der Commerzkoſten; hieraus folgt natürlich, daß die Nation A nie den Betrag deſſen gewinnt, was die Nation B verliert. Nehmen wir z. B. an, der öſterreichiſche Staat führe Großbritannien für 100,000 Rthlr. Queckſilber zu und empfange dagegen für 100,000 Rthlr. Caffee, ſo werden ſich zwar die Kaufleute ausgleichen, der öſterreichiſche Kaufmann wird für ſein Queckſilber nicht weniger Caffee annehmen, als dieſer mit Einſchluß der Commerzkoſten ihm in ſeinem Waarenlager werth iſt, aber der brittiſche Kaufmann wird doch nicht für 100,000 Rthlr. Caffee hergegeben haben, ſo wenig er für 100,000 Rthlr. Queckſilber empfangen hat, unter beiden Summen werden vielleicht 10,000 Rthlr. Commerzkoſten ſtecken, welche zum Theil fremde Nationen, zum Theil die öſterreichiſche mittelſt des Transports gewonnen haben; d) die Zollregiſter enthalten ſelten eine genaue Angabe, in wie fern die Waaren beſtimmt für ein gewiſſes fremdes Land geladen ſind, oder von ihm kommen. In den engliſchen Zollregiſtern ſteht z. B. die Einfuhr der Waaren aus Deutſchland tief unter der Einfuhr der Waaren aus England nach Deutſchland; die Angaben ſind aber falſch, denn auf Deutſchland ſind die

Waaren gerechnet, die gar nicht in dieſem Lande bleiben, ſondern auf den Leipziger Meſſen nach Polen, Rußland, Ungarn und der Türkei, ſo wie auf den Frankfurter Meſſen nach Italien, Frankreich und der Schweiz debitirt werden, dahingegen ſtehen die deutſchen Waaren, welche den Rhein hinab durch Holland nach England gebracht werden, in den engliſchen Aus- und Einfuhrliſten als Einfuhr von Holland und nicht von Deutſchland; c) nur in einem Inſelſtaate können die Zollregiſter über Aus- und Einfuhr einigermaßen richtige Data liefern, in Continentalſtaaten hingegen muß der Verkehr der Gränzbewohner alle Berechnungen in dieſer Hinſicht unſicher machen. 2) Der Wechſelcours; auch dieß Mittel iſt unfähig zur Erreichung des beabſichtigten Zwecks, denn a) der Wechſelcurs kann allenfalls die Zahlungsbilanz oder das Verhältniß des Debet und Credit zwiſchen zwei Plätzen anzeigen: aber daraus folgt nicht, daß er auch die Handelsbilanz anzeige; denn die Bilanz der Zahlungen zwiſchen zwei Plätzen richtet ſich nicht lediglich nach dem Handel, den beide mit einander führen, ſondern beſtimmt ſich oft auch zugleich durch den Verkehr, den jeder dieſer Plätze mit andern Plätzen treibt. So bezahlten z. B. anfangs die Engländer vor der letzten Kriegsepoche ihre Schulden in Deutſchland, beſonders in den Hanſeſtädten, vorzüglich mit Wechſeln auf Holland, nachher hingegen bezahlten ſie dieſelben größtentheils mit Wechſeln auf Hamburg. b) Wechſelbriefe ſind der Gegenſtand eines beſondern Handels geworden, der darin beſteht, daß man dergleichen Briefe an Plätzen, wo ſie wohlfeil ſind, aufkauft und nach Plätzen, wo ſie theuer ſind, zum Verkaufe hinſchickt, um an der Differenz des Curſes zu gewinnen. Wegen dieſes Wechſelhandels, der ſeiner Natur nach die Curſe an allen Handelsplätzen in ein Gleichgewicht zu ſtellen ſtrebt, kann der Curs zwiſchen zwei gegebenen Plätzen nicht mehr das Verhältniß ihrer gegenſeitigen Exporten und Importen anzeigen. c) Die gewöhnliche Methode, den Wechſelcurs zu berechnen, iſt ſo mangelhaft, daß ſich aus der Differenz zwiſchen dem auf ſolche Weiſe berechneten Pari und dem jedesmaligen Curſe gar nicht genau das wirkliche Verhältniß des Debet und Credit zweier Länder oder ihrer Zahlungsbilanz erkennen läßt. — Bei dieſer Unzulänglichkeit der Mittel zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes müſſen auch alle Folgerungen, welche in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht daraus gezogen werden, höchſt ſchwankend und trüglich ſeyn. Wirklich hat auch eine genauere Analyſe der Natur des Handels überzeugend gelehrt, daß alle Handelsbilanz nichts weiter als politiſches Gaukelſpiel, eitle Chimäre iſt und daß es eben ſo thöricht wäre, vor einem ſolchen Traumgebilde ſich zu fürchten, als wohlthätige Folgen von ihm zu erwarten. Hauptſächlich iſt es wohl einer Verwechslung mit der National-Wirthſchaftsbilanz zuzuſchreiben, daß die Lehre von den Handelsbilanzen zu ſo großem Anſehen gelangt iſt, jene aber, die National-Wirthſchaftsbilanz, ſteht in der Bilanz zwiſchen Production und Conſumtion, und iſt in der That von hoher Wichtigkeit. Je mehr nämlich in einem Staate die Hervorbringung von Werthen die Vernichtung derſelben überſteigt, einen deſto größern Zuwachs erhält das Nationalvermögen; eine vortheilhafte Bilanz dieſer Art aber kann ſelbſt bei einem Volke Statt finden, welches, getrennt von allen übrigen Völkern, den auswärtigen Handel kaum dem Namen nach kennt, bei dem alſo von einer Handelsbilanz gar nicht einmal die Rede ſeyn kann. KM.

Handels-Cammern, Handels-Collegien, Commerz-Cammern, Commerz-Collegien, ſind öffentliche Anſtalten, beſtimmt zur Beförderung und Belebung der commerziellen Production. Vereinigungen einſichtsvoller Kaufleute und Geſchäftsmänner, um den Gang des Handels zu beobachten, die Mittel zu deſſen Ausbreitung durch die Kenntniß der Producte aller Nationen und ihrer Bedürfniſſe, ſo wie auch die Mittel zu Hebung aller dem Tauſche entgegenſtehenden Hinderniſſe zu ergründen, ſind an ſich höchſt wohlthätige Anſtalten. Leider aber ſind dieſe Anſtalten häufig als Mittel mißbraucht worden, den auswärtigen Verkehr auf Koſten des inländiſchen, ſo wie den letztern auf Koſten der allgemeinen Gewerbsfreiheit und des freien Lebensgenuſſes, zu begünſtigen, und durch Einſchränkungen, Verbote und Zwangsgeſetze zum Nachtheil aller andern Staatsbürger auszudehnen. Eine falſche Anſicht vom Geldweſen und Unkunde der wahren Elemente des Nationalreichthums waren es, welche ſo manche Handels-Cammer bewogen, den Einflüſterungen der Kaufleute Gehör zu geben, die, nicht achtend die Wohlfahrt des Volks, nur ihren eigenen Vortheil berückſichtigten und jene Behörden überreden konnten, ihr Privatintereſſe ſey zugleich das Intereſſe der Nation, eben dadurch aber Geſetze veranlaßten, wodurch entweder das Handelscapital des Landes einem für das allgemeine Beſte vortheilhaftern Handelszweige entzogen und einem minder vortheilhaften zugewandt wurde, oder die Fonds der Nation der Ur- und induſtriellen Production gleichſam mit Gewalt entriſſen und in die weniger nützlichen Canäle des Handels geleitet wurden. Auf ſolche Weiſe ſind jene an ſich ſehr heilſamen Handelsinſtitute nicht ſelten dem Nationalwohlſtande höchſt verderblich geworden. KM.

Handelsfreiheit. Ueber wenig Dinge ſind in unſern Tagen ſo verworrene Begriffe herrſchend und hört man ſo verſchiedenartige, einander widerſprechende, Urtheile fällen als über die Frage: ob Handelsfreiheit dem Nationalwohlſtande zuträglich oder nachtheilig ſey. Am meiſten aber muß es auffallen, wenn unzählige Stimmen, welche vor wenigen Jahren noch das wegen Beſchränkung des Handelsverkehrs ſo verrufene Continentalſyſtem (ſ. d. Art.) für die ſchrecklichſte Ausgeburt eines deſpotiſchen Aberwitzes und Uebermuths erklärten, die Vorſchriften und Satzungen deſſelben jetzt als ein Palladium deutſcher Freiheit uns anpreiſen, deſſen gläubige Verehrung uns den Wohlſtand der alten guten Zeit zurückbringen ſoll. — Ausgemacht iſt es, daß alle Nationen am glücklichſten ſeyn würden, wenn jede, ohne die andere in dem Anbau ihres Landes, in ihrem Gewerbsfleiß und Handel einzuſchränken, den größten Fleiß und Scharfſinn auf ihre eigenen Arbeiten verwendete und wenn dabei der Tauſch unter allen uneingeſchränkt wäre. Noch hat es nämlich kein Land gegeben, was Capital genug beſaß, um alle Gewerbszweige bis zum höchſtmöglichen Grad der Vollkommenheit zu treiben, um nicht nur alle Producte, die ſein Boden tragen konnte, hervorzubringen, ſondern auch zugleich dieſe gehörig zu verarbeiten und damit nach entfernten Gegenden zu handeln. Einzelne Völker haben in gewiſſen Gewerbszweigen Vorzüge vor andern erhalten; wenden ſie ihren Fleiß und ihr Capital vorzüglich darauf, ſo werden ſie unfehlbar den möglich größten Werth erzwecken. Sind daher gewiſſe Waaren vom Auslande wohlfeiler zu erhalten als wir ſie zu verfertigen im Stande ſind, ſo iſt es beſſer, daß wir dieſelben mit einem Theile der Erzeugniſſe unſers Fleißes,

den wir ſie in einer Gattung, worin wir Vorzüge vor dem Auslande beſitzen, angewandt hatten, einkaufen, als daß wir ſie ſelbſt verfertigen. Ganze Staaten verhalten ſich in dieſer Hinſicht wie einzelne Privatleute. So wenig es der Schneider ſeinem Intereſſe angemeſſen findet, ſeine Schuhe ſelbſt zu verfertigen, ſondern ſie lieber mit einem Theile vom Producte ſeines Fleißes dem Schuhmacher abkauft, von dem er ſie beſſer und wohlfeiler erhält, als wenn er ſelbſt ſeine Zeit darauf verwandt hätte, eben ſo wenig können ganze Staaten ohne eigenen Nachtheil mit Hervorbringung von Producten ſich beſchäftigen, die vom Auslande wohlfeiler zu erhalten ſind, denn die durch das hierauf verwandte inländiſche Capital erzeugten Producte konnten ja ſchon mit einem Theile der Producte angeſchafft werden, welche der mit einem gleich ſtarken Capital beſchäftigte Gewerbsfleiß im Lande ſelbſt hätte hervorbringen können, wenn man ihn ſeinem natürlichen Gange überlaſſen hätte. Hieraus ſchon geht die Ungereimtheit der Fichte'ſchen Idee von einem geſchloſſenen Handelsſtaate hervor. Ein ſolcher Staat würde, wie der Graf von Soden mit Recht bemerkt, bald zu einem todten Moraſte werden, in dem einförmige, einſeitige Weſen ſich in geregelten Kreiſen drehen, von Stufe zu Stufe zur Gemeinheit und endlich zum Inſect herabſinken würden. Theilt das geräumige Gebäude der Welt in abgeſonderte Kerker ab und darben wird jedes einzelne gefangene Glied der Familie, öffnet dieſe Kerker, laßt dem Verkehre freien Spielraum und alle Familienglieder werden genießen. — Auf der andern Seite aber iſt es eben ſo wahr, daß ein Staat den Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreiheit nicht annehmen könne, wenn alle andere den entgegengeſetzten befolgen. In dieſer Hinſicht mag A. L. v. Schlözer Recht haben, wenn er ſagt: „Uneingeſchränkte Handelsfreiheit (libertas mercandi) iſt ein eben ſo auffallend widerſinniges Ding, wie uneingeſchränkte Freiheit zu handeln überhaupt (libertas agendi); beide ſind möglich, wenn in jenem Falle alle Kaufleute, in dieſem alle Menſchen 1) hocherleuchtet, 2) grundehrlich ſind; im erſten Falle iſt keine Handelseinſchränkung, im letzten gar keine Regierung nöthig. — So lange der Kriegszuſtand fortdauert, in welchem unſere Staaten ſelbſt im Frieden einander gegenüber ſtehen, wo es jedem gleich gilt, unter welchem Elende der Nachbar ſeufzt, wenn nur er ſelbſt in vortheilhafter Lage ſich befindet, wird uneingeſchränkte Handelsfreiheit ein bloßer frommer Wunſch bleiben. Aber deſſenungeachtet muß ſie von allen Regierungen zum Verwaltungsgrundſatz erhoben werden, den ſie in der Regel als Norm befolgen, dem ſie ſich möglichſt nähern müſſen und von welchem ſie nur in höchſt dringenden Fällen abweichen dürfen, wo es die Umſtände gebieteriſch erheiſchen. Insbeſondere aber muß dieſer Grundſatz im Binnenverkehre ſtreng befolgt werden; hier muß ſtets, ſoll anders der Handel überhaupt gedeihen, jeder Gattung des Tauſches, dem Großhandel wie dem Kleinhandel, ein möglichſt freier Spielraum offen ſtehen. (S. **Handelspolitik**). KM.

Handelsgerichte. Ihr Zweck als beſonderer von den gewöhnlichen Civilgerichten verſchiedener Tribunale iſt der, alle in einer Handelsſtadt oder in einem beſtimmten Sprengel vorfallende Streitigkeiten über Rechte und Verbindlichkeiten des Kaufmannsſtandes, über Handelsangelegenheiten und mit dem Handel verwandte Gegenſtände, mit Zuziehung erfahrner Kaufleute, durch ein abgekürztes Verfahren, womöglich ohne proceſſualiſche Weiterungen, ſchnell und nach

Billigkeit zu entſcheiden. — Ob einige durch den Handel ausgezeichnete Völker des Alterthums Handelsgerichte in dieſem Sinne gehabt haben, iſt zweifelhaft. Es giebt Gelehrte, die z. B. bei den Athenienſern ein Handelsgericht finden wollen, weil Demoſthenes in einer ſeiner Reden eines Gerichts von ſechs Mitgliedern gedenkt, welches Handelsſachen entſchieden habe, und weil Xenophon in der Schrift über die Einkünfte des athenienſiſchen Staats der Handelsobrigkeiten gedenkt, und ſie zur ſchnellen Entſcheidung der Handelsſachen durch Prämien aufgemuntert wiſſen will. Es fehlt aber auch nicht an Gelehrten, die Wechſel, Aſſecuranzen und Banken ſchon im römiſchen Recht zu finden glauben! Daß dieſe z. B. einige Stellen des römiſchen Rechts, welche vom Gerichtsſtand des Vertrags (Forum contractus) oder von dem gewöhnlichen Gerichtsſtand, im Gegenſatz eines privilegirten, reden, oder dem Richter in Handelsſachen alle Spitzfindigkeiten unterſagen, ſofort von Handelsgerichten verſtehen, iſt ſehr natürlich! Entfernte Aehnlichkeiten und gleichlautende Worte gelten dieſen für Gleichheit der Sachen und Einrichtungen. Soviel iſt gewiß, daß die allgemeine Einführung der Handelsgerichte, wie ſie beſchrieben worden ſind, bei den vorzüglichſten handelnden Völkern dem Mittelalter angehört. Vermuthlich wurde in Italien — in Piſa — im elften Jahrhundert das erſte Tribunal der Art eingeführt und das vom Papſt Gregor VII. im Jahr 1075 beſtätigte Piſaniſche Seerecht, aus welchem das Consolato del mare zum Theil entlehnt ſeyn mag, war die Norm für ſeine Entſcheidungen. Anfangs waren die Handelsgerichte nicht ſowohl öffentliche vom Staat angeordnete Behörden, als vielmehr von der Kaufmannſchaft freigewählte und von der Staatsgewalt beſtätigte Schiedsrichter. Dieß ſieht man ſehr deutlich aus dem erſten Capitel des Consolato del mar. „Die guten Seemänner, Schiffer und Schiffsvolk,“ heißt es daſelbſt (nach Weſtorverus Ueberſetzung) „pflegen jährlich am Weihnachtstage um die Veſperzeit ſich entweder alle oder größtentheils an einem von ihnen gewählten und beſtimmten Ort zu verſammeln, und wenn ſie daſelbſt ſämmtlich oder der größte Theil von ihnen beiſammen ſind, ernennen ſie, nicht durchs Loos ſondern durch eine Wahl, zwei gute Männer, die in der Schiffahrtskunſt wohl erfahren ſind, zu ihren Conſuln, und einen andern von demſelben Gewerbe zum Appellationsrichter. An dieſen appelliren ſie von den Urtheilen beſagter Conſuln.“ Unter dem Namen Handelsconſuln wurden nun in den wichtigſten Handelsſtädten Europa's ſolche ſchiedsrichterliche Behörden errichtet, die ſich nach und nach in wirkliche Tribunale verwandelten, auch, wenigſtens zum Theil, mit Rechtsgelehrten beſetzt wurden. Der Papſt Paul III. beſtätigte die Handelsconſuln zu Rom; Franz II. geſtattete den Pariſer Kaufleuten im Jahr 1560 Schiedsrichter in Handelsſachen und im Jahr 1563 wurde das Pariſer Handelsgericht, welches aus einem Richter und vier Conſuln beſtand, errichtet. Bald erfolgte in allen wichtigen Handelsſtädten Frankreichs eine gleiche Errichtung. In London ſtellte Heinrich VII. ebenfalls beſondere Richter in Handelsſachen an. Der Vorſitzer des ſchon am 29ſten May 1447 errichteten Handelsgerichts der Hanſeſtädte führte den Namen Aldermann. Zu Nürnberg etablirte man am 16ten Juli 1621 unter dem Namen der verordneten Marktvorgeher ebenfalls ein eignes Handelsgericht, deßgleichen in Botzen im Jahr 1630. Selbſt die Reichsgeſetzgebung forderte die deutſchen Fürſten und Handelsſtädte zu Errichtung von Han-

delsgerichten auf, z. B. der Reichsabſchied von 1654, von 1668 und das kaiſerliche Commiſſions-Decret vom 10ten October 1668. In vielen Handelsſtädten waren jedoch die ſogenannten Handelsgerichte nicht ſowohl ganz für ſich beſtehende Behörden, als vielmehr Deputirte des Stadtraths z. B. in Frankfurt am Main und in Leipzig. Das aus zwei rechtsgelehrten und zwei kaufmänniſchen Mitgliedern des Stadtraths beſtehende Leipziger Handelsgericht, oder vielmehr die Deputation des Stadtmagiſtrats für Handelsſachen, wurde unter dem Churfürſten Johann Georg III. im Jahre 1682 niedergeſetzt, und mit einer ſehr kurzen Gerichtsordnung, in welcher auf die (ältere) Prozeßordnung hingewieſen wird, verſehen. Dagegen wurde das Geſuch der Kaufmannſchaft um ein vom Magiſtrat ganz abgeſondertes Handelsgericht und um eine vollſtändige neue Prozeßordnung für Handelsſachen abgeſchlagen. — Wenn ſich Handelsgerichte vornemlich oder allein mit Seeſtreitigkeiten beſchäftigen, werden ſie Admiralitätsgerichte genannt. Ein ſolches erhielt z. B. Hamburg im J. 1623. Beiſpiele neu errichteter Handelstribunale ſind die franzöſiſchen nach Vorſchrift des Code de commerce im J. 1808 errichteten und das neue Hamburger dieſen ſehr ähnliche Handelsgericht vom J. 1816. Die innere Einrichtung der Handelsgerichte iſt gewöhnlich die, daß ein Theil ihrer Beiſitzer, oder doch ihre Präſidenten Rechtsgelehrte ſind, der andere aus erfahrnen Kaufleuten beſteht, wovon letztere oft mehr die Eigenſchaft gutachtlicher Rathgeber über Eigenheiten des Handels und Kunſtverſtändiger, als die Qualität eigentlicher Richter haben. Ein oder mehrere Actuarien, Regiſtratoren, Copiſten und Boten beſorgen die Geſchäfte der Expedition. Die Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich gewöhnlich über alle in und außerhalb der Meſſen vorfallende auf Handelsangelegenheiten, Wechſel, Aſſecuranzen, Schifffahrt, Bodmerei, Haverei u. ſ. w. ſich beziehende Rechtsſtreitigkeiten, ferner über Concurſe der Kaufleute, über Miethen von kaufmänniſchen Gewölben und Kramladen, Dienſtverhältniſſe der Commis und Lehrburſchen, Waarenſchulden derer, die zu ihrer Profeſſion bei Kaufleuten Waaren auf Credit genommen haben, und es ſind ſowohl Einheimiſche als Fremde, die an dem Ort handeln und daſelbſt getroffen werden, Handelsfrauen, Schiffer oder Fuhrleute, welche Kaufmannsgüter abzuliefern haben, Mäkler, Güterbeſtäter und Handelsjuden vor ihnen Recht zu leiden ſchuldig. Das Verfahren iſt gewöhnlich mündlich und (wenigſtens der Abſicht der Geſetzgeber nach) gegen das Verfahren der gewöhnlichen Prozeſſe ſehr abgekürzt. Wo jedoch die Weitläufigkeit, Schwierigkeit und Verworrenheit der Sachen ein ſchriftliches Verfahren fodert, findet dieſes ebenfalls ſtatt. Die Abkürzung beſteht gewöhnlich darin, daß der Beklagte mündlich (ein oder einigemal) unter Einräumung einer kurzen Friſt vorgeladen und, wenn er ſich zweimal nicht ſtellt, mit Gewalt vors Gericht geholt (realiter citirt), daß die Klage mündlich angebracht, und daß nach erfolgtem Verhör der Partheien wo möglich ſofort eine Entſcheidung gegeben wird. Da dieſe aber ſelten möglich iſt, und die meiſten Sachen zum ſchriftlichen Verfahren verwieſen werden müſſen, ſo iſt denn für die Antwort auf die Klage ſo wie für den Beweis und Gegenbeweis eine viel kürzere Friſt, die entweder gar nicht oder nur ſehr ſelten verlängert werden darf, geordnet, das ſogenannte Hauptverfahren fällt aber ganz weg. Rechtsmittel gegen Urtheil, welche von demſelben Richter eine verbeſſerte Entſcheidung verlangen (Leuterung, Reviſion,

Reſtitution, ſ. Hamburger Handelsgerichtsordnung vom 15. Dec. 1815) werden nicht ſo leicht, Appellationen nur bei bedeutendem Gegenſtand des Rechtsſtreits, oder gegen Erlegung einer Unterliegungsſumme angenommen, das Endurthel und die Hälfe ohne Umſchweife vollzogen, auch wohl der Beklagte vor Eintritt der Rechtskraft eines Urthels zur gerichtlichen Niederlegung der eingeklagten Summe oder Cautionsbeſtellung angehalten u. ſ. w. Die Hauptzüge dieſes Verfahrens finden ſich ſchon im Conſolato del mare (ſ. Cap. 8—31) und liegen den meiſten Handelsgerichtsordnungen zum Grunde. Nach dem franzöſiſchen Handelsgeſetzbuch ſoll jedes Handelsgericht aus einem Gerichtspräſidenten, mehrern Richtern, deren Zahl nicht unter 2 und nicht über 8 betragen darf, ſo wie einigen, mit der Menge der Geſchäfte in Verhältniß ſtehenden Subſtituten der Richter, (Vicerichtern, ſuppléans) einem Gerichtsſchreiber (greffier) und einigen Gerichtsbedienten (huiſſiers) beſtehen (Code de commerce liv. 3 tit. 1. §. 615 — 624). Die Mitglieder eines Handelsgerichts werden aus den angeſehenſten Kaufleuten gewählt. Jeder Kaufmann, der 30 Jahr alt iſt und ſeit 5 Jahren mit Ehren gehandelt hat, kann zum Richter oder Vicerichter ernannt werden. Der Präſident muß 40 Jahr alt ſeyn und ſchon vorher ein richterliches Amt bekleidet haben. Die Wahl geſchieht durch geheime Abſtimmung. Die Gewählten wurden vor Antritt ihrer Aemter vereidet, dürfen dieſe nur 2 Jahr lang, und müſſen ſie unentgeldlich verwalten, können auch nur nach Verfluß eines Jahres nach Niederlegung ihrer Stellen von neuem gewählt werden. Das handelsgerichtliche Verfahren iſt im 25ten Titel des 2ten Buchs der Civilgerichtsordnung vorgeſchrieben, und den Vorſchriften des Conſolato de mare ſehr ähnlich. Von den Urtheln des Handelsgerichts wird an das Appellationsgericht, in deſſen Sprengel es ſich befindet, appellirt. Gkr.

Handelsgeſellſchaften, Handels-Compagnien. Man theilt dieſe Geſellſchaften in regulirte und in ſolche mit vereinten Fonds (Actiengeſellſchaften, Joint-Stock-Companies). Die erſtern bilden eine Kaufmannsgilde, wobei zwar jedes Glied für ſich, mit ſeinem eigenen Kapital und auf eigene Gefahr, handelt, zu der aber jede dazu geeignete Perſon nur gegen Entrichtung eines gewiſſen Eintrittsgeldes und gegen das Verſprechen, ſich den Anordnungen der Geſellſchaft zu unterwerfen, zugelaſſen wird. Die zweiten hingegen ſtellen eine moraliſche Perſon vor, welche mit dem von den einzelnen Gliedern zuſammengeſchoßnen Fonds nur Einen Handel treibt, an deſſen Gewinn oder Verluſt Alle Theil nehmen. Die erſtern gehören mit Zünften und Innungen in eine und dieſelbe Kategorie, denn ſie treiben wie dieſe ein Monopol, nur in erweitertem Umfange. Der Alleinhandel, welchen ſolche Geſellſchaften ſich zueignen, iſt für das Publikum um ſo drückender, je härter die Bedingungen ſind, auf welchen die Eintrittsfähigkeit ihrer Mitglieder beruht: daher iſt man in England mehrmals genöthigt geweſen, durch beſondere Parlamentsakten dem monopoliſtiſchen Drucke derſelben Einhalt zu thun und vorzüglich zu dem Ende die Bedingungen zu erleichtern, durch welche ſie den nicht zur Geſellſchaft gehörigen Kaufleuten den Zutritt zu erſchweren ſuchten. Auf jeden Fall geben dergleichen Handelsgeſellſchaften dem Nationalkapitale eine gezwungene, dem Ganzen nicht anders als nachtheilige Richtung. Man ſehe über die Oſtindiſche (Engl.) Compagnie, dem merkwürdigſten Inſtitute dieſer Art, den ſie betref-

fenden beſondern Artikel nach; desgleichen den Art. Seehandlungs-Societät (in Berlin.). K. M.

Handelspolitik, Handelspolizei, iſt die Lehre von den Grundſätzen, welche eine Regierung hinſichtlich des Handels-Verkehrs ihrer Unterthanen zu befolgen hat. Die Hauptgrundlage einer vernünftigen Handelspolitik muß immer die Freiheit ſeyn; alles, was dieſe begünſtigt, hilft dem Handel auf und alles, was ſie beſchränkt, iſt demſelben nachtheilig. „Freiheit,“ ſagt der Graf v. Soden mit Recht, „iſt das Grund-Prinzip des Welt-Organismus, frei gegeben hat die Natur dem Menſchen den Tauſch aller Bedürfniſſe. Gebirge ſind überſteigbar, Fluten und Meere trennen nicht Menſchen von Menſchen, nirgends eine chineſiſche Mauer; überall offenbart ſich das Urgeſetz der Welt, daß der Menſch dem Menſchen angehört, daß die unendliche Mannichfaltigkeit der Naturerzeugniſſe, der menſchlichen Fähigkeiten, nur deswegen da iſt, um durch Tauſch, durch Reibung allenthalben Uebung, Thätigkeit der Kraft, Fortſchritt zur Vollendung und dadurch wieder allenthalben Leben, Genuß, poſitiven Wohlſtand hervorzubringen und zu bereiten.“ — Insbeſondere muß die Regierung aller Störung und aller Einmiſchung in die Unternehmungen des Kaufmanns, alſo der unheilbringenden Tendenz zum Vielherrſchen entſagen. Der Handel iſt einem Fühlkraute (planta sensitiva) zu vergleichen, das kaum berührt werden darf, um erſchüttert zu werden. Daß der Handel überhaupt Statt habe, und daß er dem Ganzen nicht nachtheilig werde, begreift alles in ſich, was die Regierung beim Nationalverkehre zu berückſichtigen hat. — Darum ertheilten die Kaufleute eines bedeutenden brittiſchen Handelsplatzes dem Miniſter auf die Frage, was er nach ihrer Meinung am beſten für ihr Intereſſe thun könne, die ſinnige Antwort: „Se. Herrlichkeit möchten nur die Gnade haben, ihrer weder im Guten noch im Böſen zu gedenken.“ Eben ſo treffend äußerte ſich ein Mitglied der nordamerikaniſchen Geſetzgebung auf folgende Weiſe: „Höre ich eine europäiſche Regierung im Eingange ihrer Verordnung dem Volke verkündigen, ſie wolle den Handel beſchützen, dem Gewerbfleiße aufhelfen und die Manufakturen beleben, ſo zittere ich ſtets für die Unterthanen, und meine Beſorgniß iſt faſt immer durch den Erfolg gerechtfertigt worden; faſt immer nämlich haben Eure Regenten, indem ſie Euch zu beſchützen glaubten, die allgemeine Freiheit angetaſtet und das Nationalvermögen vergeudet.“ — Kommen unſere Regierungen nicht bald von dem Grundſatze zurück, daß eine Nation beim Handel nicht gewinnen könne, ohne daß die andere verliere, dreht ſich, wie bisher, ihre Handelspolitik nur um dieſe Achſe und leitet ſie ferner bei ihren Anſtalten zur Beförderung des Handels der unſelige Geiſt des Neides und der Eiferſucht, ſo kann das goldene Zeitalter des Handels nicht erſcheinen. Nur die möglichſte Unbeſchränktheit des in- und ausländiſchen Verkehrs iſt im Stande, jenes ſchon ſo lange erſehnte Zeitalter herbeizuführen. Möchten doch ſämtliche Regierungen endlich einmal die unwürdige Nationaleiferſucht ablegen, deren Streben dahin geht, alle Bedürfniſſe durch inländiſche Productivkräfte zu befriedigen, unbekümmert um die Schranken, welche Natur und Umſtände in den Weg legen, jene Nationaleiferſucht, welche die Geſetze dictirte, wornach alle Staatsbürger nur das genießen, nur damit ſich kleiden ſollen, was vaterländiſche Induſtrie hervorbringt; möchten ſie doch einſehen lernen, daß

jede Störung der freien Anwendung der Kapitale Entweihung des geheiligten Eigenthumsrechts iſt, möchten ſie an die Stelle der unzähligen Verordnungen, wodurch der Verkehr der Staaten unter einander gehemmt wird, andere treten laſſen, die ſie, ſtatt zu trennen, verbinden und alle wie ein gemeinſchaftliches Vaterland behandeln. Damit würde der Ueberfluß des einen Staats den Mangel des andern erſetzen, jeder würde die Gewerbzweige treiben, worin ihm Natur und Verhältniſſe die größten Vortheile verliehen, jeder würde folglich die möglich größten Werthe, ſeyen es Urprodukte, oder induſtrielle, oder kommerzielle, hervorbringen, ſie alle würden gewinnen und mit raſchen Schritten dem Nationalreichthum ſich nähern, die ſpäte Nachwelt noch würde die Weisheit ſolcher Geſetze ſegnen, unter deren Aegide ihr Wohlſtand aufblühte. — Der Egoismus und die Selbſtſucht, von einer langen Gewohnheit, von Nationalvorurtheilen und ewigen Vorurtheilen der Schule unterſtützt, ſcheinen hinſichtlich des Handels jetzt den Todeskampf zu kämpfen. Sollte aber das Syſtem der Beſchränkungen, der Verbote und willkührlichen Anmaßungen gewißer Stände und Zünfte ſiegen, dann ſehen wir einem Zuſtande der Dinge entgegen, der für die Ruhe der Nationen bedenklich werden muß. (S. Handelsfreiheit.) K. M.

Handelsprämien ſind Belohnungen, welche zur Beförderung der Ausfuhr oder Einfuhr gewiſſer Waaren aus der Staatscaſſe gezahlt werden; der Zweck derſelben iſt die Belebung des Handels und Gewerbfleißes der Nation, aber ſie wirken in der Regel gerade das Gegentheil; ſie ſind entweder unnütz oder, was noch öfter der Fall iſt, ſchädlich. Fehlt es nämlich in einem Lande an irgend einer Waare, und kann der Ausländer wegen des durch den Mangel derſelben erzeugten hohen Preiſes für ſeinen Ueberfluß einen vortheilhaften Abſatz auf unſern Märkten finden, ſo beſucht er ſie von ſelbſt, ohne daß wir nöthig haben, ihn durch Prämien herbeizulocken. Fehlt es aber auf unſern Märkten an der Waare nicht, ſind die Preiſe nicht hoch genug, um dem Ausländer einen vortheilhaften Abſatz ſeiner Waare bei uns zu verſprechen, ſo wird er ſich auch nicht durch die Prämie reizen laſſen, ſeine Vorräthe uns zuzuführen, denn was er an der Prämie gewinnt, muß er wieder am Preiſe verlieren, weil ſeine Konkurrenz die Preiſe gewöhnlich erniedrigen wird. Der einzige Fall, wo ſich ſolche Prämien etwa rechtfertigen laſſen mögen, mag der ſeyn, wenn durch ſie einer ſchon vorhandenen Hungersnoth abgeholfen werden ſoll und ſie gegeben werden um die Zufuhr von Lebensmitteln zu beſchleunigen. — Noch unnützer als Einfuhr-Prämien aber ſind die Ausfuhr-Prämien, welche letzteren zu dem Ende ertheilt werden, um die zu niedrigen Preiſe inländiſcher Produkte in die Höhe zu treiben. Sind die Preiſe der Waaren, deren Ausfuhr man auf dieſe Weiſe zu begünſtigen ſucht, wirklich zu niedrig, kann alſo der Ausländer bei uns mit Vortheil kaufen, ſo bedarf es keiner Prämie, um denſelben herbeizulocken, ſtehen aber die Preiſe unſerer Waaren dem Preiſe derſelben im Auslande gleich oder gar noch höher als dort, ſo iſt es thöricht, von der Prämienertheilung irgend einen Gewinn hoffen zu wollen. Den Gewinn aus dem Handelsverkehre, welcher durch die Prämie erzeugt wird, bezieht nicht der Inländer, ſondern vielmehr der Ausländer. Wie alle übrige Hülfsmittel, durch welche das Merkantilſyſtem (ſ. d. Art.) den inländiſchen Gewerbfleiß und den auswärtigen Handel eines Landes zu befördern ſucht, ſo kann auch die Prämie nur ſo viel bewirken, daß die Betriebſamkeit und

der Handel eines Landes in einen minder vortheilhaften Kanal geleitet werden als der iſt, wohin ſie fließen würden, wären ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Der Staat kann es ruhig der Speculation des Kaufmannsgeiſtes überlaſſen, für den Tauſch der wechſelſeitigen Bedürfniſſe, Produkte und Genußmittel allenthalben den vortheilhafteſten Markt aufzuſuchen, er bedarf dazu durchaus keiner Prämien. KM.

Handelsrecht. Dieſes Wort wird in doppelter Bedeutung genommen. Es bezeichnet entweder diejenigen Ausnahmen vom Civilrecht, welche zum Vortheil oder Nachtheil des Kaufmannsſtandes durch die Geſetze oder das Gewohnheitsrecht eines Staats beſtimmt ſind, oder man verſteht den ganzen Inbegriff der durch Geſetze oder Gewohnheiten (Uſancen) über den Handel und alle mit ihm nothwendig oder gewöhnlich verbundene Geſchäfte (Wechſel, Aſſecuranzen, Bodmerey, Haverey, Bankan-, Fuhrweſen, Spedition, Mäkler) feſtgeſetzten Rechtsgrundſätze darunter. Dann pflegt man es wohl auch wiederum nach ſeinen Hauptgegenſtänden zu zerſtückeln und von einem Wechſel-, Aſſecuranz-, Bodmerey-, Speditions-, Mäkler-, Fuhrmannsrecht, gleichſam als beſondern Theilen jenes Ganzen, zu ſprechen. Durch das Handelsgericht in der erſtern Bedeutung (welches man auch Kaufmannsrecht nennen könnte) wird gewöhnlich beſtimmt, wer in einem Staat zum Handel überhaupt oder zu einer beſondern Art deſſelben z. B. dem Groß- oder Kleinhandel — ausſchließlich befugt, in welchem Alter man zu den kaufmänniſchen Verpflichtungen fähig seyn, welche Schranken das Handelsrecht der Juden haben, was für eine Art Handel den Handwerkern oder auf den Dörfern geſtattet, ob und wann das Hauſiren geduldet werden ſoll, welche Beweiskraft den Handelsbüchern zuzuſchreiben ſey, welche Befugniſſe die Meß- und Marktfreiheit in ſich faſſe und wie lange ſie dauern, welche Rechte das Stapel- und Kranrecht (Stadteinlagerrecht, jus emporii, geranii) einer Handelsſtadt gebe, wer und welche Rechtsſachen der Gerichtsbarkeit der Handelsgerichte unterworfen ſeyen, auf welche Vorzüge bei entſtehenden Banquerouten der Commiſſionair wegen ſeiner auf die in Commiſſion genommene Waare verwandten Koſten, oder der, welcher kurz vor Ausbruch des Banquerouts Waaren creditirte, in Betreff der Rückfoderungen dieſer Waaren haben, wer zum Mäklergeſchäft befugt, und wozu der Mäkler berechtigt und verpflichtet ſeyn ſoll, wie gegen böſe Banquerouteurs und überhaupt in den Concurſen der Kaufleute zu verfahren ſey, u. ſ. w. Anlangend nemlich das ausſchließliche Recht des Kaufmannsſtandes auf Handelsgeſchäfte, ſo werden in großen Handelsſtädten gewöhnlich Kaufleute, Krämer und Höken als drey beſondere Claſſen von Handelsleuten unterſchieden. Wo der Handel überhaupt, oder eine beſondere Art deſſelben ins beſondere, zunftmäßig betrieben wird, iſt es, um Handel zu treiben, nicht hinreichend, das Bürgerrecht erlangt zu haben, man muß auch Mitglied der Kaufmannsgilde, der Krämerinnung oder des Hökenamtes geworden ſeyn. (S. v. Heß Beſchreibung Hamburgs Th. 2. S. 211 f.) In manchen Handelsſtädten, z. B. in Frankfurt am Main, findet für keine Art des Handels die Zunftverfaſſung ſtatt. In Leipzig haben nicht nur die Krämer ſondern auch die Tuchhändler eine beſondere Innung. Die Leipziger Krämerordnung iſt vom Churfürſt Johann Georg IV. im Jahr 1692 und die Tuchhändlerordnung vom König Auguſt I. im Jahr 1698 zuletzt revidirt und beſtätigt, und beide gelten in dieſer Geſtalt noch jetzt. Kaufleute und

Buchhändler hingegen ſind in Leipzig ohne Innungsverfaſſung. Das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch, welches unter Napoleon am 26. Dec. 1807 publicirt ward, umfaßt das Handelsrecht in beyden Bedeutungen und nach ſeinen wichtigſten Gegenſtänden, ob es gleich in Betreff der meiſten ſehr bedeutende Lücken hat, und ziemlich oberflächlich iſt. Es beſtimmt jedoch nicht blos die Vorrechte oder ſtrengere Behandlung des Kaufmannsſtandes, als Ausnahmen vom Civilgeſetzbuch, ſondern umfaßt zugleich das Ganze des Handels und alle mit ihm nothwendig zuſammenhangenden Gegenſtände, oder — ſtrebt wenigſtens darnach. Das Handelsrecht (in beiderlei Bedeutung genommen) hat ſich erſt im Mittelalter, vornemlich ſeit den Kreuzzügen, durch den Hanſeatiſchen Bund, durch die Entdeckung Amerika's, ſo wie des Wegs nach Oſtindien um das Vorgebürge der guten Hoffnung, ausgebildet und verdankt ſein Daſeyn größtentheils den Handelsgewohnheiten (uſances) und gutachtlichen oder richterlichen, meiſtentheils auf dergleichen (Uſancen) oder auf die Natur der Sache und Geſchäfte gegründeten Entſcheidungen merkwürdiger Rechtsfälle, weniger ausdrücklichen Geſetzen. Vielmehr waren und ſind die letztern größtentheils nur geordnete und mehr ausgebildete Darſtellungen jener. Die weltherrſchenden Römer verachteten den Stand der Kaufleute und den Handel zu ſehr, als daß ſie in ihren Geſetzen und in ihrer Gerichtsverfaſſung zum Vortheil des letztern hätten Normen beſtimmen ſollen. (Montesquieu Geiſt der Geſetze, Buch 21. C. 13) Streitigkeiten über Handelsſachen wurden daher bey ihnen vor den gewöhnlichen Gerichten und nach den für Kauf-, Mieth-, Niederlage- und andere Vertragsgattungen gültigen Rechtsgrundſätzen entſchieden. Blos die vielſeitige Anwendung und Erläuterung des bekannten Bruchſtücks des Rhodiſchen Geſetzes vom Wurf, (lex Rhodia de jactu) die Rechtsprinzipien vom Bodmereyvertrag, vom Schiffsrheder (exercitor) und Setzſchiffer (magister navis) und die Bewilligung einer Art von Meßfreiheit (Codex, Buch 4. T. 60.) verricthen bey ihnen die dunkle Ahnung eines Handelsrechts. Daß die bedeutendſten Handelsvölker der alten Welt, die Phönicier, Aegypter, Carthaginienſer, Rhodier, einige beſondere Handelsgeſetze als Ausnahmen vom Civilrecht gehabt haben mögen, iſt höchſt wahrſcheinlich, allein ſie ſind, (das erwähnte Bruchſtück des Rhodiſchen Geſetzes vom Wurf ausgenommen) nicht auf uns gekommen. Die bekannte Sammlung Rhodiſcher Seegeſetze iſt unächt, und vermuthlich im 7ten Jahrhundert gefertigt. Bey den Römern war die Ausreichung mit dem gewöhnlichen Civilrecht in Handelsſachen allenfalls möglich, da die Erfindung der wichtigſten Hülfsmittel des Handels, der Wechſel, Aſſecuranzen, Banken, der Handelsconſuln u. ſ. w. erſt das Erzeugniß ſpäterer Zeiten iſt. Die wichtigſte Quelle des Seehandels iſt das (vermuthlich zum Theil aus dem vom Papſt Gregor VII. im Jahr 1075. beſtätigten Piſaniſchen Seerecht entlehnte) ſo berühmte Conſolato del mare — größtentheils eine Sammlung von Seegebräuchen und rechtlichen Entſcheidungen von Handelsſtreitigkeiten durch Schiedsrichter und Handelsconſuln, welches im Jahr 1599 in italieniſcher Sprache gedruckt erſchien. Auf daſſelbe gründen ſich die beiden alten Hauptgeſetze des franzöſiſchen Handelsrechts, die Ordonnance de commerce von 1673 und die Ordonnance de la marine von 1687, woraus das franzöſiſche Handelsgeſetzbuch (Code de commerce) ſo wie der vom Seerecht handelnde Theil des preuß. Landrechts größtentheils geſchöpft ſind. Vergleicht man den Theil des

franzöſiſchen Handelsgeſetzbuchs, welcher vom Seerecht handelt, mit dem Conſolato del mare, ſo erſcheint es nur als ein beſſer geordneter kurzer Auszug aus demſelben. England hat für das Handelsrecht weniger ausdrückliche Geſetze, als Gewohnheitsrechte und Gebräuche, zu welchen das Conſolato del mare, und die übrigen alten Seerechte, das Wisbyer Waterrecht, die Brüſſeler, Amſterdamer, Antwerpner und Lübiſchen Seerechte, die Jugements d'oleron u. ſ. w. die Grundlagen enthalten. (S. Beneke's vorzügliches Werk, Syſtem des Aſſecuranz- und Bodmereywesens, Hamburg 1805, 1ten Band S. 14.) In Deutſchland richtet man ſich in Betreff der Streitigkeiten über Aſſecuranzen im Mangel beſonderer Territorialgeſetze nach der Antwerpner Aſſecuranzordnung Philipps II. und der ihr ſehr ähnlichen Amſterdamer Aſſecuranzordnung. In Betreff des Wechſelrechts hat beinahe jeder bedeutende deutſche Staat ſeine eignen Geſetze (denn eine allgemeine deutſche Wechſelordnung hat es nie gegeben), unter welchen die Leipziger Wechſelordnung im Jahr 1682 eines der vorzüglichſten und bey weitem vollſtändiger, als das franz. Handelsgeſetzbuch iſt. Bei andern Handelsſtreitigkeiten, ja ſelbſt in Wechſelſachen, helfen ſich die deutſchen Tribunäle im Mangel an Territorialgeſetzen und deutlichen Verträgen mit der Natur der Handelsgeſchäfte und den aus ihr reſultirenden Grundſätzen, oder mit analogiſcher Anwendung des röm. Rechts. Gkr.

Handelsſchulen gehören zu den wichtigſten Mitteln, den Handel zu befördern und auszubreiten, ſind aber von den Regierungen ſeither beinahe gänzlich vernachläſſigt worden. Denn wir ſehen faſt nirgends die Regierungen Lehranſtalten für den Handel unterſtützen, deren hoher Werth für den Nationalwohlſtand ſich doch ſo klar ausſpricht. Kaum beſtehen hier und da einzelne Privatlehranſtalten der Art, einzig für die Reichen zugänglich; von einer Beurkundung der Befähigung zum Kaufmannsſtande iſt faſt nirgends die Rede, daher dann, ſtatt des für Völkerwohl ſo wichtigen liberalen merkantiliſchen Geiſtes, jener engherzige Kramergeiſt, welcher der allgemeinen Wohlfahrt durchaus nicht frommt.

Handelsſteuer oder Alcavala wurde unter Alfons XI. 1342 zuerſt in Alt-Caſtilien, Leon und Galicien eingeführt, um neue Hülfsquellen zum Kriege gegen die Mauren zu ſchaffen, aber nach des Königs Zuſage ſollte ſie nicht länger, als während der Dauer der Belagerung von Algeziras erhoben werden. Die Neuerung erweckte lebhaften Widerſpruch, als ob die Verſtändigen die Nachtheile geahnet hätten, die ſpäter daraus entſtanden. Sieben Jahre ſpäter übernahmen auch die übrigen, zum caſtiliſchen Reiche gehörigen, Landſchaften die Alcavala durch einen Reichstagsbeſchluß, und ſeitdem blieb dieſe Steuer für immer eingeführt. Die Alcavala mußte von allem, was verkauft oder vertauſcht ward, von rohen Stoffen, wie von Fabrikaten, bei jedem Wechſel des Eigenthums, und zwar jedesmal nach dem Verkaufspreiſe, bezahlt werden. In ältern Zeiten betrug ſie den 21ſten oder 20ſten, ſpäter den 10ten Theil des Kaufgeldes. Seit 1785 ward ſie ſehr vermindert, blieb aber noch immer ſo ſchädlich, daß durch die Aufhebung derſelben in den neueſten Zeiten auch eine von den vielen Hemmungen des Handels und Gewerbfleißes weggeräumt ward. R.

Handelstractate, Handelsverträge, Kommerztractate, ſind Uebereinkünfte einzelner Staaten mit einander hinſichtlich des wechſelſeitigen Tauſches ihrer Ur- und induſtriellen Producte. — In ſo fern dergleichen Verträge den Zweck haben, die ge-

ſtörte wechſelſeitige freie Einfuhr der Producte wieder herzuſtellen, ſind dieſelben den Grundſätzen der Nationalökonomie angemeſſen. Jeder Handelstractat aber, welcher mit dieſer freien Einfuhr zugleich die Ausſchließung anderer Nationen verbinden will, iſt jenen Grundſätzen entgegen, denn er verſetzt die Staaten, welche denſelben abgeſchloſſen, in einen feindlichen Zuſtand mit allen übrigen Staaten. Mittelſt ſolcher Verträge machen ſich gewöhnlich zwei Länder verbindlich, ihren gegenſeitigen Verkehr durch Monopole zu begünſtigen. Die natürliche Folge eines ſolchen Vertrags iſt, daß das Handelskapital beider Länder in einen Kanal gedrängt wird, dem es außerdem nicht zugeſtrömt wäre, und daß beide Nationen die begünſtigten Waaren theurer und ſchlechter erhalten als bei einer freien Concurrenz der Fall geweſen wäre; die höhern Gewinnſte, welche das Monopol den Kaufleuten und Producenten jener Waaren verſchafft, werden durch dieſe Nachtheile bei weitem überwogen. Nicht minder ſchädlich wirken dergleichen Handelsverträge, wenn die gegenſeitige Vergünſtigung der Waareneinfuhr mittelſt Auflagen geſchieht. Die Nationalökonomie, ſagt der Graf v. Soden mit Recht, erkennt keine Uebereinkunft über die Auflagen des Handels, denn bei einem unabhängigen Volke ſind das Vermögen deſſelben und der Bedarf ſeines Aufwandes die einzigen Regulatoren der Auflagen, jeder Handelstractat, welcher in dieſer Hinſicht Vorſchriften enthält, iſt alſo eine Entſagung jener Unabhängigkeit und ſtört die Regierung in dem freien Spielraume der Geſetzgebung nach richtigen nationalökonomiſtiſchen Grundſätzen; der Tractat mag übrigens die Größe dieſer Auflagen betreffen oder die Art ihrer Vertheilung. Eben darum iſt die Geſchichte der Handelsverträge ſo dürftig, eben darum liefert ſie uns nur das grämliche Gemälde des Mißbrauchs phyſiſcher und moraliſcher Macht, der Stärke und Ueberliſtung, eben darum haben alle ſolche Verträge von ihrer Geburt an gekrankt, ihr ephemeres Daſeyn hat nur gedient, die Kabinete und die Diplomatie mit Klagen über Verletzung und Treuloſigkeit zu erfüllen und den Vorwand zur Störung der allgemeinen Ruhe zu liefern. Die Geſchichte der Handelsverträge aller Nationen beurkundet, daß alle Verſuche der Politik, den Nationalwohlſtand durch ſie zu erhöhen, verunglückt ſind; nicht Einer, der nicht von einer, oft von beiden Nationen, als nachtheilig betrachtet worden wäre, ſo durchdacht ihn auch die Staatsmänner (die freilich dabei oft ganz im Blinden tappten) der Regenten glaubten; der Grund lag darin, weil alle Handelstractate nur die Beſtimmung wechſelſeitiger Beſchränkungen des Handels enthielten, indeß ſein Flor einzig in der Freiheit beſteht und beſtehen kann. Allgemeines Anerkenntniß des Grundſatzes der Nationalökonomie: daß nur aus dem gegenſeitigen freien Tauſche der Erzeugniße und Kräfte Wohlſtand hervorgehen kann, iſt der einzige rechtliche und feſtbegründete Handelsvertrag, und daher der Friede von Nimwegen (von 10ten April 1678) der einzige philoſophiſche Tractat dieſer Art. KM.

Handlung. In Beziehung auf Werke ſchöner Kunſt gebraucht man dieſes Wort in einem weitern und einem engern Sinne. Im weitern Sinne nennt man eine überraſchende abwechſelnde Mannichfaltigkeit von Vorſtellungen, ein beſonders lebhaftes Spiel der Seelenkräfte, welches ſich in einem Kunſtwerk ausdrückt, Handlung, und legt ſie ſelbſt einer Ode, einer Elegie und ähnlichen Werken bei; im engern Sinne aber wird ſie nur Werken zugeſchrie-

ben, welche Begebenheiten in erzählender oder dramatiſcher Form darſtellen, wie die Fabel, das Epos, der Roman, das Drama, und man verſteht darunter im Allgemeinen ein Ganzes von Veränderungen eines oder mehrerer lebenden Weſen. (Vergl. Drama.) Um aber den Stoff eines Kunſtwerks abgeben zu können, muß die Handlung Einheit haben, d. h. alle ihre Veränderungen müſſen aus einem gewiſſen Anfangspunkte bis zu einem gewiſſen Ziele in ſteter und deutlicher Folge entwickelt ſeyn; ſie muß wahr ſeyn, d. h. mit den Geſetzen des Denkens und der Natur übereinſtimmen, und endlich ein intellectuelles, moraliſches und äſthetiſches Intereſſe haben, d. h. dem Verſtande, dem allgemeinen Sittengeſetz und dem Kunſtſinne genügen. — Ueber Handlung als gleichbedeutend mit Handel, ſ. Handel.

Handwerk iſt diejenige Beſchäftigung, durch welche theils ganz rohe, theils halb veredelte, theils ganz veredelte Naturproducte nach gewiſſen Regeln entweder um Lohn oder für den Verkauf zu Sachen verarbeitet werden, die zur Befriedigung der Nothdurft, der Bequemlichkeit, des Vergnügens und des Wohllebens gehören. Allein das Wort Handwerk bedeutet auch oft die gemeinſchaftliche Verbindung der Verarbeiter jener Naturproducte, welche den allgemeinen Namen Handwerker erhalten haben. In den älteſten Zeiten gab es gar keine beſondere Claſſe von Arbeiten und Arbeitern unter dem Namen Handwerke und Handwerker, ſondern die Frauensperſonen überhaupt, die Weiber aber insbeſondere, und Knechte machten alle die unentbehrlichſten Sachen. Als man zu einem höhern Grade von Cultur gekommen war, bildeten ſich die Handwerke aus, und bis zum 10ten Jahrhundert beſchäftigten, außer Frauensperſonen und Sklaven, ſich mit Betreibung der Handwerke ſelbſt noch freigeborne Herren und Damen, dann aber faſt ausſchließlich nur Freigelaſſene, die förmliche um Lohn arbeiteten, und Mönche und Nonnen in Klöſtern, die für ſich und zum Verkauf Sachen verfertigten. Mit der Entſtehung und Vermehrung der Städte endlich bildete ſich das heutige Verhältniß der Handwerke nach und nach aus. In Rückſicht auf Zunftweſen (ſ. Gilde) theilt man die Handwerke ein in zünftige, die in Innungen eingeſchloſſen ſind, und unzünftige; ferner in geſperrte oder geſchworne, die keinen Fremden ihr Handwerk lehren, z. B. in Nürnberg die Ahlenſchmiede, Bleiſtiftmacher, Schellenmacher ꝛc., und ungeſperrte oder freie; in geſchloſſene, wo die Meiſterzahl feſtgeſetzt iſt, und ungeſchloſſene; in geſchenkte, deren wandernde Geſellen ein Geſchenk als Reiſegeld erhalten, und ungeſchenkte; in Beziehung auf die zu verarbeitenden Materialien und auf die Art ihrer Verarbeitung theilt man ſie endlich ab in grobe, z. B. Schmiede, Zimmerleute ꝛc., und feine, z. B. Schloſſer, Drechsler ꝛc., in Feuerarbeiter, z. B. Schmiede, Schloſſer ꝛc. und Nichtfeuerarbeiter ꝛc. König Heinrich war der erſte, der 1231 zu Worms einen Reichstagsſchluß zu Stande brachte, die Zünfte abzuſchaffen, worauf bereits 1232 die ähnliche Verordnung des Kaiſers Friedrich II. erfolgte. — Handwerkspolizei iſt die Sorgfalt der Regierung, ſolche Anordnungen zu machen, daß es im Staate nicht an hinreichenden Handwerkern fehle, und Niemanden die Erlernung eines Handwerks verſagt werden darf, daß das Meiſterwerden als Beweis ihrer Geſchicklichkeit nicht koſtſpielig ſey, daß ſie als Meiſter keine ſchlecht-

Waare verfertigen und verkaufen dürfen, und daß zur Verhütung ſchlechter Waare in jedem Handwerke Schaumeiſter angeſtellt werden. — Handwerksrecht iſt der Begriff rechtlicher Beſtimmungen, welche die Handwerker und die ſie angehenden Rechtsſtreitigkeiten betreffen. Die Quellen zur Erlernung deſſelben ſind die Landesgeſetze, Handwerksartikel oder Handwerksordnungen, Handwerksgebräuche, richtige Begriffe und Anſichten der Handwerksgeſchäfte und die beſondern einzelnen Handwerkern ertheilten Privilegien.

Hanf (Cannabis sativa). Dieſe nützliche Pflanze, die einzige ihres Geſchlechts, ſtammt aus Oſtindien, wo ſie, wie auch in andern Theilen Aſiens, wild wächſt, und eine Höhe von drei bis zehn Fus erlangt. Die Geſchlechter ſind völlig getrennt, und eigentlich iſt Hanf die männliche, Fimmel aber die weibliche Pflanze. Die Landleute kehren jedoch die Namen gerade um. Jetzt wird der Hanf in vielen europäiſchen Ländern, beſonders in Polen und Rußland ſehr ſtark gebaut. Er verlangt einen fetten und etwas feuchten Boden. Die Behandlung des Hanfes iſt in der Kürze folgende. Wenn die Blüthe vorbei iſt, und an den männlichen Pflanzen die Büſchel zu vertrocknen anfangen, ſo rauft man ſie aus; ungefähr ſechs Wochen ſpäter werden die weiblichen Pflanzen reif, welche den Saamen tragen, den man zuvörderſt ausklopft. Dann werden die getrockneten Hanfſtengel männlichen und weiblichen Geſchlechts wie der Flachs bearbeitet. Es wird jährlich, inſonderheit für das Schiffsweſen, zu Segeln, Tauen, Seilen, Stricken, Netzen, Sack- und Packtüchern und dergl., eine ungeheure Menge Hanf verarbeitet. Die nordiſchen Reiche, Preußen, Polen und Rußland, verſehen faſt ganz Europa damit. Das Werrig wird zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Den Saamen genießen viele Vögelgattungen und in Polen und Rußland auch Menſchen. Das daraus gepreßte Oel dient zum Brennen, auch wohl ſtatt des Baumöls an Speiſen. Die Morgenländer bereiten aus dem Kraut ein berauſchendes einſchläferndes Mittel, das ſie Bangue oder Maslach nennen.

Hangematte iſt auf den Seeſchiffen eine hängende, an beiden Enden oder an den vier Zipfeln aufgehängte grobe Leinwand, oder ein Segeltuch, rund herum mit Segeldrath benäht, welches den Menſchen zur Bettſtelle dient, und daſelbſt die zweckmäßigſte Lagerſtätte iſt, weil es eines Theils dem darin Liegenden das unangenehme Schwanken des Schiffes durch ſein ſich immer herſtellendes Gleichgewicht weniger fühlbar macht, und andern Theils am Tage, wo es zuſammengerollt und beſeitigt wird, viel Raum erſpart. In warmen Ländern aber, namentlich in Oſtindien und Amerika, hat man auch auf dem Lande Hangematten, welche beſſer und bequemer eingerichtet ſind. Man bedient ſich ihrer ſowohl zu Hauſe als auf Reiſen; dort werden ſie an eigne, in den Zimmern dazu eingerichtete Pfeiler und hier an ein Paar Baumäſte aufgehängt und befeſtigt. Sie gewähren den Vortheil, daß man beſonders vor dem läſtigen kriechenden Ungeziefer geſichert iſt. Auch laſſen ſich die Vornehmen in Oſtindien in dergleichen Hangematten tragen.

Hangewerk heißt in der Baukunſt ein hangendes Werk, d. h. eine Verbindung von Balken, Streben, Säulen, Riegeln u. ſ. w., welche bei Dächern, Brücken, Böden, Sälen angebracht wird, wo der untere Raum frei bleiben ſoll, alſo keine Säulen angebracht werden dürfen, die Laſt zu tragen, welche von oben her gehalten werden

muß und alſo gleichſam hängt. Werden dabei Strebebänder unter den Balken angebracht, ſo heißt es ein Sprengewerk; ein **Hange- und Sprengewerk** aber, wenn beide Arten vereinigt ſind.

Hannibal, ein Sohn des Hamilkar Barkas, geb. im J. 247 vor Chr., war neun Jahr alt, als ſein Vater, dem er in den Krieg nach Spanien zu folgen begehrte, ihn am Altar ſchwören ließ, ſtets ein unverſöhnlicher Feind der Römer zu ſeyn. Hamilkar bemühte ſich ſeitdem, ihm den tiefen Haß einzuflößen, den er ſelbſt gegen Rom nährte. Hannibal war in Spanien Zeuge der Eroberungen ſeines Vaters. Als aber derſelbe neun Jahr nachher in einer Schlacht in Luſitanien geblieben, und ſein Eidam Hasdrubal zu ſeinem Nachfolger ernannt worden war, kehrte der junge Hannibal in ſein Vaterland zurück, bis er vier Jahr ſpäter, in einem Alter von 22 Jahren, auf Hasdrubals Wunſch wieder bei dem Heere erſchien. Die Krieger erblickten in ihm den ihnen einſt ſo theuern Hamilkar; er machte drei Feldzüge, und gab ſo große Proben ſeiner Talente und ſeiner Tapferkeit, daß ihm das Heer nach Hasdrubals Ermordung, im Jahr 221 vor Chr., den Oberbefehl unter den lebhafteſten Zurufungen übertrug. Treu ſeinem erſten Eide, ließ der 26jährige Feldherr bald merken, daß er die mit Rom geſchloſſenen Tractate zu brechen geneigt ſey, ſobald ſich ihm eine Gelegenheit dazu darbieten würde. Dies geſchah durch die Eroberung Sagunts, die Hannibal mit Genehmigung des carthagiſchen Senats, nach einer achtmonatlichen Belagerung, in welcher alle Mittel des Angriffs und der Vertheidigung erſchöpft worden waren, vollbrachte. Die Römer erſchraken über das Schickſal Sagunts, und ſchickten Geſandte nach Carthago, um die Auslieferung Hannibals zu verlangen. Man zögerte, und ſie erklärten den Krieg. Hannibal verſammelte ſogleich ein mächtiges Heer, und entwarf den kühnen Plan, die Pyrenäen und Alpen zu überſteigen und die Römer mitten in Italien anzugreifen. Nachdem er für die Sicherheit Afrika's geſorgt und ſeinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere in Spanien zurückgelaſſen, brach er mit 90,000 Mann Fußvolk, 40 Elephanten und 12,000 Reitern auf, durchzog mit bewundernswürdiger Schnelligkeit mitten im Winter ganz Gallien und langte am Fuße der Alpen an. In neun Tagen hatte er den Gipfel derſelben erſtiegen. Aber von dem furchtbaren Heere, mit welchem er ausgezogen war, hatte er nur noch 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter übrig, die mehr bleichen Todtengerippen als lebenden Menſchen glichen. Dennoch verlor er den Muth nicht; nur zwiſchen Sieg und Tod war zu wählen. Er nahm Turin, wodurch er ſich die Lebensmittel ſicherte und den ciſalpiniſchen Galliern Muth machte, ſich mit ihm zu vereinigen. Auch würden dieſe ſich noch zahlreicher unter ſeine Fahnen geſtellt haben, wäre nicht Publius Scipio mit einem römiſchen Heere, das er bei Piſa gelandet, in Eilmärſchen herangerückt. Am Fluß Ticinus traf man auf einander. Ein Angriff der numidiſchen Reiterei entſchied den Sieg für Hannibal. Scipio vermied ein neues Gefecht, und zog ſich bis über die Trebia zurück, ohne die Feſtung Claſtidium retten zu können. Unterdeß war Sempronius mit einem zweiten Heer angelangt. Anfangs durch daſſelbe in Schranken gehalten, weiß er bald den jähzornigen Gegner zum Kampfe zu reizen, legt einen Hinterhalt bei der Trebia, turnirt das römiſche Heer und vernichtet es. Die Römer verloren ihr Lager und 26,000 Mann. Als Sieger über zwei Heere nahm Hannibal jetzt Winterquartiere bei den ciſalpiniſchen

Galliern, die ſeine Bundesgenoſſen wurden. Bei Eröffnung des neuen
Feldzugs ſah er ſich an den Ausgängen der Apenninen von zwei neuen
Heeren erwartet. Er beſchloß ſie einzeln zu ſchlagen und Flaminius
vor der Ankunft ſeines Mitconſuls aufzureiben, täuſchte ihn durch
falſche Märſche, rückte hinter den Apenninen vor und drang in meh-
reren Colonnen durch die Moräſte von Cluſium. Vier Tage und vier
Nächte marſchirten die Carthager durch Sümpfe. Ihr Anführer ſelbſt,
der den letzten noch übrigen Elephanten beſtiegen hatte, rettete ſich
nur mit Mühe, und verlor ein Auge durch eine Entzündung, die er
nicht hatte abwarten können. Kaum aber hatte er das trockne Feld
wieder gewonnen, als er alle Mittel anwendete, Flaminius zu einer
Schlacht zu zwingen. Er verheerte alles mit Feuer und Schwert,
nahm den Schein an, als wollte er auf Rom losgehen, wandte ſich
aber plötzlich in ein enges, von faſt unzugänglichen Felſen im Hinter-
grunde geſchloſſenes Defilee. Flaminius folgt ihm unbeſonnen nach,
und wird ſogleich angegriffen. Da erfolgte, nahe am Traſimen, jene
blutige Schlacht, in welcher Liſt und Talent über römiſche Tapferkeit
triumphirten. Auf allen Seiten angegriffen, wurden die Legionen der
Römer niedergeſchlagen, ohne ſich entfalten zu können. Bereichert
durch die Beute des überwundenen Feindes, bewaffnete Hannibal jetzt
ſeine Krieger nach Art der Römer, und drang in Apulien ein, allent-
halben Schrecken verbreitend. Das beängſtigte Rom hatte ſein Heil
dem Dictator Fabius Maximus anvertraut, der es verſuchte, durch
Zaudern die Kraft der Carthager zu erſchöpfen. Er bekämpfte Han-
nibal mit Hannibals Waffen, folgte ihm allenthalben, ohne ihn errei-
chen zu wollen, überzeugt, daß die Carthager ein verwüſtetes Land nicht
lange behaupten können. Dieſe werden indeß von ihrem Feldherrn
in die Ebenen von Capua geführt, welcher dadurch die erſchrockenen
Städte dem Bunde der Römer untreu zu machen und Fabius von
den Berghöhen herabzuziehen hofft. Aber plötzlich befand er ſich in
derſelben Schlinge, in welcher Flaminius untergegangen war. Ein-
geſchloſſen zwiſchen den Felſen von Formiä, dem Sande von Lec-
ſternum und den dort befindlichen Seen, konnte er nur durch eine
Liſt ſich retten. Er ließ tauſend Rinder zuſammenbringen, ihnen
Feuerbrände an den Hörnern befeſtigen, und ſo dieſe wüthenden Thiere
mitten in der Nacht gegen die von den Römern bewachten Defileen
treiben. Erſchrocken über die Wundererſcheinung verließen dieſe die
Anhöhen, und Hannibal erzwang den Durchgang. Die Römer, unzu-
frieden mit Fabius und ſeiner Zögerung, theilten jetzt die Dictatur
zwiſchen ihm und dem Minutius Felix, ſeinem Befehlshaber der Rei-
terei. Dieſer, voll Begierde zu ſchlagen, fiel bei Gerunium in einen
Hinterhalt und wäre ohne des Fabius großmüthigen Beiſtand verlo-
ren geweſen. Als dieſer Feldzug beendigt war, ſchienen auch die an-
dern römiſchen Feldherrn nichts dem Zufall überlaſſen zu wollen, und
zögerten nach des Fabius Beiſpiel. Hannibal ſah mit Kummer ſein
Heer ſich langſam aufreiben, als Terentius Varro, der neue Conſul,
ein unwiſſender und eingebildeter Mann, das Commando der Legionen
übernahm. Hannibal hatte Cannä eingenommen und die Römer in
die Nothwendigkeit verſetzt, eine Schlacht zu liefern. Beide Heere
ſtanden einander gegenüber; Paulus Aemilius, des Varro Mitconſul,
wollte die Schlacht aufſchieben, wegen der Nachtheile des Terrains,
Varro dagegen wählte den Tag ſeines Oberbefehls und gab das Zei-
chen zum Angriff. Ueber 60,000 Römer deckten die Ebene, die ſich
am Aufidus und dem Flecken Cannä hinzieht; auch Aemilius war un-

ter den Todten. Hannibal überſchickte dem carthagiſchen Senat ein Scheffelmaß voll goldner Ringe, die man den auf dem Schlachtfelde gebliebenen römiſchen Rittern abgezogen hatte. Aber ſtatt auf Rom loszugehen, rückte Hannibal gegen Neapel. Sein Befehlshaber der Reiterei ſagte damals: „Du weißt zu ſiegen, Hannibal, aber du weißt nicht den Sieg zu benutzen!" Das vor Schrecken betäubte Rom würde, wie es ſcheint, dem Sieger nicht haben widerſtehen können, wenn derſelbe vor ſeinen Thoren erſchienen wäre. Statt deſſen ging Hannibal nach Capua, welches ihm ſeine Thore öffnete. Der Aufenthalt in dieſer üppigen Stadt verweichlichte ſeine Soldaten, jedoch verloren ſie ihre Diſciplin nicht. Kein römiſcher Feldherr wagte ſeit der Schlacht bei Cannä in der Ebene vor Hannibals Heer ſich zu lagern. Aber ungeachtet ſeiner glänzenden Siege und des hohen Anſehns ſeiner Partei in Carthago wußten doch Hanno und ſeine Anhänger den Succurs zu verzögern, den der Ueberwinder der Römer gefodert hatte, und Hannibals Bruder Mago erhielt mit Mühe 12,000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter, und mußte überdies mit dieſer ſchwachen Unterſtützung den Weg durch Spanien nehmen. Dadurch ward Hannibal gezwungen, ſich auf die Defenſive zu beſchränken. Capua wurde von zwei conſulariſchen Heeren belagert und war der Uebergabe nahe. Hannibal hoffte es durch eine kühne Unternehmung zu retten, drang gegen Rom vor, und lagerte ſich im Angeſicht des Capitols (im J. 211 v. Chr.); aber die Römer ließen ſich nicht ſchrecken. Capua fiel. Dieſer glückliche Erfolg gab ihnen die entſchiedenſte Ueberlegenheit, denn faſt alle Völker Italiens erklärten ſich jetzt für ſie. Von dem Conſul Claudius Nero in ſein Lager zurückgeworfen, konnte Hannibal nichts verſuchen, um ſich mit ſeinem Bruder Hasdrubal zu vereinigen. Schon hatte dieſer die Apenninen überſtiegen, als er von demſelben Nero im J. 207 angegriffen und getödtet wurde, welcher das blutige Haupt in das Lager des Hannibal werfen ließ. Dieſer hob ſein Lager auf und zog ſich in das Land der Bruttier zurück. Hier, von Hinderniſſen umringt, kämpfte er noch mit ungleichen Kräften gegen die ſiegreichen Heere und behauptete ſich glücklich. Aber jetzt trug Scipio die römiſchen Waffen nach Afrika und ſetzte Carthago in Schrecken, welches Hannibal zu ſeinem Schutze zurückrief. „Nicht Rom, ſondern Carthago's Senat hat den Hannibal beſiegt," rief er im tiefſten Schmerz aus, als er den Befehl las, Italien zu verlaſſen. Er ſchiffte ſeine Truppen ein, ließ die Bundesgenoſſen, die ihm zu folgen ſich weigerten, umbringen, und verließ im J. 203 das Land, das er ſechzehn Jahre lang gegen Roms ganze Macht behauptet hatte. Er landete in dem Hafen von Leptis, zog einen Theil der Numidier an ſich, und nahm ſein Lager bei Adrumet. Scipio bemächtigte ſich indeß mehrerer Städte, und machte die Einwohner zu Sklaven. Hannibal, von ſeinen Landsleuten zu einer entſcheidenden Schlacht genöthigt, rückte ihm entgegen, und lagerte ſich bei Zama, fünf Tagereiſen von Carthago. Eine Unterredung zwiſchen beiden Feldherren, in welcher Hannibal Friedensvorſchläge that, blieb fruchtlos. Sie trennten ſich mit dem Entſchluß, die Waffen entſcheiden zu laſſen. Dieſe Entſcheidung fiel zu Hannibals Nachtheil aus. 20,000 Carthager blieben auf dem Platze und eben ſo viele wurden gefangen. Hannibal floh nach Adrumet, ſammelte die Flüchtlinge, und brachte in wenigen Tagen wieder ein Heer zuſammen, mit dem er ſich den Fortſchritten des Siegers entgegenſtellen konnte. Darauf ging er

nach Carthago, und erklärte dem Senat, daſs die einzige Rettung im Frieden ſey, und bewog ihn, ſich dafür geneigt zu erklären. So endigte ſich nach 18 Jahren dieſer blutige Kampf doppelt verderblich für Carthago, das ſich nicht nur ſeiner alten Eroberungen beraubt ſah, ſondern mit ſeiner Flotte auch die Hoffnung verlor, je dieſen Verluſt erſetzen zu können. Hannibal blieb deſſen ungeachtet in vollem Anſehn, und erhielt den Oberbefehl über ein Heer im Innern von Afrika. Als aber Rom auf ſeine Zurückberufung drang, ertheilte man ihm das Richteramt, in welchem er nicht minder ſein großes Talent entfaltete. Aber die Partei des Hanno ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, und klagte ihn bei den Römern an, daß er geheime Verbindung mit König Antiochus von Syrien unterhalte, um den Krieg aufs neue zu entzünden. Römiſche Abgeordnete erſchienen in Carthago, um ſeine Auslieferung zu verlangen. Er rettete ſich durch die Flucht, ging nach Cercina, und von da nach Tyrus, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, und begab ſich in der Folge nach Epheſus, wo Antiochus ſeinen Hof hielt. Er bewog dieſen Fürſten, den Römern den Krieg zu erklären, und zeigte ihm, daß Italien der Schauplatz deſſelben ſeyn müſſe. Antiochus genehmigte die Plane Hannibals, als aber dieſer ſeinem Vaterland ein Bündniß anbieten ließ, ſiegten ſeine Feinde im Senat und vereitelten den glücklichen Erfolg des ganzen Unternehmens. Hannibal erhielt zwar den Oberbefehl über die ſyriſche Flotte, und griff mit derſelben die Rhodier, Roms Bundesgenoſſen, an, ſah ſich aber durch die Treuloſigkeit eines ihm untergeordneten Befehlshabers zum Rückzug gezwungen; Antiochus ſelbſt wurde durch eine Reihe von Fehlern und Unglücksfällen bewogen, mit den Römern einen ſchimpflichen Frieden zu unterhandeln. Hannibals Auslieferung war eine von den Bedingungen deſſelben; er rettete ſich jedoch durch die Flucht nach Creta und Armenien, und folgte von da den Einladungen des Königs Pruſias von Bithynien, der gegen die Römer Krieg und Rache athmete. Er ward die Seele eines mächtigen Bündniſſes zwiſchen Pruſias und verſchiedenen benachbarten Fürſten gegen Eumenes, König von Pergamus, einen Bundesgenoſſen von Rom, trat an die Spitze der Kriegsmacht, und erfocht mehrere Siege zu Land und zur See. Aber dieſer Vortheile ungeachtet zitterte Aſien vor dem Namen Roms; und Pruſias, an den der Senat Abgeordnete geſchickt hatte, um die Auslieferung Hannibals zu fodern, war bereit, dem Befehl zu gehorchen. Der unglückliche Held kam dieſer Schmach durch Gift zuvor, das er ſtets in ſeinem Ringe bei ſich trug. So ſtarb er 183 vor Chriſtus, 64 Jahre alt.

Hanno, ein carthagiſcher Feldherr, der eine Reiſe an der weſtlichen Küſte von Afrika machte, und davon eine Beſchreibung hinterließ. Die Abſicht der Reiſe waren Entdeckungen für den Handel und Stiftung von Colonien. An der Küſte von Marocco legte er ſechs Colonien an. Die äußerſte von ihnen war die Inſel Cerne an der Südgränze von Marocco, von wo aus er ſodann ſeine Entdeckungsreiſe noch weiter fortſetzte. Seiner Beſchreibung nach kam er wahrſcheinlich nicht nur bis an den Senegal und Gambia, ſondern noch weiter bis an die Küſte von Guinea; denn ſeine Schilderung von den wilden Bewohnern paßt auf die dortigen Negervölker, ſo wie die zwei großen Flüſſe, in denen er Crocodille und Hippopotamos fand, auf den Senegal und Gambia paſſen. Hanno lebte wahrſcheinlich 550 Jahre vor Chr. Geb. und verdient unter den Erfahrern der

alten Welt einen ausgezeichneten Platz. Wir haben eine grichiſche Ueberſetzung ſeines Reiſeberichts unter dem Titel: Periplus des Hanno. Außer dieſem Seefahrer kennen wir noch mehrere berühmte Carthager dieſes Namens. Zwei Feldherren, welche Hanno hießen, commandirten in dem erſten puniſchen Kriege nach einander in Sicilien. Ein anderer Hanno war einer der Unterbefehlshaber des Hannibal in Italien, und zeichnete ſich durch verſchiedene glückliche Unternehmungen aus.

Hannover (Königreich). Mit dieſem Namen bezeichnet man diejenigen deutſchen Landſchaften, welche unter der Herrſchaft des Braunſchweig-Lüneburgiſchen Fürſtenhauſes (welches zugleich den Großbritanniſchen Thron beſitzt) vereiniget ſind. Die nördlichſte dieſer Landſchaften iſt das Herzogthum Bremen, zwiſchen dem Ausfluſſe der Elbe und Weſer; zu demſelben wird jetzt das hart an dem Ausfluſſe des erſtern Stroms gelegene Land Hadeln gerechnet. Südöſtlich von Bremen zwiſchen der Elbe und Aller liegt das Fürſtenthum Lüneburg; neben demſelben auf beiden Seiten der Elbe die dem Hannöveriſchen gebliebenen Theile des Herzogthums Lauenburg. Weſtlich von Lüneburg und ſüdlich von Bremen das Herzogthum Verden an der Weſer und Aller. Südweſtlich von Lüneburg das Fürſtenthum Calenberg an der Leine bis an die Weſer; von dieſem öſtlich, ſo wie von Lüneburg ſüdlich das Fürſtenthum Hildesheim an der Leine und Innerſte bis gegen den Harz. Von Calenberg, Lüneburg und Verden weſtlich liegt an der Weſer die Grafſchaft Hoya, welcher ſich in gleicher Richtung die an dem Dümmerſee und der Hunte gelegene Grafſchaft Diepholz anſchließt. Die bisher genannten Länder machen ein geographiſch wohl zuſammenhängendes Ganze aus. Durch einen kaum zwei Meilen breiten Strich hängt mit ihnen in Südweſten von Diepholz das an der Haaſe und Hunte gelegene Fürſtenthum Osnabrück zuſammen, an welches ſich gleichfalls in Weſten die niedere Grafſchaft Lingen anſchließt, jenſeits welcher die Grafſchaft Bentheim gelegen iſt. Nördlich von Bentheim und Lingen folgen die Kreiſe Meppen und Emsbühren, welche ehemals zum niedern Stift Münſter gehörten, und ferner nördlich von dieſem das Fürſtenthum Oſtfriesland nebſt dem Harlinger Lande. Getrennt von dieſer Ländermaſſe durch einen ſchmalen Strich des Braunſchweigiſch-Wolfenbüttelſchen Gebiets liegen im Süden von Hildesheim und Calenberg, an und auf dem Harze und Sollinge an der Werra, Fulda, Weſer und Leine die Fürſtenthümer Grubenhagen und Göttingen, womit noch einige vom Eichsfelde und von dem Heſſiſchen abgetretene Diſtricte verbunden ſind. Endlich liegt öſtlich von dieſem getrennt das zu der Grafſchaft Hohenſtein gehörige Amt Ilefeld. Die Gränzen des Königreichs ſind alſo: in Norden die Nordſee; in Nordoſten, däniſches, hamburgiſches und mecklenburgiſches Gebiet; in Oſten, preußiſches und braunſchweigiſches Gebiet; in Südoſten desgleichen; in Süden, Heſſen; in Südweſten außer dem heſſiſchen und preußiſchen, lippiſches und waldeckiſches Gebiet. Die Provinzen zwiſchen der Weſer und Ems ſind in Süden durchaus von preußiſchen im Weſten durchaus von holländiſchen Provinzen begränzt. Das Herzogthum Oldenburg, das Gebiet der Freiſtadt Bremen, und das hamburgiſche Amt Ritzebüttel ſind gänzlich, der dem braunſchweigiſchen Hauſe gehörige ſogenannte Weſerdiſtrickt größtentheils

von hannöverſchen Provinzen eingeſchloſſen. — Grubenhagen und Göttingen ſind ſehr bergig; in dem erſtern iſt der Harz, in dem andern der Solling; eine Menge niederer Bergketten verbinden dieſe Gebirge und ſtreichen durch den größern Theil des Hildesheimiſchen und Calenbergiſchen; aber von der Stadt Hildesheim, Hannover, Rehburg und Osnabrück an läuft das Land flach und nur hin und wieder hügligt bis an die Meeresküſten fort. Die Gebirge ſind metallreich und mit herrlichen Wäldern bedeckt, zwiſchen ihnen liegen ſehr fruchtbare Thäler; da wo ſich das Land von den Gebirgen gegen die Ebene ſenkt, findet man den vortrefflichſten Ackerboden. Hierauf folgt ein 10 — 15 Meilen breiter Strich von ſandigem Boden, welcher quer von Oſten nach Weſten durch das Königreich ſtreicht, und ſich ſelbſt überlaſſen mit Haide und zwiſchen durch mit Föhren bedeckt iſt, größtentheils eine ebene Höhe, die aber nach Norden zu hügligter wird. In den Tiefen liegen große Moore. Aber an den Bächen und Flüſſen findet man fruchtbaren Wieſengrund, welcher ſich an der Elbe, Aſte, Weſer, Aller und Ems zu den vortrefflichſten Marſchgegenden ausdehnt. — Die Elbe tritt bei Schnakenburg aus dem Preußiſchen und nimmt von der linken Seite die Jetze, Ilmenau (mit der Netze und Luhe) Seeve, Schwinge und Aſte auf, welche mit Ausnahme der erſtern ſämmtlich im Hannöverſchen entſpringen. In der ſüdlichen Spitze des Königreichs vereinigen ſich bei Münden die Werra und Fulda und bilden die Weſer. Von der rechten Seite nimmt ſie die Aller und Wümme, von der linken die Hunte auf. In die Aller fließen die Ocker, Fuhſe, Leine und Böhme; in die Leine die Ruhme, Ilme und Innerſte. Endlich fließt in den neugewonnenen weſtphäliſchen Gebieten die Ems, mit der ſich die Haaſe vereinigt. — In den Gegenden, welche jetzt das Königreich Hannover bilden, waren vom 10ten Jahrhundert her vier Fürſtenfamilien mächtig, die Braunſchweigiſche, Nordheimiſche, Billungſche und Suplingburgiſche. Am Ende des 11ten Jahrhunderts wurde die Erbtochter des Billungiſchen Hauſes mit Heinrich dem Schwarzen aus dem mächtigen Eſtiſch-Baierſchen Hauſe der Guelfen oder Welfen verheirathet, und der aus dieſer Ehe entſproſſene Heinrich der Stolze verheirathete ſich zu Anfang des 12ten Jahrhunderts mit der Erbin der braunſchweigiſchen, nordheimiſchen und ſuplingburgiſchen Beſitzungen ſo daß beider Sohn, Heinrich der Löwe, der mächtigſte Fürſt ſeiner Zeit in Deutſchland war (ſ. d. Art. *Heinrich der Löwe*). Aber eben zu ſeiner Zeit ward die Macht ſeines Hauſes gebrochen, ſein Enkel, Otto das Kind, ſahe ſich auf den Beſitz der Provinzen Lüneburg, Braunſchweig, Calenberg, Grubenhagen und Göttingen beſchränkt, welche er unter dem Namen des Herzogthums Braunſchweig vom Kaiſer zum Lehen nehmen mußte. Nachfolgende Theilungen unter mehrere Söhne ſchwächten dies Fürſtenhaus noch mehr; es regierten oft zu gleicher Zeit 5 bis 6 Fürſten in den eben genannten Ländern. Endlich fing man zu Anfang des 17ten Jahrhunderts an, die Rechte der Primogenitur geltend zu machen. Glücklicher Weiſe ſtarben gerade damals mehrere Linien des Braunſchweigiſchen Hauſes aus, und alle Beſitzungen deſſelben fielen den Nachkommen theils Heinrichs theils Wilhelms (Söhnen Ernſtens von Celle, ſtarb 1546) zu, ſo daß von dem erſtern die Braunſchweigiſch-Wolfenbüttelſche, von dem andern die Braunſchweigiſch-Lüneburgiſche Linie geſtiftet wurde (ſ. d. Art. *Braunſchweig-Wolfenbüttel*). Die von Wilhelm (ſtarb 1592) geſtiftete jüngere

Linie beſaß anfangs nur den ſüdlichen Theil des Fürſtenthums Lüneburg, welchen man von der Hauptſtadt das Fürſtenthum Celle zu nennen pflegte. Aber im Jahr 1582 fiel ihm der größere Theil der Grafſchaft Hoya, und im J. 1586 die Grafſchaft Diepholz zu. Seine Söhne erhielten im J. 1617 das Fürſtenthum Grubenhagen, 1634 das Fürſtenthum Calenberg und Göttingen, und im J. 1642 den nordweſtlichen Theil des Fürſtenthums Lüneburg (die Aemter Harburg und Moisburg); ſeine Großſöhne in J. 1670 auch den nordweſtlichen Theil des Fürſtenthums Lüneburg, ſo daß ſie dieſes jetzt ungetheilt beſaßen, und im J. 1689 das Herzogthum Lauenburg. Freilich hatten ſie wieder getheilt, aber durch eine Heirath zwiſchen Georg, Sohn Herzogs Ernſt Auguſt von Calenberg-Göttingen und Sophie Dorothea, Tochter Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Grubenhagen, wurden nach dem Tode Ernſt Auguſts (1698) und Georg Wilhelms (1705) die bishergenannten Landſchaften alle unter Georg vereinigt. Sein Vater war im Jahr 1692 unter dem Namen Churfürſt von Braunſchweig-Lüneburg mit der Churwürde belehnt; er ſelbſt folgte im Jahr 1714, als Aeltergroßſohn Königs Jacob I. und nächſter proteſtantiſcher Verwandter der Königin Anna von England, dieſer unter den Namen Georg I. Seit jener Zeit beſitzt dieſes Haus zugleich die Herrſchaft über Großbritannien und die über das Churfürſtenthum. Dieſes letztere wurde im Jahr 1715 durch die Herzogthümer Bremen und Verden vergrößert; im J. 1802 wurde das Fürſtenthum Osnabrück hinzugefügt, welches ſchon ſeit 1648 unter dem Namen eines Bisthums abwechſelnd von einem Prinzen des Braunſchweigiſch-Lüneburgiſchen Hauſes und einem katholiſchen Biſchofe regiert worden war; in dem Jahren 1814 und 1815 wurden auch die Fürſtenthümer Hildesheim und Oſtfrießland, ſo wie die Reichsſtadt Goslar, ein Theil des Eichsfeldes, die Kreiſe Emsbühren und Meppen, die niedere Grafſchaft Lingen, und einige andre Enclaven gewonnen, auch die ſeit 1753 pfandweiſe beſeſſene Grafſchaft Bentheim mit dem hannöveriſchen Staat gänzlich vereinigt; dagegen das Herzogthum Lauenburg, bis auf den auf dem linken Elbufer gelegenen Theil deſſelben und das vom Mecklenburgiſchen und Lauenburgiſchen eingeſchloſſene Amt Neuhaus, an Dänemark, das Amt Klötze und einige andre kleine Diſtrikte an Preußen abgetreten. Im Jahre 1814 wurde in Folge der Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes der bisherige Titel eines Churfürſtenthums Braunſchweig-Lüneburg in den eines Königreichs Hannover verwandelt, und der Regent deſſelben trat dem deutſchen Bunde bei, und ſtiftete zum Andenken an dieſe Begebenheit den Guelfenorden, (12. Aug. 1815), welcher für Civil- und Militärperſonen, Adliche und Nichtadliche, beſtimmt iſt und drei Claſſen, Großkreuze, Commandeurs und Ritter, hat. — Die genannten Gegenden waren von ſächſiſchen Stämmen bewohnt, als Karl der Große hier zuerſt das Chriſtenthum und einige Cultur verbreitete. Bisthümer und andre geiſtliche Stiftungen, welche er und ſeine Nachfolger hier gründeten, dienten beide zu erhalten. Späterhin verfiel nach und nach die gemeine Freiheit zugleich mit der kaiſerlichen Macht, und es kamen auch hier, wie überall in Deutſchland, mächtige Herrn geiſtlichen und weltlichen Standes auf, von denen wir vorhin die angeſehenſten nannten. Aber auch bürgerliches Gewerbe kam auf; die Bergwerke des Harzes und die Lüneburgiſchen Salzquellen wurden entdeckt, ein bedeutender Waarenzug begann, wobei Bardowick und

Gandersheim vorzüglich gewannen; Heinrich der Löwe begünſtigte dieſe Betriebſamkeit, ſo hart er auch widerſpenſtige Städte beſtrafte (Zerſtörung von Bardowick 1189), er rief niederländiſche Anbauer in das Land, die fruchtbaren Marſchgegenden an der Weſer einzudeichen. Die faſt hundertjährigen Streitigkeiten, welche bald nach ſeinem Tode ausbrachen, ließen die Vortheile und den Schutz, welche das gemeinſame Leben in befeſtigten Orten gewährt, doppelt lebhaft empfinden, und ſchnell entſtanden eine große Menge bürgerlicher Gemeinweſen und manche derſelben blüheten zu angeſehenen Städten empor. So fand die in der Nachbarſchaft entſtandene Hanſa hier willkommne Aufnahme; von den 85 Städten, welche dieſe Verbindung bildeten, lagen 13 im jetzigen Königreich Hannover; 2 im jetzigen Herzogthum Braunſchweig. Der Reichthum und die Macht, welche die Städte in dieſen Zeiten gewannen, hatten auch auf die ſtändiſchen Verhältniſſe den allergrößten Einfluß. Wenn die Fürſten ſich bis dahin nur mit geiſtlichen und weltlichen Freiherren auf ſogenannten Landtagen berathen hatten, ſo ſahen ſie ſich jetzt genöthigt, ſtädtiſche Deputirte gleichfalls zu denſelben zu ziehen. So galten z. B. gegen Ende des 14ten Jahrhunderts auf den lüneburgiſchen Landtagen die Deputirten der drei großen Städte eben ſo viel wie die geſammten Freiherren. Aber die Hanſa verfiel, durch die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Oſtindien bekam der Welthandel eine andre Geſtalt, und die Fürſten ſuchten zum Nachtheil der mächtigen freien Städte den Verkehr und Betrieb der ihnen unterworfenen Landſtädte empor zu bringen. Die Reformation fand bei dem Bürgerſtande und dem Landvolke faſt allgemeinen Beifall, aber unter den Magiſtraten der Städte, den adeligen Geſchlechtern und den Fürſten waren viele, die ſich ihr widerſetzten, ſo daß lebhafte Bewegungen, zuletzt förmliche Kriege entſtanden. Indeſſen wurde der Reformation durch die Bemühungen Erichs des Bekenners von Lüneburg und beſonders Julius von Braunſchweig-Calenberg (des Stifters der Univerſität Helmſtädt) Feſtigkeit und Beſtand gegeben. Die neuen Verhältniſſe zwiſchen Fürſten, Ständen und Volk, welche nach und nach eingetreten waren, entwickelten ſich vollkommen durch den dreißigjährigen Krieg, deſſen Geißel dieſe Länder mehr als einmal in vollem Maaße fühlten. Als ſich das Land von den Leiden dieſes Krieges allmählig erholte, da waren viele freiherrliche Geſchlechter ausgeſtorben, viele verarmt, ihre Burgen waren zerſtört, die Ausſicht, ihren Einfluß durch den Beſitz reicher geiſtlicher Pfründen vermehrt zu ſehen, war dahin durch Einziehung der geiſtlichen Güter, zu der die Reformation Veranlaſſung oder Vorwand gegeben hatte, die Städte waren heruntergekommen, ihre Mauern zerſtört oder von fürſtlichen Söldnern beſetzt. Die Stände des Landes mußten ſich zu großen Geldbewilligungen bequemen, welche die auf den fürſtlichen Gütern ruhenden Schulden, die Unterhaltung zahlreicher Kriegesſchaaren und koſtbarer Hofhaltungen erfoderten. Der Adel, ſeiner vormaligen Freiheit uneingedenk, ſuchte, wie überall in Deutſchland, ſo auch hier, Macht und Wohlſeyn aus der Gnade des Fürſten, indem er ſich der Hofſtellen ausſchließlich und der wichtigſten Aemter in allen Fächern überhaupt bemächtigte, und mit den Fürſten über die andern Stände zu herrſchen, und zum Nachtheil derſelben veraltete Bevorrechtigungen zu behaupten ſuchte. Indeſſen begann mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts für den Braunſchweig-Lüneburgiſchen (Hannöveriſchen) Staat eine Periode bis dahin noch nicht erlebter

Blüthe. Die Vereinigung mehrerer Fürſtenthümer vereinfachte die Adminiſtration und machte mehrere Hofhaltungen überflüſſig; die einzige, welche fortan zu Hannover unterhalten wurde, koſtete, beſonders ſeitdem die Fürſten den Großbritanniſchen Thron beſtiegen, gegen das, was andere churfürſtliche Höfe aufgehen ließen, wenig. Kammer- oder Privatſchulden der Fürſten ſind ſeit jener Zeit durchaus nicht gemacht und auf das Land gewälzt worden; vielmehr wurde der größere Theil deſſen, was die von der Kammer verwalteten reichen Domainen aufbrachten, zur Unterhaltung der Kriegsmacht und anderer Landesanſtalten verwendet. Steuern wurden nie anders als nach Berathung und mit Bewilligung der Stände ausgeſchrieben; überhaupt berieth ſich der Fürſt über alle wichtige Gegenſtände der innern Staatsverwaltung mit den Ständen. So wie man einen großen Theil der zur Reformationszeit eingezogenen geiſtlichen Güter zu Unterrichtsanſtalten verwendet hatte, ſo wurde auf dieſe auch jetzt fortdauernd viel verwendet. Mehrere Schulanſtalten wurden neu errichtet oder vervollkommnet, z. B. das Pädagogium zu Ilefeld und die Ritterakademie zu Lüneburg. Die im J. 1737 eröffnete Univerſität Göttingen fand bald nicht mehr ihres Gleichen unter allen übrigen Lehranſtalten ähnlicher Art, und erwarb ſich in den letztern Decennien des verfloſſenen Jahrhunderts das Verdienſt, die Wiſſenſchaften mit Beſonnenheit und Vernunft zu pflegen, während man ſich an ſo manchen andern Orten den Verwirrungen eines literäriſchen Revolutionirens hingab. Weniger Aufſehen erregend, aber vielleicht eben ſo wohlthätig in ihren Wirkungen, waren die Verbeſſerungen der niedern Schulen, zu denen das im J. 1750 zu Hannover anfangs von einem Privatmann geſtiftete, dann aber von der Regierung zweckmäßig unterſtützte Seminar für Lehrer niederer Schulen, und die zuerſt in Deutſchland von Sextro und Wagemann zu Göttingen errichteten Induſtrieſchulen ein Großes beitrugen. Als der dritte und erbittertſte Kampf um Schleſien Veranlaſſung ward, daß die Streitigkeiten zwiſchen England und Frankreich auch in Deutſchland durchgefochten wurden, da ward auch Hannover in den ſiebenjährigen Krieg gezogen, und litt, beſonders in ſeinen ſüdlichen Provinzen, nicht wenig. Dadurch wurden über dieſe nicht unbeträchtliche Schulden gebracht, welche beſonders im Göttingiſchen, Grubenhagenſchen und Calenbergiſchen große Abgaben nothwendig machten. Dieſes in der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts gemeinſchaftliche Leiden aller deutſchen Provinzen blieb indeſſen noch immer erträglich, weil die allgemeine Wohlhabenheit, beſonders die der ackerbau- und gewerbtreibenden Klaſſen, zu gleicher Zeit auffallend zunahm. Die Urſachen dieſer Erſcheinung ſind theils in der zu jener Zeit überall beobachteten ſchnellen Entwicklung einer größern Betriebſamkeit, theils in Localverhältniſſen zu ſuchen. Die Ruhe, welche Norddeutſchland 30 Jahre hindurch genoß, der, beſonders durch die Zunahme des engliſchen und nordamerikaniſchen Handels, um mehr als das Doppelte vergrößerte Verkehr der Städte Hamburg, Bremen und Altona, welcher von dieſen aus mit dem innern Deutſchlande zum größten Theil durch das Hannöveriſche betrieben wurde, und welcher in den Jahren 1792 — 1803 durch die Zerſtörung des Handels von Frankreich, Holland, den Rheingegenden u. ſ. w. zu einer unerhörten Höhe ſtieg — der Anbau wüſter Stellen (im Bremiſchen wurde im J. 1760 die Cultur des Teufelsmoors begonnen, und auf demſelben, wo ſonſt keine menſchliche Woh-

nung war, leben jetzt 10 — 12,000 Menſchen, — im Lüneburgiſchen wurde ſeit den letzten 25 bis 30 Jahren der cultivirte Boden faſt um ein Drittheil vermehrt) von der Regierung theils durch unmittelbare Unterſtützung der Anbauer, theils durch Begünſtigung der Gemeinheitstheilungen befördert. Aber die Stürme der Revolutionszeit ſollten auch dieſes Landes Werth und Wohlſeyn prüfen. Die Lehren, welche zu Anfang der Revolution in Frankreich aufgeſtellt wurden, mußten hier im allgemeinen eine ſehr günſtige Aufnahme finden. Auf der einen Seite hatte die Beibehaltung ſtändiſcher Repräſentation, die genaue Verbindung mit den nahe liegenden deutſchen freien Handelsſtädten und dem freien Großbritannien, und der mannichfaltige Verkehr mit Ausländern hier eine gewiſſe vielſeitigere Anſicht der Dinge und eine Kenntniß und Liebe geſetzmäßiger Freiheit hervorgebracht, wie man ſie nicht leicht in einer andern deutſchen Provinz fand. Auf der andern dauerte ſo manches fort, was dieſem widerſprach, Prätenſionen und Privilegien des Adels, drückende Verhältniſſe des Lehnsweſens u. ſ. w.; auch bewies die Regierung nicht immer die gehörige Achtung gegen anerkannte Rechte der Stände und Unterthanen, wie ſich dies z. B. bei den Foderungen an das engliſche Kriegscommiſſariat nach dem ſiebenjährigen Kriege und in der Sache des Herrn von Berlepſch, am meiſten aber damals zeigte, als die Landmiliz verfaſſungswidrig den ſtehenden Truppen einverleibt wurde, eine Handlung, welche der Sache nach ſehr wohl zu rechtfertigen, der Form nach aber eben ſo ſehr zu tadlen war (Frühjahr 1795). Seit dem Frühjahr 1793 hatte Hannover an dem Kriege gegen Frankreich thätigen Antheil genommen. Durch den Umſtand, daß England die Truppen beſoldete, wurde dieſe Anſtrengung der Landeskräfte nicht wenig erleichtert. Erfreulich war es den Bewohnern, als die Regierung ſich in die Maaßregeln des preußiſchen Hofes fügte, welcher mit den Franzoſen Frieden geſchloſſen und verſprochen hatte, die Neutralität des nördlichen Deutſchlands mit gewaffneter Hand zu ſchützen (17. Mai 1795). Ganz Norddeutſchland, und alſo auch Hannover, hat durch den verſtärkten Zug des Welthandels, welcher hinter der Schutzwehr jener Neutralitätslinie getrieben wurde, bedeutend gewonnen. Dem hannöveriſchen Lande aber hat der Cordon vom Sommer 1796 — 30 April 1801 eine Schuldenlaſt von 3,263,198 Thaler zugewälzt, und als im Frühjahr 1801 zwiſchen England und den nordiſchen Mächten Streitigkeiten entſtanden waren, da wollte Preußen den hannöveriſchen Landen nicht einmal Neutralität zugeſtehen, ſondern beſetzte dieſelben als feindliches Gebiet. Der Tod Pauls von Rußland und die Friedenspräliminarien zwiſchen England und Frankreich (23. März und 1. Oct. 1801) veränderten die Lage der Dinge; die preußiſchen Truppen mußten das Hannöveriſche verlaſſen. Unter der Hand aber wurde dieſe Macht von Frankreich begünſtigt; ſo wurde ihr der Beſitz von Hildesheim, Corvey und Höxter zur Benachtheiligung Hannovers zugeſichert, dieſes mußte ſich mit Osnabrück begnügen. (Beſitznahme den 4ten November 1802.) Indeſſen hatte Bonaparte's Umſichgreifen einen neuen Bruch zwiſchen England und Frankreich herbeigeführt. Er gab ihm eine bequeme Gelegenheit, ſeine Plane zunächſt über Hannover, dann über ganz Norddeutſchland auszudehnen. Unter Mortier näherte ſich eine franzöſiſche Armee. Zum Widerſtande zu ſchwach, ſchickte man dem feindlichen General eine Deputation entgegen, welche die berüchtigte Convention zu Suhlingen (3. Jun. 1803) ſchloß, von

welcher die Convention auf der Elbe bei Artlenburg (5ten Juli 1803) eine faſt unausbleibliche Folge war. Vermöge derſelben mußte die hannöveriſche Armee gänzlich auseinandergehen, nach dem ſie Feſtungen, Waffen, Kriegsgeräth und Pferde dem Feinde überliefert hatte; das Land mußte die franzöſiſche Armee beſolden, unterhalten und beritten machen, mußte ſich zu unbeſtimmten Contributionen verpflichten u. ſ. w., kurz es war ganz der feindlichen Willkür überlaſſen. Die Regierung und ein Theil des Hofes mit den meiſten Kaſſen und manchen Koſtbarkeiten hatte ſich gerettet; ſtatt ihrer trat eine Deputation aller Landſtände zuſammen, um das Land gegen den feindlichen Befehlshaber zu vertreten, und eine executive Commiſſion wurde von ihm ernannt, um ſeine Befehle im Lande zu vollziehen. Das Land litt gewaltig, nach einem halben Jahre rechnete man die Koſten der Invaſion, welche aus öffentlichen Kaſſen beſtritten waren, auf mehr als 4 1/2 Millionen Thaler. Im Jahre 1805 zeigte ſich einige Hoffnung der Erlöſung. Zwiſchen Oeſterreich, Rußland, Schweden und England wurde ein mächtiges Bündniß verabredet, und man hoffte auch Preußen zum Beitritt zu bewegen. Statt deſſen aber ſchloß Preußen einen Vertrag mit Frankreich, nahm zuvörderſt das Churfürſtenthum in Verwahrung und Adminiſtration, und erklärte endlich (am 1. April 1806): Hannover ſey von Frankreich gegen Anſpach, Cleve und Neufchatel an Preußen abgetreten und auf immer und ewig mit dieſem vereinigt, damit es in dieſer Verbindung die Sicherheit fände, welche ſeine bisherigen Fürſten ihm nicht gewähren könnten. Aber ſchon im nächſten Jahre fiel auch Hannover wiederum in Napoleons Hände. Dieſer löſete jetzt ſeine bis dahin noch beſtandene innere Verfaſſung auf, und ließ es von dieſer Zeit an zum Theil durch einen Generalgouverneur, zum Theil durch ſeinen Bruder, der unter dem Titel eines Königs von Weſtphalen zu Caſſel reſidirte, verwalten. Die feindliche Invaſion hatte von 1803 an bis zu dieſem Zeitpunkte (1808) die Schulden des Landes um 5 Millionen Thaler vergrößert. Nun wurden freilich von dieſem Zeitpunkte an keine neuen Landesſchulden gemacht, das Land aber auf andere Weiſe mehr noch wie bisher gedrückt und ausgeſogen. Nachdem zuerſt nur das Göttingiſche, Grubenhagenſche und Osnabrückſche zum Königreich Weſtphalen geſchlagen war, wurde plötzlich (Anfang 1810) das ganze Churfürſtenthum, mit Vorbehalt des Lauenburgiſchen, dieſem zugeſchrieben, und kaum hatte man angefangen es zu dieſem Zwecke einzurichten, da zog Napoleon eben ſo unerwartet Lauenburg gegenüber von der Elbe ab einen Strich in ſüdweſtlicher Richtung quer durch das Königreich Weſtphalen, und der Souverain deſſelben erfuhr durch die Zeitungen, daß, was nördlich deſſelben liege, ihm nicht mehr zugehören ſolle (Ende 1810). So behielt er vom Hannöverſchen nur das Göttingiſche, Grubenhagenſche, Calenbergiſche und 2/3 des Lüneburgiſchen; der Reſt deſſelben, ſo wie das Lauenburgiſche, Bremiſche, Verdenſche, Hoyaiſche, Diepholziſche und Osnabrückiſche wurde mit den Hanſeſtädten, dem Oldenburgiſchen u. ſ. w. unter dem Titel der hanſeatiſchen Departements dem großen Kaiſerreiche einverleibt. In beiden ſtieg das Elend, deſſen Schilderung wir hier übergehen, und mit ihm die Unzufriedenheit von Tage zu Tage höher und als im Frühjahr 1813 die Ruſſen in Norddeutſchland erſchienen, war alles zum Aufſtande reif. In den nördliche Theilen brach dieſer ſogleich aus und half die Franzoſen verſcheuchen, aber als ſie verſtärkt wiederkehrten und ohngeachtet der

Niederlage bei Lüneburg (2ten April 1813) ſich wieder feſtgeſetzt hatten, da mußte das Land ihre ſchwere Hand doppelt fühlen. Die Schlacht an der Görde (16ten September) befreite den nördlichen, Czernitſcheffs Zug nach Kaſſel und die Folgen der Schlacht bei Leipzig auch den ſüdlichen Theil. Gleich anfangs im Frühjahr 1813 hatten ſich freiwillige Schaaren zum hannöveriſchen Kriegsdienſt gebildet; nach und nach wurde ein kleines Corps geſammelt, welches in dem Kriege an der Unterelbe 1813 und 1814 weſentliche Dienſte leiſtete; dann wurden (Frühjahr 1814) 30 Bataillons Landwehr je zu 800 Mann dieſen Feldtruppen hinzugefügt. Ein großer Theil von beiden hat bei Waterloo gefochten. — Am 4ten Nov. 1813 übernahm das Staats- und Cabinetsminiſterium zu Hannover wieder die Regierung des Landes; ſpäterhin hat der königl. Prinz, Adolph, Herzog von Cambridge, unter dem Titel eines Generalgouverneurs des Königreichs Hannover, das Präſidium dieſes Collegii erhalten. Es ſteht daſſelbe unmittelbar unter dem Landesherrn (jetzt dem Prinzen Regenten), berichtet an denſelben, und empfängt von demſelben veranlaßte oder unveranlaßte Befehle zur weitern Ausführung, in geringeren Dingen verfährt es nach eignem Ermeſſen. Indeſſen iſt es jedermann erlaubt ſich in andern, als in Juſtizſachen, unmittelbar an den König zu wenden. Unter dieſer Oberregierung ſtehen verſchiedene Provinzialregierungen. — Die Juſtiz wird in erſter Inſtanz theils von königl. Aemtern, Gerichtsſchulzen, Gogräfen, Garniſonsgerichten u. ſ. w., theils von Patronatgerichten adminiſtrirt, welche letztere theils von geiſtlichen und weltlichen Gutsbeſitzern, theils von den Städten ernannt werden. In den größern Städten hat man noch beſondre Ober- und Untergerichte. Ein Theil der Patronatgerichte iſt 1813 nicht wiederhergeſtellt worden. In zweiter Inſtanz ſprechen das Generalkriegsgericht in Militairſachen, und in den übrigen verſchiedene Juſtizkanzleyen, welchen letztern auch die eines privilegirten Gerichtsſtandes Genießenden unmittelbar unterworfen ſind. Die ehemaligen Hofgerichte ſind nicht wieder hergeſtellt. Endlich iſt ein Oberappellationsgericht zu Celle, welches im Namen des Landesherrn in letzter Inſtanz ſpricht. — Die drückendſten der von den feindlichen Behörden angeordneten Steuern wurden ſogleich nach der Befreiung des Landes aufgehoben; in einiger Hinſicht behielt man aber dieſe Steuerordnung bei, in anderer kehrte man zu der vor 1803 zurück, alle Steuerexemtionen blieben aufgehoben. Doch ſollte alles dieſes nur proviſoriſch ſeyn und die neue Steuerordnung den Landſtänden überlaſſen werden. Vormals hatte Hannover ſo viele beſondere Steuerſyſteme und ſtändiſche Collegia als beſondere Provinzen. Zufolge der Verordnung vom 12ten Auguſt 1814 ſollten ſich aber die Deputirten aller Provinzen fortan als Deputirte des ganzen Landes betrachten und zu einer Körperſchaft vereinigen. Bei der Eröffnung des erſten allgemeinen Landtages (15. Decbr. 1813) erklärte der Prinz Adolph, „dieſe Verſammlung ſolle ſeinem Bruder für Hannover daſſelbe ſeyn, was für Großbritannien das Parlament iſt." Die Gegenſtände, welche dem allgemeinen Landtage zur Berathung vorgelegt wurden, waren groß und mannichfaltig. Er ſollte urtheilen über den Umfang und die Anerkennung der während der feindlichen Occupation gemachten Landesſchulden, über die Vereinigung des bisher abgeſonderten Schulden- und Steuer-Weſens der einzelnen Provinzen zu einer Schuldenmaſſe und einem Steuerſyſteme des ganzen Landes, über die Einrichtung eines

ganz neuen Steuerſyſtems, über die Mängel des Juſtizweſens und die Mittel dieſe abzuſtellen, ſpäterhin wurde über die Einrichtung der Landwehr mit ihm unterhandelt u. ſ. w. Die Schulden aller Provinzen wurden aus den ältern Zeiten auf 2,604,498 Thaler, für den preußiſchen Cordon auf 3,263,198 Thaler, aus der franzöſiſchen Invaſion auf 4,809,765, alſo im Ganzen auf 10,677,461 Thaler angeſchlagen. Die Schulden, welche auf Hildesheim, Nieder-Lingen und Oſtfriesland liegen mögen, ſind nicht in dieſer Rechnung begriffen, wohl aber die des größtentheils an Dänemark abgetretenen Herzogthums Lauenburg. Hierzu waren noch aus den Jahren 1813—1815 neue 1,100,000 Thaler Schulden gekommen, doch hatte man über 3,700,000 Thaler von fremden Mächten zu fodern. Zur Deckung der Landesbedürfniſſe, mit Einſchluß der Zinſen für dieſe Schulden, wurden von den alten Provinzen, mit Ausſchluß der an der Ems, gegen 2,400,000 Thaler gefodert; das übrige geben die Einkünfte der Domainen her. Für ein Land von 1,150,000 Einwohnern konnte man jene Steuerfoderung nicht beſonders drückend finden, wenn man ſie mit dem, was andere deutſche Staaten aufbringen müſſen, vergleicht. Mit Mühe ſcheint es dahin gebracht zu ſeyn, daß die Stände die von der Regierung gewünſchte, wohl ſchwierige, aber auch ſehr wohlthätige Vereinigung aller Provinzen ausſprachen; gleiche Schwierigkeiten fand man bei der Ausführung manches andern von der Regierung Gewünſchten. Vielleicht wirft folgendes einiges Licht auf dieſe Erſcheinung. Zu der allgemeinen Ständeverſammlung waren berufen 10 Deputirte ehemaliger geiſtlichen Stiftungen, 43 Deputirte des Adels, 29 Deputirte der ſtädtiſchen Magiſtrate, 3 Deputirte der unadeligen freien Landbeſitzer. Wenn in der Zuſammenſetzung der Landesſtände der Adel ſehr begünſtiget ward, ſo folgte die Regierung darin einem alten Herkommen, in andern Dingen fand ſich dieſe Begünſtigung nicht mehr ſo ſehr wie ehemals. Adlige Güter bleiben gleichen Steuern wie alle übrige unterworfen, der Adel iſt zur Landwehr und zum Landſturm wie alle übrige verpflichtet. Mehrere Männer unadlicher Geburt haben ſehr bedeutende Staatsämter erhalten, einige ſolche, mit denen das Prädicat Excellenz verbunden iſt; einer iſt Chef des Juſtizdepartements in der oberſten Landesregierung geworden; mehrere ſind zu Commandeurs des neuerrichteten Guelfenordens ernannt, viele zu Rittern deſſelben, welches alles vormals unerhört geweſen wäre. — Den Flächeninhalt des Königreichs kann man auf 800—850 Q. Meilen, und ſeine Bevölkerung auf 1,200,000 bis 1,300,000 Einwohner rechnen. Die letztere iſt ſehr im Zunehmen; nach detaillirten officiellen Nachrichten wurden im Jahre 1816 im ganzen Königreiche über 30,000 mehr geboren als ſtarben. Von Auswanderungen weiß man nichts, vielmehr kann man rechnen, daß durch die engliſch-deutſche Legion 5—6000 Männer ins Land zurückgekehrt ſind. In den alten Provinzen und in Oſtfriesland ſind die proteſtantiſchen Confeſſionen herrſchend; in Hildesheim und Osnabrück findet man Catholiken und Proteſtanten etwa in gleicher Anzahl. — Ackerbau iſt die Hauptnahrungsquelle der Einwohner, durch die Leichtigkeit der Ausfuhr bei guten Aernten, ſo wie durch den durchgehenden Handel und die Conſumtion der naheliegenden Seeſtädte wird derſelbe ſehr belebt. Die kornreichſten Provinzen ſind Hildesheim, Göttingen, das ſüdliche Calenberg, die niedrig gelegenen Theile von Grubenhagen, die Marſchgegenden an der Elbe, Jeetze, Oſte, Weſer, Aller und Leine,

ein Theil von Osnabrück und Oſtfrießland; in den Marſchgegenden überhaupt iſt die Viehzucht vielleicht noch bedeutender als der Ackerbau. Hin und wieder giebt es ſehr gute Pferde, und nirgends wird mehr Bienenzucht getrieben als in den Haydegegenden von Lüneburg, Bremen und Verden. An Bau- und Brennholz mangelt es auch nicht, da der Harz, Solling, Deiſter u. ſ. w. und ſelbſt einige Gegenden des ebenen Landes mit herrlichen Wäldern bedeckt ſind, und ſich hin und wieder Steinkohlen, ſehr reichlich aber Torf findet, mit welchem (vorzüglich aus dem Bremiſchen) Hamburg, Altona und Bremen zum Theil verſorgt werden. Salz iſt reichlich vorhanden. Auf dem Harze und in den Gebürgen um ihn her finden ſich alle Arten von Metallen, und obgleich der Gewinn der edlen Metalle wenig oder gar keine Ausbeute mehr gewährt, ſo ernähren ſich doch damit 15,000 bis 20,000 Menſchen. Die natürlichen Producte des Landes werden freilich überall verarbeitet, auch manche derſelben verarbeitet ausgeführt (beſonders Garn und Leinewand), ja hin und wieder findet man auch eigentliche Fabriken, allein glücklicher Weiſe nirgends Gegenden, die hauptſächlich von Fabriken und Manufakturen leben; alſo auch nirgends das Elend, welches, bei der geringſten Veränderung in den Preiſen, dieſe Erwerbsarten ſo unglückbringend macht. — Eine eigentliche Handelsſtadt beſitzt Hannover ſeit kurzem in Emden. Ueberdem findet ſich größtentheils nur durchgehender und Zwiſchenhandel, der aber großen und mannichfaltigen Gewinn abwirft. Die Hauptſtraßen deſſelben gehen von Hamburg über Lüneburg nach Braunſchweig, Magdeburg, Leipzig und Celle u. ſ. w.; von Lübeck über Lüneburg nach denſelben Orten; von Hamburg über Harburg nach Celle und nach Bremen; von Bremen auf Celle und Braunſchweig oder auf Hannover, Hildesheim und den Harz, Münden und Caſſel; von Bremen auf Osnabrück; von Emden auf Münſter und Osnabrück. Es fehlt in den nördlichen Provinzen an guten Landſtraßen. — Die Charte der Länder zwiſchen der Elbe und Weſer, Trave und Hunte von Hogrewe und Heiliger, 6 große Blätter 1812, iſt das Beſte, was man bis jetzt über das Königreich hat. Die Ankündigung einer neuen Charte von W. Müller, General-Quartiermeiſter-Lieutenant, welche einen Maaßſtab von 1 1/10 Zoll auf die Meile erhalten wird, verſpricht ſehr viel. — Bis jetzt war Scharf's politiſcher Staat des Churfürſtenthums Braunſchweig-Lüneburg das beſte ſtatiſtiſche Werk, jetzt iſt eine neue vollſtändige Statiſtik aus officiellen Quellen von den Geb. Hahn zu Hannover angekündigt. — Für die hannöveriſche Geſchichte giebt es eine große Menge von Sammlungen und Vorarbeiten, auch vortreffliche Bearbeitungen einzelner Theile. Das Ganze iſt noch am beſten in Steffens Geſchichte des Geſammthauſes Braunſchweig-Lüneburg vorgetragen, doch zu ſehr nur Geſchichte der Fürſten. K. Venturini's vaterländiſche Geſchichte, 4 Th. Braunſchweig 1805 bis 1809, iſt ohne hiſtoriſche Würde und größtentheils ohne Benutzung der Quellen; die neuſten Zeiten der hannöveriſchen Geſchichte ſind ohne Kenntniß der innern Verfaſſung und einzig nach den zwiſchen 1803 — 1806 erſchienenen Flug- und Streitſchriften bearbeitet. C — e.

Hannover, Hauptſtadt des im vorigen Art. beſchriebenen Landes, an der Leine, die von hieraus ſchiffbar wird, in einer ebenen, wohlangebauten Gegend. Sie gehört zu den älteſten Städten des Landes, und war im Mittelalter Mitglied der Hanſa. Die Altſtadt, der ein beſonderer Magiſtrat vorſteht, hat größtentheils krumme und

enge Straßen, ohne ſchöne öffentliche Plätze. Nach und nach ſind die Neuſtadt und die Aegidienneuſtadt angebaut, von denen die erſtere einen beſonderen Magiſtrat hat, beide ſind viel ſchöner und regelmäßiger gebaut. Ihren jetzigen Flor hat die Stadt ihrem Verhältniſſe zu dem Lande zu danken, als Sitz der höchſten Behörden. Sie ſank auch deshalb ſeit 1803, beſonders ſeit 1808, und fing an zu verfallen, bis ihr im Jahr 1813 die Quellen des vormaligen Wohlſtandes wieder eröffnet wurden. Das Schloß hat während der Invaſion ſehr gelitten, es war in eine Caſerne verwandelt worden. Merkwürdig ſind die Münze, das Zeughaus, die Marſtälle, das Rathhaus mit einer guten Bibliothek, die große königliche Bibliothek mit dem Archive, beydes an der Esplanade, auf welcher Leibnitzens Büſte von Marmor unter einer Kuppel von antiker Form aufgeſtellt iſt, die kleine aber geſchmackvolle katholiſche Kirche u. ſ. w. Einige Fabriken und Manufakturen ſind hier vorhanden; bedeutender aber iſt der Handel, theils eigner, vorzüglich mit Landesproducten, theils durchgehender, beſonders von und nach Bremen. Unweit der Stadt liegen die königlichen Luſtſchlöſſer Montbrillant und Herrenhauſen, das letztere mit einem ſteifen Luſtgarten, aber ſehenswürdigen Waſſerkünſten und einem merkwürdigen botaniſchen Garten. Ferner der gräflich Walmodenſche Garten mit ſchönen Kunſtſammlungen. Hannover mag 1500 Häuſer und 20,000 Einwohner haben. C-e.

Hans Folz, ſ. Folz.

Hans Roſenblüt, ſ. Roſenblüt.

Hans Sachs, ſ. Sachs.

Hanſa oder Hanſeatiſcher Bund. Gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts war die See und das feſte Land mit Räubern bedeckt. Der deutſche Handel, ungeachtet der allenthalben verbreiteten Factoreien Italiens, blühte zwar ſelbſt während des Fauſtrechts; allein er ward allen äußern Anfällen Preis gegeben, als die Kaufleute das Recht verloren, mit bewaffnetem Gefolge reiſen zu dürfen, und das königliche Geleite ſich bloß in eine Geldabgabe verwandelte, ohne daß die Reiſenden ein bewaffnetes Gefolg mehr empfingen. Hamburg und Lübeck, die, nebſt Bremen, ſchon ſeit den Ottonen und Kaiſer Konrad III. in großem Anſehen ſtanden, hatten damals zugleich einen großen Feind in Woldemar, dem Könige der Dänen, dem ſie ſich aber kräftig entgegenſetzten. Dieſer Umſtand und die Sicherſtellung der den Seeräubern ſtets mehr ausgeſetzten Elbfahrt, ſo wie die zunehmende Unſicherheit der Landſtraßen, veranlaßten zuerſt 1239 zwiſchen Hamburg, den damaligen freien Ditmarſen und den Hadlern einen Vertrag, und 1241 zwiſchen Hamburg und Lübeck die Errichtung eines Bündniſſes, wodurch ſie ſich gegenſeitig zum Beiſtande gegen alle Angriffe, beſonders auch gegen die der Adeligen, verpflichteten. Dieſem Vereine trat 1247 Braunſchweig bei, welches im dortigen Gange des Land- und Flußhandels von jenen beiden Städten als Niederlage benutzt wurde; denn während Italien im Beſitze des levantiſchen und indiſchen Handels war, hatte ſich von da eine Handelsſtraße über Deutſchland, durch die Oberpfalz, Franken, oſtwärts am Harz weg über Braunſchweig nach Hamburg gebildet, indem zugleich für einen Theil jener Waaren der Rhein benutzt wurde. So gehörte denn Braunſchweig vorzugsweiſe in das Intereſſe der verbündeten Handelsſtädte, denen ſich bald eine große Anzahl bei-

geſellte. Dieſer Verein erhielt vorzugsweiſe den Namen „Hanſa;“ denn dieſes Wort bedeutete in der damaligen altdeutſchen Sprache an und für ſich: einen zur wechſelſeitigen Beihülfe geſchloſſenen Bund. Dieſe Hanſa zählte in kurzer Zeit ſo viele Mitglieder, daß ſchon 1260 der erſte Bundesconvent zu Lübeck gehalten wurde, welche Stadt das Haupt des ganzen Bundes war; denn in ihr wurden die regelmäßigen Verſammlungen aller vereinten Städte von drei zu drei Jahren, jedesmal um Pfingſten, wie auch die außerordentlichen Convente gehalten; dort war das allgemeine Archiv des Bundes. Die Zahl der Hanſeſtädte war nicht immer dieſelbe; ihre höchſte belief ſich auf 85, deren Namen wir hier in alphabetiſcher Ordnung anführen, ohne uns auf eine kritiſche Unterſuchung der Zeiten, in welchen ſie zum Bunde traten oder wieder davon abgingen, einzulaſſen. Sie hießen 1. Anklam in Pommern; 2. Andernach im Erzſtifte Cöln; 2. Aſchersleben im Stifte Halberſtadt; 4. Berlin; 5. Bergen in Norwegen; 6. Bielefeld in Weſtphalen; 7. Bolsward in Friesland; 8. Brandenburg; 9. Braunsberg in Preußen; 10. Braunſchweig; 11. Bremen; 12. Burtehude im Stifte Bremen; 13. Campen in Oberyſſel; 14. Colberg; 15. Cöln am Rhein; 16. Coesfeld in Münſter; 17. Cracau in Polen; 18. Culm in Preußen; 19. Danzig; 20. Demmin in Pommern; 21. Deventer in Oberyſſel; 22. Derpt in Liefland; 23. Dortmund in Weſtphalen; 24 Duisburg in Cleve; 25. Einbeck am Harz; 26. Elbing in Preußen; 27. Elburg in Geldern; 28. Emmerich in Cleve; 29. Frankfurt an der Oder; 30. Golnow in Pommern; 31. Goslar am Harz; 32. Göttingen; 33. Gröningen; 34. Greifswalde in Pommern; 35. Halle in Sachſen; 36. Halberſtadt; 37. Hamburg; 38. Hameln im Hannöveriſchen; 39. Ham in Weſtphalen; 40. Hannover; 41. Harderwyk in Geldern; 42. Helmſtädt in Braunſchweig; 43. Hervorden in Weſtphalen; 44. Hildesheim; 45. Kiel in Holſtein; 46. Königsberg in Preußen; 47. Lemgow in Weſtphalen; 48. Lir; 49 Lübeck; 50 Lüneburg; 51. Magdeburg; 52. Münden im Hannöveriſchen; 53. Münſter; 54. Nimwegen in Geldern; 55. Nordheim in Niederſachſen; 56. Osnabrück; 57. Oſterburg in der Altmark; 58. Paderborn; 59 Quedlinburg am Harz; 60. Reval; 61. Riga; 62. Roſtock; 63. Rügenwalde in Pommern; 64. Rüremonde in Geldern; 65 Salzwedel; 66. Seehauſen in der Mark Brandenburg; 67. Stendal ebendaſelbſt; 68. Stade; 69 Stargard in Hinterpommern; 70. Stavern in Friesland; 71. Stettin; 72. Stolpe; 73. Stralſund; 74. Soeſt in Weſtphalen; 75. Thorn in Preußen (jetzt in Polen); 76. Venlo in Geldern; 77. Uelzen im Lüneburgiſchen; 79. Unna in Weſtphalen; 79. Warberg in Schweden; 80. Werben in der Altmark; 81. Weſel in Cleve; 82. Wisby auf Gothland; 83. Wismar in Mecklenburg; 84. Zütphen; 85. Zwoll in Geldern. Dieſe Städte wurden in vier Claſſen eingetheilt, von denen jede eine Haupt- oder Quartierſtadt hatte. Zu der erſten Claſſe gehörten die wendiſchen und überwendiſchen Städte, deren Quartierſtadt Lübeck war; zu der zweiten die cleviſchen, märkiſchen, weſtphäliſchen und die vier in den öſtlichen Provinzen der nachmals vereinigten Niederlande gelegenen Städte, mit der Quartierſtadt Cöln; zu der dritten Claſſe die ſächſiſchen und mark-brandenburgiſchen Städte, deren Quartierſtadt Braunſchweig war; zu der vierten Claſſe

endlich gehörten die preußiſchen und liefländiſchen Städte, die Danzig zur Quartierſtadt hatten. (Zu andern Zeiten theilten ſie ſich auch in drei Drittel). Zugleich wurde die Errichtung vier großer Comtoire oder Niederlagen im Auslande beſchloſſen, und ſie kamen auch zu London 1250, zu Brügge 1252, zu Nowogorod 1272 und zu Bergen 1278 zu Stande. Königliche und fürſtliche Privilegia gaben dem Ganzen ſeine eigentliche Conſiſtenz, und im J. 1364 wurde eine förmliche ſchriftliche Bundesacte zu Cöln abgefaßt. Ueberhaupt erlangte der Bund im 14ten Jahrhundert eine hohe politiſche Wichtigkeit, denn aus und in ihm entwickelte ſich zuerſt die, in alle Verhältniſſe eingreifende, Handelspolitik, von der kein Fürſt damals eine Ahnung hatte. In ſeiner Organiſation ſprach die wahre Tendenz des Vereins ſich nun reiner und beſtimmter aus: ſich ſelbſt, Gewerb und Handel gegen Räubereien zu ſchützen, den Handel der Verbündeten im Ausland zu ſchirmen, auszudehnen, wo möglich allen auswärtigen Handel ausſchließlich an ſich zu bringen, die Rechtsordnung in den einzelnen Bundesſtädten zu handhaben, dem Unrecht durch Tagſatzungen, Bundestage und Schiedsrichteramt zu ſteuern, und endlich die von den Fürſten erhaltenen Rechte, Freiheiten und Privilegien zu behaupten, und wo möglich zu vermehren und zu erweitern. Zu der innern Organiſation des Bundes gehörte auch, daß nach einem Matricularanſchlag gewaffnete Mannſchaft und Schiffe, oder ſtatt deſſen in gewiſſen Fällen baares Geld, ſodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden mußten; der Bund übte beſondere Jüſtizgewalt, er belegte mit dem größern und kleinern Bann; verfiel ein Ort in denſelben, ſo nannte man das verhanſet; auf den Comtoiren herrſchte eine faſt klöſterliche Diſciplin, die ſelbſt bis zur Eheloſigkeit der Factore, Kaufgilden-Meiſter und Geſellen ſtieg. Durch ein conſequentes Feſthalten dieſer in jene vier Hauptzwecke ſich ſpaltenden Tendenz und ihrer innern Organiſation erlangte die Hanſa, ungeachtet ſie weder vom Kaiſer noch Reich je förmlich anerkannt worden, ein großes Anſehen, und man kann wohl ſagen, daß Könige und Fürſten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen, wofür in der Geſchichte deſſelben gar viele Belege ſich finden. So genoſſen die Städte der Hanſa in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieſer Staaten erlangte je ein ſolches Vorrecht. Der große Zwiſchenhandel der Hanſa war eine Hauptquelle ihres immer wachſenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelspunkt in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre, und ſo ward ſie bald Herrſcherin durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meere. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Waldemar den Dritten, war die Hanſa ſiegreich, ſie ſetzte den König Magnus von Schweden ab, und verlieh ſeine Krone dem Herzog Albrecht von Mecklenburg; ſie rüſtete im Jahre 1428 eine Flotte von 248 Schiffen, mit 12,000 Streitern gegen Copenhagen aus; ein Bürgermeiſter in Danzig, Namens Niderhoff, durfte dem König Chriſtian von Dänemark den Krieg erklären; mit dieſer Hanſa ſchloſſen England, Dänemark und Flandern Verträge zum beſſern Gedeihen ihres Seehandels; ſie übernahm die Handhabung der Polizei auf der Oſt- und Nordſee, wobei ſie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigten Victualienbrü-

der oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundruhrrecht vorbaute; ihr verdankte man die Anlegung ſchöner Waſſerſtraßen und Canäle, und die Einführung gleichen Maßes und Gewichts im Gebiet ihrer unmittelbaren Wirkſamkeit. Der blühende Zuſtand der Hanſa war aber natürlich von der Fortdauer der Umſtände abhängig, welche ihre Errichtung veranlaßt hatten; er mußte verfallen, als nach und nach jene Umſtände verſchwanden. Als daher die Land- und Seeſtraßen nicht mehr unſicher waren, die Errichtung des Landfriedens hinlängliche Garantie für die öffentliche Sicherheit gewährte, als die Fürſten die Wichtigkeit der Handelsvortheile ihrer eigenen Staaten begreifen lernten, und auf die Herſtellung einer auf eigne Schifffahrt gegründeten Seemacht ihre Sorgfalt zu verwenden anfingen, als die zum Bunde gehörigen Landſtädte einſahen, daß die dominirenden Seeſtädte eigentlich ein von ihnen ganz abgeſondertes Intereſſe erhalten hatten, und ſie von dieſen endlich mehr als Mittel benutzt wurden; als die Seeſtädte anfhörten, die alleinigen Meiſter der Oſtſee zu ſeyn, und die deutſchen Fürſten auf den Gedanken kamen, die einzelnen Landſtädte ſich gänzlich zu unterwerfen, um von ihrem Handel den möglichſten Vortheil für ſich ſelbſt zu ziehen, wozu ſie vorzüglich von Kaiſer Carl V., der die Handlung ſeiner Niederlande zu heben trachtete, und daher dem Bunde nicht wohlwollte, immer mehr gereizt wurden; als die Entdeckung von Amerika eine totale Revolution im Handel verurſachte; da nahte ſich ſtufenweiſe der Moment des Verfalls und der gänzlichen Auflöſung des Bundes. Im Jahr 1630 wurde der letzte Hanſetag zu Lübeck ausgeſchrieben, an welchem die feierliche Losſagung der einzelnen Städte vom Bund erfolgte. Nur Hamburg, Lübeck und Bremen verbanden ſich aufs neue, und in einzelnen Fällen trat auch Danzig ihnen bei, ohne jedoch unter dem Namen der Hanſeſtädte ferner mit begriffen zu werden, welchen jene drey fortführten, bis am 13ten December 1810 ſie dem franzöſiſchen Reiche einverleibt wurden, wodurch ihre bisherige Exiſtenz vernichtet ward. Der letzte Befreiungskrieg hat auch dieſe Städte wieder in ihren vorigen Stand geſetzt. Vergl. Bremen, Hamburg, Lübeck und Freie Städte.

Hänſeln bezeichnet die bisher vornehmlich unter den Geſellen mehrerer Handwerke üblich geweſenen Neckereien und Scherze, welchen derjenige unterworfen war, der einen Ort, wo dieſer Hänſelgebrauch herrſchte, zum erſtenmale beſuchte. Sie beſtanden in manchen unſaubern und unfeinen Poſſen, welche, ſo wie der Name, ſich von der Hanſa herſchreiben, in deren Comtoire man in alten Zeiten unter ähnlichen Kaſteiungen aufgenommen wurde. Die bei dem Losſprechen der Lehrburſche üblichen Gebräuche rühren ebenfalls daher.

Hanswurſt iſt die Benennung eines ehemals ſtehenden groteske-komiſchen Characters der deutſchen Bühne. Woher er ſeinen Namen habe, iſt ungewiß, wahrſcheinlich aber eine Bemerkung Addiſons auf denſelben anwendbar. „Es giebt,“ ſagt er, „eine Art von Luſtigmachern, die der Pöbel in allen Ländern bewundert, und ſo ſehr zu lieben ſcheint, daß er ſie, nach der gemeinen Art zu reden, aufeſſen möchte. Ich meine jene herumziehenden Poſſenreißer, welche jedes Volk nach demjenigen Gericht benennt, das ihm am liebſten iſt. In Holland nennt man ſie Pickelheringe, in Frankreich

Jean Potage, in Italien Maccaroni, von einer Art ſehr beliebter Nudeln, in England Jack Pudding.“ Man ſieht leicht, wie ſich Hanswurſt in Deutſchland an jene Sippſchaft anreiht, und kann ihn deßhalb für ein vaterländiſches Original halten, ohne ihn mit Carpzov von den poſſenreißenden, nach Würſten riechenden Köchen der alten Komödie, oder mit Napoli Signorelli für eine Nachahmung der Italiener zu halten. Die älteſte Erwähnung deſſelben iſt in einem Werke Luthers von 1541 gegen den Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, welches den Titel führt: Wider Hannswurſt. Er ſagt darin: „dies Wort iſt nicht mein, noch von mir erfunden, ſondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, ſo klug ſeyn wollen, doch ungereimt und ungeſchickt zur Sache reden und thun. Alſo hab ichs auch oft gebraucht, ſonderlich und allermeiſt in der Predigt.“ Hieraus erhellt, daß der Name über Luthers Zeit hinausreicht, und daß auch ſein Charakter ſchon damals beſtimmt geweſen. Aus folgender Stelle: „wohl meinen etliche, ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hanswurſt, daß er von Gottes Gaben ſtark, fett und völliges Leibes iſt,“ kann man ſchließen, daß man ihn gern mit einem wohlgemäſteten Körper gewählt habe. Bei ſeiner Tölpelei alſo auch ein Freſſer, dem es bekommt. Harlekin iſt auch ein Freſſer, aber dem es nicht ſo anſetzt, damit er ſchlank, leicht und geſchmeidig bleibt (Leßings theatr. Nachlaß, Th. I. S. 47). Aus dieſem Umſtande dürfte man vielleicht einen Schluß auch auf die Verſchiedenheit des Witzes und ganzen Benehmens beider grotesker Charaktere ziehen. Indeß auch ſo wie er war, blieb Hanswurſt Jahrhunderte lang ein Liebling des ſchauluſtigen deutſchen Volkes. Anfangs extemporirte er wohl bloß, wie in der Commedia dell' arte der Italiener, und kam erſt ſpäterhin in geſchriebene Stücke. Die älteſte Komödie, worin er vorkommt, iſt ein Faſtnachtſpiel vom kranken Bauer und einem Doctor, vom Jahr 1553, deſſen Verfaſſer Peter Probſt ein Zeitgenoſſe und Nacheiferer Hans Sachſens war. In Georg Rolls Komödie vom Fall Adams (1573) paradirt er und Hans Han neben Gott dem Vater und dem Sohne; in einem Stück, der verlorne Sohn, von 1692, prügelt er ſich mit einem Heiligen und zwei Teufeln wacker herum. Erſt aber von dem Anfang des vorigen Jahrhunderts an finden wir Spuren von Schauſpielern, welche dieſen Charakter auch mimiſch auszubilden befliſſen waren. Joſeph Anton Stranitzki, ein Schleſier von Geburt, trat 1708 zu Wien als Nebenbuhler der italieniſchen Komiker auf, nationaliſirte ihre Buffonerien, und ſtellte den Hanswurſt als die Caricatur Harlekins in eigner Perſon mit großem Beifall dar. Er wählte ſich den Charakter und die Tracht eines ſalzburgiſchen Bauern, und verwandelte damit den dicken, plumpen, gefräßigen Tölpel in einen zwar einfältigen, aber dabei poſſirlichen Bauer. Um ſich von der Art ſeiner Darſtellungen ſelbſt zu überzeugen, ſehe man nur ſeine Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi (Wien 1722) nach. (Vergl. Nicolai's Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland. Bd. 4. S. 566 fgg.) Nächſt ihm war Gottfried Prehauſer berühmt, welcher 1720 zuerſt die Pritſche nahm, die er, ein Mann von nicht gemeinen komiſchen Talenten, nachher mit vielem Ruhm führte, bis 1759 mit ihm der Hanswurſt in Wien ausſtarb. Un-

ter den übrigen berühmteren Schauſpielern Deutſchlands, die noch in dieſer Rolle auftraten, verdienen ausgezeichnet zu werden: Schönemann und Franz Schuch. Durch den letztern reicht Hanswurſt in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts herein, wo ihm von mehreren Seiten her der Krieg angekündigt wurde. In Wien verdrängte ihn der neue Theaterunternehmer, Freiherr von Pendel, in Berlin Schönemann ſelbſt, in Leipzig die Neuberin, vornehmlich durch Gottſcheds Bemühungen, und nun verſchwand er gänzlich von der Bühne. Viele prieſen darum die deutſche Bühne glücklich, manche nahmen ſich des Vertriebenen an. Unter die letztern gehört Leſſing, welcher die Geſchmacksreinigung des Hanswurſts vom Theater für die größte Hanswurſtiade erklärte. Man vergeſſe bei dieſer ganzen Unterſuchung nicht, daß man von dem Geſichtspunkt ausgehen müſſe, Hanswurſt gehöre einer eignen Gattung des Komiſchen, der Groteske, an, eben ſo wie Harlekin und deſſen Verwandte. dd.

Harald I., Haarfager, König der Norweger, war ein Sohn Halfdan des Schwarzen, und einer der tüchtigſten Regenten dieſes Landes. Harald hielt ſich zur Zeit, wo ſein Vater ſtarb (863) in den Bergen von Dovrefield auf, und hatte bereits in mehrern Schlachten körperliche Stärke und große Geiſteskraft bewieſen. Die Liebe machte ihn zum Eroberer. Er hatte ſeine Hand Gida, der Tochter eines benachbarten Königs, angeboten, allein ſie, ſtolz und ſchön, antwortete Haralds Geſandten, daß ſie nur dann ſeine Gattin werden wolle, wenn er ganz Norwegen ſich unterworfen hätte. Harald ſchwur, ſein Haar nicht eher ſchneiden zu laſſen, als bis er Gida's Wünſche erfüllt hätte, und nach zehn Jahren war er einziger Herr von ganz Norwegen. Seine Haare waren inzwiſchen ſehr lang und ſchön geworden, daher der Beiname Haarfager, d. h. mit dem ſchönen Haare. Indem er ſich die kleinen Könige unterwarf, ließ er ihnen mit dem Titel Jarl die Verwaltung ihres Landes und den dritten Theil ihrer Einkünfte; allein viele wanderten auch aus und gründeten anderswo norwegiſche Niederlaſſungen. Hrolf oder Rollo kam nach Frankreich und ſetzte ſich in Neuſtrien feſt, anderſeits wurden die bisher wüſten Inſeln Island, Schotland, Feröe und die Orcaden bevölkert. Harald, der ſah, daß die entflohenen Norweger ihre Streifereien oft bis in ſein Gebiet ausdehnten, ging zu Schiff, um ſie zu unterwerfen. Nach einem blutigen Kriege eroberte er Schottland, die Orcaden u. ſ. w. und kehrte wieder in ſein Reich zurück. Er hatte ſeine Reſidenz in Drontheim aufgeſchlagen und ſtarb dort 930, nachdem er ſein Reich durch kluge Geſetze und Handel blühend gemacht hatte.

Harald III., Haardraade (oder der Strenge), hatte merkwürdige Schickſale, bevor er zum Thron gelangte. Er war ein Sohn Sigurds, Königs von Stingarige, der von Harald I. abſtammte, und ein Halbbruder des heil. Olaus. Im J. 1033 kommandirte er, erſt ſechszehn Jahr alt, ſechshundert Schiffe in der Schlacht bei Stickelſtad, an Olaus Seite, der hier blieb, und floh ſchwer verwundet nach Schweden und dann nach Rußland. Der Großfürſt Jaroslaw vertraute ihm die Bewachung der Küſten von Eſthland. Kurz darauf ging Harald unter dem Namen Nordbricht nach Konſtantinopel, und nahm als Varenger am Hofe der Zoe Dienſte. Die Leibwache der griechiſchen Kaiſer beſtand damals gewöhnlich aus Norwegern, Dänen

und Schweden, die den ſcandinaviſchen Namen Barenger, d. i. Vertheidiger, führten. Harald machte in dieſem Corps den Seekrieg gegen die afrikaniſchen Seeräuber mit, welche Sicilien verwüſteten. Im Jahre 1035 beſuchte er Jeruſalem, und 1038 ſchlug er die Sarazenen unter Anführung des Georg Maniak. So wie er Anführer der Barenger geworden war, trug er darauf an, daß ſie keinen andern Chef als den Kaiſer erkennen dürften; trennte ſich alſo von Georg Maniak und eroberte mehrere Städte Siciliens. Sein Waffenglück zog eine Armee von Lateinern oder Italienern, Normannen und Lombarden unter ſeine Fahnen. An ihrer Spitze verſetzte er den Kriegsſchauplatz nach Afrika, beſiegte die Sarazenen in 18 Schlachten, eroberte viele Städte, und machte eine ungeheure Beute, die er dem Jaroslaw zur Aufbewahrung ſchickte. 1042 kam er nach Conſtantinopel zurück, und verkündigte der Kaiſerin, daß er ihre Dienſte verlaſſen wolle, weil er erfuhr, daß ſein Neffe Magnus die beiden Reiche geerbt habe. Zoe, die dieſen jungen Helden nicht mit Gleichgültigkeit ſehen konnte, wollte ihn zurückhalten und machte ihm glänzende Anerbietungen, aber erzürnt über ſeine Weigerung beſchuldigte ſie ihn, den dem Kaiſer gehörigen Theil der Beute für ſich behalten zu haben und ließ ihn in den Kerker werfen. Durch eine Frau gerettet floh er über das ſchwarze Meer, vermählte ſich in Nowogorod mit Eliſabeth, der Tochter des Jaroslaw, und langte 1045 beim König von Schweden, einem Verwandten ſeiner Gemahlin, an.

Harcourt (Henri de Lorraine d'), mit dem Beinamen Cadet la perle, war ein Sohn Carls von Lothringen, Herzogs von Elboeuf, geb. 1601, und zeichnete ſich rühmlich als Feldherr aus. Nachdem er ſich 1620 in der Schlacht von Prag hervorgethan hatte, diente er als Volontär gegen die Hugenotten. Mit großem Ruhm commandirte er gegen die Spanier. Die Schlacht von Quiers (Chieri) in Piemont im Jahre 1639, die Eroberung Turins im Jahr 1640 und Coni's im Jahr 1641 bezeugen ſeine großen Feldherrntalente. Bei Quiers ſiegte er mit 8000 Mann gegen 20,000. Um ihn zu belohnen, verlieh ihm der König im Jahr 1642 die Statthalterſchaft von Guienne, und machte ihn 1643 zum Großſtallmeiſter von Frankreich. In demſelben Jahre ging er nach England, um die obwaltenden Streitigkeiten beizulegen. Im Jahr 1645 ward er zum Vicekönig von Catalonien ernannt, und ſchlug die Spanier bei Llorente. Bald darauf nahm er Balaguer und trug andere Vortheile davon. Aber die Belagerung von Lerida 1646 war weniger glücklich für ihn; er verlor dabei ſein Geſchütz und Gepäck. Im J. 1649 ward er in die Niederlande geſchickt, wo er Condé, Maubeuge und andere feſte Plätze einnahm. Später diente er mit vieler Treue in Guienne während des Bürgerkrieges, der 1651 und 1652 dieſe Provinz zerrüttete. Gegen das Ende ſeines Lebens ward er Statthalter von Anjou, und ſtarb 1666 in einem Alter von 66 Jahren, mit dem Ruhm eines tapfern, großmüthigen, unverzagten und glücklichen Feldherrn.

Hardenberg (Carl Auguſt Freiherr, jetzt Fürſt von), ſeit dem 6ten Juni 1810 königl. preußiſcher Staatskanzler, und Präſident des am 20ſten März 1817 errichteten Staatsraths, gehört zu den ausgezeichnetſten Staatsmännern der neuern Zeit, und hat auf die großen Ereigniſſe der Gegenwart vielfältig eingewirkt. Geboren in Hannover d. 31ten Mai 1750, trat er nach Beendigung ſeiner

Studien in Leipzig und Göttingen im J. 1770 in vaterländiſche Dienſte. Sein Vermögen erlaubte ihm ſich frei zu machen, und durch Reiſen und den Umgang mit der großen Welt ſeine Kenntniſſe zu erweitern, und den Talenten, mit welchen ihn die Natur ausgerüſtet, eine lebendige Bildung zu verleihen. So brachte der Kammerrath B. v. Hardenberg mehrere Jahre theils in Wetzlar, Regensburg, Wien und Berlin, theils in Frankreich, Holland und vorzüglich in England zu. Im J. 1778 ward er geheimer Kammerrath, doch ein Privatzwiſt mit einem engliſchen Prinzen bewog ihn 1782, ſeine Stelle niederzulegen, worauf ihn der letzte Herzog von Braunſchweig als wirklichen geheimen Rath und Großvoigt in ſeinem Miniſterium anſtellte. Dieſer Fürſt ſandte ihn 1786 mit dem bei ihm niedergelegten Teſtament Friedrichs II. nach Berlin. Er imponirte an dem prachtvollen Hofe Friedrich Wilhelms ſowohl durch ſeine Perſon, als durch ſein Benehmen und ſeine Talente, ſo daß der Herzog ſich ſeiner oft bediente, um ſeine Angelegenheiten am berliner Hofe zu betreiben. Im J. 1787 wurde er Präſident des Kammercollegiums. Indeß hatte er die Aufmerkſamkeit des preußiſchen Hofes auf ſich gezogen, und als im J. 1790 der letzte Markgraf von Anſpach und Bayreuth von dem Könige von Preußen einen Miniſter für ſeine Fürſtenthümer verlangte, empfahl dieſer den Baron von Hardenberg zu dieſer Stelle, nachdem er ihn ſich von dem Herzog von Braunſchweig erbeten hatte. Bekanntlich reſignirte im J. 1791 der Markgraf von Anſpach-Bayreuth die Regierung, worauf dieſe Länder mit den preußiſchen Staaten vereinigt wurden. Hardenberg, welcher ſchon an der Spitze der Verwaltung dieſer Provinzen ſtand, ward nicht allein von der preußiſchen Regierung beſtätigt, ſondern auch zum geheimen Staats- und dirigirenden Miniſter ernannt, und nahm im J. 1792, da der König von Preußen die Regierung daſelbſt antrat, die Huldigung im Namen deſſelben an. Da in der Folge die Verwaltung dieſer Provinzen, wegen der auswärtigen Beziehungen, oft Verabredungen mit dem Cabinetsminiſterium erfoderlich machte, ernannte ihn der König zum Cabinetsminiſter, und verlieh ihm den rothen Adlerorden. Am Ende deſſelben Jahres, als der Krieg gegen Frankreich begonnen hatte, berief ihn der König ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main, wo er den nächſten Winter hindurch für die Bedürfniſſe der Armee ſorgen half. Dann wurde er zum königlichen Commiſſär in politiſchen Angelegenheiten ernannt, und blieb in dieſer Eigenſchaft das Jahr hindurch bei der Armee am Rhein. Das Zutrauen des Königs ſtieg immer höher, und im Anfange des J. 1795 ſandte er ihn nach Baſel, wo er nach dem Tode des Grafen von Golz die Friedensunterhandlungen betrieb, und am 5ten April 1795 den Frieden zwiſchen Preußen und der franzöſ. Republik abſchloß, wofür ihm ſein Monarch den ſchwarzen Adlerorden gab. Hierauf übernahm Hardenberg aufs neue die Verwaltung der ihm untergeben geweſenen Provinzen. Er vereinfachte nicht allein ihre Organiſation, ſondern bemühte ſich auch vielfache Gränzſtreitigkeiten mit den benachbarten deutſchen Reichsſtänden auszugleichen. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. wurden das Juſtiz- und geiſtliche Fach der fränkiſchen Provinzen, von denen Hardenberg der Chef war, dem preußiſchen Juſtizminiſterium und dem Oberconſiſtorium untergeordnet, und das Finanzdepartement mit dem Generaldirectorium vereinigt. Der Miniſter blieb zwar Chef derſelben,

ward aber nach Berlin verſetzt, wo ihm beim Cabinetsminiſterium die Theilnahme in allen fränkiſchen auswärtigen, Hoheits- und öffentlichen Angelegenheiten, und die Direction dieſer Geſchäfte, ſo wie der Lehnsſachen übertragen wurde. Das Vertrauen des Monarchen ſtieg ſo gegen ihn, daß er nach dem Tode des Miniſters von Werder im J. 1800 Chef das magdeburg-halberſtädtiſchen Departements ward, und nach dem Ableben des Miniſters von Heinitz einſtweilen das weſtphäliſche Departement, nebſt dem vom Neufchatel, und endlich für immer die Curatel der Kunſt- und Bauacademie erhielt. Der berliner Hof war um dieſe Zeit faſt der Mittelpunkt aller Verhandlungen der verſchiedenen europäiſchen Mächte unter des Grafen von Haugwitz Leitung geworden, der bekanntlich für das Intereſſe Frankreichs geſtimmt war. Als aber dieſer Miniſter die Erlaubniß erhielt, ſich auf ſeine Güter zurückziehn zu dürfen, trat mit dem vollſten Vertrauen ſeines Königs Hardenberg an deſſen Stelle, der bei einer natürlichen Vorliebe für das Volk, das ſeinem angebornen Landesherrn huldigt, ſehr bald bewirkte, daß das preußiſche Cabinet eine überwiegende Neigung für England annahm. Dies bewog den Grafen Haugwitz, ſeine förmliche Dimiſſion zu nehmen, worauf im Auguſt 1804 Hardenberg völlig an deſſen Stelle trat. Das Beſtreben des Miniſters ſcheint durchaus damals geweſen zu ſeyn, Preußen die Neutralität zu erhalten; erſt als die franzöſiſchen Truppen das anſpachiſche Gebiet verletzten, änderte es ſein Syſtem. In einer Note vom 14ten Oct. an den Marſchall Düroc erklärt er ſich über jenen Eingriff in das Völkerrecht eben ſo bündig als kräftig. Darauf ward die Convention von Potsdam zwiſchen Rußland und Preußen (am 3ten Nov. 1805) geſchloſſen, und man traf Rüſtungen zum Kriege, deſſen Ausbruch jedoch durch die Schlacht von Auſterlitz verhindert wurde. Auch verſprach er dem engl. Miniſter am preuß. Hofe, Lord Harrowby, den 22ſten Dec. daß die engl. Truppen völlig ſicher in Hannöver ſtehen bleiben könnten, die dem König von Preußen auf den Fall, daß er von Frankreich angegriffen würde, Beiſtand leiſten ſollten. Unterdeſſen hatte Preußen den 25ſten December 1805 durch Haugwitz eine Convention mit Napoleon geſchloſſen, vermöge welcher ſeiner Neutralität durch die proviſoriſche Beſitznahme Hannovers eine größere und feſtere Baſis verliehen wurde. Eine Folge dieſer Uebereinkunft war, daß Hardenberg ſeine Stelle wieder an Haugwitz überließ, und, entfernt vom Cabinet, durch anhaltende Thätigkeit in dem übrigen Theile ſeines Wirkungskreiſes (als Chef des magdeburgiſch-halberſtädtiſchen Departements) den Schmerz zu unterdrücken ſuchte, den ihm Hannovers Beſitznahme durch Preußen und deſſen Entzweiung mit England verurſachen mußten. Aber auch Haugwitz ſollte ſich ſeines Werks nicht lange freuen. Ereigniſſe, die man unerwartet fand, weil man an das Alltägliche gewöhnt war, führten Preußen 1806 dennoch zum Kriege. Hardenberg wurde zu den Conferenzen gezogen, die vor dem Ausbruch deſſelben zu Charlottenburg Statt fanden, und machte einige Reiſen in Aufträgen des Hofes, doch hatte er keinen Antheil an dem Ausbruche des Kriegs, ſondern lebte auf ſeinem Gute Tempelberg bei Berlin. Nach dem 14ten October begab er ſich zum Könige, und übernahm, da der General von Zaſtrow, der an Haugwitz Stelle den auswärtigen Angelegenheiten vorſtand, im J. 1807 ſeine Entlaſſung begehrte, auf Kaiſer Alexanders Wunſch das Portefeuille wieder.

Nach dem Frieden von Tilſit bat er um ſeine Entlaſſung, blieb eine Zeit lang an den Gränzen von Rußland, und kehrte dann nach der Mark Brandenburg zurück, wo er auf ſeinem Landgute Tempelhof bei Berlin in ſtiller Abgeſchiedenheit lebte, bis ihn der König zu der höhern Würde eines Staatskanzlers berief. Die Verdienſte, die er ſich als ſolcher um den Staat erwarb, ſind zu neu, um ſchon jetzt einer gehörigen Würdigung fähig zu ſeyn. In ſeinen äußern Verhältniſſen ſuchte er Preußen ſeitdem möglichſt eng mit Frankreich zu verbinden, allein er ergriff die entgegengeſetzte Partei, als nach dem Rückzuge der franzöſiſchen Armee aus Rußland im Jahr 1813 ihm ein günſtiger Zeitpunkt dazu gekommen zu ſeyn ſchien, und welche glückliche Reſultate daraus für Preußen erwachſen ſind, iſt allgemein bekannt. Er unterzeichnete den Pariſer Frieden. Darauf erhob ihn ſein König im Hauptquartier Paris am 3ten Juni 1814 in den Fürſtenſtand, mit einem angemeſſenen Beſitz in liegenden Gütern. Er begleitete die Monarchen nach London, nahm an dem Congreß und den Verhandlungen in Wien einen weſentlichen Antheil, und wirkte mit zu den Tractaten in Paris 1815. Ohne allen Zweifel iſt Hardenberg ein Staatsmann von glänzenden Talenten und großen Eigenſchaften, der eine hohe Idee zu faſſen und zu realiſiren weiß, und ohne Privatrückſichten das Beſte des Monarchen redlich will, der ihn ſeines Vertrauens gewürdigt, und ſein und ſeiner Unterthanen Schickſal in ſeine Hände gelegt hat. Der neueſte Beweis dieſes Vertrauens war ſeine Sendung in das Großherzogthum Niederrhein im J. 1817. Er kehrte von da im April 1818 nach Berlin zurück, wo die Entwerfung einer ſtändiſchen Verfaſſung für die preußiſche Monarchie die größte Aufgabe ſeiner ſo glorreich erprobten Staatsweisheit ſeyn wird. Er beſitzt als Dotation, die ihm der König (November 1814) verliehen hat, die ehemalige Commenthurei Lietzen und das Amt Quilitz, mit dem Namen Neuhardenberg. Von ſeinen Kindern erſter Ehe leben ein Sohn und eine Tochter. Letztere iſt mit dem königl. baieriſchen General-Lieutenant Graf v. Pappenheim vermählt. Der Sohn Chriſtian Heinrich Auguſt, Graf von Hardenberg Reventlow, iſt königl. däniſcher geh. Conferenzrath und Beſitzer der im Jan. 1816 vom König von Dänemark zur Grafſchaft Hardenberg erhobenen Stammgüter des Hauſes in Dänemark.

Hardenberg (Friedrich von) als Schriftſteller unter dem ſelbſtgewählten Namen Novalis bekannt, churfürſtlich ſächſiſcher Salinenaſſeſſor und deſignirter Amtshauptmann in Thüringen, geb. zu Weißenfels 1772, geſt. 1801. Im häuslichen Kreiſe ſeiner Geſchwiſter ward er von vortrefflichen Aeltern zu allem Schönen und Guten erzogen. Dann verlebte er als reiſender Jüngling ein Jahr bei einem Oheim in Lucklum bei Braunſchweig, und beſuchte hierauf das Gymnaſium in Eisleben, wo er beſonders Jani's Unterricht in den alten Sprachen benutzte. In Jena ſtudirte er unter Reinhold die Philoſophie, in Leipzig und Wittenberg die Jurisprudenz. Von Wittenberg kam er nach Tennſtädt, wo er zu einem juriſtiſchen Geſchäftsmann gebildet werden ſollte. Im Jahr 1797, als er ſich dem Salinenweſen gewidmet hatte, ſtarb ſeine erſte Geliebte, Sophie von Kühn, in der er eine Madonna verehrte. Doch erholte er ſich von dieſem Schmerz und ſchenkte ſich mit neuer Kraft dem Leben und den Wiſſenſchaften. Im Decem-

ber 1797 ging er nach Freyberg, wo er ſich der Bergwerkskunde widmete. Hier war es, wo Julie von Charpentier, die jetzt in Ungarn verheirathet iſt, erſt ſeine Hochachtung, dann ſeine Liebe gewann; er hoffte, ſich mit ihr durch heilige Bande zu vereinigen. Im Sommer 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück, und wurde dem Directorium der Salinen als Aſſeſſor beigeſellt. In dieſem Zeitraume gewann er die beiden Brüder Schlegel und L. Tieck zu Freunden und Geiſtesgenoſſen. Als er eben im Jahr 1801 die Stelle eines Amthauptmanns in Thüringen erhalten ſollte, ſchlief er am 25ſten März 1801 im väterlichen Hauſe zu Weißenfels unter den melodiſchen Tönen des Claviers und in den Armen ſeines Freundes F. Schlegel ein. „Im Umgang mit Fremden, oder in großen gemiſchten Geſellſchaften," ſagt ſein vieljähriger Freund, der Kreishauptmann Juſt in Tennſtädt, war er oft Stunden lang ſtill, doch dabei aufmerkſamer Beobachter deſſen, was um ihn her vorging, aber im traulichen Cirkel deſto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er ſich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinſten Gegenſtänden wußte er ein Intereſſe zu geben. Und wie ſichtbar ward da ſeinen Freunden der Reichthum ſeiner Phantaſie, die Schärfe ſeiner Vernunft, das Innige ſeiner Herzlichkeit! Widerſpruch ertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz geſagt, ſo gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophiſten. Seine Geſtalt war lang, gut gebaut, hager, ſein Auge verrieth Geiſt, ſein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und ſchlicht, aller Putz war ihm widernatürlich." Gewiß war er eines der herrlichſten Gemüther, die je die Welt geſchmückt haben, ein wahrer Dichter im heiligſten Sinne dieſes Worts, welcher die ganze geiſtige und irdiſche Natur umfaſſend, indem er ſich in der ſichtbaren Welt eine unſichtbare ſchuf, das ganze Gemüth ergreift. Zwar hatte er ſich die mannichfaltigſten Kenntniſſe erworben, er war Juriſt, hatte die Naturwiſſenſchaft, die höhere Mathematik und Philoſophie in allen ihren Zweigen ergriffen; doch herrſchte bei ihm ſtets die Poeſie vor, Phantaſie und Gemüth ſpiegelten ſich in allen ſeinen Werken, die leider meiſt nur Fragmente, nur Andeutungen deſſen ſind, was er gewollt hat. Alle ſind von der heiligen Schönheit der chriſtlichen Religion innig durchdrungen; dabei iſt er im Geiſte dieſer Religion mild und tolerant, und bei der Tiefe der Gedanken zeigt ſich immer eine hohe Einfachheit der Form. Es iſt ein unerſetzlicher Verluſt für unſere Literatur, daß ſein Roman Heinrich von Ofterdingen, deſſen originelle Größe wir nur aus den Andeutungen ſeines Freundes L. Tieck ahnen können, unvollendet geblieben iſt. Es war die Abſicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch ſechs Romane zu ſchreiben, in denen er ſeine Anſichten der Phyſik, von denen die Lehrlinge zu Sais den Anfang bilden, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geſchichte, der Politik und der Liebe niederlegen wollte. Man ſieht, daß er durch alle Stände, Gewerbe, Wiſſenſchaften, durch alle Lebensverhältniſſe ſiegend ſchreiten und mit dem Geiſte der Poeſie die ganze Welt erobern wollte. Am herrlichſten offenbarte ſich ſein Gemüth in den Hymnen an die Nacht, mit denen er auch in Hinſicht auf die Ausführung am meiſten zufrieden war. Weſſen Herz haben nicht ſeine geiſt-

lichen Lieder in manchen trüben Stunden angeſprochen! Dieſe Lieder waren der Anfang eines chriſtlichen Geſangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigſten Anſichten des Chriſtenthums ſchreiben wollte. Die größte Hälfte des zweiten Theils ſeiner Schriften (Berlin 1802, 2 Theile) beſteht aus Fragmenten, in welchen ſich ſein vielſeitiger und tiefer Geiſt mit der gemüthlichſten Liebe ausſpricht. Sie ſind mehr Texte zum Denken, und er hatte den Plan zu einem eignen encyclopädiſchen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verſchiedenen Wiſſenſchaften ſich gegenſeitig erklären, unterſtützen und beleben ſollten. bb.

Hardouin (Jean), einer der gelehrteſten, aber auch zugleich paradoxeſten Männer ſeiner und aller Zeiten, war 1646 zu Quimper in Bretagne geboren, trat in ſeinem ſechzehnten Jahr in den Jeſuiterorden, und ſtudirte außer der Theologie mit unermüdlichem Eifer Geſchichte, Numismatik und gelehrte Sprachen. Sein ganzes Leben widmete er dieſen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, und ſtarb zu Paris den 3ten September 1729. Seine Gelehrſamkeit in verſchiedenen Fächern war umfaſſend und gründlich. Um die Aufklärung der alten Numismatik hat er große Verdienſte, und ſeine Ausgabe der Reden des Themiſtius, noch mehr aber ſeine für die damalige Zeit vortrefflich ausgeſtattete Ausgabe des Plinius erwarben ihm die Achtung der Gelehrten, und ſtehen noch jetzt in hohem Anſehn. Das merkwürdigſte Paradoxon, das er aufſtellte und mit großem Scharfſinn in ſeiner Chronologia ex nummis antiquis restituta und in ſeinen Prolegomenis ad censuram veterum scriptorum auszuführen wußte, war die Behauptung, daß nicht nur die meiſten der für alt gehaltenen Münzen neueren Urſprungs, ſondern auch die Schriften ſämmtlicher alten Kirchen- und Profanſcribenten, mit Ausnahme der Werke des Cicero, der Naturgeſchichte des Plinius, der Georgica Virgils und der Satiren und Epiſteln des Horaz, von Mönchen im 13ten Jahrhundert verfaßt und untergeſchoben ſeyen. Nach ihm iſt die Aeneide das Machwerk eines Benediktiners jener Zeit, der allegoriſch die Reiſe St. Peters nach Rom hat beſchreiben wollen, wohin übrigens nach ſeiner Meinung dieſer Apoſtel nie gekommen ſey. Die eingeflochtene Erzählung von dem trojaniſchen Brande bezieht ſich auf die Zerſtörung Jeruſalems und auf den Triumph des Chriſtenthums über das Judenthum. Dieſe Behauptungen mußten ihn in große Streitigkeiten verwickeln; aber alle Einwürfe und Widerlegungen waren nicht vermögend, ihn von der Unſtatthaftigkeit ſeiner Hypotheſen zu überzeugen.

Harem nennen die Mohammedaner den Theil des Hauſes, wo die Frauen abgeſondert von den Männern wohnen. Jeder Muſelmann darf vier rechtmäßige Frauen und eine willkürliche Anzahl Beiſchläferinnen halten, die im Hintergebäude wohnend und von hochummauerten Gärten eingeſchloſſen, unter Aufſicht ſchwarzer Verſchnittener und alter Hofmeiſterinnen ſtehen. Dieſe Einrichtung iſt jedoch nur den Reichen und Vornehmen möglich. Der Geringere begnügt ſich in der Regel mit einer Frau, da er mehrere nicht ernähren kann, läßt ſich von ihr bei ſeinem Gewerbe helfen, und lebt in näherer Verbindung mit ihr. Das größte Harem iſt das kaiſerliche. (S. Serail).

Häreſis (griechiſch), Ketzerei; davon Häretiker, Ketzer. S. dieſen Artikel.

Harfe, eines der älteſten Saiteninſtrumente, das wahrſcheinlich anfangs ſtatt der Saiten mit Thierhaaren bezogen war. Ob ſie die Sambuca oder das Trigonon der Alten ſey, iſt ſchwer zu beſtimmen; ihr hohes Alter aber wird unter andern auch durch den hinter den Ruinen des ägyptiſchen Thebens in den vermeinten Gräbern der thebaniſchen Könige entdeckten Harfenſpieler in einem Frescogemälde außer Zweifel geſetzt. Es gibt verſchiedene Gattungen von Harfen, von denen wir folgende anführen: 1. die ehedem ſehr gewöhnliche Spitzharfe, auch italieniſche Harfe genannt. Sie iſt mit zwei Reihen Drahtſaiten (welche durch einen doppelten Reſonanzboden getrennt ſind) bezogen. Die linke Seite, welche den Baß ausmacht, pflegt gelbe, die rechte oder die Diſcantſeite aber weiße Saiten zu haben. Dieſes ſehr unvollkommene Inſtrument iſt jetzt wenig mehr in Gebrauch. Bekannter und gewöhnlicher iſt 2. die Doppel- oder Davidsharfe, in Form eines Triangels, mit Darmſaiten bezogen und einem Reſonanzboden verſehen. Ihr Umfang iſt meiſtens von dem großen C bis zum dreigeſtrichenen c oder d. Die Unbequemlichkeit, daß dieſes Inſtrument jedesmal nach dem Hauptſtone, aus welchem das vorzutragende Stück geht, eingeſtimmt, bei vorkommenden fremdartigen Tönen aber während des Spiels der Wirbel, womit die Saite am Ende befeſtigt iſt, gedreht, oder dieſe durch den Druck des Daumens verändert werden muß (wodurch manche Paſſagen durchaus unausführbar bleiben), hat zu einer eignen ſinnreichen Erfindung Anlaß gegeben, nähmlich 3. der Pedalharfe. Das Pedal beſteht gewöhnlich aus ſechs oder ſieben Tritten; durch jeden derſelben iſt man in Stande, alle Octaven eines Tones um einen halben Ton zu erhöhen, braucht folglich beim Bezug auf keine andern Töne, als die der gewöhnlichen Tonleiter, Rückſicht zu nehmen, und kann aus jedem Ton mit gleicher Leichtigkeit ſpielen, ohne zum Daumen ſeine Zuflucht zu nehmen und dadurch gute Lagen zu verlieren. Die Tonſtücke für dieſes Inſtrument werden wie für das Clavier im Baß-, oder Diſcant-, oder Violin-Schlüſſel geſchrieben. Einige ſchreiben dieſe glückliche Veränderung einem Deutſchen, Namens Hochbrucker, zu, der in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Donauwerth, Andere einem Anſpacher, Joh. Paul Vetter, der 1730 zu Nürnberg lebte. Später ſind von Conſineau und Krumpholz in Paris noch Verbeſſerungen daran gemacht worden, beſonders in Anſehung des Forte und Piano. Auch haben die Gebrüder Erard daſelbſt eine neue Art Pedalharfen erfunden. Von der Aeolsharfe ſ. den eigenen Artikel.

Harlekin. Wer kennt nicht dieſe dramatiſche Caricatur wenigſtens dem Namen nach! Und doch iſt vielleicht in Hinſicht ſeiner nichts ſchwerer zu erklären, als eben ſein Name. Die Franzoſen behaupten, er ſey bei ihnen auf folgende Art entſtanden. Unter der Regierung Heinrichs III. kam unter einer Geſellſchaft italieniſcher Schauſpieler ein junger ſehr munterer Menſch mit nach Paris, der in dem Hauſe des Herrn Harlay de Chanvallon ſehr wohl gelitten war, und deßwegen von ſeinen Kameraden aus Spott oder Neid Harlequino, d. i. der kleine Harlay, genannt wurde. Dieſe

Meinung wird indeß dadurch widerlegt, daß der Name Harlekin ſchon früher vorkommt (in Raulini epist. 28, Raulin ſtarb 1514), als alle Harlahs, die hieher gezogen werden, gelebt haben. Nach Andern ſoll der Name als Spottname auf Kaiſer Carl V. (Charles Quint) entſtanden, nach wieder Andern von Franz von Harlay Chanvallon abgeleitet ſeyn, der als fünfter Erzbiſchof von Paris Harlay-Quint genannt wurde. Mag er ſeinen Namen, woher er wolle, haben, ſo iſt doch wohl nicht zu läugnen, daß ſeine Familie eine uralte ſey. Batteux ſcheint wenigſtens in gewiſſer Hinſicht nicht Unrecht zu haben, wenn er ſeine Abſtammung geradezu von den Satyrn des griechiſchen Satyrſpiels ableitet. Riccoboni indeß (Geſchichte der italieniſchen Schaubühne) trifft um vieles näher zum Ziele. „Wenn man,“ ſagt er, „heut zu Tage die Kleidung des Harlekins als eine neue Erfindung unterſuchen wollte, ſo würde uns ihr Erfinder der abgeſchmackteſte Menſch von der Welt zu ſeyn ſcheinen. Die Kleidung des Harlekins iſt niemals Mode und nirgends einer Nation eigen geweſen. Stückchen von rothem, blauem, gelbem und grünem Tuche, dreieckig geſchnitten und nach der Form eines Wamſes zugenäht, ein kleiner Hut, welcher den geſchornen Kopf kaum bedeckt, kleine Schlurfen ohne Abſätze, und eine ſchwarze Larve, welche keine Augen hat, ſondern bloß zwei kleine Löcher zum Durchſehen, was für eine närriſche Erfindung!“ Seine Vermuthung iſt, daß die Kleidung Harlekins keine andere ſey, als jene der alten Mimen, welche mit geſchornem Kopfe gingen, und die man Planipedes (Barfüßler) nannte. Zu den Gründen, welche Riccoboni zur Unterſtützung ſeiner Meinung anführt, kann man noch das lächerliche Schwert der alten Mimen hinzufügen, welches ſich bei Harlekin in eine Pritſche verwandelt hat. Ferner kommt noch hinzu, daß Harlekin und Scapin bei den beſten toscaniſchen Schriftſtellern Zanni heißen, welches Wort wahrſcheinlich von dem lateiniſchen Sannio abſtammt, von welchem Cicero (de Oratore I. 2.) eine Beſchreibung gibt, die ſo vollkommen auf den Charakter Harlekins paßt, daß alſo auch der übereinſtimmende Charakter beider die Abſtammung Harlekins von jenen alten Planipeden verbürgt. Es fragt ſich nun: was für einen Charakter hat Harlekin? „Der Charakter des alten Harlekins, ſagt Flögel (Geſchichte des Groteskekomiſchen, S. 38 fg.), war ein Gewebe von außerordentlichem Spiel, heftigen Bewegungen und übertriebener Poſſenreißerei, womit eine gewiſſe körperliche Behendigkeit verknüpft war, daß er faſt immer in der Luft zu ſchweben ſchien, und faſt den Springer ſpielte. Er war unverſchämt, ſpöttiſch, ein Schalksnarr, niedrig, und ſonderlich ſehr ſchmutzig in ſeinen Ausdrücken. Ungefähr ſeit 1560 veränderte ſich der Charakter dieſer Maſke. Der neue Harlekin legte alles ab, was ihm aus dem vorigen Jahrhunderte noch anklebte. Es iſt ein unwiſſender, im Grunde einfältiger Bedienter, der ſein Möglichſtes thut, um witzig zu ſeyn, und der dieſe Sucht bis zum Boshaften treibt. Er iſt ein Schmarotzer, feig, treu, thätig, läßt ſich aber aus Furcht oder Eigennutz in alle Arten von Schelmerei und Betrügerei ein. Er iſt ein Chamäleon, das alle Farben annimmt, und wird in den Händen eines geiſtreichen Mannes die Hauptrolle der Bühne. Die Rede aus dem Stegreif iſt ſein Probirſtein. Der neue Harlekin beobachtet gewiſſe komiſche Geberdenſpiele und Poſſen, die viele Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn in

dieſer Rolle ſich fortgepflanzt haben.“ Es verſteht ſich, daß hier vornehmlich von dem italieniſchen Harlekin die Rede iſt, denn in Italien, und zwar in der ſogenannten commedia dell' arte, iſt er (Arlechino) ganz eigentlich heimiſch. Kennen lernen kann man ihn daher nur mit Genauigkeit, wenn man dieſe Art von Schauſpiel kennt, und die übrigen Seitenverwandten Harlekins von ihm gehörig unterſcheidet. Ob er zu dulden ſey, oder nicht, iſt eine nicht unwichtige Frage. Er hat in Möſer (Harlekin oder Vertheidigung des Groteskekomiſchen) einen trefflichen Anwald gefunden, und wer ſich für Gegenſtände dieſer Art intereſſirt, wird deſſen geiſtreiche und gehaltvolle Schrift nicht ungeleſen laſſen. (Vergl. Masken, italieniſche.)

Harlem, eine Stadt im Königreiche der Niederlande, in dem zur Provinz Holland gehörigen Gouvernement Nordholland, unweit des Harlemer Meeres, am Fluſſe Sparen, der durch dieſelbe hindurch fließet, ſteht durch Kanäle mit Amſterdam und Leiden in Verbindung, hat 8000 Häuſer, aber nur 21,000 Einwohner. Die ſehr reinlichen Straßen ſind mit Bäumen beſetzt und von Kanälen durchſchnitten. Auf dem Markte befindet ſich die marmorne Statüe des Lorenz Koſter, dem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunſt zuſchreiben. Unter den 15 Kirchen der Stadt zeichnet ſich die Hauptkirche durch ihre Größe, zierlichen Thurm und berühmte Orgel aus, welche 8000 Pfeifen und 60 Stimmen hat. Merkwürdig ſind das Taylerſche Muſeum und das Naturalienkabinet der hieſigen Societät der Wiſſenſchaften; desgleichen die Enſcheideriſche Schriftgießerei. Die Blumenkultur war ſonſt hier in einem außerordentlichen Flor, hat ſich jedoch in eben dem Grade vermindert, als die Blumenliebhaberei abgenommen hat (vergl. Blumenhandel), iſt indeſſen immer noch von Bedeutung. Im Jahre 1800 verkaufte ein Blumenhändler nur allein nach Liſſabon mehr als 18,000 Stück Türkiſche Ranunkelſtöcke. Noch ſind hier 13 große Blumenhändler, welche mit Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln die entfernteſten Gegenden verſorgen. Sonſt war Harlem durch ſeine Induſtrie ſehr blühend. Von den 3000 Seidenſtühlen ſind kaum noch 60 vorhanden. Am berühmteſten ſind noch die Harlemer Leinwandbleichen; auch verfertigt man vielen Zwirn, Band von Leinwand, Wolle, Floret und Seide, ſeidenes Beuteltuch, (das beſte in Europa) und unterhält Seeſalzſiedereien. Der Handel iſt nicht lebhaft. In der Nähe iſt der Harlemer Buſch, einer der anmuthigſten Haine, mit Bäumen von einer ungewöhnlichen Stärke und einem ſchlanken üppigen Wuchſe. Schöne Landhäuſer, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Gehölze zerſtreut. Vor allen zeichnet ſich das mit fürſtlicher Pracht erbaute Landhaus des Banquier Hope aus, deſſen Inneres koſtbar verziert iſt. Die Treppen, Thüren und Parquets ſind von Mahagoniholze, die Fenſter von röthlichem Venezianiſchen Spiegelglaſe, die Kamine von Verde Gallo und Verde Antico. Vorzüglich iſt eine Treppe, die nebſt dem Geländer aus weißem Carrariſchen Marmor beſteht, durch ihre höchſt zierliche Arbeit bemerkenswerth. Der Pallaſt ſteht gegenwärtig unbenutzt, denn es iſt noch nicht ausgemacht, ob ihn die Familie Hope zurücknehmen, oder ob er ein Eigenthum des Königs der Niederlande bleiben wird, da er früher von Louis Bonaparte für Rechnung des Staates angekauft wurde.

Harmonia oder **Hermione**, eine Tochter des Mars und der Venus, die ſie in ehebrecheriſcher Liebe erzeugten, wobei Vulkan ſie ertappte. Nach ihrem Namen bezeichnete man in den erſten Zeiten den Inbegriff der ganzen Muſik. Sie war mit ihrem Gemahl, dem Phönizier Cadmus, nach Griechenland gekommen, und hatte daſelbſt der Sage nach die Muſik eingeführt.

Harmonica, ein muſikaliſches Inſtrument, aus einer ungefähr 3/4 Zoll dicken Walze beſtehend, die auf einem Fußgeſtelle ruht, auf welcher etliche 40 halbe gläſerne Hohlkugeln befeſtigt und ſo in einander geſchoben ſind, daß der Rand der einen immer unter dem Rand der andern etwas hervorragt, ohne ſich jedoch zu berühren, und diejenige, welche den tiefſten Ton angibt, die größte, diejenige, welche den höchſten Ton hören läßt, die kleinſte iſt. Jede dieſer Halbkugeln, welche übrigens ganz nach der Tonleiter geſtimmt werden, iſt in der Mitte durchbohrt und vermittelſt eines Korks an der obgedachten Walze befeſtigt, welche in einem auf dem Geſtell angebrachten Gehäuſe durch ein Schwungrad, vermittelſt eines unten befindlichen Fußtritts, in Bewegung geſetzt wird. Ehe man ſpielt, werden die Glocken mit einem in Waſſer getauchten Schwamm überſtrichen, und alsdann, durch Anlegung der Finger an die Ränder, aus den ſich um ihre Axe drehenden Glocken die Töne gleichſam herausgezogen. Der Umfang des Inſtruments beträgt drei bis vier volle Octaven. Mit Unrecht wird **Franklin** als der Erfinder der Harmonica angeſehen; ihm gehört wahrſcheinlich nur das große und allerdings der Erfindung gleichzuſetzende Verdienſt einer ganz neuen und beſſern Einrichtung derſelben. Man hatte nämlich vorher ein Glasſpiel, Verrillon genannt, welches in einer Anzahl weiter Gläſer beſtand, die nach ihrer Größe die Töne angaben, zu welchem Ende ſie auf ein mit Tuch überzogenes Brett geſtellt und mit zwei an der Spitze mit Seide oder Tuch umwundenen Stäbchen gelind angeſchlagen wurden. Daß eine Ausführung dieſer Art nicht anders als ſehr ärmlich geweſen ſeyn muß, iſt leicht zu begreifen. In der Folge hat man noch mehr Verbeſſerungen damit vorzunehmen geſucht, theils um die Anſprache der Glocken zu erleichtern, theils um eine Taſtatur anzubringen. Wegen der bedenklichen Meinung Verſchiedener über den Einfluß auf das Nervenſyſtem des Spielenden war man nämlich auf Verſuche gefallen, die Glasglocken nicht unmittelbar mit den Fingern zu berühren, ſondern, wie beim Clavier, vermittelſt der Taſten zu behandeln. Den Mechanismus einer ſolchen Taſtatur ſoll Röllig in Berlin, nach Andern aber Heſſel aus Petersburg erfunden haben; auch Nicolai zu Görlitz hat eine ſolche gefertigt. Man nennt ſie Clavierharmonica. Allein alle dieſe Verſuche entſprechen den Foderungen keineswegs, und es iſt unmöglich, die Feinheit, das Anſchwellen und Aushalten des Tons in der Vollkommenheit wie bei der erſtgedachten Art hervorzubringen. Uebrigens iſt wohl nicht zu läugnen, daß die Harmonica, ſo ſehr ſie ſich auch durch die Feinheit und das Anhaltende ihres Tons vor allen übrigen Inſtrumenten auszeichnet, doch nur ein auf ſanfte Empfindungen eingeſchränktes Inſtrument bleibt, das eine Verbindung mit andern Inſtrumenten wenig oder gar nicht zuläßt. Als begleitend verdunkelt ſie die Singſtimme, als concertirend verlieren die ſie begleitenden Inſtrumente, da ſie ihr im Tone ſo weit

nachſtehen. Sie wird daher am füglichſten allein genoſſen, und kann unter gewiſſen romantiſchen Verhältniſſen von zauberiſcher Wirkung ſeyn.

Harmonie iſt in der heutigen Muſik die Vereinigung mehrerer Töne, deren gemeinſchaftliche Fortſchritte ſich auf feſtgeſetzte und aus der Natur und den Verhältniſſen der Intervallen entlehnte Regeln gründen. Vergleicht man Harmonie und Melodie, ſo findet ſich, daß ſie einander entgegengeſetzt und ähnlich ſind. Entgegengeſetzt ſind ſie, weil bei der Melodie die Fortſchreitung durch einzelne Intervalle, bei der Harmonie aber durch mehrere zugleich geſchieht, auch weil ein einzelner angegebener Ton nicht Melodie, hingegen ein einzelner Accord Harmonie enthält. Aehnlich ſind ſie, weil bei der Melodie natürliche und gangbare Intervalle, bei der Harmonie richtige und zweckmäßige Uebergänge und Ausweichungen in mehr oder weniger entfernte Tonarten vorzüglich in Betracht kommen. Die Griechen, welche Harmonie im jetzigen Sinne gar nicht, ſondern nur Melodie, kannten, bezeichneten mit dem Worte Harmonie die richtige Folge der Intervallen, ihre Kunſt des reinen Satzes. Nächſtdem verſtanden ſie auch unter Harmonie eines ihrer Klanggeſchlechter, nämlich das enharmoniſche, ferner ihre Tonarten, die doriſche, die lydiſche u. ſ. w., auch die Verdoppelung ihrer Octaven, oder ihre Antiphonien. Marburg nimmt in Rückſicht der Fortſchritte der Harmonie und ihrer allmähligen Vervollkommnung ſechs Perioden an. Die Frage, ob Harmonie aus Melodie, oder Melodie aus Harmonie entſpringt, und welcher von beiden der Vorzug gebühre, beantwortet ſich von ſelbſt, wenn man die Melodie als das Organ betrachtet, ſeine Empfindungen durch Töne zu äußern, und die Harmonie als das Mittel, dieſem Organ mehr Kraft in der Wirkung zu geben. Von der Muſik iſt das Wort Harmonie auch auf andere Künſte übergegangen, namentlich auf die Mahlerei. Hier findet der Begriff der Harmonie eine mehrfache Anwendung. Wenn alle Gegenſtände in einem Gemählde ſo angeordnet ſind, daß ſie den Stoff von ſeiner lichtvollſten wirkſamſten Seite darſtellen, und ſogleich vermittelſt dieſer Anordnung leicht und tief in die Seele des Betrachters eindringen; ſo iſt die Anordnung dieſes Werks harmoniſch. Die Harmonie des Ausdrucks wird erlangt, wenn die ſogenannten Ausdrücke darauf hinzielen, in einer leichten Stufenleiter von den niedrigen bis zu den höhern hinauf zu leiten, wenn in der ganzen Folge dieſer Ausdrücke kein einziger vorhanden iſt, der die einmal angenommene leichte Reihe unterbricht, vor andern hervorſchreit, oder unter ihnen zurückbleibt; wenn zwiſchen der Bezeichnung und dem, was bezeichnet werden ſoll, das innigſte Einverſtändniß herrſcht. In der Ausführung herrſcht Harmonie, wenn man in allen Theilen des Gemähldes das Erzeugniß derſelben Hand, deſſelben Geiſtes findet. Die Zeichnung wird dann harmoniſch genannt, wenn alle Formen einer und derſelben Figur ſich wechſelſeitig mit einander vereinigen, wenn ſie alle daſſelbe Alter, daſſelbe Temperament, dieſelbe Leibesbeſchaffenheit ausdrücken. Das Helldunkel hat Harmonie, wenn Schatten und Licht keinen allzugroßen Contraſt gegen einander bilden, und wohlabgeſtufte Mitteltinten leicht vom Hellen zum Dunklen leiten. Wenn der Künſtler endlich nur ſolche Farben in ſein Gemälde bringt, deren Töne

ſich unter einander zu einem lieblichen, freundlichen Spiele ſo vereinigen, daß jede derſelben immer in gewiſſem Verhältniß an der, welche ihr folgt oder vorangeht, Theil nimmt, daß ſelbſt diejenigen, welche weit von ihr entfernt liegen, vermittelſt der leichten, ſtufenweiſe gehenden Folgen mit der erſten in einem genauen Verhältniſſe des Grades der Färbung ſtehen, ſo hat ſeine Farbengebung Harmonie.

Harmonik. Unter dieſem Namen verſtand man ehemals die Lehre alles deſſen, was Bezug auf Töne, Intervallen, Syſteme, Klanggeſchlechter, Tonarten, Mutationen und Melopöie hatte. Die griechiſchen Schriftſteller definiren die Harmonik als eine wohlgeordnete Folge, eine Fertigkeit, die Größe der Töne in Anſehung ihrer Höhe und Tiefe zu empfinden, als eine Wiſſenſchaft die Natur muſikaliſcher Töne in Beziehung auf ihre Ausübung zu unterſuchen u. ſ. w. Die Begriffe, die man in der heutigen Muſik mit Harmonik verbindet, ſind größtentheils jenen noch ähnlich, und beziehen ſich auf die Theorie des Klanges, die Beſchaffenheit des gegenwärtigen Syſtems, und die in ſelbigen vorkommenden Verhältniſſe, den richtigen Gebrauch der Töne, Tonarten, Accorde, Diſſonanzen, Conſonanzen und zweckmäßiges Verfahren in der Modulation u. ſ. w.

Harniſch (Panzer, Panzerhemd) iſt für das kleine Gewehr, für Pfeile und für alles Hieb- und Stoßgewehr eine ſchuß- und hiebfreie Rüſtung oder metallene Bekleidung, womit ſich die alten Krieger bis zur Erfindung des Pulvers vom Kopfe bis auf die Füße bedeckten. Die Rüſtung beſtand aus dem Helm oder der Kopfbedeckung, aus der Rücken- und Bruſtbedeckung, welche letztere beide jetzt allgemein Küraſſe genannt werden, aus der Armbedeckung oder Armſchienen, der Beinbedeckung oder Beinſchienen. Solche vollſtändige Harniſche wogen gewöhnlich mehrere hundert Pfund. Die Unterlage des Bruſtharniſches war entweder von Leder, oder Leinwand, oder von wollenem Filz, und die äußere Bedeckung von Metall beſtand gewöhnlich aus kleinen, wie die Fiſchſchuppen über einander gelegten Schilderchen, und zuweilen auch aus in einander geflochtenen Kettchen; allein die Bruſtharniſche der alten Perſer waren immer nur aus einem einzigen Stücke Eiſen geſchmiedet, wie der Rückenharniſch. Indeſſen verfertigte man den Harniſch nicht immer aus Metall, ſondern man machte die Rüſtung auch aus flächſenem und hanfenem Garne, indem man daſſelbe entweder webte, oder aus mehrern Garnfäden kleine Strickchen flocht, und dieſe dann mit einander mehrfach verband, oder auch die gewebte Leinwand in einer aus eſſigſauerm Wein und Salz beſtehenden Flüſſigkeit beizte, und dann aus der Leinwand einen Filz bereitete, der oft zehnmal dicker ward, als die einfache Leinwand geweſen war. Die Erfindung des Harniſches fällt in das hohe Alterthum. — Im Bergbau heißt Harniſch ein feſtes Saalband, oder die Ablöſung des Ganges vom Geſtein mit einer feſten Oberfläche, und den Ueberzug von Kies oder metalliſchen Körpern, welche ſich auf die Flächen des Geſteins legen, daß die Flächen das Anſehen haben, als wenn ſie mit metallenen Blättchen belegt wären, ſo wie auch den Ueberzug jener Materialien auf Holz beim Bauweſen, nennt man ebenfalls Harniſch. — In der Weberei, wo alle großblumichte oder gezogene Zeuge auf einem Stuhle gewirkt werden, der neben ſeinen

gewöhnlichen Theilen eine Menge ſchwebender Schnüre hat, wovon der eine Theil mitten in dem Stuhle an den Rahmkorden meiſtentheils ſenkrecht herunterhängt, haben dieſe Schnüre zuſammen den Namen Harniſch. X.

Harpe (Jean François de la), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, war zu Paris den 20ſten November 1739 geboren. Da er ſehr arm war, ſich aber durch Talente auszeichnete, ſo erhielt er eine Freiſtelle im College d'Harcurt; früher hatten ſich die barmherzigen Schweſtern ſeiner angenommen. Die Correctur eines Pasquills auf einen ſeiner Lehrer, die er, ohne vielleicht etwas Arges dabei im Sinne zu haben, übernommen hatte, war die Urſache, daß man ihn bald nachher für den Verfaſſer einer andern Schmähſchrift, ebenfalls auf einen ſeiner Lehrer, der zugleich ſein Wohlthäter war, anſah. Er wurde dafür auf einige Monate in die Baſtille gebracht. In der Folge erhielten mehrere ſeiner dichteriſchen Jugendverſuche den Preis, und ſchon im Jahr 1762 gab er eine Sammlung von Heroiden und Gedichten heraus, die man anmuthig und elegant fand. Ein Jahr ſpäter trat er mit ſeinem Trauerſpiel Warwick auf, welches mit vielem Beifall aufgenommen ward und ſich auf dem Theater erhielt. Weniger Glück machten Timoleon und Pharamond. Ungefähr um dieſe Zeit ward Laharpe mit Voltaire bekannt, der ihm Beweiſe ſeines großmüthigen Wohlwollens gab, wofür er nicht immer dankbar geweſen ſeyn ſoll. Er fing darauf an, ſich um die von der Akademie ausgeſetzten Preiſe zu bewerben, und wenige Schriftſteller ſind ſo glücklich geweſen wie er. Unter ſeinen Lobreden ſteht die auf Heinrich IV. oben an; auch die auf Fenelon, Racine und Catinat zeichnen ſich vortheilhaft aus. Nicht von gleichem Werthe ſind ſeine Poeſien, von denen das Hauptverdienſt der beſten eine gewiſſe Reinheit, Eleganz und Leichtigkeit iſt. Seine Oden ſtehen ſeinen Epiſteln um vieles nach. Zugleich arbeitete Laharpe fortwährend für das Theater, wiewohl unter den vielen Stücken, die er lieferte, Warwick das einzige war, das ſich eines allgemeinen und dauernden Beifalls erfreute. Im Jahr 1776 nahm die Akademie ihn zu ihrem Mitglied auf. Laharpe fuhr ununterbrochen in ſeinem literariſchen Fleiße fort, und gab jetzt, außer verſchiedenen andern Werken, ſein Lycée ou Cours de Littérature ancienne et moderne heraus, auf welchem ſein Ruf beſonders gegründet iſt. Die Veranlaſſung zu dieſer Arbeit war die 1786 geſchehene Errichtung des Lyceums zu Paris, wo Laharpe Vorleſungen über die Literatur der Griechen, Römer und Franzoſen hielt. Man findet durchaus eine geſchmackvolle Behandlung und ein geſundes Urtheil, dagegen darf man tiefe Speculationen über die Elemente der Aeſthetik, und überhaupt neue und große Ideen nicht darin ſuchen. Was ſeine Geſinnungen betrifft, ſo zeigte er ſich zu Anfang der Revolution als einen eifrigen Demokraten, änderte aber im Gefängniſſe, in welches ihn die anarchiſche Faction warf, ſeine Grundſätze, und ward ein Anhänger der Kirche und des Königthums. Gleich in den erſten Sitzungen des Lycée des Arts hatte er den Muth, gegen die Tyrannei des Terrorismus laut und nachdrücklich zu ſprechen. Am 18ten Fructidor 1798 ward er zur Deportation verurtheilt, der er jedoch ſo glücklich war, durch die Flucht zu entgehn. Noch kurz vor ſeinem Tode zog er durch einige freie Aeußerungen über die Verfügungen der Regierung den Unwillen des erſten Conſuls auf ſich, und wurde nach Orleans verwieſen. Er erhielt jedoch bald die Erlaubniß,

zurückkehren zu dürfen, und ſtarb am 11ten Februar 1803 im 64ſten Jahre ſeines Alters nach einer langwierigen Krankheit als ein echter eifriger Catholik.

Harpe (Friedrich Cäſar La). Dieſer als Director der helvetiſchen Republik in den Jahrbüchern der Schweiz berühmt gewordene Mann war zu Rolle in einer zum Adel des Waadtlandes gehörigen Familie, im Jahr 1754 geboren. In dem Collegium zu Rolle konnte er nur einen ſchwachen Grund in den Wiſſenſchaften legen, aber ſein Oheim, ein trefflicher Geiſtlicher, machte ihn mit den unſterblichen Männern Griechenlands und Roms bekannt. Neſemanns blühendes Seminarium zu Haldenſtein und Bunden, in welches der vierzehnjährige Jüngling trat, nährte und ſtärkte ſeine idealen Anſichten von Freiheit und Vaterland. Er kam endlich von Haldenſtein zurück mit dem Rufe eines Halbwilden. In den Wiſſenſchaften allein lebte er, unter denen er die Mathematik als die erſte betrachtete. In Genf wurden Sauſſure und Bertrand ſeine Lehrer. Darauf ſtudirte er zu Tübingen die Rechte und empfing in ſeinem zwanzigſten Jahre den Doctorhut. Nicht ohne einen harten Kampf gelang es ihm jetzt, aus ſeiner Ideenwelt in die Wirklichkeit des beſchränkten Geſchäftslebens überzugehen. Er ward Sachwalter bei der welſchen Appellationskammer in Bern, folgte aber bald der Einladung eines ruſſiſchen Herrn, ihn durch Italien zu begleiten, ſah die Wunder dieſes Landes, Malta und Sicilien, und begab ſich von da, auf des Baron Grimm Vorſchlag, 1782 nach Petersburg, wo er ein Jahr darauf der Lehrer des Großfürſten Alexander und deſſen Bruders ward. Ein ſo erhabener Wirkungskreis war ſeines Geiſtes und Herzens würdig; er widmete ſich ihm mit ganzer Seele. Inzwiſchen brach die franzöſiſche Revolution aus, für deren Fortgang er ſich mit Enthuſiasmus intereſſirte. Auch aus der Ferne wollte er für die Befreiung ſeines Vaterlandes wirken. Er verfaßte unter andern eine Bittſchrift im Namen ſeiner Mitbürger an die berner Regierung, worin er ehrfurchtsvoll aber freimüthig eine Zuſammenberufung der Stände zu Abſtellung der Mißbräuche foderte. Bald aber brachen Unruhen aus, und die Regierung, die auch ihn als einen Anſtifter derſelben betrachtete, ſetzte ihn unter die Zahl der Geächteten. Er ward als ein Freund der Revolution verdächtig, und ſo gelang es ſeinen Feinden, die Verlobungsfeierlichkeiten Alexanders zu ſeiner Entfernung zu benutzen. Aufgefodert, eine Belohnung zu fodern, bat er nur um Erlaubniß, zu Anordnung ſeiner Geſchäfte noch einige Monate bleiben zu dürfen, und ging dann nach Genf. Er wollte in ſein Vaterland zurückkehren, als er erfuhr, daß ſchon der Befehl gegeben ſey, ihn dort zu verhaften. Darüber erbittert ging er im Oct. 1796 nach Paris und übergab der Regierung ein Memoire. Wirklich wurde auf des franzöſiſchen Geſandten Verwenden in Bern allen Waadtländern Amneſtie gewährt, jedoch mit Ausnahme derer, die durch Schriften die Unruhen im Waadtlande angeſtiftet hatten; und ſo blieb Laharpe davon ausgeſchloſſen. Noch mehr dadurch gereizt, ließ er neue Pamphlete im Druck erſcheinen, und übergab endlich 1797 dem franzöſiſchen Directorium eine von 22 ausgewanderten Patrioten der Waadt und Freiburgs unterzeichnete Bittſchrift, worin die Ausübung der im J. 1565 durch den Tractat von Lauſanne ſtipulirten Garantie von Frankreich begehrt wurde. Dem zufolge ließ das Directorium den berüchtigten Beſchluß vom 6ten Nivoſe ergehen, welcher die waadtländiſchen, die

Rechte ihres Volks reclamirenden Bürger unter Frankreichs unmittelbaren Schutz ſtellte. Dieſer Gewaltſchritt rief die Revolution der Eidgenoſſenſchaft hervor, und unter Laharpe's Mitwirkung ward die helvetiſche Republik organiſirt. Aber nur zu bald zeigte ſich, in welche Uebel dadurch die Schweiz geſtürzt worden. Laharpe trat ins Directorium und verfolgte, der öffentlichen Stimme zum Trotz, ſein Syſtem mit der größten Hartnäckigkeit und unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, bis ein Beſchluß der geſetzgebenden Räthe das Directorium auflöſ'te. Laharpe ging in ſeine Heimath zurück, wo man ſich begnügte ihn unter Aufſicht zu ſtellen. Indeß bewahrte er auch nach ſeinem Sturze bei Freunden und Feinden den Ruf der Redlichkeit. Gewiß war ſein Wille gut, er irrte nur in der Wahl der Mittel. Er war im Begriff, Lauſanne, wo er lebte, zu verlaſſen, um ſich nach Paris zu begeben, als ihm der Zufall einen, mit dem Namen des General-Secretärs Mouſſon unterzeichneten Brief in die Hände führte, in dem von einer Verſchwörung gegen den erſten Conſul Bonaparte, der in Italien Melas gegenüber ſtand, die Rede zu ſeyn ſchien. Wahrſcheinlich war der Brief fingirt, entweder um Laharpe oder die Regierung in Unannehmlichkeiten zu verwickeln; aber die Aehnlichkeit der Handſchrift täuſchte ihn. Er übergab ihn dem Gericht, worauf die geſetzgebenden Räthe Mouſſons und Laharpe's Verhaftung befahlen. Man verſiegelte ſeine Papiere; er ſelbſt wurde am 2ten Juli 1800 verhaftet, um nach Bern geführt zu werden. Dieſe Schmach ſchien ihm unerträglich, und er entging ihr durch die Flucht, die er unterwegs glücklich bewerkſtelligte. Bonaparte empfing ihn in Paris mit einem Ton, aus dem hervorleuchtete, wie ſehr er gegen ihn eingenommen ſey; ſeine Ideen fanden nicht Eingang. Seitdem lebte er auf ſeinem Landhauſe Pleſſis-Piquet bei Paris, machte 1801 eine Reiſe nach Rußland, und kehrte 1802 mit Beweiſen der Achtung ſeines kaiſerlichen Zöglings zurück. Die Angelegenheiten der Schweiz betrachtete er zwar mit innigem Schmerz, aber ohne weiter Theil zu nehmen, und lehnte ſelbſt die Stelle eines Mitglieds im ſouveränen Rath des Cantons Waadt ab, zu der ihn das Volk berief. Aber bei den neueſten Verhältniſſen der Schweiz iſt Laharpe nicht ohne großen Einfluß geweſen.

Harpeggio (Arpeggio) bedeutet eine gewiſſe Art der Ausführung von Accorden, nach welcher die in ſelbiger vorkommenden Intervalle nicht zugleich, ſondern im Einzelnen, ſowohl von der Tiefe nach der Höhe zu, als umgekehrt, vorgetragen werden. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſer Art von muſikaliſcher Figur oder Setzmanier gab wahrſcheinlich die Harfe, von der ſie auch den Namen führt; und zwar wegen des baldigen Schwindens ihrer Töne bei nothwendigem langen Verweilen in einerlei Accorden. In gleicher Hinſicht iſt die Anwendung des Harpeggio auf dem Clavier zu betrachten, deſſen Ausführung entweder der Tonſetzer vorſchreibt, oder der Willkür des Spielenden überläßt. Bei Begleitung der Recitative iſt es zuweilen nothwendig, ohne beſondere Vorſchrift den Accord zu harpeggiren, theils um kleine Pauſen zu füllen, theils um die richtige Intonation des Sängers zu befördern. Doch darf dabei eine gewiſſe nothwendige Kürze nicht überſchritten werden.

Harpokrates, der Gott des Stillſchweigens bei den Aegyptern, ein Sohn der Iſis und des Oſiris. Seine Bildſäule, die ihn mit

auf den Mund gelegtem Finger darſtellt, befindet ſich am Eingange der meiſten ägyptiſchen Tempel.

Harpun, ein eine halbe Elle langes, dreieckiges, zackiges Eiſen, das an einem Stiel ſteckt, und an ein 500 Ellen langes und fingerdickes Tau geknüpft iſt. Mit ſolchen Widerhacken werden die Wallfiſche im Eismeere gefangen. (S. **Wallfiſchfang**.) **Harpuniren** bezeichnet das Geſchäft des Arbeiters, der den Harpun auf den Wallfiſch wirft und **Harpunirer** heißt.

Harpyien, die Raubenden, Wegreißenden, daher Sturmgöttinnen, deren Aeltern, Namen, Anzahl und Bildung von den Dichtern ſo verſchieden angegeben werden, daß ſich ſchwer mit einiger Gewißheit etwas darüber beſtimmen läßt. Bei Homer wohnen ſie, nebſt den Erinnyen, am Oceanus vor dem Schlunde des Schattenreichs, und ſind Gottheiten der Stürme. War jemand ſo lange von ſeiner Heimath weg, daß man nicht wußte, was aus ihm geworden, und ihn für todt halten mußte, ſo ſagte man: die Harpyien haben ihn geraubt. Noch bei Heſiodus ſind ſie Jungfrauen von ſchöner menſchlicher Bildung. Die ſpäteren Dichter und Bildner wetteiferten in gräßlicher Mißgeſtaltung der Harpyien. Einige bei Hygin ſchenkten ihnen ein Hühnerhaupt, einen geſiederten Leib und Flügel, menſchliche Arme mit Krallen, eine weiße Bruſt und menſchliche Schenkel, die in Hühnerfüße ausliefen. Andere ein jungfräuliches Geſicht mit Bärenohren. Drei Abbildungen der Harpyien auf Münzen und Kunſtwerken hat Spanheim, wo ſie auf kralligen Vogelrümpfen, die erſte ein rauhohriges Mädchengeſicht, die zweite ein ganz weibliches Haupt und zwei Brüſte, die dritte ein mit Haube und Kranz geſchmücktes Antlitz darbieten. Aehnliche Darſtellungen finden ſich auch anderwärts.

Harrington (James), ein berühmter politiſcher Schriftſteller Englands, war 1611 geboren, ſtudirte zu Oxford, und bereiſ'te in der Folge Frankreich, Holland, Dänemark, Deutſchland und Italien. Carl I. machte ihn zu ſeinem geheimen Kammerjunker, und in dieſer Eigenſchaft begleitete er den König auf ſeiner erſten Unternehmung nach Schottland. Nach dem Tode Carls ſchloß er ſich in ſein Cabinet ein, und ſchrieb in dieſer Zurückgezogenheit ſein berühmtes politiſches Werk Oceana, welches er Cromwelln, dem Protector der Republik England, Schottland und Irland, zueignete. Es erregte großes Aufſehen, und wirkte mächtig ein auf die politiſche Denkart der Engländer. Harrington ſtellte darin in einer Allegorie das Ideal einer Republik auf, deren Güte und Dauer nach ſeinem Urtheile hauptſächlich von dem Gleichgewichte des Vermögens der Bürger abhing. Aber ſeine Grundſätze waren eben nicht nach dem Sinne Cromwells und der Anhänger deſſelben; es erhoben ſich eine Menge von Kritiken; Harrington antwortete darauf, und dieſe Antworten findet man dem Werke angehängt. Seine folgenden Schriften und Verhandlungen verurſachten, daß er unter der Regierung Carls II. 1661 in den Tower geſetzt, und ob er gleich des Verbrechens des Hochverraths unſchuldig befunden wurde, doch in der Gefangenſchaft blieb, und harte Mißhandlungen erfuhr. Darüber fiel er in Wahnſinn und ſtarb im J. 1677.

Harris (James), wurde den 20ſten Julius 1709 in Salisbury geboren, erhielt daſelbſt den erſten Unterricht, begab ſich, ſechzehn Jahre alt, nach Oxford, und ſtudirte hierauf die Rechtswiſſenſchaften in Lincolns Inn, dem berühmten Rechtscollegio zu London.

Nach dem Tode ſeines Vaters vertauſchte er die juriſtiſchen Studien mit denjenigen, für die er ſtets eine entſchiedne Neigung gehegt hatte, nämlich der griechiſchen und römiſchen Literatur. Im J. 1744 erſchien die erſte Frucht ſeines gelehrten Fleißes unter dem Titel: Three Treatises, the first concerning Art, the second concerning Music, Painting and Poetry, the third concerning Happiness, zwar dialogiſirt, jedoch mehr Abhandlung als Dialog. Im J. 1751 folgte eine berühmte philoſophiſche Sprachlehre, das erſte Werk dieſer Art, unter dem Titel: Hermes, or a philosophical inquiry concerning universal grammar. Harris geſtand, daß ihn zuerſt die Minerva des Sanctius zu der ſo tiefen und genauen Erforſchung der Grundſätze der allgemeinen Sprachlehre gebracht habe. Neben den ernſten Wiſſenſchaften beſchäftigte er ſich mit Muſik, einer Kunſt, in der er es ſelbſt ſehr weit brachte, und für deren Aufnahme er ſich in ſeiner Vaterſtadt ſehr intereſſirte. Im J. 1761 ward er zum Parlamentsgliede für den Flecken Chriſt-Church gewählt, und behielt dieſe Stelle bis an ſeinen Tod. 1762 erhielt er den Poſten eines Lords der Admiralität, und 1763 ernannte ihn der König zu einem Lord der Schatzkammer, welche letztere Stelle er bis 1765 behielt. Nun lebte er wieder eine Zeitlang ohne öffentliches Amt, bis zum J. 1774, wo er Secretär und Controleur der Königin wurde. Neben den mit dieſer Stelle verbundenen Geſchäften fand er noch Muße, ſeine Philosophical arrangements auszuarbeiten, welche eigentlich ein Bruchſtück eines größern Werks über die peripatetiſche Logik ſind, das er nicht beendigte. Zuletzt erſchienen ſeine Philosophical inquiries, die eine Geſchichte der Kritik und Betrachtungen über die Proſodie und Aeſthetik enthalten. Er ſtarb den 22ſten December 1780, zweiundſiebenzig Jahre alt. Sein Sohn, Lord Malmesbury (ſ. d. Art.), der 1802 die Werke ſeines Vaters herausgab, liefert folgende Charakteriſtik von ihm. Seine tiefe Kenntniß des Griechiſchen, welche er mit dem beſten Erfolg auf die Erklärung der alten Philoſophie anwandte, entſtand aus einer frühen und innigen Bekanntſchaft mit den vortrefflichſten Dichtern und Geſchichtſchreibern in dieſer Sprache. Sie machten nebſt den beſten Schriftſtellern aus dem Zeitalter des Auguſtus ſeine Erholung aus. Durch ſeinen vertrauten Umgang mit ihnen ward er in den Stand geſetzt, die tiefern, ernſten Betrachtungen zu beleben, die man auf jeder Seite ſeiner Schriften findet. Aber ſeine Kenntniſſe ſchränkten ſich nicht auf alte Philoſophie oder philologiſche Gelehrſamkeit ein. Er war auch mit der neuern Geſchichte bekannt, beſaß einen richtigen Geſchmack in allen ſchönen Künſten, und in einer derſelben, der Muſik, war er Meiſter. Sein ſeltner Fleiß machte es möglich, das er alles das lernen konnte, ohne die Pflichten zu vernachläſſigen, welche er ſeiner Familie, ſeinen Freunden und ſeinem Vaterlande ſchuldig war.

Harriſon (John), ein berühmter engliſcher Mechanicus, der Erfinder und Verfertiger der genauen Uhren, deren man ſich zu den Längenbeſtimmungen bedient. Er war 1693 zu Foulby in der Grafſchaft York geboren, und wählte anfänglich das Gewerbe ſeines Vaters, der ein Zimmermann war. Im J. 1726 machte er die Erfindung ſeines Pendels, wandte es bei zwei faſt ganz aus Holz verfertigten Uhren an, welche dadurch einen Grad von Vollkommenheit erhielten, daß ſie in einem ganzen Monat kaum um eine Secunde abwichen. 1728 begab ſich Harriſon mit den Zeichnungen zu einer

Maſchine, die Meereslängen zu beſtimmen, nach London. Die Maſchine ſelbſt brachte er 1735 zu Stande, und vervollkommnete ſie nach und nach in den Jahren 1739 bis 1749. Endlich ſah er durch eine neue Arbeit ſeine eigene Erwartung in einem Grad übertroffen, daß er ſich dadurch angefeuert fühlte, noch einen vierten Zeitmeſſer zu verfertigen, dem er die Geſtalt einer Taſchenuhr von etwa 6 Zoll im Durchmeſſer gab. Er empfing dafür den Preis von 20,000 Pf. Sterl., welche durch eine Parlamentsacte zur Zeit der Königin Anna demjenigen zugeſichert worden, der ein für die genaue Längenbeſtimmung geeignetes Inſtrument erfinden würde. In ſeinen letzten Jahren verfertigte Harriſon nach den letzten Grundſätzen noch einen fünften Zeitmeſſer, der auf der Sternwarte von Richmond geprüft ward und binnen ſechs Wochen nur um 4 1/2 Secunde abwich. Er ſtarb 1776. Ein Jahr zuvor hatte er noch ein Werk unter dem Titel: Description containing ſuch mechanism as will afford a true menſuration of time, herausgegeben, das man jedoch mit Rückſicht auf des Verf. hohes Alter und gänzliche Unbekanntſchaft mit literariſchen Gegenſtänden beurtheilen muß. Man findet darin zugleich die kurze Berechnung ſeiner neuen Tonleiter oder mechaniſchen Eintheilung der Octave, nach dem Verhältniß, das zwiſchen den Halbmeſſern oder dem Durchmeſſer eines Kreiſes und ſeiner Peripherie Statt findet. Harriſon hatte ein ſehr feines Ohr, und war in ſeiner Jugend ein Meiſter in der Muſik geweſen.

Hart bezeichnet in geiſtigen Werken der Kunſt dieſelbe Eigenſchaft, die wir in materiellen Dingen rauh nennen. Das Harte iſt in den bildenden Künſten und in der Muſik das Gegentheil vom Sanften und Weichen, und in den redenden Künſten vom Fließenden. Es entſteht durch plötzlich abgebrochene Uebergänge, durch öftere Unterbrechungen der geraden, leichten, natürlichen Folge der Rede oder der Töne, der Vorſtellungen, der Formen, der Farben, der Lichter und Schatten. Im Allgemeinen iſt das Harte in allen Werken der Kunſt ein Fehler, der um ſo unverzeihlicher iſt, je gewiſſer die Wirkung aller Kunſtwerke auf unſere Sinnen, unſer Vorſtellungs- und Empfindungsvermögen, einzig und allein von der Schönheit ihrer Form und von den ſanften Uebergängen derſelben abhängt. Unebenheiten und Rauhigkeiten beleidigen unſer moraliſches Gefühl eben ſo ſehr, als das phyſiſche, und ſtoßen von der geiſtigen und ſinnlichen Betrachtung des harten, rauhen Gegenſtandes gleich ſtark zurück. Aber ſo richtig dieß iſt, ſo gibt es doch auch Gegenſtände der Kunſt, deren Darſtellungsart eine gewiſſe Härte, die jedoch immer weislich geſpart ſeyn muß, nicht nur verträgt, ſondern ſelbſt erfodert. Dahin ſcheinen ſolche Gegenſtände zu gehören, deren Charakter Kraft, Stärke, Größe u. ſ. f. iſt.

Härte iſt die Eigenſchaft der Körper, nach welcher ſie einer beträchtlichen, auf ſie einwirkenden Kraft Widerſtand leiſten, bevor ihre Theile von einander getrennt werden. Abſolut hart iſt kein Körper; er kann jedesmal nur in Beziehung auf einen andern hart heißen, deſſen Theile eher als die ſeinigen durch eine einwirkende Kraft getrennt werden, da er in Rückſicht auf andere weich ſeyn kann. Hiemit ſtimmt die dynamiſche Lehrart überein, nach welcher Härte, der Erfahrung gemäß, bloß auf Graden beruht, über und unter welchen andere Grade bis ins Unendliche möglich ſind. Nach den atomiſtiſchen Grundſätzen kommt den Grundkör-

pern oder Atomen eine abſolute Härte zu, wovon die Erfahrung nichts lehrt.

Hartmann (Ferdinand), geboren zu Stuttgart um das J. 1770, bildete ſich zur Mahlerei anfänglich in der dortigen Mahlerſchule, ging aber bald nach Italien, und trat kurz darauf mit mehreren ausgezeichneten Arbeiten auf. So lieferte er im Jahr 1800 zur Preisaufgabe der weimariſchen Kunſtfreunde eine Zeichnung, Venus, die dem Paris die Helena zuführt, welche im dritten Band der Propyläen ſehr günſtig beurtheilt worden iſt. Eines ſeiner früheſten Gemählde, wodurch der junge Künſtler die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, war ein im Jahr 1803 in Rom ausgeſtelltes allegoriſches Gemählde, Eros und Anteros. Dann erſchien ſein Aeneas, ein nach Petersburg gekommenes Gemählde, welchem von Göthe in der Schrift: „Winckelmann und ſein Jahrhundert,“ ein gutes Lob ertheilt wird. Nach ſeiner Rückkehr aus Italien, und nachdem er ſich bereits nach Dresden gewendet hatte, haben ſeine Hebe und ſeine drei Marien, welche nebſt andern Gemählden dieſes Künſtlers in den Beſitz des Herzogs von Deſſau, ſeines großen Gönners, gekommen ſind, großen Beifall erhalten. Später ſah man auf den Kunſtausſtellungen in Dresden von ihm einen Chriſtus am Oelberge, und den Erlkönig nach Göthe's Dichtung. Sein vorzüglichſtes Gemählde aber, der Abſchied des Hector, war 1812 in Dresden ausgeſtellt; es hat daſelbſt ungetheilten Beifall gefunden, ſo wie ein im Jahr 1814 erſchienenes, aus der Offenbarung geſchöpftes, und auf die neueſten Zeitereigniſſe anſpielendes Bild, als geiſtvolle Compoſition die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Hartmann iſt jetzt Profeſſor bei der dresdner Mahlerakademie und Mitglied der Akademie zu Stuttgart. Er iſt ein ſehr unterrichteter, fleißiger, geiſtvoller Künſtler. Seine Compoſition iſt gewählt und ſtudirt, die Anordnung meiſt einfach, doch nicht arm, ſein Colorit kräftig und beſonders in ſeinen neueſten Arbeiten wahr und warm. Seine Gewänder ſind in großem Styl und gut geworfen, ſeine Zeichnung richtig und edel. Am meiſten vereint findet man dieſe Schönheiten in dem oben erwähnten Gemählde, der Abſchied des Hector. BL.

Hartwig (Friederike Wilhelmine), königl. ſächſiſche Hofſchauſpielerin. Sie ward zu Leipzig im Jahr 1777 geboren, wo ihre Aeltern, die Schauſpieler Werthen, eben durchreiſ'ten. Ihre Mutter verheirathete ſich nach Ableben ihres erſten Mannes mit einem Schauſpieler Felbrig, und die Bildung der jungen Künſtlerin ward auf den norddeutſchen Theatern in Königsberg, Tilſit, Danzig u. ſ. w. unter der Leitung ihrer Aeltern begonnen. Sie war zuerſt als Kind Tänzerin, ging dann zur Sängerin über, trat aber ſchon im vierzehnten Jahre in größern Rollen als Schauſpielerin auf, wovon in der zarteſten Blüthe ihrer Jahre Mariane in Gotters Trauerſpiele gleichen Namens eine der erſten war. Hier genoß ſie der Freundſchaft und des Unterrichts von Theobul Koſegarten und dem Verfaſſer der Söhne des Thales, ſo wie von dem verewigten Fernow, dem ſie ungemein viel verdankte; auch der große Engel beehrte ſie, als ſie, ein Mädchen von zwölf Jahren, eine Zeit lang in Berlin verweilte, mit dem Einſtudieren einiger Rollen. Schon früh eine ſehr brave Künſtlerin, verband ſie ſich im ſechzehnten Jahre mit dem Schauſpieler Hartwig in Hannover, und lebte mit ihm dort, ſo wie auf den Bühnen von Bremen und Pyrmont. Im J. 1795 wurden

beide für das churfürſtl. Hoftheater in Dresden gewonnen, da aber Hartwig für ſein Talent keinen weiten Wirkungskreis daſelbſt fand, ſo verließ er bald dieſe Bühne und ward Regiſſeur in Caſſel, wo er ſpäterhin vom Theater zurücktrat, und im Jahre 1814 auf einem Landgute als Oeconom ſtarb. Seine Gattin aber, welche in das Fach der erſten Liebhaberinnen, welches vorher Sophie Albrecht bekleidete, eingetreten war, blieb in Dresden, und erwarb ſich bald als ausgezeichnete Künſtlerin die allgemeine Liebe und Achtung des Publikums, welche ſie noch bis jetzt genießt. Durch den Tanz war ihr Körper zu Anſtand und Grazie gebildet worden, die Natur hatte ihr ein wohlklingendes, verſtändliches Organ von großem Umfange gegeben, durch Fleiß und Talent bildete ſie die geiſtigen Anlagen immer mehr aus, und ſo ward ſie eine der vorzüglichſten Schauſpielerinnen, die nicht nur in Dresden und Leipzig, wo die Hofgeſellſchaft abwechſelnd ſpielte, ſondern auch allenthalben, wo ſie Gaſtrollen gab, geachtet und bewundert wurde. Ihre Kunſt iſt ſo vielſeitig, daß es ſchwer iſt zu beſtimmen, ob ſie im Luſt- oder Trauerſpiele den Vorzug verdiene. Die Gewandtheit ihres zarten Körpers, das Lebendige ihres Auges, eine erfreuliche Naivität ihres ganzen Weſens, ſcheinen ſie für das erſtere zu beſtimmen; die große Kunſt der richtigen Declamation metriſcher Dichtungen, die Tiefe ihres Gefühls und das Gehaltene ihres Tons, geben ihr dagegen gegründeten Anſpruch auf auszeichnendes Lob in dem letztern. Sie war, da bekanntlich Schillers Jungfrau von Orleans zuerſt auf dem Theater zu Leipzig aufgeführt ward, die erſte, welche die Rolle der Johanna d'Arc gab, und Schiller, bei der Vorſtellung zugegen, gab ihr ſeine innige Zufriedenheit mit ihrem Spiel zu erkennen. So wird ſie denen, die das Glück genoſſen, ſie zu ſehen, immer in dieſer Rolle, in Maria Stuart, Thekla, Amalia u. ſ. w., ſo wie in dem heitern Gebiete der Bühne, in den Mädchenrollen des Kindes der Liebe, des Berufs, der Unglücklichen, Reue und Erſatz, offne Fehde u. ſ. w. in freundlicher Erinnerung bleiben. In dieſem gegenwärtigen Augenblicke ſich mehr zu Charakterrollen und denen der Mütter wendend, gab ſie ſchon als Orſina, Mylford, Iſabella, Lady Macbeth und Rodogune, ſo wie als Landräthin Durlach, Großmama, Oberförſterin u. ſ. w. die ſprechendſten Beweiſe, wie ſehr ihre Kunſt uns auch hier die trefflichſten, wahrſten und ergreifendſten Gebilde vorzurufen im Stande ſey. Wr.

Haruſper, ſ. Aruſper.

Harvey (William), ein berühmter engliſcher Arzt, wurde 1578 zu Folkſtone in Kent geboren, ſtudirte zu Cambridge und Padua, wurde Mitglied des mediciniſchen Collegiums zu London, dann öffentlicher Lehrer der Anatomie und Chirurgie an eben dieſem Collegium, und ſtarb 1657 als Leibarzt Carls I. Er war ein großer Practiker und ſcharfſinniger Beobachter. Was ihn vorzüglich merkwürdig, ja unſterblich macht, iſt ſeine Lehre vom Kreislaufe des Bluts, wozu ihm die fleißigen Zergliederungen der Thiere Gelegenheit gaben. Sollte er auch nicht der allererſte Entdecker ſeyn, wie Einige behaupten wollen, ſo gebührt ihm doch wenigſtens das unſtreitige Verdienſt, daß er der erſte war, welcher den Kreislauf des Blutes öffentlich und in ſyſtematiſchem Zuſammenhange bewies. 1619 hielt er in ſeinen Vorleſungen den erſten öffentlichen Vortrag über dieſen Gegenſtand, und 1628 wurde ſein Syſtem unter dem

Titel: Exercitatio anat. de motu cordis et ſanguinis zu Frankfurt dem Druck übergeben. Eine neuere Auflage davon kam 1737 in Leyden heraus. Auch ſchrieb er ſpäterhin: De circulatione ſanguinis, Rotterd. 1649. Das Originalmanuſcript ſeiner Vorleſungen befindet ſich in Hans Sloane's Muſeum. Dieſe Entdeckung vom Kreislaufe des Blutes vollendete den Sturz des Galeniſchen Syſtems, und gab, verbunden mit Descartes und Newtons Philoſophemen, Veranlaſſung zum Entſtehen des bald wieder aufgegebenen iatromathematiſchen Syſtems, deſſen Urheber Borelli war, welcher dadurch der Medicin die möglichſte Evidenz zu verſchaffen gedachte. Es konnte bei dem damaligen Zeitgeiſte nicht fehlen, daß Harvey durch ſeine Entdeckungen ſich unter den Aerzten viele Gegner und Feinde zuzog, welche ſowohl ihn als ſeine Lehre, die jetzt ganz außer Zweifel iſt, zu verkleinern und zu unterdrücken ſuchten. So gelang es ihnen, Harvey um den größten Theil ſeiner Praxis zu bringen. Dennoch wurde er von Jacob I., und deſſen Nachfolger, Carl I., deren Leibarzt er war, mit ausgezeichneter Gunſt beehrt. Nicht minder wichtig, als jene Entdeckung, iſt ſeine Lehre von der Erzeugung organiſcher Körper. Harvey's Ausſpruch, daß alles was lebt, aus Eiern entſteht, wird jetzt als völlig ausgemacht angeſehen, und ſomit die ſogenannte Generatio aequivoca widerlegt, zufolge der die letzten Glieder der organiſchen Kette (wie z. B. Pilze, Schimmelarten u. ſ. w.) noch täglich ohne Eier, blos durch den zufälligen Zuſammenfluß gewiſſer Stoffe entſtehen ſollen. Harvey ſtützte ſich bei dieſer Behauptung, ſo wie bei der vorigen, ganz auf reine, geprüfte Erfahrung. Er ſchrieb über dieſen Gegenſtand: de generatione animalium, Lond. 1651 und de ovo. Seine verſchiedenen Schriften ſind 1766. II. Voll. 4. von Dr. Lewrence in London zuſammen herausgegeben worden. Seine Schreibart iſt lebhaft und edel, wie ſein Charakter es war. Er erwiederte die hämiſchen Anfeindungen ſeiner Gegner mit ſanfter Schonung und Gelaſſenheit. Harvey's Leben iſt beſchrieben in der angeführten Ausgabe aller ſeiner Werke.

Harwich, der Haupthafen der engliſchen Provinz Eſſex, eine ſehr geräumige, ſichere und tiefe Bay, worin man wohl 100 Kriegsſchiffe nebſt vielen andern Fahrzeugen zu gleicher Zeit geſehen hat. Der Eingang iſt von der Seite von Suffolk durch Landguard-Port vertheidigt. Nahe bei der Stadt, die gegen 4000 Einwohner zählt und auch wegen ihrer Bäder beſucht wird, auf Beacon-Hill, iſt ein ſchöner Leuchtthurm in einer weiten Entfernung ſichtbar und, wegen der gefährlichen Küſte, von großem Nutzen. Ferner iſt hier ein königliches Werft zum Bauen und Ausbeſſern der Kriegsſchiffe. In Friedenszeiten iſt Harwich die Station des Packetboots für Helvoetſluis. Es treibt bedeutenden Steinkohlenhandel.

Harz, Deutſchlands nördlichſtes Hauptgebirge, von da gegen Norden nach der Oſt- und Nordſee ſich eine, nur von unbedeutenden Hügeln unterbrochene, große Ebene erſtreckt. Der Harz iſt ein frei ſtehendes, aber von mehreren niedrigen Hügelketten umgebenes Gebirge, das ſich vom 27° 30′ bis 29° 10′ der Länge und vom 50° 31′ bis 51° 57′ der nördlichen Breite erſtreckt, und durchaus ſteil aus der Ebene empor ſteigt. Dieſes 14 Meilen lange und 4 bis 5 Meilen breite Gebirge beſteht aus einigen tauſend Bergen und Thälern, die labyrinthiſch unter einander verſchlungen ſind, und liegt zwar zwiſchen der Saale und der Weſer, reicht aber nicht von dem einen Fluſſe bis zu dem

andern. Die wahren Harzgebirge fangen an der Oſtſeite im Mansfeldiſchen an, gehen durch das Anhalt-Bernburgiſche, die Grafſchaften Stolberg, Hohenſtein und Wernigerode, einen Theil von Halberſtadt und Blankenburg, Braunſchweig-Wolfenbüttel und Grubenhagen, wo ſie ſich gegen Weſten bei der braunſchweigiſchen Stadt Seeſen endigen. Der Flächeninhalt des Gebirges beträgt an 36 bis 40 Q. Meilen, wovon den größten Theil Hannover beſitzt. Auch Preußen, Anhalt-Bernburg und Braunſchweig beſitzen Theile des Harzes. Man theilt den Harz in den Ober- und Unterharz, und zwar in zweifachem Sinne. In der Bergmannsſprache heißt Oberharz die ſieben Bergſtädte, das Amt Elbingerode, Lauterberg, die Königshütte und die Hütte bei Gittelde; Unterharz begreift nach dieſer Eintheilung bloß den Rammelsberg nebſt den dabei befindlichen Hütten und das Salzwerk zu Harzburg. Im weitern Sinne hingegen ſcheidet der Brocken, der höchſte Berg der ganzen Kette, welcher den Kern des ganzen Gebirges bildet, und nach allen Weltgegenden Flüſſe ſendet, den Harz in den Ober- und Unterharz. Was nämlich im Weſten des Brockens liegt, heißt der Oberharz, und iſt der höhere, erzreichſte Theil (ohngefähr 23 Q. Meilen groß); was oſtwärts vom Brocken liegt, bildet den Unterharz, welcher den Oberharz an Naturſchönheiten übertrifft, und ohngefähr 13 Q. Meilen groß iſt. Der Brocken nebſt der nördlich bei Wernigerode und der ſüdlich im Amte Lauterberg ſich verflächenden Bergkette theilt die Gewäſſer: alle öſtlichen, als die Zorge, Wipper, Eine, Selke, Bode und Holzemme gehen in die Elbe; alle weſtlichen, als die Oder, Sieber, Söſe, Nette, Innerſte, Ocker, Radau, Ecker und Ilſe fallen der Weſer zu. Der Harz gehört nicht zu den höchſten Gebirgen Deutſchlands, die deutſchen Alpen übertreffen ihn dreimal und noch mehr an Höhe, auch das Rieſengebirge und der Schwarzwald ſind höher. Der Brocken, die höchſte Kuppe des Harzes, iſt 3489, nach andern 3455 Fuß hoch; dieſem folgen der 2725 Fuß hohe Bruchberg, der 2667 Fuß hohe Wormberg und die 2605 Fuß hohe Achtermannshöhe. Der Theil des Harzes, den der Brocken mit dem ihm zunächſt liegenden Hauptſtocke des Gebirges einnimmt, beſteht allein aus Granit; dann kommen die Berge der zweiten Ordnung, deren charakteriſtiſches Kennzeichen die Grauwacke iſt; am Fuße dieſes Grauwackengebirges, das an Höhe den Hauptſtock nicht erreicht, und in welchem vorzüglich der Erzreichthum ſich befindet, ſind rund um den Harz Flözgebirge gebildet, die man unter dem Namen des Vorharzes begreift. Das Clima des Harzes, beſonders des Oberharzes iſt kalt. Erſt zu Ende des Mai's läßt in der Regel der Froſt nach, und ſchon zu Ende des Septembers ſtellt ſich derſelbe wieder mit Schneegeſtöber ein, und ſelbſt im Junius ſind Nachtfröſte keine Seltenheit. Bis in den März ſchneit es faſt beſtändig, oft ohne Aufhören drei bis vier Tage lang. Die eigentlich warme Witterung dauert kaum ſechs Wochen, und ſelten ſchmilzt auf den höchſten Kuppen der Schnee vor dem Junius; das Ofenfeuer verliſcht auch im hohen Sommer nicht. Die Oberfläche des Harzes iſt durchaus bewaldet (allein in dem hannöveriſchen Antheile ſind 286,363 Morgen Waldung); auf ſeinen erhabenſten Kuppen ſteht die Fichte, doch auf dem Brocken ſelbſt zu einem Zwergbaum zuſammengeſchrumpft; auf den niedrigern Bergen vermiſchen ſich mehrere Arten von Laubholz mit den Nadelhölzern, und die Flözgebirge ſind mit den ſchönſten Eichen, Buchen, Birken ꝛc. bedeckt. Eben ſo hat das

Gebirge einen Ueberfluß an Waldbeeeren, an Trüffeln und Morcheln, an officinellen Pflanzen, auch inländiſchem Mooſe und den ſchönſten Graswuchs, im Sommer nähren ſich große Heerden von Rindvieh, auch Schaafe, Ziegen und Pferde von ſeinen aromatiſchen Kräutern. Der Getraidebau iſt auf dem Oberharze gänzlich unbedeutend, und beſchränkt ſich höchſtens auf Hafer; der Unterharz treibt ſchon hin und wieder Feldbau. In den Waldungen gibt es vieles Wild, als Hirſche, Rehe, wilde Schweine, Füchſe, wilde Katzen ꝛc. Doch der Reichthum des Harzes beſteht, außer den beträchtlichen Waldungen, in Gewinnung von mancherlei Mineralien. Dieſe beſtehen vorzüglich in wenigem Golde aus dem Rammelsberge, vielem Silber, Eiſen, Blei, Kupfer, Zink, Arſenik, Braunſtein, Vitriol, Granit, Porphyr, Schiefer, Marmor, Alabaſter ꝛc. Man ſchätzt bloß den Ertrag der hannöveriſchen Bergwerke auf eine Million Thaler, wovon aber wenig reiner Ueberſchuß bleibt. Daher lebt der größte Theil der Bewohner des Harzes von Berg- und Hüttenbau. Die Städte des Oberharzes ſind ſämmtlich offen und ohne Mauern, und haben ein einförmiges Anſehen. In den gewöhnlichen Häuſern iſt bloß das ein bis drei Fuß hohe Fundament, der Heerd und die Brandmauer von Stein, alles übrige von Holz; die Kirchen ſelbſt ſind ſo gebaut. Die Häuſer ſind gewöhnlich mit Schindeln gedeckt. Zu den vorzüglichſten Sehenswürdigkeiten des Harzes gehören, außer den zum Bergbau nöthigen kunſtvollen Einrichtungen, der Brocken mit ſeiner weiten Ausſicht, jetzt auf ſeiner Spitze mit einem 130 Fuß langen, von Granitblöcken erbauten Wirthshauſe, die Friedrichshöhe genannt; ferner die Roßtrappe, die wildeſte Gebirgsgegend und ſchönſte Parthie des Harzes bei dem halberſtädtiſchen Dorfe Thale; die verſchiedenen Höhlen, als die Baumanns-, Biels-, Schwarzfelderhöhle, das romantiſche Selkenthal mit dem Mädchenſprunge und dem Alexisbade, das wilde Okerthal ꝛc. Ein vorzüglicher Wegweiſer für Reiſende iſt das Taſchenbuch für Reiſende in den Harz von Gottſchalk, davon jetzt die zweite Auflage erſchienen iſt.

Harz. Im gemeinen Leben verwechſelt man dieſe vegetabiliſche Subſtanz ſehr häufig mit den Gummiarten, mit denen ſie zwar oft verbunden (Gummiharz), darum aber nicht einerlei iſt. Harze nennt man ſolche Subſtanzen, die von ſelbſt aus den Pflanzen hervorquillen, an der Luft erhärten, aber nicht, wie die Gummiarten, im Waſſer, ſondern nur im Weingeiſt ſich auflöſen laſſen, in der Wärme zergehen und flüſſig werden, an der Flamme ſich leicht entzünden, und mehr oder weniger Geruch und Geſchmack haben. Sie ſind beſonders in der Wurzel, dem Holze und den Knospen der Pflanzen enthalten, und laſſen ſich aus dieſen Theilen durch die Kunſt ziehen. Im menſchlichen Leben ſind ſie zum Theil ſehr wichtig, z. B. das Harz aus den Nadelbäumen, der Terpentin, der Maſtix und viele andere.

Haſenclever (Peter), einer der ſcharfſinnigſten und vielumfaſſendſten Männer ſeines Standes, der ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte mit einem combinatoriſchen, in die großen Welthändel eingreifenden Geiſte führte und von dieſem höhern Geſichtspunkt aus betrachtete, wodurch er ſich einen dauernden Namen erworben hat. Er war zu Remſcheid im Bergiſchen 1716 geboren, widmete ſich von Jugend auf Fabrik- und Handelsgeſchäften, bereiſ'te wiederholt die meiſten europäiſchen Länder, und trieb lange ſehr bedeutende Geſchäfte, vorzüg-

lich in Frankreich, Liſſabon, Cadix, London und Nordamerika. Ein bedeutendes Vermögen, das ſein redlicher Fleiß erworben hatte, ging ihm hier durch Betrug und Ungerechtigkeit verloren, und er verließ England, für deſſen amerikaniſchen Eiſenhandel er vortheilhaft zu wirken angefangen hatte, ohne die Früchte ſeiner Anſtrengungen geerntet zu haben. Darauf ließ er ſich zu Landshut in Schleſien nieder, machte ſich hier um den ſchleſiſchen Leinwandhandel vielfältig verdient, begründete noch in ſeinem Alter ein anſehnliches Etabliſſement, bei deſſen Verwaltung er allenthalben eben ſo viel Einſicht als Rechtſchaffenheit zeigte, und ſtarb allgemein geachtet im J. 1793. Er hat mehrere Schriften hinterlaſſen, die eben ſo viel Beweiſe ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe ſind.

Häſer (Charlotte Henriette), berühmte Sängerin, iſt 1789 zu Leipzig geboren. Sie war unter fünf Kindern die einzige Tochter des um die Kunſt hochverdienten Muſikdirektors der Leipziger Univerſität J. G. Häſer. Die frühere Bildung ihres ausgezeichneten Talents verdankt ſie zunächſt ihrem Vater und dem trefflichen Muſikdirector Schicht in Leipzig. Sie erwarb ſich im Beginnen ihrer künſtleriſchen Laufbahn, als Sängerin bei dem dortigen großen Concert, die Theilnahme und Aufmunterung aller Freunde und Kenner der Kunſt. Im J. 1804 wurde ſie bei der italieniſchen Oper in Dresden als Sängerin angeſtellt. Unter der herrlichen Leitung des zu früh verſtorbenen Muſikdirectors Geſtewitz und des berühmten Hofſängers Ceccarelli, eines Altiſten, vervollkommnete ſie ſich immer mehr, ſo daß es ihr in einigen Jahren gelang, durch Kunſtfleiß mit der rühmlich bekannten Signora Pär zu wetteifern. Bald nachher erhielt ſie einen ehrenvollen Ruf nach Bologna als erſte Sängerin. Ihre herrliche, reine Stimme, ihre Kunſtfertigkeit und ihr anhaltendes Studium, die Vortheile der italieniſchen Geſangsmethode mit deutſcher Gründlichkeit zu verbinden, erwarben ihr, der Deutſchen, eine ausgezeichnete Aufnahme und allgemeinen Beifall, welchen ſie ſich auch in Wien, vor ihrer Reiſe nach Italien, in mehreren italieniſchen Darſtellungen zu verdienen wußte. Auch im bürgerlichen Leben erhöhte ſie ihren Ruf durch ſtrenge Sittlichkeit und eine ſeltene Beſcheidenheit. Man erwies ihr in Bologna die Ehre, welche ihr auch ſpäter von mehreren Kunſtanſtalten Italiens zu Theil wurde, ihr das Decret als Mitglied der Academia Filarmonica, zu überreichen. Die ausgezeichnetſten Bühnen Italiens wetteiferten um ihren Beſitz. Sie ward zu wiederholten Malen nach Rom berufen, wo ſie einen ſeltenen Triumph errang; auch war ſie die erſte Sängerin, die in Italien in Männerrollen auftrat und es wagen konnte, mit den gefeierten Künſtlern Crescentini, Veluti u. a. m. gleichen Rang einzunehmen. In Neapel wurde die junge Künſtlerin am großen Theater S. Carlo für ein ganzes Jahr engagirt, und hier, wie in mehreren großen Städten Italiens, genoß ſie die höchſte Ehre und Auszeichnung. Sie wurde gewöhnlich nur la divina Tedesca genannt. Ihr älterer Bruder August Ferdinand, der entſchiedenen Antheil an ihrer Kunſtvollendung hat, begleitete ſie auf ihren Reiſen. Seit einigen Jahren aber hat ſich die gefeierte Sängerin vom Oeffentlichen zurückgezogen. Sie lebt in Rom als Gattin glücklich und geachtet, und widmet ihr herrliches Talent nur den Ihrigen und einem ausgewählten Kreiſe von Kunſtfreunden.

Haſſe (Johann Adolph), königlich polniſcher und churfürſtlich ſächſiſcher Ober-Capellmeiſter, einer der berühmteſten Componiſten Deutſchlands aus den drei erſten Viertheilen des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Bergedorf bei Hamburg im J. 1705 geboren, erlernte die erſten Elemente der Muſik in ſeinem Geburtsorte, und brachte die erſten Schuljahre in Hamburg zu. Seine außerordentlichen Talente wurden von Johann Ulrich König bemerkt, und dieſer große Muſikfreund, der ſpäter vom König von Polen zum Hofpoeten ernannt wurde, empfahl ihn als Tenoriſten für das hamburger Operntheater. Der berühmte Muſikus Kaiſer war damals Componiſt an demſelben, und ſeine Meiſterwerke dienten Haſſe zu Muſtern, der ſich binnen vier Jahren als Sänger und Cembaliſt ſo trefflich ausbildete, daß ihn der Herzog von Braunſchweig im J. 1722 als Hof- und Theaterſänger zu ſich berief. Schon im folgenden Jahre trat er mit ſeiner erſten Oper, Antigonus, unter vielem Beifall auf. Aber ungeachtet dieſes günſtigen Erfolgs fühlte Haſſe, der ſich bisher ſeinem Genie überlaſſen hatte, ohne ſich den gründlichen Studien des Contrapunkts zu unterwerfen, die Nachtheile dieſer Vernachläſſigung, und beſchloß, die Kunſt des Satzes in einer der berühmten Schulen Italiens gründlich zu erlernen. Er reiſ'te im J. 1724 nach Italien, und ſtudirte unter dem berühmten Porpora in Neapel. Scarlatti lernte ihn zufällig in Geſellſchaft kennen, und gewann ihn wegen ſeiner Talente und Beſcheidenheit ſo lieb, daß er ihm ſeinen Unterricht ſelbſt anbot; ja die Zuneigung des würdigen Greiſes ging ſo weit, daß er ihn nicht anders als ſeinen Sohn nannte. Im J. 1725 bekam Haſſe die erſte Gelegenheit ſich als Compoſiteur zu zeigen, indem ein reicher Banquier ihm die Verfertigung einer Serenate auftrug. Sie wurde Urſache, daß er den ehrenvollen Auftrag bekam, die Oper in Muſik zu ſetzen, welche nächſten Mai auf dem königlichen Theater gegeben werden ſollte. Dieſe Arbeit gründete ſeinen Ruf vollſtändig und gewann ihm bei den Italienern den Namen il caro Sassone. Von jetzt an ſtritten alle große Theater Italiens um die Ehre, Haſſe als Capellmeiſter an der Spitze ihres Orcheſters zu haben. Im J. 1727 ging er nach Venedig, wo ſeine nachherige Gattin, Fauſtina Bordoni, damals in ihrer ſchönſten Blüthe und der Gegenſtand allgemeiner Verehrung, als ſie ihn einſt in einer Akademie auf dem Flügel ſpielen hörte, ihm ihre Gunſt ſchenkte und ſeine gute Aufnahme beförderte. Es wurde ihm hier die Capellmeiſterſtelle am Conservatorio degli incurabili übertragen. Sein Ruhm, der ſich jetzt auch nach Deutſchland ausbreitete, verſchaffte ihm den Ruf als Obercapellmeiſter nach Dresden mit einem Jahrgehalt von 12,000 Thalern für ſich und ſeine Gattin. Haſſe nahm dieſes eben ſo vortheilhafte als ehrenvolle Anerbieten an, aber da man ihn gleich dringend nach Italien einlud, hielt er ſich bis 1740 wechſelsweiſe dort und in Deutſchland auf. Früher hatte man ihn nach London berufen und ihm die Direction der dortigen Oper angetragen, um bei den Zwiſtigkeiten mit Händel dieſem einen würdigen Componiſten entgegen zu ſtellen. Lange widerſtand ſeine Beſcheidenheit, und erſt nach wiederholten Auffoderungen ging er 1733 nach England, wo er zwar mit großen Ehren empfangen wurde und ſeine Oper Artaxerxes unter allgemeinem Beifall aufführte, deſſen ungeachtet aber nicht lange verweilte. Er kehrte nach Dresden zurück, und da ſein Nebenbuhler Porpora dieſe Stadt verlaſſen hatte, ſo beſtimmte ihn dieſer Umſtand, verbunden mit der günſtigen Aufnahme, die er am Hofe

ſand, 1740 daſelbſt einen feſten Sitz zu wählen. In dem Feldzuge von 1745 kam am 18ten December nach der Schlacht von Keſſelsdorf Friedrich der Große nach Dresden. Dieſer kunſtliebende Fürſt, der Haſſe's Talente ſelbſt kennen zu lernen wünſchte, befahl ihm, eine ſeiner Opern auf dem großen Theater in ſeiner Gegenwart aufzuführen. Haſſe wählte den Arminio, und ward von dem König mit 1000 Thalern und einem Diamantring dafür beſchenkt. Der Verluſt ſeiner Tenorſtimme 1755 kränkte ihn bei weitem weniger als der Verluſt ſeiner ſämmtlichen Bücher und Handſchriften, welche eben zur vollſtändigen Ausgabe aller ſeiner Werke geordnet waren, und die er 1760 durch das Bombardement von Dresden einbüßte. Bei den nachherigen Veränderungen des Hofes in Penſion geſetzt, begab er ſich 1763 nach Wien, wo er außer verſchiedenen andern ſeine letzte Oper Ruggiero componirte, und endlich um das Jahr 1770 mit ſeiner ganzen Familie nach Venedig ging, woſelbſt er ſeine Thätigkeit noch an verſchiedenen Arbeiten bewährte und 1783 ſein Leben beſchloß. Noch wenige Jahre vorher hatte er für ſeine Beerdigung ein Requiem geſetzt, welches von der Kraft ſeines Geiſtes auch im hohen Alter zeugt. Man erkennt Haſſe mit Recht für den natürlichſten, eleganteſten und einſichtsvollſten Tonſetzer ſeiner Zeit an, der beſonders die Stimme als Hauptgegenſtand betrachtete, und die Inſtrumentalbegleitung, ohne daß ihm darum Kenntniß der Harmonie gemangelt hätte, ſo einfach wie möglich anbrachte. Als einem Schüler von Leo, Vinci, Porpora und Pergoleſe, genügte ihm das Einfache und Natürliche. Geſchrieben hat er ſo viel, daß er es ſelbſt geſtand, er würde manches ſeiner Stücke nicht wieder erkennen, wenn er es zu Ohren oder zu Geſicht bekäme. Von Metaſtaſio hat er, außer dem Themiſtokles, alle Opern, und die meiſten zwei und mehrmals componirt. Sein Aeußeres war angenehm, und ſein Herz eben ſo vortrefflich, als ſein Talent ausgezeichnet. — Seine Gattin, Fauſtina, geboren zu Venedig 1700 in der Familie Bordoni, verdient als eine der größten und ſchönſten Sängerinnen des achtzehnten Jahrhunderts beſondere Erwähnung. In ihrem ſechzehnten Jahre betrat ſie zuerſt in ihrer Vaterſtadt das Theater; überall wo ſie ſich hören ließ, ward ſie als eine neue Sirene vergöttert. Zu Florenz wurden ihr zu Ehren Denkmünzen geprägt, und ihr Ruf, durch ihre blühende Schönheit noch vermehrt, war außerordentlich. Im J. 1726 ging ſie mit 15,000 Fl. Gehalt nach Wien, und 1724 wurde ſie unter noch vortheilhafteren Bedingungen nach London berufen. In Dresden, wo ſie ſich mit Haſſe verband, ſang ſie 1731 zum erſtenmal, und war ſeitdem die treue Gefährtin ihres Gatten. Eine vortreffliche Schilderung dieſer ſeltenen Frau hat Rochlitz geliefert in ſeinen Denkmalen glücklicher Stunden, B. I.

Haſſelquiſt (Friedrich), einer der berühmteſten ſchwediſchen Naturforſcher und Schüler Linné's, war 1722 zu Taverumalla in Oſtgothland geboren. Bei dem Tode ſeines Vaters, der hier Pfarr-Vikarius geweſen, war er hülf- und mittellos; allein er rang muthig mit dem Glücke und erwarb ſich Freunde, die ſeine Studien unterſtützten. In Upſala, wohin er 1741 gekommen war, beſchäftigte ihn vorzüglich das Studium der Naturgeſchichte, und er machte darin unter Linné große Fortſchritte. Als ſein geiſtvoller Lehrer erwähnte, daß die Naturgeſchichte von Paläſtina bei weitem nicht ſo erläutert ſey, wie die der meiſten Gegenden Aſiens, fühlte Haſſelquiſt das

heißeſte Verlangen, dieſes Land zu ſehen und zu unterſuchen. Er beſiegte alle Schwierigkeiten, die ſich ihm in den Weg legten, und ſchiffte ſich 1749 nach Smyrna ein. Von da ging er über Alexandrien und Roſette nach Cairo, unterſuchte die Pyramiden, die Mumien, das Steigen des Nils, und ſammelte Naturproducte. Im J. 1751 verließ er Cairo und ging über Damiette und Jaffa nach Paläſtina. Hier beſuchte er von Jeruſalem aus die Ufer des Jordans, den Berg Tabor, Jericho, Bethlehem, Tyrus und Sidon. Mit unermüdlichem Eifer forſchte er in allen Reichen der Natur, und brachte eine reiche Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Inſecten, Fiſchen u. ſ. w. zuſammen, ja auch auf arabiſche Manuſcripte, auf Mumien und Münzen erſtreckte ſich ſeine Aufmerkſamkeit. Eben im Begriff, nach Schweden zurückzukehren, wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn 1752 in dem blühendſten Alter wegraffte. Seine Sammlungen wurden nach Schweden gebracht, und aus ſeinen Papieren das an trefflichen Bemerkungen ſo reiche Werk: Iter Palaestinum, 1757, herausgegeben.

Häßlich nennen wir diejenige Form eines Dinges, die auf unſer Gefühlsvermögen eine der Schönheit entgegengeſetzte Wirkung hervorbringt. Häßlich iſt, was unmittelbar durch ſeine Form Mißvergnügen erregt, auch ohne daß wir es uns in einer nähern Beziehung mit uns denken, was Mißvergnügen erregt, indem man ſich bei Auffaſſung der Form der ſubjectiven Zweckwidrigkeit derſelben bewußt wird, d. h. ſich bewußt wird, daß dieſe Auffaſſung Verſtand und Einbildungskraft in einen unnatürlichen und unbehaglichen Zuſtand verſetzt. Widrig iſt eine Sache dem Einzelnen; das Häßliche iſt für alle häßlich. Aber die Wirkung der Häßlichkeit wird vorzüglich durch Beigeſellung moraliſcher Begriffe erhöht, oder gemildert. Ausdruck von Laſtern macht uns ein Geſicht noch häßlicher, Ausdruck von Tugend ſiegt endlich über die phyſiſche Häßlichkeit und kann ſie in unſern Augen ganz vertilgen.

Haſtings (Warren), berühmt durch einen der ſchwierigſten und koſtſpieligſten Proceſſe, geboren 1732, war der Sohn des Rectors von Churchill. Sein Oheim Howard Haſtings, ließ ihn auf der Schule zu Weſtminſter erziehen. Deſſelben Teſtaments-Executor, H. Creswick, einer von den Directoren der oſtindiſchen Compagnie, verſchaffte dem jungen Warren die Stelle eines Schreibers in Indien, wohin er 1749 ſich begab. Hier ſtudirte er perſiſch und alles was auf die brittiſchen Angelegenheiten in Indien Bezug hatte. In der Folge diente er als Freiwilliger in der Armee des Oberſten Clive, als dieſer Calcutta eroberte. Im J. 1761 wurde er Mitglied des Gouvernements von Bengalen. Vier Jahre nachher ging er nach England zurück, wo er ſich den Wiſſenſchaften widmete. Er hatte eben um die Profeſſur der perſiſchen Sprache in Oxford angehalten, als ſeine Talente die Aufmerkſamkeit des Parlaments erregten, worauf ihn die Regierung zum Regierungsrath in Madras ernannte. Im J. 1771 wurde er Gouverneur von Bengalen, und 1773 erhob ihn Lord North zu der wichtigen Stelle eines General-Gouverneurs im brittiſchen Oſtindien auf fünf Jahre. Er behielt dieſen Poſten dreizehn Jahre lang bis 1785. Er verwaltete ſein Amt unter ſchwierigen Umſtänden, vergrößerte und befeſtigte die Macht der Compagnie auf Koſten der oſtindiſchen Fürſten, was allerdings nicht ohne Bedruckungen und Ungerechtigkeiten geſchehen konnte, und zeigte ſich zugleich als einen Beförderer der Künſte und

Wiſſenſchaften. Er brachte die Einkünfte der Compagnie von 3 Mill. bis auf 5 Mill. Pf. Sterling. Aber als Lord North im J. 1782 aus dem Miniſterium verdrängt worden, waren deſſen Gegner bemüht, auch ſeinen Schützlingen ein gleiches Schickſal zu bereiten. Haſtings wurde auf Dundas Antrag zurückberufen, und ſogleich bei ſeiner Ankunft in England in ein faſt unüberſehbares Labyrinth von Anklagen verwickelt. Die vorzüglichſten Redner der Oppoſitionspartei, ein Fox, Burke, Sheridan u. A. traten wider ihn auf. Er ward beſchuldigt, in Oſtindien mit tyranniſcher Willkür gehandelt, unmäßige Geldſummen erpreßt, den Untergang mehrerer Fürſten befördert, und Räubereien und Bedrückungen aller Art ungeſcheut ausgeübt zu haben. Am 17. Februar 1786 brachte Burke die Anklagen gegen ihn vor das Unterhaus, und wurde damit im Mai 1787 an das Oberhaus verwieſen. Der Staatsproceß nahm den 13. Februar 1788 im Saale von Weſtminſter ſeinen Anfang. Der perſönlichen Haft entging Haſtings durch die Leiſtung einer anſehnlichen Caution und durch Beibringung einiger unverwerflichen Bürgen. Die Feierlichkeiten, welche die Verhandlung einer Rechtsſache vor dem Oberhauſe erfodert, und die Langſamkeit, welcher ein jeder Prozeß vor dem Parlamente um deßwillen unterworfen iſt, weil er nur unter beſtändigen Unterbrechungen fortgeführt werden kann, verzögerten das Endurtheil. Manche Anklagepunkte erfoderten eine genaue Unterſuchung der oſtindiſchen Angelegenheiten; es mußten Zeugen abgehört werden, die zu dem Ende von Oſtindien nach London berufen wurden. Die Reden der Ankläger dauerten oft mehrere Tage. Alle dieſe Umſtände verurſachten eine ſo große Zögerung, daß man bereits am 15. April 1794 die 120ſte Sitzung im Oberhauſe hielt, ohne zu Ende gekommen zu ſeyn. Das Publikum hatte ſich indeß einſtimmig für Haſtings erklärt; endlich entſchied ſeine Sache die Rückkehr des Lords Cornwallis aus Oſtindien. Dieſer Mann, der im Lande ſelbſt die genaueſten Unterſuchungen angeſtellt hatte, ſprach durchaus zum Vortheil des Angeklagten, und machte auf die großen Verdienſte deſſelben aufmerkſam, Oſtindien den Engländern durch ſeine Maßregeln zu einer Zeit erhalten zu haben, wo der Abfall der amerikaniſchen Staaten für alle übrigen Colonien ein gefährliches Beiſpiel werden konnte. Auch das großmüthige und unparteiiſche Zeugniß des franzöſiſchen Oberſten Gentil, den Haſtings aus Indien verbannt hatte, ſprach zu ſeinem Vortheil. Lord Thurlow machte endlich zu Anfang des J. 1795 den Vorſchlag, daß jedes Mitglied des Oberhauſes namentlich aufgerufen, und auf Pflicht und Gewiſſen ſein Schuldig oder Unſchuldig über Haſtings ausſprechen ſolle. Dies geſchah, und ſo wurde Haſtings, der das Urtheil knieend anhörte, am 13. April 1795 durch die Mehrheit von allen Anklagepunkten freigeſprochen, und bloß zu den Prozeßkoſten verurtheilt, welche 71,080 Pf. Sterling betrugen, dem Staate ſelbſt hatte der Proceß überdieß noch einen Aufwand von 100,000 Pf. verurſacht. Haſtings hatte indeß in ländlicher Einſamkeit gelebt und ſeine Vertheidigung geſchickten Sachwaltern überlaſſen. Die oſtindiſche Compagnie entſchädigte ihn durch ein auf 28 Jahr zurückreichendes Jahrgeld von 4000 Pf., welches er ſeit 1813 auf Lebenszeit behalten hat. Haſtings iſt auch als ein guter Architect und Ingenieur, ſelbſt als Dichter bekannt. Unter ſeinen Schriften nennt man mehrere Schreiben an die Directoren der oſtindiſchen Compagnie von 1786 und 1788; ſeine Vertheidigungsrede von 1791; ſeinen Bericht von dem Aufſtande in Benares, 1782; ſeinen Be-

richt von dem Zuſtande Bengalens im Jahr 1785 und ſeine Memoiren über den Zuſtand von Indien, die er 1786 herausgab.

Hatſcherif wird ein Befehl genannt, der unmittelbar vom türkiſchen Kaiſer kommt, und den dieſer eigenhändig, gewöhnlich mit den Worten: „mein Befehl ſoll nach ſeiner Form und nach ſeinem Inhalt vollzogen werden,“ unterſchreibt, welche Worte mit goldener Einfaſſung oder ſonſt ausgezeichnet werden. Ein alſo ertheilter Befehl iſt unwiderruflich.

Haubitze iſt ein ſchweres Geſchütz, welches den Uebergang von Kanonen zu Mörſern macht. Aus derſelben kann man nicht nur horizontal, wie mit einer Kanone, ſondern auch wie mit einem Mörſer im Bogen ſchießen, und Bomben in die Baſtionen und unter die Armeen werfen. Sie hat zu dem Ende eine Kammer wie ein Mörſer, nur einen etwas längern Lauf, der aber doch kürzer, als bei Kammerſtücken, und ungefähr nur fünf Caliber lang iſt. Man wirft Kugeln von 30 Pfund, Kartätſchen, Leuchtkugeln, Brandkugeln ꝛc. daraus. Ihre Erfindung wird von Einigen den Holländern, von Andern den Engländern zugeſchrieben; aber wahrſcheinlich gehören die Haubitzen zu den deutſchen Erfindungen, weil auch Ausländer ihnen denſelben Namen geben, denn bei den Engländern heißt dies Geſchütz Howitzer und bei den Franzoſen Obûſier, und die daraus geworfene Granate Obûs. Die Erfindung mag übrigens nicht neu ſeyn, denn im Jahr 1512 werden Geſchütze zu Breslau genannt, worunter auch Hafnitzen vorkommen.

Haug (Johann Chriſtoph Friedrich), rühmlich bekannt als Lieder- und Epigrammendichter, iſt geboren 1761 zu Niederſtozingen im würtembergiſchen Oberamte Alpeck. Er erhielt von ſeinem Vater, der Pfarrer in Magſtatt war, den erſten Unterricht, beſuchte ſpäter die lateiniſchen Claſſen in Ludwigsburg, wo er durch ſeinen Lehrer, den Oberpräceptor Winter, Freude an lateiniſchen Verſen gewann, ſodann das ſtuttgarter Gymnaſium, und ſtudirte auf der hohen Carlsſchule die Rechte. Bei den feierlichen jährlichen Prüfungen erhielt er in der philoſophiſchen Geſchichte, der Optik, der Experimentalphyſik, den römiſchen Alterthümern u. ſ. w. nach und nach dreizehn Preismedaillen, und zuletzt den akademiſchen Orden. Hier lebte er in vertrauter Bekanntſchaft mit Hoven, Peterſen, Schiller u. a., und entſchied ſich (einer Prophezeihung in Verſen auf ſeines Vaters Hochzeit gemäß) für Poeſie. Da ihm zunächſt Epigrammendichter zur Hand kamen und dadurch eine reiche Ader epigrammatiſchen Witzes, die ſich ſeitdem in unverſiegender Fülle ergoſſen hat, in ihm angeregt wurde, ſo bearbeitete er hauptſächlich dieſe Gattung, und erwarb ſich den Ruhm eines der vorzüglichſten deutſchen Epigrammatiker. Aber auch in der Ode, ſowohl der ernſthaften als der gemüthlichern, verſuchte er ſich mit Erfolg. Ueberdies beſitzt er ein ſeltenes Talent im Improviſiren. Nach achthalbjährigem Aufenthalt auf der Univerſität ward er 1783 Secretär bei dem herzoglichen geheimen Cabinet, ſtieg 1794 zum Geheimen Secretär und wurde 1817 zum königl. Hofrath und Bibliothekar ernannt. In dieſen ſeiner Neigung entſprechenden Aemtern lebt er glücklich im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Freunde, und erfreut ſich auch der Verbindung mit trefflichen Männern des Auslandes. Seine Muße hat er ſtets der Poeſie und Literatur zugewendet. Er arbeitete an mehrern gelehrten Zeitungen, Journalen und Taſchenbüchern, nimmt ſeit 1807 an der Redaction des Morgenblattes

Theil und hat mehrere theils größere theils kleinere Gedichtſammlungen herausgegeben, worüber wir auf Meuſel verweiſen. Wir dürfen bald einer vollſtändigen Sammlung ſeiner Gedichte entgegenſehn.

Haugwitz (Chriſtian Heinrich Carl, Graf von), königl. preußiſcher erſter Staats- und Cabinetsminiſter, wurde 1758 in Schleſien auf einem ſeiner väterlichen Güter geboren. Mit allen Mitteln, ſeine geiſtigen und körperlichen Kräfte auszubilden, verlieh ihm die Natur eine vorzüglich empfindſame, mit einem gewiſſen Grad von Idealität ausgeſtattete Gemüthsart. Auf ein ſo zartes Herz machte die ſtille Betriebſamkeit und die ſchlichte Denkart der Brüdergemeinde in dem benachbarten Herrnhut einen tiefen Eindruck; das patriarchaliſche Leben der ehrwürdigen Vorzeit ſtand vor ſeinem Auge, und ließ ihn in der Alltagswelt nur Zerſtreuungen finden, welche den Menſchen hindern, ſich ſeiner bewußt, mit ſich ſelbſt vertraut zu werden. Daher die Spuren von ſtiller, einfacher, kein Aufſehn erregender Thätigkeit; daher der Hang zum unabhängigen Leben, und die Beweiſe von Uneigennützigkeit, von welchen Haugwitz's Leben ein Muſter aufſtellt. Er ſtudirte in Göttingen mehrere Jahre. Er war nicht lange in ſeine Heimath zurückgekehrt, als er, der Neigung ſeines Herzens folgend, ſich mit der Tochter des berühmten Generals Tauenzien verband und mit ihr eine Reiſe nach Italien antrat. Mehrere Jahre lang feſſelten ihn Venedig und Toscana. Zu Florenz trat er in ein freundſchaftliches Verhältniß mit Leopold II. Familienverhältniſſe riefen ihn endlich nach Schleſien zurück, wo er ſich in der Verſchönerung ſeiner Beſitzungen gefiel, und durch ſeinen anſpruchsloſen Eifer nützlich zu ſeyn, ſich Achtung und Liebe erwarb. Die ſchleſiſchen Stände gaben ihm davon einen öffentlichen Beweis, indem ſie ihn zum Generallandſchaftsdirector wählten. Indeß erwartete ihn bald ein höherer Wirkungskreis. Nach Joſephs Tode hatte Leopold II. den Kaiſerthron beſtiegen. Dieſer wünſchte im Einverſtändniſſe mit Preußen gewiſſe weitumfaſſende Plane, die er entworfen hatte, auszuführen; aber ſeine durch den preußiſchen Geſandten Jacobi-Klöſt gemachten Anträge fanden in Berlin, wo Herzberg noch an der Spitze des Cabinets ſtand, keinen Eingang. Der Kaiſer ſchrieb die Schuld dem Geſandten zu, und kam auf die Idee, Friedrich Wilhelm II. auf den Grafen Haugwitz aufmerkſam zu machen und ſich denſelben zum Geſandten an ſeinem Hofe zu erbitten. Der König gab dieſem Wunſche um ſo leichter nach, da die zahlreichen Widerſacher Herzbergs dieſe Gelegenheit gern ergriffen, Haugwitz in dem günſtigſten Lichte zu zeigen. So überraſchte dieſen ſehr unerwartet der Antrag, ſich als Geſandter nach Wien zu begeben; er wandte ſeine Ungeübtheit in diplomatiſchen Geſchäften dagegen ein. Da er indeß wohl einſah, daß er durch ausharrende Weigerung zwei mächtigen Fürſten mißfallen müſſe, nahm er den Geſandtſchaftsposten an, verbat ſich jedoch jede Gattung der Beſoldung, ſich vorbehaltend, aus eignen Mitteln die Würde ſeines Königs in der großen Kaiſerſtadt zu repräſentiren. Mit Haugwitz's Ankunft am wiener Hofe ſchien Leopold einen erwünſchten Vermittler zwiſchen ſich und dem preußiſchen Hofe gefunden zu haben. Es iſt wahrſcheinlich, daß Haugwitz, noch zu wenig vertraut mit ſeinem Wirkungskreiſe, an einer Reihe von Unterhandlungen Theil nahm, über deren Reſultate er nicht zu entſcheiden vermochte und welche Preußens wahrem Intereſſe zuwider waren. Die reichenbacher Convention von 1790 und der pilnitzer Vertrag werden als die Grundübel

angeſehen, durch welche Preußens Fall vorbereitet wurde. Darauf folgten der unglückliche Rückzug aus der Champagne, und der zweckloſe Kampf am Rhein und in Polen. Unterdeſſen war Herzberg von der öffentlichen Laufbahn abgetreten, und Friedrich Wilhelm, der ein großes Vertrauen zu Haugwitz gefaßt hatte, übergab dieſem an des Grafen von Schulenburg Stelle das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und die oberſte Leitung aller Cabinetsverhandlungen. In dieſem Poſten wußte Haugwitz, trotz mancher kritiſchen Verwickelungen, Preußen in ſeiner Würde zu erhalten und gleichſam zum Mittelpunkt aller politiſchen Verhandlungen zu machen. Friedrich Wilhelm II. belohnte noch kurz vor ſeinem Tode die Verdienſte ſeines Miniſters mit dem ſchwarzen Adlerorden, auch hatte er ihm Güter in Südpreußen geſchenkt. Als Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg, behielt Haugwitz ſeinen vollen Wirkungskreis. Unter ihm arbeitete der Cabinetsſecretär Lombard. Man bemerkte in der Art, wie er die politiſchen Angelegenheiten leitete, ein entſchiedenes Beſtreben, Preußen und Frankreich einander zu nähern, und Frankreichs Machthaber wußten ihn dabei ſo zu begünſtigen, daß ſein Syſtem dem preußiſchen Hauſe beträchtliche Erwerbungen gewährte. Als aber im J. 1803 die franzöſiſchen Truppen Hannover beſetzten, erſchien dieſer Schritt als gefährlich für die Neutralität des nördlichen Deutſchlands, welche Preußen bisher zu behaupten ſuchte, und der König erhielt eine andere Anſicht ſeiner politiſchen Lage. Hardenberg vor allen bewirkte dieſe Veränderung. Seine Bekanntſchaft mit allen politiſchen Verhandlungen, ſeine Verbindungen und Talente gaben ſeiner Meinung Gewicht. Haugwitz, der aus inniger Ueberzeugung gehandelt hatte, konnte ſeine Grundſätze eben ſo wenig aufgeben, als ſein friedlicher Charakter ihm Widerſtand erlaubte. Unter dem Vorgeben, daß einige Unpäßlichkeit ihn veranläßt habe, beim Könige den Urlaub nachzuſuchen, ſich auf ſeine Güter zurückziehen zu dürfen, räumte er Hardenberg ſeinen Platz, der, um ſeines Vorgängers Syſtem nicht ganz zu verdrängen, eine ſtrenge Neutralität geltend machte. Indeß führte der Durchmarſch der Franzoſen durch Anſpach 1805 Differenzen herbei, die ſogleich den Krieg zur Folge gehabt haben würden, wäre nicht der friedliebende König um ſo geneigter zur Unterhandlung geweſen, als bereits während ſeiner Rüſtungen die Ereigniſſe von Ulm eingetreten waren. Aber Napoleon wollte nur mit einem Mann unterhandeln, deſſen Grundſätze ihm ſchon eine erprobte Anhänglichkeit an ſeinen Ideengang verrieth; und ſo verließ Haugwitz die Ruhe des Landlebens, erſchien in Wien, wo Napoleon ſich eben zur Schlacht von Auſterlitz anſchickte, und brachte nach der Schlacht jene Convention zu Stande, durch welche Preußen ſein friedliches Syſtem mit Vortheil behauptete, aber zugleich das Vertrauen der übrigen Mächte verlor, indem es von dem Cabinet von St. Cloud abhängiger wurde. Dieſes überließ Hannover an Preußen, und erkannte die Neutralität Norddeutſchlands an. Haugwitz hatte zur Zufriedenheit ſeines Monarchen unterhandelt, und das vorige Vertrauen ward ihm wieder zu Theil: er nahm aufs neue aus Hardenbergs Händen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Allein ſein politiſches Syſtem fand lauten Tadel. Während aber die Beſitznahme Hannovers Preußen mit England entzweite, dem ſich Frankreich um dieſelbe Zeit näherte, trübten ſich die Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und Preußen mehr als je, Haugwitz begab ſich abermals als Vermittler nach Paris,

kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Er war Zeuge der jenaer Schlacht, zog ſich nach derſelben auf ſeine Güter in Schleſien zurück, und ging ſpäter, um dem feindlichen Heere auszuweichen, nach Wien. Er iſt ſeitdem aus dem Privatſtande nicht wieder hervorgetreten. Im Oct. 1811 ward er zum Curator der neuen Univerſität Breslau ernannt.

Hauptbuch, ſ. **Buchhalterei**.

Hauptſatz, ſ. **Thema**.

Hauptton oder **Grundton** heißt derjenige Ton, deſſen diatoniſche Tonleiter bei Anordnung eines Tonſtücks zum Grunde gelegt iſt, nach welcher man die Art der Ausweichung in andere Töne, die hier Nebentöne heißen, einrichtet, d. h. ſelbige entweder zu harten oder weichen Tonarten macht, und endlich deſſen Dreiklang ſowohl am Anfange als am Ende des Tonſtücks gehört wird, oder welcher das Tonſtück anfängt und ſchließt. Es kann jeder in das gegenwärtige Syſtem eingeführte Ton zum Grundton oder zur Tonica gemacht werden, nur müſſen alsdann die Nebentöne hienach geordnet und durch Vorzeichnung in die ihnen zukommenden Verhältniſſe geſetzt werden. Die Intervallen der Tonleiter des Grundtons entſcheiden, ob man die Tonart für die Nebentöne, oder die vom erſten und zweiten Grade der Verwandtſchaft u. ſ. w. hart oder weich zu nehmen habe. Kommt in jener Tonleiter die Terze derſelben groß vor, ſo nimmt man die Tonart hart, kommt ſie als klein vor, ſo nimmt man ſie weich. (S. **Ton**, **Tonart**.) — In einem andern Sinne heißt auch derjenige Ton **Haupt**- oder **Grundton**, welcher in einem Accord der tiefſte iſt, weil gleichſam die ganze Harmonie auf ihn gegründet iſt, und aus ihm ſich entwickelt. Bisweilen heißt auch **Hauptton** derjenige, der als beziffert in Tonſtücken vorkommt, zum Unterſchied derjenigen Töne oder Noten, welche man **durchgehend** nennt.

Haus der Gemeinen, ſ. **Cammer der Gemeinen**.

Hausehre. Den gelehrten Anquetil du Perron ſcheint das deutſche Wort **Hausehre**, das er in ſeinem Lexicon gleichbedeutend fand mit Gattin oder Hausfrau, beſonders intereſſirt zu haben, er leitet es bald von Hausäre, bald von Hausöhre, bald von Hausähre, bald vom griechiſchen Here (Juno) ab. So fehlerhaft nun auch die Ableitung iſt, ſo ſinnreich ſind ſeine Bemerkungen, die er bei dieſer Gelegenheit macht. Ueber die Abſtammung des Worts von Aere (Zeitrechnung) z. B. ſagt er: mit dem erreichten Ziele ſeiner Wünſche, ſeiner Seufzer und Gebete, mit der prieſterlichen Trauung beginnt für den jungen Ehemann ein ganz neuer Zeitlauf (Aere). In den erſten Flitterwochen ehelicher Zärtlichkeit, wo es noch Küſſe und Umarmungen regnet, wo noch Scherz und Sehnſucht die Morgenröthe des Ehehimmels umflattern, iſt gewöhnlich die franzöſiſche Zeitrechnung eingeführt. Der Neuvermählte zählt von der ewig einen und untheilbaren — Liebe; ſpäterhin zählt er mit den Chriſten von der Geburt — ungezogener Kinder; noch ſpäterhin mit den Türken von der Flucht — ſeiner Ruhe und endlich mit den Römern von der Erbauung — ſeines Elendes. Iſt es zu verwundern, wenn das merkwürdige Weſen, das alle dieſe Epochen bildet und das ein lebendiger Calender iſt, Aere heißt. Aber beſſer gefällt ihm doch die Ableitung der Aehre. Eine Frau und eine Aehre, ſagt er, haben die größte Aehnlichkeit mit einander: jene iſt (im Reden und Widerſprechen) ſpitzig, die Aehre auch, jene hat (wenn es ihr nicht nach dem Sinne geht) zuweilen

den Brand, die Aehre auch; jene iſt nicht ſelten (gegen alles Vorſtellen und Zureden) taub, die Aehre auch; wenn kein befruchtender Regen fällt, ſo hängt die Aehre das Köpfchen, wenn aber des Tags die Sonne ſcheint, die Nachtfröſte ausbleiben, und gegen Morgen ein erquickender Thau fällt, ſo ſteht ſie munter wieder auf, und man hat Beiſpiele, daß eine einzige Hausähre, wie Hekabe, Priamus Gemahlin, über hundert Körner trug.

Hauſen (ruſſiſch Beluga), iſt ein zum Störgeſchlechte gehöriger Fiſch, der ſich im mittelländiſchen, ſchwarzen und caſpiſchen Meer aufhält, zur Laichzeit aber in die Donau, Wolga und andre große Flüſſe kommt. Sein Fang iſt beſonders für Rußland von Wichtigkeit. Das Fleiſch wird theils geſalzen, theils getrocknet genoſſen, der Rogen liefert den Caviar, und aus der Schwimmblaſe wird der unter dem Namen Hauſenblaſe bekannte Fiſchleim bereitet. Die Haut endlich gebrauchen die gemeinen Ruſſen ſtatt der Fenſterſcheiben.

Häuſerſteuer, heißt die auf die Hausrente gelegte öffentliche Abgabe. Die Hausrente theilt ſich in die Bau-Rente und in die Grund-Rente, jene iſt der Zins des auf die Errichtung des Gebäudes verwandten Kapitals, dieſe das reine Einkommen, das dem Eigenthümer des Bodens, worauf das Gebäude ſteht, als Landrente (ſ. d. Art.) zu Theil wird. Die Grundrente des Hauſes beſteht in dem, was von der geſammten Hausrente übrig bleibt, nachdem die Baurente abgezogen worden, und iſt nach der verſchiedenen Lage der Häuſer ſehr verſchieden. Höchſt unbedeutend iſt dieſelbe von Landhäuſern, welche von großen Städten entfernt liegen, dort iſt ſie oft nicht höher als die Rente ſeyn würde, die man von dem Boden, worauf das Haus ſteht, ziehen würde, läge er unter dem Pfluge. Um vieles ſtärker iſt die Grundrente von Landhäuſern in der Nähe großer Städte, am größten aber in den Hauptſtädten ſelbſt und hier beſonders in den Gegenden, wo die ſtärkſte Nachfrage nach Häuſern iſt. Eine auf die geſammte Hausrente gelegte Steuer iſt zum Theil als Grundſteuer (ſ. d. Art.) zum Theil als Kapitalſteuer (ſ. d. Art.) zu betrachten, die endliche Bezahlung derſelben aber geſchieht, je nachdem die Umſtände wechſeln, bald vom Eigenthümer, bald vom Bewohner des Hauſes. In manchen Ländern kommt die Häuſerſteuer unter der Benennung von Giebelſchoß, Heerdgeld, Fenſterſteuer, Rauchfangſteuer u. ſ. w. vor. K. M.

Hausmittel nennt man ſolche Mittel, welche meiſtens in jeder Haushaltung vorräthig ſind, und ohne künſtliche pharmaceutiſche Zubereitung bei Kranken angewendet werden können. Der Mißbrauch, den manche Perſonen mit dieſen Mitteln trieben, der Schaden, welchen ſie durch voreilige und unrichtige Anwendung derſelben oft ſtifteten, hat dieſe unſchuldigen Mittel in übeln Ruf gebracht; allein es läßt ſich nicht läugnen, daß die Vorwürfe nur die voreilige und unrichtige Anwendung, nicht die Mittel ſelbſt, treffen. In Hufelands Makrobiotik iſt, nebſt einem Verzeichniß von einigen Hausmitteln, auch eine kurze Anleitung zu deren Gebrauche zu finden. H.

Haut iſt die äußere Umkleidung der thieriſchen Körper. Sie iſt von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit, und jedesmal der Form des Thieres angepaßt. Wir begnügen uns, hier die Haut des Menſchen etwas genauer zu beſchreiben. Dieſe beſteht aus mehrern über einander gelegten Hüllen, worunter die unterſte die eigentliche Haut heißt und ihrer Structur nach mit einem Filze zu vergleichen iſt. Sie-

bildet ein bald dickeres, bald dünneres mit einer Menge von Gefäßen verſehenes Gewebe. In dieſen Gefäßen enden die äußerſten und feinſten Spitzen der Nerven und Adern. Unter ihr liegt die ſogenannte Fetthaut, welche ebenfalls an einigen Stellen dicker als an andern iſt, und dazu dient, die Geſchmeidigkeit der Muskeln zu erhalten. Ueber der eigentlichen Haut befindet ſich die Netzhaut, eine ſchleimichte Subſtanz, welche unmittelbar unter dem äußerſten Häutchen oder der Epidermis liegt, zu deren Ernährung ſie beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Da die oberſte Haut ſehr dünn und durchſichtig iſt, ſo gibt eigentlich die Netzhaut dem Körper ſeine Farbe. Die Epidermis des Europäers und Negers iſt einerlei; aber die Netzhaut iſt bei dieſem ſchwarz, und bei jenem fleiſchroth. Die Epidermis läßt ſich ohne Schmerz abſchälen, iſt ſchuppenartig und ebenfalls von ungleicher Dicke. Ihr Zweck iſt vornehmlich, die Nervenſpitzen zu beſchützen, die außerdem bald abgeſtumpft werden würden. Da ſie keine Feuchtigkeit durchläßt, ſo ſchützt ſie zugleich den Körper vor dem Austrocknen. Zieht man ſie von todten Körpern ab, ſo ſchrumpfen ſie ein und verdorren. Auf ihrer Oberfläche entdeckt ſchon das bloße Auge mancherlei Unebenheiten, die ſehr regelmäßig geordnet ſind, wie man unter dem Vergrößerungsglaſe wahrnimmt. Man erblickt die Poren oder Schweißlöcher in bewundernswürdiger Regelmäßigkeit zwiſchen den parallellaufenden Furchen einander gegenüber geſtellt, durch deren in der Mitte befindliche Oeffnungen die feinſten Flüſſigkeiten in Dampfgeſtalt ausgeführt werden. H.

Hauteliſſe-Tapeten nennt man gewirkte Arten Tapeten von mannichfaltiger Art, Geſchmack und Zeichnung. Man unterſcheidet die Tapeten überhaupt in Hauteliſſe- und in Baſſeliſſe-Arbeiten. Erſtere ſind von ſenkrecht aufgebäumter Kette, die andern aber haben eine waagrecht liegende Kette. Hauteliſſe werden in neuerer Zeit weniger verfertigt, als dieſe, die leichter und doch in nicht geringerer Schönheit zu verfertigen ſind. In den Niederlanden liefern Brüſſel und Doornik die ſchönſten Waaren dieſer Art; in Frankreich die Manufactur der Gobelins.

Hauterive (Alexandre Maurice Blanc Graf von) franzöſiſcher Staatsrath, aus einer adeligen Familie in Oberdauphiné, geb. 1754, trat ſehr jung in die Congregation des Oratoriums, das er 1783 verließ. Hierauf war er Profeſſor zu Tours, wo die Nähe von Chanteloup ihm die Freundſchaft des Abbé Barthelemy und das Wohlwollen des Herzogs von Choiſeul verſchaffte. Auf des Letztern Verwendung wurde er bei der Geſandtſchaft des Hrn. von Choiſeul Gouffier in Conſtantinopel angeſtellt. Von hier ging er 1785 nach Jaſſy, wo er unter dem Titel eines Secretärs des Hospodars, (ſo hießen damals die franzöſiſchen Conſuln in der Moldau und Wallachei) mit der Beſorgung des franzöſiſchen Handelsintereſſe beauftragt war. Nach ſeiner Rückkehr vermählte er ſich mit Madam Marchais, Witwe des Intendanten von Rochefort, und lebte im Privatſtande; allein die Revolutionsgräuel bewogen ihn 1793 Frankreich zu verlaſſen. Man gab ihm ein Conſulat in den vereinigten Staaten; er verlor es aber 1793, weil ſeine Grundſätze nicht mit denen der Regierung übereinſtimmten. Als Frankreich beruhigt ſchien, ging er dahin zurück, und erhielt eine Anſtellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Herrn von Talleyrand. Damals ſuchte er in ſeiner Schrift: Etat de la France à la fin de l'an VIII. (Paris

1800) die Grundſätze der allgemeinen Staatskunſt, von denen man ſich in der Revolution entfernt hatte, wieder aufzuſtellen. Als Talleyrand das Portefeuille verlor, trat auch Hauterive aus dem Departement heraus, und wurde Oberarchivar und Staatsrath. In verſchiedenen Zeiten hat er bei Abweſenheit des Miniſters das Portefeuille ſelbſt übernommen. Im J. 1814, beim erſten Einfall der Verbündeten, brachte er 20 Kiſten mit den wichtigſten Staatsſchriften in den Catacomben in Sicherheit. Nach dem Sturze des kaiſerlichen Throns blieb er auf ſeinem Poſten. Als Napoleon 1815 wieder den Thron beſtieg, ward Graf Hauterive aus der Liſte des Staatsraths geſtrichen, weil er die Declaration vom 25ſten März nicht unterzeichnen wollte. Der König beſtätigte ihn in ſeiner Stelle, und nahm ihn als Staatsrath in den Ausſchuß des Innern und des Handels. Graf Hauterive hat einige Abhandlungen über Tontinen, Aſſecuranzcompagnien, Hospitäler, Privilegien der Geſandten u. ſ. w. geſchrieben. Jetzt iſt er mit der Abfaſſung einer Anleitung zu den diplomatiſchen Studien beſchäftigt.

Hautkrankheiten, Abweichungen der Haut von ihrem geſunden Zuſtande, die ſich durch eine ſichtbare Veränderung in ihrer Form, Farbe und Structur, als das einzige oder doch hauptſächlichſte Symptom, äußern. Man rechnet daher gewöhnlich die fieberhaften Ausſchläge, z. B. die Blattern, Maſern, den Scharlach u. ſ. w. nicht dazu, weil hier der ganze Körper angegriffen, und, wenigſtens in practiſcher Hinſicht, mehr das Fieber als der Hautausſchlag in Betrachtung kommt, ſondern man verſteht unter Hautkrankheiten gemeiniglich bloß die ſogenannten chroniſchen Ausſchläge. Will man die Urſachen aller Hautkrankheiten in Krankheiten der Säfte ſuchen und dieſe zur Hauptſache machen, ſo iſt dies theils bei den meiſten noch unerwieſen und unerweislich, theils widerſpricht dieſem die Erfahrung, daß manche Hautkrankheiten, wie z. B. die Krätze, bloß durch äußere Anſteckung ſchnell entſtehen und im Anfange bloß durch äußerliche Mittel geheilt werden können. Da jedoch der organiſche Körper ein Ganzes bildet, und das Leiden des einen Syſtems ſich auf das andere fortpflanzen kann, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Urſache mancher Hautkrankheit in dem Leiden eines andern Syſtems liegen kann. Die Claſſification der Hautkrankheiten könnte am füglichſten nach den verſchiedenen Theilen geſchehen, aus welchen das Hautorgan beſteht, alſo in Krankheiten der Lederhaut, des Malpighiſchen Schleimnetzes und des Oberhäutchens; allein da die Bearbeitung dieſer Krankheiten noch nicht weit genug gediehen iſt, um einer jeden mit Beſtimmtheit ihren Platz anzuweiſen, ſo hat man ſich noch anderer Eintheilungen bedient. Die Verſchiedenheit und Mannichfaltigkeit der Hautkrankheiten und ihrer äußern Erſcheinungen iſt ſehr groß, ihre Unterſcheidung, zumal bei dem Mangel an getreuen Abbildungen, und bei der Schwierigkeit einer genauen und deutlichen Beſchreibung, daher ſehr ſchwer. Einige äußern ſich durch bloße Ausſchwitzung einer Feuchtigkeit mit einigen Bläscherchen, die ſich kaum von der natürlichen Hautfarbe unterſcheiden, und von unausſtehlichem Jucken dieſer Theile begleitet: das Hautjucken (prurigo, Willan.); andere erſcheinen als kleine Bläschen der Oberhaut, und enthalten etwas klare Feuchtigkeit in ſich, z. B. die verſchiedenen Arten Frieſel; andere ſtellen kleine entzündete Puſteln dar, welche ihren Sitz tiefer in der Lederhaut zu haben ſcheinen, und bis auf die Oberfläche hervorbrechen, z. B. die

Krätze, das eiternde Frieſel, manche Flechtenarten; andere erſcheinen als ein ſich weitausbreitender Ausbruch von Blätterchen, die gewöhnlich in einen kleinen ähnlichen Schorf übergehen, ſich abſchuppen und beſtändig erneuern, wohin gleichfalls mehrere Arten der Flechten (Lichen) gehören; andere zeigen ſich als ſchuppenartige Ausartung der Oberhaut, als trockene Schwinden; andre als bloße Ausſchwitzung einer dicken Feuchtigkeit, die einen erhabenen Schorf bildet, z. B. der Milchgrind u. ſ. w. H.

Hautrelief, ſ. Basrelief.

Havannah (S. Chriſtoval de la), gewöhnlich nur Havannah genannt, iſt die wichtigſte Stadt auf der Inſel Cuba. Sie liegt an der nördlichen Küſte, unter 23° 8′ nördl. Br. in einer ſehr fruchtbaren und angenehmen Gegend. Die Straßen der Stadt ſind zum Theil mit Eiſenholz gepflaſtert. Die Bevölkerung ſoll ſich jetzt auf 70,000 Menſchen belaufen. Das wichtigſte iſt der Hafen, der, eine Seemeile breit, alle europäiſche Flotten in ſich aufnehmen kann und dabei ſo ſicher iſt, daß die Schiffe ohne Anker und Taue liegen können. Das Waſſer hat meiſtens eine Tiefe von 6 Faden. Die Natur hat ſchon den Hafen befeſtigt, indem ein enger Kanal, 1200 Ellen lang, zwiſchen Felſen den Eingang bildet; dazu kommen noch zwei Forts an der Weſt- und Oſtſeite mit Baſteien und jede mit 40 — 50 Stück Geſchütz beſetzt. Außerdem aber ſind alle Felſen, die den Hafen beherrſchen, ſo ſtark mit Kanonen beſetzt, daß man nicht weniger als 300 derſelben in allen Werken zählt. Deßungeachtet ward Havannah zweimal genommen, 1669 von den Freibeutern oder Flibuſtiern und 1762 von den Engländern unter Lord Albemarle. Indeſſen beſitzt Spanien dieſen wichtigen Platz wieder ſeit 1763. Es iſt der Schlüſſel zu Weſtindien, und der Verſammlungsort aller Schiffe und Flotten, die aus den ſpaniſchen Beſitzungen kommen. Man führt aus Havannah vorzüglich Zucker aus. Dieſe Ausfuhr ſoll ſich in manchen Jahren auf 90 Millionen Pfund belaufen. Auch Kaffee, Taback, Indigo, Farbeholz, Wachs, Mahagoni und Cochenille werden ausgeführt, der Werth dieſer Produkte beläuft ſich auf 8 Millionen Piaſter, wovon der vierte Theil als Abgaben an die Krone fällt. Im Jahr 1796 wurden die Ueberreſte des großen Columbus in einem kupfernen Sarge nach Havannah gebracht. Er hatte nämlich verordnet, daß ſein Leichnam in der Kathedrale von St. Domingo beigeſetzt werden ſollte. Dieß war geſchehen; aber nachdem die Franzoſen Domingo eingenommen, ließen ſeine Nachkommen den Sarg mit großer Feierlichkeit nach Havannah bringen.

Havercamp (Siegbert), einer der berühmteſten Philologen des 18ten Jahrhunderts, war 1683 zu Utrecht geboren. Er vollendete ſeine Studien auf eine glänzende Weiſe und ward bald danach auf den Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache nach Leyden, wozu auch die Profeſſur der Geſchichte und Beredſamkeit kam, berufen. Er ſtand dieſen Aemtern mit Auszeichnung vor, lieferte eine Reihe der ſchätzbarſten Schriften und ſtarb 1742. Er hatte einige Augenblicke der Muße benutzt, um Italien zu beſuchen, und brachte von dort die Neigung für das Studium der Medaillen und Münzen zurück, deſſen Früchte er in verſchiedenen Werken niederlegte. Wir übergehen jedoch dieſe und andre Schriften von ihm, und begnügen uns ſeine Ausgaben des Apologeticus des Tertullian (1718, 8.), des Lucrez (1725, 2 Bde. 4.), der Geſchichte des Joſephus (1726, 2 Bde. Fol.), des Eutrop (1729, 8.),

des Orosius (1738, 4.), des Sallust (1742, 2 Bde. 4.) und des Censorinus (1743 oder 67, 8.) anzuführen, welche wegen der Correctheit des Textes und der hinzugefügten interessanten Abhandlungen noch jetzt in großem Werthe stehn. Nicht minder geschätzt ist seine Sylloge scriptorum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione commentaria reliquerunt (Leyden 1736 — 1740. 2 Bde. 8.). Seine Theilnahme an der Ausgabe der Poetae latini rei venaticae von Bruce zog ihm sehr unverdiente Angriffe von P. Burmann (in dessen Poetae latini minores) zu.

Haverei, Haverie, ſ. Avarie.

Hawkesbury (Lord), jetzt Lord Liverpool, britt. Staatsminiſter, Sohn des Grafen Liverpool und der Miß Watts, Tochter eines Gouverneurs in Bengalen, iſt geboren d. 7ten Jun. 1769. Er hieß anfangs Robert Banks Jenkinſon. Auf der Univerſität Oxford ſtudirte er die alte Literatur, und bildete vorzüglich durch Nachahmung der griechiſchen und römiſchen Claſſiker ſeine Talente aus. Auch machte er ſich mit den beſten Schriftſtellern über die Staatsökonomie, die ihm ſein Vater aufgezeichnet hatte, genau bekannt. Darauf reiſte er nach Frankreich, und hielt ſich zur Zeit der Zerſtörung der Baſtille in Paris auf. Er verabſäumte nichts, um die ausgezeichneten Männer jener Zeit kennen zu lernen, und ſeine Mittheilungen hierüber an ſeine Freunde in London machten ihn dem Miniſter auf das Vortheilhafteſte bemerkbar. Nach ſeiner Rückkehr ward er 1791 zum Parlamentsgliede erwählt. Die erſte Rede, durch welche er ſich auszeichnete, betraf die Vertheidigung der Miniſter in Anſehung ihres Verhaltens bei dem Kriege zwiſchen Rußland und der Pforte. Er bewies darin ſeine Kenntniſſe als Staatsmann, und ſeine tiefe Einſicht in die Verhältniſſe der europäiſchen Staaten. Hierauf war er in der Commiſſion für die indiſchen Angelegenheiten im J. 1793 ſehr thätig. Im J. 1796 wurde er Münzmeiſter, dann Geh. Rath, und einer von den Lords des Handels-Ausſchuſſes. Im J. 1801 trat er als Staatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten an Lord Grenville's Stelle; hierauf, als Pitt wieder Addington's Stelle einnahm, wurde er Miniſter des Innern. Dann erhielt er, nach Pitt's Abgang, die Aufſeherſtelle über die fünf Häfen, die einträglichſte Stelle, welche die Krone vergeben kann. Als Redner hat Lord Hawkesbury den Erwartungen ſpäterhin nicht entſprochen, die man nach ſeiner erſten Rede von ihm hatte. Sein Freund, Canning dankt ihm vorzüglich ſeine Erhebung. Lord Hawkesbury iſt vermählt mit einer Tochter des Grafen Briſtol, Biſchofs von Derry in Irland.

Haydn (Joſeph), war den 31ſten März 1732 in dem Dorfe Rohrau auf der Grenze von Ungarn und Oeſterreich geboren. Sein Vater, ein armer Wagner, ſpielte die Harfe, und machte daraus einen Sonntagsverdienſt, indem ſeine Mutter dazu ſang. Der fünfjährige Knabe nahm ſeinen Platz neben ſeinen Aeltern, und figurirte mit einem Brettchen und einer Ruthe, als ob er die Violine ſpiele. Ein Schulmeiſter aus dem benachbarten Städtchen Haimburg, den der Zufall zu einem dieſer Conzerte führte, bemerkte, daß Joſeph genau Tact hielt. Er erbot ſich, ihn mit zu nehmen, um ihn in ſeiner Schule zu bilden. Hier lernte Haydn leſen und ſchreiben, erhielt Unterricht in dem Geſang, auf der Violine, den Pauken und andern Inſtrumenten. Zwei Jahre hatte er daſelbſt zugebracht, als

der kaiſerliche Capellmeiſter von Reuter, der zugleich die Muſik in der St. Stephanskirche zu Wien dirigirte, den Dechant von Hainburg beſuchte. Letzterer empfahl ihm Haydn. Reuter ließ ihn auf der Stelle kommen, prüfte ihn, und fand das Lob des Dechanten gegründet. So ward Haydn, kaum acht Jahr alt, Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien. Er war kaum zehn Jahr alt, als er ſchon ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht hatte, daß er ſich in ſechzehnſtimmigen Compoſitionen verſuchte. „Ich glaubte damals,“ ſagte er in der Folge lächelnd, „daß, je ſchwärzer das Papier war, deſto ſchöner die Muſik ſeyn mußte.“ Mit ſeinem herrlichen Sopran verlor er in ſeinem ſechzehnten Jahre ſeine bisherige Stelle. Seine Lage war ſehr drückend, und er bekam einen Vorſchmack von den Schwierigkeiten, die einen Künſtler ohne Vermögen und Beſchützer auf ſeiner Laufbahn erwarten. Er gab Unterricht, und ſpielte im Orcheſter mit, wo es etwas zu verdienen gab. Er beſchäftigte ſich eifrigſt mit der Compoſition. „An meinem von Würmern zernagten Clavier,“ ſagte er, „beneide ich nicht das Schickſal der Könige.“ Damals fielen ihm die ſechs erſten Sonaten von Emanuel Bach in die Hände. „Ich ſtand nicht eher vom Clavier auf, bis ſie von vorn bis hinten durchgeſpielt waren, und wer mich genau kennt, wird gefunden haben, daß ich Emanuel Bach viel verdanke, daß ich ſeinen Styl gefaßt und mit Sorgfalt ſtudirt habe; er ſelbſt machte mir vor Zeiten ein Compliment darüber.“ Der arme Jüngling hatte endlich das Glück, ein gewiſſes Fräulein v. Martinez kennen zu lernen, die mit dem berühmten Metaſtaſio lebte. Er unterrichtete ſie im Geſang und Clavier und erhielt dafür Wohnung und freien Tiſch. So wohnten in einem und demſelben Hauſe der erſte Operndichter des vorigen Jahrhunderts und der erſte Symphoniencomponiſt der Welt zuſammen; freilich in ſehr verſchiedenen Umſtänden: der Poeta Cesareo, mit der Gunſt des Hofes beehrt, lebte im Genuß und Wohlleben, während der arme Muſiker die Wintertage aus Mangel an Holz im Bette zubringen mußte. Leider hatte dies Zuſammenſein auf Haydns Schickſal keinen andern Einfluß, als daß er etwas italieniſch lernte und von der Aeſthetik der Muſik hörte. Als Fräulein Martinez plötzlich Wien verließ, ſah ſich Haydn wieder in das größte Elend verſetzt. Er zog ſich in die Leopoldſtadt zurück, und lernte dort einen Friſeur kennen, der ihn in ſein Haus aufnahm. Dieſer Aufenthalt war ihm für ſeine ganze Lebenszeit höchſt verderblich, denn er heirathete die Tochter dieſes ſeines freundlichen Wirthes, und geſellte ſich ſo eine Lebensgefährtin bei, die ſeine ſchönſten Tage ihm verbitterte. Haydn war achtzehn Jahr alt, als er ſein erſtes Quartet componirte, das allgemeinen Beifall erhielt, und den Jüngling zu ähnlichen Arbeiten anfeuerte. Indeß fanden die ſtrengen Theoretiker, oder vielmehr Pedanten manchen Fehler in ſeinen Werken. Er ließ ſie jedoch reden, ohne ſich daran zu kehren, denn Ueberlegung und Erfahrung hatten ihn überzeugt, daß ein Werk dadurch, daß man zu ſtreng und eigenſinnig den Regeln der Kunſt folge, an Geſchmack und Ausdruck verliere; er glaubte, daß überhaupt nur das in der Muſik verboten ſey, was ein feines Ohr beleidige. Der Baron von Fürnberg nahm ihn mit edler Gaſtfreiheit auf. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Organiſten bei den Carmelitern in der Leopoldvorſtadt. Er ſpielte die Orgel in der Capelle des Grafen Haugwitz, und ſang in der Stephanskirche. Abends durchzog er mit einigen ſeiner Gefährten

die Gaſſen. Hier führten ſie gewöhnlich etwas von ſeinen Compoſitionen auf; und Haydn erinnerte ſich, gegen das Jahr 1753 ein Quintet zu dieſem Behuf geſetzt zu haben. Eines Abends ſangen ſie eine Serenade zu Ehren der Gattin eines bei dem Publicum ſehr beliebten komiſchen Schauſpielers, Namens Kurz, allgemein bekannt unter dem Namen Bernardon. Kurz trat heraus, um zu erfahren, von wem die Muſik ſey, und kaum hatte der neunzehnjährige Haydn ſich ihm genannt, als Kurz ihn dringend bat, ihm eine Oper in Muſik zu ſetzen. Umſonſt wandte der junge Componiſt ſein unreifes Alter vor; Kurz ſprach ihm Muth ein, und Haydn componirte wirklich den hinkenden Teufel, eine Oper, die jedoch ihrer ſatiriſchen Tendenz wegen nach der dritten Vorſtellung verboten wurde. Haydn war bereits ſo berühmt geworden, daß der Fürſt Eſterhazy ihn an die Spitze ſeiner Hauscapelle ſtellte. Für dieſen ſetzte er beſonders die ſchönen Symphonien, eine Gattung, in welcher er unter allen Componiſten der erſte iſt, und den größten Theil ſeiner herrlichen Quartetten. Auch hat er ſeinem Beſchützer zu Gefallen ſo oft für das Bariton gearbeitet, wofür derſelbe eine beſondere Vorliebe hatte. Hier componirte er auch die unter dem Namen Haydns Abſchied bekannte Symphonie, in welcher ein Inſtrument nach dem andern verſtummte, und jeder Muſiker, ſobald er geendigt hatte, ſein Licht auslöſchte, ſein Notenblatt zuſammenrollte, und mit ſeinem Inſtrumente fortging. Im Jahr 1785 erſuchte ein Canonicus von Cadix Haydn, „die ſieben Worte des Erlöſers am Kreuze,“ zu componiren. Die Muſik ſollte an einem Feſte, das man jährlich in der Domkirche zu Cadix während der Faſten feierte, ausgeführt werden. Die Aufgabe war ſchwierig. Jene ſieben Worte wurden von dem Biſchof in Zwiſchenräumen ausgeſprochen, und dieſe Pauſen ſollten durch Inſtrumentalmuſik auf eine ſolche Weiſe ausgefüllt werden, daß die Zuhörer nicht ermüdeten. Der deutſche Text wurde erſt einige Jahre ſpäter von einem Canonicus aus Paſſau der Muſik untergelegt. Als nach einigen zwanzig Jahren der Fürſt Eſterhazy ſeinen Hofſtaat einſchränkte, und Haydn ſeine Entlaſſung erhielt, ging er nach London, wohin ihn die Wünſche der Muſikfreunde ſchon ſeit langer Zeit gerufen hatten. Im Jahr 1794 machte er eine zweite Reiſe dahin. Er fand die glänzendſte Aufnahme, und die Univerſität Oxfort ertheilte ihm die Doctorwürde. Von England ging der Ruf Haydns aus, der ihm in ſeinem Vaterland erſt ſpät allgemein zu Theil ward; wiewohl man ſeine Verdienſte nie verkannte. Joſeph II. ſelbſt ward erſt auf ſeinen Reiſen auf die Talente des großen Meiſters aufmerkſam gemacht. Bei ſeiner Rückkehr aus England kaufte ſich Haydn in der Vorſtadt von Wien ein kleines Haus mit einem Gärtchen. In dieſem Heiligthume, zu dem jetzt Freunde der Kunſt nicht ohne Rührung wallfahrten, componirte er die Schöpfung und die Jahreszeiten, die ihn auf den Gipfel des Ruhms erhoben. Jenes Werk, in deſſen göttlichen Harmonien ein jugendliches Feuer ſtrömt, verfaßte er in ſeinem fünfundſechzigſten Jahre; die Jahreszeiten waren ſeine letzte Arbeit, er vollendete ſie in elf Monaten. Seine zahlreichen Werke, zu denen noch ein Te deum, ein Stabat, viele Concerte, Sonaten, Märſche, Meſſen u. ſ. w. gehören, können nicht aufgezählt werden. Haydn gilt für die Inſtrumentalmuſik

als Muſter. Mit ihm beginnt eine neue Epoche für dieſelbe. Unerſchöpflich im Erfinden und Ausführen, ſtets neu und originell, überraſchend und befriedigend, weiß er mit ſchöpferiſcher Kraft den Zeitgeſchmack zu beherrſchen. Seine Symphonien, die älteſten wie die neueſten, tragen alle das Gepräge der Originalität. Durch ſeine Quartetten ward er gleichſam der zweite Schöpfer dieſer Gattung; denn erſt durch ihn erhielt ſie jene Anmuth, jene kunſtreiche Verflechtung, welche den Kenner entzückt. Einige Jahre vor dem Tode des würdigen Greiſes, der am 31 Mai 1809 erfolgte, ſchloß die Dilettantengeſellſchaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der Schöpfung, zu welcher Haydn eingeladen ward. Er erſchien, und ſchon der ausgezeichnete Empfang, der ihm zu Theil ward, machte auf den ſchwachen, durch die Laſt der Jahre gebeugten Greis den außerordentlichſten Eindruck; aber noch tiefer erſchütterte ihn ſein eignes Werk, und bei der alles ergreifenden Stelle: Er ward Licht, fühlte er ſich dergeſtalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er ſelbſt geſchaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Armen ausrief: Nicht von mir, von dort kommt Alles! Er unterlag den ihn beſtürmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collin hat durch ein ſchönes Gedicht dieſe rührende Scene verewigt.

Hayducken hießen eine Gattung ungariſcher Soldaten zu Fuß, die aber 1741 abgeſchafft wurden. Jetzt werden noch gewiſſe auf ungariſche Art gekleidete Trabanten großer Herren ſo genannt.

Hayley (William), einer der fruchtbarſten und geſchätzteſten neueren (1817) noch lebenden engliſchen Dichter, iſt geboren 1745. Wir führen hier einige ſeiner bedeutendſten poetiſchen Werke auf: A poetical epistle to an eminent painter. — Essay on history in 3 epistles to Edw. Gibbon. — Essay on Epic Poetry. — The triumphs of temper. — Essay on sculpture in four epistles to John Flaxman. — The triumph of Music.

Hayti, ſonſt St. Domingo, auch anfangs Hispaniola genannt, iſt eine der größten und wichtigſten Inſeln unter den großen Antillen in Weſtindien, welche mit den kleinern dazu gehörenden Inſeln 1385 Quadratmeilen enthält. Colombo, durch einige Bewohner der zuerſt entdeckten lucayiſchen Inſeln auf das Gold dieſer Inſel aufmerkſam gemacht, landete hier am 6ten December 1492, nannte die Inſel Hispaniola, und erbaute ein kleines Fort, die erſte Niederlaſſung der Spanier in dieſem Welttheile. Vor der Ankunft der Europäer hieß die Inſel Hayti, in der Folge erhielt ſie von der Hauptſtadt den Namen San Domingo. Die Länge beträgt von Oſten nach Weſten 80 deutſche Meilen, und die Breite an den meiſten Orten 15 bis 20 Meilen. Man kann dieſe Inſel mit Recht die ergiebigſte und reichſte unter den Antillen nennen. Sie iſt zwar, vornehmlich in der Mitte, ſehr gebirgig, aber dieſe Berge ſind keine kahlen unfruchtbaren Felſen, ſondern mehr ſich ſanft abwärts ſenkende und in große angenehme Ebenen auslaufende Höhen, die an den Küſten viele Vorgebirge bilden, und einer Menge von Flüſſen den Urſprung geben, worunter ſelbſt einige ſchiffbare ſind, und wodurch das Land reichlich bewäſſert wird. Die Küſten, von vielen Buchten

zerſchnitten, ſind meiſtens ziemlich angebaut; an der Nord- und Weſtküſte erheben ſich viele ſchroffe Kalkfelſen. Das Klima iſt zwar heiß, wird aber durch kühle Winde gemäßigt, und iſt ziemlich geſund, ſelbſt für die Europäer, wenn ſie ſich vor Uebermaaß im Genuſſe der Nahrungsmittel, beſonders der ſtarken Getränke und vor Ausſchweifungen in der Liebe hüten. Man hat, ſo wie gewöhnlich in den Tropenländern, eine trockene und eine naſſe Jahrszeit. Zur Zeit der letztern iſt die Luft beſtändig feucht, und kühle Nächte ſind nicht ſelten. Auch Orkane und Erdbeben thun bisweilen großen Schaden. Der Boden, zumal in den Ebenen, iſt von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Bloß in dem franzöſiſchen Antheile zählte man 1789 über 11,500 Plantagen, darunter über 6000 Kaffee-Plantagen. Hauptprodukte ſind Kaffee, Zucker, Indigo von vorzüglicher Güte, viele Baumwolle und Cacao. Andere Produkte ſind: vielerlei Bäume, als Palmen, Cedern, Eichen, Färbehölzer, Kokospalmen, Piſang, die ſchönſten Südfrüchte, Tabak, Medicinalkräuter, Reiß, Hirſe, Mais, Wein, Melonen ꝛc. Pferde- und Rindviehzucht iſt vortrefflich; das Meer iſt reich an Fiſchen. An Mineralien enthält die Inſel Gold in Gebirgen und in Flüſſen Silber, Kupfer, Eiſen, Queckſilber, Salz, Marmor, Alabaſter und verſchiedne mineraliſche Waſſer. — Caffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, waren nicht urſprünglich auf dieſer Inſel einheimiſch, ſondern wurden erſt durch franzöſiſche Induſtrie dahin verpflanzt. Die Spanier, nachdem ſie die friedlichen und gutmüthigen Urbewohner der Inſel, deren Anzahl man bei Colombo's Ankunft auf eine Million Seelen ſchätzte, mit ihrer bekannten Grauſamkeit vertilgt hatten, vernachläſſigten dieſe ſchöne Beſitzung faſt gänzlich, weil ſie auf dem feſten Lande von Amerika mit leichterer Mühe Schätze gewinnen konnten. Franzöſiſche Abentheurer ließen ſich (1630) im weſtlichen Theile der Inſel nieder; ihre Zahl vermehrte ſich bald. Seit dem Jahre 1660 nahm ſich die franzöſiſche Regierung dieſer Niederlaſſung ernſtlicher an, und erhielt 1697 von Spanien die Abtretung des weſtlichen Theils der Inſel. Im Frieden zu Baſel 1795 trat Spanien auch die öſtliche Hälfte der Inſel an Frankreich ab. Die franzöſiſche Colonie auf S. Domingo hatte ſeit dem J. 1722 außerordentliche Fortſchritte gemacht. Im J. 1790 betrug die Bevölkerung in dem franzöſiſchen Antheile der Inſel 534,000 Einwohner, und der Werth der ausgeführten Producte über 128 Millionen Livres; der ſpaniſche Antheil enthielt nicht mehr als 125,000 Einwohner. Von dieſer Bevölkerung machten die aus Afrika herüber gebrachten Negerſclaven den größten Theil (über 400,000) aus, den kleinſten Theil aber die aus dem Mutterlande auf die Inſel gekommnen Franzoſen. Dieſe ſogenannten Weißen vermehrten ſich eben nicht häufig durch geſetzmäßige Ehen, — die aus dieſen Ehen erzeugten weißen Kinder wurden Creolen genannt — weit größer war die Zahl der Kinder, die aus dem Umgange der weißen Herren mit ihren Negerinnen geboren wurden, und die man ihrer Farbe wegen Mulatten oder farbige Leute (gens de couleur) nannte. Sehr viele dieſer Mulatten waren von ihren Vätern legitimirt, als Chriſten erzogen worden, und traten in ihre Erbſchaften ein. Ein großer Theil der Plantagen war daher in den Händen ſolcher Mulatten, aber ſie konnten unter der königlichen Regierung keine andern bürgerlichen Rechte erhalten, und die Regierung der Colonie ſelbſt war ganz in den Händen der Weißen. Unter dieſen Mulatten gab es

Leute von Talenten und von mehr Sittlichkeit als ihre weißen Beherrſcher beſaßen. Es war daher natürlich, daß ſie ihre Ueberlegenheit über die Weißen fühlten, als die in Frankreich durch die Revolution erweckten Ideen von der Gleichheit der Menſchenrechte ſich auch auf die weſtindiſchen Inſeln verpflanzte. Sie wollten dieſe Rechte auch in ihrem Vaterlande geltend machen, fehlten aber darin ſehr, daß ſie auch die Neger, die an ſie, wegen ihrer Aehnlichkeit in Bildung und Farbe, mehr Anhänglichkeit als an die Weißen hatten, zu voreilig Antheil daran nehmen laſſen wollten. Das ſchwankende Benehmen des Nationalconvents, der über die innern Angelegenheiten Frankreichs die auswärtigen Beſitzungen zu vernachläſſigen ſchien, beſchleunigte das Unglück dieſer ſchönen Colonie. Ein Decret des Nationalconvents vom 15ten Mai 1792 gab den Mulatten das Recht, an den ordentlichen Colonialverſammlungen Theil zu nehmen; ein anderes Decret vom 24ſten Sept. hob dieſe Begünſtigung wieder auf. Aber die Mulatten wollten das einmal Gegebne ſich nicht wieder entreißen laſſen, widerſetzten ſich, von den Negern unterſtützt, mit Gewalt, und ſo begann auf der Inſel ein Krieg, der mit allen Greueln der Grauſamkeit fortgeſetzt wurde. Am 13ten Juny 1793 wurde Cap François, eine der vorzüglichſten Städte der Inſel, von den Mulatten und Negern überwältigt; die dem Gemetzel entronnenen Weißen flüchteten ſich nach Nordamerika. Von Frankreich aus wurde bloß eine unbedeutende Truppenzahl nach S. Domingo geſchickt, aber ſie wurde von den Weißen, die noch die übrigen Häfen und Forts in Beſitz hatten, ſich nunmehr für die königliche Partei erklärten und bei den Engländern Hülfe ſuchten, ſelbſt nicht ans Land gelaſſen. Die Engländer eroberten zwar im Septbr. 1793 zwei Häfen und Feſtungen, aber nachdem der Nationalconvent durch das Decret vom 4ten Febr. 1794 den Negern in den franzöſiſchen Colonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern ertheilt hatte, brach der Krieg mit größerer Wuth aus, faſt alle Weiße wurden ermordet, und die Engländer verloren in der Folge ihre gemachten Eroberungen wieder. An der Spitze der Neger ſtand Touſſaint Louverture, der am 9ten Mai 1801 der Inſel eine eigne Conſtitution gab, durch welche er zum lebenslänglichen Statthalter ernannt, und alle Sclaverei auf ewig abgeſchafft wurde. Der Krieg, den Frankreich mit England zur See führte, machte es unmöglich, Truppen nach St. Domingo zu ſenden, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Nachdem aber am 1ſten October 1801 die Friedenspräliminarien zwiſchen beiden Nationen zu London unterzeichnet worden waren, ſchickte der erſte Conſul den General Leclerc mit einer Flotte und 25,000 Mann Truppen nach Domingo, der am 3ten Febr. 1802 dort ankam. Von dieſen Truppen wurden weit mehrere durch das ungewohnte Clima und Krankheiten, beſonders durch das gelbe Fieber, als durch das Schwert der an der Zahl überlegnen Neger hingerafft. Nach einigen Monaten, während welcher zwar nur der ſogenannte kleine Krieg, aber mit der größten Verwüſtung geführt worden war, gelang es dem General Leclerc Unterhandlungen mit den Negern anzuknüpfen. Mißtrauen und Eiferſucht, die unter den Anführern der Neger entſtanden, und von den Franzoſen unterhalten wurden, bewirkten bald nachher, daß ſich die vorzüglichſten Anführer, Touſſaint Louverture, Deſſalines und Chriſtoph den Franzoſen unterwarfen. Unter ſcheinbarem Vorwande wurde Touſſaint nach

Frankreich abgeführt, und fand dort, eines beſſern Schickſals würdig, im Gefängniß ſeinen Tod. Sein Schickſal, und das ähnliche Schickſal vieler ſeiner Anhänger, ſo wie der Entſchluß der franzöſiſchen Regierung, daß die Sclaverei in den Colonien nicht aufgehoben, und die ſtrengſten Maßregeln gegen die aufrühreriſchen Neger genommen werden ſollten, reizte die Letzteren aufs neue. Deſſalines und Chriſtoph ſtellten ſich wieder an ihre Spitze. Die franzöſiſchen Truppen waren ſehr zuſammengeſchmolzen, ihr Anführer Leclerc wurde durch Krankheit weggerafft; ſein Nachfolger Rochambeau, der ihn nicht erſetzte, fand ſich ſo gedrängt, daß er, um aus zwei Uebeln das kleinſte zu wählen, am 30ſten Nov. 1803 ſich in Cap François, dem einzigen noch übrigen Platze, an die denſelben blokirenden Engländer ergeben mußte. Von dieſem Augenblick an war St. Domingo auf lange Zeit, wo nicht auf immer, für Frankreich verloren. Deſſalines, ein Tyrann, wie es deren wenige gab, behauptete nun die Oberherrſchaft über die Inſel, die ihren urſprünglichen Namen Hayti wieder erhielt, und wurde am 8ten October 1804 als Kaiſer, unter dem Namen Jacob I. ausgerufen, aber zwei Jahre darauf in einer neuen Revolution ermordet. Seitdem ſteht Domingo unter der Herrſchaft von drei Regenten, die ſich abwechſelnd bekriegt und mit einander verſöhnt haben: Chriſtoph (Henri I.), Pethion (jetzt nach deſſen Tode der General Boyer) und Philipp. Chriſtoph, der mächtigſte unter ihnen, geboren den 6ten October 1767, wurde am 2ten Juni 1811 unter dem Namen Heinrich I. als König von Hayti zu Cap Henri (ehemals Cap François) gekrönt. Er liebt die Pracht und unterhält einen glänzenden Hofſtaat. In dem ſeit einigen Jahren, und zuletzt für das Jahr 1815 erſchienenen, ganz dem franzöſiſchen Hof- und Staatscalender nachgebildeten Almanac royal de Hayti, deſſen Titelkupfer das Reichswappen, einen aus einem brennenden Holzſtoß aufſteigenden Phönix, mit der Umſchrift: Je renais de mes cendres, und zwei Löwen als Schildhalter, mit der Umſchrift: Dieu, ma cause et mon epée, vorſtellt, werden aufgeführt: ein Großmarſchall des Reichs, ein Generaloberſt der Garden, ein Großadmiral von Hayti, ſechs Feldmarſchälle, vier Staatsminiſter und eine große Anzahl verſchiedener Hofämter; der Reichsadel beſteht aus drei Prinzen, acht Herzogen, 19 Grafen, 36 Barons. Auch hat der König 1811 einen königlichen und militäriſchen Orden, den St. Heinrichsorden, geſtiftet. Das Ordenszeichen iſt ein Stern von Gold mit azurner Emaille und 6 Strahlen. Auf der einen Seite ſteht Heinrichs Bild mit der Umſchrift: Henry fondateur 1811, auf der andern ein Lorbeerkranz mit einem Stern und der Deviſe: Prix de la valeur. Die römiſch-katholiſche iſt die Staatsreligion; in der Hauptſtadt iſt ein Erzbiſchof und in jeder der vorzüglichſten Städte ein Biſchof. Das Reich iſt, wie Frankreich, in Militär-Diviſionen und Arrondiſſements eingetheilt. Die Truppen beſtehen aus 6 Garde-, 2 Artillerie-, 2 Cavallerie- und 32 Infanterie-Regimentern. Generaliſſimus iſt der Kronprinz. Auch exiſtirt eine kleine Seemacht. Die Armee beträgt 30,000 Mann. So kleinlich auch dieſe offenbare Nachahmung des ehemaligen kaiſerl. franzöſ. Hofſtaats erſcheinen mag, ſo zeugen doch andre Handlungen dieſes Negerkönigs von richtigen Einſichten. Er hat alles angewendet, um aus Europa Gelehrte, Künſtler, Fabrikanten und Handwerker nach Hayti zu ziehen, um dort europäiſche Cultur zu verbrei-

ten; auch unterhält er in England und Deutſchland Agenten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. In Cap Henry iſt eine Univerſität, und in mehreren Städten ſind Lancaſterſche Schulen errichtet. Auch iſt kürzlich in der königl. Buchdruckerei zu Cap Henry in ſieben Bänden ein neues Geſetzbuch, unter dem Namen Code Henry erſchienen, welches das Napoleoniſche zum Muſter hat, und ganz von Negern ausgearbeitet iſt. Dieſes Geſetzbuch enthält vieles, was jedem europäiſchen zur Ehre gereichen würde. Seine politiſchen Grundſätze hat er in einem am 18ten Sept. 1814 erlaſſenen Manifeſte erklärt, welches mit den Worten ſchließt: Wir erklären feierlich, daß Wir nie in irgend eine Bedingung willigen werden, welche der Ehre, der Freiheit und Unabhängigkeit des haytiſchen Volkes nachtheilig ſeyn könnte. Unſerm Schwure getreu, wollen Wir Uns lieber unter den Trümmern Unſers Vaterlandes begraben, als die Verletzung Unſrer politiſchen Rechte dulden." — Die Hauptſtadt dieſes neuen Königreichs iſt Cap Henry, ſonſt Cap François, mit einem guten Hafen, und der Mittelpunkt des Handels. Sieben engliſche Meilen von dieſer Stadt liegt auf dem felſigen Gipfel eines ſehr hohen Berges eine mit mehr als 300 Kanonen verſehene und regelmäßig befeſtigte Citadelle, welche nur einen einzigen in den Felſen gehauenen engen Zugang hat und das große Depot der Schätze des Königreichs iſt. Das Reſidenzſchloß des Königs, Sans Souci genannt, liegt nicht weit davon, und iſt auf das koſtbarſte ausmeublirt. — Pethion, ein Mulatte, den man als einen Mann von ſanftem Charakter und zuvorkommendem Aeußern ſchilderte, hat durch die Errichtung von Lancaſterſchen Schulen, die Einführung der Kuhpockenimpfung und Beförderung des Ackerbaues und der Induſtrie für das Wohl der unter ihm ſtehenden Haytiſchen Republik geſorgt. Dieſe Republik begreift den ſüdlichen Theil der Inſel, und das jedesmalige Oberhaupt führt den Titel eines Präſidenten, wozu nach dem kürzlich erfolgten Tode Pethions der vormalige General Boyer ernannt worden iſt. Die Stadt Leogane iſt der Sitz der Regierung. Beide Staaten ſind Feinde von einander, und nur darin einig, ſich nie wieder unter die Herrſchaft der Europäer beugen zu wollen. Da beide Staaten ſich in einem furchtbaren Vertheidigungsſtande befinden, indem jeder Neger Soldat und mit guten Waffen verſehen iſt, auch die Artillerie unter geſchickten europäiſchen Artillerieoffizieren ſteht: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Domingo nie unter die Gewalt von Frankreich kommen wird, wenn auch die friedliche Politik Ludwigs XVIII. zu einer ſo verderblichen Expedition bewogen werden ſollte. — Philipp, ein Zögling von Touſſaint Louverture diente vorher in Chriſtophs Armee. Er lebt mit den andern beiden Regenten in Frieden, ohne Ehrſucht und Anſprüche, und hat 7000 Mann unter den Waffen. Seine Sicherheit entſpringt aus der Lage ſeines Gebiets, das mitten in der Inſel von ſchützenden Bergen eingeſchloſſen iſt, und vorzüglich daher, daß die beiden andern Regenten Nebenbuhler ſind. Es iſt aber zu vermuthen, daß er den Augenblick abwarte, wo die andern beiden in Krieg gerathen werden, um dann durch ſeinen Beitritt eine Entſcheidung zu geben. — In dem am 30ſten Mai 1814 zu Paris geſchloſſenen Frieden wurde, im achten Artikel, Frankreich der Beſitz der Inſel St. Domingo von Seiten Englands und der übrigen Alliirten zugeſtanden, jedoch unter der Bedingung, daß es den im Basler Frieden 1795 von Spanien abge-

tretenen Theil an daſſelbe wieder zurückgebe. Indeſſen iſt bisher von Frankreich noch nichts Entſcheidendes zur Wiedereroberung der Inſel geſchehen. Es ſcheint, daß man durch Unterhandlungen mit dem Mulattenchef Pethion, deſſen Unterwerfung man hoffte, etwas bewirken zu können glaubte; nach den neueſten Nachrichten aber iſt der franzöſiſche Agent, der nach St. Domingo geſchickt worden war, von Pethion zurückgewieſen worden. So lange die jetzigen Regenten von Domingo ſich nicht wieder entzweien, ſondern ihre geſammten Streitkräfte bloß Frankreich entgegen ſtellen, wird dieſes ſchwerlich wieder zum Beſitz der Inſel gelangen. Auch ſcheint es, daß die Engländer und Nordamerikaner nicht bloß müßige Zuſchauer hierbei ſind, ſondern daß beide, wegen Handelsvortheile, die Neger auf Domingo bei ihrer Unabhängigkeit zu erhalten ſuchen. Für die übrigen Beſitzungen der Europäer in Weſtindien iſt es ſehr gut, daß dieſe Neger, anſtatt ſich in einen Centralſtaat zu vereinigen, ſich in mehrere Regierungen theilen. Uebrigens läßt es ſich durchaus nicht beſtimmen, welche Reſultate aus dieſem mit europäiſcher Civiliſation vertrauten Negerſtaate überhaupt, und für Afrika insbeſondere, in der Folge noch hervorgehen möchten.

Hazard- oder Glücksſpiele ſind alle diejenigen Spiele mit Karten, Würfeln, Kugeln oder Nummern (z. B. Pharo, Rouge et Noir, Baſſette, Schnitt, Grobhaus, Paſchen, Roulete, Biribi, oder welche Namen ſie ſonſt haben mögen), bei welchen der Spieler das Spiel nicht durch überlegende Anordnung und Leitung nach einem auf allgemein bekannte Regeln gegründeten Plane, wie l'Hombre, Whiſt u. a. mit gleichem Vortheil unter gleich geſchickten oder ungeſchickten Mitſpielern ſpielt, ſondern wo der Ausgang des Spiels und der davon zu hoffende Gewinn bloß vom Glück und Zufall abhängt, mehr oder weniger aber auf der Seite des Unternehmers oder Bankhalters iſt, daher ſie auch vielen Menſchen, Vornehmen und Geringen, als Erwerbzweig dienen. — Dieſe Spiele ſind in der Regel verderblich und führen den Ponteur zum Verluſt, einmal, weil ſchon an und für ſich das Spiel ſo berechnet iſt, daß der Bankhalter im Vortheil iſt, dann aber auch, weil der Ponteur den Einwirkungen der Leidenſchaft ausgeſetzt iſt, während der Bankhalter, er mag gewinnen oder verlieren, immer gleichförmig fortſpielt. Dazu kommen noch die zahlloſen faſt unergründlichen Betrügereien, durch welche der Ponteur, ſelbſt der ſpielkundige, von profeſſionirten Spielern unausbleiblich bevortheilt wird, und welche am meiſten da geübt werden, wo dieſe Spiele ſich vor den Verfolgungen des Geſetzes verbergen müſſen. — Die Anſichten, welche die Regierungen von den Hazardſpielen haben, ſind ganz entgegengeſetzt. In einigen Ländern waren und ſind ſie vom Staate autoriſirt (wohl gar zum Vortheil des Staates verpachtet), indem man es der Willkür eines Jeden überläßt, ob er ſein Vermögen wagen will oder nicht, und es für beſſer hält, öffentlich, wo weniger Betrug möglich iſt, ſpielen zu laſſen, als (was nie zu vermeiden iſt) insgeheim, wo, nach Maßgabe der Unerfahrenheit der Ponteurs, die gröbſten Gaunereien ausgeübt werden können. In andern Ländern hingegen hat man die Hazardſpiele ſtreng verboten, ohne daß es darum gelungen wäre, ſie ganz zu unterdrücken. Welcher Meinung man auch beitreten mag, ſo bleibt es immer gewiß, daß die Ha-

zardſpiele, zumal für den Leidenſchaftlichen, höchſt gefährlich und oft höchſt verderblich ſind. — In Bädern, vorzüglich in Pyrmont, Aachen, Spaa, Baden, ſind die Hazardſpiele übrigens nicht bloß erlaubt, ſondern auch durch öffentliche Verpachtungen förmlich autoriſirt, da ſie als eine Quelle des Staatseinkommens betrachtet und benutzt werden. Auch in Paris und den vorzüglichſten Städten Frankreichs giebt es privilegirte Spielhäuſer, von denen der Staat in einem gewiſſen Zeitpunkt unter der kaiſerlichen Regierung angeblich zehn Millionen Francs Pacht zog.

Hebammeninſtitute ſ. Geburtshülfe.

Hebe, die Göttin der Jugend und Mundſchenkin auf dem Olympus. Sie war eine Tochter des Jupiter und der Juno, und ward von dieſer dem Hercules, als Belohnung ſeiner tapfern Thaten, zur Gattin gegeben. In Abbildungen iſt ſie an der Schale kenntlich, in welcher ſie den Nectar darreicht. Sie erſcheint gewöhnlich als junges reizendes Mädchen in einem mit Roſen geſchmückten Gewande, mit einem Blumenkranze. Oft ſteht ihr (wie auch dem Ganymedes) der Adler zur Seite, dem ſie liebkoſet.

Hebel (J. P.), Conſiſtorialrath und Profeſſor zu Carlsruhe, hat ſich durch ſeine allemanniſchen Gedichte einen eigenen Platz auf dem deutſchen Parnaß erworben. Sein Talent, ſagt Göthe, neigt ſich gegen zwei entgegengeſetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit friſchem, frohem Blick die Gegenſtände der Natur, die in einem feſten Daſeyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben ausſprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert ſich der beſchreibenden Poeſie; doch weiß er durch glückliche Perſonificationen ſeine Darſtellungen auf eine höhere Stufe der Kunſt heraufzuheben. Auf der andern Seite neigt er ſich zum ſittlich-Didactiſchen und zum Allegoriſchen; aber auch hier kommt ihm jene Perſonification zu Hülfe, und wie er dort für ſeine Körper einen Geiſt fand, ſo findet er hier für ſeine Geiſter einen Körper. Wenn antike oder andere durch plaſtiſchen Kunſtgeſchmack gebildete Dichter das ſogenannte Lebloſe durch idealiſche Figuren beleben, und höhere Naturen, als Nymphen, Dryaden u. ſ. w. an die Stelle der Felſen, Quellen und Bäume ſetzen: ſo verwandelt dieſer Dichter hergegen dieſe Naturgegenſtände zu Landleuten und verbauert, auf die naivſte anmuthigſte Weiſe, durchaus das Univerſum; ſo daß die Landſchaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unſerer erhöhten und erweiterten Phantaſie nur eines auszumachen ſcheint. Das Local iſt dem Dichter äußerſt günſtig. Er hält ſich beſonders in dem Landwinkel auf, den der bei Baſel gegen Norden ſich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Waſſers, Behaglichkeit der Menſchen, Geſchwätzigkeit, Darſtellungsgabe, und neckiſche Sprachweiſe, ſo viel ſteht ihm zu Gebot, um das, was ihm ſein Talent eingiebt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unſer Auge an den Himmel, ſo finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fenſterläden, der Mond, ihr Mann, kommt forſchend herauf, ob ſie wohl ſchon zur Ruhe ſey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenſtern, ſteht früher auf, als die Mutter, um ſein Liebchen aufzuſuchen. Hat der Dichter

auf Erden ſeine Liebesleute vorzuſtellen, ſo weiß er etwas Abenteuerliches drein zu miſchen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beſchäftigung, Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm beſonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zuſtände zu faſſen und zu ſchildern. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und Thieren. Andre Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weiſe vom Unſittlichen ab zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergeſtalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, ſo ſpricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdiſchen, Dauer des Himmliſchen, vom Leben jenſeit, mit Ernſt, ja melancholiſch aus. Allen dieſen innern guten Eigenſchaften kommt die behagliche naive Sprache ſehr zu ſtatten, aus der er ſich einen Styl gebildet hat, der zu dieſem Zwecke vor unſerer Bücherſprache große Vorzüge hat.

Hebel. Wenn man ſich an einer feſten unbiegſamen Stange in der Länge derſelben drei Punkte denkt, an deren einem, dem Ruhepunkt, ein Körper befeſtiget iſt, indem an den beiden andern Punkten zwei Kräfte einander entgegenwirken, ſo heißt dieſe Verbindung ein Hebel. Ein Beiſpiel davon gibt der Wagebalken, deſſen Ruhepunkt in der Mitte liegt, während die Gewichte in beiden Wagſchalen den Balken ſelbſt nach entgegengeſetzten Richtungen umzudrehen ſtreben. Der Hebel iſt das einfachſte, aber auch das erſte und wichtigſte Rüſtzeug in der Mechanik, und ſeine Theorie liegt allen übrigen Maſchinen zum Grunde. Bei Betrachtung des Hebels und des Gleichgewichts der Kräfte abſtrahirt man von der Materie deſſelben und ihrem Gewicht, und denkt ſich die genannten drei Punkte nur durch mathematiſche Linien verbunden. Dieſe Verbindung heißt ein mathematiſcher Hebel; den Ruhepunkt nennt man auch Bewegungs- oder Umdrehungspunkt, und das worauf der Hebel liegt, die Unterlage. In manchen Fällen wird es eine Ueberlage, oder es iſt eigentlich als ein Zapfen anzuſehen, um den ſich der Hebel dreht, ohne auf- und abwärts weichen zu können. Die Kräfte, welche an den beiden andern Punkten angebracht ſind, werden nach Verſchiedenheit ihrer Beſtimmung Kraft und Laſt genannt. Wenn der Ruhepunkt zwiſchen Kraft und Laſt liegt, ſo iſt der Hebel doppelarmig, liegen aber Kraft und Laſt auf einer Seite des Ruhepunkts, ſo iſt er einarmig. Jener wird auch Hebel der erſten Art, dieſer Hebel der andern Art genannt. Der Hebel erſter Art kann entweder geradlinig, oder ein Winkelhebel, und ſeine Arme können gleich oder ungleich lang ſeyn. Das Product, welches man erhält, wenn man die Kraft mit ihrer Entfernung vom Ruhepunkt multiplicirt, wird das Moment genannt. Am geradlinigen mathematiſchen Hebel ſtehen ſenkrecht wirkende Kräfte im Gleichgewicht, wenn ſie ſich verkehrt wie ihre Entfernungen oder Abſtände vom Ruhepunkt verhalten. Dieſes Geſetz des Gleichgewichts der Kräfte am Hebel, auf dem die ganze Statik und Maſchinenlehre beruht, war ſchon in den älteſten Zeiten bekannt, und wird bereits aus der Lehre vom Schwerpunkte vom Archimedes bewieſen; wiewohl ein völlig ſcharfer Beweis für das Geſetz des Hebels erſt von Käſtner gegeben worden. Es gilt aber nicht bloß für den geradlinigen, ſondern auch für den Winkelhebel, und ſogar dann, wenn die

Kräfte nicht ſenkrecht auf die Arme des Hebels, ſondern in ſchräger Richtung wirken. Wenn das Gewicht des Hebels ſelbſt mit in Betracht gezogen wird, wie dies in der Ausübung geſchehen muß, ſo heißt der Hebel ein phyſiſcher. Man kann ihn als ein neues Gewicht betrachten, welches im Schwerpunkte des Hebels angebracht iſt, deſſen Moment beſonders berechnet, und zu dem Momente der Seite, auf die es fällt, hinzugeſetzt werden muß. Sind die Momente beider Seiten gleich, ſo ſteht der phyſiſche Hebel im Gleichgewicht. Da faſt bei keinem andern Werkzeuge die Reibung ſo gering iſt, wie bei dem Hebel, ſo wirkt er faſt mit der nämlichen Kraft, welche die Theorie angiebt. Unter den mannichfaltigen Benutzungen des Hebels für das Leben iſt der Wage bereits erwähnt worden. Aber bei tauſend Arbeiten iſt der Hebel ein unentbehrliches Rüſtzeug, zumal wo Laſten gehoben und fortgeſchafft werden ſollen. Der einfachſte aller Hebel iſt der Hebebaum, der in einer vollkommenern Geſtalt Hebelade heißt. Viele Inſtrumente, welche man, beim gemeinen Gebrauch, nicht für Hebel hält, z. B. der Geisfuß der Maurer, Ruder, Meſſer, Scheren, Zangen, Hammer, Brecher u. ſ. w. ſind einfache oder zuſammengeſetzte Hebel, deren Wirkungen auf dem allgemeinen Geſetze dieſes Rüſtzeuges beruhen. Die Muskeln des thieriſchen Körpers wirken bei der Bewegung der Glieder nach den Geſetzen des Hebels. Die Natur bedient ſich aber gewöhnlich des einarmigen Hebels, wobei die zu bewegende Laſt weiter als die Kraft entfernt iſt. Hiebei muß die Kraft viel ſtärker als die Laſt ſeyn; dagegen wird aber auch durch eine ſehr geringe Bewegung der Kraft der Laſt eine große Geſchwindigkeit gegeben.

Heber iſt der Name einer aus zwei Schenkeln beſtehenden und an beiden Enden offenen Röhre vermittelſt welcher man flüſſige Materien aus einem Gefäße durch den Druck der Luft auslaufen laſſen oder heben kann. Das Sonderbare bei der Erſcheinung, welche der Heber darbietet, beſteht darin, daß die Flüſſigkeit in der Röhre beträchtlich in die Höhe ſteigt, um durch den andern Schenkel abzufließen, und daß das ganze Gefäß leer wird, ſobald der in demſelben befindliche Arm oder Schenkel des Hebers bis auf den Boden reicht. Der Grund davon liegt in dem Drucke der Luft; daher ein Heber im luftleeren Raum nicht heben kann. Da aber die Atmoſphäre mit einem Gewicht auf das Waſſer drückt, welches dem von einer 32 Fuß hohen Waſſerſäule gleicht, ſo kann das Waſſer nie über die Höhe gehoben werden. Man bedient ſich des Hebers, der auf verſchiedene Art eingerichtet ſeyn und verſchiedene Geſtalten haben kann, um Flüſſigkeiten aus einem Gefäße zu heben, in die Höhe zu leiten u. dgl. Im Großen hat man den Heber bei dem berühmten Canal von Languedoc (Canal du midi) angewendet. Dieſer Canal läuft an einigen Stellen am Abhange von Gebirgen fort, und muß daher alles von dieſen Bergen abfließende Waſſer aufnehmen, wodurch er oft austrat und Ueberſchwemmungen anrichtete. Man brachte, dieß zu verhindern, große gemauerte Heber an, deren höchſter Punkt ſich im Niveau des höchſten Standes, den das Waſſer im Canal erreichen ſollte, befand, und deren kurzer Schenkel bis auf den Boden des Canals, der längere aber am Abhange des Gebirges herabging. Dieſe Heber würden, wenn ſie ſich einmal gefüllt haben, nicht eher zu

fließen aufhören, als bis der ganze Canal ausgeleert wäre, hätte man nicht die Vorſicht gebraucht, im kürzern Schenkel, im gewöhnlichen Niveau der Waſſerhöhle eine Oeffnung anzubringen. Sobald die Heber das Waſſer ſo weit abgeführt haben, daß es bis zu dieſer Höhe herabgeſunken iſt, tritt zu dieſer Oeffnung Luft hinein, und im Augenblicke hört die Wirkung des Hebers auf.

Hebert (Jacques René), während der Schreckensheit der franzöſiſchen Revolution unter dem Namen Père Duchêne bekannt, und einer der eifrigſten Agenten der terroriſtiſchen Parthei, wurde ohngefähr 1755 zu Alançon geboren. Er kam ſehr jung nach Paris, um dort ſein Glück zu machen; fand aber nur Gelegenheit, ſeine verderblichen Anlagen zu entwickeln. Nachdem er einige Zeit mit Betrügereien ſich durchgebracht hatte, wurde er Billeteur an einem kleinen Theater, aber wegen Veruntreuung bald wieder fortgejagt. Die Revolution fand ihn ohne Unterhalt, und darum einen doppelt gelehrigen Schüler an ihm. Bei dem Ausbruche der Revolution kam ein gewiſſer Lemaire auf den Einfall, ein kleines Journal unter dem Titel Père Duchêne, heraus zu geben, das er in den Straßen vertheilen ließ und wodurch er die untere Volksklaſſe mit der neuen Conſtitution und andern revolutionären Vorgängen bekannt machte. Die Jakobiner ſetzten dieſem Blatt einen andern Père Duchêne, von Hebert herausgegeben, entgegen, in welchem ſie auf die pöbelhafteſte Weiſe täglich den König, die Königin und die königl. Familie beleidigten. So wurde Hebert allmählig der Held des Pöbels. Nach dem 10ten Auguſt wurde er Mitglied der Commune, und ſein glühender Patriotismus zeichnete ihn bald aus. In eine Verſchwörung mit dem Maire Pache und einigen andern wüthenden Jacobinern verwickelt, wurde er verhaftet, allein ganz Paris erhob ſich plötzlich, und begehrte Freilaſſung des Patrioten Hebert. Heberts Sieg zog unmittelbar die Auflöſung der Commiſſion der Zwölfe nach ſich, und der größte Theil der Conventsmitglieder, woraus ſie beſtanden, wurde proſcribirt. Hebert wurde einer der Ankläger den Königin; er beſchuldigte ſie Verbrechen, welche die Natur empören; er war einer der Commiſſäre der Municipalität, welche im Tempel die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI. verhörten und die ſchmählichſten Fragen an ſie ſtellten. Selbſt Robespierren mißfiel der darüber erſtattete Bericht, und Hebert ſah ſich zum Kampfe mit dieſem aufgefodert. Er verband ſich mit Chaumette, um die furchtbare Faction, deren Häupter ſie waren, zu verſtärken; durch ſie und durch Ronſin, den Chef der revolutionären Armee, verſtärkt, machte ſich Hebert zum Herrn des Clubs der Cordeliers, die ſeit lange in Beſitz der Mittel waren, die Volksmaſſe in Bewegung zu bringen, und klagte Danton an, die Natur der Freiheit und die Karte der Menſchenrechte verletzt zu haben. Dieſe Verwegenheit ſchreckte Robespierre und Danton; und, wiewohl heimliche Feinde, vereinigten ſie ſich doch zur Vertilgung dieſer neuen Faction, und ließen Hebert und einige ſeiner Anhänger verhaften. Mit der Freiheit verlor Hebert allen Muth und alle Beſinnung. Er wurde den 24 May 1794 auf das Schaffot geſchleppt: man hatte noch niemand muthloſer ſterben ſehen, als ihn. Seine Gattin, eine ehmalige Nonne, wurde wenige Tage nach ihm hingerichtet.

Hebezeug (Mechanik) heißen überhaupt alle zu Hebung einer Laſt erfundene Inſtrumente, als Hebel, Heblade, Erdwinden, Fla-

ſchenzüge, Krahne, Räder an den Wellen, Haſpeln, Radewinden, ſchiefe Ebenen mit ihren Anwendungen auf Keil und Schraube, die Schrauben ohne Ende u. ſ. w. Unter den Griechen hat ſich Archimedes (3770) in Erfindung der Hebezeuge am berühmteſten gemacht. Denn mit ſeinen Maſchinen konnte er allein ein beladenes und mit Menſchen beſetztes Schiff bewegen. Wenn das Hebezeug nur aus dem Hebel und der Rolle beſteht, heißt es ein einfaches, in der Zuſammenſetzung mehrerer der oben genannten Werkzeuge ein zuſammengeſetztes Hebezeug, welches zur Hebung der ſchwerſten Körper und Laſten dient. Seine Wirkung erfolgt jedesmal ſtreng nach den Geſetzen der Bewegung in allen ihren Verhältniſſen.

X.

Hebräer, Ankömmlinge, Fremdlinge, heißen die Nachkommen Abrahams, der 2000 vor Chr. Geb. aus Meſopotamien jenſeit des Euphrats nach Kanaan (Paläſtina) einwanderte. Sein Erbe, nomadiſches Hirtenleben und der an göttliche Verheißungen (ſ. Abraham) gebundene Beſchneidungsgebrauch, ging auf ſeinen Sohn Iſaak und deſſen jüngern Sohn Jacob (Iſrael) und deſſen 12 Söhne über. Jacob zog bei einer Theuerung in Kanaan mit 70 Kindern, Enkeln und Urenkeln nach Goſen in Aegypten, wohin ihn ſein am ägyptiſchen Hofe mächtiger Sohn Joſeph rief. Während der 430 Jahre ihres Aufenthalts in Aegypten waren die Hebräer von 70 Seelen auf drittehalb Millionen angewachſen, worunter 600,000 ſtreitbare Männer den Auszug unter Moſes deckten, und die Nationen, an denen ihre 40jährige Reiſe vorüber ging, bekämpften. Unter den Beſchwerden dieſes langen Zuges durch Einöden und feindliche Völker ſtärkte ſich ihr Geiſt zu Waffenthaten und die ſtrenge Geſetzgebung ihres Anführers brachte in die unruhigen Gemüther Regel und Gottesfurcht. (Ueber dieſe Geſetzgebung und die Religion der Hebräer vergl. d. Art. Moſes). Als die Hebräer endlich 1500 vor Chriſti Geburt das Land, in dem die Gebeine ihrer Väter, die lang erſehnten Ströme und Berge Gottes ihrer harrten, unter Joſua erreicht hatten, theilten ſich 12 Stämme, nähmlich: die neun Stämme der Söhne Jacobs: Ruben, Simeon, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Aſſer, Iſaſchar, Sebulon, die Stämme der beiden Söhne Joſephs: Ephraim und Manaſſe, und der Stamm Benjamin in die Provinzen; Ackerbau wurde die Grundlage ihres Gemeinweſens. Der Stamm Levi, des dritten Sohnes Jacobs, blieb ohne Grundeigenthum unter den übrigen in 48 Städte vertheilt, zum Gottesdienſt geweiht. Er erhielt den Zehnten alles Erwerbs zur Beſoldung und bildete, wie die Prieſterkaſte in Aegypten, einen ausgezeichneten Stand, der in der von Moſes gegründeten theokratiſchen Staatsverfaſſung der Hebräer im Namen Jehovas, des unſichtbaren Königs, handelte und das Volk bei Verwaltung des auf die Familie Aarons eingeſchränkten Prieſterthums (vergl. Hoherprieſter) kirchlich, richterlich und polizeilich regierte, eine Gewalt, die er auch noch unter den Königen zu behaupten wußte. Die vier Jahrhunderte vom Einzuge in Kanaan bis 1100 vor Chr. Geb. ſind das Heldenalter der Hebräer. Samuel (ſ. d. Art.), der letzte und größte ihrer Richter (ſo hießen ihre Regenten und Anführer) gab ihnen endlich auf ihr unverſtändiges Begehren um 1100 vor Chr. Geb. den langen, aber nicht geiſtesgroßen Saul zum Könige. Die Verfaſſung wurde anfangs dadurch wenig anders, der König war ohne Hofſtaat

und feſte Reſidenz, kaum mehr als Heerführer, und als er ſich mehrerer Mißgriffe ſchuldig machte und der Vormundſchaft Samuels entziehen wollte, ſalbte dieſer einen Hirtenjüngling, den mit allen Gaben des Geiſtes und Körpers gezierten Sohn Iſais, David (ſ. d. Art.), zum Könige. Davids glorreiche Regierung war das Blüthenalter des hebräiſchen Staates; die heidniſchen Ureinwohner wurden völlig verdrängt, die Gränzen durch glückliche Eroberungen weit nach Syrien und Iduma hinein ausgedehnt, Jeruſalem (ſ. d. Art.) zur Reſidenz gemacht, Baukunſt und Poeſie gehoben, Religion und Cultus befeſtiget, die Sitten veredelt, der Gewerbfleiß gefördert, Handelsverkehr mit Phöniziern und Arabern angeknüpft, ja ſelbſt die Schifffahrt auf dem mittelländiſchen Meere gewagt. Aber dieſer Flor ſank ſchon unter ſeinem Sohne Salomo (ſ. d. Art.). Seine Prachtliebe und Ueppigkeit *) vergeudete die Schätze Davids, und der weltberühmte Tempel, an den ſie gewendet wurden, war kein Erſatz für die Verwöhnung und Bedrückung des Volks, das unter harten Auflagen ſeufzte. Mit Salomons Tode 975 vor Chr. Geb. zerfiel daher das Gebäude der Macht und des Ruhms der Hebräer; ſein Sohn Rehabeam wußte nicht die empörten Gemüther zu begütigen, nur die Stämme Juda und Benjamin, aus denen das Königreich Juda entſtand, blieb ihm treu, die andern zehn Stämme fielen ſeinem beliebteren Bruder Jerobeam zu, und bildeten das Königreich Iſrael. So wurde das Reich getheilt, um ſich nie wieder zu der alten Größe zu erheben. In Iſrael herrſchte eine Reihe von neunzehn Königen aus verſchiedenen Geſchlechtern, deren wenige anders als durch Ermordung ihrer Vorgänger auf den Thron kamen. Dies Reich, obwohl ſtärker bevölkert und weiter ausgedehnt, als Juda, wurde doch früher als dieſes ein Raub aſſyriſcher Eroberer. Salmanaſſar nahm Samaria, die Hauptſtadt Iſraels, und verpflanzte das unterjochte Volk in die Gebirge Mediens, 722 vor Chr. Geb. Länger erhielt ſich Juda; unter 20 Königen aus Davids Hauſe zeichnen ſich Joſaphat, Hiskias und Joſia durch Regententugend und Eifer für den Dienſt Jehova's aus, die andern wurden der Religion und Ordnung ihrer Väter mehr oder weniger untreu, und unfähig, den Mächten Aegyptens, Aſſyriens und Babylons zu widerſtehen, bald dieſer, bald jener zinsbar, bis endlich Nebucadnezar 588 v. Chr. Geb. Jeruſalem eroberte, den Tempel plünderte und zerſtörte, den letzten König Zedekia blendete, und mit dem Volke, ſo viel vom allgemeinen Blutbade übrig war, in die Gefangenſchaft nach Babylon führte. In den Reſten der Literatur der Hebräer aus dieſer Periode (ſ. d. folgenden Art.) finden wir den aegyptiſch düſtern, orientaliſch feurigen, moſaiſch ſtrengen und überall feierlich religiöſen Charakter dieſen Volkes mit ſtarker Eigenthümlichkeit ausgeprägt. Obgleich durch die Gewalt eigner Sinnlichkeit und fremder Unterjochung vielfach mit andern Völkern vermiſcht, verlor es doch nie den Stolz, zu dem es ſich durch die Idee, das auserwählte Volk Gottes zu ſeyn, erhoben fühlte, und die hartnäckige, unvertilgbare Individualität, die es zu einem Gegenſtande bald der Furcht, bald

*) Um ſich einen Begriff von dem Luxus der Hebräer zu machen, vergleiche man das eben ſo gründliche als geſchmackvolle Werk des Prof. Hartmann: Die Hebräerin am Putztiſche. (Im Verlage des Herausgebers vom Conv. Lex. 3 Thle. mit 9 Kupfern 7 Thlr.)

der Verachtung und des Spottes der Fremden machte. Der Name Hebräer wich nach der Theilung des Reichs dem beſonders ſeit dem Exil üblicheren Namen Juden, und unter dieſem Artikel wird daher die jüdiſche Geſchichte der ſpäteren Perioden ihren Platz finden. E.

Hebräiſche Sprache und Literatur. Der weſentliche Einfluß, den der Monotheismus der Hebräer durch das Chriſtenthum und den Mahomedismus auf die Bildung des Menſchengeſchlechts gewonnen hat, gibt ihren alten Nationalſchriften, in denen dieſe Religion reiner als durch den Cultus ihrer Nachkommen, der Juden ſelbſt, auf uns gekommen iſt, eine welthiſtoriſche Wichtigkeit. Daher hat die hebräiſche Literatur, auch abgeſehen von dem dogmatiſchen Geſichtspunkte, auf dem ſie als eine Sammlung von Urkunden der göttlichen Offenbarung erſcheint, vielſeitiges wiſſenſchaftliches Intereſſe. An Alter, Glaubwürdigkeit, Originalität, poetiſcher Kraft und religiöſem Gehalt übertrifft ſie die Literatur jedes andern Volkes der vorchriſtlichen Zeit und enthält daher für die Geſchichte des Menſchengeſchlechts und ſeiner geiſtigen Entwicklung bei weitem die merkwürdigſten Denkmale und zuverläſſigſten Quellen. Wird die hebräiſche Sprache auch lange nicht mehr für die Urſprache des Menſchengeſchlechts gehalten (vergl. Wahls allgem. Geſchichte der morgenländ. Sprachen ꝛc. Leipzig 1784.), ſo iſt ſie doch unter den Semitiſchen Sprachen (Chaldäiſch, Aramäiſch, Hebräiſch, Syriſch, Arabiſch, Phöniziſch, Armeniſch, Aethiopiſch werden zuſammen, wegen der Abſtammung dieſer Völker von Sem, dem Sohne Noahs, ſo genannt) erweislich eine der älteſten. In ihrer Bildung ſind folgende Perioden zu unterſcheiden: 1) von Abraham bis auf Moſes, wo ihr altaramäiſcher Stamm durch ägyptiſche und arabiſche Zuflüſſe modificirt wurde; 2) von Moſes bis auf Salomo, wo ſie nicht ohne phöniziſchen Einfluß zu vollkommener Selbſtſtändigkeit heranreifte; 3) von Salomo bis auf Esra, wo ſie, wachſend an Blüthe und Reichthum, doch durch Aufnahme fremder Ideen und Bezeichnungen anfing unreiner zu werden; 4) von Esra bis an das Ende des Makkabäiſchen Zeitalters, wo ſie ſich allmählig in die Neu-Aramäiſche verlor und zur todten Bücherſprache wurde *). Spuren verſchiedener Dialecte zeigen ſich am Ende der dritten Periode, indem man nach dem Exil das Alt-Hebräiſche, das Idiom der auf uns gekommenen Handſchriften des alten Teſtaments, unter dem Namen Jehudit, d. h. jüdiſche Sprache, von dem Samaritaniſchen und Aramäiſchen unterſchied. Buchſtabenſchrift hatten die Hebräer ſchon beim Anfange der zweiten Periode, ihre Schriftzeichen waren aber bis zum Exil die phöniziſchen, die ſich in den ſamaritaniſchen Handſchriften noch am treueſten erhalten haben. In der babyloniſchen Gefangenſchaft nahmen ſie die jetzt bekannte hebräiſche Quadratſchrift von den Chaldäern an und ſchrieben dann unter Esra die althebräiſchen Handſchriften in chaldäiſche Buchſtaben um. Dieſe Schrift hatte ur-

*) Vergl. Hezels Geſchichte der hebr. Sprache und Lit. Halle 1776. Die beſten Grammatiken der hebräiſchen Sprache ſind von Michaelis, Güte, Hezel, Pfeiffer, Jahn, Wezel, Vater, Wekherlin, Hartmann; hebräiſch-deutſche Wörterbücher von Caſtelli, Coccejus, Simonis, Michaelis, Schulz, und das neueſte, vorzüglichſte von Geſenius.

ſprünglich nur drei Vocal-Buchſtaben und erhielt ihre vollſtändige Punktation nicht vor dem 7ten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, aus dem die erſten ſchriftlichen Beiträge der Maſorethen zur Berichtigung des Textes der hebräiſchen Nationalſchriften herrühren (vergl. Maſora). Daher erlitt ſchon die äußere Geſtalt derſelben ſeit ihrer Entſtehung mannichfaltige Veränderungen; aber auch der Inhalt der Bücher, die jetzt den Codex des alten Teſtaments ausmachen, kann nicht völlig unverändert auf uns gekommen ſeyn. Moſes ſchrieb auf Stein; noch lange nach ihm ſcheinen die Hebräer, was ſchriftlich aufbewahrt werden ſollte, nur in Stein, Erz oder Holz eingegraben, aber eines bequemeren, zum Aufſchreiben größerer Aufſätze geeigneten Materials, wie der Leinwand oder des Papyrus, welches die Entſtehung einer Literatur nach unſern Begriffen erſt möglich macht, ſich nicht vor dem Zeitalter Samuels und der von ihm geſtifteten Prophetenſchulen bedient zu haben. Und ſelbſt in dieſem Zeitalter war Schriftſtellerei noch bei allen Nationen etwas Seltenes. Weiſen nun mehrere Schriften des alten Teſtaments z. B. die Bücher Moſis, das Buch Hiob, einige Pſalmen, ausdrücklich auf einen früheren Urſprung zurück, ſo iſt die Annahme nicht zu umgehen, daß ſie von den Verfaſſern, welchen ſie zugeſchrieben werden, theils nur dem Hauptinhalte nach aufgezeichnet, theils durch mündliche Ueberlieferung auf die Nachwelt gebracht, von ſpäterer Hand aber überarbeitet, aus ſolchen Ueberlieferungen vervollſtändiget und zu dem Ganzen verbunden worden ſind, das ſie jetzt ausmachen. Daſſelbe behauptet die Kritik mit einleuchtenden Gründen auch von dem größten Theile der übrigen Bücher des A. T., deren Abfaſſung nach der gewöhnlichen Meinung in das Zeitalter vor dem Exil gehören ſoll; daher denn die Authentie und Integrität der Form, in der wir ſie beſitzen, von den Orientaliſten unſerer Zeit nur in einem ſehr eingeſchränkten Sinne zugeſtanden wird. Begreiflicherweiſe müßte bei dieſer kritiſchen Sichtung nicht nur die innre Anordnung, ſondern auch Manches von dem Inhalte der angeblich älteren Schriften der Hebräer, beſonders der hiſtoriſchen, mehr oder weniger als das Werk einer ſpäteren Redaction erkannt werden, als man ſonſt anzunehmen pflegte. Dadurch wird aber die Aechtheit der darin erzählten Thatſachen und des Geiſtes, der dieſen Büchern eigenthümlich iſt, keinesweges zweifelhaft; vielmehr müßte ſchon die bis ins Kleinſte genaue Gewiſſenhaftigkeit und Ehrfurcht, mit der die Hebräer ihre heiligen Nationalſchriften behandelten, die ſpäteren Redactoren derſelben über den Verdacht willkührlicher Abänderungen und entſtellender Zuſätze erheben, wenn auch die aus dem eigenthümlichen Gepräge jedes Buches hervorgehenden innern Gründe, welche dieſe Aechtheit entſcheidend verbürgen, nicht berückſichtiget würden. Daß von den Schätzen der hebräiſchen Literatur, die beſonders im Salomoniſchen Zeitalter ſehr reich war, viel verloren gegangen ſeyn muß, läßt ſich aus Stellen des A. T. ſelbſt beweiſen. Was aber in dem kleinen Theile, den wir davon beſitzen, für die Geſchichte der Hebräer und ihrer Religion Wichtigkeit hat, gehört ſeinem weſentlichen hiſtoriſchen und religiöſen Stoffe nach den Epochen an, auf die es zurückweiſet. Daher bezeichnet die Aufeinanderfolge der verſchiedenen Zeitalter, in welche die Geſchichte der Hebräer ſich eintheilen läßt (1. Patriarchen, erſter Bund mit Gott, 2. Moſes und Geſetzgebung (Thorah), 3. Heldenalter unter

den Richtern, theokratiſche Republik, 4. Davids und Salomon's Regierung, theokratiſche Monarchie, 5. Propheten, Kampf der Theokratie mit der Monarchie, 6. babyloniſches Exil, 7. Zeitalter nach der Rückkehr aus dem Exil), auch die allmählige Entwickelung des Geiſtes, der in ihren Schriften weht. Die Annahme der ſpäteren Aufzeichnung bleibt bei dieſer Anſicht unbeſtritten. Waren nun aus dem erſten Zeitalter die in der Geneſis, dem erſten Buche Moſis, enthaltenen einfaltsvollen alten Sagen (vergl. den Art. Patriarchen, Abraham, Iſaak, Jacob, Joſeph), aus dem zweiten die von Moſes aufgezeichneten Geſetze in Steinſchrift, ausführlichere Vorſchriften für den Gottesdienſt und das bürgerliche Leben, hiſtoriſche Nachrichten und Lieder aber durch mündliche Ueberlieferung (ſ. d. Art. Moſes) und aus dem dritten ähnliche Nachrichten (der Inhalt der Bücher Joſua, Richter, Ruth) eben ſo auf das vierte gekommen, ſo entſtand in dieſem erſt eigentliche Schriftſtellerei, welche den vorhandenen hiſtoriſchen und poetiſchen Stoff in ſchriftlichen Sammlungen (der Pentateuch oder die fünf Bücher Moſis, Joſua, die Richter, die Bücher Samuels) aufbewahrte und ſich in neuen poetiſchen Schöpfungen übte. Dazu fanden die hebräiſchen Schriftſteller mächtige Anregung in dem Hirtenleben ihrer Erzväter, in der ſchönen, großartigen Natur ihres Landes, in der wundervollen Geſchichte ihres Volks (Rettung aus der ägyptiſchen Knechtſchaft, Kampf mit der Natur und feindlichen Horden während des vierzigjährigen Zuges durch die Wüſte, Kriege unter den Richtern), in dem Gebrauche des Geſanges beim Gottesdienſte und dem dadurch geweckten Eifer für die Muſik und in dem beſtehenden Propheten- (Lehrer- und Dichter-) Orden (vergl. Lowth de sacra Poësi Hebraeorum. Lps. 1815, Herders Geiſt der hebräiſchen Poeſie, Deſſau 1785, 2 Bde.). Poeſie wurde die Grundlage ihrer Literatur: lyriſche durch David, dem Lied und Elegie gleich glücklich gelang, und unter ihm; didactiſche noch mehr unter ſeinem Nachfolger, wo auch Verſuche in der Idylle (Ruth) und dem kleineren Epos aufkamen (ſ. d. Art. David, Pſalm, Salomo, Hohes Lied, Hiob). Starke Religioſität bezeichnet den Geiſt und Zweck dieſer Dichtungen, nie hat der Sinn für das Geſetz Jehova's lebendiger gewirkt, als in den heiligen Geſängen aus der Davidiſchen Zeit; dagegen Salomo ſich in ſeiner Handlungsweiſe, wie in den unter ſeinem Namen bekannten Schriften merklich vom iſraelitiſchen Particularismus ab und zu einem philoſophiſchen, ja weltbürgerlichen Indifferentismus neigte. Nach der Theilung des Reichs erhielten nur noch Religion und Literatur die Reſte der alten Nationalkraft, und ihre Bewahrer, die Propheten, wurden nun die Lehrer und Tröſter des ſittlich und politiſch ſinkenden Volks bis in die unglückliche Periode der babyloniſchen Gefangenſchaft; vor derſelben, noch unter den Königen, Jonas, Joel, Amos, Hoſea, Jeſaias, Micha, Obadja, Nahum, Habakuk; während derſelben Jeremias, Ezechiel (Heſekiel), Daniel, Zephania; zur Zeit der Rückkehr nach Paläſtina Haggai, Zacharias (Sacharja) und Malachias. Ueber ihre Lebensumſtände und den eigenthümlichen Geiſt der unter ihren Namen bekannten Schriften ſ. d. Art. Propheten und die einzeln behandelten Art. Jeſaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel und Habakuk. Dieſe Schriften ſind größtentheils ſpätere Sammlungen ihrer Begebenheiten, Reden und Prophezeihungen, deren ſehr un-

gleicher Umfang zu der Unterſcheidung der **großen** Propheten (Jeſaias, Jeremias, Ezechiel, und Daniel) von den übrigen **kleineren** Anlaß gegeben hat; doch beſitzen wir nicht einmal die großen vollſtändig und von den kleineren augenſcheinlich nur Fragmente. Die Zeit der Wiederherſtellung des Moſaismus nach der Rückkehr aus dem Exil wurde für die hebräiſche Literatur dadurch höchſt wichtig, daß **Esra** zur Sammlung ihrer alten Schätze ein Collegium von 120 Gelehrten, die große Synagoge, errichtete und **Nehemia** bald nach ihm dieſe oder eine neue Sammlung als Tempelbibliothek aufbewahrte, welche jedoch erſt gegen das Ende der ſyriſchen Verfolgungen hin geſchloſſen worden zu ſeyn ſcheint (vergl. d. Art. **Juden**). Die Abſicht dieſer Wiederherſteller, den Juden in der Sammlung ihrer alten Nationalſchriften zugleich einen **Religionscanon** zu geben, läßt vermuthen, daß ſie dabei mit möglichſter Treue gegen den alten Moſaismus zu Werke gingen, und gewiß war dieſer Canon des alten Teſtaments nach Anzahl und Ordnung der Bücher ſchon unter den Makkabäern ſo normirt, wie wir ihn jetzt haben, auch die jetzt übliche Eintheilung derſelben in **hiſtoriſche**, **poetiſche** und **prophetiſche** dabei ſchon berückſichtiget. Zu den hiſtoriſchen gehören außer den ſchon in der Davidiſch-Salomoniſchen Periode geſammelten, die nach dem Exil aus alten Annalen der Könige entſtandenen Bücher der Könige und der Chronik, die Bücher Esra und Nehemia, zu den poetiſchen: Hiob, die Pſalmen, Salomo's Sprüche, Prediger und Hoheslied, die unter dem Namen der Klagelieder des Jeremias bekannten Elegien, der hiſtoriſche Roman Eſther und die Idylle Ruth; die prophetiſchen umfaſſen die Schriften der eben genannten 4 großen und 12 kleinen Propheten. Die Moſaiſche Religion iſt die Seele, das überall vorwaltende Prinzip dieſer geſammten Literatur; wie in den hiſtoriſchen Büchern die Auswahl und Darſtellung des Erzählten von der theokratiſchen Tendenz dieſer Religion abhängig erſcheint und in den Pſalmen das religiöſe Gefühl ſich ergießt, drängen ſich in den prophetiſchen Büchern Zorn und Jammer über die Entartung des Volks, Drohung gegen die Abtrünnigen und Troſt für die Frommen zuſammen. Die Verheißung eines Geſalbten Gottes (Meſſias), der die Nation aus ihrem Elende retten und das glückliche Zeitalter Davids wiederbringen würde, zieht ſich, wie der Grundton einer himmliſchen Harmonie, durch die Dichtungen der Propheten und klingt in ihren Orakelſprüchen mild und aufmunternd hervor. Nur dem Buche Hiob und den Salomoniſchen Schriften ſcheint dieſer theokratiſche Geiſt fremd und eine philoſophiſche Anſicht des Monotheismus geläufiger. In den Propheten aber, die in und nach dem babyloniſchen Exil blüheten, wird der Einfluß chaldäiſcher Religionsideen aus Zoroaſters Lehre und ſchon manche Spur der Veränderungen merkbar, welche die Denkart der Juden in Folge ihrer Schickſale und näheren Verhältniſſe mit fremden Völkern erlitt. Was nun nach dem Untergange der althebräiſchen Sprache noch von dieſer ſonderbaren Nation in andern Sprachen für literariſche Bildung geſchehen iſt, gehört nicht mehr in den Plan dieſes Artikels. Man vergl. darüber die Artikel **Juden**, **Helleniſten**, **Septuaginta**, **Rabbiniſche Sprache und Literatur**, **Cabbala**. E.

Hebriden oder **Weſtern Islands**, eine an der Weſtſeite von Schottland gelegene Gruppe von ungefähr 300 Inſeln. Bewohnt ſind jedoch nur etliche 40 derſelben, deren geſammte Volksmenge auf

60,000 Seelen gerechnet wird. Die vornehmſten ſind Sky mit 15,000, Ila mit 8000 und Mull mit 5000 Einwohnern. Sie liefern Metalle, Marmor, allerlei andere Steinarten, Thon u. ſ. w., und ſind zur Schafzucht und Fiſcherei bequem. Auch Vögel von mancherlei Art haben ihre Herberge in den ſchwer erſteiglichen Klippen der Inſeln, unter welchen ſich viele Adler und Solangänſe finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgeſucht werden. Der Getraidebau gedeiht nur an wenig Orten, beſſer die Viehzucht. Aus dem Seegras bereitet man viele Sode zum Gebrauch der engliſchen Glasfabriken. Die Lage der Einwohner iſt ſehr unglücklich, denn der größte Theil des Bodens iſt das Eigenthum ſchottiſcher Stammhäupter, deren Pachter den armen Landmann auf das äußerſte bedrücken. Er muß ſchwere Frohndienſte thun, kann nach Willkür vertrieben werden, und lebt faſt ohne Eigenthum mit dem wenigen Vieh, das er zum Landbau unumgänglich nöthig hat. Nur die perſönliche Freiheit bleibt ihm, und dieſe iſt von vielen wohlhabendern zu Auswanderungen nach Amerika benutzt worden. Von einigen Gutsherren aber, welche ſelbſt auf ihren Gütern leben, iſt dieſe Härte gemildert worden. — Die neuen Hebriden ſind eine Gruppe von zwölf großen und vielen kleinen Inſeln in Auſtralien.

Hĕcate, eine Tochter des Tartarus, nach Andern der Nacht; noch Andere nennen Jupiter als ihren Vater, der ſie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit Aſteria, bald mit der Phocäa, einer Tochter des Aeolus, gezeugt haben ſoll. Sie war eine unterirdiſche und der Magie vorſtehende Göttin. Von der Juno den Nymphen zur Erziehung übergeben, entwandte ſie die Schminkbüchſe der Götterkönigin, und gab ſie der Europa, der Tochter des Phönix. Als Juno ſie dafür beſtrafen wollte, flüchtete ſie zuerſt zu einer Gebärenden, und dann in das Gefolg eines Leichenzuges. Die dadurch Verunreinigte ließ Jupiter durch die Kabiren am acheruſiſchen Pfuhle reinigen, und ſeitdem ward ſie eine unterirdiſche Göttin. Andere erzählen andere Geſchichten von ihr. Heſiod ſagt, ihre Macht erſtreckte ſich über die Erde und das Meer; ſie hatte unter den Geſtirnen einen Platz und genoß vorzüglicher Ehre unter den Unſterblichen. Ehren und Güter verleiht ſie dem, den ſie begünſtigt. Den Kriegern gibt ſie den Sieg, ſitzt dem Richter zur Seite, iſt dem Prozeßführenden hülfreich, ſo wie den Wettkämpfern, ſegnet den Fiſcher mit reichlichem Fang, den Hirten mit Heerden, und befördert das Gedeihen und den Wachsthum der Jugend. Alle Zauberkräfte der Natur ſtehen ihr zu Gebote. Späterhin ward ſie das Symbol des Mondes, und war dann mit der Diana einerlei. Aber ihre Macht erſtreckte ſich bis über die Unterwelt, und daher heißt ſie auch unterirdiſche Diana. Ueberhaupt nennt man ſie als unterirdiſche Göttin Hecate, im Himmel Selene, und auf der Erde Artemis oder Diana. Die Zauberer und Hexen flehten vor allen ihren Beiſtand an, und ſuchten ſie bei ihren Beſchwörungen ſich geneigt zu machen. Man opferte ihr auf Scheidewegen, und vorzüglich Hunde. In Aegina wurden ihr jährlich geheimnißvolle Feſte gefeiert. Ihre Geſtalt war furchtbar; ſie hatte Schlangenfüße, und Schlangen ziſchten um ihren Hals und ihre Schultern. In Rückſicht auf ihre dreifache Beziehung wurde ſie mit drei Geſichtern oder Köpfen gebildet; daher hieß ſie auch die Dreigeſtaltete. In den ſchönern Zeiten der Kunſt bildete man ſie nur mit

drei Geſichtern der jungfräulichen Diana; auf Gemmen findet man verſchiedene Abbildungen.

Hecatombe, bei den Griechen urſprünglich ein Opfer von hundert Stieren, dann aber überhaupt von hundert Thieren. Einige erklären die Entſtehung des Namens aus einer tropiſchen Figur bei den Dichtern, ſo daß er nur im Allgemeinen ein Opfer von vielen Thieren bedeuten ſoll, und führen an, daß man in gleicher Bedeutung Chiliomben, Opfer von tauſend Thieren, gehabt habe.

Hecla, ein 4300 Fuß hoher feuerſpeiender Berg in dem ſüdweſtlichen Theile der Inſel Island, der aber ſowohl in Wiederholung als Größe der Ausbrüche weit dem Aetna und Veſuv nachſteht. Dieſer Vulkan liegt in einiger Entfernung ſüdlich von dem Thiorſaa, einem der Hauptflüſſe Islands. An der Weſtſeite des Fußes des Hecla fließt der Fluß Weſter-Rangaa, deſſen Bette aus großen Lavamaſſen beſteht. Der nächſte bewohnte Ort bei dem Hecla iſt die Meierei Naifurholt. Der Hecla hat drei Spitzen, die aber über dem Hauptberge nicht viel erhaben ſind. Der ganze Gipfel iſt ein Haufen Schlacken, und der Krater iſt nicht viel über 100 Fuß tief. Man zählt ſeit 1004, in welchem Jahre der erſte bekannte Ausbruch geſchah, 22 Eruptionen, wovon die letzte 1766 ſich ereignete, ſeit welcher Zeit der Hecla unthätig geweſen iſt. Der Britte Mackenzie beſtieg 1810 mit vieler Beſchwerde und Gefahr dieſen Vulkan. Von ſeiner Spitze überſieht man gegen Norden 2/3 der Inſel, indem hier die Gegend niedrig iſt, außer wo ſich hier und da ein Jokul (Gletſcher, Eisberg) erhebt; gegen Oſten begränzen mehrere Jokuls die Anſicht des Landes. Nach Süden überſieht man eine ausgebreitete von dem Meere begränzte Ebene. Der Hecla iſt mit Schnee und Eis bedeckt, das aber im Sommer aufthauet.

Hector, des Priamus und der Hecuba Sohn, der tapferſte im Heer der Trojaner, deſſen Oberbefehlshaber er war. Seine Gemahlin war des ciliciſchen Königs Eetion Tochter, Andromache, mit der er den Aſtyanax oder Scamander, nach Andern auch den Laodamas und Amphinous zeugte. Seine tapfern Thaten beſingt Homer in der Ilias. In der Schlacht bekämpft er die Helden der Griechen, und drängt ſie oft hart; ſein Wort und Beiſpiel ermuthigt die Trojaner aufs neue, ſo oft ihre Kraft zu erſchlaffen beginnt; im Rath empfiehlt er Ausdauer, Einigkeit und Verachtung der Gefahr. Troja iſt unüberwindlich durch ihn. Als er aber Patroclus, des Achilles Freund, erlegt hatte, und dieſer, des Haders mit Agamemnon uneingedenk, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genoſſen zu rächen, da erreichte ihn ſelbſt das dunkle Verhängniß. Er fiel von Achilles durchbohrt; ſein Leichnam ward von dem Sieger geſchleift, und ſodann für ein Löſegeld dem Priamus überlaſſen, der ihn feierlich beſtatten ließ. Unſtreitig iſt Hector der trefflichſte Held in der Ilias. An Tapferkeit Keinem weichend, erliegt er dem Achilles, nicht weil ihn derſelbe an Muth übertrifft, ſondern weil er, von langen Kämpfen und Wunden ermattet, einen Zweikampf eingeht, in welchem er des Deiphobus Hülfe vertraut, in deſſen erlogener Geſtalt Minerva ihn täuſcht und verläßt. An Menſchlichkeit aber übertrifft Hector Alle; zu den ſchönſten Epiſoden der Iliade gehört ſein Abſchied von der Andromache, in welchem er die reinſten und ſchönſten Gefühle als Fürſt, Gemahl und Vater ausdrückt.

Hecuba, (griechiſch **Hekabe**), eine Tochter des thraziſchen Königs Dymas, nach Andern des Ciſſeus, oder des Fluſſes Sangarius, und der Metope. Sie war die zweite rechtmäßige Gemahlin des

Priamus, Königs von Troja, dem ſie zuerſt den Hector, ſodann den Paris gebar. Als ſie mit letzterm ſchwanger ging, träumte ihr, daß ſie eine Fackel zur Welt brächte, welche ganz Troja verzehrte. Die darüber befragten Wahrſager deuteten den Traum dahin, daß der Sohn, den ſie in ihrem Schooße trage, den Untergang des Reichs herbeiführen werde. Er ward deshalb ausgeſetzt, aber auf eine wunderbare Weiſe gerettet. Hecuba gebar darauf noch die Creuſa, Laodice, Polyxena und Caſſandra, desgleichen den Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polidorus und Troilus. Nach der Eroberung Troja's fiel die unglückliche Fürſtin dem Ulyſſes als Beute anheim. Voll Verzweiflung über ihr Mißgeſchick, ſich zur Sklavin erniedrigt zu ſehen, reizte ſie den Zorn der Griechen durch Schmähungen, und ward von ihnen geſteinigt. Statt ihres Leichnams aber fand man unter den Steinen einen Hund. Nach Andern ſtürzte ſie ſich ins Meer, und ward in einen Hund verwandelt. Die alten Tragiker haben ſie vielfältig auf die Bühne gebracht, und ſchildern ſie als eine edle Fürſtin, zärtliche Mutter und tugendhafte Gattin, an der das ewige Verhängniß ſeine unwandelbare Allmacht bewährte.

Heemskerk (Martin van), dieſer berühmte holländiſche Maler, wurde 1498 im Dorfe Heemskerk, wonach er ſich nannte, geboren, und war der Sohn eines Maurers Namens Van-Veen, der ihn anfangs bei einem harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, aber dann wieder zu ſeinem Handwerke nach Hauſe nahm. Der junge Martin, der an der Kunſt ſchon Geſchmack gefunden hatte, kehrte nur mit großem Widerſtreben in ſein väterliches Haus zurück, und ergriff die erſte Gelegenheit, ſich wieder daraus zu entfernen. Er ging nach Delft zu einem Maler, Namens Johann Lucas, der einigen Ruf hatte, allein, da er ſah, daß ſein Meiſter nichts für ihn that, begab er ſich zu J. Schorel, einem berühmten Künſtler, der von Rom und Venedig viele Studien mitgebracht hatte. Heemskerk machte ſo überraſchend ſchnelle Fortſchritte, daß der Meiſter fürchtete, von ihm verdunkelt zu werden, und ihn wegſchickte. Damals verfertigte er ſein Gemälde: „der heilige Lucas malt die heilige Jungfrau und das Jeſuskind,“ und machte mit demſelben der Malerinnung zu Harlem ein Geſchenk. Dies Gemälde fand großen Beifall. Indeß ging Heemskerk nach Italien, blieb gegen drei Jahre dort, bildete ſeinen Geſchmack nach der Antike, und erholte ſich öfters Rath bei dem berühmten Michel Angelo, der damals die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt mit den Werken ſeines Pinſels bereicherte. Als er wieder nach Holland zurückkam, bedauerten einige ſeiner Bewunderer, in ſeinen Gemälden den Reiz nicht mehr zu finden, der ſie entzückt hatte, allein die wahren Kenner freuten ſich der Fortſchritte, die er in der Zeichnungskunſt gemacht und über die Veredlung ſeines Geſchmackes. Sein Atelier war bald mit Schülern angefüllt, und er wurde in kurzer Zeit reich. Im Jahr 1572 erlitt er bei der Eroberung von Amſterdam einen großen Verluſt; ſein Haus wurde gänzlich zerſtört und ſeine ſchönſten Werke wurden vernichtet. Dieſes unglückliche Ereigniß macht es erklärbar, warum die Werke dieſes fleißigen und fruchtbaren Künſtlers ſo ſelten ſind. — Seine Zeichnung iſt kräftig und richtig; allein die Umriſſe ſind ohne Eleganz und Reiz; ſeine Draperie iſt ſchwer und faltenreich; ſeinen Köpfen mangelt Hoheit und Würde. Seiner Kenntniß der Anatomie, worin er Michel Angelo nachzuahmen ſuchte, verdankte er hauptſächlich ſeinen Ruhm. Er ſtarb zu Harlem 1574.

Heer (ſtehendes). Man hat mit dieſem Namen in der neuern Periode der Kriegsgeſchichte nur diejenigen Truppenmaſſen belegt, welche auch in Friedenszeiten zur innern und äußern Sicherheit des Staats unter den Waffen erhalten, zum Kriegsdienſte gebildet, und für dieſe Dienſte vom Staate beſoldet werden (daher Soldaten im eigentlichen Sinne); es mögen dieſe Truppen übrigens zum Kriegsdienſt verpflichtet, oder nicht verpflichtet ſeyn, und im letztern Fall aus Inländern oder Ausländern beſtehen. Stehende Heere in dieſem Sinne finden wir erſt in den Monarchien der neuern Zeit, als durch die Erſindung des Schießpulvers und durch den allgemeinern Gebrauch des Feuergewehrs der Krieg allmählig eine ganz neue Geſtalt gewann und zu einer Kunſt erhoben wurde, bei welcher im Allgemeinen weniger die perſönliche Tapferkeit, als eine beſondere Gewandtheit und mechaniſche Fertigkeit gilt, welche durch fortdauernde Uebung erworben werden muß. Die erſten ſtehenden Truppen waren Söldner, und neben ihnen diente die Lehnsmiliz, welche in Kriegszeiten aufgeboten wurde (auch in Deutſchland), einige Zeit noch fort, verfiel aber immer mehr, je mehr ſich Kriegskunſt und Kriegsdiſciplin durch die ſtehenden Truppen ausbildeten. Theils die Koſten der Söldner aber, welche mit der Vermehrung der Truppen ſtiegen, theils die Sicherheit des Staats, welche nicht lediglich gedungenen Truppen überlaſſen ſeyn darf, machten es nothwendig, daß ein durch Bevölkerung, Größe, geographiſche und politiſche Lage, endlich auch durch Cultur des Staats beſtimmter und daher nicht immer gleich großer Theil waffenfähiger Bürger fortdauernd unter die Waffen treten mußte, und in Verbindung mit jenen auf Koſten des Staats beſoldet wurde; und dieſe werden im eigentlichen Sinne ſtehende Truppen genannt. Gewöhnlich verſetzt man die Einführung der ſtehenden Heere unter die Regierung Carls VII., Königs von Frankreich (reg. 1423—1461), welcher durch dieſes Inſtitut ſeine zur Empörung geneigten Vaſallen im Zaume hielt, und die königliche Macht nicht wenig vergrößerte. Schon König Philipp Auguſt führte zu dieſem Zweck, und zum Beſten der innern und äußern Sicherheit, während ein großer Theil ſeiner Vaſallen ſich an die Kreuzfahrer angeſchloſſen, und dadurch die Krone hülflos gelaſſen hatte, um 1215 die Gemeindetruppen (troupes des communes, communiae; communitates parochiarum, Communitäten) ein, welche aus den Bewohnern der Städte und Dörfer ausgehoben wurden, und deren eine Stadt nicht über 4 bis 500 ſtellte. Dieſe dienten auf Koſten der Städte, und nur in einer beſtimmten Entfernung von ihrem Orte, neben den Lehnstruppen; durch ſie wuchs die Macht der Städte, ſo daß die Bürger ſich neben der Ritterſchaft und im Gegenſatze derſelben zu einem beſondern Stand, auch im Kriege geſchieden, ausbildeten. Uebrigens wurden dieſe Gemeindetruppen, wie die Lehnstruppen, nur zur Zeit der Noth aufgeboten. So beſtanden nun die Truppen Philipps und ſeiner Nachfolger aus Lehnsmiliz, Gemeindetruppen und allerhand irregulären Truppen, welche in Sold genommen wurden, (daher soldats, soudoyers), und gewiſſe Geſellſchaften (compagnies) bildeten. Die Mangelhaftigkeit der erſtern, welche ſich oft gegenſeitig befehdeten und dem Aufgebote wenig Folge leiſteten, und die Räubereien der letztern, welche dem Staate ſo läſtig wurden, daß ſchon Carl V. darauf denken mußte, ſich ihrer zu entledigen, bewogen Carl VII., der Stifter einer beſſern

Kriegsdiſciplin zu werden. Zu dieſer legte er nach weiſen Berathungen mit vielen Großen ſeines Reichs im Jahre 1445 den Grund. Er erwählte nämlich 15 Hauptleute (capitains). Dieſen befahl er, aus allen vorhandenen Truppen die bravſten Leute auszuwählen, um aus ihnen eben ſo viele Compagnien zu bilden. Dieſe Compagnien erhielten den, vielleicht ſchon früher zur Auszeichnung einiger königlichen Truppen gebrauchten Namen compagnies d'ordonnances, und ſollten in Kriegs- und Friedenszeiten auf Koſten der Bürger und Bauern erhalten werden. Anfangs beſtand jede dieſer Compagnien aus 600 Mann Reiter (gensdarmes), die Volontärs abgerechnet, welche ſich bald in großer Menge an dieſelben anſchloſſen, und wurden in die Städte vertheilt. Von jetzt an kam das Ritterweſen immer mehr in Verfall, und die Vaſallen ſtellten ihre Truppen nur in außerordentlichen Nothfällen zum Dienſte, doch wurde die Lehnsmiliz erſt im 18ten Jahrhunderte von den Söldnern ganz verdrängt. Im Jahre 1448 errichtete er auch eine angemeſſene Infanterie, aus Scharfſchützen (franc-archers) beſtehend, welche, verbunden mit erſtern, bald ein anſehnliches Heer bildeten. Hier in Frankreich bildete ſich alſo auch zuerſt der Kriegsdienſt und die Kriegsdiſciplin aus (ſ. über dieſen Gegenſtand Daniel Histoire de la milice française etc.), und ging von da auf andere Länder in Europa über. Mit Vermehrung der ſtehenden Truppen in Frankreich und mit dem Wachsthum des Geldreichthums vermehrten ſich auch die ſtehenden Heere anderer Staaten, namentlich Hollands, Englands und Deutſchlands. Iſt dieſe Vermehrung auf den höchſten Punkt geſtiegen, ſo daß die Entſcheidung der Kriege wiederum von den Maſſen abhängig gemacht werden muß, ſo verbreitet ſich die Verpflichtung zum Kriegsdienſt allmählig auch über die übrigen Theile der Bürger, und es wird ein nach Culturſtufe, Bevölkerung und Bedürfniß eines Staats modificirtes Conſcriptionsſyſtem eingeführt, wodurch eine nach Jahren beſtimmte Claſſe waffenfähiger Bürger auf eine größere oder geringere Reihe von Jahren zum Kriegsdienſte gerufen wird. Dadurch werden die ſtehenden Heere und der Kriegerſtand als ein beſonderer Stand allmählig wieder aufgehoben, indem mit wenigen Ausnahmen alle waffenfähige Bürger zur Sicherheit ihres Staats zum Kriegsdienſte geübt und zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet, die Truppenzahl ſelbſt aber dem natürlichen Verhältniſſe der Staaten gegen einander dadurch angemeſſener, die Kriegsdiſciplin freier und edler wird. (Vergl. Soldaten.) T.

Heerbann, das Aufgebot, welches im Mittelalter der Lehnsherr bei bevorſtehendem Krieg an ſeine Vaſallen ergehen ließ, und vermöge deſſen ſie ſich nebſt ihren Leuten bewaffnet bei ihm einfinden mußten. Die Begleitung ſelbſt, die ſie ihrem Lehnsherrn im Kriege leiſten mußten, hieß die Heeresfolge. Wiewohl dieſe Begriffe ſeit Einführung der ſtehenden Heere geruht haben, ſo erinnern doch die neueſten Kriege, in denen die Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, in Anſpruch genommen wird, wieder daran, und wir ſehen ſie ſomit aufs neue in möglichſt größtem Umfang in Ausübung gebracht.

Heeren (A. H. L.), Hofrath und Profeſſor der Geſchichte auf der Univerſität Göttingen, Ritter des Guelfenordens u. ſ. w., geb. im Jahr 1760. Selten hat ſich ein Hiſtoriker auf ſeinem Poſten ſo der Zeit angeſchmiegt wie er. Ihm entging nicht, daß manche Revo-

lutionen der Griechen und Römer erſt durch die Geſchichte unſerer Tage ganz begreiflich wurden, und er ſäumte nicht, dieſe auf jene anzuwenden (Handbuch der Geſchichte der Staaten des Alterthums 1810); gewichtvoller als jemals zeigte ſich das Syſtem der Colonien in der europäiſchen Politik, und er zog es mehr, als je geſchehen war, in die Geſchichte (Handbuch der Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems und ſeiner Colonien, 1809); emſig ſuchte er auf, was intereſſiren, und vermied dagegen, was mißfallen oder Anſtoß geben konnte. In ſeinen Ideen über Handel und Politik der alten Welt (1805) rückte er uns das Alterthum nahe und forſchte den Handelswegen der alten Völker ſcharfſinniger und unbefangener nach, als bisher geſchehen. Weniger Werth hat ſeine Geſchichte des claſſiſchen Studiums (1797 — 1802), denn ein Werk der Art muß die Blüthe der erleſenſten Gelehrſamkeit und an Reſultaten kleiner, zuſammenhängender, unbeeilter, in das tägliche Geſchäft verflochtener Unterſuchungen fruchtbar ſeyn, wie es jene Compilation nicht iſt. Von dem franzöſiſchen Nationalinſtitut erhielt er den Preis für ſeine Unterſuchung über die Kreuzzüge, welche den Mann verräth, der auch das Mittelalter ſo vielſeitig aufnahm, wie irgend ein Hiſtoriker, wiewohl die Grundgelehrſamkeit, das ganz ſpecielle, in ſich ſelbſt gegründete Wiſſen hier viel ſichtbarer fehlt, als in den Ideen über das Alterthum. Im Allgemeinen verbindet Heeren eine mehr als gewöhnliche Gelehrſamkeit mit nicht gemeinem Scharfſinn; ſeine Darſtellung iſt leicht, und für jeden Gebildeten ohne Anſtrengung faßlich; doch läßt ſich nicht verkennen, daß er bei aller Breite ſeiner Reſultate mit einer gewiſſen Haſt und Spannkraft, ſein erhöhtes Gefühl mit einer gewiſſen Art ſagt, als ſey er deſſelben nicht hiſtoriſch mächtig geworden. Eine umfaſſende Geographie der alten und mittlern Welt zu ſchreiben und in dieſem Werke eine ewige Grundlage für die Geſchichte zu ſchaffen, wäre er vielleicht geſchickter als irgend ein anderer.

Heergeräth bedeutet eigentlich die nöthigſten Geräthſchaften eines ins Feld ziehenden Kriegers. Bei unſern Vorfahren folgten die Söhne nicht allein in die Lehen, ſondern auch in die Allodien (ſ. d. Art.) als Erben; und da zugleich die Waffen ein Zubehör der Aecker waren, ſo gehörten auch dieſe zu der bloß männlichen Verlaſſenſchaft. Daher iſt noch jetzt hin und wieder das Heergeräth ein gewiſſer Theil der Verlaſſenſchaft, der bloß auf die nächſten Agnaten männlichen Geſchlechts (Schwertmagen genannt) vererbt werden kann. Was dazu gerechnet wird, hängt von jedes Orts beſondern Statuten ab; nach ſächſiſchem Rechte gehört dazu das beſte Pferd, geſattelt und gezäumt, Harniſch, Schwert, tägliche Kleidung des Verſtorbenen, Heerpfühl, zwei Leilachen oder Betttücher, Tiſchtuch, zwei Becken, ein Fiſchkeſſel, ein Handtuch und ein Schüſſelring oder Dreifuß. Geiſtliche hatten keinen Antheil am Heergeräthe, ſondern an der Gerade (ſ. d. Art.).

Heermeiſter, eigentlich der Kriegsheerführer, dann überhaupt der Vorgeſetzte einer unter einen Ritterorden gehörigen Provinz, wie Landcommenthur, weil der Heermeiſter ſonſt die Ritter ſeiner Provinz im Kriege anführte.

Hegira (Hedſchra) heißt im Arabiſchen die Flucht. Vorzugsweiſe bezeichnen die Mohammedaner damit die Flucht Mohammeds, ihres Propheten, von Mecca nach Jatreb, welcher Ort in der Folge

den Namen Medina al Nabi, d. h. Prophetenſtadt, erhielt. Von dieſer Flucht, welche ſie auf den 16ten Juli des 622ſten Jahres nach Chriſti Geburt ſetzen, fängt ihre Zeitrechnung an. Will man die Jahre der Hedſchra auf die chriſtliche Zeitrechnung reduciren, ohne daß dabei eine ſtrenge Genauigkeit beabſichtigt wird, ſo geſchieht dies auf folgende Weiſe. Da das Mohammedaniſche Jahr ein Mondjahr von 354 Tagen iſt, ſo betragen 33 Mohammedaniſche Jahre nur 32 chriſtliche oder Sonnenjahre. Man zieht daher von der Mohammedaniſchen Jahrzahl für jede 33 Jahre eins ab, und rechnet 622 hinzu. So iſt z. B. das Jahr 1000 der Mohammedaniſchen Zeitrechnung ungefähr gleich dem Jahr 1589 der unſrigen. Wem es auf größere Genauigkeit ankommt, der bediene ſich der Tabellen, welche Wahl und Andere geliefert haben.

Heidegger (Johann Jacob), Oberaufſeher der öffentlichen Vergnügungen zu London unter der Regierung Georgs II., war der Sohn eines Geiſtlichen und um das Jahr 1660 zu Zürich geboren. Die Geſchichte verſchweigt ſeine frühern Schickſale, ſagt aber von ihm, daß er ſchon verheirathet wegen einer Liebesintrigue ſein Vaterland verließ. In der demüthigen Geſtalt eines Bedienten ſah er die vornehmſten Städte Europa's, und bildete auf dieſen Reiſen ſeinen Geſchmack für alle Gegenſtände des feinen Lebensgenuſſes. Vierzig bis fünfzig Jahre alt ging er nach England, wo ihm ſeine Gewandtheit und Jovialität bald in der großen Welt Freunde erwarben. Man nannte ihn nur den Schweizergrafen. Die einſichtsvollen Bemerkungen, die er über verſchiedene Mängel in der damaligen Aufführung der Opern machte, und ſeine Anweiſungen, um die Beluſtigungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen, brachten ihn bald in den Ruf eines guten Kunſtrichters. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige prächtige und geſchmackvolle Decorationen, die nach ſeiner Angabe auf der Schaubühne angebracht wurden, gefielen dem König, der die Oper liebte, ſo wohl, daß er ihm bald darauf die Oberaufſicht über das Opernhaus ertheilte. Er machte ſich hierauf an die Verſchönerung der Maskeraden, an welchen der König nicht weniger Gefallen hatte, und führte auch über dieſe auf dem königlichen Theater die Aufſicht. Endlich ward er zum Oberaufſeher aller öffentlichen Vergnügungen ernannt. Sein Credit war ſo allgemein, daß kein glänzendes Gaſtmahl ohne ſeinen Rath und ſeine Anordnung gegeben wurde. Die verſchiedenen Aemter verſchafften ihm ein jährliches Einkommen von 5000 Pfund. Er war wohl gewachſen, aber von einer ſo auffallend häßlichen Geſichtsbildung, daß er gegen den Grafen Cheſterfield eine Wette gewann, daß kein häßlicheres Geſicht, als das ſeine, in London zu finden ſey. Er ſtarb im Jahr 1749 in dem hohen Alter von 90 Jahren.

Heidelberg, eine jetzt zum Neckarkreiſe des Großherzogthums Baden gehörige Stadt, war bis zum Jahre 1720 die Reſidenz der Churfürſten und Pfalzgrafen am Rhein. Sie liegt in einer der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, am Ende der Bergſtraße, und am linken Ufer des Neckars, der aus einem mit hohen waldigen Bergen eingeſchloſſenen Thale in einer anſehnlichen Breite hervorſtrömt, und über welchen eine ſteinerne, auf 9 Bogenpfeilern ruhende, 702 Fuß lange und 30 Fuß breite Brücke führt, mit ſechs Altanen verſehen, von welchen man die reizendſte Ausſicht auf die nahen und fernen Gebirge hat, und mit den Statüen des Kaiſers Karl Theodor und der

Göttin Minerva geziert. Die Stadt iſt zwiſchen den Strom und die Berge gedrängt; ſüdlich der Stadt iſt der hohe Königs=, jetzt Kaiſerſtuhl genannt (zum Andenken der Erſteigung des Kaiſers Franz 1815), und nördlich auf dem rechten Neckarufer erhebt ſich der Heiligenberg mit ſeinen Kloſter= und Burgruinen, der von unten herauf theils mit Weinreben, theils mit Gemüſegärten angebaut iſt. Heidelberg beſteht aus der Stadt, der Vorſtadt und der ſich bis zu den Schloßruinen hinaufziehenden Bergſtadt. Sämmtliche Theile enthalten mit dem Dorfe Schlierbach 1176 Häuſer und 10,200 Einwohner. Unter den Gebäuden prangte ſonſt das auf einem Berge liegende churfürſtliche Schloß mit einem der ſchönſten Fürſtengärten; allein in dem franzöſiſchen Kriege 1689 wurde daſſelbe nebſt der Stadt von den Franzoſen zerſtört, und was davon noch übrig blieb, durch einen Blitzſtrahl im Jahre 1764 vollends zertrümmert. Die Ruinen ſind jedoch noch äußerſt anſehnlich und merkwürdig für den Freund der Baukunſt. In dem Schloßkeller liegt das bekannte große Heidelberger Faß, welches 250 Fuder hält. Unter den Kirchen der Stadt bemerken wir die Heiligegeiſtkirche, in deren Chor die berühmte heidelberger Bibliothek (ſ. d. Art.) ſtand. In Heidelberg iſt eine berühmte proteſtantiſche Univerſität, welche 1386 geſtiftet wurde, und nach der Prager die erſte und älteſte in Deutſchland iſt. Bald erhob ſie ſich, und ihr Ruf verbreitete ſich weit umher. Weltberühmt war ſie durch ihre große Bibliothek, die wohl zu ihrer Zeit die bedeutendſte in ganz Deutſchland war. Doch dieſer blühende Zuſtand der Univerſität endigte ſich mit der 1622 durch Tilly erfolgten Eroberung der Stadt und Wegführung der Bibliothek. 1784 wurde die Staatswirthſchaftsſchule von Lautern nach Heidelberg verlegt, und in eine nähere Verbindung mit der Univerſität gebracht. Mit der Abtretung Heidelbergs an Baden im Jahre 1802 begann ein neuer Flor der Univerſität, und der Großherzog von Baden, Karl Friedrich, iſt als ihr neuer Stifter anzuſehen. Sie erhielt einen jährlichen Fond von 54,000 Fl. und iſt jetzt in fünf Sectionen eingetheilt, in die kirchliche mit drei ordentlichen Profeſſoren, in die juridiſche mit fünf, in die mediciniſche mit vier, in die ſtaatswirthſchaftliche mit fünf und in die allgemein bildende oder philoſophiſche Section mit ſieben ordentlichen Profeſſoren. Rektor iſt der Großherzog ſelbſt. Die Univerſität hat eine Bibliothek von 45,000 Bänden, welche in ſechs Sälen im untern Stock des Univerſitätsgebäudes auf dem Paradeplatze aufgeſtellt iſt, eine Sammlung von phyſikaliſchen und mathematiſchen Apparaten, Modellen und Naturalien, ein anatomiſches Theater in dem ehemaligen Dominikanerkloſter, zwei botaniſche Gärten, einen Garten für forſtbotaniſche und landwirthſchaftliche Vorleſungen, ein kliniſches Inſtitut, ein akademiſches Hoſpital, eine Entbindungsanſtalt und ein philologiſches und pädagogiſches Seminarium. Die Zahl der Studenten betrug (1817) 363, worunter 272 Ausländer. Ferner iſt in Heidelberg ein gemeinſchaftliches Gymnaſium für alle drei chriſtliche Confeſſionen. Zu den Privat=Erziehungsanſtalten gehören das Schwarziſche für Knaben und das ehemalige Rudolphiſche (jetzt Henſiſche) Inſtitut für Mädchen. Der Handel der Stadt, welchen der ſchiffbare Neckar und die ſich hier kreuzenden zwei Hauptſtraßen von Frankfurth nach Baſel und von Mannheim theils nach ganz Schwaben, theils nach Franken und Sachſen, begünſtigen, iſt nicht ganz unbedeutend. Wenige Gewerbe werden fabrikmäßig getrieben, doch giebt es eine Krapp=, eine Wachslichter=,

eine Seifen-, eine Saffianfabrik, bedeutende Bierbrauereien, vier Buchhandlungen und zwei Buchdruckereien.

Heidelberger Bibliothek. Die Univerſität Heidelberg hat das Unglück gehabt, mehr als einmal ihre Bibliothek zu verlieren. Die berühmteſte darunter, und von der auch hier nur die Rede ſeyn kann, iſt diejenige, welche nach der Einnahme und Plünderung der Stadt durch Tilly im Jahr 1622 von dem Herzog Maximilian von Bayern als Kriegsbeute angeſehen und dem Papſt Gregor XV. geſchenkt wurde. Dieſe Bibliothek entſtand am Schluſſe des vierzehnten Jahrhunderts, und erhielt damals durch die Büchersammlung des Kanzlers Konrad von Gelnhauſen (1390) und durch ein Vermächtniß des erſten Rectors der Univerſität, Marſilius von Inghen, (1396) einen bedeutenden Zuwachs. Nächſtdem gewann ſie eine Vermehrung durch die Freigebigkeit des Biſchofs von Heidelberg, Matthäus von Worms, im J. 1410, wozu noch Geſchenke von verſchiedenen Gelehrten kamen, ſo daß ſie zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts 700 Handſchriften zählte. Im J. 1421 vermachte Churfürſt Ludwig III. ſeine ſämmtlichen Handſchriften, 152 an der Zahl, dem heiligen Geiſt-Capitel zum Vortheil der Univerſität, doch wurden dieſelben der ältern Sammlung damals nicht einverleibt. Im J. 1443 erhielt die Bibliothek, die inzwiſchen durch Vermächtniſſe und Ankauf noch vermehrt worden war, ihr eignes Gebäude in dem akademiſchen Garten. Der günſtigſte Zeitpunkt für die Bibliothek trat unter dem Churfürſten Philipp ein. Eine Menge koſtbarer Werke wurde damals von Johann von Dalberg und Rudolph Agricola angekauft; auch erhielt ſie die reiche Sammlung, welche dieſe beiden berühmten Männer auf eigene Koſten gemacht hatten. Einen noch wichtigern Zuwachs gewann ſie unter Churfürſt Otto Heinrich, der nicht nur beide Bibliotheken verband, ſondern ſie auch mit einer Anzahl der ſeltenſten Handſchriften bereicherte, die er ſelbſt auf ſeiner Reiſe nach Paläſtina geſammelt hatte. Ueberdies wurden ſowohl unter dieſes Fürſten als auch unter ſeines Nachfolgers Friedrich III. Regierung die pfälziſchen Kloſterbibliotheken mit ihr vereinigt; ſie erhielt ein Vermächtniß von dem gelehrten Ulrich von Fugger und noch kurz vor ihrer Hinwegführung köſtliche Bereicherungen durch ihren berühmten Vorſteher Janus Gruter. Sie enthielt damals 1956 lateiniſche, 431 griechiſche, 289 hebräiſche und 846 deutſche, alſo zuſammen 3522 Handſchriften, ohne die franzöſiſchen, deren Anzahl nicht bekannt iſt. Die gedruckten Bücher waren nicht von ſo großer Bedeutung. Dieſe ganze Sammlung, vielleicht mit Ausnahme des Minderwichtigen oder ſonſt auf irgend eine Weiſe davon Getrennten, wurde im J. 1623 unter des Leo Allatius Leitung nach Rom geſchafft, wo ſie ſeitdem unter dem Namen Bibliotheca Palatina eine eigne Abtheilung der vaticaniſchen gebildet hat. Im J. 1795 verlor ſie 38 Handſchriften, welche die Franzoſen, die ſich im Frieden von Tolentino 500 zu wählende Handſchriften vom Papſte ausbedungen hatten, nach Paris führten. Als aber im J. 1815 im pariſer Frieden die Franzoſen alle geraubten Kunſt- und literariſchen Schätze zurückgeben mußten, trat der Papſt nicht nur jene 38 Handſchriften an die Univerſität Heidelberg, als welcher ſie urſprünglich zugehört hatten, ab, ſondern willigte auf Oeſterreichs und Preußens Verwendung auch ein, daß aus der in Rom befindlichen Palatina ſämmtliche altdeutſche Handſchriften an Heidelberg zurückgegeben werden ſollten. Dem zufolge wurden 847 altdeutſche Handſchriften, und noch überdies der berühmte Codex Palatinus, von des Mönchs Otfried

poetiſcher Umſchreibung der vier Evangelien, und vier lateiniſche, die Geſchichte der Univerſität Heidelberg enthaltende Handſchriften, dem zu ihrer Empfangnahme nach Rom geſchickten Hofrath Wilken im Jahr 1816 übergeben, der ſie nach Heidelberg überbracht hat. Wiewohl dieſe Handſchriften nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der ganzen verlornen Bibliothek ausmachen, ſo müſſen wir uns doch der Rückkehr gerade dieſer altdeutſchen Handſchriften als eines der folgenreichſten Ereigniſſe für die deutſche Gelehrſamkeit und Literatur erfreuen, da ſie eine reiche Fundgrube für die Geſchichte unſers deutſchen Vaterlandes, beſonders für die Geſchichte unſerer Sprache und Literatur ſind, und viele Werke enthalten, von denen außerdem keine Abſchriften mehr vorhanden ſind, und die aus eben dieſem Grunde noch wenig oder gar nicht benutzt worden, da ſie den Italienern ganz unverſtändlich waren, unter den Deutſchen aber, die in Rom längere Zeit verweilten, nur wenige Kenner und Bearbeiter unſerer Literatur, wie Adelung, Tieck, Glöckle (die ſich übrigens auf die Dichterwerke beſchränkten), ſich befanden.

Heiden, Ungläubige, heißen in der heiligen Schrift und dem Sprachgebrauche der chriſtlichen Kirche bis in das Mittelalter alle Menſchen, die weder Juden noch Chriſten ſind, daher zu den Zeiten der Kreuzzüge auch die Türken noch unter die Heiden gerechnet wurden; jetzt, da man den Mohammedanern die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ſie, wie die Bekenner des Chriſtenthums und des Judenthums, zu den Verehrern des wahren, einigen Gottes zu zählen, verſteht die Umgangsſprache unter Heiden alle, die ſich nicht zu dieſen drei vorzüglichſten Religionen bekennen. Dieſer, wie erhellt, nur negative Begriff ward von jeher unter Juden und Chriſten um des Gegenſatzes willen häufig gebraucht; was man als gottlos, bös und laſterhaft ſchildern wollte, nannte man mit einem Worte heidniſch, und der heilige Auguſtinus will auch die Tugenden der Heiden nur für glänzende Laſter gelten laſſen. Uebrigens hat der Ausdruck „Heiden" hiſtoriſchen Grund. Als ſich das Chriſtenthum im römiſchen Reiche verbreitete, faßte es zuerſt in den Städten Fuß, auf dem flachen Lande, in den Dörfern erhielt ſich die Volksreligion der Griechen und Römer noch lange, nachdem das Chriſtenthum im römiſchen Reiche ſchon herrſchend geworden war, daher die Verehrer der alten Götter von den chriſtlichen Städtern pagani, d. h. Landbewohner, genannt wurden. Eben ſo verhielt es ſich in Deutſchland. Das Chriſtenthum fand auch zuerſt in den Städten Eingang, in Wäldern und Heiden dienten die Landbewohner (nach dem altdeutſchen Ausdrucke „Heiden") den alten Götzen noch lange, weßhalb Heide oder Götzendiener bei uns gleichbedeutend iſt. Unter dem Ausdrucke: Heidenthum, werden nun die geſammten Volksreligionen oder Völker verſtanden, die es außer dem Gebiete des Chriſtenthums, des Judenthums und des Islamismus auf Erden gibt.

Heilig nennen wir, was vom Gemeinen abgeſondert und dem höchſten Weſen entweder eigen oder vorzugsweiſe gewidmet iſt. Die Ideen der Wahrheit und Tugend, die Gefühle einer reinen Liebe und Freundſchaft ſind heilig, denn ſie erheben über das Gemeine und führen zu Gott. Der Inbegriff heiliger Gedanken und Empfindungen iſt die Religion, und daher alles heilig, was durch eine ausſchließlich religiöſe Beſtimmung ausgezeichnet und vor jeder Vermiſchung mit dem Gemeinen bewahrt, oder wegen ſeiner religiöſen Bedeutung und

Würde vorzüglich geehrt und für unverletzlich gehalten wird. Heiligthümer, heilige Oerter, Symbole, Palladien hat jedes Volk, das der erſten Wildheit entwachſen iſt; in der Achtung gegen etwas Heiliges erkennen wir die erſte Spur der Menſchlichkeit. Menſchen, denen nichts heilig iſt, haben ſich entweder noch nicht über den Zuſtand thieriſcher Rohheit erhoben, oder ihre Humanität durch Verwilderung und Entartung aufgegeben. Wird der Begriff des Heiligen in irgend einem Weſen perſonificirt gedacht, ſo muß er ſchon eine ſittliche Bedeutung erhalten haben. Der Sprachgebrauch der erſten beiden Jahrhunderte zeichnete fromme Perſonen und insbeſondere Biſchöfe, noch bei ihrem Leben, durch den Ehrennamen Heilige aus, ohne dadurch etwas anders ſagen zu wollen, als was wir unter dem Prädicat: „Ehrwürdige, dem Dienſte Gottes geheiligte,“ zu verſtehen pflegen. Sehr entfernt hat ſich indeß von dieſer einfachen Vorſtellungsart der künſtliche Begriff, den ſich die chriſtliche Kirche ſeit dem vierten Jahrhunderte von den Heiligen gebildet und zu einer der wirkſamſten Glaubenslehren gemacht hat. Und dazu trugen die in den heidniſchen Volksreligionen ſchon vorhandenen Vorſtellungen von Heroen, Halbgöttern, vergötterten Menſchen, und die Ideale der Philoſophen von menſchlicher Größe nicht wenig bei. Die Märtyrer des chriſtlichen Glaubens, die unter den Verfolgungen der erſten Jahrhunderte Habe und Gut, Freiheit und Leben, um ihrem Bekenntniſſe treu zu bleiben, heldenmüthig hingaben, wurden die Heroen der Chriſtenheit, aber edlere, an Sinn und Wandel bei weitem reinere Heilige. Die Kirche war ihres Ruhmes voll, ſie wurden bald Trabanten und Diener, bald Freunde und Vertraute Gottes, bald Beſchützer des menſchlichen Geſchlechts genannt, an Rang nicht ſelten über die Engel geſetzt, und nach dem faſt einſtimmigen Zeugniſſe der angeſehenſten Kirchenväter des vierten und fünften Jahrhunderts in öffentlichen Reden und Predigten als mächtige Fürbitter bei Gott, als Helfer in allen Nöthen geprieſen und angerufen; ja von ihrem vereinigten Gebete hoffte man die Aufhebung der Sünden ganzer Völker, und von der wunderthätigen Kraft ihrer Gebeine und Gräber kamen erſtaunenswürdige Erzählungen und noch ſtärkere Verſicherungen des Schutzes in allen Gefahren, den ihre Reliquien jedem Gläubigen leiſten würden, in Umlauf. Glücklich war die Gegend des Grabes eines Heiligen, ihre Bewohner konnten ihm alle ihre Angelegenheiten anvertrauen, er wurde ihr Schutzheiliger. Aber jede Provinz, jede Stadt und Gemeinde begehrte eben ſo ihren eigenen Schutzheiligen, wie ſie im Heidenthume ihren Schutzgott gehabt. Weil es nun unter chriſtlichen Kaiſern und Königen an Gelegenheit fehlte, die Märtyrerkrone zu verdienen, ſo wurde das im vierten Jahrhunderte entſtandene Mönchsweſen die ergiebigſte Pflanzſchule neuer Heiligen. Eine gewaltſame Unterdrückung der natürlichen Triebe, ein gefliſſentliches Aufreiben und Abmergeln des Körpers durch die ſeltſamſten Büßungen und Peinigungen, auf die nur die ausſchweifendſte Phantaſie fallen und in deren Erduldung nur der finſtere Aberglaube ein Werk der Frömmigkeit und Gottesverehrung finden konnte, vor allen die Stiftung geiſtlicher Orden, deren Regel alle dieſe Uebungen mit ſich brachte, wurde nun ein ſicherer Weg zu der Ehre, den älteren Märtyrern gleichgeſtellt und von der Kirche zu Heiligen erhoben zu werden. Zwar wurden auch vorzügliche Verdienſte um die Kirche mit dieſer Auszeichnung belohnt, allein die meiſten der in Calendern und Legenden prangenden Heiligen

ſind es entweder nicht viel mehr als dem Namen nach, oder doch nur ſolche, die der gemeine Sprachgebrauch die **wunderlichen** nennt. Es konnte auch nicht fehlen, daß mancher Unwürdige zu dieſer Ehre kam, da das Recht, heilig zu ſprechen, von jedem Biſchof in ſeinem Sprengel ausgeübt und oft zu leicht genommen wurde. Die Synode zu Frankfurt am Main im Jahr 794 verbot zwar die Anrufung neuer Heiligen, und Carl der Große ſchärfte ihren Beſchluß 805 wieder ein; aber dieß heilte den Clerus und das Volk immer nicht von der einmal eingeriſſenen Sucht, neue Heilige zu creiren. Daher übernahm es endlich der Papſt ſelbſt, Ordnung in dieſe wichtige kirchliche Angelegenheit zu bringen. Johann XV. gab 993 das erſte Beiſpiel einer päpſtlichen und darum für die ganze catholiſche Chriſtenheit gültigen **Heiligſprechung**, da es früher der Willkür überlaſſen geweſen war, ob die in einem Sprengel ernannten Heiligen auch in andern verehrt werden ſollten, und Alexander III. erklärte das Heiligſprechen 1170 für ein ausſchließliches Recht des päpſtlichen Stuhles. Er nannte die Heiligſprechung zuerſt **Canoniſation**, weil der Name des neuen Heiligen dabei in den **Canon** der Meſſe, d. h. in die Gebete der Abendmahls-Liturgie, eingetragen wurde. Dieſer Act erfolgte oft lange Jahre nach der **Beatification**, vermöge welcher die durch heiligen Wandel und gewirkte Wunder empfohlenen Frommen bald nach ihrem Tode die Anwartſchaft zur Canoniſation erhielten. Mancher blieb ſelig ohne heilig geſprochen zu werden; daher man die **Heiligen** von den bloß **Seligen** unterſcheiden muß. Laien konnten höchſt ſelten und nur durch die ausgezeichnetſte Pietät und Ergebenheit gegen die Kirche zur Ehre der Canoniſation gelangen, und es darf nicht befremden, daß unter den Heiligen nur wenige Fürſten ſind. Sie mußten entweder, wie Wladimir der Große von Rußland, Knut von Dänemark, Olaf von Norwegen, Stephan von Ungarn ſich durch Einführung und Beförderung des Chriſtenthums in ihren Reichen, oder durch große Aufopferungen und Thaten, wie die Kaiſer Carl der Große und Heinrich II., und ein exemplariſches Leben, wie die Prinzen Caſimir von Polen und Wenzel von Böhmen, um die Kirche verdient gemacht, oder ihren Tod im Dienſte derſelben gefunden haben, wie Eduard I. von England und Ludwig IX. von Frankreich. Doch immer leichter, als die durch den Verkehr mit der Welt zu ſehr geſtörten Fürſten und Edlen, kamen ihre Frauen und Töchter in den Geruch der Heiligkeit, und ſelbſt unter den Päpſten wurden wohl die aus den erſten Jahrhunderten als Märtyrer bekannten, aber von den durch politiſche und kirchliche Verdienſte ausgezeichneten Nachfolgern des heiligen **Petrus** in ſpäteren Zeiten nur wenige, wie Leo und Gregor, die Großen, und nach einem Zwiſchenraume von beinahe tauſend Jahren erſt wieder Pius V. 1712 heilig geſprochen, ob ſie gleich alle das Prädicat **Heiligkeit** führen. Ueberhaupt fingen ſie ſeit der Wiederbelebung der Wiſſenſchaften im Abendlande an, ſparſamer mit den Heiligſprechungen zu werden, da die philoſophiſche Kritik den frommen Aberglauben vor ihren Richterſtuhl zu ziehen, und mancher Fürſt an der Unfehlbarkeit päpſtlicher Ausſprüche zu zweifeln wagte. Die Anerkennung der Canoniſation Gregors VII. konnte Benedict XIII. 1728 in Frankreich, Neapel und den Staaten des deutſchen Kaiſers nicht erlangen; unbedenklicher war im folgenden Jahre die Apotheoſe (ſo nennt es eine römiſche Münze) des Prager Brückenheiligen Johann von Nepomuk. Die neueſten

Heiligen verdankt die catholiſche Kirche dem ſechsten und ſiebenten Pius, welcher letztere noch 1803 den Cardinal J. M. Thomaſi canoniſirte. Die griechiſche Kirche erkennt die ſeit ihrer Trennung von der lateiniſchen zu Rom creirten Heiligen freilich nicht an, dagegen hat ſie mehrere eigene National- und Kirchenheilige, welche der catholiſchen Kirche aus Mangel an Nationalintereſſe gleichgültig und wegen abweichender Lehrmeinungen verhaßt ſind. In dem Eifer für Heiligenverehrung überhaupt ſind aber beide Kirchen ſich gleich, und wer, der menſchlicher Tugend Werth zu achten weiß und Gefühl für die Dankbarkeit hat, die man großen Verdienſten ſchuldig iſt, möchte ſich weigern, der kirchlichen Anſicht beizutreten, wenn ſie es bei einem dankbaren Andenken an tugendhafte und verdiente Verſtorbene hätte bewenden laſſen. Denn mehr war die Heiligenverehrung des zweiten und dritten Jahrhunderts nicht. Allein wie ſchwer es iſt, im Gefühle für Gegenſtände der Liebe und Achtung Maß zu halten, zumal wenn die Hoffnung eines eigenen Vortheils davon ſich einmiſcht, zeigt der Uebergang jener einfachen und herzlichen Aeußerungen der Pietät gegen die Heiligen zum förmlichen Heiligendienſt. Zwar hat die catholiſche und griechiſche Kirche in ihren öffentlichen Bekenntnißſchriften und durch ihre vorzüglichſten Lehrer zu allen Zeiten behauptet, daß unter der Anrufung der Heiligen nichts anders als die Bitte um ihre Fürſprache bei Gott zu verſtehen und ihre Verehrung nur die des wahren Gottes ſey, dem man für ihre Tugenden und Verdienſte zu danken habe; allein wenige denken bei der Verehrung der Heiligen an etwas anders, als an einen Cultus, durch den man ſie verherrliche, um ſie günſtig und die Erhörung der Gebete, die man an ſie richtet, deſto gewiſſer zu machen. Allgemeine und beſondere Unfälle werden der Vernachläſſigung dieſes Dienſtes und dem Zorne dieſer Heiligen zugeſchrieben, ſo wie glückliche Ereigniſſe ihrer Gunſt und Wunder ihrer Kraft. Viele glauben, auf keinem andern Wege etwas von dem, der alles wirkt, erhalten zu können, als durch dieſe Vermittler, und mancher verläßt ſich mehr auf ſie als auf Gott. Die Stadt, das Land, wo ein Heiliger gelebt hat, hält ſich ihm beſonders verpflichtet und ſeiner vorzüglichen Obhut gewärtig. So hat Palermo ſeine Roſalie, Neapel ſeinen Januar, Frankreich ſeinen Dionys, Ungarn ſeinen Stephan, Rußland ſeinen Nicolaus, Andreas u. ſ. w. zum Schutzheiligen. Auch die verſchiedenen Stände und Gewerbe der menſchlichen Geſellſchaft denken ſich gewiſſe Heilige, die während ihres Lebens in irgend einem Bezuge mit ihnen geſtanden, als ihre Beſchützer, wenig anders, als ihnen die griechiſche und römiſche Mythe ihre beſondern Schutzgötter zutheilte, und wenn Mars in dem heil. Ritter Georg wieder auflebte, hat die Muſe der Tonkunſt an der heil. Cäcilia eine würdige Nachfolgerin. Ja jene Schutzgeiſter und Genien, deren nach alter Mythe und Philoſophie jeder Menſch einen hat, erſcheinen in den Heiligen wieder, da jeder eifrige Catholik oder Grieche ſich den Heiligen ſeines Namens zum Patron wählt, ihm vor andern dient und alles durch ihn erwartet. Daher werden die Namen der Heiligen, wie ſie jeglicher auf den Tag, der vom Papſte oder den Patriarchen zu ſeiner feſtlichen Verehrung angewieſen worden, im römiſchen und ruſſiſchen Calender ſtehen, unter dieſen Glaubensverwandten häufig gefunden und die Feier des Namenstages hat für ſie eine religiöſe Bedeutung. Ein vorzügliches Beförderungsmittel dieſer vielſeitigen Verbreitung und

Anwendung des Heiligendienſtes waren die **Heiligenbilder**. Erſt in den Vorhöfen und vor den Thüren der Kirchen zur Erinnerung an die Heiligen aufgeſtellt, wurden ſie ſeit dem fünften Jahrhunderte nach und nach in das Innere der Kirchen verſezt und aus Erweckungsmitteln bald Gegenſtände der Andacht. Wie ſtark auch Fürſten und Kirchenlehrer gegen den Bilderdienſt eiferten (vergl. den Art. **Bilderſtürmer**), ſie konnten nur auf kurze Zeit dem Volke nehmen, was ihm einmal theuer geworden, und die bildende Kunſt ließ ſich nicht von einem Gebiete vertreiben, das ſeit dem Sturze der alten Götter ihre einzige Zuflucht war. E.

Heilige Allianz (la sainte alliance), ein **Regenten-Bund**, deſſen Idee vom Kaiſer **Alexander I.** von Rußland zuerſt aufgefaßt, hierauf unmittelbar von ihm, Kaiſer **Franz I.** von Oeſterreich und von dem Könige **Friedrich Wilhelm III.** von Preußen zu Paris durch die **Acte vom 26ſten September 1815**, mittelſt eigenhändiger Unterſchrift vollzogen, und zuerſt vom Kaiſer Alexander im Jahr 1816, dann aber auch von den übrigen beiden Monarchen öffentlich bekannt gemacht wurde. Das Weſen dieſes von allen bisherigen Fürſten- und Völkerverträgen verſchiedenen Bündniſſes beſteht darin, daß ſtatt der bisherigen alten Politik, die man die heidniſche nennen könnte, weil die chriſtlichen Staaten ſie von Griechen, Römern und Barbaren ererbt haben, eine neue eingeführt werden ſoll, die mit Recht die **chriſtliche** heißen wird, weil nach der Erklärung der Bundesſtifter die Vorſchriften des Chriſtenthums, d. h. der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, ſowohl der Verwaltung der Staaten im Innern, als der Leitung ihrer Angelegenheiten im Aeußern künftig zum Grunde liegen ſollen. Dieſer heilige Bund beruht auf dem feierlichen Bekenntniſſe des feſten perſönlichen Willens der Souveraine, die höchſten und heiligſten Zwecke aller Völker und Regierungen ſtets zur Richtſchnur ihres Verfahrens zu nehmen. Die Bundesacte enthielt zugleich die Beſtimmung, die übrigen chriſtlichen Regenten zum Beitritt einzuladen. Auf ſolche vom Kaiſer von Rußland eigenhändig erfolgte Einladung, welche auch der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen noch beſonders erlaſſen haben, ſind faſt alle europäiſch chriſtliche Regierungen, namentlich der König der Niederlande (Haag den 21ſten Juni 1816), die Könige von Dänemark, Schweden, Bayern, Sardinien, Sachſen, beider Sicilien, Würtemberg und zulezt noch die Tagſatzung der Schweiz, die freien Städte des deutſchen Bundes, Portugal, Spanien und ſämmtliche Fürſten Deutſchlands, zu dem heiligen Bunde getreten. Früher hatten ſich dieſem Bunde durch eigenhändige Erklärungen angeſchloſſen der König von Frankreich **Ludwig XVIII.**, und der Prinz-Regent von England. Sie haben ſich nämlich, wie alle übrigen Souveraine, zu den Grundſätzen des Bundes bekannt, ohne daß dadurch ihr Reich mittelſt Beiſtimmung der Kammern und des Parlaments verpflichtet worden wäre. Denn man darf die Bundesacte vom 26ſten September 1815 nicht als einen **förmlichen Staatsvertrag** anſehn. In ihr iſt keine Spur von einer beſtimmten Verpflichtung oder von wechſelſeitigen Leiſtungen zu finden. Auch der Satz: „daß die Unterthanen aller chriſtlichen Fürſten einander in allen Fällen Hülfe und Beiſtand leiſten ſollen,“ ſpricht nur von einer ſittlich-rechtlichen Verpflichtung, ohne dieſe durch eine publiciſtiſch ſtipulirte Form der Leiſtung zu einer Staatsvertrags-Obliegenheit zu ſtempeln. Die Urkunde iſt eine Auf-

ſtellung allgemeiner, über alle Willkür erhabener Grundſätze, welche jeder Souverain, indem er der Acte vom 26ſten September beitritt, für die ſeinigen erklärt. Daher bedurften weder die Haupt- noch die Beitrittsacten (außer in Republiken, wie in der Schweiz), irgend einer der gewöhnlichen diplomatiſchen Förmlichkeiten. Sie wurden von den Souverainen allein verabredet, von ihnen allein unterzeichnet, von keinem Miniſter contraſignirt und von keiner Staatsbehörde beglaubigt. Der Papſt und der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika ſind, mit Ausnahme der Pforte, die einzigen Regierungen, welche der heiligen Allianz nicht beigetreten ſind. Ueber die geheimen Zwecke dieſes Bundes hat man viel gemuthmaßt; er hat keine, ſo wenig als geheime Artikel. Aber allerdings liegt in der Auslegung, die man ſeinen Worten geben will, alles, was die Herrſcher nach ihrer Anſicht für gerecht und weiſe halten. Indeß bedarf er, um in Wirkſamkeit zu treten, ſtets noch beſonderer Staatsverträge; folglich iſt er an ſich mehr ein politiſches Glaubensbekenntniß der Monarchen, als ein unmittelbares Werkzeug der Staatskunſt. Es ſcheint, daß die Frau v. Krüdener (ſ. d. Art.) zu der Entſtehung des heil. Bundes mitgewirkt habe. Wenigſtens hat ſie behauptet, daß ihre heilige Miſſion ein Erzeugniß deſſelben ſey. In jedem Fall wird der heilige Bund, wenn er auch nicht einen ewigen Frieden herſtellt, in der Geſchichte der europäiſchen Staatskunſt Epoche machen. Er begründet, wie der Verf. der kleinen Schrift: Was hofft Europa ſeit dem 3ten April 1814? die den 28ſten April 1814 erſchien, S. 93 vorausſah: „die Geſetzgebung des Völkerrechts für ganz Europa, ausgeſprochen im Namen der Völker durch Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm!“ — So erlebe denn die Menſchheit fortan nur mit Sieg gekrönte Vertheidigungskriege! —

Heilkunſt iſt die Kunſt, den kranken Zuſtand des Menſchen zu entfernen. Der Arzt muß zuerſt eine genaue Kenntniß von der Gattung der Krankheit erlangen, und dann ſich eine Idee bilden, ſowohl von dem wiederherzuſtellenden geſunden Zuſtande, als von der Möglichkeit und den Mitteln, ſolche Idee bei dem gegenwärtigen kranken Zuſtande zu realiſiren. Da dieſe Idee zuerſt gebildet, und dann erſt und zwar nicht durch den Begriff ſelbſt, ſondern durch fremden Stoff realiſirt wird, ſo tritt eben dadurch die Medicin in die Reihe der Künſte, folglich auch der Arzt in die Reihe der Künſtler. (Vergl. Arzneikunde, Arzt, Medicin.) ff.

Heilmethode, auch Curmethode genannt, heißt die Art, eine Cur, oder eigentlich einen Curplan auszuführen. Curplan iſt aber der Plan, den der Arzt zur methodiſchen Ausführung des Heilungsprozeſſes (ſo heißen die in einer gewiſſen Zeit ſchneller oder langſamer erfolgenden Veränderungen, welche die zur Bewirkung einer Cur angeordneten Heilmittel in dem kranken Körper hervorbringen) entwirft. Die Heilmethoden werden eingetheilt in allgemeine und ſpecielle, je nachdem ſie ſich auf einen allgemeinen, oder ſpeciellen krankhaften Zuſtand des Menſchen richten. So iſt die Methode gegen ſtheniſche und aſtheniſche Krankheiten überhaupt eine ganz allgemeine; in ſo fern wir ſie den verſchiedenen Krankheitsformen als Gattungen, z. E. Fiebern, Entzündungen, Ausſchlägen, anpaſſen, wird ſie generell; ſpeciell aber, wenn wir ſie nach einzelnen beſtimmten Krankheiten, z. E. dem Scharlach, den Pocken, der Hundswuth, einrichten. Eigentlich verlangt eine jede Krankheit eines jeden Individuums ihre

eigne Heilmethode, indem keine Krankheit mit einer andern völlig gleich, faſt eine jede mit mehrern oder wenigern Zeichen anderer Krankheiten verbunden iſt. Es zeigt von wahrer Kunſt des Arztes, eine der Krankheit völlig anpaſſende Heilmethode zu erſinden. Von jeher ſind auch bei ähnlichen Krankheiten nach der Verſchiedenheit der Aerzte und der Zeiten immer verſchiedene Heilmethoden angewendet worden, was von den verſchiedenen herrſchenden Syſtemen abhing, die wiederum durch den Zeitgeiſt, und namentlich durch den Standpunkt der Philoſophie, modificirt wurden. (S. Arzneikunde, Medicin.)

Heimfallsrecht, ſ. Aubaine (Droit d').

Hein, (Peter Peterſen), von unbekannter Abkunft, ſchwang ſich durch ſeine Tapferkeit zur Würde eines holländiſchen Großadmirals empor. Er war im J. 1577 geboren, ſtieg nach und nach bis zum Viceadmiral der oſtindiſchen Flotte und übernahm drei Jahre nachher den Oberbefehl. Er ſchlug die Spanier im J. 1626 an den Küſten von Braſilien, nahm mehrere Schiffe, und führte eine reiche Beute nach Holland. Das Jahr darauf nahm er die ſpaniſche Silberflotte, deren Werth auf 72 Millionen betrug, die koſtbaren Waaren, welche ſie führte, nicht mitgerechnet. Zur Belohnung ſo großer Thaten ward er im J. 1629 zum Großadmiral ernannt; einige Zeit darauf ward er in einem Gefecht mit zwei von Dünkirchen ausgelaufenen Schiffen getödtet.

Heineccius (Johann Gottlieb), ein berühmter humaniſtiſcher Juriſt, geboren den 11ten September 1680 zu Eiſenberg im Altenburgiſchen, ſtudirte anfangs zu Goslar und Leipzig Theologie, dann in Halle die Rechte, wurde daſelbſt 1713 Profeſſor der Philoſophie und 1721 der Rechte, ging 1724 in dieſer Eigenſchaft nach Franecker, und nach drei Jahren nach Frankfurt an der Oder, von da aber 1733 nochmals als Geheimerath und Profeſſor der Rechte und Philoſophie nach Halle, wo er den 21ſten Auguſt 1741 ſtarb. Er beſaß eine tiefe Einſicht in alle Theile der Rechtswiſſenſchaft, vornehmlich aber in die römiſchen und deutſchen Rechte, zu denen er ſich durch ein ernſthaftes Studium der Philoſophie vorbereitet hatte, und womit er eine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Völkergeſchichte verband. Von vorzüglicher Brauchbarkeit ſind noch immer ſein Syntagma antiquitatum romanarum jurispr. illustr., ſeine Hist. jur. civ. rom., ſein Dictionarium jurid. und verſchiedene andere Schriften. Ein claſſiſches Anſehen behaupteten ehemals und zum Theil noch jetzt ſeine zahlreichen juriſtiſchen Lehrbücher, die ſich unter andern durch logiſche Ordnung und eine reine Latinität auszeichnen. Sein Sohn, Johann Chriſtian Gottlieb, der Herausgeber mehrerer Schriften ſeines Vaters und einiger andern Rechtslehrer, war 1718 zu Halle geboren, ſtand lange als Profeſſor an der Ritterakademie zu Liegnitz, legte einige Jahre vor ſeinem Tode die Profeſſur nieder und ſtarb zu Sagan im Auguſt 1791.

Heinecke (Chriſtian Heinrich), ein berühmtes Wunderkind, geboren zu Lübeck 1721 und geſtorben 1725. Zehn Monate alt ſprach er bereits, wußte mit einem Jahre die Hauptbegebenheiten des Pentateuch, mit dreizehn Monaten des ganzen alten, und mit vierzehn Monaten auch des neuen Teſtaments. Drittehalb Jahr alt beantwortete er die Hauptfragen aus der alten und neuen Geſchichte und Geographie. Bald nachher ſprach er Lateiniſch und Franzöſiſch mit ziemlicher Fertigkeit. Vor ſeinem vierten Jahre kannte er alle Genealogien der

vorzüglichſten Fürſtenhäuſer von Europa. In Dänemark legte er vor dem Könige und dem ganzen Hofe Proben ſeiner mannichfaltigen Kenntniſſe ab. Aber bald nach dieſer Reiſe, als er ſchreiben lernte, ward er krank und ſtarb. Der Körperbau dieſes Kindes, das die Welt nach einem ſo kurzen Aufenthalt wieder verließ, war zu zart, als daß ihn die ungewöhnliche Geiſtesthätigkeit nicht hätte zerſtören müſſen. Faſt bis an ſeinen Tod nahm er keine andere Nahrung als die Milch ſeiner Amme. Martini hat im Jahr 1730 eine Abhandlung über dieſes Kind herausgegeben.

Heinecke (Samuel), Director des Taubſtummen-Inſtituts zu Leipzig, dem der Ruhm gebührt, im nördlichen Deutſchland zuerſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die bedauernswürdige Claſſe der Taubſtummen rege gemacht zu haben, und für ihren Unterricht thätig geweſen zu ſeyn, war zu Nautſchitz bei Weißenfels im J. 1725 geboren. Nachdem er bei ſeinen Aeltern bis in ſein vierundzwanzigſtes Jahr den Landbau getrieben hatte, kam er unter die churfürſtliche Leibgarde nach Dresden, wo er ſich zugleich einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erwarb, die er nachher, als er 1757 den Soldatenſtand verließ, auf der Univerſität Jena erweiterte. Hierauf war er zehn Jahre lang Hofmeiſter im gräflich Schimmelmanniſchen Hauſe zu Hamburg und erhielt ſodann die Cantorſtelle in Eppendorf. Er hatte ſchon vorher über den Unterricht der Taubſtummen nachgedacht, und da er in Eppendorf gerade einen ſolchen fand, ſo gab ihm dieß Gelegenheit, eine beſſere Methode, als man bisher angewandt hatte, in Ausübung zu bringen. Der Ruf davon verbreitete ſich, man ſchickte ihm aus verſchiedenen Gegenden dergleichen Unglückliche zu, und im Jahr 1778 erhielt er von dem damaligen Churfürſten von Sachſen den Ruf, ein Taubſtummen-Inſtitut in Leipzig zu errichten, dem er bis an ſeinen Tod, den 30ſten April 1790, vorſtand. Er ſoll ſehr glückliche Proben von ſeinem Talent, Taubſtumme zu unterrichten, abgelegt haben; nur ſchien er ſeine Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln, wie denn überhaupt ſein Betragen das Gepräge ſeiner frühern Schickſale und einer erſt ſpät erhaltenen literariſchen Bildung an ſich trug. Zugleich hat er ſich als einen rüſtigen Schriftſteller gezeigt.

Heinitz (Anton Friedrich, Freiherr von), königlich preußiſcher Staatsminiſter, war geboren den 14ten Mai 1724 und ſtarb im Jahr 1802 in einem Alter von ſiebenundſiebenzig Jahren. Er iſt einer derjenigen preußiſchen Staatsminiſter, welche auf die Ausbildung der innern Induſtrie, auf die Vervollkommnung der ganzen Staatswirthſchaft den bedeutendſten Einfluß gehabt haben. Er erhielt ſeine erſte Bildung in Dresden, beſuchte dann Pforte, widmete ſich darauf dem Bergbaue, ſtudirte zu dieſem Zwecke in Freiberg und trat ins practiſche Leben durch eine Anſtellung im Braunſchweigiſchen. 1763 erhielt er einen Ruf nach Dresden, nachdem er kurz vorher den Plan zu einer in Freiberg zu errichtenden Bergbauakademie eingereicht hatte, der durch ihn auch glücklich ausgeführt wurde und deſſen nützliche Folgen ſich über alle cultivirten Länder ausgebreitet haben. Seine geſchwächte Geſundheit bewog ihn, 1774 alle ſeine Aemter niederzulegen, um ſich bloß den Wiſſenſchaften zu widmen. Er unternahm 1776—1777 eine Reiſe nach Frankreich und England. Eine Frucht dieſer Reiſe war ſeine treffliche Schrift: Essai d'Economie politique. Nach der Zurückkunft von dieſer Reiſe rief ihn Friedrich der Große als Staatsminiſter und Chef des Bergwerks- und Hütten-Departements

in ſeine Dienſte. Heinitz entſprach ganz den Erwartungen des großen Königs, und ſeine Verdienſte um das Berg- und Hüttenweſen, beſonders im Schleſiſchen, gehören zu den ausgezeichnetſten. Von König Friedrich Wilhelm II. wurden ſeine Verdienſte nicht minder erkannt. Dieſer übertrug ihm unter andern auch die Curatel über die Akademie der Künſte; auch war er 1787 zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt worden, wie er es von einer großen Anzahl gelehrter Geſellſchaften in und außer Deutſchland, ja ſelbſt der phyſikaliſchen Geſellſchaft in Philadelphia war.

Heinrich. Mehrere europäiſche Staaten haben Regenten des Namens Heinrich gehabt. Deutſchland hatte ſieben Kaiſer, Frankreich vier, England acht Könige dieſes Namens, und mehrere Fürſten und Helden aus dem bayeriſchen, braunſchweigiſchen, preußiſchen und portugieſiſchen Hauſe haben ihn merkwürdig in der Geſchichte gemacht. Heinrich der Reiche, der entweder von dem Kaiſer Friedrich I. oder deſſen Sohn Heinrich VI. den größten Theil des heutigen Voigtlandes mit dem Recht erhielt, daſſelbe auf ſeine Söhne zu vererben, ſoll zu Ehren Heinrichs VI. das Familiengeſetz gegeben haben, daß ſeine Nachkommen für immer den einzigen Taufnamen Heinrich führen ſollten; wenigſtens iſt dieß der einzige Taufname derſelben ſeit dieſen Zeiten. S. Reuß. — Von den wichtigſten der Heinriche handeln die folgenden Artikel.

Heinrich I., der Finkler oder Vogelfänger — ein Beiname, den er nach dem Zeugniſſe älterer Schriftſteller, von dem Umſtande erhielt, daß die Geſandten der deutſchen Fürſten, die ihm ſeine Wahl zum König ankündigten, ihn beim Vogelheerd antrafen, — war der Sohn Otto's des Erlauchten, Herzogs von Sachſen, der die ihm (912) angetragene königliche Würde abgelehnt hatte. Heinrich wurde nach dem Tode ſeines Vaters Herzog von Sachſen, war mächtig, angeſehen und kriegeriſch. König Conrad I. wollte ihm, um ſeine Macht zu ſchwächen, einen Theil der Länder entziehen, über die ſein Vater regiert hatte, aber der Krieg, in den er dadurch mit Heinrich gerieth, fiel unglücklich für ihn aus, und Heinrich blieb im Beſitz des ganzen Herzogthums. Conrad empfahl vor ſeinem Tode den deutſchen Fürſten Heinrichen als den würdigſten zur deutſchen Krone, und als denjenigen, der am beſten im Stande wäre, Ordnung in Deutſchland herzuſtellen, und ſo wurde Heinrich (919) zu Fritzlar gewählt. Eine glückliche Wahl! denn Heinrichs Regierung wurde für Deutſchland wohlthätig. Er hatte Unruhen im Innern, und Feinde von außen zu bekämpfen; durch ſein Anſehn, kluge Einrichtungen und Tapferkeit bewirkte er beides. Die Herzoge von Schwaben und Bayern wurden bald genöthigt, ſich zu unterwerfen. Das vorhin von den Weſtfranken von Deutſchland abgeriſſene Lothringen vereinigte Heinrich (923) wieder mit dem deutſchen Reiche, und ließ es durch einen Herzog regieren. Während der vorherigen Unruhen in Deutſchland hatten die Ungarn, ohne großen Widerſtand zu finden, öfters verwüſtende Einfälle gemacht und einen jährlichen Tribut erzwungen. Ein Heerführer der Ungarn war gefangen worden; Heinrich ließ ihn ohne Löſegeld frei und bewirkte dadurch (924) einen neunjährigen Stillſtand mit dieſen Barbaren, ohne einen Tribut zu zahlen. Dieſe Zeit der Ruhe benutzte Heinrich ſehr weiſe; er verbeſſerte die Kriegskunſt der Deutſchen, übte die Truppen fleißig in den Waffen, und gab beſonders der Reiterei, die, geharniſcht und ſchwerfällig, gegen die den leichten

ungariſchen Reitern eigenthümliche Art zu fechten bisher nichts hatte ausrichten können, eine andere Einrichtung. Eine der vorzüglichſten Anſtalten im nördlichen Deutſchland, die Heinrich zur Beſchützung des Reichs machte, war, daß er die bereits vorhandenen Städte — größtentheils nur ein Haufen Hütten von Holz und Lehm, mit einem Erdwall und Graben umgeben — beſſer befeſtigen ließ, und offne Oerter mit Mauern einſchloß. In dieſe Städte nun mußte der neunte Mann von den auf dem Lande wohnenden Edelleuten und Freigebornen ziehen, daſelbſt für die außerhalb der Städte bleibenden, auf den Fall eines feindlichen Angriffs, Wohnungen bereit halten, und die vom Lande dahin gebrachten Vorräthe an Lebensmitteln aufbewahren. Alle Volksverſammlungen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathſchlagen oder ſich zu vergnügen, verlegte er in die Städte. Durch dieſe Einrichtung bildete ſich nach und nach in den Städten ein dritter Stand, dem Deutſchland, eben ſo wie in andern Ländern, hauptſächlich ſeine Cultur verdankt, denn in den Städten entſtanden Handwerke, Fabriken, Manufacturen und Handel, und bildeten ſich fortſchreitend aus. — Während Heinrich die innere Verfaſſung Deutſchlands thätigſt beförderte, ſchaffte er auch auf andern Seiten den Gränzen Sicherheit. Um die Einfälle der Normänner oder Dänen zu verhindern, bekriegte er ſie in ihrem eignen Lande, erweiterte dadurch die Gränzen Deutſchlands über die Eider bis Schleswig, ſtiftete da eine ſächſiſche Pflanzſtadt und ſetzte einen Markgrafen ein. Verſchiedene ſlaviſche und wendiſche Völkerſtämme in der Mark und in Meißen (Dalemaeier, die bisherigen Bundesgenoſſen der Ungarn), ſo wie die Böhmen, zwang er, ſich ihm zu unterwerfen. Als der neunjährige Waffenſtillſtand mit den Ungarn zu Ende ging, verweigerte er den von ihnen verlangten Tribut. Da drangen ſie mit zwei Heeren durch Thüringen und Sachſen ein, wurden aber von Heinrich bei Sondersheim und bei Merſeburg, welches letztere ſie belagerten (933 und 934), gänzlich geſchlagen. Mit Verluſt aller ihrer gemachten Beute und Gefangenen mußten ſie fliehen. Dieſer Sieg war die Frucht des durch Heinrich verbeſſerten Kriegsweſens und des Anſehens, das er ſich bei den Deutſchen, die ihn nun willig unterſtützten, erworben hatte. Die Ungarn wagten lange Zeit hindurch nicht, ihre Einfälle in Deutſchland zu wiederholen. Daß Heinrich zum Andenken dieſes Sieges die Thurniere eingeführt oder doch erneuert habe, iſt ſchwer zu beweiſen; kriegeriſche Wettkämpfe waren ſchon früher gewöhnlich, und das eigentliche Vaterland der Thurniere ſcheint wohl Frankreich zu ſeyn. — Nach dieſen glücklich beendigten Kriegen wollte Heinrich einen Zug nach Italien unternehmen, um ſich in Rom als Kaiſer krönen zu laſſen. Sein Tod verhinderte dieß. Heinrich ſtarb, etwas über ſechzig Jahr alt, nach einer ſechzehnjährigen glücklichen und ruhmvollen Regierung, im Jahr 936 zu Memleben, und wurde zu Quedlinburg in dem von ihm errichteten Stifte feierlich begraben. Er war ein an Geiſt und Körper vorzüglicher Regent. Sein natürlicher heller Verſtand erſetzte den gänzlichen Mangel an wiſſenſchaftlicher Bildung. Die Vorwürfe, die ihm gemacht werden, betreffen ſeine Prachtliebe und die Fehler des Temperaments. Was er begonnen hatte, ſetzte ſein großer Sohn und Nachfolger, Otto I. rühmlich fort. Gh.

Heinrich III., Sohn des Kaiſers Konrad II. aus dem Hauſe der ſaliſchen Franken, geboren 1017, folgte, da er ſchon früher

(1027) zum Könige gewählt worden war, ſeinem Vater (1039) in der Kaiſerwürde. Ihm hatte die Natur die Talente, und die Erziehung den Charakter zu einem alles feſt zuſammenhaltenden Regenten gegeben. Die Kirche in allen ihren Theilen mußte ihre Abhängigkeit von ihm erkennen. Sein erſter Zug über die Alpen (1046) ſetzte drei Päpſte ab und einen neuen ein (Clemens II.), und gründete ſeine Mitwirkung zu der Wahl des römiſchen Biſchofs ſo feſt, daß, ſo lange er lebte, die Römer ihren Biſchofsſtuhl nur nach ſeinem Willen beſetzten. Die übrige Geiſtlichkeit ſtand immer unter ſeiner ſtrengen, aber auch gerechten Oberaufſicht. In allen Theilen ſeines deutſchen, italieniſchen und burgundiſchen Reichs durfte ohne Rückſprache mit ihm kein geiſtliches Amt von Bedeutung vergeben, oder über Kirchengut eigenmächtig geſchaltet werden. Den weltlichen Herrenſtand hielt er nicht bloß männlich in Abhängigkeit, ſondern ſogar förmlich unterjocht. Die Herzogthümer und Grafſchaften beſetzte er und ließ ſie unbeſetzt, wie es ihm beliebte; nach und nach ſollten die Deutſchen von der Vorſtellung entwöhnt werden, daß Herzoge zur Regierung Deutſchlands nöthig wären, damit ſich endlich ohne Anſtoß das ganze Reich in eine von dem König allein abhängige Monarchie verwandeln ließe. Heinrich regierte durchaus willkührlich, bewies aber in allem, was er unternahm, einen feſten und ſtandhaften Muth. Alle Stände wurden zuletzt über ihn mißvergnügt; doch gaben ihm die Geiſtlichen, wegen ſeiner faſt abergläubiſchen Frömmigkeit, die vielleicht nur Scheinheiligkeit war, Beifall und den Beinamen des Frommen. Heinrich ſtarb den 5ten October 1056 zu Bothfeld, nachdem er drei Jahre vorher ſeinen Sohn zum Nachfolger hatte wählen laſſen. Dieſer Sohn war

Heinrich IV., beim Ableben ſeines Vaters noch ein Kind von fünf Jahren. Er ſtand zuerſt unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Agnes, der er aber bald durch die Liſt des Erzbiſchofs Hanno von Cöln, welcher den jungen Prinzen bei einer Luſtfahrt auf dem Rheine nach Cöln entführte, entzogen wurde. Hanno bemächtigte ſich nun in Verbindung mit den Erzbiſchöfen von Mainz und Bremen der Reichsadminiſtration. Heinrich übernahm im funfzehnten Jahre auf dem Reichstage zu Goslar ſelbſt die Regierungsgeſchäfte, aber der Einfluß, den Adalbert, Erzbiſchof von Bremen, auf ihn hatte, und die ſchädlichen Grundſätze, die er ihm beibrachte, erregten bald ein großes Mißvergnügen gegen Heinrich. Dieſes wurde beſonders in Sachſen ſehr laut, wo Heinrich viele Gewaltthätigkeiten verübte, verſchiedene von ſeinen Vorgängern ertheilte Privilegien einzog, und, um die Sachſen zu bändigen, auf allen Hügeln und Bergen Schlöſſer erbaute, deren Beſatzungen das Land ſehr plagten. Die Sachſen verbanden ſich mit den Thüringern, die auf gleiche Art gedrückt wurden, und da Heinrich ihre ernſtlichen Vorſtellungen mit Härte und Verachtung zurückgewieſen hatte, griffen ſie (1073) zu den Waffen, nöthigten Heinrichen aus Sachſen zu flüchten, und zerſtörten eine Menge der von ihm erbauten Schlöſſer. Heinrich war gezwungen (1073), einen Vergleich mit den Sachſen einzugehen, und in die Zerſtörung der übrigen Schlöſſer, ſelbſt der Hartsburg, zu willigen, doch ſollten die bei der letztern befindlichen Gebäude und die Kirche ſtehen bleiben. Als aber auch dieſe von einen gemeinen Haufen zerſtört worden war, verklagte Heinrich ſehr unweiſe die Sachſen als

Kirchenſchänder bei dem Papſte, und gab ſelbſt dadurch dieſem Gelegenheit, ſich in der Sache zum Richter aufzuwerfen. Die Sachſen erboten ſich zwar deßwegen zu jeder Genugthuung; aber Heinrich überzog ſie unvermuthet mit einem mächtigen Kriegsheere, und griff ſie (den 7ten Aug. 1057) an der Unſtrut bei Langenſalza an, wo ſie eine große Niederlage erlitten. Die Sachſen unterwarfen ſich nun, aber Heinrich nahm alle ihre Fürſten und Großen gefangen, ſchickte ſie in andere Länder, und behandelte das Volk als ein erzürnter Sieger. Die ſo ſehr gedrückten Sachſen ſtellten nun bei dem Papſte auf die bei demſelben von Heinrichen wieder ſie angebrachte Klage eine Gegenklage an. Auf den päpſtlichen Stuhl war erſt vor einigen Jahren, ohne Genehmigung des kaiſerlichen Hofes, die ſpäter durch Liſt erhalten wurde, Gregor VII. (Hildebrand) erhoben worden, ein verſchmitzter, herrſchſüchtiger Mann, bis zur Verwegenheit kühn und jedem Widerſtande trotzend, der gleich anfangs den Entſchluß gefaßt hatte, ſich alles zu unterwerfen, und zum Herrn der ganzen Welt zu machen. Mit Freuden benutzte daher Gregor dieſe Gelegenheit, ſeine Macht zu vergrößern, und foderte (1076) Heinrichen, bei Strafe des Bannes, vor ſeinen Richterſtuhl zur Verantwortung wegen der Anklage der Sachſen. Heinrich achtete ſo wenig auf dieſe Drohung, daß er die auf ſeinen Befehl zu Worms verſammelten Biſchöfe bewog, dem Papſt den Gehorſam aufzukündigen. Aber Gregor ſprach den Bann wider Heinrich aus, und alle ſeine Unterthanen des ihm geleiſteten Eides frei. Dies wirkte bei dem großen Mißvergnügen, das Heinrich gegen ſich erregt hatte, ſo ſtark, daß er ſich bald verlaſſen und in Gefahr ſah, alles zu verlieren. In dieſer Verlegenheit mußte er ſich entſchließen, nach Italien zu gehen, um von dem päpſtlichen Banne losgeſprochen zu werden. Zu Canoſſa, im Modeneſiſchen unweit Reggio, einem feſten Schloſſe der Markgräfin von Toscana Mathilde, der Freundin Gregors VII., traf er dieſen, der ſich zu ſeiner eigenen Sicherheit dahin begeben hatte. Drei Tage nach einander erſchien Heinrich im Coſtum eines Büßenden im Schloßhofe zu Canoſſa, ehe er Gehör beim Papſte erhalten konnte. Nur unter den härteſten Bedingungen, ſich, wenn es der Papſt verlangte, zu ſtellen, der Regierung bis dahin ſich zu enthalten, dem Papſte in allem gehorſam zu ſeyn, u. dergl., wurde Heinrich von dem Bann losgeſprochen. Dieſes übermüthige Benehmen des eitlen Papſtes brachte eine entgegengeſetzte Wirkung hervor. Die italieniſchen Großen, längſt ſchon mit Gregor VII. unzufrieden und deſſen Abſetzung wünſchend, ſammelten ſich um Heinrichen, der jene harten Bedingungen zu erfüllen nicht geſonnen war, und boten ihm ihren Beiſtand an. Die deutſchen Fürſten hatten unterdeſſen, auf Veranlaſſung des Papſtes, zu Forchheim (1077) den Herzog Rudolph von Schwaben zum Könige gewählt. Heinrich eilte nun nach Deutſchland zurück, und war ſo glücklich, ſeinen Gegner Rudolph zu beſiegen, der in der Schlacht (d. 18ten October 1080) das Leben verlor. Heinrichs nachherige Gegner, Hermann von Luxemburg, und Eckbert, Markgraf von Thüringen, konnten noch weniger gegen ihn ausrichten. Der Papſt Gregor ging unterdeſſen in ſeinen Anmaßungen immer weiter, entzog den deutſchen Königen das Recht der Inveſtitur der Biſchöfe (Belehnung mit Stab und Ring) und belegte Heinrichen aufs neue mit dem Kirchenbann, ward aber auch auf dem Concilio zu Brixen (1080) von den deutſchen und italieniſchen Biſchöfen

als Ketzer und Zauberer förmlich abgeſetzt. Heinrich ging (1081) mit einem Heere nach Italien, um Rache an Gregor, der ſich in der Engelsburg einſchloß, zu nehmen, und ließ ſich von dem von ihm eingeſetzten Papſt, Clemens III., zu Rom krönen. Gregor VII. fand Zuflucht bei den Normännern in Calabrien, und ſtarb (1085) zu Salerno arm und verachtet. Das Mißvergnügen in Deutſchland gegen Heinrich hatte noch nicht aufgehört; ſein älteſter Sohn Konrad trat als erklärter Gegner wider ihn auf, konnte ſich aber nicht lange behaupten, und ſtarb, von ſeinen Anhängern verlaſſen, (1101) zu Florenz. Heinrich bewirkte es, daß die deutſchen Fürſten (1097) ſeinen zweiten Sohn Heinrich zu ſeinem Nachfolger wählten und krönten. Aber dieſer achtete den geleiſteten Eid, bei Lebenszeiten des Vaters ſich nicht in Regierungsſachen zu miſchen, nicht, ſondern ließ ſich zur Untreue gegen ſeinen Vater verleiten. Mit Liſt bemächtigte er ſich erſt der Perſon des Vaters (1105) und zwang ihn nachher zu Ingelheim, die Regierung niederzulegen. Heinrich IV. verſuchte zwar noch einmal, auf den großen Schauplatz aufzutreten, aber von Allen verlaſſen, endigte er ſein Leben und Leiden (den 7ten Auguſt 1106) zu Lüttich in größter Dürftigkeit, und wurde, weil er im Bann geſtorben war, erſt fünf Jahre nachher zu Speyer ordentlich begraben. Heinrich IV. hatte von Natur gute Anlagen, Klugheit und Muth, aber durch ſeine fehlerhafte Erziehung war er ganz verdorben, und zu ſeinem eignen Unglücke höchſt unbeugſam worden. Er war ein guter Krieger, und aus 62 Feldſchlachten immer ſiegreich zurückgekommen. Hätte er nicht ſelbſt ſich ſo viel Unglück bereitet, und einen weniger furchtbaren Gegner als Gregor VII. gehabt, er würde gewiß die Verfaſſung Deutſchlands ganz umgeändert haben. Gh.

Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon, Herzogs von Vendome, und der Johanna d'Albert, Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, wurde 1553 am 4ten December zu Pau im Béarn (Departement des Baſſes Pyrénées) geboren. Nach dem Willen ſeines Großvaters mütterlicher Seite gab man dem jungen Heinrich eine für jene Zeiten ſehr zweckmäßige Erziehung, gewöhnte ihn, alle Beſchwerden zu ertragen, übte ihn früh in ritterlichen Beſchäftigungen, und ſtärkte dadurch ſeinen Geiſt zu künftigen Großthaten. Seine Mutter verließ nach ihres Gemals Tode den franzöſiſchen Hof, wo ſie vor den rachſüchtigen Planen der Königin Catharina nicht ſicher war, zog ſich nach Bearn in ihr Erbfürſtenthum zurück, erklärte ſich dort öffentlich für die Partei der Hugenotten, und gab ihrem Sohn einen trefflichen Erzieher in der Perſon des berühmten la Gaucherie, deſſen Nachfolger Florent Chreſtien, ein ſehr eifriger Proteſtant, wurde. Als der Prinz elf Jahr alt war, ſah er ſich genöthigt, wieder am franzöſiſchen Hofe zu erſcheinen. Ein ſchändliches Project der Guiſen, welche, einverſtanden mit Philipp II. von Spanien, Nieder-Navarra, Heinrichs Erbtheil, erobern und den jungen Heinrich in des ſpaniſchen Tyrannen Gewalt liefern wollten, wurde von der ſcharfſichtigen Königin Eliſabeth von England entdeckt und vereitelt. Noch nicht 16 Jahre alt, ſtellte die heldenmüthige Johanna ihren Sohn an die Spitze der in der Schlacht bei Jarnac (1568) geſchlagenen hugenottiſchen Armee, und der Jüngling leiſtete feierlich den Eid, ſeine Religion und die gemeinſchaftliche Sache der Gewiſſensfreiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das

dadurch ermuthigte, von Admiral von Coligny befehligte Heer rief den jungen Heinrich zum Generaliſſimus aus, und ungeachtet der neuen Niederlage bei Montcontour, erhielten die Hugenotten einen vortheilhaften Frieden zu St. Germain en Laye. Heinrich bereiſ'te nun ſein Land, unterrichtete ſich von den wahren Bedürfniſſen ſeiner Unterthanen, ſah ihre Leiden in der Nähe, und faßte den edlen Vorſatz, ſolche mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte zu mildern, um den Namen eines guten Fürſten rechtmäßig zu verdienen. Heldenmuth, großherzige, über jede kleinliche Beleidigung erhabene und von aller Rachſucht weit entfernte Geſinnungen, ein ſanftes theilnehmendes Herz, verbunden mit vorzüglicher Neigung zum ſchönen Geſchlechte, und einem feurigen, doch lenkbaren Temperament, bemerkte man ſchon damals als Hauptzüge ſeines Charakters; dieſer ſchöne Charakter wurde in der Schule früher Leiden ſchnell ausgebildet zum feſten männlichen Sinne. Der ſcheußliche Plan, alle Hugenotten in Frankreich mit einem Schlage zu zerſchmettern, war bereits von der blutdürſtigen Catharina entworfen, und ihr ſchwacher Sohn, König Carl IX., zur Einwilligung dazu bewogen worden. Das Project konnte aber nicht anders ausgeführt werden, als wenn ſämmtliche Häupter der hugenottiſchen Partei in Paris verſammelt wurden. Unter dem Vorwande, beide Parteien zu vereinigen, ward die Vermählung Heinrichs mit Margarethen von Valois, jüngſter Schweſter Carls IX. der Königin Johanna angetragen, und von dieſer angenommen. Während der Vorbereitung zum glänzenden Vermählungsfeſte ſtarb Heinrichs Mutter zu Paris, nicht ohne gegründeten Verdacht der Vergiftung. Heinrich nahm jetzt den Titel eines Königs von Navarra an; ſeine Vermählung wurde am 18ten Auguſt 1572 vollzogen, und Heinrich dabei, wie vorher feſtgeſetzt worden war, für ſeine Perſon der Beobachtung aller in der catholiſchen Kirche üblichen Ceremonien überhoben. In der Nacht vom 24ſten zum 25ſten Auguſt wurde der ſchreckliche Plan, die Hugenotten zu ermorden, ausgeführt (ſ. d. Art. Bluthochzeit). Heinrich und Condé mußten, um ſich zu retten, ſich äußerlich zum catholiſchen Glauben bekennen; aber der blutgierigen Königin Catharina war Heinrichs Rettung höchlich zuwider. Sie ſuchte, um ihn deſto gewiſſer zu verderben, ſeine Ehe mit Margarethen zu trennen. Als dies mißlang, dachte ſie nur darauf, des Jünglings edle Seele durch die Vergnügungen eines üppigen Hofes zu verderben, und Heinrich wurde wirklich ein ausſchweifender Jüngling, deſſen Liebſchaften faſt täglich wechſelten. Doch blieb der Grund ſeines Herzens rein, und unbefleckt vom Laſter. Im J. 1576 benutzte er eine Jagd, um vom Hofe zu entfliehen; er ſtellte ſich an die Spitze der Hugenotten, und bekannte ſich wieder öffentlich zur proteſtantiſchen Kirche. Die Königin Catharina, welche nach Carls IX. Tode auch für ſeinen Nachfolger Heinrich III. herrſchte, hielt es daher für gerathen, mit den Hugenotten einen Frieden zu ſchließen, der ihnen freie Religionsübung ſicherte (1576). Dadurch erbittert, errichteten die eifrigen Catholiken (1585) jene berüchtigte Ligue, die der König beſtätigen mußte, und an deren Spitze der Herzog Heinrich von Guiſe ſtand. Bald darauf brach die Religionsfehde mit neuer Wuth los, und Heinrich ſchlug 1587 mit geringer Macht das Heer der Ligue bei Coutras. Auch König Heinrich III. war jetzt der mächtigen Liguiſtenpartei verdächtig geworden, und bei der Verſammlung der Stände zu Blois (1588)

arbeiteten die Guiſen und ihre Partei eifrigſt daran, die königliche Gewalt ganz zu vernichten. Die Sorbonne erließ ein Decret, welches Heinrichs III. Unterthanen vom Eide der Treue losſprach, und der Papſt Sixtus V. that den König in den Bann, weil er den Cardinal Guiſe hatte umbringen laſſen. Es blieb daher dem ſchwachen und ſchlecht geleiteten Monarchen (ſelbſt nach dem Rath der ſterbenden Catharina) zu ſeiner Rettung nichts als Ausſöhnung und Freundſchaft mit Heinrich von Navarra übrig. Nachdem beide ſich zu Tours vereinigt hatten, erhielten ſie bald das Uebergewicht gegen die Liguiſten, und Heinrich III. rückte vor Paris, um die aufrühreriſche Stadt zu züchtigen, fand aber im Lager zu St. Cloud ſeinen Tod. Seine letzten Befehle an den verſammelten Adel waren: Heinrich von Navarra als rechtmäßigen Nachfolger auf Frankreichs Thron anzuerkennen und treu ſein Recht zu behaupten. Heinrich IV., jetzt rechtmäßiger König von Frankreich, fand indeſſen unzählige Schwierigkeiten, ſein Recht geltend zu machen. Daß er zum Proteſtantismus ſich bekannte, war ein Haupthinderniß, und dieſes wurde von allen Mitbewerbern um die Krone benutzt, um die Herzen der Catholiken von ihm abwendig zu machen. An der Spitze der Gegenpartei ſtand der Herzog von Mayenne; aber auch Philipp II. von Spanien trachtete nach der franzöſiſchen Krone, und ſandte den Liguiſten ein beträchtliches Hülfsheer. Heinrich IV. ſchlug die Armee der Ligue zuerſt in der merkwürdigen Schlacht bei Arques, und vollendete ihre Niederlage durch die berühmte Schlacht bei Ivri. Eine Folge dieſer Siege war die Blocade von Paris, und ſchon ſtand Heinrich IV. auf dem Punkte, die fanatiſchen Pariſer durch Hunger zur Ergebung zu zwingen, als der ſpaniſche Heerführer, Alexander, Herzog von Parma, durch geſchickte Manövers ihn nöthigte, die Blocade aufzuheben. Immer ſtärker überzeugt, daß es ihm ohne Annahme des catholiſchen Kirchenglaubens nie gelingen werde, zum ruhigen Beſitz des franzöſiſchen Throns zu gelangen, gab Heinrich endlich den Bitten ſeiner Getreuen ſo weit nach, daß er erklärte, ſich in den Lehren der römiſchen Kirche unterrichten laſſen zu wollen, und am 25ſten Juli 1593 legte er in der Kirche zu St. Denys das catholiſche Glaubensbekenntniß wirklich ab. Er entging glücklich der Gefahr eines meuchelmörderiſchen Angriffs, wurde (1594) zu Chartres feierlich zum Könige geſalbt, und hielt unter Zujauchzen des Volks ſeinen Einzug in die Hauptſtadt, aus welcher die ſpaniſchen Truppen ſchimpflich entweichen mußten. Nachdem Heinrich auch die Zuſtimmung und Abſolution des Papſtes erhalten hatte, wurden alle Parteien in Frankreich beſänftigt. Um Spaniens Stolz und Uebermacht zu demüthigen, ſchloß Heinrich mit England und Holland ein Angriffsbündniß; der Krieg gegen Spanien wurde durch den Frieden zu Vervins (1598) für Frankreich vortheilhaft geendigt. Heinrich benutzte die darauf folgende Ruhe, um den innern Wohlſtand ſeines Reichs, beſonders die ſehr zerrütteten Finanzen, zu verbeſſern, welches ihm auch, mit dem Beiſtande ſeines großen Miniſters Sully ſo vollkommen gelang, daß 330 Millionen Livres Staatsſchulden bezahlt, und 40 Millionen im Schatz aufgeſpart werden konnten. Heinrichs Ehe mit Margarethen von Valois wurde durch Sully's Vermittlung getrennt; der Papſt gab ſeine Zuſtimmung, und der König ſchloß ein neues Ehebündniß mit Marien von Medicis, der Nichte des damaligen Großherzogs von Toscana. Häusliche Leiden aller Art ent-

ſtanden aus dieſer unglücklichen Verbindung. Falſch, hinterliſtig, herrſch- und eiferſüchtig, verbitterte Marie Heinrichs Leben ſo unaufhörlich, daß er mehr als einmal den von Sully wieder vereitelten Entſchluß faßte, ſich auch von Marien ſcheiden zu laſſen. Die Geburt eines Thronerben (Ludwigs XIII.) verſöhnte ihn jedoch auf einige Zeit mit der Gemahlin. Andre Leiden drückten zugleich ſein ſanftes, ſtets zur Milde geſtimmtes Herz, am meiſten die Verſchwörung ſeines ehemaligen Freundes und Waffengefährten, des Marſchalls von Biron, den er gern retten wollte, aber wegen wiederholter Untreue vom Tode durch Henkers Hand nicht retten konnte. Nicht weniger ſchmerzhaft waren dem guten Könige die Verſchwörungen des Grafen von Auvergne, des Marſchalls von Bouillon und ſeiner eigenen Geliebten, der hinterliſtigen Entraigues. Denn er mußte ſtrafen, wo er ſo gern nur königliche Gnade hätte walten laſſen. Seinen ehemaligen Glaubensgenoſſen, den Proteſtanten, gab er (1598) durch das Edict von Nantes (ſ. Hugonotten) völlige Religionsfreiheit und politiſche Sicherheit. Um Spanien und Oeſterreich (gegen welches letztern Anmaßungen die Proteſtanten in Deutſchland bei Heinrich Hülfe ſuchten) zu demüthigen, entwarf er einen — vielleicht chimäriſchen Plan zu einem großen Bunde, und einer ganz veränderten Einrichtung der Staaten in Europa, wovon ein ewiger Friede die Folge ſeyn ſollte. Um dieſen Plan auszuführen, rüſtete er ſich zum Kriege, und war im Begriff, den Feldzug anzutreten. Während ſeiner Abweſenheit ſollte ſeine Gemahlin Marie Regentin ſeyn, und er ließ ſie deßwegen am 13ten Mai 1610 zu St. Denys krönen. Als Heinrich am folgenden Tage durch die Straßen von Paris fuhr, um die Anſtalten zu dem feierlichen Einzuge der Königin zu beſehn, wurde ſeine Kutſche in der Gaſſe de la Feronnerie durch zwei in einander gefahrene Karren aufgehalten. Dieſen Augenblick benutzte Ravaillac, um das längſt vorbereitete ungeheure Verbrechen auszuführen, indem er in den Wagentritt ſtieg, und mit einem langen zweiſchneidigen Meſſer Heinrichen zwei Stöße ins Herz verſetzte, die den beſten König, den Frankreich je hatte, auf der Stelle tödteten. Ravaillac entfloh nicht nach der gräßlichen That, wie er wohl gekonnt hätte. Man ergriff ihn, und das Parlament verdammte den fanatiſchen Böſewicht zu einer ſchrecklichen Todesſtrafe. Keine Marter vermochte zwar, ihm das Geſtändniß auszupreſſen, daß er Mitſchuldige gehabt, doch machten Nebenumſtände es wahrſcheinlich, daß der Streich vom ſpaniſchen Hofe veranlaßt, und vielleicht nicht ohne Mitwiſſen der herrſchſüchtigen Gemahlin des guten Heinrichs ausgeführt worden war. Heinrich hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Seine erſte Gemahlin hatte ihm keine Erben geſchenkt, aber von Marien waren zwei Söhne und drei Töchter vorhanden. Seine Maitreſſen, Gabrielle d'Eſtrées, Henriette de Balzac, Gräfin von Entraigues, Jacqueline, Gräfin von Moret, Charlotte des Eſſarts und Marie Henriette de Bourbon, Aebtiſſin von Chelles, hatten ihm zahlreiche Vaterfreuden gewährt. Gern überſah das franzöſiſche Volk dieſe Schwächen eines zu zärtlichen Temperaments; ſein edler humaner Sinn, ſeine väterliche Liebe gegen alle Unterthanen, ſeine wahrhaften Großthaten, ſein jeder freimüthig geſagten Wahrheit ſtets offenes Herz, auch wenn dieſe Aeußerungen ſeine eigenen Fehler beſtrafen, erhielten ſein Andenken im Segen bei der Nation, wie nie eines Königs vor oder nach ihm, und ſein Grundſatz: ich will, daß jeder Bauer alle Sonntage ein Huhn in ſeinem Topfe habe, pflanzte

ſich fort auf Kindeskinder, die den guten König mit dankbaren Thränen ſegneten. Selbſt im Sturme der Revolution blieb dies Gefühl dem Volke, das ſeine erſten Freiheitsfeſte bei dem Standbild des guten Heinrichs feierte, deſſen Andenken jetzt, bei Wiederherſtellung der alten Herrſcher Frankreichs, von neuem geſegnet wird. zz.

Heinrich II., einer der mächtigſten Könige von England, war ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou und Mathildens, der Tochter Heinrichs I. Früh reiften unter der Bildung des gelehrten und verſtändigen Roberts von Gloceſter ſeine herrlichen Anlagen. Er wurde Herzog von der Normandie, beim Tode ſeines Vaters Herr der Grafſchaften Anjou, Touraine und Maine und, durch ſeine Vermählung mit Eleonore von Guienne, des Herzogthums Guienne und Poitou, und vereinigte ſo in ſeinen Händen eine Macht, welche ſeine gegründeten Anſprüche auf die Krone Englands und ſeinen unternehmenden Geiſt hinlänglich unterſtützt haben würde, wenn nicht ſein kinderloſer Vorgänger Stephan ihn durch einen Vertrag als Sohn und Kronerben angenommen hätte. Im J. 1154 kam er auf den Thron Englands, den er durch Gerechtigkeit ehrwürdig machte. Er vertheilte England in ſechs Diſtricte, über die er ſo viele Richter verordnete, welche ſie zu beſtimmten Zeiten durchreiſen, und alle Urtheilsſprüche, welche Unwiſſenheit oder Leidenſchaft niedern Gerichten eingegeben, reformiren ſollten. Er begünſtigte die Städte, Kunſtfleiß und Handel; ſchon wurde die Londner Meſſe von vielen Fremden beſucht. Die Miliz beſtand aus 60,000 Mann zu Fuß und 20,000 Reitern; Carlisle, Montgomery und andere Gränzburgen hielten die alten Britten in Wales von Einfällen ab. Irland, ein Kampfplatz vieler Parteien, wurde für ihn eine leichte Eroberung. Nicht leicht würde ein Fürſt glücklicher geweſen ſeyn als Heinrich, wäre nicht der vornehmlich durch Thomas Becket (ſ. d. Art.) erregte Krieg mit der Kirche geweſen, den er hartnäckiger führen mußte, als ſeine Vorgänger. Ein zweites Unglück führte ſeine hochfahrende, ränkevolle und eiferſüchtige Gemahlin herbei, welche ihm ſeine Untreue nicht verzeihen konnte. Mochte er immerhin durch ein Gebäude mit labyrinthiſchen Gängen, welches er für die ſchöne Roſamunde von Klifford zu Woodſtock hatte aufführen laſſen, ſeiner Geliebten Mittel verliehen haben, ſich vor einem Ueberfall der wüthenden Eleonore zu retten, dem konnte er nicht begegnen, daß dieſe den Saamen der Zwietracht in die Herzen ſeiner Söhne ſtreute, und ſein Leben mit Kummer erfüllte. Eine Verſchwörung ſeiner Söhne kam zum Ausbruch, und die Ränke des franzöſiſchen Hofes unterhielten den Krieg der Söhne gegen den Vater. Zwar endigte dieſer Krieg glücklich für Heinrich, brach aber bald von neuem aus, und Heinrichs ganzes Leben war fortan eine Kette von Leiden. Auch ſein einziger treu geglaubter und von ihm innig geliebter Sohn Johann wurde abtrünnig von ihm. Kummer und Krankheit endeten Heinrichs Leben im J. 1189.

Heinrich V., Sohn Heinrichs IV., aus dem Hauſe Lancaſter, bewies in ſeiner Jugend als Kronprinz große Tapferkeit, beſonders in der entſcheidenden Schlacht gegen die Rebellen unter Percy Mortimer, machte ſich aber auch in Verbindung mit den liederlichſten Vagabunden der größten, ſeine hohe Würde gänzlich ſchändenden Ausſchweifungen ſchuldig, wobei er ſich einmal ſo ſehr vergaß, daß der erſte Richter des Reichs, Wilhelm Gascoigne, ihn gefänglich ver-

wahren ließ; ein Urtheil, dem ſich jedoch der zur Beſinnung gekommene Jüngling ohne Widerſetzlichkeit unterwarf. Nach ſeines Vaters Tode beſtieg er im Jahr 1413 den Thron, und nun ſchien eine Verwandlung mit ſeinem ganzen Weſen vorgegangen zu ſeyn. Er entfernte alle ehemaligen Ausſchweifungsgenoſſen, ſchenkte dem ſtrengen Richter, Wilhelm Gascoigne, ſeine ganze Achtung, und hörte fortan nur die Stimme der erfahrnen Räthe ſeines Vaters. Frankreich wurde damals durch die entſetzlichſten Unruhen zerrüttet, einen großen Theil des Reichs hatten ſchon früher die Engländer erobert, und Heinrich hielt es, um auch ſeines in Factionen zertheilten Volks Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände zu lenken, für nöthig, ſelbſt mit einem Heere von 30,000 Mann nach Frankreich überzuſetzen. Krankheiten der fürchterlichſten Art riſſen jedoch bald unter dem engliſchen Heere dergeſtalt ein, daß es bis auf ein Viertheil zuſammenſchmolz, und Heinrich zog ſich in dieſer traurigen Lage ſo eilig als möglich nach Calais zurück. Inzwiſchen hatte das franzöſiſche ungleich ſtärkere Heer dem ſeinigen bereits den Rückzug abgeſchnitten, und ſich in der Ebene von Azincourt (in der ehemaligen Normandie) dergeſtalt poſtirt, daß die bis auf 9000 Mann geſchmolzene, an allen Mund- und Kriegsbedürfniſſen höchſten Mangel leidende engliſche Armee einer unter ſolchen Umſtänden für ſie fürchterlichen Schlacht nicht mehr ausweichen konnte. Heinrich bot Frieden und Erſatz für allen angerichteten Schaden, wenn man ihn ruhig ziehen ließe; allein die Franzoſen, an deren Spitze der Dauphin und der Connetable des Reichs ſtanden, waren ihres Sieges ſo gewiß, daß ſie unbedingte Ergebung foderten. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, ſchrien alle Engländer, ſie wollten ſiegen oder ſterben; König Heinrich und der Herzog von York, dieſe Stimmung benutzend, ſtellten nun das engliſche Heer ſo, daß es, auf beiden Flanken durch Waldungen geſchützt, nicht umgangen werden konnte, und machten durch ihre trefflich geübten Bogenſchützen ſelbſt den Angriff auf die franzöſiſchen Schaaren. Dieſe, durch eine ſolche Kühnheit überraſcht, und noch nicht gehörig geordnet, geriethen bald in Unordnung; der ſtolze Adel warf ſich in der Flucht auf das Fußvolk, und riß es mit fort; der größte, ja ein faſt unglaublicher Sieg ward dadurch von den Engländern in wenigen Stunden erfochten. Sie ſelbſt hatten nur 40 Mann im Gefecht verloren, dagegen 10,000 Feinde getödtet, und 14,000 zu Gefangenen gemacht, von denen, nach der barbariſchen Sitte jener Zeiten, ein großer Theil niedergehauen wurde, weil die Engländer ſich zu ſchwach fühlten, ſo viele Gefangene zu bewachen. Dieſer berühmte Sieg bei Azincourt (im J. 1414) führte Heinrich V. zum Beſitz der franzöſiſchen Krone, die auf dem Haupte des geiſtesſchwachen Carls VI. ſchon lange geſchwankt hatte. Ein Vertrag ward geſchloſſen, dahin: Heinrich ſolle Carls Tochter, Catharina, zur Gemahlin, ihr Vater, ſo lange er lebte, noch die königliche Würde, und Heinrich ſogleich das Regiment erhalten. Nach des blödſinnigen Carls Tode ſolle dann Frankreich und England auf immer unter einem Scepter vereinigt, jedoch ein jedes Reich nach ſeinen eigenthümlichen Rechten und Gewohnheiten regiert werden. Nun ſchlug Heinrich ſeinen königlichen Sitz in Paris auf, und die Zeit des höchſten Glanzes der Engländer in Frankreich war gekommen, denn Catharina gebar ihrem Gemahl einen Sohn. Aber die ganze Herrlichkeit dauerte nicht lange; Heinrich ſtarb nach einer zehnjährigen Re-

gierung im 54ſten Jahre an einem ſchlecht behandelten Fiſtelſchaden zu Bois de Vincenne 1422. Die Zeit ſeiner Regierung in England ward noch dadurch ausgezeichnet, daß während derſelben die Wicleffitiſche Ketzerei, oder die Lehre der Lollards, unter dem Schutze Johann Oldcaſtle's feſte Wurzeln ſchlug, und ſich, allen blutigen Verfolgungen zum Trotze, unaufhaltſam ausbreitete. xx.

Heinrich VI. war neun Monat alt, als er durch den Tod ſeines Vaters Heinrich V. König von England und Frankreich wurde. Mit ſeiner Regierung eröffnete ſich eine 64jährige Reihe großer innerer Unruhen; denn Heinrich beſaß nicht das Talent zu regieren. Von Natur ſchwach und unentſchloſſen, folgte er bloß der Leitung Anderer. Der Verluſt der ſchönſten Beſitzungen in Frankreich war das geringſte Uebel. Alle weitere Entwickelung der Conſtitution wurde aufgehalten, aller Patriotismus verwandelte ſich in Parteigeiſt, und die Sitten des höhern Theils der Nation arteten in kriegeriſche Wildheit aus. Allein die Bauern gewannen dabei; die Leibeigenſchaft nahm ab, denn die Fälle kamen gar zu häufig, daß der Adel ſeine Landleute bewaffnen mußte. Das entſcheidendſte Unglück des ſchwachen Heinrichs VI. war ſeine Vermählung mit Margaretha von Anjou, Tochter des Titularkönigs von Neapel, Sicilien und Jeruſalem. Schon vorher hatte Wilhelm de la Pole, Graf von Suffolk, ein elender verrätheriſcher Miniſter, der mehr für Frankreichs als für Englands Nutzen ſorgte, den König völlig beherrſcht, jetzt, da auch die Königin ſeine Partei nahm, ſchien ſeine Herrſchaft ganz begründet. Der muthvolle Herzog Richard von York benutzte die Schwäche des Königs und faßte den kühnen Entſchluß, ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen. Suffolk mußte ſterben; und der Herzog ließ ſich zum Protector erklären, und, obſchon er in der Schlacht bei Wakefield blieb, ſo gingen doch alle ſeine Hoffnungen auf ſeinen Sohn Eduard über. Den 4ten März 1461 wurde dieſer zu London feierlich als König anerkannt. Heinrich VI. war ſo unbedeutend, daß Eduard (IV.) vorerſt nicht nothwendig fand, ihm das Leben zu nehmen. Auf eine kurze Zeit gelang es einer Partei, mit franzöſiſcher Hülfe den entſetzten Heinrich wieder auf den Thron zu bringen, durch den Herzog von Gloceſter aber wurde er den 14ten April 1471 ermordet. — Heinrich wollte, dem Geiſte ſeines Zeitalters gemäß, die Erfindung des Steins der Weiſen befördern, wahrſcheinlich um die Kronſchulden zu bezahlen, und ertheilte mehreren Perſonen königliche Freibriefe, um die Alchymie ungehindert treiben zu können.

Heinrich VII., Stifter des Hauſes Tudor, ward geboren im J. 1456. Nachdem er den Uſurpator Richard III. bei Bosworth geſchlagen und getödtet hatte (1485), beſtieg er den Thron von England, ohne ein genealogiſches Recht an denſelben zu haben. Verſchiedene Verſuche wurden gemacht, durch falſche Eduarde und Richarde, wozu man einen Bäckerjungen und einen jüdiſchen Proſelyten gebrauchte, ſeinen Thron wanken zu machen, allein gegen einen ſo planmäßigen, ſchlauen und entſchloſſenen König, als er war, konnte kein Prätendent aufkommen. Heinrich bekümmerte ſich wenig um die großen Bewegungen, die während ſeiner Regierung auf dem feſten Lande vorgingen. Er ſuchte mit Schottland Frieden zu haben, und ſchloß ſich an Spanien an, um Frankreich in Furcht zu halten; ſeine ganze Aufmerkſamkeit ging auf die innere Regierung ſeines Reichs. Dieſes erhielt nun Ruhe, die Sittenrohheit fing an ſich zu verlieren,

das Parlament dachte auf Verbeſſerung der Geſetze, das Recht der Freiſtätten in den Kirchen wurde beſchränkt, der Ackerbau beſchützt, und der Handel fing wieder an zu blühen. Noch mehr hätte geſchehen können, wäre Heinrich weniger beſorgt geweſen, Schätze zu ſammeln. Er war der erſte König von England, der eine Garde hatte. Die Britten ſetzen ihn in die Reihe ihrer groſsen Monarchen, und haben ihn den Salomo von England genannt. Er ſtarb den 21ſten April 1509.

Heinrich VIII. folgte (1509) als achtzehnjähriger Jüngling ſeinem ſtaatsklugen Vater, Heinrich VII., der ihm eine völlig ausgerüſtete Armee von 50,000 Mann, und beträchtliche Schätze hinterließ. Mit dieſen Mitteln trat er ruhmſüchtig der Allianz Papſt Julius II. und Ferdinands von Aragonien gegen Ludwig XII. von Frankreich bei, und fiel in Frankreich ein; verließ es aber nach einem zwar glänzenden, doch fruchtloſen Feldzuge, indem er ſich mit Ludwig wieder ausſöhnte. Wollüſtig, herrſchſüchtig und zu jeder Grauſamkeit geneigt, die ſeinen wilden Leidenſchaften freie Bahn machen konnte, überließ er ſich jetzt ganz der Leitung ſeines intriganten Günſtlings, des Cardinals Wolſey. Dieſer ſchmeichelte allen ſeinen Lüſten, und ſchaffte durch die gröbſten Erpreſſungen die dazu nöthigen Summen herbei, wovon der beſte Theil in ſeinen Seckel fiel. Der Tyrann wollte nun auch als Gelehrter und Theolog glänzen. Als daher Luthers groſses Unternehmen begann, wirkte Heinrich ſich vom Papſte die Erlaubniſs aus, Luthers Schriften, die bei Strafe des Kirchenbannes verboten waren, zu leſen, und eine Streitſchrift gegen Luther über die ſieben Sacramente erſchien unter des Königs Namen, obwohl Wolſey der eigentliche Verfaſſer derſelben ſeyn mochte. Sie wurde vom Papſte mit groſser Freude aufgenommen und dem Könige dafür der Ehrentitel: Beſchützer des Glaubens, ertheilt. Aber der kühne Luther kehrte ſich daran wenig, indem er den königlichen Schriftbelden ziemlich unſanft zurecht wies. Die römiſche Curie hatte ſelbſt nicht lange Urſach, ſich des ſo hochgeprieſenen Beſchützers des Glaubens zu erfreuen; denn er wurde bald ihr gefährlichſter Feind, weil ſie ſeine wilden Leidenſchaften nicht begünſtigen wollte. Heinrich liebte nämlich die ſchöne Anna Boulen, die Wittwe ſeines Bruders Arthur; und als dieſe ſchlechterdings auf die Bedingung der Ehe beſtand, begehrte Heinrich vom Papſte Clemens VII. nicht nur die Scheidung von ſeiner Gemahlin Catharina, ſondern ſogar Widerruf der Bulle, wodurch der vorige Papſt die Ehe mit des Bruders Witwe verboten hatte. Der Papſt, der weder ſein eignes Anſehn aufs Spiel ſetzen, noch Kaiſer Carl V., Catharinens nächſten Blutsverwandten, beleidigen mochte, zauderte. Die Verhandlungen über dieſe Sache dauerten einige Zeit ohne Erfolg fort, bis Heinrich endlich durchgriff, und durch den Erzbiſchof von Canterbury, Cranmer, mit Beiſtimmung des eingeſchüchterten Parlaments, ſeine Ehe mit Catharinen trennen ließ, und die ſchöne Anna heirathete. Heinrich verjagte nun die Mönche und hob die Klöſter auf; die reichen Einkünfte derſelben fielen ihm und ſeinen Günſtlingen zu. Bald nachher führte er den Kircheneid (Oath of Supremacy) ein, wodurch der König zum Oberhaupt der Kirche erklärt und jedermann vorgeſchrieben wurde, was er glauben ſollte. Papiſten und Proteſtanten wurden nun gleich heftig verfolgt, überall dampften Scheiterhaufen, und der edle Kanzler Thomas Morus und der fromme Biſchof Fiſher

wurden enthauptet, weil ſie die neuen wollüſtigen Leidenſchaften des Tyrannen zu billigen ſich weigerten. Er war nämlich ſeiner geliebten Anna überdrüßig geworden, wilde Leidenſchaft entflammte ihn neuerdings gegen Johanna Seymour. Anna wurde deßwegen des Ehebruchs und der lutheriſchen Ketzerei angeklagt. Ihre wohlgegründete Vertheidigung hörten die beſtochenen Richter nicht, ſondern Anna's Haupt fiel auf dem Schaffot durch den Scharfrichter von Calais, den man wegen ſeiner Geſchicklichkeit dazu eigends geholt hatte. Johanna Seymour wurde nun des Unmenſchen dritte Gemahlin, und Anna's Tochter, die nachmals hochberühmte Eliſabeth, ſollte nach ſeinem Plane für ein ehebrecheriſch erzeugtes Kind vom Parlement erklärt werden. Doch dies unterblieb, und da Johanna Seymour im erſten Wochenbette ſtarb, erhob Heinrich die Prinzeſſin Anna von Cleve zu ſeiner vierten Gemahlin. Ihrer wurde der Wollüſtling gleichfalls bald überdrüſſig, denn Catharina Howart hatte ſeine Begierden wieder entflammt. Anna von Cleve ward daher unter dem Vorwande, der König habe häßliche Leibesgebrechen an ihr entdeckt, verſtoßen, und Catharina auf den Thron und in des Ungeheuers blutiges Bett geführt. Sie war es, die auf Anſtiften ihres Oheims, des Herzogs von Norfolk, des Königs Günſtling, Thomas Cromwell, ſtürzte, und ihn aufs Blutgerüſt brachte. Doch bald nachher ſelbſt des Ehebruchs und der ſchändlichſten Ausſchweifungen angeklagt, der letztern jedoch nur vor ihrer Vermählung mit Heinrich überwieſen, ließ dieſer ſie im Tower enthaupten und ſchritt zur **ſechsten** Ehe mit des Lords Latimer Wittwe, Catharina Parr, die wenigſtens eines natürlichen Todes ſtarb. Mit zunehmenden Jahren nahm auch Heinrichs Wuth und Grauſamkeit zu. Die ewige Nemeſis erreichte indeſſen den königlichen Verbrecher ſchon im irdiſchen Leben. Ein unheilbarer, offener und höchſt ſchmerzhafter Schaden am Beine, verbunden mit unnatürlicher Corpulenz, die faſt jede Bewegung unmöglich machte, peinigte ihn während der letzten vier Jahre ſeines Lebens, und die beſtändigen Schmerzen machten ihn einem wilden reißenden Thiere gleich. Er wüthete gegen jeden, der ihm zu nahe kam, ſeine Befehle waren nur Bluturtheile, und als ſchon der Tod an ſeine morſche Hülle klopfte, wagte es noch niemand, ihm die Gefahr, worin er ſchwebte, zu entdecken. Als dies Wagſtück endlich Anton Denny unternahm, erſchrak der elende Tyrann heftig, ſandte Eilboten zum Erzbiſchof von Canterbury, und jedermann ſahe, daß er die heftigſten Foltern des erwachten Gewiſſens empfand. Als Cranmer erſchien, war die Sprache ſchon verloren, nur troſtloſe Blicke flehten um Vergebung der unſäglichen Blutſchuld, der Prieſter ſicherte ihm dieſe zu, und ſo ſtarb der elende Wütherich im J. 1547, nachdem er 56 Jahre gelebt und 37 Jahre mit blutiger Tyrannei über ſein Volk geherrſcht hatte.

Heinrich der Löwe, geboren 1129, ein Sohn **Heinrichs des Großmüthigen**, Herzogs der Sachſen, und mütterlicher Seits ein Enkel des deutſchen Königs **Lothar**, iſt unſtreitig der merkwürdigſte deutſche Fürſt des zwölften Jahrhunderts. Sein Vater ſtarb 1139 an beigebrachtem Gift. Die Feindſchaften, welche der Vater ſich zugezogen hatte, erbten auf den Sohn, und wurden die Veranlaſſung zu den nachherigen Fehden Heinrichs. Während ſeiner Minderjährigkeit führten ſeine Mutter **Gertrud** und ſeine Großmutter **Richenza** die Regierung im Herzogthum **Sachſen**.

Die bayriſchen Erbleben wurden von ſeines Vaters Bruder Welf verwaltet; das Herzogthum Bayern war ſchon dem Vater entriſſen und einem öſterreichiſchen Fürſten verliehen worden. Die mächtigſten Feinde des jüngen Heinrichs waren in Sachſen Albrecht der Bär, welcher auf das Herzogthum Anſprüche machte, und der bremer Erzbiſchof Adalbert. Heinrich trat im Jahr 1146 die Regierung ſelbſt an, und kam bald zum ungeſtörten Beſitz des Herzogthums Sachſen, welches Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, wieder aufgeben mußte. Auf dem Fürſtentage zu Frankfurt 1147 erſchien der junge Held zuerſt in ſeiner ganzen Würde, und foderte vom Kaiſer Konrad ſein bayriſches Eigenthum zurück. Konrad ſuchte Ausflüchte, aber Heinrich ſtärkte ſeine Macht durch die Vermählung mit Clementinen, einer Tochter des mächtigen Herzogs von Zähringen, der ein Stammfeind der Hohenſtaufen war, und erwarb ſich früh Kriegsruhm durch glückliche Züge gegen die Wenden. Als nun Konrad ſeine Anſprüche auf Bayern nicht erfüllen wollte, griff er in Verbindung mit dem Oheim Welf zu den Waffen, um ſelbſt ſein Recht zu erfechten. Konrad zog nach Goslar, in der Abſicht, von dort aus Braunſchweig zu überfallen; aber Heinrich vereitelte durch Liſt das Unternehmen, focht auch im folgenden Jahre glücklich gegen die Wenden, beſtätigte durch Gewalt der Waffen den König Knut gegen den Prätendenten Swen auf Dänemarks Thron, und erſtieg nun, da ſein Vetter Friedrich von Hohenſtaufen als Kaiſer Friedrich I. ihm (1154) Bayern wiedergab, die höchſte Stufe der Macht, welche damals nächſt dem Kaiſerthron ein deutſcher Fürſt erringen konnte. Von der Nord- und Oſtſee bis zum adriatiſchen Meer erſtreckten ſich ſeine Beſitzungen. Oſt- und Weſtphalen nebſt Engern, das wahre Herzogthum Sachſen vom Rheine bis zur Elbe, folgte ſeinem Heeresbann. Der größte Theil von Bayern war als Lehen ſein Eigenthum, und für die Welfiſchen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vaſallen ihm nicht nur am 24ſten Oct. 1154 den Lehnseid leiſten, ſondern auch 400 Mark Silbers zahlen. Bayern liebte Heinrich jedoch weit weniger, als ſein Geburtsland Sachſen. Des erſtern Verwaltung überließ er daher dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, in Sachſen aber nahm er Heinrich den Finkler ganz zum Vorbilde und den Maßſtab ſeiner Rechte nach der herzogl. Gewalt, die jener Heinrich und Otto der Erlauchte ehemals handhabten. Dazu gehörte vor allem, daß der herzogliche Heerſchild nicht mehr unter den biſchöflichen erniedrigt wurde, und daß in den eroberten Landen die Biſchöfe vor dem Herzoge ſich zur Inveſtitur mit Ring und Stab ſtellen mußten. Dies mißfiel den ſtolzen Biſchöfen ſehr, doch mußten ſie vorerſt der Gewalt des Herzogs nachgeben. Inzwiſchen hatten ums Jahr 1164 des Herzogs Feinde, an deren Spitze der bremer Erzbiſchof Hartwich ſtand, ſich näher vereinigt, und ſchloſſen im J. 1166 zu Merſeburg ein Bündniß, dem viele Vaſallen des Herzogs beitraten. Bald geſellten ſich auch zu ihnen die Biſchöfe von Magdeburg, Halberſtadt und Hildesheim, nebſt den Markgrafen von Thüringen und Brandenburg. Heinrich, der eben auf einem Zuge gegen die aufrühreriſchen Wenden begriffen war, wendete ſich ſchnell gegen die wider ihn verbündeten Biſchöfe und Fürſten. Bremen ward erobert, Oldenburg mit Sturm genommen, und ſelbſt die felſenfeſte Oſenburg durch Abgrabung des Waſſers,

in Heinrichs Gewalt gebracht. Als Kaiſer Friedrich (1168) aus Italien zurückkehrte, hielt er auf dem Reichstage zu Bamberg Gericht, welches zu Heinrichs Vortheil ausfiel. Um dieſe Zeit trennte ſich Heinrich wegen Gewiſſensſcrupel von ſeiner erſten Gemahlin, Clementine, und verehelichte ſich mit Heinrichs I., Königs von England, Tochter, Mathilde. Bald nachher unternahm Heinrich, dem Geiſte des Zeitalters gemäß, einen Zug nach Paläſtina. Er hatte auf dieſer Reiſe mancherlei Abenteuer zu Waſſer und Land zu beſtehen, kehrte aber nach erfülltem Gelübde glücklich nach Braunſchweig zurück. Während ſeiner Abweſenheit hatten ſeine Feinde mancherlei Bewegungen wider ihn gemacht, und ſelbſt ſein Verwandter, Kaiſer Friedrich, hatte ſchnell das Gerücht von Heinrichs Tode genutzt, um Sachſens feſte Plätze in ſeine Gewalt zu bekommen. In Heinrichs Seele faßte jetzt unbeſiegbares Mißtrauen Wurzel. Darum wollte er dem Oheim Welf die für ſeine bayriſchen und italieniſchen Beſitzungen gefoderte Summe nicht zahlen; aber Friedrich zahlte ſie bereitwillig und nahm die italieniſchen Länder in Beſitz. Zwar folgte Heinrich dem Kaiſer mit zahlreicher Mannſchaft auf dem fünften Zuge nach Italien (1174), verließ ihn jedoch bei der langwierigen Belagerung von Aleſſandria, obgleich Friedrich ihn fußfällig bat, zu bleiben. Heinrich verlangte als Entſchädigung für die dem Kaiſer geleiſtete Hülfe Goslar, welches ihm Friedrich nicht geben wollte. Die Folge von Heinrichs Abfall war, daß Kaiſer Friedrich bei Legnago eine Schlacht gegen die italieniſchen Städte verlor, und mit ſeinen Gegnern einen nachtheiligen Vertrag eingehen mußte. Der Haß gegen den übermüthigen Herzog war nun in des Kaiſers Herzen entſchieden. Kaum merkten dies Heinrichs alte Feinde, ſo brachen ſie von allen Seiten los. Heinrich ließ zwar das Schwert nicht ruhen, verklagte aber doch auf dem Reichstage zu Speier 1178 bei dem aus Italien heimgekehrten Kaiſer die Ruheſtörer. Als aber Friedrich ſein Mißvergnügen über den Herzog äußerte, traten alle ſeine Gegner mit ihren Beſchwerden gegen ihn hervor. Der angefeindete Herzog ward zur Verantwortung auf die Reichstage zu Regensburg, nachher zu Magdeburg, und zuletzt nach Goslar vorgeladen; da er aber niemals erſchien, durch einen Ausſpruch der Fürſten in die Acht und aller ſeiner Lehen verluſtig erklärt (1180). Dieſes harte Urtheil wurde ſogleich vollzogen, und Heinrichs Länder unter ſeine Gegner vertheilt. Das Herzogthum Bayern erhielt Otto von Wittelsbach; Bernhard von Ascanien (Anhalt) Sachſen; der Erzbiſchof von Cöln erhielt Engern und Weſtphalen unter dem Titel eines Herzogthums. Den übrigen Erzbiſchöfen und Biſchöfen wurden einzelne Theile verliehen. Das eigentliche Oſtphalen war aber Allodium Heinrichs, und konnte ihm durch Reichsſpruch nicht genommen werden. Da er ſahe, daß Gewalt mehr als Recht galt, ſendete auch er ſeine Getreuen, ſchlug bei Hallerfelde die cölniſchen Heerhaufen, trieb die Angreifer aus Oſtphalen, nahm den wüthenden halberſtädter Biſchof Ulrich gefangen, und hätte er nicht aus Eigenſinn dem Grafen Adolph von Holſtein die bei Hallerfelde gemachten Gefangenen verweigert, ſo würde er ſich ſiegreich aller ſeiner Feinde erwehrt haben. Als aber Adolph ihn verließ, ging alles den Krebsgang. Der Kaiſer kam mit dem Reichsheere nach Sachſen, und den treugebliebenen Vaſallen Heinrichs ward eine peremtoriſche Friſt geſetzt, binnen welcher ſie

die Fahnen des Geächteten verlaſſen, oder ſelbſt als Geächtete behandelt werden ſollten. Heinrich mußte nach Lübeck flüchten; Braunſchweig allein hielt feſt an der gelobten Treue, und vergeblich ward es vom cölniſchen Biſchof belagert. Doch ſahe nun Heinrich, daß er ſich demüthigen müſſe, wenn er nicht alles verlieren wollte. So erſchien er zu Erfurt 1182, bat fußfällig den Kaiſer um Gnade, und gewann dennoch nichts mehr, als die Zuſicherung, daß ſeine Erblande, Braunſchweig und Lüneburg, ihm verbleiben ſollten, doch mit der Bedingung, drei Jahre hindurch außerhalb Deutſchland als Verbannter zu leben. Er ging daher mit ſeiner ganzen Familie nach England zu ſeinem Schwiegervater, König Heinrich II. Dort wurde ihm ſein Sohn Wilhelm, der Stammvater der nachmaligen Herzoge von Braunſchweig, geboren. Heinrich, vom Erzbiſchof Philipp zu Cöln, der mit dem Kaiſer ſich entzweit hatte, zurückgerufen, erſchien wieder auf heimiſcher Erde im J. 1184, fand die ganze Verfaſſung verändert, alles durch einander geworfen und die Prälaten im Kampf mit den weltlichen Großen. Hätte er jetzt ſelbſt wieder zu den Waffen gegriffen, ſo wäre die Verwirrung noch größer geworden. Er lebte aber wie ein Privatmann ſtill zu Braunſchweig. Doch traute Friedrich dem gereizten Löwen nicht, ſondern verlangte, er ſolle ihm nach Paläſtina folgen, oder nochmals drei Jahre nach England gehen. Heinrich wählte das Letzte. Während ſeiner Abweſenheit ſtarb zu Braunſchweig die treue Mathilde, und bald erfuhr er auch, daß das Verſprechen, ſeine Allodien nicht anzutaſten, keineswegs gehalten werde. Da hielt auch er ſich ſeines Verſprechens ledig, benutzte die Abweſenheit des Kaiſers Friedrich, kam im J. 1189 nach Stade, ward von ſeinem ehemaligen Feinde, dem Erzbiſchof von Bremen, der jetzt ſeiner bedurfte, mit offenen Armen aufgenommen, und ſchlug bald, da die treuen Vaſallen von Wölpe, Schwerin und Ratzeburg ſich wieder zu ihm ſammelten, die Dänen und Ditmarſen in die Flucht. Als Hamburg, Plön und Itzehoe wieder erobert waren, foderte er Unterwerfung von Bardewick, der blühendſten Handelsſtadt jener Gegend. Aber ſtolz verweigerten die Bardewicker Gehorſam. Deßwegen wurde die Stadt, nachdem er ſie mit Sturm erobert, gröſtentheils zerſtört bis auf den Dom, und an des Doms Mauern das ſchreckende Bild des rächenden Löwen mit der Inſchrift: Vestigia Leonis, geſetzt, die noch jetzt dort zu leſen iſt. Nach Bardewicks Zerſtörung ergaben ſich Lübeck und Lüneburg; aber in der nächſten Schlacht gegen Adolph von Daſſel, den Statthalter Holſteins, war Heinrich unglücklich. Viele ſeiner Vaſallen blieben auf dem Wahlplatze, die andern verließen ihn. Die Biſchöfe von Hildesheim und Halberſtadt belagerten darauf in Gemeinſchaft mit dem jungen König Heinrich, den Friedrich I. als Reichsverweſer in Deutſchland gelaſſen hatte, Braunſchweig, jedoch vergebens. Darauf kam im Jahr 1190 durch Vermittlung der Erzbiſchöfe von Mainz und Cöln ein Vergleich zu Stande, worin Heinrich verſprach, ſeine Söhne dem König als Geiſeln zu ſtellen. Allein auch dieſer Vergleich dauerte nicht lange; doch ward auf andere Weiſe die alte Feindſchaft ausgeglichen. Heinrichs älteſter Sohn, Heinrich, hatte ſich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, Bruders Kaiſers Friedrich I. vermählt. Dieſe Verbindung eines Welfen mit einer Hohenſtaufen ſchien endlich die alte Fehde zu enden. Durch des Pfalzgrafen

Konrad und des jungen Heinrichs Vermittelung erfolgte endlich eine Ausſöhnung mit dem Kaiſer, und Heinrich der Löwe, gedrückt von der Laſt ſo mancher Unglücksfälle, lebte nun ruhig zu Braunſchweig, wo er in einem Alter von 66 Jahren (1195) ſtarb und im dortigen Dome, wo noch ſein Grabmal zu ſehen, beigeſetzt wurde. Heinrich der Löwe war ein Held, tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch ſtarrſinnig, hochfahrenden Weſens und leidenſchaftlich geſtimmt; dabei fromm, aber kein Frömmler. Durch ſein ganzes Leben hatte er mit den Pfaffen, die ſeine erbittertſten Feinde waren, zu ſtreiten. Ueber ſein Zeitalter ragt er hervor durch ſeine unermüdeten Bemühungen, Handel, Induſtrie, Bürgerglück und Wohlhabenheit in ſeinen Ländern zu verbreiten, Künſte emporzubringen und Gelehrſamkeit, wie er ſie kannte, zu befördern. Er unterlag nie ſeinem harten Schickſale, ſondern kämpfte ihm raſtlos entgegen.

z. z.

Heinrich der Jüngere, Sohn Heinrichs des Aeltern, Herzogs von Braunſchweig, geb. im Jahr 1498, ein Mann feurigen Geiſtes, unruhig, herrſchſüchtig, oft hinterliſtig, aber von feſtem männlichen Sinne wie ſein Ahnherr, der entſchiedenſte Gegner der Reformation. Sein erſter merkwürdiger Krieg war die berühmte hildesheimiſche Stiftsfehde, worin zwar Heinrich in der mörderiſchen Schlacht bei Seltau am 29ſten Jun. 1519 entſcheidend geſchlagen und zur Flucht genöthigt wurde, doch nachmals durch ſeine Gunſt beim Kaiſer Carl V. ſo glücklich war, daß ihm und dem Vetter Erich faſt ſämmtliche hildesheimiſche Stiftslande zugeſprochen wurden. Vermehrt hatte er dadurch um ein Drittheil ſeine Erblande, aber ſich auch in eine Abhängigkeit vom Kaiſer geſetzt, die ihn nachmals hart drückte. Als Thomas Münzers fanatiſch begeiſterte Horden in Thüringen verheerend hauſ'ten, zog Heinrich dem Landgrafen von Heſſen und dem Herzog von Sachſen zu Hülfe, und nahm Antheil an der Schlacht bei Frankenhauſen (den 15ten Mai 1528), wo die Bauern eine gänzliche Niederlage erlitten. Da Heinrich nie ruhig ſeyn konnte, erregte er eine neue Fehde gegen Goslar und belagerte die Stadt; doch bald rief ihn Carl V. ab, zur Unterſtützung gegen den Papſt und das ſtolze Venedig. Heinrich zog nach Italien mit 1000 wohlgerüſteten Reitern; allein das Heer ward die Beute anſteckender Seuchen, und der Herzog ſelbſt entkam mit genauer Noth, als gemeiner Knecht verkleidet, den überall auflauernden Feinden. Von ſeinen ſtattlichen Reitern kehrten nicht mehr als ſechzehn nach Wolfenbüttel zurück. Er fand jetzt neuen Verdruß, weil die Kirchenreformation in ſeinem Erblande reißend ſchnelle Fortſchritte gemacht hatte. Zwar hörte er auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 der Proteſtanten Glaubensbekenntniß, blieb aber dennoch der alten Lehre und des Kaiſers Intereſſe ergeben; denn eben auf dieſem Reichstage ward er nebſt dem Vetter Erich feierlich mit den gewonnenen hildesheimiſchen Gütern belehnt. Bald nachher gelang es ihm, ſeinen Bruder Wilhelm durch zwölfjährige Gefangenſchaft zu jenem Vertrage zu nöthigen, wodurch das Recht der Erſtgeburt und Alleinregierung im fürſtlichen Hauſe geſetzlich eingeführt wurde. Nachdem die proteſtantiſchen Fürſten den Bund zu Schmalkalden geſchloſſen (1537), trat Heinrich nicht nur in den Gegenbund, an deſſen Spitze der Kaiſer ſelbſt ſtand, ſondern ließ ſich ſogar zum oberſten Feldherrn des Bundes erklären. Beide Par-

teten rüſteten ſich, Heinrich bedrohte Goslar und Braunſchweig; dieſe riefen die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen zu Hülfe, und ſie erſchienen unter Anführung des Churfürſten von Sachſen und des Landgrafen von Heſſen mit 15,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern. Heinrich flüchtete vor der Uebermacht; ſein Erbland, ſogar das feſte Wolfenbüttel ward bald erobert. Indeſſen hatte Heinrich 32 Fahnen Fußvolk und 3000 Reiter zuſammengebracht. Damit zog er dem Feind entgegen, und beim Kloſter Höckelem kam es zum ſcharfen Treffen. Heinrichs Haufen wurden aber von der Uebermacht umzingelt, er mußte mit ſeinem älteſten Sohne Victor ſich zum Gefangenen ergeben. Ihn befreite die für die proteſtantiſche Partei unglückliche Schlacht bei Mühlberg (1547). Mit bitterm Groll im Herzen kam er nun in ſein Erbland zurück; Braunſchweig vorzüglich ſollte entgelten, was es zur Unterſtützung der Feinde des Herzogs gethan. Doch hatte die Belagerung der Stadt nicht den gewünſchten Erfolg. Ein Vertrag wurde geſchloſſen, denn neue ſchreckliche Fehde rief den Herzog ab, da Graf Volradt von Mansfeld plündernd und mordend in die wolfenbüttelſchen Länder gefallen war. Heinrich zog ihm mit ſeinen beiden älteſten Söhnen, in Verbindung mit Churfürſt Moriz von Sachſen, entgegen. Bei Siversḣauſen trafen am 9ten Juli 1553 die Heere auf einander, eine mörderiſche Schlacht erfolgte, der Sieg war Heinrichs, aber ſeine beiden Söhne lagen todt auf dem Wahlplatze, ſein Bundesgenoß Moriz ſtarb zwei Tage nach der Schlacht an den empfangenen Wunden. Noch einmal traf Heinrichs Heer den Feind zwiſchen Steterburg und Geitelde, und zwang ihn zur Flucht; aber der Tod der ältern ritterlichen Söhne ſchlug Heinrichs Herzen die tiefſte Wunde. Es blieb ihm nur der ſtille, verwachſene, ſogar der lutheriſchen Ketzerei zugethane Julius übrig. Doch als es ihm fehl ſchlug, den Baſtard Eitel Heinrich vom Kaiſer legitimiren zu laſſen, mußte er freilich Julius das Erbrecht zugeſtehen. Ruhiger im Alter, verſöhnte der ſtürmiſche Heinrich ſich auch mit ſeinem ſonſt gehaßten Sohne, und ließ ſogar ſeine Abneigung gegen die neue Lehre fahren. Er ſtarb im Jahr 1568, auch in der Romanenwelt bekannt durch ſeine Liebe mit Eva von Trott, von der erzählt wird, daß ſie ſcheinbar zu Gandersheim auf Heinrichs Befehl geſtorben und beerdigt, dann aber im tiefſten Geheimniß auf die Feſte Staufenburg geführt worden ſey, wo Heinrich mit ihr in ſüßer Minne gelebt, und ſieben Kinder (wovon jener Eitel Heinrich der älteſte) gezeugt habe. Noch jetzt wird auf der verfallenen Staufenburg die Stelle gezeigt, wo einer von Eva's Brüdern, der ſie aufzuſpüren gekommen, auf Heinrichs Geheiß den Tod fand. Z.Z.

Heinrich der Seefahrer, war der dritte Sohn des Königs Johann I. von Portugal, der von 1385 an regierte. Portugal genoß damals einer glücklichen Ruhe; die Nation war thätig und unternehmend, und der Trieb, Entdeckungen und Eroberungen zu machen, faſt allgemein. Beſonders zeichnete ſich hierin der Infant Heinrich aus. Schon früh gab der großherzige Jüngling glänzende Beweiſe ſeines Muthes, aber mehr, als die Waffen, liebte er die Wiſſenſchaften, beſonders Mathematik, Sternkunde und Schifffahrtskunſt. Als die Portugieſen Ceuta eroberten (1415), hatte Heinrich ſich ſehr ausgezeichnet, und erhielt von ſeinem Vater die Ritterwürde. Nach ſeines Vaters Tode wählte er die Stadt Sagres in Algarbien, un-

weit des Vorgebirges St. Vincent, zu ſeinem Aufenthalt, und ſetzte den Krieg gegen die Mauren in Afrika rüſtig fort. Er beunruhigte ihre Küſten durch ſeine Schiffe, und ſeine Seeleute kamen auf dieſen Zügen in Gegenden des Weltmeers, welche die unkundigen Schiffahrer jener Zeit lange für unzugänglich gehalten hatten. Aber Heinrichs Entwürfe gingen auf etwas Größeres. Die Entdeckung unbekannter Erdgegenden war das Ziel, wohin er ſtrebte. Bekannt mit den Fortſchritten, welche die Erdkunde bis dahin gemacht hatte, verſäumte er während ſeiner Feldzüge in Afrika keine Gelegenheit, durch die Mauren Kenntniſſe von den Ländern zu erlangen, die an Aegypten und die arabiſchen Staaten gränzten, und nachzuforſchen, ob man um die Weſtküſte von Afrika einen Weg zu den Schätzen Indiens finden könnte. Die Araber waren bis dahin die einzigen, die nähere Kenntniß von dieſem Erdtheile hatten. Aus dieſer Quelle ſchöpfte Heinrich umſtändlichere Nachrichten von dem innern Afrika, von der Küſte von Guinea und andern großen Küſtenländern. Er beſprach ſich mit kundigen Männern, und als er ihr Zeugniß mit den eingezogenen Nachrichten einſtimmig fand, entſchloß er ſich, ſeinen Plan auszuführen. Er errichtete zu Sagres ein Obſervatorium und eine Schule, in welcher junge Edelleute in allen zur Schifffahrtskunde erfoderlichen Wiſſenſchaften unterrichtet wurden. Er war der erſte, der den Gebrauch des Compaſſes, den man übrigens ſchon in Europa kannte, auf die Schifffahrt anwendete, und man ſchreibt ihm einen großen Antheil an der Erfindung des Aſtrolabiums zu. Er ſandte von Zeit zu Zeit Schiffe auf Entdeckungen an der Küſte der Barbarei und Guinea aus, doch blieben dieſe Reiſen anfangs ohne wichtige Reſultate. Auf einer dieſer Reiſen entdeckten zwei in ſeiner Schule gebildete Hauptleute, Juan Gonſalez Jarco und Triſtan Vaz, durch Stürme verſchlagen, die Inſel Puerto Santo, und 1418 die Inſel Madera (Madeira, im Portugieſiſchen Holz; ſie gaben der Inſel dieſen Namen von dem vielen Holze, womit ſie bewachſen war). Heinrich empfing die Rückkehrenden freudig über den glücklichen Anfang. Seine erſte Sorge war nun, die neu entdeckten Eilande mit Anſiedlern zu beſetzen, und den üppig fruchtbaren Boden anzubauen. Auf Madeira hatten die Anſiedler, um ſchnell einen guten Boden für neue Anpflanzungen zu gewinnen, die dichten Wälder angezündet. Heinrich, der den künftigen Holzmangel vorausſah, gab Befehl zu neuen Waldpflanzungen, und um den Zucker nicht mehr von den Arabern kaufen zu müſſen, ließ er aus Sicilien Zuckerrohr kommen, das in dem feuchten Boden bald ſo vortrefflich gedieh, daß ein Flächenraum von drei Meilen 60,000 Arroben eintrug. Nach Entdeckung von Madeira waren Heinrichs Gedanken auf die goldreiche Guinea-Küſte gerichtet. Nur ſein beharrlicher Muth konnte die großen Schwierigkeiten überwinden, die der Unternehmung entgegenſtanden. Das Vorgebirge Non, ſagte man, wäre das Ziel, welches Gott der Menſchen kühner Ehrſucht geſetzt hätte. Heinrich hörte alle Aeußerungen der Kurzſichtigkeit, wie allen Tadel, mit ruhigem Gleichmuth an, und ſeine Beharrlichkeit ward dadurch nicht erſchüttert. Gilianez, einer von ſeinen Seefahrern, bot ihm ſeine Dienſte an, um das furchtbare Vorgebirge zu umſegeln und Entdeckungen auf der Küſte von Guinea zu machen. Er ging 1433 unter Segel, umſchiffte glücklich das Vorgebirge Bojador und nahm Beſitz von der Küſte durch Errichtung eines Kreuzes, worauf, wie gewöhnlich geſchah,

Heinrichs Wahlſpruch: Talent de bien faire, geſchrieben ward. Lobſprüche und Geſchenke belohnten den kühnen Entdecker. Im folgenden Jahre ward ein größeres Schiff ausgeſandt, das 30 Meilen über Bojador hinaus kam. Bei dieſen glücklichen Erfolgen verſtummte allmählig der Tadel, und Heinrich fand mehr Unterſtützung. Sein Bruder Pedro, der während Alfonſo's V. Minderjährigkeit die Regierung führte, leiſtete ihm kräftigen Beiſtand, und beſtätigte die Schenkung der Inſeln Puerto Santo und Madeira, die Heinrich ſchon von dem verſtorbenen König Eduard erhalten hatte. Der Papſt Martin V. bekräftigte nicht nur die Schenkung der beiden Inſeln, ſondern ſprach zugleich den Portugieſen alle Länder, welche ſie längs der afrikaniſchen Küſte bis Indien entdecken würden, als Eigenthum zu. Der Papſt hatte zwar kein Recht über dieſe Länder zu verfügen; aber die Könige von Spanien und Portugal glaubten dadurch, daß ſie ſich von dem Statthalter Gottes auf Erden das Eigenthum der Länder in andern Welttheilen, die ſie ſchon entdeckt hatten, oder noch zu entdecken hofften, ſchenken ließen, ein unbeſtreitbares Recht auf dieſelben zu erlangen, und allen übrigen Europäern den Eingang in dieſe Länder verwehren zu können. Im J. 1440 kamen Antonio Gonzalez und Nunno Triſtan bis zum weißen Vorgebirge, und dieſer neue glückliche Erfolg machte einen günſtigen Eindruck auf das Volk. Von allen Seiten eilten muthvolle Jünglinge herbei, und zeigten deſto lebhaftern Eifer, an den Entdeckungsreiſen Theil zu nehmen, da jetzt ſchon der Goldſtaub auch die Habſucht reizen konnte. Heinrich hatte bisher alle Koſten allein beſtritten, jetzt bildeten ſich Geſellſchaften unternehmender Männer, die unter ſeiner Leitung Entdeckungsreiſen wagen wollten, und es wurde bald die Angelegenheit des ganzen Volks, was bisher nur die Sache eines einzigen Mannes geweſen war. Schneller ſtieg nun das Entdeckungsglück, als vereinte Kräfte das rühmliche Werk förderten. 1446 umſchiffte Nunno Triſtan das grüne Vorgebirge, und zwei Jahre ſpäter entdeckte Gonzalez Vallo drei von dem azoriſchen Inſeln, gegen 200 Meilen von der Küſte entfernt. Heinrich ſetzte bis zu ſeinem Tode dieſe Bemühungen eifrigſt fort. Er ſtarb 1463, 67 Jahr alt, und hatte noch die Freude, die Entdeckung der Küſte Sierra Leona zu erleben, und auf dem Throne ſeines Vaterlandes einen Fürſten, Johann II. zu ſehen, dem es Ernſt war, eifrig zu fördern, was mit ſo günſtigen Vorbedeutungen begonnen war. Die wichtigen Folgen, welche die Erweiterung der Schifffahrt und die dadurch vorbereitete Entdeckung des Seewegs zu Indiens Handelsſchätzen auf die ganze Welt hatte, ſichern ihm einen unſterblichen Namen in der Geſchichte, und ſeinen edeln Bemühungen den Ruhm, ſeinen bedeutungsvollen Wahlſpruch würdig erfüllt zu haben.

Heinrich I. König von Hayti, ein Neger, geboren 1767 auf der Inſel St. Chriſtoph, von wo er an den engliſchen Kaufmann Badeche nach Cap François verkauft wurde, und die Aufſicht über die übrigen Sclaven erhielt. Er führte von ſeinem Geburtslande den Namen Chriſtoph. Sein hoher Wuchs, die feſte Entſchloſſenheit, ſein wildes und hartes Betragen machten ihn zum Schrecken aller Untergebenen. Der Ausbruch der Negerrevolution veränderte plötzlich ſein Benehmen, der Negerfeind wurde zum grimmigſten Verfolger der Weißen. Er folgte ſtets den Raubhorden, um zu plündern und die Beute der Uebrigen um Spottpreiſe zu kaufen, wodurch er

bald ein bedeutendes Vermögen ſich erwarb. Er konnte nun als Anführer einer eignen Bande (1802) auftreten, und gewann bald einen Namen. Touſſaint Louverture, damaliger Chef der Neger, ernannte ihn zum Brigadegeneral und ſendete ihn gegen ſeinen Neffen, den ehrgeizigen Moſes. Mit niedriger Hinterliſt wußte ſich Chriſtoph in Moſes Vertrauen einzuſchleichen und ihn ſo mitten unter ſeinen Anhängern zu fangen und an Touſſaint einzuliefern, der ihn hinrichten ließ. Chriſtoph wüthete nun mit gleicher Liſt und Kraft gegen Moſes Anhänger im Cap, wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt, und zog ſich erſt vor der Uebermacht des franzöſiſchen Generals Leclerc zurück, nachdem er die Stadt angezündet hatte. Seine Schlauheit wußte ſich immer in die Zeit zu ſchicken, er ließ ſich mit den Franzoſen in Unterhandlungen ein, entwaffnete die Aufrührer, und zeigte ſich als ihren eifrigſten Anhänger, bis ſie ihre Armee wieder geſchwächt hatten; dann trat er ſchnell wieder zu Deſſalines über (Touſſaint war indeſſen geſtürzt worden) und zwang die Franzoſen zu Räumung der Kolonie. Deſſalines erhob ſich nun unter dem Namen Jacobs I. zum Kaiſer von Hayti, und ernannte Chriſtoph zu einem ſeiner erſten Kriegs- und Hofbeamten. Chriſtoph verband ſich bald mit Pethion, brachte eine Revolution zu Stande, ermordete den 17ten October 1806 den ſchwarzen Kaiſer und wurde zum Präſidenten und Generaliſſimus des Staats von Hayti ausgerufen, Pethion aber zu ſeinem Lieutenant und Statthalter des ſüdlichen Theils der Inſel ernannt. Eine Nationalverſammlung trat zu Cap François zuſammen, um eine Conſtitution zu entwerfen, und hier trennte ſich Chriſtoph und Pethion für immer in zwei feindliche Partheien, indem letzterer eine Volksrepräſentation einführen, Chriſtoph aber völlig unbeſchränkt herrſchen wollte. Der Krieg zwiſchen Beiden brach blutig aus. Pethion wurde ſtets geſchlagen, aber nie völlig beſiegt und hielt ſich immer in Port au Prince, von wo aus er als Präſident den ganzen Süden der Inſel von Chriſtoph unabhängig beherrſcht. Chriſtoph ernannte ſich ſelbſt 1811 zum König unter dem Namen Henri I., ließ ſich von einem Kapuziner Cornelius Brell mit Cacgodhl ſalben, ernannte dieſen zu ſeinem Almoſenier und Herzog von Anſa, richtete ſeinen Hof ganz nach dem Kaiſerhof in Paris ein, ſchuf eine Menge Herzoge, Grafen, Kronbeamte, und ſtiftete den Orden der Legion de Henri. Er ſcheint ſein Reich mit vieler Einſicht, Gewandtheit und Kraft zu regieren, und wußte mit mehrern Mächten, beſonders mit England, vortheilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen, wo er auch ſtets Geſandte oder einen Chargé d'affaires hält. Buonaparte's Sturz freute ihn ſehr und ſogleich erklärte er, mit der rechtmäßigen Dynaſtie von Frankreich in freundſchaftliche Verhältniſſe treten zu wollen, beharrte aber dabey, als Souverain in ſeinem eroberten Reich unabhängig zu bleiben, und wußte bis jetzt durch pomphafte Proclamationen und ſchlaue Maßregeln alle Verſuche Ludwigs XVIII., das Volk auf ſeine Seite zu bringen, glücklich zu vereiteln. Den Zuſtand ſeines wohlgeordneten Landes ſucht er noch mit Anwerbungen von europäiſchen und amerikaniſchen Gelehrten, Künſtlern, Handwerkern, und vorzüglich mit den ausgewanderten Franzoſen zu verbeſſern. Seine Kriegsmacht beſteht jetzt aus 24 Regimentern Infanterie, 2 Regimentern Cavallerie und 2 Regimentern Artillerie. Sein 10jähriger Sohn Jacques Victor Henri führt den Titel eines Kronprinzen von Hayti. Vergebens hat er bis jetzt

getrachtet, vom Papſte die Ernennung ſeines Herzogs von Anſa zum Biſchof von Hayti auszuwirken. Nach Pethions Tode ſcheint er den Plan gefaßt zu haben, ſich auch des bisher von dieſem regierten Theils der Inſel zu bemächtigen. (S. Hayti.)

Heinrich (Prinz) von Preußen, ſ. Friedrich Heinrich Ludwig.

Heinſe (Wilhelm), ein genialer deutſcher Schriftſteller, war 1749 zu Langenwieſen, einem Dorfe bei Ilmenau in Thüringen, geboren. Ein Jüngling von feinem Sinn und ausgerüſtet mit herrlichen Fähigkeiten, um mehr als Eine ſchöne Kunſt zu erfaſſen und auszuüben; kräftig von Körper, das Gedächtniß treu, die Phantaſie höchſt entzündbar, ſchwelgeriſch, üppig, bildete er ſich mehr in der Welt, als in der Schule. Nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien in Jena wohl oder übel vollendet hatte, ging er nach Erfurt. Hier erhielt er ſeine poetiſche Richtung durch Wieland. Mit der Ueberſetzung des Petron begann er ſeine literariſche Laufbahn; Laidion, oder die eleuſiniſchen Geheimniſſe folgten. Möge man auch das Talent des Verfaſſers, das ſich in beiden Werken darthut, anerkennen, ſo darf man ſich doch nicht verbergen, daß ſie in unſerer Literatur zu den wenigen erotiſchen Schriften gehören, die eine gefährliche Wolluſt athmen. Selbſt Wieland nahm an dem kekken Muthwillen ſeines Zöglings ein Aergerniß. In Düſſeldorf, wohin ihn Jacobi als Theilnehmer an der Iris von Halberſtadt 1776 berief, ward durch den Beſuch der herrlichen Bilderſammlung ſein Kunſtſinn aufgeregt, genährt und verfeinert. Von da ging er 1780 in das heiß gewünſchte Italien. Hier ſchwelgte er in Luſt und Freude drei Jahre lang. Aber befremden muß es, daß damals Heinſe das befreite Jeruſalem und den Orlando aufgelöſ't in Proſa aus dem Lande der Muſik nach Deutſchland hinüber wandern ließ, und ſeinen Landsleuten zumuthete, daß ſie aus dieſer Nachbildung begreifen ſollten, „wie die herrlichſten Menſchen ſeit einigen Jahrhunderten von Arioſts Gedichten bezaubert worden wären.“ In Mainz fand der Heimgekehrte zugleich mit J. Müller ein ruhiges Plätzchen. Er würde Lector des Churfürſten, und nachher Hofrath und Bibliothekar. Dort ſchrieb er Ardinghello und Hildegard. Was er von Bildnerei und Muſik, die er beide ſchwärmeriſch liebte, in ſeinem Leben erfunden, geahnet und enträthſelt hatte, legte er in ſeinen Werken nieder, deren ſtürmiſcher bacchantiſcher Taumel zwar den Leſer gewaltſam ergreift und dahinrafft, ein edles Gemüth aber nicht erheitern kann. Er ſtarb den 22ſten Juni 1803, 54 Jahr alt. Höchſt intereſſante Briefe von ihm finden ſich in der Sammlung von Briefen zwiſchen Gleim, Heinſe und Müller. Die 1805 unter ſeinem Namen erſchienenen muſikaliſchen Dialogen ſind nicht von ihm.

Heinſius (Daniel und Nicolaus), Vater und Sohn, zwei berühmte Kritiker. Der Vater, geboren zu Gent 1582, war ein Schüler Joſeph Scaligers, wurde Profeſſor der Politik und Geſchichte in Leyden, auch Hiſtoriograph von Holland, und ſtarb 1655. Seine vielſeitigen Verdienſte als Philolog und Hiſtoriker, die ſchönen Verſe, welche er in griechiſcher und lateiniſcher Sprache dichtete, und ſein guter Geſchmack erhoben ihn zu einer hohen Stufe des Ruhms. Unter den Alten hat er beſonders den Horaz, den Maximus Tyrius, Terenz u. ſ. w. bearbeitet; auch ſind ſeine Arbeiten für das neue Teſtament ſchätzbar. Seine hiſtoriſchen Schriften, ſo

wie ſeine Reden, empfehlen ſich durch eine vortreffliche kräftige Sprache. — Nicolaus, geboren zu Leyden im J. 1620, machte viele Reiſen nach England, Frankreich, Schweden, beſonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Chriſtina von Schweden auf ihre Koſten ſandte. In der Folge bekleidete er die Stelle eines niederländiſchen Reſidenten zu Stockholm, brachte aber die letzten zehn Jahre ſeines Lebens in ſeinem Vaterlande zu, und ſtarb 1681 im Haag. Er liebte vornehmlich die römiſchen Dichter, und war in kritiſcher Behandlung derſelben ſo glücklich, daß er der Wiederherſteller des Ovid, Silius Italicus, Valerius Flaccus u. A. genannt zu werden verdient. Außer dieſen Dichtern gab er auch den Virgil, Claudian, Prudentius u. ſ. w. heraus. Zerſtreute Anmerkungen über mehrere römiſche Schriftſteller findet man in ſeinen Adverſarien, die erſt 1742 erſchienen. Er war ſelbſt ein guter lateiniſcher Dichter.

Heinſius, Großpenſionär von Holland, war lange das Oberhaupt und Triebrad aller wichtigen Verhandlungen der Republik. Er war der Günſtling und Vertraute des Prinzen Wilhelm von Oranien, der 1689 als Wilhelm III. den engliſchen Thron beſtieg, und hatte großen Antheil an deſſen politiſchen Verhandlungen. Wilhelm hatte ihn nach dem nimweger Frieden nach Paris geſandt, um da ſeine Rechte auf das Fürſtenthum Oranien geltend zu machen. Heinſius ſprach ſo lebhaft für das Intereſſe des Prinzen und der Proteſtanten, daß Louvois ſich unterfing, ihn mit der Baſtille zu bedrohen. Seitdem war er Frankreichs abgeſagter Feind, und gab ſich beſonders während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges nicht vergeblich Mühe, Ludwig XIV. zu demüthigen. Aber ſein Widerſtand gegen die Abſchließung des Friedens zog der Republik eine große Schuldenlaſt zu, und nachdem er 30 Jahre lang als Rathspenſionär unumſchränkt geherrſcht hatte, verlor er ſeine Stelle und ſtarb 1720 im Haag, 87 Jahre alt.

Heißhunger ſ. Bulimie.

Hela, ſ. Nordiſche Mythologie.

Heldenbuch, ein berühmtes altdeutſches Gedicht, enthaltend die Thaten und Abenteuer des lombardiſchen Königs Otnit, Elberichs, Hugdietrichs, Wolfdietrichs, König Giebichs von Worms, Dietrichs von Berne, des Königs Laurin, die Geſchichte von dem berühmten Roſengarten zu Worms u. ſ. w. Dieſes Heldenlied beſchäftigt ungemein die Phantaſie durch Vorführung bald der abenteuerlichſten, bald der lieblichſten Erſcheinungen, mit großer Naivetät erzählt, und iſt ſehr intereſſant für die Sittengeſchichte des Mittelalters. Als Hauptverfaſſer wird Heinrich von Ofterdingen zu Eiſenach im 13ten Jahrhundert genannt. Zuerſt ward es 1509 gedruckt. Allein ſo wird es ſchwerlich von Ofterdingen gekommen ſeyn, vielmehr ſcheint das Gedruckte nur eine freie Bearbeitung jenes alten Ofterdingenſchen zu ſeyn, von dem man bis jetzt bloß Bruchſtücke entdeckt hat. Zuletzt hat H. v. d. Hagen jene Heldenlieder herauszugeben angefangen.

Heldengedicht, auch Epopöie genannt, iſt eine beſondre Art aus der Gattung der epiſchen Poeſie (des Epos). So geringfügig dieſe Bemerkung ſcheint, ſo wichtig iſt ſie doch; denn hält man ſie nicht feſt, ſo kann es nicht fehlen, man wird das viele Einſeitige und Willkürliche, das über dieſe Dichtungsart bereits behaup-

tet worden iſt, nur vermehren oder beſtätigen. Das Einſeitige und Willkührliche dieſer Behauptungen hat aber ſeinen Grund darin, daß man das Heldengedicht als die Gattung ſelbſt nahm, und aus den Gedichten Homers, wie ſie dem Ariſtoteles erſchienen waren, und Virgils, als Muſtern für dieſe Gattung, die Regeln derſelben ableitete und für alle ähnliche Werke feſtſetzte. Indem man nun Epos und Heldengedicht nicht unterſchied, drang man auch jenem die Regeln auf, welche höchſtens für dieſes gelten konnten. Höchſtens, ſagen wir, denn es gab darunter auch ſolche, welche keineswegs in dem Weſen des Heldengedichts gegründet waren, ſondern nur aus falſcher Anſicht jener Muſter entſtanden ſeyn konnten. Von allem und jedem Epos verlangte man einen großen Umfang der Dichtung, in der Anlage eine tragiſche Verwicklung, Vollſtändigkeit und Abgeſchloſſenheit der Handlung, in den Charakteren Idealität, in Ausdruck und Vers Pracht und Würde, und vor allen Dingen in der Erfindung das heroiſch Wunderbare, zu deſſen Darſtellung auch eine Einmiſchung überirdiſcher Weſen für nothwendig erachtet ward. Nun ſehe man nur, wie beſonders die moderne Praxis, durch ſolche Regeln verleitet, alle Kunſtgriffe aufbot, den darzuſtellenden Gegenſtand zu vergrößern, wie ſie dadurch aus allem epiſchen Charakter völlig heraustrat, und bald durch entfremdete Mythologie, bald durch ſelbſt erfundene kalte Allegorie alles innere Leben erkältete und allen Glauben an die Darſtellung ertödtete. Selbſt in den gelungenſten Werken dieſer Art hat man noch oft genug Urſache, dieſe Mißgriffe zu bedauern. Seitdem man über die Entſtehung der Gedichte Homers die richtige Anſicht gewonnen hatte, mußte man nothwendig auch von jenen, auf die irrige Anſicht jener Gedichte gegründeten, theoretiſchen Verirrungen in Anſehung des Epos zurückkommen, und ſo wurden denn Wolfs kritiſche Unterſuchungen übrr Homer auch für die Aeſthetik fruchtbar. A. W. Schlegel war es vornehmlich, der, nach der berichtigten Anſicht von Homers Rhapſodien, eine dem Homer und der Natur gemäßere Theorie des Epos aufſtellte, nachdem bereits früher mehrere Stimmen gegen die Geſetzkräftigkeit bloß temporeller und localer Einrichtungen ſich erklärt, und alſo vom Zufälligen mehr auf das Weſentliche hingewieſen hatten. Beſaß man nun aber gleich eine richtigere Theorie des Epos überhaupt, ſo hatte man darum doch noch keine eben ſo richtige Theorie des Heldengedichts; ja es ſchien, als wollte man jetzt in den entgegengeſetzten Fehler verfallen, und nun dem Heldengedicht keine andern Geſetze zugeſtehen, als die des Epos überhaupt, und nach keinem andern Muſter, als nach Homers Rhapſodien, zu welchem Behufe mitunter das Anſehn Virgils gar ſehr verunglimpft wurde. Wer möchte behaupten, daß der neue Irrthum nicht auch ein Irrthum ſey! Das Heldengedicht als epiſches wird zwar allerdings unter den Geſetzen des Epos ſtehen, als eine beſondere Art in der Gattung aber auch Eigenthümlichkeiten haben müſſen, durch die es ſich von jedem Epos, das kein Heldengedicht iſt, auszeichnet. Geht man nun von dem Grundſatz aus, daß die Form eines Kunſtwerks bedingt ſey durch den Stoff, und daß beide mit einander in der innigſten Harmonie ſtehen müſſen, ſo wird man nicht umhin können, zu geſtehen, daß unter den vielen Erklärungen vom Heldengedichte die von Heydenreich gegebene noch am meiſten zum Ziele treffe. Er erklärt es als die Darſtellung einer Handlung, welche durch ihre Wichtigkeit für die ganze Menſchheit oder einen großen Theil derſelben, durch die Charaktere, welche an ihr Theil

nehmen, und die Art ihrer Entwickelung das Gefühl des Erhabenen erregt, in der Form der höchſten, durch Sprache darſtellbaren, Schönheit. Wenn der Urheber jener Definition die Darſtellung einer Handlung fodert, ſo ſcheint er dem Heldengedicht Geſetze der Tragödie vorzuſchreiben, denn in dem Begriff der Handlung ſind die Anfoderungen der Einheit, Vollſtändigkeit u. ſ. w. mit eingeſchloſſen. Schwerlich würde man ein Heldengedicht darum tadeln, weil es dieſe Anfoderungen befriedigte; man kann aber freilich auch nicht, als auf eine abſolute Nothwendigkeit, darauf dringen. Hier gelten die allgemeinen Geſetze des Epos. Streng hat dagegen der Sänger eines Heldengedichts über Einheit des Tons zu wachen, weil er, wenn er dieſe verletzte, die Wirkung ſeines Gedichts ſelbſt vernichten würde. Als dieſe Wirkung nennt Heydenreich das Gefühl des Erhabenen, welches jedoch nur mit Einſchränkung dafür kann angenommen werden. Es gibt nämlich drei verſchiedne Claſſen von Heldengedichten, und bei jeder iſt die Wirkung verſchieden. Dieſe drei Claſſen kann man bezeichnen als das ernſte, das komiſche und das romantiſche Heldengedicht. Was bisher von dem Heldengedicht überhaupt geſagt worden iſt, kann man als von dem ernſten geſagt annehmen. Die Wirkung deſſelben ſoll allerdings Gefühl des Erhabenen ſeyn; gerade die entgegengeſetzte aber hat das komiſche Heldengedicht zum Zweck. Dieſes iſt hervorgegangen aus der Parodie des ernſten Heldengedichts, d. h. aus der ſcherzhaften Anwendung der ernſten Form deſſelben auf einen mit ihr contraſtirenden Stoff, wobei der Contraſt hauptſächlich dient, das Gefühl des Lächerlichen zu erregen. Hier iſt deßhalb manches von ſehr guter Wirkung, was im ernſten Heldengedichte geradezu ſeinen Zweck verfehlt, namentlich die ganze allegoriſche Maſchinerie. Das romantiſche Heldengedicht kann man dem vorigen eigentlich nicht entgegenſetzen, indem es ernſt ſeyn kann, wie bei Taſſo, Triſſino, Camoens u. A., oder komiſch, wie bei Arioſto. Da es jedoch mit der Zeit zu einer Miſchung von Ernſt und Scherz wurde, indem die Dichter es nicht verhehlten, daß ſie mit ihrem Stoffe nur ſpielten, ſo kann man füglich das romantiſche Heldengedicht als eine eigne Claſſe neben jene ſtellen. Der Geiſt einer ſcherzenden Ironie waltet darin vor. Wie der Scherz überall mehr Freiheit hat als der Ernſt, ſo iſt auch dieſe Claſſe von Heldengedichten ungebundener, und der loſe Geiſt Capriccio treibt bisweilen darin mit den Regeln ein loſes Spiel. Hierüber indeß mehr, wo wir von der romantiſchen Poeſie überhaupt zu ſprechen haben. d. d.

Helena, eine Tochter der Leda und des ſpartaniſchen Königs Tyndarus (der Fabel nach des Jupiters, der in Geſtalt eines Schwans der Leda genaht), war in ihrem achtzehnten Jahre von ſo unbeſchreiblicher Schönheit, daß Tyndarus, aus Furcht, derjenige, deſſen Gemahlin ſie würde, möchte von allen Andern aus Neid verfolgt werden, faſt alle griechiſchen Fürſten, die ſich um ihre Hand bewarben, einen Eid ſchwören ließ, durch welchen ſie ſich verpflichteten, mit ihrer ganzen Macht demjenigen beizuſtehen, den ſie zum Gemahl erwählen würde, im Fall er ihretwegen angefochten würde. Dieſem gemäß foderte ihr Gemahl Menelaus, als ſie ihm von Paris, dem Sohne des trojaniſchen Königs Priamus, entführt worden war, alle griechiſchen Fürſten zur Beſtrafung des erlittenen Schimpfs auf, und dieß war die Veranlaſſung zu dem trojaniſchen Kriege. Aus dem Beſitz des Paris, der im letzten Belagerungsjahre fiel, kam Helena in die Hände von deſſen Bruder Deipho-

bus, und nach Troja's Eroberung nahm ſie der erſte Gemahl Menelaus, den ſie durch ihre Liebkoſungen wieder zu gewinnen wußte, mit ſich zurück nach Sparta. Hermione hieß ihre mit Menelaus erzeugte Tochter.

Helena (Inſel), ſ. St. Helena.

Helenenfeuer (auch St. Helms-, St. Elmo oder Eliasfeuer, Feu S. Elme), die Benennung einer Lufterſcheinung, welche von brennbaren Dünſten in der Luft herrührt, in Geſtalt einer Flamme ſichtbar wird, und ſich oft auf Schiffen an den Maſten und Raaen ſehen läßt. Erſcheinen zwei Flammen (Caſtor und Pollux), ſo gilt dieß den Schiffern für eine gute Vorbedeutung, eine einzelne Flamme hingegen, die auch nur die Helene heißt, betrachten ſie als ein böſes Zeichen.

Helenus, des Priamus Sohn und der Caſſandra Zwillingsbruder, begabt mit Seherkraft. Er warb nach Paris Tode vergebens um die Helena und verrieth, erzürnt darüber, Troja. Der Betrug mit dem hölzernen Pferde wird ihm zugeſchrieben.

Helgoland, eine kleine Inſelgruppe, die vor den Mündungen der Elbe, der Weſer und der Eyder in der Nordſee liegt, und aus dem Haupteilande Helgoland, aus den Sandinſeln, oder den Dünen, und aus verſchiedenen Klippen und Riffen, unter denen der ſogenannte Mönch die vorzüglichſte iſt, beſteht. Helgoland ſelbſt wird in das hohe und niedrige Land eingetheilt. Jenes hat 4200 Schritt im Umfange und iſt 90 bis 160 Schuh über der Meeresfläche. Man ſteigt 208 Stufen hinauf. Das niedrige Land wird alle Jahre durch Ausſpülen der See verringert, und es ſoll vor einem Jahrhundert noch eilfmal mehr Umfang gehabt haben, als gegenwärtig. Jetzt beträgt der letztere kaum 1200 Schritt. Die Dünen oder die Sandinſeln haben nur zwei Fünftheile des Umfanges von Helgoland. Die ganze Inſel beſteht aus verhärtetem Thon von rother Farbe, worunter viel Eiſen-Oxyd und etwas kohlenſaurer Kalk iſt. Auch findet man ziemlich viel kohlenſaures Kupfer, am Strande Belemniten, verkohltes Holz, Schwefelkies und Kalkſtein. Man weiß, daß große Veränderungen mit dieſen Inſeln vorgegangen ſind. Helgoland ſelbſt hing vor 100 Jahren noch mit der Sandinſel zuſammen. Seit 1720 ſteht die See zwiſchen beiden 18 bis 20 Fuß hoch. Der Boden von Helgoland ſelbſt iſt bis auf eine Tiefe von 4 Fuß gutes Ackerland. Man baut jährlich ungefähr 300 Tonnen Gerſte und wenig Hafer. 60 Kühe finden Weide und 4 bis 500 Schafe können erhalten werden. Auf dem Hochlande ſtehen 342 Häuſer, 78 auf dem niedrigen. In dieſen 420 Häuſern wohnen ungefähr 2500 Menſchen. Es ſind größtentheils Fiſcher, und die vorzüglichſte Einnahme beſteht in dem Preiſe für die Seefiſche, wovon jährlich ungefähr für 60,000 Rthlr. ausgeführt werden. Die Einwohner ſind unvermiſchte Abkömmlinge der alten Frieſen, deren Sprache und Gebräuche ſie vollkommen beibehalten haben. Die Weiber beſtellen den Acker, dreſchen und mahlen das Getreide. Pferde und Wagen giebt es nirgends. Die Feurung muß man aus der Elbe, der Weſer oder der Eider ziehen. In dieſe Ströme die Schiffe zu leiten und ihnen als Lootſen zu dienen, iſt das vorzüglichſte Geſchäft der Helgoländer. Es ſind zwei Häfen auf der Hauptinſel, der nördliche für die größeren Fahrzeuge, und der ſüdliche für die geringern. Man unterhält einen Leuchtthurm, nach dem ſich alle Schiffe richten, die in die Elbe, die Eider, die Weſer und die Jade einlaufen wollen. Vertheidigt wird die In-

ſel von vier Batterien, die 19 Kanonen und 4 Haubitzen haben und von 56 Mann bedient werden. Sonſt gehörte die Inſel zu Holſtein und alſo der däniſchen Regierung. Im September 1807 nahm ſie Admiral Ruſſel und ſeit den neueſten Friedensſchlüſſen gehört ſie England. Ihre Polhöhe iſt auf 54° 11′, und ihre öſtliche Länge auf 7° 53′ berechnet.

Heliaden (Heliadae) waren die ſieben Söhne des Sonnengottes Helios, welche erzeugt wurden, als Helios heiße Strahlen alle Feuchtigkeit auf der Inſel Rhodus austrockneten. Ihre einzige Schweſter Electryone ſtarb als Jungfrau und ward von den Rhodiern als Halbgöttin verehrt. Die Brüder zeichneten ſich alle durch Verſtand nnd Kenntniſſe aus, beſchäftigten ſich mit der Aſtronomie, verbeſſerten die Schiffbaukunſt, und theilten die Tage in Stunden ab. Beſonders that es Thenages ſeinen Brüdern an Scharfſinn zuvor, welche ihm deßhalb das Leben nahmen. Als aber dieſe Mordthat bekannt wurde, entflohen ſie von Rhodus bis auf zwei, die ſich nicht mit dem Blute befleckt hatten. Auch führt die Fabel **Heliaden** (Heliades) als Töchter des Helios und der Nymphe Merope oder Klymene an. (S. **Phaeton**.)

Helicon, ein berühmter Berg im Weſten von Böotien, wohin die Griechen den Sitz der Muſen verlegten. Sie hatten hier nebſt dem Apoll Tempel und Bildſäulen. Hier waren die berühmten Muſenqueuen Aganippe und Hippokrene. Die Gegend umher war überaus fruchtbar, und nach der Verſicherung der Landleute waren die Pflanzen ſo geſund, daß ſelbſt die Schlangen nach dem Genuß derſelben ihr Gift verloren.

Heliocentriſch heißt in der Aſtronomie, was ſich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht, oder was nach der Vorſtellung aus dem Mittelpunkt der Sonne betrachtet wird. So beſtimmt z. B. die heliocentriſche Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derſelbe, aus der Mitte der Sonne betrachtet, einnimmt. Der Gegenſatz iſt **geocentriſch**.

Heliometer, Sonnenmeſſer, iſt ein mit einem Mikrometer verſehenes Fernrohr aus einem Stücke, das ſich weder verlängern noch verkürzen läßt. Indem man nun durch dieſes Fernrohr nach der Sonnenſcheibe ſiehet, werden in dem Augenblick, als die beiden halben Bilder der Scheibe einander berühren, die Mittelpunkte der halben Linſen gerade um den Durchmeſſer der Sonne von einander entfernt. Man beſtimmt nun dieſe Entfernung durch Schraubenumdrehungen, und kann dann für jede andre Entfernung der halben Linſen von einander die Größe ähnlicher Winkel am Himmel beſtimmen.

Heliŏpolis in Cöleſyrien, ſ. **Balbek**. Eine Stadt gleiches Namens lag in Niederägypten und war wegen ihres Sonnentempels berühmt.

Helios, der Sonnengott in der griechiſchen Mythologie, war ein Sohn Hyperions und der Theia, ein Bruder der Eos (Morgenröthe) und Selene (Mond). Im Oceanus hinter Colchis wohnt er ſammt der begleitenden Eos. Aus dem Morgenthore fährt er auf der Dunſtluft in ſchräger Krümmung zu dem Abendthore, und nachdem er ſein Geſpann im Ocean gekühlt, lenkt er in ein Hephäſtiſches Fahrzeug von ſchwebendem Golde, welches ihn mit wunderbarer Geſchwindigkeit längs des nördlichen Geſtades des Oceanus nach Colchis zurückträgt, wo er die Roſſe im Sonnenteiche badet, und die Nacht bis zur Morgenröthe bei den Seinigen ruht. Spätere geben ihm

auch am weſtlichen Ende einen Palaſt, wo er ſich und ſein Geſpann vor der Umſchiffung des Nordgeſtades mit ambroſiſcher Nahrung erquickt. Aus der Geſchichte des Helios führen die Dichter an, daß er mit Neptun einſt um die corinthiſche Landenge ſtritt, daß er die heimliche Umarmung des Mars und der Venus verrieth, auch der Ceres den Räuber ihrer Tochter nannte. In Sicilien war ihm eine Heerde Rinder heilig, welche daſelbſt ungehütet weidete, und deren Anblick ihn erfreute, wenn er am Himmel daher fuhr. Schwer traf ſeine Rache des Ulyſſes Gefährten, die einige derſelben ſchlachteten. Er drohte dem Jupiter, in den Orcus hinabzuſteigen und den Todten zu leuchten, wenn er die Frevler nicht beſtrafte, und der Donner zerſchmetterte das Schiff der Verbrecher und verſenkte ſie in die Wellen. Da er aus dem Geſchlechte der Titanen abſtammte, führt er auch oft den Namen Titan. Sein Dienſt war ſehr ausgebreitet und er hatte viele Tempel und Bildſäulen, z. B. in Corinth, Argos, Trözene, Elis, beſonders aber auf Rhodus, wo ihm jährlich ein Viergeſpann geopfert ward, das man ins Meer ſtürzte. Sonſt opferte man ihm weiße Lämmer. Von Thieren waren ihm die Pferde, Wölfe, Hähne und Adler geheiligt. Abgebildet wird er als ein größtentheils bekleideter Jüngling, das Haupt mit Strahlen umgeben. Bisweilen fährt er auf ſeinem mit vier Roſſen beſpannten Wagen.

Helioſcop oder Sonnenglas iſt ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein aſtronomiſches oder holländiſches Fernrohr wird etwas weiter aus einander gezogen, als es, um dadurch zu ſehen, nöthig iſt. So wird es gegen die Sonne gerichtet, und das dadurch entſtehende Bild in einem dunkeln Ort aufgefangen. In dieſer Abſicht wird entweder ein Zimmer verfinſtert, oder man ſteckt das Fernrohr in ein dunkles trichterförmiges Behältniß, deſſen Boden mit geöltem Papier überſpannt, oder mit einem matt geſchliffenen Glaſe verſchloſſen iſt, worauf ſich die Sonne abbildet. Auf dieſem Papier oder Glaſe wird ein Kreis beſchrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere concentriſche Kreiſe in die gewöhnlichen zwölf Zolle getheilt wird. Mit einem ſolchen Helioſcop kann man das Bild der Sonne mit ihren Flecken, ſo wie die Sonnenfinſterniſſe, ohne Nachtheil für die Augen beobachten; doch leiſtet jedes Stück Glas, das man über der Lampe ſchwarz anlaufen läßt, denſelben Dienſt.

Heliotiſch, ſ. Aſtronomie.

Hell (Maximilian), einer der verdienſtvollſten Aſtronomen des vorigen Jahrhunderts, war 1720 zu Chemnitz in Ungarn geboren, und trat früh in den Jeſuitenorden. Mit dem Studium der Aſtronomie und der Phyſik beſchäftigte er ſich von Jugend auf, unterſtützte 1745 und 1746 den P. Joſ. François, welcher der Sternwarte der Jeſuiten in Wien vorſtand, in ſeinen Beobachtungen, und nahm an der Errichtung eines Cabinets der Experimentalphyſik in Wien lebhaften Antheil. Nachdem er einige Jahre in Clauſenburg in Siebenbürgen die Mathematik gelehrt hatte, wurde er nach Wien zurückberufen, und verſah 36 Jahre die Stelle eines Aſtronomen und Conſervators der Sternwarte, die man nach ſeinen Angaben eingerichtet hatte. Vom Jahre 1757 an bis 1786 gab er alljährlich Ephemeriden heraus, die eine von den Aſtronomen ſehr geſchätzte Sammlung bilden. Der Graf Bachoff, Geſandter des Königs von Dänemark am wiener-

Hofe, drang in ihn, den Auftrag zur Beobachtung des Durchgangs der Venus in Lappland anzunehmen, und P. Hell reiſ'te wirklich den 28. April 1768 zu dieſer Beſtimmung von Wien ab; und kam erſt im Auguſt 1770 wieder dahin zurück. In jenen nördlichen, ſo wenig beſuchten und gekannten Gegenden iſt alles intereſſant, und P. Hell hatte auf alles ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet, auf die Geographie, die Geſchichte, die Sprache, die Künſte, die Religion u. ſ. f.; leider ſind dieſe Beobachtungen nie erſchienen. Der Zweck, den Durchgang der Venus zu beobachten, wurde vollkommen erreicht und iſt eines der ſchönſten Reſultate der Aſtronomie. P. Hell ſtand auch in Verbindungen mit Mesmer, und überraſcht von den Reſultaten, welche dieſer mittelſt einiger magnetiſirten Stücke Stahl, die er von P. Hell erhalten hatte, bewirkt haben wollte, glaubte er, dem Magnet ſelbſt die Eigenſchaft, Nervenkrankheiten heilen zu können, zuſchreiben zu dürfen, und machte die Vermuthung bekannt, welche aber der Erfinder des animaliſchen Magnetismus beſtritt. P. Hell ſtarb zu Wien den 14. April 1792, nachdem er auf ſeiner langen Laufbahn zur Erweiterung der aſtronomiſchen Wiſſenſchaften beigetragen hatte. Außer den ſchon erwähnten aſtronomiſchen Ephemeriden führen wir von ſeinen zahlreichen Werken noch an: Tabulae solares N. L. de la Caille, cum suppl. reliquarum tabularum, 1763. Tabulae lunares Tob. Mayer, cum suppl. D. Cassini, de Lalande, et suis, 1763. De transitu Veneris ante discum solis die 3. Jun. 1769 Wardoehusii in Finnmarchia observato, 1770. De parallaxi solis ex observationibus transitus Veneris anni 1769. 1773 etc.

Hellas, Hellenen, Hellenismus. Hellas im engern Sinne war Mittelgriechenland mit ſeinen acht Landſchaften, im weiteren Sinne verſteht man das ganze dreifache Griechenland mit den Inſeln und Colonien darunter, und befaßt unter dem Namen der Hellenen die Griechen überhaupt. (S. Griechenland.) Ihren Namen haben ſie angeblich von Hellen (ſ. d. Art.), einem der Entwilderer der früheſten Bewohner Griechenlands, welche den Namen der Palasger führten. Hellenen ſtehen daher auch häufig im Gegenſatz von Pelasgern, und dann verſteht man unter ihnen den cultivirten Menſchenſtamm, der die Bewohner Griechenlandes zu Griechen machte. Durch die Promethiden verbreitete ſich der erſte Schimmer der Cultur über die pelasgiſchen Wilden, und dieſe Cultur, die einen Theil der Pelasger hellenſirte, ging von Theſſalien aus. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn an den Namen der Hellenen ſich der Nebenbegriff von Cultur, feinerer Lebensſitte, höherer geiſtiger Kraft, kurz von dem anknüpfte, was wir in dem Artikel von der griechiſchen Kunſt den griechiſchen Genius nannten. Eine Frage, deren Beantwortung uns dort zu ſehr ſeitabwärts geführt haben würde, ſteht hier an ihrer rechten Stelle, die Frage nämlich: wie und wodurch gelangten die einſt ſo rohen Horden der Bewohner Griechenlands zu dieſem ausgezeichneten Charakter der Hellenen? Als bewirkende Urſachen hievon hat man angegeben: 1. den Einfluß eines günſtigen Himmelsſtriches. In einem Lande von mannichfaltig abwechſelnden Naturſchönheiten, unter einem Clima, das weder durch Hitze erſchlaffend, noch durch Kälte zuſammendrückend iſt, konnte ſich natürlich die geiſtige Anlage reger entwickeln. 2. Urſprünglich glücklichere Organiſation der Griechen. (S. Garve's Verſuche über Gegenſtände der Moral und Literatur. Bd. 2. S. 94. fgg.). 3. Dadurch

entſtandene natürliche Regſamkeit, Lebhaftigkeit und Neugier der Nation, bewegliche Phantaſie, naives Gefühl, Sinn fürs Schöne und Rechte im Wiſſen und in der Kunſt. Neugier ward die Mutter des Wiſſens. Bei dem Zuſammenfluß ſo vieler Stämme, öfteren Wanderungen, Seefahrten, baldiger Verbindung mit policirten Völkern fand ſich zu ihrer Befriedigung viel Gelegenheit. 4. Politiſche Freiheit und eigenthümliche Staatsverfaſſungen in dem, in viele kleine Freiſtaaten zerſpalteten, Griechenland. Hiedurch wurde ungehinderte und ungeſtörte Entwickelung jedes Talentes nach der beliebigen Aeußerung ſeiner natürlichen Anlagen möglich. 5. Lage des Landes und häufiger Verkehr der Nation mit andern, durch eben dieſe Lage begünſtigt und befördert. (S. Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. Bd. 3. S. 139. fgg.). 6. Gemächlichkeit und Wohlleben, Geiſt der Geſelligkeit. Dieſe Lage des Landes, die freie Verfaſſung, Entfernung von Druck, ſchweren Auflagen, Frohndienſten an den Staat, wie ſie von despotiſchen Regierungen unzertrennlich ſind, vermehrte hier die Anzahl der Wohlhabenden, die ſich in Hinſicht auf ihre Bedürfniſſe, bei einfacher Lebensart, in einem Zuſtande von Gemächlichkeit befanden, welcher den Geiſt der beſſeren Vergnügungen weckte, in Geſelligkeit den Witz belebte, und den Verſtand nährte. 7. Erziehungsart der Griechen, nach welcher der Menſch keine bloße Staatsmaſchine wurde, und ſeine Anlagen allſeitig und harmoniſch ſich entwickeln konnten. 8. Geiſt der Freiheit im Denken, Mangel nöthigender Auctorität, beſonders einer Prieſtercaſte, mithin auch zwangloſe, und eben deßhalb ſo phantaſiereiche, Religion. Ihre Religion gab zwar Cultus, aber nicht Zwang, hatte weniger Myſtik als Plaſtik, und wurde ausgebildet durch Poeſie. Daher das Phantaſiereiche und Lachende ihrer Götterbegriffe und Geſchichten, woraus nachher die bildende Kunſt die Götterideale ſchuf. Wenn daher die Griechen auch Ausländiſches bekamen und aufnahmen, ſo wurde es doch hier zu Griechiſchem. Aus unförmlichen Fetiſchen bildeten die Griechen zuerſt menſchenähnliche Bilder, und erhielten aus ihren Stammſagen ein vermenſchlichtes Göttergeſchlecht. 9. Dadurch beförderte Richtung auf das, was den Menſchen eigentlich zum Menſchen macht. Zuerſt entwickelte häufiger Menſchenverkehr eine practiſche Menſchenkenntniß, und dieſe entwickelte etwas aus den Griechen, was man bei Unterſuchungen über ihre Bildung ſtets zu wenig in Anſchlag gebracht hat, und was doch ungemein wichtig iſt, den pſychologiſchen Beobachtungsgeiſt, durch welchen ſich ihre Dichter, Philoſophen und Redner ſo ungemein auszeichnen. Schon die frühere Form der politiſchen Verfaſſungen, wo alles öffentlich verhandelt wurde, gab ihnen viel Spielraum. Woher ſonſt ſchon in früherer Zeit jene treffende Menſchencharakteriſtik, jener Reichthum an Menſchenkenntniß, jener Geiſt der Ideenentwickelung, jene treffende und pathetiſche Darſtellung der Sprache? Dies iſt alſo ein Hauptmoment für griechiſche Bildung und Verfeinerung, ein Erklärungsgrund der ſchönſten Phänomene des griechiſchen Genius, der eben in Zurückführung auf das echt Menſchliche jenes richtige Maß fand, ohne welches keine Darſtellung gefällt. 10. Einzelne große Genies, welche durch Gunſt des Schickſals in dieſer Nation aufblühten. Wo freier pſychologiſcher Beobachtungsgeiſt mit einem naiven Gefühl und reger Imagination ſich vereinigt, da iſt Anlage zu Poeſie und Kunſt, die aber freilich nur durch eine beſondere Gunſt der Natur den Gipfel der Vollendung erreichen.

Hervorragende Geiſter, echt griechiſch gebildet, traten auf, und welche Wirkungen ſie durch ihre Darſtellungen hervorgebracht haben, liegt am Tage. Unter einem ſo ſeltnen Verein begünſtigender Umſtände entwickelte ſich alſo der griechiſche Genius, der die Bewohner des alten Griechenlandes als Hellenen zeigt, und was Wunder nun, wenn man bei dem Helleniſchen an etwas in Literatur und Kunſt Vorzügliches mit zartem Schönheitsſinn Ausgebildetes, mit reiner Naturwahrheit Dargeſtelltes, kurz an etwas Claſſiſches denkt. Manche Aeſthetiker vornehmlich gebrauchen auch in der That den Ausdruck helleniſch für gleichbedeutend mit claſſiſch, andere mit antikclaſſiſch, und dann wohl auch mit antik überhaupt, in wie fern man den Begriff des Claſſiſchen ſchon in dem des Antiken mit enthalten denkt. Alle dieſe drei Bedeutungen des Helleniſchen ermangeln jedoch der hinlänglichen Beſtimmtheit; denn man kann helleniſch eigentlich nur das nennen, was in der Darſtellung nach Stoff und Form griechiſchen Genius zeigt. Wie Recht man nun habe, das Helleniſche dem Modernen entgegenzuſetzen, läßt ſich hieraus leicht beurtheilen. Mit größerem Rechte ſetzt man den Hellenismus der Romantik entgegen, d. h. den Geiſt in Poeſie und Kunſt, wie er bei den Griechen waltet, jenem, der aus der romantiſchen Poeſie und Kunſt der Neueren uns anſpricht. d d.

Helldunkel. Dieſes Wort, welches Hagedorn zuerſt dem italieniſchen Chiaroscuro und dem aus dieſem entſprungenen franzöſiſchen Clair-obscur nachbildete, wird in den zeichnenden Künſten in einem doppelten Sinn gebraucht. Einmal bedeutet es die Haltung durch die Vertheilung des Lichts und des Schattens. Dann aber beſchränken wir, da es in den zeichnenden Künſten ein eigenes Helldunkel giebt, deſſen Reize uns zuerſt Correggio kennen lehrte, und welches von der Vertheilung des Lichts und des Schattens, die von gewiſſen Geſetzen abhängt, ſehr verſchieden iſt, ſeine Bedeutung auf diejenige Eigenſchaft eines Gemähldes, wenn der Künſtler mit weiſer Wahl und in der Abſicht, eine beſſere Wirkung der in aller Wahrheit gefärbten und beleuchteten Gegenſtände hervorzubringen, je nachdem es nothwendig iſt, eine hellere oder dunklere willkürliche Farbe oder einen Gegenſtand von hellerer oder dunklerer eigenthümlicher Farbe wählt. Dieſes Helldunkel lehrte Rubens ſeine Schüler auch durch die Kupferſtecherkunſt hervorzubringen.

Helle, die Schweſter des Phrixus und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehen, nahm ſie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug ſie auf den Wink der Götter über Land und Meer nach dem fernen Colchis. Aber nur Phrixus langte hier an, denn die unglückliche Helle ſtürzte in das Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhielt.

Hellebarde oder Helleparte iſt eine alte Gattung von Kriegsgewehr, ein Spieß mit einem Barte oder einem Beile, welches zum Stechen und Hauen diente. Sie war urſprünglich eine Waffe der Deutſchen und Schweizer; von dieſen kam ſie um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts zu den Franzoſen. Jetzt wird ſie etwa noch von den Fußtrabanten der Fürſten geführt.

Hellen, des Deukalion und der Pyrrha Sohn, von dem der Name der Hellenen abgeleitet wird.

Hellenen, Helleniſch ſ. Hellas.

Helleniſten nennen wir die gelehrten Kenner des griechiſchen Alterthums, vornehmlich der griechiſchen Sprache und Literatur.

Helleniſten (Aegyptiſche), wurden die jüdiſchen Coloniſten genannt, die zuerſt nach dem Untergange des Königreichs Juda um 600 vor Chr. nach Aegypten gekommen waren und durch die zahlreichen jüdiſchen Colonien, welche Alexander der Gr. 336 vor Chr. zur Bevölkerung Alexandriens und nach ihm Ptolemäus Lagi 320 und 312 vor Chr. eben dahin führen ließ, ſo ſehr verſtärkt wurden, daß ſich unter der Regierung des römiſchen Kaiſers Auguſtus beinahe eine Million Juden in Aegypten befand. Hier begründete nun die Miſchung des jüdiſchen und ägyptiſchen Nationalcharakters und der Einfluß der von dieſen Juden angenommenen griechiſchen Sprache und Philoſophie eine neue Epoche gräciſirender jüdiſcher Cultur, die von ihrem herrſchenden Charakter den Namen der helleniſtiſchen erhielt. Pythagorismus und Platonismus verſchmolz ſich darin wunderlich mit jenem phantaſtiſchen Orientalismus, der hauptſächlich in Aegypten zu ſyſtematiſcher Ausbildung kam und noch in den myſtiſchen Philoſophemen der Gnoſtiker ſpukte. Der merkwürdigſte unter den jüdiſch helleniſtiſchen Philoſophen war **Philo** von Alexandrien (ſ. d. Art.) und das einflußreichſte Denkmal des Fleißes der alexandriniſchen Juden die griechiſche Ueberſetzung des alten Teſtaments (ſ. **Septuaginta**). d.d.

Helleſpont iſt die berühmte Meerenge zwiſchen Europa und Aſien, welche jetzt die Straße der Dardanellen heißt. Ueber die Entſtehung des Namens ſ. **Helle**. Die Ufer waren mit anmuthigen Hügeln, Städten und Dörfern beſetzt. Hier ſah man im Alterthum die Stadt Lampſacus mit ihren ſchönen Weinbergen, die Mündung des Aegos Potamos, durch Lyſanders Sieg über die atheniſche Flotte verewigt, und die Städte Seſtos und Abydos, das erſtere in Europa, das letztere in Aſien, beide durch das Gedicht des Muſäus von der Liebe der Hero und des Leander berühmt. Hier war die Meerenge nur ſieben Stadien breit, und Xerxes ging an dieſer Stelle auf einer doppelten Brücke aus Aſien nach Griechenland über.

Helm (Technologie), **Hut**, **Blaſenkopf**, iſt der hohe und hohle kupferne hutförmige Deckel einer Branntweinblaſe mit einem gewölbten Bogen oder einer gewölbten Decke, aus welcher unterwärts am Helm eine hohle Röhre ſchräg herausgeht, die mit ihrer Mündung beim Brennen auf die Mündung der Schlange des Kühlfaſſes ganz dicht aufgeſetzt wird. Wenn der Branntweinbrenner recht vielen und guten Branntwein brennen will, ſo muß der Helm in einem gerechten Verhältniß zur Blaſe ſtehen. Helm und Helmröhre werden inwendig mit dem reinſten engliſchen Zinne verzinnt, und dies muß ſo oft geſchehen, als die Verzinnung ſchadhaft wird. (S. **Neuenhahn** über die Helme der Branntweinblaſen. Erfurt 1795, 8.) — In der Probierkunſt iſt der Helm ein gläſerner oder kupferner Hut mit einem langen Schnabel. Der Hut wird auf den Kolben geſetzt, der Schnabel aber in die Vorlage geſteckt. Man gebraucht ihn ſowohl zur Sublimation, als auch zur Deſtillation. Zuweilen befindet ſich oben auf demſelben ein gläſerner Stöpſel. Iſt er mit keinem Schnabel verſehen, ſo heißt er ein **blinder** Helm. X.

Helmintholithen, verſteinerte Wurmgehäuſe; **Helminthiaſis**, die Wurmkrankheit, welche von Eingeweidewürmern her-

rührt; **Helminthagoga**, ein wurmabtreibendes Mittel; **Helminthologie**, die Lehre von den Würmern.

Helmont (Johann Baptiſt van), Herr von Merode, Royenborch u. ſ. w., war 1577 zu Brüſſel geboren und ſtudirte vorzüglich Naturlehre, Naturgeſchichte und Medicin, worin er ſo ſchnelle und bedeutende Fortſchritte machte, daß er ſchon in ſeinem 17ten Jahre zu Löwen öffentlichen Unterricht in der Chirurgie gab. Das Studium der Alten überzeugte ihn von der Unſtatthaftigkeit mehrerer ihrer Theorien von der Natur und Heilung der Krankheiten; beſonders ſchien ihm der Gallenismus große Schwächen darzubieten; er verkündete alſo ſeine Abſicht einer Reform. Doch plötzlich brachte ihm der Umſtand, daß er eine Krätze nicht heilen konnte, einen ſolchen Widerwillen gegen die Medicin bei, daß er ſie für eine unſichere Wiſſenſchaft erklärte und ſie ganz aufgab. Er verließ ſogar ſein Vaterland, nachdem er alles, was er durch Ausübung der Medicin gewonnen, verſchenkt hatte, und irrte zehn Jahre in der Welt herum, als er mit einem praktiſchen Chemiker bekannt wurde und plötzlich Intereſſe an der Chemie nahm. Dem Paracelſus in ſeinen Grundſätzen ähnlich, glaubte er in der Chemie das Univerſalheilmittel zu finden. Seine alte Liebe zur Medicin wurde wieder wach, allein es war eine neue, ganz von ihm geſchaffene Medicin; er nannte ſich ſelbſt medicus per ignem, auf die Quelle anſpielend, woraus er ſein Heilmittel nahm. Er verheirathete ſich, und zog ſich in ein kleines Städtchen, Vilvorde bei Brüſſel, zurück. Hier beſchäftigte er ſich bis ans Ende ſeiner Tage mit chemiſchen Arbeiten, rühmte ſich, das Mittel zur Verlängerung ſeines Lebens gefunden zu haben, und ſchrieb überſpannte Theorien über die geiſtige und phyſiſche Bildung des Menſchen und die Urſachen und die Behandlung der Krankheiten. Ungeachtet die Chemie noch gleichſam in der Wiege lag, machte er doch viele Erfindungen, entdeckte das Laudanum des Paracelſus, den Hirſchhorngeiſt, das flüchtige Oelſalz u. ſ. w. Er wollte jetzt die ganze ſchulwiſſenſchaftliche Medicin umſtoßen, ſtellte ſehr richtige Anſichten über dieſelben auf; aber was er ſelbſt hervorbrachte, war noch unſicherer, als alle bisherigen Anſichten in der Medicin. Nach Helmont exiſtiren in uns zwei Principe, das **Duumvirat** und die **Lebenskraft**. Dieſe zwei Kräfte theilen die Herrſchaft des menſchlichen Körpers; allein das Duumvirat handelt mit mehr Deſpotismus als Macht: es wohnt im Magen und der Milz, und leitet alle Handlungen der Seele, die ebenfalls im Magen und in der Milz wohnt; das Duumvirat entſteht aus einer Wechſelwirkung dieſer beiden Eingeweide, und beſteht aus dem Empfindungsvermögen, d. h. dem ſinnlichen und geiſtigen. Wir haben, ſagt Helmont, eine Thierſeele, welche über die Organe herrſcht; dieſe Seele iſt ſterblich geworden durch die Sünden der Eva; dies iſt die Lebenskraft, u. ſ. w. Helmont verließ die 30 Jahre, die er in Vilvorde wohnte, ſein Laboratorium nicht; doch verſicherte er, er habe jährlich mehrere tauſend Menſchen geheilt. Die Kaiſer Rudolph II., Mathias und Ferdinand II. luden ihn mit dem Verſprechen von Reichthümern und Würden nach Wien ein, allein er zog die Unabhängigkeit ſeines Laboratoriums vor. Er ſtarb den 30. Dec. 1644, und übergab noch vor ſeinem Tode ſeine Manuſcripte ſeinem Sohne zur Bekanntmachung, wenn er ſie deren werth hielte. Sie erſchienen ſpäter bei Elzevir geſammelt und ſchön gedruckt.

Heloiſe. Dieſe durch ihren Geiſt, noch mehr aber durch ihre

Liebe zu Abelard berühmt gewordene Frau wurde zuerſt Priorin des Kloſters zu Argenteuil, widmete ſich aber mehr den Studien, als der Leitung ihrer Untergebenen, die ſich einer ſolchen Zügelloſigkeit ergaben, daß ſie 1129 vertrieben wurden. Sie folgte hierauf der Einladung Abelards und bezog mit einigen ihrer Nonnen das Bethaus Paraclet, wo ſie ein neues Kloſter ſtiftete. Hier lebte ſie in muſterhafter Frömmigkeit; die Biſchöfe liebten ſie wie ihre Tochter, die Aebte wie ihre Schweſter und die Laien wie ihre Mutter. Abelard ſchrieb auf ihren Wunſch dieſem Kloſter eine Regel vor, welche Innocenz II. beſtätigte. Sie ſtarb im Jahre 1163. Die gleichzeitigen Schriftſteller ſprechen ſehr vortheilhaft von Heloiſens Geiſt. Sie verſtand lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, kannte die Alten, und war in die Tiefen der Philoſophie und Theologie eingedrungen. Unter Abelards Briefen finden ſich drei von ihr, voll Feuer, Geiſt und Phantaſie; ſie ſind in Sprache und Empfindungen ein wunderbares Gemiſch von Zärtlichkeit und Tugend. (Vergl. Abelard.)

Heloten hießen die Leibeigenen in Sparta. Man leitet den Namen gewöhnlich von der Stadt Helos her, deren Einwohner ungefähr 1000 Jahre vor Chr. Geb. von den Herakliden in die Sklaverei geführt wurden. Sie unterſcheiden ſich von den übrigen griechiſchen Sklaven darin, daß ſie nicht Einem Herrn, ſondern dem ganzen Staat angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu gebieten hatte. Sie machten eine eigene Claſſe der Einwohner Laconiens aus, und ihr Schickſal war dem Looſe der leibeigenen Bauern in manchen europäiſchen Ländern ähnlich. Der Staat, dem ſie angehörten, theilte ſie gewiſſen Bürgern zu. Dieſe konnten ſie für ſich arbeiten laſſen, jedoch nicht ausſchließend, weil der Staat ihnen auch Geſchäfte gab. Der Ackerbau, ſo wie alle Künſte und Handwerke, waren in den Händen der Heloten, da Lykurgs Geſetz dem freien Spartaner jedes erwerbende Geſchäft unterſagte. Für den Staat aber waren die Heloten verbunden, nöthigenfalls die Waffen zu führen. Die grauſame Behandlung, der ſie ausgeſetzt waren, veranlaßte ſie zu häufigen Empörungen, doch wurden ſie jedesmal überwunden. Ihre Kleidung, durch welche ſie ſich von den übrigen freien Spartanern ſchimpflich unterſchieden, beſtand in einem Katzenfell und einer beſonders geſtalteten ledernen Mütze. Verdienſte, zuweilen auch Geld, verſchafften ihnen manchmal die Freiheit.

Helſingör, eine Stadt auf der däniſchen Inſel Seeland, mit einem kleinen und nicht tiefen Hafen. Sie liegt am Sunde, wo dieſer am ſchmalſten iſt. Ihren Haupterwerb nehmen die Einwohner, deren Anzahl ungefähr 6000 beträgt, aus dem Verkauf von mancherlei Bedürfniſſen für die durch den Sund gehenden Schiffe. Dieſe haben hier einen Zoll zu entrichten, den Dänemark allein zieht, und zu deſſen Schutz das feſte Schloß Cronenburg angelegt iſt. Aber auch außerdem iſt der Handel lebhaft. Auch hat die Stadt eine Gewehrfabrik.

Helſt (Bartholomäus van der), ein berühmter Maler, geboren zu Harlem 1613. Ohne die großen Meiſter der italieniſchen Schule kennen gelernt zu haben, erlangte er als Portraitmaler eine hohe Stufe in der Kunſt. ,,Ehe ich die Werke dieſes Malers geſehen hatte,'' ſagt Falconet, ,,koſtete es mir Mühe, denen Glauben beizumeſſen, die ihn über Rembrand, van Dyk und ähnliche Meiſter erhoben. Ich habe ſie geſehn, genau geſehn und oft geſehn, und ich glaube,

daß, wenn man jedem Vorurtheil entſagt, man finden wird, daß Helſt in gewiſſen Rückſichten jenen großen Mahlern überlegen iſt, denn er iſt wahrer u. ſ. w." In allen ſeinen Werken herrſcht eine große Manier; nichts Froſtiges, nichts Geleckten. Seine Draperien ſind voll, ſeine Figuren ſchön gezeichnet; im Nebenwerk ahmt er die Natur auf eine bewundernswürdige Art nach. Sein Todesjahr iſt unbekannt; man weiß nur, daß er zu Amſterdam lebte, und daß auch ſein Sohn ein guter Porträtmahler war.

Helvetien, Helvetier. Zwiſchen der Rhone und dem Rhein, den Gebirgen des Jura (Jurten) und den rhätiſchen Alpen (in Graubündten) wohnten die Helvetier, ein galliſcher oder celtiſcher Völkerſtamm, zahlreicher und kriegeriſcher als die benachbarten Völkerſchaften Galliens. Den Römern wurden ſie erſt zu den Zeiten des Julius Cäſar bekannt, der als Statthalter von Gallien ihre vorgehabte Auswanderung hinderte, und ſie nach mehreren blutigen Schlachten, in welchen ſelbſt die helvetiſchen Weiber mitfochten, in ihre Gränzen zurückdrängte. Helvetien, welches damals noch nicht den ganzen Umfang der heutigen Schweiz hatte, war in vier Gauen (Diſtricte) abgetheilt, welche eine ganz demokratiſche Verfaſſung hatten. Cäſar unterwarf das Land der Herrſchaft der Römer, welche daſelbſt verſchiedene Colonien, von denen jetzt nur noch die Namen übrig ſind, (z. B. Augusta Rauracorum im Frickthal) anlegten, und römiſche Cultur einführten; auch wurde in der Folge die chriſtliche Religion unter den Helvetiern bekannt. In dieſem Zuſtande blieb das Land bis zum Verfall des römiſchen Reichs in der Mitte des fünften Jahrhunderts. Das Weitere ſ. im Artikel Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft.

Helvetius (Claude Adrien), geboren zu Paris 1715, empfing eine ſorgfältige Erziehung, welche früh ſeine ſchönen Anlagen entwickelte. Als Kind feſſelten ihn La Fontaine's anmuthige Erzählungen und als Knabe wählte er Homer und Curtius zu ſeiner Lieblingslectüre. Auf dem Collegium Ludwigs des Großen, wo er ſtudirte, flößte ihm Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand beſondere Liebe zur Philoſophie ein, und er blieb dieſer Neigung treu, als er ſich nach beendigten juriſtiſchen Studien auf den Willen ſeines Vaters nach Caen begab, um ſich daſelbſt practiſche Kenntniſſe im Finanzfache zu erwerben. Erſt dreiundzwanzig Jahr alt erhielt er durch Vermittlung der Königin die eben ſo anſehnliche als einträgliche Stelle eines Generalpachters. Aber ſo empfänglich er auch für alle Lebensgenüſſe war, die ſich ihm gleichſam von ſelbſt darboten, ſo ließ er ſich doch dadurch von den Muſen nicht abwenden. Er ſetzte ſeine ſchon früher mit verſchiedenen geiſtreichen Männern angeknüpften Bekanntſchaften fort, und unterſtützte mit edler Freigebigkeit junge talentvolle Männer. Als Generalpachter unterſchied er ſich durch Milde und Schonung ſehr vortheilhaft von ſeinen Collegen, deren nichtswürdige Handlungsweiſe ihn ſo ſehr mit Widerwillen erfüllte, daß er, um gar nichts mit ihnen gemein zu haben, ſein Amt niederlegte und ſich die Stelle eines Haushofmeiſters der Königin kaufte. Nach Beifall war er ſo begierig, daß er einmal ſogar unter dem Namen und der Maske des Javillier auf dem Operntheater tanzte. So ſtrebte er auch nach literariſchem Ruhme. Er richtete anfangs ſeine Abſichten auf die Mathematik, weil er einmal in dem Tuileriengarten um den häßlichen Geometer Maupertuis einen Zirkel der vornehmſten und ſchön-

ſten Damen verſammelt ſah. Doch bald darauf zeigte er ſich in einer philoſophiſchen Epiſtel als Nebenbuhler von Voltaire; man verſichert auch, daß er ſich in einer Tragödie verſucht habe. Aber das Aufſehen, das Montesquieu's Esprit des lois erregte, brachte ihn zu dem kühnen Entſchluſſe, ein ähnliches Werk aufzuſtellen. Er wollte ſich deßwegen in die Einſamkeit zurückziehen, aber dieſe ſollte ihm eine liebenswürdige Gattin verſüßen. Im J. 1751 verheirathete er ſich mit dem eben ſo ſchönen als geiſtreichen Fräulein Ligneville, und begab ſich auf ſein Landgut Voré, wo er ſich ganz dem Wohl ſeiner Unterthanen, den häuslichen Freuden und den Wiſſenſchaften widmete. Im Jahr 1758 gab er ſein Buch De l'Esprit heraus, deſſen allerdings ſehr materielle Anſichten ihm die Anfeindungen der Theologen zuzogen. Aber ſo wenig auch viele Paradoxen dieſes Werks eine nähere Prüfung vertragen, ſo unläugbar gewährt es doch die mannichfaltigſte Belehrung. Den Unannehmlichkeiten auszuweichen, die ihm von allen Seiten her bereitet wurden, ging er 1764 nach England und das Jahr darauf nach Deutſchland, wo Friedrich der Große und andere deutſche Fürſten ihn mit vielen Beweiſen von Hochſchätzung aufnahmen. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland gab er ſein Werk De l'Homme heraus, das als eine Fortſetzung jenes frühern zu betrachten iſt, und zum Theil eine nähere Entwickelung der in jenem vorgetragenen Sätze enthält, zugleich aber auch viele neue, vorzüglich die Erziehung betreffende Gegenſtände abhandelt. Helvetius ſtarb 1771 in Paris. Außer den genannten Werken iſt er der Verfaſſer mehrerer poetiſcher Epiſteln und eines allegoriſchen Gedichts, Le Bonheur betitelt. Es gibt mehrere vollſtändige Ausgaben ſeiner Schriften. Seine Gattin, eine Tochter des Grafen Ligneville, war 1719 geboren, und gehörte zu den trefflichſten Frauen ihrer Zeit. Nicht zufrieden, die Pflichten gegen ihren Gemahl im weiteſten Umfange zu erfüllen, war ſie eine Mutter der Armen und Kranken. Nach dem Tode ihres Gatten zog ſie ſich nach Auteuil zurück, wo ihr Haus, wie das Haus der Madame Geoffrin, der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetſten Gelehrten und Künſtler ward. Sie ſtarb den 12ſten Auguſt 1800. La Roche, Cabanis, Gallois drückten ihr die Augen zu. Franklin beſuchte ſie täglich; der Abbé Morellet verlebte zehn Jahre hindurch wöchentlich drei Tage bei ihr. Turgot liebte ſie zärtlich und Champfort fand in ihrer Unterhaltung den angenehmſten Genuß. Sie ſtarb zu Auteuil, und iſt dort in ihrem Garten begraben. Vous ne savez pas, ſagte ſie einſt zu Napoleon, combien on peut trouver de bonheur dans trois arpens de terre.

Helvoetsluys, ein befeſtigtes Fiſcherdorf mit 1200 Einwohnern in Südholland, auf einer Inſel der Mündung der Maas. Wichtig ſind der Hafen und die Rhede, ſo wie die anſehnlichen Magazine und Zimmerwerfte zu Ausbeſſerung der Kriegsſchiffe. In Friedenszeiten geht alle Mittwoch und Sonnabend ein Packetboot von hier nach Harwich und wieder zurück. Bei gutem Winde geſchieht die Ueberfahrt in 15 bis 18 Stunden. Im J. 1804 wurde das große Baſſin vollendet, an welchem man viele Jahre gearbeitet hatte.

Hemerodromen, eine Art Läufer bei den Griechen, welche wegen ihrer außerordentlichen Geſchwindigkeit berühmt waren, und vom Staat als Boten gebraucht wurden. Man bediente ſich ihrer nicht bloß zum Brieftragen in Friedenszeiten, ſondern auch als Kund-

ſchafter und Ueberbringer von Verhaltungsbefehlen im Kriege. Von ihrer großen Schnelligkeit führen die Alten mehrere Beiſpiele an.

Hemikranie oder Hemigraine, ſ. d. Art. Kopf und Migräne.

Hemiſphäre, ſ. Halbkugel.

Hemſterhuis (Tiberius), Vater des Philoſophen Franz Hemſterhuis, ein wegen ſeiner ſeltenen Gelehrſamkeit, beſonders in der griechiſchen und römiſchen Sprache, und wegen der Schule, die von ihm ausging, berühmter holländiſcher Philolog, geboren zu Gröningen am 1ſten Februar 1685, geſtorben zu Leiden am 7ten April 1766 als Profeſſor der griechiſchen Sprache und der Geſchichte daſelbſt. Sein Vater war ein ſehr gelehrter und geſchätzter Arzt in Gröningen, von welchem er auch den erſten Unterricht erhielt, ſo daß er bereits im vierzehnten Jahre die Univerſität ſeiner Vaterſtadt beſuchen konnte, wo Johann Bernoulli ſein Lehrer in der Mathematik und Philoſophie ward. Einige Jahre darauf ging er nach Leiden, wo er von den Curatoren der daſigen Univerſität den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Handſchriften der daſigen Univerſitäts-Bibliothek zu ordnen. Er war noch nicht zwanzig Jahr alt, als er einem Rufe nach Amſterdam zur Profeſſur der Mathematik und Philoſophie folgte. Hier ward er von Janus Brouckhuyſen und Ludolph Küſter auf die philologiſche Bahn geleitet. Hemſterhuis übernahm jetzt die Herausgabe des Lexikographen Julius Pollux, und kam dadurch in Verbindung mit dem großen Richard Bentley, deſſen zwar freundliche, doch überlegene Kritik einiger Stellen, beſonders in Beziehung auf Metrik, den Jüngling auf kurze Zeit niederſchlug. Doch war dieß zu ſeinem Heile. Er ſtudirte nun deſto eifriger alle griechiſche Autoren nach der Zeitfolge mit ſolchem Nutzen, daß man wohl behaupten kann, er ſey unter ſeinen Zeitgenoſſen der gründlichſte Kenner der griechiſchen Sprache geweſen, und daß man ihm den Vorzug vor den frühern großen Gelehrten, ſelbſt vor Caſaubon und Saumaiſe, zugeſtehen muß. Er war im vollendeten Sinne des Wortes Grammatiker und Kritiker zugleich; dabei beſaß er die umfaſſendſten Sachkenntniſſe, die mit ſeinem Studium nur in einiger Verbindung ſtanden. Ein eigenes Verdienſt erwarb er ſich um die Analogie der griechiſchen Sprache, der er zuerſt ein wiſſenſchaftliches Fundament gab, nachdem ſchon Joſeph Scaliger und Saumaiſe dazu vorgearbeitet hatten. Dieſe Analogie, wie er ſie begründete, brachte helleres Licht in den Urſprung und die Bedeutung der Wörter, zeigte die Verwandtſchaft einzelner Wörter mit ähnlichen und mit der römiſchen Sprache ſelbſt, die er oft auf den äoliſchen Dialect zurückführte. Dadurch befruchtete er das Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache; doch iſt auch nicht zu läugnen, daß ſie ſchon durch ſeinen Schüler Lennep etwas von ihrer urſprünglichen Reinheit verlor, noch mehr aber von Scheidius verunſtaltet wurde, und ſeitdem oft willkürlich gemißbraucht worden iſt. Es ergibt ſich aus dem Geſagten, daß Hemſterhuis ein eben ſo vollkommener Kenner der lateiniſchen Sprache geweſen iſt, wiewohl es ſeinem Ausdruck an der leichten Anmuth fehlt, die wir z. B. bei Ruhnkenius finden. Dieſer und Valkenaer ſind ſeine berühmteſten Schüler; auch hatte er einen bedeutenden Einfluß auf Weſſelings kritiſche Bildung; wie denn aus allem hervorgeht, daß ihn ſeine Schüler mit einer Art von Abgötterei verehrten. Denn wenn man unter der Kritik die zur Fertigkeit gewordene Kunſt verſteht, mit be-

ſonnenem Gebrauch der Handſchriften und, bei vollendeter Bekanntſchaft mit ſeinem Autor und mit allen gleichzeitigen oder nachahmenden Schriftſtellern, zurückgeſetzte Lesarten in Schutz zu nehmen, neue mit Scharfſinn und erfinderiſcher oder combinirender Geiſteskraft an die Stelle falſcher zu ſetzen, Gloſſeme und Verfälſchungen auszuſpüren, Lücken auszufüllen, Einzelnes zu verſetzen, und dabei auf Interpunktion, übliche Form und Schreibart eine ſtete Rückſicht zu nehmen; ſo darf man wohl ſagen, daß Hemſterhuis dieſe Kunſt im vollkommenſten Grade beſeſſen und ausgeübt habe. Beweiſe davon liefern ſeine Werke. Sie ſind: die bereits erwähnte Ausgabe des Onomaſtikon von Julius Pollux, Lucians auserwählte Geſpräche, der Plutus des Ariſtophanes, der erſte Band der Werke Lucians. Dazu kommt noch eine Menge der ausgeſuchteſten Anmerkungen und Verbeſſerungen zu verſchiedenen Autoren. Sein Charakter war im hohen Grade ſanft und beſcheiden. Er vermied ganz den harten abſprechenden Ton, in welchem ſich manche holländiſche Philologen ſo ſehr gefallen haben. Der Umgang mit Hemſterhuis hatte bei all ſeinem Ernſt viel Reizendes, und ſein dankbarer Freund und Schüler Ruhnkenius, unſer Landsmann, theilt uns in dem claſſiſchen Denkmale, welches er ihm zu Ehren geſetzt hat, einen ſchönen Charakterzug mit. Als ihn einſt einige Freunde auf zwei Tage beſuchten, erhielt er eben die Nachricht vom Tode eines hoffnungsvollen Sohnes. Er gewann aber die Kraft über ſich, den väterlichen Schmerz zu verbergen, um ſeinen Freunden den Genuß dieſer zwei Tage nicht zu verkümmern. bb.

Hemſterhuis (Franz), der würdige Sohn des Vorigen. Mit claſſiſcher Bildung, als einem väterlichen Erbtheil, ausgeſtattet, widmete er ſeinen Geiſt vorzüglich dem Studium der Philoſophie, namentlich der Sokratiſchen. Jene iſt es daher, die man auch in ſeinen Darſtellungen überall wiederfindet, Platons Geiſt, der ihm als hohes Muſter vorſchwebte. Daher bediente er ſich auch vorzüglich der lebendigen Form des Dialogs, der ſyſtematiſchen Darſtellung weniger fähig und geneigt. Nicht ohne Wahrheit ſagt **Georg Forſter** von ihm (Anſichten vom Niederrhein ꝛc. 2 Th. S. 397): „Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geſchmacks, verbunden mit Fertigkeit und den ſubtilen Stacheln des echten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philoſophie und dem Dichterſchmuck einer alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdſcholle gebunden ſind, ſo würde wenigſtens ein Mann, wie dieſer, beweiſen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeſchloſſen iſt, wo die edelſten Kräfte und die zarteſten Empfänglichkeiten der menſchlichen Natur den höchſten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reifſten Früchte bringen können. Der Geiſt, der in dieſem ſchwachen Körper wohnt, iſt ſo empfindlich für Harmonie aller Art, und leidet ſo im eigentlichen Verſtande bei jedem Mißverhältniß in der ſinnlichen, wie in der ſittlichen Natur, daß er ſich ſogar ſeiner vaterländiſchen Mundart nicht zum Vehikel ſeiner Gedanken bedienen konnte, ſondern alle ſeine (gedruckten) Werke franzöſiſch ſchrieb, und auch dieſe Sprache zu ſeinen Zwecken umbildete, indem er ihr ſeinen eignen Styl aufdrang. Seine Schriften ſind unter uns weniger bekannt, als ſie es verdienen; allein man muß ſie in der Urſprache leſen (eine Ueberſetzung erſchien in 3 Th. Leipzig 1782, 1797, 8.), wenn man von ihrer attiſchen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch

iſt, nichts verlieren will.“ Der vorzüglich durch Locke verbreitete Senſualismus lag auch der Philoſophie des Hemſterhuis zum Grunde, wurde aber von ihm mit großem Scharfſinn weiter ausgebildet, und mit eigenen Erfahrungen durchwebt, lebendig und geſchmackvoll dargeſtellt. Selbſt die Einſeitigkeiten jener Anſicht verbirgt oft die Lebendigkeit des Geiſtes, der ſich über ſeine Unterſuchungen verbreitet, und eine geniale Anſicht der Natur dämmert in mehreren ſeiner Schriften. Dieſes alles, verbunden mit einem höchſt liebenswürdigen Charakter, einem natürlichen Schönheitsſinn und reichen Kunſtkenntniſſen, erwarb unſerm Denker, der ſonſt ein ſehr einfaches wiſſenſchaftliches Leben führte, die ausgezeichnete Achtung und den vertrauten Umgang mehrerer bedeutenden Perſonen, z. B. der Prinzeſſin Gallitzin, welcher er mehrere ſeiner Schriften unter dem Namen Diotima zueignete, und des Grafen von Fürſtenberg, in deren beider Geſellſchaft er auch eine Reiſe durch Deutſchland machte, auf welcher er einen reichen Schatz von Kunſterfahrungen ſammelte, die er in einem in holländiſcher Sprache geſchriebenen und aus dieſer in die franzöſiſche überſetzten Briefe an ſeinen Freund und Collegen Smeth mittheilte. Zu viel aber ſagt Forſter von ihm, wenn er ihn „den Plato, nicht etwa nur der hieſigen akademiſchen Schattengänge, ſondern unſres (des achtzehnten) Jahrhunderts“ nennt. Denn an Tiefe des philoſophiſchen Geiſtes und wenigſtens ſyſtematiſcher Gründlichkeit übertraf ihn Kant weit, wenn auch dieſer ihm wiederum in lebendiger Anſchauung des Schönen nachſtand. Seine Anſicht über Philoſophie überhaupt hat er vorzüglich in dem Dialog Sophyle ou de la philosophie ausgeſprochen. Eine zweite Claſſe ſeiner Schriften bezieht ſich auf Kunſtphiloſophie und Archäologie, vorzüglich gehört hieher die lettre sur la sculpture (1760), worin er von dem Zwecke der ſchönen Künſte und insbeſondere der Bildhauerei und ihren verſchiedenen Perioden handelt. Der Religionsphiloſophie iſt der Dialog Aristée ou de la divinité (zuerſt gedruckt 1779) gewidmet und die bekannte lettre de Diocles à Diotime sur l'Athéisme (1785), welche durch ſeinen Freund F. J. Jacobi (Schrift über die Lehre des Spinoza) zuerſt dem deutſchen Publikum bekannt gemacht, und von ihm beantwortet wurde. Die noch übrigen Schriften ſind ein Dialog Alexis ou de l'age d'or (1787) und die meiſterhafte Description philosophique du Charactère du feu Mr. Fr. Fagel 1773. Alle dieſe Schriften ſind geſammelt und von Janſen zuerſt 1792, dann in der zweiten Ausgabe 1809 (Paris bei Hausmann, 8.) in zwei Theilen herausgegeben worden, unter dem Titel: Oouvres philosophiques de F. Hemsterhuis etc. Einige Vignetten dieſer Ausgabe zeigen ihn auch als geſchmackvollen und ſinnigen Zeichner. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt uns nichts weiter bekannt geworden, als daß er 1720 geboren war, früher ſich zu Leyden aufhielt, dann zu Haag privatiſirte, außerdem die Stelle eines erſten Commis bei der Staatskanzlei der vereinigten Niederlande einige Zeit verwaltete, auch zu dem Directorium der Zeichnungsakademie zu Amſterdam gehörte. Er ſtarb von ſeinen Schülern und Freunden betrauert, zu Haag im Junius 1790. T.

Hendekaſyllaben iſt der Name eines elfſylbigen Verſes, deſſen ſich unter den Alten beſonders Catull bediente, und der für kleine Tändeleien eine recht angemeſſene Form iſt. Das Schema iſt:

—u—uu—u—u—u

Hendel=Schütz, ſ. Schütz.

Hengiſt, der Gründer des Königreichs Kent in Großbritannien, war, ſo wie ſein Bruder **Horſa**, unter den Sachſen berühmt durch ſeine körperliche Stärke und das Alter ſeiner Ahnen, die ihren Urſprung unmittelbar von Odin ableiteten. Es war gegen das Jahr 450, als die Britten ihr Vaterland gegen den Andrang der Schotten und Pikten nicht mehr vertheidigen konnten, und darum von den Sachſen Hülfe begehrten. Lange ſchon hatten dieſe Verlangen getragen, die ſchöne Inſel zu überfallen, gern folgten ſie daher dieſer Einladung, Hengiſt und Horſa ſtellten ſich an ihre Spitze, landeten am Ausfluſſe der Themſe, griffen die Feinde der Britten an und ſchlugen ſie bei Stamford. Da ſie hier ohne große Anſtrengung geſiegt hatten, glaubten ſie um ſo leichter ein Volk unterjochen zu können, das ſo ſchwachen Feinden nicht zu widerſtehen vermochte. Sie ſandten Berichte von der Fruchtbarkeit des Landes nach Sachſen, und erklärten die Beſiegung eines Volkes, das ſeit langer Zeit den Gebrauch der Waffen verlernt hätte und unter ſich ſelbſt getrennt und zerfallen ſey, für mühlos und ſicher. So wie die beiden Brüder Verſtärkung aus dem Vaterlande erhalten hatten, ſuchten ſie Streit mit den Britten, unter dem Vorwande vorenthaltenen Lohnes und entzogener Verpflegung, ließen die Maske fallen, verbanden ſich mit den Schotten und Pikten und griffen die Britten an. Dieſe hatten zu den Waffen gegriffen, ihren König Vortiger, der durch ſeine Laſter und die verderblichen Folgen ſeines Rathes verhaßt geworden war, abgeſetzt, und ſeinen Sohn Vortimer auf den Thron erhoben. Der Krieg wurde mit der größten Wuth geführt, aber ohne Vortheil für die Britten. Die Feinde drangen verheerend in das Innerſte des Landes ein, verwüſteten und ſengten, übten alle Gräulthaten, und den Britten blieb nichts mehr übrig, als ſich dem Joch ihrer Sieger zu unterwerfen; einige hatten ſich nach Armorica (dem heutigen Bretagne) geflüchtet, und dieſem Lande auch ihren Namen gegeben. Hengiſt, der ſeinen Bruder in der Schlacht bei Eglesford (jetzt Ailsford) verloren hatte, blieb Sieger, und gründete das Königreich Kent, welches die heutigen Grafſchaften Kent, Middleſex, Eſſex, Surrey umfaßte. Er ſchlug ſeinen Wohnſitz in Canterbury auf und ſtarb gegen das Jahr 488, indem er ſeinen Nachfolgern das neueroberte Reich hinterließ. Octa und Ebiſſa, ſein Bruder und ſein Neffe, die er ſpäter gerufen hatte, ließen ſich in Northumberland nieder; ihrem Beiſpiele folgten mehrere ſächſiſche Feldherrn und gründeten ſo die ſieben brittiſchen Reiche.

Henil, Henile, war eine Art Fetiſch oder Götzenbild der alten Wenden. Er beſtand aus einem Stabe, woran oben eine Hand befeſtigt war, die einen Ring hielt. Dieß Götzenbild ward vor den Thüren herumgetragen, und man opferte ihm, um ſich ſeines Schutzes zu verſichern.

Henke (Heinrich Philipp Conrad), Doctor der Philoſophie und Theologie, Vicepräſident des wolfenbüttelſchen Conſiſtoriums, Abt des Kloſters Königslutter, Generalſuperintendent, erſter Profeſſor der Theologie zu Helmſtädt, und Director des dortigen Predigerſeminars, war der Sohn eines Predigers zu Braunſchweig und 1752 zu Hehlen geboren. Sein Vater ſtarb früh, der Jüngling war der Dürftigkeit und der Unterſtützung vermögender Gönner überlaſſen. Früh zeichnete er ſich durch anhaltenden Fleiß und hervorſtechende Talente aus. Er wollte ſich erſt ausſchließlich dem philologiſchen Studium widmen, und

dieſes führte ihn zur Weihe des claſſiſchen Alterthums. Ein glückliches Gedächtniß kam ſeinem Fleiße zu Hülfe, eine lebhafte Einbildungskraft ließ ihn treu und feſt die großen Gedanken und kühnen Worte der alten Claſſiker nicht nur bewahren, ſondern ihren Geiſt ſich ganz aneignen. Sein Lieblingsſchriftſteller war der Redner Quintilian. Er überſetzte ihn, und begann damit ſeine literariſche Laufbahn als Schriftſteller. Unter der Leitung Schirachs, der damals noch in Helmſtädt als Profeſſor lebte, nahm Henke Theil an der Herausgabe der bekannten lateiniſchen Zeitung, und promovirte in der philoſophiſchen Facultät. Schon war er entſchloſſen, eine Lehrſtelle am Martinsgymnaſium zu Braunſchweig anzunehmen, als durch Verwendung ſeiner Gönner ihm eine außerordentliche Profeſſur der Theologie zu Helmſtädt anvertraut ward. Sein lebhafter, freier, durch körnigte Rede gewürzter mündlicher Vortrag verſchaffte ihm ſchnell ein zahlreiches Auditorium. Den erſten Grund ſeines literariſchen Ruhms legte ſeine Kirchengeſchichte, von welcher der erſte Band im J. 1788 erſchien, und die nachmals mehrere Auflagen erlebt hat. Dieſes Buch enthält einen Schatz von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit, und gibt den redendſten Beweis der vielumfaſſenden Beleſenheit und freien Anſicht des Verfaſſers. Aber die Zuſammenſtellung der Thatſachen in einem ſcheinbaren pragmatiſchen Zuſammenhange iſt offenbar erkünſtelt. Der Zweck, daß dieſes Werk ein akademiſches Hand- und Lehrbuch zu Vorleſungen über die Kirchengeſchichte ſeyn ſollte, iſt vollends verfehlt. Henke war ein Feind des zum Glaubenszwang oder zur Einſchüchterung freier Forſchung führenden Dogmatismus, ein Proteſtant im edelſten und eigentlichſten Sinne des Worts. Als daher das preußiſche Religionsedict erſchien, übernahm er es zuerſt, als Recenſent aller über jenes Edict erſchienenen Schriften in der allgemeinen deutſchen Bibliothek aufzutreten, und ſich bald darauf öffentlich und ohne Scheu als Verfaſſer jener Recenſionen zu nennen. Im Vaterlande ſelbſt hatte er, bei Gelegenheit der projectirten Einführung einer neuen Liturgie, durch die Herausgabe der Zeitſchrift Euſebia, ärgerliche Streitigkeiten mit einigen wortklaubenden ſteifſinnigen Juriſten, welche ihre Buchſtabenweisheit gegen ihn geltend machen wollten. Allein an der Bitterkeit des Tons, womit damals die Streitigkeiten geführt wurden, hatte Henke einigermaßen ſelbſt Schuld. Auch gedieh das wohlthätige Werk auf dieſem Wege nicht. Henke nahm bald darauf Theil an der projectirten Verlegung der Univerſität Helmſtädt nach Braunſchweig, und war wohl ſicherlich das thätigſte Mitglied der dazu niedergeſetzten Commiſſion; aber auch dieſes Werk kam nicht zu Stande. Seine Dogmatik iſt in claſſiſchem Latein geſchrieben, und wiederum ein ſchöner Beweis ſeiner weitumfaſſenden theologiſch-hiſtoriſchen Gelehrſamkeit; aber als Lehrbuch möchte ſie, obwohl ungleich vorſichtiger geſchrieben, eben ſo wenig als ſeine Kirchengeſchichte zu empfehlen ſeyn. Durch die Herausgabe des Magazins für die Religionsphiloſophie und des Muſeums für Kirchengeſchichte hat er ſich in ſeinen letztern Lebensjahren noch dauernde Verdienſte um die theologiſche Aufklärung erworben. Man möchte ihn mit Recht einen ſtarken, kräftigen Redner nennen; auf den Titel eines angenehmen, durch Rührung dem Herzen wohlgefälligen Redners durfte er nicht Anſpruch machen. Seine Predigten hatten oft etwas Steifes, denn er disponirte und arbeitete weder ſchnell noch leicht, aber gründlich, logiſch richtig und ſtets die ruhige Ueberzeugung des

Verſtandes in Anſpruch nehmend. Als Menſch war Henke liebenswürdig durch ſeine hingebende Heiterkeit, ſeine reine Stimmung für wahre Menſchenfreude, ſeine frohe Laune und ſeinen feinen, doch nie ſchmerzlich verwundenden Witz. Wer ihn näher kannte, mußte ihn achten und lieben. Er hatte in ſeinem frühern Leben ſich das Glück gewünſcht, ſich durch Reiſen bilden zu können, im Alter erlebte er es, als es für ihn kein Glück mehr war; denn er ſah und erfuhr, was er nie zu ſehen gewünſcht. Er ging als Deputirter für das braunſchweigiſche Land nach Paris, zur Huldigung des Königs von Weſtphalen; dann nach Caſſel als Reichsſtand. Den Keim des Todes brachte er mit; ſein Arzt, der bekannte Hofrath Beireis, konnte ihn nicht retten, ſondern folgte ſelbſt bald (1809) dem verehrten Henke, dem guten Menſchen, dem zärtlichen Gatten und treuen Vater geliebter und ihn liebender Kinder. zz.

Henrici (Chriſtian Friedrich), der unter dem Namen **Picander** als Dichter auftrat, war 1700 zu Stolpen im meißniſchen Kreiſe des Fürſtenthums Sachſen geboren, und ſtudirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechtswiſſenſchaften. Eine beſondere Neigung führte ihn zur Dichtkunſt, durch welche es ihm auch gelang, ſein Glück zu machen. Im J. 1727 wurde er Actuarius bei dem Oberpoſtamte zu Leipzig, ſodann Poſtſecretär und endlich Oberpoſtcommiſſarius. Dazu wurde ihm 1740 noch die Kreis-Landſteuer- und die Stadt-Trankſteuereinnahme in Leipzig nebſt der Weininſpection ertheilt. Zu allen dieſen Aemtern verhalf ihm die Dichtkunſt. Er ſtarb 1764. Den Namen Picander ſoll er deßwegen angenommen haben, weil er im J. 1722 auf dem Dorfe Niederglaucha bei Düben nach einer Elſter geſchoſſen, anſtatt derſelben aber einen Landmann, der auf einem Eichbaume ein Elſterneſt ausnehmen wollte, getroffen und ſtark verwundet hatte. Seine Gedichte zeichnen ſich durch derben Witz und glückliche Leichtigkeit vortheilhaft aus, nur iſt ihr unſittlicher Ton oft anſtößig.

Hephäſtion. Wir kennen im Alterthum mehrere Männer dieſes Namens. Der eine war aus Alexandrien gebürtig, lebte unter Trajan, und ſchrieb ein mythologiſches Werk, von dem wir noch einige ſummariſche Auszüge haben. — Ein anderer, ein Grammatiker, eben daher gebürtig, war unter des Kaiſers Verus Lehrern, und ſchrieb über die Metra; ein dritter lebte zu Conſtantins des Großen Zeiten, war aus Theben, und ſchrieb verſchiedene aſtrologiſche Werke. — Auch ein Freund Alexanders führte den Namen Hephäſtion. Er begleitete den König auf ſeinen Heereszügen, und ſtarb zu Ecbatana. Alexander, den ſein Verluſt ſehr ſchmerzte, ließ ihm ein prachtvolles Grabmal bauen.

Hephäſtos, ſ. Vulcan.

Heptachord heißt in der Tonkunſt die Septime, d. h. der ſiebente Ton von den heraufſteigenden Tönen einer Octave.

Heptagonalzahlen beſtehen aus der Summe zweier oder mehrerer Zahlen, die in einer arithmetiſchen Progreſſion fortgehen, wo der Unterſchied der Glieder 5 iſt. Wenn die arithmetiſche Progreſſion z. B. 1, 6, 11, 16, 21, 26 u. ſ. w. iſt, ſo ſind die Heptagonalzahlen 1, 7, 18, 34, 55, 81 u. ſ. w. Die Heptagonalzahlen werden gebildet, indem man immer die Glieder der arithmetiſchen Progreſſion addirt, deren Unterſchied 5 iſt. Eine Eigenſchaft

dieſer Zahlen iſt, daß wenn man eine derſelben mit 40 multiplicirt und zum Producte 9 addirt, die Summe eine Quadratzahl giebt, z. B. $(18 \times 40)+9=729=27^2$. Die Reihe des Quadrats wird 7^2, 17^2, 27^2, 37^2 u. ſ. w. ſeyn, und die Differenz der Wurzeln 10. Eben ſo verhält es ſich mit den Hexagonalzahlen, wo der Unterſchied 4 iſt. Wäre alſo die arithmetiſche Progreſſion 1, 5, 9, 13 u. ſ. w., ſo ſind die Hexagonalzahlen 1, 6, 15, 28 u. ſ. w.

Heraklea, der Name mehrerer Städte des Alterthums, unter denen Heraklea in Großgriechenland, eine Colonie der Thurier und Tarenter, die berühmteſte. Man glaubt, daß dieſe Stadt in der Nähe des heutigen Albano gelegen habe.

Herakliden, die Nachkommen des Hercules, welche geſtützt auf das von ihrem Ahnherrn ihnen vererbte Recht auf den Peloponnes, in Verbindung mit den Doriern die größten Anſtrengungen zur Eroberung deſſelben machten. Zweimal waren ihre Angriffe abgeſchlagen worden, als ſie achtzig Jahre nach der Eroberung Troja's aufs neue erſchienen. Auch dießmal erging es ihnen anfänglich ſehr widerwärtig. Ariſtodem, einer ihrer Hauptanführer, fand unter den Zurüſtungen ſeinen Tod; ein großer Theil des Heeres wurde von einer Hungersnoth weggerafft. In dieſer Bedrängniß fragten ſie das delphiſche Orakel um Rath, und erhielten die Antwort, daß ſie ſich der Führung eines dreiäugigen Feldherrn überlaſſen ſollten. Dieſen fanden ſie in dem Aetolier Oxylus, welcher ihnen auf einem einäugigen Maulthiere begegnete. Von ihm, den ſie ſogleich zu ihrem Befehlshaber machten, geführt, drangen ſie von mehreren Seiten in den Peloponnes ein, eroberten in kurzem faſt die ganze Halbinſel, und vertheilten das Land unter ihre Anführer. Temenus bekam Argos mit Mycenä und Sicyon, Kresphontes Meſſenien, und die Söhne des Ariſtodemus, Prokles und Euryſthenes, Lacedämon, wo ſie gemeinſchaftlich regierten.

Heraklit, ein berühmter griechiſcher Philoſoph, aus der Stadt Epheſus in Kleinaſien gebürtig, der Dunkle genannt, lebte um die 69ſte Olympiade. Statt die höchſten obrigkeitlichen Würden in ſeiner Vaterſtadt anzunehmen, widmete er ſich der Philoſophie, und ſtudirte dieſelbe unter Xenophanes und dem Pythagoräer Hippaſus. Alsdann bereiſ'te er verſchiedene Länder, vorzüglich Afrika. Sein von Natur finſteres und melancholiſches Gemüth, das ſich auch in ſeiner Philoſophie ausdrückte, ließ ihn bald den Umgang der Menſchen ihrer Laſter wegen fliehen. Er begab ſich in ein einſames Gebirge, um hier von Wurzeln und Kräutern zu leben. Aber dieſe Diät bekam ihm ſo übel, daß er von einer unheilbaren Hautkrankheit befallen wurde, welche ihn nöthigte, nach der Stadt zurückzukehren, wo er bald darauf ſtarb. Er hinterließ ein Werk über die Natur der Dinge, worin er auch vom Gottesdienſt und der Staatsverwaltung handelte. Es war in einem dunkeln und bildlichen Styl abgefaßt, welcher Urſach ward, daß es bald aus der Acht kam, und endlich ganz verloren ging. Aus dem Wenigen, was von ſeiner Philoſophie auf uns gekommen iſt, geht hervor, daß er das Feuer zum Grundweſen erhob, woraus alle übrigen Weſen entſtanden wären. Wahrſcheinlich verſtand er aber darunter nicht das gemeine Feuer, ſondern ein ätheriſches Feuerweſen, womit ſich die abweichende Nachricht vereinigen ließe, daß er die reine heitere Luft, oder die bloße Ausdünſtung für das Urelement gehalten habe.

Heraldik oder **Wappenkunde** iſt die Kenntniß von Wappen. Wappen kann man als Hieroglyphen von Perſonen, Familien oder Ländern anſehen; daher man ſie in perſönliche, Familien- und Länderwappen eintheilt. Seit wann die Wappen eingeführt wurden, darüber iſt oft Streit geweſen. Zeichen und Bilder auf Schildern und Helmen kamen freilich in den älteſten Zeiten vor. Schon im vierten Buch Moſes wird den Kindern Iſrael befohlen, daß ein jeder unter ſeinem Panier und Zeichen, nach ihrer Väter Hauſe, ſich lagern ſolle. Wer weiß nicht, wie oft bei den Dichtern der Griechen und Römer Gemählde und Kunſtarbeiten auf Schildern und Helmen vorkommen? Ja, es iſt gewiß, daß dieſe Symbole ſogar erblich waren. So erzählt Xenophon, daß die mediſchen Könige einen goldenen Adler auf ihren Schildern geführt. Suetonius berichtet, daß Domitian einen goldenen Bart zum Wappen gehabt, und von den alten Germanen erzählt Tacitus, daß ſie ihre Schilde durch ausgezeichnete Farben unterſchieden und in die Treffen gewiſſe Zeichen vorangetragen haben. Obgleich alſo einige Spuren von Wappen in der alten Welt unverkennbar ſind, ſo iſt doch auf keine Weiſe die eigentliche Wappenkunde für älter zu halten als die Turniere. Daß die Wappen bei dieſen feierlichen Kampfübungen zuerſt allgemeiner und nach gewiſſen Regeln erfunden worden, läßt ſich aus folgenden Gründen darthun. Zuerſt nämlich findet man kein Grab- und Denkmal mit Wappen, welches älter wäre als das elfte Jahrhundert. Das älteſte Grabmal dieſer Art ſoll in der Kirche Sanct Emmeran zu Regensburg ſeyn, wo man das Wappen eines gewiſſen Wahrmund, Grafen von Waſſerburg, findet; der Schild iſt nämlich in die Quere getheilt, halb Silber und halb ſchwarz, darüber ein Löwe und die Unterſchrift: Anno domini MX. Auf den meiſten übrigen Grabmälern, ſelbſt des elften Jahrhunderts, findet man keine Wappen, und erſt im zwölften ſcheint dieſer Gebrauch allgemeiner geworden zu ſeyn. Der erſte Papſt, von dem man beweiſen kann, daß er ein Wappen geführt, iſt Bonifaz VIII., der von 1294—1303 auf dem heil. Stuhle ſaß. Alle frühern päpſtlichen Wappen ſind Erdichtungen ſpäterer Schmeichler. Auch auf Münzen findet man vor dem dreizehnten Jahrhundert durchaus keine Wappen. Die Fürſten ließen vorher bloß ihr Bildniß und ihren Namen auf Münzen prägen. Ein zweiter Beweis des angegebenen Urſprunges der Wappen iſt das Wort blason, wodurch im Franzöſiſchen wie im Engliſchen, im Italieniſchen wie im Spaniſchen, die Wappenkunde bezeichnet wird. Dieß Wort hat höchſt wahrſcheinlich ſeinen Urſprung in dem deutſchen Worte blaſen; denn ſo oft auf den Turnieren ein neuer Ritter erſchien, mußte der Herold blaſen, und, weil jener mit geſchloſſenem Viſir auftrat, die Hieroglyphe ſeines Schildes oder das Wappen deuten und auslegen. Weil nun dieß der Herold that, ſo heißt dieſe Kenntniß Heraldik, und weil er dabei blies, ſo nannten es die Deutſchen das Wappen ausblaſen. Daß dieß bei den Turnieren ſo herkömmlich geweſen, kann man aus Gedichten der alten Troubadours aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert beweiſen. Daher kommt es auch, daß ſolche Ritter, deren Turnierfähigkeit ſchon durch das Ausblaſen ihrer Wappen beurkundet war, zwei Trompeten auf dem Helm ihres Wappens führten. Von den Deutſchen ging dieſer Gebrauch zu den Franzoſen über; denn es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß in Deutſchland ſchon von Heinrich dem Vogelſteller Turniere angeordnet ſind, und alſo viel früher bei uns in Gebrauch

waren, als in Frankreich. Die Franzoſen bildeten aber die Turniere und den damit verbundenen blason oder die Wappenkunde, wie das ganze Ritterthum, weit mehr aus; ſie gaben dem Worte blasonner nicht allein die Bedeutung des Auslegens der Wappen, ſondern auch des Anpreiſens überhaupt. Da ferner am Hofe der normänniſchen Könige in England die franzöſiſche Sprache herrſchte, ſo haben ſich auch in der brittiſchen Heraldik lauter franzöſiſche Kunſtausdrücke erhalten. So nennt man die grüne Tinctur im Wappen vert, ſo heißt der getheilte Schild coupé, ſo ſpricht man von passant, regardant, dormant, couchant u. ſ. w. Dagegen hat die deutſche Heraldik faſt lauter echt deutſche Kunſtwörter. Endlich iſt die Betrachtung der Theile eines Wappens der ſicherſte Beweis für den angegebenen Urſprung. Den Schild denkt man ſich als einen Wirklichen, den der Ritter zur Bedeckung ſeines Leibes vor ſich hält, und unterſcheidet an ihm das Haupt, das Herz, den Nabel und den Fuß. Offenbar wird deßwegen der Helm auf das Schild geſetzt, und die Helmdecken umgeben den letztern, ſo wie auf den Turnieren der Mantel des Ritters mit dem Helm und Schilde an den Wänden des Kampfplatzes aufgehängt wurden. Die Farben der Schilder oder die Tincturen, wie man ſie nennt, haben ohne alles Bedenken ihren Grund in dem Gebrauche der älteſten Germanen, ihren Schildern verſchiedene Farben zu geben, ein Gebrauch, der in den Turnieren des Mittelalters ſelbſt eine zärtliche Bedeutung erhielt, indem die Ritter, verpflichtet, die Ehre der Damen zu verfechten und ſich ihrem Schutze zu widmen, die Farben der letztern auf den Schildern trugen. Nach und nach kamen auch die Theilungen oder Sectionen der Schilder auf. Denn wie ein Ritter oft mehrere Damen zu beſchützen hatte, ſo trug er auch mehrere Farben im Schilde, der deßwegen in Felder getheilt ſeyn mußte. Als nun gegen Ende des elften Jahrhunderts die ſtreitluſtige Jugend faſt aus ganz Europa in heiligem Eifer auszog, um das gelobte Land zu erobern, da wurde der Gebrauch der Wappen noch allgemeiner und nothwendiger. Um die einzelnen Nationen, Heereshaufen, Rotten und Geſchlechter zu unterſcheiden, wählten die Fürſten und Heerführer dergleichen Symbole, die ſich bald auf Heldenthaten und Vorfälle des Feldzuges, bald auf die Würde des Anführers bezogen, bald endlich das Werk der Phantaſie oder einer vorübergehenden Laune waren. So hatten die Markgrafen von Brandenburg aus dem aſcaniſchen Hauſe einen rothen Adler im ſilbernen Felde, den ſchon Albrecht der Bär im zwölften Jahrhundert führte. Die bayeriſchen Markgrafen führten daſſelbe Wappen, und ſelbſt einige aus dem luxenburgiſchen oder böhmiſchen Hauſe. Als aber das hohenzollernſche Haus die Markgrafſchaft Brandenburg bekam, nahm es ſein Familienwappen an, einen von Silber und Schwarz quadrirten Schild, und erſt 1466 erhielt Churfürſt Friedrich II. als Erzkämmerer den Scepter. Den ſchwarzen preußiſchen Adler aber verlieh der König von Polen als Lehnsherr den beiden brandenburg-anſpachiſchen Prinzen, Albrecht und Georg, im Jahr 1525, als erſten Lehnsherzogen von Preußen. Man ſieht ſchon aus dieſem Beiſpiele, daß die Wappenkunde mit der Geſchichte und der Genealogie ſo innig verbunden iſt, daß die eine durch die andere aufgeklärt wird, und man kann daraus abnehmen, daß dieſe Kenntniß auf keine Weiſe zu den ganz verächtlichen gehört. Freilich iſt die Heraldik ſo reich an Kunſtwörtern, daß man ſie nicht ohne Wörterbuch oder umſtändliche Anleitung erlernen kann. Wir

haben aber in „Gatterers Abriß der Heraldik, Göttingen 1792," und in deſſen „practiſcher Heraldik, Nürnberg 1791," vortreffliche Handbücher. Die practiſchen Arbeiten des Heraldikers beſtehen in dem Blaſoniren, Hiſtoriſiren, Kritiſiren und Aufreißen der Wappen. Das Blaſoniren iſt die kunſtmäßige Beſchreibung eines Wappens. Man übernimmt dabei die Rolle eines Herolds bei den Turnieren. Man legt erſtlich den Schild nach ſeinen Tincturen, Figuren und Sectionen aus. Dann blaſonirt man die Nebenſtücke des Wappens, nämlich den Helm mit ſeinen Kleinodien, welches Trompeten, Flügel und Federn, Menſchen und Thiere, oder deren Gliedmaßen ſind, dann die Helmdecken und ihre Tincturen, hierauf die Krone, Hüte und Mützen, endlich die Schildhalter, die Wappenzelte, die Loſungsworte oder Deviſen und andere Nebendinge. Hiſtoriſiren heißt bei der Wappenkunde, die Geſchichte eines Wappens, ſeinen Urſprung und die Veränderungen erklären, die es erlitten. Hier hat der Heraldiker ein großes Feld vor ſich, den Reichthum hiſtoriſcher Kenntniſſe und den Ausſchlag gründlicher Forſchungen anzubringen. Will er ein Wappen hiſtoriſch deuten, ſo muß er nicht gerade angeben wollen, warum eben dieſe oder jene Figur das Wappen eines Landes oder eines Fürſten ausmache, ſondern er muß beweiſen, daß gerade dieſe Figur die wahre Hieroglyphe der Familie oder des Landes iſt. Er führt z. B. aus hiſtoriſchen Quellen den Beweis, daß der zweiköpfige Adler des römiſchen Königs nur erſt im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts unter Albrecht I. aufgekommen, und daß vorher, ſeit Otto II., der Reichsadler nur einköpfig geweſen; daß die drei Leoparden im engliſchen Wappen zuerſt 1127 unter Heinrich I. aus dem normänniſchen Hauſe vorkommen. Man ſieht, wie wichtig nicht allein für die Hiſtorie, ſondern auch für die Rechte der Staaten, der Fürſten und Völker dieſe Unterſuchung iſt. Das Kritiſiren eines Wappens beſteht in der Beurtheilung deſſelben, ob es echt und ob es den heraldiſchen Regeln gemäß ſey. Endlich das Aufreißen der Wappen beſteht in der Angabe und Verfertigung neuer Wappen. Der Heraldiker folgt hierin entweder den Vorſchriften eines Landesherrn, oder er erfindet die Idee und macht den Plan des Wappens nach eigner Willkür, oder er ſetzt aus mehreren Wappen ein neues zuſammen.

Herbarium (auch Herbarium vivum), ein Kräuterbuch, eine Sammlung lebendiger Pflanzen in getrocknetem Zuſtande, um ihre Merkmale und Beſchaffenheit daran zu ſtudiren. (S. Botanik.)

Herbelot (Barthelemi d'), ein gelehrter Orientaliſt, geboren zu Paris 1625, ſtudirte von ſeiner erſten Jugend an die morgenländiſche Literatur, erweiterte ſeine Einſichten durch mehrere Reiſen nach Italien, wo er vorzüglich bei dem Großherzog von Toscana eine ehrenvolle Aufnahme fand, und ſtarb 1795 als Profeſſor der ſyriſchen Sprache zu Paris. Viele Aufklärungen verdankt die morgenländiſche Geſchichte und Literatur ſeiner noch immer ſehr brauchbaren Bibliothèque orientale, für die er mit unermüdlichem Fleiße die Materialien ſammelte, und die nach ſeinem Tode Galland herausgab.

Herbſt, diejenige von den vier Jahreszeiten, welche in der nördlichen gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, wenn die Sonne bei ihrem ſcheinbaren Niederſteigen nach der ſüdlichen Halbkugel den Aequator berührt. Das Ende des Herbſtes fällt auf den Zeitpunkt, an welchem die Sonne ihre kleinſte Mittagshöhe zeigt, oder wenn ſie jenſeits des Aequators auf der ſüdlichen Hemiſphäre den Wendekreis

des Steinbocks erreicht hat. Nach unſerer gewöhnlichen Zeitrechnung fällt der Anfang des Herbſtes um den 23ſten September, wenn zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht gleich ſind, und das Ende deſſelben um den 21ſten December, wo wir den kürzeſten Tag haben. Die Bewohner der ſüdlichen gemäßigten Zone haben den Herbſt zu entgegengeſetzten Zeiten, alſo wenn bei uns Frühling iſt. Verſchieden von dieſem aſtronomiſchen Herbſt iſt der meteorologiſche oder die herbſtliche Witterung, die gewöhnlich erſt um die Mitte oder das Ende Octobers eintritt. — Herbſtnachtgleiche heißt die Zeit, in welcher die Sonne in ihrem Abwärtsſteigen aus der nördlichen in die ſüdliche Halbkugel, den Aequator erreicht, an allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich macht und bei uns den Anfang des Herbſtes beſtimmt. Der Durchſchnittspunkt des Aequators und der Ekliptik heißt der Herbſtpunkt und die Sonne erreicht ihn um den 23ſten September. Er iſt der Aufgangspunkt des Zeichens der Wage, obgleich das Sternbild der Wage dieſen Ort verlaſſen hat, und der Herbſtpunkt jetzt nahe bei den Sternen auf der linken Schulter der Jungfrau ſteht. Er iſt dem Frühlingspunkt entgegengeſetzt, daher beträgt ſeine Aufſteigung 180 Grad, und ſeine Länge eben ſo viel, oder ſechs Zeichen; ſeine Abweichung und Breite aber ſind = 0.

Herbſt (Johann Friedrich Wilhelm), Prediger an der St. Marienkirche zu Berlin, berühmt als einer der geſchickteſten Naturforſcher Deutſchlands, war 1743 zu Petershagen im Fürſtenthume Minden geboren, ging nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien als Hauslehrer nach Berlin, wurde darauf Feldprediger des Winningſchen Infanterie-Regiments zu Berlin, dann Prediger an der daſigen Garniſonkirche und bei dem Cadettenhauſe, und ging als Prediger nach Reppen in der Neumark. Von hier kam er wieder nach Berlin als dritter Prediger an der St. Marienkirche und ſtarb als Archidiaconus an derſelben im J. 1807. In den Jahren ſeiner vollen Kraft war er einer der geachtetſten und beliebteſten Kanzelredner Berlins; Gedankenfülle und geſunde Begriffe zeichneten ſeine Kanzelvorträge aus, von denen mehrere gedruckt ſind. Als Naturforſcher hat er ſich beſonders um die Entomologie verdient gemacht. Sein Cabinet von Inſecten, namentlich ſeine Sammlung von Krabben und Krebſen, war ausgezeichnet. Seine naturhiſtoriſchen Schriften ſichern ihm ein ehrenvolles Andenken auch bei der Nachwelt. Die vorzüglichſten derſelben ſind: Verſuch einer natürlichen Geſchichte der Krabben und Krebſe, 3 Bände, 1782—1804; kurze Einleitung zur Kenntniß der Inſecten, 3 Bände, 1784—87; kurze Einleitung zur Kenntniß der Gewürme, 2 Bände, 1787; Naturſyſtem der Käfer, 6 Bände, 1783—95; Naturſyſtem der Schmetterlinge, 7 Bände, 1783—95; Naturſyſtem der ungeflügelten Inſecten, 4 Hefte 1797—1800. Dieſe Werke ſind auch zuſammengefaßt unter dem Titel: Naturſyſtem aller bekannten in- und ausländiſchen Inſecten, als Fortſetzung der Buffonſchen Naturgeſchichte, 11 Bände, 1783—1804. Herbſt war Mitglied verſchiedener gelehrten Geſellſchaften, namentlich der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin, deren Schriften er ebenfalls durch ſchätzbare Beiträge bereichert hat.

Herberſtein (Sigismund, Freiherr von), ein ausgezeichneter Staatsmann und Geſchichtsſchreiber, war im J. 1486 zu Wippach in Krain geboren. Er ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, wählte aber nachher den Militärſtand und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen

die Türken. Der Kaiſer ernannte ihn zum Befehlshaber der ganzen Reiterei von Krain, machte ihn zum Ritter und ertheilte ihm die Würde eines kaiſerl. Hofraths. Herberſtein wurde mit mehrern wichtigen Staatsſendungen beauftragt. Im Jahr 1516 wurde er nach Dänemark geſchickt, um zu verſuchen, Chriſtian II. von ſeiner thörichten Leidenſchaft für die Dyveke zurückzubringen. Im J. 1516 und 1526 ging er als Geſandter nach Rußland, und ſpäter nach Conſtantinopel; überhaupt bereiſ'te er den größten Theil von Europa. Seine Bemühungen für das Intereſſe ſeines Fürſten wurden durch die Würde eines geheimen Raths und Präſidenten des Finanzcollegiums belohnt. Im J. 1553 zog Herberſtein ſich von den Geſchäften zurück und ſtarb 1566. Sein Name iſt beſonders durch ein ſchätzbares Werk auf die Nachwelt gekommen, welches den Titel führt: Rerum Moscoviticarum commentarii, quibus Russiae ac metropolis ejus Moscoviae descriptio, chorographicae tabulae, religionis indicatio, modus excipiendi et tractandi oratores, itineraria in Moscoviam duo et alia quaedam continentur, und oft gedruckt und überſetzt worden iſt. Alle Schriftſteller, die über Rußland geſchrieben haben, ſtimmen darin überein, daß Herberſtein's Werk das beſte über die ältern Zeiten dieſes Reichs iſt. Man erkennt aus demſelben, daß der Verfaſſer ein geiſtreicher Beobachter war, und nichts verſäumte, um ſich zu unterrichten. Man kann ihn noch jetzt mit Nutzen über vieles zu Rathe ziehn. Eine von ihm ſelbſt aufgeſetzte Geſchichte ſeines Lebens, die bis 1545 reicht, iſt erſt 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich erſchienen; aus ihr beſonders hat Adelung ſeine intereſſante Lebensbeſchreibung Herberſteins (Petersburg 1818) geſchöpft.

Herculanum, eine Stadt in Neapel, 11,000 Schritte von Neapolis ſelbſt entfernt, ward unter der Regierung des Cäſar Titus bei einem Ausbruch des Veſuv von einem Lavaſtrom ſo gänzlich bedeckt, daß man auch ihre Stätte nicht mehr ſah. Ein gleiches Schickſal hatten **Pompeji**, eine andere, unweit jener, am Fluſſe Sarnus gelegene Stadt, eine der gewerb- und volkreichſten dieſer Küſte, und **Stabiä**, welche an der Stätte des heutigen Gragnano lag. Schon früher hatte man Nachgrabungen veranſtaltet, allein dieſe waren gänzlich wieder im Andenken der Menſchen erloſchen, als man im J. 1711 bei Gelegenheit eines Brunnens, welchen der Prinz Elboeuf zu Portici, einem auf der Stelle des alten Herculanum gelegenen Dorfe, graben ließ, drei weibliche bekleidete Statuen fand (die jetzt im Antikencabinet zu Dresden ſtehen). Dem Prinzen wurde nach dieſer Entdeckung das weitere Nachgraben unterſagt, allein man dachte auch in mehr als dreißig Jahren nicht mehr daran, bis der König von Spanien, Carl, Vater Ferdinands IV., zum Beſitz des eroberten Neapels gelangte, und Portici zu ſeinem Frühlingsaufenthalte wählte. Jetzt grub man (1738) in jenem Brunnen tiefer hinab, bis man Spuren von Gebäuden fand. Das Theater von Herculanum war die erſte Entdeckung, die man machte. Leider war die Aufſicht über dieſe Nachgrabungen bei dem ſpaniſchen Ingenieur Rocco Giachino Alcubierre nicht in den beſten Händen; ſeine Unerfahrenheit hat Schuld an vielem Schaden und dem Verluſt vieles Schönen. Erſt als ein ſchweizeriſcher Ingenieur, Carl Weber, die Aufſicht erhielt, wurden beſſere Maßregeln genommen, und dieſem verſtändigen Manne, dem la Vega gleich rühmlich folgte, verdankt man alle die guten Anſtalten,

die nachher gemacht wurden. Nachdem man zu Herculanum glückliche Entdeckungen gemacht, ſuchte man auch Stabiä und Pompeji auf, an welchem letzteren Orte man die großen Ueberreſte eines Amphitheaters entdeckte. In dem Keller eines Landhauſes fand man auch nahe bei einer Thür 27 weibliche Gerippe, und den Abdruck der Bruſt einer dieſer Unglücklichen in einſt feuchter, dann verhärteter Aſchenmaſſe, nebſt dabei befindlichem Hals- und Armſchmuck. Hier war es auch, wo man, am untern Eingang des Landhauſes, zwei Skelette ausgrub, deren eins in den Knochen der einen Hand noch einen Schlüſſel, in der andern einen Beutel mit Münzen und Kameen hielt. Nahe bei beiden ſtieß man auf Gefäße von Silber und Bronze, ſo daß man vermuthet, der eine ſey der Herr, der andre der Sklav geweſen, die beide vergeblich den Ausgang ſuchend, unter der Aſchenmaſſe erſtickt hingeſunken. Uebrigens iſt wahrſcheinlich, daß die meiſten Einwohner dieſer Städte ſich durch die Flucht zu retten, noch Zeit fanden. Wenn Winckelmanns Prophezeihung, daß bei der Schläfrigkeit, mit welcher die Nachgrabungen betrieben wurden, noch für die Nachkommen im vierten Gliede zu graben und zu finden übrig bleiben werde, nur zu richtig eingetroffen iſt, ſo war dieß weniger Schuld der Aufſeher, als der Regierungen. Doch ging man von Zeit zu Zeit mit etwas mehr Eifer an das Werk, welches für den Antiquar und Archäologen Ausbeute gab, wie kaum ein anderes. Unmittelbar vor unſern Augen ſchien das längſt abgeſtorbene Alterthum wieder aufzuleben, ſo daß jeder, für Gegenſtände dieſer Art nur einiges Intereſſe habende, die Empfindungen theilen muß, die unſer Schiller in einem eigenen Gedichte (Pompeji und Herculanum) ſo ſchön ausgedrückt hat. Die alten Straßen, die alten Gebäude öffneten ſich wieder, und das häusliche Leben der Alten wurde uns hier befreundeter. Die Einrichtung und Beſchaffenheit der Häuſer der Alten hatte man vorher nie ſo kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und eine Menge aufgefundener Geräthſchaften vergegenwärtigte das Leben in dieſen Häuſern. Beſonders wichtig wurden aber dieſe Entdeckungen auch für Literatur und Kunſt, denn man fand einen großen Schatz von Handſchriften und Kunſtwerken. Die große Erwartung der gelehrten Welt von dieſen literariſchen Schätzen iſt zwar noch nicht erfüllt worden, indem man auch hier nur allzuſaumſelig zu Werke gegangen iſt; allein ſchon das iſt etwas werth, daß man das Materielle der alten Handſchriften näher kennen lernte; und vielleicht gelingt es noch dem eifrigen Bemühen, durch das ſehr mühſame Geſchäft der Entwickelung dieſer Schriftrollen ein Werk von Bedeutung zu Tage zu fördern. Es war am dritten November 1753, als man in einer jetzt wieder verſchütteten Villa des alten Herculanum an 1700 Papyrusrollen entdeckte, welche verkohlten Cylinder faſt ganz das Anſehen von Tabacksrollen haben. P. Antonio Piaggio erfand eine einfache, aber ſinnreiche Maſchine, wo man mittelſt Seidenfäden die, vorher mit Goldſchlägerhäutchen befeſtigten Streifen der Handſchrift allmählig abrollt. Schon Winckelmann hat ſie beſchrieben; die klärſte Vorſtellung bekommt man aber von ihr durch die in Bartels Briefen über Calabrien gegebene Abbildung und Erläuterung. Die Schriftſteller, von denen man bisher Werke entdeckt hat, ſind Epikuros, Philodemos, Demetrios, Polyſtratos, Kolotes, Phädros, Phanias. Erſchienen ſind: Herculanensium Voluminum quae supersunt Tom. I. Neap. 1793, Fol. Dissertationis isagogicae ad Herculanens. Voll.

explanationem Pars I, Neap. 1797. Leider iſt das abgedruckte vierte Buch des Philodemos über die Muſik nichts weiter, als eine höchſt unfruchtbare Declamation gegen den Nutzen der Muſik. Der zweite Band enthält die Phyſik Epikurs. Scotti und Carlo Roſſini ſind mit der Aufzeichnung und Herausgabe dieſer Werke beſchäftigt. Mehr als die Literatur hat durch die hier gemachten Entdeckungen die Kenntniß der alten Kunſt gewonnen. Wie viele Bildſäulen, Basreliefs und andere Werke der bildenden Kunſt ſind nicht in dieſen verſchütteten Städten gefunden worden! Von vorzüglicher Wichtigkeit ſind jedoch, mag man nun auf Inhalt oder Compoſition, Zeichnung oder Farbengebung ſehen, die hier entdeckten Mauergemählde. Dieſe Gemählde, unter dem Namen der herculaniſchen allgemein bekannt, ſind mit der Mauer, die den Grund derſelben macht, zugleich von den Gebäuden ausgeſchnitten worden, in dem Muſeum von Portici in ſechzehn Zimmern unter Glas und Rahmen aufgeſtellt, und jedes mit einem der Zeichen P. E. St. verſehen, um anzuzeigen, ob ſie in Pompeji, Herculanum oder Stabiä gefunden ſind. Abgebildet ſind die in dieſen verſchütteten Städten entdeckten Antiken in dem großen Werke Le Antichità d' Ercolano, Nap. 1757 u. f., welches mit dem (ziemlich unkritiſchen) Catalogo degli antichi Monumenti d' Ercolano, verfaßt von dem Prälaten Bayardi (1755), aus 10 Foliobänden beſteht. Bis auf einige ſpäter gefundene ſind jene Mauergemälde in den ſechs erſten Bänden dieſes koſtbaren Werks dargeſtellt (con qualche spiegazioni di Pasquale Carcani), und von dieſen hat man wohlfeilere Nachſtiche in Frankreich von David, in Deutſchland von Kilian, mit Erklärungen von Murr (Augsb. 1777 — 1783, 5 Bde.). — Unter der Regierung Joachims wurden die Nachgrabungen weit thätiger und planmäßiger betrieben als unter der vorigen. Die Herren Roſſini, Scotti und Paſetti zu Neapel beſchäftigten ſich unermüdet mit dem Aufrollen und Entziffern der herculaniſchen Manuſcripte, und verſchiedene ſehr ſchätzbare literariſche Monumente aus dem römiſchen und griechiſchen Alterthum wurden durch ſie theils ganz, theils fragmentariſch hergeſtellt. Die Aufgrabungen hatten beſonders über den Trümmern von Pompeji, und auf der von Pompeji nach Neapel führenden Conſularſtraße Statt, ſie gewährten eine Menge höchſt intereſſanter Entdeckungen aller Art, und verſprachen noch immer mehr bei Fortſetzung der Arbeit. Ein Theil der ſchönen Decken und Fußböden von Marmor, die man gefunden hat, ſind in den Gallerien des Muſeums, andere in dem Saale der Zeichenakademie zum Studium der Künſtler aufgeſtellt worden. Die politiſchen Ereigniſſe, die im Jahr 1815 in Neapel Statt hatten, unterbrachen natürlich das Geſchäft. Durch ein Decret von 22ſten Februar 1816 verordnete der jetzige König aber die Fortſetzung aller Arbeiten. dd.

Hercules, bei den Griechen Herakles, auch Alcides genannt, iſt einer der berühmteſten Heroen der griechiſchen Fabelwelt, in welchem die Poeſie das Ideal menſchlicher Vollkommenheit im Sinne des heroiſchen Zeitalters, d. i. höchſte Körperkraft mit allen Vorzügen des Geiſtes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkennt, darſtellte, und zwar ſo darſtellte, daß dieſes Ideal von Vollkommenheit ſich dem Heile der Menſchen weiht. Ein ſolcher Held iſt ein Menſch: aber jenes Große und Herrliche in ihm iſt göttlichen Urſprungs; Hercules iſt demnach der Sohn des Königs der Götter von

einer ſterblichen Mutter. Seine Natur ſtrebt nach dem Göttlichen, aber als Menſchennatur, d. h. ringend und kämpfend; ſein Leben iſt deßhalb eine ununterbrochene Kette von Anſtrengungen und Kraftäußerungen. Seine unermüdete Beharrlichkeit bringt ihm den Sieg, und dieſer Sieg zeigt uns den Triumph des Göttlichen in dem Menſchen über ſein Irdiſches; ſein Tod erwirbt ihm Unſterblichkeit und den Ehrenſitz unter den Göttern. Welcher Mythus konnte nun wohl für Menſchen anziehender und belehrender zugleich ſeyn, als dieſer von Hercules, durch und durch von moraliſcher Tendenz und allegoriſcher Einkleidung, worin man das irdiſche Leben mit ſeinen Schickſalen, ſeinen Kämpfen, ſeinen Hoffnungen und Ausſichten ſo treulich wiedererkennt! Kein Wunder daher, wenn eben dieſer Mythus ein Lieblingsgegenſtand von Sängern, Schauſpieldichtern und Künſtlern aller Art wurde, wodurch ſich denn aber auch die Thaten des Hercules, und zwar über die Dauer eines Menſchenalters hinaus, am Ende ſelbſt planlos, häuften. Das hindert jedoch nicht, die eigentliche Einheit des Mythus durch alle ſpäteren Zuſätze hindurch zu erkennen, und wir wollen denſelben zuvörderſt, gemäß dieſer Einheit, mittheilen. — Hercules war ein Sohn von Jupiter und Alcmene, der Gemahlin des thebaniſchen Königs Amphitryon, in deſſen Geſtalt der Vater der Götter die ſchöne Königin überliſtet hatte. Nie war Juno eiferſüchtiger auf ihren Gemahl geweſen, als diesmal; nie aber war ſie freilich auch ſo gereizt worden, indem Jupiter den Genuß einer Sterblichen noch nie ſo reizend gefunden, daß er die Nacht deſſelben ums dreifache verlängert hätte. Des Sohnes dieſer Nacht erbitterte Feindin war daher Juno ſchon, bevor er noch geboren war. Jupiter hatte einen Eid geſchworen, daß der an dieſem Tag Geborne alle Umwohnenden aus ſeinem Heldengeſchlecht beherrſchen ſolle, und Juno wußte zu bewirken, daß die Geburtsgöttinnen die Geburt der Alcmene hemmten, und dagegen die der Gemahlin des Sthenelos, die ihr Kind erſt im ſiebenten Monat trug, beſchleunigten. Euryſtheus hieß dieſer Knabe, in deſſen Dienſt nun der noch ungeborne Hercules kommen mußte. Alcmene kam endlich auch, und zwar mit Zwillingen, nieder, wovon Hercules des Jupiter, Iphikles Amphitryons Sohn war. Hercules legitimirte ſich ſchon in der Wiege als Sohn eines Gottes, indem er nahende Schlangen, vor denen ſein Bruder ſchreiend zurückfuhr, ergriff, lachte, als ſie züngelnd die Köpfe gegen ihn erhuben, und ſie erwürgte. Durch Amphitryons Sorge ward der junge Göttersohn in allen Künſten, durch welche die Helden jener Zeit ſich auszeichneten, von den größten Meiſtern unterwieſen. In allen waren ſeine Fortſchritte groß, nur für die Lyra ſchien ſeine Hand nicht gebildet, und als ihm einſt ſein Lehrer darin, Linos, einen Schlag gab, koſtete ihm dieſer das Leben. Amphitryon entfernte ihn deßhalb von ſich auf das Land, wo er die Heerden weidete. Hier blieb er bis zu ſeinem achtzehnten Jahre, in welche Zeit die Scene der Dichtung fällt, die dem Sophiſten Prodikos gehört. An einem Scheideweg, erzählte dieſer, ſtand Hercules, und zwei Göttinnen begegneten ihm. Die eine derſelben, in üppigen Reizen prangend, lüſtern ſich an den Jüngling anſchmiegend, bot ihm Entfernung von allen Mühſeligkeiten und Gefahren, und jede Freude, jeden Wonnegenuß, wenn er ihrer Leitung ſich überlaſſen wollte. Es war die verführeriſche Wolluſt. Die andere, nicht minder ſchön, als jene, aber ernſt, beſcheiden und voll Würde, verſprach ihm Un=

ſterblichkeit und einen Sitz in den Hallen des Olymps, wenn er unter ihrem Beiſtand allen Gefahren und Mühſeligkeiten des Lebens kühn die männliche Bruſt entgegenſtellen wollte. Hercules, deſſen Herz die weichen, verführeriſchen Töne des Laſters nicht anſprach, empfand tief die Worte der Göttin der Tugend; und ſeines hohen Urſprungs, ſeiner Beſtimmung und der Kraft, mit welcher er ausgerüſtet war, eingedenk, reichte er ihr die Hand, und wählte ſie zur beſtändigen Gefährtin ſeines Lebens. Aber es war die Tugend des Heroenalters; nicht unſere chriſtliche Tugend! Die Tugend des Heroenalters war nur hohe, kraftvolle Männlichkeit, die kühn jeder Gefahr trotzt, mit Keule oder Schwert das wilde Thier oder den frevlen Räuber erſchlägt, mit gleicher Macht dem einbrechenden Feind und dem einbrechenden Strome Halt gebeut, die ſich nur in der Gefahr gefällt, ſie ſtets aufſucht, und dann auch wohl, in ihrer Beſiegung, aus Luſt zum gefährlichen Abenteuer, manche ſonſt geachtete Schranke kühn überſpringt. Tapferkeit und Großherzigkeit zeigt jene Tugend ſtets, Gerechtigkeit und Billigkeit nicht immer. In Erlegung verwüſtender, gefährlicher Ungeheuer und räuberiſcher Unholde, welche die Gegenden unſicher machten, in Austrocknung von Sümpfen, Ableitung von Gewäſſern, Beförderung des Verkehrs der Menſchen unter einander, Anlegung von Colonien, durch welches alles das Wohl der Menſchen vielfach befördert wurde, konnte die Tugend eines Helden jener Zeit ſich wohlthätig für ſein Geſchlecht bewähren, und ſo bewährte ſich auch des Hercules Tugend. Zur Vertilgung von Ungeheuern waren aber auch wenige ſo von der Natur gemacht, als er, deſſen kraftvoller gewaltiger Körper eine Höhe von vier Ellen hatte, und ein Maß der Glieder, welches das rieſenmäßige der Statur verdoppelte, denn ſeine Arme und Beine waren noch eins ſo ſtark, als bei gewöhnlichen Menſchen, und ſeine Bruſt von einer ungeheuern Breite. Mit dieſer Größe und Stärke nun zugleich die ſeltenſte körperliche Geſchicklichkeit verbindend, trat er auf den Schauplatz. Ein wüthender Löwe, der am Kithäron umhertobte, ward der erſte Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit. Der König Thespios, deſſen Staaten durch dieſes Ungeheuer verheert wurden, nahm den kühnen Jäger gaſtfreundlich auf, der, bis das Ungeheuer ſeiner Kraft erlag, in den Armen der 50 ſchönen Töchter des Thespios ruhte, die ihm eine zahlreiche Nachkommenſchaft gebaren. Auch die phyſiſche Kraft der Zeugung mußte ja der Held in einem hohen Grade beſitzen, da ein großes Geſchlecht zu den Dingen gehörte, auf welche die Menſchen jener Zeit ſtolz ſeyn durften. Als er hierauf nach ſeiner Geburtsſtadt Theben zurückgekehrt war, befreite er dieſelbe nicht nur von der Schmach eines Tributs, den ſie an die Orchomenier hatte zahlen müſſen, ſondern zwang auch dieſe, den zuvor empfangenen Tribut hinführo ſelbſt zu zahlen. Kreon, der König von Theben, gab ihm dafür ſeine Tochter Megara zur Gemahlin. Juno's Haß aber wuchs nun auch in demſelben Grade, als des Helden raſch aufſchießende Größe; und ein Werk jenes Haſſes war, daß Euryſtheus jetzt den Hercules zu ſich entbot, und ihm befahl, Abenteuer, die er ihm auftragen würde, zu beſtehen. Hercules, unwillig ihm zu dienen, ging nach Delphi, das Orakel deßhalb zu befragen, das ihm zur Antwort gab: zehn von Euryſtheus gebotene Abenteuer, wozu aber dann noch 2 kamen, müſſe er beſtehen, dann aber gelange er zur Unſterblichkeit. Dieſer Ausſpruch ſtürzte den Helden, der einem

Schlechtern zu dienen ſeiner unwürdig hielt, in Schwermuth, welche von Juno zu wirklicher Raſerei erhöht ward, deren Opfer ſeine eigenen, mit Megara erzeugten, Kinder wurden, die er für ſeine Feinde anſah und erlegte. Nachher von ſeiner Raſerei befreit und ſeinen Irrthum erkennend, ergriff ihn ein ungeheurer Schmerz, der ihn den menſchlichen Anblick und Umgang fliehen machte. Endlich geheilt von der Zeit, mit den Göttern und ſich ſelbſt verſöhnt, und von der Blutſchuld gereinigt, begab er ſich zu Euryſtheus, und unterzog ſich den berühmten Abenteuern, bekannt unter dem Namen der zwölf Arbeiten des Hercules. 1. Erlegte er den nemeiſchen Löwen, der in den Wäldern von Nemea und Kleone hauſte, und von keinem Geſchoß eines Sterblichen verwundet werden konnte. Hercules zerſchlug ihm mit der Fauſt den Nacken, und zog ihm dann das undurchdringliche Fell ab, welches ihn fortan gleich einem Harniſch umgab, indeß der Kopf, wie ein Helm, den ſeinigen deckte. 2. Erlegte er, mit Iolaos Beiſtand, die lernäiſche Hydra, die Verderben aus 100 Köpfen drohte, deren einer unſterblich war, und der, ſtatt jedes abgehauenen Kopfes, auf der Stelle zwei neue wuchſen (ſ. d. Art. Lernäiſche Schlange). 3. Fing er die Hindin der Diana, gleich ſehr durch ihre Schnelligkeit, als durch ihr goldenes Geweih und ihre ehernen Füße ausgezeichnet. Da ſie lebendig eingefangen werden mußte, ſo galt es, daß der Held, wie vorher Kraft und Liſt, ſo jetzt Schnelligkeit bewies. 4. Fing er den erymanthiſchen Eber, der die Gegend um den Berg Erymanthus verheerte, ein, und brachte ihn lebendig auf ſeinen Schultern zu Euryſtheus, der darüber ſo ſehr erſchrak, daß er ſich in ein Gefäß verkroch, und fortan nicht wagte, dem Hercules ſeine Befehle ſelbſt zu geben. 5. Reinigte er in Einem Tage die Ställe des Augias, worin dieſer König von Elis 3000 Rinder ſeit langer Zeit hatte ſtehen gehabt, dadurch, daß er die vereinigten Flüſſe Alphëus und Penëus hindurch leitete. 6. Tödtete er die Stymphaliden, ungeheure Raubvögel mit ehernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, welche die Gegend um den dichtumwaldeten See Stymphalis in Arkadien verheerten. 7. Fing er den Stier aus Creta, den, ausgezeichnet durch Schönheit und Kraft, Neptun einſt auf des Minos Flehen aus den Fluthen hatte aufſteigen laſſen, um durch dies Wunder dem Flehenden das Reich zu verſchaffen. Statt, wie er geſollt, den Stier dem Gott zu opfern, hatte Minos ihn, gereizt von deſſen Schönheit, unter ſeine Heerden gebracht, was er zu bereuen nur zu ſehr Urſache fand. Denn nicht nur ſtürmte jetzt der Stier mit nicht zu bändigender Kraft verheerend durch das Eiland, ſondern Paſiphaë faßte auch jene unnatürliche Leidenſchaft für ihn, deren Frucht Minotaurus war. Als Hercules mit ihm auf den Schultern zu Euryſtheus kam, ließ dieſer ihn wieder frei, worauf der Stier noch einmal, unter dem Namen des marathoniſchen, in den Sagen von Theſeus vorkommt. 8. Brachte er die menſchenfreſſenden Roſſe des thraziſchen Königs Diomedes, der ihnen alle Fremdlinge, die ſein Gebiet betraten, vorwarf, nach Mykene; zu welchem Abenteuer ihn freiwillig viele Helden begleiteten. Eben ſo zu dem folgenden, als er 9. das Wehrgehäng der Amazonen-Königin Hippolyte für des Euryſtheus Tochter Admete holte. 10. Die Rinder des dreigeſtaltigen Geryones, bewacht von dem zweiköpfigen Hund Orthros und dem Rieſen Eurytion, aus Erytheia, einer Inſel im weſt-

lichen Ocean, unfern von Spanien, die nachher Gadeira (Gades) hieß, zu holen, wurde nun ihm auferlegt; und hatte er bei dem vorigen Zuge nach dem damals fernſten Oſten wandern müſſen, ſo wanderte er bei dieſem nach dem fernſten Weſten, wobei es denn, wie ſich faſt von ſelbſt verſteht, an Nebenabenteuern nicht mangelte. Waren aber bereits die bisherigen Wanderungen mühſam und gefahrvoll geweſen, ſo übertrafen doch die folgenden ſie weit an mühevoller Gefährlichkeit. Zunächſt ward ihm aufgetragen, 11. die goldenen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden zu holen. Schon darum war dieß Abenteuer um vieles bedenklicher, weil Hercules eigentlich nicht einmal wußte, wo dieſe Aepfel zu ſuchen wären. Getroſt indeß, wiederum mancherlei Fehden und Kämpfe beſtehend, wanderte er ſo lange zu Lande und Waſſer, bis er den Ort erreichte. Atlas zwar holte eigentlich dann die goldenen Aepfel, Hercules aber trug einſtweilen ſtatt ſeiner das Himmelsgewölbe. Das letzte der von Euryſtheus gebotenen Abenteuer beſtand in nichts geringerem, als 12. den Cerberus aus der Unterwelt heraufzuholen. Kein Wunder, wenn der Held ein ſolches Abenteuer nicht ohne Vorbereitung beſtand. Der Herrſcher der Unterwelt verhieß dem Allgefürchteten den Cerberus unter der Bedingung, ſich ſeiner ohne Waffen zu bemächtigen. Schnell ergriff nun der Held das Ungeheuer, drückte deſſen drei Köpfe zwiſchen ſeine Beine, und feſſelte es, trotz der wüthenden Angriffe, die der Drache, in welchen Cerberus endigte, von hinten auf ihn machte. So brachte er das Thier auf die Oberwelt und zu Euryſtheus, der es ihn wieder in die Unterwelt bringen hieß. Auch das that er, und war nun, nach des Schickſals Willen, frei von der ſchimpflichen Knechtſchaft, die ihm der Zorn einer ſtrengen Göttin aufgelaſtet hatte. Während er aber, dieſe zwölf Abenteuer auf Befehl zu beſtehen, die Welt durchzog, war er auch nicht läſſig, für ſeine eigene Rechnung zu wirken, ſondern verrichtete vielmehr hie und da, wie ſich ihm Gelegenheit darbot, weit mehr Thaten, als jene gebotenen. Man pflegt dieſe ſeine Nebenthaten (Parerga) zu nennen, unter denen ſein Kampf mit den Centauren, ſeine Theilnahme am Zuge der Argonauten, ſeine Befreiung der Heſione, die von ihrem Vater einem Meerungeheuer ausgeſetzt war, um den Zorn der Götter zu verſöhnen, die Errichtung der ſogenannten Säulen des Hercules, ſein Rückzug von Spanien nach Argos, den er mit bleibenden Spuren ſeines Daſeyns bezeichnete, die Erlegung des Alcyoneus, ſeine Kämpfe mit Anteus und Cygnus (Kiknos), die Befreiung des an den Caucaſus gefeſſelten Prometheus, und des Theſeus aus der Unterwelt, die denkwürdigſten ſind. Nachdem er alle die Thaten vollbracht, kehrte er zurück nach Theben, und vermählte ſeine Gemahlin an Jolaos. Er ſelbſt wollte ſich indeſſen auch wieder vermählen; und da er vernahm, daß Eurytos, der König von Oechalia, ſeine Tochter Jole dem, der ihn und ſeine Söhne im Bogenſchießen übertreffen würde, als Kampfpreis ausgeſetzt hatte, ſo ging er nach Oechalia, beſiegte Alle, erhielt aber die Gemahlin nicht, weil man einen neuen Anfall ſeines Wahnſinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieſer bald darauf — nachdem er in der Zwiſchenzeit die Alceſte aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemahls gebracht hatte — noch einmal, und in dieſem Anfall ſtürzte er Iphitos, der Jole älteſten Bruder, ſeinen treuen Freund, von den Mauern Tirynths herab. Ungeachtet er von dieſem Morde

gereinigt wurde, verfiel er doch darüber in eine ſchwere Krankheit, derentwegen er das delphiſche Orakel zu befragen ging. Da ihm die Pythia Antwort verſagte, plünderte er den Tempel, raubte den Dreifuß, und kämpfte ſelbſt mit dem Apollo. Endlich erhielt er denn doch das verlangte Orakel, welches alſo lautete: Von ſeiner Krankheit werde er geneſen, wofern er auf drei Jahre ſich zum Sklaven verkaufe und dem Eurytos den Kaufpreis als Sühngeld gäbe. Dieſem Orakelſpruch zu Folge verkaufte Mercur den Hercules an Omphale, der Lydier Königin. Während dieſer Dienſtſchaft war er aber keinesweges bloß ſeiner unwürdig mit weiblicher Arbeit und weichlicher Liebe beſchäftigt, ſondern bezwang auch manchen Straßenräuber, und ſtrafte manchen plagenden Unhold. Nach Vollendung ſeiner Dienſtzeit ſtrafte er manche Ungerechtigkeit, die man in früherer Zeit gegen ihn ſelbſt begangen, und Wortbrüchigkeiten, deren man ſich gegen ihn ſchuldig gemacht hatte. So zog er mit einem Heer gen Troja, um Laomedon, der Heſione Vater, zu beſtrafen; und mit einem andern gegen Augias, welche beide ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatten. Zu Kalydon hatte er inzwiſchen um des Oeneus Tochter Deïanira geworben, und um deren Beſitz mit Acheloüs gekämpft. Mit dieſer Gemahlin begab er ſich nach Trachin. Am Fluß Evenus angelangt, traf er auf den Centauren Neſſus, der die Wanderer um Lohn überſetzte. Hercules ging durch den Fluß, Deïaniren aber trug Neſſus um den bedungenen Lohn hinüber. Während dieſes Tragens widerſtand der Centaur ſeinen Lüſten nicht; Deïanira ſchrie, Hercules ſah es, und ſchoß dem Centauren, ſo wie er ans Ufer trat, den in das Gift der Hydra getauchten Pfeil durchs Herz. Im Verſcheiden ſagte er zu Deïaniren, ſie ſolle, wenn ſie einen Liebestrank für Hercules haben wolle, ſeinen verſchütteten Saamen mit ſeinem Blute miſchen. Dies that ſie auch, und bewahrte die Miſchung. Deïanira hatte in ihrer Ehe öfters einſame Stunden, denn Hercules hatte auch jetzt noch mancherlei Züge zu thun, welche einzeln nahmhaft zu machen zu weitläuftig ſeyn würde. Nur eines einzigen müſſen wir, ſeiner wichtigen Folgen halber, gedenken. Unter den an ihm verübten Ungerechtigkeiten hatte er auch die des Eurytos zu beſtrafen, der ihm die wohlverdiente Jole verweigert hatte. Deßhalb zog er jetzt auch gegen Oechalia. Eurytos und ſeine Kinder blieben, die Stadt ward genommen, geplündert, und Jole als Gefangene weggeführt. Von da zog er nach Kenäos auf Eubäa, und errichtete auf dem Vorgebirge dem Jupiter einen Altar. Um hier feierlich zu opfern, ſandte er nach Trachin um ein weißes Gewand. Deïanira befragt den Boten wegen Jole, und da ſie fürchtet, ihr Gemahl werde dieſe mehr lieben, als ſie, ſo nimmt ſie des Neſſus vermeinten Liebestrank und beſtreicht damit das Gewand. Hercules bekleidet ſich damit; kaum aber iſt er erwärmt, ſo greift das Gift den Körper an. Er reißt das Gewand vom Leibe, und mit ihm ſein Fleiſch herab. In ſolchem Zuſtand brachte man ihn zu Schiffe nach Trachin, wo Deïanira, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, ſich erhing. Hercules ſelbſt begab ſich nun auf den Berg Oeta, errichtete da einen Holzſtoß, beſtieg ihn, und befahl, ihn anzuzünden. Wie der Holzſtoß aufloderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel auftrug. Dort der Unſterblichkeit theilhaft und verſöhnt mit Juno, ward er mit Hebe vermählt, der Göttin ewiger Jugend, der blühenden Mundſchenkin des Olympus. Auch mit ihr noch zeugte er zwei Söhne; deren, die er im irdiſchen Leben theils in theils au-

ßer der Ehe zeugte, könnte man leicht gegen hundert zählen. Einige ſeiner Nachkommen ſind in der Geſchichte unter dem Namen der Herakliden bekannt. Gewöhnlich zweifeln die hiſtoriſchen Erklärer an der wirklichen Exiſtenz des Hercules nicht, bezweifeln aber die Möglichkeit, daß ein Menſch in ſeinem Leben ſo viel und in der Art ausgeführt habe, wie es erzählt wird, zu geſchweigen der Anachronismen, die in dieſer Geſchichte nicht ſelten ſind. Dies hat die meiſten bewogen, mehrere Heroen dieſes Namens anzunehmen, wozu es an Zeugniſſen der Alten nicht fehlt. Varro hat deren nicht weniger als 44 aufgezählt, Cicero nimmt deren nur ſechs, Diodor nur drei an. Darunter finden wir einen indiſchen, ägyptiſchen, tyriſchen oder phöniciſchen und thebaniſchen Hercules, und namentlich dieſen letzteren als Erben aller auch von den übrigen verrichteten Thaten. Unterſuchen wir das Weſen der orientaliſchen Gottheiten, welche die Griechen mit des Hercules Namen belegen, ſo können wir in der That kaum zweifeln, daß ſie urſprünglich nichts anders als aſtronomiſche Symbole waren. Der ägyptiſche Hercules, der eigentlich Chom oder Dſon heißt, gehört nach Herodot und Diodor zu den zwölf großen himmliſchen Göttern, die 17,000 Jahre vor Amaſis aus den acht Göttern entſtanden. Da nun ſowohl die acht, als die zwölf Götter der Aegypter aſtronomiſch zu verſtehen ſind, ſo iſt leicht ausgemittelt, daß Hercules hier eigentlich nichts iſt, als das Product des Sonnenlaufs durch die zwölf himmliſchen Zeichen, d. i. ein Jahreskreis; und die Sage, daß er vor 17,000 Jahren ſchon exiſtirt hat, beſagt, daß man ſeit dieſer Zeit aſtronomiſche Berechnung hatte. Der phöniciſche Hercules, deſſen eigentlicher Name Melcarthos iſt, gibt einen ähnlichen Urſprung ſchon durch ſeine Mutter Aſteria (Sternhimmel) zu erkennen. Daß man auch in dem thebaniſchen oder griechiſchen Hercules noch mannichfaltige Erinnerungen an die orientaliſch-aſtronomiſche Uridee findet, kann nicht bezweifelt werden. Die zwölf Arbeiten ſind dieſer Idee zufolge nichts anders als die Wanderung der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreiſes, durch die plaſtiſche Poeſie der Griechen zur Sage geworden, vielleicht durch den Cultus, welcher dieſe zwölf Arbeiten der Sonne ſymboliſch dramatiſirte. Seine Vermählung mit Hebe haben ſchon von den Alten welche dahin gedeutet, daß, nachdem er ſeinen Kreis durchlaufen, er wieder jugendlich daſteht. Beſonders aber darf man bei dem griechiſchen Hercules nicht vergeſſen, daß er von dem phöniciſchen unmittelbar abſtammt; denn ſeine Geburtsſtadt Theben war eine phöniciſche Colonie. Der phöniciſche Hercules, als der Schutzgott und das Symbol des phöniciſchen Völkerſtamms, wanderte überall mit hin, wohin dieſe Britten der alten Welt mit ihrem Handel und ihren Colonien ſich verbreiteten, und dadurch erſchienen ſeine Züge als eine allegoriſche Erzählung der Verbreitung dieſes Volks durch Handel und Schifffahrt, und der Civiliſation der Völker, die davon eine Folge war. Es könnte demnach ſehr leicht ſein, daß niemals ein Hercules als Perſon exiſtirt, und es gleichwohl Herakliden gegeben hätte, Abkömmlinge nämlich einer phöniciſch-griechiſchen Colonie aus Theben. Indeß wollen wir damit die Perſönlichkeit eines thebaniſchen Hercules nicht gänzlich läugnen, am allerwenigſten darum, weil eine alte Ueberlieferung von ihm ſagt, daß er urſprünglich nicht Hercules, ſondern Alkäos geheißen, und jenen Namen erſt von dem Gott Hercules überkommen habe (Sext. Empir.

adv. Phys. p. 567. ed. Fabric.). Wie dem nun ſey, auf dieſen thebaniſchen Alkäos = Hercules wurde alles das übergetragen, was man von den übrigen berichtet hatte, und dieſe Berichte verwandelten ſich im Munde der ſo eigenthümlich anthropomorphoſirenden Griechen in Sagen, wie ſie die Griechen liebten. Der ganze Mythus erhielt nach ſolcher Zuſammenſchmelzung andere Tendenz und Geſtalt. Der Mythus des griechiſchen Hercules ſtellt uns nämlich die Geſchichte der früheſten Cultur oder die Entwilderungsgeſchichte Griechenlands dar. Dieſes Entwildern wurde auf drei Wegen bewirkt: phyſiſch durch Urbarmachung des Bodens, Austrocknung von Seen und Sümpfen, Grabung von Canälen, Ausrottung von Wäldern und der in ihnen hauſenden wilden Thiere; merkantiliſch, durch Schifffahrt und Handelsverkehr mit entfernten Gegenden; politiſch = religiös, durch Stiftung heiliger Spiele, Satzungen u. ſ. w. Alles dies bewirkte der phöniciſch = thebaniſche Hercules, auf welchen eine Menge von Städten, phöniciſche Pflanzungen, ihren Urſprung zurückführten. Alle ſie feierten ihm zu Ehren Feſte, und an dieſen Feſten ſang man von ſeinen Thaten. Unſtreitig floſſen darin aſtronomiſche Ideen, Wunderſagen von den merkantiliſchen Zügen und Thaten eines oder mehrerer griechiſchen Helden in einander. Auf dieſe Weiſe entſtanden nach und nach Herakleen, d. i. Gedichte von größerem Umfang, deren Inhalt das Leben und die Thaten des Hercules waren. Ohne Zweifel gab es deren bereits in einfacherer Geſtalt vor Homer. Endlich kamen auch die dramatiſchen Dichter, welche, beſonders in den Satyrhandlungen, einen traveſtirten Hercules darzuſtellen liebten, wodurch eine Menge Farcen in die Sagen des Hercules kamen. Dahin gehört wohl ohne Zweifel, was nun von Hercules dem Freſſer, dem Säufer, von Hercules bei Omphale am Spinnrocken, wo das Ideal männlicher Kraft und Tapferkeit dem gebietenden Pantoffel preis gegeben iſt, u. dgl. m. hin und wieder berichtet findet. Wie es demnach mit der Uridee des Hercules möge beſchaffen ſeyn, ſo iſt kein Zweifel, daß die Idee des griechiſchen Hercules, als eines Heros, ihre Ausbildung der Poeſie verdankt, weßhalb man ihn in gewiſſer Hinſicht als ein bloß poetiſches Weſen betrachten kann. Das poetiſche Ideal wurde nachher von der bildenden Kunſt ſichtbar dargeſtellt. Hercules erſcheint in der Reihe der Idealfiguren griechiſcher Plaſtik als die nervigſte und unterſetzteſte. Außerordentlich ſtarke und breite Schultern, ein kurzer, dicker Hals, eine große, gewölbte Bruſt bei einem verhältnißmäßig kleinen Kopfe zeichnen ihn aus. Der Kopf iſt geiſtreich, gutmüthig; nur ſelten erſcheint er mit einem Ausdruck von Wildheit. Sein Bart iſt kraus, ſein Haar kurz. Im gewöhnlichen Coſtume erſcheint er nackt, mit Löwenhaut und Keule; in älteren Werken führt er Bogen und Pfeile. Die von ihm noch vorhandene Hauptſtatue iſt der ſogenannte Farneſiſche Hercules, ein Werk des Atheners Glykon. Uebrigens läßt ſich leicht erachten, daß man in mancherlei Bildwerken ihn in verſchiedenen Attituden, wozu die reichen Scenen ſeiner Geſchichte von ſelbſt auffoderten, werde dargeſtellt haben. Man findet ihn als Kind, Jüngling und Mann, ringend und kämpfend, leidend und genießend, in voller Anſtrengung und in Ruhe. Eine vorzüglich merkwürdige Darſtellung iſt der ſogenannte Torso di Michel Angelo, alſo genannt, weil dieſer große Künſtler ſieben Jahre lang an dieſem Bruchſtück einer Hercules = Statue ſtudirte. Aus der Anatomie zu ſchließen, ſaß die

Statue vorwärts gebückt, mit aufgerichtetem Kopf, auf die Keule gelehnt. Die Löwenhaut iſt über den Sitz geworfen. Was den Hercules ſonſt auszeichnet, Bruſt und Schultern, ſind in hohem Grade ſchön, die ſtarken Muskeln aber nicht ausgedrückt; der Künſtler — Apollonius, Neſtors Sohn von Athen — ſtellte nicht mehr den kämpfenden Helden dar, ſondern den Gott, der jetzt die Thaten überdenkt, die ihm Unſterblichkeit gaben. Zu den denkwürdigen Darſtellungen gehört noch **Hercules als Muſenführer, Muſagetes**, zu welcher Ehre er durch ſeine eigenen Muſenkünſte wohl ſchwerlich gelangt ſeyn kann, denn dem Linos wußte er den Unterricht nicht ſonderlich Dank. Indeß wurde er doch in dieſer Beziehung mit der Lyra dargeſtellt. Die Vorſtellung iſt römiſch. Fulvius Nobilior erbaute dem Hercules einen Tempel, in welchem er die von ihm zu Ambracia eroberten Muſen aufſtellte; und es ſcheint in der That, er habe ſeinen Landsleuten dadurch eine Warnung geben wollen, die kriegeriſche Tapferkeit nicht für unvereinbar mit den Muſenkünſten zu halten. dd.

Hercules Säulen nannte man 2 Säulen, die Hercules zu beiden Seiten der nach ihm benannten oder gaditaniſchen Meerenge zwiſchen Europa und Afrika (Meerenge von Gibraltar) auf den Bergen Calpe und Abyla errichtet haben ſollte, gleichſam als die Grenzſteine ſeiner Wanderungen nach Weſten.

Herder (Johann Gottfried von), einer der originellſten, geiſtreichſten Schriftſteller der Deutſchen, wurde am 26ſten Auguſt 1744 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Oſtpreußen, geboren, wo ſein Vater unterſter Schullehrer war. Nicht begünſtigt durch Erziehung und äußere Umſtände, entwickelte ſich die ſchöne Natur des jungen Herder nur durch eigne Kraft. Nur die Lectüre der Bibel und des Geſangbuchs verſtattete ihm ſein Vater, ein unerſättlicher Wiſſensdurſt aber trieb den Sohn nach andern Quellen hin. Alle die Bücher jedoch, die er ſich zu verſchaffen wußte, mußte er verſtohlen leſen. Dürftigkeit hatte ihn bald in eine ihm eben ſo unangenehme, als ſeinen Talenten unangemeſſene Laufbahn genöthigt. Der Prediger Treſcho bediente ſich des angehenden Jünglings, welcher ſchön ſchrieb, als Schreiber. Da er indeß bald Gelegenheit hatte, auch des Jünglings ſeltne Geiſtes- und Herzensanlagen zu entdecken, ſo entſchloß er ſich, dieſen größere Entwickelung zu verſchaffen, und ließ ihn Theil an den Lehrſtunden nehmen, die er ſeinen eigenen Söhnen im Griechiſchen und Lateiniſchen gab. Herder, bei ſeinem großen durch kein Hinderniß beſiegbaren Eifer, machte darin ungemeine Fortſchritte. Um dieſe Zeit befiel ihn eine Augenkrankheit, die ihn in nähere Bekanntſchaft mit einem ruſſiſchen Wundarzt brachte, der damals in Treſcho's Hauſe wohnte. Da dieſem des Jünglings ſchöne Bildung und edler Anſtand gefielen, ſo erbot er ſich, ihn mit ſich nach Petersburg zu nehmen, und dort unentgeldlich die Chirurgie lehren zu laſſen. Herder, der keine Ausſicht hatte, ſeinen Lieblingsſtudien leben zu können, verließ demnach 1762 ſeine Vaterſtadt, entſchloſſen, dieſen Vorſchlag anzunehmen. In Königsberg aber ward er mit Männern bekannt, die zu würdigen verſtanden, was in ihm lag, und ſich beeiferten, ihm eine ſeinen Neigungen und Talenten mehr entſprechende Laufbahn zu eröffnen. Man verſchaffte ihm eine Stelle im Friedrichscollegium, wo er erſt Aufſeher einiger Penſionärs, dann Lehrer in der erſten philoſophiſchen und zweiten lateini-

ſchen Claſſe wurde, wobei es ihm an Zeit und Gelegenheit zu eignem Studiren nicht mangelte. Er entſchied ſich für die Theologie, ſtudirte dieſe aber in jenem hohen Sinn und Geiſt, durch welchen es ihm ſpäterhin gelang, auch hier als Reformator aufzutreten. Von dem edelſten Triebe für Wiſſenſchaft und Kunſt beſeelt, ſtrebte er, ſeinen Kreis immer mehr zu erweitern. Deßhalb verſenkte er ſich mit dem regſten Eifer zugleich in die Tiefen der Philoſophie und Naturwiſſenſchaft, und ermüdete nicht, die unermeßlichen Gebiete der Geſchichte, Staats=, Völker= und Sprachkunde zu durchwandern. Wie eine Biene von Blume zu Blume, ſo eilte er von Wiſſenſchaft zu Wiſſenſchaft, und nahm den reinſten Honig zur Ausbeute mit. Im Jahr 1765 erhielt er den Ruf als Rector der Domſchule nach Riga, mit welcher Stelle zugleich ein Predigtamt verbunden war. In dieſem doppelten Beruf begleitete ihn der Segen der ſchönſten Wirkſamkeit; ſeine Zöglinge und Zuhörer hingen enthuſiaſtiſch ihm an. Die Art, wie er als Lehrer die Studien behandelte, weckte, belehrte, ermunterte den Geiſt; als geiſtlicher Redner ſprach er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeſchminkter Wahrheit ſo evangeliſch lauter, daß er ſich Aller Herzen bemächtigte, und hatte ſo großen Beifall, daß man ſich ſogar entſchloß, für ihn eine geräumigere Kirche zu bauen. Im Jahr 1768 trug man ihm von Petersburg aus das Inſpectorat der dortigen St. Petriſchule an, allein er lehnte nicht nur dieſen Ruf ab, ſondern legte ſelbſt ſeine Stellen in Riga nieder, weil es ihn drängte, die Welt in der Welt, die Menſchen auf der großen Bühne des Lebens, die Kunſt an der Quelle zu ſtudiren. Alle dieſe Neigungen zu befriedigen, bot ſich ihm eine erwünſchte Gelegenheit dar, indem er zum Begleiter des Prinzen von Holſtein=Eutin durch Frankreich und Italien auserwählt ward. Leider konnte er von dieſem glücklichen Ereigniß nicht alle die Vortheile ziehen, die ſich ſein Geiſt davon verſprochen hatte. Sein Augenübel, das weit gefährlicher wiedergekehrt war, hielt ihn in Straßburg feſt, wo er mit Göthe bekannt und befreundet ward, und auf ihn einen ſo bedeutenden Einfluß gewann, daß deſſen Wirkungen in unſerer Literatur und unſerm Leben noch immer fortdauern (ſ. den Art. Göthe). Herder hatte damals auch ſchon als Schriftſteller einen bedeutenden Ruf gewonnen, und ſich durch ſeine Fragmente, ſeine kritiſchen Wälder und andere Schriften unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten Männer geſetzt. Obſchon er bis dahin für die Theologie noch nichts von Bedeutung geliefert hatte, ſo erhielt er doch in Straßburg (1770) den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Conſiſtorialrath nach Bückeburg. In dieſer Stelle machte er ſich bald auch in der Reihe berühmter Theologen einen bedeutenden Namen, und erhielt 1775 einen Ruf als theologiſcher Profeſſor nach Göttingen, wohin er aber nur abging, um in eine peinliche Verlegenheit zu gerathen. Er ſah nämlich bei ſeiner Ankunft durchaus keine Anſtalt zu ſeiner Anſtellung. Nicht nur hatte der König ſeine Berufung nicht beſtätigt, ſondern man verlangte auch, gegen alle Gewohnheit, daß er ſich zu einem Colloquium ſtellen ſolle. Wie unerwartet unangenehm ihm alles dies auch ſeyn mußte, ſo blieb ihm, da er ſich in Bückeburg mit einer eben ſo geiſtreichen als liebenswürdigen Gattin verbunden hatte, doch keine Wahl übrig. Der Tag zum prüfenden Geſpräch war da, aber auch ſein guter Genius nicht fern; denn an dem Mittage deſſelben Tages erhielt er über Tiſche (eine Folge ſei=

ner Freundſchaft mit Göthe) den Ruf als Hofprediger, Generalſuperintendent und Oberconſiſtorialrath nach Weimar. War irgend ein Ort der Welt, wo der geniale Herder ſeinen ganzen Geiſtesreichthum entfalten, und nicht bloß ungeſtört, ſondern auch befördert und vielfach angeregt, die ſchönſte Wirkſamkeit äußern konnte, ſo war es unſtreitig Weimar, unter Amalia's und Carl Auguſts Regierung. Die ſchönſten Früchte ſeines reichen Geiſtes reiften hier, und Weimar wird ſich noch lange erfreuend und dankbar deſſen erinnern, was er als geiſtlicher Redner, als Aufſeher der Schulen, als Beförderer der Talente, als Stifter mancher trefflichen Einrichtung ſegenreich gewirkt hat. Galt Weimar für das deutſche Athen, ſo hat auch er ſeinen Antheil daran; denn auch er glänzte als ein Stern erſter Größe an dieſem Himmel. Geliebt und geehrt von einem der edelſten, würdigſten Fürſtenhäuſer, erhielt er auch manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung ſeiner Verdienſte und ſeines Werthes, denn 1793 wurde er Vicepräſident, und 1801 Präſident des Oberconſiſtoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher geweſen war. Erſt nachdem er dies geworden, wurde er von dem Churfürſten von Bayern in den Adelſtand erhoben, eine Begünſtigung, welche ihm aus Familienrückſichten angenehm ſeyn mußte. So lebte und wirkte Herder, bis am 18ten December 1803 der Genius des Todes die ſchöne Wirkſamkeit ſeines Lebens unterbrach. Doch hört er darum nicht auf, unter uns zu leben, zu wirken; der große Mann, der edle Geiſt lebt über das Grab hinaus. Ein ſchönes Vermächtniß hat er uns in ſeinen Schriften hinterlaſſen, und mit ihnen ſich ſelbſt ein unvergängliches Denkmal geſtiftet. Die neue Auswahl ſeiner ſämmtlichen Werke (bei Cotta in Tübingen, ſeit 1805) iſt mit Recht in mehrere Claſſen abgetheilt, in Schriften zur ſchönen Kunſt und Literatur, Schriften zur Religion und Theologie, und Schriften zur Philoſophie und Geſchichte gehörig; denn man erkennt dadurch beim erſten Anblick gleich die Vielſeitigkeit des Mannes, der als Philoſoph, Geſchichtſchreiber, Theolog, Philolog, Archäolog, Aeſthetiker, Dichter und Ueberſetzer mehr als 40 Jahre lang mit raſtloſem Eifer unter uns gewirkt hat. Als Theolog beförderte er der heiligen Urkunden hiſtoriſche, climatiſche Interpretation; als Philoſoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterläßt er einen theuern Schatz bewährter Natur-, Menſchen- und Welt-Beobachtungen; als Erklärer des claſſiſchen Alterthums bewirkte er harmoniſche Bildung des Menſchen durch Studium der claſſiſchen Alten; zur Belebung des Naturſtudiums trug er ſehr vieles bei; läuterte und machte allſeitig unſern Geſchmack; erhob uns durch Anſchauung und richtige Würdigung der ſchönen Kunſt zu reiner Menſchheit; ſtimmte faſt in Allem, was er ſchrieb, zur Begeiſterung, weckte rührend zu dem Guten, hauchte unſern Seelen edle Gefühle ein, entflammte ſie zum Enthuſiasmus für alles wahrhaft Schöne und Große. Das Hauptwerk Herders ſind ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit (Riga 1784 — 91, 4 Bde.), in welchem alle Strahlen ſeines Geiſtes, wie die Radien eines Cirkels in dem Mittelpunkte, ſich vereinigen. „Schon in ziemlich frühen Jahren, ſagt er, da die Auen der Wiſſenſchaften noch in alle dem Morgenſchmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagsſonne unſers Lebens ſo viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein, ob denn, da Alles in der Welt ſeine Philoſophie

und Wiſſenſchaft habe, nicht auch das, was uns am nächſten angeht, die Geſchichte der Menſchheit im Ganzen und Großen eine Philoſophie und Wiſſenſchaft haben ſollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphyſik und Moral, Phyſik und Naturgeſchichte, die Religion endlich am meiſten." Und ſo ſuchte Herder ſchon von jener Zeit an nach einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, wo er nur ſuchen konnte. Deßwegen zeigt ſich auch wirklich in Allem, was er jemals ſchrieb, dieſe Tendenz, aus welcher ſeine Tugenden wie ſeine Fehler hervorgehn. Den Punkt zu finden, wo Alles in Eins fällt, wo aus Einem Alles hervorgeht, war ſein heißes Streben, und zwar nicht durch metaphyſiſche Speculation, ſondern durch Beobachtung. So ging er denn den langen Weg von Erfahrungen und Analogien der Natur, den nicht kürzeren Weg der Geſchichte und aller Zweige menſchlicher Cultur durch, Religion, Philoſophie, Geſetzgebung, Heilkunde, Poeſie und Kunſt, um endlich, wie ein kühner Alexander, im Mittelpunkt von allen zu thronen. Von ſeinem Standpunkt aus liegt Welt und Menſchenleben, Vergangenheit und Zukunft wie ein großes Panorama vor dem erſtaunten Blick, alle Verwirrung löſ't ſich, und erhabene Ruhe bemeiſtert ſich des Herzens. Ausgerüſtet mit Kenntniß der Menſchennatur im Allgemeinen, führt uns der Hiſtoriker der Menſchheit unter alle Zonen, in alle Zeiten hin, um ruhig mit uns zu beobachten, wie ſie unter ſolchen oder ſolchen Bedingungen ſich entwickeln, und welche Erfolge jedesmal eine ſolche oder ſolche Entwicklung haben müſſe. Dabei entdeckt er das große Geſetz, das Ziel und den Endpunkt dieſer Menſchennatur und alles ihres Strebens in der Humanität. Dieſe Humanität ward Herders Göttin; auf ſie bezog er Alles; für ſie wirkte er mit raſtloſem Eifer. Er war ein vollherziger, kräftiger Menſch, und Menſch im ſchönen Streben und Wirken zu ſeyn, darauf war all ſein Bemühen gerichtet, ſo daß man mit Einem, freilich oft entweihten, Worte, ſein ganzes Weſen bezeichnen kann. Er war Humaniſt, und ſpricht uns als ſolcher in dem unvergänglichen Monument ſeines Geiſtes, in ſeinen Ideen, ſchön, rührend und erhaben an. Was auch im Einzelnen gegen dieſes Werk, aus welchem Galls Lehre hervorging, ſich ſagen läßt, es bleibt im Ganzen ein claſſiſches Werk, das in dem Strom der Vergeſſenheit ſo leicht nicht untergehen, und hellere Gedanken in den Seelen der Nachlebenden erwecken wird. dd.

Here, ſ. Juno.

Herhan (Louis Etienne), Kunſtgießer und Stereotypendrucker in Paris, ward bei dem Druck der Aſſignaten zu einem von Camus in den Mémoires de l'Institut beſchriebenen Verfahren, das man Polytypage nennt, angeſtellt, und erhielt im December 1797 ein Patent für die Erfindung ſeiner Stereotypen. Er errichtete gemeinſchaftlich mit Pierre und Firmin Didot eine Stereotypen-Druckerei nach dem Verfahren des letzteren. Damals erfand er auch eine tragbare Maſchine, um ſchnell und genau jeden fehlerhaften Buchſtaben im Satze zu verbeſſern, wodurch der Stereotypendruck immer correcter wurde. Um nach ſeinem eigenen Verfahren zu drucken, trat er 1799 aus jener Verbindung, und gründete, von einem Freunde mit beträchtlichen Vorſchüſſen unterſtützt, nach wiederholten Verſuchen, eine vollkommnere Schriftgießerei, wozu er alle ſeine Parallelepipeden (längliche Würfel) von geſtrecktem Kupfer verfertigte, und

ſie mit einer ſtählernen Patrize aufs Genaueſte zu beweglichen Matrizen ſchlug. Bei der Ausſtellung im Louvre (Sept. 1801) fanden Drucke nach dieſem Verfahren, welches anfangs allgemein für unausführbar gehalten wurde, ſolchen Beifall, daß er die goldne Medaille erhielt. Seitdem hat er mehrere Stereotypendrucke in 12. 18. und 8., theils aus ſeiner Werkſtatt, theils aus der der Gebrüder Mame hervorgehen laſſen. Die typographiſche Kunſt hat durch ihn einen Schritt weiter in ihrer Vervollkommnung gethan. (Vergl. den Art. Buchdruckerkunſt.)

Hering, Heringsfang. Hering iſt der bekannte Zugfiſch, der in ungeheuern Schaaren ſeine Züge macht, und in unermeßlichen Quantitäten an vielen Küſten gefangen, und dann geſalzen, oder getrocknet als Bückling, durch ganz Europa verfahren wird, und zur Conſumtion für alle Volksclaſſen dient. Gegen Johannis findet er ſich an den ſchottiſchen Küſten ein, zieht ſich von da nach den engliſchen Küſten, und gegen Ende des Jahrs nach den irländiſchen Dünen; hierauf zum Laichen wieder höher nach Norden, wo er dann wieder bis zum nächſten Jahr bleibt. Vorzüglich und in ſeiner beſten Güte wird er in der Nordſee gefangen; die in der Oſtſee an den Küſten von Dänemark, Norwegen, Schweden, Gothland u. ſ. w. gefangenen ſind magerer. Der in der Zuiderſee gefangene wird zu Bückling zubereitet und getrocknet, oder auch von der gemeinſten Volksclaſſe roh verbraucht. — Die Heringsfiſcherei war ſchon vor vielen Jahrhunderten ein großer Nahrungszweig der Flamänder. Die Holländer bemeiſterten ſich deſſelben aber größtentheils, als im Jahr 1416 Wilhelm Baukels das Einſalzen auf die jetzt noch übliche Weiſe zur höhern Vollkommenheit brachte. Daher das Wort einbökeln. Die holländiſchen Heringe haben ſich ſeit dieſer Zeit auch trotz aller Concurrenz im Ruf als die erſten und beſten erhalten, und um einen friſchen guten Hering anzupreiſen, wird nicht verfehlt, ihn einen holländiſchen zu nennen. Der Fang geſchieht insbeſondre an der Küſte von Norfolk, und zwar vorzüglich von Johannis bis Jacobi. Vor der Johannis-Nacht darf kein Netz ausgeworfen werden. Ueber die Zeit und Art der Fiſcherei gibt es ſtrenge Ordnungen. In Holland werden die dazu gebrauchten kleinen Schiffe von 24 — 30 Laſt Buiſen genannt, und als Holland noch faſt den Alleinhandel mit den Heringen hatte, wurden wohl gegen 1000 ſolcher Buiſen auf den Fang geſchickt. Dies hat ſich nach und nach durch die Concurrenz der andern Nationen ſehr vermindert, die Anzahl iſt aber immer, beſonders ſeit dem wiederhergeſtellten Frieden, noch ſehr bedeutend.

Hermandad. Als in Caſtilien die Städte zu Anſehen gelangten, und durch die Begünſtigungen der Könige, welche die Macht derſelben gegen den übermüthigen Adel brauchten, ein Gefühl ihrer Wichtigkeit erhielten, ſchloſſen ſie mehrmals mächtige Verbindungen, welche ihren Zweck, gegen die Anmaßungen und die Raubſucht des unbändigen Lehnadels zu ſchützen, unverholen ausſprachen. Am auffallendſten verkündigte dieſen Zweck die im Jahre 1295 von den Stadtgemeinden der Reiche Caſtilien und Leon geſchloſſene Verbrüderung (hermandad), welche die Verbündeten berechtigte, jedem Adeligen, der einen Bundesgenoſſen beraubt oder gekränkt hatte, und nicht Genugthuung leiſten, oder Bürgſchaft für die Beobachtung des Rechts ſtellen wollte, ſeine Häuſer zu zerſtören, ſeine Weinberge

und Gärten zu verwüſten, ja ſogar, wenn ein Adeliger ein Mitglied des Bundes nur herausgefodert oder bedroht hatte, und nicht Bürgſchaft geben wollte, dem Bedrohten erlaubte, ihn zu tödten, und jenem ihren Schutz verſprach. Dieſer frühern Verbrüderungen mußten wir hier erwähnen, weil ſie das Vorbild der ſpätern Hermandad der Stadtgemeinden waren, welche unter Ferdinands und Iſabella's Regierung in Caſtilien ſich ausbildete. Sie wurde zuerſt im Jahre 1486 mit des Königs Genehmigung errichtet, zu einer Zeit, wo der Adel die Friedensgebote des Königs nicht achtete, in Fehden ſich aufrieb, die wehrloſen Bewohner friedlicher Dörfer und gewerbfleißiger Städte beraubte und die Heerſtraßen unſicher machte. Die Stadtgemeinden warben ein Heer, und ernannten Richter in verſchiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgeſucht, vor die Richter geführt und beſtraft. Den Verbrecher gegen die öffentliche Ruhe ſchützten nicht Rang und Stand, und ſelbſt in Kirchen konnte er nicht ſichere Zuflucht finden. Der Adel, der durch dieſe Anſtalt ſeine unruhige Fehdeluſt gebändigt, und ſeine Richtergewalt beſchränkt ſah, lehnte ſich vergebens dagegen auf, denn der König beſchützte die Hermandad als ein kräftiges Mittel zur Sicherung des Landfriedens, und zugleich als ein wirkſames Hülfsmittel, der königlichen Gewalt Kraft und Ausdehnung zu geben, da die Kriegsmacht der Stadtgemeinden einen Theil des ſtehenden Heeres ausmachte, ohne daß ſie vom Hofe beſoldet zu werden brauchte. Auch in Aragon ward 1488 die Hermandad eingeführt. Die Hermandad, die heilige genannt (welche Benennung Veranlaſſung geworden, daß man dieſe Anſtalt mit der Inquiſition verwechſelt, oder für eine von dieſer abhängige Anſtalt gehalten hat), hatte gleich der frühern Anſtalt, deren Fortſetzung ſie war, die Beſtimmung, die innere Sicherheit zu ſchützen und Ruheſtörer und Straßenräuber zu greifen, ſetzte ſich aber nicht eher in Bewegung, bis die ſtrafbare That geſchehen war. Sie beſtand nur aus einer Compagnie von bewaffneten Polizeiwächtern, die bloß in die verſchiedenen Bezirke des Königreichs Caſtilien vertheilt war, und für die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachen mußte. Eine ihrer ſtrengſten Vorſchriften ging dahin, ihre Gewalt nicht innerhalb der Städte auszuüben. Sie ſtand unter dem Rathe von Caſtilien. Die Hauptabtheilungen der ganzen Compagnie hatten zu Toledo, zu Ciudad-Rodrigo und zu Talavera ihre bleibenden Sitze. R.

Hermann (lat. Arminius), der Retter der deutſchen Freiheit von dem Joche der Römer. Leider haben wir nur ſehr mangelhafte Nachrichten von den Lebensumſtänden dieſes Helden. Druſus hatte durch ſeine Siege das römiſche Reich mit allem deutſchen Lande, das zwiſchen dem Rhein, der Elbe und der Saale liegt, vergrößert. Um die kriegeriſchen Bewohner dieſer Gegenden im Gehorſam zu erhalten, verſäumten die Römer keine Maßregel, welche Klugheit und der Charakter ihrer neuen Unterthanen anrathen konnten. Einige der anſehnlichſten jener Völkerſchaften, wie die Sicambern, deren herzhafter Muth dem Lollius ſo verderblich geworden war, wurden an den Rhein und bis ins Innere von Gallien verpflanzt, während man ſich der Treue der andern durch Geiſeln und durch eine vollkommen römiſche Erziehung, die man den Kindern ihrer Heerführer und Häupter gab, zu verſichern ſuchte. Hermann, der Sohn des Cheruskerfürſten Sigimer (Sigmer oder Sigmar bezeichnete

in der Sprache der alten Deutſchen einen berühmten Sieger), gebohren achtzehn Jahr vor Chr., ward in Rom erzogen, in den Ritterſtand aufgenommen und bei dem Heere des Auguſtus angeſtellt. Allein weder des Fürſten Gunſt, noch aller Zauber der Cultur, welche die Augen eines Barbaren zu blenden wohl geeignet ſeyn konnte, machten ihn ſeinen Erinnerungen und den Göttern ſeines Vaterlandes untreu. Statt der Ketten, die er in Rom finden ſollte, fand er Waffen, und gebildet in der Schule der Römer, lernte er Rom in Rom überwinden. Er überzeugte ſich, daß Deutſchlands wahre Tapferkeit der römiſchen Kriegskunſt im offenen Felde nicht widerſtehen konnte; er griff daher zur Liſt, und ward darin von den Umſtänden ungemein begünſtigt. Der Statthalter Quintilius Varus, „welcher das reiche Syrien arm betreten hatte, um reich das arme Syrien zu verlaſſen," war Befehlshaber der ſchönſten aller römiſchen Armeen, beſtimmt, die neuen Beſitzungen jenſeits des Rheins in Unterwürfigkeit und Gehorſam zu erhalten. In blindem Vertrauen auf ſeine Macht glaubte er die deutſchen Völkerſtämme, die ſtets als ihr höchſtes Gut die Freiheit betrachtet hatten, nach römiſchen Einrichtungen umwandeln zu können. Eine große Zahl von Agenten und Rechtsgelehrten, die ihm folgten, ſollten die neue Ordnung der Dinge einführen. Aber wenn ſchon dieſe Beſtimmung ſie armen und kühnen Völkern verhaßt machen mußte, ſo empörten ſie die Gemüther noch mehr durch Uebermuth und Erpreſſungen. Hermann hielt dafür, es ſey dieſer Zeitpunkt der Ausführung ſeiner Anſchläge günſtig, und es gelang ihm, die Häupter beinahe aller zwiſchen der Elbe und dem Rhein wohnenden Völkerſtämme für ſeine Plane zu gewinnen. Um eben dieſe Zeit (im neunten Jahre unſerer Zeitrechnung) brach ein allgemeiner Aufſtand in Pannonien und auf den Gränzen Dalmatiens aus; ob im Zuſammenhange mit Hermanns Planen, und vielleicht zu Gunſten der durch die Römer bedrängten, von Marbod zwiſchen der Elbe, der Saale und der Oder gegründeten Monarchie, laſſen wir unentſchieden. War dies aber auch nicht der Fall, ſo haben wir doch noch Urſach genug, die Uebereinſtimmung zu bewundern, welche in den Unternehmungen der Bundesgenoſſen herrſchte, und die ſogar durch den Abfall des Segeſtes nicht geſtört werden konnte. Dieſer Anführer der Katten machte den römiſchen Feldherrn mit den geheimen Anſchlägen bekannt. Varus aber verachtete die empfangene Warnung, und dem Hermann gelang es, durch verdoppelte Sorgfalt jedes Mißtrauen zu tilgen, und die Aufmerkſamkeit des Römers auf die Unruhen an der Weſer hinzulenken, welche von ihm ſelbſt in der Abſicht angeſtiftet waren, um das römiſche Heer ins Innere von Deutſchland zu locken. Die als Hülfstruppen dienenden deutſchen Heere zeigten überall unbedingte Ergebung und Gehorſam, und ihre Anführer, Hermanns Freunde und Mitverſchworne, wiegten den Varus mehr und mehr in blinde Sicherheit ein. Verabredete kleine Aufſtände hatten erſt in entfernten Gegenden Statt, um den römiſchen Statthalter zu Zerſtreuung ſeiner Kräfte zu verleiten. Als nun aber die Hauptarmee nur noch aus drei Legionen, einigen Cohorten und den verrätheriſchen Hülfstruppen beſtand, da ward der Aufſtand allgemeiner. Hermann und ſeine Freunde, die das Vertrauen des Varus genoſſen, und Zutritt zu ſeinem Rathe hatten, vervielfältigten die Beweiſe anſcheinenden Dienſteifers, und drangen darauf, daß man die Rebellen nicht erwarte, ſondern ihnen entgegengehe, um das Feuer des Aufruhrs in

ſeinem Brennpunkte zu dämpfen. Vergebens wiederholte der treue Segeſtes ſeine Warnungen; mit jedem Tage entfernte ſich das Heer weiter vom Rhein, und vertiefte ſich mehr in die Gegenden, wo die verderblichſte Schlinge ihm gelegt war. Nahe bei den Quellen der Lippe, im Lande der Bructerer, nach einem langen beſchwerlichen Marſche durch Sümpfe und Wälder, ſah es in einer von Hügeln umgebenen Vertiefung, deren Anhöhen überall von Deutſchen beſetzt waren, ſich plötzlich eingeſchloſſen. Zugleich vernahm es, daß Hermann mit dem Nachtrupp, den er anführte, über die Römer herfiel, und daß er die Seele aller ſich jetzt entwickelnden feindlichen Angriffe ſey. Da öffnete der unglückliche Varus die Augen; der Muth und die Kriegszucht der Weltbeſieger verrichteten Wunder; aber ſie konnten nur die Noth verlängern. Drei Tage dauerten ihre Leiden. Vielleicht hat in dieſen Unglückstagen die ausharrende Tapferkeit der Römer Gallien gerettet und einen Einfall der Deutſchen abgewandt, deſſen Möglichkeit in den erſten Augenblicken den Auguſtus mit Schrecken erfüllte; den Hermann konnten ſie nicht hindern, ſich drei römiſcher Adler zu bemächtigen, und ihren Fortſchritten im nördlichen Deutſchland für immer ein Ziel zu ſetzen. Varus wollte die Schande nicht überleben. Hermann befleckte ſeinen Sieg durch unnütze Grauſamkeiten. Die Wuth der Sieger richtete ſich zunächſt gegen jene Rechtsgelehrten, deren Lehren und Spitzfindigkeiten mit den Nationalſitten in ſo grellem Widerſpruche ſtanden; dem Einen hieben ſie die Hände ab, Andern ſtachen ſie die Augen aus. Der eigentliche Ort des Schlachtfeldes iſt ſchwer zu beſtimmen; die Alten bezeichnen ihn nur unbeſtimmt mit dem Namen des Teutoburger Waldes; doch widerlegen die Angaben, welche ſich in der Erzählung des Tacitus finden, die Meinung Mannerts hinlänglich, die jenes Schlachtfeld auf den Gränzen der Grafſchaften Lippe, Mark und des Herzogthums Weſtphalen ſucht; ſie ſtimmen viel eher mit der Sage überein, welche die Schlacht des Varus nahe bei den Quellen der Ems und der Lippe, zunächſt der kleinen Stadt Detmold, vorfallen läßt. Die benachbarten Orte ſind voll von Erinnerungen der denkwürdigen Begebenheit. In eben dieſer Gegend hat ſich auch Carl der Große des Ermenſul bemächtigt, des Bildes von einem Krieger, welches die von ihm bekämpften Völker anbeteten, und das wahrſcheinlich der letzte Ueberreſt der Verehrung war, die die germaniſchen Nationen ihrem Befreier erwieſen. Hermann, nachdem er die Freiheit ſeines Landes erfochten, blieb nicht unthätig über ſeinen Lorbeern ruhend. Er zerſtörte die Feſtungen, die von den Römern an der Elbe, an der Weſer und am Rhein aufgeführt waren; er that mehr, indem er bei einer Nation den kriegeriſchen Geiſt pflegend nährte, den er mit Recht als die beſte Schutzwehr gegen den Eroberungsdurſt der Cäſaren betrachtete. Seine Bemühungen waren ohne Zweifel nicht fruchtlos, aber er mußte gegen ſeine eigenen Mitbürger kämpfen, unter denen viele waren, welchen der Friede um keinen Preis zu theuer ſchien; unter ihnen Segeſtes vorzüglich, eines mächtigen Stammes Haupt, deſſen einem andern Fürſten verheißene Tochter er entführt hatte. Segeſtes, von der Nationalpartei, deren Seele Hermann war, angegriffen, rief den Germanicus zu Hülfe; die Römer eilten auf ſein Verlangen herbei, und befreiten ihn aus einer Art von Belagerung. Unter den Gefangenen, die in ihre Hände fielen, befand ſich auch die Gattin Hermanns. Als man ſie dem Germanicus

vorſtellte, waren ihr Betragen wie ihre Geſinnungen des Gatten würdig; ihr Schmerz, ſagt Tacitus, war ſtumm; ſie wandte weder Thränen noch Bitten an. Ihre Hände, ſetzt der große Maler hinzu, hielt ſie gefalten, und ihr Blick war auf den Leib geheftet, welcher den Sohn des Befreiers von Germanien barg. Die Verrätherei des Segeſtes und Thusnelda's Schickſal gaben dem vaterländiſchen Sinne Hermanns verſtärkten Schwung und erneuerte Kraft. Sein Oheim Inguiomar, ein Krieger von großem und den Römern ſeit langer Zeit bekannten Rufe, bot ihm Unterſtützung an. Germanicus fühlte die Nothwendigkeit, dem Angriffe zuvorzukommen, und eröffnete einen Kampf, deſſen Erfolg, wie glänzend auch einzelne Siege der römiſchen Tapferkeit und Kriegszucht waren, dennoch das Band zwiſchen ihren Feinden nur enger knüpfte und ihr Vertrauen nur höher ſtimmte. Im darauf folgenden Jahre machte der römiſche Feldherr neue Anſtrengungen; ſeine Rüſtungen waren ungeheuer, und ſein Plan in Entwurf und Ausführung untadelhaft. Deſſen ungeachtet, und obgleich dieſer ſein vierter Feldzug in Deutſchland durch die Niederlage Hermanns in der Ebene Idiſtaviſus, an den Ufern der Weſer, berühmt ward, blieb er doch ohne entſcheidenden Ausgang, und endigte ſich mit dem Rückzuge der Römer. Zu Anfang deſſelben und vor der Schlacht von Idiſtaviſus hatte Hermann einen Zuſammentritt mit ſeinem Bruder Flavius verlangt, der, gleich ihm in Italien erzogen, dem Intereſſe der Römer treu geblieben war; er hatte an der Weſer Statt, und die Unterredung geſchah in der Sprache der Römer, von einem Ufer zum andern hinüber. Umſonſt verſuchte Hermann den Bruder für die Nationalſache zu gewinnen, indem er ſeine militäriſchen Ehrenzeichen einen gemeinen Sold ſeiner Niederträchtigkeit und die Pfänder einer ſchändlichen Knechtſchaft nannte. Der Fluß nur zwiſchen ihnen hinderte thätlichen Angriff. Flavius ward von den Seinen zurückgeführt. Tibers Eiferſucht gegen den Germanicus kam den Anſtrengungen der Verbündeten zu Hülfe; aber als dieſe von außen Ruhe hatten, wandten ſie bald ihre Waffen gegen einander. Marbod, der Sueven König und Stifter des marcomanniſchen Reiches, wollte ſeine Eroberungen jenſeit der Saale und Elbe ausdehnen; auch er hatte, gleich Hermann, ſeine Erziehung in Rom erhalten, aber er brachte Grundſätze, welche jenen des Cherusker-Helden gerade entgegengeſetzt waren, von dort zurück. In Hermann fand er einen eben ſo furchtbaren Gegner ſeiner Herrſchſucht, als die Römer hinwieder ihn als muthvollen Vertheidiger der Unabhängigkeit ſeines Landes kennen gelernt hatten. Des Abfalls Inguiomars ungeachtet, der, weil er unter den Befehlen ſeines Neffen nicht ſtehen wollte, auf Marbods Seite trat, blieb Hermann Sieger in dieſem Bürgerkriege, und erwarb ſich den Ruhm, ſeine Mitbürger, nachdem er ſie vom Joche des Auslandes befreit hatte, auch aus der drohenden Gefahr innerer Bedrückung gerettet zu haben. Die Schlacht, welche entſchied, war blutig und von langer Dauer; die Deutſchen ſchlugen ſich nicht mehr regellos und vertheilt; Hermann hatte ſie an römiſche Ordnung gewöhnt, und von allen Künſten des Krieges war ihnen keine mehr fremd geblieben. Die Anordnungen der Kämpfer waren der Schule ihrer Führer würdig, und der Ausgang blieb lange unentſchieden. Weil aber der Marcomannen König zuerſt ſeine Truppen vom Schlachtfelde zurückzog, ward er auch für den Beſiegten gehalten. Er verlor einen großen Theil ſeines Heers durch De-

ſertion, mußte ſich ſchnell ins Innere ſeiner Staaten, nach Böhmen, zurückziehen, und flüchtete endlich nach Italien, wo er ein verachtetes Leben führte. Wenn man alle Beweiſe, welche Hermann von ſeiner Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit gegeben hat, überdenkt, ſo kann man ſich kaum überzeugen, daß er dennoch die freien Völker Germaniens zu unterjochen den Entwurf gemacht habe. Inzwiſchen verſichert dies Tacitus, und ſein Anſehn muß die rein moraliſchen Anſichten überwiegen. Er habe, meldet uns Tacitus, als er nach königlicher Macht ſtrebte, ſich den Haß ſeiner Mitbürger zugezogen, und durch einen Mordanſchlag ſeiner Verwandten im 37ſten Altersjahre ſein Leben geendigt. Kurz vor ſeinem Tode hatte der Celtenfürſt Adganteſtes oder Adganteſtrius an den Senat geſchrieben, und ihm Hermanns Vergiftung angeboten; der Senat wollte von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen. — Hermann war 26 Jahre alt, als er die Legion des Varus vernichtete: zwei Jahre vor ſeinem Tode erfocht er den Sieg über Marbod. „Unſtreitig war Hermann," ſagt Tacitus, „der Befreier Germaniens; er hat die Römer, nicht zur Zeit, wo ſie noch ſchwach waren, gleich andern Königen und Feldherrn, ſondern als ihr Reich mächtig und ihr Ruhm am glänzendſten war, bekämpft. Das Glück blieb ihm nicht immer treu; aber auch beſiegt hörte er nicht auf, durch ſein Benehmen und durch ſeine Kräfte dem Sieger Ehrfurcht einzuflößen. Zwölf Jahre leitete er Deutſchlands Angelegenheiten nach den Wünſchen ſeiner Mitbürger; nach ſeinem Tode ward er der Gegenſtand ihrer Verehrung."

Hermann von Thüringen. Wenn man, wie gewöhnlich geſchicht, jenen Hermann von Winzenburg, welcher nach Ludwig dem Springer eine kurze Zeit Landgraf von Thüringen war, von Lothar II. aber im Jahr 1129 der landgräflichen Würde beraubt ward, unter den Landgrafen Thüringens, die aus der Familie Ludwigs des Bärtigen ſtammen, nicht mitzählt, ſo hat man Recht, dieſen Hermann mit dem Beinamen des Erſten zu bezeichnen. Ein Sohn Ludwigs IV. oder Eiſernen, Enkel Ludwigs III., welchen Lothar ſtatt jenes Hermanns 1130 zum Land- und Erbgrafen von Thüringen einſetzte, kam Hermann im Jahr 1192 zur Regierung, nachdem ſein älterer Bruder, Ludwig V. oder Fromme, kinderlos verſtorben war. Die Landgrafen Thüringens waren als kaiſerliche Statthalter und Oberrichter den Grafen des Landes vorgeſetzt, welche die Beiſitzer des Landgerichts waren, und dem Aufgebote des Landgrafen folgen mußten. Unter ihrer Regierung erhob ſich Thüringen zu einer der blühendſten Provinzen Deutſchlands, und die Landgrafen ſelbſt erhoben ſich zu ſolch einem Anſehn, daß einer der Söhne Hermanns, Heinrich Raspe, zum Gegenkaiſer Friedrichs II. erwählt ward. Unter Hermann wurde 1193 das thüringiſche Landgericht in vier ſogenannte Dingſtühle eingetheilt. Der Sitz des erſten war zu Gotha, und unter ihn gehörte die Grafſchaft Gleichen und der Synodalbezirk Ohrdruf; der zweite war zu Thomasbrücken; der dritte, der ſich über die Grafſchaft Beichlingen und den Synodalbezirk Bibra erſtreckte, zu Weißenſee; der vierte, aus der Grafſchaft Käfernburg und dem Synodalbezirk Erfurt beſtehend, zu Buttelſtädt. Alle vier Dingſtühle waren dem Landgericht zu Mittelhauſen unterworfen, wo der Landgraf ſelbſt zu Gerichte ſaß. Dreimal im Jahr verſammelte ſich das Gericht auf dem Ried bei Mittelhauſen. Hier ſaß am erhabenſten Orte der Bühne der Landgraf, zum Symbol des Richteram-

tes einen weißen Stab in der Hand, vor ihm der Herold, zu beiden Seiten Schöppen und Beiſitzer; ein Freibote war der Diener des Gerichts. Nicht aber bloß nach innen ungemein thätig und wirkſam, ſpielte Hermann auch in politiſcher Hinſicht eine wichtige Rolle. Gegen Kaiſer Heinrich VI., welcher Thüringen ſelbſt in Beſitz zu nehmen Luſt hatte, ergriff er ſolche Maßregeln, daß alle Verſuche Heinrichs fruchtlos blieben. Mit gleicher Entſchloſſenheit und gleichem Glück widerſetzte er ſich den Anmaßungen des Erzbiſchofs von Mainz, der Thüringen ſo gern mit ihm getheilt, und des Abtes von Fulda, der ihm einige ſeiner Lehngüter ſo gern entzogen hätte. Nur in den unſeligen Kriegen, welche nach des ſechsten Heinrichs Tode Deutſchland verheerten, ſchwankte Hermanns Politik oder Intereſſe zu ſehr zwiſchen den beiden Prätendenten der deutſchen Königskrone, Philipp aus dem Hauſe Hohenſtaufen, und Otto von Braunſchweig (1198 — 1208), und er zog durch ſeine bald mit dieſem, bald mit jenem eingegangenen Bündniſſe ſeinem Lande ſo ungeheure Verwüſtungen zu, daß der Erwerb von Nordhauſen, Mühlhauſen, Saalfeld, des Schloſſes Ranis und des Bezirks an der Orla, die noch überdies mit Gewalt genöthigt werden mußten, ſeine Oberherrſchaft anzuerkennen, nicht für Erſatz gerechnet werden konnte. Nachdem Otto, nach langen Kämpfen, allein zum Kaiſer der Deutſchen gekrönt war, den Wünſchen des Pabſtes Innocenz aber nicht nach Hoffnung entſprach, brachte dieſer mit Hülfe Frankreichs, welchem Otto's wachſendes Glück bedenklich war, eine Verſammlung deutſcher Fürſten zu Stande, auf welcher Otto's Abſetzung und des ſiciliſchen Friedrichs Wahl vorgeſchlagen wurde. Hermann verſammelte zu dieſem Behuf eine Anzahl von Fürſten und Grafen in Naumburg, wo man jenen Vorſchlag zum förmlichen Beſchluß erhob. Sehr theuer würde dieſes ihm zu ſtehen gekommen ſeyn, denn die Sachſen bemächtigten ſich hierauf der Städte Nordhauſen und Mühlhauſen, viele thüringiſche Herren wurden ihrem Landgrafen untreu, und Otto rückte mit einem Heer in ſein Land, wenn nicht zum Glück für ihn Friedrichs Ankunft in Deutſchland dieſe Truppen weggerufen, und Otto ſeinem Gegner hätte weichen müſſen. Wie viel ſich Friedrich von Hermanns Unterſtützung verſprach, erkennt man daraus, daß er dieſem, als er ſich auf dem zu Frankfurt 1213 gehaltenen Hoftag einfand, mit 500 Pferden entgegenritt. Hermann ſeiner Seits verſäumte aber auch nicht, dieſem Vertrauen zu entſprechen, denn er reiſ'te in Deutſchland umher, eifrig bemüht, Otto's noch übrige Anhänger dem neuen Kaiſer zu unterwerfen. Er ſah ſein Unternehmen gelungen; ein Jahr vor ſeinem Tode (1215) wurde Friedrich (II.) zum deutſchen Kaiſer gekrönt. Mitten unter ſo vielen Beſchäftigungen vernachläſſigte Hermann die Künſte des Friedens nicht, und verdient auch in dieſer Hinſicht eine beſondre Beachtung. Sein Leben fällt in die Zeit der ſchwäbiſchen Kaiſer, dieſes goldene Zeitalter der deutſchen Poeſie. Hermanns Name ſteht ſelbſt mit in der Reihe der Minneſinger, die er gern als eine beſondre Zierde an ſeinem Hofe aufnahm. Schon zu der Zeit, als ſein Bruder noch regierte, und er Pfalzgraf von Sachſen war, hatte er, auf ſeinem Wohnſitz zu Neuenburg an der Unſtrut, deren mehrere um ſich verſammelt, und ihre poetiſchen Wettkämpfe verſchönerten ſeine Einſamkeit. Als er, zur Regierung gelangt, ſeinen Sitz auf die berühmte Wartburg bei Eiſenach verlegte, folgten ihm ſeine Sänger auch hieher. Heinrich von Veldeck, Wolf-

ram von Eſchenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Biterolf, Reimar von Zweter, Klingsor und Andere der berühmteſten waren hier, und haben ſein Andenken auf mehr denn eine Weiſe verewigt. Die ſechzehnreimige Strophe, deren ſie ſich bedienten, heißt des Fürſten von Thüringen oder der thüringer Herren Ton. Der eine ihrer poetiſchen Zweikämpfe vom Jahr 1207 iſt uns noch übrig, und bekannt unter dem Namen des Krieges auf der Wartburg. Wie vielfach übrigens Hermann auf die Poeſie ſeiner Zeit wirkte, erhellt aus mehreren Beweiſen. Er ermunterte Veldeck zur Beendigung ſeiner Aeneide, Albrechten von Halberſtadt zur Bearbeitung der Metamorphoſen Ovids, und ſein Beiſpiel wirkte auf ſeine Nachkommen fort. Hermanns Söhne und Töchter waren Freunde der Poeſie, und beſchäftigten ſich mit ihr. Heinrich Raspe ließ die Bibel in deutſche Verſe überſetzen, und ſeine Schweſter Irmengard trug den Geſchmack an deutſcher Poeſie an den anhaltiſchen Hof über. Von Heinrich dem Erlauchten, Hermanns Enkel, haben wir noch einige Lieder in der Sammlung der Minneſinger. Mit Hermann theilte die Liebe zu den Muſenkünſten ſein jüngerer Bruder Friedrich, und Heinrich von Veldeck rühmt deßhalb beide. Daß auch ſpätere Dichter ein Fürſtenhaus, worin die Poeſie geehrt und gepflegt worden war, nicht ſobald vergaßen, davon ſprechen das Lobgedicht auf Ludwig den Heiligen, Hermanns Sohn (ſ. Gottſcheds Bücherſaal X. 264), und das Leben der heiligen Eliſabeth, der Gemahlin dieſes Ludwig, einmal durch Konrad von Marburg, und einmal durch Johannes Rothe. In dem letztern iſt auch der Ruhm unſers Hermann nicht vergeſſen, und von dem Krieg auf der Wartburg die ausführlichſte Nachricht gegeben. dd.

Hermann, (Johann Gottfried, eigentlich Johann Gottfried Jakob), einer der größten jetzt lebenden kritiſchen Philologen. Seine Vaterſtadt iſt Leipzig, wo ſein Vater Senior des Schöppenſtuhls war, und er im Jahre 1772 geboren wurde. Durch guten Unterricht wurde ſeine Neigung für die claſſiſche Literatur frühzeitig begründet und entwickelt. Die Philologen Ilgen und Reiz, Erneſti und Beck waren ſeine Lehrer. Erſterer, damals noch in Leipzig, bereitete ihn für die akademiſchen Studien vor, die er unter dem Rectorate des berühmten Reiz 1786 wirklich begann. Dieſer, ihm zugleich verwandt, wirkte durch ſorgfältigen und gründlichen Unterricht in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache am mächtigſten auf des talentvollen Jünglings Bildung ein, der übrigens auch durch philoſophiſche und mathematiſche Studien (unter Cäſar, Platner, ſpäterhin Reinhold in Jena, Töpfer, Hindenburg) ſeinen Scharfſinn übte, und durch Geſchichte ſeine Kenntniß erweiterte. Deſſen ungeachtet war Hermann eigentlich für die Jurisprudenz beſtimmt, die er, mit Ausnahme des natürlichen Rechts, ohne Neigung unter Anleitung Sammets, Wieners und Haubolds betrieb. Auch vertheidigte er nach halbjährigem Aufenthalt in Jena 1793 ſeine criminaliſtiſche Diſſertation de fundamento juris puniendi auf dem juriſtiſchen Katheder unter Erhards Präſidium. Seit dieſer Zeit wurde jedoch ſeine Richtung auf die humaniſtiſchen Studien immer feſter. Im Jahre 1794 erwarb er ſich das Recht, Vorleſungen zu halten, durch Vertheidigung ſeiner Diſſertation de poeseos generibus. Zum Antritt einer außerordentlichen Profeſſur der Philoſophie im Jahre 1798 ſchrieb er observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis. Im Jahre 1803 erhielt er die ordent-

liche Profeſſur der Beredſamkeit auf der Univerſität Leipzig, mit welcher die der Poetik 1809 verbunden wurde. Die damals von ihm vertheidigte Diſſertation, ſo wie das Antrittsprogramm handeln de differentia prosae et poeticae orationis. Indeſſen hatte er ſchon durch ſein vorzüglich auf die Lectüre der Alten gebautes Syſtem der Metrik (De metris poetarum Graecorum et Romanorum libri II. Lips. 1796, und Handbuch der Metrik, Leipzig 1798 8.), mehrere kritiſche Ausgaben alter Schriftſteller (Aeschyli Eumenides 1799, Aristophanis Nubes 1799, Euripidis Hecuba 1800, Plauti Trinummus 1800, Aristotelis ars poetica 1802 Lips.) und gelehrte Abhandlungen (de emendanda ratione graecae grammaticae Lips. 1801, epistola de dramate comico satyrico und mehrere andere in Becks Comment. soc. philol.), die Aufmerkſamkeit des gelehrten Publikums auf ſich gezogen. Seine umfaſſende und tiefe Gelehrſamkeit, mit ſeltenem kritiſchen Scharfſinn, großer Lebendigkeit des Geiſtes und ungemeiner Lehrgabe verbunden, machten ſeit dieſer Zeit ſeine philologiſchen Vorleſungen und ſeine ſogenannte griechiſche Geſellſchaft zu einer Pflanzſchule ausgezeichneter Philologen für Sachſen, und alle deutſche Länder, und trugen zu dem Flor der leipziger Univerſität bedeutend bei; ſo wie ſeine perſönlichen Eigenſchaften ihm die Liebe und Achtung aller derer erwarben, welche Sinn für gründliches Wiſſen oder Privatverhältniſſe ihm näher führten. Seine Schriften, unter welchen noch die Ausgabe des Vigerus de praecipuis graecae dictionis idiotismis, der Orphica Lips. 1805, der Homeriſchen Hymnen Lips. 1806; ſeine Observationes de graecae linguae dialectis 1807; Photii lexicon 1808; de ellipsi et pleonasmo in graeca lingua in Wolfs und Buttmanns Museo ect. 1809, die akademiſchen Programme de dialecto Pindari 1809; de usu antistrophicorum in Graecorum tragoediis 1810; de praeceptis quibusdam Atticistarum 1810; de argumentis pro antiquitate Orphei argonanticorum etc. allatis 1811; de legibus quibusdam subtilioribus Sermonis Homerici P. 1 et 2 1812 et 1813; de Aeschyli Glaucis 1812; de Aeschyli Persis 1814; de versibus spuriis apud Aeschylum 1814; de metrorum quorundam mensura rhythmica 1815; de choro Eumenidum Aeschyli Diss. 1 et 2 1816; de mythologia Graecorum antiquissima 1817, welche Abhandlung den nun auch öffentlich erſchienenen Briefwechſel zwiſchen ihm und dem berühmten Mythographen Hofrath Creuzer bewirkte; de Historiae graecae primordiis 1818; ferner die Ausgaben einzelner Tragödien des Sophocles (Aiax, Electra) Euripides (Hercules furens); und ſeine umgearbeitete Metrik (Elementa doctrinae metricae Lips. 1816 und epitome etc. ibid.) ſind Zeugniſſe des raſtloſen Fleißes, mit welchem dieſer ſcharfſinnige Geiſt das claſſiſche Alterthum behandelt, und haben ihm auch im fernſten Auslande den begründetſten Ruf und die Mitgliedſchaft mehrerer gelehrten Geſellſchaften erworben. Das Vaterland hat ſeine Verdienſte 1815 auch durch Verleihung des königlich ſächſiſchen Civilverdienſtordens geehrt.

Hermannſtadt, ungariſch Szeben, die erſte von den ſächſiſchen Städten und Hauptſtadt in Siebenbürgen, am Fluß Szeben. Sie iſt groß, nach alter Art befeſtigt, wird in die Ober- und Unterſtadt eingetheilt, und iſt faſt rings mit großen Teichen umgeben, mittelſt welcher ſie auf einigen Seiten unter Waſſer geſetzt werden kann. Sie hat über 13,000 Einwohner, welche größtentheils die

evangeliſche Religion bekennen. Zu bemerken ſind das lutheriſche und catholiſche Gymnaſium, das Landhaus, Rathhaus, Zeughaus, Waiſenhaus und die von dem Freiherrn von Bruckenthal angelegte Bibliothek, nebſt einem Münzcabinet und einer Bildergallerie. Die Stadt iſt der Sitz des Militärgubernators, des königlichen Grafen der ſächſiſchen Nation und des Hauptpoſtamts. Die Landtage werden gleichfalls hier gehalten. Der Handel nach der Walachei und nach Wien iſt nicht unbedeutend; auch hat die Stadt Manufacturen von feinen Hüten, Leder, Muſſelinen, guten Weinbau, und in der Nähe eine Pulvermühle und einen Kupferhammer.

Hermaphroditos (auch Atlantius genannt, von ſeinem Großvater Atlas) war ein Sohn des Hermes und der Aphrodite, deren beider Namen in dem ſeinigen vereinigt ſind, wie er der Sage nach auch beider Aeltern Schönheit in ſich vereinigte. Die Nymphen in den idäiſchen Höhlen zogen ihn auf. Als er aber ſein funfzehntes Jahr erreicht hatte, verließ er die väterlichen Berge, zog in den benachbarten Ländern umher, und kam auch nach Carien, wo er, an dem klaren Quell der ſchönen Nymphe Salmacis ſtehend, von dieſer kaum geſehen, auch ſchon geliebt ward. Der ſpröde Knabe erhörte die ſchöne Nymphe nicht, die ihn aber liebend umfaßte, als er in ihrer Fluth ſich badete. Doch auch jetzt verſagte er der Liebenden Gegenliebe. Da flehte dieſe zu den Göttern, daß nie ein Tag ſie von ihm, noch ihn von ihr trenne, und ward erhört. Beider Körper vereinigten ſich in Einen, der nicht mehr Mann, nicht mehr Weib war, und doch beides ſchien. Der alſo Verwandelte erflehte von ſeinen Aeltern im Schmerz, jeglicher, der in dieſe Fluthen hinabſteige, möge wie er als Mannweib herausgehen. Berühmt iſt aus dem Alterthume die ſchöne Bildſäule des Hermaphroditen, in der großherzoglichen Gallerie zu Florenz.

Hermelin, eine Art Wieſel, von der Größe eines Eichhörnchens, die vorzüglich in Siberien und in Canada angetroffen wird, und deren Fell, als Pelzwerk zubereitet, ſeiner Zartheit und ungemein ſchönen Farbe wegen, ſehr geſchäzt iſt. Das Thier hat im Sommer ein Fell, welches ins Gelbe oder Röthliche fällt; zur Winterszeit aber wird es ſchneeweiß. Zubereitet iſt es insbeſondre eine auszeichnende Tracht großer Herren, wie denn hohe fürſtliche Perſonen, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe der catholiſchen Kirche, vorzüglich ihre Mäntel damit auszieren laſſen. Petersburg und Archangel liefern die ſchönſte Waare dieſer Art. Je weißer von Farbe und zarter von Haaren ſie iſt, je mehr wird ſie geſchäzt.

Hermen nennt man alle viereckigen, ſteinernen Pfeiler, oben mit einem Kopf. Ihren Namen ſcheinen ſie von Hermes oder Mercur erhalten zu haben, deſſen Bild anfänglich am häufigſten auf dieſe Art verfertigt und an den Wegen aufgeſtellt wurde. Nachher gebrauchte man dieſes Wort zur Bezeichnung jeder Bildſäule dieſer Art, und deutete auch bloß etwas Viereckiges überhaupt damit an. Verband man mit dem Kopfe des Hermes eine Athene oder Minerva, einen Hercules, Eros oder Amor, oder ſetzte auch wohl nur den Kopf einer Athene, eines Hercules, eines Eros auf ſolch einen viereckigen ſteinernen Pfeiler, ſo nannte man dergleichen Hermen: Hermathenä, Hermeraklä, Hermerotes. Bildſäulen dieſer Art waren urſprünglich die erſten Verſuche der noch rohen Kunſt, welche erſt bloß viereckige Pfeiler und nachher abgerundete Köpfe darauf als Götterbilder aufſtellte. In der Folgezeit wurde dieſe Form,

ſelbſt in der blühendſten Kunſtepoche, beibehalten und verſchönert. Zu Athen ſtanden dergleichen vor allen Häuſern, auf allen öffentlichen Plätzen und Straßen, wo ſie mit Kränzen geſchmückt wurden. Wer ſich an ihnen vergriff, wurde wie ein Schänder des Heiligen beſtraft. Bei den Römern hießen dieſe Hermen termini, von dem Gränzgott Terminus, weil ſie an den Landſtraßen ſtanden, die Pfeiler gewöhlich mit Aufſchriften verſehen, um den zweifelnden Wanderer über den richtigen Weg zu belehren. Nicht aber bloß Köpfe von Göttern und Helden, ſondern auch von Staatsmännern, Philoſophen, Dichtern, Rednern und andern Gelehrten und Künſtlern ſtellte man auf dergleichen Pfeiler, je nach dem Bedarf des Ortes, wo man ſie anbrachte. Bald wurde nur der Kopf, bald zugleich die Bruſt und ein Theil des Leibes ausgearbeitet, gewöhnlich nackt, ſelten bekleidet, und meiſt ohne Attribute. dd.

Hermeneutik kommt von einem griechiſchen Worte her, welches auslegen, erklären bedeutet, und bezeichnet die Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze der Auslegungskunſt aufſtellt. Gewöhnlich indeß wird der Gebrauch dieſes Wortes auf die Wiſſenſchaft beſchränkt, welche die heilige Schrift verſtehen lehrt. Die Hermeneutik verhält ſich zu der Interpretation und Exegeſe wie die Theorie zu der Praxis. N.

Hermes, ſ. Mercur.

Hermes Trismegiſtus, ein hiſtoriſcher Name, über den es uns durchaus an zuverläſſigen Angaben fehlt. Die Aegypter und Phönizier vergötterten unter demſelben den Erfinder der Buchſtabenſchrift und aller andern nützlichen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften. Die Aegypter nannten ihn auch Thot, Taaut, Thoyt oder Theut, und ſetzten ihn als eine wohlthätige Gottheit dem Oſiris und der Iſis zur Seite, deren Zeitgenoſſe er geweſen ſeyn ſoll. Nach Diodor war er des großen Oſiris Freund und Rathgeber, der ihn ſeiner Talente wegen hochſchätzte, bildete die Sprache der Aegypter, und erfand die erſten Schriftzeichen, die Grammatik, Aſtronomie, Rechenkunſt, Meßkunſt, Tonkunſt, Medicin, war ihr erſter Geſetzgeber, der Anordner ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche, der erſte Anbauer des Oelbaums, der Lehrer der gymnaſtiſchen Uebungen und der das Leben erfreuenden Tänze. Auch Sanchuniaton, Manetho und Plutarch erzählen auf ähnliche Weiſe von ſeiner Weisheit. Aber alle dieſe Angaben ſind ſo unſicher und ſchwankend, daß weder Zeit und Ort, wann und wo er gelebt, noch ob er überhaupt exiſtirt habe, mit einigem Grunde beſtimmt werden kann. Um ſeine Wiſſenſchaft auf die Nachwelt zu bringen, ſoll er ſie in ſteinerne Säulen gegraben, und dieſen Säulen ſollen Pythagoras und Plato ihre Kenntniſſe zu danken gehabt haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derſelben in ein eigenes Buch, und ſpäter entſtanden unzählige Bücher, die Hermes Namen trugen. Beſonders ſchob ihm die alexandriniſche Schule alles unter, was ſie über Magie, Theoſophie, Alchymie und andere übermenſchliche Wiſſenſchaften träumte, und ſo iſt er auch wohl noch von neuern Schwärmern als eine Quelle geheimer Weisheit betrachtet worden. Wem um die richtige Deutung dieſer Sagen zu thun iſt, der leſe Dorneddens Aufſatz: Ueber die Erfindungen des Thoyth in deſſen Neuer Theorie der griechiſchen Mythologie, und Grubers mythologiſches Wörterbuch.

Hermes (Johann Timotheus), bekannt als ein aufgeklärter helldenkender Theolog, Kenner mehrerer Sprachen, populärer Philoſoph und warmer Freund alles Guten und Schönen, wurde 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern geboren. Seine erſte Bildung erhielt er von ſeinem gelehrten Vater und ſeiner in jeder Rückſicht vortrefflichen Mutter. Die Fähigkeiten ſeines Geiſtes entwickelten ſich ungewöhnlich ſchnell. Dann wurde er von einem Hauslehrer und endlich auf dem Gymnaſium zu Stargard unterrichtet. Auf der Reiſe zur See nach Königsberg, wohin er, Theologie zu ſtudiren, ging, bekam er in einem fürchterlichen Sturm eine Quetſchung der Bruſt, welche einen faſt tödtlichen Blutſturz zur Folge hatte. Von Allem entblößt kam er in Königsberg an, und würde, da er die vorausgeſchickten Gelder nicht vorfand und ſeine Noth nicht entdecken wollte, zu Grunde gegangen ſeyn, wenn ihm nicht theils ſeine Bücherkunde, theils edle Menſchen zu Hülfe gekommen wären. Seine Kenntniß der franzöſiſchen Sprache öffnete ihm die beſten Häuſer der Stadt. Kant und Arnold wurden ſeine Lehrer, und letzterer, der ſich beſonders verdient um ihn machte, erkannte ſchon damals mit Scharfblick einen deutſchen Richardſon in ihm. Zu jener Zeit (1759) fing Hermes an, die ganze Moral des Weibes in der Form ſelbſtgemachter Erfahrungen niederzuſchreiben, um ſie künftig in einer Reihe von Bänden nach und nach herauszugegen. Dabei wollte er große Reiſen machen, erſt ſpät ins Predigtamt treten u. ſ. w. Dieſe Plane aber wurden zum Theil vereitelt. Von Königsberg ging er nach Danzig, und von da nach Berlin, wo er geraume Zeit, mit nicht geringem Vortheil für ſeine Geiſtesbildung, lebte. Hier ſchrieb er ſeine **Fanny Wilkes**, um zu erfahren, welche Aufnahme er für **Sophiens Reiſe**, welche auch ſein Hauptwerk geblieben iſt, einſt zu erwarten habe. Nachdem er hierauf als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schleſien, und als fürſtlich anhaltiſcher Hof- und Schloßprediger zu Pleß gelebt hatte, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verſchiedene geiſtliche Aemter bekleidete, und ſeit 1808 Superintendent der Kirchen und Schulen im Fürſtenthume Breslau, Paſtor primarius zu St. Eliſabeth und Profeſſor primarius der Theologie iſt. Seine bekannteſten Werke ſind die ſchon genannten beiden Romane, die bei ihrer Erſcheinung viel Aufſehn machten, und denen, wenn ſie jetzt auch bei ihrer unkünſtleriſchen Tendenz veraltet ſind, doch die Ehre bleibt, die Reihe unſerer lesbaren pſychologiſchen Romane eröffnet und ein beſſeres Muſter der Menſchendarſtellung in dieſer Gattung gegeben zu haben.

Hermetiſche Kunſt, ſ. **Alchymie**.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaus und der Helena. Sie war von dem Vater dem Pyrrhus oder Neoptolemus, Achills Sohne, verſprochen, ward aber des Oreſtes Gemahlin und gebar ihm den Taſimenus. Nachher ſoll ſie ſich mit dem Diomedes vermählt haben, und mit ihm unſterblich geworden ſeyn. Außerdem ſ. **Harmonia**.

Hermitage, eine der feinſten und feurigſten Sorten franzöſiſcher Weine, die längs der Rhone zwiſchen Valence und Valiere wächſt. Es giebt davon rothe und weiße Sorten, jene ſind aber die beliebteſten. Ihren Namen haben ſie von dem Eremitengebirge, welches dem Flecken Tain gegenüber liegt. Man bringt ſie über **Cette** und **Beaune** zum Handel.

Hermode, ſ. Nordiſche Mythologie.

Hernia, ſ. Bruch.

Hero, eine Prieſterin der Venus zu Seſtos auf der thraziſchen Küſte, deren Liebesabenteuer mit Leander, einem Jüngling aus dem auf der Gegenſeite des Helleſpont gelegenen Abydus, in einem ſchönen Gedicht erzählt wird, das wir unter Muſäus Namen beſitzen. An einem feierlichen Feſte zu Seſtos, der Venus und dem Adonis zu Ehren, zu welchem auch die Einwohner von Abydus herübergekommen waren, ſahen ſich Hero und Leander, und entbrannten gegenſeitig von der feurigſten Liebe. Begünſtigt von dem Dunkel der einbrechenden Nacht, ſchlich Leander ſich in den Tempel, und geſtand der erröthenden Jungfrau ſeine unbeſiegbare Leidenſchaft. Er fand Gegenliebe, aber ihrer Verbindung ſtellten ſich Hero's prieſterlicher Stand und der Wille ihrer Aeltern entgegen. Den liebenden Jüngling ſchreckten dieſe Schwierigkeiten nicht. Er redete mit Hero ab, daß er mit einbrechender Nacht über den Helleſpont ſchwimmen wolle; eine von ihr auf dem Thurm aufgeſteckte Fackel ſolle ihm zum Wegweiſer dienen. So eilte er allnächtlich in die Arme ſeiner Geliebten, und von dem verſchwiegenen Dunkel beſchirmt, genoſſen beide der ſüßeſten Freuden. Aber der Winter erſchien, und brauſende Stürme regten das Meer auf. Leander ſtürzt ſich auch jetzt in die Fluthen, aber ſeine Kräfte erliegen dem empörten Element, und entſeelt ſchleudern ihn die Wellen an den Fuß des Thurmes, wo Hero, von Angſt gefoltert, ſeiner harrt. Sie, vom Schmerz überwältigt bei dieſem Anblick, ſtürzt ſich von der Höhe auf den theuern Leichnam hinab und ſtirbt, ihn mit ihren Armen umſchließend.

Herodes iſt der Name von vier jüdiſchen Regenten, unter welchen derjenige der merkwürdigſte iſt, welcher der Große genannt wird. Sein Vater war Antipater, der Edomiter. Geboren zu Aſcalon im Jahr 71 vor Chr. Geb., erlangte er in ſeinem 25ſten Jahre die Regierung über Judäa durch Betrug und Grauſamkeit. Staatsklugheit, Tapferkeit, Liebe zu den ſchönen Künſten, und ein feiner Geſchmack in denſelben zeichnen ihn vor den übrigen jüdiſchen Königen eben ſo ſehr aus, als ſeine argwöhniſche Grauſamkeit und ſein Blutdurſt. Bei einigem Schein der Güte und Religioſität war doch ſein Herz nie von wahrem Religionsgefühl und Menſchenliebe durchdrungen, und ſeine Regierung durchaus willkürlich. Nach Laune ſetzte er Hoheprieſter ein und ab, verkleidet behorchte er ſeine Unterthanen, und brauchte die niedrigſten Werkzeuge des Deſpotismus, ſelbſt ein niedriger Sklav der römiſchen Oberherren. Zum Theil wurde er verführt von ſeiner Schweſter Salome. Seine Gemahlin Mariane, Ariſtobul ſein Schwager, Alexandra deſſen Mutter, der alte Fürſt Herkan, und drei von ſeinen eigenen Söhnen wurden von ihm hingerichtet. Er erhielt ſich auf dem Throne ungeachtet des Haſſes der Juden und der Gefahr, in die ihn die Parteien in dem römiſchen Bürgerkriege brachten, durch knechtiſche Unterwerfung unter den Willen des jedesmaligen Oberhaupts der ſiegenden Partei. Auguſt vermehrte ſeine Staaten mit Trachonitis, Auranitis, Batanäa und Zenodors Gebiet. Unter ſeiner Regierung wurde Chriſtus geboren. Herodes baute den Tempel von Jeruſalem prächtiger, als er vorher war, zierte ſeine Hauptſtadt mit vielen ſchönen Gebäuden, und vermehrte die Zahl der Städte. Auch als Krieger und Eroberer machte er ſich berühmt. Er ſchlug die Araber und ihren Anführer Aretas, und beſiegte die ſyriſch-arabiſchen

Räuber. Er ſtarb nach einer Regierung von 34 oder 37 Jahren, fünf Tage nach der Ermordung ſeines Sohns.

Herodian, ein bekannter griechiſcher Geſchichtſchreiber, von deſſen Lebensumſtänden wir nicht viel mehr wiſſen, als daß er in Rom öffentliche Ehrenämter bekleidete, und über das Jahr 238 nach Chr. Geb. hinaus gelebt haben muß, da er ſeine in griechiſcher Sprache abgefaßte Geſchichte, welche von dem Tode des Antoninus anhebt, mit dieſem Jahre ſchließt. Sie beſteht aus acht Büchern, und iſt zwar ohne chronologiſche Angaben, aber mit Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe in einem reinen und würdevollen Styl geſchrieben. Größere kritiſche Ausgabe von Irmiſch (Leipzig von 1789—1805), Handausgabe von Wolf (Halle, 1792).

Herodot, der älteſte auf uns gekommene griechiſche Geſchichtſchreiber, geboren zu Halicarnaß in Carien im vierten Jahre der 73ſten Olympiade (484 vor Chr. Geb.). Wenn man durch den Beinamen eines Vaters der Geſchichte, den man ihm zu geben pflegt, bezeichnen will, daß er es war, der die Geſchichte zuerſt würdiger und umfaſſender behandelte (nach Cicero's Ausdruck, historiam ornavit), ſo verdient er denſelben vollkommen. Aber Herodot war keineswegs der Schöpfer der hiſtoriſchen Gattung. Vor ihm hatten ſich viele andere Schriftſteller, und zum Theil mit Erfolg, in dieſer ſchwierigen Laufbahn verſucht. Hellanicus von Lesbos und Charon von Lampſacus hatten ſogar, wie auch Dionys von Milet, großentheils denſelben Gegenſtand behandelt, den nachher Herodot wählte; und Dionys von Halicarnaß bemerkt, daß dieſe Concurrenz, weit entfernt ſeine Unerfahrenheit abzuſchrecken und muthlos zu machen, nur dazu diente, ſeinen Wetteifer zu entflammen und ſein Talent zu entwickeln. Herodot hatte durch die Richtung ſeiner erſten Studien und ſelbſt durch die Beiſpeile ſeiner Familie früh die Wiſſenſchaften liebgewonnen. Der berühmte Epiker Panyaſis, dem mehrere Kritiker des Alterthums den erſten Platz nach Homer anweiſen, war ſein Oheim. Später weckten die Werke der oben von uns bezeichneten Schriftſteller ſein aufkeimendes Genie. Sie erregten in ihm die Begierde, die Länder zu beſuchen, deren Schilderung ſich ihm unter ſo anmuthigen Farben darbot; und ſeine Vermögensumſtände erlaubten ihm, einer Neigung Genüge zu leiſten, die damals die Weiſen ſeines Vaterlandes auszeichnete. Es iſt zweifelhaft, ob er ſchon vor dem Antritt ſeiner langen Reiſen den Plan oder nur die Idee zu dem Werke gefaßt hatte, in welchem er nachher die Früchte derſelben niederlegte; eben ſo ungewiß iſt es, ob er Griechenland und die umliegenden Inſeln beſuchte, ehe er ſich in die entferntern und unbekanntern Gegenden des Morgenlandes begab. Vielleicht iſt es natürlicher, um eine genaue Charte ſeiner Reiſen zu entwerfen, anzunehmen, daß eine lebhaftere Neugierde ihn zuvörderſt in die Länder führte, die ihm eine reichere Erndte neuer Beobachtungen verſprachen. Wie dem auch ſey, ſo ſcheint Aegypten, zu allen Zeiten ſo berühmt wegen der Weisheit ſeiner Einrichtungen, einer der erſten und bleibendſten Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeiner Unterſuchungen geweſen zu ſeyn. Dieſes Land, das die argwöhniſche Politik ſeiner Regenten und die ungaſtlichen Vorurtheile ſeiner Bewohner den Ausländern ſo lange unzugänglich gemacht hatten, war ſeit kurzem den Griechen geöffnet worden; und ob es gleich ihren begierigen Blicken ein faſt völlig neues Land darbot und ſeitdem eine unzählige Menge von Reiſen-

den in allen Richtungen durchforſcht und in allen Sprachen beſchrieben haben, ſo kann man doch ſagen, daß kein Schriftſteller, weder der alten noch der neuern Zeit, uns eine ſo genaue und belehrende Beſchreibung davon geliefert hat. Er begnügte ſich nicht mit der Kenntniß der Orte; die Erzeugniſſe des Bodens, die Sitten, die Gebräuche, die Religion der Völker, die Geſchichte der letzten Fürſten vor der Eroberung der Perſer, und mehrere intereſſante Einzelheiten über dieſe Eroberung ſelbſt wurden von ihm auf ſeiner Reiſe durch Aegypten beachtet und unterſucht. Das zweite Buch ſeiner Geſchichte, welches ganz der Beſchreibung dieſes berühmten Landes gewidmet iſt, bleibt noch jetzt die reichſte und lauterſte Quelle für die Kenntniß ſeiner alten Geſchichte und Geographie. Von Aegypten ging er nach Libyen, über welches er eine Menge ebenfalls für ſeine Zeitgenoſſen neuer und für uns lehrreicher Nachrichten ſammelte. Die genaue Beſchreibung, welche er uns von dieſem Lande, von den Gränzen Aegyptens bis an die jetzige Meerenge von Gibraltar, giebt, iſt zu übereinſtimmend mit den Berichten der geſchätzteſten Reiſenden, namentlich des Doctor Shaw, als daß wir annehmen dürften, er habe ſie nach fremden Angaben abgefaßt. Sein Aufenthalt in Tyrus wird von ihm ſelbſt bezeugt. Er beſuchte die Küſten von Paläſtina und ſah an den Säulen, welche Seſoſtris hier hatte errichten laſſen, das Emblem, welches die alte Verächtlichkeit ſeiner Bewohner bezeichnete. Von da begab er ſich nach Babylon, damals ſo reich und herrlich. Mehrere neuere Gelehrte bezweifeln, daß Herodot je Aſſyrien bereiſ't habe; aber wenn man die verſchiedenen Stellen ſeiner Beſchreibung von Babylon unterſucht, wird man ſich überzeugen, daß nur ein Augenzeuge die Eigenheiten dieſer großen Stadt und die Sitten ihrer Einwohner ſo genau habe ſchildern können. Colchis war das erſte Land Aſiens, das Herodot beſuchte. Als er zu dem benachbarten Lande der Scythen, dieſer damals in Griechenland, das ſie urſprünglich bevölkert hatten, ſo wenig bekannten Völkerſchaften, gekommen war, drang er mittelſt der Wege, welche die griechiſchen Colonien am Pontus Euxinus erſt kürzlich geöffnet hatten, in ihre ungeheuern Einöden ein. Er ging von da zu den Gäten, nach Thracien, Macedonien und begab ſich ſodann durch Epirus nach Griechenland zurück. Herodot erwartete, in ſeinem Vaterlande die ſeinen Bemühungen ſchuldige Achtung und zugleich die zur Bearbeitung der eingeſammelten Materialien nöthige Muße zu finden; aber Lygdamis, der ſich der höchſten Gewalt in Halicarnaß bemächtigt und das Blut der edelſten Bürger, unter andern auch des Panyaſis, vergoſſen hatte, nöthigte ihn, eine Zuflucht in Samos zu ſuchen; und wahrſcheinlich ordnete er hier in ruhiger Zurückgezogenheit ſeinen Stoff und ſchrieb die erſten Bücher ſeiner Geſchichte, für welche er den ioniſchen Dialect, der in Samos geſprochen ward, dem doriſchen ſeines Vaterlandes vorzog. Dieſe Arbeit beſchäftigte ihn jedoch nicht ſo ſehr, daß er nicht auch an ſein unterdrücktes Vaterland und auf Mittel gedacht hätte, den Tyrannen zu verjagen und Rache an ihm zu nehmen. Nachdem er mit mehrern Gleichgeſinnten zu dieſem Zweck einen Bund geſchloſſen, kehrte er nach Halicarnaß zurück und ſtürzte glücklich den Tyrannen, ohne jedoch damit ſeinem Vaterlande wahrhaft zu nützen, denn die mit ihm verbundenen Vornehmen gründeten jetzt eine Ariſtokratie, die für Halicarnaß noch ungleich drückender war, als die Willkühr des verjagten Tyrannen. Herodot, der bald dem Volke, das ihn als den

Urheber ſeiner vermehrten Leiden anſah, ſo wie den Vornehmen, deren Handlungen er mißbilligte, verhaßt ward, ſagte ſeinem unglücklichen Vaterlande auf ewig Lebewohl und ſchiffte ſich nach Griechenland ein. Dort feierte man eben die 81ſte Olympiade; aus allen Theilen Griechenlands waren die Edelſten und Vorzüglichſten zu dieſem Feſte in Olympia verſammelt. Herodot las hier vor der verſammelten Menge den Anfang ſeiner Geſchichte und einige Bruchſtücke, die beſonders geeignet waren, den Enthuſiasmus ſeiner Landsleute zu wecken, und ihrem Stolz zu ſchmeicheln. Sein Erfolg war vollſtändig. Allgemeines Entzücken und lauter Beifall brachen aus bei der ſo wahren, ſo lebendigen, ſo rührenden Schilderung des Kampfs der Griechen gegen die Perſer und des Triumphs der Freiheit über den Deſpotismus. Herodots bisher unbekannter Name war bald in Aller Munde. Aber die Wirkung ſeiner Vorleſung beſchränkte ſich nicht auf dieſe tiefen Eindrücke bei einem ganzen Volke. Der junge, kaum funfzehnjährige Thucydides wohnte auch den olympiſchen Spielen bei; er vergoß Thränen der Rührung, als er den Mann erblickte auf den Aller Augen gerichtet waren, und Herodot, der dieß wahrnahm, wagte dem Vater des Knaben die glänzende Beſtimmung deſſelben vorherzuſagen. Ermuntert durch den ihm gewordnen Beifall wandte Herodot die zwölf folgenden Jahre an, ſein Werk fortzuſetzen und zu vervollkommnen. Er bereiſ'te jetzt alle Landſchaften Griechenlands, das er bisher nur flüchtig geſehen hatte, ſchöpfte aus den Archiven der verſchiednen Völker die Nachrichten der großen Begebenheiten und berichtigte nach den Originaldenkmälern die Genealogien der berühmteſten Geſchlechter. Es iſt wahrſcheinlich, daß Herodot, indem er ſich von einem Volke Griechenlands zum andern begab, in ihren öffentlichen Verſammlungen die Bruchſtücke ſeiner Geſchichte vorlas, die jedes Volk betrafen, nicht ſowohl des leeren Beifalls wegen, als um nützliche Fingerzeige zu erhalten. Die Erzählung des Dio Chryſoſtomus, daß Herodot den Corinthern eine für ihren Muth höchſt rühmliche Beſchreibung der Salaminiſchen Schlacht vorgeleſen, als ſie ihm aber den verlangten Lohn dafür verweigert, eine andere Beſchreibung ganz im entgegengeſetzten Sinne abgefaßt habe, verdient keinen Glauben. Zwölf Jahre nach ſeiner erſten Vorleſung bei den olympiſchen Spielen las Herodot ſein Werk, das wahrſcheinlich jetzt vollendet war, an dem Feſte der Panathenäen vor (444 vor Chr.). Die Athenienſer beſchränkten ihre Dankbarkeit nicht auf bloße Lobſprüche; ſie machten dem Schriftſteller, der die Großthaten ihres Volkes verherrlicht hatte, zehn Talente zum Geſchenk. Deſſen ungeachtet blieb er nicht in Athen, ſondern ſchloß ſich der Colonie an, welche die Athenienſer einige Jahre ſpäter nach der unweit der Ruinen des alten Sybaris erbauten Stadt Thurium in Italien ſandten. Sein langer Aufenthalt daſelbſt hat ſelbſt mehrere Schriftſteller des Alterthums verführt, dieſe Stadt für ſein Vaterland zu halten. Er benutzte ſeine Muße hier, um ſein Werk noch auszufeilen und mit Zuſätzen zu bereichern, und ſtarb wahrſcheinlich auch zu Thurium in einem hohen Alter. Genaueres wiſſen wir darüber nicht. Herodot hat ſchon im Alterthum viele Neider und Widerſacher gefunden, die ihn auf mannichfaltige Weiſe angegriffen und vornemlich ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht haben. Die Folgezeiten aber und die gründlichſten Unterſuchungen haben dieſe Beſchuldigungen ſo vollkommen widerlegt, daß wir ſie füglich hier ganz übergehen können. Sein Geſchichtswerk

iſt eins der koſtbarſten Denkmäler, die aus der Vorzeit auf uns gekommen ſind. Es beſteht aus neun Büchern, die man ſchon früh mit den Namen der neun Muſen bezeichnet hat. Aus den zahlreichen Reiſen, welche Herodot vor Abfaſſung ſeines Werks unternahm, aus den mühſamen Forſchungen, die er beim Sammeln der Materialien anſtellte, kann man ſchließen, welchen hohen Begriff er von den Pflichten eines Geſchichtſchreibers hatte, und wie viel wichtiger es ihm ſchien, wahrhaft und zuverläſſig als angenehm und beredt zu ſeyn. Wo er etwas erzählt, deſſen Echtheit und Glaubwürdigkeit ihm verdächtig iſt, ſetzt er aufrichtig ſeine Zweifel hinzu. Dennoch hat man ihn zu großer Leichtgläubigkeit beſchuldigt, ſtatt daß man es ihm hätte Dank wiſſen ſollen, daß er eine Menge von Ueberlieferungen, die, ſo falſch und wunderbar ſie auch ſind, den Geiſt der alten Völker trefflich charakteriſiren, uns aufbehalten hat. Eine kurze Ueberſicht deſſen, was wir dem Herodot verdanken, wird am beſten ſeinen hohen Werth darthun. Ihm allein verdanken wir die Geſchichte von dem Urſprung und den Fortſchritten der Monarchie der Perſer, ſo wie der frühern Meder und Aſſyrer. Der Urſprung des Lydiſchen Reichs, deſſen Zerſtörung durch Cyrus und die verſchiednen Kriegszüge dieſes berühmten Eroberers, die Eroberung Aegyptens durch Cambyſes und die genaueſte und umfaſſendſte Beſchreibung dieſes Landes und ſeiner Bewohner, die zahlreichen Kriege der Nachfolger des Cyrus und beſonders die Unternehmung des Darius gegen die Scythen, die den Verfaſſer zu einer höchſt lehrreichen und getreuen Beſchreibung aller damals bekannten Nordländer Europa's und Aſiens führt: dieß ſind die Hauptzüge der Einleitung, durch welche er auf die Geſchichte des Kriegs der Perſer gegen die Griechen kommt. Dieſer Krieg ſelbſt, ſo reich an großen Ereigniſſen und großen Charaktern, in deſſen Lauf ſich mit ſo vieler Energie und ſo vielem Glanz die verſchiednen Gebrechen und Talente der berühmteſten Völker der alten Welt entwickelten: dieß alles vereinigt ſich zu einem der größten und herrlichſten Gemählde, die je der menſchliche Geiſt entworfen hat. Was die Schreibart und Ausführung betrifft, ſo haben dieſe ſchon im Alterthum die Bewunderung der einſichtigſten Kritiker erregt, und auch wir, für die ſo mancher Reiz nothwendig verloren geht, fühlen uns entzückt und gefeſſelt durch einen Vortrag voll Hoheit zugleich und Anmuth, voll Kraft und rührender Einfalt. Außer dieſem Geſchichtswerk beſitzen wir unter Herodots Namen noch eine Lebensbeſchreibung Homers, die ebenfalls von großem Werth iſt und ſelbſt im Alterthum allgemein für Herodots Werk gegolten zu haben ſcheint, von den meiſten neuern Kritern aber ihm abgeſprochen wird. Die beſten Ausgaben von der Geſchichte Herodots ſind von Weſſeling (Amſt. 1763, Fol.) und Schweighäuſer (Straßb. 1816, 6 B. 8.). Ueberſetzungen haben wir von Degen, Jacobi und Lange. Sehr ſchätzbar ſind die Arbeiten Larcher's über Herodot.

Heroen, Helden, Starke, hießen dem Griechen alle vor andern durch Tapferkeit, Muth, Kraft und Wiſſenſchaft ausgezeichnete Männer der frühen Vorzeit. Er erkannte in ihnen übermenſchliche Weſen und reihte ſie zunächſt an die Götter, zwiſchen welchen und den Menſchen ſie eine Mittelſtufe bildeten. Sie waren ihm Halbgötter, an denen nur das Sterbliche untergegangen, das Göttliche aber nach dem Tode zu den Göttern übergegangen war. Helden dieſer Art, halbgöttlicher Natur, pflegen in der Mythenſprache vorzugsweiſe Heroen zu heißen. In der griechiſchen Heroenwelt, welche mit dem

Einfall der Herakliden in den Peloponnes (1120 vor Chr. Geb.) endet, und den Uebergang vom ehernen zum eiſernen Zeitalter macht, treten folgende Stämme in verſchiedenen Geſchlechtern auf: 1. die Prometheiden, von Prometheus, oder Deukalioniden, von Deukalion; 2. die Inachiden, von Inachus; 3. die Agenoriden, von Agenor; 4. die Danaiden, von Danaus; 5. die Pelopiden oder Tantaliden, von Pelops oder Tantalus; 6. die Cekropiden, von Cekrops. Einzelne Geſchlechter, z. B. die Aeakiden, Perſiden, Atriden, Herakliden, gehören unter den einen oder den andern jener größern Stämme. Die Epoche dieſer Helden iſt die Zeit des romantiſchen Heroismus, der Abenteuer und menſchlichen Wunderthaten. Nach zwei vor andern der Auszeichnung würdigen Unternehmungen kann man dieſe Zeit in zwei Perioden abtheilen, und in dieſen die Heroen vor dem Argonautenzug und die Heroen nach demſelben unterſcheiden. Unter letztern ſind die Helden des trojaniſchen Krieges die vorzüglichſten. Die früheren Heroen ragen über die ſpäteren hervor, die, wenigſtens ihrer Zeit, nicht gleich als das erſchienen, was die Folgezeit in ihnen ſah. Bei der Ferne war der Antheil, den die Einbildungskraft an der Sage hatte, wenig beſchränkt, die Nähe hob ihn faſt ganz auf, weßhalb auch die Heroenwelt eigentlich da aufhört, wo die poetiſche Sage der Geſchichte weicht. Als auch dieſe ſpäteren Heroen, von der Zeit in weitere Ferne gerückt, in der Poeſie fortlebten, ſtanden ſie ebenfalls als göttergleiche Geſtalten da; jedoch kaum Einer gelangte zu der allgemeinen Verehrung, die man den früheren weihte. Weder dieſen noch jenen wurden, wie den olympiſchen Göttern, größere Opfer gebracht, ſondern man weihte ihnen nur geheiligte Haine und brachte Libationen auf ihren Grabhügeln. Nach Plutarch verehrten die Griechen am Tage des Neumonds ihre Götter, am darauf folgenden ihre Heroen, denen auch ſtets der zweite Becher gemiſcht wurde. Ihr Aufenthalt nach dem Tode wird verſchieden angegeben. Einige, wie Bacchus, Hercules, Pollux u. a., gingen zur Burg der ewig waltenden Götter ein; andere wohnten auf den Inſeln der Seligen; noch andere ſchimmerten am Sternenhimmel. Aber auch an dieſen Vorſtellungen änderte die folgende Zeit vieles. Uebrigens waren die Heroen der Griechen die Laren der Römer.

Heroide nennt man ein lyriſches Gedicht in Briefform, worin irgend ein Held oder eine Heldin (daher der Name, von Heros) der Fabel oder Geſchichte einer andern Perſon ihre Empfindungen in einer merkwürdigen Situation des Lebens mittheilen. Sie können deßhalb als feierliche Monologen in entſcheidenden Lagen des Lebens betrachtet werden. Ovid wird als der Urheber dieſer Dichtungsart genannt, und nach ſeinen Muſtern haben einige Theoretiker behaupten wollen, die Heroide gehöre zur Elegie. Ob ſchon ſie aber öfters dem Gegenſtand und der Perſon nach das weichere elegiſche Gefühl athmen kann, ſo hindert ſie doch auch nichts, ſich im höhern tragiſchen Ton auszuſprechen, und Pope hat Heloiſen an Abälard dieſen Ton anſtimmen laſſen. Wollte man Pope verurtheilen, daß er nicht Ovid ſey, ſo wäre das um nichts beſſer, als wenn man Ovid tadeln wollte, daß er nicht wie Pope dargeſtellt habe. Der Streit, ob die Heroide zur höhern oder niedern lyriſchen Poeſie gehöre, ſcheint ganz nichtig, weil doch alles von der bald mehr tragiſchen, bald mehr elegiſchen Situation abhängt. Wollte man aber gar die Heroide für unſtatthaft erklären, weil ſie ſich nicht über den Leiſten einer Theorie ſchlagen läßt,

ſo wäre dies noch thörichter. Diejenigen, die den poetiſchen Brief verwerfen, ſollen wenigſtens noch den erſten vernünftigen Grund darüber vorbringen. Mit ihm beſteht denn auch die Heroide als ein lyriſcher Brief. Keine Nation hat mehrere aufzuweiſen, als die franzöſiſche, wo Colardeau, Blin de St. More, Dorat beſondere Beachtung verdienen; unter uns Deutſchen ſind Wielands Briefe Verſtorbener an ihre noch lebenden Freunde (wenn man ſie wirklich hieher zählen kann) auch jetzt noch das Vorzüglichſte in dieſer Art. dd.

Heroiſch bezeichnet jene Energie des Willens, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus beſteht demnach in Handlungen. Geſinnungen kann man nur in ſo fern heroiſch nennen, als ſie zu heroiſchen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroiſchen iſt Erhabenheit und dieſes Gefühl müſſen diejenigen Werke der Kunſt (namentlich der Poeſie und Muſik) erwecken, die auf den Namen heroiſcher Anſpruch machen.

Herold. Das Amt eines Herold iſt ſo alt, als das der Prieſter; es findet ſich bei allen Völkern der alten und neuen Welt, wo man die militäriſchen Herolde, unter der Benennung „Parlementärs,“ recht eigentlich wiederfindet. Ueberall hatten und haben ſie den Charakter der Unverletzlichkeit, wie Geſandte noch höhern Ranges, und wurden und werden noch bei gewiſſen Feierlichkeiten durch Kleidung und eigene Attribute ausgezeichnet. — Bei den Römern unterſchied man drei Claſſen derſelben: Friedensherolde (Caduceatores), welche die Griechen (unter dem Namen κηρυξ) mit dieſen gemein hatten, Kriegs- und Friedensherolde (Fetiales) und Herolde obrigkeitlicher Behörden (Praecones). Der eigentliche Friedensherold der Römer (Caduceator) trug gewiſſe Kräuter (Verbena, z. B. Myrten, Oelbaum, Rosmarin ꝛc.), als ſymboliſches Zeichen ſeines Amtes und deſſen Bedeutung und zu ſeiner Sicherheit in der Hand vor ſich her; bei den Griechen aber einen Lorbeer- oder Olivenſtab (Caduceus, ſ. d. Art.). Der Friedensherold der Athener trug ſtatt dieſes Schlangenſtabes einen mit Wolle umwundenen und mit allerlei Früchten geſchmückten Friedenszweig (εἰρεσιώνη); er mußte oft auch noch andern Beſchäftigungen (ſogar denen der Köche und Mundſchenken) ſich unterziehen; die griechiſche Benennung Kerykes war von Keryx (dem Sohne Mercurs und des Cecrops Tochter Pandroſus) abgeleitet, von welchem vornehmlich die atheniſchen Herolde abſtammen, dagegen die lacedämoniſchen Nachkommen des Talthybius, des in einem Tempel zu Sparta göttlich verehrten Herolds des Agamemnon, ſeyn mußten. — Die Fetialen, ein von Numa eingeſetztes Collegium von 20 Mitgliedern, hatten zugleich einen rein diplomatiſchen Character, denn ihre Geſchäfte erſtreckten ſich über alles, was auf Kriegserklärungen und Unterhandlungen Bezug nahm. War ein Krieg beſchloſſen: ſo wurde er durch ſie jedesmal vorher feierlich erklärt. Glaubte Rom ſich von einem andern Volke beleidigt, ſo wurde durch einen Fetialen Genugthuung gefodert; erfolgte dieſe binnen 33 Tagen nicht, ſo begab der Herold ſich abermals an die feindliche Gränze, warf einen blutigen Speer mit angebranntem Schafte hinüber und erklärte durch eine feierliche Formel (Clarigatio) den Krieg. Als Roms Gränzen ſich immer mehr erweitert hatten, ward dieſe Ceremonie auf einem Felde vor der Stadt (ager hostilis) vorgenommen. Auch die Fetialen trugen jene heiligen Kräuter (verbena), aber als Kranz, um die Schläfe; dieſem wurde noch ein Kie-

ſelſtein, den ſie bei ſich führten, beigefügt, wenn ſie zum Abſchluß eines Friedenstractats abgeſendet wurden. Die Präcones endlich wurden zu allen Proclamationen an das Volk, bei dem Gottesdienſte, in den Comitien, bei öffentlichen Auctionen, bei gerichtlichen Verhören, im Senat, bei Verkündigung der Geſetze, die ſie vorleſen mußten, bei feierlichen Leichenbegängniſſen, bei Schau- und Fechterſpielen, bei der Armee, wenn ein Feldherr dieſe haranguiren wollte, dann auch bei Hinrichtungen und überhaupt allen übrigen öffentlichen Verſammlungen gebraucht. Die Herolde aller andern Nationen alter und neuer Zeit haben mit den Caduceatoren, Keryken und Fetialen der Römer und Griechen mehr oder weniger Verwandtſchaft; ihre Coſtüme, die Feierlichkeiten bei Ausübung ihrer Functionen waren und ſind überall anders. Brittiſche Wappenkönige ſah man zuweilen in Deutſchland bei gewiſſen Veranlaſſungen; z. B. als Herzog Ernſt II. von Gotha 1773 den Orden des blauen Hoſenbandes empfing, und noch kürzlich in Hannover bei den Feierlichkeiten des neuerrichteten Guelphen-Ordens am 30ſten Decbr. 1815. In Dresden wurde am 20ſten Decbr. 1806 von einem Herold in alter Tracht die Königswürde Friedrich Auguſts proclamirt.

Heronsball, eine kleine hydrauliſche Maſchine, die ihren Namen von ihrem angeblichen Erfinder, dem Mechaniker Hero aus Alexandrien, hat und aus einer kupfernen Kugel beſteht, in welcher eine faſt bis auf den Boden gehende Röhre ſenkrecht eingekittet iſt, die dicht über der Oberfläche der Kugel mit einem Hahne muß verſchloſſen werden können. Leert man nun ſo gut wie möglich dieſe Kugel von aller Luft, was durch Ausſaugen geſchehen kann, dreht man hierauf den Hahn zu, taucht alsdann die Kugel unter Waſſer und öffnet in dieſem den Hahn, ſo wird durch den Druck der äußern Luft ſo viel Waſſer in die Kugel getrieben, bis die noch in ihr zurückgebliebene Luft gleiche Dichtheit mit der äußern hat. Wenn man nun (mit dem Munde oder auf andere Weiſe) noch mehr Luft in die Kugel drängt und den Hahn noch einmal und ſo lange verſchließt, bis die Röhre wieder in die Höhe gerichtet worden iſt, ſo treibt die übermäßig hineingepreßte Luft das Waſſer in einem Strahle ſo lange heraus und empor, bis die innere Luft der äußern wieder gleich iſt. Die Erſcheinungen des Heronsbrunnens haben gleichen Grund.

Heroſtratus, ein Bürger von Epheſus, den die Wuth, ſich berühmt zu machen und ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, zu dem höchſt ſeltſamen Entſchluß trieb, den prächtigen Dianentempel zwiſchen der Stadt und dem Hafen von Epheſus in Brand zu ſtecken. Nur die vier Mauern und einige Säulen dieſes Prachtgebäudes blieben ſtehen, das Dach und die innern Verzierungen des Schiffes waren ganz zerſtört worden. Der Brandanſtifter büßte die Unthat durch einen martervollen Tod. Auch decretirte der Reichstag der Jonier, daß ſein Name einer ewigen Vergeſſenheit übergeben werden ſolle; doch eben dieſe Verordnung mußte ſein Gedächtniß bewahren, ſo wie der Hiſtoriograph Theopompus in ſeiner Geſchichte Griechenlands den Wunſch des Heroſtratus zur Erfüllung gebracht hat. Die Nacht des Jahres, in welcher jener Brand geſchah, war zufällig dieſelbe, in welcher Alexander der Große geboren wurde.

Herrenbank. Bei verſchiedenen Gerichten (z. B. den Schöppenſtühlen und beim ſonſtigen Reichshofrath) führt dieſen Namen diejenige Abtheilung oder Bank der Beiſitzer, auf welcher die Herren

und Ritter ſich befinden, dagegen diejenige Bank, auf welcher die bürgerlichen oder gelehrten Mitglieder ſitzen, die Gelehrtenbank genannt wird. Auch verſteht man zuweilen unter jener Benennung die Herren und Ritter ſelbſt.

Herrera (Hernando de), ein berühmter ſpaniſcher Dichter, geb. zu Sevilla gegen das J. 1516. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande und ſtarb gegen das J. 1595. Auffallend iſt es, daß man durchaus nichts mehr von den Lebensumſtänden dieſes Mannes weiß, deſſen Dichterwerth ſeine Zeitgenoſſen ſo lebhaft fühlten, daß ſie ihn vorzugsweiſe divino nannten; ein Beiname, der um ſo ehrenvoller für Herrera war, als er in einem Zeitraum lebte, wo die vorzüglichſten Köpfe um den Preis in der Dichtkunſt mit ihm wetteiferten. Gebildet durch das Studium der Griechen, Römer und Italiener, umfaßte er zugleich alles Wiſſenswürdige, ſo daß ſogar ſeine Einſichten in der Mathematik gerühmt werden. Viele ſeiner Gedichte ſind erotiſchen Inhalts und ziehen durch ſanfte Gefühle an; dagegen waltet in ſeinen Oden oft eine hohe Begeiſterung. Mehrere ſeiner poetiſchen Arbeiten, deren ſeine Zeitgenoſſen erwähnen, ſind nie erſchienen und ſcheinen verloren gegangen zu ſeyn. Herrera war auch Verfaſſer einiger hiſtoriſchen Werke.

Herrera (Antonio), der berühmteſte unter den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern, war geboren 1559, und hieß von ſeinem Vater Tordeſillas, vertauſchte aber dieſen Namen mit dem ſeiner Mutter. Er war längere Zeit Secretär von Veſpaſian des Gonzaga, Vicekönigs in Neapel, und wurde in der Folge von Philipp II.. zum erſten Hiſtoriographen der beiden Indien und Caſtilien ernannt. Er ſtarb zu Madrid im J. 1625, kurz nachdem er zum Staatsſecretär erhoben worden war. Das vorzüglichſte von ſeinen Werken iſt ſeine allgemeine Geſchichte der Thaten der Caſtilianer auf den Inſeln und dem feſten Lande des Oceans, von 1492 bis 1554. Aus den reichen Quellen, die ihm offen ſtanden, hat er ein Werk geliefert, das durch Genauigkeit und Vollſtändigkeit vor allen Werken, die wir über die Entdeckung der neuen Welt beſitzen, ſich auszeichnet. Außer dieſen erwähnen wir noch: Beſchreibung von Weſtindien, 1601; Geſchichte der Welt, unter der Regierung Philipps II., von 1584 bis 1598; Commentar über die Thaten der Spanier, Franzoſen und Venetianer in Italien, von 1285 bis 1559. Madrid, 1624 u. ſ. w.

Herrnhut, ein offner Ort, mit 90 Häuſern und 1200 Einwohnern, zwiſchen Löbau und Zittau in der Oberlauſitz, am ſüdlichen Abhange des Hutberges, auf dem Grunde und Boden des nördlich im Thale gelegenen Rittergutes Berthelsdorf. Die feinen und dauerhaften Arbeiten der hier wohnenden Handwerker, Fabrikanten und Künſtler werden überall geſchätzt, beſonders die Lakirwaaren, Lederarbeiten und Lichte. Die Wohnungen ſind nett und freundlich, die Menſchen harmlos und zufrieden und auch bei dem Aermſten herrſcht Ordnung und Reinlichkeit. Die Lage des Ortes iſt ſehr angenehm und man bemerkt, daß er mit Bedacht zum Aſyle, einer heitern Frömmigkeit gewählt ward. Vor dem J. 1722 war er noch wüſte. In dieſem Jahre aber ſiedelten ſich Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten mähriſchen Brüder unter der Begünſtigung des Grafen von Zinzendorf, damaligen Beſitzers von Berthelsdorf, an der Mittagsſeite des Hutberges an. Ueber die Eigenthümlichkeiten dieſes Ortes und der Gemeinde, die ihn bewohnt, ſ. Brüdergemeinde.

Herſchel (Wilhelm). Dieſer berühmte Aſtronom, geboren zu Hannover den 15ten Nov. 1738, iſt der Sohn eines unbegüterten Muſikus, der eine zahlreiche Familie zu verſorgen hatte. Glücklicher Weiſe fand der junge Herſchel einen würdigen Lehrer, der ſeine Fähigkeiten erkannte, und ihn mit Eifer in ſeinen Lieblingswiſſenſchaften, der Logik, Ethik und Methaphyſik unterrichtete. Dadurch wurde des Jünglings Lernbegierde auf das lebhafteſte gereizt, und er arbeitete mit ununterbrochenem Fleiß, ſeinen Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern. Dieſe, ein muſikaliſches Inſtrument und einige geſchriebene Notenbücher waren alles, womit ſein Vater ihn ausſtatten konnte. Nach dem Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs kamen im J. 1759 Vater und Sohn mit einigen hannöverſchen Truppen, zu deren Muſikcorps ſie gehörten, nach London. Jener kehrte nach Deutſchland zurück, der Sohn aber blieb dort, um ſein Glück weiter zu verſuchen. Seine Lage in einem fremden Lande und ohne Freunde war ſehr drückend; aber mit Standhaftigkeit ertrug er alle Widerwärtigkeiten, und fuhr beharrlich fort, ſich in einer Beſchäftigung zu üben, die ihm ſo wenig verſprach. Er hoffte in der Provinz mehr Verdienſt zu finden und verließ daher London. Das Glück führte ihn endlich nach Halifax, wo er die Stelle eines Organiſten erhielt. Seine Luſt zu lernen erwachte jetzt, da er der drückendſten Sorgen überhoben war, nur noch lebhafter; er ſtudirte das Italieniſche, Lateiniſche und Griechiſche, ferner die Theorie der Harmonie, nach dem Werke des gelehrten aber dunkeln Dr. Smith. Er machte ſich nach und nach auch mit den übrigen mathematiſchen Wiſſenſchaften bekannt. Die Algebra lernte er für ſich ſelbſt; dann ſtudirte er Euklid und Newton. In dieſe Zeit fällt wahrſcheinlich ſeine Reiſe nach Italien. Hier machte Langlé ſeine Bekanntſchaft zu Neapel. Darauf fand er ihn zu Genua in Verlegenheit wegen der Koſten ſeiner Rückreiſe nach England, wo er eben den Preis für eine Abhandlung erhalten hatte. Langlé verſchaffte ihm die Gelegenheit, ein Concert zu geben. Herſchel führte allein ein Quatuor auf, mittelſt einer Harfe und zwei Hörnern, die er ſich an beide Schultern hatte befeſtigen laſſen. Das Neue dieſes Schauſpiels zog viele Menſchen herbei, und der Ertrag reichte zu dem Reiſegelde hin. Im J. 1766 ward er zum Organiſten in Bath erwählt. Er hatte zugleich die Direction des Theaters, der Oratorien, der öffentlichen und Privatconcerte, und außerdem eine Menge Zöglinge zu unterrichten. Aber unter allen dieſen Geſchäften fand er Zeit, ſeine mathematiſchen Studien fortzuſetzen. Er widmete ihnen nach einem arbeitsvollen Tage die Stunden der Nacht. In dem Ladies Diary von 1783 erſchien von ihm die Beantwortung einer Preisaufgabe über die Schwingungen der Saite, wenn ſie in der Mitte mit einem kleinen Gewichte beſchwert iſt. Schon früher waren ſeine Studien auf Optik und Aſtronomie gerichtet. Das Vergnügen, mit welchem er den Himmel durch ein zweifüßiges Gregorianiſches Teleſcop betrachtet hatte, erweckte den Wunſch in ihm, einen vollſtändigen aſtronomiſchen Apparat zu beſitzen. Er trug einem Freunde in London auf, ihm ein noch größeres Teleſcop zu kaufen, und beſchloß auf deſſen Anzeige von dem unerwartet hohen Preiſe, der dafür gefodert wurde, ſelbſt ein ſolches zu verfertigen. Lange arbeitete er vergeblich, bis endlich ein glücklicher Erfolg ſeine Beharrlichkeit krönte, und er im J. 1774 die Genugthuung hatte, den Himmel durch einen ſelbſtverfertigten fünffüßigen Newtonianiſchen Reflector zu betrachten. Nicht

zufrieden damit, ging er weiter, und beſchloß, Inſtrumente von größerem Umfang zu verfertigen, als man bisher noch gekannt hatte. Nachdem er dergleichen von 7 und 10 Fuß zu Stande gebracht hatte, unternahm er die Verfertigung eines zwanzigfüßigen Inſtruments. Sein Fleiß und ſeine Ausdauer bei dieſen Arbeiten waren unglaublich. Er genoß dafür die Belohnung, in der Nacht des 13. März 1781 einen neuen, zu unſerm Sternſyſtem gehörigen Planeten zu entdecken, den er Georgium sidus, das Ausland aber Herſchel nannte, der aber jetzt den Namen Uranus führt. Für dieſe große Entdeckung ernannte ihn die königliche Geſellſchaft zu ihrem Mitglied. Im folgenden Jahre nahm ihn der König unter ſeinen unmittelbaren Schutz. Herſchel verließ Bath und ſeine muſikaliſchen Inſtrumente und zog nach Slough bei Windſor, wo ein Haus und eine Sternwarte für ihn eingerichtet wurden. Hier in einer glücklichen Unabhängigkeit, ſah er ſich in den Stand geſetzt, ſeine Plane weiter zu verfolgen. Schon zu Bath fing er damit an, ein dreißigfüßiges Teleſcop zu verfertigen; jetzt brachte er von 1784 bis 1789 ein vierzigfüßiges zu Stande. S. deſſen Beſchreibung in den philosoph. Transact. von 1795 und die Bibl. britannique, T. I. Allein die Schwierigkeiten, einem Inſtrumente von ſolchem Umfange die gehörigen Vollkommenheiten zu geben, ſind faſt unüberſteiglich, und ſo iſt bis jetzt dieſes Teleſcop mehr ein Gegenſtand der Bewunderung als der Brauchbarkeit geweſen. Herſchel hat keine ſeiner wichtigen Entdeckungen demſelben zu verdanken. Im J. 1783 entdeckte er einen Vulkan im Monde, und im J. 1787 noch zwei andere; am Uranus aber entdeckte er, daß er mit einem Ring umgeben ſey und ſechs Trabanten habe. Für dieſe wichtigen Erweiterungen der Sternkunde ernannte ihn die Univerſität zu Oxford zum Doctor der Rechte, eine Würde, mit welcher ſie, zumal gegen Fremde, nicht freigebig iſt. Wir bemerken noch, daß Herſchel in ſeiner kenntnißreichen Schweſter Caroline (geb. den 16. März 1750) eine thätige Gehülfin bei ſeinen Arbeiten hatte. Auch ſie hat mehrere wichtige Entdeckungen gemacht, z. B. 5 Kometen in den Jahren 1786 bis 1791, und der königlichen Geſellſchaft in geiſtreichen Abhandlungen vorgelegt. Unter mehreren Abhandlungen von Herſchel iſt die über die Nebelſterne, welche er für entfernte Sonnenſyſteme hält, ſehr merkwürdig. Uebrigens iſt er ein kerngeſunder Mann von beſcheidenen Sitten, im Umgang offen, mittheilend und heiter.

Hertha, Jord, Joard, (die Gäa, Tellus, Titäa, Cybele der Römer und Griechen), die Erde, eine Göttin der ſcandinaviſchen Mythologie die heilige, erhabene Schöpferin, Mutter, Erhalterin, gemeinſchaftlich verehrt von den Aſtiern, Longobarden, Reudignern, Avionen, Angeln, Warnern und noch andern germaniſchen Völkerſtämmen, welche jenſeit der Elbe in der Gegend der Warne und an den Ufern der Oſtſee wohnten. Hertha war die Tochter der Nacht und des Anar, Schweſter des Dagur oder des Tages von mütterlicher Seite, Gemahlin des Odin, und Mutter des Thor oder Donnergottes genannt, und iſt ohne Zweifel ganz eine und dieſelbe mit Frigga (ſ. Nordiſche Mythologie). Der Grund ihrer Verehrung war vorzüglich der beruhigende Glaube, daß ſie Antheil an den Angelegenheiten der Menſchen nehme, ſie leite, und dieſe ſogar zu gewiſſen Zeiten beſuche. In einem heiligen Hain auf einer Inſel des öſtlichen Oceans befand ſich das Heiligthum der Göttin. In dem dunkelſten Schatten ſtand ein der Hertha geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt; er durfte

nur von dem eingeweihten Prieſter berührt werden. Nur dieſem ward es wiſſend, wenn die Göttin den Thron ihres Gemahls verließ und im Innern des Wagens ſich befand. Nun ſpannten Hertha's Diener zwei junge Kühe vor das Heiligthum, und geleiteten ſo die Erhabene durch das Land. Da begannen die Feſte. Alle Fehden hörten auf — die Waffen entfielen den Kämpfern und wurden ſogar verſchloſſen, und ſo lange Hertha's Wagenräder rollten (aber auch nicht länger), war eine allgemeine Verſöhnung, tiefe Ruhe unter den Völkern, die ſie anbeteten. Der Augenblick, wo die Göttin nach ihrer himmliſchen Heimath zurückverlangte, wurde dann dem geleitenden Prieſter kund, der ſie hernach in den heiligen Hain zurückbrachte. Der Wagen nebſt Teppich und der Göttin ſelbſt wurde nun in den heiligen im Haine befindlichen See hinabgelaſſen und von Sklaven darin abgewaſchen, die aber ſogleich nach vollbrachter Arbeit von den geheimnißvollen Fluthen verſchlungen wurden. Mit heimlichem Ergrauen ward das Volk erfüllt, das ehrfurchtsvoll kaum eine Vorſtellung von den Dingen ſich erlaubte, welche die Unglücklichen in dem Waſſer ſahen, und deren Anſchauen ſie mit dem Leben bezahlen mußten. Die Inſel Rügen hält man für jenes Eiland, welches das Heiligthum der Göttin trug. Auch ſieht man dort noch in einem großen Buchenhain einen runden Platz von hohen, uralten Buchen umgeben, kühl und düſter, und in deſſen Mitte einen kleinen See mit ſtehendem, beinahe ſchwarzem Waſſer. Dieſer Platz liegt in der ſogenannten Stubnitz, und wird von den Einwohnern der Burgwall und Burgſee genannt. (S. Koſegartens Rhapſodien, Band 2.)

Herz. Dieſes mit dem Blutumlauf unzertrennlich verbundene Eingeweide iſt als der muskulöſeſte Anfang der Arterien und als das muskulöſeſte Ende der Venen anzuſehen. Es ſteht nur mit den großen Blutgefäßen, an denen es gleichſam als ein blinder dicker Fortſatz hinter dem Bruſtbeine befeſtigt iſt, in Verbindung, und wird durch einen Beutel in eine beſtimmte Lage eingeſchränkt. Die Geſtalt des Herzens iſt kegelförmig. Gewöhnlich liegt es beim Menſchen mit ſeiner Achſe ſo, daß es die Spitze links unterwärts und etwas vorwärts, die Baſis hingegen rechts hinterwärts richtet. Daß es in zwei Kammern getheilt iſt, bemerkt man ſchon von außen an der Kerbe auf der obern, und an einem Streifen auf der untern Fläche. Das mit ſeinem Beutel aus dem Körper eines erwachſenen Menſchen herausgelöſ'te Herz wiegt 10 bis 12 Unzen, und beſteht aus vier Stücken, der Lungenarterienkammer, der Aortenkammer, dem Lungenvenenſack und dem Hohlvenenſack. Alle dieſe Stücke hangen unzertrennlich zuſammen, und ſind nur in der Mitte durch eine gemeinſchaftliche Scheidewand von einander abgeſondert. Außer den vier allgemeinen Blutgefäßen, der Lungenarterie, der Aorte, der Lungenvene und der Hohlvene, hat das Herz auch ſeine eigenen Gefäße, die es mit Blut verſorgen. Dies ſind die erſten Zweige aus der Aorte, oder die rechte und linke Kranzarterie. Nerven hat es weniger, und Einige ſprechen ihm das Empfindungsvermögen ganz ab. Die Bewegung des Herzens, die nur mit dem Tod aufhört, beſteht in einer wechſelsweiſen Zuſammenziehung und Erweiterung. (S. d. Art. Blut.)

Herz (Marcus), philoſophiſcher Arzt in Berlin und als Verf. der claſſiſchen Schrift „über den Schwindel" (Berlin 1786 und 1790) in der philoſophiſch-mediciniſchen Literatur unvergeßlich. Er war in Berlin geboren den 17ten Jan. 1747 und ſtarb dort am

19ten Jan. 1803. Sein Vater war ein armer jüdiſcher Schreibmeiſter und Marcus kam als Lehrling zu einem jüdiſchen Handelsmann nach Königsberg. Hier lehrte damals Kant. Bei Herz erwachte feurige Liebe zu den Wiſſenſchaften, er fand Unterſtützung und machte ſchnell die größten Fortſchritte. Mit Kants, ſeines Lehrers und Freundes, Empfehlungen an Lambert, Sulzer und Mendelsſohn kehrte Herz 1774 nach Berlin zurück. Er hielt hier bis zu ſeinem Tode ſehr beſuchte Vorleſungen über Experimentalphyſik, war glücklicher Arzt, Vorſteher des jüdiſchen Krankenhauſes, und einer der liebenswürdigſten, angenehmſten Männer als Geſellſchafter, ſo wie ſein Haus der Sammelplatz der guten und gebildeten Geſellſchaften war. Zu ſeinen Bizarrerien gehörte ſeine Abneigung gegen die Kuhpocken-Impfung, welche er die Brutal-Impfung nannte.

Herzberg (Ewald Friedrich Graf von), königlich preußiſcher Cabinetsminiſter und Curator der königlichen Akademie zu Berlin, geb. am 2ten September 1725 zu Cottin bei Neu-Stettin, geſtorben am 27ſten Mai 1795, im 70ſten Jahre, nachdem er faſt ein halbes Jahrhundert lang mit Geiſt und Kraft ſeinem Vaterlande gedient hatte. Graf Herzberg war einer der größten Diplomatiker ſeiner Zeit. Frühzeitig ſchon entwickelte er Talente für die Laufbahn, die ihm ſo vielen Ruhm brachte, in einer umſtändlichen Abhandlung über das brandenburgiſche Staatsrecht, als er die Univerſität Halle verließ, wo er unter Böhmer, von Ludwig, Schmauß und Wolf dem Studium des deutſchen Staatsrechts und der dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften drei Jahre eifrig ſich gewidmet hatte. Da das berliner Cabinet den Druck dieſer Schrift nicht geſtattete, ſo wählte er zum Gegenſtande der Streitſchrift, die er öffentlich ohne Vorſitz vertheidigen wollte, die Geſchichte der Churfürſten-Vereine. Bald hierauf wurde er beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt, zum Perſonale der churbrandenburgiſchen Geſandtſchaft zur Kaiſerwahl als Legationsſecretär gezogen, und 1742 Legationsrath, als er Friedrichs des Großen Aufmerkſamkeit durch ſeinen Fleiß und ſein unabläſſiges Arbeiten im Archiv auf ſich geheftet hatte. Er hatte nämlich aus den Archiven Auszüge für des Königs Friedrich II. Denkwürdigkeiten von Brandenburg, vorzüglich für die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs und des brandenburgiſchen Kriegsweſens, gemacht. Deßwegen erhielt er (1650) auch den Auftrag, das ſeit dem Kriege von 1745 eingepackt geweſene geheime Staats- und Cabinetsarchiv wieder auszupacken und neu zu ordnen, durch welche Beſchäftigung er nur um ſo mehr für ſein künftiges, geſchäftreiches Leben ſich vorbereitete. Seine, von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gekrönte, Abhandlung über die erſte Bevölkerung der Mark Brandenburg hatte die Folge, daß er zum Mitgliede der Akademie und zum geheimen Legationsrath ernannt wurde; in dieſem Charakter erhielt er ſpäter die Beſorgung eines Theils der geheimen Expeditionen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wo er nun den gewöhnlichen Conferenzen beiwohnen durfte. Zu jener Zeit ſchrieb er die höchſt ſchätzbare „Hiſtorie der ehemaligen brandenburgiſchen Seemacht des Churfürſten Friedrich Wilhelm des Großen und der afrikaniſchen Compagnie, wie auch der brandenburgiſchen Beſitzungen auf der Küſte von Afrika, welche König Friedrich Wilhelm 1720 an die Holländer verkauft hat.“ Aus den, in dem Archiv zu Dresden gefundenen Depeſchen des öſterreichiſchen und ſächſiſchen Hofes arbei-

tete Herzberg (1756) binnen acht Tagen das berühmte Mémoire raisonné in drei Sprachen (lateiniſch, deutſch, und franzöſiſch) aus, das in unzählbarer Menge verſtreut wurde; in Wien allein wurden an einem Tage 210,000 Exemplare verkauft. Bald nachher ward er erſter Geheimerath oder Staatsſecretär beim auswärtigen Departement, und leiſtete während des Krieges dem Könige große Dienſte. Der Friedenstractat mit Rußland und Schweden (1762) war ſein Werk, und nun erſchien auch der wichtige Augenblick, wo die Abſchließung des Hubertsburger Vertrags ihm jenen denkwürdigen Lobſpruch aus dem Munde ſeines Königs: Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs, und den Poſten eines zweiten Staats- und Cabinetsminiſters (oder Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten) erwarb. Die erſte Theilung von Polen ſollte geſchehen (1772); ſie wäre vollbracht worden, auch ohne Preußens Theilnahme, das fühlte Herzberg, wie Friedrich ſelbſt, und da in ſolchem Falle Weſtpreußen weſentlich nothwendig ward für Preußens Vertheidigungsſtand, ſo war auch Niemand thätiger, als Herzberg, um Friedrichs näheſtes Recht auf jene (durch den Vertrag von Thorn 1466 von Preußen losgetrennte) Provinz unumſtößlich zu deduciren und durch die feinſten Rathſchläge das Gelingen ſeiner Abſichten zu befördern. Der Bayerſche Erbfolgekrieg und der Teſchner Friedensſchluß gaben ihm nachher viel Beſchäftigung und vergrößerten ſeinen Ruhm. Die Abſichten Oeſterreichs auf Bayern gaben bekanntlich (1785) die unmittelbare Veranlaſſung zu Friedrichs erhabenſtem Werke, zur Errichtung des Fürſtenbundes, wobei außer dem Könige ſelbſt und dem damaligen Kronprinzen, dem Miniſter Herzberg der größte Theil des Ruhms gebührt. (S. Bd. 2. der von Herzberg unter dem Titel: „Recueil des Déductions, Manifestes, Déclarations, Traités et autres Actes, qui ont été rédigés et publiés pour la Cour de Prusse," herausgegebenen Sammlung von Staatsſchriften.) In den letzten Lebenstagen Friedrichs des Einzigen war Herzberg einer der Wenigen, die der große König zu ſeiner täglichen Geſellſchaft in Sansſouci um ſich hatte. Herzberg konnte erwarten, mit dem Tode ſeines königlichen Freundes in eine politiſche Dunkelheit zurückgehen zu müſſen; Friedrichs Nachfolger aber gab ihm in kurzer Zeit mehrere Zeichen ſeiner Gnade und ſeines Vertrauens. Er ertheilte ihm den ſchwarzen Adlerorden, wählte ihn zu ſeinem Begleiter bei der Huldigungsannahme in Preußen und Schleſien, erhob ihn in den Grafenſtand, beauftragte ihn, die Huldigung in Pommern und der Neumark für ihn zu empfangen, übertrug ihm die auswärtigen Geſchäfte und ernannte ihn zum Curator der Akademie. — Herzberg erwarb ſich unter der neuen Regierung auch neue Verdienſte. Seine Bemühungen ſtillten die Unruhen in Holland. Außerdem beſchäftigte ihn vorzüglich die Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts, im Geiſte der Grundſätze, welche den Charakter des Fürſtenbundes ausmachen. Ein Reſultat hievon war die denkwürdige Reichenbacher Convention (1790), welche aber durch des Königs von Preußen Nachgiebigkeit für England und Holland auf eine ganz andere Baſis abgeſchloſſen wurde, als Herzberg früher gewollt hatte. Da er nicht durchdringen konnte, lieh er doch ſeine Feder zu der berühmten Generaldeclaration an Oeſterreich, welche dem Kaiſer Leopold die Bedingungen vorſchrieb, unter welchen Preußen und die Seemächte wollten, daß er Frieden mit der Pforte

ſchließen ſolle. Doch ließ jenes Mißlingen eines Planes, den er ſelbſt für ſein Meiſterſtück hielt, einen Stachel in Herzbergs Bruſt zurück, der durch mehrere, ſeiner einmal gereizten Empfindlichkeit ſchmerzlich fallende, Umſtände, worunter die Anſtellung zweier neuen Miniſter gehörte, immer mehr geſchärft wurde, ſo daß er endlich (im Mai 1791) ſeine Entlaſſung begehrte, die ihm aber nicht zugeſtanden und er nur von der Beſorgung einiger Geſchäfte des auswärtigen Departements entbunden wurde; er ſelbſt reducirte demnach allmählig ſeinen Wirkungskreis bloß auf die Curatel der Akademie und die Aufſicht über den preußiſchen Seidenbau, woneben ihn ſeine eigene ländliche Oekonomie lebhaft beſchäftigte, ſo wie die Geſchichte des großen Friedrichs, wozu er das geheime Archiv benutzen durfte, die er aber nicht vollendet hat. Das Gefühl dankbarer freundſchaftlicher Anhänglichkeit an den verklärten König war überhaupt das herrſchende, welches ihn in die Geſchäftsruhe begleitete. So brachte er ein Denkmal auf Friedrich, mit einer eigenen Aufopferung von 1000 Thalern, zu Stande; es beſtand aus einer marmornen Bildſäule von Schadow, die er ſelbſt durch eine Rede (am 10ten Oct. 1793) einweihte. Die zweite Theilung Polens (1793) und Preußens politiſches Verhältniß, das durch deſſen Theilnahme an der Coalition gegen Frankreich in eine gewiſſe Criſis gerathen war, brachte ihn zu dem Entſchluſſe, dem Könige ſeine Dienſte wieder anzubieten. Er that dies in drei Schreiben an Friedrich Wilhelm II. (im Juli 1794), welche nur Patriotismus, Weisheit und edles Selbſtgefühl athmen. Vielleicht war es dieſes Letztere, weßwegen der König ihn bitter zurückwies. Der Schmerz über verfehlte Wünſche und unbefriedigte Erwartungen mußten nothwendig ein Gemüth, wie Herzberg war, an den zarteſten Nerven angreifen. Elf Monate nach des Königs förmlicher bitterer Zurückweiſung nahm ihn das Grab auf. — Herzbergs Verdienſte um die Akademie der Wiſſenſchaften, in deren Intereſſe er die vorzüglichſten Gelehrten Preußens zu ziehen wußte, ſind nicht minder groß. Beſonders lag ihm deutſche Literatur und die Cultur der deutſchen Sprache am Herzen; ſein Plan zu einer Verbeſſerung derſelben nach Leibniz ſetzte die beſten Köpfe, die gründlichſten Gelehrten (Gedike, Zöllner, Teller, Meierotto, Ramler, Moriz) in Bewegung, und er widmete dieſen Arbeiten und der Ausführung vieler Vorleſungen, die er in der Akademie hielt, den größten Theil der Muße, welche ihm die Zurückgezogenheit von den Geſchäften gewährte. Mit bedeutenden Aufopferungen ließ er auch die Verbeſſerungen des vaterländiſchen Schulweſens ſich angelegen ſeyn; er ſuchte das Loos der armen Landſchullehrer beſonders dadurch zu erleichtern, daß er ihnen, bei ſeinen großen Bemühungen um die Cultur des Seidenbaues in Preußen, hierin einen Nebenverdienſt verſchaffte. Er ſelbſt legte auf dieſes Product der vaterländiſchen Induſtrie einen ſo hohen Werth, daß er einſt (1784) ſeinem Souverain an deſſen Geburtstage nichts angenehmeres zu erweiſen wußte, als daß er, der immer durch die höchſte Einfachheit im Aeußern ſich auszeichnete, an jenem Tage in einem prächtigen Sammetkleide erſchien, das von ſelbſt gewonnener Seide in Preußen gefertigt worden war. So wie hierin, wirkte Herzberg auch im Allgemeinen noch für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft, worin er auf ſeinem Gute Britz überall mit gutem Beiſpiele voranging. In ſeinem bürgerlichen Leben war Herzberg, deſſen ausdrucksvolle Phyſiognomie in rei-

nen Zügen den gebildeten Denker auf den erſten Blick verkündete, anſpruchlos, ſchlicht, patriarchaliſch; er ſah wenig Geſellſchaft bei ſich, und meiſtens nur Gelehrte, die ihm wegen ſeiner unendlichen Verdienſte, ſchätzbaren Kenntniſſe und um ſeines ſtaatsſchriftſtelleriſchen Charakters willen viele Verehrung und Anhänglichkeit zollten. Seine Offenheit und Geradheit wurde ihm als Diplomatiker oft zur Laſt gelegt; ſo liebenswürdig ihn jene ſchönen Eigenſchaften machten, ſo glaubte man doch, daß er in Beziehung auf ſeine Geſchäfte, deren Natur freilich mehr Verſchloſſenheit bedurfte, nicht hinlängliche Vorſicht und Klugheit beobachte. Vielleicht lag hierin ein Grund, daß man das Allerheiligſte des Cabinets zuletzt ganz vor ihm verſchloß, ja ſogar ſeine Correſpondenz in Geheim controllirte. Allein große Geneigtheit für Publicität überhaupt war ein weſentlicher Grundzug ſeines Charakters. In dieſem Geiſte ſprach er einſt in einer Vorleſung, welche er am Tage der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms II. in der Akademie hielt, die in dem Munde eines ſo alten ausgebildeten Diplomatikers um ſo ſinnvollern Worte: "jeder Staat, der ſeine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn ſie durch jene Publicität ins helle Licht vors Publicum geſetzt werden, die nur denjenigen Regierungen gefährlich iſt, die dunkle und verſteckte Schleichwege lieben;" und in dieſem Geiſte ſchrieb er einſt an Angelo Fabroni zu Piſa: — „recte faciendo neminem timeas!“ — I

Herzog bedeutet urſprünglich den Anführer eines Heeres (oder einer größern Abtheilung deſſelben), welcher vor demſelben herzog, und zugleich denjenigen, welcher in wichtigen Rechtshändeln, wo die Grafen als Unterrichter nicht entſcheiden durften, entſchied, im Allgemeinen aber in Zeiten des Friedens die höchſte Gewalt mittelbar oder unmittelbar, als Vorgeſetzter einer Landſchaft, ausübte. Eine ſolche Landſchaft erhielt den Namen Herzogthum; die Herzoge wurden Regenten, Beſitzer des Landes ſelbſt, und in dieſer Bedeutung verſteht man das Wort vorzüglich und jetzt ausſchließlich. Die älteſten Herzoge waren in Bayern, Sachſen, Schwaben und Franken. Nach und nach wurde die herzogliche Würde erblich, und geht der gemeinfürſtlichen vor. In Deutſchland, wo man im vierten Jahrhunderte (unter Conſtantin dem Großen) die erſte Spur davon vorfindet, hatten die Herzöge, ſo lange die alte Reichsverfaſſung dauerte, den Rang unmittelbar nach den Churfürſten. — Der Titel Erzherzog bedeutet den vornehmſten Herzog eines Reiches; die Herzoge von Lothringen und Brabant führten ihn; jetzt haben ihn vorzugsweiſe die Prinzen von Oeſterreich. Höher ſtand von jeher der Großherzog, als ſolcher, der mehrere Herzoge und Fürſten unter ſich haben ſoll; in der neuern Zeit führten die Regenten von Toscana dieſen Titel, den mit königlichem Range zur Zeit Napoleons mehrere deutſche Fürſten als Mitglieder des rheiniſchen Bundes erhielten, nähmlich: Baden, Heſſen (Darmſtadt), Berg, Frankfurt und Würzburg. Die Titel der drei letztern ſind ſeit 1814 weggefallen, dagegen hat ihn Sachſen-Weimar und Meklenburg angenommen, und für Preußen ſind zwei neue Großherzogthümer, Polen und vom Nieder-Rhein, errichtet worden.

Herzogenbuſch, (Bois-le-Duc) auch ſchlechtweg im Buſch genannt, eine befeſtigte Stadt im Königreich der Niederlande, mit 3200 Häuſern und 13300 Einwohnern, am Zuſammenfluß der Dom-

mel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Dieſt bilden. 5° 9′ Länge von Greenwich, 51° 40′ nördlicher Breite. Herzog Gottfried von Brabant ließ im Jahr 1184 hier einen Theil des Waldes ausrotten, und legte den Grund zu dieſem nachmals wichtigen militairiſchen Poſten. Die heutigen Feſtungswerke beſtehen in ſtarken Mauern und ſieben ſich gegenſeitig flankirenden Baſtionen, vorzüglich aber darinn, daß die ganze Umgegend nach Willkür unter Waſſer geſetzt werden kann. Zu ſeiner ſonſtigen Vertheidigung dienen die Forts Creve-Coeur, Iſabella, und St. Anton nebſt der im 18ten Jahrhundert erbauten Citadelle Papen-Briel. — Die Stadt hat vier Thore und drei Eingänge zu Waſſer. Die Kathedral-Kirche iſt eine der ſchönſten in den Niederlanden. Herzogenbuſch, welches in den Religionskriegen des 16ten Jahrhunderts viel gelitten, kam erſt 1629 an Holland. Den 14ten Sept. 1794 ſiegten hier die Franzoſen über ein engliſches Truppencorps. Den 9ten Oct. deſſelben Jahres ging es an Pichegrü über. Im Januar 1814 nahm es der preußiſche General v. Bülow.

Heſekiel, ſ. Ezechiel.

Heſiodus, einer der älteſten Dichter Griechenlands, von welchem noch Werke auf unſere Zeit gekommen ſind, war aus Kumä in der kleinaſiatiſchen Provinz Aeolien gebürtig, verließ aber als Jüngling ſeinen Geburtsort, und lebte nachher in Askra, einem Flecken in Böotien, am Fuße des Helikon. Hievon heißt er der Askräer. Nach Einigen ſoll er bei den Akarnanern die Wahrſagerkunſt ausgeübt haben, die, zumal in Böotien, mit der Poeſie in nahem Zuſammenhange ſtand. War er, wie Andere berichten, ein Prieſter im Tempel der Muſen auf dem Helikon, ſo konnte er leicht Poeſie und Prophetenkunſt gemeinſchaftlich üben. In ſeinem Alter wohnte er zu Lokris, und ſoll von zwei Lokriern, die ihn im Verdacht eines unerlaubten Umgangs mit ihrer Schweſter hatten, ermordet worden ſeyn. Seinen Leib warfen ſie ins Meer, Delphine aber brachten ihn ans Ufer; die Mörder wurden entdeckt und beſtraft. So lautet die gewöhnliche Sage; genau betrachtet wiſſen wir von ihm ſehr wenig Gewiſſes. Gleich über ſein Zeitalter iſt man ungewiß. Nach einer bekannten Sage hätte er einſt zu Chalkis einen Wettſtreit mit Homer, und erhielt den Preis. Demnach wäre er ein, wenn auch jüngerer, Zeitgenoſſe Homers. Herodot erklärt beide für gleichzeitig, und ſetzt ſie 400 Jahre vor ſeiner Zeit, alſo ungefähr 900 Jahre vor Chriſtus. Heſiodus ſelbſt erklärt ſich (Tage und Werke 172) dem nächſten Zeitalter nach dem trojaniſchen Kriege angehörig, aber freilich in einer Stelle, die der Kritik verdächtig iſt. Ueberhaupt hat dieſe mehrere Gründe für ein ſpäteres Zeitalter des Heſiodus. Johann Tzetzes berichtet, daß ſechzehn Werke den Namen Heſiods geführt haben. Von dreizehn wiſſen wir bloß die Titel noch, und können daher nur von dreien noch übrigen urtheilen. Dieſe ſind 1. die Theogonie, eine Sammlung der älteſten Mythen, hier zu einem Ganzen geordnet; das wichtigſte, aber auch ſchwierigſte von allen. An ſie ſchloß ſich vermuthlich der Catalog der Frauen an, aus deſſen viertem Geſang, die großen Eöen genannt, das Bruchſtück 2. Schild des Hercules ſeyn ſoll, welches jedoch offenbar aus zwei verſchiedenen Bruchſtücken an einander gereiht iſt, die ſchwerlich von demſelbigen Verfaſſer ſeyn können. (Ueberſ. von J. D. Hartmann, Lemgo 1794. Ausgabe von C. F. Heinrich,

Bresl. 1802. Schlichtegrolls archäol. Unterſuchung darüber, Jena 1790). Der Stoff der Theogonie iſt aus früheren Kosmogonien und Theogonien entlehnt, woraus ſich ſo manches Auffallende in Inhalt und Verbindung erklärt, denn man findet Verſchiedenheit der Mythen, die bald roher und unentwickelter, bald feiner und gebildeter ſind; und Verſchiedenheit der Erzählung, die bald kurz und ſchmucklos, bald weitläuftiger und verſchönert iſt. Aus mehrmaliger Wiederholung des nämlichen Mythus nach Verſchiedenen entſtand öfterer Widerſpruch; die Zuſätze und Einſchiebſel von Neueren zu den alten Dichtungen ſtörten die Harmonie des Tons. (Heyne de Theogonia ab Hesiodo condita in den Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. 2. 1779. Ausgabe von Wolf, Halle 1783. Briefe über Homer und Heſiodus von Hermann und Kreuzer. 1817.) Aus der didactiſchen Sammlung iſt ein Werk auf uns gekommen, welches den Titel führt: 3. Werke und Tage (Hauslehren t Heſiods moral. und ökonom. Vorſchriften. Griechiſch und Deutſch von J. D. Hartmann mit Anmerk. von L. Wachler, Lemgo 1792), ein didactiſches Gedicht über Landwirthſchaft, Tagewahl, untermiſcht mit Vorſchriften der Lebensklugheit für Erziehung, Hauswirthſchaft, Schifffahrt u. ſ. w. Deutlicher und dem Inhalt entſprechender iſt die Ueberſchrift, welche Tzezes wählte: Ethiſche und ökonomiſche Vorſchriften. In dieſem Werke, welches nach Pauſanias (9, 31), die Böotier allein für echt heſiodiſch anerkannten (bis auf die erſten 10 Verſe), erfahren wir von Heſiodus ſelbſt das Meiſte. Er und ſein Bruder Perſes lebten mit ihrem Vater zu Askra, und nährten ſich von Ackerbau und Viehzucht. Nach des Vaters Tode wurde das Vermögen unter beide Brüder getheilt, ungerechte Richter aber brachten den Dichter um die Hälfte ſeines Eigenthums, und ſprachen es ſeinem eben ſo habſüchtigen als verſchwenderiſchen Bruder zu. Ihm blieb nichts übrig, als ſeinen Reſt klug zu bewirthſchaften, und das gelang ihm ſo gut, daß er nichts ſchien eingebüßt zu haben. Seines Bruders Habe hingegen verminderten Trägheit und Vernachläſſigung der Wirthſchaft, und verleiteten ihn zu Rechtshändeln und Beſtechungen. Alle dieſe Umſtände veranlaßten gegenwärtiges Gedicht. Wer unſern Dichter in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit will kennen lernen, der leſe die gemüthliche Entwicklung dieſes Gedichts in J. G. Müllers Reliquien, Bd. I. S. 10 — 32. Uebrigens iſt nicht zu läugnen, daß bei Anordnung deſſelben ſich mancherlei Wiederholungen finden, aus denen einige auf die Einfalt des Heſiodiſchen Zeitalters, andere auf eine ſpätere Zuſammenſetzung des urſprünglich nicht ganzen Gedichtes ſchließen laſſen. Vernachläſſigung der Uebergänge deutet ebenfalls darauf hin. Nach allem dieſem ergibt ſich nun aber ohne Erinnerung, daß, den poetiſchen Charakter des Heſiodus anzugeben, ſo leicht nicht ſey. Wenn aber Dionyſius von Halicarnaß von ihm ſagt: Anmuth ſey ſein Ziel, in der Wahl der Worte ſuche er Weichheit, in der beifallswürdigen Wortſtellung Flüſſigkeit; wenn Vellejus ihn als einen Mann von ſehr feinem Geiſte rühmt, der durch die weichſte Süßigkeit der Geſänge merkwürdig ſey, und Quintilian ihm den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks zuerkennt: ſo wird ſchwerlich jemand dieſen Urtheilen widerſprechen. Hält man ihn vergleichend an Homer, ſo findet man, daß Heſiodus von dem ioniſchen Sänger ſich unterſcheide durch Mangel

an ſchöner epiſcher Entfaltung, durch Zuſammendrängen des Mannichfaltigen, durch Tendenz zum Didactiſchen; weßhalb der Gedanke die Dichtung überwiegt, welche häufig kälter und matter iſt, als die Homeriſche. Sieht man auf die Poeſie beider, wiefern ſie ein Denkmal der ſittlichen Cultur und Ausbildung ihres Zeitalters iſt, ſo findet man, daß die Heſiodiſche Weltanſicht ſich an die Homeriſche anſchließt. Beide ſind in Abſicht der Schätzung der Tugenden und Laſter größtentheils einander gleich, beide dringen gleich ſtark auf Ausübung der Gerechtigkeit, auf Heiligkeit des Eides, der Rechte der Gaſtfreundſchaft, auf Verſöhnlichkeit, aber nur unter der Bedingung hinlänglicher Genugthuung, aus Furcht vor der Strafe des Zeus. Doch deuten bei Heſiodus die immer wiederkehrenden Klagen über die geſchenkefreſſenden Könige und ihre falſchen Richterſprüche, nebſt den bittern Ausfällen auf das weibliche Geſchlecht, auf einen nachhomeriſchen Zuſtand der bürgerlichen Verfaſſung und Sitten, auf einen Mittelzuſtand, wie er in dem gährenden Uebergange zwiſchen der Herrſchaft heroiſcher Könige und dem Republikanismus Statt finden konnte, von dem ſich ſchon beſtimmtere Spuren zeigen. — Die vorzüglichſten Ausgaben dieſes Dichters ſind von Dan. Heinſius 1603, 4.; von Robinſon, Oxf. 1737, 4.; Lösner, Leipzig 1787. Ueberſetzungen der ſämmtlichen Gedichte beſitzen wir von Chr. Heinr. Schütze, Hamb. 1797, und J. H. Voß, Heidelb. 1806. — Man ſehe übrigens: Ueberſ. d. Gedichte des Heſiodus, ihren Urſprung und Zuſammenhang mit denen des Homer, von Fr. Thierſch. dd.

Heſperiden. Heſiod, der ſie in der Theogonie Kinder der Nacht nennt, ſingt von ihnen:

> Heſperiden zugleich, jenſeit der Okeanosſtrömung,
> Die Goldäpfel bewachen, und Goldfrucht tragende Bäume.

(Nach Andern waren ſie Töchter des Atlas, oder des Zeus und der Themis, oder auch der Keto und des Phorkys). Dieſe helltönigen Heſperiden werden den Gorgonen gegenüber und an den Atlas geſetzt. Ihr Mithüter iſt ein Drache, von Heſiodus Ladon genannt. Nach Apollonius hießen die Heſperiden Heſpere, Erytheis und Aegle; nach Apollodor Aegle, Erytheia, Heſtia, Arethuſa; nach Lutatius Aegle, Arethuſa, Heſperie. Die goldnen Aepfel, welche ſie bewachten, waren ein Brautgeſchenk, welches die Erde der Juno bei ihrer Vermählung gab, und welche ſeitdem in dem Garten dieſer Göttin prangten. Dieſen Garten aber haben wir nach Heſiod auf einer weſtlichen Oceaninſel, nach Pherecydes am Fuße des hyperboreiſchen Atlas zu ſuchen. Bekanntlich war es des Hercules elftes Abentheuer, dieſe Goldäpfel zu holen (S. Hercules). Der Held erſchlug daher den hundertköpfigen Drachen mit den vielerlei Stimmen, die Mädchen flohen, — oder Atlas ging zu ihnen und holte die Aepfel. Genug, ſie wurden dem Euryſtheus gebracht, der ſie dem Hercules und dieſer wieder der Minerva ſchenkte, von welcher ſie an ihre vorige Stelle zurückgebracht wurden.

Heſperus, ein Sohn oder Bruder des Atlas, und großer Freund der Sternkunde. Das Volk verehrte ihn göttlich, und benannte nach ihm den ſchönſten Stern am weſtlichen Himmel, den Abendſtern, den Planeten Venus. Nach Andern war er ein Sohn

der Venus und des Cephalus, und wurde wegen ſeiner Schönheit auch mit dem Namen ſeiner Mutter bezeichnet.

Heß (Ludwig), ein Landſchaftsmaler in Zürich, welcher ſeine vaterländiſche Natur mit einer ſo hinreißenden Wahrheit darzuſtellen wußte, daß ihm faſt dieſelbe Genugthuung ward, welche einſt Zeuxis um ſeiner Trauben willen empfing; denn noch hatte Heß das vierzehnte Jahr nicht erfüllt, als bei einer ſeiner Zeichnungen ein appenzeller Aelpler verwunderungsvoll in die Worte ausbrach: „ſchau! ſchau! ordetli hät er d'Berg abgeſchriebe." Heß, geb. 1760, war der Sohn eines Fleiſchers, und für das Handwerk des Vaters erzogen. Doch ſehr früh, wovon die eben erzählte Anekdote den Beweis führt, entwickelte ſich in ihm das Talent für eine Kunſt, für die er eigentlich geboren war; er ward mit Geßner bekannt, und der Umgang mit demſelben wirkte entſchieden günſtig auf den beginnenden Künſtler, der die Natur mit dem Pinſel copirte, während ſein liebenswürdiger Freund und Lehrer in ſeinen Dichtungen ſowohl, als auch ſelbſt mit dem Pinſel ihm muſterhaft voranging. Selbſt ſeine urſprüngliche Beſtimmung zum väterlichen Gewerbe gab ihm vielfache Veranlaſſung, die Natur zu ſtudiren, und er that dies auch, vertieft in ihr Anſchauen, begeiſtert von dem in ſeinem Innern aufglimmenden Funken, auf ſeinen Wanderungen beim Viehhandel. Doch bald gab er ſich bloß der Kunſt hin, und in kurzer Zeit hatte Heß im Vaterland wie im Auslande einen Namen ſich erworben. Noch hatte er ſeinen Wunſch, Italien zu ſehen, nicht befriedigen können; im September 1794 war es ihm endlich möglich; nach zwei Monaten war er in die geliebte Heimath zurückgekehrt, welcher der Sturm ſich ſchon nahete, der die ſichere Ruhe Helvetiens bedrohete und vernichtete. Heß war genöthigt, um des täglichen Unterhalts willen, den größten Theil ſeiner Zeit auf das Kupferätzen zu verwenden; das damit verbundene anhaltende Sitzen, im Verein mit der leidenſchaftlichen Heftigkeit, mit welcher er dieſe neue Beſchäftigung ergriff, zerſtörten ſeine Geſundheit: ſein Körper konnte einem damals dort herrſchenden Gallenfieber nicht widerſtehen; er ſtarb am 12ten April 1800, und hinterließ eine troſtloſe Gattin, die an Gemüth und Kunſtſinn ihm gleich war. Vorzüglich waren die Alpenmaſſen die Gegenſtände ſeines Studiums und ſeines Fleißes; aber auch andere Gegenden nahm er auf, doch in der Regel nur ſolche, die nicht ſchon einmal dargeſtellt worden waren. Treue, fleißige Darſtellung, Harmonie, herrliche Colorit, gefälliges Kühnheit des Pinſels charakteriſiren ſeine Bilder, deren ſehr viele faſt durch ganz Europa zerſtreut ſind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von ſeinen Meiſterſtücken nennen wir nur den Montblanc, den Alpenmorgen, den Abend am Lago maggiore, den Alpſee des glarneriſchen Murgthales, den Grütli und Tells Capelle in der hohlen Gaſſe.

Heß (Carl), einer der vorzüglichſten deutſchen Kupferſtecher unſerer Zeit, gegenwärtig in München mit dem Titel als Profeſſor bei der Kunſtakademie angeſtellt, iſt in Darmſtadt 1760 geboren. Er ſtudirte in Manheim und Düſſeldorf, und arbeitete in letzterer Stadt ſeine ſchönſten Sachen. Wir rechnen zu dieſen, ſieben Blätter nach ſo viel Gemälden von Rembrandt und den berühmten Charletan nach Gerard Douw; eine Faunengeſellſchaft nach Pouſſin; die Himmelfahrt nach Guido Reni; und insbeſondre Ruben

mit ſeiner erſten Frau. Seine Blätter in einer Reihe von Jahrgängen des Mohnſchen Taſchenbuchs (Düſſeldorf bei Schreiner) ſämmtlich nach den beſten Bildern der düſſeldorfer Gallerie, gehören zu den ausgezeichnetſten dieſer Art. In neueſter Zeit hat er dergleichen auch für das Taſchenbuch Urania (im Verlage des Herausgebers dieſes Lexicons) geliefert, die ſich ſehr auszeichnen. Einer ſeiner Söhne hat ſich zum Schlachtenmahler gebildet, und begleitete in dem Feldzuge von 1814 das bayerſche Armeecorps. Ein treffliches Gemälde von der Schlacht bei Arcis für den König von Bayern hat ihm die Bewunderung aller Kenner erworben.

Heß, (D. J. L. von), ein geiſtreicher Schriftſteller und für die deutſche Sache, insbeſondre für Hamburg ſehr thätiger Mann, war im J. 1813 Oberbefehlshaber der Bürgergarde von Hamburg, die er nebſt Friedrich Perthes, einem wackern hamburger Bürger, organiſirt hatte. Durch einen Eilboten, welchen Heß d. 12ten März (noch ehe ſich der König v. Preußen gegen Napoleon erklärt hatte) 1813 nach Ludwigsluſt an den ruſſ. Oberſten von Tettenborn abfertigte, erhielt dieſer die Nachricht von dem Abzuge der Franzoſen aus Hamburg. Nach dem Einrücken der Ruſſen in Hamburg ſtellte ihn Tettenborn an die Spitze der auf 7200 Mann angeſetzten Bürgergarde. Ueber die darauf folgenden Ereigniſſe gibt die Schrift des H. v. Heß: Agonien der Republ. Hamburg im Frühjahre 1813 viele Aufſchlüſſe. Er behauptet, daß mehrere Hamburger Rathsherrn den däniſchen Commandanten Haffner in Altona beauftragt hätten, insgeheim, und ohne Vorwiſſen Tettenborns und der Befehlshaber der Hamburger Bürgermacht, mit den franz. Generalen Davouſt und Vandamme wegen der Uebergabe Hamburgs zu unterhandeln. J. v. Heß hat ſich noch durch folgende Schriften rühmlich bekannt gemacht: Verſuche zu ſehen, Hamburg 1796 und 1800. 2. B. Reiſen durch Deutſchland, die Niederlande und Frankreich 7. B. 3 A. 1802. Topogr. polit. hiſtor. Beſchreibung der Stadt Hamburg 2 A. 1812 3. B. Auch ſtehn mehrere intereſſante Aufſätze von ihm in der Minerva von Archenholz, und in dem Journale Frankreich.

Heſſen. Der Urſprung der Heſſen, einer der achtbarſten deutſchen Völkerſchaften, verliert ſich in die älteſte Kunde von den Germanen, wo ſie unter dem Namen Katten dargeſtellt werden; doch waren von der früheſten Zeit an im Allgemeinen ſchon die von uns als Heſſen bekannten Landſtriche ihre Wohnſitze; aber es wanderte aus ihnen ſchon vor Chriſtus ein Theil in die Niederlande, wo ſie Bataver hießen. Die zuverläſſigere Geſchichte erwähnt ihrer unter dem Kaiſer Auguſt; Germanicus, des Druſus Sohn, beſiegte ſie, verbrannte ihre Hauptſtadt Mattium (Marburg) und führte eine kattiſche Fürſtentochter mit einem ihrer Prieſter in ſeinem Triumphzug auf. In der Folge gehörten ſie zu dem großen Frankenreiche. Nach vor Carl dem Großen wurden unter den Auſpicien des mainziſchen Erzbiſchofs Bonifacius die Kirchen zu Hersfeld, Fritzlar und Amöneburg gegründet. Nach dem Vertrage von Verdün, durch den Deutſchland von Frankreich getrennt wurde, ward Heſſen von fränkiſchen Herzogen regiert, bis es unter die unmittelbare Regierung der deutſchen Könige kam. Bis faſt in die Mitte des 13ten Jahrhunderts war die Geſchichte Heſſens mit der thüringiſchen verſchmolzen, und erſt nachdem Heinrich der Erſte (das Kind) von

Brabant (Sohn von Sophia, Tochter des thüringiſchen Landgrafen, Ludwig IV., welche Heſſen als Allodium ererbt hatte, und Herzogs Heinrich II. von Brabant) nach einem heftigen Kampfe mit dem Hauſe Meißen zum ruhigen Beſitz Heſſens gelangt war (1263), wurde dieſes vom König Adolph von Naſſau zu einem lehnbaren Reichsfürſtenthum (11ten Mai 1292), und ſein Regent ſammt deſſen Nachkommen zu Reichsfürſten erklärt. Caſſel ward des Landgrafen Heinrichs I. Reſidenz; er erbaute ſich dort ein Schloß. Sein Tod veranlaßte die Theilung ſeiner Staaten unter ſeine beiden Söhne Otto und Johann, in Ober- und Niederheſſen; der letztere ſtarb (1311) ohne Erben, und Otto war nun alleiniger Herr der geſammten heſſiſchen Lande. Sein Sohn Heinrich II. (der Eiſerne genannt, 1328) erwarb Treffurt, einen Theil der Herrſchaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden, und mehrere bedeutende Güter. Nachdem er länger als hundert Jahre gelebt hatte, ward ſein Neffe Herrmann, den er nach dem Tode ſeines Sohnes (Otto, der Schütz genannt) zu ſeinem Mitregenten erklärt hatte, ſein Nachfolger; wegen ſeiner zu Paris und Prag zur frühern Beſtimmung als Geiſtlicher getriebenen Studien hieß er der Gelehrte; doch hatte er wenige Freunde unter der zahlreichen Ritterſchaft ſeines Landes; mehrere Conföderationen bildeten ſich wider ihn; der Bund der Sternritter, der Geſellen der alten Manne, der Falkner, der Hörner, der Ritter vom grimmigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm viel zu ſchaffen; die damaligen Streitigkeiten in Rom wegen Mainz zogen ihm zwar einen ernſtlichen Kampf mit Adolph von Naſſau zu, verſchafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er käuflich die Hälfte der Grafſchaft Eisberg und die Herrſchaft Wolkersdorf. Sein Sohn, Ludwig I., folgte ihm, nachdem deſſen drei ältere Brüder geſtorben waren; er vereinigte mit ſeinen Staaten Ziegenhayn und Nidda, erhielt die Advocatie über die Herrſchaft Corvei und die Lehnherrlichkeit über Waldeck. Zwei ſeiner vier Söhne, Ludwig II. und Heinrich III., theilten das väterliche Erbe; der erſtere erhielt Niederheſſen mit Caſſel, der letztere Oberheſſen mit Marburg. Ein zwiſchen ihnen wegen dieſer Theilung entſtandener Krieg endigte ſich damit, daß Ziegenhayn mit Oberheſſen vereinigt wurde. Als Ludwig II. geſtorben war (1471), übernahm der Oheim ſeiner beiden Söhne, Wilhelm I. und II. die vormundſchaftliche Regierung, bis der erſtere, nach des Oheims (Heinrichs III.) Tode (der durch Heirath die Grafſchaft Katzenellenbogen an Heſſen gebracht hatte), die Regierung in Niederheſſen und Wilhelm II. die in ſeinem Antheile antrat. Jener aber wurde auf der Rückkehr aus Paläſtina blödſinnig und Heinrich III., Sohn Wilhelms III. (der Mittlere), brach den Hals, und ſo ſah ſich Wilhelm II. im Jahre 1500 im alleinigen Beſitz der nun wieder vereinigten geſammten heſſiſchen Lande, welche er (1509) ſeinem fünfjährigen Sohne Philipp (in der Folge der Großmüthige genannt) hinterließ. Während ſeiner Minderjährigkeit ward Heſſen zuerſt von einem aus dem Adel gebildeten Landregimente und ſodann, nach vergeblichen Verſuchen des noch lebenden blödſinnigen Wilhelms I. und des Churfürſten Friedrich von Sachſen, ſich der Regierung zu bemächtigen, von der Landgräfin Mutter in Verbindung mit den Landſtänden regiert. Die damaligen Unruhen in Deutſchland veranlaßten den Kaiſer Maximilian, den jungen Landgrafen in ſeinem vierzehnten Jahre für volljährig zu er-

klären (1518), da dieſer bereits verrieth, was ſeine Kraft einſt leiſten würde. Dem Unweſen des bekannten Franz von Sickingen machte Philipp bald ein Ende (1523), warf ſich im Bauernkriege den Aufrührern entgegen, und vernichtete ſie (1526), war aber zugleich der eifrigſte Beförderer der Reformation, die er (nebſt einer neuen Kirchenordnung) in Heſſen einführte. Die Klöſter hob er auf, und ſtiftete aus Kloſtergütern die Univerſität Marburg und vier große Hoſpitäler. So veranſtaltete er auch das berühmte Religionsgeſpräch zwiſchen Luther und Zwingli, in der Abſicht, ſie zu vereinigen (1529), und übernahm mit Sachſen die Direction des ſchmalkaldiſchen Bundes. Die Schlacht bei Mühlberg, die den Kaiſer Carl V. ſo übermächtig machte, war von dem bedeutendſten Einfluß auch auf Philipps Schickſal. Als Gefangener des Kaiſers mußte er fünf Jahre lang ſich in Carls Gefolge herumführen laſſen, während welcher Zeit Heſſen unendlich viel litt. Nach ſeiner Loslaſſung regierte er mit dem friedfertigſten Sinn, und theilte ſeine Lande durch ein Teſtament (1562) in vier Theile unter ſeine Söhne, Wilhelm IV., Ludwig III., Philipp und Georg; der erſtere erhielt die Hälfte des Länderbeſtandes mit Caſſel, der zweite ein Viertheil mit Marburg, Philipp ein Achttheil mit Rheinfels, und Georg ein Achttheil mit Darmſtadt. Aber Philipp ſtarb 1585. Ludwig III. ſtarb 1604, jeder ohne Erben, und ſo verblieben nur die beiden Hauptlinien von Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt. (S. die Artikel Caſſel und Darmſtadt.) Die ſämmtlichen heſſiſchen Beſitzungen begreifen einen nicht zuſammenhängenden Strich Landes im ſüdweſtlichen Theile Deutſchlandes, und enthalten 380 Quadratmeilen mit 1,196,000 Einwohnern.

Heſychaſten, d. h. Ruhende, Stille, war der Name einer Partei unter den Mönchen auf dem Berge Athos, welche ſich im 14ten Jahrhundert durch eine der ſeltſamſten Schwärmereien hervorthat. Den Nabel hielten ſie für den Sitz der Seelenkräfte und folglich auch für den Gegenſtand der Intuition. Sie glaubten im Gebet, das Kinn auf der Bruſt liegend und die Augen unverwandt auf den Nabel gerichtet, nach langem Beharren endlich das göttliche Licht ſinnlich zu ſehen und der Wonne des Anſchauens Gottes genießen zu können. Dieſes Licht, in dem die Gottheit wohnt und das aus ihr fließt, erklärten ſie für unerſchaffen und doch von dem Weſen der Gottheit unterſchieden. In einem Streit über die Natur dieſes Lichtes, wo der calabriſche Mönch Barlaam gegen ſie auftrat, gewannen ſie unter dem Schutze des griechiſchen Kaiſers Andronikus Paläologus des Jüngern und durch den Eifer ihres Vertheidigers Palamas, Erzbiſchofs von Theſſalonich, auf einer Synode zu Conſtantinopel 1341 die Oberhand. Eine Regierungsveränderung entriß den Nabelbeſchauern ſpäterhin dieſen Sieg wieder, und andere Streitfragen der Kirche brachten einen Wahn in Vergeſſenheit, der an den Quietismus des 17ten Jahrhunderts erinnert und phyſiologiſche Aufklärungen über die Möglichkeit ſeines Entſtehens vielleicht durch den Magnetismus des 19ten erhalten kann. E.

Heſychius, berühmt als Verfaſſer eines nur verſtümmelt und mit Zuſätzen verfälſcht auf uns gekommenen griechiſchen Gloſſariums, das er theils aus ältern Sprachlehren ſammelte, theils aber auch mit vielen Wörtern und Beiſpielen aus Homer, den dramatiſchen und lyriſchen Dichtern, Rednern, Aerzten und Geſchichtſchreibern vermehrte und erläuterte, war aus Alexandrien gebürtig, und lebte

nach Einigen gegen Ende des dritten, nach Andern im fünften oder ſechsten Jahrhundert nach Chr. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts bekannt. Die beſte Ausgabe ſeines Gloſſars iſt von Alberti und Ruhnken.

Hetären (von ἑταῖρα, die Freundin) nannten die Griechen, im Gegenſatze der Hausfrauen, ihre Buhlerinnen, Concubinen, Maitreſſen, Courtiſanen. Ja ſelbſt Venus wurde unter dem Beinamen Hetäre (die buhlende) an einigen Orten verehrt, und ihre Prieſterinnen Hetären genannt. Hetären hießen alſo Prieſterinnen der Venus im eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Letztere waren gemeiniglich fremd; ja an den Orten, wo man ſtolz auf angebornes Bürgerrecht war, z. B. in Athen, wurden die fremden Frauen von den eingebornen meiſt verachtet und durch die Geſetze zurückgeſtellt; daher mit dem Namen einer Fremden eine üble Bedeutung allgemein verbunden war. Der Hetären gab es zwar verſchiedene Claſſen; jedoch verbietet der den Griechen angeborne Schönheitsſinn, und die natürliche Grazie, welche unter ihnen gleich einem äußern Geſetze herrſchend war, und ſich daher auch über den freien Umgang der Geſchlechter erſtreckte, ſie mit den Buhldirnen der Neuern zu vergleichen. Denn nicht nur daß der Genuß weniger öffentlich und feil war, ſo kennen wir auch unter dieſem Namen mehrere Frauen und Mädchen, welche durch ihren Geiſt, durch ihre mannichfaltigen politiſchen und andern Kenntniſſe, und durch die höchſte Feinheit ihres Umgangs die gebildetſten Staatsmänner und Philoſophen (Perikles, Alcibiades, Platon, ja ſogar einen Sokrates) um ſich verſammelten, und wegen dieſer ſeltnen Verbindung von Geiſt und Anmuth in der Culturgeſchichte dieſes Volks berühmt geworden ſind. Zu dieſen gehört die bekannte Aspaſia, deren politiſcher Einfluß eben ſo bekannt iſt, als daß ſie des Perikles und Sokrates Lehrmeiſterin in der Beredſamkeit genannt wird, Leontium, Theodata u. A. Mehr durch buhleriſche Künſte bekannt ſind Cratina, Lais, Phryne u. A. Aus dem angegebenen Grunde wurden ſie auch durch die bildenden Künſte ausgezeichnet. Der große Bildhauer Praxiteles bildete die letztere in einem marmornen und goldenen Bilde; auch war ſie ihm Modell bei ſeinen Venusbildern. Sein Sohn Cephiſſodor machte ſich, wie mehrere andere Künſtler, durch Hetärenſtatuen bekannt. Eine anſchauliche Vorſtellung von dem Leben der Hetären erlangt man durch Wielands Menander und Glycerion und Ariſtipp.

Heterodox und Heterodoxie kommt von zwei griechiſchen Worten her, welche anders meinen und glauben bedeuten. Vorzugsweiſe aber wird eine ſolche Meinung heterodox genannt, welche dem öffentlich angenommenen Begriff einer Kirche widerſtreitet, und, nach den Grundſätzen dieſes Lehrbegriffs beurtheilt, Irrlehre iſt. In der katholiſchen Kirche pflegt man diejenigen, welche ſich von dem öffentlichen durch die Autorität der Concilien und die Ausſprüche der Päpſte beſtätigten Lehrbegriffe entfernen, Häretiker zu nennen, da man ſich hingegen in der proteſtantiſchen Kirche des mildern Ausdrucks Heterodoxen, anders Meinende und Lehrende, bedient hat. Das Gegentheil der Heterodoxie iſt die Orthodoxie (ſ. d. Art.). Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrere Theologen in der proteſtantiſchen Kirche auftraten, welche den Lehrbegriff bald in dieſen, bald in jenen Theilen

verändern wollten, entſtanden dadurch vielfältige Streitigkeiten zwiſchen den Neuerern und den Vertheidigern der alten Lehre und die Namen Orthodoxie und Heterodoxie, Orthodox und Heterodox waren an der Tagesordnung. Allmählig indeß ward manche dieſer Streitigkeiten ausgeglichen, und unverkennbar ſind die ſtreitenden Parteien einander näher gerückt, indem man von der einen Seite manches Unhaltbare aufgab und von der andern Seite einſah, daß man in vielen Stücken zu weit gegangen ſey und Lehren in Anſpruch genommen habe, welche in der Vernunft wie in der Schrift hinreichend begründet ſind.

Heterogen und Homogen. Unter heterogenen Dingen verſteht man überhaupt ſolche, welche verſchiedener Gattung oder Natur ſind, im Gegenſatz von Homogen, womit man Dinge gleicher Gattung, von gleichen Beſtandtheilen bezeichnet. Eine beſondere Anwendung macht man von beiden Begriffen in der Muſik, wo man ſie den Bedeutungen von diatoniſch und enharmoniſch gegenüber ſtellt, indem man unter homogenen Tönen ſolche verſteht, welche in Rückſicht auf Schreibart mit der Tonleiter eines angenommenen Grundtones näher verwandt und verbunden ſind, als andere, nämlich die heterogenen Töne. So wird z. B. der Ton Fis mit der harten Tonart von G homogen (diatoniſch), dagegen der Ton Ges heterogen (enharmoniſch) ſeyn, da Ges mit jener Tonart entferntere Beziehungen als Fis hat.

Heteroscii (Verſchiedenſchattige), nannten die Alten die Bewohner der gemäßigten nördlichen Zone gegen Norden und die Bewohner der gemäßigten ſüdlichen Zone gegen Süden, deren Mittags-Schatten ſich ſtets nur nach einem der beiden Pole hin neigen.

Hetmann oder Ataman iſt der Titel des Oberhauptes (Feldherrn) der Koſaken. Dieſer Titel ſoll von dem altdeutſchen Worte Het (Haupt) herkommen. Als die Koſaken noch unter polniſcher Oberherrſchaft ſtanden, ſetzte ihnen der König Stephan Batori (1576) einen oberſten Befehlshaber, unter dem Titel eines Hetmanns, vor, und gab dieſem, zum Zeichen ſeiner Würde, eine Fahne, einen Commandoſtab und ein Siegel. Dieſe Zeichen der Würde ſind noch jetzt üblich, und werden dem Hetmann überall nachgetragen. Der Hetmann wird von den Koſaken ſelbſt gewählt, aber vom Kaiſer beſtätigt. Als die Koſaken im Jahr 1654 ſich den Ruſſen unterwarfen, wurde ihre ganze Verfaſſung beibehalten. Aber nachdem der bekannte Hetmann Mazeppa 1708 die Partei Carls XII. ergriff, in der Abſicht, ſich wieder mit Polen zu vereinigen, ſchränkte Peter I. die Koſaken ſehr ein, und die Stelle eines Hetmanns blieb öfters eine Zeit lang unbeſetzt. Als im Jahr 1750 der Graf Raſumowsky zum Hetmann gewählt wurde, erhielt er, ſtatt der ehemaligen Domainen und Zolleinkünfte, 50,000 Rubel jährlichen Gehalt. Catharina die Große hob die ukrainiſche Hetmannswürde gänzlich auf, und verordnete dafür eine Regierung von acht Mitgliedern. Die doniſchen Koſaken haben ihren Hetmann immer behalten; zwar iſt ſeine ehemalige große Gewalt ziemlich beſchränkt worden, allein er iſt im Frieden immer noch mehr Regent als bloßer Feldherr und Gouverneur. (Vergl. den Artikel Koſacken).

Hetrurien ſ. Etrurien.

Hetſch, einer der vorzüglichſten jetzt lebenden deutſchen Hiſtorien- und Porträtmaler, königl. wirtemberg. Galleriedirector und

Adjunct bei der neuen Akademie der ſchönen Künſte. Er iſt ein geborner Würtemberger, gegen 1760 geboren, ſtudirte zu Stuttgart unter Quibal, und nachher auf herzogl. Koſten mit Heideloff und Scheffauer zu Rom. Er kam 1787 nach Stuttgart zurück. 1796 ging er zum zweitenmal nach Rom. Den Sommer 1818 verlebte er in Leipzig. Mehrere und ſeine ſchönſten hiſtoriſchen Compoſitionen befinden ſich in dem königl. Schloſſe zu Stuttgart. Wir nennen von ihnen Tullia, wie ſie über den Leichnam ihres ermordeten Vaters wegfährt, den blinden Oedip, wie ihm Theſeus ſeine beiden Töchter, Ismene und Antigone, zuführt; Regulus, wie er von ſeiner Familie Abſchied nimmt, um nach Carthago in die Gefangenſchaft und zum Tod zurückzukehren; Daniel in der Löwengrube; Odin, wie er die Zauberin von ihrem tauſendjährigen Schlafe erweckt, um von ihr die Zukunft zu erfahren, und Brutus Abſchied von Porcia.

Heuſchrecken, eine Inſectengattung aus der Ordnung der Halbkäfer. Die zahlreichſte unter allen Arten iſt die Zugheuſchrecke, welche von allen Inſecten den Menſchen am meiſten ſchaden kann. Man bemerkt von Zeit zu Zeit, jedoch in der neuern Zeit weniger als in der ältern, in den verſchiedenſten Weltgegenden ungeheure Züge dieſer furchtbaren Inſecten, wo ſie dann in wenigen Tagen ganze Landſtriche verheeren. Bei ihrem Anzuge wird ſelbſt die Luft verdunkelt. Dies war unter andern im Jahr 852 der Fall, als unzählbare Schwärme von Morgen gegen Abend zogen. Solche Züge geſchehen immer bei Sonnenaufgang. Deutſchland iſt ſeit 1750 gänzlich mit dieſer großen Plage verſchont geblieben. In Arabien und im nördlichen Afrika wird dieſe Wanderheuſchrecke häufig genoſſen.

Heviſtik oder Heuriſtik (Erfindungskunſt oder Anweiſung [Theorie], methodiſch Erfindungen zu machen, ſo wie die Methode der Erfindung ſelbſt). Es gibt keine beſondere Erfindungskunſt, weil jede eigentliche Kunſt von Erfindung (ſ. d. Art.) ausgeht. Die Erfindung in den Künſten aber beruht auf dem feinen Spiele der Phantaſie und des Gefühls, und kann daher nicht auf Regeln gebracht werden. Die Wiſſenſchaft aber iſt Sache des Verſtandes, welcher die Ideen entwickelt, oder die Erfahrung nach Ideen ordnet, und dieſe Erfindung und Ausbildung der Wiſſenſchaft iſt an beſtimmte Regeln gebunden, nach welchen der Verſtand verfährt, wenn er ſelbſtthätig und ohne Mittheilung durch Unterricht wirkſam iſt, und deren Inbegriff wir Heviſtik oder heviſtiſche Methode nennen. Zwar erfodert das Erfinden im Gebiete der Wiſſenſchaft auch nothwendig eine beſondere Anlage und einen hohen Grad der Geiſteskraft, welcher nur wenigen zu Theil worden iſt und oft ohne klares Bewußtſeyn dieſer Regeln, ja am öfterſten unmethodiſch wirkſam iſt. Deſſen ungeachtet bleibt es wichtig, ſich dieſelben klar zu entwickeln, und ebenfalls für ſich kennen zu lernen, um ſo mehr, da beim wiſſenſchaftlichen Forſchen das Bewußtſeyn ſeiner eignen Thätigkeit ſicherer leitet und von manchen Abwegen der Unterſuchung zurückhält. Es gibt aber gewiſſe allgemeine Regeln der wiſſenſchaftlichen Erfindung, woraus ſich durch Beziehung auf beſondere Wiſſenſchaften beſondere Regeln ergeben. Erſtere werden gewöhnlich unter dem Namen einer allgemeinen Heviſtik in der Logik oder Verſtandeslehre und zwar in demjenigen Theile der angewandten allgemeinen Logik, von Andern in der allgemein wiſſen-

ſchaftlichen Encyklopädie, Methodologie oder Hodegetik vorgetragen, welcher von der Erweiterung der Erkenntniſſe handelt. Sie kann nur höchſt allgemeine Regeln aufſtellen. Letztere gehört zu den Methodologien der beſondern Wiſſenſchaften, für welche ſie beſtimmt iſt. Wir wollen zuvörderſt die wichtigſten Punkte der allgemeinen Hevriſtik mittheilen, welche früher von J. L. Dommerich (die Mnemonik und Hevriſtik nach ihren erſten Zügen ntworfen. Halle 1765) und Degen (Tentamen theoriam heuriſticae generalis adumbrandi. Havniae 1798. 8.) beſonders abgehandelt worden iſt. Alles methodiſche Erfinden iſt ein abſichtliches Nachdenken über gewiſſe Gegenſtände (Meditation), welches analytiſch oder ſynthetiſch ſeyn kann, indem man von Folgen auf neue Gründe oder umgekehrt fortgeht *), und es gelten hier die Regeln und Erfoderniſſe der Meditation. Die hauptſächlichſten ſind folgende: Man ſuche ſich vor allem in einen ruhigen Gemüthszuſtand zu verſetzen, oder erwarte dieſen, und ſtelle ſich den Zweck ſeines Nachdenkens in Form einer deutlichen Frage oder Aufgabe dar, wozu die Antwort oder Auflöſung geſucht wird. Bei jeder Aufgabe iſt etwas gegeben (datum), und damit ſteht in Verbindung etwas, was geſucht wird (quaeſitum). Beides muß zuerſt unterſchieden werden. Wo keine data vorhanden ſind, da iſt auch keine Aufgabe. Die gegebenen Stücke müſſen, um die Aufgabe beſtimmt löſen zu können, vollſtändig, nicht blos verneinend, und mit dem Geſuchten in dem Zuſammenhange von Grund und Folge ſtehen. Was das Geſuchte anlangt, ſo überzeuge man ſich zuerſt von der Möglichkeit der Aufgabe — ſie iſt objectiv unmöglich, wenn die Frage einen Widerſpruch in ſich ſchließt, alle data fehlen oder das Gegebene dem Geſuchten widerſtreitet — ſie iſt ſubjectiv unmöglich, wenn man die gehörigen Vorkenntniſſe und Fähigkeiten nicht beſitzt; man unterſuche daher erſt reiflich, in welchem Gebiete oder unter welchem höheren Begriffe der geſuchte Gegenſtand liegt, und da die Frage einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn kann, ſo unterſcheide man den Hauptgegenſtand und die Nebengegenſtände der Unterſuchung, und richte auf erſtern ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Ferner ſuche man, auf welchem Wege man am ſicherſten zur Erkenntniß des geſuchten Gegenſtandes gelange, und ſuche das Gegebene mit dem Geſuchten in das Verhältniß von Folge und Grund zu bringen. Während der Unterſuchung ſelbſt ſuche man ſich ſtets den Punkt, wo man ſteht, und das Ziel, zu welchem man hinſtrebt, gegenwärtig zu erhalten, und ſuche ſich die Aufgabe durch Vergleichung verwandter Aufgaben, Analogie, Bilder, Beiſpiele möglichſt deutlich zu machen. Das durch Nachdenken Gefundne ſchreibe man kurz nieder, um es leicht zu überſehen, und dadurch Anregung zu weiterer Unterſuchung bei günſtiger Zeit zu gewinnen. So weit die allgemeinen Regeln der Meditation, in ſo weit ſie die Erfindung betreffen. Vergl. Lamberts neues Organ VII. Hauptſt. von den Aufgaben. In Hinſicht auf beſondere Sphären des Nachdenkens unterſcheidet man nach Fries Syſtem der Logik §. 117 im Allgemeinen das Erfinden in dem Gebiete des rein hiſtoriſchen Wiſſens, das Erfinden in dem Gebiete des reinen ſelbſtthätigen Nachdenkens (Spekulation), und das Erfinden in dem Gebiete der angewandten Vernunftwiſſenſchaften. Die hevriſtiſchen Methoden, welche ſich darauf beziehen,

*) Vorzugsweiſe nennt man oft die analytiſche Methode die hevriſtiſche.

nennt er Empirismus, Speculation und Induction. Was das reinhiſtoriſche oder Erfahrungswiſſen anlangt, welches gewonnen wird durch Beobachtung (ſ. d. Art. Erfahrung und Beobachtung), ſo ſchreibt die heuriſtiſche Methode für daſſelbe folgende Regeln vor: a) in Beziehung auf eigne Beobachtung: Richte deine ganze Aufmerkſamkeit ruhig, unbefangen und feſt auf den zu beobachtenden Gegenſtand, gebrauche und übe deinen Sinn, das Organ der Wahrnehmung und die Erinnerungskraft, auf naturgemäße Weiſe, ſuche den Sinnenſchein zu vermeiden, indem du einen Gegenſtand wo möglich von allen Seiten, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen (künſtliche Beobachtungen und Verſuche), mit den zweckmäßigſten Mitteln (z. B. künſtliche Werkzeuge) und, wo es nöthig iſt, durch mehrere Sinne betrachteſt, und das Angeſchaute von der Einbildung oder der Reflexion über daſſelbe, ſo wie das Weſentliche von dem Zufälligen gehörig unterſcheideſt; b) in Beziehung auf fremde Beobachtung, welche wir auf Zeugniß anderer annehmen. Das Fürwahrhalten fremder Ausſagen (hiſtoriſcher Glaube) richtet ſich nach der Glaubwürdigkeit des Zeugniſſes, und zwar nach der ſubjectiven Beſchaffenheit des Zeugen (ob er tüchtig und aufrichtig ſey und in wiefern er die Wahrheit habe erfahren können), ſo wie nach der objectiven Beſchaffenheit des Zeugniſſes: ob nämlich ein Bericht, eine Sage, ein Gerücht und inwiefern ſie mit der Erfahrung und ihren Geſetzen ſtimme, wobei wiederum das Factum von dem Raiſonnement zu unterſcheiden iſt; ferner inwiefern es ächt und authentiſch ſey, was bei einem mittelbaren und ſchriftlichen Zeugniß durch hiſtoriſche Kritik beſtimmt wird; und was der Sinn und Inhalt deſſelben ſey, welches die Hermeneutik oder Auslegungskunſt entſcheidet (ſ. d. Art.). — Die heuriſtiſche Methode für die reine Vernunft und Wiſſenſchaft, oder die ſpeculative Methode, wodurch wir die Ideen und allgemeinen nothwendigen Geſetze unſerer Erkenntniß aufſuchen, iſt vorzüglich analytiſcher Art. Sie bedient ſich der Abſtraction. So in der Mathematik, wo die reinen Anſchauungen in Begriffen dargeſtellt und neue Conſtructionsmethoden oder Anwendungsarten erfunden werden, beſonders in der Algebra bei Aufſuchung unbekannter Größen; ſo auch in der Philoſophie, wo man ſich zu den Grundüberzeugungen der Vernunft erhebt. In den angewandten Vernunftwiſſenſchaften kommt es darauf an, Thatſachen durch Unterordnung unter Geſetze zu erklären. Hier geht man entweder von einfachen Prinzipien aus, wie in der angewandten Mathematik; oder ſucht auf regreſſivem Wege die Prinzipien für die Erklärung der richtig erkannten Thatſachen, wie in der Naturgeſchichte. Aber die Lehre von der Methode der Erfindung in den mathematiſchen Wiſſenſchaften und in der Naturkunde gehört ſchon in die beſondere oder ſpecielle Heuriſtik. Ueber die erſtere insbeſondere findet man in Mönnichs Lehrbuche der Mathematik 2 Aufl. Berl. 1800 S. 433 u. f., in Klügels mathematiſchem Wörterbuch, Leipz. 1803 unter den Artikeln Auflöſung ꝛc., ſo wie in Kieſewetters Lehrbuch der Hodegetik, Berl. 1811 § 344 — 355 mehreres, ſo wie auch einiges über die letztere. — Außerdem iſt aus der beſondern Heuriſtik vorzüglich die hiſtoriſche und oratoriſche zu bemerken. Die hiſtoriſche Heuriſtik gehört nebſt der Hiſtoriographie zur hiſtoriſchen Kunſt. Sie beſteht in derjenigen Bearbeitung der geſchichtlichen Materialien, vermöge deren das Nothwendige und Weſentliche aus der Maſſe der-

ſelben gefunden und herausgehoben und aus dem Vorhandenen und Gegebenen das Unbekannte erwieſen wird. Sie erfodert große Combinationsgabe und Urtheilskraft, und folgt den Geſetzen: daß alles dasjenige wirklich geweſen ſeyn müſſe, ohne welches etwas anderes, welches als geſchehen oder vorhanden erwieſen iſt, nicht geweſen ſeyn würde, daß die Natur der Menſchen und Dinge dieſelbe bleibe, und ähnliche Urſachen ähnliche Wirkungen hervorbringen. Der erſtere Grundſatz, (welchen Koens in ſeinen encyklopädiſchen Anſichten 2ter Theil S. 37 anführt) wendet der Hiſtoriker überall an, wo er Denkmäler, Erzählungen, deren Aechtheit nach den obigen Rückſichten geprüft iſt, benutzt. Aber treffend ſagt Rühs (Entwurf einer Propädeutik des hiſtoriſchen Studiums): in der Auswahl des Bedeutenden offenbart ſich zunächſt das hiſtoriſche Talent; es ergreift aus der ganzen Maſſe des hiſtoriſchen Wiſſens, das mit der größten Anſtrengung zu Tage gefördert worden iſt, nur das, was für den Zweck, den es beabſichtigt, wichtig iſt. — Die oratoriſche Heuriſtik endlich nennen wir das ganze Capitel der Rhetorik, welches von der oratoriſchen Erfindung (de inventione) handelt, und die Wahl und Auffindung des Hauptſatzes und der übrigen Materialien des redneriſchen Vortrags betrifft. T.

Hexämeter, eine von den Griechen erfundene Versart, die ihren Namen von den ſechs Füßen oder Gliedern hat, aus welchen ſie beſteht. Die vier erſten Glieder ſind Dactylen oder Spondeen, im Deutſchen wohl auch Trochäen, das fünfte ein Dactylus, das ſechste ein Spondeus oder Trochäus. Dieſe Versart, die dem Dichter weniger Zwang anlegt, als die meiſten andern, verlangt dennoch mehr Sorgfalt, als mancher glaubt; denn es iſt nicht genug, die Wörter nach jenem Maße zu fügen: der Wohlklang verlangt noch mehrere Rückſichten. Wie ſchlecht würde z. B. folgender Hexameter klingen: Fernhin hauchten tauſend Blumen liebliche Düfte? Aber man befördert den Wohllaut theils dadurch, daß durch die Glieder die einzelnen Wörter an einander geſchlungen werden, z. B. Flechte das Blumengewind' in der blonden Locken Geringel! — theils dadurch, daß ungefähr in der Mitte des Verſes ſich beim Leſen ein Ruhepunkt darbietet. Dieſer findet Statt, wenn die erſte Sylbe des dritten Gliedes ein Wort endigt wie vorhin die Sylbe wind'; oder man bringt das Gleichgewicht dadurch hervor, daß die erſte Sylbe des zweiten und vierten Fußes Ruhepunkte werden, z. B.: Ob in dem Hain auch ſauſ'te der Sturm, doch waren ſie fröhlich. Durch den Wechſel jener Anſchlingungen, dieſer Ruhepunkte und der Dactylen, Spondeen und Trochäen gewinnen die Hexameter ſo viel Abwechſelung, daß ſie auch in langen Gedichten nicht ermüdend werden. Im Hexameter herrſcht ein ſtarker Wechſel von leichter und ſchwer ſteigender, von ſchwebender und abgeſtoßener, von ſanft geſenkter und ſtürmiſch wallender Bewegung, nachdem der Gedanke vielfachen Ausdruck nothwendig macht. Der Hexameter heißt auch der heroiſche oder epiſche Vers, weil die alten Epiker, wie Homer, Virgil u. ſ. w., ihn zu ihrem Versmaß wählten. Seine Erfindung wird in der griechiſchen Anthologie dem Orpheus zugeſchrieben; Andere leiten ihn vom orakelgebenden Apollo ab, und Herodot will den älteſten auf einem Dreifuß in einem Tempel des Apollo bei Theben in phöniciſcher Sprache gefunden haben. Gewiß iſt es, daß die Orakel in Hexametern gegeben wurden. Am beſten läßt er ſich wohl vom älteſten Tanz ableiten.

Zuweilen findet ſich im fünften Gliede, oder i. d. 5ten Region oder als 5ter Fuß auch nur ein Spondeus. Hexameter mit ſogenannten Vorſchlagſylben, wie in Kleiſts Frühling, ſind ſchon zu lang. Der Hexameter bedienten ſich die älteſten griechiſchen Dichter, z. B. Homer, Heſiod; unter den Römern bildete Virgil ſie am ſchönſten; im Mittelalter ſchrieb man lateiniſche Hexameter, die ſich in der Mitte und am Ende reimten, oder leoniniſche. Jetzt ſind die Hexameter in vielen neuen Sprachen verſucht worden und endlich am beſten im Deutſchen gelungen. Die älteſten Deutſchen, aber zufälligen, finden ſich in dem Heldengedicht Titurel aus dem dreizehnten Jahrhundert, und in Luthers Bibelüberſetzung, z. B. thue den Frommen Gutes, ſo wird dirs reichlich vergolten. Abſichtlich, doch zuerſt gereimt, verſuchten ſie im ſechzehnten Jahrhundert J. Fiſchart, K. G. Heräus, C. Gesner u. A. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden ſie vorzüglich von Uz, Klopſtock und Kleiſt empfohlen und gebraucht. Aber freilich mußte man ſich ſtatt des römiſchen Spondeus im Deutſchen oft den Trochäus erlauben. Doch hat A. W. Schlegel in ſeiner Elegie: Rom, und Apel in mehreren Gedichten gezeigt, daß man dieſen auch vermeiden könne. Wohllautender als jene wußte ſie J. F. Schmid (ſchon 1789 in ſeinen Gedichten) zu bilden, und als Meiſter in der Kunſt iſt J. H. Voß anzuerkennen. Italieniſche verſuchte Annib. Caro, franzöſiſche Baif, beide im ſechzehnten Jahrhunderte, engliſche Stanyhorſt und Sydney, ſchwediſche Adlerbeth in ſeinem Virgil, holländiſche Meermann und neuerlich auch ungriſche Barot und Debrentei.

Hĕxapla, eine in ſechs Sprachen verfaßte, vorzugsweiſe die von dem griechiſchen Biſchof Origenes zuſammengetragene, Bibel, welche den hebräiſchen Text ſowohl mit hebräiſchen, als auch mit griechiſchen Buchſtaben, die Ueberſetzung der 70 Dolmetſcher (Septuaginta) und noch drei andere Ueberſetzungen enthält.

Hexe und Hexerei. Im eigentlichen Sinn bedeutet Hexe eine Zauberin, welche durch Hülfe des Teufels und der böſen Geiſter außerordentliche Wirkungen hervorbringt, und Hexerei iſt daher Zauberei durch Hülfe des Teufels und der böſen Geiſter. Im uneigentlichen oder figürlichen Sinne iſt Hexe eine liſtige, verſchlagene Weibsperſon und wird dieſem Worte das Beiwort alt vorangeſetzt, ſo iſt es ein Schimpfname. Ueber den Urſprung des Wortes ſind die Meinungen der Sprachforſcher getheilt, indem es einige von dem lateiniſchen Saga, Zauberin, andere von dem altdeutſchen Worte Hag, Haug, Hug, welches Nachdenken, Gemüth bedeutet, herleiten, ſo daß eine Hexe urſprünglich eine kluge Frau bezeichnet habe. Der Glaube an Zauberei ging aus dem Heidenthum in die chriſtliche Welt über und erhielt hier durch die Verbindung, in welche er mit dem Glauben an den Einfluß des Teufels auf die menſchlichen Dinge geſetzt ward, eine neue, eigenthümliche Geſtalt. Es ſey, wähnte man, dem Menſchen möglich, mit dem Teufel und den böſen Geiſtern in nähere Verbindung zu treten und durch Hülfe der finſtern Höllenmächte ſich ſelbſt zeitliche Vortheile, andern aber, zur Befriedigung ſeines Haſſes, Schaden und Verderben zu bereiten. Je finſterer es im Mittelalter ward und je weniger man ſich daher von dem Alltäglichen abweichende Erſcheinungen aus den Geſetzen der Natur zu erklären wußte, deſto mehr Eingang mußte dieſer Wahn finden. An allen Orten trug man ſich mit den ſeltſamſten Erzählungen von den

unter vielfacher Geſtalt erſcheinenden böſen Geiſtern, von den künſtlichen Nachſtellungen, durch welche der Teufel die Menſchen in ſeine Netze zu ziehen trachte, und von den ſchädlichen Wirkungen, welche die mit ihnen verbundenen Hexen und Zauberer an Menſchen und Thieren hervorbrächten. Nicht bloß der Pöbel, das ganze Zeitalter ward von dieſem Wahne beherrſcht. Da, wer mit dem Teufel in Verbindung trat, von Gott abfallen mußte, und nur ein Menſch von böſer Geſinnung und verderbtem Herzen dem ewigen Heil um zeitlichen Gewinnſtes willen entſagen konnte, auch die ſchwarze Kunſt dem Leben, der Geſundheit und dem Wohlſtand andrer Menſchen unabläſſig Gefahr drohte, ſo ward die Hexerei als das ſchwärzeſte Verbrechen betrachtet und eben ſo wie die Ketzerei mit dem Scheiterhaufen beſtraft. Unzählige Unglückliche ſind das Opfer dieſes traurigen Wahns geworden. Im Jahr 1484 ward der Hexenprozeß durch eine Bulle des Papſtes Innocentius VIII. förmlich in Deutſchland eingeführt, und eine im Jahr 1489 unter dem Titel malleus maleficarum (Hexenhammer) unter öffentlicher Autorität erſchienene Schrift ſchrieb das bei dieſen Prozeſſen zu beobachtende Verfahren vor. Weder durch die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im 15ten und 16ten Jahrhunderte, noch durch die Reformation wurden die einmal tief eingewurzelten Meinungen von der Hexerei und dem Einfluſſe der böſen Geiſter auf die Natur und auf den Menſchen ausgetilgt, vielmehr dauerten ſie unter den Proteſtanten wie unter den Catholiken fort, und noch im Jahr 1780 ward zu Glarus in der catholiſchen Schweiz eine Hexe hingerichtet. Zwei Männer beſonders, Balthaſar Becker und Chriſtian Thomaſius, haben ſich durch Beſtreitung der in ihrem Zeitalter noch allgemein herrſchenden Meinungen über Hexerei und Teufelsbeſitzungen ein großes Verdienſt erworben und den allmählig erfolgten endlichen Untergang dieſes Aberglaubens vorbereitet.

Heydenreich (K. Heinr.), geboren 1764 zu Stolpen in Sachſen und geſtorben am 29ſten April 1801. Er wurde 1785 in Leipzig Magiſter und 1789 Profeſſor der Philoſophie. Sein unordentliches äußeres Leben brachte ihn faſt unausgeſetzt in große Verlegenheiten und er fand ſich dadurch ſelbſt veranlaßt, Leipzig zu verlaſſen. Er begab ſich nach einem Dorfe bei Weißenfels, wo er 1801 an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen, an einem Nervenſchlage, ſtarb. Er war ein Mann von ausnehmenden Talenten und ſeltenem Scharfſinn des Geiſtes und Tiefe des Gefühls, und als philoſophiſcher Denker und geiſtreicher Schriftſteller nahm er einen bedeutenden Rang unter ſeinen Zeitgenoſſen ein. Seine zahlreichen Schriften findet man bei Meuſel verzeichnet.

Heynatz (Joh. Friedr.), verdienſtvoller deutſcher Sprachforſcher, deſſen Andenken werth zu halten iſt. Er war 1744 in Havelberg geboren und ſtarb am 5ten März 1809. Er war erſt in Berlin an einer der dortigen hohen Schulen, dann als Rector und endlich als Profeſſor zu Frankfurt an der Oder angeſtellt. Als deutſchem Sprachforſcher gebührt ihm das Lob eines ſeltenen Fleißes in Aufſuchung alles deſſen, was zur Feſtſetzung oder Beſtätigung ſeiner Regeln und grammatiſchen Bemerkungen dienen kann; allein ſelten wurde dieſer Fleiß durch genugſame Wahl, durch Geſchmack und philoſophiſchen Geiſt geleitet. Von ſeinen bei Meuſel verzeichneten

Schriften haben mehrere viele Auflagen erlebt und ſind noch immer als brauchbar zu betrachten.

Heyne (Chriſtian Gottlob). Dieſer berühmte Humaniſt ward den 25ſten September 1729 zu Chemnitz in Sachſen geboren, wohin ſein Vater, ein armer Leinweber aus Gravenſchütz in Schleſien, zu flüchten ſich genöthigt ſah. Die drückendſten Umſtände und Schickſale, unter welchen er aufwuchs, und die ihn bis ins Mannesalter verfolgten, vermochten nicht, ſeinen für edlere Bildung empfänglichen Sinn und das ihm angeborne Zartgefühl zu unterdrücken, ſondern wieſen ihn an ſich ſelbſt zurück, und lehrten ihn der eignen Kraft vertrauen, ohne Stolz und Anmaßung. Kaum fand er die geringe Unterſtützung, welche nöthig war, ſeinen frühen Wunſch, in der lateiniſchen Sprache unterrichtet zu werden, zu befriedigen. Von 1741 bis 1748 beſuchte er die Stadtſchule zu Chemnitz, unter dem bekannten Rector Hager. Des Conrectors Krebs beſſere Anleitung zur Philologie konnte er nur ſehr kurze Zeit benutzen. Beide erkannten ſein ungemeines Talent und raſtloſen Fleiß, durch welchen er ſich, ungeachtet er ſich von allen literariſchen Hülfsmitteln faſt entblößt ſah, eine ausgezeichnete Fertigkeit in den alten Sprachen erworben hatte. In der kummervollſten Lage bezog er 1748 die Univerſität Leipzig. Dort zog ihn vorzüglich Erneſti's lebendiger und gründlicher Vortrag an, welcher ihn mit den Grundſätzen der Erklärungskunſt bekannt machte, und des Profeſſors Chriſts archäologiſche und antiquariſche Vorleſungen erweiterten ſeine Kenntniß des claſſiſchen Alterthums, ſo wie ſeine Kenntniß der Literatur überhaupt durch fleißige Lectüre mehrerer Bücher, welche ſich ihm hier darboten, und durch faſt übermäßiges Nachtarbeiten ſchnell erweitert wurde. Nach damaliger Sitte trieb er neben dieſen Studien noch ein Brotſtudium — das Recht, und hörte mit vorzüglichem Nutzen die Geſchichte des römiſchen Rechts, mit Rückſicht auf alte Literatur und Geſchichte, durch den berühmten Bach vortragen, welches ihn ſpäterhin in den Stand ſetzte, über römiſche Alterthümer beſonders für Juriſten zu leſen. Auch ſchrieb er nachher (1752) eine Magiſterdisputation juriſtiſchen Inhalts. Eine lateiniſche Elegie, welche die reformirte Gemeinde zu Leipzig auf den Tod ihres Predigers Lacoſte durch Heyne verfertigen und ſehr ſplendid drucken ließ, machte ihn dem Staatsminiſter Grafen von Brühl bekannt. Da der Ertrag der Informationen, welche er von Zeit zu Zeit übernahm, nicht hinreichte, die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu befriedigen, ſo entſchloß er ſich auf Anrathen ſeiner Freunde nach Dresden zu reiſen, um ſich dem Miniſter perſönlich zu empfehlen. Seine Erwartungen blieben jedoch unbefriedigt; eine Hofmeiſterſtelle, welche er in Dresden anzunehmen genöthigt war, reichte nicht hin, die Schulden, welche er wegen dieſer Reiſe gemacht hatte, zu decken. Erſt nach wiederholtem Geſuch wurde er (1753) Copiſt der gräflich Brühlſchen Bibliothek, mit 100 Rthlr. Gehalt. Der einzige Nutzen, welchen er aus dieſer Anſtellung zog, war die erweiterte Bekanntſchaft mit den Werken der alten Literatur, für welche ſeine Richtung nun immer beſtimmter wurde. Zuerſt trieb ihn die Noth, mehrere Ueberſetzungen zu übernehmen. Der erſte Claſſiker, zu deſſen Bearbeitung ihn mehr der Drang des Gefühls und eine Gleichheit der Empfindung hinzog, war der Dichter Tibull (welchen er zum erſtenmale 1755 herausgab). Verwandtſchaft der Geſinnung führte ihn bald

zu dem Stoiker Epictet, deſſen Grundſätze ihn ſtärkten (erſte Ausgabe 1756). Beide Arbeiten gründeten ſeinen Ruhm im Auslande. Um dieſelbe Zeit traf er auch mit Winckelmann auf der genannten Bibliothek zuſammen, doch entſtand erſt ſpäterhin, als Winckelmann ſchon in Italien war, unter beiden ein genaueres Verhältniß durch Briefwechſel. Der eintretende ſiebenjährige Krieg beraubte Heyne nicht nur ſeines Gehalts und Wirkungskreiſes, ſondern auch ſeiner übrigen Erwerbsquellen. Auf den Gipfel der Noth gebracht, fand er 1757 durch Rabeners Empfehlung in dem Hauſe der Frau von Schönberg eine günſtige Unterſtützung, deren Bruder er, als Hofmeiſter, 1759 nach Wittenberg begleitete, wo er Gelegenheit fand, durch den berühmten Ritter tiefer in das Heiligthum der Geſchichte eingeführt zu werden. Der Krieg riß ihn wiederum aus ſeinen Studien heraus, und ſetzte ihn in die verſchiedenſten, ja in die drückendſten Lagen, durch welche das Talent des Geſchäftsmannes in ihm nicht wenig entwickelt wurde. In dieſe Zeit fällt die Ausarbeitung des lateiniſchen Textes zum dritten Tauſend der Lipperiſchen Dactyliothek, welche ihn mit dieſem Gebiete der Archäologie immer vertrauter machte. Durch Ruhnkens Empfehlung erhielt er 1763 den Ruf an des verſtorbenen Geßners Stelle in Göttingen als Profeſſor der Beredſamkeit. Die mannichfaltigſten Arbeiten waren nöthig, dieſen Poſten zu behaupten. Sehr naiv ſagt er von ſich ſelbſt: „Erſt als Profeſſor erlernte ich die Kunſt, die ich lehren ſollte.“ Aber bald war er in dieſem Wirkungskreiſe ganz einheimiſch. Seine zahlreichen und wahrhaft claſſiſchen Programme, welche ſich über die intereſſanteſten Gegenſtände des Alterthums verbreiten und den Umfang ſeiner Kenntniſſe bewundern laſſen (Opusc. acad. 6 Thle.), zeigen, daß er lateiniſch dachte und arbeitete, und ſich nicht bloß correct, ſondern auch leicht und geſchmackvoll auszudrücken wußte. Eben ſo zeigte er in ſeinen mündlichen Vorträgen eine ſeltene Verbindung echter Gelehrſamkeit mit Geiſt und Geſchmack. Seine Collegia, die er mit dem pünktlichſten Eifer las, bildeten allmählig einen beſondern Kreis des Intereſſanteſten und Wiſſenswürdigſten, was ihm das Studium der Alten darbot, und ſtanden mit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit wiederum in der engſten Berührung. Durch dieſe Vorleſungen, wie durch ſeine funfzigjährige Theilnahme an der von Haller geſtifteten ehrwürdigen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, deren fleißigſtes Mitglied er war, ferner durch ſeinen unermüdlichen Antheil an den göttinger gelehrten Anzeigen, welche ſich das Verdienſt, Deutſchland mit den wichtigſten und ſeltenſten Werken und Forſchungen der Engländer und Franzoſen bekannt zu machen, vorzüglich unter ſeiner ſeit 1770 42 Jahr lang geführten Direction und Redaction, erworben haben; endlich und vor allen aber durch die Direction des philologiſchen Seminar's zu Göttingen, welches unter ſeiner Leitung eine wahre Pflanzſtätte echter Philologie wurde und Deutſchlands Culturanſtalten eine unzählige Menge wackerer Lehrer gegeben hat, in Verbindung mit ſeinen weltbekannten Ausgaben und Erklärungen claſſiſcher Schriftſteller, durch alles dieſes wird Heyne als einer der erſten und würdigſten Lehrer und Gelehrten Deutſchlands, ja der ganzen gebildeten Welt, in unvertilgbarem Andenken bleiben. Der Mittelpunkt ſeines ganzen Wirkens aber, mit welchem alles Uebrige in faſt ſyſtematiſcher Verbindung ſtand, war die claſſiſche Literatur,

namentlich die poetiſche, welche er auch frei von den engherzigen Anſichten, die vor und zu ſeiner Zeit unter den Philologen herrſchend waren, um ihrer ſelbſt willen, und mit poetiſcher Anſicht umfaßte. Die Alterthumskunde und die claſſiſche Literatur aus dem Schulſtaube zu erheben und in die Kreiſe der gebildeten Welt einzuführen, war ſein eigenthümliches Verdienſt. Er wollte ganz Humaniſt ſeyn und „achtete daher zwar das Studium der Sprache, der Grammatik und Metrik, als Grundlage des weitern Studiums der claſſiſchen Literatur, jedoch hielt er es nirgends für Zweck.“ Dieſes bezeugen ſeine Ausgaben der Dichter, welche ihm den ausgebreitetſten Ruhm erwarben, des Tibull, und vorzüglich des Virgil. Auch für den ſchwerſten der alten Dichter, der noch am wenigſten bearbeitet war, für den Pindar, hat er vieles geleiſtet, ihn lesbar zu machen, und ihn zuerſt in den Lehrkreis eingeführt. Die größte ſeiner Arbeiten aber, welche ihn achtzehn Jahr hindurch beſchäftigte, war ſeine große Ausgabe des Homer, in welcher Fülle der Kenntniſſe, Geſchmack und Schärfe der Kritik gleiche Bewunderung verdienen. Von der Bearbeitung der Dichter ausgehend, trat er in das Gebiet der Mythologie, in welcher er zuerſt ein Licht anſteckte. Wie durch ſeine Ausgabe des Apollodor für Mythologie, ſo wirkte er durch ſeine antiquariſchen Schriften wohlthätig für die Archäologie. In Wechſelwirkung ſtanden mit dieſen archäologiſchen und antiquariſchen Unterſuchungen ſeine hiſtoriſchen Arbeiten, namentlich die Bearbeitung der griechiſchen und römiſchen Antiquitäten und ſeine ausgebreitete Kenntniß der innern Geſchichte, Verfaſſung und Geſetzgebung der Staaten des Alterthums, welche er mit feinem und politiſchem Blick auf die Begebenheiten ſeiner Zeit anzuwenden wußte, für die er ſich auf mannichfaltige Weiſe intereſſirte. Aber auch als Geſchäftsmann und Menſch war Heyne verehrungswürdig, weshalb ihm auch die ehrenvollſten Aemter und Geſchäfte von allen Seiten anvertraut wurden, und er ſelbſt von den wechſelnden Curatoren ſeiner Univerſität nicht ſelten in Betreff derſelben zu Rathe gezogen wurde. Durch ihn wurde die Bibliothek in den vollkommnen Zuſtand gebracht, in welchem ſie ſich gegenwärtig befindet, ſo daß ſie von Kennern für die erſte gehalten wird, weil alle Fächer gleichmäßig beſetzt ſind, wobei Heyne's Ueberblick der Wiſſenſchaften mit Recht zu bewundern iſt. In derſelben Blüthe hinterließ er die übrigen Inſtitute, welche ſeiner Aufſicht untergeben waren. Der Ruf ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit war es nicht allein, ſondern auch die Feſtigkeit ſeines Charakters und die Feinheit ſeines Benehmens, was die gebildetſten und bedeutendſten Menſchen ſeiner Zeit in ſeinen Kreis zog, und zum Theil mit ſeiner Familie verknüpfte. Zu den letzteren müſſen auch ein Georg Forſter (ſeit 1775), Huber und Heeren, ſeine Schwiegerſöhne, gerechnet werden. Immer jedoch blieb der Mittelpunkt ſeines Geſchäftslebens die Univerſität, welcher er ſich gewidmet hatte, und die er mit kindlicher Pietät und uneigennütziger Sorge liebte. In gefahrvollen Zeiten diente das ehrwürdige Anſehen, welches er ſich überall erworben, und ſeine erprobte Rechtlichkeit und Klugheit jener literariſchen Anſtalt zur Stütze; weßhalb auch ſeine Lebensgeſchichte mit der Geſchichte dieſer Univerſität ſo eng verflochten iſt. Durch ſeine Mitwirkung blieb vorzüglich bei der franzöſiſchen Occu-

pation von Hannover (1803 — 1805) die Univerſität und Stadt Göttingen von Einquartierung verſchont. In dieſer Zeit wurden ſeine Geſchäfte und Sorgen vielfach vermehrt, ja er ſelbſt zum Mitglied der ſtändiſchen Commiſſion ernannt. Als das Königreich Weſtphalen errichtet wurde, war er nicht weniger thätig, und hatte auch hier das Vergnügen, ſeine Wirkſamkeit gelingen und ſeine Verdienſte anerkannt zu ſehen. Bald, nachdem er ſeinen nochmals überarbeiteten Schriften den möglichen Grad der Vollendung gegeben hatte, und faſt in der Mitte ſeines Berufs, endete der liebenswürdige Greis durch einen plötzlichen Schlagfluß den 14ten Juli 1812 ſein thätiges Leben.

Hiatus. Hierunter verſteht man überhaupt etwas Lückenhaftes; in der Proſodie z. B., wenn das eine Wort mit einem Vocal ſich endigt und das nächſtfolgende mit einem Vocal ſich wieder anfängt, ſo daß im Ausſprechen eine dem Gähnen ähnliche Oeffnung der Lippen entſteht. Auch nennt man (mit poetiſcher Licenz) oft eine willkürliche Lücke in der Folge der Verſe einen „Hiatus.“ Lücken in Stammbäumen bezeichnet man ebenfalls mit dieſem Worte.

Hibernien, der alte Name **Irlands**, zuerſt ſo von Julius Cäſar, von Pomponius Mela **Juverna**, von Ptolemäus **Juvernia** (von andern auch Overnia, Bernia, Iris) genannt. Ariſtoteles erwähnt dieſer Inſel unter dem Namen **Jerna**, indem er von **Albion** ſpricht; doch früher ſchon führt Orpheus in ſeiner Argonautik das Eiland **Jernis** an. Die Bewohner Britanniens erzählten dem Cäſar, daß Hibernien im Weſten ihrer großen Inſel liege und nur halb ſo groß ſey, wie dieſe. Strabo wollte aber behaupten, daß dieß Eiland nördlich über Britannien liege und gegen Norden die Gränze eines bewohnten Landes ſey. Auch Mela nahm Strabo's Meinung an. Doch unter Claudius und ſeinem Nachfolger kam man der Wahrheit ganz nahe. Ptolemäus, von den dorthin gereiſ'ten Kaufleuten beſſer noch unterrichtet, fehlte in ſeinen Angaben über Größe, Geſtalt und Lage nur wenig; durch jene Mittheilungen ſah er ſich auch im Stande, eine Karte von Hibernien zu fertigen und ziemlich genaue Notizen von ihrer Küſte, ihren Vorgebirgen, Flüſſen und Bewohnern zu hinterlaſſen. Agricola traf alle Vorbereitungen zu einer Expedition dahin, doch ſie unterblieb und ſo kam Hibernien nie unter die Gewalt der Römer. (Vergl. **Großbritannien** und **Irland**).

Hibridiſch, auch hibriſch, was von zweierlei Gattungen oder Geſchlechtern abſtammt, wie z. B. ein Maulthier. Hibridiſche Pflanzen nennt man ſolche, die aus der Begattung zwei verſchiedner Arten, hibridiſche Wörter (Zwitterwörter), welche aus zwei verſchiedenen Sprachen zuſammengeſetzt ſind.

Hidalgo, ein ſpaniſcher Edelmann von der niedern Claſſe des Adels. Es gibt in Spanien eben ſo, wie in andern Ländern, zwei Claſſen des Adels, den hohen und niedern. Die erſtern wurden ehemals **Ricos Hombres**, d. i. reiche Leute, genannt; aber dieſe Benennung hat aufgehört, nachdem die Titel der Herzoge, Marquis, Grafen und Barone aufgekommen ſind; dieſe machen jetzt den hohen Adel aus, und werden daher **Titulados** (Titulirte) genannt; diejenigen unter ihnen, die beſondere Vorzüge vor den andern haben, heißen **Grandes** (ſ. d. Art.). Zu dem niedern Adel gehören die Cavalleros, Eſcuderos und Hidalgos (von Higo, Sohn, und Algo, Vermögen). Es gibt Hidalgos de naturaleza, die von ebenbürtiger

Geburt ſind; Hidalgos de privilegio, welche von zweierlei Art ſind, entweder ſolche, denen der König den Adel zur Belohnung ausgezeichneter Verdienſte im Kriege oder Frieden ertheilt, und ſolche, die den Adel erkaufen. Dieſe letztern haben zwar auch alle Rechte und Vorzüge der andern Edelleute, werden aber eigentlich nicht ſehr geachtet. Ueberhaupt ſind, einige alte Häuſer und die Ordensritter ausgenommen, die Hidalgos den bürgerlichen Unterthanen ziemlich gleich (ſ. auch d. Art. Fidalgo).

Hierarchie iſt ein griechiſches Wort, welches heiliges, geiſtliches Regiment bedeutet. Es wird in einem doppelten Sinne, theils von der Regierung der Kirche durch ſich ſelbſt, theils von der Herrſchaft der Kirche über den Staat gebraucht. Die Hierarchie im erſten Sinne entſtand mit der chriſtlichen Kirche als einer für ſich beſtehenden Geſellſchaft. Obgleich Aelteſte, Presbyter genannt, den früheſten chriſtlichen Gemeinden vorſtanden, ſo war doch ihre Verfaſſung demokratiſch, indem alle einzelne Gemeindeglieder an den Angelegenheiten ihrer Geſellſchaft Theil nahmen, und ihre Stimme gaben, wenn Aelteſte gewählt, oder Fehlende von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen, oder Büßende wieder in ihre Mitte aufgenommen werden ſollten. Allmählig aber neigte ſich dieſe demokratiſche Verfaſſung zu der Ariſtokratie, indem die Regierung der Gemeinden immer mehr in die Hände ihrer Vorſteher kam, wie dies denn auch, nachdem die Gemeinden Geſellſchaften von großem Umfange geworden waren, nicht anders ſeyn konnte. Seit dem 2ten Jahrhunderte ſchon erhoben ſich die Biſchöfe über die Aelteſten, und wurden die oberſten Vorſteher der Gemeinden, obgleich auch die Presbyter, und in manchen Fällen die ſämmtlichen Gemeindeglieder, noch einigen Antheil an der Kirchenregierung behielten. Vor den Biſchöfen auf dem Lande und in kleinen Städten wurden bald die Biſchöfe in den Hauptſtädten der Provinzen, Metropoliten genannt, ausgezeichnet und zu Aufſehern der übrigen Biſchöfe beſtellt; über dieſe erhoben ſich wieder die Biſchöfe in den erſten Städten des römiſchen Reichs, zu Conſtantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jeruſalem, und erhielten den Titel Patriarchen, und durch alle dieſe Unterordnungen entſtand eine feſte ausgebildete ariſtokratiſche Verfaſſung. In der griechiſchen Kirche dauerte dieſe fort. Im Abendlande aber ging die Ariſtokratie in den ſpätern Jahrhunderten in eine Monarchie über. Hier nämlich erlangte der römiſche Biſchof den Primat über alle übrigen, und nachdem die Meinung herrſchend geworden war, der Apoſtel Petrus habe die römiſche Gemeinde gegründet, und der Biſchof dieſer Gemeinde ſey ſein Nachfolger, und er ſeit dem Ende des 8ten Jahrhunderts durch die Freigebigkeit Pipins des Kleinen einen anſehnlichen Landſtrich in Italien zum bleibenden, wenn auch anfangs nicht unabhängigen, Beſitz erhalten hatte, ſtieg ſein Anſehn immer höher. So geſchah es, daß der römiſche Biſchof nach und nach das monarchiſche Oberhaupt der abendländiſchen Chriſtenheit ward. Oefter jedoch wird das Wort Hierarchie im zweiten Sinne, nähmlich von dem Verhältniſſe der Kirche zu dem Staate gebraucht, nach welchem die Kirche nicht nur unabhängig von dem Staat iſt, ſondern auch den Primat behauptet, und Unterordnung ſeines Zwecks unter ihren Zweck fodert. In dieſem Sinne nimmt man das Wort, wenn man das hierarchiſche Syſtem von dem Territorialſyſteme, nach welchem das entgegengeſetzte Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche Statt findet,

und von dem Collegialſyſteme, nach welchem Staat und Kirche als unabhängig von einander betrachtet werden, unterſcheidet. Folgendes ſind die wichtigſten Punkte aus der Geſchichte der Hierarchie. In den erſten Jahrhunderten ſtand die Kirche in gar keiner Verbindung mit dem Staate. Sie ſuchte keinen Einfluß auf den Staat zu erlangen, und der Staat miſchte ſich nicht in ihre Angelegenheiten, ob er ſich gleich, weil ſie der beſtehenden öffentlichen Religion den Untergang drohte, zuweilen hart verfolgte. Als die Kirche ſeit Conſtantin dem Großen in eine Geſellſchaft mit dem Staate zuſammenfloß, erhielt ſie zwar dadurch große Vortheile, ward aber auch abhängig von den Regenten, welche das Recht behaupteten, die allgemeinen Synoden (Kirchenverſammlungen) zuſammenzurufen und die Biſchöfe der Hauptſtädte zu beſtellen, oft auch in die innern Angelegenheiten der Kirche, in ihre diſciplinariſchen Anſtalten und in ihre Verhandlungen über die Beſtimmung des Glaubens, ſich miſchten. Eben ſo war es in den Reichen der Gothen, der Longobarden und der Franken, welche auf die Trümmer der römiſchen Monarchie gegründet wurden. Auch die Könige der germaniſchen Reiche, und namentlich Carl der Große, übten die Hoheitsrechte über die Kirche aus, welche die römiſchen Kaiſer behauptet hatten, und da in den germaniſchen Reichen das Lehnsſyſtem entſtanden war, ſo trugen die Biſchöfe ihre Güter als von den Fürſten empfangene Lehen, und ſelbſt der römiſche Biſchof ſtand als weltlicher Herr in Lehnsnexus zu dem Beherrſcher der fränkiſchen Monarchie. Die Keime indeß, aus welchen das hierarchiſche Syſtem ſich entwickelte, waren ſchon in dieſen Zeiten vorhanden, und langen in der Idee der Kirche als einer fortwährend durch den göttlichen Geiſt erleuchteten Geſellſchaft, in der aus dem Judenthum auf die chriſtlichen Lehren übergetragenen Idee eines von Gott ſelbſt eingeſetzten Prieſterthums, durch welches der Geiſtliche eine, alle weltliche Hoheit übertreffende, Würde und eine nicht von dem Staate ſondern von Gott ſelbſt kommende Gewalt erhalte, und endlich in der Ueberlegenheit, welche die Geiſtlichen dadurch über die Laien erlangten, daß ſie, indem der Adel nur mit Kriegsthaten ſich beſchäftigte, und ein Bürgerſtand noch nicht exiſtirte, die einzigen Bewahrer wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe wurden. Erſt dann aber konnte ſich aus dieſem Keime das hierarchiſche Syſtem vollſtändig entwickeln, als der römiſche Biſchof den unbeſtrittenen Primat erlangt hatte, und allgemein als das Oberhaupt der abendländiſchen Chriſtenheit galt; denn nun erſt kam Einheit und feſte Haltung in die Beſtrebungen der kirchlichen Gewalt. Mehrere Jahrhunderte hindurch war das Anſehn dieſes Biſchofs fortwährend geſtiegen, und Urſache ſeiner erhöhten Macht ward die im 9ten Jahrhundert entſtandene pſeudoiſidoriſche Sammlung theils erdichteter, theils verfälſchter Kirchengeſetze, deren Hauptzweck es war, die kirchliche Gewalt über die weltliche zu erheben. Denn da dieſe Sammlung bald als echt angenommen ward, und öffentliche Autorität erhielt, ſo wurden die der Hierarchie günſtigen Grundſätze immer mehr in den Gemüthern der Menſchen befeſtigt, und die Päpſte konnten ſich nunmehr bei allen ihren Anſprüchen auf ſchon vorhandene geſetzliche Beſtimmungen berufen. Daher ward denn im 9ten und 10ten Jahrhunderte die Beſtrebung der Kirche, ſich nicht nur von den Staatsgewalten unabhängiger zu machen, ſondern auch eine Superiorität über den Staat zu behaupten, immer ſichtbarer. Mit dem

kühnſten Muthe und dem lebhafteſten Eifer ſtrebte namentlich Gregor VII. im 11ten Jahrhunderte, die Anſprüche der Hierarchie durchzuſetzen, und ſuchte ſeinen Zweck hauptſächlich dadurch zu erreichen, daß er den Fürſten das Inveſtiturrecht, d. h. das Recht, die Biſchöfe zu belehnen, zu entreißen trachtete. Auch hing die Einführung des Cölibates mit ſeinem Plane zuſammen (ſ. Gregor VII.). Gregor indeß erreichte ſeinen Zweck nicht vollſtändig. Seine Nachfolger aber verfolgten ſeinen Plan mit Glück und Beharrlichkeit, und die ſeit dem Ende des 11ten Jahrhunderts unternommenen und zwei Jahrhunderte lang erneuerten Kreuzzüge begünſtigten ihre Beſtrebungen. Denn theils beförderten dieſe Kriege eine Stimmung, welche den Anſprüchen der Kirche nicht anders als günſtig ſeyn konnte, theils boten ſie, da ſie als Religionskriege betrachtet wurden, den Päpſten mannichfaltige Veranlaſſungen dar, an den allgemeinen Angelegenheiten der europäiſchen Völker Theil zu nehmen, und die Unternehmungen der Fürſten zu leiten. Auch bildete ſich unter dieſen Kriegen die Idee eines Vereins der chriſtlichen Völker, an deſſen Spitze der Statthalter Chriſti ſtehe, völlig aus. So kam nun vom Ende des 11ten bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts die Idee der Hierarchie ihrer Ausführung am nächſten. Die Kirche galt als ein über den Staat erhabenes Inſtitut, und ihr mit übernatürlicher Gnadenfülle ausgerüſtetes Oberhaupt ſtand in der öffentlichen Meinung über den weltlichen Fürſten. Die höchſten Autoritäten der europäiſchen Welt waren das Pontificat und das Kaiſerthum; die päpſtliche Tiare aber war die Sonne, die Kaiſerkrone der Mond. Dies war die Zeit, wo die Päpſte aus den Streitigkeiten mit den Fürſten meiſt ſiegreich davon gingen, und beſonders wußten Urban II., Paſchalis II., Innocentius III. und IV. die Würde ihres Stuhls und ihre Superiorität über die Fürſten zu behaupten und ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der europäiſchen Völker geltend zu machen. Die Hierarchie ging nothwendig aus dem Geiſt und den Verhältniſſen der Zeit hervor, und die Päpſte waren nicht herrſchſüchtiger, als die Fürſten, und handelten ihrem Charakter und ihrem Verhältniſſe gemäß, wenn ſie die Kirche unabhängig von der politiſchen Gewalt zu machen und ſie über den Staat zu erheben ſtrebten. Da die Hierarchie auf der öffentlichen Meinung beruhte, ſo mußte ſie dieſe Meinung auf jede Weiſe zu erhalten, und was ſie zu verändern drohte, zu unterdrücken trachten, und ſie hat daher allerdings verderblich gewirkt, indem ſie um dieſes Zwecks willen die Geiſtesfreiheit beſchränkte und Ketzergerichte anordnete. Auf der andern Seite aber hat ſie auch wohlthätig gewirkt; denn ſie war der Vereinigungspunkt der europäiſchen Völker, hielt der militäriſch-politiſchen Gewalt das Gegengewicht, ſchlichtete oft die Streitigkeiten der Fürſten, wehrte dem Ausbruch des Kriegs, und verſchaffte der Religion Einfluß auf die rohen Völker des Mittelalters. Seit dem 13ten Jahrhundert, in welchem das Pontificat culminirt hatte, neigte es ſich wieder, obwohl nur allmählig, und mit ihm die Hierarchie. Das beweiſen die Streitigkeiten der Päpſte mit Philipp dem Schönen und Ludwig dem Bayer im 14ten Jahrhundert, welche jetzt nicht mehr, wie vormals, zu ihrem Vortheile ſich endigten. Dazu kam die Wanderung der Päpſte nach Avignon, und das große Schisma, welches die Synoden zu Piſa (1409), zu Coſtnitz (1414) und zu Baſel (1431) zur Folge hatte, wo die Päpſte als Parteien vor

einem höhern Richter erſchienen, und der Grundſatz, daß das Concilium über dem Papſte ſey, ausgeſprochen ward. Was aber noch wichtiger war, die allgemeine Meinung fing allmählig an, ſich zu ändern, und an vielen Orten fanden die von Wiklef und Huß erregten Zweifel Eingang. Indeß beſtand das Pontificat und mit ihm das hierarchiſche Syſtem in ſeinen äußern Formen unverſehrt bis zum Anfange des 16ten Jahrhunderts. Zu dieſer Zeit aber ward das ſchon ſchwankend gewordene Gebäude durch die Reformation mächtig erſchüttert. In dem Theile der abendländiſchen Chriſtenheit, welcher ſich von Rom trennte, hörte die Hierarchie gänzlich auf. In den Ländern, wo Luthers Lehre eingeführt ward, trat an die Stelle des hierarchiſchen Syſtems das Territorialſyſtem, indeß in den Ländern, welche die reformirte Lehre annahmen, ein dem Collegialſyſteme ſich näherndes Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche entſtand. Die catholiſche Kirche fuhr zwar auch nach der Reformation fort, ihre hierarchiſchen Anſprüche zu behaupten, allein ſie mußte einem ihrer Rechte nach dem andern entſagen, das Pontificat ſank immer mehr, und endlich iſt auch ſie in eine völlige Abhängigkeit von den Staatsgewalten gekommen. N.

Hieres und Hieriſche Inſeln. Hieres iſt eine Stadt an der Küſte von Provence, im Departement des Var, Bezirk Toulon, zwei Meilen von Toulon, an den ſteilen Felſen eines Meerbuſens gelegen, bekannt wegen der herrlichen, immer blühenden Natur und üppigen Vegetation, deren Genuß jedoch durch die, wegen bedeutender Sümpfe, ungeſunde Luft ſehr verleidet wird. Sie hat etwa 6500 Einwohner und beträchtliche Salzwerke in ihren nahen Umgebungen. Ihr gegenüber, im mittelländiſchen Meere, liegen die, noch reizendern und der Größe nach in der That niedlichen, hieriſchen Inſeln, vier an der Zahl, Porquerolles, Bagueaux, Porto Cros und Levant (Titan), von denen jedoch nur zwei bewohnt und mit kleinen Feſten beſetzt ſind. Pomeranzen, Citronen, Granaten gedeihen hier in der Heimath eines ewigen Frühlings.

Hiero I. war der Bruder und Nachfolger Gelo's, der, nachdem er ihm bei ſeinem Antritt der Regierung von Syracus die Statthalterſchaft von Gela, ſeiner Geburtsſtadt, abgetreten hatte, ihm bei ſeinem Tode (478 vor Chr. Geb.) einen Scepter hinterließ, den er durch ſeine Tugenden gleichſam zu einem rechtmäßigen Eigenthume gemacht hatte. Hiero's Regierung, wenn auch vielleicht weniger glorreich als die vorhergehende, war dennoch von eigenthümlichem Glanze durch die freigebige Aufmunterung, welche während ihrer Dauer den Wiſſenſchaften zu Theil ward. Wenn einige Geſchichtſchreiber die Tugenden dieſes Fürſten zu ſehr erhoben haben, ſo haben auch wieder andere ſeine Fehler übertrieben. Die Erinnerung an ſeinen Vorgänger, der ein verehrtes Andenken hinterlaſſen hatte, ließ ohne Zweifel die Fehler Hiero's mehr in die Augen fallen, der in den erſten Tagen ſeiner Regierung, einigen Geſchichtſchreibern zufolge, mehr für einen Tyrannen galt als für einen rechtmäßigen König. Die Achtung, ſagen ſie, in der ſein Bruder ſtand, hielt allein das Mißvergnügen ſeiner Unterthanen zurück. Man muß geſtehen, daß Hiero in jener Zeit einen Theil der Vorwürfe, die man ihm machte, wohl verdienen konnte; verblendet durch die Größe, verderbt durch die Schmeichelei und vornehmlich bis zum Uebermaß argwöhniſch, umgab

er ſich anfangs nur mit Ausländern und Söldlingen, indem er ſtets fürchtete, in einem Tugendhaftern und Gewandtern als er ſelbſt einen Nebenbuhler zu finden. Sein Bruder Polyzelus erweckte ihm beſonders Argwohn; dieſer war ein von dem Volke geliebter Fürſt, das ihn gern mit Gelo verglich. Hiero, beunruhigt darüber und für die Sicherheit ſeiner Krone beſorgt, erblickte in ſeinem Bruder nur einen Feind ſeiner Macht, deſſen er ſich zu entledigen wünſchte. Der Krieg, welcher ſich zwiſchen den Crotoniaten und Sybariten erhob, gab ihm einen Vorwand, ſeinen Plan in Ausführung zu bringen. Indem er dieſem Bruder den Befehl über die Sybaris zu Hülfe geſandten Truppen übertrug, hoffte er, daß das Schickſal der Waffen ihn bald von demſelben befreien ſollte. Aber Polyzelus, der ſeine Abſichten durchſchaute, nahm die Sendung nicht an und ſuchte eine Zuflucht an dem Hofe ſeines Schwiegervaters Theron, Königs von Agrigent. Ueber den Schutz, den er hier fand, war Hiero mißvergnügt; ein Krieg brach zwiſchen beiden Fürſten aus. Hiero indeß endigte ihn, indem er ſeinem Feinde einen Dienſt erwies, wofür dieſer ihm dankbar war. Die Einwohner von Himera wurden durch Thraſydäus, des Thero Sohn, regiert; müde der Bedrückungen, die ſie unter dieſem Fürſten erlitten, machten ſie dem Hiero den Antrag, ihm ihre Stadt zu übergeben. Der König von Syracus, weit entfernt dieſen Vortheil zu benutzen, benachrichtigte davon Thero, der ſich nicht minder großmüthig zeigen wollte, und ihm den Vorſchlag machte, durch einen dauerhaften Frieden die zwiſchen ihnen beſtehenden Streitigkeiten zu beendigen. Hiero empfing aus den Händen des Königs von Agrigent deſſen Schweſter zur Gemahlin und Polyzelus trat in die Gunſt ſeines Bruders zurück. Hiero hatte wenig Gelegenheit, ſeine militäriſchen Talente zu zeigen: jedoch endigte er mit Glück alle Kriege, die er zu unternehmen genöthigt war. Er vertrieb die Einwohner von Naxos und Catana, bevölkerte beide Städte mit einer neuen Colonie, gab der letztern den Namen Aetna und nahm ſelbſt als Stifter den Namen Aetneus an, indem er damit Anſpruch auf die Heroenehre machte, die man denen zugeſtand, welche eine Stadt, deren Bevölkerung ſich auf zehntauſend Einwohner belief, gründeten. Bald nach Hiero's Tode bemächtigten ſich die Catanäer ihres alten Vaterlandes wieder und verjagten die dahin verſetzten Einwohner; dieſe erbauten nicht weit davon eine andre Stadt Namens Aetna, und Catana nahm den ſeinigen wieder an. Thraſydäus, Thero's Sohn, ſetzte nach ſeines Vates Trode die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Syracus nicht fort. Er legte den Agrigentern daſſelbe Joch auf, unter welchem Himera geſeufzt hatte. Statt den guten Rath, den Hiero ihm gab, zu benutzen, erzürnte er darüber und hob ein Kriegsheer aus, um gegen Syracus anzurücken; aber Hiero that es ihm an Schnelligkeit zuvor. Thraſydäus wurde gänzlich geſchlagen, und Agrigent erlangte ſo ſeine Freiheit wieder. Wenn einige Flecken die erſten Regierungsjahre Hiero's verdunkelt haben, ſo muß man dies der peinlichen Ungewißheit zuſchreiben, die von dem Standpunkt, auf den er geſtellt war, unzertrennlich war; aber er hat ſeine erſten Fehler durch ſchöne Handlungen, die ſein Leben verherrlicht haben, wieder gut gemacht. Es war ihm eine angenehme Pflicht, ſeinen Bundesgenoſſen in ihren Kriegen beizuſtehn und vornemlich die ſchwächern zu beſchirmen. Er half den Cumäern gegen die Tyrrhenier; aber was ihn in die Reihe der großen Fürſten ſetzte, iſt der beſondere Schutz, den

er den Wiſſenſchaften gewährte, und die günſtige Aufnahme, welche Gelehrte aller Art bei ihm fanden. Eine lange Krankheit, die ihn befiel, war die hauptſächliche Urſach dieſer Veränderung. Da er ſich nicht mehr mit den Sorgen der Königswürde beſchäftigen konnte, und Erholung zu ſuchen ihm Bedürfniß ward, verſammelte er eine Geſellſchaft von unterrichteten Männern um ſich, in deren Unterhaltung er ſich gefiel. Damals lernte er den Reiz der Wiſſenſchaften kennen; und auch nach ſeiner Geneſung hörte er nie auf, ſie zu ſchätzen. Sein Hof ward der Sammelplatz der berühmteſten Männer ſeiner Zeit; ihrem Umgang verdankte er edlere Sitten und ein verſtändigeres Betragen. Wir brauchen nur Simonides und Pindar unter ſeinen beharrlichſten Hofleuten zu nennen, um zu zeigen, mit welchem richtigen Blick er bei der Wahl ſeiner Freunde verfuhr. Als Aeſchylus, eiferſüchtig auf die erſten Erfolge des Sophocles, Griechenland verließ, begab er ſich zu Hiero, um dort ſeine Tage zu beſchließen. Bacchylides und Epicharmus gehörten zu ſeinen Vertrauten. Der Dichter Simonides hatte beſonders eine große Gewalt über den Geiſt dieſes Fürſten und gebrauchte ſie ſtets nur, um ihm eines Herrſchers würdige Geſinnungen einzuflößen. Xenophon würde in ſeinem Dialog über die Eigenſchaften der Könige dem Hiero und Simonides gewiß nicht Worte in den Mund gelegt haben, die ihren Handlungen widerſprochen hätten; und der Titel Hiero, den er ſeinem Buche giebt, iſt die ſchönſte Lobrede dieſes Monarchen. Nach Aelian und Pindar möchten wenige Fürſten mit ihm verglichen werden können. Erſterer berichtet, daß er mit ſeinen drei Brüdern in vollkommner Eintracht lebte. Dies ſcheint mit ſeinem Betragen gegen Polyzelus in Widerſpruch zu ſtehn; alles indeß erklärt ſich, wenn man dieſe Angabe von der Zeit nach ihrer Ausſöhnung verſteht. Stets bereit zu geben, noch ehe er gebeten ward, ſetzte er ſeiner Freigebigkeit keine Gränzen. Er war mehrmals Sieger in den Spielen Griechenlands. Pindar hat ſeine Siege verherrlicht; mehrere Oden dieſes Dichters ſind mit ſeinem Lobe angefüllt. Hiero ſtarb zu Catana im J. 467 vor Chr. Geb., und hinterließ die Krone, die er elf Jahre getragen, ſeinem Bruder Thraſibul, der ſie aber ſchon in dem erſten Jahre ſeiner Regierung verlor.

Hiero II. war, wie der Obige, König von Syracus und regierte ungefähr zwei Jahrhunderte nach ihm. Sein Vater Hierocles behauptete von der Familie Gelo's abzuſtammen. Da er dieſen Sohn von einer Frau empfing, die nicht freien Standes war, ſo ließ er ihn gleich nach der Geburt ausſetzen, aus Furcht, ſein Adel möchte durch ihn entehrt werden. Aber nach Juſtin nahmen Bienen ſich ſeiner an und nährten ihn mehrere Tage. Die darüber um Rath gefragten Wahrſager erklärten, daß dies ein Vorzeichen ſeiner künftigen Größe ſei. Hierocles nahm ihn darauf wieder zu ſich, ſorgte für ſeine Erziehung und behandelte ihn ſeitdem als ſeinen Sohn. Hiero benutzte die Sorgfalt, die auf ihn gewendet wurde, und zeigte für kriegeriſche Uebungen eben ſo viel Neigung als Geſchick. Er ward deßhalb ausgezeichnet von Pyrrhus, König von Epirus, der damals Herr von Sicilien war und, indem er die Inſel ſich ſelbſt überließ, nur Unordnung und Anarchie darauf zurückließ. Die Syracuſaner, die des Hiero hervorſtechende Eigenſchaften erkannt hatten, übertrugen ihm den Oberbefehl, und ſo ward es ihm nicht ſchwer, ſpäter zur Königswürde zu gelangen. Um ſich Anhänger zu

verſchaffen, hatte er ſich, indem er die Tochter des Leptines heirathete, mit einer der angeſehenſten Familien von Syracus verbunden. Unter Hiero's Regierung begann der erſte puniſche Krieg: anfangs ein Bundesgenoſſe der Carthaginienſer und geſchlagen von dem Conſul Appius Claudius, der den Mamertinern zu Hülfe gekommen war, ſah er wohl ein, daß es für ihn vortheilhafter ſei, auf die Seite der Römer zu treten, da die Siege der Carthaginienſer auf Sicilien ihm von keinem Nutzen ſeyn konnten, und er in dieſem Volke nur einen gefährlichen Nachbar erblickte. Um den Krieg von ſeinen Staaten zu entfernen, ließ er die Römer im Kampf mit Carthago, und ſchickte Geſandte an die Conſuln Otacilius und Valerius, um ihnen einen Friedens- und Bundesvertrag anzubieten. Seit dieſer Zeit war er nur der Zeuge bei den Streitigkeiten beider Völker. Obgleich er ſich den Römern günſtiger zeigte, indem er ſie während des erſten puniſchen Krieges mit Bedürfniſſen aller Art verſorgte, ſo verſagte er doch auch den Carthaginienſern die Hülfe nicht, die ſie in dem Sclavenkriege foderten, und wußte ſo mit Geſchicklichkeit ſich beider Freundſchaft zu erhalten. In dem ziemlich langen Zeitraum, der den zweiten puniſchen Krieg vom erſten trennte, wandte er ſeine Sorgfalt auf die Regierung. Er gab weiſe Geſetze und war einzig mit dem Glück ſeines Volks beſchäftigt. Die Ermunterung, die er dem Ackerbau angedeihen ließ, bereicherte ihn und verdoppelte die Einkünfte des Staats. Er hielt das ſeinen Bundesgenoſſen gegebne Wort; und als die Römer, von Hannibal geſchlagen, am Traſimen eine gänzliche Niederlage erlitten, zeigte Hiero, daß er nicht bloß an ihnen hing, wenn ſie ſiegreich waren. Er ließ ihnen Lebensmittel, Menſchen und Waffen anbieten und ſchenkte ihnen eine goldne Victoria, dreihundert zwanzig Pfund an Gewicht, die ſie als ein glückliches Vorzeichen annahmen. Dieſe zarte Aufmerkſamkeit befeſtigte den Bund zwiſchen Rom und Syracus, und ſelbſt der Verluſt der Schlacht bei Cannä, dem der Abfall aller Bundesgenoſſen Roms folgte, erſchütterte nicht ſeine Treue. Hiero beſchäftigte ſich nicht allein mit Errichtung von Tempeln und Paläſten; er ließ auch nach der Angabe des großen Archimedes Kriegsmaſchinen aller Art erbauen. In der Abſicht, die Herrlichkeit der andern Könige zu übertreffen, ließ er ein Schiff bauen, das an Größe und Pracht nie ſeines Gleichen gehabt hatte und deſſen Beſchreibung uns Athenäus aufbehalten hat, nach welchem es einer ſchwimmenden Stadt nicht unähnlich geweſen ſeyn müßte. Da ſich aber fand, daß Sicilien keinen Hafen zur Aufnahme dieſes ungeheuren Gebäudes hatte, beſchloß Hiero, dem Könige Ptolemäus ein Geſchenk damit zu machen; und da Aegypten zu derſelben Zeit Mangel an Getraide litt, benutzte er dieſe Gelegenheit, einen großen Getraidetransport damit nach Alexandrien zu ſchicken. Hiero ſtarb im J. 214 vor Chr. Geb. Da ſein Sohn Gelo noch vor ihm geſtorben war, ſo hinterließ er die Krone, die er vier und funfzig Jahre getragen, ſeinem Enkel Hieronymus.

Hierodulen. Dies Wort, welches im Griechiſchen heilige Tempeldiener bezeichnet, iſt erſt unter uns wieder allgemein bekannt geworden durch das ſinnig und ſchön geordnete Maskenfeſt, welches den 8ten Januar 1818 im königl. Schloß zu Berlin bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich von Preußen mit der Prinzeſſin Luiſe von Anhalt-Bernburg Statt fand. Hofrath Hirt

hatte den eben ſo prachtvollen als poetiſchen Maskenzug erfunden, und antike und romantiſche Geſtalten darinn mit künſtleriſchem Sinn und zartem Gefühl zuſammengeſtellt (man hat ausführliche Schilderungen dieſes herrlichen Maskenzuges). Er ließ den Götterwagen der Here Telaia von Hierodulen umgeben; dieſe heiligen Tempeldiener waren anmuthige Geſtalten, einfach antik coſtumirt, die Männer, einen grünen Kranz im Haar, die Frauen, eine weiße Binde um die Schläfe, aus welcher hinter dem Ohr ganz kleine Flügelchen mit dem Pfauenauge in der Mitte hervorragten; die Gewänder waren in der Art drappirt, wie ſie die thymeliſchen Tänzerinnen gewöhnlich tragen. Doch die Benennung Hierodulen veranlaßte in öffentlichen Blättern viele gelehrte Streitigkeiten der Alterthumsforſcher, da ſie wohl etwas unbeſonnen gewählt war, indem ſie die der Gottheit hingegebenen Sklaven und Sklavinnen bezeichnet, die mit den Bajaderen auf gleicher Stufe ſtanden. Es gab bei dem Tempeldienſt der Griechen unſtreitig Jünglinge und Mädchen, die für den Schmuck der Tempel, die Bekränzung der Altäre, das Malen, Sticken und Reinigen der Schleier und Gewänder der Götterbilder, zu ſorgen hatten. Dieſe Mädchen hießen Plyntriden und Ergaſtinen, und die Jünglinge und ältern Tempeldiener nannte man Neokoren, Paſtophoren, Hierophanten und Daduchen. Ganz verſchieden hiervon iſt aber das eigentliche Hierodulenweſen. Dies ſtammt aus dem aſiatiſchen Dienſt der Naturgottheit her. Man verehrte bekanntlich in der Urzeit in Aſien, neben dem männlichen ſelbſtſtändigen Licht- und Wärmeſtoff, deſſen Repräſentant die Sonne war, auch das leidende, allempfangende weibliche Princip, den Waſſerſtoff, und als deſſen Repräſentanten den Mond am Firmamente, oder oft auch die Erde ſelbſt. Dieſe Naturgöttin wurde Venus Urania genannt, doch gar nicht in dem Sinn des ſpätern griechiſchen Zeitalters, welches die überirdiſche himmliſche Schönheit darunter verſtand; hier bezog ſich Urania nur auf den im Aether ſchwebenden Mond, und der Dienſt dieſer Mondgöttin iſt gleich dem der aſſyriſchen, phöniziſchen, perſiſchen, kappadoziſchen Anaitis, Semiramis, Atargatis, Tauropolos, und dem der Cybele. In der roheſten Vorzeit wurden die Jungfrauen getödtet, als Menſchenopfer im Dienſt dieſer die ſchönſten Erſtlinge fodernden Naturgöttin. Später wurden daraus die leibeignen Sklavinnen, welche der großen Himmels- und Naturgöttin für ihre Tempelhallen und Luſthaine theils geſchenkt, theils von ihr erkauft wurden, und welche ſich bei alljährigen Feſten den Pilgrimmen und Anbetern der Göttin ihr zu Ehren preis geben mußten. Die männlichen Hierodulen waren Tempeljünglinge, die mit gaukleriſcher Schwärmerei ſich ſelbſt zerfleiſchten, und wüthend in Kreiſen herumwirbelten, gleich den türkiſchen und indiſchen Fakirn. Strabo erzählt von 6000 theils männlichen theils weiblichen Hierodulen, die er im heiligen Tempelbezirk der Comaniſchen Naturgöttin im cappadociſchen Gebirgslande traf. Bei jedem Tempel der phöniziſch-karthaginienſiſchen Urania, ja ſelbſt bei denen der epheſiſchen und phrygiſchen Diana, waren ſolche leibeigne Mädchen, die man in phöniziſcher Sprache Benoth nannte (dies bedeutet ſo viel als junge Mädchen); man behauptet, daß aus dieſer Benennung der Name Venus entſtanden ſey. Der Dienſt der Aphrodite kam aus Aſien nach Griechenland und hier ſowohl als in dem berühmten Venustempel auf dem Berge Eryx in Sicilien finden

wir Schaaren von Hierodulen, welche gleichſam verpflichtet und Hetären waren, die alle Summen, die ſie durch ihre käuflichen Reize erwarben, zum Tempeleigenthum geben mußten. Mehr als ein Venustempel (namentlich der in Samos) wurde von ſolchem Erwerb erbaut. Wir haben noch Abbildungen dieſer Venusdienerinnen auf den Fragmenten einer Tempelfriſe und auf zwei dreiſeitigen Candelaber-Baſen, welche früher für ſpartaniſche Tänzerinnen gehalten wurden, in denen aber der ſcharfſinnige Zoega ächte Hierodulen erkannte. Sie ſind in zierlicher Stellung gebildet, auf den Fußzehen ſich zum Tanz hebend, beide Arme anmuthig und hoch aufgehoben, den ſchlanken Körper wendend zu den verführeriſchen Bewegungen ihrer geheiligten Tänze. Ihre Bekleidung beſteht nur aus einem einzigen hochgegürteten ganz kurzen Gewand aus dem zarteſten und durchſichtigſten Byſſus, welches kaum bis an die Knie reicht. Arme und Füße ſind ganz unbekleidet, an den Fußſohlen haben ſie leichtgeſchnürte Sandalen, und auf den in einen Knoten einfach zuſammengeſchlungnen Haupthaaren einen ſeltſam geflochtnen Kranz von aufrecht ſtehenden, ſtrahlenförmig in die Höhe ragenden Blättern oder Stäbchen, der völlig abweichend von dem Hauptſchmuck der Griechinnen, auf eine ausländiſche, aſiatiſche Abkunft zu deuten ſcheint. Iſt nun die Benennung Hierodule vielleicht in den allerfrüheſten griechiſchen Zeiten, wo locriſche Jungfrauen als Tribut zum Tempeldienſt der Pallas nach Ilium geſchickt wurden, noch unentweiht, ſo bezeichnet ſie ſpäter doch ſtets jene berüchtigten Venusdienerinnen, mit denen Jonien und Cypern das eigentliche Griechenland verſorgten.

Hieroglyphe iſt nach der Etymologie (von den griechiſchen Wörtern Hieron und Glypto) heiliges Bildwerk, der Bedeutung nach: allegoriſche Bilderſchrift. Es ſind die bei den Aegyptern gebräuchlichen Hieroglyphen in Reihen und Zeilen nach Art der Buchſtaben geſtellte ganze, obwohl verkleinerte, bisweilen abgekürzte, und nur mit einigen andern Zeichen vermiſchte Abbildungen natürlicher und artiſtiſcher ſinnlicher Gegenſtände, die eine allegoriſche oder ſymboliſche Bedeutung haben, um ſichtbare Gegenſtände, Begriffe, die an und für ſich nicht abgebildet werden können, darzuſtellen. Eine Stufenfolge ihrer Fortbildung und Bedeutung, und Veränderung ihres Gebrauchs laſſen ſich hiſtoriſch erweiſen. Zoega unterſcheidet fünf Claſſen derſelben: 1 Kyriologika, vollſtändige Bilder von Gegenſtänden der Natur und Kunſt, welche dieſe Gegenſtände ſelbſt andeuten ſollen; 2. Kyriologumena, nur in Umriſſen und nach der gemeinen Anſicht ausgedrückte Bilder ſinnlicher Gegenſtände, z. B. ein Kreis als Bild der Sonne; 3. tropiſche Bilder ſichtbarer Gegenſtände, wegen irgend einer deutlichen Verbindung oder Verwandtſchaft übergetragen auf unſichtbare Gegenſtände, Begriffe, z. B. Hund, zur Andeutung der Wachſamkeit; 4. änigmatiſche, bei denen das Bild von dem bezeichneten Gegenſtand weit entfernt, und folglich die weit her zu leitende Verbindung zwiſchen beiden nicht ſo ſichtbar iſt, z. B. ein Käfer als Symbol der Sonne; 5. phonatiſche oder Worthieroglyphen, wo das Bild der Bedeutung, die an ſich das Wort hat, mit welchem der abgebildete Gegenſtand bezeichnet iſt, oder der Aehnlichkeit des Lautes entſpricht, z. B. Baieth, Habicht, die im Herzen wohnende Seele (Lebenskraft), nach Bai, Seele, Eth, Herz. Zoega hat 958 Charaktere aus den noch übrigen Denkmalen der Aegypter zu-

ſammengebracht, und theilt dieſe in ſieben Claſſen: 1. verticale und horizontale, krumme und wellenförmige Linien, auf verſchiedene Weiſe verbunden, Dreiecke, Vierecke, Kugeln, Halbkugeln, Kreiſe, Sterne; 2. Bilder künſtlicher Producte, Werkzeuge, Waffen, Gebäude, Schiffe; 3. Bilder von Vegetabilien; 4. von Gliedern der Thierkörper, beſonders des menſchlichen Körpers; 5. von vierfüßigen, kriechenden und andern Thieren, beſonders Vögeln; 6. von menſchlichen Figuren in verſchiedenen Stellungen, auch Mumien; 7. monſtröſe Figuren, zuſammengeſetzt aus Menſch und Thier. Dieſe, von der Mahlerei ausgehende, hieroglyphiſche Schrift erfuhr mancherlei Veränderungen, und Zoega ſetzt ſechs Epochen derſelben feſt: 1. Vor Erfindung der alphabetiſchen Schrift, wo die Aegypter ſich nur der Hieroglyphen bedienten, und in ihrem Gebrauche von der natürlichen zur ſymboliſchen und änigmatiſchen Darſtellung fortgingen; 2. nach Erfindung der alphabetiſchen Schrift, wo Hieroglyphen nur auf öffentlichen und heiligen Denkmalen und Mumienbinden, auch in einigen Prieſterſchriften gebraucht wurden, im gemeinen Leben aber die Buchſtabenſchrift, und eine zierlichere und weniger verſtändliche Art derſelben auf manchen Denkmalen und in Büchern von den Prieſtern, die hieratiſche Schrift; 3. von Pſammetich bis zur Beſitznahme Aegyptens von den Griechen, da die Prieſter, ihrer Herrſchaft meiſt beraubt, anfingen, Geheimniſſe zu bilden und die hieroglyphiſche Schrift mit räthſelhaften Bildern vermehrten; 4. unter den Ptolemäern, wo man die Hieroglyphen nur noch auf Denkmalen, die den Göttern und vergötterten Königen geweiht waren, und einigen Mumien brauchte, die hieroglyphiſchen Charaktere auch zur Bezeichnung neuer, von den Griechen eingeführten Ideen anwandte, und den alten Monumenten neue Erklärungen gab; 5. als griechiſche und ägyptiſche Religion vermiſcht, das alte Prieſterinſtitut faſt vernichtet war, und die richtige Kenntniß der Hieroglyphen verſchwand, fuhr man doch fort, theils die alten Hieroglyphen zu gebrauchen auf Stein, Mumienbinden und Büchern, welche die Myſterien angingen, theils neue zu erfinden; 6. im 3ten und 4ten Jahrhundert wandte man die hieroglyphiſchen Charaktere zu den theurgiſchen, magiſchen, gnoſtiſchen, chemiſchen und aſtrologiſchen Träumereien an, wodurch ihre alte und urſprüngliche Bedeutung in Vergeſſenheit gerieth. Ihre Entſtehung iſt zu erklären aus dem Nilcalender, und der Verzeichnung der hiezu nöthigen aſtronomiſchen Beobachtungen und Berechnungen. Ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit halber wurden ſie für heilig geachtet, und nach Dornedden entwickelte ſich aus ihnen der ägyptiſche Thierdienſt, der eigentlich nichts war, als Schriftdienſt. Die eigentliche Bedeutung war Prieſtergeheimniß, und ſie bedurften eines Schlüſſels in der Prieſterauslegung. Daraus entſtanden die eine Verſchiedenheit der Volks- und Prieſterreligion andeutenden Myſterien. Leider haben wir den Schlüſſel zu dieſen Geheimniſſen ſo gut wie verloren. Das Werk von Horapollo darüber iſt ſehr unkritiſch, das von Athanaſ. Kircher zu willkürlich; die größten Verdienſte darum hat der gelehrte däniſche Archäolog Zoega in ſeinen beiden Werken über die ägyptiſchen Münzen und Obelisken. dd.

Hieronymiten, **Hieronymianer**, Einſiedler des heiligen Hieronymus, heißt ein 1373 geſtifteter Orden regulirter Chorherren oder Kleriker, der weiße Kleidung mit ſchwarzem Scapulier trägt.

In den Niederlanden, wo mehrere Brüderſchaften zu milden Zwecken, beſonders die 1376 zu Deventer von Gerhard Groote gegründete Geſellſchaft der Kleriker und Brüder des gemeinſchaftlichen Lebens, welche das erſte Beiſpiel einer zweckmäßigen Erziehung der Jugend zur Erkenntniß der Wiſſenſchaften und zur Arbeitſamkeit gab (vergl. d. Art. Inſtitut) und ſich um den Anbau der claſſiſchen Philologie rühmliche Verdienſte erwarb, aus dieſem Orden hervorgingen, und in Spanien, wo er ſich dem beſchaulichen Leben widmete, unter andern das prachtvolle Kloſter des heil. Laurentius im Escurial, dem Begräbnißorte der Könige, beſitzt und jetzt noch zu den reichſten und angeſehenſten Orden gehört, wurde er am zahlreichſten und mächtigſten. Auch in Sicilien, Weſtindien und dem ſpaniſchen Amerika hat dieſer, politiſch nie bedeutend geweſene, Orden noch Klöſter. E.

Hieronymus der Heilige, einer der gelehrteſten und fruchtbarſten Schriftſteller der alten lateiniſchen Kirche, wurde 331 in Dalmatien von bemittelten Aeltern geboren, mit Sorgfalt für gelehrte Studien erzogen und zu Rom unter dem Grammatiker Donatus mit den römiſchen und griechiſchen Claſſikern vertraut. Nebenbei ließ ihn auch das üppige Leben der Hauptſtadt nicht unberührt, und er bekennt ſelbſt, als Jüngling in der Liebe ausgeſchweift zu haben. Gleichwohl neigte er ſich bald zum Chriſtenthum; die Katakomben und Gräber der Märtyrer gaben ſeiner Andacht die erſte Nahrung. Reiſen am Rhein und in Gallien brachten ihn mit mehrern chriſtlichen Lehrern in Berührung, und noch vor ſeinem 40ſten Jahre wurde er zu Rom getauft. Nach einem längern Aufenthalte zu Aquileja begab er ſich 373 nach Antiochien in Syrien, wo ſich ſeine Neigung für das aſcetiſche Leben entſchied, 374 ging er in die Wüſte von Chalcis, und brachte darin unter den härteſten Kaſteiungen und fleißigen exegetiſchen Studien vier Jahre als Einſiedler zu. Die Weihe als Presbyter zu Antiochien zog ihn wieder aus ſeiner Einſamkeit hervor. Ohne ſich jedoch auf die Verwaltung dieſes Amtes zu beſchränken, ging er bald hierauf nach Conſtantinopel, um den Unterricht Gregors von Nazianz zu genießen. In Rom, wohin ihn ſein Freund, der Biſchof Damaſus, zog, trat er 383 ſelbſt als Lehrer auf. Seine Auslegungen der heiligen Schrift fanden Beifall bei den Römerinnen, und obgleich niemand die Sitten der damaligen feinen Welt mehr züchtigte, als er, ſo folgten doch mehrere vornehme Matronen mit ihren Töchtern ſeinen Anleitungen zum aſcetiſchen Leben und wurden Nonnen. Marcella und Paula, die Heiligen, ſind durch die gelehrten und geiſtreichen theologiſchen Briefe, die er ihnen ſchrieb, wie durch ihre ſeltene klöſterliche Frömmigkeit berühmt. Paula begleitete ihn, da er 386 nach Paläſtina ging und bei Bethlehem von ihren Reichthümern und in ihrer Geſellſchaft ein Kloſter gründete, in dem er bis zu ſeinem 420 erfolgten Tode blieb. Der Einfluß, den er auf die theologiſche Denkart ſeiner Zeit gewann, verewigt ihn nicht weniger, als die Menge und der Werth ſeiner Schriften. Man erkennt ihn daraus als einen thätigen Theilnehmer an den Meletianiſchen, Origeniſtiſchen und Pelagianiſchen Streitigkeiten; überall verfocht er das rechtgläubige Syſtem der Kirche mit Eifer und Geſchicklichkeit, obwohl ſeine eigenen Schriften nicht frei von Spuren der Anſicht und Denkart dieſer abweichenden Parteien ſind. Seine vertraute Bekanntſchaft mit der Bibel, die er in der

Urſprachen las, hatte ihn oft auf Reſultate geführt, die er ſpäter mit der Kirche beſtritt, und die Manier ſeiner Schriftauslegung ſtreift nahe an die allegoriſchen Deutungen des von ihm geachteten, benutzten und angefochtenen Origenes. Uebrigens iſt ſein Verdienſt um die Bibel bedeutend, ſeine lateiniſche Ueberſetzung des A. Teſtaments aus der Grundſprache liegt der Vulgata zum Grunde, und ſeine Commentare gaben dem Studium der heil. Schrift neuen Schwung. Im Streite mit Jovinian und Vigilantius, den freimüthigen Gegnern der aſcetiſchen Frömmelei, verleitete ihn ſein ungemeſſener Eifer für das Mönchsleben, der allerdings viel zur Beförderung dieſes damals noch neuen Inſtituts beitrug, zu Schmähſchriften, die mehr von Stärke und Feuer der Empfindung, als von Reiſe des Urtheils zeugen. Ueberhaupt beſaß er bei einer glühenden Einbildungskraft, die ſeine Diction lebhaft und anziehend machte, ungeachtet ſeiner ausgebreiteten Sprachkenntniſſe, doch weniger philoſophiſchen Geiſt, als ſein berühmter Zeitgenoſſe Auguſtinus. E.

Hieronymus von Prag, aus dem Geſchlechte von Faulfiſch, gebildet auf den Univerſitäten zu Prag, Paris, Cöln und Heidelberg, 1399 der freien Künſte Magiſter und Baccalaur der Theologie, auch Ritter am Hofe des böhmiſchen Königs Wenzel, war im Lehren und Leiden der treue Gefährte des berühmten **Johannes Huß**, den er an wiſſenſchaftlicher Bildung und Beredſamkeit noch übertraf, und beim Wirken für den kühnen Reformationsverſuch des 15ten Jahrhunderts nur an Mäßigung und Beſonnenheit nachſtand. Der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit war ſo bedeutend, daß Wladislaw II. von Polen ihn 1410 zur Organiſation der Univerſität zu Cracau brauchte, und Siegmund von Ungarn ihn in Ofen vor ſich predigen ließ. Die Wicleffſchen Lehren, die er hier eingemiſcht hatte, zogen ihn bei der Univerſität zu Wien eine kurze Gefangenſchaft zu, aus der ihn die Prager befreiten. Mit ganzer Seele nahm er nun zu Prag an dem Kampfe ſeines Freundes Huß gegen die Mißbräuche der Hierarchie und den ſittenloſen Klerus Antheil, und ſchritt nicht ſelten zu Gewaltthätigkeiten. Er eiferte heftig gegen den Reliquiendienſt, trat ſie mit Füßen, und ließ Mönche, die ſich ihm widerſetzten, verhaften, ja einen in die Mulde werfen. Die Kreuzbulle wider Ladislaw von Neapel und die päpſtlichen Ablaßbriefe verbrannte er 1411 öffentlich. Als Huß in Coſtnitz verhaftet ward, konnte er daher nicht unthätig bleiben, und eilte zu ſeiner Vertheidigung. Allein ein offner Brief, in dem er das Concilium von Ueberlingen aus um ſicheres Geleit gebeten hatte, wurde ihm nicht befriedigend beantwortet, und da er nach Prag zurückreiſen wollte, ließ ihn der Herzog von Sulzbach den 24ſten April in Hirſau feſthalten und in Ketten nach Coſtnitz bringen, noch ehe die Friſt der Ladung des Conciliums an ihn abgelaufen war. Hier mußte er im Kerker das ſchreckliche Schickſal ſeines Freundes erfahren, und nach mehreren Verhören, wo man ihn nicht zu widerlegen vermochte, hatte eine halbjährige Gefangenſchaft ihn ſo abgemattet, daß er der Gewalt endlich nachgab, und ſich den 11ten September 1415 zum Widerruf der ihm und Huß angeſchuldigten Ketzereien entſchloß. Doch befreite dieſer Verrath an der guten Sache ihn nicht, und nachdem er ein Jahr ohne ſehen oder leſen zu können in der Finſterniß des Kerkers geſchmachtet hatte, erwachte ſein alter Muth in einem Verhöre am 26ſten Mai 1416. Hier nahm er ſeinen Widerruf feierlich zurück,

bekannte, daß ihn keine ſeiner Sünden mehr betrübe, als jene der Untreue, und erklärte ſich für die Grundſätze Huſſens und Wiklefs mit einer Freimüthigkeit, Kraft und Beredſamkeit, die ſeinen Gegnern Bewunderung abnöthigte, aber nichts deſto weniger ſeinen Untergang beſchleunigte. Am 30ſten Mai wurde er auf Befehl der Kirchenverſammlung verbrannt. Er ging unter Abſingung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes und geiſtlicher Lieder getroſt zum Scheiterhaufen, und gab unter lautem Gebet ſeinen Geiſt auf. Seine Aſche ſtreute man in den Rhein, um ſein Andenken auf immer zu verwiſchen, aber die Nachwelt hat ihn gerechtfertigt und unzählige verehren in ihm einen Märtyrer der Wahrheit, der unermüdet wirkſam im Leben und wahrhaft groß im Tode ſich um die Vorbereitung der Kirchenreformation unſterbliche Verdienſte erwarb. Seine eigenthümlichen Anſichten und Behauptungen ſtimmen nahe mit den Huſſiſchen überein. S. deßhalb Huß.

Hieronymus Napoleon, ſ. **Buonaparte** (Jérôme).

Hierophant war der erſte Prieſter oder Vorſteher der Eleuſinien, und durfte nur aus dem Geſchlechte der Eumolpiden gewählt werden, deren Ahnherr für den Stifter dieſer Myſterien und erſten Hierophanten gehalten wurde. Sein Aeußeres in Geſtalt und Kleidung mußte ganz dem erhabenen Poſten entſprechen, den er bekleidete. Er mußte das erſte männliche Alter zurückgelegt haben, und wo nicht ſchön, doch ohne ſichtliche Gebrechen ſeyn, und ein ausgezeichnet angenehmes Organ beſitzen. Seine Stirn war mit einem Diadem geſchmückt und die Haare rollten einfach und natürlich über den Nacken und die Schultern herab. Sein Wandel mußte ohne Flecken ſeyn, eine Glorie der Heiligkeit ihn in des Volkes Augen umgeben. Nach ſeiner Wahl war ihm das Heirathen unterſagt, und um alle ſinnliche Begierden in der Geburt zu erſticken, mußte er (nebſt allen übrigen Prieſtern der Cybele) ſich mit Schierlingsſafte waſchen, den man für das beſte Dämpfungsmittel hielt; ja nach andern Angaben haben dieſe Prieſter ſolchen Saft ſogar getrunken. Doch wird auch behauptet, daß nur die **zweite** Heirath ihnen unterſagt geweſen ſey, und daß ihre Weiber an gewiſſen Beſchäftigungen, z. B. Schmücken der Bildſäulen u. ſ. w., hätten Theil nehmen dürfen. Dem Hierophanten (und den Eumolpiden überhaupt) lag es ob, die ungeſchriebenen Geſetze zu bewahren und zu deuten, nach denen die Läſterer der Gottheit und Schänder ihrer Feier beſtraft wurden. Bei den kleinen Myſterien hatte er die Einzuweihenden in den Eleuſiniſchen Tempel einzuführen, und die, welche die letzten Prüfungen beſtanden hatten, in die letzten und großen Geheimniſſe einzuweihen. Bei den Myſterien ſelbſt repräſentirte er den Demiurg, Weltſchöpfer, bekleidet mit den darauf ſich beziehenden Attributen; er erklärte den Einzuweihenden die verſchiedenen ihnen vorkommenden Erſcheinungen mit tönender durchdringenden Stimme; bei den großen Myſterien war er auch der einzige Ausleger der im Innerſten des Allerheiligſten ruhenden Geheimniſſe, nämlich des geheimen Unterrichtes, der eigentlich der Hauptzweck der ganzen Anſtalt war. Daher nannte man ihn auch Myſtagog, oder auch Prophet, und keinem war es erlaubt, ſeinen Namen in Gegenwart eines Ungeweihten auszuſprechen. Bei öffentlichen Feierlichkeiten gehörte es auch zu ſeinem Amte, die Bildſäule der Göttin zu ſchmücken und ſelbſt ſie zu tragen. (S. **Eleuſis**).

Highwaymen (Straßenräuber, von Highway, die Landſtraße), heißen in England ſolche Straßenräuber, welche unter ſelbſtgewählten Masken die Reiſenden überfallen. Sie ſind jederzeit beritten, und dünken ſich über die Räuber, die zu Fuß ihr Handwerk treiben (footpad), weit erhaben.

Hildburghauſen, eins der ſächſiſchen Herzogthümer, das aus einem Theile des Herzogthums Coburg und der Grafſchaft Henneberg zuſammengeſetzt iſt, und den Namen von ſeiner Hauptſtadt erhalten hat, deren Erbauer der fränkiſche König Childebert, Chlodwigs Sohn, ſeyn ſoll. Dieſe Stadt und ihr Diſtrikt, ehedem zu Coburg gehörig, kam nebſt Heldburg (als deſſen Erbauer auch König Childebert genannt wird), Eisfeld und Königsberg durch Heirath an den Burggrafen von Nürnberg, und von dieſem in der Folge auch durch Heirath an Sachſen. Als Ernſt der Fromme geſtorben war, erhielt deſſen ſechster Sohn, Ernſt, dieſe Beſitzungen zu ſeinem Antheile; von nun an wurden ſie ein beſonderes Fürſtenthum, wovon er 1678 Beſitz nahm; auch Amt und Stadt Königsberg, bisher ein Beſitzthum ſeines Bruders Heinrich von Römhild, erhielt er 1683 durch Vergleich mit ſeinem Bruder Friedrich von Gotha. Er nahm nun ſeine Reſidenz, die vorher in Heldburg war, zu Hildburghauſen, und erbaute hier ein Schloß (1685). Noch erhielt er als ein für ſich günſtiges Reſultat des Coburgiſchen Succeſſionsſtreites das Amt Sonnefeld, von dem Römhildiſchen Antheile die Kellerei (Amt) Behrungen, die Eilſterſchen Lehne und den Hof Militz. Nach dem Beiſpiele ſeines Bruders in Gotha hatte er das Recht der Erſtgeburt auch in der von ihm geſtifteten Seitenlinie eingeführt; ſein älteſter Sohn Ernſt Friedrich I. folgte ihm am 17ten October 1715; dieſer legte die Neuſtadt Hildburghauſen an, hinterließ aber die Finanzen nicht in dem glänzendſten Stande; er ſtarb am 9ten März 1724. Sein Sohn und Nachfolger Ernſt Friedrich II. ſtand unter der Vormundſchaft der Mutter (einer Gräfin von Erbach), bis er 1728 ſelbſt die Regierung antrat. Auch nach deſſen Tode (am 13ten Auguſt 1745) kam das Land unter die Regentſchaft des unmündigen Herzogs Ernſt Friedrich Carl. Die ſeit Friedrich I. entſtandenen Landesſchulden waren noch nicht getilgt, vielmehr noch höher angewachſen, ſo daß 1769 eine kaiſerliche Debit-Commiſſion beauftragt wurde, unter dem Vorſitz des Prinzen Joſeph Friedrich von Hildburghauſen, das Finanzweſen zu reguliren; es kam dahin, daß die Landſtände die Erziehung der fürſtlichen Kinder übernehmen mußten. Der jetzt regierende Herzog Friedrich (ſeit 1780) iſt der älteſte Sohn aus Ernſt Friedrich Carls dritter Ehe (mit einer Prinzeſſin von Weimar), und ſtand unter der Vormundſchaft ſeines Ur-Großoheims, des Prinzen Joſeph Friedrich, bis zu deſſen Tode (1787), wo er erſt die Regierung übernahm. Er iſt ſeit 1785 mit Charlotte, Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, vermählt. 1813 wandte ſich der Herzog auf die Seite der Alliirten und wurde dann auch Mitglied des deutſchen Bundes. Das Areal des Herzogthums beträgt 10 Quadratmeilen mit 6 Städten, 120 Flecken, Dörfern und Weilern und 29,700 Einwohnern, die ſich zur lutheriſchen Kirche bekennen. Das Land liegt an dem ſüdlichen Fuße des thüringer Waldes und an den Flüſſen Werra und Rodach. Ein Stück liegt getrennt im Würzburgiſchen. Der nördliche Theil iſt gebirgig, überhaupt iſt der Boden nur von mittelmäßiger Fruchtbarkeit. Jedoch hat man die gewöhnlichen deutſchen Produkte aus dem Thier-

und Pflanzenreich; auch wird etwas Wein gebaut. Das Steinreich liefert Eiſen, Kupfer, Salz, und in der Werra Goldſand. Bei Schwarzbrunn wurde ſonſt eine Goldwäſche betrieben. Die Induſtrie beſteht hauptſächlich in einigen Wollenſpinnereien, Gerbereien und Verfertigung von irdenen Geſchirren. Die jährlichen Einkünfte betragen 200,000 Gulden. Der Herzog hat in der engern Bundesverſammlung eine Geſammtſtimme mit den übrigen großherzoglich und herzoglich ſächſiſchen Häuſern, und eine beſondere in der weitern Bundesverſammlung. Die Haupt- und Reſidenzſtadt heißt gleichfalls Hildburghauſen, liegt an der Werra, iſt wohlgebaut, beſonders die Neuſtadt, und hat 500 Häuſer mit 3000 Einwohnern.

Hildebrandismus nennt man die Herrſchſucht der Geiſtlichen und das Streben der Kirche, ſich über den Staat zu erheben, darum, weil der Papſt Gregor VII. (ſ. Gregor VII.), welcher vor ſeiner Erhebung zum Pontificate Hildebrand hieß, das hierarchiſche Syſtem mit dem raſtloſeſten Eifer und dem kühnſten Muthe durchzuſetzen ſtrebte, und deßhalb der unmäßigſten Herrſchſucht beſchuldigt wird. N.

Hildesheim, ehemaliges Bisthum, in Niederſachſen, auf der Nordſeite des Harzes, hatte von Oſten nach Weſten etwa zehn, und von Süden nach Norden acht Meilen in der Länge und Breite. Ein für den Ackerbau vortreffliches Land. Viehzucht wurde von jeher nicht ſo gut, als es wohl hätte geſchehen können, getrieben. Die Berge im ſüdlichen Theile des Landes, der Solling, die Siebenberge, der Sundern u. ſ. w. ſind meiſt mit trefflichen Eichen, Buchen, Eſchen und Birken bewachſen, und die wenigen kahlen Berge haben ergiebige Steinbrüche und Eiſengeſtein. Des Landes Hauptflüſſe ſind die Leine, Ocker, Innerſte und Fuſe. Das ehemalige Bisthum enthielt 8 Städte, 4 Flecken, 75 adelige Güter und 248 Dörfer. Zu den Landſtänden gehörten: das Domcapitel, 7 Stifter, die Ritterſchaft und die Städte Hildesheim, Peina, Elze und Alfeld. Zur evangeliſchen oder proteſtantiſchen Kirche bekannten ſich alle Städte, der größte Theil des Adels und die meiſten Dörfer; zur catholiſchen vorzugsweiſe der Landesherr, das Domcapitel, die Klöſter, ein Theil des Adels und alle biſchöflichen Bediente. Die proteſtantiſche Religionsfreiheit war durch den Receß von 1711 beſtätigt. Im Jahr 822 hatte Carl der Große das Bisthum geſtiftet. Sein urſprünglicher Beſtand vermehrte ſich unter verſchiedenen Biſchöfen. Bernhard I. brachte Winzenburg, Johann I. Peina, Siegfried II. Daſſel, Otto II. Woldenberg und Heinrich III. Schladen ans Stift. Als aber Johann IV. im Jahr 1519 die berühmte hildesheimiſche Stiftsfehde mit Heinrich dem Jüngern von Braunſchweig begann, lief dieſe, weil Heinrich Kaiſers Carl V. Liebling geworden, ſo unglücklich ab, daß der in die Acht erklärte Biſchof nichts als die Dompropſtei, nebſt den Aemtern Steuerwald, Marienburg und Peina behielt. Im Laufe des dreißigjährigen Krieges änderte ſich die Lage der Dinge. Biſchof Ferdinand bekam durch einen 1643 mit den Herzogen von Braunſchweig-Lüneburg geſchloſſenen Vergleich das ſogenannte große Stift, bis auf die Aemter Lutter am Baremberge, Dachtmiſſen, Coldingen und Weſterhofen zurück. So blieb die Sache bis zur großen Theilung des geiſtlichen Guts, welche, durch die geheime Convention zu Berlin zwiſchen Preußen und der franzöſiſchen Republik bereits im Auguſt 1796 vorbereitet, nach dem ſiebenten Artikel des lüneviller Friedens im Jahre 1802 ausgeführt wurde. Der König von Preußen erklärte

in einem Patente vom 6ten Juni 1802, daß er nun Hildesheim und Goslar ſich zueignen werde, und die Beſitznahme geſchah wirklich am 30ſten Juli deſſelben Jahres. Der letzte Fürſtbiſchof, Franz Egon von Fürſtenberg, wurde penſionirt, und Hildesheim ward eine preußiſche Provinz, bis durch Napoleons Decret vom 18ten Auguſt 1807 Hildesheim ausdrücklich zum integrirenden Theil des neuen Königreichs Weſtphalen erklärt ward. Nach den Ereigniſſen des Jahres 1813 fiel auch Hildesheim wieder an Preußen zurück, welches aber daſſelbe an Hannover durch eine in Wien 1815 geſchloſſene Convention abgetreten hat. Die Stadt Hildesheim, die 2500 Häuſer und 12,000 Einwohner hat, deren Hauptgewerbe in Garn- und Leinwandhandel beſteht, liegt an der Innerſte auf einem abhängigen Boden, beſteht aus der Alt und Neuſtadt, deren jede ſonſt ihren eigenen Magiſtrat hatte, und iſt altfränkiſch und unregelmäßig erbaut. In der Domkirche zeigte man ſonſt einen ſchönen geiſtlichen Schmuck und vor dem hohen Chor die uralte Irmenſul, ein bekanntes Götzenbild der Sachſen. zz.

Hill (Aron), ein engliſcher Dichter, geboren zu London im J. 1685. Genöthigt durch die Zerrüttung, worein ſeines Vaters Vermögensumſtände gerathen waren, in ſeinem vierzehnten Jahre die Schule von Weſtminſter zu verlaſſen, faßte er den Entſchluß, ſo jung er war, ſich allein nach Conſtantinopel einzuſchiffen, wo Lord Paget, ſein Anverwandter, ſich als engliſcher Geſandter befand. Der Lord nahm ihn mit eben ſo viel Freude als Erſtaunen auf, ließ ihn ſorgfältig erziehn und ſchickte ihn unter Aufſicht eines gelehrten Geiſtlichen auf Reiſen. Nachdem er Aegypten, Paläſtina und andere Gegenden des Morgenlandes geſehen, kehrte Hill gegen das J. 1703 mit ſeinem Beſchützer nach England zurück. Einige Jahre ſpäter begleitete er Lord Wentworth auf ſeiner Reiſe durch Europa. Im J. 1709 fing er an, ſich als Schriftſteller bekannt zu machen, indem er eine Geſchichte des ottomaniſchen Reichs herausgab, die nach ſeinem eignen Urtheil mehr Beifall fand, als ſie verdiente. Um dieſelbe Zeit ließ er ein Gedicht, Camillus betitelt, zu Ehren des Generals Grafen Peterboroug erſcheinen. Als er zum Director des Drurylane-Theaters ernannt worden war, ſchrieb er binnen acht Tagen das Trauerſpiel Elfride oder die ſchöne Unbeſtändige, und als ihm die Direction der Oper in Hay-Market übertragen ward, verfaßte er die Oper Rinaldo, die Händel in Muſik ſetzte und das Publikum mit Beifall aufnahm. Wegen eines Mißverſtändniſſes aber, das zwiſchen dem Lord-Kammerherrn und ihm entſtanden war, verließ er ſeinen Poſten an beiden Bühnen, ſchrieb noch ferner Trauerſpiele und Gedichte, die nur mittelmäßig ausfielen, und machte ſtaatswirthſchaftliche Plane, die einen noch ſchlechtern Erfolg hatten. Er ſtarb im Jahr 1750. Seine Werke in Proſa und Verſen ſind ziemlich zahlreich. Sie verrathen Genie, noch mehr aber Affectation in Gedanken und Ausdruck.

Hill (Sir John), ein engliſcher Schriftſteller, geboren um das Jahr 1716, war anfangs Apotheker in Weſtminſter und erhielt nachher die Aufſicht über die botaniſchen Gärten des Herzogs von Richmond und des Lord Petre, entſagte dieſem Poſten, um ſich auf den Theatern von Hay-Market und Covent-Garden auspfeifen zu laſſen, und kehrte zu ſeinem erſten Geſchäft zurück. Er widmete ſich jetzt den Wiſſenſchaften und gab eine Anzahl Schriften heraus, die mit Beifall aufgenommen wurden. Dieſer Beifall aber hatte einen nach-

theiligen Einfluß auf ſeinen Charakter, indem er ihn aus einem beſcheidnen und anſpruchsloſen zu einem anmaßenden und ſtreitſüchtigen Manne machte. Er gab damals zwei periodiſche Werke heraus, das British Magazine und den Inspector, denen er durch die Aufnahme ſcandalöſer Geſchichten und ſonſtiger Tagesvorfälle ein großes Publikum zu verſchaffen wußte. Allein ſie verwickelten ihn auch in viele Streitigkeiten und Händel und trugen ihm ſelbſt einmal eine Tracht Schläge ein, die ein Irländer ihm in einem öffentlichen Garten gab. Auch mit der königlichen Geſellſchaft gerieth er in Streit, bei der er ſich vergebens als Candidat gemeldet hatte. Sein Credit als Schriftſteller litt dadurch ſo ſehr, daß er ſich nach andern Hülfsquellen umſehen mußte. Er verfertigte Balſame und allerlei Arzneien, die viel Käufer fanden und womit er viel gewann. Einige Zeit darauf gab er unter Protection des Lord Bute ein Syſtem der Botanik in 26 Foliobänden heraus. Seit der König von Schweden ihm den Waſaorden ertheilt hatte, ſetzte er ſeinem Namen das Prädicat Sir vor. Er ſtarb im Jahr 1775. Seine Werke verrathen einen Mann von Geiſt, Talent und Kenntniß, aber ſie ſind wegen der Eilfertigkeit, womit ſie abgefaßt worden, voll Ungenauigkeiten. Wir nennen von denſelben nur noch eine allgemeine Naturgeſchichte in drei Foliobänden, und eine Broſchüre unter dem Titel Lucina sine concubitu, worin er beweiſen will, daß eine Frau auch ohne Umgang mit einem Manne empfangen und gebären könne.

Hill (Baron Sir Rowland), engl. Generallieutenant, zweiter Sohn des Sir John Hill, Baronet von Hawkſtone, geboren 1772, dient ſeit ſeinem 16ten Jahre in der brittiſchen Armee, und hat ſich eben ſo durch Thätigkeit und Eifer, als durch ſein mildes Betragen allgemeine Achtung erworben. Man gab ihm Urlaub, um ein Jahr in der Kriegsſchule zu Straßburg zu ſtudiren; darauf machte er mit ſeinem Oheim Sir Richard eine Reiſe in Deutſchland, Frankreich und Holland. In einem Alter von 20 Jahren ward er 1792 Capitän, und begleitete ſeinen Freund, Sir Francis Drake, auf einer diplomatiſchen Sendung nach Genua. Dann war er in Toulon nach einander Adjutant der Generale Mulgrave, O-Hara und Sir David Dundas. Nach der Räumung dieſes Platzes diente er als Oberſtlieutenant in Gibraltar und in Aegypten, wo er den 13ten März 1801 verwundet wurde. Dann ſtand er als Brigadier in Schottland und Irland. Sein Verhalten erwarb ihm das Bürgerrecht der Stadt Cork; daſſelbe gab ihm auch die Stadt Plymouth, aus Dankbarkeit für die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher er die verwundeten Soldaten von dem Heere des Sir J. Moore, deſſen Rückzug nach Corunna er an der Spitze eines Reſervecorps gedeckt hatte, verpflegen ließ. Im J. 1808 nahm er Theil an der Schlacht von Vimieira. Im Jahr 1809 übernahm er, als der General-Lieutenant Paget den 12ten Mai verwundet worden war, an deſſen Stelle den Oberbefehl und ſiegte. Für ſeinen Antheil an der Schlacht bei Talavera bezeugte ihm das Parlament den Dank der Nation. Zu ſeinen glänzendſten Waffenthaten gehört das Gefecht bei Arrayo del Molinos in Eſtremadura, am 27ſten October 1811, wo er durch geſchickte Bewegungen eine franzöſiſche Heerabtheilung von mehr als 3000 Mann unter dem General Girard überfiel und gänzlich ſchlug, ſo daß kaum der General Girard mit 200 Mann entrann, und alles Geſchütz und Gepäck in die Hände des Siegers fiel. Der Prinz Regent nannte daher den Na-

men des General Hill bei der Eröffnung des Parlaments 1812 mit verdienter Auszeichnung, und ertheilte ihm den Bathorden. Auch ward er 1814 zum Baron Hill von Almaraz und Hawkſtone ernannt. Mit gleicher Einſicht und Tapferkeit focht General Hill in den Feldzügen von 1812 u. 1813. Durch die Wegnahme der Höhen de la Suebla und Arlenzon entſchied er am 20. Juni 1813 den Rückzug der Franzoſen auf Vittoria. Den 25ſten Juli ward er von zwei franzöſiſchen Heerabtheilungen in der Stellung bei Puerto de Maya angegriffen, und mußte ſich nach ſiebenſtündigem Gefecht auf Iruvita zurückziehn. Allein drei Tage ſpäter erkämpfte er, obgleich der Feind ſtärker war, den Paß von Velate, und trug durch ſeine geſchickten Anordnungen zu den Erfolgen des 30ſten und 31ſten Juli viel bei. Eben ſo tapfer focht er am 10ten, 11ten, 12ten und 13ten December. Den 27ſten Februar 1814 entſchied er die Schlacht bei Orthez; den 2ten März 1814 warf er die Franzoſen aus der Stellung bei Ayre, und bemächtigte ſich dieſer Stadt nebſt den Magazinen. Im Jahr 1815 führte er in Belgien, während der Abweſenheit des Herzogs von Wellington, den Oberbefehl über das engliſch-hannöveriſche Heer, und hatte an dem Siege bei Waterloo einen ſo großen Antheil, daß ihm der Prinz Regent die Pairswürde ertheilte.

Hiller (Johann Adam), geboren zu Wendiſchoſſig bei Görlitz den 25ſten December 1728. Er verlor ſeinen Vater, den Schulmeiſter des Orts, ſchon im ſechsten Jahre, genoß jedoch einige Zeit den Unterricht des Nachfolgers ſeines Vaters auf dem Clavier und der Violine, fand ſchon damals ſeinen größten Zeitvertreib am Singen, und ſang aus Mangel an andern Stücken am liebſten die Paſſions- und Sterbelieder aus dem Geſangbuche. Im zwölften Jahre kam er auf das Gymnaſium nach Görlitz und wegen ſeiner guten Stimme unter das daſige Singchor. Hier übte er ſich unter Anführung einiger Mitſchüler auf mehrern Inſtrumenten. Um an einer neu errichteten muſikaliſchen Geſellſchaft, wo noch ein Baßſpieler fehlte, Theil zu nehmen, kaufte er ſich eine alte Baßgeige für 18 Gr., auf welcher er ſeine Kräfte üben wollte. Nachdem er fünf Jahre auf dem Gymnaſium zugebracht, und hierauf wegen ſeiner drückenden Umſtände einige Zeit bei Civilbeamten als Schreiber geweſen war, begab er ſich 1747 auf die Kreuzſchule nach Dresden, erhielt hier von Homilius Unterricht, und bildete ſich vorzüglich durch das Anhören der damals mit aller Pracht und Vollkommenheit aufgeführten Haſſiſchen Opern und durch das Studiren der Partituren davon, die er ſich größtentheils zur Nachtzeit abſchrieb. 1751 kam er nach Leipzig, um die Rechte zu ſtudiren, nahm als Baßſänger und Flötenist an dem daſigen öffentlichen Concert Antheil, componirte hier ſchon mehreres, und widmete ſich auch beſonders dem theoretiſchen Studium der Muſik, bis er 1754 als Hofmeiſter bei dem jüngern Grafen von Brühl Dresden wieder ſah, und zugleich gute Gelegenheit bekam, ſeinen Hang zur Muſik noch mehr zu befriedigen. Als er Leipzig mit ſeinem Eleven 1758 zum zweitenmal bezog, hinderte ihn ſeine Hypochondrie, außer Gellerts geiſtlichen Liedern, die er aus Gefälligkeit für den Dichter ſetzte, an andere Compoſitionen zu denken; ja er legte ſogar 1760 ſeine Hofmeiſterſtelle nieder, nachdem er ſchon einen Ruf als Profeſſor nach Petersburg abgelehnt hatte, und erwarb ſich ſeinen Unterhalt durch Ueberſetzungen wichtiger Werke, gab den muſikaliſchen Zeitvertreib, das erſte practiſch-periodiſche Werk der Art in Deutſchland,

heraus, und wurde endlich 1763 als Director des leipziger ſogenannten großen Concerts angeſtellt, das ſeine ganze Einrichtung und Ordnung vorzüglich ihm zu verdanken hat, und an welchem Demoiſelle Schmehling (nachherige Mad. Mara) und Dem. Schröter als Sängerinnen Theil nahmen. Der wichtigſte Dienſt, den er damals nicht bloß Leipzig, ſondern auch vielleicht ganz Deutſchland leiſtete, war, daß er auf Veranlaſſung des bekannten Theaterprincipals Koch deutſche Operetten einführte, zu einer Zeit, wo man auf deutſchen Theatern noch keinen deutſchen Sänger gehört hatte. Wer kennt nicht von dieſer Seite das große Verdienſt des würdigen Hillers, dem man mit allem Recht die Verbeſſerung des deutſchen Geſchmacks an richtigem und edlem Geſang urſprünglich zu verdanken hat? Noch vermehrte er ſeine Verdienſte um Leipzig 1771 durch Errichtung einer Singſchule für junge Frauenzimmer, in welcher viele treffliche Sängerinnen gezogen wurden. Bei ſeiner Reiſe nach Mitau, wohin er zwei ſeiner vorzüglichen Schülerinnen, Podleska, begleitete, erhielt er vom Herzog von Curland viele Ehrenbezeigungen und Geſchenke, und nachher (1784) den Charakter als Capellmeiſter. Ihm verdankt man es auch, daß man ſowohl zu Berlin bei ſeiner damaligen Anweſenheit 1786, als auch nachher 1787 und 1795 zu Leipzig das berühmte Händelſche Meiſterſtück, den Meſſias, unter ſeiner Anführung gehört hat. Im Jahr 1789 übertrug man ihm endlich zu Leipzig den Poſten des mit Ehren alt gewordenen und in Ruhe verſetzten (zu Anfang des J. 1797 verſtorbenen) Cantors und Muſikdirectors an der Thomasſchule, Doles, in welcher Stelle er ſich die ſtete Verbeſſerung des Chors mit unermüdetem Eifer angelegen ſeyn ließ, ſo wie er auch durch Einführung beſſerer Melodien für die Kirchengeſänge noch in ſeinem Alter ſich Verdienſte erworben hat. Daß übrigens unter ſeinen theatraliſchen Compoſitionen die Jagd, die Jubelhochzeit, die Liebe auf dem Lande, der Erntekranz u. ſ. w. ſo viele Volksgeſänge hergegeben haben, iſt eben ſo bekannt, als es zugleich Beweis für die Trefflichkeit derſelben iſt. Auch für die Kirche hat er vieles componirt, und mehrere theoretiſche Werke, ſo wie auch Lebensbeſchreibungen berühmter Tonkünſtler herausgegeben. Er ſtarb im Jahr 1804 an gänzlicher Entkräftung.

Hiller (Gottlieb), der Naturdichter genannt, iſt der Sohn eines armen Fuhrmanns, geboren zu Landsberg in Sachſen 1778. In ihm regte ſich von Kindheit auf ein natürlicher, tüchtiger Verſtand und eine gemäßigte Einbildungskraft, beide durch Beobachtung und einen muntern, feſten, aber ſanftmüthigen und gutgearteten Charakter beſtimmt und geleitet. Hieraus entwickelte ſich eine ausgezeichnete Lernbegierde und Nachahmungsgabe, welche ſich in Stunden, wo er von den groben Arbeiten ſeines Standes frei ward, durch mechaniſche Erfindungen, vorzüglich aber durch eifrige Lectüre jedes Blattes, deſſen er habhaft werden konnte, und mancherlei Verſuche, ſeine Gedanken und Einfälle in Reime zu faſſen und aufzuſetzen, äußerte, womit er bald ſich einigen Erwerb verſchaffte. Hätte Hiller einen planmäßigen Unterricht genoſſen, ſo hätte er leicht etwas leiſten und ſeinem Talent Erweiterung und Sicherheit verſchaffen können. Allein früher hinderten ihn daran jene Beſchäftigungen, welche ſeine Lage mit ſich brachten; ſpäter aber, nachdem er durch einige Gedichte bekannt geworden war, machte das übertriebene Lob ſeiner Freunde und Gönner, welche die poetiſchen Verſuche, und ſeine Leichtigkeit zu

verſificiren, unter den proſaiſchen Umgebungen, in welchen er ſtand, und bei Ermangelung einer gründlichen Anweiſung, als Seltenheit betrachteten und anſtaunten, oft auch wohl nur dem wackern Menſchen und deſſen ſchlichtem treuherzigen Thun und Weſen Beifall und Unterſtützung ſchenkten, einen ſo überraſchenden und faſt berauſchenden Eindruck auf ihn, daß er im Gefühle des Glücks, durch Anwendung ſeines Talents ſeine und ſeiner Familie Lage zu verbeſſern, worauf ſein Streben einzig gerichtet war, an ein tieferes Studium nicht mehr dachte, ſondern durch mehrere Reiſen ſich bekannt zu machen und durch Herausgabe ſeiner Gedichte Unterſtützung und Pränumerationen zu gewinnen bemüht war. Dieſe Gedichte erſchienen 1805 zu Cöthen und zeichnen ſich weder durch Gediegenheit der Darſtellung noch Fülle des poetiſchen Ausdrucks aus; ja ſie verrathen vielmehr eine dem Weſen des wahren **Naturdichters** geradezu widerſprechende Reflexion über Kunſt und Naturbildung, welche durch die bei vielen Großen genoſſenen Auszeichnungen in ihm geweckt worden zu ſeyn ſcheint, und ſich in ſeiner, jenen Gedichten vorausgeſchickten weitläuftigen Selbſtbiographie mit einer verzeihlichen Eitelkeit überall an den Tag legt. Im übrigen war er aber von Stolz ſo fern, daß er ſelbſt nach jenen Auszeichnungen aus den Cirkeln der Vornehmen, in welche er erhoben worden war, zufrieden und munter in den Kreis ſeiner Familie und zu ſeinen liebgewonnenen Beſchäftigungen, Lehmſteinſtreichen und Taubenneſterflechten, zurückkehrte.

Hiller (Johann Freiherr von), öſterreichiſcher Feldmarſchall-Lieutenant, einer der erſten Feldherrn Oeſterreichs. Er diente früher in der Artillerie, und erhob ſich durch Verdienſte zu dem Range eines Generals. War er gleich nicht glücklich bei Abensberg am 20ſten April 1809, wo er, vereint mit dem Erzherzoge Ludwig, von dem Kaiſer Napoleon geſchlagen und in Folge dieſer Schlacht bis hinter Landshut geworfen wurde, ſo bewies er doch in dem Gefecht bei Neumarkt an der Rott (am 24ſten April 1809), wo er die vereinten Corps der Herzoge von Montebello, Iſtrien und der Bayern unter Wrede angriff und bis Vils-Biburg zurückdrängte, und durch ſeinen muſterhaften Rückzug bis an die Donau, auf welchem er das mörderiſche Treffen bei und in Ebersberg beſtand, daß er ein tapferer Soldat, ein einſichtsvoller General und einer der unerſchrockenſten Männer ſey. In den für die öſterreichiſchen Waffen ſo glänzenden Tagen vom 21ſten und 22ſten Mai 1809 bei Aspern und Eßlingen erwarb ſich Hiller unverwelkliche Lorbeern. Seine Colonne, die erſte in der Schlachtordnung, die, nach ſeiner Vereinigung mit dem Erzherzog Carl, den rechten Flügel der Armee bildete, war es, welche am 21ſten den blutigen Kampf um Aspern kämpfte, dieſes am 22ſten eroberte, und zugleich die Niederlage des linken franzöſiſchen Flügels entſchied. In dem großen Völkerkriege der Jahre 1813 und 1814 führte er den Oberbefehl über die öſterreichiſche Armee in Italien, drang mit derſelben von Klagenfurt her durch Illyrien und Tyrol vor, indem er die Franzoſen den 8ten Oktober aus ihrer feſten Stellung bei Tarvis vertrieb und den 12ten November ſein Hauptquartier zu Vicenza nahm. Er nöthigte dadurch den Vicekönig von Italien, ſich bis Verona zurückzuziehen. Im December 1813 wurde Hiller zu der großen öſterreichiſchen Armee, die gegen Frankreich operirte, abgerufen, und überließ ſein bisheriges Commando dem General Grafen von Bellegarde. Gegenwärtig iſt Hiller Feldzeugmeiſter, wirklichen

geheimer Rath, Commandeur des militäriſchen Maria-Thereſia-Ordens, Inhaber eines Infanterie-Regiments, ſeit 1814 commandirender General in Galizien und Präſident des militäriſchen Gerichts zu Lemberg.

Himmel, im phyſiſchen Sinne, iſt gleichbedeutend mit Himmelskugel, Himmelsgewölbe, und gewiſſermaßen mit Firmament, und bedeutet das azurne Gewölbe, welches ſich ſcheinbar wie eine ausgehöhlte Halbkugel über uns ausbreitet und auf den Gränzen des Horizonts ruht. Die Aſtronomie unſerer Zeit hat uns gelehrt, daß das blaue Gewölbe über unſerm Horizont der unermeßliche Weltraum ſey, in welchem unſere Erde, die Sonne mit allen ihren Planeten und Nebenplaneten, ſo wie das unzählige Heer von Fixſternen ſchweben. Was die azurne Farbe des ſcheinbaren Himmelsgewölbes betrifft, welche man gewöhnlich Himmelblau nennt, ſo iſt ſie nach Nollet eine Wirkung des Lichts der Sonne und der Geſtirne. Nach dieſer Vorſtellung müßte der unermeßliche Raum völlig ſchwarz erſcheinen, wie alles, was nicht erleuchtet wird; allein das Licht der Himmelskörper, welches von der Erde in die Luft und von dieſer wieder auf die Erde zurückgeworfen wird, verurſacht den blauen Schimmer. Sauſſure leitet die blaue Farbe des Himmelsgewölbes zwar ebenfalls von dem zurückgeworfenen Lichte her, meint aber mit Recht, daß nicht die Luft, weil ſie durchſichtig iſt, ſondern die Dünſte in derſelben die Strahlen zurückwerfen. Er ſtützt ſeine Meinung darauf, daß, wenn die Luft die Lichtſtrahlen zurückwerfe und dadurch die Gegenſtände blau färbte, die Gletſcher und Schneegebirge in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen blau erſcheinen müßten, welches jedoch nicht der Fall ſey. Daß vielmehr die Lichtſtrahlen von den Dünſten in der Atmoſphäre zurückgeworfen werden, erhellt auch daraus, daß der Himmel auf hohen Bergen viel dunkler blau erſcheint, als in den Ebenen; ja ſelbſt hier iſt das Blau ſehr verſchieden und um ſo dunkler, je reiner, um ſo blaſſer, je mehr mit Dünſten angefüllt die Atmoſphäre iſt. Sauſſure hat auf dieſe Beobachtungen einen eignen Apparat (Kyanometer) erfunden, um nach dem Grade der blauen Farbe des Himmels die Menge der Dünſte in der Luft zu beſtimmen. — Im Alterthume hielten nicht nur Ungebildete, ſondern auch Philoſophen, den Himmel für das, was er ſcheint, ein feſtes Gewölbe, wo die Götter ihren Wohnſitz hatten. Um die verſchiednen Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären, nahmen die alten Aſtronomen ſogar mehrere Himmelsgewölbe über einander an. So gab es nach ihrer Meinung ſieben Himmel für ihre ſieben Planeten, nämlich einen Himmel des Mondes, des Mercur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und Saturn. Der achte war der Fixſternhimmel, den ſie vorzugsweiſe das Firmament nannten. Ptolemäus fügte einen neunten Himmel hinzu, welchen er primum mobile nannte. Nach ihm wurden noch zwei Cryſtallhimmel von König Alphons hinzugefügt, um einige Unregelmäßigkeiten in den Bewegungen der andern Himmel dadurch zu erklären, und zuletzt wurde als Wohnſitz der Gottheit noch ein zwölfter Himmel, das Empyreum, über das Ganze geſetzt, ſo daß die Geſammtzahl der Himmel zwölf betrug. Andere indeß nahmen noch viel mehr an, je nachdem es ihre Anſichten und Hypotheſen nothwendig machten. Eudoxus nahm 23, Calippus 30, Regiomontanus 33, Ariſtoteles 47 und Fracaſtor nicht weniger als 70 an. Doch muß bemerkt werden, daß die Aſtronomen ſich nicht deutlich

darüber erklären, ob die Himmel, welche ſie auf dieſe Weiſe annahmen, wirklich vorhanden oder nicht, ſondern daß ſie ihnen zunächſt nur dienten, die ſinnlichen Bewegungen ſammt den damit verbundnen Erſcheinungen zu erklären.

Himmel und Himmelfahrt. Wenn der Menſch das Göttliche und Ueberirdiſche unter ſinnlichen Bildern und als im Raume vorhanden ſich vorſtellt, ſo denkt er ſich daſſelbe als erhaben über ſich und die Erde, ſo ſetzt er es in die Räume über die Wolken und die Sterne. Daher die dem Menſchen natürliche Vorſtellung von dem Himmel als dem Orte der nähern Gegenwart Gottes und der Wohnung der ſeligen Geiſter. Auch der aufgeklärteſte Verehrer Gottes, welcher wohl weiß, daß Gott überall iſt, und daß ſeine unendliche Kraft die Erde wie die Sterne durchdringt, breitet doch, von dieſer dem menſchlichen Geiſte natürlichen Vorſtellungsart geleitet, ſeine Arme gegen Himmel aus, wenn er betet, und ſchaut himmelwärts, wenn er ſehnend einer vollkommnern Ordnung der Dinge entgegenſieht oder der hingeſchiedenen Geliebten gedenkt. In dieſer Vorſtellungsart iſt der Urſprung der Erzählungen von weiſen und guten Menſchen, welche gen Himmel gefahren ſeyen, zu ſuchen. Den Gedanken: ſie ſind in eine vollkommnere Ordnung der Dinge verſetzt worden, und haben den Lohn ihres verdienſtvollen Wirkens empfangen, drückte man bildlich ſo aus: ſie ſind gen Himmel geſtiegen, ſie ſind zu dem Orte emporgehoben worden, wo Gott und die ſeligen Geiſter wohnen. Die Nachwelt aber verwechſelte oft das Bild mit dem hinter ihm liegenden Gedanken, und dachte ſich das als Thatſache und Begebenheit, was urſprünglich bildliche Einkleidung eines Gedankens geweſen war. N.

Himmel (Friedrich Heinrich), königlich preußiſcher Capellmeiſter, wurde zu Treuenbrietzen in der Mittelmark Brandenburg von unbegüterten Aeltern geboren, und dem Predigerſtande beſtimmt. Kaum hatte er ſeine Studien vollendet, als er ſich nach Potsdam begeben mußte, um zum Antritt einer Feldpredigerſtelle das Examen zu beſtehen. Hier, wo Friedrich Wilhelm II. ſich einen großen Theil des Jahres aufhielt, und die erſten Künſtler der königlichen Capelle verſammelt waren, machte Himmels Fertigkeit auf dem Fortepiano ſo großes Aufſehen, daß der König davon erfuhr, und ihn zu hören verlangte. Himmel ſpielte zu wiederholten Malen vor dem Monarchen, der ſich als ein Kenner von ſeinem ſeltenen Talent überzeugte, ihn zu ſeinem Capellmeiſter ernannte und auf Reiſen ſandte. Seitdem begründete Himmel theils als einer der vorzüglichſten Claviermeiſter, theils als Componiſt ſeinen Ruf, wiewohl es nicht zu läugnen iſt, daß er ſelbſt ſich in letzterer Eigenſchaft einen ungleich höheren Platz anwies, als die Kritik ihm einzuräumen geneigt ſeyn möchte. Der ſchnelle Glückswechſel, den er allerdings ſeinem Verdienſt verdankte, und die Huldigungen, die ihm allenthalben zu Theil wurden, ſcheinen ſein Selbſtgefühl in einem höheren Grad erregt zu haben, als man bei dem Künſtler, der ſich ſelbſt, aber auch die Schwierigkeiten ſeiner Kunſt mit Beſonnenheit erkannt hat, erwarten möchte. Dieſes Selbſtgefühl, ſo wie eine große Empfänglichkeit und Neigung für die Freuden des Lebens, die, verbunden mit vieler Liebenswürdigkeit und Offenheit, zu ſeinen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten gehörten, haben ihn gehindert, ſein Talent mit Ernſt und Beharrlichkeit auszubilden, wie dieß an ſeinen Compoſitionen leicht wahrzunehmen iſt. Die berühmteſte derſelben iſt ſeine Oper Fanchon, die allenthalben

mit Entzücken gehört wurde. Der Kenner wird nicht läugnen, daß die Muſik in Fanchon viel Anmuth und Einſchmeichelndes hat; aber den wahrhaft großen und genialen Muſikwerken iſt weder ſie noch irgend eine von Himmels übrigen Compoſitionen beizuzählen. Wir nennen von dieſen noch ſeine Urania, ſeine Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelms II., einige Opern, z. B. Vaſco de Gama, ein Liederſpiel, mehrere Arien u. ſ. w. Zu rühmen iſt es übrigens, daß Himmel ſeine Dankbarkeit gegen die Königin, die ihn mit ihrem Wohlwollen ehrte, ſo wie gegen den König, deſſen Gunſt er beſaß, ſtets durch treue Anhänglichkeit bewieſen hat und daß er durch keine Anerbietungen bewogen werden konnte, die Dienſte ſeines Fürſten zu verlaſſen. Eine Zeit lang hielt er ſich in Gotha auf, ging aber nach Berlin zurück, wo er im J. 1814 ſtarb.

Himmelskugel (künſtliche), ſ. Globus.

Hinckelmann (Abraham), ein gelehrter Theologe und Orientaliſt, geboren im J. 1652 zu Döbeln im Meißniſchen, wo ſein Vater ein reicher Apotheker war. Er begann ſeine Studien in ſeiner Vaterſtadt und ſetzte ſie in Freiberg und Wittenberg fort. Nach Beendigung derſelben ward er zum Rector an der Schule von Gardeleben ernannt und drei Jahre ſpäter ging er in derſelben Eigenſchaft an das Gymnaſium nach Lübeck, wo er elf Jahre blieb. Darauf nahm er das Paſtorat an der St. Nicolaikirche zu Hamburg an, welches er aber nur kurze Zeit verwaltete, da der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt ihn an ſeinen Hof berief und zu ſeinem Prediger, Oberkircheninſpector und Profeſſor honorarius der Univerſität zu Gießen ernannte. Im J. 1688 kehrte Hinckelmann nach Hamburg zurück, um die erſte Stelle an der St. Catharinenkirche einzunehmen. Die Erſcheinung eines myſtiſchen Werks von Poiret erregte großen Zwieſpalt zwiſchen ſeinen Amtsbrüdern. Die Anhänger von Horbius, welcher der Herausgeber deſſelben war, vertheidigten die darin aufgeſtellten Grundſätze mit eben ſo viel Eifer, als die Gegner ſie angriffen. Hinckelmann, der von ſanftem und friedliebendem Charakter war, wollte keinen Theil an dieſem Streit nehmen; aber ſtatt ihm für dieſe Mäßigung Dank zu wiſſen, vereinigten ſich alle, um ihn mit Schmähungen zu überhäufen. Er verbarg den Kummer, der darüber an ſeinem Innern nagte; aber ein Pamphlet, das einen Anhänger des Horbius zum Verfaſſer hatte, griff ihn dergeſtalt an, daß er beim Leſen Krämpfe bekam und wenige Tage darauf, den 11ten Februar 1695, ſtarb. Hinckelmann iſt vornemlich durch ſeine Ausgabe des Coran bekannt, die erſte, welcher arabiſch erſchien (Hamburg, 1694, 4to).

Hindenburg (Carl Friedrich). Bewundernswürdig war der Umfang der Kenntniſſe dieſes Mannes, der als Erfinder der combinatoriſchen Analyſis ſich einen unſterblichen Namen gemacht hat. Er wurde zu Dresden, wo ſein Vater Kaufmann war, den 13ten Juli 1739 geboren. Seine erſte gelehrte Bildung erhielt er auf dem damals ſehr blühenden Gymnaſium zu Freiberg, von welchem er 1757 auf die Univerſität Leipzig kam, um die Arzneiwiſſenſchaft zu ſtudiren. Er widmete ſich ihr unter Anführung der damaligen berühmten Männer J. E. Hebenſtreit, Ludwig, Janke, Boſe u. ſ. w., ſo wie er die Philoſophie, Phyſik und Mathematik bei J. H. Winkler, Heinſius und Rudolph, und über alte Literatur und ſchöne Wiſ-

ſenſchaften bei J. Erneſti und Gellert hörte. Durch des Letztern Empfehlung kam er nach geendigter akademiſcher Laufbahn im Jahr 1763 als Erzieher zu dem nachmals ſchon in ſeinem Knabenalter als ein ganz außerordentliches mathematiſches Genie ſich auszeichnenden Herrn v. Schönberg, welches ihm Veranlaſſung wurde, als er ſeinen Zögling auf die leipziger Univerſität begleitete, ſich vorzüglich mit Mathematik und Phyſik zu beſchäftigen. Außer den bereits genannten Lehrern wurde ihm nun auch der Unterricht und der vertraute Umgang, deſſen ihn der originelle und gründliche Profeſſor der Mathematik, Borz, würdigte, und als er nachher die Univerſität Göttingen beſuchte, Kästners Unterricht und Umgang höchſt lehrreich. Im J. 1771 promovirte er in Leipzig als Magiſter, und ſeine Vorleſungen und vortrefflichen Schriften fanden ſo vielen Beifall, daß ihm 1781 ein außerordentliches Lehramt der Philoſophie, und nach Funks Tode 1786 das ordentliche der Phyſik ertheilt wurde. Anſehnliche Rufe auf in- und ausländiſche Univerſitäten ſchlug er aus Liebe für ſein Vaterland aus. Die angeſehnſten Akademien und gelehrten Geſellſchaften des In- und Auslandes ſchätzten es ſich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Als Gatte, Vater und Freund war er höchſt liebenswürdig. Er ſtarb 1808. Seine Schriften ſind in Meuſels gel. Deutſchland bemerkt. r.

Hindoſtan oder Indien diesſeit des Ganges, das eigentliche Indien, begreift Vorderindien mit Einſchluß der Halbinſel diesſeit des Ganges, zwiſchen den Flüſſen Indus und Ganges oder eigentlich dem Burramputer. Die Gränzen ſind gegen Oſten die hinterindiſchen Staaten Aſchem und Birma und der bengaliſche Meerbuſen; gegen Süden das indiſche Meer; gegen Weſten daſſelbe Meer, Beluchiſtan und Cabuliſtan, und gegen Norden trennen hohe Schneegebirge, die in mehreren ungeheuren Ketten hinter einander aufgethürmt ſind (das Himmallehgebirge, auch Imaus), Oſtindien von Tibet und der Bucharei. Nach dieſer Begränzung ſind Napaul und die Ghorkaländer nebſt Sirinagur mit einbegriffen. Der Flächeninhalt beträgt nach einigen 50, nach andern 60 bis 70,000 □Meilen, worauf über 90 Millionen Menſchen wohnen. Es beſteht aus dem eigentlichen Hindoſtan, oder dem alten Gebiet des großen Moguls; aus Bengalen, welches der engliſch-oſtindiſchen Compagnie unterworfen iſt, und der eigentlichen diesſeitigen indiſchen Halbinſel. Sehr gebirgig ſind die nördlichen und nordweſtlichen Provinzen, indem das hohe Schneegebirge (Himmalleh, auch Imaus) an der nördlichen Gränze hinläuft, und ſeine Aeſte nach mancherlei Richtungen durch mehrere Landſchaften vertheilt. Zu dieſen gebirgigen Landſtrichen gehören beſonders Sirinagur, Napaul, Ghorka, die Dſchatenfürſtenthümer Dſcheipur und Dſchudpur. In dieſen Gebirgsgegenden, an der Nordſeite von Napaul, erhebt ſich im Himmallehgebirge der Dholagir oder Dhawalegiri, welcher nach den neueſten Unterſuchungen der Britten 26,800 Fuß hoch iſt, und alſo den bisher für den höchſten Berg gehaltenen Chimboraſſo um 6000 Fuß an Höhe übertrifft. So wie ſich von den nördlichen Schneegebirgen ſüdliche Abſtufungen durch mehrere oſtindiſche Landſchaften verbreiten, ſo erhebt ſich auf gleiche Art bei dem Cap Comorin, der ſüdlichſten Spitze Oſtindiens, ein mächtiges Gebirge, welches in zwei abgeſonderten Abtheilungen die Halbinſel durchzieht,

und ſich zuletzt in den Bergen von Malva, Bundelkund und Bahar verliert. Dies ſind die berühmten Ghauts (Gattes), deren Benennung einen Paß andeutet. Sie verurſachen einen merkwürdigen Unterſchied der Witterung auf den durch dieſe Gebirge abgeſonderten Küſten Malabar und Coromandel. Auf der letztern wird es im Junius Sommer und auf Malabar Winter; hingegen wird es im October auf der Küſte Malabar Sommer und auf der Küſte Coromandel Winter. Die Ghauts theilen ſich in die weſtlichen und öſtlichen. Die erſtern nähern ſich oft der Küſte, und erheben ſich ohngefähr 3 bis 4000 Fuß, durchziehen die Marattenländer, ſetzen ihren Lauf gegen Norden fort und theilen ſich in mehrere Zweige. Die öſtlichen Ghauts ſetzen ihren Lauf gleich den weſtlichen nach Norden fort, ziehen ſich längs den nördlichen Cirkars, und werden beſonders da, wo ſie dieſe Provinz von Bahar trennen, immer höher und unerſteiglicher. Da die beiden Hauptzweige der Ghauts zuletzt mit andern Gebirgen zuſammenſtoßen, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſie zuletzt mit dem Himmalleh Verbindung haben. Im Ganzen iſt jedoch nur der nördliche Theil Oſtindiens ein Gebirgsland zu nennen, und das übrige Oſtindien iſt mehr eben, als bergig. Mehrere Landſchaften, beſonders die Gegenden am Ausfluſſe des Indus und Ganges und an den Ausflüſſen anderer großen Ströme und Gewäſſer ſind ſumpfig und moraſtig; auch fehlt es nicht an Sandländern und ſelbſt, beſonders in den nördlichen Ländern, an größeren uud kleineren Wüſten und Steppen. Deſſen ungeachtet iſt der Boden in den meiſten Gegenden ſehr fett und fruchtbar, und an den herrlichſten und mannichfaltigſten Produkten ergiebig, und hat einen Ueberfluß an ſchönen Ebenen, vortrefflichen Wieſen und an den reizendſten Thälern, von der Natur verſchwenderiſch mit ihren ſchönſten Geſchenken ausgeſtattet. Zu dieſer außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens trägt auch die Wärme der Luft bei, die ſogar in einigen Gegenden einen ſolchen Grad erreicht, daß ſie, wenn der heiße Landwind bläſt, unausſtehlich wird. In den meiſten Ländern Indiens kennt man nur zwei Jahrszeiten, die regneriſche und die trockene. In der erſteren iſt der Himmel faſt immer mit Wolken bedeckt, häufiger Regen ſtürzt herab, und die große Hitze vermindert ſich alsdann. Bleibt der Regen zu lange aus, oder fällt er nicht in hinlänglicher Menge, ſo erfolgt eine ſchlechte Erndte und wohl gar eine Hungersnoth. In der trockenen Jahreszeit wird die Hitze oft ſo drückend, daß Europäer kaum die kleinſte Beſchäftigung vornehmen können. Unter den in Oſtindien wehenden Winden ſind beſonders die Monſoons, Mouſſons, merkwürdig, welche regelmäßig auf dem Lande und auf dem Meere abwechſeln. Die Seewinde ſind eine außerordentliche Wohlthat für dieſe Länder, indem ſie erfriſchende Kühlung bringen; hingegen die mit dem heißen Landwinde verbundene Hitze iſt ſo heftig, daß ſie der Hitze vor einem glühenden Ofen gleichet. Im allgemeinen iſt jedoch die Luft in Oſtindien mehrentheils geſund, beſonders bei Anwendung gehöriger Vorſichtsmittel. Der nördliche gebirgige Theil Oſtindiens hat ein meiſt ſehr gemäßigtes und mildes Klima, ja in einigen Gegenden wird es im Winter ziemlich kalt. Mit Ausnahme weniger Gegenden, iſt Oſtindien überall von großen und kleinen Flüſſen gut bewäſſert. Von den großen Flüſſen ſind viele nicht kleiner als der Rhein, und viele von ihnen übertreffen die Donau am Flußgebiet. Die größten Flüſſe ſind: 1. der Indus, deſſen

Quelle noch nicht genau bekannt iſt; man hat ſeinen Lauf bis zur Stadt Dras in Kleintibet unter 35° 55′ nördlicher Breite verfolgt, wo ſich zwei große Arme, acht Tagemärſche nordöſtlich von Caſchemir vereinigen. Er fließt anfangs zwiſchen hohen Bergen eingeſchloſſen, durch die Schneegebirge, welche Caſchemir und Kleintibet trennen. Bei dem Fort Attoc nimmt er den ſchnellen Cabul auf, erhält den Namen Attoc, und iſt unter dieſem Namen bekannt, bis ihn die fünf Ströme erreichen, welche das Pentſchab bewäſſern. Sie heißen: der Behat (ſonſt Hydaspes), der Chunaub (Aceſines), der Rauvi (Hydraotes), der Bejah und der Setledge (welche beide letztern ſich vereinigen und den Hyphaſis der Alten, größer als die Elbe, bilden). Von dieſer Verbindung mit den fünf Strömen tritt er in die Provinz Sind, und fließt ſüdweſtlich. In der Nähe von Hyderabad theilt er ſich wieder in zwei Arme, wovon der öſtliche der Fulelee heißt. Nachdem ſich der Fulelee wieder mit dem Indus vereinigt hat, fließt der Indus bei Tatta vorbei und tritt in den indiſchen Ocean; 2. der Ganges, der zweite indiſche Hauptſtrom, entſpringt in Großtibet, an der Weſtſeite des Gebirges Kentaiſſe, des höchſten tibetaniſchen Bergrückens, welcher eine nördliche Fortſetzung der indiſchen Schneegebirge iſt, wahrſcheinlich aus dem See Manſorovar. Er durchfließt hierauf das Land Sirinagur, wo er durch eine Menge kleiner und großer Flüſſe verſtärkt wird, zuletzt fließt er als ein ſanfter, überall ſchiffbarer Strom durch die herrlichen Ebenen von Delhi, Auhd, Bahar und Bengalen, dem Ozean zu, bewäſſert die angränzenden Gegenden, und verſchafft ihren Produkten einen ſichern ungeſtörten Abſatz. Der anſehnlichſte Strom, den er aufnimmt, iſt der Jumna. Etwa 220 engliſche Meilen vom Meere nimmt die nördliche Spitze des ſogenannten Delta des Ganges ihren Anfang. Die beiden weſtlichen Arme des Ganges (Coſſimbazar und Jellingly) vereinigen ſich, und bilden gemeinſchaftlich den Hugly, den weſtlichen Arm des Ganges, der bei Calcutta vorbeifließt, und der am meiſten von Schiffen beſucht wird. Der ſüdliche, längs des Meeres gelegene Theil des Delta beſteht aus einem Labyrinthe von Flüſſen und Strömen. Das Waſſer des Ganges wird von dem Hindus für heilig gehalten; 3. der Burramputer, welcher aus demſelben tibetaniſchen See Manſoroar entſpringt, aus welchem der Ganges kommt, aber in der entgegengeſetzten Richtung fließt und anfangs Sanpu heißt, aber bald ſeinen andern Namen Burramputer erhält. Er entfernt ſich anfangs ſehr weit vom Ganges, und nimmt einen Lauf, als wenn er ſich in dem Meerbuſen von Siam mit dem Meere vereinigen wollte, allein er wendet ſich auf einmal weſtlich durch Aſchem, tritt in Bengalen ein, durchfließt die öſtlichen Gegenden dieſer Provinz, erhält eine beträchtliche Breite, und vereinigt ſich bei Luckipore mit dem Ganges. Zu den übrigen beträchtlichen Flüſſen gehören noch der Nerbudda, der Godavery, der Kiſtna und der Cavery oder der Coleram. In allen drei Reichen der Natur iſt Indien ein ſehr fruchtbares Land. Weizen, Gerſte, Reiß, Mais, Zucker, Wein, Ananas, Limonen und Granatäpfel, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Opium, Weihrauch, Kaſſia, Kampher, Indigo, Mohn, Betel u. ſ. f. liefert der Boden in Ueberfluß. Im Schooße der Erde werden treffliche Diamanten, Gold, Kupfer, Blei, Eiſen, Salz, Borax und an den Küſten koſtbare Perlen gefunden. Das Thierreich zeichnet ſich aus durch Elephanten, Dromedare, Rhinoce-

roſſe, Löwen, Tiger, Leoparden, Biſamthiere, Antilopen und Crocodille. Es giebt viel ſchöne Vögel, beſonders Papageien, Colibri, Pfauen ꝛc., aber man hört ſelten den Geſang der Vögel. Es fehlt aber auch nicht an giftigen Schlangen, Scorpionen und Würmern, die ſich in die Haut einfreſſen, und die gefährliche Krankheit Narcembu verurſachen. Unter den Inſecten ſind die Muskitos für den Europäer die unerträglichſten. Das Alterthum der indiſchen Geſchichte iſt völlig dunkel. Alexanders Eroberungen gingen nie weiter, als zwiſchen den Indus und Hyphaſis, doch drang einer ſeiner Nachfolger, Seleucus Nicator, bis an den Ganges vor, und Indien behielt Communication mit Europa durch den Handel über das rothe Meer nach der Marattenküſte; Römer, Araber und Venetianer führten ihn auf dieſem Wege. Ein türkiſcher Völkerzweig, die Ghaznawiden, Glazaniden, brach unter Mahmud im 10ten Jahrhundert nach Chr. in Indien ein, eroberte faſt das ganze eigentliche Hindoſtan, und gründete eine mohammedaniſche Herrſchaft daſelbſt, die bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts dauerte. Dann kamen die Afghanen, ein georgiſches Volk, vertrieben die Ghaznawiden und ſtifteten eine Herrſchaft, die oft durch die Mongolen, beſonders durch Tamerlans (Timur Lenks) ſchreckliche Einfälle geſtört wurde, bis endlich der mongoliſche Fürſt Babur (Omars Sohn, der von Timur abſtammte) ihr den letzten Stoß im Jahr 1525 gab, und die Reihe der ſogenannten großen Moguls anfing. Dieſes Reich umfaßte in ſeiner größten Blüthe unter Akbar, Baburs Enkel, 70,000 □Meilen, zählte 40 Millionen Einwohner, hatte 225 Millionen Rthlr. Einkünfte, und unterhielt ein Heer von 900,000 Mann. Die Reſidenz des großen Moguls, oder indiſchen Kaiſers, war abwechſelnd zu Delhi und Agra. Es gab unmittelbare, von Vicekönigen (Nabobs) beherrſchte, und mittelbare, eigenen Rajas (Fürſten) erblich unterworfene Provinzen, die nach den Urgeſetzen des Landes regiert, dem großen Mogul nur Tribut zahlten. Als Vaſco da Gama den neuen Weg ums Cap nach Indien entdeckt hatte (1498), behaupteten die Portugieſen faſt 100 Jahre lang den oſtindiſchen Alleinhandel, und theilten des Landes Herrſchaft mit den Mongolen. Ihnen folgten 1595 die Holländer unter Cornelius Houtmann, dann die Engländer, Franzoſen und Dänen. Die holländiſch-oſtindiſche Compagnie ward 1602, die engliſche 1698 errichtet. Bald nachher beſtieg der grauſame Uſurpator, Aureng-Zeb, nachdem er ſeinen Vater, Schah Jehan, ins Gefängniß geworfen und ſeine Brüder größtentheils ermordet hatte, den indiſchen Kaiſerthron, behauptete ſolchen unter mannichfaltigen Empörungen der unterjochten Völker, und ſtarb 1707 in einem Alter von 90 Jahren. Aber des Tyrannen Verbrechen wurden an ſeinen Nachfolgern gerächt; zwölf Kaiſer herrſchten binnen 50 Jahren nach einander, und nur drei von ihnen ſtarben eines natürlichen Todes. Bei ſolchem ſteten Thronwechſel kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung. Unter ihrem Anführer, Gobid-Sing, machten ſich zuerſt die Seiks, ein indiſcher Völkerſtamm, unabhängig, eroberten Lahor und ſtifteten eine ariſtokratiſche Republik. Tſchuraman, Befehlshaber der Dſchatten, eines andern indiſchen Volks, folgte dem lockenden Beiſpiel und eroberte ſogar die Kaiſerſtadt Agra; ſeine Nachfolger dehnten die Eroberungen aus und beherrſchten eine Zeit lang das ganze Land vom Gebirge Mewat bis an den Jumnafluß.

Die Maratten, ein kriegeriſcher, urſprünglich am weſtlichen Abhange der Gautsgebirge wohnhafter Volksſtamm, hatte ſich nie den Mongolen unterworfen. Als nun Aureng-Zeb ſie mit Gewalt unterjochen und die braminiſche Religion ausrotten wollte, verbanden ſie ſich mit mehreren des Tyrannenjochs ebenfalls überdrüſſigen Fürſten, ſtellten den tapfern Sewaji (oder Swadſchi, ſtarb 1680), als Moha Raja, oder Großfürſten an ihre Spitze, und kämpften ſo ſiegreich gegen Aureng-Zebs ſchwache Nachfolger, daß ihr Staat der mächtigſte in Indien wurde, bis 1777 eine Regierungsveränderung nach dem Tode des letzten Abkömmlings von Sewaji eintrat und ſtatt des Moha Raja ein Peiſchwa (Reichsverweſer, Bezier) die Zügel des Regiments führte. Jetzt herrſchen in dem weitläuftigen Maratten-Staate, außer dem Peiſchwa, fünf unabhängige Fürſten (Rajahs). Die allgemeine Verwirrung unter Aureng-Zebs Nachfolgern benutzte gleichfalls der Herrſcher Perſiens, Thamas Kuli-Chan, brach, gelockt vom Subah oder Statthalter von Decan, der nach Unabhängigkeit ſtrebte, über den Indus, verwüſtete die Hauptſtadt Delhi, plünderte das ganze Land, ermordete über 120,000 Einwohner und ließ ſich nur (um 1739) durch den damaligen Großmogul Mohammed Shah, mittelſt Abtretung von fünf am Indus gelegenen Provinzen, die jährlich 25 Millionen Thaler eintrugen, und Bezahlung einer Kriegsſteuer von 150 Millionen Thalern zum Abzuge bewegen. Dabei hatte er den kaiſerlichen Schatz von 500 Mill. Thalern geraubt, und die Einwohner berechneten den vom Perſerheere angerichteten Schaden auf 750 Millionen Thaler. Inzwiſchen hatten die unzufriednen Großen, welche den fremden Wüthrich ins Land gelockt, ihren Zweck wirklich erreicht; denn der Subah von Decan (Golconda) und der Nabob von Auhd (Oude) machten ſich unabhängig vom kaiſerlichen Scepter; der Subah von Bengalen hingegen wurde im Laufe des Kriegs den Maratten zinsbar, ſeine Nachfolger beſitzen das Land jetzt unter der Oberherrſchaft der engliſch-oſtindiſchen Compagnie. Bald nach Thamas Kuli-Chans Abzuge (1744) unternahm es auch Ali Mohammed, Anführer der Rohillas, die in des Großmoguls Kriegsdienſten ſtanden, das Joch abzuwerfen. Ihm ſchloſſen ſich die Angeſehenſten des Volksſtammes der Rohillas an; die nördlichen und öſtlichen Gegenden von Delhi und die nordweſtlichen von Auhd fielen in ihre Gewalt, und ein Theil des Landes erhielt nun den Namen Rohilcund. Dieſer Strich ward von mehreren Fürſten beherrſcht, die in Defenſivallianz mit einander ſtanden, bis 1774 die Engländer ihrer Herrſchaft ein Ende machten, und dem Nabob von Auhd Rohilcund für 50 Lak Rupien verkauften. So ging in dem herrlichen Lande alles drunter und drüber. Ahmed Abdalla (Thamas Kuli-Chans Nachfolger), Herr von Candahar, drang mehreremale vom J. 1747 an in Hindoſtan ein und plünderte es aus, und faſt jeder Unterbefehlshaber machte ſich auf ſeinem befeſtigten Bergſchloß und in ſeinem Bezirk damals unabhängig. In Carnatic waren die dort angeſiedelten Franzoſen Meiſter und gewannen eine Zeit lang, bis die Engländer ins Mittel traten, großen Einfluß auf Beſetzung der Subahs- oder Nabobswürde. Unter allen einheimiſchen Uſurpatoren ſpielte indeß keiner in neuern Zeiten eine ſo wichtige Rolle, als der Raja von Myſore, Hyder-Aly, der den letzten Großmogul, oder indiſchen Kaiſer, Ali Gohar (gewöhnlich Shah Alumm genannt) nöthigte, ſich den Engländern

in die Arme zu werfen. Die Kriege des Hyder Aly gegen die Engländer (von 1767 — 1782), die allmählige Vergrößerung ihrer jetzt ungeheuern Macht in Indien, ihr letzter Kampf mit Tippo Saheb (1799), der im Jahre 1815 geendigte Krieg gegen den Rajah von Napaul, wodurch neue Ländererwerbungen und neue Handelsausſichten gewonnen worden, und ihre nun faſt errungene vollkommene Souverainetät in allen indiſchen Provinzen dieſſeit des Ganges, gehören in die Geſchichte der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, wohin wir den Leſer verweiſen. Nach den verſchiedenen Beherrſchern Oſtindiens läßt ſich daſſelbe am beſten eintheilen: in das Cabuliſche Oſtindien, welches den von Oſtindien durch die Afghanen abgeriſſenen und mit Cabuliſtan vereinigten Theil begreift; in den Staat Napaul nebſt Ghorca und Sirinagur; in die Rasbuten- und Dſchaten-Fürſtenthümer (im nordweſtlichen Theile Oſtindiens), in die Lande der Seiks oder Sikhs; in die unter mehreren unabhängigen Beherrſchern ſtehende Provinz Sind; in den Marattenſtaat, jetzt größtentheils unter brittiſchem Einfluſſe; in die Gebiete der brittiſchen Bundesgenoſſen oder vielmehr Vaſallen, als des Nabob von Auhd, des Rajah von Myſore, der Rajahs von Cochin und Travancore und des Nizams von Golconda oder Subah von Decan; und endlich in die Beſitzungen der Europäer, wovon die der Britten bei weitem am größten ſind (ſ. den Art. Engliſches Reich in Oſtindien). Die Beſitzungen der übrigen Europäer, der Franzoſen, der Niederländer, der Portugieſen und der Dänen begreifen zuſammen nur 140 □Meilen mit 320,000 Einwohnern und den Städten Paliacate und Kodſchin oder Cochin (niederländiſch), Pondichery und Chandernagor (franzöſiſch), Goa und Diu (portugieſiſch) und Trankebar (däniſch).

Hindus, die Ureinwohner Hindoſtans oder Oſtindiens, eine aſiatiſche, uralte Nation, menſchenfreundlich, gutmüthig, fleißig und durch Wiſſenſchaften und Künſte der gebildeten Lebensart ſchon in jenen Zeiten verfeinert, als die meiſten ihrer aſiatiſchen Nachbarn noch auf der erſten Stufe der Cultur ſtanden, die Griechen noch im Dunkel verborgen lagen und die Völker von Europa ſämmtlich noch die gemeinſten Kunſtbedürfniſſe des menſchlichen Lebens entbehrten. Sie bilden ein zahlreiches Volk, welches ſeit Jahrtauſenden, auch unter fremder Herrſchaft ſeine Nationalität behauptet hat, indem es noch jetzt ſeine eigenthümliche Sprache, Schrift, Verfaſſung, Religion, Sitten, Gebräuche und Lebensart beſitzt. Was ihre Leibesfarbe und Geſtalt betrifft, ſo ſind die Hindus ein wohlgebildetes hübſches Volk, von einer gelbbraunen Farbe; jedoch ſind die höhern und reicheren Stände beinahe ſo weiß wie die Europäer. Ihr Körper, von etwas mehr als mittler Statur, iſt regelmäßig gewachſen, gut gebaut und beſonders ſehr geſchmeidig und gelenk. Sie zeichnen ſich hauptſächlich durch ihre kleinen Hände aus. Der ſittliche Charakter wird ſehr gerühmt. Der Mangel heftiger Leidenſchaften, Nüchternheit, Mäßigkeit, Sparſamkeit, Genügſamkeit, Gaſtfreundſchaftlichkeit, Dienſtfertigkeit zeichnen ſie vortheilhaft aus. Sie ſind nicht im geringſten blutdürſtig noch rachſüchtig, doch giebt es auch unter ihnen ſehr kriegeriſche Völkerſchaften. Man wirft ihnen Liebe zur Ruhe, Langſamkeit und Geiz vor. Sie beſitzen viele Geiſtesfähigkeiten, nur fehlt es ihnen heutiges Tages an der nöthigen Entwickelung derſelben. Früher, ehe ſie durch das Joch des fremden Deſpotismus erſchlafft wurden, ſtanden ſie auf

einer höheren Stufe der Cultur, und man muß in ihrem Lande die Wiege aller Künſte und Wiſſenſchaften ſuchen. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Fiſcherei und Jagd, Berg- und Hüttenbau, Forſtwiſſenſchaft, Handwerke und Fabriken, Handel und Schifffahrt. Sie verfertigen verſchiedene, zum Theil äußerſt koſtbare Zeuge, vorzüglich von Baumwolle und Seide, worunter ſehr feine Kattune und die ſchönſten und feinſten Muſſeline gehören, gemalte Leinwand, feine Schawls, ſchöne Matten, Corduan ꝛc. und haben unnachahmliche Färbereien. Die Künſte und Wiſſenſchaften befinden ſich zwar nicht mehr auf der hohen Stufe, auf welcher ſie vor Zeiten geſtanden haben, ſind aber doch nicht ganz verloren gegangen. Ihre Muſik und Malerei ſind noch ſehr zurück; in der Tanzkunſt, Bildhauer- und Baukunſt haben ſie es weiter gebracht, beſonders ſind von den alten Zeiten noch ſehr merkwürdige, eine geſchickte Baukunſt verrathende Canäle vorhanden. Sie kennen die Rechenkunſt, Aſtronomie und Chronologie, und ſind ſehr große Liebhaber von der Dichtkunſt und dem Geſange. Ihre Sprache wird nicht bloß geſprochen, ſondern auch geſchrieben, und zwar von der Linken zur Rechten, wie die abendländiſchen Sprachen. Sie theilt ſich in mehrere Hauptdialekte, nebſt vielen Nebendialekten. Die Sanſkritſprache, worin die Religionsbücher der Hindus geſchrieben ſind, iſt die Mutter aller hinduiſchen Sprachen. Ihre Gebräuche in allen Zweigen der Lebensart hier zu ſchildern, erlaubt die Kürze des Raumes nicht. Einer der ſeltſamſten, auffallendſten, empörendſten und grauſamſten Gebräuche der ſonſt ſo ſanften Hindus, iſt das Verbrennen der Wittwen mit ihren verſtorbenen Männern, eine ſeit undenklichen Jahren unter den Hindus eingeführte Sitte; doch iſt dieſes Wittwenverbrennen nicht mehr häufig, und findet noch vorzüglich in den Ländern Statt, welche von hinduiſchen Fürſten beherrſcht werden; hingegen in denjenigen, welche mohammedaniſche Fürſten und Europäer beherrſchen, wird es höchſt ſelten geduldet. Beſonders merkwürdig iſt die ſeit den älteſten Zeiten eigenthümliche Volksabtheilung in viele von einander abgeſonderte Rangordnungen, Stämme oder Klaſſen (von den Europäern Kaſten genannt). Es ſind vier edle und eine fünfte unedle Hauptkaſte. Die vier edlen Kaſten ſind, zum großen Nachtheile der Landescultur, weſentlich von einander abgeſonderte Nationalclaſſen, die von einander auf immer getrennt ſind, ſo daß keine in die andere übergehen kann, keine ſich in der Regel mit der andern weder durch Verheirathung, noch auf irgend eine andere Art vermiſchen, auch nicht ein Stand die Lebensart und Verrichtungen des andern ergreifen darf. Aller Unterſchied iſt hier aufs ſtrengſte genommen, erblich und perſönlich, alle Vorrechte und Einſchränkungen ſind angeboren, und niemand kann werden, wozu ihn die Natur geſchickt macht, ſondern muß werden, wozu ihn die Geburt berechtigt, oder bleiben, wozu ihn die Geburt verdammt hat. Jede Kaſte iſt ausſchließlich für ſich zu gewiſſen Vorrechten und Verrichtungen privilegirt und durch beſtimmte Geſetze und Gebräuche beſchränkt. Die geringſte Verletzung dieſer Gränzen wird theils mit Ausſchließung, theils auch, in beſondern Fällen, mit Todesſtrafe geahndet. Selbſt der Unterſchied der Nahrungsmittel iſt genau angeordnet. Den drei obern Kaſten ſind alle Arten von Fleiſchſpeiſen verboten, der vierten wieder der uneingeſchränkte Genuß derſelben (mit Ausnahme des Rindfleiſches) verſtattet, und nur die niedrigſten Klaſſen der fünften Kaſte dürfen

alles, was ihnen beliebt, an Fleiſch ſowohl, als an andern Nahrungsmitteln genießen. Je niedriger die Stammordnung eines Hindu iſt, deſto weniger iſt er in ſeiner Lebensweiſe in Rückſicht auf Speiſe und Getränke eingeſchränkt, dagegen aber in dem Grade der minderen oder größeren Erniedrigung die übrigen läſtigen Einſchränkungen zunehmen. Die erſte und edelſte Kaſte heißt **Brahmana**, und iſt die Kaſte der Braminen, Bramanen oder Brahmanen, welche Prieſter, Gelehrte, Lehrer der Schulen und Akademien, Geſetzverſtändige und Staatsbeamte ſind. (S. **Braminen**.) Die zweite edle Stammordnung heißt **Kſchetria** oder **Kſcherrija**, welche die Kſchetrier oder Radſchaputra, die Könige und Krieger, begreift. Den Namen Rasbuten, Radſchaputren erhalten die Kſchetrier vorzugsweiſe in ihren alten hindoſtaniſchen Erbländern. Die dritte edle Kaſte heißt **Waiſchja**, deren allgemeine Beſtimmung der Ackerbau oder die Feld- und Gartenarbeit, die Viehzucht und der Handel iſt. Als Kauf- und Handelsleute heißen ſie Wanija, gewöhnlich Banianen genannt. Die vierte edle Kaſte heißt **Schudra**, und begreift unter dem Namen der Schudren oder Schudrier die Künſtler und Handwerker. An die vier edlen Kaſten mit ihren Unterabtheilungen ſchließt ſich eine Menge vermiſchter oder unreiner Abtheilungen derſelben an, Afterklaſſen der vier edlen Kaſten, **Burum Sſunker** genannt, welche aus mannichfaltigen Mißheirathen der verſchiedenen Glieder oder Stände der vier edeln Kaſten entſtanden ſind, auf denen zwar nicht die ſtrenge Verachtung der fünften unedlen oder verworfenen Menſchenklaſſe haftet, die aber doch außer den Schranken der reinen vier edeln Kaſten verſetzt ſind. Dieſe vermiſchten Kaſtenzweige machen zuletzt den Uebergang zu der fünften unedlen Kaſte, welche **Niſcha**, **Parria** und **Peleja** heißt, d. i. verächtliche, ſchlechte, unreine, unedle Menſchenklaſſe. Dieſe Kaſte beſteht aus den unglücklichen Menſchen, welche alles das thun müſſen, was ſonſt niemand, ohne ſich zu verunreinigen, thun darf. Sie werden nicht nur ſelbſt als unrein geachtet, ſondern verunreinigen auch alle Perſonen und Dinge, denen ſie zu nahe kommen. Sie ſind deshalb auf alle Art im bürgerlichen Leben nachtheilig ausgezeichnet, und durch vorgeſchriebene Regeln in Rückſicht ihrer Lebensart, Wohnung und Habſeligkeiten gebrandmarkt, dürfen die Pagoden oder Tempel der übrigen Kaſten nicht beſuchen, ſondern haben ihre abgeſonderten, eigenen Pagoden und Religionsübungen, dürfen die Häuſer der andern Kaſten nicht betreten (wenn es ja aus Unvorſichtigkeit geſchieht, oder im Falle der Nothwendigkeit nicht verhütet werden kann, wird ein ſolcher Ort auf religiöſe Art wieder gereinigt), müſſen die öffentlichen Märkte vermeiden, dürfen ſogar nur ihre eigenen Brunnen haben, die ſie zur Warnung mit Thierknochen einfaſſen müſſen, wohnen in elenden Hütten, von Städten und Dörfern entfernt, daß ihre Atmosphäre nicht anſtecke, ſind von aller geſetzlichen Nahrungsweiſe der übrigen Kaſten ausgeſchloſſen, und eſſen daher auch Rind- und alles andere Fleiſch ohne Unterſchied. Zu den Hindus gehören die Seiks, Dſchaten, Rasbuten, Maratten, Singaleſen, Tamuler, Waduger, Gikhers oder Kakaren, Graſſias, Gounds oder Goands, Kallers oder Kallier ꝛc., wovon einige zu der mohammedaniſche Religion übergetreten ſind, andere, wie die Seiks, ihre eigene Religion haben. Uebrigens vergl. man die Art. **Indien**, **Indiſche Literatur**, **Indiſche Mythologie und Religion**, und **Indiſche Sprachen**.

Hinken, ein Fehler im Gehen, vermöge deſſen der Leib ſich bei einem von je zwei Schritten auf die Seite des vorgeſetzten Fußes hinneigt. Hierdurch entſteht ein ganz ungleicher Gang, um ſo mehr, da der Hinkende meiſtens den einen Schritt geſchwinder macht, und mit dem andern um etwas zögert. Die nächſte Veranlaſſung des Hinkens wird durch alles das gegeben, was ein Unvermögen veranlaßt, bei einem Schritte wie beim andern den Schwerpunkt des Leibes mit der Achſe deſſelben parallel und dadurch den Körper im Gleichgewicht zu erhalten. Jeder Körper nämlich (bloß als Maſſe betrachtet) hat einen gemeinſchaftlichen Schwerpunkt, in welchem gleichſam ſein ganzes Gewicht vereinigt iſt; ſo lange dieſer unterſtützt wird, kann der Körper nicht fallen. Bei dem Hinken neigt ſich der Schwerpunkt des Leibes vorzüglich nach einer Seite hin von der Achſe des Beckens zu weit ab, daher bei dem Gehen des Hinkenden die Neigung des Falles nach dieſer einen Seite hin vorzüglich ſichtbar wird. Die Urſache davon iſt entweder, daß der eine Fuß durch irgend eine Veranlaſſung, angeboren oder durch Krankheit oder Gewöhnung, kürzer als der andere iſt, oder die untern Gliedmaßen der andern Seite in den Gelenken ſteif ſind, folglich beim Vorſchreiten ſich nicht, gleich dem andern Fuße, durch Krümmungen verkürzen können, oder daß ein Schmerz in den untern Gliedmaßen der einen Seite den Fuß verhindert, die ganze Laſt des Körpers beim Gehen abwärts abwechſelnd zu tragen, ſo daß der Hinkende dieſe Laſt ſchneller dem andern überträgt und länger auf ihm ruhen läßt. Die veranlaſſenden Urſachen können ſehr mannichfaltig ſeyn. Das Hinken iſt zwar nicht gefährlich, jedoch das urſprüngliche Übel, aus welchem jenes erſt entſtand, kann um deſto gefahrvoller ſeyn. In dieſer Hinſicht zeichnet ſich eine Art des Hinkens aus, welches unter dem Namen der Coxalgie oder des freiwilligen Hinkens der Kinder bekannt, neuerlich aber erſt genauer (von Albers und Ficker vorzüglich) beobachtet und unterſucht worden iſt. Die Krankheit ſelbſt kannte man zwar ſchon in den früheſten Zeiten, doch wurde ſie ſtets verkannt und falſch beurtheilt. Sie kann in jedem Lebensalter vorkommen, vorzüglich aber iſt ſie bei den Kindern von drei bis zwölf Jahren beobachtet worden, und beſteht in einer allmählig ausgebildeten kranken Beſchaffenheit einzelner oder aller Gebilde des Hüftgelenkes. Die Bänder-, Drüſen-, Knorpel- oder Knochenſubſtanz dieſes Gelenkes ſchwillt an und wird entzündet. Die Entzündung geht in Eiterung über; allmählig wird die Gelenkpfanne von den angeſchwollnen Theilen und dem ergoſſenen Eiter verengert, der Schenkelkopf hervorgedrängt, und dadurch die kranken Gliedmaßen verlängert. Zuweilen wird der hervorgetriebne Schenkelkopf durch das Gewicht des Körpers u. ſ. w. an den obern Rand der Pfanne gedrückt, und die anfangs verlängerten Gliedmaßen etwas verkürzt. In der früheſten Periode dieſes Übels klagt der Kranke über eine ungewöhnliche, Morgens beim Aufſtehen bemerkbare Steifigkeit des Schenkelgelenkes, Stiche in der Tiefe deſſelben, die Abends wiederkehren, ein Gefühl von Ermüdung und Lähmung, welches den Kranken oft während des Gehens auszuruhen und den kranken Schenkel etwas nachzuſchleppen nöthigt. Dieſe Periode wird bei jungen Kindern meiſt verkannt, und man wird oft erſt aufmerkſam auf das Übel, wenn die zweite Periode eintritt, in welcher die Leiſtendrüſen ſchmerzhaft anſchwellen, die Schmerzen im Gelenke, beſonders auch im Knie heftiger und anhaltender werden, die Abmagerung des Schenkels und das Hinken

zunimmt. Der Eiter bahnt ſich endlich einen Weg nach außen. Wenn die Heilung nicht gelingt, ſo erfolgt zuletzt Abzehrung, welche den Tod herbeiführt. Es iſt demnach von der größten Wichtigkeit, dieſem übel wo möglich in ſeiner erſten Periode zu begegnen, und ſobald ein Kind von ſelbſt einen ungleichen und hinkenden Gang bekommt, die Hülfe des Arztes zu ſuchen. H.

Hintergrund, ſ. Grund.

Hiob iſt der Held eines ſehr alten Lehrgedichts, das der Canon des alten Teſtaments bis auf unſre Zeiten gebracht hat (ſ. Hebräiſche Literatur). Der Gegenſtand iſt eine Theodicee, wie ſie ein frommer Sinn, der die Unfähigkeit des menſchlichen Verſtandes über die göttlichen Motive der Vorſehung und des Menſchenſchickſals abzuurtheilen und die Nothwendigkeit, ſich den Fügungen Gottes gläubig zu unterwerfen anerkennt, was die Hauptideen betrifft, noch heut nicht anders geben würde. Dieſem Thema und der religiöſen Tendenz des Gedichts gemäß, iſt ſeine Handlung im Himmel und was die Menſchen, die ſich gegen den Herrn des Schickſals nicht anders als leidend verhalten können, dabei thun, nur Reflexion und Ausdruck des Gefühls. Aber in dieſen Reflexionen und Herzensergießungen zeigt ſich ein Leben, eine Kraft und Innigkeit, in dieſen Dialogen ein Wettkampf mit den ſtärkſten Waffen des Geiſtes um die höchſten und die heiligſten Wahrheiten der Menſchheit, der das Geſpräch wieder zur lebendigſten Handlung macht. Stärker als irgendwo werden wir hier belehrt, es ſey Vermeſſenheit, die Rathſchlüſſe Gottes beim Glück und Unglück der Menſchen ergründen zu wollen, ſein Rath ſey wunderbar und er führe alles herrlich hinaus. Eine bis jetzt in Arabien und Syrien erhaltene Tradition beweiſt eben ſo wie die unverkennbaren Spuren wahrer Natur in dem Gedichte ſelbſt, daß es hiſtoriſchen Grund hat, und ein angeſehener und frommer Emir Namens Hiob oder Jobab, der in wenigen Stunden aller Reichthümer, die er beſeſſen, ſogar ſeiner Kinder beraubt und ſelbſt mit der furchtbarſten Krankheit heimgeſucht ward, in Idumäa gelebt haben möge; ja an einigen Orten, wie bei Damask, will die Sage noch ſein Grabmal nachweiſen. Wie viel die Phantaſie des Dichters hinzugethan und umgebildet hat, läßt ſich nicht ausmitteln; daß er aber den vorzüglichſten Dichtern aller Zeiten an die Seite geſetzt zu werden verdient, zeigt die Größe und Originalität ſeiner Compoſitionen, die lebendige Natur und Friſche ſeines Colorits, die ergreifende Stärke und Wahrheit ſeiner Situationen und Darſtellungen der Empfindung, die Prägnanz und Fülle ſeiner Sentenzen, die Hoheit und Lauterkeit ſeiner Geſinnungen und jene himmliſche Würde bei aller Einfalt der Natur, die niemand erkünſteln kann, dem Gott nicht mit dem Lichte des Genies zugleich den Funken der frommen Begeiſterung verlieh. Der geſchmackvollſte überſetzer und Beurtheiler dieſes Gedichts, Stuhlmann (Hiob, ein religiöſes Gedicht. Hamb. 1804) beſtreitet die frühere Meinung, daß Moſes der Verfaſſer deſſelben ſey, weil es durchaus keine Moſaiſchen Ideen enthält. Eben darum und ſowohl wegen der darin merkbaren philoſophiſchen Richtung, als auch wegen der mit der Sprache der Salomoniſchen Schriften am nächſten übereinſtimmenden Diction, wird es mit der größten Wahrſcheinlichkeit unter die Erzeugniſſe des Salomoniſchen Zeitalters geſetzt, wenn ſchon eine ältere Sage dabei benutzt worden ſeyn kann. E.

Hipparchos. 1. Ein Sohn des Piſiſtratus und Bruder

des Hippias, ein Freund und Beförderer der Kunſt und Wiſſenſchaft, wie ſein Vater (ſ. Hippias). 2. Einer der berühmteſten griechiſchen Aſtronomen aus Nicäa in Bithynien, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. Er lebte meiſt zu Alexandria, damals dem Hauptſitz der Gelehrſamkeit, und machte ſich vorzüglich verdient durch eine genauere Beſtimmung des Sonnenjahres, der Excentricität der Sonnenbahn und andere aſtronomiſche Berechnungen. Auch verfertigte er ein ausführliches und genaues Sternenverzeichniß und eine Himmelsſphäre. Von ſeinen Schriften iſt noch einiges vorhanden, was man in des Petavius Uranologie findet. Ihn hat vorzüglich Ptolemäus in ſeinem großen aſtronomiſchen Werke, das wir noch haben, benutzt.

Hippel (Theodor Gottlieb von), einer der originellſten Deutſchen, welche exiſtirt haben, war zu Gerdauen in Oſtpreußen 1741 geboren, wo ſein Vater Schulrector war. Als Knabe zeigte er einen großen Hang zur Einſamkeit und religiöſen Schwärmerei, wohin ihn ſeine lebendige Einbildungskraft führte. Den Unterricht ſeines Vaters und des dortigen Predigers und Schulinſpectors Keber, vorzüglich in Sprachen, nahm er ſchnell auf, und ging, erſt 15 Jahr alt, auf die Univerſität Königsberg, um da Theologie zu ſtudiren; daneben trieb er noch Philologie, Mathematik und Philoſophie. Großen Einfluß auf ſein künftiges Leben hatte die Bekanntſchaft des holländiſchen Juſtizraths Voigt, eines berühmten Juriſten, welcher den intereſſanten, geiſtreichen Jüngling in ſein Haus aufnahm und vielfach unterſtützte. Durch ihn erhielt er Kenntniß der holländiſchen Sprache und einige Neigung zur Jurisprudenz. Noch bedeutender wurde ihm die Bekanntſchaft des zu Königsberg ſich aufhaltenden ruſſiſchen Lieutenants von Keyſer, mit welchem er 1760 eine Reiſe nach Petersburg machte, wo er zuerſt in die Kreiſe der Vornehmen eingeführt wurde. Ungeachtet ſich ihm hier herrliche Ausſichten eröffneten, trieb ihn doch die Liebe ſeines Vaterlandes zurück nach Königsberg. Hier übernahm er in einer ſehr gebildeten adeligen Familie eine Hauslehrerſtelle, und benutzte die ihm ſich darbietende Gelegenheit, verſchiedner Menſchen Sitten und Charaktere kennen zu lernen und ſich in ihrem Umgange auszubilden. Dadurch wurde er ſich zugleich ſeiner Beſtimmung und ſeines einzigen Strebens und Wünſchens, in einem hohen Geſchäftskreiſe als angeſehener und geachteter Mann in dem vollen Genuſſe der Güter des Lebens ſeine hohen Geiſteskräfte wirkſam anzuwenden, immer mehr bewußt. Noch mehr brachte dieſen Plan die Liebe zur Reife, indem der Gegenſtand ſeiner Neigung an Stand und Vermögen über ihn erhaben war, und er nur durch das angeſtrengteſte Bemühen des Verdienſtes demſelben näher zu kommen hoffen konnte. Zum Mittel wählte er die Rechtsgelehrſamkeit, deren Studium er ſich nun ganz widmete, weil ſie ihm eine ſchnellere Bahn zu hohen Ehrenſtellen und Gütern verſprach, und eine umfaſſendere Sphäre des Geſchäftslebens eröffnete. Schon 1762 verließ er daher jene Familie wieder, indem er nun mit der unglaublichſten Reſignation ſelbſt in Hinſicht der äußern Lebensbedürfniſſe, und mit dem muthigſten, angeſtrengteſten Eifer das unverrückte Ziel ſeiner Leidenſchaft — Würden und Reichthum — verfolgte und ſchnell erreichte. Als er es errungen — entſagte er dem Beſitze der Perſon, die er geliebt hatte, um im eheloſen Stande ſeinem Streben nach immer ausgebreiteterer Thätigkeit und Würde ganz zu leben. Zuerſt machte

er ſich als Rechtsconſulent (von 1765 an) durch ſeine Einſichten, Klugheit und Beredſamkeit geachtet und bekannt. Sein Anſehn ſtieg, und damit die Vortheile ſeiner Lage. Er ſchritt von einem Poſten zum andern. Seine Pünktlichkeit und Leichtigkeit als Geſchäftsmann beſiegte jede Schwierigkeit und ertheilte den Ämtern, die er bekleidete, eine noch höhere Würde. 1780 wurde er endlich dirigerender Bürgermeiſter in Königsberg und Polizeidirector mit dem Charakter eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräſidenten. Als ſolcher ließ er den Adel ſeiner Familie vom Kaiſer erneuern. Bei der Beſitznahme von Danzig wurden ihm Geſchäfte übertragen, welche er, wie immer, mit der größten Betriebſamkeit und Geſchicklichkeit verwaltete. Darauf kehrte er nach Königsberg zurück und endete den 23. April 1796 ſein thätiges und nützliches Leben. Sein hinterlaſſenes Vermögen betrug 140,000 Thaler. Sein Leben und Charakter war übrigens voller Sonderbarkeiten und Widerſprüche: Schwärmerei, Neigung zum Aberglauben bei einem hellen, aufgeklärten Verſtand, eine an Andächtelei gränzende Frömmigkeit und warmer Tugendeifer bei ſtarker Leidenſchaft und Sinnlichkeit, eine faſt ſchwärmeriſche Freundſchaft bei Verſchloſſenheit ſelbſt gegen ſeine liebſten Freunde, Herrſchſucht und Strenge bei Heiterkeit und einem feinen Betragen, waren ihm vor allem eigen. Alles aber war bei ihm jenen Triebfedern ſeines Lebens untergeordnet. Daher Kant ihn einen Plan- und Centralkopf nennt, der mit der größten Leichtigkeit Plane entwerfen und eben ſo ſchnell und ſtandhaft ausführen konnte. Eben ſo originell iſt er in ſeinen Schriften, in welchen er, ſo lange er lebte, ein ſtrenges Incognito liebte. (S. Borowski über die Autorſchaft des Verfaſſers des Buchs über die Ehe. Königsberg 1797). Sie gehören zu den geiſtreichſten und geleſenſten Werken der deutſchen Literatur und nehmen den erſten Rang in der ſeltenen Claſſe humoriſtiſcher Geiſtesproducte ein. Eine reiche Ader des Witzes und der Laune ſtrömt in ihnen. Auf dem Grunde liegt ein gewichtiger Ernſt und bricht zuweilen unvermerkt hervor; die bilderreiche Phantaſie aber ſpielt in leichten kühnen Sprüngen und Abſchweifungen ihr ungezügeltes Spiel. Auch ſind ſeine Werke noch durch tiefe Beobachtungen, Fülle der Menſchenkenntniß und daraus hervorgegangne Charakteriſtiken bekannter Zeitgenoſſen ſehr intereſſant, wie überhaupt ſein freundſchaftlicher Umgang mit mehreren geiſtreichen Menſchen (z. B. mit Hamann und Kant, der aber erſt in der letzten Zeit ſeiner Univerſitätsſtudien auftrat) ihm einen Reichthum mannichfaltiger Ideen für ſeine Schriften lieferte. Seine wichtigſten und berühmteſten Schriften ſind: 1. über die Ehe; zuerſt 1774, 4te Auflage 1793. Hieran ſchließt ſich 2. eine ſpätere Schrift: über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber. Berlin 1792, und 3. ſein Nachlaß über weibliche Bildung. Berlin 1801, 8. Dieſe Schriften enthalten eine Menge trefflicher Reflexionen, welche das Reſultat eines lebendigen, mehr practiſchen Denkens und einer feinen Beobachtungsgabe ſind. Übrigens iſt es ſonderbar, daß Hippel in ſeiner erſten und geleſenſten Schrift den größten Lobpreiſer der Ehe macht, und doch ſelbſt ehelos blieb. Nicht minder bekannt, obwohl weniger verſtanden, ſind 4. ſeine „Lebensläufe nach aufſteigender Linie“ nebſt Beilagen A. B. C. in 3 Theilen, Berlin 1778—81. Ein origineller Humor, eine lebendige, oft glühende Einbildungskraft und ein reger Wahrheitsſinn haben gleichen Antheil an dieſem Werke. Unter dem glänzenden, oft blendenden Ge-

wande kühner Bilder und witziger Ausſprüche werden hier die Grundſätze einer ernſten Philoſophie und einer gewandten Lebensweisheit mitgetheilt. Beſonders ſuchte er in dieſem Werke **Kants** philoſophiſche Ideen, deſſen Kritik damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, wie er ſie früher aus ſeinen Heften und aus perſönlichem Umgange mit Kant aufgefaßt und zu den ſeinigen gemacht hatte, auf ſeine ihm eigenthümliche, d. h. unſyſtematiſche, aber geiſtvolle Weiſe mitzutheilen und zu verbreiten. In dieſem Werke hat er ſich ſelbſt und ſeine Freunde gezeichnet, und man lernt ihn dadurch von den verſchiedenſten Seiten kennen. Einen Commentar zu dieſen Lebensläufen liefert in dieſer Hinſicht 5. Hippels Selbſtbiographie, welche **Schlichtegroll** in ſeinen **Nekrolog** (1796, 2ter Bd. u. 1797 1r. Bd. mit Hippels Bildniß im Umriß) aufgenommen, **berichtigt** (denn Hippel hatte in derſelben ſich ſehr idealiſirt) und ergänzt hat (ſie ging nur bis zu dem Jahre 1761). Das letzte Werk, welches er ſelbſt herausgab, waren 6. die **Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z**, (2 Bde. Berlin 1793 und 1794) in welchem er, wie 7. in ſeinem „Zimmermann I. und Friedrich II. von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildſchnitzer in Hannover, London gedruckt in der Einſamkeit 1790," viele politiſche Gegenſtände und Zeitereigniſſe ernſt, aber mit ſcharfer Satire berührt. Auch einige Luſtſpiele, geiſtliche Lieder (Berlin 1792) und andere poetiſche Verſuche ſind von ihm bekannt geworden, unter welchen ſeine idylliſchen Handzeichnungen nach der Natur, Berlin 1790, ein wirklich poetiſches Intereſſe gewähren.

Hippias, Beherrſcher der Athener, Sohn des großen Piſiſtratus, nach deſſen Tode er mit ſeinem Bruder Hipparch die Regierung Athens gemeinſchaftlich beſorgte, bis dieſer am Feſte der Panathenäen auf dem heiligen Zuge nach dem Minerventempel beim Ausbruch einer von zwei jungen Griechen, Harmodius und Ariſtogiton, geleiteten Verſchwörung ermordet wurde. Jetzt nahm Hippias die Zügel allein in ſeine Hand, und rächte den Tod ſeines Bruders an dem Volke durch Auflagen, Verkauf der Ämter und Hinrichtung Aller, die nur einigermaßen ſich ihm verdächtig machten, nachdem er durch die ſchrecklichſten Foltermartern ſie zu Geſtändniſſen gezwungen hatte. Dies Loos traf ſogar mehrere ſeiner beſten Freunde, da Ariſtogiton, voll Wuth, und nur, um dem Tyrannen wehe zu thun, jene als Mitverſchworne nannte. Die Athener, müde, dieſe Despotie und Grauſamkeit länger zu ertragen, ſannen auf ein Mittel, ſich davon zu befreien. Die Liſt mußte ſiegen über die Gewalt. Man fand den goldnen Schlüſſel zum Allerheiligſten des delphiſchen Orakels und dieſes befahl den Spartanern, ſie von der Herrſchaft der Piſiſtratiden zu erlöſen. In unbefangenem Glauben an die göttliche Pythia, deren Beſtechlichkeit ſie freilich wohl nicht ahnen mochten, zerriß Sparta das freundſchaftliche Band zwiſchen ſich und dem Herrſcher Athens, der nun dem vereinten Angriff auf ſich unterlag; Hippias ward aus der Stadt und ihrem Gebiete vertrieben (im J. 510 v. Chr.) und Athen athmete freier. Aber ſeine Mittel, mit denen er die Stimme des Orakels für ſich gewonnen hatte, blieben kein Geheimniß, und voll Verdruß über dieſen Betrug, verlangten die Spartaner die Wiedereinſetzung des Hippias, welches aber nicht gelang. Hippias ſuchte jedoch nun Schutz und Hülfe bei Arthaphernes, perſiſchem Statthalter in Sardes; er erlangte, daß Darius, der ohnehin auf die Athener, wegen des Beiſtandes, den ſie den aſiatiſchen Griechen gegen

ihn geleiſtet hatten, noch ſehr erbittert war, von ihnen die Aufnahme des Hippias foderte. Die categoriſche Verweigerung dieſes Verlangens entflammte den erſten Krieg der Perſer gegen die Griechen Europa's. Aber die Schlacht bei Marathon vernichtete mit des Darius Heer zugleich des Hippias Wünſche und Hoffnungen; er ſelbſt blieb an dieſem heißen Tage unter den Gefallenen mit dem Schwert in der Hand.

Hippiatrik, die Pferde= oder Roßarzneikunſt.

Hippocentauren, nach den Mythologen Zwittergeſchöpfe, aus der Begattung eines Centauren mit einer Stute entſtanden. Nach der Etymologie höchſt wahrſcheinlich der Name eines Reiters, der vom Pferd herab einen Stier durchbohrt, da dieſe Benennung aus den Worten ἵππος, κεντεῖν und ταυρος zuſammengeſetzt iſt.

Hippŏcrates, der berühmteſte griechiſche Arzt, Stifter einer eigenen Schule der Arzneikunde, ja des erſten Verſuchs einer wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Medicin überhaupt. Er war auf der Inſel Cos, in der Stadt gleiches Namens, 456 vor Chr. geboren und ein Abkömmling des berühmten Geſchlechts der Asclepiaden, welche ihren Urſprung von Äſculap herleiteten, ſo daß Hippocrates in der Reihe der ſiebenzehnte geweſen wäre. Sein Vater, Heraclides, war auch Arzt, der ſeinen Sohn ſelbſt unterrichtete. Seine Erziehung und ſein Unterricht ſind ſehr ſorgfältig, und denen der vornehmen Familien der damaligen blühendſten Epoche Griechenlands gleich geweſen. Wahrſcheinlich iſt es, daß er den Unterricht der damaligen Philoſophen in Athen, beſonders auch Heraclits, mitgenoſſen hat. Die meiſte Zeit ſeines Lebens brachte er außerhalb ſeiner Vaterſtadt in verſchiednen Städten Griechenlands zu, um in ſeiner Kunſt ſich immer mehr zu vervollkommnen. Am meiſten hielt er ſich in Thracien und Theſſalien, beſonders auf der thraciſchen Inſel Thaſus auf: reiſ'te aber auch weiter, und hat wahrſcheinlich einen großen Theil von Aſien durchreiſ't. Er ſtarb im 90. Jahre ſeines Alters. Nicht alle Schriften, die unter dem Namen der Hippocratiſchen noch vorhanden ſind, können dieſem einzigen zugeſchrieben werden. Es haben mehrere dieſes Namens gelebt. So hieß z. B. der Großvater unſers Hippocrates gleichfalls ſo, wiederum ein Enkel von ihm hatte denſelben Namen, ſo wie mehrere in Cos, auch in Athen. Einige der Hippocratiſchen Schriften ſind auch ſpäter geſchrieben, und ihm, beſonders zur Zeit der alexandriniſchen Schule, untergeſchoben. Andre ſind zwar echt, aber von ſeinem Sohne Theſſalus, oder von andern ſeiner Nachkommen geſammelt, verändert, erklärt, mit Zuſätzen vermiſcht worden. Die als echt anzuſehenden Schriften des Hippocrates ſind: das erſte und dritte Buch von den Landſeuchen; Aphorismen; das Buch von der Lebensordnung; von der Luft; den Waſſern und der Ortsbeſchaffenheit; von der Vorherſagung; einige chirurgiſche Bücher; die Eidesformel; das Geſetz. Die geſchätzteſte Ausgabe (griechiſch und lateiniſch) iſt die Genfer von 1657 in 2 Bänden Fol. Nächſtdem nennen wir die Ausgabe von Van der Linden, Leyden 1665, 2 B. 8. und von Chartier, Paris 1639—1679, 13 Bde. Fol. (zugleich mit dem Galen). Hippocrates war ein eifriger, unermüdeter Beobachter der Natur, und ſah die Krankheiten mit einem freien Geiſt ohne Befangenheit irgend eines Syſtems; daher wir die ſchönſte Beſchreibung des weder durch Arzneimittel noch durch irgend ein ungeſtümes und voreiliges Einwirken geſtörten Verlaufs derſelben von ihm haben. Er konnte ſo die Heil-

kraft der Natur, und die Wege, auf welchen ſie die Heilung der Kranken bewirkt, auch die Mittel, welche ſie in ihrem Geſchäfte unterſtützen, am beſten kennen lernen. Ein Lebensprincip nahm er zwar als Grundkraft des lebenden Körpers an (Enormon), von welchem Leben, Geſundheit und Krankheit abhängen ſollten; allein er erklärte ſich hierüber nicht deutlicher, ließ ſich auch auf vielerlei Hypotheſen und Unterſuchungen über das Weſen der Krankheiten nicht ein. Deſto mehr Rückſicht nahm und empfahl er auf die äußern Einflüſſe, als entfernte Urſachen der Krankheiten, beſonders Luft, Nahrungsmittel, Clima, Wohnort, ſelbſt die Verhältniſſe des Kranken. Er beobachtete, daß die Natur im Verlauf der Krankheiten ſich an gewiſſe Perioden des Wachsthums und der Abnahme hielt, und wurde dadurch auf ſeine Lehre von den kritiſchen Tagen geleitet, die wir noch bis jetzt wahrnehmen. In ſeiner Heilmethode nehmen die diätetiſchen Vorſchriften den vornehmſten Platz ein, die er nach Beſchaffenheit der Kräfte einzurichten empfahl. Dabei ging ſein Beſtreben dahin, die Bewegungen der Natur zu beobachten, zu leiten, nachzuahmen, nach Bedarf zu verſtärken, oder zu mäßigen. Im Wachsthume der Krankheit unternahm er nicht gern etwas Entſcheidendes, z. B. Ausleerungen, um die Natur in ihrer heilſamen Bearbeitung (Kochung) der Krankheitsſtoffe nicht zu ſtören, er kam aber in und nach der Entſcheidung (Criſis) der Abſonderung und Ausleerung des Krankheitsſtoffes der Natur durch Ausleerungsmittel zu Hülfe. Hippocrates eigentliches Verdienſt um die Arzneikunde beſtand alſo vorzüglich darin, daß er ſie von den unfruchtbaren Grübeleien der damaligen philoſophiſchen Secten befreite, aus dem bisherigen beinahe ausſchließenden Beſitz der Prieſter zum gemeinſchaftlichen Gute jedes Andern, der ſie erlernen wollte, machte; daß er ohne Hypotheſenſucht den Gang der ungeſtörten Natur mit hellem Auge und erleuchtetem Geiſte beobachtete, und ſeine Erfahrungen mit gewiſſenhafter Treue wiedergab; daß er auf die Wichtigkeit der äußern Einflüſſe, auf die heilenden Kräfte der Natur, und auf die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Diät aufmerkſam machte, und die Lehre von den Zeichen und von der Vorherſagung in Krankheiten mit einer Menge in der Natur begründeten, den großen Scharfſinn und ſein göttliches Genie, den innern Beruf und das Talent zum Arzte beurkundenden Schätzen bereicherte. H.

Hippocrene (Roßquell), ein Quell, welcher von dem Helicon, dieſem den Muſen heiligen Berg in Böotien, mit begeiſterndem Waſſer herabſprudelte, und deßhalb ſelbſt den Muſen und dem Apollo heilig war. Wer aus ihm trank, fühlte ſich zu Geſang begeiſtert. Er ſollte aus dem Hufſchlag des Pegaſus entſtanden ſeyn.

Hippodamia hießen mehrere Frauen des Alterthums, z. B. die Gemahlin des Pirithoos, Königs der Lapithen. Die berühmteſte iſt wohl die ſchöne Tochter des Königs von Piſa in Elis, des Önomaos. Weil dieſem geweiſſagt worden war, ſein künftiger Eidam werde ihn tödten, ſo machte er die Bedingung, daß jeder, der ſich um ſeine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen beſtehen, und, wofern er, ehe ſie an das Ziel kämen, ihn erreichte, durch ſeine Hand fallen ſollte. So gelang es ihm, 13, nach Andern gar 17 Freier zu tödten, bis endlich Pelops durch Beſtechung des Wagenlenkers es dahin brachte, daß Önomaos mitten im Rennen ſtürzte, wobei er ſein Leben verlor. So wurde Hippodamia die Gemahlin des Pelops, und Mutter des Atreus und Thye-

ſte. Sie tödtete ſich ſelbſt aus Gram über den Vorwurf, dieſe ihre Söhne zum Brudermord verleitet zu haben.

Hippodromus (von ἵππος Pferd, und δρόμος Lauf, Roßlauf), hieß bei den Griechen und Römern der öffentliche Platz, wo die Wettrennen zu Roß und zu Wagen gehalten wurden: Rennbahn. Unter allen Hippodromen Griechenlands war der zu Olympia, von welchem ſich eine Beſchreibung bei Pauſanias findet, der merkwürdigſte. Nächſt ihm iſt wohl keiner merkwürdiger, als der zu Conſtantinopel, welcher noch jetzt den Wanderer mit Erſtaunen erfüllt. Severus begann den Bau dieſes großen prachtvollen Platzes, und Conſtantin ließ ihn nach dem Modell des großen Circus in Rom beendigen. Zwei unabſehbar lange Reihen von geſchmackvollen Säulen, die ſich über einander erhoben und auf einer breiten Grundlage ruhten, umgaben, und eine außerordentliche Menge von Statuen aus Marmor, Porphyr und Bronze, von Menſchen und Thieren, Kaiſern und Athleten verzierten ihn. Unter andern merkwürdigen Kunſtgebilden ſtanden hier auch die vier bronzenen Pferde des Lyſippus, die aus Griechenland nach Rom, aus Rom nach Conſtantinopel, aus Conſtantinopel nach Venedig, aus Venedig nach Paris gewandert und jetzt wiederum nach Venedig zurückgekehrt ſind. Die Türken nennen dieſen Platz gegenwärtig Atmeidan, d. i. Roßplatz, und erinnern dadurch noch an ſeine ehemalige Beſtimmung. Er iſt gegenwärtig 400 geom. Schritte lang, 100 breit, und manche kleine Unregelmäßigkeit abgerechnet, faſt viereckig, und noch befinden ſich hier, wenn ſchon vom Zahne der Zeit etwas benagt, einige coloſſale Alterthümer, die zu den merkwürdigſten gehören. Wer über die alte Beſchaffenheit mehr Belehrung verlangt, dem giebt ſie Heyne (Comment. S. R. G.) über die Kunſtdenkmale in Conſtantinopel; wer das Gegenwärtige damit vergleichen will, der leſe Murhards Gemählde von Conſtantinopel. dd.

Hippogryph, Roßgreif, iſt der Name eines fabelhaften Thieres, das man ſich als einen Greif dachte, deſſen Körper in ein Roß endigte. Es war ein Symbol Apollo's, man weiß nicht genau, ob des Muſen- oder Sonnengottes. Buonarotti meint, die Griechen hätten dieſes Symbol mit dem Cultus Apollo's vom Orient aufgenommen, ohne deſſen Bedeutung eigentlich zu kennen; und dies iſt nicht unwahrſcheinlich. Wenn das Symbol urſprünglich dem Sonnengotte gehörte, ſo gab es doch hin und wieder ein Dichter auch dem Muſengotte ſtatt des Pegaſus, und ſo ruft unſer Wieland im Oberon: Noch einmal ſattelt mir den Hippogryphen, u. ſ. w. dd.

Hippolytus, Sohn des Theſeus und der Amazone Antiope oder Hippolyte II. über ſein tragiſches Schickſal ſ. Phädra.

Hippolytus a Lapide, ein angenommener ſchriftſtelleriſcher Name von Bogiſlav Philipp v. Chemnitz, welcher 1605 geboren ward, und 1678 als ſchwediſcher Hiſtoriograph auf ſeinem Gute Hallſtädt in Schweden ſtarb. Durch ſeine 1640 erſchienene Schrift de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico wurden die bisher gemißbrauchten kaiſerlichen Gerechtſame in ihre Gränzen zurückgewieſen, und dem Staatsrecht eine freiere Behandlungsweiſe vorbereitet. Ungeachtet man ſich, dieſer gern für aufrühreriſch erklärten Tendenz halber, alle Mühe gab, das Werk zu unterdrücken oder gar zu vernichten, konnte man doch die Wirkung davon nicht aufheben, und es trug zu den Folgen, welche aus dem dreißigjähri-

gen Kriege für die Gerechtſame der Stände hervorgingen, nicht wenig bei. dd.

Hirſchberg, nächſt Breslau die vornehmſte Handelsſtadt Schleſiens, beſonders in Anſehung des Leinwandhandels, liegt im Fürſtenthum Jauer, wo die Flüſſe Bober und Zacke ſich vereinigen. Merkwürdig ſind die Bleichen bei der Stadt, wo die Leinwand, die Schleier und andere Weberarbeiten weiß gemacht werden. In guten Jahren beträgt die Ausfuhr dieſer Artikel über 2,000,000 Thlr., und in den ſchlechteſten doch über die Hälfte dieſer Summe. Außerdem hat Hirſchberg bedeutende Tuchmanufacturen, eine Zuckerſiederei u. ſ. w. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 6500; ſie ſind theils catholiſch, theils lutheriſch. Eine Meile von der Stadt liegt Warmbrunn mit ſeinen berühmten Bädern. Der hirſchberger Kreis enthält auf 21 Quadratmeilen vier Städte, 82 Dörfer und gegen 80,000 Einwohner, die großen Theils von der Leinwandfabrikation leben, denn der Boden iſt wenig fruchtbar.

Hirſchfeld (Chriſtian Cay Lorenz), Profeſſor der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften zu Kiel, mit dem Titel als däniſcher Juſtizrath, wurde geboren zu Nüſchel, einem Dorfe bei Eutin, wo ſein Vater Prediger war, den 16. Febr. 1742, ſtudirte ſeit 1756 auf dem hall. Waiſenhauſe und nach vier Jahren auf der daſigen Univerſität nach dem Wunſche ſeiner Verwandten Theologie, nach ſeiner eignen Neigung Philoſophie, Äſthetik, Geſchichte und Alterthümer. Nach ſeiner Zurückkunft ins väterliche Haus wurde er als Lehrer einer Prinzeſſin und zweier Prinzen von Holſtein-Gottorp angeſtellt, ging mit den letztern im Jahr 1765 auf Reiſen, gab aber nach zwei Jahren dieſe Stelle auf, und lebte einige Jahre privatiſirend in Leipzig. Dieſe Muße widmete er der Ausarbeitung mehrerer Schriften, und in dem Zeitraume von vier Jahren erſchienen von ihm: Das Landleben; Verſuch über den großen Mann; der Winter; Briefe über die vornehmſten Merkwürdigkeiten der Schweiz; und alle dieſe Schriften zeigten ihn als einen philoſophiſchen Kopf und geſchmackvollen Darſteller, welcher durch lautere Philoſophie des Lebens, feinen moraliſchen Sinn, reizende Naturſchilderungen und treue Sittengemählde des Beifalls ſich verſicherte. Nachdem ihn dieſe Schriften dem Publicum vortheilhaft bekannt gemacht hatten, wurde Hirſchfeld 1770 zum Secretär des akademiſchen Curatel-Collegiums und außerordentlichen Profeſſor zu Kiel, im Jahr 1773 aber zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften ernannt. Mehrere kleine von ihm erſchienene Schriften athmen denſelben Geiſt, wie die vorhin genannten; zwei derſelben aber gelten ganz eigentlich als Vorläufer des großen Werks, womit er ſich ſelbſt ein unvergängliches Denkmal geſtiftet hat. Dieſe zwei Schriften ſind ſeine Anmerkungen über die Landhäuſer und die Gartenkunſt, und ſeine kleine Theorie der Gartenkunſt. Ungeachtet Hirſchfeld das ganze Gebiet der ſchönen Kunſt zu umfaſſen, und in keinem Theile derſelben ein Fremdling zu bleiben ſtrebte, wollte er doch ſeine ganze Kraft einem beſondern Felde widmen, um hier ſo eher etwas von vorzüglicher Bedeutung leiſten zu können. Er wählte ſich hiezu das noch wenig angebaute Feld der ſchönen Gartenkunſt. Das Reſultat ſeiner Bemühung war die Theorie der Gartenkunſt (in 5 Quartbänden mit Kupfern und Riſſen), ein Werk, welches auch jetzt noch den Ruhm des vorzüglichſten in ſeiner Art behauptet. Iſt

auch die Theorie darin noch nicht erſchöpft, und bedarf gleich das Geſchichtliche darin noch mancher Ergänzung und neuen Forſchungen; ſo brach es doch zu dieſem allen die Bahn, gibt viele treffliche Anſichten, und zeichnet ſich durch ſeine Darſtellung unter den theoretiſchen Werken über ſchöne Kunſt ſo ſehr aus, daß man es in dieſer Hinſicht allerdings den claſſiſchen beizählen muß. Dieſe Darſtellung ſelbſt und die reizende Mannichfaltigkeit des Inhalts haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für ſchöne Gartenkunſt mehr zu wecken und zu beleben, und Hirſchfeld iſt keiner der letzten unter den Schriftſtellern, welche zur Verfeinerung unſerer Empfindungen und zur Veredlung unſerer Genüſſe gewirkt haben. Zum Behuf ſeiner Theorie machte er mehrere größere Reiſen nach Dänemark, Deutſchland und der Schweiz, wodurch er ſich zugleich in Verbindung mit vielen Freunden und Kennern dieſes Fachs ſetzte, welche ihm möglich machte, ſeinen von 1782—1789 herausgegebenen *Gartencalender*, und ſeine *kleine Gartenbibliothek* (Kiel 1790) ſo reichhaltig auszuſtatten. Auf Befehl und Koſten ſeines Königs legte er 1784 zu Düſternbrok bei Kiel eine Fruchtbaumſchule an, die in wenigen Jahren zu einer unerwarteten Vollkommenheit gedieh. Die Reſultate ſeiner hier und anderwärts gemachten Beobachtungen über Baumcultur theilte er in ſeinem *Handbuch der Fruchtbaumkunſt* (Braunſchw. 1788 u. 89) mit. Er ſtarb im Febr. 1792. dd.

Hirt (A.), königlich preußiſcher Hofrath, ordentliches Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, Profeſſor bei den Akademien der bildenden Künſte und der Baukunſt, und ſeit der Errichtung der Univerſität in Berlin auch Profeſſor der Archäologie, einer der berühmteſten jetzt lebenden Archäologen, vorzüglich aber als Kenner der alten Baukunſt und Theoretiker im Fache der Architektur bekannt, welches auch ſeine Schriften über den Laocoon (in *Schillers* Horen, 1797. X. und XII. St.), ſein Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunſt, von welchem ſeit 1805 nur das erſte Heft (Berlin, 4.) erſchienen iſt, ferner ſeine als Mitglied der genannten Akademie gehaltenen und einzeln herausgegebenen Vorleſungen über den Tempel der Diana zu Epheſus, über den Tempel Salomons, über das Pantheon zu Rom (in Wolfs und Buttmanns Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft), ſeine Anfangsgründe der ſchönen Baukunſt (Berlin 1804) u. a., vorzüglich aber ſein großes Hauptwerk: *die Baukunſt nach den Grundſätzen der Alten* mit 50 erläuterten Kupfertafeln (Berlin, Realſchulbuchh. Fol. 1809) beweiſen. Übrigens hat *Hirt* in mehreren kleinen Aufſätzen, z. B. über das Kunſtſchöne im X. und XII. St. der Horen 1797, in einem andern, überſchrieben Charakteriſtik, als Hauptgrundſatz in den bildenden Künſten, im Archive der Zeit 1798 und im Freimüthigen No. 137, 1805, das *Kunſtſchöne aus dem Charakteriſtiſchen zu erklären und die Charakteriſtik zum Princip und Zwecke der bildenden Künſte zu erheben* geſucht, welcher äſthetiſchen Behauptung von *Fernow*, in ſeinen *römiſchen Studien* I. Bd., und von deſſen Beurtheilern gründlich widerſprochen worden iſt. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt uns nur bekannt, daß er 1759 in Schwaben geboren worden, früh Gelegenheit fand nach Italien zu reiſen und dort in Begleitung mehrerer berühmten Perſonen, deren Führer er wurde, eine lange Zeit die berühmteſten Werke alter Baukunſt zu ſtudiren. Er reiſ'te

dann in Geſellſchaft der Gräfin Lichtenau nach Deutſchland zurück, wurde Lehrer des Prinzen Heinrich von Preußen, und erlangte dann ſeinen gegenwärtigen oben angeführten Wirkungskreis.

Hirtenbrief, der Brief eines geiſtlichen Hirten, das Kreisſchreiben eines Biſchofs an die ihm untergeordneten Geiſtlichen, kirchliche Gegenſtände betreffend.

Hirtengedicht, ſ. Idylle.

Hirzel (Hans Caſpar), Oberſtadtarzt und Mitglied des großen Rathes zu Zürich, war geboren daſelbſt den 21ſten März 1725, und ſtarb den 19ten Februar 1303. Die Zeit ſeines Aufſtrebens fällt in die erſte Blüthe unſerer ſchönen Literatur des 18ten Jahrhunderts. Unter Bodmers Leitung wurde er mit derſelben zuerſt bekannt, und nachher befreundete ihn das Schickſal mit mehreren von denen, die damals am meiſten für den Ruhm dieſer Literatur wirkten. Mit Sulzer machte er eine Reiſe durch die Schweiz; in Berlin wurde er mit Gleim, Ramler, Spalding und Sack bekannt; Kleiſt lebte einige Wochen bei ihm, und als Klopſtock ſich zu Zürich aufhielt, leitete Hirzel die angenehmſten ſeiner Vergnügungen, auch die berühmte Fahrt auf dem züricher See, die der Dichter in einer ſeiner ſchönſten Oden beſang und Hirzel in einer anmuthigen Beſchreibung darſtellte. In die Reihe der Schriftſteller trat Hirzel übrigens erſt in ſpäterer Zeit, und zeichnete ſich da vornehmlich aus durch: **Die Wirthſchaft eines philoſophiſchen Bauers** (Kleinjogg), Zürich 1761; **Das Bild eines wahren Patrioten** (Blaarer von Wartenſee), daſ. 1767; **Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweiſen**, daſ. 1779 u. a. m. Ungemein gelang ihm die Sprache für Philoſophie des Lebens. Alle ſeine Schriften athmen Liebe zur Tugend, Enthuſiasmus für ſein Vaterland, republikaniſchen Geiſt und menſchenfreundliche Geſinnungen. Wahr und ſtark dachte und ſchrieb er. Der Fluß ſeiner Rede ſtrömt rein und ohne wildes Geräuſch; ſeine Worte ſind gewählt, ohne weit geſucht zu ſeyn, alle bedeutend und in ihrer Stellung wohllautend. dd.

Hiſpanien nannten die Römer die ganze pyrenäiſche Halbinſel, mithin das Land, das öſtlich von der pyrenäiſchen Gebirgskette, ſüdlich vom iberiſchen Meere, der Herculiſchen Meerenge und dem Ocean, weſtlich und nördlich aber von dem cantabriſchen und luſitaniſchen Meere begränzt ward. Die Griechen bezeichneten es mit dem Namen Iberien; den Namen Heſperien (Abendland) aber gaben ihm die römiſchen Dichter. Spanien wurde in den früheſten Zeiten bevölkert, zugleich mit dem ganzen Weſten und Süden von Europa. Die erſten Einwanderer waren die Cyneter oder Cyneſier an der Südküſte, die Tarteſier, hinter den Säulen des Hercules, und die Sicaner und Siculer. Die erſten beiden Völker vertrieben wahrſcheinlich die Iberier aus Gallien nach Spanien, und die beiden letztern wurden wieder von den Iberiern aus Spanien nach Italien vertrieben. Den Iberiern, die ein freiheitliebendes, kriegeriſches, aber auch grauſames Volk waren, folgten die Celten, von denen ein Theil unvermiſcht unter dem Namen Celticer blieb, ein anderer Theil aber ſich mit den Iberiern vereinigte, und mit ihnen das tapfere Volk der Celtiberier bildete. Später kamen auch phöniciſche und griechiſche Coloniſten und endlich auch Römer hinzu. Jene Coloniſten wohnten beſonders an der Meerenge, zeichneten ſich durch Cultur aus, und trieben ausgebreiteten Handel. Die erſten

Eroberungen in Spanien machten die Carthager nach dem erſten puniſchen Kriege (um das Jahr 516 nach Erbauung Roms), zuerſt unter Hamilcar, dann unter Hasdrubal, der Carthago nova anlegte. Die Römer ſetzten den Carthagern den Iberfluß zur Gränze; doch Hannibal überſchritt ihn, eroberte Sagunt und gab dadurch die Loſung zum zweiten puniſchen Kriege. Roms Heere vertrieben unter Scipio die Carthager, allein die Völker jenſeit der Gebirge, die Celtiberier, Carpetaner, Baccäer u. ſ. w., blieben frei, und die nördlichern und weſtlichern kannte man noch nicht. Dieſe, die bisher von dem Solde der Carthager und von der Beraubung der ſüdlichen Spanier gelebt hatten, fingen einen Krieg mit den Römern an, der erſt nach 200 Jahren mit ihrer gänzlichen Unterjochung endigte. Cato (557 Roms) war zuerſt glücklich gegen ſie und T. Sempronius Gracchus zwang die Celtiberier, um Frieden zu bitten. Die Habſucht, Treuloſigkeit und Grauſamkeit der römiſchen Feldherrn reizten jedoch bald zu neuen Kriegen. Die Luſitanier ergriffen unter Viriathes die Waffen, unterwarfen ſich aber, als die Römer ihren tapfern Feldherrn durch Liſt aus dem Wege geräumt hatten. Gleich darauf brach der numantiſche Krieg aus, den nach einem furchtbaren Kampfe Scipio Africanus durch Numantia's Eroberung endigte (620 Roms). Seitdem waren die Römer im ruhigen Beſitze der Oſt- und Südküſte und wußten die Völker im ſüdlichen Mittelland in Achtung zu erhalten. Der berühmte Sertorius unterwarf endlich die Celtiberier und Luſitanier ganz, nöthigte ſie, römiſche Sitten und Kriegszucht anzunehmen, und nach ſeinem Tode kamen ſie unter Roms Botmäßigkeit. Die Nordländer unterwarf ſich erſt Auguſt in dem berühmten cantabriſchen Kriege. Einzelne Völker, z. B. die Vaſconen und Artabrer, blieben aber auch jetzt noch frei. Anfangs theilten die Römer Hiſpanien in Hispania citerior und ulterior, nachher in Baetica, Lusitania und Hispania Taragonensis, und zuletzt in ſieben verſchiedene Provinzen. Das Land war ſchon in den älteſten Zeiten als fruchtbar und reich bekannt. Es hatte Überfluß an edeln und unedeln Metallen, welche die Phönicier von dort holten. Außerdem hatte es treffliche Pferde und Schafe, und war fruchtbar an Wein, Öl und Getraide.

Hiſtorie, die durch die lateiniſche Sprache erhaltene, aus der griechiſchen entlehnte Benennung der Geſchichte im eigentlichen Sinne (ſ. in Hinſicht auf deren Begriff, Umfang und Eintheilung den Art. **Geſchichte**) deutet zugleich darauf hin, daß die neueren chriſtlichen Geſchichtforſcher und Erzähler die wahre Geſchichtsdarſtellung bei den **Griechen** und ihren Nachfolgern, den Römern, kennen lernten, und dieſe als Muſter der Geſchichtſchreibung anzuerkennen ſich genöthigt ſahen. Übrigens wird der Ausdruck Hiſtorie, wie der Ausdruck Geſchichte, eben ſowohl von den Gegenſtänden, als ihrer (ſchriftlichen oder mündlichen) Darſtellung gebraucht. Ja in erſterer Hinſicht bezog man ihn ſonſt überhaupt auf alle (durch den innern oder äußern Sinn) wahrnehmbare Dinge (daher auch die Benennung **Naturgeſchichte** oder Hiſtorie), dann vorzugsweiſe auf menſchliche Thaten, Schickſale, Begebenheiten und Naturereigniſſe, ſo weit ſie mit dieſen in unmittelbarer Verbindung ſtehen. Da nun aber dieſe Gegenſtände nicht, in ſo fern ſie wirklich in der **Zeit vorhanden ſind oder ſich ereignet haben**, ſondern nur in ſo fern ſie als etwas Geſchehenes dargeſtellt werden können, zu Gegenſtänden der ſchönen Kunſt erhoben werden, ſo erklärt ſich hier-

aus eine beſondere Bedeutung des Worts Hiſtorie oder Geſchichte, als Kunſtausdruck im Felde der Mahlerei. Man nennt nämlich hier eine Hiſtorie, ein hiſtoriſches Gemählde, ein ſolches, in welchem Menſchen in gewiſſen (erdichteten oder hiſtoriſchen) Handlungen und Zuſtänden dargeſtellt werden (oft auch nur deſſen Sujet) und redet daher auch von Hiſtorienmahlerei, Geſchichtsmahlerei, im Gegenſatz der Thier- und Landſchaftsmahlerei. Doch braucht man auch dieſe Ausdrücke noch in ſpecielleren Bedeutungen, von welchen unter dem Artikel Hiſtoriſch geredet werden ſoll. T.

Hiſtorienmahler, Hiſtorienmahlerei, ſ. d. Art Hiſtoriker und Hiſtoriſch.

Hiſtoriker. Dieſer Titel kommt jedem zu, der ſich durch ernſtes Studium und Bearbeitung der Geſchichte auszeichnet, und umfaßt alſo den Geſchichtsforſcher, wie den Geſchichtſchreiber (ſ. d. Art.), oder mündlichen Erzähler. Auch nennt man einen Hiſtoriker im Gegenſatze des Philoſophen oft im beſchränkten Sinne denjenigen, welcher Gegenſtände hiſtoriſch (oder empiriſch), d. h. wie ſie in der Wirklichkeit ſind und erſcheinen, auffaßt und betrachtet. In noch beſchränkterer Bedeutung wird in der Mahlerei ein Hiſtorienmahler (ſ. Hiſtorie), beſonders ein ſolcher, welcher wirklich geſchichtliche Gegenſtände darſtellt oder dargeſtellt hat, Hiſtoriker genannt. T.

Hiſtoriſch heißt 1. im allgemeinen und dem Urſprunge des Worts angemeſſenen Sinne alles, was man durch äußere oder innere Wahrnehmung kennen lernt, was zur Erfahrung gehört, oder ſich auf dieſelbe bezieht. In dieſem Sinne wird es dem Empiriſchen gleich- und dem Philoſophiſchen — was durch bloßes Nachdenken oder reine mathematiſche Anſchauung gewonnen wird — entgegengeſetzt. Man redet daher von hiſtoriſcher Erkenntniß, d. h. derjenigen, welche aus Sinnesanſchauung mittelbar oder unmittelbar entſpringt, und ſich mithin auf Daſeyn und Beſchaffenheit einzelner Gegenſtände und Thatſachen bezieht, und von hiſtoriſchen Wiſſenſchaften (in einem allgemeineren Sinne), d. h. ſyſtematiſchen Ganzen der Erfahrungserkenntniſſe, welche ſich mit Beſchreibung der Gegenſtände oder Erzählung der Thatſachen beſchäftigen (Erfahrungswiſſenſchaften), z. B. Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte; im Gegenſatze der philoſophiſchen oder Vernunft-Erkenntniß und der philoſophiſchen Wiſſenſchaften im Allgemeinen. Aber nicht bloß in Hinſicht der Quelle der Erkenntniß, und der dadurch beſtimmten Gegenſtände derſelben, ſondern auch 2. in Hinſicht der Auffaſſung und Wiederholung der Erkenntniſſe ſetzt man das Hiſtoriſche dem Philoſophiſchen entgegen, und verſteht dann unter letzterem, was mit Selbſtthätigkeit des Verſtandes aufgefaßt und wiederholt wird (rationales, philoſophiſches Wiſſen), unter erſterem aber, was nach fremder Einſicht, ohne Selbſtthätigkeit des Denkens, gedächtnißmäßig aufgenommen wird (hiſtoriſches Wiſſen). Wie nun der Ausdruck Hiſtorie und Geſchichte insbeſondere auf die Darſtellung wichtiger Veränderungen des Menſchenlebens beſchränkt wird, ſo nennt man ferner auch 3. hiſtoriſch und einen hiſtoriſchen Gegenſtand alles das, was in dieſen beſtimmten Kreis von Veränderungen, und mithin zum Stoffe der Geſchichte, als Darſtellung gedacht, gehört, oder ſich auf

dieſe Darſtellung bezieht; daher hiſtoriſche Wiſſenſchaften in einem eigenen Sinne diejenigen, welche ſich nicht mit der Beſchreibung des Vorhandenen (wie die Naturgeſchichte, Botanik) und periodiſch-wiederkehrender Naturerſcheinungen, ſondern mit Erzählung der Veränderungen des Menſchenlebens beſchäftigen, die eigentliche Geſchichte, Hiſtorie, und ihre Hülfswiſſenſchaften. Nun aber können Begebenheiten und Veränderungen des Menſchenlebens auch bloß als geſchehen dargeſtellt und berichtet werden; mithin iſt in dem Kreiſe dieſer Darſtellung genau zu unterſcheiden 4. das ſtreng Hiſtoriſche, was durch glaubwürdige Zeugniſſe als wirklich geſchehen erwieſen werden kann, mithin Thatſache im ſtrengen Sinne des Worts iſt, von dem, was nicht reine Thatſache iſt, ſondern entweder nur auf einer Thatſache beruht und durch die Denk- und Anſchauungsweiſe eines Volks faſt unwillkührlich verändert und ausgebildet worden iſt (Sage, Mythe), oder willkührlich, — um zu täuſchen, erdichtet, oder zu einem rein poetiſchen Zwecke erdacht (gedichtet) worden iſt (Dichtung im eigentlichen Sinne, Phantaſie); letzteres möge nun geſchehen ſeyn können, oder nicht (wie das phantaſtiſche Mährchen). Es wird daher das Hiſtoriſche nicht nur a) dem Mythiſchen und der Volksſage entgegengeſetzt, obwohl in der Geſchichte des Urſprungs der Menſchen und Völker beides faſt unzertrennbar verſchmilzt, und die mythiſche Zeit überall gleichſam als Morgendämmerung der hiſtoriſchen vorangeht, ſondern auch b) dem rein Poetiſchen. Eine vollkommene Entgegenſetzung findet aber auch hier nicht Statt; denn das Weſen der Poeſie beruht ja nicht auf Erdichtung, vielmehr bedient ſie ſich häufig hiſtoriſcher Stoffe, oder ſtellt die erdichtete Begebenheit als wirklich geſchehen dar; ſo wie umgekehrt vieles Einzelne in der Geſchichte poetiſch iſt, indem der Stoff zur anſchaulichen und harmoniſchen Darſtellung gebildet worden zu ſeyn ſcheint, ja das Leben der Menſchheit ſelbſt, nach ſeinem vollendeten Umfang, einen poetiſchen Geiſt in ſich tragen muß. Daß aber bei der Bearbeitung der Geſchichte, als einer treuen Darſtellung menſchlicher Vergangenheit in ihren bedeutendſten Zügen, die Einbildungskraft das geſchichtliche Bild nur aus dem gegebenen, und nach ſeiner Glaubwürdigkeit genau geprüften Stoffe, unter chronologiſchen und geographiſchen Beziehungen zuſammenſetzen (componiren) kann, indem der Geiſt des Hiſtorikers in den vorhandenen Materialien die vormals lebendigen Glieder einer vergangenen Wirklichkeit entdeckt, und aus ihnen durch Betrachtung den zum Grunde gelegenen Geiſt derſelben entwickelt, welcher ihn fähig macht, die Wirklichkeit gleichſam lebendig nachzubilden; daß dagegen in der Poeſie die freie Phantaſie, welche einzig zum Zwecke des Schönen erfindet, oder dem hiſtoriſchen Stoff, ungebunden durch eine Prüfung der Gegenſtände nach ihrer Wirklichkeit (d. h. ob, wann und wie ſie ſich wirklich zugetragen haben), nach einer ſelbſtgeſchaffenen, dem Gegenſtande verwandten Idee anordnet und anſchaulich darſtellt; das iſt es, was Hiſtorie, hiſtoriſche Kritik, hiſtoriſche Kunſt, und (worin dieſe ſichtbar iſt) eine hiſtoriſche Compoſition, von Poeſie, poetiſcher Kunſt und Darſtellung genauer unterſcheidet. Von dieſer Unterſcheidung hängt auch die Unterſcheidung des poetiſchen und hiſtoriſchen Styls ab. Denn die beſondere Art und Weiſe, ein Ganzes von Gedanken durch die

Sprache zu bezeichnen, wird durch die Natur der Gegenſtände und den Zweck der Darſtellung beſtimmt. Bildlicher, idealiſirender, affectvoller, kühner und ausgewählter iſt immer der poetiſche, ruhiger, beſtändiger, gemäßigter und belehrender der hiſtoriſche Styl. Dieſer wird durch den gegebenen Stoff nothwendig beſtimmt; jener mit dem Stoffe oder deſſen Behandlungsart erfunden. Hiedurch wird auch das Epiſche (als eine beſondere Art des Poetiſchen), welches in andrer und ſelbſt hiſtoriſcher Hinſicht unter allen poetiſchen Gattungen am nächſten an das Hiſtoriſche gränzt, vorzüglich da beide erzählende Darſtellungen ſind, von dieſem hinlänglich unterſchieden werden können. (S. Wendt de confinio poeseos epicae atque historicae. Leipzig 1811, 4.). Weil jedoch die Poeſie auch hiſtoriſche Stoffe bearbeiten kann, ſo pflegt man in dem Gebiete der Poetik das Hiſtoriſche (z. B. hiſtoriſches Schauſpiel) auch dem rein Poetiſchen (obwohl nicht immer dem Geiſte nach), der Originaldichtung, und in ſo fern die Allegorie größtentheils, und in ihrer wahren Bedeutung, nur auf Erfindung beruht, dem Allegoriſchen (ſ. d. Art.) entgegenzuſtellen. Letztere Unterſcheidungen und Beſtimmungen gelten auch von den Werken der bildenden Kunſt, namentlich Sculptur und Mahlerei. In letzterer Kunſt aber wird der Name des Hiſtoriſchen auch noch 5. in einer weitern Bedeutung gebraucht. Denn hier wird ein hiſtoriſches Gemählde und Hiſtorienmahlerei der Thier- und Landſchaftsmahlerei oft entgegengeſetzt, und darunter die mahleriſche Darſtellung menſchlicher Figuren in beſtimmten Zuſtänden oder Handlungen verſtanden, ſo daß auch mythiſche, allegoriſche, eigentlich hiſtoriſche oder Phantaſiedarſtellungen, ja ſelbſt Converſationsſtücke und Portraits, letztere jedoch mit Unrecht (denn in allen dieſen, außer dem bloßen Portrait, werden Handlungen und Zuſtände als wirklich dargeſtellt), dazu gerechnet werden, und der Ausdruck hiſtoriſcher Mahler, oder beſſer Hiſtorienmahler mit einem Figurenmahler gewöhnlich gleichbedeutend gebraucht wird. Es iſt aber das hiſtoriſche Gemählde in dieſem Sinn, beſonders wenn es Handlungen darſtellt, unter allen übrigen Gattungen der Gemählde vom wichtigſten Inhalt und größten Umfange. Denn das Menſchliche wird hier bald zu dem Göttlichen erhoben, bald das Göttliche in menſchlicher Geſtalt dargeſtellt, und kein anderes Gemählde trägt in ſich dieſe Mannichfaltigkeit, weil die menſchliche Figur die ſprechendſte und bildſamſte iſt. Wo aber die Mahlerei a) durch Verbindung mehrerer Figuren eine zuſammengeſetzte Handlung darſtellt, und dadurch die Benennung der hiſtoriſchen vorzüglich verdient, weil wir hier eigentlich etwas geſchehen ſehen, und Veränderungen im Menſchenkreiſe auf eine täuſchende Weiſe zu erblicken glauben, da iſt es eigentlich doch nur der feſtgehaltene Moment einer Handlung, welcher durch dieſelbe dargeſtellt werden kann. Es ſoll aber ein ſolcher ſeyn, welcher gleichſam den Mittelpunkt der Handlung enthält, und welcher das Vorher und Nachher dem ſinnigen Zuſchauer geſchickt und leicht andeutet, mithin der ſprechendſte iſt, und übrigens eine freie Mannichfaltigkeit mahleriſcher Formen gewährt. Und darin beſteht das Weſen des eigentlichen hiſtoriſchen Gemähldes. Endlich wird das Hiſtoriſche b) als rein hiſtoriſch auch von den genannten Arten mahleriſcher Gegenſtände und ihrer Darſtellungen, beſonders dem Allegoriſchen, dem Idylliſchen, dem komiſchen, oder ernſten Charakter- und Converſationsſtücke, ja ſelbſt

c) die hiſtoriſche Landſchaft, welche die Copie einer wirklichen iſt, von der idealen (beſſer erfundenen) Landſchaft unterſchieden. T.

Hiſtoriſche Compoſition,
Hiſtoriſche Kritik,
Hiſtoriſche Kunſt,
Hiſtoriſcher Styl,
Hiſtoriſches Gemählde, } ſ. Hiſtoriſch, Hiſtorie und Hiſtoriker.

Hiſtrionen. Als in Rom (391 nach Erbauung der Stadt) eine heftige Peſt wüthete, und ſchon viele Mittel fruchtlos zur Verſöhnung der Götter angewendet worden waren, fiel man darauf, zu dieſem Zweck auch Schauſpiele, d. i. Bühnenſpiele, welche in dem ganzen Alterthume eine religiöſe und feierliche Beziehung hatten, anzuſtellen. In Rom waren dieſe damals noch nicht üblich; die kriegeriſchen Römer hatten ſich bisher nur an Spielen im Circus, d. i. Wettrennen und Wettkämpfen ergözt. Man ſchickte alſo zu den Etruriern, von welchen die Römer überhaupt viele religiöſe Gebräuche und Ceremonien annahmen, und ließ von dort her Tänzer holen, welche auf einer dazu eingerichteten Bühne, unter der Begleitung der Tibia ihre, wahrſcheinlich mimiſchen, Tänze aufführten. Die römiſche Jugend fand an dieſem neuen Schauſpiel Gefallen, ahmte dieſe Tänze nach, und declamirte dazu ſcherzhafte Verſe. Die Sache wurde durch einheimiſche Künſtler ausgebildet, und ihnen der Name Hiſtrionen (von einem etruriſchen Worte, welches einen Tänzer oder Spieler bedeutet) beigelegt. Dieſe trugen nun allerhand komiſche Gedichte (Saturae, Satiren) declamirend und geſticulirend mit Muſikbegleitung vor. Bald aber wurde die Declamation wiederum von der Mimik getrennt. Durch Livius Andronicus, der aus dieſen Satiren (im alten Sinne) die erſten förmlichen Komödien bildete (240 vor Chriſtus), und wie damals gewöhnlich war, ſelbſt aufführte, kam nämlich auf zufällige Veranlaſſung der Gebrauch auf, daß eine andere Perſon nebſt dem Hiſtrio den Text des Gedichts declamirte, welchen dieſer durch Mimik darzuſtellen ſuchte. Nur im Dialog mußte der Hiſtrio mitſprechen. Und ſeit dieſer Zeit wird der Ausdruck Hiſtrio ziemlich gleichbedeutend mit Pantomime, d. h. einem ſolchen Künſtler, der bloß durch Geberdenſprache darſtellt, gebraucht, nur daß dieſe Mimik oft nur begleitend, und mehr mit Tanz vermiſcht war. So berichtet Livius (VII. 2) die eigentlichen (declamirenden) Schauſpieler blieben von den Hiſtrionen getrennt. Ihre Kunſt kam bald ſo in Aufnahme, das die größten Männer, vorzüglich Redner, bei ihnen Unterricht nahmen. Daher wurden aber auch in der Folge die Ausſchweifungen der Römer theils durch die unſittlichen Darſtellungen, theils auch durch Unruhen und bedeutende Factionen, welche ihre öffentliche Aufnahme veranlaßte, ſo befördert, daß ihnen nicht nur unter den Kaiſern mehrmals das Auftreten auf der Bühne unterſagt werden mußte, und nur Privatdarſtellungen erlaubt wurden, ſondern dieſelben auch einigemal (z. B. unter Nero) aus der Stadt vertrieben und durch Geſetze auf mannichfaltige Weiſe beſchränkt wurden. T.

Hobbes (Thomas), einer der ſcharfſinnigſten, aber auch wegen ſeiner paradoxen und dem religiöſen und politiſchen Glauben ſeiner Zeit durchaus widerſprechenden Anſichten ſehr verrufener Philoſoph, war der Sohn eines Predigers, geboren zu Malmesbury in England 1588. Er beſuchte die Schule daſelbſt bis in ſein 14tes

Jahr, wo er, ausgerüſtet mit ausgezeichneten philologiſchen Kenntniſſen, die Univerſität Oxford bezog. Hier ſtudirte er von 1603 an mit vielem Eifer die damals herrſchende Ariſtoteliſche Philoſophie und Phyſik. Dann wurde er 1610 Hofmeiſter eines jungen Baron Hardwick, mit welchem er eine Reiſe durch Frankreich und Italien machte. Nach ſeiner Zurückkunft in ſein Vaterland kehrte er mit neuem Eifer zu den *Alten* zurück; denn es gehörte zu ſeinen Eigenheiten, nur wenig von den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen zu leſen, und überhaupt mehr zu *denken* als zu *leſen*. Auch wurde er durch dieſe Lectüre der Scholaſtik immer abgeneigter. Damals überſetzte er auch, nicht ohne Bezug auf ſeine Landsleute, welche vielen Hang zur Demokratie zeigten, und um dieſe durch ein Bild der Unordnungen und Factionen, welches die griechiſchen Freiſtaaten gewähren, abzuſchrecken, das geſchichtliche Werk des Thucydides in ſeine Landesſprache (herausgegeben 1628). Im J. 1629 ging er zum zweitenmal als Hofmeiſter nach Frankreich, und benutzte ſeinen Aufenthalt daſelbſt zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe in der Mathematik, durch welche ſeine ſtrenge conſequente Denkweiſe noch mehr ausgebildet wurde. Auch ſtand er ſchon in Verbindung mit einigen berühmten Denkern der damaligen Zeit, namentlich Baco, deſſen kräftiger Empirismus nicht ohne Einfluß auf ihn und alle engliſche Philoſophen blieb, obgleich Hobbes denſelben mit noch ſtrengerer Conſequenz verfolgte; ferner mit Descartes, Gaſſendi, Galilei u. Andern. Von 1631 an wurde er Hofmeiſter eines jungen Grafen von Devonſhire, mit welchem er 1634 ſeine dritte Reiſe nach Frankreich machte, von wo er mit ihm nach Italien ging. Von dieſen Reiſen brachte er eine Menge von phyſiſchen Kenntniſſen, welche er ſich in Paris ſowohl durch eigenes Studium, als durch Unterhaltungen mit berühmten Naturforſchern (z. B. einem P. Merſenne) erworben hatte, ſo wie überhaupt eine reiche Erfahrung und Menſchenkenntniß zurück. Letztere war auch der Faden, an den er ſeine eigenen Unterſuchungen, welche er durch Zeitumſtände im Gebiete der Politik und des Staatsrechts anzuſtellen ſich veranlaßt fand, knüpfte. Er wurde nämlich 1637 nach England zurückgerufen. Hier fand er alles in politiſcher Gährung und verſuchte, da er ſelbſt durch ſeine Reiſen von den Gräueln der Anarchie überzeugt worden war, ſeine Landsleute von einer Revolution gegen Carl I., ſo viel dem Privatmann möglich war, abzuziehen, fand es aber bald für ſeine Studien und ſeine eigene Sicherheit angemeſſener, (1640) ſich abermals nach Paris zu begeben. Hier ſchrieb er ſein berühmtes Buch *de cive*, welches zuerſt (noch unvollſtändig) 1642, dann in verbeſſerter Geſtalt mehreremale herauskam und die erſte abgeſonderte Bearbeitung des Staatsrechts enthält, daher auch Einige Hobbes den Vater des Staatsrechts genannt haben. Er begründet hier den Staat ganz empiriſch, nämlich auf gegenſeitige Furcht der Menſchen, und die Nothwendigkeit, dem Elende des Naturſtandes, welchen er als *Krieg Aller gegen Alle* ſchildert, zu entgehen. Sein Staat iſt daher *Sicherheitsanſtalt*, auf Verträge gegründet; die beſte und ſicherſte Form deſſelben die *Monarchie*, deren Weſen er in eine *unbegränzte Regentengewalt* ſetzt, wobei überdies eines Theils die demokratiſchen Geſinnungen der Parlamentsfreunde in England, gegen welche er Partei nahm, und der hieraus entſpringende bürgerliche Krieg, andern Theils ſeine Anhänglichkeit an das königliche Haus und an ſein Vaterland, den Ausgewanderten zu äußerſter Härte verleiteten. Mit dieſen Grundſätzen ſtand es in eng-

ſter Verbindung, daß er auch der Geiſtlichkeit und der Kirche die Gewalt entzog, welche ſie in den Zeiten der Finſterniß ſich zugeeignet hatte, und ſie der weltlichen Gewalt zurückgab; um ſo mehr, da er von ſeinem politiſchen und empiriſchen Standpunkt aus ſelbſt die Religion für ein Product der Furcht, und ein wirkſames Mittel bürgerlicher Ordnung in der Hand des Regenten, in ihrer äußern Geſtalt lediglich von der Regierung abhängig, die Gottheit aber nur für die, uns verborgene, erſte Urſache aller Bewegung hielt, welche man nur glauben müſſe. Dieſelben Grundſätze trägt er auch in ſeinem größern politiſchen Werke, welches er kurz nachher in Paris ſchrieb (wo er zugleich den aus England geflüchteten Prinzen von Wallis in der Mathematik unterrichtete), nämlich in ſeinem in engliſcher Sprache geſchriebenen, aber bald von ihm ſelbſt in lateiniſcher mit einem Anhang herausgegebenen Leviathan, vor. Er ließ dieſes Werk noch in ſeiner Abweſenheit 1651 in England drucken. Vorzüglich der letzte Abſchnitt dieſes Buchs, welchen er das Reich der Finſterniß überſchrieb, und in welchem er von den geheimen Triebfedern und Künſten des Papſtthums und von der Verfälſchung der Religion durch die Geiſtlichen handelte, reizte die Geiſtlichkeit ſo gegen ihn auf, daß ihm, als Urheber gottloſer, ketzeriſcher Grundſätze, und Vertheidiger Cromwelliſcher Maximen und Handlungen, der Hof Carls II., welcher ſich damals noch in Begleitung mehrerer engliſchen Geiſtlichen in Frankreich aufhielt, verboten wurde. Dieſes, und weil er ſich überhaupt vor den Päpſtlichen in Frankreich nicht ſicher glaubte, bewog ihn mitten im Winter 1652 nach England zurückzugehen, wo er ſich ganz eingezogen einige Zeit bei dem Grafen von Devonſhire aufhielt, ſo wie er überhaupt unter den engliſchen Großen viele Freunde hatte, ja ſelbſt bei Carl II., welcher ſeit 1660 den Thron in England wieder einnahm, beſtändig in Gnaden ſtand. Letzterer ertheilte ihm auch ein jährliche Penſion. Von dieſer Zeit an gab er mehrere Schriften heraus, unter dieſen auch eine Überſetzung der Iliade und der Odyſſee des Homer, begleitet von einer Abhandlung über die Natur des heroiſchen Gedichts. Auch beſchrieb er ſein eigenes Leben in elegiſchen (eben nicht vorzüglichen) Verſen unter dem Titel: Historia ecclesiastica carmine elegiaco concinnata, welche erſt nach ſeinem Tode erſchienen (1688). Späterhin hat (wahrſcheinlich Warburton) ſeine Werke in engliſcher Sprache vollſtändig herausgegeben unter dem Titel: The moral and political Works of Th. Hobbes etc. London 1750, Fol. (überſetzt Halle 1793 u. ff.) Seine Schriften, namentlich de cive und der Leviathan, fanden ſchon bei ſeinem Leben eine große Menge Gegner, deren die bedeutendſten Sharrok und Cumberland ſind. Unter den neuern ſind vorzüglich Mendelsſohn (in ſeinem Jeruſalem) und Feuerbach (in ſeinem Antihobbes, Erlangen 1798) als ſeine Gegner aufgetreten; Andere, wie früher Gundling, welcher auch den Vorwurf des Atheismus von ihm abzulehnen ſuchte, ſpäter Maimon (in Niethammers phil. Journal, I. Bd. 2. Heft) u. A. haben ihn vertheidigt. Natürlich konnte auch ſein Charakter der Mißdeutung nicht entgehen. Doch ſchildern ihn ſeine Biographen als einen freien, lebhaften, vaterlandsliebenden, zugleich aber auch rechtſchaffenen, mäßigen, ehrlichen, mittheilenden und gefälligen Mann, und ſelbſt ſeine Feinde mußten wenigſtens ſeinem ſelbſtdenkenden, eigenthümlichen Geiſte und ſeinem unermüdeten Fleiße Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, mit welchem er überall, obwohl auf eigenem

Wege, die Wahrheit ſuchte. Er ſtarb unverheirathet im J. 1679 in ſeinem 92. Jahre. Sein Leben (von J. Aubery) iſt 1681 Carlopoli und mehrmals erſchienen; eine andere Biographie findet ſich in der engliſchen Ausgabe ſeiner Werke. T.

Hoboe, ſ. Oboe.

Hochamt iſt die feierliche Meſſe, welche in catholiſchen Kirchen vor dem hohen Altar an Sonn- und Feſttagen, auch bei beſondern Solennitäten, z. B. bei der Feier eines Siegesfeſtes, gehalten zu werden pflegt. Es wird zuweilen auch hohe Meſſe oder Hochmeſſe genannt, ſ. Meſſe.

Hochberg (Graf Carl Leopold Friedrich von), großherzogl. badenſcher Generallieutenant, geb. zu Carlsruhe d. 29. Aug. 1790, aus der zweiten Ehe des Großvaters des jetzt regierenden Großherzogs, des Markgrafen Carl Friedrich, mit Luiſe Freiin Geyer von Geyersberg, die den 26. Mai 1796 zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde. Dieſer Prinz, welcher, wenn der jetzt regierende Großherzog keine männlichen Erben hinterlaſſen ſollte, deſſen Nachfolger ſeyn würde, commandirte die badenſchen Truppen unter dem Marſchall Duc de Belluno in Rußland. Er zeichnete ſich bei mehrern Gelegenheiten, vorzüglich d. 25. November an der Berezina aus. In der Schlacht bei Leipzig ward er gefangen. Darauf erhielt er im J. 1814 den Oberbefehl über das badenſche Truppencorps, welches zu dem Heere der Verbündeten ſtieß. Er commandirte die Heerabtheilung im Niederelſaß, wo den 12. April 1814 die Feſtung Pfalzburg den Alliirten die Thore öffnete. Den 16. April that dies auch das ſeit fünf Monaten geſperrte Straßburg, in Folge eines am 15. zu Brumath zwiſchen ihm, als dem Commandanten des Blokadecorps, und dem Gouverneur von Straßburg, Grafen von Brouſſier, durch den badenſchen General v. Franken und den franzöſiſchen General Humbert abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes. Seiner Tapferkeit wegen gab ihm der Kaiſer von Öſterreich im Nov. 1814 den St. Stephansorden. Im J. 1816 begab ſich der Graf von Hochberg in Beziehung auf die Angelegenheiten des ſüdlichen Deutſchlands nach Berlin und Petersburg. Im J. 1817 commandirte er die alliirten Truppen im Oberelſaß und hatte ſein Hauptquartier zu Colmar. — Sein Bruder, Graf Wilhelm Ludw. Aug. Graf von Hochberg (geb. d. 8. April 1792) iſt ebenfalls großherzogl. badenſcher Generallieutenant und Chef eines Regiments. Sein jüngſter Bruder, Maximilian Graf von Hochberg, iſt großherz. badenſcher Oberſtlieutenant der Cavallerie.

Hoche (Lazare), einer der vorzüglichſten Heerführer, welche der franzöſiſche Freiheitskrieg hervorgebracht hat. Er war den 24. Febr. 1768 zu Montreuil bei Verſailles geboren, der Sohn eines Aufſehers der Jagdhunde des Königs und kam mit 14 Jahren als Stalljunge in den königl. Marſtall. Seine Neigung zum Militärſtande trieb ihn, mit 16 Jahren im Regiment der franzöſiſchen Garden Dienſte zu nehmen. Des Tages verrichtete er Lohnwachten und alle Arten von Arbeiten und ſchaffte ſich von dem Ertrage dieſer Anſtrengungen Bücher an, die er des Nachts las. Bei dem Ausbruche der Revolution trat er ſogleich zur Volkspartei über, nahm bei dem vierten Regimente der pariſer Stadtgarde Dienſte, zeichnete ſich bald durch ſeinen Eifer und ſeine Geſchicklichkeit aus und wurde Adjutantunterofficier. Im Jahre 1792 wurde er Lieutenant und ſtudirte nun die Kriegswiſſenſchaften mit großem Eifer. In der Belagerung von

Thionville gab er Proben von der Unerſchrockenheit und großer militäriſcher Kenntniſſe und wurde Adjutant des Generals Leveneur. Nach der Schlacht bei Neerwinden und Dumouriez Abfall ging er mit dieſem nach Paris, trat dort mit ſeinem Operationsplan vor dem Wohlfahrtsausſchuſſe auf, gewann den Beifall deſſelben und wurde als Generaladjutant zur Vertheidigung von Dünkirchen abgeſchickt. Hoche begeiſterte alles durch ſeine Reden und ſein Beiſpiel, ſchlug alle Angriffe der Engländer ab, und ſchwang ſich durch dieſe Vertheidigung ſchnell zum Brigade- und Diviſionsgeneral empor. Er war noch nicht 24 Jahre alt, als er das Commando der Moſelarmee erhielt. Dieſem noch ungeübten Heere, flößte er ſogleich ſeinen militäriſchen Geiſt und ſeine raſche und entſchloſſene Art zu handeln ein. Er wollte die Feinde aus dem Elſaß vertreiben; allein er hatte die erfahrenſten Truppen von ganz Europa unter dem Herzog von Braunſchweig gegen ſich. Vergebens hatte er drei Tage lang die Linien von Kaiſerslautern geſtürmt; er mußte ſich zurückziehen. Da beſchloß er, die am Unterrheine ſtehenden Öſterreicher zu umgehen, ging bei dem ſchlechteſten Wetter und durch die ſchlechteſten Wege über die Vogeſen, ſchlug am 26. Dec. Wurmſer bei Weißenburg, befreite Landau, eroberte Germersheim, Speier, Worms u. ſ. w. und vertrieb die Öſterreicher aus dem Elſaß. Durch ſeine Freimüthigkeit dem Deputirten St. Juſt mißfallend, wurde er von dieſem entſetzt, verhaftet und nach Paris geführt. Ohne die Revolution vom 9. Thermidor hätte er ſicher das Schaffot beſtiegen. Der Convent ernannte ihn nach derſelben zum Anführer der Küſtenarmee von Breſt. Nach ſo vielen Generalen, durch deren Maßregeln der Bürgerkrieg in der Vendée nur verlängert worden war, glaubte er durch Milde mehr als durch Gewalt ſiegen zu müſſen. Nachdem ihm der Oberbefehl über die drei gegen die Royaliſten ſtehenden Armeen anvertraut worden war, nährte er die Hoffnung des Sieges, allein die Unterhandlungen der Conventsdeputirten führten einen unſichern Frieden herbei. Als die Feindſeligkeiten wieder ausbrachen, und die Emigrirten in Quiberon landeten (Juni 1795), behielt er allein mitten in der Verwirrung jene Kaltblütigkeit, welche die Gefahren beherrſcht. Er beſchloß die Erſtürmung des Forts Penthievre gegen die Überzeugung ſeines Kriegsrathes. Das Fort wurde mit dem Degen in der Fauſt genommen, die Royaliſten wurden in das Meer getrieben und zum Unterhandeln gezwungen. Er foderte von ihnen die Auslieferung ihrer Häuptlinge, allein der Convent befahl die allgemeine Niedermetzelung. Darüber erzürnt, legte Hoche das Commando von Morbihan in die Hände des Generals Lemoine nieder, und ging mit ſeinen übrigen Truppen nach St. Malo. Als das Directorium die Zügel der Regierung bekam, wurde Hoche beauftragt, Charette und die Vendée zu unterwerfen. Man vertraute ihm eine Gewalt an, die vor ihm noch kein General gehabt hatte. Hoche bemächtigte ſich aller militäriſchen Punkte der Vendée, brachte die Landleute durch die ſtrenge Disciplin ſeiner Armee zur Ruhe, ſchmeichelte den Prieſtern, ſchwächte und entzweite die Royaliſten und ſchlug ſie überall mit leichten Colonnen, die er gegen ſie gebrauchte; allein er hatte auch gegen Neid und gegen ſeine eigne Partei zu kämpfen. Charette und Stofflet fielen in ſeine Hände, in der Vendée wurde die Ruhe hergeſtellt und Hoche wendete ſich nach Anjou und der Bretagne. Gleich glücklich und gewandt, ſtellte er auch hier in kurzer Zeit die lang vermißte Ruhe her und am 16. Juli 1796 erklärte das Directorium, daß Hoche und ſeine Ar-

mee ſich um das Vaterland hoch verdient gemacht hätten. Hoche faßte jetzt den großen Plan, nach dem Innern Englands den Bürgerkrieg, den dies in Frankreich ſo lange genährt hatte, hinüber zu ſpielen, und ihm Irland zu entreißen. Nachdem er alle dieſem Unternehmen entgegenſtehenden Hinderniſſe beſiegt hatte, ging er am 15. Dec. in Breſt nach Irland unter Segel, allein ein fürchterlicher Sturm zerſtreute die Flotte, und er befand ſich allein an der feindlichen Küſte. So ſcheiterte das kühne Unternehmen. Nach ſeiner Zurückkehr erhielt Hoche das Commando der Maas- und Sambrearmee. Er eröffnete 1797 den Feldzug durch einen kühnen Übergang über den Rhein im Angeſichte der Feinde. In vier Tagen hatte er mit ſeiner Armee 35 Meilen gemacht, in drei Schlachten und fünf Treffen geſiegt und bereits Wetzlar genommen; da hielt die Nachricht von dem in Italien geſchloſſenen Waffenſtillſtande ſeinen Siegeslauf auf. Nachdem er noch im Kampfe der innern Parteien dem Directorium ſeinen Arm zu leihen ſich bereit gezeigt hatte, ſtarb er plötzlich d. 15. Sept. 1797 in Wetzlar, wahrſcheinlich an Gift. Hoche war ein geborner Soldat und einer von denen, die ſich aus dem Volke durch angeborne Größe emporgearbeitet; ſtolz und ehrgeizig wie Cäſar, war er oft auch ſo groß und hochherzig wie dieſer.

Hochheim, ein anſehnlicher Flecken mit 1800 Einwohnern, viertehalb Meilen von Frankfurt. Hier wächſt der berühmte Rheinwein, der unter dem Namen des Hochheimer bekannt iſt, und ſich durch *Feuer* und *Zartheit* vor allen andern Rheinweinſorten auszeichnet. Die beſte Art darunter heißt *Hochheimer Blume*. Vormals gehörte Hochheim dem Domcapitel zu Mainz, jetzt zu Naſſau-Uſingen.

Hochkirch oder *Hohkirch*, ein Dorf in der Oberlauſitz, unweit Bautzen, auf der Straße von da nach Löbau und Zittau gelegen, berühmt durch zwei dort vorgefallene Schlachten. Als im ſiebenjährigen Kriege König Friedrich II. nach der Schlacht von Zorndorf nach Sachſen geeilt war, um die große öſterreichiſche Armee unter Daun daraus zu vertreiben, und Schleſien, von welchem er durch die Stellung der Öſterreicher abgeſchnitten war, zu befreien, wendete er ſich, in der Abſicht, den Feind von ſeinem Hauptmagazin, Zittau, abzuſchneiden, in die Lauſitz, und nahm eine, freilich gewagte, Stellung bei Hochkirch. Die Öſterreicher ſtanden ihm in einem vortheilhaften Lager gegenüber. „Wenn uns die Öſterreicher hier ruhig laſſen," ſagte der Feldmarſchall Keith zu dem ſichern König, „ſo verdienen ſie gehangen zu werden!" Friedrich lächelte darüber, hatte ſich aber diesmal in ſeinem Gegner geirrt. Am 14. Oct. 1758 früh 5 Uhr wurde die preußiſche Armee durch die, nach einem gut entworfenen Plane, von allen Seiten in geſchloſſenen Colonnen einbrechenden Öſterreicher aus dem Schlafe geweckt. Die brennend gebliebenen Wachtfeuer im öſterreichiſchen Lager und arbeitende Holzhauer maskirten das Ausrücken der Truppen. Der König war ſo ſicher, daß er auf die erſte Meldung von der Annäherung der Feinde keine Rückſicht nahm. Erſt nachdem die Vorpoſten überwältigt, und ſchon verſchiedene Batterien genommen und auf ſein eignes Lager gerichtet worden waren, überzeugte er ſich von der Wahrheit, daß er überfallen ſey. Schnell ſuchte er nun die Truppen zu ordnen, die noch halb entkleidet zu den Waffen griffen; doch nirgends war ein Zuſammenhang, nur einzelne Regimenter fochten gegen die dichten Öſterreicher: *Hochkirch* ſtand bald in Flammen; hier war der Kampf am hartnäckig-

ſten; die Preußen fochten wie Verzweifelte, aber da ſie wegen eines undurchdringlichen und ungewöhnlich anhaltenden Nebels ſich durchaus nicht ordnen konnten, ſo war es bei allen Anſtrengungen der größten Tapferkeit nicht möglich, Widerſtand zu leiſten. Da gab Friedrich Befehl zum Rückzug unter Salderns Schutz, und benutzte den erſten Augenblick, wo der Nebel fiel, um ſein Heer in Schlachtordnung zu ſtellen. Noch wäre es Friedrichs Feldherrntalent vielleicht möglich geweſen, der Schlacht eine andere Wendung zu geben, wenn nicht, unter Begünſtigung des Nebels, ſein linker Flügel vom Herzog von Ahremberg umgangen geweſen wäre; eben war der König mit der neuen Dispoſition beſchäftigt, als Ahremberg den linken Flügel angriff, dieſen ſchlug, und ſo die Preußen nach einem fünfſtündigen tapfern Gefechte zum förmlichen Rückzug nöthigte, der jedoch in möglichſter Ordnung geſchah. Friedrich hatte an dieſem unglücklichen Morgen großen Verluſt erlitten; ſeine ganze Artillerie (über 100 Canonen) und Bagage war verloren gegangen; 9000 Preußen waren geblieben oder untauglich gemacht; dem Prinzen von Braunſchweig hatte eine Canonenkugel den Kopf weggenommen; Keith, der den König gewarnt hatte, fiel, von einer Kugel in die Bruſt getroffen, an der Spitze eines Regiments, das er zum Angriff in das brennende Hochkirch führte. Beinahe alle Generale waren verwundet, ſelbſt der König, der faſt gefangen worden wäre; noch auf dem Rückzuge zerſchmetterte ein Schuß einen Fuß ſeines Pferdes. Dauns Triumph war groß, aber er benutzte die Vortheile nicht, welche ihm dieſer Sieg hätte verſchaffen können, und ließ es geſchehen, daß der König Verſtärkungen an ſich zog. — Von einem gleich wichtigen Ereigniſſe, nur verſchieden von jenem in ſeinem Gang und Reſultate, war Hochkirch Zeuge im Mai 1813. Nachdem die verbündete ruſſiſch-preußiſche Armee nach der Schlacht von Lützen (am 2. Mai 1813) über die Elbe zurückgegangen war, wählten ihre Feldherren die von jenem Unfalle Friedrichs berühmte Stellung von Bautzen und Hochkirch, um dort den Franzoſen eine zweite Hauptſchlacht zu liefern. Die durch die Natur ſchon feſte Poſition wurde von ihnen durch Verſchanzungen und Redouten (deren Anzahl der franzöſiſche Bericht auf 300 angibt) faſt unangreifbar gemacht. Doch war es den Franzoſen gelungen, in der Schlacht von Wurſchen am 21. Mai 1813 ihren rechten Flügel zu umgehen, und ſo vermochte der linke Flügel, der an Hochkirch ſich anlehnte, nicht, den vereinten Angriffen der beiden Corps der Marſchälle Marmont und Macdonald zu widerſtehen; er mußte dem Rückzuge, der nun für die ganze Armee angeordnet wurde, folgen. (S. den Artikel Bautzen und Wurſchen.) I.

Hochmeiſter, ein Titel der Oberhäupter des ehemaligen deutſchen und Maltheſerordens. Erſter hieß auch Hoch- und Deutſchmeiſter. (S. Deutſche Ritter und Johanniterritter.)

Hochſtädt. Dieſe kleine Stadt, gelegen im Königreich Bayern (drei Stunden von Donauwörth im Herzogthum Neuburg) ward in der Geſchichte des ſpaniſchen Erbfolgekrieges durch das Treffen am 20. Sept. 1703 und die große Schlacht am 13. Auguſt 1704, welche bei ihm vorfielen, merkwürdig. Von jenem Treffen führen wir nur an, daß darin der kaiſerliche General Styrum von dem mit den Franzoſen vereinten Churfürſten von Bayern geſchlagen, und damit die frühere Hoffnung auf eine Verſöhnung der Parteien vernichtet wurde. Wegen jener Schlacht verweiſen wir auf Blenheim. I.

Hochverrath ſollte man insbeſondere nur dasjenige öffentliche oder Staatsverbrechen nennen, vermöge deſſen ein Bürger die ihm vom Staate zum Beſten deſſelben anvertrauten Mittel (Gewalt, Geheimniſſe oder Güter) zur Zerſtörung oder Vernichtung deſſelben anwendet, oder einem fremden und feindlichen Staat in die Hände liefert. Denn dieſes iſt der größte und wichtigſte Verrath im Staate, und ſetzt voraus, daß der, welcher ihn begeht, auf irgend eine Art an der Staatsverwaltung Theil nehme. Hiedurch würde ſich auch der Hochverräther vom Landesverräther, welcher abſichtlich die Unternehmungen einer fremden, feindlichen Macht durch Unterſtützung jeder Art (z. B. Spionerie) befördert, unterſcheiden. Oft jedoch treffen dieſe Begriffe in dem Begriffe des Staatsverrathes und Staatsverräthers zuſammen, ſo daß man unter Hochverrath überhaupt ein Verbrechen gegen den Staat im engern Sinne verſteht, d. i. jedes Verbrechen eines Unterthanen, welches unmittelbar gegen den Staat, gegen die ſelbſtſtändige Exiſtenz und Verfaſſung deſſelben gerichtet iſt, mithin die Fortdauer des Staats, überhaupt und in ſeiner beſtehenden Form, aufzuheben ſtrebt. Immer aber ſetzt es einen Unterthan voraus, der der Regierung zur Treue verpflichtet iſt. In dieſem Sinne gehört auch der Verſuch zur Revolution, d. h. der Verſuch einzelner Bürger, die geſetzliche Regierung oder Verfaſſung umzuändern oder umzuſtürzen, unter den Begriff des Hochverraths. Dieſer aber unterſcheidet ſich dadurch zugleich noch von jedem andern Staatsverbrechen, nämlich von der gewaltſamen Widerſetzung gegen die Ausübung der Staatsgewalt ſchlechthin (Aufruhr u. ſ. w.), von dem Verbrechen gegen einzelne Zweige der Verwaltung und einzelne Handlungen der Regierung (z. B. Polizeiverbrechen), ſo wie von dem Verbrechen gegen die Perſon des Regenten (im eigentlichen Sinne Majeſtätsverbrechen), welches letztere jedoch mit Hochverrath in ſo fern wieder zuſammenläuft, als die Regierung und Verfaſſung an ſeine Perſon geknüpft iſt. Dieſes Verbrechen wird übrigens im erſten und beſondern Sinn eben ſowohl durch Mißbrauch und Überlieferung der dem Bürger verliehenen, oder nur bekannten Güter und Erhaltungsmittel des Staats (z. B. Magazine, Vertheidigungsmittel und Anſtalten) und alle andere thätige Unterſtützung des Feindes oder Unterhandlung mit demſelben, als auch durch Nichtgebrauch derſelben begangen, und nach Beſchaffenheit mit Entehrung, lebenslänglichem Gefängniſſe oder dem Tode beſtraft. T.

Hodiß (Albert Joſeph Graf von), ein durch ſeinen ſeltſamen, überall nach phantaſtiſchem Schimmer jagenden Kunſttrieb berühmter mähriſcher Güterbeſitzer. Er war 1706 geboren. Mit mannichfaltigen und ausgebreiteten Kenntniſſen durch frühen Unterricht ausgeſtattet, mit einer empfänglichen und lebendigen Phantaſie von der Natur begabt, ging er nach Italien, wo die herrliche Kunſtwelt, von einer reizenden Natur umgeben, einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn machte. Nachher fand er auch als Kämmerer an dem Hofe Carls VI. mannichfaltige Nahrung für ſeine glühende Einbildungskraft. Vielleicht war es auch dieſe, welche den jungen, wohlgebildeten und liebenswürdigen Mann zum Anbeter der zwar 22 Jahre ältern, aber geiſtreichen, und auch in ſpätern Jahren noch anmuthigen Sophia, Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth, machte. Sie gab ihm 1734 ihre Hand, nachdem ſie vorher zur catholiſchen Religion übergegangen war, und lebte mit ihm auf ſeinem Landgute

Roßwalde, welches er zu einem zauberiſchen Sitze aller Luſt, und alles durch Kunſt, Phantaſie und geſelligen Umgang erdenklichen Vergnügens umzuſchaffen den Plan gemacht hatte. Um dieſen Plan auszuführen, ſuchte er mit dem größten Eifer die Kunſttalente ſeiner zahlreichen Leibeigenen zu entwickeln, ſo daß es keine Art von Künſtlern gab, die man nicht unter ſeiner Dienerſchaft gefunden hätte. Der weitläuftige Park mit ſeinen Gebäuden und Verzierungen, ſeine Theater, Werke der bildenden Kunſt, welche er, nach ſeinen originellen Angaben ausführen ließ, die Maſchinerien, Feuerwerke, Waſſerkünſte, welche er zu ſeinen Feſten gebrauchte, waren größtentheils das Werk ſeiner Bedienten. Die geſchickteſten unter denſelben aber waren ſeine Muſiker, Schauſpieler, Tänzer, Sänger und Sängerinnen, welche letztere er zugleich für den Umgang in der großen Welt bilden ließ. Diejenigen aber, welche er zu dieſen Hauptrollen nicht gebrauchen konnte, ja ſelbſt Kinder, Alte u. ſ. w., brauchte er wenigſtens als Statiſten und Figuranten, in vielen Verkleidungen und Geſtalten bei ſeinen originellen Feſten und Luſtbarkeiten. Sein Schloß war der Sammelplatz aller Vergnügen der Natur und bildenden Künſte. In der ſeltſamen Zuſammenſtellung derſelben jedoch, ſo wie in ſeinen, im verſchiedenſten Geſchmack ausgeführten Gartenanlagen, in welchen 4000 Waſſerkünſte, ein großer Canal und viele Seen angebracht waren, äußerte ſich eine herrſchende Neigung zu dem Pikanten und Bizarren. Selbſt auf Wirthſchaftsgebäude, Ställe, Krippen und Butterfäſſer hatte ſich dieſer Hang zu idealiſiren erſtreckt. Überall glaubte man ſich von Decorationen umgeben. Kein Wunder, daß der durch dieſe phantaſtiſche Mannichfaltigkeit berühmte Landſitz mehrmals, ſelbſt in einer gelehrten lateiniſchen Abhandlung des D. Tralles (Adumbratio amoenitatum Roswaldensium) beſchrieben worden iſt. Doch geſtehen Viele, welche dieſen Ort beſucht haben, die feine, angenehme und äußerſt mannichfaltige Unterhaltung des originellen und wohlwollenden Wirths noch intereſſanter gefunden zu haben, der bis in das ſpätere Alter, ja ſelbſt auf dem Krankenbette, einen Zirkel ihn umgebender Menſchen durch leichten Humor und immer neue Erfindungen zu erheitern wußte, und durch Mahl, Geſang, Schauſpiel und Naturbeluſtigungen für das Vergnügen unzähliger Menſchen ſorgte. Selbſt Friedrich der Einzige, mit welchem er durch ſeine Gemahlin verwandt war, und welcher ſeine Unterhaltung liebte, beſuchte ſeinen Feenſitz, und ſeine Erwartungen wurden übertroffen. Er dankte dem Grafen durch ein anſehnliches Geſchenk, noch mehr aber durch eine poetiſche Epiſtel (7ter Theil) der Oeuvres posthumes, S. 27). Indeſſen hatte dieſes Schauſpiel im Großen, welchem er ſich als Virtuos allzu ausſchweifend hingegeben hatte, eine nachtheilige Wirkung auf ſeine Ökonomie hervorgebracht, und verurſachte ihm nach dem Tode ſeiner Gemahlin immer mehrere Sorgen. Der König, davon unterrichtet, entriß ihn denſelben, indem er ſich erbot, ihn in Potsdam bei ſich aufzunehmen. Schwer ward es ihm, ſich von ſeinem geliebten Roßwalde und ſeinen verlaſſenen Dienern zu trennen. Aber des Königs Gnade und zuvorkommendes Wohlwollen bereitete ihm, von ſeiner Capelle begleitet, einen erfreulichen Aufenthalt daſelbſt, bis er 1778 in Potsdam ſtarb. Friedrich ehrte noch nach ſeinem Tode ſein Andenken dadurch, daß er den Theil der Jägerſtraße in Potsdam, in welcher der Graf gewohnt hatte, Hodizſtraße nennen ließ.

Hof, eine Stadt, vormals im Fürſtenthume Bayreuth, jetzt in dem Obermainkreiſe des Königreiches Bayern, an der Saale, auf einer ſanften Anhöhe, in einer fruchtbaren und wohlangebauten Gegend, hat über 700 Häuſer, vier Kirchen, ein Gymnaſium mit einer Bibliothek, ein reiches Hoſpital, ein Waiſenhaus und 5000 Einwohner. Die Straßen ſind erleuchtet, breit und gut gepflaſtert, die meiſten Häuſer aber altmodiſch gebaut, doch ſind in neuern Zeiten mehrere große Häuſer erbaut und die Vorſtädte durch geſchmackvolle Gärten verſchönert worden. Hof treibt einen äußerſt beträchtlichen Tranſitohandel und einen für die ganze Gegend Gewinn bringenden Activhandel mit Baumwollengarn, davon viel in die Schweiz und nach Sachſen geht, Flor, Kattun, baumwollenen Tüchern, Leinwand, Wollenzeug und Tuch, welche theils in den Fabriken der Stadt, theils auf dem Lande verfertigt werden. Auch der Feldbau, die Gerbereien, die Bierbrauerei und Viehmaſtung gehören unter die beträchtlichen Nahrungszweige der Einwohner. 1791 waren hier 800 Baumwollenweber beſchäftigt, und man rechnete den reinen Ertrag der Fabrikate auf 320,000 Fl.

Hof nennt man einen leuchtenden Kreis, oft von Regenbogenfarben, der ſich um Sonne und Mond bisweilen ſehen läßt. In nördlichen Gegenden findet ſich dieſe Erſcheinung ſehr oft. Man ſieht dieſe Lichtkreiſe größer oder kleiner, und ihr Durchmeſſer beträgt von 44 bis 92°. Nicht ſelten ſind auch zwei Höfe, einer um den andern, deren äußerer die Regenbogenfarben in umgekehrter Ordnung gegen den innern zeigt. Auch kommen Fälle vor, wo ſich ein oder zwei dergleichen Kreiſe durchkreuzen und an dieſen Stellen erſcheinen dann die ſogenannten Nebenſonnen. Doch können dieſe auch außerdem an einzelnen Stellen jenes Lichtkreiſes entſtehen: meiſtentheils haben ſie dann einen Schweif, den Kometen gleich, und gewöhnlich ſtehen ihrer zwei in entgegengeſetzten Richtungen. Die Erklärung dieſer Erſcheinung iſt von vielen großen Naturforſchern verſucht worden. Faſt alle gehen von dem Grundſatze aus, daß da, wenn Schnee und gefrorne Dünſte in der Luft ſind, die Höfe am häufigſten geſehen werden, aus der prismatiſchen Brechung des Sonnenlichtes durch die Schnee- und Eiscryſtalle, dies Phänomen zu erklären ſey. Einer der neueſten Phyſiker, Thomas Young, nimmt bei ſeiner Erklärung der concentriſchen Höfe beſonders darauf Rückſicht, daß die Luft voll Schneetheilchen iſt, die in allen möglichen Richtungen ſich befinden. Eine große Anzahl derſelben läßt das Sonnenlicht durchfallen, bricht es aber ſo, daß es ſich in ſeine ſieben Farben ſpaltet. Andere Schneetheilchen, die undurchſichtiger oder dichter auf einander gehäuft ſind, werfen das Farbenbild auf entferntere Regionen des Dunſtkreiſes zurück, und es iſt ganz begreiflich, daß der blaue Kreis, der der äußere des innern Hofes iſt, nun der innere des äußern Hofes werden muß. Wo ſich die Kreiſe kreuzen, entſteht natürlich durch Vermiſchung der Farben ein weißes Licht. Es iſt aber auch ohne dieſe Durchkreuzung denkbar, daß einzelne Stellen der Dunſtwolke ſo dicht gedrängte Theile, vielleicht Hagel oder auch Eis enthalten, daß ſich auf ihnen die Sonne wirklich abſpiegelt und daß dergeſtalt Nebenſonnen entſtehen. Was von der Brechung der Lichtſtrahlen durch Schnee- und Eistheilchen geſagt worden, gilt auch, obgleich in geringerem Grade, von bloßen wäſſerigen Dünſten, wie wir am Regenbogen ſehen.

Hof bedeutet unter andern den Sitz eines großen Herrn, des Landesherrn mit Einſchluß ſeiner Familie und ſeiner Beamten und Bedienten; oft auch verſteht man darunter den Landesherrn, oder überhaupt einen großen Herrn ſelbſt, ſeine Familie und ſeine vornehmſten Beamten. — Hofamt beſonders das Amt des Kämmerers, Marſchalls, Truchſeſſen und Schenken, womit gewiſſe Perſonen von Fürſten, Stiftern u. ſ. w. beliehen werden. Sind dieſe Ämter erblich, ſo heißen ſie Erbhofämter (Erbämter). — Hofdame, eine adelige Dame, welche entweder zum Dienſt oder zur Geſellſchaft der Fürſtin beſtimmt iſt. — Hofgericht, ein hohes Landesgericht, welches unter keinem andern Gerichte ſteht, und deſſen Entſcheidung und Ausſpruch die Stände und andere befreite Perſonen ihre Streitigkeiten unterwerfen. Ehemals führte wohl der Landesherr ſelbſt, jetzt aber ein Hofrichter den Vorſitz. Das kaiſerliche Hofgericht war das Gericht, welches ſich an dem jedesmaligen Hoflager des Kaiſers aufhielt, von ihm unmittelbar abhing, und in welchem in ältern Zeiten der Pfalzgraf den Vorſitz hatte. Ähnliche Gerichte legten ſpäterhin die Reichsſtände in ihren Ländern an. In manchen Landſchaften iſt das Hofgericht ſo viel als Landgericht, und die Beiſitzer deſſelben heißen Landräthe. In den ſchleſiſchen Hofgerichten hat der Hofrichter vier oder fünf Erbſchulzen oder Hofſchöppen zu Beiſitzern. In Leipzig iſt ein Oberhofgericht. — Hofgraf hieß im alten deutſchen Staatsrechte der Graf oder Richter im kaiſerlichen Gerichtshofe, der Hofrichter, auch Erbpfalzgraf. Späterhin, beſonders unter Carl IV., waren die Hof- und Pfalzgrafen von weit geringerem Range, und zuletzt ſank ihre Würde zum leeren Titel herab. — Hofmarſchall, ſ. Marſchall.

Hofer (Andreas), Sandwirth in Paſſeyr, Oberanführer der Tyroler in ihrer Inſurrection 1809, im Kriege zwiſchen Öſterreich und Frankreich, wurde am 22ſten November 1767 geboren in dem Wirthshauſe zu St. Leonard in Paſſeyr, am Sand genannt, weil es auf den Verwüſtungen des Waldſtroms erbaut iſt. Seine Geburt und ſein Gewerbe zogen ihn zum Handel mit Wein und mit Pferden, den er nach Italien trieb. Als 1796 der Krieg ſich den Landmarken Tyrols näherte, führte er eine Schützencompagnie ſeiner Heimath gegen die Franzoſen an den Gardſee. Als in den Jahren zwiſchen dem luneviller und presburger Frieden in Tyrol die Landmiliz organiſirt wurde, und der Erzherzog Johann ſowohl zu dieſem Ende, als wegen der allgemeinen Befeſtigung das ganze Land bereiſ'te, zeigte Hofer ganz beſondern Eifer für den vaterländiſchen Wehrſtand. — Als 1805 in Folge des unglücklichen Ereigniſſes von Ulm auch das ſiegreiche Heer des Erzherz. Carl den Rückzug antrat, und der Erzherz. Johann den Schmerz erfuhr, Tyrol verlaſſen zu müſſen, war Hofer mit unter den Deputirten, die den bittern Abſchied von dem geliebten Prinzen nahmen. — Als 1808 durch die Ereigniſſe in Spanien der Bruch zwiſchen den Cabineten von Wien und von St. Cloud unvermeidlich ſchien, erhob ſich in Tyrol gewaltige Bewegung. Zahlreiche geheime Boten gingen nach Wien, unter ihnen zuvörderſt der Sandwirth Andreas Hofer. Dem zum Commandirenden der Armee von Inneröſterreich, die nach Italien und nach Tyrol beſtimmt war, ernannten Erzherzog Johann trugen ſie des Felſenlandes Geſinnungen und Wünſche vor. Auf ſeinen Befehl entwarf der Freiherr von Hormayr den Plan zur Inſurrection zur blitzesſchnellen Bemächtigung dieſer Schlüſſel Italiens und Deutſchlands, zur Vernichtung der dort

aufgeſtellten Streitkräfte des Feindes. Es iſt weltkundig, mit welchem Geheimniß und Glück dieſer Plan ausgeführt, wie vom 11ten bis zum 13ten April faſt das ganze Land erobert, 8000 Mann der beſten Truppen von den Bauern gefangen, und dem Feinde die Verbindung zwiſchen Italien und Deutſchland abgeſchnitten worden. Am 12ten April zwang der Sandwirth Andreas Hofer ein bayerſches Bataillon in der Ebene von Sterzing die Waffen zu ſtrecken. Seine Leute gingen mit Heuwagen auf die bayerſchen Canonen, mit Heugabeln, Dreſchflegeln und Morgenſternen auf die Cavallerie los. Als das nördliche und mittlere Tyrol glorreich befreit war, zog Hofer mit Hormayr in das ſüdliche, wo bei Trient Barraguay d'Hilliers noch mit ſtarker Übermacht ſtand, aber auch bald mit großem Verluſte vertrieben wurde. — Inzwiſchen war das große Unglück bei Regensburg geſchehen, die Franzoſen bereits in Salzburg, und im raſchen Vorrücken gegen Wien, Tyrol von mehrern Seiten eingeſchloſſen. Die Bayern brachen in ſelbes ein, ſengten, brennten und mordeten. F. M. L. Chaſteler erlitt am Tage der Übergabe Wiens, bei Wörgel, durch zehnfache feindliche Übermacht eine vollkommene Niederlage, retirirte nach der Centralpoſition des Brenners, und ſchlug ſich in der Folge durch, zur Vertheidigung Tyrols den General Buol mit einem kleinen Corps zurücklaſſend. — Der Sandwirth Andreas Hofer hatte bereits anfangs May 1809, als General Ruska den in Tyrol ſehr beliebten Grafen Leiningen auf wenige Tage aus Tyrol vertrieb, mit ſeinem bewaffneten Volk zur Verjagung der Feinde weſentlich mitgewirkt. Jetzt erſchien er auf dem Brenner, und wurde bei aller Schwäche und Unentſchloſſenheit ſeines Charakters, bei aller Mittelmäßigkeit ſeiner Talente, dennoch der Mittelpunkt und der Abgott der Tyroler. Am 25ſten und 29ſten Mai 1809 geſchahen am Berg Iſel, im Angeſichte der Hauptſtadt Innsbruck, zwei Treffen, welche die Bayern nöthigten, Tyrol wieder zu räumen. — Anfangs Juni wurde Graf Leiningen in Trient von einer feindlichen Abtheilung belagert, aber in wenigen Tagen von den Truppen und von den bewaffneten Tyrolern unter dem Sandwirth Andreas Hofer wieder entſetzt. — Im Augenblicke der Schlacht von Wagram war Hofer auf Hormayrs Ruf eben im Begriffe, ſich mit einer großen Menge Tyroler an die Truppe anzuſchließen, welche Klagenfurt wegnehmen, und dadurch die Befreiung Innerößterreichs vollenden, zugleich aber auch eine directe Communication zwiſchen den innern Hülfsquellen des Kaiſerſtaats und dem von allen Seiten eingeſchloſſenen, an allem Mangel leidenden Tyrol eröffnen ſollte. Der Schlacht von Wagram (6ten Juli) folgte am 11ten und 12ten Juli das Treffen und der Waffenſtillſtand von Znaim, kraft deſſen Tyrol und Vorarlberg von den Öſterreichern geräumt, und der Rache ihrer Feinde Preis gegeben wurden. Wie natürlich, entſtanden hierüber unter dem verlaſſenen Volke die wildeſten Bewegungen, die abenteuerlichſten Entwürfe. Einige Wüthende wollten den General Buol und Hormayr feſthalten, Canonen und Munition gewaltſam hinwegnehmen, was nicht freiwillig zu ihnen überträte, entwaffnen, die Kriegsgefangenen ermorden, damit die Öſterreicher vom Feinde keinen Pardon mehr zu hoffen hätten, und ſich als Verzweifelte wehren müßten. — Dennoch wurde das größte Unheil noch verhütet, die Truppen zogen ruhig ab, wie der Waffenſtillſtand es gebot, und der tyroliſche Nationalcharakter zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit in ſeinem ſchönſten Lichte. — Der Sandwirth Hofer hatte zwiſchen Entſchlüſſen

hin und her geſchwankt, endlich verbarg er ſich in eine Höhle des Paſſeyr Thals. Als aber die bereits ins Herz Tyrols von allen Seiten eingedrungenen Feinde vom 3ten bis zum 7ten Auguſt 1809 durch das bewaffnete Volk, durch Speckbacher, durch den Capuziner Joachim Haspinger und Peter Mayer, wiederholte Niederlagen erlitten, trat auch der Sandwirth Andreas Hofer wieder aus ſeiner Höhle hervor, und zwar jetzt als oberſter Anführer des für ſeinen alten Herrn und für ſein altes Recht muthig aufgeſtandenen Tyrols. Am 13ten Auguſt geſchah die Schlacht, wiederum am Berg Iſel, im Angeſicht der Hauptſtadt Innsbruck, welche den franzöſiſchen Marſchall Herzog von Danzig zwang, die Flucht aus Tyrol zu nehmen. — Hofer trat nun an die Spitze der Militär- und Civilverwaltung, und führte ſolche unter den ſonderbarſten Anomalien bis zum Frieden von Wien; wenige glänzende Waffenthaten, aber deſto mehr innere Zuckungen, in welchen ſich jedoch die Gediegenheit des Nationalcharakters und die Hoheit der ganzen Inſurrection beſtändig bewährte. Am 14ten October wurde der wiener Frieden geſchloſſen. Das Volk, allzuoft durch die widerſprechendſten Nachrichten getäuſcht, maß demſelben lange Zeit keinen Glauben bei. Mehrere feindliche Armeecorps ſtanden ſchon von allen Seiten in den tyroliſchen Bergen. Das Volk war noch immer geſammelt unter den Waffen, zu verzweifeltem Widerſtande bereit. Hofer gab endlich (1ſten, 5ten und 8ten November) die Erklärung ſeiner Unterwerfung dem Vicekönig Eugen und dem bayerſchen Oberbefehlshaber. Gern hätte man ihn von mehrern Seiten gerettet, aber er ſchien beſtimmt, das Ende ſeiner Wirkſamkeit nicht zu überleben, und die Sehnſucht nach der heimathlichen Erde erlaubte ihm nicht, mehrere ausführbare Vorſchläge der Flüchtung nach Öſterreich anzunehmen. Zwei Monate lang hielt er ſich unter Schnee und Eis in einer Alpenhütte in Paſſeyr verborgen, nachdem er unglücklicher Weiſe in der Hälfte Novembers, durch die Nachrichten einiger Wüthenden irre geführt, die Feindſeligkeiten wieder erneuert, nnd dadurch die Amneſtie verwirkt hatte. Lange Zeit waren die goldenen Worte und die Drohungen der franzöſiſchen Generale vergebens, in dieſen Bergen einen Verräther zu finden, welcher ſeinen Aufenthalt entdeckte. Endlich flüſterte der Prieſter Donay, ehehin Hofers Vertrauter, und von ihm mit der Erklärung ſeiner Unterwerfung an den Vicekönig nach Villach abgeordnet, zeither aber von ihm beleidigt, dem General Barraguay d'Hilliers den Vertrauten zu, welcher Hofer Nachrichten und Speiſe für ſich und ſeine Familie in jene Schneewelt hinauf bringe. Barraguay d'Hilliers ließ dieſen unter einem erdichteten Vorwande kommen, und entlockte ihm ſein Geheimniß theils durch Verſprechungen, theils durch die Todesangſt. Er diente der ausgeſendeten Colonne als Wegweiſer. Sie fing Hofer am 20ſten Januar 1810. Er wurde nach Botzen, von dort nach Mantua geführt, und hier ein Kriegsgericht über dieſen von Franzoſen und Italienern ſo ſehr gefürchteten Mann niedergeſetzt, den die Letztern von ſeinem ſchönen langen ſchwarzen Bart: Il Barbone, die Erſtern: le général Sansvird nannten. Im Kriegsrathe waren die Stimmen äußerſt getheilt, es gab gar kein Reſultat, aber der Telegraph aus Mailand ſprach den Tod binnen 24 Stunden aus, damit Öſterreichs Interceſſion gewiß zu ſpät kommen müſſe; denn es war eben der Zeitpunkt der Vermählung Bonaparte's mit Luiſe von Öſterreich. Am 20ſten Februar 1810 wurde Hofer unter dem allgemeinen Wehklagen ſeiner zu Mantua mitgefangenen Landsleute

erſchoſſen. Er ging dem Tode mit Standhaftigkeit entgegen. Seinen Landsleuten iſt das Andenken ſeiner hohen Begeiſterung fürs Vaterland und für Öſterreich, ſeiner Milde und frommen Treue, endlich ſeines Opfertodes heilig, und ewig bleibt dieſer Landmann und ſeine Hütte das Symbol der unerſchütterlichen Anhänglichkeit der Tyroler an Öſterreich, und ihrer kühnen Wagniſſe für dieſes uralte, unausſprechlich theure Band. Bmr.

Hoffmann (Friedrich), dieſer berühmte Arzt, wurde 1660 zu Halle in Sachſen geboren, ſtudirte bei Caſpar Kramer in Erfurt die Chemie, und widmete ſich dann dem Studium der Medicin. Nach Vollendung ſeiner Studien beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit der Chemie, und gab 1682 eine Abhandlung: De cinnabari antimonii, heraus, welche ihm den Ruhm eines geſchickten Chemikers erwarb, den er als Lehrer der Chemie an der Univerſität Jena noch vergrößerte. Als der Churfürſt Friedrich III. von Brandenburg 1693 die Univerſität Halle gründete, wurde er zum erſten Profeſſor daſelbſt ernannt, und er entwarf ganz allein die Statuten der mediciniſchen Facultät. Sein Ruf verbreitete ſich bald in und außer Deutſchland, und mehrere Akademien ernannten ihn zum Mitgliede. Er machte oft Reiſen an die vorzüglichſten Höfe und wurde mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Nach einem thätigen Leben ſtarb er den 12. Nov. 1742 in ſeiner Vaterſtadt. Hoffmanns Charakter war ſanft und beſcheiden; ſein Streit mit Stahl, ſonſt ſein Freund, dann ſein Nebenbuhler, führte ihn nie über die Gränze des Anſtandes. In ſeiner Wiſſenſchaft vertheidigte er mit tiefer Überzeugung die Lehre des Mechanismus, hatte gründliche Einſichten in der Medicin und war ein großer Practiker. Er war ein großer Freund einfacher oder ſogenannter Hausmittel und pflegte zu ſagen: wenn man geſund bleiben wolle, müſſe man Medicin und Ärzte meiden. Ihm verdanken wir auch die ſogenannten Hoffmanniſchen Tropfen, eines der vorzüglichſten beſänftigenden Mittel. Sein wichtigſtes Werk iſt die Medicina rationalis systematica. Halle 1730. 9 Bde.

Hoffmann (Chriſtoph Ludwig), Leibarzt des Churfürſten von Mainz, geb. 1721 zu Rheda in Weſtphalen, geſt. den 28ſten Juli 1807 zu Eltwiel am Rhein, machte ſich durch ein eigenes Syſtem der Medicin bekannt, welches von den bis dahin beinahe allgemein angenommenen Syſtemen von Boerhave, Friedrich Hoffmann und Stahl abwich, denn er ſuchte (1770) durch Vereinigung der Humoralpathologie und Nervenpathologie ein Ganzes hervorzubringen. Er nahm die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der feſten Theile und die Verdorbenheit der Säfte, als Reize, zu Grundprincipen ſeines Syſtems an. Die Grade der erregten Reizung ſetzte er auf zehn feſt. Die thieriſchen Säfte ſind nach ihm zwei Hauptverderbniſſen unterworfen: der Säurung und Fäulniß. Letztere findet am häufigſten Statt, und verurſacht die meiſten krankhaften Reizungen, z. B. alle anſteckende Fiebermaterien, alle thieriſche Gifte, alle Stoffe, welche Fieber und ſelbſt Entzündungen hervorbringen, die Krankheitsſtoffe in den Gedärmen bei der Hypochondrie, in den Knochen beim Scorbut, in den Gelenken beim Podagra u. ſ. w. Als Reinigungsmittel der verdorbenen Säfte dienen die Abſonderungen und Ausleerungen durch Ausdünſtung u. ſ. w., beſonders auch durch das Ausathmen, indem die Lungen die vorzüglichſten Reinigungsorgane für das Blut von den ſauren und faulen Stoffen deſſelben ſind. Von der Zurückhaltung dieſer verdorbenen Stoffe im Blut entſtehen

viele Krankheiten. Die Blatternkrankheit hat nach ſeiner Theorie ihren Sitz in unzähligen kleinen Drüſen in der Haut, dieſe ſondern eine gewiſſe Feuchtigkeit ab, welche durch ihren Übergang in die faule Verderbniß einen Reiz auf die Ausführungsgänge jener Drüſen, und dadurch alle Erſcheinungen der Blatternkrankheit hervorbringen. Durch das Verwachſen dieſer Blatterdrüſen geht alsdann die Fähigkeit, ferner die Feuchtigkeit abzuſondern und eine Blatternkrankheit zu erregen, für immer verloren. H.

Hoffmann (E. T. A.), einer unſrer vorzüglichſten Schriftſteller im Felde des Romans und der Erzählung, iſt 1778 zu Königsberg in Oſtpreußen geboren, ſtudirte auf der dortigen Univerſität die Rechte, arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Großglogau und dem Kammergericht in Berlin, ward 1800 Aſſeſſor bei der Regierung in Poſen, 1802 Rath bei der Regierung in Plozk und ging 1803 in gleicher Eigenſchaft nach Warſchau. Der Einmarſch der Franzoſen 1806 endigte hier ſeine Laufbahn. Ohne Ausſichten im Vaterlande und ohne Vermögen nahm er ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe in Anſpruch, um, was er früher als Liebhaberei betrieben hatte, als Erwerbszweig zu nützen. Er folgte im Herbſt 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg als Muſikdirector an dem dort neu errichteten Theater, das aber bald wieder geſchloſſen ward. Er ertheilte jetzt Muſikunterricht und arbeitete für die leipziger muſikaliſche Zeitung. Im J. 1812 bekam er einen Ruf als Muſikdirector bei der Joſeph Seconda'ſchen Geſellſchaft, traf zu dem Ende Oſtern 1813 in Dresden ein und blieb in dieſer durch die Kriegsereigniſſe in Sachſen beunruhigten Lage bis 1815, wo es ihm gelang, in ſeinem Vaterlande in die alten Dienſtverhältniſſe zurückzutreten. Er ward 1816 als Rath bei dem königl. Kammergericht in Berlin wieder angeſtellt. Von Jugend auf hat Hoffmann eine überwiegende Neigung zur Muſik gehabt, und dem Studium dieſer Kunſt ſeine Nebenſtunden gewidmet. Seine Lehrer im Generalbaß und Contrapunkt waren der Organiſt Podbielski in Königsberg, und ſpäter in Berlin der Capellmeiſter Reichardt, der ſich ſeines Landsmanns getreulich annahm. In Poſen brachte Hoffmann das Göthe'ſche Singſpiel: Scherz, Liſt und Rache, aufs Theater, in Warſchau die luſtigen Muſikanten von Clemens Brentano u. ſ. w. Anlaß zur Schriftſtellerei gab ihm zunächſt die Verbindung mit Rochlitz als Redacteur der muſikaliſchen Zeitung. Die Auffoderung, die dort zerſtreut erſchienenen Aufſätze zu ſammeln, veranlaßte ihn zur Herausgabe der Phantaſieſtücke in Calot's Manier (4 B.) Dieſen folgten 1816 die Elixire des Teufels, und verſchiedne in Almanachen und ſonſt zerſtreut gedruckte Erzählungen. Der tiefe, geheimniß- und deutungsvolle Sinn, den der Verfaſſer in alle ſeine Erzeugniſſe zu legen weiß, geben ihnen ein mehr als vorübergehendes Intereſſe; allenthalben läßt uns der Verfaſſer Blicke in das Innerſte der Außenwelt wie des Menſchen thun. Beſonders ſcheint er ſich in ſchaurigen Nachtſtücken, die er in kühnen Zügen oft bis zum Graus und Entſetzen Erregenden ausführt, zu gefallen; aber auch durch die grellſten Diſſonanzen dringt er glücklich zur harmoniſchen Auflöſung hindurch.

Hofgeismar, eine fünf Stunden von Caſſel entfernte Landſtadt, bei welcher ſich eine ſeit länger als einem Jahrhundert bekannte Mineralquelle befindet. Nach der Beobachtung eines Tilenius, Delius, Schröder und Waitz, welche dieſer Heilquelle eigene

Abhandlungen gewidmet haben, gehört dieſelbe zur Claſſe der ſaliniſch-martialiſchen, die Badequelle enthält außerdem aber noch eine ſeifenartige Erde, deren wohlthätige Wirkung auf das Hautſyſtem allgemein anerkannt iſt. Die Krankheiten, bei welchen das hofgeismarer Waſſer beſonders wirkſam befunden worden, ſind folgends: Allgemeine Schwäche des Körpers und einzelner Theile, Lähmungen und Contracturen, beſonders nach Verwundungen, Verſchwinden einzelner Glieder, langwierige Hautausſchläge, Flechten und hartnäckige Krätze, alte Geſchwüre, wobei ſich beſonders der Badeſchaum ſehr wirkſam zeigt, Gicht, chroniſcher Rheumatismus, Atrophie, Skrofelkrankheit, engliſche Krankheit der Kinder, Stockung im Unterleibe, Verſchleimung der Eingeweide, anhangende Schleimſchwindſucht, Hämorrhoiden, Irregularitäten der monatlichen Periode, weißer Fluß, Hypochondrie, Hyſterie und ſelbſt Melancholie. — Im J. 1817 iſt dieſe Badeanſtalt noch durch Anlegung von Schlammbädern weſentlich verbeſſert worden. (S. Beſchreibung der Heilquellen zu Hofgeismar in Churheſſen, von Dr. Ferd. Wurzer. Leipzig bei Barth 1816.) KM.

Hofmannswaldau (Chriſtian Hofmann von), geb. den 25ſten December 1618 zu Breslau, wo ſein Vater kaiſerlicher Kammerrath war, geſt. daſelbſt den 18ten April 1679 als Präſident des Rathscollegiums und kaiſerlicher Rath. Auf der Schule ſeiner Vaterſtadt ſchon zeichnete er ſich durch ſeine Fähigkeiten aus, und zu Danzig, wohin er nachher aufs Gymnaſium kam, zeigte er auch Anlage und Liebe zur Poeſie. Unter Salmaſius, Voſſius, Boxhorn und Barläus ſtudirte er zu Leiden, reiſ'te nachher mit dem Fürſten von Fremonville durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien, kehrte über Wien in ſeine Vaterſtadt zurück, und erhielt hier ſogleich, ungeachtet er das erforderliche Alter noch nicht erreicht hatte, die Stelle eines Rathsherrn. Seine Muße widmete er der Poeſie, und es gelang ihm, ſich dadurch, freilich auf Koſten des guten Geſchmacks, einen bedeutenden Namen zu erwerben. Er und Lohenſtein vertauſchten die Einfachheit und die correcte Nüchternheit der ſchleſiſchen Schule gegen die Marinoſche Affectation und eine falſche Erhabenheit, die nur zu oft in lächerlichen Bombaſt ausartete. Daß ſie dem guten Geſchmack ſchadeten, liegt am Tage; indeß hatten ſie doch auch kein geringes Verdienſt um die Bereicherung unſerer bildſamen Sprache.

Hofnarren. Im Mittelalter und bis in das 18te Jahrhundert herab hatte man an geiſtlichen und weltlichen Höfen für die Luſtigmacher ein ordentliches Amt, und dieſe hießen dann Hofnarren (Fou du roi en titre d'office), wenn ſie als Luſtigmacher wirkliche Beſtallung hatten, denn manche Luſtigmacher bekleideten Hof- oder Kriegschargen, und führten jenen Titel nicht. Bisweilen kommen ſie auch, zumal in Frankreich, unter der Benennung von Hofpoeten vor, oder werden auch luſtige Räthe, kurzweilige Räthe, Tiſchräthe genannt, wenn ihr Hofamt erfoderte, das Ceremoniel des Hofes zu reguliren. Es iſt nicht nöthig, uns über ihren Urſprung in lange Unterſuchungen einzulaſſen. Addiſon und Home leiten ihn aus dem Stolze Shaftesbury aus dem Despotismus der Großen her, es iſt aber wohl natürlicher, ihn aus dem Hange zu Erheiterungen nach anſtrengenden Geſchäften abzuleiten. „Einige," ſagt Flögel, „waren von grober Art, als Claus Narr, welche alles

herausredeten, was ihnen einfiel, keinen Unterſchied unter den Perſonen und Zeiten machten, ſich der gröbſten Poſſen, Unfläthereien und Zoten bedienten; und wenn auch manchmal ein witziger Einfall mit vorkam, ſo wurde er doch von hundert einfältigen und dummen Einfällen verdrungen. Andere im Gegentheil waren witzige, ſinnreiche Köpfe, wie Brusquet und Angeli in Frankreich, ſchlaue Hofleute von der feinſten Art. Sie nähern ſich in ihren Reden und Handlungen niemals der Grobheit, ſie befleißigen ſich der Höflichkeit und des Wohlſtandes in allen Sachen, ſind voll luſtiger Reden, artiger Erzählungen, kurzweiliger Geſpräche, lächerlicher Sprichwörter, und ihr Umgang iſt ſo annehmlich, daß man ſie muß lieb haben. Andere waren bloß Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler, die ſich verſpotten ließen, bloß um ihren hungrigen Bauch zu füllen. Manche Fürſten haben auch an einfältigen, blödſinnigen, melancholiſchen Leuten und wirklichen Dummköpfen ihr Vergnügen gefunden, und ſie als Hofnarren gebraucht. Ja die häßlichen Zwerge, rhachitiſche Ungeheuer, krumm und ſchief gewachſene Menſchen ſind als Hofnarren gebraucht worden. Vorzüglich ſcheinen pedantiſche Gelehrte der rechte Wetzſtein zu ſeyn, an dem ſich der Witz der Hofleute ſchleifen kann, welches das klägliche Beiſpiel des Freiherrn Paul von Gundling bezeugt." Flögel hat in einer eignen Geſchichte der Hofnarren (Liegnitz 1779) die vorzüglichſten derſelben bei den verſchiedenen Nationen aufgezeichnet, und wir verweiſen um ſo lieber auf dieſes intereſſante Werk, da wir uns auf das Datail hier nicht einlaſſen können. Ehedem zeichneten dieſe officiellen Narren ſich durch eine eigne Tracht aus, und dazu gehörte 1. der beſchorne Kopf, 2. die Narrenkappe, Gugel, Kugel, Kogel, Koggel, Kagel (vom lateiniſchen Cuculus), eine ſonſt beiden Geſchlechtern gemeine Gattung des Kopfputzes von kugelförmiger Geſtalt, und bisweilen einem türkiſchen Bund oder Turban ähnlich. Da indeß die Gugel der Narren vielleicht nicht genug charakteriſirte, weil auch Gelehrte, Mönche und gemeine Leute ſolche trugen, ſo fügte man 3. Eſelsohren hinzu, welche ſeit dem 15ten Jahrhundert ein Prädicat und Schmuck der Narren waren; 4. daß aber auch ſchon im 15ten Jahrhundert der Hahnenkamm auf den Kappen zum Putz der Narren gehörte, erhellt aus vielen Zeichnungen; 5. der Narrenkolben (Marotte) gehört unter die uralten Waffen oder Ehrenzeichen der Narren, war vermuthlich anfangs nichts anders als die Pflanze, welche noch jetzt den Namen Narrenkolben, Rohrkolben (Typha L.) führt, in Sümpfen wächſt, und erſt braune, dann ſchwarze, walzenförmige, dicke Kolben hat. Sie führt daher auch den Namen Narrenſcepter. Nachher machte man ſie von Leder in Form einer Herculeskeule, mit einem Riemen, daß ſie der Narr an der Hand oder am Arme konnte hängen laſſen, entweder damit zu necken, oder ſich gegen Angreifende zu vertheidigen. Außer den ſchlechten Narrenkolben hatte man aber auch ſehr zierliche und künſtlich gearbeitete, an denen gemeiniglich ein Narrenkopf befeſtigt war; 6. auch der große Halskragen wurde ein Abzeichen der Narren, und endlich 7. die Schellen, die, ſo wie der Kragen, früher ein allgemeiner Putz geweſen waren, weßhalb es in dem bekannten halb deutſchen und halb lateiniſchen Kirchenliede des Petrus Dresdenſis von 1410 heißt: Da die Schellen klingen in regis curia. Etwa gegen die Hälfte des 15ten Jahrhunderts wurden ſie ein eigenthümlicher Putz der Narren, welche ſie theils am Ende der Eſelsohren, theils auf der Kappe, wo ſonſt

der Hahnenkamm war, theils am Gürtel, theils ſtatt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, an den Knien, den Elbogen, den Schuhſpitzen u. ſ. w. trugen. Erasmus von Rotterdam glaubt, man habe den Narren deßhalb eine ſo ſeltſame Tracht gegeben, damit ſie von Niemand beleidigt würden, wenn ſie etwas Närriſches ſagten oder thäten, welches ſonſt einem verſtändigen Manne nicht ungeſtraft hingehen würde; die Schellen wären alſo gleichſam eine Warnungsglocke. Daß indeß in einer ſolchen Tracht nicht ſtets der größte Narr des Hofes ſtak; daß ſich bisweilen unter einer Kappe mehr Verſtand, Witz und Weisheit, als in einem ganzen geheimen Rathscollegium fand, und daß ſich oft unter die Schellen des Narren die geächtete Wahrheit flüchtete, bedarf wohl keiner Erinnerung. Dr. Lamprechter, Rath bei Carl V., pflegte zu ſagen: „Ein jeder Fürſt muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt.“ Vielleicht konnte man ſagen, an dem Narren erkenne man den Herrn; geiſtreiche Fürſten liebten auch geiſtreiche Narren, ſolche, wie jenen, welcher äußerte, wer ein guter Narr ſeyn wolle, müſſe zuvor klug geweſen ſeyn. Daß ſich in einer Geſchichte der Hofnarren des Sonderbaren mancherlei finden werde, läßt ſich erwarten; das Sonderbarſte darin iſt aber doch wohl die förmliche Organiſation der Hofnarren am Hofe Peters des Großen. Dieſer ſeltne und ſeltſame Fürſt hatte eine ſehr große Anzahl von Hofnarren, die in gewiſſe Claſſen eingetheilt waren. In der einen Claſſe waren die, denen von Natur Verſtand mangelte, und die aus Mitleid unterhalten wurden; in einer andern ſolche, die in ihren ehemaligen Bedienungen wirkliche Narrheiten ohne einen vernünftigen Zweck begangen hatten. Dieſe waren eben ſo zur Strafe Narren, als die dritte Claſſe, die aus ſolchen beſtand, welche, um einer Strafe zu entgehen, ſich närriſch geſtellt hatten, und eine vierte, in welche bloß ſolche kamen, die in fremde Länder geſchickt worden waren, und nichts gelernt hatten. dd.

Hofwyl, ſ. Fellenberg.

Hogarth (William), berühmter Mahler und Kupferſtecher, wurde (ſeinen eignen Memoiren zufolge) geboren zu London am 10ten November 1697. Sein erſter Auftritt in der Welt ſchien keinen glänzenden Erfolg zu verſprechen, denn der junge Hogarth wurde bei einem mittelmäßigen Silberſchmid in die Lehre gethan, wo er mit Eingrabung von Wappen, Namenszügen und unbedeutenden Figuren ſich beſchäftigte. Kaum aber war er der Lehre entlaſſen, ſo beſuchte er die Akademie von St. Martins-lane, und beſchäftigte ſich eifrig mit Zeichnen nach der Natur, ohne jedoch mehr als mittelmäßige Fortſchritte hierin zu machen. Er ſchien nicht zum bloßen Copiſten der menſchlichen Geſtalt beſtimmt, ſein Genie machte ihn zum Mahler der Charaktere, der Leidenſchaften, der Seele der Figuren, die er auf die Leinwand trug. Wurde daher Hogarth gleich kein großer Mahler in Hinſicht auf Colorit, Helldunkel und was man ſonſt vom eigentlichen Mahler rühmt, ja wurde er ſogar nicht einmal ein völlig correcter Zeichner; ſo gehört er doch durch Neuheit der Erfindungen, Reichthum der Gedanken, Wahrheit im Ausdruck, Geiſt und Witz der Compoſitionen zu den ausgezeichnetſten Künſtlern. Beſonders ſtark war er in komiſch-ſatiriſchen Darſtellungen, und hatte einen eigenen feinen Beobachtungsgeiſt für das Lächerliche, das er mit gleicher Leichtigkeit auffaßte und darſtellte. Oft entwarf er in Geſellſchaften unvermerkt die Hauptzüge einer Scene mit Bleiſtift

auf dem Nagel ſeines Daumen, und trug ſie ſo nach Haus in ſein Collectaneenbuch. Caricatur wurde deßhalb ſein Hauptfach, jedoch in einem edleren Sinne, als man dieſe gewöhnlich nimmt. (S. Caricatur.) In ſeiner früheſten Kunſtperiode ſah er ſich oft vom Mangel gedrückt. Seine Wirthin quälte ihn einſt um Bezahlung der geringen Summe ſeines Miethzinſes ſo ſehr, daß er ſich durch ein Caricatur-Portrait an derſelben rächte, und dieſes einzige Portrait würde hingereicht haben, zu beweiſen, bis zu welchem Grade von Vollkommenheit er es in dieſer Gattung bringen würde. Wie lange er in dieſem Zuſtande dürftiger Dunkelheit geblieben, iſt nicht leicht zu beſtimmen; er beſchäftigte ſich während dieſer Zeit mit Wappengraben, verfertigte Adreſſen für Kaufleute, und in der Folge zeichnete und ſtach er Platten für Buchhändler. Dies geſchah in den Jahren 1726—1733. Keine dieſer Arbeiten kündigte ein beſonderes Kunſttalent an; nur die 17 Platten zu der Duodezausgabe des Hudibras ließen einen mehr als mittelmäßigen Künſtler ahnen. Hierauf legte ſich Hogarth auf Portraitmahlerei, eine Gattung, die ſich für einen Mann, dem jede Schmeichelei fremd war, und der bei Auffindung lächerlicher Züge ſeinen Satyr nicht im Zaum halten konnte, wenig ſchickte. Dennoch verſchafften ihm ſeine Leichtigkeit zu treffen, und die eigne Art, wie er Familiengruppen und ganze Zirkel darſtellte, eine Zeit lang viel Arbeit. Im Jahr 1730 verheirathete er ſich mit der einzigen Tochter des königlichen Mahlers Jacob Thornhill, und bezog kurz darauf eine Sommerwohnung zu South-Lambeth. Da er damals mit Herrn Tyers eng verbunden war, ſo trug er zu den Verſchönerungen des Frühlingsgartens im Vaux-hall durch ſeine Mahlereien vieles bei. Von ihm ſind z. B. die vier Tageszeiten, welche Haymann copirt. Tyers verehrte ihm zum Dank eine goldene Einlaßkarte für ſich und ſeine Freunde, mit der Aufſchrift: In perpetuam beneficii memoriam (zum beſtändigen Andenken einer Wohlthat). Im Jahr 1733 fing ſich jedoch der Ruf Hogarths erſt an zu verbreiten, vornehmlich durch das dritte Blatt aus dem Leben eines Freudenmädchen (The jew decoyed, or a Harlot's progreſs), wodurch er den Großen der Nation bekannt ward. Die Darſtellung dieſes Lebenslaufes fand ſolchen Beifall, daß der Künſtler über 1200 Subſcribenten erhielt. Jetzt hatte er beides, ſeine eigenthümliche Sphäre gefunden und ſeinen Ruf begründet. Nach dem Wunſche des Abbé Dubos ſtellte Hogarth ganze Folgen dar, eine Reihe von Handlungen und Begebenheiten aus dem Leben einer Perſon von der Geburt bis zum Grabe. In jenen Blättern ſtellte er ein junges Mädchen dar, wie es in der Hauptſtadt ankommt, und führt es durch alle wechſelnden Scenen des Laſters bis zu einem frühzeitigen Tode. Was es heiße, für den Geiſt und das Herz mahlen, hat Hogarth hierin meiſterhaft gezeigt, und vielleicht hat noch nie ein Künſtler vor ihm ſeinen Pinſel ſo für den Nutzen der Moral verwendet. In gleichem Sinn und Geiſte ſind das Leben eines Lüderlichen, ſeine Heirath nach der Mode u. a. m. dargeſtellt, während andere ſeiner Werke, z. B. ſein Jahrmarkt von Southwark u. a. m. humoriſtiſch ſind, eine Gattung, in welcher Hogarth nicht weniger glänzend ſich hervorthat. Nicht zufrieden aber damit, ehrenvoll auf einer Bahn zu wandeln, welche vor ihm noch Keiner betreten hatte, wollte Hogarth ſich auch als Hiſtorienmahler auszeichnen. Im J. 1736 lieferte er für das Bartholomäushoſpital zwei Gemählde, den Teich von Betheſda und den barmherzigen Sa-

mariter; allein das Genie, das in Scenen des Laſters und Unglücks des gemeinen Lebens ſich auszeichnend bewährt hatte, verließ ihn in den Scenen, welche Anmuth und Würde erheiſchten; auch bei den ernſteſten Gegenſtänden konnte er die komiſchen Züge nicht unterdrücken. So auch in ſeiner Predigt des heil. Paulus, in ſeiner Tochter Pharao's; nur ſein Gemählde von Richard III. iſt frei davon. Im J. 1753 gab er ſeine *Analyſe der Schönheit* heraus (überſ. von Mylius unter des Verfaſſers Augen, Berlin 1754), worin er durch eine Menge von Beiſpielen zu beweiſen ſucht, daß die Wellen- oder Schlangenlinie die wahre Schönheitslinie ſey. Bei dieſer Arbeit half ihm bis zum neunten Capitel der D. Benj. Hoadly; nachher M. Ralph, mit dem ſich aber Hogarth nicht lange vertrug; das ganze Werk wurde endlich von dem D. Morbell durchgeſehen, und von Towsley die Vorrede geſchrieben. Hogarth that ſich auf dieſe Entdeckung etwas zu gute. Zuerſt trug er ſeine Gedanken ohne weitere Erklärung vor, ſtach ſein eignes Portrait, unten mit einer Mahlerpalette, auf welcher dieſe Linie dargeſtellt war mit der Unterſchrift: Linie der Schönheit und Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er damit wollte, und als er ſich hernach weiter darüber erklärte, ſagte man, und wohl nicht ganz mit Unrecht, das habe man längſt gewußt. Dieſes veranlaßte ihn, ein Blatt zu entwerfen, welches er gratis als Empfangſchein an die Subſcribenten auf ſeine Analyſe der Schönheit ausgab, Columbus darſtellend, wie er ein Ei auf die Spitze ſtellt, zur Widerlegung gegen jene, die die neue Welt auch wollten gekannt haben, bevor er ſie entdeckte. Um die Eier in der Schüſſel ſchmiegen ſich ein Paar kleine Aale her, das Symbol der Hogarthiſchen Schlangenlinie. Was der Künſtler nun damit wollte, liegt am Tage. Freilich iſt die Vergleichung ein wenig überſpannt, allein Hogarth war ein einfacher offener Mann, der nie heuchelte, und ſelbſt dann nicht, wenn es auf mündliche Würdigung eigner Verdienſte ankam. Als die berühmte Sigismunda des Correggio in einer londonſchen Auction für 1624 Thaler wegging, ſagte er treuherzig: wenn mir jemand eben ſo viel Geld gibt, ſo will ich wohl noch etwas beſſeres machen! Lord Grosvenor hielt ihn beim Wort; er mußte eine Sigismunda mahlen und — mußte ſie behalten. Hogarth erlag in dem Wettſtreit, wie wohl leicht zu vermuthen war, aber bei weitem nicht ſo ſchimpflich, als manche haben vorgeben wollen. Sein Gemählde ſoll reelles Verdienſt haben, und wurde nach dem Tode ſeiner Witwe von Boydell für die Shakſpeare-Gallerie gekauft. Im Jahre 1757 legte Thornhill ſeine Stelle als Mahler des Königs zu Hogarths Gunſten nieder. Bald darauf aber wankte Hogarths Geſundheit. Er ſtarb den 26ſten Oct. 1764, im 67ſten Jahre ſeines Alters. Seine Werke wollen ſtudirt ſeyn, indem der geiſtreiche Künſtler faſt in jedes noch ſo kleines Beiwerk, in jeden einzelnen Zug, witzige, komiſch-ſatiriſche Bedeutung und Anſpielung legte. Man kann deßhalb der Commentare zu ſeinen Werken nicht entbehren. Die vorzüglichſten darunter ſind: Hogarth illustrated by John Ireland. 3. Vol. 8. Lond. 1791, und Lichtenbergs *ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche, mit verkleinerten, aber vollſtändigen Copien derſelben von E. Riepenhauſen*, 6 Bde., Gött. 1796. An der franzöſiſchen Ueberſetzung der Hogarthiſchen Analyſe der Schönheit von *Janſen* (Paris 1805, 2 Bde.) findet man eine ſehr ſchätzenswerthe Notice

chronologique, historique et critique de tous les ouvrages de peinture et de gravure de Mr. Hogarth. dd.

Hogendorp (Carl Graf von), geb. in Haag, holländiſcher Geſandter in Petersburg, dann Gouverneur auf der Oſtküſte von Java, von welchem Poſten er, da man über ſeine Verwaltung klagte, abgerufen wurde. Unter dem König Ludwig Bonaparte war er 1806 Kriegsminiſter, dann deſſen Geſandter in Wien 1807, in Berlin 1809 und in Madrid 1810. Im Januar 1811 ernannte ihn Napoleon, dem er ſtets ſehr ergeben war, zum Diviſionsgeneral, im März zu ſeinem Generaladjutanten und den 1ſten Juni 1812 zum Gouverneur von Breslau, wo er den 10ten Auguſt zur Geburtsfeier des Kaiſers ein glänzendes Feſt gab. Hierauf übernahm er den Befehl über die Truppen, welche Hamburg beſetzten, wo er ſich durch eine außerordentliche Härte und Strenge verhaßt machte. Nach Bonaparte's Fall zog er ſich in ſein Vaterland zurück, ſtellte ſich aber wieder unter die franzöſiſchen Fahnen bei Waterloo. In Folge dieſer Niederlage blieb er ohne Anſtellung und ſchiffte ſich daher 1816 nach Amerika ein. Im Juni 1817 erſchien unter ſeinem Namen ein Werk, das neue Anſichten von dem Coloniſationsſyſtem enthält: Du système colonial de la France sous le rapport de la politique et du commerce, nebſt einem Tableau de tous les établissemens coloniaux et du commerce des Européens dans les autres parties du monde. — Sein Bruder, der Graf von Hogendorp, war niederländiſcher Geſandtſchaftsſecretär in Paris im October 1814. Überhaupt kommen in der neueren Geſchichte des Königreichs der Niederlande zwei dieſes Namens vor: G. K. von Hogendorp und J. F. von Hogendorp, die ſich als treue Anhänger des Hauſes Oranien bewieſen haben, und daher zu den wichtigſten Aufträgen und Ämtern des neuen Staats gewählt worden ſind.

Höhe. In der Geometrie heißt die Höhe eines Punktes ſeine Erhebung über die Horizontalebene. Man denke ſich durch den erhabenen Punkt eine auf die Horizontalebene ſenkrechte Linie (Verticallinie) gezogen, ſo iſt die Länge dieſer Linie die Höhe des Punktes. In der Schiffahrtskunde ſteht Höhe ſtatt Polhöhe. Wenn ein Schiff, in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher geographiſcher Breite (Polhöhe) mit demſelben ſich befindet, ſagt man, es ſey auf der Höhe dieſes Orts. Ferner auf der hohen See ſeyn; die See geht hoch.

Hoheit, Hoheiten, Hoheitsrechte. Der Staat, als eine nothwendige Verbindung der Menſchen unter äußerem Geſetz und einer höchſten Macht, iſt nicht denkbar ohne eine Oberherrſchaft, von welcher dieſes Geſetz ausgeht, und welcher dieſe höchſte Macht zur Aufrechthaltung des Geſetzes und zum Beſtehen des Ganzen zukommt. Dieſe Oberherrſchaft wird durch durch eine oder mehrere Perſonen, nach Verſchiedenheit der Verfaſſungen, ausgeübt, welche Regenten (Herrſcher) genannt werden. Ihre Würde nennt man Hoheit, und ihre Rechte Hoheitsrechte, insbeſondere ſofern ſie nicht erworbene ſind und auf einem beſondern Rechtsgrunde beruhen (wodurch man ſie von Regalien unterſcheiden will), ſondern in dem Begriff und Weſen der Staatsgewalt begründet ſind. Staatsgewalt aber nennt man überhaupt den aus dem Zwecke des Staats hervorgehenden Inbegriff der Rechte und Mittel, welche dem Regenten zur Beförderung des Staatzweckes zukommen müſſen. So

viele weſentlich verſchiedne Zwecke und Mittel es alſo in Beziehung auf den oberſten Zweck des Staats gibt, ſo viele Ausflüſſe der Staatsgewalt oder Claſſen der Hoheitsrechte gibt es, welche man Staatsgewalten in der Mehrzahl, oder Hoheiten nennt; denn der Regent hat zur Ausübung aller ſeiner Rechte im Staat auch die nöthige Gewalt. Indeſſen braucht man die Ausdrücke Hoheiten und Hoheitsrechte oft gleich bedeutend für einen Inbegriff der Rechte, welche dem Regenten zukommen. Auch werden die Hoheitsrechte in Hinſicht auf ihre Ausübung Regierungsrechte genannt, obgleich man unter letztern oft in einem engern Sinn die ſogenannten Regalien verſteht; denn in der Namengebung findet unter den Staatsrechtslehrern in dieſem Punkt eine große Verſchiedenheit Statt. Man theilt ſie aber nach der doppelten Beziehung des Staats (zu ſeinen Bürgern und zu andern Staaten) in innere und äußere Hoheitsrechte; die innern wiederum a) nach den verſchiedenen zum Grunde liegenden oder von demſelben abhängigen Zwecken des Staats, zu welchen die Regierung hinwirken muß, in urſprüngliche (die Polizei- und Juſtizhoheit oder Gewalt) und abgeleitete Hoheitsrechte (Regierungsrechte im engern Sinn), z. B. das Recht der Ämter und Würden, die Finanzhoheit, Militärgewalt; b) nach der verſchiedenen Art und Weiſe, wie die Regierung zu dieſen Zwecken wirken muß, in geſetzgebende (legislative) und ausübende (executive) Gewalt, welche in der Oberaufſicht ſich verbinden. T.

Höhenkreis oder Almucantarath oder Almikanter. Der Himmel erſcheint uns als ein weites Kreisgewölbe, und die Sterne an demſelben unendlich weit von uns entfernt. Um die Lage der Sterne am Himmelsgewölbe zu beſtimmen, mißt man ihr Azimuth und ihre Höhe, d. i. ihren Höhenwinkel. Man denke ſich einen Kreis durch den Stern und durch das Zenith und Nadir unſers Beobachtungsortes, ſo iſt der Bogen dieſes Kreiſes zwiſchen dem Stern und dem Horizonte der Höhe des Sterns oder dem Höhenwinkel gleich. Denkt man ſich durch den Stern einen Kreis gelegt, mit dem Horizont parallel, ſo heißt dieſer der Höhenkreis des Sternes, ſo daß alle Sterne, die gleiche Höhe haben, auch in demſelben Höhenkreiſe liegen. L.

Hohenlinden, ein bayerſcher Ort zwiſchen Ampfing und München, in der Kriegsgeſchichte merkwürdig durch die Schlacht zwiſchen den franzöſiſchen und öſterreichiſchen Truppen unter dem Befehl Moreaus und des Erzherzogs Johann, welche hier am 2ten und 3ten Dec. 1800 zum Nachtheil der öſterreichiſchen Armee geliefert wurde. Die erſte Vorrückung der öſterreichiſchen Armee war ungemein glücklich, aber am 3ten December fand (faſt in derſelben unglücklichen Gegend, wo einſt Friedrich der Schöne wider Ludwig den Bayern den Sieg, die deutſche Krone und die Freiheit verlor) der entſcheidende Kampf ſelbſt Staat. Eine Reihe von Verwirrungen koſtete den Öſterreichern faſt ihre ganze Artillerie und bei 40,000 Mann. Man hatte dem wackern Erzherzog Johann, damals eben 18 Jahr alt, den Feldzeugmeiſter und General-Genie-Director, Baron Lauer, zur Seite gegeben, einen guten Kriegsbaumeiſter, der aber durch die Leitung der Operation Wurmſers auf Mantua einen böſen Vorſchmack ſeiner Talente als Stratege gegeben hatte. Dies war eine unglückliche Wahl, ſo wie die des General-Quartiermeiſters, des leichtſinnigen und bloß intriguanten Obriſt Weyrotters. Der Erzherzog Johann that, was

bei ſeinem Alter und ſeinem Mangel an Erfahrung nur möglich war, und ihm konnte das herbe Unglück dieſes Tages auf keine Weiſe zugeſchrieben werden.

Hohenlohe. Noch ſind in Franken, nicht fern von Hollach und Uffenheim, die Ruinen der Burg Hohenlohe zu ſehen. Dorther ſtammen die ehemaligen Grafen, nun Fürſten von Hohenlohe, die Nachkommen Herzogs Eberhard von Franken, Bruders des deutſchen Königs Konrad I., deren erſter unter dem Namen Crato im neunten Jahrhundert vorkommt. In zwei Linien blühte ehedem dies Haus, die ſich Hohenlohe-Brauneck und Hohenlohe-Hohenlohe nannten. Nachdem aber die erſtere 1390 beim Abſterben der Gebrüder Konrad und Gottfried erloſchen war, theilte ſich die hohenlohiſche 1. in die oberländiſche zu Weikersheim und Schillingsfürſt und 2. in die unterländiſche zu Neuenſtein und Waldenburg; aber auch jene, die oberländiſche, erloſch (1546) mit dem Grafen Wolfgang, ſo wie mit der unterländiſchen der Zweig von Neuenſtein (1550) mit Grafen Albrecht verblühte. Die drei Söhne des verbliebenen Grafen Georg zu Waldenburg theilten das ganze ihnen zugefallene Erbe; es erhielt der älteſte, Ludwig Caſimir, die neuenſteiniſchen Lande, der zweite, Eberhard, die waldenburgiſchen, und der jüngſte, Georg, Weikersheim und Schillingsfürſt; doch des Letztern Leben war nur kurz, und Weikersheim fiel nun an Caſimir, ſo wie Schillingsfürſt an Eberhard, wodurch die noch beſtehenden beiden Hauptlinien, die neuenſteiniſche oder evangeliſche, und die waldenburgiſche oder catholiſche, gegründet wurden. Zu der neuenſteiniſchen oder evangeliſchen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Langenburg (Reſid. Langenburg), Hohenlohe-Ingelfingen (Reſidenz Öhringen), Hohenlohe-Kirchberg (Reſid. Kirchberg); dieſe drei Linien beſitzen etwa die Hälfte des Fürſtenthums Hohenlohe, ferner die obere Grafſchaft Gleichen unter Gothaiſcher Hoheit, und Ingelfingen mehrere mittelbare Herrſchaften in Sachſen und in der Lauſitz; zu der waldenburgiſchen oder catholiſchen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Bartenſtein zu Bartenſtein, Hohenlohe-Jaxtberg zu Jaxtberg und Hohenlohe-Schillingsfürſt. Sie beſitzen die zweite Hälfte des Fürſtenthums Hohenlohe und außerdem die vormaligen würzburgiſchen Oberämter Jaxtberg, Haltenbergſtetten, Laudenbach und Braunsbach. Als die Kaiſer Carl VII. und Franz I. (1744 und 1764) die Abſtammung der Grafen Hohenlohe aus dem herzoglich fränkiſchen Geblüt anerkannt hatten, wurden ſie in den Reichsfürſtenſtand und ihre Lande zu unmittelbaren Fürſtenthümern erhoben. Der Reichsreceß vom Jahr 1803 verlieh ihnen auch drei Stimmen im Reichsfürſtenrathe; allein die Auflöſung des deutſchen Reichskörpers, welche auch jenen Fürſtenrath vernichtete, und die Acte des rheiniſchen Bundes machte die Fürſten von Hohenlohe zu Vaſallen, theils des Königs von Bayern, theils des Königs von Würtemberg, welcher Letztere (im Juni 1808) ihnen das Kron-Erb-Marſchallamt in ſeinem Königreich ertheilte. Die Fürſten von Hohenlohe ſind auch, nachdem der Rheinbund wieder aufgehört hat, mediatiſirt geblieben. Die Succeſſion geſchieht in dieſem Hauſe nach dem Recht der Erſtgeburt, das bei den verſchiedenen Linien zu verſchiedenen Zeiten eingeführt worden iſt; ein Hausgeſetz gibt dem älteſten Fürſten des Geſammthauſes das Seniorat. Das Fürſtenthum Hohenlohe enthält 22 Quadratmeilen mit 64,000 Einwohnern, davon der bei weitem größere

Theil mit 61,000 Einwohnern unter königlich würtembergiſcher Landeshoheit ſteht und zu dem Jartkreiſe dieſes Konigreiches geſchlagen iſt; und ein Theil der hohenlohe-ſchillingsfürſtlichen Beſitzungen mit 3000 Einwohnern ſteht unter königlich bayerſcher Hoheit, und gehört zu dem Rezatkreiſe dieſes Königreiches. Das Fürſtenthum Hohenlohe wird von den Flüſſen Kocher, Jart, Tauber und Wernitz bewäſſert. Der gröſste Theil beſteht aus ſchönen groſsen Thälern, durch welche nur Berge von mittelmäſsiger Höhe ziehen, die auf der Südſeite viele Weinberge, und auf der Nordſeite gute Getraidefelder und auf ihren Höhen die trefflichſten und wildreiche Waldungen tragen. Der Ackerbau und Weinbau werden daher ſtark getrieben, vorzüglich wichtig aber iſt die Rindviehzucht und der Handel damit äuſserſt anſehnlich und einträglich. Vorzüglich wird in dem Städtchen Künſelsau ein bedeutender Viehhandel nach Straſsburg und von da nach andern franzöſiſchen Städten getrieben. Auch hat das Land einträgliche Eiſenbergwerke, Gyps, Kalk, Salz und Mineralwaſſer. Vor der Mediatiſirung dieſes Landes ſchätzte man die jährlichen Einkünfte der ſämmtlichen Fürſten auf 470,000 Fl.

Hohenlohe-Bartenſtein-Jartberg, jüngere Linie des Hauſes Hohenlohe-Waldenburg-Bartenſtein, von der waldenburger Hauptlinie. Der Stifter dieſer neuen Nebenlinie zu Jartberg, ſeit dem 23. Februar 1803, Fürſt Carl Joſeph Ernſt Juſtin, geb. den 12. December 1766, königlich franzöſiſcher und kaiſerlich ruſſiſcher Generallieutenant von der Armee, reſidirt zu Haltenbergſtetten. Er iſt der jüngere Bruder des Fürſten Ludwig Aloys, und war ſtets wie dieſer ein treuer Anhänger des Hauſes Bourbon. Daher commandirte er ein Regiment Hohenlohe in der Armee des Prinzen Condé. Im J. 1795 ſtand Prinz Carl mit dem Regimente im Breisgau. Hier ernannte ihn der Regent von Frankreich Monſieur, zum Lohn für ſeinen Eifer zum Marechal de Camp und gab ihm den Ludwigs-Orden. Wegen Kränklichkeit trat der Prinz das Commando ſeines Regiments an den Chevalier Durand ab. Im Jahr 1796 verlor es in den Gefechten bei Schuſſenried, Biberach u. ſ. w. an 400 Mann, darunter 42 Officiere. Als die Legion Hohenlohe 1797 mit dem Condéſchen Heere in ruſſiſche Dienſte trat, erhielt Prinz Carl vom Kaiſer Paul I., mit dem er durch ſeine Gemahlin (Henriette, Herz. Ludwig Eugens v. Würtemberg Tochter) verwandt war, den Grad eines Generallieutenants, doch konnte er nach den dortigen Verhältniſſen die Legion nicht ſelbſt commandiren, ſondern muſste ſie abermals dem Chevalier Durand übergeben. Der König Ludwig XVIII. ſchrieb an ihn bei dieſer Gelegenheit, daſs er ihn und ſein Corps fortdauernd als in ſeinen Dienſten ſtehend betrachte, indem er letzteres dem Kaiſer von Ruſsland nur darleihe. — Hielt ſich Prinz Carl in ſeinem Lande auf, ſo übte er ſtets gegen die Opfer der franzöſiſchen Revolution jede Art von Gaſtfreundſchaft aus. Seine Schlöſſer ſtanden jedem Unglücklichen offen. Eins derſelben nahm ein ganzes Seminarium von St. Sulpice auf, welches Deutſchland viele Prieſter gab, und nach 20 Jahren in den Schooſs der franzöſiſchen Kirche zurückkehrte. Als dem Prinzen Carl ſein erſter Sohn geboren wurde, bat er den König Ludwig XVIII., deſſelben Taufzeuge zu ſeyn, was dieſer mit dem Wunſche that, daſs ſein Taufſohn einſt die edle Geſinnung ſeines Vaters erben möchte. Ungeachtet ſeiner Verwandtſchaft mit dem König von Würtemberg weigerte ſich Prinz Carl ſtandhaft, unter den Fahnen des Rheinbundes für die Sache Bonapar-

te's zu kämpfen. Nach der Rückkehr des Königs auf den Thron von Frankreich bot er ihm ſeine Dienſte an, und erhielt von ihm im Jahr 1815 den Grad eines Generallieutenants, ſo wie für den Erbprinzen, den Pathen des Königs, (Ludwig Albrecht Conſtantin, geb. den 5. Juni 1802), die Erlaubniß, die Uniform der Legion ſeines Oheims, des Prinzen Ludwig, zu tragen.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürſt von), welcher als preußiſcher Feldherr in der Geſchichte der preußiſchen Armee eine denkwürdige Rolle geſpielt hat, war 1746 den 31. Januar geboren und ſuccedirte ſeinem Vater im J. 1796, ſo wie ſeinem Vetter, Fürſten Ludwig Friedrich Carl zu Öhringen in einem Theile ſeiner Lande. Er begleitete den König von Preußen 1791 nach Pilnitz. Im Kriege gegen die Franzoſen commandirte er 1792 eine Diviſion; ruhmvoll waren für ihn 1793 die Treffen bei Oppenheim, Pirmaſens, Hornbach und ſein Antheil an der Wegnahme der weißenburger Linien; 1794 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiſerslautern, wurde 1795 zu einer Beredung mit dem öſterreichiſchen General Seckendorf über die Fortſetzung des Kriegs gegen Frankreich abgeſendet, und erhielt das Commando über den Neutralitätscordon an der Ems, ward wirklicher General der Infanterie, ſpäter auch Generalinſpecteur der ſchleſiſchen und fränkiſchen Truppen, und erhielt das Bürgerrecht der Stadt Frankfurt am Main. Im Febr. 1796 gelangte er durch den Tod ſeines Vaters zur Regierung, blieb aber in ſeinen Dienſtverhältniſſen zu Preußen. Der König gab ihm als ein Zeichen ſeiner Achtung einen goldnen mit Diamanten beſetzten Degen. Im Jahr 1804 ward er Statthalter der fränkiſchen Fürſtenthümer und Commandant von Breslau. Als 1805 Preußen für gut fand, ſeine Armee über die Elbe gegen Franken vorrücken zu laſſen, commandirte der Fürſt ein Corps zwiſchen der Saale und dem thüringer Walde, und als 1806 der Krieg mit Frankreich wirklich losbrach, ſtand er an der Spitze des Corps, deſſen Avantgarde unter dem Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld geſchlagen wurde, das endlich an jenem verhängnißſchweren 14ten October dem damals noch nie beſiegten Gegner, deſſen Operationen von einem Zuſammentreffen widriger Umſtände ſo ſehr zum Nachtheile des Fürſten begünſtigt wurden, ſelbſt unterliegen mußte. Auf dem Rückzuge nach jener Schlacht erhielt er das Generalcommando, und führte nun die Trümmer der großen preußiſchen Armee, die unter ihm bei Magdeburg ſich wieder geſammelt hatten, der Oder zu und dem Könige nach, der die preußiſchen Regimenter ſammeln und dann ſeine ganze Armee mit der allmählig anrückenden ruſſiſchen vereinigen wollte. Doch der Fürſt konnte dem Schickſale nicht entgehen, das er ſelbſt ahnete; die Lage des von ihm entfernten Generals Blücher geſtattete dieſem nicht, den erhaltenen Befehl des Fürſten, „ſich mit ihm zu vereinigen," zu vollziehen und ſo, ohne Cavallerie, außer Stand, mit einer durch Märſche und Mangel abgematteten Infanterie in einen Kampf mit dem in aller Hinſicht überlegenen Feind ſich einzulaſſen, ſah er ſich genöthigt, am vierzehnten Tage nach der Schlacht von Jena zu Prenzlau, 7 Meilen von Stettin, am (28ſten October 1806) mit 17,000 Mann zu capituliren. Er ſandte dem Könige ſeine Rechtfertigungsſchrift wegen ſeines Schrittes, und ging auf ſein Ehrenwort auf ſeine Güter nach Schleſien, nachdem er alle ſeine bisher bekleideten Stellen niedergelegt, die Regierung ſeiner hohenlohiſchen Lande aber ſchon den 20ſten Auguſt 1806 an ſeinen älteſten Sohn, den Fürſten Auguſt von

Hohenlohe-Öhringen, abgetreten hatte. Nach einem ſpäter erfolgten unfreiwilligen Aufenthalt in Frankreich kam er nach Oberſchleſien zurück, wo er auf ſeinem Gute Schlawentitz (oder Schlawentſchütz) in ſtiller Zurückgezogenheit lebte, und den 15ten Februar 1818, 72 Jahr alt geſtorben iſt. Sein Sohn, Fürſt Auguſt von Hohenlohe-Öhringen iſt königlich würtembergiſcher Generallieutenant und reſidirt zu Öhringen.

Hohenlohe-Waldenburg-Bartenſtein, die ältere Linie der waldenburger Hauptlinie, deren Senior jetzt der Fürſt Ludwig Aloys Joachim (geb. den 18ten Auguſt 1765) iſt. Er überließ im November 1806 ſeine Beſitzungen ſeinem älteſten Prinzen Carl Auguſt Theodor. Fürſt Ludwig Aloys iſt mit der Ancienetät vom 28ſten Februar 1806, königlich franzöſiſcher Generallieutenant und Ober-Colonel der ausländiſchen Legion, oder der Legion von Hohenlohe, und lebt gegenwärtig zu Lüneville. Das Haus Hohenlohe hat zu allen Zeiten Fürſten gehabt, die der Krone Frankreich ſehr ergeben waren; ſo unter der Regierung Franz I., Heinrichs IV., und während der Regentſchaft der Anna von Öſterreich, wie in den Zeiten der Revolution. Daher erlaubten die Fürſten von Hohenlohe, ungeachtet der dringenden Abmahnungsſchreiben von Seiten des Kaiſers, des Königs von Preußen (vom 8ten März 1792) und des fränkiſchen Kreiſes, daß in ihren Landen die franzöſiſchen Ausgewanderten, namentlich die Legion Mirabeau, im Jahr 1791 ſich aufhalten konnten; letztere ward von ihnen mehrere Monate hindurch unterſtützt. Endlich ſchloſſen ſie den 3ten Februar 1792 mit dem Regenten Monſieur und dem Grafen Artois eine Capitulation, nach welcher zwei Regimenter Fußvolk in ihren Landen geworben wurden, das eine von dem regierenden Fürſten von Hohenlohe, dem Vater der Prinzen Ludwig und Carl, das andere von ihrem Großoheim, dem Fürſten von Hohenlohe-Schillingsfürſt. Die Prinzen Carl und Ludwig waren als Oberſten die Eigenthümer dieſer Regimenter und führten ſie im April unter die Fahnen des Prinzen von Condé. Beide Corps mußten im Laufe jener mörderiſchen Feldzüge oft ergänzt werden, und zu ihrem Unterhalte brachten die Häuſer Hohenlohe-Bartenſtein und Schillingsfürſt beträchtliche Opfer. Die hohenlohiſchen Truppen zeichneten ſich in mehreren Treffen durch Tapferkeit aus. Prinz Ludwig focht in der Vorhut des Heeres des Prinzen Condé, und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der Stürmenden bei dem Angriff auf ein verſchanztes Lager in den weißenburger Linien, wo er 5 Kanonen eroberte, und den Sieg entſchied. Am Ende des Feldzugs von 1793 traten beide Regimenter in eins vereinigt in holländiſche Dienſte, wo ſie die Bommel-Inſel vertheidigten. Als hierauf der Feind über die zugefrorne Maas gegangen war, ſah ſich das Regiment Hohenlohe umzingelt; es ſchlug ſich aber durch, zog ſich hinter die Waal, und Prinz Ludwig machte vierzehn Stunden weit, unaufhörlich in ſeinen Flanken und im Rücken angegriffen, einen meiſterhaften Rückzug. Von 1400 Mann, ſo ſtark war das Regiment im Anfange des Feldzuges, blieben ihm jetzt nur noch 300. Das Haus Hohenlohe machte neue Anſtrengungen, um es wieder herzuſtellen. Damals ſchrieb der Regent aus Verona (den 28ſten Mai 1795) an den Prinzen von Bartenſtein, daß, wenn einſt der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet ſey, ein Regiment Hohenlohe im franzöſiſchen Dienſte ein dauerndes Denkmal der treuen Anhänglichkeit des Hauſes Hohen-

lohe an die Sache der Bourbons werden ſolle. Dies ging 22 Jahre ſpäter in Erfüllung. — Prinz Carl übernahm jetzt das Regiment, welches nun fortwährend bei dem Condéſchen Armeecorps ſtand, bis dieſes im Jahr 1801 aufgelöſ't wurde. Prinz Ludwig aber trat in kaiſerlich öſterreichiſche Dienſte. Er warb Truppen im Hohenlohiſchen, die zu dem Heere unter Clerfait ſtießen, und nahm als commandirender Oberſter des Regiments Kerpen an den Feldzügen von 1796, 1797 und 1798 Theil. Im Jahr 1799 diente er als Generalmajor unter dem Erzherzog Carl. Im J. 1806 ward er Generallieutenant, und 1807 Gouverneur von beiden Gallizien. Napeleon ließ ihm die Wiederherſtellung der Souverainetät von Hohenlohe anbieten, wenn er zum Rheinbunde träte; allein der Prinz lehnte dies ab, worauf ſein Fürſtenthum dem Königreich Würtemberg einverleibt wurde. In dem Feldzuge von 1814 commandirte Prinz Ludwig eine Heerabtheilung zu Troyes, wo er die weiße Fahne aufpflanzen ließ, und mehrere Anhänger des Hauſes Bourbon (z. B. den Herrn von Widrange) der Rache Napoleons entzog. Derſelbe Eifer für das franzöſiſche Königshaus bewog den Prinzen Ludwig, im Jahr 1815, — als der Verluſt ſeiner Regentenhoheit entſchieden und die von ihm und funfzehn andern ehemals regierenden Reichsfürſten und Reichsgrafen den 30ſten Januar 1815 dem Congreß zu Wien übergebene Verwahrung ihrer Rechte und Bitte um Wiedereinſetzung ohne Erfolg geblieben war, — den König von Frankreich zu bitten, ihn, zur Belohnung für die geleiſteten Dienſte, unter die Zahl ſeiner Unterthanen als Franzoſen aufzunehmen. Ludwig XVIII. bewilligte ihm dies nicht nur, ſondern ernannte ihn auch zum Commandeur des St. Michael- und des heil. Geiſtordens, ertheilte ihm den Rang eines Generallieutenants, machte ihn zum Inſpecteur der Infanterie und wies ihm und ſeiner Familie als beſtändigen Wohnſitz das Schloß zu Lüneville an. Zugleich befahl der König von Frankreich, daß die ausländiſche Legion fortan den Namen Legion Hohenlohe führen und Prinz Ludwig der Obercolonel derſelben ſeyn ſolle. Als Großmeiſter des hohenlohiſchen Hausordens vom Phönix hat Prinz Ludwig dieſen Orden mehrern Franzoſen und andern Kriegern ertheilt, die unter ihm für die Sache der Bourbons gekämpft haben. Der König von Frankreich beſtätigte denſelben und beſtimmte die Zahl der Ritter und Commandeurs. Endlich iſt Prinz Ludwig Präſident einer Wohlthätigkeitsanſtalt, welche die Prinzeſſin von Hohenlohe, ſeine zweite Gemahlin, eine geborne Gräfin von Salm-Reiferſcheid, zu Lüneville geſtiftet hat.

Höhenmeſſung, Höhenwinkel. Das einfachſte Mittel, die Höhe eines Gegenſtandes, z. B. eines Thurmes oder Baumes, zu meſſen, wäre offenbar durch Anlegung von Maßſtäben oder durch die Meßſchnur. Zu dieſer Art von unmittelbaren Höhenmeſſungen iſt noch das Nivelliren zu rechnen. (S. Nivelliren.) Dazu würde aber erfodert, daß man überall zu dem Gegenſtande hingelangen könnte. Iſt nun dies nicht möglich, ſo muß man zu trigonometriſchen Hülfsmitteln ſeine Zuflucht nehmen. Kann man noch geradezu zu dem Fuße des Gegenſtandes gelangen, ſo meſſe man von hier aus in der Horizontalebene eine gerade Linie von gewiſſer Länge, und an dem Endpunkte dieſer Linie meſſe man in der Verticalebene, die man ſich durch den Gegenſtand gelegt denkt, den Winkel, den die Geſichtslinie zu der Spitze des Gegenſtandes mit der Horizontallinie macht, das heißt den Höhenwinkel; alsdann

läßt ſich, nach den Lehrſätzen der Trigonometrie, in dem verticalen Dreiecke aus der gemeſſenen Grundlinie und Winkel und dem rechten Winkel, den der Gegenſtand, deſſen Höhe man meſſen will, ſenkrecht aufgerichtet bildet, die andere Seite des Dreiecks oder die Höhe des Gegenſtandes ſelbſt finden. Kann man aber von keiner Seite geradezu zu dem Fuße des Gegenſtandes ſelbſt gelangen, wie z. B. bei einem Berge, ſo meſſe man in einiger Entfernung davon eine gerade Linie, welche verlängert den eigentlichen Fuß treffen würde; an den beiden Endpunkten der gemeſſenen Linie meſſe man ferner die Höhenwinkel der Spitze des Gegenſtandes, und dann läßt ſich wieder aus dieſen gefundenen Größen, nach trigonometriſchen Sätzen, die Höhe ſelbſt berechnen. Kann man endlich auch keine gerade Linie meſſen, die verlängert den Fuß des Gegenſtandes ſelbſt träfe, ſo hat man nur irgend eine andere gerade Linie zu beſtimmen, an ihren beiden Endpunkten die Höhenwinkel zu meſſen, und nun noch an einem dritten Punkte, deſſen Lage gegen die beiden vorigen Punkte man kennt oder ſucht, wieder den Höhenwinkel zu beſtimmen, woraus ſich dann auch die Höhe ſelbſt berechnen läßt. Bei allen dieſen Meſſungen liegt aber die Vorausſetzung zum Grunde, daß man alle jene erwähnten Stücke in der Horizontalebene, die durch den Fuß der Höhe geht, meſſen könne. Iſt dies nicht der Fall, ſo muß man bei den in einer andern Ebene gemeſſenen Linien und Winkeln erſt ihre Abweichung von der Horizontalebene beſtimmen, und daraus dann die Höhe des Gegenſtandes berechnen. Die Kenntniß und Benutzung einiger phyſikaliſchen Geſetze macht aber die Höhenmeſſungen noch auf einem andern Wege als dem ſo eben angezeigten, rein geometriſchen, möglich. Da aus der Phyſik bekannt iſt, daß ein ſchwerer Körper in einer gewiſſen Zeit immer durch eine beſtimmte Höhe fällt, daß er in dem erſten Zeittheil von der Länge einer Secunde durch 15,015 pariſer Fuß fällt, in der zweiten Secunde durch viermal 15,015 oder 60,060 Fuß, in der dritten durch neunmal 15,015 oder 135,135 u. ſ. w., daß man, um die Höhe zu erfahren, durch welche ein Körper nach einer beſtimmten Zahl von Secunden gefallen iſt, das Quadrat der Secundenzahl mit 15,015 pariſer Fuß multipliciren muß, ſo läßt ſich nun, wenn man die Zeit beobachtet, welche ein ſchwerer Körper, den man von einem Thurm oder in eine Grube fallen läßt, gebraucht, um zur Erde zu gelangen, aus der beobachteten Zeit die Höhe des Thurms oder die Tiefe der Grube, jedoch nur ungefähr, berechnen. Eine andere Art von Höhenmeſſung iſt folgende. Indem es als ein in der Phyſik erwieſenes Geſetz gilt, welches von ſeinem Erfinder Mariotte das Mariottiſche heißt, daß die Dichtigkeit oder Schwere der Luft genau ſich verhält, wie der Druck unter dem ſie ſteht; daß die Schwere der Luft alſo deſto mehr abnehmen muß, je höher man in der Atmoſphäre ſteigt, weil dann auch die Menge der Luft, welche auf die untere drückt, immer mehr abnimmt, ſo mußte es nur ein leichtes Mittel geben, in den verſchiedenen Höhen die Schwere der Luft genau zu beſtimmen, um dann aus dem Unterſchiede dieſer Schwere die Höhe der verſchiedenen Örter über einander gegenſeitig zu berechnen. Dieſes leichte Mittel nun, die Luft abzuwiegen, hat man in dem Barometer, da daſſelbe immer die Höhe der Queckſilberſäule anzeigt, welche einer Luftſäule von demſelben Umfange, die bis ans Ende der Atmoſphäre reicht, das Gleichgewicht hält, d. h. eben ſo ſchwer iſt, als dieſe. Kennt man nun das Verhältniß der ſpeciſiſchen Gewichte der Luft und des Queckſilbers, ſo läßt ſich leicht berechnen, wie hoch man in der Atmoſphäre geſtiegen iſt. Weil

indeß das Geſetz nicht genau bekannt iſt, nach welchem die Wärme der Luft in den großen Höhen abnimmt, ſo wird man ſehr zufrieden ſeyn müſſen, wenn man bei einer einmaligen Meſſung einer Höhe von 200 Fuß nur um etwa einen Fuß fehlt, welches bei den größten uns bekannten Höhen, wie der des Chimboraſſo und den noch größern, welche Gay=Luſſac mit ſeinem Luftballon erreichte, von etwa 20,000 Fuß, doch nur den, bei einer ſo großen Höhe ſehr unbedeutenden Fehler von 100 Fuß erzeugen würde. An von einander entlegenen Orten pflegt man Jahre hindurch täglich die Barometerſtände zu beobachten, und daraus das Mittel, oder den ſogenannten mittlern Barometerſtand für dieſe Orte herzuleiten, aus deren Unterſchied man dann den Unterſchied der Höhen der Orte ſelbſt und auch ihre Höhe über dem Meere berechnen kann, da genaue Beobachtungen den mittlern Barometerſtand an der Oberfläche des mittelländiſchen Meeres zu 2818 pariſer Zoll gegeben haben. Noch iſt ein anderes Mittel zu erwähnen, welches dienen kann, die ungefähre Höhe eines Thurmes oder Hauſes zu beſtimmen, indem man bei Sonnenſchein die Länge des Schattens mißt, den der Thurm wirft, und zu gleicher Zeit die Schattenlänge eines ſenkrecht aufgeſtellten Stabes, oder einer Mauer, deren Höhe bekannt iſt. Dann verhält ſich die Schattenlänge des Stabes zu der des Thurmes, wie die Höhe des Stabes zu der zu findenden Höhe des Thurmes. Hiebei muß man aber auch zu dem Fuße des Gegenſtandes ſelbſt gelangen können, und die unſichere Gränze des Schattens läßt wenig Genauigkeit zu. L.

Höhenrauch oder Heerrauch, ein anhaltender, weit ſich verbreitender trockner Nebel, der aus ſchweflichen und andern Dünſten beſteht und die Luft trübe und weniger durchſichtig macht, ſo daß die Sonne bleich erſcheint. Er heißt auch Landrauch, Sonnenrauch.

Hohenſtaufen. In der Schlacht bei Merſeburg (1080) zwiſchen Kaiſer Heinrich IV. und dem Gegenkönige Rudolph von Schwaben, zeichnete Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenſtaufen in Schwaben unweit Göppingen, ſich unter den Augen des Kaiſers, ſeines Herrn, ſo mannhaft aus, daß dieſer ihm das Herzogthum Schwaben verlieh und ſeine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. So ward der erſte Grundſtein zur nachmaligen Größe eines Hauſes gelegt, deſſen Erhebung und Verlöſchen die wichtigſten Epochen in der Geſchichte des deutſchen Reichs bezeichnen. Als Herzog Friedrich (1105) ſtarb, hinterließ er zwei Söhne, Friedrich und Konrad; der erſtere folgte ihm als Herzog von Schwaben, und Konrad ward einige Jahre darauf (1116) von ſeinem Oheim, Kaiſer Heinrich V., mit dem neuen Herzogthum Franken ausgeſtattet, welches dieſer aus der ſchon 1057 heimgefallenen nordbayerſchen Markgrafſchaft errichtet hatte. Nach dem Tode Kaiſers Heinrich V. (23. Juli 1125), der den Mannsſtamm des fränkiſchen Kaiſerreichs beſchloß, ſchienen ſeine beiden Neffen, Friedrich II. (der Einäugige), Herzog von Schwaben, und Konrad, Herzog von Franken, Hoffnung zur deutſchen Krone zu haben; aber eben ihre Verwandtſchaft mit dem verſtorbenen Kaiſer war Urſach, daß die beiden Directoren des Wahlgeſchäftes, Erzbiſchof Adalbert von Mainz und der päpſtliche Legat, Cardinal Gerhardt, ihm zuwider waren, und daß Lothar von Sachſen (1125) zum Könige ausgerufen wurde. Sowohl dies als zunächſt auch des neuen Kaiſers Zurückfoderung der unter der vorigen Regierung an die Hohenſtaufen gekommnen Beſitzungen entzün-

dete einen heftigen Krieg zwiſchen ihm und den Gebrüdern Hohenſtaufen. Faſt ganz würde Lothar in dieſem Kampf unterlegen haben, hätte er nicht durch enge Vereinigung mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern, dem er ſeine Tochter und das Herzogthum Sachſen gab, ſich gerettet; denn nun konnte Friedrich II. der ihm überlegnen Macht beider nicht mehr widerſtehen, da ſein Bruder Konrad von Franken nach ſeiner Rückkehr aus dem gelobten Lande einen Zug nach Italien, wo er ſich (1128) zum König ausrufen ließ, unternommen und ſo ſeine Macht nicht mit Friedrichs Macht vereinigt hatte. Der Friede von Mühlhauſen (1135) zwiſchen Lothar und Konrad machte endlich dieſer zehnjährigen Fehde ein Ende, Konrad verzichtete auf den Titel als italieniſcher König, erhielt aber unter den Herzogen den erſten Rang, und, ſo wie ſein Bruder, alle Länder zurück. Das achtbare Haus der Hohenſtaufen war einmal zur Krone vom Schickſal beſtimmt. Nach Lothars Tode (1137) wurde Herzog Konrad von Franken auf Deutſchlands Thron erhoben (22. Febr. 1138 gewählt und den 6. März d. J. gekrönt); Erzbiſchof Adalbert von Trier und der päpſtliche Legat, Cardinal Theodoin, vollbrachten dieſes Werk; denn Konrad, klug und gewandt, hatte die geiſtlichen Stände während Lothars Regierung für ſich zu gewinnen gewußt, und ſchien Allen weniger gefährlich, als ſein Nebenbuhler — Herzog Heinrich der Stolze von Sachſen und Bayern, deſſen große Macht man fürchtete. Der unauslöſchliche Haß der Welfen gegen die Hohenſtaufen (Gibellinen, Weiblinger), deſſen erſter Keim in jener Verbindung Herzogs Heinrich mit Lothar ſchon lag, wurde dadurch noch mehr entzündet, daß Kaiſer Konrad III. den Herzog Heinrich den Stolzen in die Acht erklärte, ſeine geſammten Lehen einzog und anderweit verlieh, da dieſer ſeiner Verordnung, das Herzogthum Sachſen, Toscana und einige andere italieniſche Beſitzungen aus dem Grunde abzutreten, „weil es gegen die deutſche Verfaſſung ſey, daß ein Fürſt zwei Herzogthümer beſitze,“ ſich nicht hatte unterwerfen wollen. Über 300 Jahre lang dauerte der mit dieſem kaiſerlichen Urtheil begonnene Zwiſt zwiſchen beiden Häuſern, der über Deutſchland und Italien ſo viele Leiden brachte. Das Vertrauen, welches man allgemein im Reiche zu den Hohenſtaufen hatte, leitete nach Konrads III. Tode (15. Febr. 1152) die Wahl auf ſeinen Neffen, Herzog Friedrich III. von Schwaben, Sohn Friedrichs II. (des Einäugigen), der nun in der Reihe der deutſchen Könige Friedrich I., mit dem Beinamen Barbaroſſa, der Rothbart, hieß (ſ. d. Art.). Friedrich I. hatte durch ſeine ſtets anwachſende Macht in Italien die Eiferſucht und den Haß des Papſtes ſich zugezogen; hierin lag wohl der wichtigſte Grund, daß ſeines Sohnes und Nachfolgers, Heinrichs IV. (ſ. d. Art.), Bemühungen, die deutſche Krone erblich an ſeine Familie zu bringen, ungeachtet der ſchon geſchehenen ſchriftlichen Einwilligung von 50 Reichsſtänden, ſcheiterten, daß er kaum die Ernennung ſeines zweijährigen Sohnes Friedrich zu ſeinem Nachfolger erlangte (1196). Der päpſtliche Widerwille gegen die Hohenſtaufen bewirkte nach Heinrichs IV. Tode (1197), daß dem, während der Minderjährigkeit des jungen, als König anerkannten, Friedrich II., zum Reichsverweſer ernannten Oheim deſſelben, Herzog Philipp von Schwaben, erſtlich Herzog Berthold von Zähringen, ſodann aber Graf Otto von Poitou (Otto IV.) gegenüber geſtellt wurde. Philipps Ermordung durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (21. Juni 1208) verſchaffte zwar Otto IV. auf einige Jahre die alleinige Regierung;

allein als er ſeine kaiſerlichen Rechte in Italien geltend machen wollte, lud er den Unwillen des darüber erſtaunten Papſtes, Innocenz III., ſo ſehr auf ſich, daß dieſer des jungen Königs Friedrich in Sicilien, den Otto IV. bekriegte, ſich annahm, den Kaiſer in den Bann that und eine große Partei in Deutſchland ſelbſt gegen ihn anfeuerte. König Friedrich zog nun nach Deutſchland, ließ ſich zu Aachen krönen, und ward nach Otto's IV. Tode (19. Mai 1228) Alleinherrſcher als Kaiſer Friedrich II. oder der Große (ſ. d. eigenen Art.). Noch bei ſeinem Leben hatte er (1237) ſeinen zweiten Sohn Konrad zum römiſchen König wählen laſſen, nachdem ſein Erſtgeborner, Heinrich, in der Gefangenſchaft, die er durch Empörung gegen ſeinen Vater ſich zugezogen hatte (1242), geſtorben war. Konrad IV. ward auch nach ſeines Vaters Tode von den mehreſten deutſchen Ständen als König anerkannt, allein der Haß des Vaticans brach nun mit aller Macht über ihn allein los. Innocenz IV. that ihn in den Bann, erklärte ihn aller Länder verluſtig und verfolgte ihn mit unverſöhnlichem Haß. Doch ſchien das Glück den Hohenſtaufen nicht ganz verlaſſen zu wollen; die vom Papſt erwählten Gegenkönige, Heinrich Raſpe und Wilhelm von Holland, hielt Konrad, der übrigens viele perſönliche Freunde in Deutſchland beſaß, im Zaume, die päpſtliche Armee ward von ihm geſchlagen, und ſchon wollte er in die Lombardei eindringen, als er im Lager bei Lavello (am 21. Ma 1254) ſtarb, man glaubt an Gift, das ſein unehelicher Bruder Manfred ihm beigebracht hatte. Dieſer Manfred hatte nach Konrads IV. Tode ſich der Königskrone von Sicilien bemächtigt, allein er mußte ſie nach einem harten Kampf, worin er das Leben verlor, an Carl von Anjou, der vom Papſte 1266 zum Könige von Neapel und Sicilien gekrönt worden war, überlaſſen. Carls harte, grauſame Regierung erweckte wider ihn eine ſtarke Partei; die Erinnerung an die edeln Hohenſtaufen wachte mächtig wieder auf, und ſo ward Conradin, Konrads IV. hinterlaſſener einziger Sohn, aus Bayern, wo er bisher erzogen worden war, berufen, um den ihm rechtmäßig zukommenden Thron zu beſteigen. Conradin verpfändete, um die nöthigen Koſten zu einem Zuge nach Italien aufzubringen, mehrere Schlöſſer und Beſitzungen für 2200 Mark Silber, zog an der Spitze einer tapfern Armee, begleitet von ſeinem Freunde, dem jungen Prinzen Friedrich von Baden, nach Italien, ſchlug den Uſurpator Carl bei Aquileja, am 23. Aug. 1268, hatte aber das Unglück, als er den Feind zu hitzig verfolgte, mit Friedrich und mehreren deutſchen Fürſten gefangen zu werden. Der ſchreckliche Carl ließ ihn nebſt ſeinen Begleitern am 29. Oct. 1268 zu Neapel öffentlich hinrichten. So fiel das theure Haupt des letzten Hohenſtaufen; das weltberühmte Geſchlecht war mit ihm erloſchen! Die Hohenſtauſiſchen Beſitzungen fielen an Bayern, Baden und Würtemberg; die herzogliche Würde in Schwaben und Franken hörte auf, und nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Biſchof von Würzburg über. Unvergänglich iſt der Ruhm der Hohenſtaufen wegen der politiſchen Größe, welche beſonders die Friedriche durch ihre Weisheit, Güte und Kraft errungen haben, und wegen ihres eifrigen Strebens, Deutſchland von der Despotie der Päpſte zu befreien, Ordnung unter allen Ständen im Reiche herzuſtellen, und Handel und Gewerbe zu heben; aber eben ſo auch wegen der unermüdlichen Sorgfalt, die ſie der Cultur der Wiſſenſchaften und Künſte widmeten. Geſchichte und Dichtkunſt wurden vorzugsweiſe von ihnen befördert. In welchem Geiſte z. B. die Geſchichte von ihnen geſchätzt wurde, erhellt

aus dem Briefe Friedrichs I., worin er ſeinen Vetter, den Biſchof Otto von Freiſingen, zu ſeinem Hiſtoriographen ernennt. Beide Friedriche, mit wahrem Sinn für Gerechtigkeit erfüllt, erwarben ſich unendliche Verdienſte um die Juſtizpflege; die Gerechtſame des Unterthanen, ſelbſt gegen den Thron, ließen dieſe Kaiſer, ſo wie ihre eigenen Rechte in bürgerlichen und geiſtlichen Dingen, genau beſtimmen. Aſtrologie, Aſtronomie, Phyſik, Philoſophie, Erdbeſchreibung und vorzüglich auch Poeſie waren die Gegenſtände, welche mitten unter den erhabenſten Planen und ſelbſt im Getöſe der Waffen von den Friedrichen mit Eifer und Liebe beachtet wurden. Die berühmteſten poetiſchen Turniere wurden von ihnen zuerſt angeordnet, und von dem erfreulichſten Einfluſſe war die enge Verbindung der deutſchen Dichter mit den Sängern aus Neapel und Sicilien, ſeit dieſe Staaten den Hohenſtaufen gehörten. Friedrich II., der ohnehin für die deutſche Sprachcultur ſehr beſorgt war, daher er auch die Reichstagsbeſchlüſſe in deutſcher Sprache abfaſſen ließ, errichtete ſogar große Singſchulen für die damaligen Minneſänger und gab ein Geſetz, welches die jungen Studirenden auf ihren Reiſen nach den Univerſitäten vor jeder Gewaltthat in Schutz nahm. Daß aber die Cultur des Geiſtes und der Sitten in dem hohenſtaufiſchen Zeitalter allerdings große Fortſchritte machte, lag wohl hauptſächlich darin, daß dieſe Fürſten das Fortſchreiten des nicht aufzuhaltenden Zeitgeiſtes klar erkannten und die beiden großen Begebenheiten jener Jahrhunderte, die Kreuzzüge und die Errichtung der Hanſa, zu benutzen verſtanden, ſo daß aus der glücklichſten Wechſelwirkung Großes und Schönes wohl hervortreten mußte. I.

Hohenſtaufen, ein ſehr hoher Berg im Königreiche Würtemberg, zwiſchen den Städten Gmünd und Göppingen gelegen, merkwürdig als der Stammſitz des berühmten deutſchen Geſchlechts, das von ihm ſeinen Namen führte. Er erhebt ſich über dem Bergrücken, der zwiſchen der Fils und Rems hinſtreicht, in pyramidenförmiger Geſtalt, an ſeinem ſüdlichen Abhange liegt ein Marktflecken gleiches Namens. Die Burg Hohenſtaufen wurde im Bauernkriege (1525) von den Empörern verbrannt. Man ſieht jetzt von ihren Trümmern nichts mehr, als eine wenige Fuß lange niedrige Mauer.

Hohenzollern. Vom alten Bergſchloſſe Zollern oder Hohenzollern in Schwaben ſtammt das Geſchlecht dieſes Namens, deſſen älteſter bekannter Ahnherr Thaſſilo, Graf von Zollern war, der gegen das Jahr 800 ſtarb. Sein Nachkomme im achten Geſchlecht war Robert II., Graf von Zollern, der im Jahr 1165 lebte, und zwei Söhne hatte, Friedrich IV. und Konrad. Der letztere wurde im Jahr 1200 erſter Burggraf von Nürnberg; ſein Urenkel, Friedrich III., erhielt 1273 die fürſtliche Würde, und das Burggrafthum Nürnberg als erbliches Lehn. Von ihm ſtammt die königlich preußiſche Dynaſtie her. Konrads älterer Bruder, Friedrich IV., pflanzte als Beſitzer der väterlichen Erbgüter das Stammhaus Hohenzollern fort. Sein Nachkomme in der achten Generation, Graf Eitel Friedrich IV., geheimer Rath und Oberhofmeiſter, auch Kammerrichter zu Speier, ward 1507 von Kaiſer Maximilian I. mit dem Reichserbkämmereramte beliehen und vertauſchte an dieſen gegen die Herrſchaft Haigerloch die Herrſchaft Räzuns. Sein Enkel, Carl I., den Kaiſer Carl V. in Spanien hatte erziehen laſſen, erhielt, nach dem Erlöſchen des Geſchlechts der Werdenberge (1529), die Grafſchaften Sigmaringen und Vöhringen. Dieſer Graf von Zollern

ward Präſident des Reichshofraths und ſtiftete (1575) eine Erbvereinigung, nach welcher ſeine Söhne gemeinſchaftlich den Titel und das Wappen der Grafſchaften Hohenzollern, Sigmaringen und Vöhringen und der Herrſchaften Haigerloch und Wöhrſtein führen ſollten, das Reichserbkämmereramt aber jedesmal bei dem Senior des Hauſes bleiben ſolle, wenn dieſer nicht ſelbſt ſich deſſen begeben würde. Seine Söhne, Eitel Friedrich VI. und Carl II., theilten ſich in das väterliche Erbe alſo, daß jener Hohenzollern und der jüngere Sigmaringen und Vöhringen erhielt; Friedrich VI. erbaute das Schloß Hechingen und hievon nahm ſeine Linie den Namen Hohenzollern-Hechingen an, dagegen die ſeines Bruders von nun an Hohenzollern-Sigmaringen genannt wurde. Graf Johann Georg von H. Hechingen, Friedrichs VI. Sohn, ward vom K. Ferdinand II. in den Reichsfürſtenſtand erhoben (28ſten März 1623), welche Würde in der Folge auch auf den älteſten der ſigmaringſchen Linie übertragen wurde; Kaiſer Leopold II. verlieh endlich (1692) auch, doch mit Ausnahme der Seitenlinie Haigerloch, den nachgebornen Söhnen den Fürſtentitel. Das Stammland Hohenzollern war alſo nun eine gefürſtete Grafſchaft, welche mit allen ihren Regalien, Nutzungen, Herrſchaften, Zöllen ein ganz freies Eigenthum und weder vom Kaiſer noch vom Reiche lehnbar ſey; nur den Blutbann ſollten die Fürſten vom Kaiſer zur Lehn tragen. Johann Georgs Nachkommen waren: Eitel Friedrich, Philipp Friedrich Chriſtoph, Friedrich Wilhelm (und deſſen Bruder Hermann Friedrich), Friedrich Ludwig, Joſeph Wilhelm, Hermann Friedrich Otto und der jezt (ſeit 1810) regierende Fürſt Friedrich Hermann Otto, (geb. den 22ſten Jul. 1776.) Unter deſſen Vater, Hermann Friedrich Otto, verlor das Haus die lehnsherrlichen Rechte in den lüttichſchen Herrſchaften (Geule, Mouffrin und Boilonville) und erhielt dafür im Reichsdeputationshauptſchluſſe (1803) die Herrſchaft Hirſchlatt und das Nonnenkloſter Mariä Gnadenthal im Dorfe Stetten. Im Jahr 1806 ward der Fürſt von Hohenzollern-Hechingen (kaiſerlich franzöſiſcher Obriſter) Mitglied des rheiniſchen Bundes; er erhielt die Souverainität und im Collegium der Fürſten ſeine Stelle unmittelbar nach Naſſau. Im J. 1813 trat er zum deutſchen und 1817 zum heiligen Bunde. Die Bevölkerung ſämmtlicher hechingſchen Beſitzungen beträgt 14,000 Einwohner und das Areal 5½ Quadratmeilen. Das ganze Ländchen, von der Starzel durchfloſſen, iſt gebirgig, indem es einen Theil der ſchwäbiſchen Alp begreift, doch bringt es in den Thälern (darunter das Killerthal das breiteſte und fruchtbarſte iſt) und an den Abhängen der Berge das für die Conſumtion nöthige Getraide hervor, beſonders da man auch viele Kartoffeln zieht. Ein Hauptproduct iſt auch das Holz. Die Induſtrie beſchränkt ſich auf einige Wollenweberei und Baumwollenſpinnerei. In dieſen Beſitzungen liegt das alte Bergſchloß Hohenzollern. Die Einkünfte des Fürſten wurden auf 80,000 Gulden geſchätzt. Des Grafen Carl II., Stifters der Linie Sigmaringen, Sohn, Johann, erhielt 1638 die fürſtliche Würde und von dem Churfürſten Maximilian von Bayern die Herrſchaft Schwobeck. Seine Nachfolger waren: Mainhardt I., Maximilian (deſſen Bruder Franz Anton in Haigerloch), Mainhardt II., Joſeph Friedrich Ernſt, Carl Friedrich, und der jezt regierende Fürſt Anton Aloyſius Mainhardt Franz, (geb. den 20ſten

Juli 1762, folgte ſeinem Vater den 26ſten Dec. 1785). In Folge des lüneviller Friedens verlor er die Feudalrechte in den niederländiſchen Herrſchaften Bormeer, Berg, Dixmüde, Gendringen, Etten, Wiſch, Pannerden und Millingen und die Domainen in Belgien, wofür er die Herrſchaft Glatt und die Klöſter Inzighofen, Kloſterbauern und Holeſchein erhielt. Auch er ward in den Rheinbund (1806) aufgenommen und erhielt außer der Souverainität die Herrſchaft Achberg und Hohenfels, die Klöſter Kloſterwald und Habsthal und außerdem noch die Souverainität über alle ritterſchaftlichen Beſitzungen innerhalb ſeines jetzigen Gebietes und der Territorien im Norden der Donau, namentlich die Herrſchaften Gammertingen und Hettingen, die fürſtl. fürſtenbergiſchen Herrſchaften Trochtelfingen, Jungnau, einen Theil des Amtes Möskirch, und über die Thurn- und Taxiſchen Herrſchaften Oſtrach und Straßberg die Oberhoheit. Das Areal von Hohenzollern-Sigmaringen beſteht in 20 Quadratmeilen, die Bevölkerung in 39,000 Einwohnern. Die Donau und die Lauchart durchfließen dieſe Lande. Der nördliche am linken Donauufer gelegene Theil, von der Alp durchzogen, hat meiſtens einen ſteinigen undankbaren Boden, welcher das nothdürftige Getraide nicht hervorbringt, aber reich an Waldungen iſt; hingegen der ſüdliche, am rechten Donauufer gelegene Theil enthält viel flaches und fruchtbares Ackerland, ſo daß viel Getraide ausgeführt werden kann. Eigentliche Fabriken finden ſich nirgends. Beide fürſtliche Häuſer traten 1815 dem deutſchen Bunde bei, und haben in der engern Bundesverſammlung eine Geſammtſtimme mit Lichtenſtein, Reuß, Schauenburg, Lippe, Lippe-Detmold und Waldeck. In der weitern Bundesverſammlung hat jedes eine beſondere Stimme. Die Reſidenzſtädte beider fürſtlichen Häuſer ſind Hechingen und Sigmaringen. I.

Hohenzollern (Fürſt Friedrich Franz Xaver von), geb. den 21ſten Mai 1757, Oheim des regierenden Fürſten von H. Hechingen, iſt kaiſerlich öſterreichiſcher wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, General der Cavallerie, Inhaber des 2ten Chev. leg. Reg. und Commandirender in Illyrien, Inneröſterreich und Tyrol. Er diente als Obriſter eines öſterreichiſchen Küraſſ. Reg. mit Auszeichnung 1793 in den Niederlanden, dann ſeit 1796 als Gen. Maj. in Italien. Hier trieb er, an der Spitze des Vorzugs des Corps von Provera, den General Augereau im Jan. 1797 über die Etſch, ſchlug bei Angiari unter den feindlichen Batterien Schiffbrücken, und drang, zufolge erhaltenen Befehls, mitten durch die Diviſion Augereau bis Mantua vor, wo er aber am 15ten das Fort St. Giorgio vom feindlichen General Miollis beſetzt fand. Nach mehrern heftigen Gefechten, und da der Feldmarſchall Alvinzi bei Rivoli geſchlagen worden war, ſah er ſich nebſt dem General Provera, mit nur noch zwei Bataillons und ſechs Escadrons des Vorzugs, und einer großen Anzahl Geſchütz, von fünf feindlichen Diviſionen umringt, und mußte mit dem Diviſionsgeneral Serrurier eine Capitulation abſchließen, kraft welcher dieſe Avantgarde und die Reſte des Proveraſchen Corps mit allen militäriſchen Ehren, wie aus einem feſten Platze, abzogen. General Provera und die Officiere wurden kriegsgefangen, jedoch zur öſterreichiſchen Armee zurückgeſchickt, der Prinz von Hohenzollern aber ſogleich auf dem Schlachtfelde gegen den General Fiorillo ausgewechſet. Daher erſchien der

Fürſt ſchon am 5ten Febr. wieder an der Spitze eines öſterreichiſchen Corps bei Conegliano, wo er den Marſchall Maſſena am Übergange über die Piave verhinderte. Im Feldzuge von 1800 eroberte er die Bochetta. Im J. 1805 deckte er am 17ten Oct. den Rückzug des bei Neresheim vom Feinde angegriffenen Generals Werneck, und öffnete ſeinem Corps den Weg von Trochtelfingen nach Öttingen. Allein der General Werneck folgte ihm nicht dahin, ſondern capitulirte; der Prinz hingegen vereinigte ſich am 19ten bei Kunzenhauſen mit dem Erzherzog Ferdinand, und ſetzte ſeinen Dienſt bei der Armee fort. In der Schlacht bei Eßlingen und Aspern 1809 commandirte er das dritte öſterreichiſche Armeecorps. Er ſchlug die wiederholten Angriffe der feindlichen Cavallerie zurück, blieb die Nacht unter dem Gewehr, und hielt am folgenden Tage den Hauptangriff der feindlichen Heermaſſen ſo tapfer aus, daß der Feind, welcher fünfmal Eßlingen geſtürmt hatte, ſich zurückziehen mußte. Im Kriege mit Rußland 1812 commandirte er die Cavallerie der Armee von Galizien; im Jahr 1813 nahm er an dem Feldzuge gegen die Franzoſen in Sachſen Antheil, ſo wie im Jahr 1814 an dem Kriege in Frankreich. Das Dict. des homm. viv. führt ohne Grund an, daß der Prinz vom oberrheiniſchen Departement eine außerordentliche Contribution von 123,000 Fr. als Tiſchgelder für ſich und die Officiere der Truppen erhoben habe. Denn jene Provinz iſt nicht von den Truppen, die unter des Prinzen Befehl ſtanden, ſondern von einigen alliirten Corps unter verſchiedenen Generalen beſetzt geweſen, deren Unterhalt von dem Präfecten zu Colmar ausgemittelt wurde, ohne daß weder der Prinz noch ſein Armeecorps das Mindeſte davon erhielten. Auch von der im niederrheiniſchen Departement auf den ausdrücklichen Befehl des Fürſten von Schwarzenberg für das combinirte zweite Armeecorps zur Beſtreitung der Tafelgelder in Geld erhobenen Contribution hat der Prinz zu Hohenzollern nie einen Heller beziehen wollen.

Hoherofen, Hohofen (Eiſenhütte), gehört unter den Schmelzöfen der Metalle in die Claſſe der Schachtöfen, die ihren Namen davon haben, weil die innere Höhlung derſelben, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Schachten, Schacht genannt wird. Gegenwärtig ſind ſie bei der eigentlichen Schmelzarbeit die gewöhnlichſten und heut zu Tage wird in ganz Deutſchland das Eiſenerz darin ausgeſchmolzen, nachdem man 1727 in der ehemaligen Grafſchaft Mansfeld dieſe deutſche Erfindung zuerſt eingeführt hatte. Wenn der Hoheofen angehen oder angelaſſen werden ſoll, ſchüttet man den ganzen Schacht voll Kohlen und macht unten Feuer, deckt aber die Schachtmündung und alle andern Öffnungen ſorgfältig mit eiſernen Platten zu, damit die Kohlen ſich nur langſam anzünden und den Ofen erwärmen, wozu man bisweilen 10—14 Tage Zeit nöthig hat. Dann wird die Schachtmündung geöffnet und wenn die Kohlen ein wenig niedergebrannt ſind, fängt man an, Eiſenſtein, Kalk, Lehm und oft auch flußbefördernde Zuſchläge einzuſchütten, und ſo wird mit Unterhaltung des Feuers und Eiſenſtein ꝛc. einſtürzen Monate lang fortgefahren. Man ſchmelzt in dieſen Öfen entweder über den Sumpf, wenn das Geſchmolzene ſich im Ofen auf der vertieften Spur ſo lange verweilt, bis es durch das geöffnete Loch abgeſtochen wird; oder über das Auge, wenn das Geſchmolzene ſogleich aus dem Ofen durch das Auge, d. h. die Öffnung, in einen äußern Augentiegel abfließt. X.

Hoherprieſter heißt in der deutſchen Bibel das Oberhaupt der jüdiſchen Prieſterſchaft. Moſes übertrug dieſe Würde ſeinem Bruder Aaron, in deſſen Familie ſie in ununterbrochener Reihenfolge forterbte; nach der Unterjochung des jüdiſchen Volks durch die Seleuciden, Ptolemäer und Römer wurde ſie jedoch oft von den fremden Statthaltern nach Willkür ertheilt und ein Gegenſtand mancher Cabalen und Rivalitäten; zu den Zeiten Jeſu ſcheint ſie ſogar von mehrern wechſelweis amtführenden Prieſtern zugleich verwaltet worden zu ſeyn. Die Wichtigkeit dieſer Würde war ſchon durch die Pracht und Koſtbarkeit eines Ornates angedeutet, der unter die vorzüglichſten Kunſtwerke des Alterthums gehört. Berühmt iſt beſonders das Bruſtſchild des Hohenprieſters, Urim und Thummim, d. i. nach Luther Licht und Recht, nach andern Auslegungen hellglänzende Edelſteine genannt, welches aus zwölf in Gold gefaßten, mit den Namen der zwölf Stämme bezeichneten und im Rechteck zuſammengefügten Edelſteinen beſtand. In dieſem Schmuck erſchien der Hoheprieſter als die heiligſte und höchſte Perſon im Volke bei ſeinen Amtshandlungen. Ihm ſtand die Anordnung und Oberaufſicht des Gottesdienſtes, die Verkündigung der Befehle Jehovahs an das Volk, den nur er in wichtigen öffentlichen Angelegenheiten befragen durfte, und die Bewahrung der Nationalheiligthümer zu. Obſchon die Juſtizpflege beſondern Richtern übertragen war, entſchied er in ſchwierigen Fällen doch auch weltliche Händel in letzter Inſtanz, und in Krieg und Frieden konnte ohne ſeine Zuſtimmung nichts Bedeutendes unternommen werden. Er hieß vorzugsweiſe der Prieſter, der vor dem Herrn ſteht, und war im eigentlichſten Verſtande der Mittler zwiſchen Jehovah und der Nation. Einmal im Jahre ging er allein in das Allerheiligſte der Stiftshütte (ſpäter des Tempels), und durch ſein Gebet und Opfer bei dieſer Feierlichkeit glaubte das ganze Judenvolk mit Gott verſöhnt und der Vergebung ſeiner Sünden theilhaft zu werden; eine Vorſtellung, deren Einfluß auf den chriſtlichen Lehrbegriff vom Mittleramte Jeſu leicht zu erkennen iſt. Wie die römiſche Hierarchie jene jüdiſchen Begriffe vom Prieſterthum zur Begründung ihres Anſehens zu benutzen und insbeſondere die Prärogativen des Hohenprieſters auf den päpſtlichen Stuhl überzutragen wußte, geben die Artikel Hierarchie, Klerus und Papſtthum näher an. E.

Hohes Lied, oder Lied der Lieder, iſt die Überſchrift einer Reihe von Liedern und Wettgeſängen der Liebe, die zwar im bibliſchen Canon unter den Salomoniſchen Schriften ſtehen und auch, was Sitte, Colorit und Diction betrifft, alle Spuren der Weichheit, Pracht und Üppigkeit des Salomoniſchen Zeitalters an ſich tragen, aber doch wegen der merkbaren Hinneigung ihres hebräiſchen Idioms zum aramäiſchen Dialect von Eichhorn und Andern für Producte einer ſpätern Zeit erklärt werden. Welcher Gattung poetiſcher Kunſtwerke die Äſthetik dieſe Gedichte zurechnen ſoll, iſt ſchwer zu beſtimmen. Sie machen allerdings als verſchiedene Scenen und Situationen einer fortſchreitenden Handlung ein Ganzes aus, und als ſolches ſtreifen ſie näher an den Charakter der Idylle als, wie Einige behauptet haben, des Drama's; daß ſie aber ſicherlich nicht das Werk eines Dichters waren, der die Kunſtregel vor Augen, ſich nur mit ſeiner Phantaſie in die Lage der darin handelnden Liebenden verſetzte, ſondern aus einem Herzen floſſen, das ſelbſt liebend und geliebt ſein eignes Liebesglück beſang, erhellt eben

ſowohl aus der überall hervorſtechenden Individualität der Situationen und Wechſelreden, als auch aus der Innigkeit und Entzückung des Gefühls, das aus jeder Zeile mit einer Natur und Wahrheit ſpricht, die ſich weder verkennen noch erkünſteln läßt. Sey es denn, daß entweder Salomo dieſen Ausbund ſeiner Lieder der Liebe und Jugendfreude zur Erquickung für ſich und ſeine Sulamith ſelbſt geſchrieben, oder ein ſpäterer glücklich liebender Dichter unter den Hebräern ſeine Poeſie mit Salomoniſchem Coſtüm ausgeſchmückt habe; ein hohes Lied der Liebe bleibt es für alle, die es unbefangen leſen — religiöſe Beziehungen werden ſie darin nicht entdecken, alles ſpricht nur von der zärtlichen Liebe des Bräutigams und der Braut. Gleichwohl haben ſeit Origenes bis in das 17te Jahrhundert die Kirchenexegeten ſich angeſtrengt, dieſem Buch eine myſtiſch-religiöſe Deutung zu geben; über 1200 Jahre war in der chriſtlichen Kirche die Meinung herrſchend, das Hohelied beſchreibe die Vereinigung der gläubigen Seele mit Gott, Chriſtus ſey der Bräutigam und ſeine Kirche die Braut; die Küſſe, nach denen ſie lechzt, wären ein Bild ihrer Sehnſucht nach ihm, die ſehr ins Detail geſchilderten Reize ihres Körpers nichts anders, als ſinnliche Bilder von den innern Reizen, durch welche die gläubige Kirche Chriſto wohlgefalle; die kleinen Füchſe, die Sulamith als Zerſtörer ihres Weinbergs fürchtet, müßten dann freilich die Ketzer und Irrlehrer ſeyn. Weiſer waren die jüdiſchen Rabbinen der alten Zeit, die die Lectüre des Hohenliedes keinem vor dem dreißigſten Jahre erlaubten und es nie öffentlich in der Verſammlung vorleſen und erklären ließen; ja ſchon der Umſtand hätte die chriſtlichen Theologen von dem Wahn, hier ein religiöſe Allegorie zu ſuchen, zurückführen ſollen, daß das neue Teſtament nie von dieſem Buche Gebrauch macht. Auch kehrten ſich die deutſchen Dichter des Mittelalters wenig an jene Deutungen und nannten es ohne Bedenken das Buch der Minne. Unter den Theologen wagte Erasmus den Thorheiten des Allegoriſirens mit dieſem Gedichte zuerſt ein Ziel zu ſetzen, auch Boſſuet nahm einen Wortverſtand an und hielt es für Salomons Hochzeitlied, die größten Verdienſte aber erwarb ſich Herder um die Auslegung des Hohenliedes in ſeinen 1778 geſchriebenen Liedern der Liebe. (S. ſeine Werke zur Religion und Theologie, 7r Thl. 1807.) Niemand hat die Situationen dieſes Gedichts wärmer und wahrer durchempfunden und das orientaliſche Colorit deſſelben unſerm Verſtändniſſe näher gebracht, als er, auch ſcheint uns ſeine Überſetzung den Geiſt und die Süßigkeit des Originals beſſer wiederzugeben, als andere Verdeutſchungen unſerer Zeit. E.

Höhlen ſind gewiſſe, im Innern der Erde oder in Bergen befindliche leere Räume von verſchiedener Größe. Sie werden mehrentheils in Kalkgebirgen, ſelten oder nie auf dem platten Lande angetroffen. Gemeiniglich haben die Höhlen Gänge von verſchiedener Höhe und Richtung, welche in größere, mit Pfeilern und Figuren von Tropfſtein ausgezierte Klüfte und Gewölbe führen, auf deren Boden ſich mehrentheils Waſſer befindet. Nicht ſelten trifft man in dieſen Höhlen verſteinerte oder mit einer Steinkruſte überzogene Überbleibſel von Thieren, z. B. einzelne Zähne, ganze Kinnladen, ja vollſtändige Gerippe. Die meiſten Höhlen, beſonders die in Kalkgebirgen befindlichen, ſcheinen durch das Waſſer gebildet zu ſeyn. Dieſes erweicht nämlich bei ſeinem Durchſeihen durch die Zwiſchenräume des Geſteins

die in Schichten oder Neſtern liegenden kalkartigen Materien nach und nach, und führt die aufgelöſ'ten Theile mit ſich fort. Da, wo die Waſſertropfen hinfallen, ſetzt ſich die ihnen beigemiſchte Kalkmaterie an, und ſo bildet ſich der Tropfſtein oder Stalaktit, welchen man in den Höhlen als Eiszapfen, Säulen und andere Figuren findet. Noch jetzt wirkt die Natur auf dieſe Art. Das eindringende Regen- und Schneewaſſer ſpült in Kalkgebirgen ganze Lagen oder Schichten aus, und macht dadurch die Öffnung, welche die Bergleute Kalkſchloten zu nennen pflegen. Bisweilen ſtürzt dadurch ein Theil des darüberliegenden Bodens ein. Befinden ſich in den Kalkſchichten im Waſſer unauflösbare Körper, z. B. Muſcheln, Knochen u. dgl., ſo bleiben dieſe auf dem Boden der Höhle liegen. Außerdem aber erzeugen häufig auch Erdbeben und Vulkane Höhlen. Beſonders berühmt ſind die Baumannshöhlen am Harze, die Geulenreuther und andere Höhlen im Bayreuthiſchen, die Elfenhöhle im Derbyſhire, die Hundsgrotte bei Neapel, die Grotte auf Antiparos, die Fingalshöhle u. a.

Hohlmünzen ſ. Bracteaten.

Holbach (Paul Thiry, Baron von), Mitglied der Akademien von Petersburg, Mannheim und Berlin, war zu Heidelsheim in der Pfalz 1723 geboren und ſtarb zu Paris 1789 in einem Alter von 66 Jahren. Als ein ſcharfſinniger Kunſtkenner und gelehrter Mineralog gehörte er zu den ausgezeichnetſten Männern der franzöſiſchen Hauptſtadt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sein Charakter war heiter, wohlwollend und geſellig; was auch J. J. Rouſſeau in ſeinen Bekenntniſſen, nicht aus Übelwollen, ſondern aus Vorurtheil und Irrthum gegen ihn anführen mag. Die Rolle, welche er zu ſeiner Zeit in den höhern Cirkeln von Paris ſpielte, war von Bedeutung, indem er einem Kreiſe von geiſtreichen Männern zum Vereinigungspunkte diente, und auf die Verhältniſſe derſelben einwirkte. Um die Naturgeſchichte und Chemie erwarb er ſich nicht unwichtige Verdienſte, beſonders durch Überſetzung mehrerer deutſchen Werke ins Franzöſiſche. Er bearbeitete für die Encyclopädie eine Menge naturhiſtoriſcher, politiſcher und philoſophiſcher Artikel; auch wird ihm das Système de la nature zugeſchrieben, ein Werk, in welchem der Atheismus zum Princip gemacht iſt. Noch größer waren vielleicht die Verdienſte, die er ſich, rathend, helfend, fördernd, um Andere erwarb. Seine geſelligen Talente werden von denen, die ihn kannten, ungemein erhoben. Er verſtand die Kunſt, ſich mit großer Beſtimmtheit, Klarheit und Anmuth mitzutheilen. Seinen Reichthum betrachtete er nur als Mittel, das Gute und Schöne ſchneller und ſicherer zu befördern, und die Art, wie er dabei verfuhr, machte ihn nur noch liebenswürdiger und ließ ihn ſeinen Zweck um ſo ſicherer erreichen.

Holbein (Hans), gleich berühmt als Mahler und Formſchneider, ward geboren 1498 (nach Andern 1495) zu Augsburg. Er lernte ſeine Kunſt bei ſeinem Vater, Johann Holbein, einem guten Mahler. Von früher Jugend an gab der Sohn Beweiſe von Kunſttalent, mahlte in Miniatur, mit Waſſerfarben und in Öl, Porträts und hiſtoriſche Gegenſtände ſo gut, daß er ſchon im Jünglingsalter ſich Ruhm erwarb. Um dieſe Zeit zog ſein Vater nach Baſel, wo der junge Holbein eine wichtige Bekanntſchaft an dem berühmten Erasmus machte, der ſich eben daſelbſt aufhielt, um ſeine Werke drucken zu laſſen. Er mahlte den berühmten Gelehrten, und verfer-

tigte die bekannten Holzſchnitte zu deſſen Lob der Narrheit. Beide befreundeten ſich mehr und mehr, und als Holbeins Leben von einer böſen Frau verkürzt zu werden bedroht war, gab Erasmus ihm den Rath, nach England zu gehen und ein Empfehlungsſchreiben an den Kanzler Morus dahin. Willig nahm dieſer ihn in ſein Haus auf, wo er ihn gegen drei Jahre beſchäftigte. Nach dieſer Zeit lud Morus den König Heinrich VIII. zu ſich, und hing alle Gemählde Holbeins in einer Halle gut geordnet auf. Der König, überraſcht und entzückt von dem Anblick, rief aus: Lebt der Künſtler noch, und iſt er für Geld zu haben? Morus ſtellte denſelben vor, der König nahm ihn in ſeine Dienſte, und belohnte ihn reichlich. Wie ſehr er die Verdienſte deſſelben ſchätzte, beweiſ't die Antwort, die er einem Lord gab: Ich kann aus ſieben Bauern ſieben Lords machen, aber keinen Mahler Holbein. Der Künſtler ſtrebte aber auch mit allen Kräften, ſich ſolcher Gnade würdig zu beweiſen. Seine Porträts athmen Geiſt und Leben, ſeine hiſtoriſchen Darſtellungen zeichnen ſich durch erhabnen Ausdruck aus. Seine Ideen ſind gut geordnet, die Ausführung vollendet. Die Fehler der altdeutſchen Schule, Trockenheit und Härte, vermied er glücklich, hat ſchöne Formen, ein lebhaftes Colorit, weiche Gewänder und Figuren bis zur Täuſchung herausgearbeitet. Die Leidensgeſchichte Chriſti, den Leichnam deſſelben, eine heilige Familie und einige Köpfe rechnet man zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten. Seine meiſten Gemählde ſind zu Baſel, Venedig und London. Nicht aber bloß als Mahler, ſondern auch als Formſchneider zeichnete ſich Holbein höchſt vortheilhaft aus, ja er dürfte leicht der größte Künſtler im Formſchneiden genannt werden. Auch dieſe Kunſt übte er ſehr frühzeitig aus; ſchon in ſeinem 16. Jahre ſchnitt er in Holz und gab bis zu ſeiner Abreiſe nach England 1526 eine anſehnliche Sammlung kleiner Holzſchnitte heraus. Die vortreffliche Ausführung derſelben verſchaffte ihm viel Arbeit in dieſer Art. Nachdem er eine große Anzahl hiſtoriſcher Stücke gemahlt hatte, zeichnete er dieſelben ins Kleine und ſchnitt ſie in Holz. Dies that er auch mit ſeinem zu Baſel gemahlten berühmten Todtentanze, wovon die Originalzeichnungen auf der baſeler Stadtbibliothek aufbewahrt werden. Die Holzſchnitte davon ſind ein Meiſterſtück ſeiner Kunſt. (Man hat davon viele Ausgaben.) Auch ſeinen zu Baſel gemahlten Bauerntanz ſchnitt er in Holz, und dieſe Blätter haben ſich ſehr ſelten gemacht. Von einer Folge von 90 kleinen Blättern, welche hiſtoriſche Gegenſtände aus dem alten Teſtament vorſtellen, iſt die beſte Ausgabe zu Lyon 1539 bei den Gebrüdern Melchior und Caspar Trechſel erſchienen. Wahrſcheinlich ſind dieſe noch vor dem Todtentanze verfertigt, denn ſie ſind minder vollkommen als jener; die Figuren ſind zu kurz, und haben gezwungene und übertriebene Stellungen. Holbein ſtarb zu London 1554 an der Peſt. Wenzel Hollar (ein Kupferſtecher aus Prag, geb. 1607, geſt. 1677, ein Schüler Merians) hat 61 Blätter nach ihm geſtochen. Von ſeinem Todtentanze hatte Papillon eine ausführliche Beſchreibung geliefert. Über ſein Leben ſ. den erſten Band von Füßly's Geſchichte der beſten Künſtler in der Schweiz. dd.

Holberg (Ludwig, Freiherr von), dieſer Schöpfer der neuern däniſchen Literatur und Volksſchriftſteller in dem Sinne, wie es Cervantes bei den Spaniern, Moliere bei den Franzoſen, Shakſpeare bei den Engländern iſt, war 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Er verlor ſeinen Vater, den ein Zug der Tapferkeit vom ge-

meinen Soldaten zum Oberſten befördert hatte, in ſeiner Jugend ſchon; es konnte daher auf ſeine Erziehung und erſte Ausbildung wenig verwendet werden. In Copenhagen ſtudirte er 1702 Theologie und fremde Sprachen, und nahm nachher verſchiedne Hofmeiſterſtellen an. Durch die Lectüre von Reiſebeſchreibungen wurde eine große Reiſeluſt in ihm geweckt. Sein erſter Ausflug war nach Amſterdam. Trotz ſeiner bedrängten Umſtände und ob er gleich oft in Noth kam, gelang es ihm doch nach und nach, England, Deutſchland, Frankreich und Italien zu beſuchen. Nach der Beendigung ſeiner Reiſen kehrte er nach Copenhagen zurück, wo er noch ein Paar Jahre lang als Sprachmeiſter in dürftigen Umſtänden leben mußte. 1718 erhielt er endlich eine Profeſſur der Metaphyſik; 1720 wurde er Conſiſtorialaſſeſſor und Profeſſor der Beredſamkeit. Seine Lage war dadurch ſehr verbeſſert. Bis dahin hatte ſich Holberg faſt nur der Jurisprudenz, der Geſchichte und dem Sprachſtudium gewidmet, und bis zum 30. Jahre keinen Vers gemacht. Jetzt erſt verſuchte ſich ſein bewegliches Talent zum erſtenmal in der Satire, in welcher Anfangs Juvenal ihm als Muſter vorſchwebte. Dieſe Verſuche gelangen, und er ſchrieb nun ſein groſes heroiſch-komiſches Gedicht in Jamben, den „Peder Paars." Durch dieſe national-däniſche Satire begründete Holberg ſeinen Ruhm nicht nur unter ſeinen Landsleuten, ſondern auch im Auslande, da dieſe Satire in mehrere Sprachen überſetzt wurde. Ein Zufall brachte ihn nun darauf, für die Bühne zu arbeiten, und hier war es nun vorzüglich, wo ſich ſein groſes Talent als Luſtſpieldichter entwickelte, und wo er den eigentlichen Wirkungskreis für daſſelbe gefunden hatte. Er ſchrieb mit groſer Leichtigkeit und ſchnell hinter einander 24 Luſtſpiele, die ſämmtlich großen Beifall erhielten, und wodurch er im eigentlichen Sinne Stifter der komiſchen Bühne der Dänen wurde. Auch ſichern die lebendige, kräftige Laune, der gediegene Scherz und die originellen Charaktere ſeiner Luſtſpiele ihm überhaupt auf immer in der kleinen Reihe echter Luſtſpieldichter unter den Neuern einen der ehrenvollſten Plätze. War auch vieles nur auf ſeine Zeit und die damalige Culturſtufe ſeines Volks berechnet, ſo zeigt es doch von dem wahren und echt komiſchen Charakter ſeiner Stücke, daß ſie noch immer gern geſehen und geleſen werden, da einer der erſten Dichter Dänemarks in jetziger Zeit, Baggeſen, eine Bearbeitung derſelben, den jetzigen Culturfortſchritten und der Ausbildung der däniſchen Sprache angemeſſen, unternommen hat. Nicht minder als ſein Peder Paars und ſeine Luſtſpiele machte ihn ſein ſatiriſch-humoriſtiſcher Roman: Nicolaus Klimms unterirdiſche Reiſe berühmt. Derſelbe iſt in lateiniſcher Sprache geſchrieben, wurde aber gleich nach ſeiner Erſcheinung in ſieben Sprachen überſetzt, zuletzt däniſch von Baggeſen 1789, und deutſch von Mylius 1788. Seine Epiſteln, Fabeln und Epigramme ſind ebenfalls geſchätzt, und nicht minder ſeine hiſtoriſchen Werke, die er unter Chriſtian VI. ſchrieb, welcher der Poeſie und den Vergnügungen nicht ſehr günſtig war; doch Holberg wußte ſich in die Zeit zu finden. Durch alle dieſe Arbeiten erwarb ſich Holberg groſes Anſehn und große Reichthümer, und 1747 wurde er vom Könige in den Freiherrnſtand erhoben. Er ſtarb 1754 und vermachte den bedeutendſten Theil ſeines Vermögens der Ritterakademie zu Sorde. Holberg war ſeinem Charakter nach Engländer, ſeinem Geſchmack und ſeiner Bildung nach Franzoſe; er war immer mit Auswahl gekleidet, ſtets munter und fein in ſeinen Scherzen.

In ſeiner Lebensweiſe war er äußerſt mäßig. Eine ſeiner Eigenheiten war auch, daß er gern mit Frauen umging; er fand ihre Unterhaltung treffender und natürlicher, als die der Männer.

Holkar, der Geſchlechtsname eines der mächtigſten Maratten-Fürſten, deſſen Länder im weſtlichen Hindoſtan nördlich von Punah liegen. Malarow-Holkar, der Große, gründete nach manchem blutigen Abenteuer, durch Kriegsmuth und Staatsklugheit, dieſes Herrſcherhaus, welches, verbunden mit Scindiah, einem andern Marattenfürſten, nördlich vom Nerbuddaſtrome, dem Hauptſitze der räuberiſchen Pindarees, den Engländern lange Zeit trotzigen Widerſtand leiſtete, und die Unzufriedenen aus der Kriegerkaſte, welche in dem brittiſchen Indien nicht mehr wie ehemals vom Raube und der Unterdrückung der Hindus leben durften, unter ſeinen Fahnen verſammelte. Malarow's Nachfolger, Jeswaul-Row-Holkar, Subah von Malwa, beſoldete 50,000 Mann berittene Krieger und 50,000 Mann zu Fuß; allein innere Zwietracht und ein Krieg mit dem Scindiah ſchwächten ſeine Macht. Im Jahr 1803 griff er den Peiſchwab, das Oberhaupt des Marattenbundes, an. Als dieſer hierauf bei dem brittiſchen Statthalter in Bombay Hülfe ſuchte, miſchten ſich ſofort die Britten in die innern Händel der Maratten und ſchwächten alle Fürſten dieſes Bundes, indem ſie dem Peiſchwah Beiſtand leiſteten. Holkar wurde nach einem tapfern Widerſtande beſiegt und mußte in den Friedensſchlüſſen vom 24. Dec. 1805 und vom 2. Febr. 1806 mehrere Provinzen an die brittiſche Compagnie abtreten, wodurch er alle Verbindung mit dem Meere und mit dem Auslande verlor. Indeß dauerten die räuberiſchen Unternehmungen der Pindarees gegen das brittiſche Gebiet fort; ſie wurden insgeheim vom Holkar und vom Scindiah unterſtützt, und als im Jahr 1817 der Peiſchwah ſelbſt, durch ſeinen Miniſter, einen allgemeinen Krieg des weſtlichen Marattenbundes gegen die Britten erregte, traten auch Scindiah und der junge Holkar, deſſen Mutter die Regentſchaft führte, unter die Waffen. Aber der Marſch einer brittiſchen Armee unter dem Generalgouverneur, Marquis von Haſtings (Lord Moira), brachte den Scindiah ſo außer Faſſung, daß er einen neuen Bundesvertrag unterzeichnete, durch welchen er mehrere feſte Plätze als Bürgſchaft ſeiner Treue an die Britten abtrat. Die Mutter des jungen Molhar-Row-Holkar rückte zwar wie eine Amazone an der Spitze ihrer Armee vor, um ſich mit dem Peiſchwah zu vereinigen; doch die Niederlage dieſes Fürſten veranlaßte auch ſie, um Friede zu bitten. Der junge Prinz befand ſich damals mit ſeinen Miniſtern bei einem andern Heer; und die Miniſter wagten, gegen die Befehle der verwittweten Fürſtin, eine Schlacht, deren Verluſt das Schickſal Holkars entſchied. Denn bald nach dem Siege, welchen der Generallieutenant Hislop d. 21. Dec. 1817 über ſein Heer erkämpft hatte, mußte er den 31. Dec. zu Mackindpoor den Subjectionsvertrag unterzeichnen, den ihm die Sieger vorſchrieben. Als nun auch der Rajah von Berar gefangen und bald nachher der Peiſchwah ſelbſt gänzlich beſiegt war, ließ der Marquis von Haſtings die Waffenplätze der Pindarees am Nerbudda angreifen. Ihre Haufen wurden zerſtreut. Sie verloren Gepäck, Elephanten und Canonen; ihre Anführer baten um Gnade; der Peiſchwah wurde abgeſetzt und der zwölfjährige Holkar der oſtindiſchen Compagnie zur Erziehung überliefert. Von den 78 Laks Rupien Einkünfte (gegen 8 Mill. Gulden), die der Holkar hatte, ſind ihm 12 zu ſeinem Unterhalt und ſeinem Hofſtaate beſtimmt. Übri-

gens muß er ein engliſches Truppencorps in ſeinen Staaten (daſſelbe iſt auch der Fall bei den übrigen Marattenfürſten) unterhalten, eine Feſtung abtreten und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in ſeine Dienſte nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha=Rajah=Molhar, Row=Holkar (d. i. großer König Molhar, von dem Geſchlecht der Fürſten Holkar). Nach dieſem Vertrage und nach Vernichtung der Macht des Peiſchwah kann man den marattiſchen Fürſtenbund als aufgelöſ't anſehen, und ganz Indien iſt gegenwärtig im Jahr 1818, mit Ausnahme der Provinzen, die dem König von Cabul gehören, der Gewalt der brittiſch oſtindiſchen Compagnie unterworfen.

Holland (Lord Henry Richard Fox), ein ausgezeichnetes Mitglied der Oppoſition im brittiſchen Parlamente, iſt der Neffe des berühmten Fox und geboren im Nov. 1773. Er verlor ſeine Ältern frühzeitig, ſtudirte in Oxford, beſuchte dann Frankreich und hielt ſich mehrere Jahre in Italien auf. Im J. 1796 begleitete er eine ſchöne Brittin nach Rom und kehrte mit ihr nach England zurück, wo der Mann derſelben auf die Scheidung klagte und Lord Holland 6000 Pf. St. Entſchädigung an ihn zahlen mußte. Im Parlamente ſprach er gegen den Krieg mit Frankreich, gegen die neuen Taxen und gegen die Vereinigung Irlands mit England. Er drang auf eine Reform der Parlamentswahl und widerſprach nachdrücklich im J. 1799 der vierten, von Pitt durchgeſetzten Suſpenſion der Habeas=Corpusacte, ſo wie den Beſchränkungen der Preßfreiheit; dagegen drang er auf den Abſchluß eines Friedens mit Frankreich. Nach dem Frieden von Amiens begab er ſich, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, mit ſeiner Familie nach Barcelona und kehrte erſt im Dec. 1804 über Liſſabon nach England zurück. Im Mai 1805 erhob er ſich gegen Lord Melville's Verwaltung des Seeweſens und proteſtirte gegen das Urtheil des Parlaments, welches dieſen Miniſter freiſprach. Im Mai 1803 unterſtützte er lebhaft das Emancipationsgeſuch der irländiſchen Catholiken; im Juli d. J. ſchlug er vor, Spanien gegen Napoleons Uſurpation kräftigen Beiſtand zu leiſten. Im J. 1810 widerſetzte er ſich, obwohl vergebens, der Mehrheit, welche nach Lord Liverpools Meinung, den Prinz=Regenten in der Ausübung der königlichen Vorrechte beſchränkte. Den 27. Juni 1814 unterſtützte er die Motion des Lords Grenville gegen den Friedensartikel, welcher Frankreich den Sklavenhandel noch fünf Jahre lang geſtattete. Im Juni 1816 ſprach er mit Erfolg für die Sache der Neger in der Colonialverwaltung und drang darauf, daß die Regierung ſowohl als die anglikaniſche Kirche die Unterweiſung der Negerſklaven im Chriſtenthum thätiger als bisher befördern ſollten. Im Febr. 1817 widerſetzte er ſich abermals, jedoch ohne Erfolg, der von den Miniſtern verlangten Suſpenſion der Habeas=Corpusacte. Bei dem Hochverrathsprozeß gegen Watſon, Thiſtlewood, Preſton und Hooper im Juni d. J. war er, als Mitglied des Oberhauſes, bei den Sitzungen des Kingsbench zugegen. Als darauf im März 1818 Graf Montolon und Santini, im Auftrag von Buonaparte, über die Härte der Einſchränkungen des gefangenen Exkaiſers vor dem Parlamente ſchriftlich Beſchwerde geführt hatten, verlangte Lord Holland die Vorlegung aller von St. Helena angekommenen Papiere; allein ſeine Motion ward auf die vom Grafen Bathurſt gegebenen Erläuterungen, daß jene Beſchwerden faſt ſämmtlich ungegründet, die getroffenen Einſchränkungen des Gefangenen aber nothwendig wären, verworfen. Außer mehrern politiſchen Flug=

ſchriften und Gedichten hat Lord Holland eine Nachricht von dem Leben und den Schriften des Lopez Felix de Vega Carpio 1806 (2. A. Lond. 1817, 2 B.) geſchrieben, und drei Luſtſpiele aus dem Spaniſchen 1807 überſetzt. Auch hat er die von Fox, ſeinem Oheim, hinterlaſſene Geſchichte der erſten Regierunsjahre Jacobs II. herausgegeben, und mit einer Lobſchrift auf den Verfaſſer begleitet. Im October 1816 ließ er ſich von Rom koſtbare Kunſtwerke kommen. Er iſt mit Miß Vaſſal, der einzigen Tochter eines reichen Eigenthümers in Weſtindien, vermählt.

Holland ſ. Niederlande (Königreich der)

Holländer, ein nach holländiſcher Art eingerichtetes Mühlwerk in den Papiermühlen, welches die Lumpen vermittelſt einer mit eiſernen Schienen beſchlagenen Walze vollkommener zermalmt und reinigt, als es durch Stampfen geſchehen kann. — Holländerei, ein auf holländiſche Art eingerichtetes Landgut, wo die Hauptwirthſchaft in Viehzucht beſteht. Oft verſteht man aber auch nur diejenigen Gebäude und Anſtalten auf einem Gute darunter, wo man die Milch zu Butter und zu Käſe verarbeitet. Der Name kommt daher, weil ausgewanderte Holländer ſich zuerſt ein beſonderes Geſchäft daraus machten, den Gutsbeſitzern ihr Vieh abzupachteu.

Holländiſche Literatur und Sprache ſ. Niederländiſche Literatur und Sprache.

Holländiſche Schule, ſ. Niederländiſche Schule.

Hölle, von hohl und Höhle, bedeutet urſprünglich einen hohlen, verborgenen und verſteckten Ort. Beſonders führt dieſen Namen der gemeiniglich enge und dunkle Raum zwiſchen dem Ofen und der Wand in den Häuſern gemeiner Leute. Danach wird dieſes Wort auch von den unterſten, tiefſten Räumen der Erde im Gegenſatze des Himmels gebraucht. So wie ſich der Menſch das Göttliche, das Reine und Vollkommene als über ſich und die Erde erhaben, als im Himmel und im Lichte wohnend, denkt, ſo verſetzt er das Ungöttliche, das Unreine und Schlechte in die Tiefe, in den Abgrund, in die Nacht und Finſterniß, und daher iſt es gekommen, daß man ſich den Wohnort der böſen Geiſter als ein unterirdiſches, entweder in den innern nächtlichen Schlünden der Erde, oder in den Tiefen, über welche die Erde ſchwebt, befindliches Behältniß vorgeſtellt und die Hölle genannt hat.

Höllenſtein oder Silberätzſtein, lapis infernalis, causticum lonare (Chirurgie), beſteht aus den ſalpeterſauern Silbercryſtallen, aus welchen man durch die Schmelzung ihr Cryſtallwaſſer verjagt hat. Die Silbercryſtallen ſchießen aus der Silberauflöſung in Salpeterſäure abgeraucht von ſelbſt an. Der fertige Höllenſtein iſt ſchwarzbraun von Farbe, höchſt ätzend und ſcharf, beſteht inwendig aus kleinen Nadeln oder Strahlen, die aus dem Mittelpunkte nach der Oberfläche zulaufen, wird an der Luft etwas feucht und löſ't ſich ganz im Waſſer auf. Soll der Höllenſtein gut ſeyn, ſo muß er aus reinem Capellenſilber bereitet werden; denn der kupferhaltige ſieht grünlich aus und zerfließt ſehr leicht an der Luft. Man braucht ihn in der Chirurgie zum Wegnehmen des wilden Fleiſches. X.

Holm bedeutet im Niederdeutſchen einmal einen Hügel, dann eine kleine Inſel, beſonders in einem Fluſſe, See ꝛc. Dieſe Bedeutung hat es auch in dem Namen Bornholm, Stockholm. Dann ein Platz auf einer ſolchen kleinen Inſel, und in weiterer Bedeutung

überhaupt ein Platz an der Küſte, wo man Schiffe baut, daher ein Schiffsholm ſo viel als ein Schiffswerft.

Holſtein, ein Herzogthum, gränzt im Norden an die Eyder und den holſteiniſchen Canal, durch welche es von Schleswig getrennt wird, im Oſten geht es an die Oſtſee und an das Herzogthum Lauenburg, gegen Süden und Weſten wird es zuerſt durch die Elbe vom Königreiche Hanover getrennt, und darauf von der Nordſee beſpült. Die Ausdehnung von Oſten nach Weſten iſt um einige Meilen größer, als die von Norden nach Süden, und der Flächeninhalt iſt 153 Q. Meilen. Die Lage zu den Meeren läßt es als Theil einer Halbinſel betrachten, und was gewöhnlich bei Halbinſeln Statt findet, trifft ſich auch hier, nämlich ein Höhenzug, ein Theil der großen Verbindung zwiſchen dem Rieſengebirge und den Kyölen, durchzieht es, und zwar von Süden nach Norden, wodurch das Land 2 Hauptſenkungen erhält, indem es an einer Seite zur Elbe und Nordſee, und an der andern Seite zur Oſtſee abdacht. Dieſe Abdachungen unterſcheiden ſich weſentlich von einander. Die zur Elbe und Nordſee iſt ſanfter abſteigend und größer, als die andere, auch werden hier mehrere Flußgebiete gebildet, von denen die größten zum Elbgebiete gehören, und folgende ſind: das der Alſter, der Pinnau, der Krükau und der Stör. Die Senkung zur Oſtſee iſt dagegen hügelichter, und nur 2 gebildete Flußgebiete verdienen Erwähnung, das der Schwentine und der Trave. Aber deſto mehr Seegebiethe bilden ſich hier, von denen die größten vom Plöner und Selenter See ſind. Hier in der öſtlichen Senkung gibt es manche reizende Gegenden; beſonders lieblich ſind die Umgebungen von Plön, Eutin und Kiel. Der Boden iſt bis auf den mittlern Rücken und einige Strecken der andern Abdachungshöhen durchaus fruchtbar, vorzugsweiſe findet dieſes Statt bei den Marſchländern an der Elbe und Nordſee, welche 4 Meilen unterhalb Hamburg anfangen, und ſich bis zur Breite von 2 Meilen ausdehnen. Aber auch ein großer Theil des Bodens der öſtlichen Abdachung iſt jetzt dieſen Marſchgegenden gleichzuſetzen, welches vorzüglich durchs Mergeln bewirkt iſt. An Mineralien iſt das Land ſehr arm, und man kann dahin nur Salz rechnen, welches aus einer Quelle gewonnen wird, ſo wie Kalk, welchen ein im Land iſolirt liegender Berg liefert. Metalle findet man gar nicht, welches auch eben nicht zu erwarten iſt, da der Flotz faſt nirgends zu Tage ausgeht. Deſto wichtiger ſind die Producte des Pflanzen- und Thierreiches in dieſem Lande, die Folge des fruchtbaren Bodens. Getraide iſt faſt immer im Überfluß, und aus dem Thierreiche ſind die ſchönen Pferde im Auslande rühmlichſt bekannt. Kunſtproducte werden im Lande zwar hier und da erzeugt, doch iſt dieſes von keinem Belang, und es muß von dieſer Seite vieles eingeführt werden, ja, da es dem Lande an Metallen fehlt, ſo ſind auch dieſe roh ein Gegenſtand der Einfuhr, wie denn auch Colonial-Waaren und Weine zu den Inporten gehören. Exportirt wird dagegen aus dem Pflanzenreiche vorzüglich Getraide, und aus dem Thierreiche beſonders Pferde und Rindvieh. Die Aus- und Einfuhr der Waaren iſt wegen der Lage an 2 Meeren leicht, und könnte wohl durch Anlegung von Canälen im Lande noch mehr erleichtert werden. Vorzüglich wichtig für den Verbrauch der holſteiniſchen Producte iſt das angränzende Hamburg. Hier findet der holſteiniſche Bauer leichten und vortheilhaften Abſatz ſeines Rindviehs, von welchem jede Woche der Markt voll iſt, wie denn auch Butter und Torf wichtige Artikel

ſind, die aus dem Holſteiniſchen nach Hamburg gehen. Als Handelsplätze, vorzüglich für den Umtauſch der Waaren, ſind Kiel an einem Buſen der Oſtſee, und Neuſtadt, ebenfalls an der Oſtſee, ſo wie Glückſtadt an der Elbe, und vor allem Altona zu merken. Seit der franzöſiſchen Revolution iſt der Werth der Exporten im Durchſchnitt viel größer geweſen, als der der Inporten, und trotz der feindlichen Invaſion und des Druckes in den letzten Jahren gehört es keinesweges zu den Seltenheiten, reiche holſteiniſche Bauern zu finden. Auch die Theilnahme an dem grönländiſchen Robben- und Wallfiſchfange, wozu die Ausrüſtung vorzugsweiſe in Glückſtadt geſchieht, verſchafft vielen Holſteinern Unterhalt und manchen reichlichen Gewinn. Überhaupt iſt Holſtein ein glückliches Land zu nennen, dem es nicht leicht an den nothwendigen Lebensbedürfniſſen fehlen kann, und das gemeiniglich Überfluß hat. Für die geiſtige Bildung der Jugend gibt es im Lande manche Anſtalten. So ſind in Glückſtadt, Altona und Kiel Vorbereitungsſchulen zur gelehrten Bildung, und in Kiel iſt eine im Jahr 1665 geſtiftete Univerſität, woſelbſt auch oft Ausländer ſtudiren, obgleich noch häufiger Holſteiner auswärtige deutſche Univerſitäten beſuchen. Sehr großen Nutzen für die allgemeine Volksbildung ſtiftet auch das im Jahre 1780 errichtete Schullehrerſeminar in Kiel; — und wenn auch hier noch Manches zu wünſchen übrig bleibt, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß vieles geſchehen iſt. Die Geſammtzahl der Bewohner dieſes Landes beträgt nach einer Zählung vom Jahre 1771, ungefähr 2000 auf die Q. Meile, nämlich 310,000 Köpfe, welche in 14 Städten, 23 Flecken, und 486 Dörfern leben. Daß die Städte überhaupt von keiner bedeutenden Größe ſeyn werden, läßt ſich erwarten, da kein Ort, — Altona ausgenommen — mit außereuropiſchen Ländern in unmittelbaren Handelsverbindungen ſtehet, die Aus- und Einfuhr auf mehrere Örter vertheilt iſt, und endlich Fabriken und Manufacturen im Lande unbedeutend ſind. Die wichtigſten holſteiniſchen Städte ſind: Altona; Glückſtadt, die Hauptſtadt des Landes, liegt an der Elbe, und am Flüßchen Stien, der hier einen ziemlich guten Hafen bildet. Die Stadt hat 4500 Einwohner und war ſonſt eine wichtige Feſtung, iſt aber jetzt geſchleift. Hier iſt, wie ſchon erwähnt, der Sitz der Landesregierung; Rendsburg an der Eyder, wo der holſteiniſche Canal, der den kieler Hafen mit der Eyder verbindet, aufhört, iſt eine wichtige Feſtung mit 4000 Einwohnern; Kiel, an einem Buſen der Oſtſee, der einen ſehr guten Hafen bildet, hat 7000 Einwohner. Beſonders wichtig iſt ein hier im Januar Statt findender Markt der kieler Umſchlag genannt. Die übrigen Städte ſind ſehr unbedutend, als: Segeberg, wo ein Kalkberg iſt, Oldesloe, wo Salzquellen ſind, Plön, Eutin, Itzehoe, Wilſter ꝛc. ꝛc. Die Regierung des Landes iſt in den Händen des Königs von Dänemark, und zum Behufe der beſonderen Juſtizverwaltung iſt das ganze Land, mit Ausnahme der adeligen Beſitzungen, in 21 Ämter und Landſchaften getheilt, und nach der verſchiedenen Größe iſt theils in jedem Amte ein oberſter Gerichtsverwalter, der den Titel Amtmann hat, theils ſind auch mehrere Ämter zu einer Gerichtsbarkeit gehörig. Rechtsſachen, welche in dieſen Gerichtshöfen nicht entſchieden werden, gehen dann an das obere Juſtizcollegium oder Obergericht zu Glückſtadt, und demnächſt nöthigenfalls an den König. Die herrſchende Religion iſt die evangeliſch-lutheriſche, jedoch mit großer Duldung anderer Religionsparteien, und in Hinſicht kirchlicher Ordnung iſt das Land in 8 Propſteien getheilt. In jeder

Propſtei iſt ein Conſiſtorium oder geiſtliches Gericht, welches von mehreren Predigern der Propſtei unter dem Vorſitze des Propſtes gebildet wird, und zum Forum deſſelben gehörige Sachen entſcheidet. Von hier aus appelliret man an das Ober-Conſiſtorium in Glückſtadt, welchen Titel das Obergericht unter dem Beyſitze der Prediger zu Glückſtadt und des General-Superintendenten erhält. So wie in jeder Propſtei der Propſt, führt der General-Superintendent die allgemeine Aufſicht über die Kirchen und Schulen des Landes und beſucht ſolche theilweiſe jährlich. — Holſteins älteſte Geſchichte iſt dunkel. Carl der Große bezwang die Einwohner dieſes Landes, damals Nordalbingen genannt, die Sachſen, und verſetzte über 10,000 Familien derſelben jenſeits des Rheins nach Flandern, Brabant und Holland. Kaiſer Lothar machte Holſtein und Stormarn zu einer Grafſchaft und belehnte damit im Jahr 1106 den Grafen Adolph I. zu Schauenburg, deſſen Sohn, Adolph II., auch Wagrien damit vereinte. Beide waren Lehnsträger der Herzoge von Sachſen. Nach mancherlei Beſitzern kam das Land im Jahre 1460 unter Chriſtian I., König von Dänemark, der es vom Kaiſer Friedrich III. (1474) zu einem Herzogthum erheben ließ. Die Enkel Chriſtians I., König Chriſtian III. und Herzog Adolph, wurden die Stifter der beiden holſteiniſchen Hauptlinien — der königlichen, von welcher die Nebenlinien, Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg und Holſtein-Beck, ſo wie die ausgeſtorbenen, Glücksburg und Plön abſtammten, — und der herzoglichen, Holſtein-Gottorp, von welcher letzteren die jetzigen Regenten in Rußland und Schweden und das herzogliche Haus Oldenburg abſtammen. Die Streitigkeiten, welche zwiſchen Dänemark und dem herzoglich gottorpiſchen Hauſe geweſen waren, wurden im Jahr 1773 dadurch geendigt, daß der Großfürſt, nachmaliger Kaiſer Paul I. von Rußland, ſeinen Antheil an Holſtein dem König von Dänemark gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt überließ. Dieſe letztern wurden im Jahr 1777 zum Herzogthum Holſtein-Oldenburg erhoben, und von Paul I. der jüngern gottorpiſchen Linie, die jetzt wieder im Beſitze deſſelben iſt, überlaſſen. Am 19ten December 1804 wurde in dieſem Lande die Leibeigenſchaft aufgehoben. Als durch den Rheinbund die deutſche Reichsverfaſſung im Auguſt 1806 ganz aufgelöſ't worden war, vereinigte der König von Dänemark das ganze Herzogthum Holſtein den 9ten September 1806 mit dem Königreiche Dänemark, und hob die ſtändiſche Verfaſſung auf. Die Maßregeln, welche in der großen europäiſchen Kriſis von 1813 der König von Dänemark ergriff, indem er ſich zur Partei Napoleons ſchlug, zogen den Krieg auch nach Holſtein. Unter dem General Wallmoden hatte bis zur Schlacht von Leipzig das Obſervations-Corps der Niederelbe gegen die mit Davouſt vereinigte Macht der Dänen operirt. Nach der Schlacht von Leipzig aber kam der Kronprinz von Schweden mit einem Theile der Nordarmee, und Davouſt ſah ſich genöthigt, ſein Lager bei Ratzeburg zu verlaſſen, aus ſeiner Poſition an der Stecknitz herauszugehen, und ſich auf Hamburg zu beſchränken. Am 7ten December ſetzte ſich die Armee unter dem Kronprinzen gegen das Innere von Holſtein in Marſch, und ſchon am 9ten ging der Vortrab unter Tettenborn über die Eyder. Die däniſchen Truppen wurden zurückgedrängt, die Feſtungen Friedrichsort und Glückſtadt gingen mit einer großen Anzahl Geſchütz durch Capitulation über, und ganz Holſtein wurde von den verbündeten ſchwediſchen und ruſſiſchen Truppen beſetzt. Nach einem kurzen Waffenſtillſtande

wurde der Friede zwiſchen Dänemark und Schweden nebſt deſſen Alliirten am 14ten Januar 1814 zu Kiel geſchloſſen, Holſtein ſelbſt aber erſt ſpäter von den ruſſiſchen Truppen geräumt. Im Jahre 1815 trat der König von Dänemark dem deutſchen Bunde wegen des Herzogthums Holſtein bei, und erhielt für daſſelbe bei dem Bundestage eine Stimme, mit welcher ſpäter die Stimme wegen Lauenburg vereinigt wurde. Holſtein wurde dadurch wieder in Verbindung mit Deutſchland geſetzt, und eine ſtändiſche Verfaſſung ſollte der Bundesacte gemäß eingeführt werden.

Hölty (Ludwig Heinrich Chriſtoph). Dieſer echt lyriſche Dichter, vorzüglich in der Elegie und Idylle ausgezeichnet, war zu Marienſee bei Hannover 1748 geboren, wo ſein Vater Prediger war. Als Knabe war er munter und wißbegierig, liebreich und gefällig. Der Verluſt ſeiner Mutter aber und die Blattern, die ihn in ſeinem neunten Jahre entſtellten, raubten ihm dieſe natürliche Munterkeit. Dazu wirkte auch wohl ſein angeſtrengtes Studiren, welches er oft bis in die tiefſte Nacht fortſetzte. Früh entwickelte ſich ſein Hang zum Schauerlichen, eben ſo früh das Talent der poetiſchen Darſtellung. 1765 ſchickte ihn ſein Vater auf die Schule in Zelle, wo er drei Jahre blieb, und 1769 nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren. Er ſtudirte gewiſſenhaft, ohne jedoch die Lectüre der Alten und Neuern und ſeine Poeſie darüber zu vergeſſen. Schon ſeit 1769 hatte er den Ruf eines geiſtreichen Jünglings erlangt; daher nahm ihn auch Käſtner in ſeine deutſche Geſellſchaft auf. In der Folge machte er Bürgers und Millers Bekanntſchaft; ſpäter lernte er Voß, Boje, Overbeck, Hahn, Leiſewitz, Cramer und die Grafen Stolberg kennen. In dieſem traulichen Kreiſe fühlte Hölty ſich glücklich. Seine liebſten Unterhaltungen waren bouts rimés oder gemeinſchaftliche Parodien. Die beſten Gedichte Hölty's, ſelbſt in der Gattung, die ihm eigen war, ſind aus der Zeit, wo jene Freunde ſich um ihn verſammelten, und ihn durch geiſtige Unterhaltung vielfach aufregten. Noch mehr ſcheint dieſer Einfluß ſich zu zeigen in Hinſicht ſeiner Balladen, wovon die Nonne und Adelſtan und Röschen in dem von Bürger wiedererweckten Geiſte der Ballade geſchrieben ſind. Noch mehr Neigung empfand er zur ſchauervollen Romanze. Ungern mochte er ſich von ſeinen Freunden und Göttingen trennen. Um länger bleiben zu können, ſuchte er ſich einen Freitiſch und eine Stelle im philologiſchen Seminar, auch durch Unterricht und Überſetzungen einen Erwerb zu verſchaffen. Er hat verſchiedene Überſetzungen gemacht, z. B. den Kenner aus dem Engliſchen des Town, Hurds Dialogen, Shaftesbury's Charakteriſtiken. Nicht wenig ſcheint ihm auch die Liebe ſeinen Aufenthalt in Göttingen theuer und werth gemacht zu haben. Denn er lernte, wie Petrarca, eine Laura kennen (1773). Doch verſchwieg er ihr ſeine glühende Neigung. Sie wurde nachher bald verheirathet, und er mußte ſein Gefühl unterdrücken. Im Herbſte begleitete er Millern nach Leipzig. Schon damals war ſeine Geſundheit untergraben. Denn ſein angeſtrengtes Studiren hatte ſeinen reizbaren Körper ſehr geſchwächt, das ſtete Sitzen ihm ſchon längſt Hypochondrie zugezogen und den Keim zur Schwindſucht gelegt. Dazu kam 1775 ſeines Vaters Tod, welcher ihn tief rührte. Im Herbſte 1775 ging er nach Hannover, um eine kleine Nachcur zu gebrauchen; aber vergebens. Im Vorgefühl des nahen Todes dichtete er hier mehrere ſchwermüthige Elegien, und war mit der

Sammlung ſeiner Gedichte beſchäftigt. Er ſtarb auch daſelbſt, für die deutſche Poeſie viel zu früh, den 1ſten September 1776. Er war, ſagt Voß vortrefflich, ein Jüngling, deſſen Geiſt unter der Laſt eines ſiechen Körpers ſo aufſtrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poeſie unter den erſten Dichtern glänzt, der mit jedem neuen Verſuche höher zur Vollkommenheit ſtieg, und ſelbſt ſein Vollkommenſtes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er ſtellte nicht mit kalter Überlegung Gedanken und Bilder zuſammen, worüber man mit ſich einig geworden iſt, ſie ſchön zu finden. Voll warmer, allumfaſſender Liebe blickte er in die Natur umher, und ſang, was ſein Herz empfand. Überhaupt charakteriſirte ſich Hölty in ſeinen Gedichten durch Weichheit des Gefühls, das gleichſam aus der Bruſt in den Vers überfließt, und ſelbſt in der metriſchen Form mit ſanfter, kunſtloſer Grazie uns anſpricht, durch liebliche Schwärmerei und Wehmuth, Innigkeit und liebenswürdige Naivetät, durch eine ruhige und mehr ſchmückende, als erfindungsreiche Phantaſie, die in dem Kreiſe ſchmerzlichſüßer Gefühle und innerer Entzückungen weilt. Tiefe, ſtille Liebe und heißer Sinn für Freundſchaft, ſüße, wehmüthige Freude an den flüchtigen Erſcheinungen der Natur und des Lebens bilden die Hauptbeſtandtheile ſeiner Idyllen und Elegien. Seine Munterkeit beſteht nur in Einfällen, und wo er ſich daher zur Luſtigkeit zu ſtimmen pflegte, iſt ſeine Bemühung natürlich vergebens. Auch geſtand er ſelbſt ein, daß die komiſche Poeſie ſein Fach nicht ſey, lieber überlaſſe er ſich der ländlichen Poeſie und der fröhlichen, empfindungsvollen Ode; dieſe Gattung macht auch den größten Theil ſeiner Sammlung aus. In der höhern Ode ſcheint er die Engländer vor Augen gehabt zu haben; das ſanfte, elegiſche oder idylliſche Lied iſt ihm aber eigenthümlich, und nach ihm mit dieſem Glücke kaum wieder geſungen worden. Die echte Ausgabe ſeiner Gedichte wurde durch Voß und Stolberg (1783) beſorgt (zuletzt berichtigt und vermehrt durch Voß 1804). T.

Holzanbau iſt die Anwendung der durch geprüfte Erfahrungen aus den Wirkungen der Natur gefolgerten richtigen Grundſätze, nach welchen jede Holzart in möglichſt kurzer Zeit in Zuwachs und mit dem zu befriedigenden Holzbedürfniß in ein ausdauerndes gerechtes Verhältniß gebracht werden ſoll. Will man den Zweck des Holzanbaues erreichen, ſo muß man theils auf das Clima, die Lage und den Boden, nebſt ihrem Einfluß auf die Forſtwirthſchaft, theils auf die Auswahl des Bodens und Standorts für jede Holzart, und auf die Urbarmachung des Bodens Rückſicht nehmen. In Anſehung des Clima's, worin die Wälder liegen, iſt zu unterſuchen, 1. ob es warm, 2. ob es gemäßigt, 3. ob es kalt ſey. Nicht weniger wichtig iſt die Lage eines Waldes. Denn es iſt nicht für jede Holzart gleichgültig, ob ſie in der Ebene, auf Gebirgen, oder in welcher andern Lage nach der Himmelsgegend ſie angebaut wird. Dieſe wirkt immer ſtärker oder ſchwächer auf die verſchiedenen Holzarten, und hat beſonders einen großen Einfluß auf die Beſchaffenheit des Bodens. Ganz anders zeigt ſich das Wachsthum und Gedeihen der Holzarten in ebener hohen und ebener niedern Lage, als in einer ſchrägen öſtlichen, ſüdlichen, weſtlichen und mitternächtlichen Lage. Nach allen dieſen zu beachtenden Erfoderniſſen hat der Boden ſelbſt einen eben ſo großen Einfluß auf das Wachsthum der

Holzarten, weil er den Nahrungsſtoff zum Wachſen der Hölzer theils ſelbſt erzeugen, theils aufnehmen, vorbereiten, aufbewahren und endlich mittheilen muß. Die allgemeine und beſondere Kenntniß der Erdarten iſt daher bei jedem Holzanbaue vorauszuſetzen, weil ohne dieſelbe der rechte Standort für jede Holzart nie gewählt werden kann, da doch auf dieſer Wahl der Holzanbau vorzüglich mit beruht; indem das Laubholz nach ſeinen verſchiedenen Arten einen ganz andern Boden verlangt, als das Nadelholz mit ſeinen Arten. Iſt die Auswahl des Bodens und des Standorts für jede Holzart geſchehen, ſo muß nun noch vor dem wirklichen Holzanbau, beſonders vor dem künſtlichen, die Räumung und Urbarmachung des Bodens geſchehen. Denn kein Holzanbau kann gedeihen, wenn der Samen nicht im Stande iſt, auf friſchen Erdboden zu fallen, darin ſchnell zu keimen, Wurzeln in dieſem Boden zu treiben und die erfoderlichen Nahrungsſäfte zu ſeinem Wachsthum aus demſelben zu ziehen. Bei der natürlichen Beſamung iſt der Platz, worauf das Holz abgetrieben worden iſt, ſofort von dem gefällten Holz zu befreien, die Stöcke ſind auszurotten, die Löcher auszuebnen, und alles andere abzuräumen, was den ausfliegenden Samen hindern könnte, in friſchen Erdboden zu kommen. Sollte der Boden gar beraſ't ſeyn, ſo muß derſelbe wund gehauen, oder auch wohl geſtürzt und aufgelockert werden, die Beſamung mag von der Natur oder durch den Forſtmann geſchehen. Fände man den mit Holz zu beſamenden Boden endlich gar moorig und ſumpfig, ſo iſt ſolcher Boden zuvor auszutrocknen, wenn man keine Bäume und Sträucher anbauen will, die ausdrücklich viel Feuchtigkeit erfodern. Der Holzanbau ſelbſt zerfällt in den natürlichen und in den künſtlichen. So gewiß und ſicher auch der natürliche Holzanbau zum Zwecke führt, wenn wir ihn nicht in ſeinen Wirkungen hindern, ſondern vielmehr befördern, ſo iſt es dennoch oft nicht möglich, ohne den künſtlichen Anbau einen Waldgang mit Holz in Beſtand zu ſetzen. Natur und Kunſt müſſen hier meiſtentheils mit einander vereinigt werden, wenn man das vorgeſetzte Ziel ganz erreichen will. Der künſtliche Holzanban kann geſchehen a) durch Ausſtreuung oder Ausſäung des eingeſammelten Holzſamens; b) durch Verpflanzung junger, entweder in Baumſchulen erzogner, oder aus den Dickungen der Wälder genommener Holzſtämme; c) durch Steckreiſer, Setzſtangen, Wurzeln und Ableger; indeß gehört das Vermehren der Waldbäume, mit Ausnahme der ausländiſchen Holzarten, durch Ablegen, ſo wie auch durch Pfropfen, Okuliren und Copuliren mehr für den mit dieſen Bäumen und Sträuchern handelnden Forſtmann und Gärtner, als für den practiſchen Forſtmann, der ſich nur mit der Erziehung der Bäume und Sträucher zu Bau-, Nutz- und Brennholz zu beſchäftigen hat. Weitläuftiger findet man dieſen Gegenſtand beſchrieben in der Anweiſung zur Holzzucht für Förſter von G. L. Hartig u. ſ. w. 4te Aufl. Marburg, akadem. Buchhandl. 1804. 8. Vgl. Forſtweſen. X.

Holzbrand oder Feuerſchaden in Wäldern, auch Waldbrand genannt, iſt das größte Hinderniß und Verderbniß einer guten Forſtwirthſchaft, indem den Waldungen kein größerer Schade zugefügt werden kann, als durch Feuer. Sollte der Feuerſchaden auch nur ein ſogenannter Erdholzbrand ſeyn, der nur auf der Erde fortginge, ſo wird auch dieſes Feuer und der Rauch Urſache, daß die

Bäume aufhören zu wachſen, wenn ſie nicht gar abſterben. Überdies ſind die Brandplätze ſehr ſchwer wieder mit Holz in Beſtand zu bringen, und der Schaden wird dadurch noch um ſo größer. Es wird daher in jedem Staate höchſt nöthig ſeyn, die Urſachen aufzuſuchen, woraus dieſer Schaden entſtehen kann und Anſtalten dagegen zu treffen, um wenigſtens den Schaden ſo viel als möglich abzuwenden und weniger fühlbar zu machen. Die Urſachen, welche einen Waldbrand herbeiführen können, ſind theils poſitive oder vorſetzliche, theils negative oder aus Nachläſſigkeit entſprungene. Nach jenen wird das Feuer mit Vorſatz von Leuten, z. B. Holz- und Wilddieben, angelegt. Solche Waldbrände kann die beſte Forſthut nicht ganz verhindern, und nur die allerſtrengſte, öffentlich bekannt gemachte Beſtrafung eines ſolchen entdeckten Frevels kann am ſicherſten von ähnlichen Unternehmungen abſchrecken. Nächſtdem werden Waldbrände veranlaßt durch die Kohlenbrenner, Aſchenbrenner, Heidekrautabbrenner, Hirten, Holzhauer, Tabacksraucher, Vagabonden, Räuber, Diebe, Bettler und Fuhrleute; denn die von einigen behauptete Selbſtentzündung der Wälder durch die Sonnenſtrahlen iſt noch nicht erwieſen. Allein durch den Blitz kann allerdings ein Waldbrand entſtehen, deſſen Folgen man nur zu vermindern, die Entſtehung aber nicht zu verhindern im Stande iſt. Damit nun ein Waldbrand ſo ſelten als möglich oder niemals entſtehen kann, muß jede Forſtordnung darüber feſtſtehende Vorſchriften enthalten, über deren Befolgung jeder Forſtbediente die gewiſſenhafteſte und ſorgfältigſte Aufſicht zu führen hat. X.

Holzconſumtion oder **Holzverbrauch** iſt der wichtigſte Gegenſtand für den Forſtwirth, indem der nachhaltige Beſtand der Waldungen ſich darauf gründet. Die Kenntniß der Holzconſumtion bezieht ſich nicht bloß auf das Brennholz, ſondern auch auf das Nutz- und Bauholz. In Anſehung des letztern muß der Forſtwirth die Eigenſchaften des Holzes und die Gegenſtände ſelbſt genau kennen, damit er zu jedem die brauchbarſte und dauerhafteſte Holzart anweiſ't, um der Holzverſchwendung dadurch vorzubeugen und ihr Gränzen zu ſetzen. In Beziehung auf das Brennholz muß der Forſtwirth die Eigenſchaften des Holzes in Rückſicht ſeines Brennſtoffs eben ſo genau kennen, um das Verhältniß der Brennbarkeit der Holzarten nach ihren höchſten Graden und ihrer längſten Dauer der Hitze zu beſtimmen, damit zu jedem Feuerbedürfniß, z. B. für Zimmer, Küchen, Brauerei, Brennerei, Schmelzerei, Ziegelbrennerei u. ſ. w. die zweckmäßigſte und beſte Holzart verbraucht und dadurch zugleich der Holzverbrauch vermindert wird. Bei dieſen Beſtimmungen kommt es auch vorzüglich mit auf den Umſtand an, ob das Holz in oder außer der Saftzeit gehauen, und ob daſſelbe grün oder trocken verbrannt und angewendet wird. X.

Hölzerne Uhren werden insbeſondre auf dem Schwarzwalde verfertigt und bilden einen bedeutenden und intereſſanten Handelszweig für dieſe unwirthbare Gegend. Es gibt ihrer ſehr vielerlei Arten, als Schlaguhren, Repetiruhren, Guckguckuhren, aſtronomiſche Uhren und andre, die ſehr künſtlich zuſammengeſetzt ſind, als wobei ſich menſchliche Figuren bewegen u. ſ. w. Man gibt die Zahl der jährlich auf dem Schwarzwalde verfertigten Uhren, vielleicht etwas übertrieben, auf mehr als 70,000 Stück an. Viele hundert Schwarzwälder colportiren dieſe Uhren nach allen Ländern in Europa, ja bis nach Amerika, und tragen den Erwerb wieder in die Heimath. Die

Hauptniederlage dieſes Uhrenhandels iſt zu Neuſtadt im Fürſtenbergiſchen.

Holzflößen nennt man die wohlthätige und vortreffliche Einrichtung, wodurch man holzarmen Gegenden das unentbehrliche Bau-, Nutz- und Brennholz auf dem Waſſer wohlfeiler als zu Lande zuführen läßt. Das Bau- und Nutzholz wird entweder nur in einzelnen Stämmen ins Waſſer geworfen, und vom Strom abwärts getrieben, oder man legt mehrere Stämme neben einander, und verbindet ſie mit Floßband und Floßwieden zu einem feſten flachen Fahrzeug ohne Borde, womit die Flößer ſtromabwärts nach dem Orte ihrer Beſtimmung fahren. Dergleichen Fahrzeuge erhalten die Namen Bauflöße, Zimmerflöße, Langholzflöße. Auf dieſen Flößen ſchafft man auch Dielen oder Bretter, Latten, Faßdauben und anderes kleines Nutz- und Schirrholz, nebſt vielen verfertigten Holzwaaren fort. Allein das Brennholz wird in mittlern und kleinen Flößen, oder eigentlich zum Flößen erbauten Graben einzeln in das Waſſer geworfen, und heißt alsdann Scheitholzflöße; hingegen in großen Flüſſen und Strömen bringt man daſſelbe theils auf Langholzflößen, theils in Kähnen oder kleinen Booten an Ort und Stelle. Insbeſondere ſind die Flöße auf dem Rhein, die in der Gegend von Andernach, Bingen und Coblenz aus großen Baumſtämmen zuſammengeſetzt und den Rhein hinunter nach Holland, vorzüglich nach Dortrecht geflößt werden, merkwürdig. Der Werth dieſer ſehr kunſtmäßig zuſammengefügten Flöße, zu deren Direction mehrere hundert Menſchen ſich für die Zeit der Fahrt wie in einer Colonie auf demſelben anſiedeln und verpflegt werden, zu welchem Ende alle Lebensbedürfniſſe, ſogar eine Anzahl Ochſen und anderes Vieh vom Ort der Abfahrt mitgenommen werden, iſt ſehr bedeutend (oft 3 bis 400,000 Gulden) und für die Unternehmer ſehr gewinnreich, wenn ſie glücklich das Ziel ihrer Beſtimmung erreichen. So einfach auch die Erfindung der Scheitholzflößen ſcheint, ſo ſind nach dem Zeugniß der Geſchichte die Langholzflößen dennoch ältern Urſprungs, und haben die größte Ähnlichkeit mit den erſten Fahrzeugen der Alten. Als das Floßweſen in Europa völlig eingerichtet war, entſtand bald darauf im 16ten Jahrhundert als ein Ausfluß des Eigenthums der Flüſſe auch das Floßrecht oder die Floßgerechtigkeit (Jus ratium seu grutiae), worunter man das Recht verſteht, Holz ohne Schiffe durch den bloßen Lauf des Waſſers hinabzuführen. X.

Holzhandel wird in waldreichen Gegenden im Großen nur mit Vortheil auf dem Waſſer mittelſt der Flöße und Schiffe getrieben; denn der Landtransport iſt dazu zu theuer, und vermindert den Abſatz. Ein ſolcher Handel iſt der einzige Weg in holzreichen Ländern, die Nutzungen der Wälder einträglich zu machen, beſonders wenn der Landesherr vermöge des Forſtregals dieſen Handel nicht ausſchließlich treibt, ſondern alle Waldbeſitzer daran Theil nehmen läßt. Allein auf jeden Fall muß von dem Forſtdirectorium zuvor mit reifer Überlegung ein Forſtwirthſchaftsetat auf wenigſtens 150 Jahre in Anſehung des jährlichen eigenen Holzbedürfniſſes entworfen und feſtgeſetzt werden, damit es nicht zuletzt für das eigene Bedürfniß an Holz fehlt, und die Waldungen forſtwidrig angegriffen werden müſſen. Zu dieſem Handel zieht man nicht bloß die rohen, höchſtens bewaldrechteten Baumſtämme, weil dieſe Handlungsweiſe einen geringen Vortheil abwirft, ſondern man bearbeitet alles Bau- und Nutzholz aus dem

Groben dazu, ſchneidet Bretter, Latten, Schiffsplanken, Faßdauben u. ſ. w., um dadurch ſowohl den Holzpreis, als auch das Arbeitslohn und den Abgang für die Feuerung dem Staate zu gewinnen. Der ſtärkſte Holzhandel wird auf dem Rhein, dem Main, der Weſer und der Elbe getrieben. Auf den beiden erſtern Strömen ging das Holz vorzüglich nach Holland, und dieſer Handel hieß daher der Holländerhandel, auf den letztern beiden aber zogen vorzüglich die Engländer ihr Holz zum Schiffbau. Zum Glück für die deutſchen Waldungen hat ſich der Holländerhandel vermindert, und die Engländer ziehen kein Holz mehr aus Deutſchland, weil ſie es aus dem Norden von Europa und aus Oſt- und Weſtindien, ſo wie auch aus Nordamerika wohlfeiler erhalten können. X.

Holzſparkunſt beſteht im eigentlichſten Sinne darin, die Wärme oder den Wärmeſtoff aus den Körpern, die dergleichen enthalten, auf die zweckmäßigſte und vortheilhafteſte Weiſe zu entbinden, zu entwickeln oder herauszuziehen, und ihre Entweichung auf die beſtmögliche Art zu verhüten. Dieſes wird erfolgen, wenn man a) bei der Anwendung des Holzes als Feuerungsmittel nur völlig trockenes, und nach Verhältniß des Feuerungsraums gehörig klein geſägtes und geſpaltenes Holz braucht; b) ſowohl dieſes als jedes andre Feuerungsmittel durch den Zutritt der atmoſphäriſchen Luft, oder richtiger durch den zur Unterhaltung des Feuers tauglichen Theil der atmoſphäriſchen Luft, welcher die bei einem Feuer bemerkbare Wärme und Hitze aus ſich hergibt, auf die ſchnellſte und vollkommenſte Weiſe verbrennt. Allein das ſchnelle und vollkommene Verbrennen kann nur dadurch bei allen unſern Feuerungen erhalten werden, wenn man die Schornſteine, Stubenöfen, Küchenherde, Keſſelfeuerungen in Haushaltungen, Bier-, Branntweinbrennereien, Salzſiedereien u. ſ. w., die Kamine, Backöfen, Bratöfen, Bratſpießfeuer u. ſ. w. zweckmäßig erbaut. X.

Holzſchneidekunſt, Holzſchnitt (Gravure en bois). Um einen Holzſchnitt zu verfertigen, nimmt man eine glatte Holzplatte, trägt auf dieſe die Zeichnung, ſchneidet mit ſcharfen Inſtrumenten von verſchiedener Form alle Umriſſe, Schraffirungen und Züge ſo, daß die, welche ſich auf dem Papier abdrucken ſollen, erhaben ſtehen bleiben, beſtreicht ſie dann mit Ölfarbe und drückt ſie auf Papier ab. Dieſe Art von Platten hat viel Ähnliches mit den beweglichen Schriftplatten zum Bücherdruck, auf denen ſich die Flächen der Buchſtaben eben ſo wie bei jenen die Flächen der Züge abdrucken. Die Abdrücke ſelbſt nennt man Holzſchnitte. Eine beſondere Art von Holzſchnitten nennen die Italiener chiaroscuro, die Franzoſen camayeu, clair obscur, wir Hellbunkel. Dieſe druckt man mit drei und vier Holzplatten ab. Auf die erſte werden die Umriſſe gegraben, die zweite iſt für die ſtarken Schatten, die dritte und vierte für die Mitteltinten. Dieſe verſchiedene Platten machen ein Ganzes aus, und der Künſtler muß Sorge tragen, daß, wenn ſie nach einander auf daſſelbe Blatt abgedruckt werden, alles gehörig zuſammenpaſſe. Die Italiener nennen Hugo da Carpi als Erfinder dieſer Kunſt; ein alter deutſcher Meiſter aber, Johann Ulrich Pilgrim, hat ſich früher darin ausgezeichnet, und bekanntlich gab Albrecht Dürer mehrere Blätter in dieſer Art, und Lukas Cranach eins mit der Jahrzahl 1500. Die Deutſchen nennen übrigens die Holzſchneidekunſt überhaupt auch Formſchneidekunſt, wiewohl dieſe Benennung allgemeiner iſt, als jene. Der Grund liegt in der Entſtehung dieſer

Kunſt, welche ihren Urſprung von der Verfertigung der Spielkarten (die man in Deutſchland ſchon gegen 1300 hatte) ableitet, deren Formſchneiden die nämliche Behandlung erfodert. Statt der grotesken Kartenfiguren fing man an, Bilder der Heiligen zu verfertigen, dergleichen auch die Geiſtlichkeit unter ihre Verehrer austheilte. Nach dieſen in Holz geſchnittenen Heiligenbildern verfertigte man auch hiſtoriſche Gegenſtände, denen man eine ebenfalls in Holz geſchnittene Erklärung beifügte, und hiedurch entſtanden die erſten durch Holzplatten gedruckten Bücher, welche Guttenbergen nachher auf die Erfindung der Buchdruckerkunſt mit beweglichen Lettern führten. Gleich nach Erfindung dieſer Buchdruckerei bediente man ſich der Holzſchnitte zur Verzierung der Bücher. Der größte Theil der hiezu gebrauchten Formſchneider iſt uns unbekannt geblieben oder mit den Druckern verwechſelt worden; durch ihre Werke kennen wir nur Johann Schnitzer, Sebald Gallendorfer, Hans von Culmbach und Michel Wolgemut, den Lehrmeiſter Dürers. Im 16ten Jahrhunderte nahte ſich die Holzſchneidekunſt dem höchſten Grad ihrer Vollkommenheit. Viele Künſtler beſchäftigten ſich mit ihr, unter denen Hieronymus Reſch, Albrecht Dürer, Holbein, Altorfer u. A. ſich beſonders auszeichnen; viele Großen unterſtützten und ermunterten ſie. In eben dieſem Zeitraume gewann aber auch die Kupferſtecher- und Ätzkunſt an Anſehn und Vollkommenheit. Da nun dieſe viel ſchneller und mit ungleich weniger mühſamer Anſtrengung zu erlernen war, ſo fand ſie bald mehr Schüler als jene, und in dieſem Umſtand iſt wohl die erſte Urſache von dem Verfall der Holzſchneidekunſt zu ſuchen. Ungeachtet die Formſchneider es ſich ſehr angelegen ſeyn ließen, die Kupferſtecherkunſt herabzuſetzen und zu unterdrücken, ſo gelang es ihnen doch nicht, die Nebenbuhlerin, die ſich im Ausdruck des Sanften und Weichen dem Auge ſo gefällig machte, zu verdrängen, ja man vergaß, daß die Holzſchneidekunſt in der Kraft und Energie, womit ſie ihre Gegenſtände darſtellt, von der Kupferſtecherkunſt nicht erreicht wird. So wie dieſe ausgebreiteten Beifall erhielt, verminderte ſich die Anzahl der Holzſchneider. Viele von dieſen gaben ihre Kunſt auf, und beſchäftigten ſich entweder mit jener gangbarern, oder vereinigten ihre Kunſt mit der Buchdruckerei, bei welcher ſie ihre Geſchicklichkeit noch immer zeigen konnten. Als jene Künſtler nach und nach ausſtarben, wurde ihre Kunſt beinahe mit ihnen begraben, denn es war leichter, durch einen mittelmäßigen Kupferſtich, als ſelbſt durch einen gut gearbeiteten Holzſchnitt das Auge zu beſtechen. Der Umſtand jedoch, daß ſich von einem Holzſchnitt weit mehr Abdrücke machen laſſen, als von einer Kupferplatte, verhinderte den gänzlichen Untergang, bis man endlich zu Ende des 18ten und Anfang des 19ten Jahrhunderts die Holzſchneidekunſt auch in ihre äſthetiſchen Rechte wieder einzuſetzen verſuchte. Die Sueurs, Jackſon, Moretti, Canoſſa, Roger, Caron, Papillon, Beugnet, Dugoure haben ſich mit Glück in ihr verſucht, Zanetti ſuchte die Manier des Hugo da Carpi wieder einzuführen, die Gebrüder Unger und Gubitz haben ſie bis zu einem hohen Grade vervollkommnet, und in England wetteifern mit ihnen Nesbit, Branſton, Clennol und Hole auf das rühmlichſte, wie die von ihnen gemeinſchaftlich gelieferten Sinnbilder der Chriſten (Leipzig bei Brockhaus, 1818, Preis 9 Thlr.) beweiſen. dd.

Holzwaaren. Ein bedeutender deutſcher Handelszweig, womit insbeſondere von Nürnberg, Fürth, Sonnenberg (bei Coburg) und dann auch von Berchtesgaden, Ulm, Tyrol, dem ſächſiſchen Erzgebirge, auf den leipziger und frankfurter Meſſen, ſo wie nach Ita-

lien, Spanien Amerika, und den Indien über Holland und Hamburg ſehr große Geſchäfte gemacht werden, ſo unbedeutend die Artikel auch an ſich ſcheinen, und ſo geringe einzeln ihr Geldwerth iſt. Es beſtehn ſolche insbeſondre aus Kinderſpielſachen von tauſenderlei Art und Erfindung, in Schachteln, Käſten, Rahmen u. dergl.

Homann (Johann Baptiſt), berühmt als Begründer der nach ſeinem Namen benannten Landkartenofficin, war 1664 in dem mindelheimiſchen Dorfe Kamlach geboren, und von ſeinen Ältern für das Kloſter beſtimmt; dem zu entgehn, trennte er ſich von ſeinen Ältern, trat in Nürnberg zur lutheriſchen Religion über, wurde 1687 Notar, beſchäftigte ſich aber ganz beſonders mit dem Kupfer- und Landkartenſtechen. Sein Eifer für dieſe Arbeiten, die damals einem allgemeinen Bedürfniß abhalfen, ſtieg mit dem Beifall, der ihnen zu Theil ward. Im Jahr 1702 eröffnete er zu Nürnberg einen förmlichen Landkartenhandel, und lieferte nach und nach gegen 200 Karten, die ſich im Allgemeinen durch Brauchbarkeit, beſonders aber durch Wohlfeilheit auszeichneten. Dabei verfertigte er kleine Sphaeras armillares und Taſchengloben, und andre mechaniſche Kunſtwerke. Bei dieſer raſtloſen Thätigkeit brachte er ſein Inſtitut in großen Flor, und erwarb ſich die allgemeine Achtung, in deren Genuß er 1724 ſtarb. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin hatte ihn zu ihrem Mitgliede erwählt, der deutſche Kaiſer ihn mit einer goldnen Ehrenkette belohnt und ihn zu ſeinem Geographen ernannt, und der ruſſiſche Czaar Peter ihn zu ſeinem Agenten gewählt und mit Ehrenbezeigungen ausgezeichnet. Um die Beförderung des Studiums der Geographie in Deutſchland hat das Homanniſche Inſtitut, das von den Erben fortgeſetzt wurde, und noch jetzt beſteht, im Allgemeinen große und wichtige Verdienſte. In neueren Zeiten hat es durch den Wetteifer ähnlicher Anſtalten natürlich bedeutend verlieren müſſen. Zu erwarten iſt, daß es unter dem neuen Beſitzer (Hr. Chro. Franz Fembo) mit erneuter Lebenskraft aufblühen werde.

Homburg (Heſſen), eine noch blühende Nebenlinie von Heſſen-Darmſtadt (ſ. Darmſtadt). Der Landgraf Friedrich Ludwig Wilhelm Chriſtian, geb. 1748, reſidirt zu Homburg vor der Höhe, und hat außer der unmittelbaren Herrſchaft Homburg vom wiener Congreß ein Gebiet von 10,000 Unterthanen im ehemaligen Saardepartement angewieſen erhalten.

Home (Henry), als philoſophiſcher Denker und claſſiſcher Schriftſteller der Engländer, beſonders im Gebiete der Äſthetik, Moral und Religionsphiloſophie ausgezeichnet. Er ſtammte von demſelben ſchottiſchen Geſchlechte, von welchem der berühmte Skeptiker David Hume herſtammte, und ſtand zwar hinter deſſen philoſophiſchem Scharfſinn zurück, übertraf ihn aber dagegen durch Feinheit des Geſchmacks und warmes Gefühl für Schönheit. Letzteres iſt um ſo mehr zu verwundern, da er ein ſo bedeutender Geſchäftsmann war. Denn er verwaltete als ein angeſehener Rechtsgelehrter mehrere Ämter zu Edinburgh mit ſolchem Ruhme, daß er zuletzt zum königlichen Richter über Schottland erhoben wurde, und den Namen Lord Kaimes (1752) erhielt. In dieſer Zeit ſchrieb er ſein erſtes Werk: Verſuch über verſchiedene Gegenſtände der brittiſchen Alterthümer (1746), in welchem er durch Erinnerung an die Vorzeit ſeine Mitbürger zur bürgerlichen Eintracht entflammen wollte. Aber ihn beſchäftigte zugleich ein fortgeſetztes Studium der Wiſſenſchaften, namentlich der Philoſophie und der alten und neuern poetiſchen Literatur; daher auch ſeine eben ſo beſtimmte als geſchmack-

volle Darſtellung. Im Jahre 1751 erſchienen zu Edinburgh ſeine Verſuche über die Principien der Sittlichkeit und der natürlichen Religion (deutſch von Rautenberg, Braunſchweig 1768, 2 Thle. 8.), in welchen er das von den engliſchen Philoſophen vorzüglich angenommene Princip des moraliſchen Sinnes weiter verfolgte. In den darauf folgenden Schriften: Historical law (1759, 8.) und the principles of equity (1760, Fol.) ſuchte er die Principien der Philoſophie und Politik auf die Rechtswiſſenſchaft anzuwenden. Was ihn aber am meiſten berühmt gemacht hat, ſind ſeine Elements of criticism (1762, 3 Vol. 8. und öfter; Deutſch: Grundſätze der Kritik, von Meinhard, Leipzig 1765, und in mehrern Auflagen). Das Werk enthält freilich nur eine Summe von pſychologiſchen Beobachtungen über das Schöne in Beziehung auf die Gemüthskräfte, durch welche wir daſſelbe auffaſſen und darſtellen, durch die eingewebten Beiſpiele aus engliſchen Dichtern und Schriftſtellern ſehr intereſſant vorgetragen; dagegen finden ſich nur wenige allgemeine Bemerkungen über den guten Geſchmack und die Grundſätze, von welchen die Kritik ausgehen ſoll, am Schluſſe des Werks; ja der Geſchmack ſelbſt wird weniger ſeiner Natur nach und in Beziehung auf das Schöne unterſucht, als vielmehr mit dem geſunden Menſchenverſtande verglichen und dadurch vorausgeſetzt. Aber auch in dieſe Gränzen eingeſchränkt, hat das Werk noch ſo viel Werth, daß es mit Recht als eine vollſtändigere, wenngleich mehr pſychologiſche als philoſophiſche Theorie des Geſchmacks im Geiſte ſeines Zeitalters und der philoſophiſchen Schule in England anzuſehen iſt, erworben hat. Auch bei den Deutſchen hat es lange Zeit als Richtſchnur gegolten. Neben ſeinen übrigen Werken, welche wir hier übergehen, verdienen auch ſeine Sketches on the history of man (London 1774, 2 Vol. 4. Deutſch: Entwürfe zu einer Geſchichte des Menſchen, Leipzig 1775 und 1783, 2 Bde. 8.), womit er ſeine literariſche Laufbahn ſchloß, einer günſtigen Erwähnung. Er ſtarb 1782. T.

Homer, Homeriden. Sehr wenig iſt es, was wir von dem Leben des berühmteſten aller Dichter wiſſen, und auch das Wenige iſt höchſt unſicher. Nach der gewöhnlichen Sage war ſein Vater Mäon, ſeine Mutter Kritheïs, und er ward, als ein Kind der Liebe, am Fluſſe Meles unfern Smyrna geboren. Daher wurde er nach ſeinem Vater der Mäonide, nach der Stelle ſeiner Geburt Meleſigenes (der am Meles Geborne) genannt. Andere geben ihm den Mentor, der Pylier König, zum Vater, und Klimene oder Themiſto aus Cypern zur Mutter. Ungewiß, wie ſeine Ältern, iſt aber auch ſein Geburtsort. Bekanntlich ſtritten ſich im Alterthum ſieben Städte um die Ehre, Homers Geburtsort zu ſeyn: Smyrna, Kolophon, Chios, Argos, Athen, Rhodos und Salamis, ſtatt deren zwei letzten Andere Kumä und Pylos nennen. Sucht man in ſeinen Gedichten Auskunft über ſeinen Geburtsort, ſo liefern dieſe manchen Beweis, daß er in Kleinaſien, wahrſcheinlich Ionien, oder auf einer der nahe gelegnen Inſeln gelebt habe (ſ. Wood über das Originalgenie Homers, S. 32 — 60); nach dem Hymnus auf Apollon, den auch Thucydides anführt, auf Chios. Smyrna dürfte indeß das Meiſte für ſich haben. Fragt man nun weiter: wann Homer gelebt? ſo begegnet uns dieſelbe Unſicherheit, denn es iſt nicht entſchieden, ob er im zehnten, neunten oder achten Jahrhundert vor Chr. Geb. gelebt. Die mittlere Angabe iſt die wahr-

ſcheinlichere. (S. Mannert Geographie der Griechen und Römer 6, 456.) Bei ſolcher Ungewißheit über die Entſtehung und das Zeitalter des Dichters iſt es aber wohl nicht zu verwundern, wenn nun auch von ſeinen Schickſalen nur wenig bekannt iſt. Man nennt als ſeine Lehrer den Phemios und Pronapides, nach einer ſpäten, unverbürgten Biographie. Die vielen Reiſen, die er, nicht bloß durch Griechenland, ſondern auch durch Phönicien und Ägypten gemacht haben ſoll, dürften wohl bloß aus der Erd- und Schiffahrtskunde in ſeinen Gedichten gefolgert ſeyn. Wäre er wirklich blind gewesen, wie man erzählt (Pauſan. 5, 33), ſo wäre er doch gewiß nicht blind geboren, denn ein Blindgeborner hätte ſolche Schilderungen von ſichtbaren Gegenſtänden, wie wir in den Homeriſchen Gedichten finden, nie entwerfen können (Cic. Tusc. Qu. 5, 39). Nicht aber bloß zu einem Blinden, ſondern bald zu einem blinden Schulmeiſter, bald gar zu einem blinden Bettler hat man ihn machen wollen, der aus Armuth ſein Brot mit Abſingen ſeiner Lieder vor den Thüren verdienen mußte (Pauſan. 2, 33). Dieſe Nachricht iſt gegen alles, was wir von den alten Aöden der Griechen und ihrem Zuſtande wiſſen. Wenn nicht reich und mächtig, waren ſie doch ſehr angeſehen und geehrt, bei Opfern und Feſten, in Verſammlungen der Bürger und den Paläſten der Fürſten gleich willkommen. War daher Homer, wie es wahrſcheinlich iſt, ſolch ein umherwandernder Sänger, ſo war er doch gewiß kein Bettler, und Schulmeiſter in einem ganz andern Sinne, als wir damit zu verbinden pflegen. Von ſeinem Tod iſt eben ſo wenig etwas Zuverläſſiges bekannt. Sein Grabmal will der Graf Paſch von Krienen auf der alten Inſel Ios, einer der Sporaden, gefunden haben. Breve descrizione dell' Arcipelago e specialmente del sepolcro d' Omero, Livorno 1775, 8. Björnſtahl Briefe auf ſeinen ausländiſchen Reiſen 2, 469.) So wenig alſo wiſſen wir von Homer! Wie aber, wenn gar ein Homer niemals exiſtirt hätte? Wir wollen bei dem, was bereits Hedelin d'Aubignac und Perault hierüber geſagt haben, nicht verweilen, können aber nicht umhin, der Genealogie des Hiſtorikers Charax bei Suidas (ed. Küster 2, 682) zu gedenken. Nach dieſer ſtammt unſer Dichter im vierzehnten Gliede von einem thraciſchen Sänger; der Name von Mutter, Vater und Großvater haben Beziehung auf Poeſie: wie alſo, wenn in dieſer Genealogie eine Geſchichte der Poeſie läge, die von Thrazien über Theſſalien nach Griechenland, und von da nach Kleinaſien kam? Homer wäre dann, wie auch Ilgens Scharfſinn aus dem Namen entwickelte (in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Hymnen Homers) eine Geſammtſtimme der Geſangesvorwelt, ein Vereiniger der Geſänge. Der Name Homer würde auf dieſe Weiſe zu einem Collectivnamen, und deutete eine ioniſche Sängerſchule an, in der man die Poeſie zugleich fortpflanzte und erlernte. (S. Fr. Schlegels Geſchichte der Poeſie der Griechen, S. 155, über das Wie? S. 69—79.) Auf ſolche Weiſe dürften ſich die widerſprechenden Nachrichten von Homer entwirren laſſen. Beſtimmtere Auskunft darüber geben vielleicht die Gedichte ſelbſt, die wir unter dem Namen Homers beſitzen. Vierundzwanzig werden uns genannt, die wir nicht mehr beſitzen. Ohne dieſe verlornen aber weiter zu berückſichtigen, halten wir uns bloß an die noch vorhandnen: Ilias, Odyſſee, Batrachomyomachie, Hymnen und Epigramme. Hier hat die Kritik entſchieden, daß nicht alles dem Homer könne zugeſchrieben werden. Der Fröſche- und

Mäuſekrieg, dieſes komiſche Epos, iſt offenbar nichts anders als ein, und zwar nicht eben mißlungener, Verſuch, die Ilias und Odyſſee zu traveſtiren, und verräth durch Darſtellung, Sprache und neuere Sitten ein ungleich jüngeres Zeitalter als das Homeriſche. Die Hymnen, meiſt zur Gattung der epiſchen gehörig, und von den Orphiſchen weſentlich verſchieden, zum Theil nur Bruchſtücke alter cykliſcher Geſänge und Proömien der Rhapſoden, ſind von genauerer Kritik ebenfalls in ein jüngeres Zeitalter herabgeſetzt und dem ioniſchen Sänger abgeſprochen worden. Es blieben alſo, da die Epigramme von keinem Gewichte ſind, nur die zwei großen epiſchen Gedichte, Ilias und Odyſſee, übrig, aus denen wir über Homer urtheilen können. Um zwei Mittelpunkte vereinigte ſich hier die Maſſe, der Sage und des Geſanges. Die eine iſt ein großes gemeinſames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwieſpalt, der Ruhm des Tapferſten; der andere die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandteſten Klugheit, wie ihr endlich die erſchwerte Heimkehr dennoch gelingt. Schon die Alten fühlten, daß die Odyſſee in einem andern Geiſte gedichtet ſey als die Ilias, welche viel mehr Erhabenheit hat. Auch die Darſtellung in beiden iſt verſchieden. In der Ilias ſind oft in Einem Geſange vierzig Gleichniſſe, während die ganze Odyſſee nur zwanzig enthält. Longin (C. 33.) handelt ausführlich von dem Unterſchied der Ilias und Odyſſee, und ihm zufolge hat man den Sänger der Ilias mit der aufgehenden, den Sänger der Odyſſee mit der untergehenden Sonne verglichen. Die in der Odyſſee häufig vorkommenden Klagen ſollen Beleg zur Behauptung des Alters ſeyn. Alexandriniſche Grammatiker dagegen behaupteten, beide Gedichte ſeyen nicht von Einem Verfaſſer. Dieſe Grammatiker erhielten daher den beſondern Namen Chorizonten, d. i. die Trennenden, wovon in den alten Scholien und Commentaren des Euſtathius mehrere unverkennbare Spuren vorkommen. Gewiß iſt es, daß in der Odyſſee andere Worte, Begriffe und Mythologie vorkommen. Was in der Ilias Iris, verrichtet Hermes in der Odyſſee. Kein Gott und keine Göttin ſind in beiden Gedichten ganz dieſelben; die Geſtalten haben ſich verändert. Auch der Olymp, die Begriffe vom Reich der Schatten, das Coſtume der Götter in ihrem Umgange mit den Menſchen ſind anders; Lebensart, Sitten, ſittliche Begriffe, Kunſt und Kenntniſſe der Menſchen fortgerückt. Die Vermuthung, daß beide Gedichte weder Einem Verfaſſer, noch Einem Zeitalter angehören, liegt demnach nahe genug und kann nicht als grundlos verworfen werden. Wolf in ſeinen Prolegomenen zu Homer ging aber noch weiter und behauptete, daß weder die ganze Ilias, noch die ganze Odyſſee einen Verfaſſer haben, ſondern daß jede urſprünglich eine Reihe von mehrern Sängern fortgeſetzter Geſänge ſey. Die Beweiſe für dieſe Behauptung ſind folgende: Zur Zeit Homers war die Schreibkunſt, wenn auch erfunden, doch nicht in allgemeinem Gebrauch. Wenn aber Homer nicht ſchreiben konnte, ſo konnte es ihm auch nicht einfallen, Werke von ſolchem Umfang zu dichten. Die Griechen waren auch zur Zeit Homers noch nicht ſo cultivirt, als zur Abfaſſung eines ſo kunſtvollen Ganzen erfoderlich geweſen wäre: denn iſt dieſes gleich, zumal in der Ilias, nicht ſo vollkommen organiſirt, als man öfters gemeint hat, ſo iſt ſie doch auf jeden Fall eine ſehr künſtliche Compoſition, und die Odyſſee in dieſer Hinſicht noch weit vollendeter. Zudem findet man aber auch in dieſen Gedichten ſelbſt manche Ungleichheit, beſonders zwiſchen den erſtern und letztern Geſängen. In der Ilias

enthalten Geſ. 19—22 Merkmale eines neuen, gegen die vorhergehenden Geſänge fremden Tons und Charakters in Denkweiſe und Sprache. Vom achten Buch der Ilias an bemerkt man Reſte von Kitt, wodurch die Rhapſodien verbunden wurden. Zur Zeit Homers endlich war die Sprache noch nicht ſo vollkommen und grammatiſch gebildet als ſie in beiden Gedichten erſcheint, und nach Hermann (edit. Orph. p. 687) iſt ſich auch die Metrik nicht gleich, indem zwiſchen dem 13. und 23. Geſange z. B. ſich in dieſer Hinſicht ein ſehr bedeutender Unterſchied zeigt. Das Reſultat aller dieſer Forſchungen nun iſt, daß keins dieſer beiden Gedichte weder von einem Verfaſſer noch aus einer Zeit ſey. Man kann mehrere kleine Ganze darin unterſcheiden; wie denn z. B. Geſang 7, 8, 9 eine Rhapſodie ausmachen: die Siege Hectors. Andere Stücke machen eben ſolche Ganze, manche derſelben ſind offenbar, und zum Theil auch ſchon von dem Alterthume anerkannte ſpätere Einſchiebſel, z. B. das Schiffsverzeichniß, die Wettſpiele u. a. m. Es fragt ſich nun, wie aus dieſen an ſich verſchiedenen kleinern Ganzen endlich zwei große wurden? Jahrhunderte lang erhielten ſich dieſe Stücke durch den Geſang der Rhapſoden (daher ſie Rhapſodien hießen), und waren die Lieblingsgeſänge der ioniſchen Griechen. Lykurg brachte, etwa ein Menſchenalter nach Homer, von ſeinen Reiſen nach Creta und Aſien die erſte Sage von den Homeriſchen Gedichten in das griechiſche Mutterland. Drei Jahrhunderte ſpäter fingen die Piſiſtratiden an, die Werke Homers zu ſammeln, und veranſtalteten, daß ſie alljährlich an dem Feſte der Panathenäen von den Rhapſoden öffentlich vorgeleſen wurden. Nach ihrer ſchriftlichen Bezeichnung und Zuſammenordnung wurden ſie nun zu mehreren Malen überarbeitet, ergänzt, fortgeführt und erhielten zuletzt durch die Bemühungen der alexandriniſchen Kritiker die Geſtalt, aus welcher ſich der gegenwärtige Text gebildet hat. (Man ſ. die hiebei zu unterſcheidenden Perioden bei Wolf, S. 22. fg. u. vgl. Schlegel a. a. O. S. 175 — 178.) Die hiebei thätigen Gelehrten hießen Diaſkeuaſten, d. i. Zubereiter, welche auch das Ganze in 24 Geſänge nach den Buchſtaben des Alphabets abtheilten, was ebenfalls auf eine ſpätere Zeit deutet, indem es früher nur ſechzehn Buchſtaben gab. (S. Griechiſche Sprache und Schrift.) Vor dieſen Diaſkeuaſten darf man demnach keine Ilias und Odyſſee annehmen. Schwerlich alſo haben dieſe ihre urſprüngliche Geſtalt, indem auch bei der treueſten Überlieferung in einem ſo langen Zeitraum allmählige Abweichungen unvermeidlich ſcheinen. Dieſe wurden noch größer durch die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesarten, und das Verwerfen einzelner Stellen war ſo häufig, daß wohl auch Bücher dagegen geſchrieben wurden. (Schol. Ven. ad I, 424.) Nicht aber bloß einzelne Stellen, ſondern ganze Rhapſodien erklärte die Kritik für unecht. Aus dieſem allen urtheile man nun ſelbſt, wie viel wir von dem urſprünglichen Homer wiſſen können und haben mögen. Die ſogenannten Homeriſchen Werke erſcheinen zum großen Theile als zuſammengefügte Bruchſtücke mehrerer Verfaſſer, und der eine Homer verwandelt ſich in mehrere Homeriden, d. h. in Sänger aus derſelben ioniſchen Schule (ſ. Griechiſche Literatur), aus welcher Homer ſelbſt hervorging, oder der er wohl gar ſelbſt vorſtand. Homeriden aber, gleichſam Abkömmlinge Homers, werden dieſe Sänger mit Recht genannt, weil ihre Geiſter das Gepräge der ſchönen moraliſchen und äſthetiſchen Form Homers des Meiſters der ioniſchen epiſchen Sängerſchule, an ſich tragen. Wenn wir nun dennoch von Homeriſchen Gedichten reden,

ſo geſchieht es theils nur aus Gewohnheit, theils weil man annehmen kann, daß von dem wirklichen Homer, deſſen Exiſtenz wir doch nicht geradezu abläugnen mögen, der Grund zu dieſen Gedichten gelegt und vielleicht auch der größere Theil gegeben ſey. Wie dem aber ſey, dieſe ganze kritiſche Anſicht (die an Harles, Voß, Wiedeburg, Waſſenbergh, Ste. Croix, Mannert, Hug, Bouterweck, Schloſſer — ſ. deſſen Homer und die Homeriden, Hamburg, 1798 — u. A. auch ihre Gegner gefunden hat, ohne doch völlig widerlegt worden zu ſeyn), ſpricht den Homeriſchen Gedichten nur den Charakter kunſtgerechter Epopöien ab, in denen eine urſprüngliche künſtleriſche Einheit, mit ſtrenger Unterordnung aller einzelnen Theile unter einen alles in dem Gedicht umfaſſenden Plan, das Ganze beſtimmt, und es ſieht demnach eigentlich mit nichts mißlich aus, als mit den Regeln, welche gewiſſe Äſthetiker aus jenem vermeinten Ganzen ableiteten. Eine dem Epos fremdartige, mechaniſche und dramatiſche Einheit hat man ihm aufgedrungen, welche füglich in der Homeriſchen Poeſie wegfallen kann, ohne daß ſie ihren poetiſchen Werth und ſelbſt die echt epiſche Form verlöre. Ungeachtet hier keine einfache, untheilbare Handlung iſt, ſondern eine Mehrheit des Dargeſtellten, welche Vermehrbarkeit und Verminderung zuläßt; ſo iſt doch Handlung überhaupt das Leben der Homeriſchen Poeſie. Nirgend iſt Darſtellung des Ruhenden oder ſogenanntes poetiſches Gemählde, alles iſt in beſtändigem Fluß, in bewegendem Fortſchritt, es wird vor unſern Augen. Aber nicht jeder Ausdruck des Handelns verträgt ſich mit epiſcher Form; ein leidenſchaftliches Handeln griffe in das lyriſche und dramatiſche Gebiet. Homers Helden mögen daher von den gewaltigſten Leidenſchaften bewegt werden, die Darſtellung davon erſcheint ſtets leidenſchaftlos. Was der Dichter erzählt, muß jedem fühlenden Herzen Theilnahme einflößen, er ſelbſt aber tritt nie mit der ſeinigen hervor, zeigt weder Neigung noch Abneigung. Ganz in ſeinen Gegenſtand verſunken, verliert er ſich in ihm, und in dem Grade, wie ſeine Subjectivität untergeht, tritt die Objectivität reiner hervor. Deßhalb thut er keiner ſeiner Perſonen Unrecht. Selbſt Grieche, intereſſirt er ſich doch ungemein für die Troer und ſtellt ihr Gutes mit höchſter Unparteilichkeit ins Licht. So bleibt er immer in Ruhe, feſſelt uns überall an eine lebendige Gegenwart und hält uns feſt. Hier iſt nichts die Aufmerkſamkeit auf einen letzten Effect Spannendes. Gleichmäßige Entfaltung im ſtetigen Fortſchritt iſt der Charakter des Homeriſchen Epos. Mit Recht rühmt Herder von Homer: „Die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenſtände ſeiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feſte Umriß jeder ſeiner Züge in jeder Perſon ſeiner unſterblichen Gemählde, die unangeſtrengte ſanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, die Charaktere ſieht, und ihre Tugenden und Laſter, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, ſie ſind es, die in der Geſchichte der Menſchheit den Homer zum einzigen ſeiner Art und der Unſterblichkeit würdig machen." Das Große liegt bei Homer in den Ideen, nicht im Ausdruck, der ſich nie ungewöhnlich erhebt. Seine Darſtellung charakteriſirt ſich durch die treueſte Anſchauung und ſinnlichſte Wahrheit, iſt ſchlicht und einfach wie die Natur, hat aber bei aller dieſer Einfachheit zugleich die ſinnlichſte Mannichfaltigkeit. (S. Garve's Abhandlung I, 103.) Jeder Gegenſtand hat ſeinen eigenthümlichen Ton und Farbe. Und wie abwechſelnd ſind die Scenen, wie mannichfaltig die Charaktere, wie reich die Gemählde, wie aus-

geführt das Detail ohne Künſtelei und Ängſtlichkeit! Hätte man die Gedichte Homers ſtets nur mit natürlichem Sinn, mit reinem Natur- und Kunſtgefühl geleſen, wie anders würde das Urtheil über ſie ausgefallen ſeyn, wie viel unnöthigen Theorienkram würde man ſich erſpart haben! Faſt überall aber ſuchten die Äſthetiker die Schönheit dieſer Poeſie und das Weſen des Epos in der Einheit, Künſtlichkeit, Ökonomie, dem Gebrauch des Wunderbaren und der Maſchinen, woran Homer gewiß nicht dachte, in der Einmiſchung des Himmels in die Erde, in einer Encyclopädie alles Wiſſenswürdigen, und wer weiß worin noch, nur eben da nicht, wo es wirklich lag. Das Beſte hat hierüber A. W. Schlegel geſagt in ſeiner Recenſion von Göthe's Hermann und Dorothea, und nicht ohne vielfache Belehrung wird man leſen, was Herder, zuerſt in den Briefen zur Beförderung der Humanität, über die Humanität Homers ſchrieb. Das deutſche Publicum hat das Glück, Ilias und Odyſſee in einer vortrefflichen Überſetzung von J. H. Voß zu beſitzen, welche alle vorhergehenden, zum Theil ſehr ſchätzbaren, Verſuche von Damm, Küttner, Bodmer, Stolberg, Bürger u. A. weit hinter ſich gelaſſen hat, und welche ganz vollkommen ſeyn würde, wenn ſie auch die Homeriſche Einfalt völlig erreicht hätte. (Der Scholiaſt zum deutſchen Homer, des erſten und letzten Bandes erſtes und letztes Stück. Jahr VI der Voßiſchen Sprachumwälzung. 1798. — Von Radloff. —) Den Froſch- und Mäuſekrieg haben mit ungleichem Erfolg überſetzt Damm, Willamov, Piper, Leo v. Seckendorf, Eſchen; die Hymnen Stolberg, und zum Theil Seckendorf und Eſchen. Von den Ausgaben nennen wir bloß die von Clarke und Erneſti, von Wolf, Porſon und Heyne; von der Batrachomyomachie haben wir einzelne Ausgaben von Schier und Borheck, von den Hymnen von Ilgen, Matthiä und Hermann. Zur Erklärung des Homer iſt ſo viel geſchrieben, daß die bloßen Titel ein eignes Buch füllen könnten. Was Blackwell, Wood, de Boſch, Köppen, Goeß, Seidenſtücker, Grobdeck, Drück, Seybold, Schlegel, Jeniſch, Schelle u. A. über Homer überhaupt oder einzelne Gedichte oder auch nur Einzelnes in dieſen Gedichten geſchrieben haben, verdient Beachtung. Zur Einführung in den Zeitgeiſt Homers beſitzen wir Feiths Homeriſche Alterthümer, de Marées Verſuch über die Cultur der Griechen zur Zeit Homers, Halbkarts Homeriſche Pſychologie; mehrere Schriften über Moral und Theologie Homers von Heyne, Harles, Delbrück, Hermann, Voß, Wagner, ſo wie über die Geographie Homers Werke von Schönemann, Schlichthorſt, A. W. Schlegel und Voß. Selbſt über Medicin, Mineralogie und überhaupt Encyclopädie Homers fehlt es nicht an eigenen Schriften. Statt aller dieſer nennen wir nur Ein Werk noch, welches den Freunden der Homeriſchen Dichtungen gleich viel Vergnügen als Belehrung gibt: Homer nach Antiken gezeichnet von W. Tiſchbein, mit Erklärungen von Heyne. dd.

Homilie, die älteſte und den Bedürfniſſen des größeren Publicums angemeſſenſte Predigtgattung, iſt ein analytiſcher Religionsvortrag über den bibliſchen Text, deſſen Inhalt er mit ſeinem Ideengange Schritt vor Schritt verfolgt. Die Homilie macht entweder 1. den Text ſelbſt zum Thema, und bringt, ohne ſich an eine ſtreng logiſche Coordination der Theile zu binden, die einzelnen Gedanken, Situationen und Bilder derſelben, wie er ſie gibt, nach einander zur Sprache, um ſie zur religiöſen Belehrung und Erbauung der

Zuhörer anzuwenden; oder ſie faßt 2. die einzelnen religiöſen Momente des Textes unter einen allgemeinen practiſchen Hauptgedanken, dem ſie ſich füglich ſubordiniren laſſen, zuſammen, und behandelt ſie als Theile des den ganzen Text reflectirenden Thema's, mit unmittelbarer Anwendung auf die religiöſen Bedürfniſſe der Zuhörer. Die Predigten der ältern Kirchenlehrer waren nur Erklärungen vorgeleſener oder recitirter Bibelabſchnitte mit eingeflochtenen Ermahnungen, und weil man dieſe Vorträge ſeit dem vierten Jahrhunderte Homilien (aus dem Griech.), d. i. Unterhaltungen, Geſpräche, nannte, erhielt auch die wiſſenſchaftliche Anweiſung, chriſtliche Religionsvorträge oder Predigten abzufaſſen und zu halten, den Namen Homiletik. T.

Hommel, dieſen Namen führt eine alte und angeſehene ſächſiſche Familie, welche durch mehrere große Rechtsgelehrte berühmt geworden iſt. Am meiſten ausgezeichnet unter ihnen ſind: 1. Ferdinand Auguſt, geboren zu Leipzig 1691, ſtudirte ſeit 1713 Philoſophie und Jurisprudenz, letztere auch zu Halle, wo er auch 1719 Doctor der Rechte wurde. Darauf eröffnete er in Leipzig ſeine juriſtiſchen Vorträge mit großem Beifall, welche er mit einer thätigen Praxis verband, wurde Beiſitzer des Schöppenſtuhls, bald darauf öffentlicher Profeſſor des Rechts und Appellationsrath, und ſtarb 1766. Er war ein eben ſo vortrefflicher Lehrer als practiſcher Rechtsgelehrter. Seine Schriften zeugen von mannichfaltiger Gelehrſamkeit; beſonders aber verband er Philoſophie mit Jurisprudenz. Vorzüglich hat er ſich um die Referirkunſt verdient gemacht durch ſeine Anleitung, gerichtliche Acten geſchickt zu extrahiren und eine Sentenz darüber abzufaſſen (6te Aufl. Halle, 1795, 8.). Sein Andenken hat J. A. Erneſti gefeiert: Memoria D. Ferd. Aug. Hommelii (Opusc. orator. nov. Vol. Lips. 1791.) Er ſah mit Vergnügen, wie ſein noch berühmterer Sohn, 2. Carl Ferdinand, beſtändiger Decan und Ordinarius derſelben Facultät wurde (1763), in welcher er ſelbſt wegen körperlicher Schwäche ſeinen dritten Platz behielt. Carl Ferdinand war zu Leipzig 1722 geboren, ſtudirte früher Medicin, vertauſchte aber dieſe Wiſſenſchaft bald mit der Jurisprudenz, welche er unter ſeines Vaters Anleitung in Leipzig und in Halle ſtudirte, wurde 1744 Doctor, 1750 öffentlicher Lehrer der Rechte zu Leipzig, 1756 ordentlicher Profeſſor der Decretalen, in dem genannten Jahre erſter Lehrer dieſer Wiſſenſchaft, churſächſiſcher wirklicher Hof- und Juſtizrath u. ſ. w., und ſtarb 1781, eben ſo angeſehen als begütert. Er verfolgte die ruhmvolle Bahn ſeines Vaters; ja er übertraf ihn noch, denn er war eben ſo einheimiſch in der theoretiſchen als in der practiſchen Rechtsgelehrſamkeit, bearbeitete alle Theile derſelben mit Scharfſinn und Gründlichkeit, und gehörte zu den erſten Rechtsgelehrten neuerer Zeit, welche in die Behandlung ihrer Wiſſenſchaft Geiſt und Leben brachten, und alle Art von Barbarei und Pedantismus aus dem Kreiſe derſelben zu verdrängen ſuchten. Hieher gehört nicht nur, daß er mehrere Gegenſtände der philoſophiſchen Rechtslehre in ſeinen Schriften bearbeitete, ſondern auch das Poſitive mit ſeltenem philoſophiſchen Scharfſinn behandelte, und daher beſonders zur Verbreitung einer menſchlichern, und dem Geiſte der Zeit angemeßnern Anſicht des Criminalrechts ſowohl in ſeinen Schriften als in ſeinem umfaſſenden Lehr- und Geſchäftskreiſe thätig wirkte; ferner nicht nur in

ſeinen Werken, ſelbſt in denen, welche die Literatur der Jurisprudenz betreffen, einen bei ſolcher Gelehrſamkeit ſeltenen Witz überall beurkundet, ſondern auch eine reinere zweckmäßigere und geſchmackvollere Schreibart in den deutſchen Gerichten einzuführen ſuchte, wozu er ſelbſt durch mehrere in deutſcher Sprache verfaßte juriſtiſche Werke das Muſter aufſtellte. Übrigens ſetzte er die Jurisprudenz auch mit Kritik, Geſchichte, Alterthumskunde und aller Art der Gelehrſamkeit in vielſeitige Verbindung, wovon z. B. ſeine Bibliotheca juris Rabbinica et Saracenorum Arabica, ſeine Jurisprudentia numismatibus illustrata, und ſeine mannichfaltigen akademiſchen Schriften zeugen. Unter ſeinen zahlreichen Schriften ſind vorzüglich ausgezeichnet ſein deutſcher Flavius, d. i. Anleitung, ſowohl bei bürgerlichen als peinlichen Fällen Urtheile abzufaſſen (4te Ausgabe, vermehrt und verbeſſert von D. E. F. Klein, Bayreuth, 2 Bde. 1800, 8.), Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc. Vol. VII. Edit. IV. Lips. 1783—1787, 4., wovon der ſiebente Band, von Rößig herausgegeben, das Leben Hommels enthält; ferner ſeine Überſetzung des Beccaria von Verbrechen und Strafen nebſt Anmerkungen, Breslau, 1778, 8., ſein Buch (unter dem angenommenen Namen Alexander von Joch) über Belohnungen und Strafen nach türkiſchen Geſetzen, 2te Ausg. 1772, ſeine Oblectamenta juris feudalis, Lips. 1755, 4. T.

Homocentriſch, was einerlei Mittelpunkt hat. Zwei Kreiſe ſind homocentriſch, wenn ſie aus einerlei Mittelpunkt gezogen ſind.

Homogen, ſ. Heterogen.

Hompeſch (Ferdinand Freiherr von), letzter Großmeiſter des Johanniterordens, war 1744 zu Düſſeldorf geboren, kam in ſeinem zwölften Jahre nach Malta, wo er Page des Großmeiſters ward, ſich nach und nach bis zum Großkreuz emporſchwang, und fünf und zwanzig Jahre lang Miniſter des wiener Hofs bei ſeinem Orden war, und wurde 1797 durch den überwiegenden Einfluß der bayeriſchen Zunge zum Großmeiſter gewählt. Er war der erſte Deutſche, der dieſe Würde bekleidete. Als Bonaparte im Juni 1798 auf ſeiner Fahrt nach Ägypten auf Malta landete, wurden ihm von dem Commandanten Bosredon alle Feſtungswerke mittelſt einer verrätheriſchen Capitulation, um die Hompeſch nicht einmal befragt worden war, übergeben. Der Großmeiſter ſah ſich mit der rückſichtsloſeſten Härte von dem übermüthigen Sieger behandelt, mußte Zeuge ſeyn, wie man allenthalben und ſelbſt in ſeinem Palaſt die Wappen und Zeichen des Ordens vernichtete, und ward am dritten Tage nach der Übergabe nach Trieſt eingeſchifft. Man zahlte ihm 100,000 Thaler für ſein Silbergeräth, und verſprach ihm eine gleiche Summe als Jahrgehalt, die er aber nie bekommen. Nach ſeiner Ankunft in Trieſt proteſtirte Hompeſch gegen die von ihm nicht geſchloßne, noch je gebilligte Capitulation, und legte einige Monate nachher ſeine Würde zu Gunſten Kaiſers Paul I. nieder. Er lebte ſeitdem in der Dunkelheit und großer Bedrängniß. Die Noth zwang ihn endlich, ſich nach Montpellier zu begeben und die Rückſtände der ihm verſprochnen Penſion zu fodern. Man war ihm zwei Millionen ſchuldig. Er hatte mit Mühe von dieſer Summe 15,000 Franken erhalten, als er 1803 ſtarb.

Hondekoeter (Melchior), der Sohn des ebenfalls als Mahler berühmten Egidius Hondekoeter, war geboren zu Utrecht 1636

und ſtarb ebendaſelbſt 1695. Mit bewundernswürdiger Kunſt mahlte er Thiere, beſonders Vögel, deren Geſieder er auf das täuſchendſte nachahmte. Seine Hintergründe ſind wohlgeordnete Landſchaften. Sein Pinſel iſt weich und voll, ſein Strich feſt und breit. Die Holländer bezahlen ſeine Gemählde zu hohen Preiſen.

Honig. Die bekannte ſüße Subſtanz, welche der Bienenſtaat aus dem Reiche Florens und Pomonens ſammelt und in ſeinen Zellen aufbewahrt. Die beſte Sorte, der weiße, wird auch Jungfernhonig genannt. Dieſer läuft in der Sonne aus den Bienenkuchen von ſelbſt aus. In allen Ländern wird Honig gewonnen, jedoch ein größerer Handelszweig iſt er nur vorzüglich in Rußland, Polen, Malta, Spanien und Frankreich. Der Verbrauch des Honigs iſt ſehr mannichfaltig. Daß aus ihm die berühmten nürnberger, thorner, danziger und ulmer Pfeffer- oder Lebkuchen verfertigt werden, dürfen wir als bekannt vorausſetzen. Honigthau, eine zuckerartige Subſtanz auf den Blättern gewiſſer Geſträuche und Bäume, die man ſonſt für einen Thau aus den Wolken hielt. Es gibt zwei Arten deſſelben: die eine iſt örtlich und ein von Blattläuſen ausgeſpritzter Saft, die andere allgemein, wenn nämlich bei einer plötzlichen Veränderung der Lufttemperatur, wo nach einer heftigen Wärme eine plötzliche kalte Luft oder ein Sonnenregen eintritt, das Verfliegen der Ausdünſtungen gehindert wird und dieſe als verdichtete Säfte liegen bleiben.

Honneurs nennt man beim Militär diejenigen äußern Ehrenbezeigungen, welche von ihm nach beſtimmten Regeln allen erwieſen werden, denen eine beſondere Achtung zu beweiſen iſt. Es beſtehen ſolche in Abfeuern des Geſchützes oder des Kleingewehrs, in Präſentirung deſſelben, in Paradirungen, in Begrüßungen mit klingendem Spiel, in geſenkter Fahne u. dgl., in Ehrenwachen u. ſ. w. — Im geſellſchaftlichen Leben macht entweder der Hauswirth oder die Hausfrau, oder in Ermangelung dieſer eine andere damit beauftragte Perſon bei Beſuchen die Honneurs, d. h. es werden den Gäſten von ihnen die erfoderlichen Aufmerkſamkeiten bezeigt.

Hontheim (Johann Nicolaus von), aus einem alten patriciſchen Geſchlecht in Trier, geb. 1701, und auf den Jeſuiterſchulen daſelbſt unterrichtet, wo er auch das römiſche und canoniſche Recht eifrig ſtudirte. Nachdem er mit ſeinem Bruder auch einige Jahre die Univerſitäten Löwen und Leiden beſucht hatte, kam er zurück und wurde 1724 zu Trier Doctor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er über die natürliche Rechtswiſſenſchaft und die höchſte Gewalt ſchrieb. Er wählte aus Vorliebe für ſeine Studien und aus Hang zur Einſamkeit den geiſtlichen Stand, deſſen er ſich mit frommem Eifer annahm. Bald darauf machte er eine Reiſe nach Rom. Dort lernte er die römiſche Curialpraxis, die Politik des päpſtlichen Hofes und die Mißbräuche der Hierarchie durch den Augenſchein kennen. Er wurde, als er zurückkam, von dem gelehrten Churfürſten Franz Georg zum geiſtlichen Rath des Conſiſtoriums zu Trier und bald darauf zum Profeſſor der Pandecten und des Codex ernannt. Letzterer lernte ſeine Verdienſte immer mehr kennen und ſchätzen, und gebrauchte ihn daher zur Beſorgung mehrerer wichtigen Landes- und Kirchengeſchäfte, durch deren eifrigſte Verwaltung ſeine Geſundheit ſehr zerrüttet wurde. Daher übertrug ihm der Churfürſt eine ruhigere Stelle an dem Conſiſtorium in Trier, und erhob ihn 1748 zum Weihbiſchof des Erzbisthums, welche Stelle er bis in

ſein ſpätes Alter bekleidete. Als ſolcher ſchrieb er ſeine diplomatiſche Geſchichte von Trier (in lateiniſcher Sprache, 1750 3 Bde. Fol., denen noch zwei Bände unter dem Titel eines Prodromus 1760 folgten), ein Werk tiefer und fleißiger hiſtoriſcher Forſchung. Mehr als durch dieſes aber hat er ſich durch den Febronius, oder vielmehr durch ſein Werk über den Zuſtand der Kirche und die geſetzmäßige Gewalt des Papſtes, ein Buch zur Vereinigung der ſtreitenden Parteien in der chriſtlichen Kirche, welches er 1763, 4. unter dem erdichteten Namen des Juſtinus Febronius in lateiniſcher Sprache herausgab, als einen kühnen Gegner der päpſtlichen Anmaßungen und muthigen Vertheidiger der Freiheit der Kirche berühmt gemacht, und, obwohl er von den Jeſuiten erzogen und ein aufrichtiger Verehrer des catholiſchen Glaubens war, den heiligen Stuhl durch ſeinen Angriff ſo erſchüttert, daß ihm der Papſt, dem er ſelbſt aus reinem Eifer das Werk gewidmet hatte, zornig überall nachſpüren und ſein Buch durch verſchiedne Breven an die geiſtlichen Churfürſten und andere Geiſtliche ſtreng verbieten ließ. Allein es wurde deſto allgemeiner bekannt, in mehreren Auflagen verbreitet, überſetzt und in allen chriſtlichen Staaten Europa's mit Beifall geleſen. Gegen die Einwürfe und Widerlegungen, welche dieſes Buch fand, vertheidigte er ſich in mehreren folgenden Theilen bis 1774 unter angenommenen Namen und verfertigte (1777) auch einen lateiniſchen Auszug daraus. Bald hatte der römiſche Hof den Verfaſſer ausgeſpürt, ohne ihm jedoch wegen des mächtigen Schutzes, deſſen er genoß, etwas weiter anhaben zu können. Indeſſen ermüdete man doch durch ununterbrochene Neckereien den ſchon 80jährigen Greis dergeſtalt, daß dieſer ſich endlich 1778 zu einem ſchriftlichen Widerruf ſeines Syſtems überreden ließ, über welche verbrauchte Formalität man ſich in Rom höchlichſt freute, obgleich die Wirkungen ſeiner Schriften nicht mehr zu ändern ſtanden. Auch erklärte er ſich über dieſen Widerruf (1781) in einer beſondern lateiniſchen Schrift, aber natürlich ſehr unbeſtimmt. Hontheim verrichtete ſeine Geſchäfte unausgeſetzt bis an das Ende ſeines edeln, frommen und wohlthätigen Lebens (1790), ſtand mit den wichtigſten Gelehrten der verſchiedenen Religionsparteien in Verbindung, und genoß überall den Ruf einer unbeſcholtenen Tugend und Frömmigkeit. T.

Honthorſt (Gerhard), ein vorzüglicher Mahler der niederländiſchen Schule, geboren 1592, der ſich in Italien bildete und von den Italienern ſeinen Zunamen delle notti daher erhielt, daß faſt alle ſeine Bilder vom Kerzenlicht beleuchtet waren. Er gehörte zu jenen Künſtlern ſeiner Zeit, die damals vom höchſten Grad des Manierirten und den willkührlichſten Ausſchweifungen der Phantaſie des Apinos und Merigi in eine ſklaviſch treue Nachahmung der Natur nach Caravaggio verfielen. Jedoch entlehnte Honthorſt vom Caravaggio nur ſeine Carnation, ſein Leben, ſeine großen Schatten und Lichtmaſſen, wogegen er in den Umriſſen genauer, in den Formen gewählter, in den Bewegungen graziöſer war. — Er war zuletzt Mahler des Prinzen von Oranien, wohnte im Haag und arbeitete viel auf dem Luſtſchloß „im Buſch" genannt, wo noch gegenwärtig viele ſeiner ſchönſten Bilder zu ſehen ſind.

Hood (Samuel) engliſcher Admiral, wurde geboren 1735 zu Butleigh, wo ſein Vater Pfarrer war, und ſtarb 1816. Schon in

ſeiner früheſten Jugend kam er für den Marinedienſt beſtimmt auf ein Kriegsſchiff. Beim Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges wurde er Kapitain, und bald darauf erhielt er das Schiff die Veſtalin, eine Fregatte von 35 Canonen, und bemächtigte ſich ſogleich nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth einer franzöſiſchen Fregatte. Gleichſam zur Belohnung erhielt er das Commando des Afrika von 64 Canonen. Beim Ausbruche des amerikaniſchen Krieges befand er ſich auf der Station von Boſton, wurde bald darauf zum Baronet und Admiral erhoben und zeichnete ſich in der Folge in der merkwürdigen Seeſchlacht, die Sir George Brydges dem Grafen de Graſſe lieferte, ſehr aus, indem er den Grafen zwang, ſich ihm zu ergeben. Nach dem Kriege wurde er zum Pair von Irland und zum Lord der Admiralität ernannt. Als der Krieg mit Frankreich ſich wieder erneuerte richteten ſich die Augen der ganzen Nation auf den Admiral Hood. Er wurde nach dem mittelländiſchen Meere abgeſendet, um in Verbindung mit den Royaliſten im ſüdlichen Frankreich zur Wiederherſtellung des Thrones mitzuwirken, bemächtigte ſich der Stadt Toulon, verlor ſie aber wieder an die Republikaner. Als er Toulon verließ, zerſtörte er die ganze franzöſiſche Marine, alle Zeughäuſer und Vorräthe, und fügte ſo dem franzöſiſchen Gouvernement einen empfindlichen Schaden zu. Darauf blokirte er Genua, eroberte Corſica und kehrte nach dieſer Expedition nach England zurück. Im Jahr 1796 wurde er zum Vicomte und Gouverneur des Hospitals von Greenwich ernannt und bekleidete dieſe Stelle bis an ſeinen Tod.

Hooft (Pieter Corneliszoon), geboren in Amſterdam im Jahr 1581, Sohn des großen Patrioten, des Bürgermeiſters Cornelis Hooft, eines der wackern Edlen, die ſich 1587 mit Gefahr ihres Lebens Leiceſters Tyrannei widerſetzten. Der Sohn bildete ſich durch das Studium der alten römiſchen und griechiſchen Claſſiker und durch ſeine Reiſen in Italien und bekleidete nach ſeiner Zurückkunft von 1609 bis 1647 das Amt eines Droſtes von Muiden und Richters von Gooland, ohne nach höhern Würden, wozu ihn Geburt, Kenntniſſe und Reichthum befähigten, zu verlangen. In Muiden lebte er im Umgange mit geiſtreichen Männern und Frauen und im Genuſſe der Ergötzungen der Muſik und Poeſie. Hooft iſt als der Schöpfer der holländiſchen Literatur in Proſa wie in der Poeſie zu betrachten. Tacitus war ihm als Geſchichtſchreiber ſein Muſter und das Ziel ſeines Strebens, auch wird ſeine Überſetzung deſſelben noch jetzt für claſſiſch gehalten. In der Geſchichte Heinrichs IV. und des Hauſes Medicis zeigte er ſich ſelbſt als Meiſter, doch den größten Werth hat ſeine Geſchichte der Niederlande von 1550 bis 1587, wo die Statthalterſchaft des Engländers Leiceſter ihr Ende erreichte. Seine Briefe werden nicht minder als Muſter betrachtet und als Dichter ſchuf er in Holland ſowohl die Tragödie als die erotiſche Gattung. Er ſtarb 1647.

Hopfen, eine allgemein bekannte, zur Würzung der Biere häufig benutzte Pflanze, die zwar wild wächſt, aber veredelt in vielen Ländern ſorgfältig gebaut wird. Die vorzüglichſten Sorten, welche in Handel kommen, werden im Braunſchweigiſchen, in Böhmen, in Bayern und in England gewonnen. Die Frucht wird im September geerntet, dann ſorgfältig getrocknet und aufgehoben. Der häufige Wechſel der Preiſe bei dieſem Artikel macht ihn zu einem Gegenſtand der Speculation im Handel.

Hopital (Michel de l'), Kanzler von Frankreich, war 1503 zu Aigueperſe in Auvergne geboren. Sein Vater war Arzt, und, wie ſeine Feinde behaupteten, ein Jude, entſagte aber der Medicin und trat in die Dienſte Carls von Bourbon, Connetables von Frankreich, deſſen Angelegenheiten er mit Eifer und Redlichkeit vorſtand, und der ihn reichlich dafür belohnte. Seinen Sohn erzog er mit Sorgfalt und ließ ihn auf den berühmteſten Univerſitäten Frankreichs und Italiens ſtudiren. Michel de l'Hopital entwickelte die ausgezeichnetſten Talente ſowohl für die Wiſſenſchaften, als für die Geſchäfte. Nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien beendigt hatte, ward er Auditor der Rota zu Rom, dann Parlamentsrath zu Paris und 1454 Oberintendant der Finanzen. Mit unbeſtechlicher Treue verwaltete er den königlichen Schatz, der durch Verſchwendung, Veruntreuungen und Kriege völlig erſchöpft war. Als nach Heinrichs II. Tode (1559) der Cardinal von Lothringen unter Franz II. an der Spitze der Geſchäfte ſtand, trat l'Hopital in den Staatsrath, folgte bald darauf Margarethen von Valois als Kanzler nach Savoyen, kehrte aber ſchon nach ſechs Monaten nach Frankreich zurück, wo man ihn in der Hoffnung zum Kanzler ernannt hatte, daß er den Übeln, welche das Reich zerrütteten, abhelfen würde. L'Hopital zeigte ſich in dieſem neuen Amte mitten unter den Parteien des Hofs und der allgemeinen Gährung des Reichs als einen unverzagten Weiſen. Er ſah ein, daß nur durch Mäßigung die vernichtete Ordnung der Dinge wieder herzuſtellen ſey. Daher rieth er, als 1560 die unglückliche Verſchwörung von Amboiſe ausbrach, denen zu verzeihen, die falſcher Religionseifer irre geleitet hatte. In demſelben Jahre gab er das Edict von Romorantin, um die Einführung der Inquiſition in Frankreich zu verhindern. Mit Schmerz ſah er das Feuer des Bürgerkriegs ſich in ſeinem Vaterland entzünden, und bot alles auf, daſſelbe zu unterdrücken, bevor es allgemein um ſich gegriffen. Kein Preis ſchien ihm zu hoch für dieſen Zweck. Als aber ſeine Bemühungen fruchtlos waren, bemühte er ſich, wenigſtens die Übel zu mildern und zu heilen, die er nicht hatte verhindern können. Dieſen Grundſätzen der Weisheit gemäß, durch die er ſich bei den Catholiſchen in Verdacht brachte, ein Anhänger des Calvinismus zu ſeyn, ſprach er in der Verſammlung der Stände zu Orleans, zu St. Germain-en-Laye 1561, bei dem Colloquium zu Poiſſy und in der Verſammlung der Stände zu Moulins 1566; das nach der letzten Stadt benannte Edict war ſein Werk. Aber eben dieſe Mäßigung ſtimmte zu wenig zu dem Charakter der berüchtigten Catharina von Medicis; die Königin ließ ihn von dem Kriegsrath ausſchließen. L'Hopital zog ſich 1568 auf ſein Landhaus zu Vignai bei Eſtampes zurück, genoß hier im Umgange mit den Muſen eines unerwarteten Glücks und ſtarb 1573. Raſtlos thätig und ohne Furcht als Staatsbeamter, ein treuer Unterthan und aufgeklärter Philoſoph, folgte er nur den Grundſätzen der Vernunft und Tugend, und opferte für dieſe ſelbſt den Ruhm auf. Mitten unter dem heftigſten Fanatismus ließ er die Stimme der Menſchlichkeit hören und im Schooße der Anarchie und des Aufruhrs vertheidigte er mit gleichem Muthe das Anſehen des Königs und die Rechte der Nation. Das einzige Ziel, nach dem er unaufhörlich ſtrebte, war die Erhaltung des innern Friedens und gegenſeitige Duldung. Er konnte es nicht erreichen, aber ſeine edeln Bemühungen verdienen von der Nachwelt anerkannt zu werden.

Horatier, drei Brüder unter den Römern, welche unter Tullus Regierung und auf Tullus Vorſchlag mit eben ſo viel Brüdern (den Curiatiern) von albaniſcher Seite gekämpt haben ſollen, um den Streit beider Völker im Zweikampf zu entſcheiden. Sie ſollen, ſetzt Dionyſius von Halicarnaß hinzu, um das Wunder voll zu machen, beiderſeits die Söhne zweier Schweſtern und zu gleicher Zeit geboren geweſen ſeyn. Auch war überdies einer der Curiatier an eine Schweſter der Horatier verlobt. Allein beide Theile vergaßen ihre Familienverhältniſſe über der Sache des Vaterlandes. Als Tullus der Horatier Willen vernommen, welchem der Vater derſelben als dem ſeinigen beiſtimmte, ließ er die Brüder, umringt von dem römiſchen Heer, feierlich einſegnen und der Götter Schutz empfehlen. Daſſelbe geſchah auch von Seiten der Albaner. Hierauf wurde von beiden Theilen auf einer großen Ebene der Kampfplatz abgeſteckt, zuvor aber an dem gemeinſchaftlichen Opferaltar die Übereinkunft beſchworen, daß die Partei der Beſiegten der ſiegenden ohne Ausflucht unterwürfig ſeyn ſollte. Darauf traten die Kämpfer in den Kampfplatz, und Aller Erwartung war auf den entſcheidungsvollen Kampf geheftet. Heiß war der Streit; denn es wurde von beiden Seiten tapfer gefochten. Aber bald fielen zwei der Römer zu den Füßen ihrer Sieger. Die Albaner jauchzten, die Römer ſprachen dem übrig gebliebenen Horatier Muth ein. Ungleich war der Kampf, aber Liſt erſetzt die Kraft. Der Horatier ſieht, daß ſeine Gegner alle ſchon durch Wunden ermüdet ſind. Er ſelbſt iſt noch unverwundet. Um ſie daher noch mehr zu entkräften und von einander zu trennen, ergreift er zum Schein die Flucht, und da ſie nun, wie er gewünſcht, ſo weit es jedem ſeine Wunden verſtatten, ihn verfolgt haben, kehrt er plötzlich um, ſtreckt die getrennten Gegner einen nach dem andern todt zu Boden und entſcheidet dadurch den Sieg und die Oberherrſchaft ſeines Vaterlandes über die Albaner. Unter lautem Jubel der Römer zieht er dann, mit den Waffen der Erſchlagenen beladen, in die Stadt zurück. Aber er befleckte die ſiegreiche That durch übereilten Schweſtermord. Denn als er ſich der Stadt näherte, ſah er unter dem Volke ſeine Schweſter in Thränen über den Tod ihres Bräutigams ſtehen. Sie brach in Verzweiflung aus und nannte lautklagend den Namen des Geliebten, da ſie den Waffenrock, welchen ſie dem Geliebten ſelbſt verfertigt, als blutige Trophäe über den Schultern des Bruders hängen ſah, den ſie als Mörder betrachten mußte. Dieſer aufgebracht, daß Klagen über den Geliebten in den Jubel des Vaterlandes und ſeinen Sieg ſich miſchen, ſtößt in dem Rauſch des Sieges zürnend der Schweſter den Dolch in die Bruſt. Nach ſtrenger Gerechtigkeit, welche die Römer ſtets übten, ſollte er zum Tode verurtheilt ſterben. Dies geſchah auch, ohne Rückſicht auf jene That, durch welche er ſich um ſein Vaterland ſo verdient gemacht hatte. Schon ſollte das ſtrenge Urtheil vollzogen werden, als der Horatier auf Tullus Rath an das Volk appellirte. Das Volk ertrug des alten Vaters Thränen nicht, der, vor kurzem noch von blühenden Kindern umgeben, durch ſchimpflichen Tod des letzten ſeiner Söhne beraubt werden ſollte. Der Befreier des Vaterlandes wurde von der Todesſtrafe losgeſprochen; doch mußte er zuvor, um den Geſetzen Genüge zu leiſten und den Mord zu ſühnen, nach angeſtelltem Opfer mit verhülltem Haupte unter einem quer über die Straßen gezogenen Balken (gleichſam unter dem Joche) hinweggehen, welches bei den Römern für eine ſchimpfliche Strafe galt. T.

Horatius Cocles. Als der etruriſche König Porſenna, zu welchem die aus Rom vertriebenen Tarquinier geflüchtet waren, im J. 507 vor Chr. Geb. gegen Rom furchtbar vordrang, ſoll nach der hiſtoriſchen Sage ein muthiger Mann jenes Namens dem Feinde faſt allein ſich entgegengeſtellt, und ihn durch lange, tapfre Gegenwehr ſo lange aufgehalten haben, bis hinter ihm und auf ſein Zurufen die Tiberbrücke abgebrochen war. Dann ſtürzte er ſich, ermattet von Wunden, mit ſeiner ganzen Rüſtung in den Strom und erreichte, trotz der ihm folgenden Pfeile des Feindes, glücklich das gegenſeitige Ufer der Tiber. Das Vaterland belohnte ihn durch eine Ehrenſäule und ſeine Mitbürger nannten ihn dankbar den Retter des Vaterlandes. Er ſoll ein Abkömmling der **Horatier** (ſ. d. Art.) geweſen, und den Beinamen Cocles daher empfangen haben, daß er im Kampf ein Auge verlor. T.

Horaz. Quintus Horatius Flaccus wurde geboren zu Venuſium oder Venuſia, einer Municipalſtadt in Apulien, den 7. Dec. des Jahres 689 der Stadt Rom, 65 vor Chriſti Geburt. Sein Vater, ein Freigelaſſener, aber, wie der Sohn ſagt, reines Lebens und Herzens, beſaß ein kleines Grundſtück, welches er jedoch um des Sohnes willen verließ. Er bemerkte nämlich an dieſem Talente, deren Ausbildung er nicht verabſäumen wollte, und ſo zog er denn nach Rom, wo er entweder Mäkler, oder Auctionseinnehmer ward, und nach ſeinem geringen Vermögen das Äußerſte für die Erziehung ſeines Sohnes that. Nicht die Künſte des Wuchers, ſondern die edlen, des wahren Freien würdigen, Künſte ließ er ihn lehren, hielt ihn wie einen Jüngling aus den beſten Häuſern und war ihm ſelbſt ein wackerer Sittenaufſeher und der Tugend Muſter. So rühmt es der dankbare Sohn ſelbſt (Satiren, B. 1. S. 6, 66 — 92). Orbilius Pupillus, ein Grammatiker, der die Gedichte des Homers und des Livius Andronicus erklärte, war der erſte Lehrer des jungen Horaz, der, höchſt eifrig auf das Studium der griechiſchen Literatur, ſchon in frühen Jahren bedeutende Fortſchritte darin machte. Wahrſcheinlich im Jahr Roms 705 erhielt er die männliche Toga und vier Jahre darauf, im zwanzigſten ſeines Lebens, ging er nach Athen, um dort ſeine Studien fortzuſetzen. Während dieſer Zeit ereigneten ſich in Rom die wichtigſten Veränderungen. Julius Cäſar ward ermordet, Brutus und Caſſius, die letzten Stützen der ſinkenden Republik, verließen Italien, kamen nach Athen, rüſteten ſich dort zum Kriege und nahmen die römiſchen Jünglinge, die ſich des Studirens halber hier aufhielten, in ihr Heer auf. Unter ihnen auch Cicero's Sohn und Horaz, der im Jahr Roms 711 mit Brutus nach Macedonien aufbrach, während zu Rom M. Lepidus, M. Antonius und L. Cäſar Octavianus ſich auf fünf Jahre zu Triumvirn der Republik erklärten und die Provinzen unter ſich theilten. Horaz ward in dem Heer des Brutus Tribun, d. i. Oberſter einer Legion. (S. **Wieland** Einleitung zum erſten Briefe des Horaz im zweiten Buch.) Gegen Ende des folgenden Jahres wurde bei Philippi in Macedonien die letzte Schlacht für die römiſche Freiheit gekämpft, Brutus und Caſſius fielen, und Horaz rettete ſein Leben durch die Flucht. Leute, die ſich auf Scherz, Urbanität und Feinheit nicht verſtanden, haben aus einer Ode des Horaz ſelbſt (B. 2. Od. 7) ſchließen wollen, der Dichter ſey auf **ſchimpfliche** Weiſe geflohen; ſiegreich aber hat ihn **Leſſing** gegen dieſen, wie gegen andre Vorwürfe gerettet. (**Rettung des Horaz** ſ. **Leſſings ſämmtliche**

Schriften Bd. 3. S. 191 fgg.) Den Beſiegten ward die Freiheit zur Rückkehr angekündigt, und Horaz bediente ſich derſelben. Sein Vater aber war indeß geſtorben, ſein väterliches Erbgut eingezogen worden: Armuth, ſagt er ſelbſt (Briefe B. 2. Br. 11, 49 fgg.), trieb mich an, Verſe zu machen. Ob es mit dieſer Äußerung ſo ernſtlich gemeint ſey, als manche glauben, bleibe dahin geſtellt; genug, Horaz machte ſchwerlich jetzt zum erſtenmal Verſe (ſ. Satiren 1, 10, 31), und machte ſie auch jetzt nicht etwa, um Brot damit zu verdienen, welches ihm, wenn auch nur mäßig, die erlangte Stelle eines Quäſturſchreibers gewährte. (S. Wieland zu Horaz Satiren 2, 6, 36.) Wie hätte er ſeine Muße edler verwenden können, als indem er das Talent gebrauchte, welches die Natur ihm in ſo reichem Maße verliehen hatte, und das mit einem unwiderſtehlichen Drange nach Äußerung verbunden zu ſeyn pflegt? Und wie konnte er das, was beim Anblick der Zeitbegebenheiten ſein innerſtes Weſen gewiß noch oft genug gewaltſam aufregte (ſ. die dreizehnte ſeiner Epoden, und was Wieland darüber ſagt in Horazens B. Bd. 1. S. 20), beſſer beſänftigen, als durch die Poeſie? Nicht aber durch Poeſie allein, auch durch Philoſophie that er das, welche beide ſich in ihm aufs innigſte durchdrangen. Er wählte deßhalb auch zunächſt eine Gattung der Poeſie, die vornehmlich dem philoſophiſch-dichteriſchen Geiſte eignet, die didactiſche; denn wer zweifelt, daß die Satire zu dieſer gehöre? Die ſiebente Satire des erſten Buchs iſt das erſte Horaziſche Gedicht von denen, die er aufbewahrt hat. Daß Horaz für dieſe Gattung von Poeſie ein vorzügliches Talent beſaß, wird niemand läugnen, wenn er auch nur Einiges von ihm geleſen hat, und es konnte ihm daher nicht fehlen, Aufmerkſamkeit auf ſein Talent und die Producte deſſelben zu erregen. Zwei Dichter des erſten Ranges, Virgil und Varius, ſchenkten ihm ihre Freundſchaft, und dieſer Freundſchaft verdankte er die erſte Bekanntſchaft mit Mäcenas, jenem feinen Weltmann, der, ohne jemals aus ſeinem Privatſtande herauszutreten, der Freund und Vertraute des Cäſar Auguſtus war, und als Liebhaber des Schönen ſeinen Reichthum gern zu Verſchönerung des geſelligen Lebens durch die Künſte anwendete. Nach neun Monaten nahm Mäcenas den Horaz in ſeinen vertrauteren Kreis auf, und beſchenkte ihn nach einigen Jahren, in denen er ſein Herz gewonnen hatte, mit dem ſabiniſchen Landgut, deſſen Horaz in ſeinen Gedichten ſo oft gedenkt. Wenn der Dichter nicht ein weit glänzenderes Glück machte, ſo lag die Schuld bloß an ihm, in deſſen Herzen die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik und die Partei, der er gedient, allzutreu fortlebte, als daß er es leicht über ſich gewonnen hätte, die Gnade des mächtigen Uſurpators zu ſuchen. Ja er wich dieſer vielmehr aus, wie die drei Billets des Auguſtus an ihn, welche Sueton uns in der Biographie des Dichters aufbewahrt hat, und deren eins nicht ohne Empfindlichkeit iſt, unwiderſprechlich beweiſen. Selbſt den Antrag, welchen Auguſtus ihm durch Mäcenas thun ließ, in ſeine Dienſte zu treten und die Beſorgung ſeiner Privat-Correſpondenz zu übernehmen, lehnte er unter dem Vorwande ſeiner ſchlechten Geſundheitsumſtände von ſich ab, und ein an Auguſt gerichtetes Gedicht mußte Auguſt ihm im eigentlichen Sinn abdringen. Übrigens war Horaz, der ſo große Beiſpiele von dem Unbeſtand der menſchlichen Dinge erlebt hatte, weiſe oder klug genug, ſich vom geſchäftigen Leben zu Rom zu entfernen und die Einſamkeit in ſeinem Sabinum einem ſcheinbar größeren Glücke vorzuziehen, was

vielleicht auch ſeinen Neigungen am meiſten zuſagte. Faſt alle ſeine Gedichte an Mäcenas drücken Liebe und Freiheit, Gleichgültigkeit gegen ein Glück, das von der Meinung Anderer abhängt, und ſeine Zufriedenheit mit einer Armuth aus, worin er ſich noch immer über ſeine Wünſche reich befand. Indeß affectirte er eben ſo wenig eine Ruſticität, als ihm ſtrenges, mürriſches Weſen zur Tugend nothwendig ſchien, vielmehr zeigte er überall eine echte Urbanität, welche in jedem Verhältniß den eigenthümlichen Ton findet. Er hat uns hinterlaſſen vier Bücher Oden und Lieder, ein Buch ſogenannter Epoden, die von den Oden ſich nicht bloß im Metrum unterſcheiden, indem der zweite Vers immer kürzer iſt als der erſte, ſondern auch durch den Inhalt, vermöge deſſen man ſie zu den Satiren rechnen kann, in denen er den Archilochus zum Muſter nahm, zwei Bücher Satiren und zwei Bücher Briefe, deren einen man öfters als ein eignes Werk unter dem Titel der Poetik anführt. (Man ſehe darüber die Ausgabe der ars poetica von Schelle, Lpz. 1805, und was Eichſtädt darüber theils in der A. L. Z. 1802, theils in Haberfeldts Ausgabe geſagt hat. In beiden findet man die richtigſte Anſicht, zu welcher Wieland den Standpunkt angewieſen hatte. Übrigens verdienen die Ausgaben von Hurd und Negelsperger noch einer Beachtung.) Will man den Horaz als Lyriker würdigen, ſo vergeſſe man nicht, daß er unter den Römern der erſte war, welcher die römiſche Sprache für die lyriſche Poeſie ausbildete, und ſie, mit nicht geringer Mühe, für die ſchweren griechiſchen Sylbenmaße ausarbeitete. Dem anhaltenden Studium und der Beharrlichkeit des Dichters gelang es, einen meiſterhaften Versbau zu Stande zu bringen; der Wohlklang und die Harmonie ſeiner Verſe ſind bezaubernd für jedes empfängliche Ohr. Doch iſt dies keinesweges das einzige Verdienſt des Dichters, denn an Empfindung und Darſtellung iſt er nicht zurück. Hier ſagt man nun freilich und es läßt ſich nicht läugnen, daß der größte Theil der lyriſchen Gedichte des Horaz nichts ſey als Nachahmungen griechiſcher Muſter, des Archilochos, Alkäos, Steſichoros, der Sappho u. A., und darum auch ſo voll von griechiſchen Bildern, Wendungen und Wortfügungen, ja ſtellenweiſe bloß Übertragungen aus dem Griechiſchen. Dieſer Inſtanz hat ſich mancher bedient, um den dichteriſchen Ruhm des Horaz zu verunglimpfen, welchen Klopſtock ungleich gerechter einen Nachahmer nennt, wie Nachahmer nicht ſind. Zugegeben aber, daß man Horaz dem Lyriker Originalität nicht zugeſtehen könne, ſo wird ſie doch niemand Horaz dem Satiriker abſprechen. Wie die Satire überhaupt als didactiſches Gedicht eine römiſche Erfindung war, ſo war Horaz der, der ihr nach Ennius, Pacuvius und Lucilius, durch welche Form und Zweck beſtimmt waren, einen eigenthümlichen Ton gab, wie nur er ihr denſelben geben konnte. Die Satiren des Horaz, zu denen man ſeine Briefe gleich mitzählen darf, weil ſie ſich von jenen nur durch Aufſchrift und durch die Richtung an eine Perſon unterſcheiden (ſiehe jedoch Morgenstern de satirae et epistolae Horatianae discrimine. Leipzig 1801), haben mehr oder weniger ein Colorit des Komiſchen, und dürfen nur aus dieſem Geſichtspunkt beurtheilt werden. Horaz will weniger die Laſter züchtigen, als die Narrheiten in ihrer lächerlichen Blöße zeigen, denn er ſieht mehr Narren als Schurken in der Welt, und ſpricht auch ſich ſelbſt von einer Portion Narrheit nicht frei. Indeß ſuchte er nach Möglichkeit davon zu heilen, wenn er ſie für verderblich hielt. Den Vorurtheilen

und Irrthümern ſetzt er darum ſeine Philoſophie des Lebens entgegen, die, weit entfernt, den Genuß des Lebens zu verbittern oder gar zu verbieten, nur die Weisheit zum Wächter ſtellt und alle die Tugenden lehrt, ohne welche der reine Genuß theils gar unmöglich iſt, theils ganz verbittert wird. Die leichte gefällige Art, womit er, ohne es zu ſcheinen, philoſophirt, das Salz, womit er ſeine Gedanken würzt, die Feinheit und Leichtigkeit, mit denen er ſich mittheilt, verhindern alle Einförmigkeit und gewähren die intereſſanteſte Unterhaltung. Nun ſtellt er aber die eigenen und fremden Thorheiten mit dieſer Weisheit in Contraſt. Man weiß nicht, was man hiebei am meiſten bewundern ſoll, ob ſeine genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens und der verſchiedenen Menſchenclaſſen, oder ſeine Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Offenheit, oder den guten Ton, die Urbanität, die er in Ernſt und Spott nie verläugnet, oder die Geſchicklichkeit, jeden Gegenſtand ſo zu ſtellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewieſen zu werden, auffällt, oder die Kunſt, jeden Charakter ſo zu ſchildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt, als die Natur ſelbſt. Oft ſcheint er auf die Narren gar nicht Jagd zu machen, oder wo er es thut, iſt ſein Spott weder bitter noch giftig, und mit ſo viel Bonhommie begleitet, daß der Belachte, wenn er geſcheit war, ſelbſt dazu lächelte; daß ſein Spott alſo wohl empfindlich, aber nicht beleidigend war. Der Vortrag war der leichteſte und ungezwungenſte, und Horaz wußte den Hexameter ſo dafür zu bearbeiten, daß er durchaus den natürlichen Schritt der Converſation zu gehen ſcheint. Wer wird ihm nicht gern folgen, und wer, der ihm gefolgt iſt, kann ſagen, daß er ihn, ohne Wirkung zu ſpüren, verlaſſen habe? Nach Jahrtauſenden noch ſind dieſe ſeine Darſtellungen nicht ohne Anwendbarkeit und Intereſſe, und der Dichter iſt darum auch ſtets der erwählte Liebling aller Männer von Geiſt geblieben, deren Sittlichkeit die ſeine Lebensart nicht ausſchließt. In ſeinem Leben ereignete ſich ſonſt nichts Erhebliches, wenn man nicht etwa dahin rechnen will, daß er auf des Auguſts ausdrücklichen Befehl den ſäculariſchen Geſang zur Feier der hundertjährigen Spiele verfertigte. Er ſtarb plötzlich im Jahr Roms 746, dem 9. v. Chr. Geb. und 57. ſeines Alters, nicht lange nach dem Tode ſeines Gönners und Freundes Mäcenas, neben deſſen Grabmal auf dem Esquilin er beerdigt wurde. Den Auguſtus ſetzte er zu ſeinem Erben ein. Niemand wird erwarten, daß wir alle Commentare, Erklärungen, Ausgaben und Überſetzungen der Werke des Horaz namhaft machen. Von ſeinen ältern Erklärern nennen wir bloß den Acron, Porphyrion und den Scholiaſten des Cruquius, von ſeinen neueren Herausgebern und Erklärern wollen wir bloß Sanadon, Bentley, Baxter, Jani, Böttiger, Mitſcherlich, Döring, Haberfeld, Eichſtädt, Preiß, Heindorf, und von den Überſetzungen nur die von Schmidt, Ramler, Eſchen und Voß anführen. Wer das Ausführliche wiſſen möchte, der ſehe Mitſcherlich vor dem erſten Bande ſeiner Ausgabe und Degens Literatur der Überſetzungen römiſcher Schriftſteller nach. Nur der Überſetzung der Briefe und Satiren des Horaz von unſerm Wieland müſſen wir beſonders gedenken, weil wir erſt durch die beigefügten Einleitungen und Erläuterungen über den Geiſt des Horaz und ſeines Zeitalters und die Eigenthümlichkeiten dieſer Werke eine Belehrung erhalten haben, welche den Genuß an dieſen Werken um vieles erhöht. Überſetzer der ſtrengen Art werden Wielands Überſetzung eine bloße Paraphraſe nennen, und können Recht haben: gewiß aber iſt's

daß Horaz dadurch an Verſtändlichkeit gewonnen hat, und daß von dem Geiſte des Horaz nichts verloren gegangen iſt. Eine ſehr intereſſante Erſcheinung iſt der Verſuch einer Überſetzung der Briefe des Horaz von Wolf, mit Scholien, die keinem unbekannt bleiben darf. dd.

Horeb, eine Spitze deſſelben Gebirges in Nordarabien, zu welchem der nicht weit entfernte Sinai gehört, iſt durch die Geſchichte Moſis merkwürdig. Die Mönche auf dem Sinai zeigen noch jetzt am Horeb, den die Araber Dſjablel Muſa nennen, den Fels, wo auf Moſis Schlag Waſſer hervorſprang. Nach ihm nannte eine kleine Partei der Huſſiten einen Berg zwiſchen Ledez und Lipnicze in Böhmen, wo ſie ſich verſammelten, Horeb, und ſich ſelbſt Horebiten.

Horen ſind bei Homer Luft- und Windgöttinnen, die Pförtnerinnen des Himmels. Der alte ioniſche Sänger gibt keine Anzahl und keine Namen von ihnen an, eine alte Sage aber berichtet, die Athener hätten deren zwei gekannt: Thallo, die Hora der Blüthe und des Frühlings, und Karpo, die Hora des fruchtbringenden Herbſtes. Beide findet man anderwärts auch als Chariten oder Grazien genannt, die indeß eine Zeit lang mit den Horen, wenn nicht als dieſelben, doch als eng verſchwiſterte Göttinnen gegolten haben. Beide waren da aber nicht bloße Pförtnerinnen des Himmels, ſondern Göttinnen der Jahreszeiten; der Begriff von den Horen hatte ſich alſo verändert, aber doch noch nicht ſo, daß ſich die ſpätere Bedeutung nicht mit Leichtigkeit aus der früheren ableiten ließe. Selbſt der Begriff von Schönheitsgöttinnen, welcher mit den Chariten und Horen in der Folge der Zeit verbunden wurde, entwickelt ſich ungezwungen daraus. Hora bedeutete nämlich 1. urſprünglich Luft; mit dieſem Begriff verband ſich aber 2. der Begriff der Zeit, der bei Homer häufig vorkommt (hora, bei den Römern die Stunde); hiernächſt 3. das Jahr. Immer iſt hier noch von keiner Jahreszeit die Rede, und wenn Homer dieſe bezeichnen will, ſetzt er hinzu: die Hora des Frühlinges, Winters ꝛc. Sodann aber findet ſich in engerer Bedeutung 4. Hora als Jahreszeit des Frühlings oder Sommers, und weil dieſe die ſchönſte iſt, 5. als die Zeit der Blüthe des Menſchen, der Jugend, Schönheit. Wie die Horen und Chariten gemeinſchaftlich als Göttinnen der Jahreszeiten gedacht werden konnten, läßt ſich leicht einſehen, wenn man weiß, daß die Chariten der Etymologie nach die Erfreuenden, Freude Spendenden, bedeuten. Nur muß man auch hier nicht an die ſpäteren Chariten denken, ſondern an die frühern attiſchen, Hegemone, die Führerin, nämlich des Jahres, und Auxo, die Vermehrende, Wachsthum Befördernde. Mit dieſen beiden wurden die attiſchen Horen oft vermengt, und man unterſchied beide nachher ſo, daß man die Horen als die Jahreszeiten überhaupt herbeiführend, die Chariten als die Annehmlichkeiten derſelben ertheilend, dachte. Bis hieher iſt die Schwierigkeit, dieſen Mythus zu entwickeln, nicht zu groß, ſie vermehrt ſich aber, wenn man die ſpätere Ausſage von den Horen bei Heſiodus hinzunimmt. Bei dieſem Dichter ſind der Horen drei, Töchter der Themis, und heißen: Dike, Gerechtigkeit, Eunomia, geſetzliche Ordnung, und Eirene (Irene), Friede. Daß dieſe mit den Pförtnerinnen des Himmels, mit den Göttinnen der Jahreszeiten nichts gemein haben, daß bei jenen eine phyſiſche, bei dieſen eine moraliſche Idee zum Grunde liege, ſpringt in die Augen.

Es ging den Horen wie den Chariten. Wie bei dieſen die Idee von dem phyſiſch Wohlgefälligen auf das geiſtig Schöne übergetragen wurde, ſo bei jenen die Idee von dem phyſiſch Geſetzlichen auf das geiſtig Geſetzliche, wobei ſie immer noch als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen gedacht wurden. Nur fragt ſich, wie es möge gekommen ſeyn, daß drei politiſch-ſittlich Abſtracta als Horen ſo an die Stelle der Zeit- und Jahresgöttinnen traten, daß dieſe darüber faſt in Vergeſſenheit geriethen. Ohne Zweifel trat Themis hier als vermittelnde Idee ein. Die Horen als Zeitgöttinnen wurden deren Töchter, in ſo fern man früher unter ihr phyſiſche Ordnung und Geſetzlichkeit dachte, beſonders im Laufe der Zeit. Dieſe Töchter mochten anfangs ganz andere Namen haben. Da man nachher Themis als moraliſche Ordnung dachte, legte man ihr jene moraliſche Abſtracta als Töchter bei, und dieſe verdrängten entweder die früheren attiſchen, oder traten an die Stelle der noch namenloſen Homeriſchen. Auch auf dieſe Weiſe erhält man aber Schönheit wieder als das Letzte bei den Horen, ſo daß ſie Schönheitsgöttinnen als Göttinnen der Geſetzlichkeit, d. i. der Wohlordnung und des Maßes ſind. Daß man oft genug alle dieſe Ideen mit einander vermiſcht habe, und daß der Mythus von den Horen dadurch ſehr verwickelt worden ſey, erhellt aus der doppelten Namenreihe derſelben bei Hygin, welcher zweimal elf Horen namhaft macht. Alle Namen aber ſind bedeutend, und unterſucht man ſie, ſo findet man in dem erſten Namensverzeichniſſe lauter Töchter der Themis als Jahreszeiten und Urheberinnen des bürgerlichen Wohlſtandes, in dem zweiten aber die Horen in der engeren Bedeutung als Zeiten des Tags und des Lebens zuſammengetragen. Nach der gewöhnlichen Angabe blieben indeß drei Horen,

Welche dem Menſchengeſchlecht vollzeitigen alles Beginnen,

wie Heſiodus ſagt. Die bildende Kunſt ſtellte in den älteſten Zeiten auch nur zwei dar, z. B. am amykläiſchen Throne. Drei hingegen waren am Throne des olympiſchen Jupiter. Auf der Baſis eines Leuchters in der Albaniſchen Villa ſieht man ſie in der Stellung von Tanzenden, die Kleider mittelſt einer in den Seiten gebundenen Schleife in die Höhe gezogen. Die erſte Figur trägt eine Fruchtſchale in der Hand, und neben ihr liegen Früchte, ein Symbol des Herbſtes; die übrigen zwei halten nichts in der Hand, aber zu den Füßen der einen brennt auf erhöhten Steinen ein Feuer, das Sinnbild des Winters, und an der Seite der dritten ſteigt eine Blume, das Bild des Lenzes, empor. Auf den Köpfen tragen ſie Kronen von Blättern. Als vier Figuren erſcheinen ſie auf der vierſeitigen Baſis eines Leuchters im Farneſiſchen Palaſte, vorzüglich ſchön und charakteriſtiſch aber auf einem Sarkophag in der Albaniſchen Villa. dd.

Hören, ſ. Gehör.

Horizont (von ὁρίζειν, begränzen) oder Geſichtskreis, auch Horizontalkreis genannt, iſt im Allgemeinen der Kreis, in welchem ſcheinbar der Himmel von der Erde begränzt wird. Er iſt unter den größten Kreiſen einer der wichtigſten. Aufgang, Untergang und Höhen der Geſtirne werden bloß auf ihn bezogen, überdies gibt er mit andern größten Kreiſen der Himmelskugel merkwürdige Durchſchnittspunkte. Er theilt die ganze Himmelskugel in die obere und untere Halbkugel, die, wie aus dem Folgenden erhellen wird, als gleich zu betrachten ſind. Seine beiden Durchſchnittspunkte mit dem Meridian beſtimmen die Mittags- und Mitternachtspunkte,

deren Entfernung von einander die Mittagslinie ausmacht. Mit dem Äquator geben ſeine Durchſchnittspunkte den Morgen- und Abendpunkt. Dieſe vier Punkte zuſammengenommen theilen den Horizont in vier Quadranten, Viertel. Man unterſcheidet in der Aſtronomie den ſcheinbaren Horizont von dem wahren. Jener iſt die ebene Fläche des ſichtbaren Kreiſes, welche die gekrümmte Oberfläche der Erdkugel an der Stelle berührt, wo der Beobachter ſich befindet, dieſer aber die ebene Fläche, die durch den Mittelpunkt der Erde und mit dem ſcheinbaren Horizont parallel geht. Erweitert man beide bis zur ſcheinbaren Himmelskugel, ſo iſt ihr Abſtand von einander das Maß von einem Winkel im Mittelpunkt der Erde, welcher die Horizontalparallaxe genannt, und deſto kleiner wird, jemehr man die Himmelskugel erweitert. Bei den Firſternen findet keine Horizontalparallaxe Statt. Die Erde iſt in Beziehung auf ſie nur ein Punkt und es iſt einerlei, ob man den ſcheinbaren oder wahren Horizont als den Ort annimmt, von dem aus man ſie betrachtet. Bei Beobachtung der Sonne, des Mondes und der Planeten kommt aber dieſer Umſtand allerdings in Erwägung, und man muß dieſelben auf den wahren Horizont reduciren. Da die Horizontalebene allemal ſenkrecht auf der lothrechten Linie ſteht, ſo wird horizontal für gleichbedeutend mit wagerecht gebraucht. Horizontalwinkel iſt ein Winkel, der in der Horizontalebene gemeſſen wird.

Hormayr (Joſeph Freiherr von), Stephansordens-Ritter, geheimer Rath und tyroliſcher Kanzler, aus einem altadeligen, urſprünglich bayerſchen Geſchlechte, wurde am 16ten Mai 1705 zu Innsbruck geboren. Schon als Jüngling zeichnete er ſich im juridiſchen und publiciſtiſchen Fache als Schriftſteller aus, diente in Schwäbiſch-Öſterreich und in Tyrol, deſſen ganze Organiſation nach dem neuen Syſtem Thereſiens, die ihm vorzügliches Zutrauen ſchenkte, er größtentheils beſorgte. Die herrlichen Straßenanlagen in Tyrol ſind größtentheils ſein Werk. Er erklärte ſich, in Öſterreich der Erſte und lange vor Sonnenfels, mit der größten Freimüthigkeit gegen den barbariſchen Gebrauch der Folter. Unendlich viel nützte er ſeinem tyroliſchen Vaterlande als wärmſter Freund der Gelehrten und Künſtler, z. B. des Hirten und Geodeten Peter Anich, der Naturforſcher Scopoli, Niklas und Gregor Fontana, des großen hiſtoriſchen Kritikers Tartarotti, durch ſeine wichtigen Verbindungen mit Muratori, Maffei, mit den Akademikern von München. Er ſtarb am 8ten Auguſt 1778 zu Innsbruck.

Hormayr (Joſeph Freiherr von), Enkel des Obigen, geboren zu Innsbruck am 20ſten Januar 1781, widmete ſich in früheſter Kindheit dem Studium der Geſchichte, zumal der vaterländiſchen, dahingezogen durch ſein außerordentliches Gedächtniß, vermöge deſſen er ganze Claſſiker, 10 bis 12,000 Verſe vor und rückwärts, und eine ungeheure Menge hiſtoriſcher Facten, Namen und Jahrzahlen auswendig konnte. Im achten Jahre ſchrieb er eine kleine lateiniſche Geſchichte von Bayern, im dreizehnten gab er ſein erſtes Werkchen, eine Geſchichte der Herzoge von Meran, in Druck. 1764 bezog er die Innsbrucker Univerſität, vollendete 1797 die juridiſchen Studien, und trat im gleichen Jahre in Dienſte. 1798 begann er die Ausarbeitung ſeiner „Beiträge zur Geſchichte Tyrols im Mittelalter," worin er die meiſten Quellen ſelbſt entdeckte, herausgab, und zur Löſung aller Vorfragen und Hinderniſſe benutzte, die der Geſchichte Tyrols ſelbſt im Wege ſtehen konnten, die er im Winter

1805 herausgab. 1799 und 1800 diente er in der tyroliſchen Landwehr in allen Graden; Herbſt und Winter 1800 erwarben ihm mehrere Auszeichnungen, die ſpäterhin für ihn ſo folgenreiche Freundſchaft Chastelers, und obgleich der jüngſte Hauptmann der Landwehr, die Beförderung zum Major. Im Spätjahr 1801 kam er nach Wien und wurde im März 1802 im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, in der Section von Deutſchland angeſtellt, und zeichnete ſich dergeſtalt aus, daß er ſchon im April 1803 wirklicher Hofſecretär wurde, das Portefeuille der deutſchen Angelegenheiten behielt, und die Direction des geheimen Staats-, Hof- und Hausarchivs noch dazu bekam, unter den Miniſtern Grafen Ludwig Cobenzl und Stadion. — Zur Emporhaltung des Nationalgeiſtes in den heimathlichen Bergen lieferte er eine Reihe tyroler Almanache, die Beiträge zur Geſchichte Tyrols im Mittelalter, die Geſchichte Tyrols, das Archiv für Süd-Deutſchland, wichtige Beiträge für den tyroliſchen Sammler und für andere Journale. Im December 1805 war er dem Fürſten Lichtenſtein auf dem Friedenscongreſſe zu Presburg für die deutſchen Angelegenheiten zugeordnet. Bald darauf begann er auch ſeine Arbeiten aus dem öſterreichiſchen Staatsrechte mit der wichtigen Abhandlung über Minderjährigkeit, Großjährigkeit und Vormundſchaft im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat und Kaiſerhauſe, und mit der zweimaligen Regulirung des öſterreichiſchen Titels und Wappens, nach der Annahme der Erb-Kaiſerwürde und nach der Abdication der deutſchen Krone. — 1807 begann er ſeinen öſterreichiſchen Plutarch, als ein wahres Noth- und Hülfsbuch für jene Zeit. Beſtändig einer der thätigſten und erbittertſten Gegner Bonaparte's und ſeines Syſtems, veranſtaltete er Überſetzung und Verbreitung der Schriften von Cevallos über die Vorgänge in Bayonne, über die Beraubung und Gefangenſchaft des Papſtes, über den Vendeekrieg. Er war die Seele aller geheimen Einverſtändniſſe und Vorbereitungen zur Inſurrection in Tyrol. Im December 1809 ertheilte ihm der Kaiſer den Leopoldsorden, zur Belohnung ſeiner Verdienſte um das von ihm ganz neu organiſirte, und um mehr als das Fünfache vermehrte geheime Staatsarchiv. 1809 wurde er zur Armee von Inner-Öſterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann beſtimmt, mit der ſchwierigen und gefahrvollen Aufgabe, die früher von ihm eingeleitete Inſurrection in Tyrol und Vorarlberg zur Ausführung zu bringen. Er trat an die Spitze der Landesbewaffnung und Landesverwaltung, und führte dieſelbe unter großen Hinderniſſen und Gefahren, faſt ohne Mittel, meiſt in verzweiflungsvoller Lage, vom Feind in die Acht erklärt, mit großem Erfolge fort, bis der Znaimer Waffenſtillſtand die Räumung Tyrols und Vorarlbergs gebot. Im September 1809 wurde er wirklicher Hofrath, trat zugleich mit dem Miniſter Grafen Stadion aus dem Miniſterium der auswärtigen Geſchäfte, von nun an ausſchließlich dem geheimen Centralarchive geſchenkt und zahlreichen hiſtoriſchen Arbeiten ganz hingegeben. Es iſt bekannt, daß ſeltſame politiſche Verwickelungen ihn 1813, als über Bonaparte's Rotten das Gottesgericht auf Rußlands Eisfeldern erging, den Appellationsrath Schneider und viele andere Tyroler und Vorarlberger in Staatsgefangenſchaft und Exil brachten. Im Auguſt 1815 ernannte ihn der Kaiſer zum Hiſtoriographen des Reichs und des kaiſerlichen Hauſes.

Horn, Hörner, die feſte durchſcheinende Subſtanz, welche als knochenartiger Auswuchs an den Köpfen mancher Thiere, beſonders der wiederkäuenden, hervorwächſ't, und nach dem Abwurf oder

der Tödtung der Thiere, zu mannichfaltigen techniſchen Zwecken verwendet wird, wie zu Knöpfen, Meſſerheften, Pfeifenröhren, Pulverhörnern u. ſ. w. — Vom Abfall beim Drehen macht man in neuerer Zeit noch den Gebrauch, daß man die Späne vermittelſt Dämpfe erweicht, ſie dann in Formen preßt und wieder erharten läßt. Man verfertigt auf dieſe Weiſe ſehr zierliche Sachen. In Dresden werden aus Horn von allem, was zum Apparat des Tabackrauchens gehört, in ganz Deutſchland die allerniedlichſten und vollendetſten Sachen verfertigt und vorzüglich auf den leipziger Meſſen verkauft.

Horn, Waldhorn (Cor de chasse, Corno di Caccia), ein blechernes Blasinſtrument ohne Tonlöcher, aus einer langen, rundgewundenen Röhre beſtehend, die ſich in einem weiten Schalltrichter endigt, wird mittelſt eines metallenen Mundſtücks mit einem coniſchen Keſſel und ſchmalen Rand intonirt. Wegen der Länge ſeines Rohres ſteht es um eine Octave tiefer, als die Trompete, hat aber ſonſt mit dieſer vieles gemein, aber einen weitern Umfang und keine ſo grellen Töne. Um die Töne b, fis, a, welche auf dem Horn mit unſerm temperirten Tonſyſtem nicht völlig übereinſtimmen, nach dem Tonſyſtem zu verbeſſern, und überhaupt Töne anzugeben, welche das Horn von Natur nicht angibt, hat man das Stopfen erfunden, welches darin beſteht, daß der Horniſt bei Intonation der Töne, durch mehr oder weniger Hineinſchieben der Hand in den Schalltrichter, der Luft den Ausgang mehr oder weniger hemmt. Zum Ausdruck des Großen iſt es nicht geeignet; aber ſanfte, ſüße, zärtlich klagende und die Lücken der Saiteninſtrumente ganz ausfüllende Töne liegen im Umfang des Horns. Das Studium deſſelben iſt mithin dem Componiſten ſehr wichtig. Agricola, Jomelli und beſonders Gluck gebrauchen es mit durchdringender Kraft und Wirkung. Die Deutſchen haben es zur höchſten Vollkommenheit gebracht, haben ihm Klappen gegeben, die Mitteltöne durch das Stopfen erfunden, ja ſogar Maſchinenhörner gemacht, womit man bloß durch Einſätze in allen Tönen der Muſik auf der Stelle begleiten kann.

Horn oder Hornes (Philipp II. von Montmorenci-Nivelle, Graf von), eines der ausgezeichnetſten Opfer, die Philipp II., König von Spanien, ſeinem Zwecke, die catholiſche Kirche in den Niederlanden aufrecht zu erhalten, bringen zu müſſen glaubte, war der Enkel von Johann de Nivelle, der, von ſeinem Vater enterbt, ſeine Baronie und ſeine väterlichen Lehen verloren hatte. Philipp von Horn, geb. 1522, ſouverainer Herr von Horn, Altena, Mörs u. ſ. w., war einer der reichſten Herren in den Niederlanden und bekleidete die höchſten Staatswürden. Er war Capitain der flamandiſchen Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsrathes der Niederlande und Admiral im flandriſchen Meere. In der Schlacht bei St. Quentin hatte er ſich durch glänzende Thaten ausgezeichnet, und den größten Antheil an dem Siege von Gravelines. Die Bande des Blutes, die ihn mit dem großen Egmond vereinigten, ließen ihn auch deſſen politiſche Meinungen über die Toleranz theilen. Ihre Verbindung mit dem Prinzen von Oranien vernichtete beide. Weit entfernt, die Widerſetzlichkeiten deſſelben gegen das königliche Anſehen zu theilen, blieben ſie allen ſeinen Vorſtellungen unzugänglich. Vergebens ſtellte Oranien ihnen vor, daß es für ſie kein Drittes gebe, daß ſie entweder unter die Willkühr eines unerbittlichen Miniſters ſich beugen, oder ihr Heil unter der Fahne der Freiheit ſuchen

müßten. Und er hatte Recht, Herzog Alba ließ beide verhaften, ihnen den Prozeß machen und ſie am 4ten Juni 1568 enthaupten. Sein Bruder Floris von Montmorenci wurde ebenfalls enthauptet und ſo erloſch der Stamm der Montmorenci-Rivelle.

Hornemann (Friedrich Conrad), ein berühmter Reiſender, war 1772 zu Hildesheim geboren, ſtudirte zu Göttingen Theologie und ward in Hannover angeſtellt. Der glühende Wunſch, das innere Afrika zu beſuchen, bewog ihn, ſich 1795 an Blumenbach mit der Bitte zu wenden, ihn der afrikaniſchen Geſellſchaft in London als Reiſenden zu empfehlen. Nachdem dieſer den Jüngling geprüft und ſich von ſeinen Fähigkeiten zu einem ſo ſchwierigen Unternehmen überzeugt hatte, ſchrieb er an Sir Joſeph Banks, und Hornemann wurde angenommen. Er entwarf ſogleich einen Reiſeplan, den er der Geſellſchaft vorlegte. Zugleich ſtudirte er jetzt mit größtem Eifer Naturgeſchichte, Arabiſch und andere orientaliſche Sprachen. Im Febr. 1797 war er in London; die Geſellſchaft gab ihm ihre Inſtructionen, worauf er über Paris nach Marſeille ging und ſich dort einſchiffte. Nachdem er Cypern beſucht, ſtieg er zu Alexandrien ans Land und verweilte einige Monate in Cairo, um die Sprache der Maugrabiner oder ſüdlichen Araber zu lernen. Auf die Nachricht von der Landung der Franzoſen in Ägypten wurde er, wie alle Europäer in das Schloß gebracht, um ſie vor der erſten Wuth des Volks zu ſichern. Die Ankunft der Franzoſen gab ihm die Freiheit wieder. Bonaparte, von Hornemanns Planen unterrichtet, gab ihm Päſſe und zeigte ſich geneigt, ſeine Reiſe auf alle Weiſe zu befördern. Am 5ten Septbr. 1799 verließ Hornemann Cairo mit der Caravane von Fezzan; den 8ten betrat er die libyſche Wüſte, erreichte den 16ten Siouah, eine ſchon von Browne beſuchte Oaſe, und kam nach einer beſchwerlichen Reiſe von vier und ſiebzig Tagen in Mourzouk, der Hauptſtadt von Fezzan, an. Er verweilte hier einige Zeit und machte einen Ausflug nach Tripolis, von wo er den 29ſten Jan. 1800 wieder abreiſ'te. Am 12ten April ſchrieb er, daß er im Begriff ſey, mit der großen Caravane von Bourcu abzugehen. Seitdem fehlen alle weitern directen und beſtimmten Nachrichten von ihm, und wiewohl die afrikaniſche Geſellſchaft in ihrem Bericht vom J. 1809 die Hoffnung noch nicht ganz aufgab, Hornemann noch einſt zurückkehren zu ſehen, ſo ſcheint ſie gegenwärtig doch verſchwunden zu ſeyn. Hornemann hatte von Tripolis aus ſein Tagebuch nach England geſchickt. Von dieſem in deutſcher Sprache geſchriebenen Tagebuche gab die afrikaniſche Geſellſchaft 1802 eine engliſche Überſetzung, Carl König aber in demſelben Jahre das Original heraus. Es enthält eine Menge ſchätzbarer Nachrichten und hat durch die Zuſätze Rennels, Youngs und Marsdens einen noch größern Werth erhalten. Das dritte Heft der Zeitgenoſſen enthält eine umſtändlichere Biographie Hornemanns von ſeinem Jugendfreunde Crome.

Hornhaut, die durchſichtige, aus feinen Platten beſtehende hornartige Haut, welche vorn den kleinen Kugelabſchnitt des Augapfels bildet. (S. den Art Auge). — Hornhautfiſtel. Die vollkommene Hornhautfiſtel hat an der äußern und innern Oberfläche der Hornhaut eine Öffnung, die unvollkommene hat nur auf Einer Fläche eine Öffnung; die einfache hat keinen harten Rand an der Öffnung, welchen dagegen die zuſammengeſetzte hat. — Hornſtein, ein Name verſchiedener Steinarten, welche in Anſehung ihrer Farbe,

der Durchſichtigkeit oder ihres Gewebes Ähnlichkeit mit dem Horne haben. So werden alle durchſcheinende Steinarten, welche im Bruch muſchelförmig ſind, Hornſteine genannt. Dahin gehören der Achat mit ſeinen Unterarten, der Korallenſtein, auch der gemeine Feuerſtein, welcher vorzugsweiſe Hornſtein genannt wird. — **Hornwerk**, (ſ. **Außenwerke**.) — **Hornſilber**, eine neutrale, im Waſſer auflösliche, weiße, im Sonnenlichte ſchwarz werdende ſalzige Verbindung aus Silber und Salzſäure; ſo genannt, weil es im Feuer zu einer hornförmigen, durchſcheinenden Maſſe zuſammenfließt.

Hornpfeife, ein muſikaliſches, im Fürſtenthum **Wallis** übliches Inſtrument. Es beſteht aus einer hölzernen Pfeife, mit gehörigen Schalllöchern, und einem Horn an jedem Ende; in dem einen ſammelt ſich die hineingeblaſene Luft, aus dem andern gehen die gebildeten Töne hervor. In den Gegenden an Englands nordweſtlichen Küſten, wo dieſe Pfeife heimiſch iſt, begleitet man mit ihr einen Nationaltanz, welchen wir auch unter dem Namen Hornpipa oder Matelotte kennen. Er beſteht aus künſtlichen Schritten, welche den Tact ſtark bezeichnen und eigentlich mit hölzernen Schuhen getanzt werden müſſen. Zwei einander gegenüberſtehende Perſonen tanzen abwechſelnd. Dieſer Tanz iſt beſonders geeignet, Füße und Körper ſehr auszuarbeiten.

Horoſcop, ein mit den Tags- und Nachtlängen bezeichnetes mathematiſches Inſtrument. Die Aſtrologen bedienten ſich deſſelben, um die Stellung der Geſtirne bei der Geburt eines Menſchen zu beſtimmen. Sie nannten dies Nativitätſtellen, und hielten es für einflußreich auf die Handlungen und Schickſale der Menſchen.

Hörrohr, ſ. **Gehörwerkzeuge (künſtliche)**.

Horſt iſt in der Jägerſprache das zwiſchen die Äſte aus Holzreiſern, Erde, Grashalmen und Moos gebaute und frei ſtehende Neſt der Raubvögel, und beim Landwirthe theils ein im Moorlande liegender erhabener Platz oder Hügel, der auch in naſſen Jahren trocken bleibt, theils bei Verbeſſerung des Sandbodens die ausgegrabenen Klumpen darunter liegenden Thons, wenn derſelbe vitrioliſche Theile enthält. Um dieſe vitrioliſchen Thonklumpen zur Verbeſſerung des Sandbodens brauchbar zu machen, wird Kalk darunter gemiſcht, ehe ſie dem Sandboden beigemengt werden.

Horus, ein Sohn des Oſiris und der Iſis, der gewöhnlich als Kind ihr im Schooße ruhend und an ihrer Bruſt ſaugend abgebildet wird. Er war der lezte unter den Götterkönigen, die in Ägypten regierten. Als Typhon den Oſiris getödtet hatte, ließ er auch ihn allenthalben aufſuchen. Seine Mutter hatte ihn aber der Latona übergeben, welche ihn verborgen hielt. Dennoch ward er von Titanen getödtet, ſeine Mutter aber gab ihm das Leben wieder und machte ihn unſterblich. Zugleich lehrte ſie ihn die Kunſt zu heilen und zu weiſſagen, welche er zum Beſten der Menſchen anwandte. Sein Vater aber ſtieg aus der Unterwelt herauf und lehrte ihn die Kriegskunſt. Als er erwachſen war, warb er Truppen und bekriegte den Typhon, deſſen endliche Beſiegung ihm glücklich gelang. (S. **Typhon**). Außerdem iſt **Horus**, **Horus Apollo** oder **Horapollo** der Name eines angeblichen alten Schriftſtellers der Ägypter, der ein Werk über die Hieroglyphen geſchrieben haben ſoll, das wir in einer von einem gewiſſen Philippus verfaßten griechiſchen Überſezung beſizen.

Hoſe, ein urſprünglich aſiatiſches Kleidungsſtück, das ſchon der

den Babyloniern eingeführt war, und bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe vertrat. In Europa finden wir die Hoſen zuerſt bei den Galliern, an denen ſie den Römern ſo auffallend waren, daß dieſe einen Theil von Gallien deßhalb das behoſete Gallien (Gallia braccata) nannten. Bei den Römern ſelbſt wurden ſie erſt in den ſpätern Zeiten allgemein; die Strümpfe trennte man aber nur vor einigen Jahrhunderten davon. Man trug ſie bald eng, bald weit, wie die Mode wechſelte. Die Pluder-Hoſen waren beſonders den Krummbeinigen willkommen. Man ging aber darin ſo weit, daß man wohl 200 Ellen Zeug zu einem Paar ſolchen Hoſen verwandte. Unbegüterte ſtopften ſie aus. Churfürſt Joachim II. von Brandenburg, der ſie verboten hatte, ließ einſt einem, den er in dergleichen Hoſen erblickte, dieſelben aufſchneiden, da denn einige Scheffel Kleien herausfielen. Gegen dieſen Unfug eiferten Oſiander in ſeinem Hoffartsteufel und Musculus in ſeinem Hoſenteufel. Erſt unter Ludwig XIV. wurde die heutige Art Hoſen eingeführt.

Hoſeas, der erſte unter den kleinen Propheten des Alten Teſtaments, in deſſen Canon ſein Buch erſt nach dem babyloniſchen Exil eingetragen wurde, trat im Reiche Israel um 770 v. Chr. Geb. auf, um die Sittenloſigkeit ſeiner Zeitgenoſſen zu rügen und ihnen mit göttlichen Strafen zu drohen. Das durch ihre Schuld verletzte Verhältniß mit Gott kleidet er in den erſten drei Capiteln ſeines Buchs in die den hebräiſchen Dichtern wegen des Bundes, den Jehovah mit den Israeliten geſchloſſen hatte, ſehr geläufige Allegorie einer Ehe ein, die ihm ſein Weib gebrochen. Die übrigen Capitel behandeln denſelben Gegenſtand in abwechſelnden Bildern mit Vorwurf, Ermahnung und Drohung; das nahe Exil wird vorher verkündigt, und die tröſtliche Verheißung der endlichen Rückkehr des gebeſſerten Volks mildert das Ende dieſes prophetiſchen Buchs. Sein poetiſcher Charakter iſt Eile von Bild zu Bild, von Sentenz zu Sentenz; nirgend verweilt der Dichter lange, der Strom eines gewaltig aufgeregten Gefühls reißt ihn fort. Daher findet man bei ihm die Rundung, Anmuth und Harmonie, die andere Propheten auszeichnet, in geringerem Grade; das öftere ſchnelle Abbrechen, die Prägnanz ſeines Styls, und die ſchroffe Eigenheit ſeiner Bilder machen ſein Buch an mehrern Stellen dunkel, und die nackte Derbheit ſeines Ausdrucks verletzt nicht ſelten das Zartgefühl. Deſſen ungeachtet wird er durch ſeine unverkennbare Originalität, durch die Tiefe und Wahrheit ſeiner Empfindung und durch die Kraft und Fülle ſeiner Diction, wenn ſchon als eine wilde Blume, immer einen vorzüglichen Rang unter den Dichtern des hebräiſchen Alterthums behaupten. E.

Hoſianna (hebr.), d. i. Heil ihm! Hilf ihm (o Gott)! war ein bei den Juden gebräuchlicher feierlicher Glückwunſch für Könige und Helden der Nation, wie unſer Vivatrufen. E.

Hoſpitäler, ſ. Krankenhäuſer.

Hoſpitalfieber, ein eigenes bösartiges Fieber, welchem man jenen Namen deßwegen beilegte, weil es gemeiniglich in Hoſpitälern, beſonders in den Militärſpitälern und andern großen Krankenhäuſern, wo viele Menſchen in engem Raum und eingeſchloſſener Luft leben müſſen, entſteht. Beinahe jedes andere Fieber kann in ſolchen Spitälern einen bösartigen Charakter annehmen und einen anſteckenden Stoff erzeugen, wodurch alsdann dieſelbe oder eine ähnliche Krankheit auch bei andern Perſonen entſtehen kann. Die

Urſachen der Entſtehung und Eigenheit dieſes Hoſpitalfiebers ſind theils vorhergegangene Strapazen der Soldaten, Mangel an geſunder und guter Nahrung, Sorge und Angſt, beſonders aber die eigenartige Verderbniß der Luft vom Beiſammenleben vieler Menſchen in einem engen Raum, oder ſelbſt nur weniger in einem verſchloſſenen engen Behältniſſe, daher ein ähnliches Fieber bei den in Kerkern eingeſchloſſenen, auf Schiffen oder in engen dumpfen Hütten lebenden Menſchen entſtehen kann, welches Kerkerfieber, Schiffsfieber genannt wird. Man hat das Hoſpitalfieber häufig mit Nervenfieber, Typhus u. a. m. verwechſelt, welche jedoch niemals ganz ſeinen Charakter ausdrücken, obgleich es von jedem etwas annehmen kann. Das Hoſpitalfieber aber iſt ſeinem Urſprunge nach im hohen Grade das, was man ſonſt unter dem Faulfieber und faulichten Nervenfieber begriff, nämlich ein Fieber mit geſunkener Lebenskraft und Verletzung der Verrichtungen des Nervenſyſtems. Die Urſachen nämlich, welche es hervorbringen, vermindern nicht nur die Energie des arteriellen und nervöſen Syſtems, ſondern verändern ſelbſt die normale Miſchung zunächſt des Blutes und dann der übrigen Flüſſigkeiten, woher die Zufälle, ſchneller, aber ſchwacher und kleiner Puls, Schwäche in allen willkührlichen und unwillkührlichen Verrichtungen, ſchlechte Eiterung der Geſchwüre, Geneigtheit zu Brand und Blutungen, übermäßigen Schweißen und andern Ausleerungen, das eigne Gefühl von Mattigkeit, Irrereden und Verluſt des Bewußtſeyns, entſtehen. Der vom Hoſpitalfieber erzeugte anſteckende Stoff erregt auch in andern Menſchen ein Fieber, welches jedoch von dem urſprünglichen ſich verſchieden darſtellen kann. Hier kommt es nämlich auf Einflüſſe der Witterung und Jahreszeit, und auf individuelle Conſtitution des befallenen Subjects an, welchen Charakter und welche Form die Krankheit annehmen wird. Bei kraftvollen, jugendlichen, gutgenährten und vollblütigen Perſonen, bei denen das arterielle Syſtem vorherrſchend, oder durch erhitzende Getränke geſteigert iſt, bei trockner, kalter Luft, in einer zur Entzündung disponirenden Witterung und Jahreszeit entſteht ein entzündlicher Zuſtand des Nervenſyſtems, welcher bis zur Höhe einer Gehirnentzündung ſteigen kann, mit ſchnellem, aber vollem und ſelbſt etwas härtlichem Puls und mit heftigem Phantaſiren begleitet iſt, und die ſogenannte antiphlogiſtiſche Heilmethode, Mittelſalze, vegetabiliſche Säuren, ſelbſt zuweilen Blutausleerung erfodert. Bei andern Subjecten hingegen, deren Unterleibsorgane ſchon vorher gelitten haben, oder geſchwächt ſind, bei fehlerhafter Diät, feuchter, gelinder oder warmer Witterung und Jahreszeit wird der entzündliche Zuſtand mehr das Nervenſyſtem des Unterleibes, beſonders die großen Nervengeflechte deſſelben befallen; es entſteht dann das ſogenannte gaſtriſche Nervenfieber, welches mit Zufällen einer geſtörten Verdauung, belegter, trockner, ſchwarzer Zunge, Übelkeit, Würgen u. ſ. w. erſcheint, welche ſcheinbar den Gebrauch der Brechmittel anzeigen, und oft zur wirklichen Anwendung derſelben verführen. Ergreift aber das anſteckende Gift ſolche Subjecte, bei welchen die oben genannten und andere die Arterielltät herabſetzende, das Nervenſyſtem verletzende, die Säfte ſelbſt verändernde Einflüſſe Statt gefunden haben, ſo entſteht ein dem urſprünglichen Hoſpitalfieber ähnliches Fieber, welches man das typhöſe, faulichte, oder auch adynamiſche nennen könnte. Es zeigt ſich indeß ſelten eine Form dieſes Fiebers ganz rein, indem bei jedem Kranken dies Übel in unterſchiedlichen Graden, in mannich-

faltigen Verbindungen ſich darſtellt, bald der, bald jener Theil vorzüglich angegriffen iſt, eine Form in die andere übergeht. Daher iſt leicht begreiflich, daß weder einerlei Methode, noch weniger ein allgemeines Mittel dagegen anzuwenden iſt, ſondern daß der Arzt auf den Urſprung und die Entſtehungsart, auf die Natur der äußern Einflüſſe, auf den Charakter und die Form, auf die vorzüglich leidenden Organe, auf den Verlauf der Krankheit und die in demſelben ſich ereignenden Veränderungen genau Acht haben, und die Behandlung danach einrichten muß. Die Behauptung, daß von dem Hoſpitalfieber nur einmal ein Menſch angeſteckt werden könne, gilt nur von derjenigen Form deſſelben als Petechialfieber, welches wahrſcheinlich, wie mehrere andere Ausſchlagsfieber, ſich in der Regel nur einmal im Körper erzeugt. (S. Petechien). Zur Verhütung der Entſtehung des Hoſpitalfiebers trägt am meiſten die Vermeidung der daſſelbe begünſtigenden Urſachen bei, Erneuerung der Luft, Verbeſſeruug der Nahrungsmittel u. ſ. w., vor allen aber, daß man die Kranken nicht zuſammenſchichtet, ſondern ſo viel als möglich abſondert und vereinzelt. Die Anſteckung hat man durch mineralſaure Dämpfe zu vermeiden oder doch zu vermindern gehofft, indem das anſteckende Gift, welches man von ammoniakaliſcher Natur vermuthet, durch die ſauern Dämpfe zerſtört werden ſoll. Allein da man die Natur jenes Stoffes noch nicht hinlänglich kennt, ſo iſt die Wirkſamkeit jener Dämpfe noch immer zweifelhaft. Vermeidung der Atmoſphäre ſolcher Kranken und der Berührung ſolcher Dinge, welche den anſteckenden Stoff von ihnen aufgenommen haben, bleibt wahrſcheinlich das einzige ſichere Mittel, die Anſteckung zu verhüten. H.

Hoſpodar, ein ſlawiſches Wort, ſo viel als Herr, iſt der Titel der Fürſten der Moldau und Wallachei. (S. d. Art.)

Hoſtien heißen die kleinen, runden, dünnen, weißen, von ungeſäuertem Weizenmehle gebacknen Scheiben, die man in der lutheriſchen und römiſchen Kirche bei der Communion ſtatt des Brotes zu brauchen pflegt. Vor dem vierten Jahrhunderte wurden bei dem heiligen Abendmahle gewöhnliche Brote gebraucht, bald darauf aber beſondere, und eigends zu dieſem Gebrauche bereitete Brote üblich, bis im vierten Jahrhundert runde große Oblaten aufkamen, welche man nach geſchehener Conſecration in ſo viel Stücke zu zerbrechen pflegte, als nach der Anzahl der Communicanten nöthig waren. Seit dem zwölften Jahrhunderte wurden die hier beſchriebnen Hoſtien, auch Oblaten genannt, eingeführt. — Von der römiſch-catholiſchen Kirche wird das Brot im Abendmahle darum Hoſtie genannt, weil ſie die Verwandlung deſſelben in den Leib Chriſti annimmt, und ſich des Ausdrucks bedient, der Leib Chriſti werde von dem Meßprieſter als ein unblutiges Opfer (hostia) dargebracht. Das bei der Communion nach dem neuen Ritus der vereinigten evangeliſchen Kirche am Reformationsfeſte 1817 zu Berlin gebrauchte Brot beſtand aus runden, dünnen, ungefähr drei Zoll im Durchmeſſer haltenden und ¼ Zoll dicken Scheiben Weißbrot, welche in drei Theile gebrochen wurden. Ähnlicher Brote bediente man ſich an andern gemiſchten Orten bei dieſer Feier und im Naſſauiſchen ſind zum Abendmahle der evangeliſch-chriſtlichen Kirche größere Hoſtien verordnet. (Vergl. d. Art. Union.) E.

Hottentotten, ein afrikaniſches Volk, welches die Südſpitze von Afrika bewohnt, und theils unter brittiſcher (vormals holländiſcher)

Herrſchaft ſteht, theils unabhängig lebt. Sie haben Ähnlichkeit mit den Negern, gehören aber nicht zu denſelben. Ihre Hautfarbe iſt gelbbraun, die Haare wollenartig, kraus und ſchwarz, die Backenknochen ſtehen ſehr weit hervor, die Naſe iſt flach und der Mund groß, doch nicht mit ſolchen Lippen wie die Neger. Sie ſind von gewöhnlicher Statur, wohlgewachſen und gut gebildet, und haben einen ſehr gelenkigen Körper. Die Hottentotten ſind ein gutmüthiges, dienſtfertiges Volk, welches mit den Fehlern der rohen Naturmenſchen auch ihre guten Eigenſchaften verbindet; aber weder Bosheit noch Rachgier iſt ihnen eigen; hingegen ſind ſie unreinlich, abergläubiſch und ſinnlich. Sie ſind in viele Horden, Geſchlechter und Familien abgetheilt. Einige leben als Dienſtboten in den Häuſern der Coloniſten oder in der Nähe von den Höfen der Coloniſten in einiger Abhängigkeit von ihnen, andere in weit entlegenen Dörfern (Kraals). Die erſten nennt man Kap- oder Coloniehottentotten; ſie haben nach und nach einige Cultur erhalten, und treiben Viehzucht mit etwas Landbau; die letztern heißen freie, wilde oder Schakalshottentotten; dieſe ziehen mit ihren Kraals und Viehheerden nomadiſch umher. Viele haben auch nach den Gegenden, wo die Familien wohnen, einen beſondern Namen. Heut zu Tage haben ſich die Hottentotten ſehr vermindert; der freien Hottentotten ſind in den meiſten Diſtricten des Kaplandes nur noch wenige; die einzelnen Horden, die man noch hier und da antrifft, ſind nicht zahlreich. 1810 zählte man in der jetzt brittiſchen Colonie des Kaplandes 19,764 Hottentotten. Die zu London errichtete Miſſionsgeſellſchaft unterhält in dieſem Theile Afrika's Miſſionäre, durch welche ein Theil der Hottentotten zum Chriſtenthum bekehrt worden iſt. Zu den bekannten Arten der Hottentotten gehören: die Chonaquas- oder Gonakashottentotten, welche in der Nähe des Cafferlandes wohnen, und ſtärker, größer und ſchwärzer als die übrigen Hottentotten ſind; dieſe ſind es vorzüglich, welche Vaillant ſchildert; ferner die Buſchmänner (Boſchmannen, wilde Hottentotten), welche in den buſchigen und gebirgigen Gegenden der ſüdlichen Spitze von Afrika vom Raube leben und den Coloniſten, welche dieſelben verdrängt haben, ſehr gefährlich ſind. Meiſterhaft hat ihre ekelhafte Thierheit Lichtenſtein in ſeiner Reiſe in das ſüdliche Afrika geſchildert. Die Buſchmänner bilden nicht einen beſondern Hottentottenſtamm, ſondern ſind ein zuſammengelaufenes, liederliches Geſindel von Landſtreichern und Räubern aus verſchiedenen Hottentottenſtämmen, die ſich in öde und unzugängliche Gebirgsgegenden geflüchtet haben. Nach Campbell wohnen die meiſten Buſchmänner an den vier Flüſſen Malalareen, dem Gelben, Alexander und Cradokfluſſe. Ihre Zahl beträgt nicht mehr als einige Tauſende. Sie ſind die erklärten Feinde aller ihrer Nachbarn, der übrigen Hottentotten, der Kaffern und der Coloniſten, indem ſie aus ihrem Hinterhalte auf Vorübergehende lauern und mit ihren vergifteten Pfeilen nach ihnen ſchießen. Sie rauben vorzüglich Vieh zu ihrer Nahrung; denn ſie behalten keines lebendig, um es aufzufüttern oder ſich fortpflanzen zu laſſen, ſondern alles, was ſie erbeuten, wird ſogleich geſchlachtet und aufgezehrt, ſobald ſie es in Sicherheit gebracht haben. Oft iſt daher die Colonie genöthigt, Militärcommando's gegen ſie abzuſchicken, um ihren Streifereien und Räubereien Einhalt zu thun. Die durch Vermiſchung der Weißen mit den Hottentottinnen entſtandene Race nennt man Meſtizhottentotten. Sie ſind frei wie die Weißen.

Hottinger, der Name einer ſchweizeriſchen Familie, welche durch mehrere Gelehrte, vorzüglich Theologen, berühmt geworden iſt. Unter ihnen ragt am meiſten hervor: 1. Johann Heinrich, der Ältere, geboren zu Zürich im J. 1620. Schon in der Schule zu Zürich zeigte er glückliche Anlagen für die Wiſſenſchaft, und machte ſolche Fortſchritte in den alten Sprachen, daß man ihn auf öffentliche Koſten einige auswärtige Univerſitäten beſuchen ließ. Er reiſ'te daher zuerſt 1638 nach Genf, von da nach Frankreich und Holland. Hier ſtudirte er in Gröningen unter Math. Paſor, und nachher unter Jac. Golius mit dem unermüdetſten Eifer orientaliſche Sprachen. Mit einem reichen Schatze von Kenntniſſen kehrte er über England 1641 in ſein Vaterland zurück. Im folgenden Jahre wurde ihm die Profeſſur der Kirchengeſchichte in ſeiner Vaterſtadt übertragen; im J. 1643 die Profeſſur der Catechetik und der orientaliſchen Sprachen. Seine lehrreichen Vorträge und practiſchen Übungen fanden großen Beifall und belebten das Studium der orientaliſchen Literatur ſehr. Noch mehr verbreitete ſich ſein Ruhm durch ſeine zahlreichen Schriften über dieſelbe. Sein vorzüglichſtes Verdienſt in dieſem Fache beſteht darin, daß er mit ungemeinem Fleiße die innere Verwandtſchaft der morgenländiſchen Sprachen erforſchte, und auf den Gewinn, welchen die Schrifterklärung daraus ziehen könnte, aufmerkſam machte, z. B. in ſeiner Grammatica quatuor linguarum hebr., chald., syr. et arab. harmonica. Zürich 1649, 4.; in ſeinem Etymologicum orientale, Frankfurt, 1661, Thesaurus phil. s. clavis scripturae Tig. ed. III. 1696, 4., durch welches Buch er zum Aufleben des Studiums der orientaliſchen Literatur am meiſten beigetragen hat, u. a. m.; ferner, daß er mit dieſem Studium das Studium der orientaliſchen Geſchichte und Archäologie in enge Verbindung ſetzte, und über die Geſchichte der Juden und Mohammedaner, wie überhaupt über die Geſchichte der Religionen und Secten des Orients, die erſte genauere Kunde gab, z. B. in ſeiner Historia orientalis. Tig. 1651 und 1660, 4., Promtuarium s. bibliotheca oriental. Heidelb. 1658, 4. u. a., ſo wie in ſeiner, bis auf die Geſchichte der Reformation gehenden Historia ecclesiastica N. T. Tig. 1651 — 1667. Vol. IX. 8., einem ſehr geſchätzten Werke, welches nach authentiſchen Quellen ausgearbeitet, aber nicht frei von manchen religiöſen Vorurtheilen, in der Ordnung etwas locker und rauh im Vortrag iſt. Vorzüglich bemühte er ſich, auch den Zuſtand der orientaliſchen Kirchen genau kennen zu lernen und theilte in ſeinen Schriften manches Reſultat dieſer Forſchungen mit. Sein Anſehn in der gelehrten Welt war ſo geſtiegen, daß der Churfürſt von der Pfalz ſich durch einen eigenhändigen Brief an den Rath zu Zürich die Erlaubniß auswirkte, ihn auf einige Jahre nach Heidelberg kommen zu laſſen, um durch ſeine Wirkſamkeit dem geſunkenen Flore dieſer Univerſität wieder aufzuhelfen, welches auch Hottinger (1653 bis 1661) mit dem glücklichſten Erfolg und zur größten Zufriedenheit des Churfürſten bewirkte. Seinem Beſtreben aber zur Vereinigung der proteſtantiſchen Religionsparteien, welche der Churfürſt zu bewirken wünſchte, ſtellten ſich die gewöhnlichen Hinderniſſe in den Weg. 1658 begleitete er den Churfürſten auf den Reichstag zu Frankfurt, wo er die bedeutendſten Männer Deutſchlands kennen lernte, und mit dem großen Orientaliſten Ludolf Freundſchaft ſchloß. Beide faßten damals den Plan, einige in der orientaliſchen Literatur erfahrne junge Leute auf fürſtliche Koſten zur Erfor-

forſchung des Zuſtandes der afrikaniſchen, beſonders der äthiopiſchen Kirchen nach Afrika reiſen zu laſſen. Als er nach Heidelberg zurückgekehrt war, bat der Churfürſt den Rath zu Zürich um Verlängerung ſeines Urlaubs, und erhielt ihn auch. Mit vielen Ehrenbezeugungen überhäuft, kehrte er endlich 1661 nach Zürich zurück. Hier wurde ihm bald die Würde eines beſtändigen Rectors der Univerſität, nebſt mehreren ehrenvollen Ämtern, ja einigemal ſelbſt Staatsgeſchäfte, z. B. eine Geſandtſchaft nach Holland, denn auch in dieſen zeigte er eine große Gewandtheit, übertragen. 1667 wollte er endlich einem wiederholten Rufe der Univerſität Leyden folgen, aber das Schickſal hinderte ihn, ſein Vaterland zu verlaſſen, indem er am 5. Juni d. J. mit dreien ſeiner Kinder bei einer Fahrt auf der Limmat ſein frühes, allgemein betrauertes Ende fand. 2. Sein Sohn, Johann Jacob, geb. zu Zürich 1652, begann unter des Vaters Anleitung ſeine Studien, bekleidete nachher mehrere geiſtliche Ämter, wurde 1698 Profeſſor der Theologie zu Zürich, und ſtarb 1733. Sein Leben hat J. Jac. Lavater beſchrieben (Tempe Helvetica, T. II. S. 7 u. ff., wo auch ein Verzeichniß ſeiner meiſtens theologiſchen Schriften, an der Zahl 114, gegeben wird). Unter ſeinen Schriften wird des Inhalts wegen am meiſten geſchätzt ſeine helvetiſche Kirchengeſchichte (Zürich 1708 — 1720, 2 Bde. 4.), durch welche er die Würde ſeiner Kirche zu behaupten bemüht war, und einige eben ſo viel Verſtand als Mäßigung verrathende Unionsſchriften. Über Vater und Sohn ſiehe Meiſters berühmte Züricher, 2r Th., S. 10 u. f., u. S. 293 u. f. — Mit letzterm iſt nicht zu verwechſeln 3. der erſt 1750 geborne Johann Jacob, ein durch die Herausgabe mehrerer Claſſiker, z. B. des Cicero de divinatione (Leipzig 1793, 8.), des Salluſt, der Überſetzungen von Cicero's Werk über die Pflichten, der Charaktere Theophraſts in Wielands attiſchem Muſeum u. a. m. rühmlichſt bekannt. Nicht aber bloß als Philolog, ſondern auch als Äſthetiker und Literator hat dieſer eben ſo ſcharfſinnige als geſchmackvolle Gelehrte ſich bedeutende Verdienſte erworben. Seine vortreffliche Preisſchrift: Verſuch einer Vergleichung der deutſchen Dichter mit den Griechen und Römern (Mannheim 1789), gehört zu dem vorzüglichſten, was wir in dieſer Art beſitzen. Außerdem verdient bemerkt zu werden ſeine Bibliothek der neueſten theologiſchen, philoſophiſchen und ſchönen Literatur (Zürich 1784 — 1786, 3 Bde.); über Bodmer (acroama de I. I. Bodmer, Zürich 1785, 8.), Salomo Geßner (Zürich 1796, 8.). Mit Wieland und Jacobs vereinigte er ſich zur Herausgabe des Neuen attiſchen Muſeum. T.

Houdon (J. A.), einer der vorzüglichſten neueren Bildhauer der Franzoſen. Insbeſondre machte er ſich durch die Büſte Voltaire's im Theatre François in Paris berühmt, welche man für eine der ſchönſten Arbeiten der neuern Sculptur hält. Außerdem hat man von ihm eine Statue von Tourville, eine Diana und eine Fileuse (Nähterin), die als Meiſterwerke betrachtet werden. Er war Mitglied des Inſtituts u. ſ. w.

Houel (J. P.) erwarb ſich als Mahler und Kupferſtecher großen Ruhm. Er ward 1735 in Rouen geboren, ſtudirte erſt die Architektur und erlernte ſpäter die Mahlerei bei Descamps. Darauf widmete er ſich der Kupferſtecherkunſt und ſtudirte unter le Mire in Paris; allein da er die Mahlerei vorzog, verließ er le Mire und ſetzte das Studium der letztern unter Caſanove fort. Voll Begierde,

Italien zu ſehen, durchwanderte er Neapel und Sicilien, die Inſeln Malta und Lipari ſowohl als Beobachter, als auch als Künſtler. Auf dieſer Reiſe ſammelte er die Materialien zu ſeinem großen Werke. Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris ging er ſogleich an die Ausführung des Planes, den er gefaßt hatte, ſeine Nachforſchungen und Unterſuchungen bekannt zu machen, und die mahleriſchen Anſichten und Monumente zu ſtechen. Er nahm noch Leprince zu Hülfe, und ſo brachte er in ſechs Jahren ſeine Voyage pittoresque de Sicile, de Malte et de Lipari, ein Werk von 264 Kupferplatten und vier Foliobänden Text, zu Stande. Es enthält einen reichen Schatz von intereſſanten Beobachtungen ſowohl über die Sitten und Gebräuche, als die Naturgeſchichte. Die vorzüglichſten Monumente, die Theater, Amphitheater, Waſſerleitungen, Vaſen, Statuen, Basreliefs, Münzen u. ſ. w. ſind hier in größten Details gegeben. — Houel hat außerdem noch viele Anſichten u. dgl. geſtochen, auch eine große Menge mittelmäßiger Verſe gemacht, die aber nie gedruckt wurden. Er ſtarb zu Paris den 14. Nov. 1813.

Houris heißen die Jungfrauen von feinerem Stoff, als der irdiſche iſt, welche in Mohammeds Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen ſollen. Sie ſind, nach der Schilderung des Korans, von blendender Schönheit, denn Rubinen und Perlen werden beſchämt durch ſie; keiner Unreinigkeit unterworfen, von keinem Menſchen oder Geiſte je der Jungfrauſchaft beraubt, haben ſie die ſüßen, ſchmachtenden Blicke ihrer großen ſchwarzen Augen nur für den einzigen Geliebten. In unaufhörlich grünenden Gärten findet man ſie in Lauben auf grüne Kiſſen und die ſchönſten Teppiche hingegoſſen, und eine Fülle des ſüßeſten Genuſſes erwartet den Seligen in ihren umſchlingenden Armen. Wie oft aber auch ſie den ſüßeſten Genuß gewährten, werden ſie doch nie aufhören, jungfräulich zu ſeyn. Man ſieht, Mohammed hat nichts geſpart, dem üppigen Orientalen auch von dieſer Seite ſein Paradies reizend zu mahlen. Er hatte aber ein Vorbild hiezu in dem Parſismus, in deſſen Paradies, Behiſht und Minu genannt, die ſchwarzäugigen Nymphen, Hurani behiſht, deren Obhut dem Engel Zannyad anvertraut iſt, ebenfalls nicht in Schatten geſtellt ſind. Es verſteht ſich nun aber wohl von ſelbſt, daß hier bloß ein Männerparadies gemahlt iſt, in welchem die Weiber ſich eben nicht zum beſten befinden dürften. Sie ſollen aber an einen beſondern Ort der Glückſeligkeit gelangen, wo es ihnen an allen Arten von Vergnügungen nicht mangeln ſoll. Die von ihren Männern recht innig geliebten Weiber haben eine Hoffnung mehr, denn dem Manne ſteht es frei, ſtatt der Houris ſeine Gattin zurückzufodern. dd.

Houtmann (Cornelius), dieſer berühmte holländiſche Seefahrer und Gründer des holländiſchen Handels mit Oſtindien, war zu Gouda in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts geboren. Als er ſich ſeiner Geſchäfte wegen einige Zeit in Liſſabon aufhalten mußte, zog er aus Neugierde Erkundigungen ein über den Handel mit Indien, der damals Portugal ausſchließend bereicherte und über die Wege dahin. Er merkte bald, welche ungeheuern Vortheile ſeinen Landsleuten aus dieſer Schifffahrt zufließen könnten. Allein da den Fremden alle Nachforſchungen aufs ſtrengſte unterſagt waren, erregte Houtmann Verdacht, wurde eingeſperrt und zur Entrichtung einer großen Geldſtrafe verurtheilt. Da er dieſe nicht bezahlen konnte, wendete er ſich an die amſterdamer Kaufleute mit dem Antrage, ih-

nen alles zu verrathen, was den Handel nach Indien betreffe, wenn ſie ihn befreien wollten. Sie kauften ihn los, und er hielt, als er 1594 nach ſeinem Vaterlande zurückkam, ſein Verſprechen. Die Kaufleute bildeten eine Geſellſchaft, die ſich die Compagnie der entfernten Lande nannte, rüſteten vier Schiffe aus und ernannten Houtmann zum Supercargo. Den 2. April 1595 lief die Flotille aus und landete den 23. Juni 1596 vor Bantam auf der Inſel Java. Sie wurden freundlich aufgenommen, allein die Portugieſen wußten ſie bald mit den Eingebornen zu entzweien. Sie machten noch mehrere Verſuche auf den oſtindiſchen Inſeln, ſahen ſich aber endlich genöthigt, nach Europa zurückzukehren, nachdem die Mannſchaft auf weniger als ein Drittheil zuſammengeſchmolzen war. Sie liefen den 14. Aug. 1597 wieder in den Hafen von Amſterdam ein. Ungeachtet dieſe erſte Fahrt wenig Vortheil gebracht hatte, beſchloß man doch ſogleich die Abſendung einer zweiten Expedition. Es bildeten ſich nach dem Beiſpiele von Amſterdam ähnliche Compagnien in den Seeſtädten der vereinigten Provinzen; endlich vereinigten ſich alle in eine oſtindiſche Compagnie, welche den Portugieſen den oſtindiſchen Handel entriß, ſie aus Oſtindien vertrieb und bis ans Ende des 18. Jahrh. ſich ausſchließend in dem Handel dahin erhielt. Houtmann ging als Befehlshaber der zweiten Expedition 1598 wieder nach Oſtindien ab und war diesmal in ſeinen Unternehmungen glücklicher. Nachdem ſie Madagascar, die Maldiven und Cochinchina beſucht hatten, landeten ſie auf Sumatra. Sie wurden anfangs von dem Könige freundlich aufgenommen, allein bald darauf wurde Houtmann bei einem Feſte verhaftet. Die Schiffe, welche ſchon geladen hatten, kehrten zurück, und man glaubte Houtmann getödtet. Allein am 31. Dec. 1600 kam er mit drei Matroſen an Bord eines vor Achem liegenden holländiſchen Schiffes, erklärte aber, er wolle ſich der Gefangenſchaft nicht entziehen, weil er hoffe, die Freiheit noch zu bekommen und mit dem Könige einen ſeinen Landsleuten vortheilhaften Vertrag abzuſchließen. Der König zeigte wirklich günſtige Geſinnungen, allein er gab den Einflüſterungen der Portugieſen nach und ſandte Houtmann in das Innere des Landes, wo er in der Folge ſtarb. Von dieſen erſten Reiſen erſchienen Beſchreibungen, die intereſſante Bemerkungen enthalten, ſpäter ließen die Holländer über ihre Seefahrten nichts mehr bekannt werden.

Howard (John), ein in ganz Europa berühmter Name, mit welchem ſich das ſegnende Andenken eines edelmüthigen Menſchenfreundes verknüpft, der mit uneigennütziger, unermüdeter Sorgfalt ſein ganzes Leben der Verringerung des menſchlichen Elends widmete, war der Sohn eines reichen Kaufmanns, geboren zu Hackney, nach Andern zu Enfield in England 1726, wurde in ſeiner Erziehung ſtreng gehalten, und ſcheint ſich frühzeitig mit jenen Kenntniſſen bereichert zu haben, die er ſpäterhin ſo trefflich anwendete. Er ſollte erſt in London die Handlung erlernen, verließ ſie aber, als er ſich nach ſeines Vaters Tode im Beſitz eines großen Vermögens ſah, auch wegen ſeiner Schwächlichkeit zu dieſem Geſchäfte wenig geeignet war, und machte eine Reiſe nach Frankreich und Italien. Nach ſeiner Rückkehr 1752 blieb er einige Zeit in London und beſchäftigte ſich daſelbſt vorzüglich mit Phyſik und Medicin. Schon damals zeigte ſich ſein hoher Edelmuth in Unterſtützung der Armen thätig. Die Pflege und Behandlung, welche er von einer Witwe, bei welcher er wohnte (Sara Loidorn), erfuhr, rührte ihn ſo, daß er ihr, ob ſie gleich

ſchon 60 Jahr alt war, ſeine Hand gab (1753) und ſie zärtlich liebte. Aber er verlor ſie ſchon drei Jahre hernach. 1756 wurde er zum Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften in London aufgenommen. Als das Unglück, welches Liſſabon durch das furchtbare Erdbeben betroffen, bekannt worden war, war er entſchloſſen, nach Portugal zu reiſen, ſchiffte ſich auch 1755 ein; allein das Schiff wurde von einem franzöſiſchen Kaper genommen und nach Breſt gebracht, wo er einige Monate in Kriegsgefangenſchaft lebte, und Gelegenheit hatte, das Loos der Gefangenen mit eigenen Augen kennen zu lernen. Das lebhafte Intereſſe, welches ihm hier ſeine eigene Erfahrung für daſſelbe einflößte, ſcheint vorzüglich den großen und edelmüthigen Plan, das Schickſal der Gefangenen zu lindern, in ihm erweckt zu haben. Als er auf ſein Ehrenwort nach England zurückgekehrt war, machte er den erſten glücklichen Verſuch durch Vorſtellung bei ſeiner Regierung, den Zuſtand der Gefangenen in Frankreich zu verbeſſern. Er kaufte ſich nachher ein kleines Landgut zu Lymington, verheirathete ſich (1758) zum zweitenmale, veränderte aber nach dem Tode dieſer zweiten Gattin, welche ihm einen Sohn hinterließ, ſeinen Aufenthalt wieder, und ließ ſich in der Nähe von Bedford, auf einem väterlichen Gütchen Cardington, nieder, wo er, wie überall, als liebevoller Wohlthäter der Armen und Unglücklichen verehrt wurde. Auch wurde er hier in die Verſammlungen der Diſſidenten gezogen. Im J. 1773 wurde er zum Sherif der Grafſchaft Bedford gewählt. Die Verwaltung dieſer Stelle ſetzte ihn in den Stand, das Elend der Gefangenen ganz kennen zu lernen, und alle Gefängniſſe im ganzen Königreiche beſuchen zu können. Sein redlicher Eifer zog die Aufmerkſamkeit des Hauſes der Gemeinen ſo ſehr auf ſich, daß man von ihm einen Bericht über dieſen Gegenſtand verlangte, welcher nicht nur zwei Bills bewirkte (eine die Erhaltung der Geſundheit der Gefangenen, die andere die Loslaſſung und Unterſtützung derer betreffend, welche zwar freigeſprochen, aber dennoch ungebührender Weiſe im Gefängniſſe feſtgehalten wurden), ſondern ihm auch eine öffentliche Dankſagung des Unterhauſes veranlaßte. Dieſes munterte ihn auf, die Unterſuchung der Gefängniſſe in England zu vollenden. Bald aber erſtreckten ſich ſeine menſchenfreundlichen Abſichten auf ganz Europa. Zwölf Jahre verwendete er zur Ausführung dieſes Plans, und reiſ'te in dem Zwiſchenraume von 1775 bis 1787 viermal nach Deutſchland, fünfmal nach Holland, zweimal nach Italien, durchflog auch Spanien und Portugal, die nordiſchen Staaten und die Türkei. Überall war ſein Hauptzweck, die Hoſpitäler und Gefängniſſe zu beſichtigen, und er ſcheute weder Koſten noch Gefahr, um dieſe Gemächer des Jammers zu unterſuchen; ja er ſoll ſich ſogar, um ſeine menſchenfreundliche Wißbegierde zu befriedigen, in Valladolid erboten haben, einen Monat ſelbſt im Kerker zu bleiben. Überall aber fand der einfache, liebreiche und edelmüthige Mann Achtung, und ſelbſt an vielen Höfen (z. B. beim Kaiſer Joſeph II.) eine ausgezeichnete Aufnahme. Das erſte Reſultat ſeiner Reiſen war ſein bekanntes Werk über die engliſchen und ausländiſchen Gefängniſſe und Zuchthäuſer, welches zuerſt zu Warrington 1777 erſchien, und durch ſeine folgenden Reiſen in den ſpätern Ausgaben, z. B. 1784, eine größere Verbeſſerung und Vollſtändigkeit erhielt. (Es iſt auch, im Auszuge, deutſch von Köſter überſetzt worden, Leipzig 1780, 8.) Selten hat ein Buch ſo ſegensreiche Folgen, wie dieſes, gehabt; denn es hat zur Errettung vieler Tauſende, welche troſtlos im tiefen Ker-

ker ſchmachten, mit allerhand Krankheiten kämpfen, und ſo körperlich und geiſtig ſich verzehren mußten, mächtig gewirkt, die Aufmerkſamkeit der Regierungen in den gebildeten Staaten Europa's auf dieſen wichtigen Gegenſtand der Menſchheit, auf eine zweckmäßige Verbeſſerung der Gefängniſſe und Correctionshäuſer, zuerſt hingeleitet und dadurch zur Beſſerung und einer menſchlichern Behandlung der Gefangnen, beſonders in England, Frankreich und Deutſchland, beigetragen. Damit war jedoch ſein Eifer nicht zufrieden. Er wollte nun, nachdem er das furchtbare Kerkerfieber glücklich bekämpft, auch den Fortſchritten der verheerenden Peſt ſich entgegenſtellen. Er nahm in dieſer Abſicht den Charakter eines engliſchen Arztes an, welchen zu behaupten ihm nicht ſchwer wurde, da er früher eifrig die Arzneikunſt ſtudirt hatte, überall den Kranken unentgeldlich Hülfe leiſtete und mit wichtigen Empfehlungen verſehen war. So reiſ'te er 1785 zuerſt nach Marſeille. Nachher durchwanderte er die Peſthäuſer und Lazarethe in Italien und in der Türkei, wobei er ſich oft der äußerſten Gefahr ausſetzte. Überall befriedigte er nicht bloß ſeine Wißbegierde, ſondern half und wirkte, wo er nur helfen konnte. Nachdem er ſich von der Natur der Peſt und den wirkſamſten Mitteln gegen dieſe Seuche unterrichtet hatte, gab er 1789 ſeine wichtige Schrift über die vorzüglichſten Lazarethe in Europa, mit Nachrichten über die Peſt heraus (aus dem Engliſchen, Leipzig 1791), kündigte aber am Schluſſe dieſes Werks eine noch größere Reiſe in den Oſten an, um auch in Aſien die Peſt kennen zu lernen und die ihm bekannten Mittel gegen dieſelbe zu verſuchen. Er verließ ſein Vaterland noch 1789, wurde bei einem Krankenbeſuch in Cherſon in der Crimm von einer epidemiſchen Krankheit angeſteckt, und ſtarb den 20ſten Januar 1790, ein Opfer ſeiner warmen Menſchenliebe. Seine Schriften, wozu auch noch eine Überſetzung der „hiſtoriſchen Bemerkungen und Anekdoten, die Baſtille betreffend,“ aus dem Franzöſiſchen 1780 (deutſch, Berlin 1789), eine engliſche Überſetzung des peinlichen Geſetzbuchs des Großherzogthums Toscana (1789) und mehrere phyſikaliſche Abhandlungen in den Schriften der londner Societät der Wiſſenſchaften kommen, zeigen ihn auch als einen Mann von vielem Beobachtungsgeiſt, der den Charakter der Nationen, die er beſuchte, trefflich zu beurtheilen wußte. Er hat einen Sohn hinterlaſſen, der wahnſinnig iſt. Auch in ſeinem Teſtamente ſoll Howard den Hauptgegenſtand ſeines Wirkens nicht vergeſſen, und eine große Summe zur Verbeſſerung der Gefängniſſe und Tollhäuſer vermacht haben. Sein Vaterland hat dem Manne, der ſich um die Menſchheit ſo verdient gemacht, und mit Verläugnung feinerer Empfindungen einen mühſamen Beruf dem ruhigen Genuſſe ſeiner Güter vorzog, ein würdiges Denkmal in der St. Paulskirche zu London errichten laſſen.

Howe (Richard Graf), ein berühmter engliſcher Admiral, geb. 1722, trat ſchon in ſeinem 14ten Jahre in Dienſte und ward zum Lohn für mehrere glänzende Thaten 1746 Capitain. Als die Feindſeligkeiten wieder begannen, trug er unter Lord Hawke 1757 viel zur Eroberung der Inſel Aix bei und zerſtörte den Hafen von Cherbourg. Nach dem Tode ſeines Bruders 1758 erhielt er den Titel eines irländiſchen Barons. Im Jahre 1770 wurde er zum Contre-Admiral und Oberbefehlshaber im mittelländiſchen Meere ernannt. In dem amerikaniſchen Kriege zeichnete er ſich durch Anordnung weiſer Maßregeln vielfach aus. Er lebte dann bis zum Jahre 1782

in Ruhe, als er den Auftrag erhielt, das belägerte Gibraltar neu zu verproviantiren, was er auch mit eben ſo viel Glück als Geſchicklichkeit ausführte. Während des Friedens wurde er zum erſten Lord der Admiralität ernannt, legte aber 1788 dieſe Stelle nieder und wurde zum Rang eines Grafen von Großbritannien erhoben. Der Krieg 1793 rief ihn nochmals auf eine Bahn, von der ihn ſein hohes Alter ſchon entfernt zu haben ſchien. Er erhielt als Admiral der weißen Flagge den Befehl über die Flotte im Canal, blokirte eine Zeit lang den Hafen von Breſt, und lieferte am 1ſten Juni 1794 die berühmte Seeſchlacht, in der er einen glänzenden Sieg erfocht. Im darauf folgenden Jahre wurde er zum General der Seetruppen und zum Ritter vom Hoſenbandorden ernannt, worauf er 1797 das Commando ſeiner Flotte niederlegte. In dem Aufſtande der Matroſen auf den Flotten von Portsmouth und Plymouth leiſtete er ſeinem Vaterlande den letzten Dienſt. Sein Anſehen und die Achtung, in der er bei den Matroſen ſtand, ſtellten die Ruhe wieder her. Bald darauf, den 5ten Auguſt 1799, ſtarb er. Sein beſonnener Muth und ſein feſter Sinn hatten ihm hohe Achtung erworben; die Matroſen nannten ihn wegen ſeiner dunkeln Geſichtsfarbe nur den ſchwarzen Dick. Streng und gerecht zugleich, wurde er von ſeinen Untergebenen gefürchtet und geliebt.

Howick (Lord Charles Graf von Surdy), ehemals Lord Grey, (aus der normanniſchen Familie de Croy, welche Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt war), des großen Pitt berühmter Gegner, iſt 1764 geb. und ward in Eton erzogen. Nach geendigten Univerſitätsſtudien reiſ'te er auf das feſte Land; hierauf wählte ihn die Grafſchaft Northumberland für das Unterhaus, in welchem er bis 1806 zu den Häuptern der Oppoſition gehörte. Er erklärte ſich ſchon 1793 gegen den Krieg mit Frankreich, und ſchlug dreimal (zuerſt den 3ten Mai 1793) eine Parlamentsreform vor, auch widerſetzte er ſich der Suspenſion der Habeascorpusacte, der Vereinigung Irlands mit England und dem Kriege 1801 mit Dänemark und Schweden. Deßhalb überſchickte ihm der Handelsſtand von Stockholm eine Denkmünze mit ſeinem Bildniß und der Inſchrift: „Dem tugendhaften Weltbürger und dem kraftvollen Vertheidiger des Seerechts der Völker im brittiſchen Volksrathe.“ Nach Pitts Tode traten ſeine Freunde in das Miniſterium und Lord Grey wurde erſter Lord der Admiralität. Als Fox ſtarb, erhielt er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und nach dem Tode ſeines Vaters den Titel Lord Howick. Im März 1807 brachte er die Bill für die Emancipation der Catholiken in das Parlament, und trat, als der König derſelben ſeine Zuſtimmung verweigerte, aus dem Miniſterium. Hierauf bekämpfte er wieder in der Oppoſition das politiſche Syſtem der Miniſter und verlangte im April 1815, daß England in dem Kriege mit Bonaparte neutral bleiben ſolle. Seitdem hat er ſich ſtandhaft der Fremdenbill und jeder Beſchränkung der brittiſchen Volksfreiheit auch wiederholt widerſetzt, die Emancipation der Catholiken und die Einziehung aller müßigen reichbeſoldeten Staatsämter mit Nachdruck empfohlen. Seit 1794 iſt er mit der Tochter des verſtorbenen Lord Ponſonby vermählt, die ihm mehrere Kinder geboren hat.

Hoym (K. G. H., Graf von), königlich preußiſcher dirigirender Miniſter in Schleſien, geb. am 20ſten Auguſt 1739 zu Poploz in Hinterpommern, und geſt. den 26ſten October 1807 zu

Dyrnfurth bei Breslau, einer der tüchtigſten Geſchäftsmänner des preußiſchen Staats unter der langen Regierung Friedrichs des Großen. Er begann ſeine Studien auf dem königsberger Gymnaſium, und ſetzte ſie fort auf der Univerſität zu Frankfurt an der Oder. 1761 ging er auf eine kurze Zeit zum Militär, trat aber bald in die Verwaltung, und zwar zum Finanzfach über. Er ſtieg ſchnell empor; ſchon 1762 wurde er zum Kriegs- und Domainenrath befördert; 1767 war er bereits geheimer Rath und zweiter Kammerdirector. 1768 wurde er Friedrich dem Großen perſönlich bekannt, und dadurch für ſeine höhere Laufbahn der Grundſtein gelegt. Schon im folgenden Jahre ernannte ihn Friedrich zum Regierungspräſidenten in Cleve, und nach dem Tode Schlabrendorfs — des dirigirenden Miniſters in Schleſien — wurde er am 19ten Januar 1770 an deſſen Stelle ernannt. Seine Adminiſtration dieſer wichtigen Provinz der preußiſchen Monarchie, dieſer Perle derſelben, wird in den Jahrbüchern Schleſiens unvergeßlich bleiben. Die beiden Nachfolger Friedrichs des Großen beehrten nicht minder wie ihr großer Vorfahr Hoym mit ihrer Gnade und ihrem Vertrauen. Friedrich Wilhelm II erhob ihn noch in den Grafenſtand, ließ ſich von ihm 1796 bei der Huldigung in Südpreußen repräſentiren, und übertrug ihm auch die Verwaltung dieſer neuen und wichtigen Erwerbung. Nach dem tilſiter Frieden wurde Hoym bei ſeinem hohen Alter in Ruheſtand verſetzt, und ſtarb, wie oben angegeben, bald nachher.

Huarte (Juan), der einzige ſpaniſche Schriftſteller, welcher über das Gebiet ſeines Vaterlandes hinaus als Philoſoph berühmt geworden iſt. Er war in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zu S. Juan del pie del Puerto (St. Juan) in Niedernavarra, wahrſcheinlich um 1520 geboren, und lebte noch 1580 als practicirender Arzt in Madrid, welcher Beruf ihn bei Einſammlung ſeiner pſychologiſchen Beobachtungen ſehr begünſtigte. Das Werk, welches ihn in Europa berühmt gemacht hat, und in viele Sprachen überſetzt worden iſt, führt den Titel: Examen de ingenios para las sciencias. Huarte verbeſſerte es bei jeder neuen Auflage, die es in ſeinem Vaterlande erlebte. Der ſcharfſinnige Leſſing hielt dieſes an mannichfaltigen Erfahrungen und geiſtreichen Beobachtungen über die geiſtige Verſchiedenheit der Menſchen reichhaltige Werk einer Verdeutſchung vorzüglich würdig, welche auch unter dem Titel: Joh. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften (Zerbſt 1752), dann aber in einer verbeſſerten Auflage von Ebert (Wittenberg 1785, 8.) erſchien. In der Vorrede zu dieſer Überſetzung hat Leſſing den Verfaſſer, der noch jetzt bei ſeiner Nation in ehrenvollem Andenken iſt, trefflich gewürdigt. Man machte ihm übrigens den Vorwurf, einen untergeſchobenen Brief des Proconſuls Lentulus an den römiſchen Senat, in welchem der Heiland nach ſeinem Äußern beſchrieben wird, als authentiſch bekannt gemacht zu haben.

Huber. Dieſer Name erinnert uns in der literariſchen Welt an vielfache Verdienſte, z. B. in der Medicin an den berühmten Anatomen und Profeſſor der Anatomie zu Caſſel, Joh. Jac. Huber (1707—1778) in der Schweiz geboren; in der Jurisprudenz an den berühmten Staatsrechtslehrer Ulrich Huber, Profeſſor der Rechte zu Francker, geb. zu Dokum in Friesland 1636, geſt. 1694, deſſen Werk de jure civitatis (Lugd. 1667, 4.) für dieſe Wiſſenſchaft bedeutend iſt, und deſſen Sohn Zacharias

(1669—1731); in der Philoſophie an eine geniale Schriftſtellerin Maria Huber (1694 zu Genf geb., geſt. zu Lyon 1759), welche durch einige deiſtiſche Schriften, beſonders durch ihre Lettres sur la religion à l'homme (1739 und 1754), welche ins Engliſche und Deutſche überſetzt worden ſind, viel Aufſehn erregte. Auch endlich einen berühmten Mahler (Johann Jacob, 1668—1748) kennen wir, welchen Füßli in ſeiner Geſchichte der ſchweizer Mahler den Tintoret der Schweizer nennt. Wir zeichnen aber folgende insbeſondere aus.

Huber (Michael), als Literator und Überſetzer berühmt, machte die Franzoſen mit den beſſern Werken ſeiner Nation, in ihrer Sprache, die er gleich der ſeinigen vollkommen inne hatte, zuerſt bekannt. Zwar waren ſeine Überſetzungen nur proſaiſch, und es mußte daher den Originalen gar viel von ihrer poetiſchen Kraft entgehen; allein auch ſo, und begleitet von ſeinen kritiſchen Bemerkungen über dieſelben, zeigen ſie, wie richtig er ſeine Originale verſtanden, und knüpften das Band zwiſchen franzöſiſcher und deutſcher Literatur feſter an. Eben ſo nützte er durch ſeinen Unterricht. Außer den Überſetzungen mehrerer Gedichte Geßners und deſſen Werke (Zuric, 1768—1772) gab er auch Choix de poésies allemandes in 4 Bänden (Paris 1766, 12.) heraus; die erſte franzöſiſche Anthologie deutſcher Gedichte, in welcher Sammlung er ſelbſt Poeſien von Klopſtock, Wieland, Leſſing, Kleiſt u. A. überſetzte, und eine nützliche Überſicht der Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt gab. Ferner überſetzte er in derſelben Sprache Thümmels Wilhelmine (ſehr glücklich gewählt), ausgewählte Briefe von Gellert und Rabener, Meiners philoſophiſche Briefe über die Schweiz, Campe's neuen Robinſon, die Baſedowſchen Erziehungsbücher, vorzüglich aber Winckelmanns Kunſtgeſchichte (3 Bde., Leipzig 1781, 4.). Außerdem gab er auch Notices générales de graveurs, divisés par nations et de peintres rangés par écoles, précédées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'origine de ces arts jusqu'à nos jours et suivies d'un Catalogue raisonné et d'une collection choisie d'estampes, à Dresde et Leipsic 1787; und einen Catalogue raisonné du Cabinet d'estampes de feu Mr. Brandes T. I et II, Leips. 1793 et 1796, endlich die Mannſteiniſchen Mémoires sur la Russie heraus, und war Mitarbeiter mehrerer gelehrten Journale. — Was ſeine Lebensumſtände betrifft, ſo haben wir noch hinzuzuſetzen, daß er 1727 zu Frankenhauſen in Niederbayern geboren war, und 1766 die Stelle eines Lectors der franzöſiſchen Sprache auf der Univerſität Leipzig erhielt, wo er 1804 geſtorben iſt.

Huber (Ludwig Ferdinand), geb. in Paris 1764, geſt. in Ulm 1804 als königlich bayeriſcher Landesdirectionsrath, der Sohn des Vorigen. Er kam ſchon in ſeinem zweiten Jahre mit ſeinen Ältern nach Leipzig. Eine treffliche Erziehung, der Umgang mit ausgezeichneten Männern und Gelehrten des In- und Auslandes, ſo wie die vertraute Freundſchaft mit Jünger, Galliſch, Breitkopf und A. wirkten günſtig auf die Entwicklung ſeiner Talente. Eine unermüdliche Leſebegierde bereicherte ihn mit Kenntniſſen, und machte ihn vornehmlich in der neuern ſchönen Literatur der Franzoſen, Engländer und Deutſchen einheimiſch. Schon in ſeinem funfzehnten Jahre fing er an, Überſetzungen für den Druck zu liefern. Nachdem er

ſich zu Dresden unter dem Miniſter von Stutterheim zum Geſchäftsmanne gebildet hatte, ward er 1787 Legationsſecretär bei der ſächſiſchen Geſandtſchaft zu Mainz, welcher Ort für diplomatiſche Geſchäfte damals von hohem Intereſſe war. Am folgenreichſten war für Huber der Umgang mit Georg Forſter und deſſen geiſtreicher Gattin. Mit Aufopferung aller ſeiner bürgerlichen Verhältniſſe, die ihm eine glänzende Laufbahn verſprachen, mit größter Anſtrengung und Selbſtaufopferung ward er der Retter, Vater und Pfleger der Forſterſchen Familie. Er heirathete die geſchiedene Gattin deſſelben, lebte ſeit 1793 mit ihr und ihren Kindern in dem Dorfe Bosle bei Neufchatel und beſchäftigte ſich mit Schriftſtellerei, beſonders im politiſchen Fache. Im J. 1798 ging er nach Stuttgart, übernahm an Poſſelts Stelle die Redaction der allgemeinen Zeitung, und ward 1803 Landesdirectionsrath zu Ulm. Hubers Schriften charakteriſirt jene geiſtreiche Leichtigkeit, die das Talent allein durch lebendigen Umgang, nicht durch Bücher erwirbt. Dennoch hat er ſich weniger durch Werke von poetiſcher Eigenthümlichkeit, als vielmehr durch glückliche Bearbeitungen und geiſtreiche Kunſtkritiken rühmlich ausgezeichnet. Schon früher intereſſirten ihn vorzüglich die claſſiſchen Werke der engliſchen Literatur, und aus dieſer Quelle floß ſeinem Talente reichhaltiger Stoff. So gab er ſchon 1785 Ethelwolf, oder: der König kein König, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen, nebſt vorläufigen Anmerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere engliſche Theater überhaupt heraus. Dann bereicherte er auch die deutſche Bühne mit mehreren guten Bearbeitungen der beſten franzöſiſchen Luſtſpiele, wozu vorzüglich das beliebte Luſtſpiel offene Fehde (Mannheim 1788), der tolle Tag oder Figaro's Hochzeit, aus dem Franzöſiſchen des Beaumarchais (Leipzig 1785), die Abenteuer einer Nacht (Mannheim 1789), und andere in ſeinem Neueren franzöſiſchen Theater (3 Bde, Leipzig 1795—1797) gehören. Auch machte er die Deutſchen mit mehreren andern Producten der neuern franzöſiſchen und engliſchen Literatur bekannt, z. B. Duclos geheimen Memoiren zur Geſchichte der Regierungen Ludwigs XIV. und XV., mit Einleitungen und Anmerkungen, drei Theile. (Berlin 1791—1793). Unter ſeinem Originalſchauſpielen hat nur das heimliche Gericht (neue Auflage, Berlin 1795) Aufſehn gemacht, ſo lange der Stoff deſſelben in der Mode war. Glücklicher war er in ſeinen Erzählungen (drei Sammlungen, Braunſchweig 1801 und 1802, und in mehreren Almanachen und Zeitſchriften, die er herausgab), welche zu den beſten Erzählungen der Deutſchen gehören. In der Kunſtkritik nahmen ſeine Recenſionen in der Allgemeinen Literaturzeitung, welche auch in ſeinen vermiſchten Schiften (2 Theile, Berlin 1793), begleitet von einer trefflichen Abhandlung über Kritik, hauptſächlich in Beziehung auf den Zuſtand und nationellen Charakter der ſchönen Literatur in Deutſchland wieder abgedruckt worden ſind, einen ehrenvollen Rang ein. Nicht minder geſchätzt ſind ſeine übrigen Schriften, z. B. Friedenspräliminarien, 10 Bde. (Berlin 1793 bis 1796), und die politiſchen Zeitſchriften, Clio, die europäiſchen Annalen, die Allgemeine Zeitung unter ſeiner Redaction u. m. a.

Hubertsburg, ein königlich ſächſiſches Jagdſchloß im leipziger Kreiſe, ehemals prächtig, im ſiebenjährigen Kriege zerſtört,

und daher jetzt zum Theil in einem unbewohnbaren Zuſtand. In den Seitengebäuden des Schloſſes wohnen jetzt Penſionärs, auch iſt ſeit 1774 eine Fayencefabrik da angelegt worden. Dieſes Schloß iſt in der Geſchichte durch den daſelbſt am 15ten Februar 1763 zwiſchen Preußen, Öſterreich und Sachſen geſchloſſenen Frieden, welcher den ſiebenjährigen Krieg beendigte, berühmt geworden. S. Friedensſchlüſſe.

Hübner (Johann), ein ſehr verdienter Schulmann des vorigen Jahrhunderts, durch ſeine in allen Schulen gebrauchten hiſtoriſchen und geographiſchen Werke, und durch ſeine zweckmäßige Erfindung, die Landkarten methodiſch zu illuminiren, von welcher der berühmte Homann in Nürnberg ſeit 1702 den erſten Gebrauch machte, vorzüglich bekannt. Um ſeine Verdienſte gerecht zu beurtheilen, muß man ſich in ſeine Zeit verſetzen, denn in manchem Irrthum ſeines Zeitalters war auch unſer Hübner befangen. Doch läßt ſich aus der auffallenden Menge der Auflagen, welche ſeine Schriften erlebten, auf das Bedürfniß derſelben zu ihrer Zeit mit Recht ſchließen. So erhielten z. B. ſeine kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie noch bei ſeinem Leben (ſeit 1693) 36 Auflagen, und wurden in die meiſten der neuern Sprachen überſetzt. Auch wurden ſeine kurzen Fragen aus der politiſchen Hiſtorie bis zum Ausgang des ſiebzehnten Säculi, 10 Bände 12. (1697 — 1702); ſeine ganze Hiſtorie der Reformation in funfzig Reden, 1730. 12.; ſeine ſehr brauchbaren genealogiſchen Tabellen und kurze Fragen aus der Genealogie 1708, und 46 Bände Supplemente zu den übrigen Werken 1708 — 1752, ferner ſein kleiner Atlas ſcholaſticus, Nürnberg bei Homann 1719, Fol., ſeine ausführliche Nachricht von dem hamburgiſchen Muſeo geographico (1722), und endlich hamburgiſche Bibliotheca hiſtorica, 10 Thl. 1715 u. f., welche er mit Fabricius und Richey bearbeitet hat, mit vielem Beifall gebraucht, wozu gewiß auch der treuherzige einfache Ton derſelben beitrug, mit welchem er ſelbſt Mährchen, wie Geſchichte, faßlich und angenehm erzählte: denn er hatte die meiſten ſeiner Schriften für den Schulunterricht beſtimmt, und wollte in denſelben eine leichte, zugleich belehrende und unterhaltende Überſicht deſſen geben, was ihm für ſeine Zeit wiſſenswürdig ſchien. Er ward geboren zu Tyrgau, unweit Zittau (nicht, wie Andre berichten, in Torgau) im J. 1668, ſtudirte ſeit 1689, und lehrte darauf öffentlich Geographie und Geſchichte auf der Univerſität Leipzig, ward 1694 Rector in Merſeburg, dann 1711 Rector an dem Johanneum zu Hamburg, und ſtarb als ſolcher 1731. Auch in der Poetik und Rhetorik iſt er durch ſein Reimwörterbuch (erſchienen 1696, 8., wiederholt und mit einer kurzgefaßten Anleitung zur deutſchen Poeſie unter dem Titel J. Hübners neu vermehrtes poetiſches Handbuch, Leipzig 1712) und durch ſeine oratoriſchen Fragen (5te Aufl., Leipzig 1709), noch mehr aber in den ältern deutſchen Schulen durch ſeine beliebten bibliſchen Hiſtorien (ſeit 1714 in mehreren Auflagen, Überſetzungen und Bearbeitungen) bekannt. Das reale Staats-Zeitungs- und Converſationslexicon aber, wie auch einige andre Werke, welche man zur Empfehlung ſeinen Namen vorgeſetzt hat, ſind nicht von ihm, ſondern nur die Vorreden zu denſelben. Sein Sohn, Johann Hübner, Advocat in Hamburg, geſt. 1753, hat mehrere ſeiner Schriften revidirt, fortgeſetzt und von neuem herausgegeben, z. B. das Muſeum geographicum, welches ein brauchbares Verzeichniß der beſten

Landkarten iſt, Hamburg 1746. Letzterer gab auch ſelbſt einige nützliche hiſtoriſche und geographiſche Werke, z. B. Bibliotheca genealogica, Deutſch, Hamburg 1709, 8., und eine vollſtändige Geographie, 13 Theile, Hamburg 1745 heraus, welche mehrmals aufgelegt worden iſt. T.

Hübſch (J. W. C. A., Freiherr von), ein durch ſeine naturhiſtoriſchen und alterthümlichen Schätze, welche er in ſeinem langen bis auf 76 Jahre gebrachten Leben mit Aufwand ſeines Vermögens in ſeiner Vaterſtadt Cöln geſammelt hatte, und die für eine der erſten Merkwürdigkeiten dieſer alten und ehrwürdigen Stadt galten, rühmlichſt bekannter Gelehrter, geſtorben den 1ſten Januar 1805. Auch als Schriftſteller hat er ſich durch mehrere gute naturhiſtoriſche, ökonomiſche und archäologiſche Abhandlungen vortheilhaft bekannt gemacht. Sein Naturaliencabinet iſt nach ſeinem Tode nach Darmſtadt gekommen.

Hudſon (Henry), ein berühmter engliſcher Seefahrer, welcher vier große Reiſen in die Nordſee unternahm, um einen Weg nach Japan und China zu entdecken; die erſte 1607, die andre im folgenden Jahre. Ohne ſich von dem ungünſtigen Erfolge ſeiner Forſchungen abſchrecken zu laſſen, unternahm er dieſelbe Reiſe auf Koſten der holländiſchen Compagnie zum drittenmale 1609. Er reiſ'te von Amſterdam aus, und nahm ſeine Richtung nach Nova Zembla, aber das Eis hinderte ihn, ſeinen Plan weiter zu verfolgen; 1610 lief er auf gemeinſchaftliche Koſten einiger Particuliers von neuem aus, um zu unterſuchen, ob es nicht im Weſten der Davisſtraße einen Weg ins Südmeer gebe. Er kam auf dieſer Fahrt bis an den Eingang des an der nördlichen Küſte von Canada gelegenen Meerbuſens, welchen die Engländer nach ihm die Hudſonsbay benannten, und gab der ganzen umliegenden Gegend den Namen Neubritannien. Hudſon faßte den Entſchluß, im ſüdlichen Punkte dieſer Gegend zu überwintern, um im folgenden Frühlinge ſeine Entdeckungen weiter zu verfolgen, hatte aber nicht genug für Vorrath an Lebensmitteln geſorgt, um in dieſer öden Gegend ſo lange verweilen zu können. Er würde auch wahrſcheinlich mit ſeiner ganzen Mannſchaft umgekommen ſeyn, wenn ihm nicht die Vorſehung unerwartet durch einen Zug von Seevögeln zu Hülfe gekommen wäre. Mit Wiederkehr des Frühlings ſetzte er ſeine Forſchungen einige Zeit fort, ſah ſich aber endlich genöthigt, ſeine Unterſuchung aufzugeben, und nach Europa ſchnell zurückzukehren. Mit Thränen im Auge vertheilte der unglückliche Hudſon den geringen Vorrath, der noch übrig war, ließ aber in der Verzweiflung über ſeine Lage die unvorſichtige Drohung hören, er werde einige ſeiner Leute im Lande zurücklaſſen. Die Verſtocktesten unter dieſen bemächtigten ſich daher ſeiner bei der Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken, und gaben ihm ſo, nebſt ſeinem Sohne und den ſieben kränkſten ſeiner Leute, die ihm anhingen, in ſeiner Schaluppe der Willkühr der Wellen oder den Anfällen der Wilden Preis. Vergebens waren die Nachſuchungen, welche die Engländer ſpäter um ſeinetwillen anſtellten. Schon im J. 1612 wurde der Capitain Thomas, um ihn aufzuſuchen, ausgeſchickt, welcher Hudſons Entdeckungen weiter verfolgte.

Hudſonsbay, eine große Binnenſee, zwiſchen dem 55ſten und 56ſten Grade N. B. in Nordamerika, hat eine Länge von 250, und eine Breite von 200 Seemeilen. In der Mitte iſt ſie 140 Klafter tief; nur vier Monate im Jahre kann man ſie beſchiffen. Die übrige

Zeit iſt ſie beſtändig mit Treibeis angefüllt. Sie wird in verſchiedene beſondere Bayen getheilt: die ſüdlichſte iſt die Jamesbay, weſtlich die Buttonsbay, nordweſtlich unter dem 63ſten Grade die Cheſterfield-, die Wager-, die Roes-, Welkom- und endlich ganz nördlich unter dem 67ſten Grade die Repulſebay. In dieſes Binnenmeer ergießen ſich mehrere große Ströme, worunter beſonders folgende die merkwürdigſten ſind: ganz ſüdlich der Abitibbie, der Albani und der Eaſt Main: dieſe ergießen ſich in die Jamesbay. Dann der Severn, der Nelſon, der Churchill und der Seal, die ſich alle auf der weſtlichen Seite ergießen. Die Hudſonsbay wird öſtlich von einem Theil von Labrador, EaſtMain genannt, begränzt. Nach Süden ſtößt ſie an das obere Canada, nach Weſten an Neu-Süd-Wales, und die nördlichen Länder ſind faſt gar nicht bekannt. Sie iſt voll Sandbänke, Klippen und Inſeln. Unter den letzteren iſt die Southamptoninſel (64° N. B.) die größte, da ſie 100 Seemeilen lang, aber ſehr ſchmal iſt. Der Entdecker dieſes Meers war Henry Hudſon (ſ. dieſen Art.). Unter der Regierung Carls II. ward die ſogenannte Hudſonsbaycompagnie errichtet, an welcher der Prinz Rupert und viele Große Theil nahmen. Dieſe hat, mit kurzen Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag den Alleinhandel in dieſen Gewäſſern, und an dieſen Küſten beſeſſen. Es ſind nur vier Niederlaſſungen dieſer Compagnie: die ſüdlichſte, Mooſefort oder Saint Louis, ſüdlich von der Jamesbay (51° 28′), dann Albanyfort oder Sainte Anne 52° 18′), Yorkfort am Nelſonsfluß (57° 30′), und endlich Churchillfort oder Prinz Wales (59°). Das Clima rund um die See her iſt außerordentlich rauh. Im Januar ſteht ſogar in Yorkfort das Thermometer auf 50 Grad unter dem Fahrenheitſchen Eispunkt. Weingeiſt, der freien Luft ausgeſetzt, friert in wenig Stunden zu feſtem Eis. Sogar in beſtändig geheizten Zimmern, in Kellern, die zehn Fuß tief ſind, friert der londner Porter in ganzen Orthoften bis auf einige Maß ein. Die Luft iſt alsdann ſo voller Eistheilchen, daß man durchaus nicht darin ausdauern kann. Außerordentlich ſind die Anſtalten, welche man treffen muß, um ſich vor dem Froſte, ſelbſt in geheizten Zimmern, zu ſchützen. Sogar mitten im Sommer, wo das Fahrenheitſche Thermometer oft auf 90 Grad ſteigt, thaut doch die Erde kaum drei bis vier Fuß tief auf. Der Boden der öſtlichen Küſten iſt durchaus unfruchtbar und felſig. Auch auf der Weſtküſte, in den nördlichen Gegenden, finden ſich außer Wachholdern, Fichten und Pappeln, kaum andere Bäume, die noch dazu ganz verkruppelt ſind. Etwas ſüdlicher, nach der Jamesbay zu, wird das Clima ſo milde, daß man wenigſtens Kartoffeln, rothe Rüben, ja ſogar Mais und Bergreiß bauen kann. Außer einigen Beeren, beſonders von der Gattung der Himbeeren, der Preißelbeeren und der Beerentraube, gibt es wenig andre Früchte, die wild wachſen. Dagegen ſind die Thiere um die Hudſondsbay ſehr geſuchte Gegenſtände des Handels. Das nordamerikaniſche Elen (moose-deer), das Rennthier, der Biſamthier, der nordamerikaniſche Biſon, der Biber, verſchiedene Bären und Ottern, Hermeline, Waſchbären, das Stinkthier, mehrere Eichhörner, auch Narhwal, Wallroſſe und Nordkaper, ſind die vorzüglichſten Säugthiere. Unter den Vögeln ſind der Fiſchadler, die Schneeeule, die Rabenkrähe, der Maisdieb, die virginiſche Nachtigall, die Schneeammer, der Flachsfink, das Goldhähnchen, die Zugtaube, das Schneehuhn und der ſonderbare Rheindops, ſo wie die Taucher, die Möven, die Seeraben, die Hudſondsbaygans und der

Papageytaucher die intereſſanteſten. Die vorletztere vertritt nicht allein die Stelle der Eydergans, wegen ihres ausnehmend weichen Gefieders, ſondern ſie liefert auch die ſchönſten Schreibfedern. Amphibien gibt es ſehr wenige; Fröſche nur bis zum 61ſten Grad. Auch an Fiſchen iſt dieſes Meer ſehr arm: Lachſe kommen bisweilen vor. Die Europäer ziehen zur Nahrung vorzüglich die Haſen und die Schneehühner vor. Die Bewohner der Küſten kann man unter drei allgemeinen Benennungen aufführen. Nämlich die ſüdlichen, die nördlichen Indianer, und die Eskimohs. Die erſteren machen mit den Nadoweſſiern, Tſhippawas und Kniſtenohs einen Hauptſtamm aus. Sie treiben die Jagd und den Pelzhandel vorzugsweiſe, machen durch die ungemeſſenen Länder von Nordamerika Reiſen von mehreren hundert Meilen, ſind aber durch den Mißbrauch des Branntweins gänzlich verdorben. Die nördlichen Indianer wohnen vom 59ſten Grad nordwärts und haben die Kupferindianer, und die ſogenannten Hunderibben zu Gränznachbarn. Sie ſind zwar auch kupferfarben, haben aber doch etwas Bart und ſind ein ganz eigener Schlag Menſchen. Sie treiben zwar auch die Jagd, aber mit weit weniger Gewandtheit und Vortheil, als ihre ſüdlichen Nachbarn. Im Winter fahren ſie auf Schlitten, von ihren Weibern gezogen, die in vollkommener Sklaverei gehalten werden. Dies Volk iſt auch darin das Gegentheil der ſüdlichen Indianer, daß es gar keine geiſtigen Getränke liebt, und weder kriegeriſch noch grauſam iſt. Die Eskimohs endlich, welche die nördlichen Küſten der Bay bewohnen, kommen ſelten nach den europäiſchen Niederlaſſungen, ſondern man ſchickt im Sommer eine Schaluppe an ihre Küſten, um ihnen Pelzwerk und Häute abzunehmen. Nach dem urſprünglichen Befehl, den die Hudſonsbaycompagnie ihren Factoren gegeben, ſollen dieſe alles anwenden, um die Wilden zum Chriſtenthum, und zu guten Sitten zu bekehren; ſie ſollen ehrlich und nicht betrüglich mit ihnen umgehen, auch, ſoviel als möglich, die Natur des Landes und ſeiner Erzeugniſſe erforſchen. Indeß lehrt die Erfahrung, daß dieſe Anleitung ſehr wenig befolgt wird. Im Jahr 1790 beſtand die Zahl der zu den Niederlaſſungen gehörigen Perſonen in 240, und der Betrag des Handels belief ſich auf 47,600 Pfund Sterling.

Hue (J. Fr.), ein neuer franzöſiſcher Landſchaftsmahler, der ſich vorzüglich nach Vernet in der Darſtellung von Seeſtücken gebildet hat, und nach ſeinem großen Meiſter für den erſten Künſtler in dieſer Gattung gehalten wird. Seine Arbeiten beſtehen noch außer den Seeſtücken insbeſondre in Mondſcheinen. Er hat zu Vernets berühmten funfzehn Seehäfen noch ſieben neue gemahlt, welche mit jenen in der Gallerie des Senats aufgehängt waren. Im Jahre 1806 war Hue einer der elf Künſtler, welche von Napoleon den Auftrag erhielten, die Folge von Bildern zu mahlen, welche die merkwürdigſten Ereigniſſe des Feldzugs von 1805 darſtellen, und die Gallerie des Louvre zieren ſollten.

Hufeland (Chriſtian Wilhelm), königl. preuß. Staatsrath, in Langenſalza den 12ten Auguſt 1762 geboren. Sein Vater war Hofrath und Leibarzt des Herzogs von Weimar. Der Sohn war gleichfalls erſt practiſcher Arzt in Weimar, wurde dann (1793) Rath und Profeſſor in Jena, bekam in der Folge den Titel als herzogl. weimar. Hofrath und Leibarzt, und (im J. 1801) den Ruf als Leibarzt des Königs von Preußen, Director des Colleg. med. chirurg. und erſter Arzt der Charité mit dem Titel eines königl. preuß. Geheimenraths. Er zeichnete ſich gleich vom Anfang ſeiner Laufbahn

durch Gründlichkeit und großen Umfang ſeiner Kenntniſſe, durch Selbſtdenken und ſcharfſinnige genievolle Anwendung der Wiſſenſchaft auf die Praxis aus. Er kannte genau den Geiſt der alten und neuen Syſteme, und nahm als ſinnvoller Eklektiker das Gute und Practiſch-brauchbare, wo er es fand. Er lieferte eine Monographie als gekrönte Preisſchrift über die Skrofelkrankheit und verbeſſerte ihre Behandlung, brachte auch ein neues wirkſames Mittel, die ſalzſaure Schwererde, dagegen in Aufnahme. Die Blatterimpfung, ſo wie die Behandlung der geimpften und natürlichen Blattern, gewann ſehr durch ſeine Bemerkungen über die natürlichen und künſtlichen Blattern (1789). Auch hat er das Verdienſt ſich erworben, auf die Ungewißheit der Zeichen des Todes und auf die Gefahr, Scheintodte lebendig zu begraben, aufmerkſam gemacht zu haben. Als Lehrer der Medicin bildete er viele junge Ärzte, welche ſein angenehmer und lehrreicher Vortrag, noch mehr aber ſeine echt humane menſchenfreundliche Behandlung an ihn feſſelten. Durch die Anlegung und Herausgabe des Journals der practiſchen Medicin erwarb er ſich ein wahres Verdienſt um die Heilkunſt, indem es nicht nur nähere Kenntniß vieler Krankheiten verſchaffte, ſondern auch Aufſchluß über die Wirkung und Anwendbarkeit vieler Heilmittel gab. Die Verbreitung der Browniſchen Theorie verwickelte ihn in literariſche Fehden, da er zu ſehr ſelbſtſtändiger Denker war, um mit dem großen Haufen eine einſeitige und lückenhafte Theorie anzuſtaunen und zu adoptiren, und zu aufrichtiger Wahrheitsfreund, um ſeine Meinung zurückzuhalten, und nicht die Mängel jenes Syſtems und deſſen Unbrauchbarkeit für die Praxis zu zeigen. Er that jedoch dieſes mit ſeiner gewohnten Humanität, mit Mäßigung und Gleichmuth. Auch verkannte er das wahrhaft Gute, was die Brownſche Lehre hat, nicht, und nahm ſelbſt in ſeinen Ideengang mehreres davon auf. Er trug zur Begründung der wiſſenſchaftlichen Heilkunſt ſehr viel bei durch ſeine pathologiſchen Unterſuchungen, und durch das in der Folge herausgegebene Syſtem der practiſchen Heilkunde (angefangen 1800). Auch um die Erhaltung der Geſundheit erwarb er ſich ein großes Verdienſt, indem er noch als akademiſcher Lehrer über die Diätetik öffentliche Vorleſungen hielt, aus welchen in der Folge die Makrobiatik entſtand. H.

Hugdieterich iſt einer der Helden im zweiten Theile des ſogenannten Heldenbuchs, und als Vater des Hauptbelden von beſonderer Wichtigkeit. Er war ein mächtiger König zu Conſtantinopel, Sohn des Attenus, Königs in Griechenland, welcher auf ſeinem Todbette dem Herzog Bechtung die Erziehung ſeines Sohnes anbefahl. Dieſer verlangte, als er erwachſen war, daß Bechtung ihm eine Gemahlin vorſchlage, und Bechtung ſchlug Hilburg, die Tochter des Königs Waligund zu Salneck vor, eine Prinzeſſin von ausnehmender Schönheit und Tugend. Da leider aber ihr Vater, um ſie keinem Könige zu geben, ſie in einem hohen ſtark vermauerten Thurm eingeſperrt hatte, und der Prinz noch zu jung iſt, um ſie mit Gewalt zu befreien; ſo nimmt man zur Liſt ſeine Zuflucht. Hugdieterich läßt ſich im Spinnen und Wirken unterrichten, nimmt dann weibliche Kleidung und zieht mit einem Gefolge von 50 Rittern, 400 Kriegern und 36 ſchön gekleideten Jungfrauen nach Salneck, wo er ſich für eine von ihrem Bruder, Hugdieterich, vertriebene griechiſche Prinzeſſin ausgibt, und den König um Schutz und Aufnahme fleht. Er wird aufgenommen, und, ungeachtet des Argwohns der Königin, als Prinzeſſin Hiltgund der ſchönen Königstochter zur Geſellſchafterin

und Lehrerin gegeben. Zwölf Wochen lebt er bei dieſer in dem Thurm ohne ſich zu entdecken; nun aber hält er ſich nicht länger, umfängt die Prinzeſſin und bekennt ſeine Liebe. Ein Jahr lang dauert ihr ſüßes Geheimniß, bis die Prinzeſſin ſich Mutter fühlt. Um eben die Zeit kehrt Bechtung mit ſeinem Gefolg zurück, die vermeinte Hiltgund gibt vor, ihres Bruders Zorn ſey geſtillt, und Bechtung ſolle die Schweſter zurückbringen. Von der Geliebten aber nimmt er Abſchied, und verabredet mit ihr, ſie ſolle insgeheim gebären, wenn's ein Sohn ſey, denſelben heimlich taufen laſſen, Dietrich nennen, und zu ihm ſenden; er werde dann kommen, die Geliebte befreien und als Gemahlin heimführen. Der Wächter des Thurms wird ins Geheimniß gezogen. Ein Jahr vergeht dem Liebenden in Sehnſucht und Trauer, und die Geliebte theilt beide mit ihm, bis ſie von einem Knaben entbunden wird. Bis hieher ging alles gut. Als aber eines Tages die Königin ihre Tochter zu beſuchen kommt, iſt die Verlegenheit groß, wohin man das Kind einſtweilen bringen ſolle. An ein Seil gebunden läßt es der Wächter in den Burggraben hinab. Da die Prinzeſſin Krankheit vorſchützt, bleibt die Mutter den ganzen Tag bei ihr; in dieſer Zeit aber kommt ein Wolf, findet das Kind, trägt es in den Wald, und wirft es ſeinen Jungen vor, die indeß zum Glück noch blind ſind, und von der Milch der alten Wölfin hinlängliche Nahrung erhalten. Jetzt kommt der Wächter, das Kind zu holen, und findet es nicht. Er bleibt die Nacht aus, und gibt am Morgen bei der Prinzeſſin vor, er habe es einer Amme übergeben. An eben dieſem Morgen aber geht der König auf die Jagd, trifft auf den Wolf, verfolgt ihn bis in ſeine Höhle, findet dort den Knaben, und bringt ihn der Königin, die ihn einer Amme übergibt. Bei einem Beſuch erzählt ſie den Vorfall ihrer Tochter, welche aufmerkſam und unruhig wird. Sie dringt in den Wächter; dieſer geſteht, fügt aber die Vermuthung bei, das gefundene Kind möge wohl das ihrige ſeyn. Die Prinzeſſin bittet ihre Mutter, das Kind zu ſehen, und an einem kleinen Kreuz erkennt ſie es. Nicht länger vermag ſie nun, der Mutter das Geheimniß zu verſchweigen, die, der Entdeckung froh, es auch dem Könige mittheilt, welcher, anfangs ungläubig, bald überzeugt iſt. Da ſeine Räthe ihn des Eides, ſeine Tochter keinem Könige zu geben, entbinden, ſo ſorgt er zuerſt für die Taufe, in welcher das Knäblein **Wolfdieterich** genannt wird. An den Vater werden Boten geſandt, daß er komme, ſeine Braut heimzuholen. Mit zahlreichem Gefolge zieht Hugdieterich nach Salneck, führt ſeine Braut nach Conſtantinopel, wo die Hochzeit mit großem Gepräng vollzogen wird. Im folgenden Jahre gebar Hilburg dem Gemahl noch zwei Söhne, **Bogen** und **Waßmut**; Bechtung ward Lehrer und Erzieher aller drei Brüder, die ſich ſchon frühzeitig hervorthaten, doch keiner mehr als Wolfdieterich, der eigentliche Held des ganzen Geſanges, deſſen romantiſche Abenteuer wir aber in einem eignen Artikel erzählen werden.

Hugo Capet, der Sohn Hugo des Großen, eines mächtigen Herzogs in Frankreich, deſſen Hauptſtadt Paris war. Die letzten Carolinger hatten faſt alle Beſitzungen, und damit ihre Macht, an ihre unruhigen Vaſallen verloren. Ein einziger war noch übrig, Herzog Carl von Niederlothringen. Dieſer wurde bei der Königswahl übergangen; und Hugo, durch Klugheit und Tapferkeit berühmt, bemächtigte ſich 987 des Thrones, zu welchem er kein Recht hatte, mit Liſt und Gewalt. Herzog Carl von Lothringen wollte

zwar ſeinen Anſpruch auf die Krone durch die Waffen geltend machen, wurde aber bald von Hugo gefangen, und ſtarb ſchon im Jahr 992. So herrſchte nun Hugo, und ſtiftete die dritte Dynaſtie der franzöſiſchen Regenten, welche in drei Hauptlinien der Capetinger, 987—1328, Valois bis 1589, und Bourbon bis auf Ludwig XVI. (1793); 800 Jahre lang den Thron beſeſſen hat, und 1814 unter Ludwig XVIII., nach Napoleons Vertreibung, wieder erhielt. Die Familiengüter Hugo's wurden zu königlichen Domainen, nur das Herzogthum Burgund wurde durch ſeine Brüder Otto und Heinrich auf deren Nachkommen vererbt. Hugo ſuchte durch Macht und Klugheit ſeinen Thron zu gründen, ohne ſich an ſeinen frühern Feinden zu rächen. Den Namen Capet ſoll er nach Einigen wegen ſeines ſtarken Kopfes, nach Andern wegen ſeiner Klugheit erhalten haben, noch Andere halten ihn für einen Familiennamen. Hugo ſtarb 996. Durch ihn wurde Paris die Hauptſtadt des Königreichs.

Hugonotten, Hugenotten. Dieſer Name, den die Catholiken ſpottweiſe den Calviniſten in Frankreich gaben, wird verſchieden abgeleitet. Die wahrſcheinlichſte Herleitung iſt von dem Orte bei Tours, wo die Proteſtanten anfangs ſich gewöhnlich verſammelten. Schon unter Franz I. (1515—1547) hatten die Lehren Luthers und Zwingli's Eingang in Frankreich gefunden. Noch mehr aber verbreitete ſich daſelbſt die von Calvin aufgeſtellte Glaubenslehre, obgleich Franz I. durch Bücherverbote, Strafverordnungen und einzelne Hinrichtungen ſie zu unterdrücken ſuchte. Unter Franzens Nachfolger, Heinrich II., machte ſie noch ſchnellere Fortſchritte, wie heftig auch gegen ſie gewüthet ward. Die Geſinnungen und der Einfluß der Königin Margaretha hatten nicht wenig Antheil an dieſer Ausbreitung, und die damaligen Parteien am Hofe gewannen großen Einfluß auf die blutigen Verfolgungen der Anhänger des Proteſtantismus. Die Einen wollten ſich mit den Gütern der hingerichteten und vertriebenen Ketzer bereichern, die Andern durch die Beſtrafung derſelben in der Gunſt des Volks ſich feſtſetzen. Die Factionen der Bourbons und der fünf Prinzen von Guiſe benutzten unter der Regierung des ſchwachen Franz II. zum Unglücke für das Land den Meinungszwiſt der verſchiedenen Religionsparteien, um ihre politiſchen Abſichten durchzuſetzen. Die Bourbons gehörten zur Partei der Proteſtanten, und um ihre Gegner zu ſchwächen und wo möglich zu vernichten, ſetzten die Guiſen die Verfolgung der Ketzer mit wilder Grauſamkeit fort. In jedem Parlament wurde eine beſondere Kammer angeordnet, welche die Proteſtanten verhören und beſtrafen ſollte, die brennende Kammer (chambre ardente) genannt, weil alle des Proteſtantismus überwieſene ohne Barmherzigkeit verbrannt wurden. Die Güter der Flüchtigen wurden verkauft, und die zurückgebliebenen Kinder waren dem Elende Preis gegeben. Ungeachtet dieſes Druckes aber würden die Proteſtanten dennoch nicht daran gedacht haben, ſich zu empören, wenn nicht ein Prinz vom königlichen Hauſe durch das Verſprechen ſeines Schutzes ſie aufgemuntert hätte. Im Jahr 1660 ſpann ſich die Verſchwörung an. Die Mißvergnügten fragten verſchiedne Rechtsgelehrte und Theologen, ob man mit gutem Gewiſſen gegen die Guiſen die Waffen ergreifen könnte. Die Gutachten der proteſtantiſchen Gottesgelehrten in Deutſchland erklärten es für erlaubt, ſich gegen die unrechtmäßige Herrſchaft der Guiſen aufzulehnen, wenn es unter der Lei-

tung eines Prinzen vom königlichen Hauſe und mit Beiſtimmung des größern Theils der Stände geſchähe. Die Unzufriedenen beſprachen ſich darauf über die Wahl eines Anführers, und alle Stimmen entſchieden für den kühnen Prinzen Ludwig von Condé, der die ganze Angelegenheit geleitet hatte, und mit Freuden die Gelegenheit ergriff, ſich durch den Beiſtand der Hugonotten furchtbar zu machen. Der Name des Anführers blieb indeß noch ein Geheimniß, und es ward zum Stellvertreter deſſelben ein proteſtantiſcher Edelmann aus Perigord, Johann du Barry, Herr de la Renaudie, ernannt. Eine Anzahl von Calviniſten ſollte ſich, ſo ward verabredet, an einem beſtimmten Tage nach Blois zu dem Könige begeben, um eine Bittſchrift zu überreichen, worin um freie Religionsübung gebeten ward, und wofern dieſes Geſuch, wie ſich vorausſehen ließ, verweigert würde, ſollte eine erleſene Schaar bewaffneter Proteſtanten ſich der Stadt Blois bemächtigen, die Guiſen aufheben und den König zwingen, den Prinzen von Condé zum Oberſtatthalter des Reichs zu ernennen. Der Anſchlag wurde verrathen. Der Hof verließ Blois und es wurden Kriegsvölker aufgeboten. Der größte Theil der Proteſtanten, die ſich zur Ausführung des Unternehmens bewaffnet hatten, ward getödtet oder gefangen; nur wenige von denjenigen, die in die Gewalt des Hofes fielen, fanden Gnade, und gegen 1200 mußten mit dem Leben büßen. Die Guiſen drangen jetzt auf die Einführung der Inquiſition; der weiſe Kanzler, Michael de l'Hopital aber gab, um dieſes größere übel zu verhüten, den Rath, die Unterſuchung des Verbrechens der Ketzerei den Biſchöfen zn überlaſſen und den Parlamenten das gerichtliche Verfahren in Glaubensſachen zu unterſagen. So verfügte es auch der König (1560) durch das Edict von Romorantin. Unter der Regierung ſeines Nachfolgers, Carl IX., während deſſen Minderjährigkeit die Königin Mutter, Catharine von Medicis, die Regentſchaft führte, ward der Kampf der Parteien noch heftiger und verwickelter, und das ſtreitende Intereſſe der Glaubensgegner immer mehr ohne Scheu zum Vorwande gebraucht, ſehr unheilige Zwecke durchzuſetzen, und es war keineswegs die Folge weiſer Beurtheilung der Religionsverhältniſſe im Staate, ſondern der Erfolg einer klugen Berechnung, was den Proteſtanten eine geſicherte Religionsfreiheit verſchaffte, welche die Königin, um das Gleichgewicht der Parteien herzuſtellen, ihnen durch das ſogenannte Edict vom Januar (1562) ertheilte. Die Proteſtanten erhielten dadurch neuen Muth, aber ihre Glaubensgegner, unzufrieden mit jener Verordnung, ſtörten ohne Scheu die freie Religionsübung der Hugonotten. Es kam bald zu blutigen Auftritten, die den erſten bürgerlichen Krieg entzündeten, wozu beſonders das ſogenannte Blutbad zu Baſſy (1562) die nächſte Veranlaſſung gab. Es iſt hier nicht der Ort, die Geſchichte der Religionskriege zu erzählen, welche Frankreich während einer langen Reihe von Jahren, faſt bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts, verheerten und nur zuweilen durch Friedensſchlüſſe, womit es von Seiten des Hofes am wenigſten aufrichtig gemeint war, unterbrochen wurden. Die Schuld des vielfachen Unglücks, das dieſe Kriege über das Volk brachten, trug die Unbeſtändigkeit und die falſche Politik der Königin Catharina von Medicis, welche ſowohl auf den elenden Carl IX., als den nicht weniger verächtlichen Heinrich III. den entſchiedenſten Einfluß behauptete. Sie war den Hugonotten im Herzen nicht gewogen, ſondern

wünſchte die Ausrottung derſelben, und es war bloß die Eingebung einer ränkeſüchtigen Politik, die ſie bewog, die Proteſtanten, zum Ärger der Gegenpartei, von Zeit zu Zeit zu begünſtigen und ihnen die Gewiſſensfreiheit zu geſtatten. Immer ſchwankend zwiſchen beiden Parteien, ſchmeichelte ſie ſich mit der Hoffnung, beide während des Friedens im Gleichgewichte zu halten, oder während des Krieges eine durch die andere aufzureiben. Beide Parteien waren daher gewöhnlich unzufrieden mit dem Hof und folgten nur ihren Anführern. Ein wilder Glaubenseifer ergriff das Volk. Die erhitzten Gemüther trachteten nur dahin, ſich einander aus Religionshaß zu verderben, und wenn man einige Parteihäupter ausnimmt, welche dieſe fanatiſche Gährung zur Befriedigung ihrer Ehrſucht benutzen wollten, ſo waren die übrigen nur darauf bedacht, ihrem Glauben mit Feuer und Schwert die Oberhand zu verſchaffen. Die ſchrecklichſte Wirkung von Catharina's Hinterliſt war die pariſer Bluthochzeit (1572), wozu ſie und ihr Sohn, in tückiſcher Verſtellung ihr folgſamer Schüler, mit ihren Vertrauten den tief angelegten Entwurf gemacht hatten. Kurz vorher, ehe mit Heinrich III. der Stamm der Könige aus dem Hauſe Valois ausſtarb, und dem Hauſe Bourbon, deſſen Haupt der proteſtantiſche Heinrich, König von Navarra, war, der Weg zu dem Throne eröffnet wurde, verwickelten ſich noch mehr die Verhältniſſe der beiden Parteien. Der ſchwache König ſah ſich gezwungen, ſich mit dem tapfern König von Navarra gegen die gemeinſamen Feinde zu vereinigen, als die Ränke der ehrgeizigen Guiſen, welche unverholen nach der Krone ſtrebten, das Volk ſo ſehr gegen ihn empört hatten, daß man im Begriff war, ihn vom Throne zu ſtoßen. Nach Heinrichs III. Ermordung mußte der König von Navarra einen harten Kampf um die ihm eröffnete Thronfolge beſtehen, und erſt als er ſich, ſelbſt auf den Rath von Sully, 1593 entſchloſſen hatte, zum catholiſchen Glauben überzutreten, konnte er eines ruhigen Beſitzes der Krone ſich erfreuen. Fünf Jahre nachher ſicherte er die ſtaatsbürgerlichen Rechte der Hugonotten durch das berühmte Edict von Nantes, welches ihnen völlig freie Religionsübung geſtattete und ihnen gleiche Anſprüche mit den Catholiken auf alle Ämter und Würden gab. Auch behielten ſie die Feſtungen, welche ihnen als ſogenannte Sicherheitsplätze waren eingeräumt worden. Dies ließ ihnen alſo fortdauernd das Mittel, eine Art von Freiſtaat im Staate zu bilden, und eine ſolche mächtige Partei, die man ſeit langer Zeit in die Nothwendigkeit geſetzt hatte, gegen die Regierung argwöhniſch und mißtrauiſch zu ſeyn, mußte den unruhigen Großen ſtets einen willkommenen Stützpunkt und eine Ausſicht auf gewiſſen Beiſtand darbieten. Ludwig XIII., der entartete Sohn, der eben ſo ſchwachſinnig und bigott, als ſein Vater, Heinrich IV., geiſtvoll und großherzig war, ließ ſich durch ſeinen herrſchſüchtigen Günſtling de Luines und durch Geiſtliche gegen die Hugonotten aufreizen, welche deſto kräftigern Widerſtand leiſten konnten, da ſie in mehrern Landſchaften ſehr mächtig waren. Schon in dem erſten Religionskriege, welcher 1621 ausbrach, verloren die Proteſtanten die meiſten Sicherheitsplätze durch die Treuloſigkeit oder Feigheit der Befehlshaber. Aber außer einigen andern blieb ihnen nach dem Frieden, welchen ſie unter ſich uneinig und des Krieges müde bald abſchloſſen, auch das feſte Rochelle, das ihnen eine Verbindung mit England erleichterte. Richelieu, welcher ſich die Ausführung des großen Entwurfs vorgeſetzt hatte, die königliche Gewalt, die er unter Ludwigs Namen aus-

übte unumſchränkt zu machen, bot alles auf, den Proteſtanten jenes Bollwerk ihrer Freiheit zu entreißen, und ſo jeden Überreſt eines Verhältniſſes zu vernichten, das an Zeiten erinnerte, wo innere Parteien die Kraft der Königsgewalt ſo oft gelähmt hatten. Rochelle fiel 1629 nach einer langen hartnäckigen Vertheidigung in Ludwigs Gewalt, die bezwungenen Hugonotten mußten alle feſten Sicherheitsplätze übergeben und hingen von nun an, wehrlos und unvermögend, ſich dem Hofe furchtbar zu machen, ganz von des Königs Willkühr ab. Zwar ward ihnen vollkommene Gewiſſensfreiheit verſprochen, und Richelieu ſowohl als ſein Nachfolger Mazarin störten ſie nicht in dem Genuſſe derſelben, als aber Ludwig XIV. von dem wollüſtigen Leben zur Frömmelei überging, ließ er ſich von ſeinen Hofgeiſtlichen und der Maintenon zu ungerechter und empörender Bedrückung gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen verleiten, um ſie in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zurückzuführen. Er nahm ihnen ſchon 1681 die meiſten bürgerlichen Rechte, und als Colbert, welcher gewaltthätige Maßregeln noch ziemlich gehindert hatte, geſtorben war, folgte der König ganz der Leitung ſeiner verfolgungsſüchtigen Rathgeber, des Kriegsminiſters Louvois, des Kanzlers le Tellier und des Jeſuiten la Chaiſe. Es wurden in die mittägigen Landſchaften, wo die meiſten Proteſtanten wohnten, zahlreiche Haufen von Dragonern geſandt, welche die Unglücklichen mit Gewalt zur Abſchwörung ihres Glaubens bringen ſollten. Um das Auswandern der Proteſtanten zu verhindern, wurden die Gränzen ſorgfältig bewacht, aber dennoch gelang es ſchon damals mehr als 500,000 fleißigen Hugonotten, nach der Schweiz, nach Deutſchland, Holland und England zu entfliehen. Viele, welche dieſes Rettungsmittel nicht fanden, mußten zum Schein ihren Glauben verlaſſen. Man ſandte darauf Verzeichniſſe von den angeblich bekehrten Proteſtanten an den König, und es ward ſeinen ſchmeichelnden Rathgebern leicht, ihn zu überreden, daß er ſich den Ruhm erworben, die Zahl der Proteſtanten in Frankreich bis aufs unbedeutende vermindert zu haben. Der König erließ daher (1685, 22. Oct.), in dieſer irrigen Vorausſetzung, eine Verordnung, durch welche das Edict von Nantes aufgehoben ward. Aber er hatte noch über eine halbe Million proteſtantiſcher Unterthanen, und der eben ſo ungerechte als unweiſe Widerruf raubte Frankreich eine große Anzahl nützlicher und reicher Bewohner, welche mit ihrem Kunſtfleiß, ihrem Vermögen und ihren wiſſenſchaftlichen Talenten im Ausland eine willkommene Aufnahme fanden. Dieſe Folgen hatte die Regierung nicht herbeiführen wollen; auch hatte deßwegen der umſichtige Colbert, ſo lange er lebte, alle ſtrenge Maßregeln zurückgehalten. In Frankreich war indeß die Ruhe keineswegs vollkommen hergeſtellt. In den Landſchaften zwiſchen der Rhone und Garonne waren die Proteſtanten noch ſehr zahlreich; die nahen unwirthbaren Cevennengebirge boten ihnen eine Freiſtätte an; da führten ſie als Camiſards, größtentheils nur mit Knütteln bewaffnet, noch lange einen Krieg, dem Vendeekrieg in unſern Tagen nicht ganz unähnlich. Nach zwanzig Jahren (1706) mußte man ſich endlich zu Unterhandlungen mit ihnen bequemen; doch wurde es nie ganz ruhig. Im flachen Landen, beſonders zu Nimes, blieb noch immer proteſtantiſcher Geiſt im Verborgenen; ſelbſt bei Catholiken war das Mitleid erregt und manche Verfolger der Proteſtanten waren ihre Beſchützer geworden; auch fehlte es unter den Reformirten nicht an verborgen gehaltenen Geiſtlichen. Unter Ludwig XV. wur-

den zwar neue, aber nicht ſo ſtrenge Maßregeln gegen die Reformirten ergriffen, und doch wagten dieſe es (1746) ſich in Languedoc und der Dauphiné wieder öffentlich zu zeigen. Nach und nach erhoben ſich mehrere Stimmen für die Duldung andrer Religionsmeinungen; Montesquieu brach die Bahn, aber mächtiger wirkte Voltaire, über Jean Calas unglückliches Schickſal empört, durch ſeine Schrift über die Toleranz (1762). Von dieſer Zeit an wurden die Proteſtanten nicht mehr beunruhigt, aber noch durften ſie auf öffentliche Ämter keinen Anſpruch machen. Die Revolution gab ihnen alle bürgerlichen Rechte wieder und ſie verwendeten häufig ihren bis dahin verborgen gehaltenen Wohlſtand zum Ankauf von Staatsgütern. Es war daher kein Wunder, wenn einige von ihnen, bei der neueſten Veränderung der Dinge, mehr Anhänglichkeit an die vorige Regierung vermuthen ließen, da ſie ihnen Vergünſtigungen bewilligt hatte, die ſie unter der neuen wieder zu verlieren fürchten mußten. Ob ihnen gleich der Vorwurf einer Widerſetzlichkeit gegen die neue Regierung nicht gemacht werden konnte, ſo entſtanden doch Bewegungen, die neue Bedrückungen der Proteſtanten und blutige Auftritte zu Nimes und in daſiger Gegend zur Folge hatten, durch die zweckmäßigen Maßregeln der Regierung aber gedämpft wurden. R.

Huldigung, die ausdrückliche Anerkennung fremder Vorzüge mit wohlwollender Unterordnung verbunden. In juriſtiſchen Verhältniſſen verſteht man darunter gewöhnlich die feierliche und eidliche Gelobung, einem treu, hold und gewärtig zu ſeyn, beſonders aber die Landeshuldigung, d. i. die feierliche und eidliche Gelobung der Treue und des Gehorſams von Seiten der Unterthanen gegen ihren Fürſten und Landesregenten. Die Landeshuldigung gilt alſo dem Staatsverein überhaupt, und unterſcheidet ſich dadurch von der Huldigung im Lehnsverhältniſſe (Lehnseid), in dem ſtädtiſchen oder Gemeindeverhältniſſe (Bürgereid), im gutsherrlichen (Erbeid, Erb- oder Gerichtspflicht) und im Amts- oder Dienſtverhältniſſe (Amts- oder Dienſteid). Sonſt huldigten einander auch gegenſeitig beigeordnete Corporationen. Die (Landes-) Huldigung aber iſt zwar das äußere Zeichen der Landeshoheit auf der einen und der Landesunterthänigkeit auf der andern Seite, nicht aber die Bedingung derſelben; mithin werden beide ſchon vorausgeſetzt, und man iſt nicht darum Unterthan (ſagt Bunz, Grundſätze der Huldigung in Deutſchland, Tüb. 1794), weil man huldigt, ſondern man huldigt darum, weil man Unterthan iſt. Der Begriff der Unterthänigkeit kann ohne Huldigung, aber der Begriff der (Landes-) Huldigung nicht ohne Unterthanſchaft beſtehen; ſo wie der Landesherr ein ſolcher nicht darum oder dadurch iſt, weil man ihm den Huldigungseid leiſtet, ſondern darum die Huldigung fordert, weil er Landesherr iſt. Vor dem Erwerbe der Landeshoheit kann ſie daher auch nicht gefordert, vor dem Eintritt in den Staatsverein darf ſie nicht geleiſtet werden; und ſie iſt alſo auch kein Erwerbsmittel, ſondern nur das zuverläſſige Beweismittel der Landeshoheit. Nur letzteres mangelt, wo ſie nicht vorhanden iſt; doch kann ſie immer noch gefodert werden. Ihr Zweck iſt nur, die ſchon vorhandene Pflicht durch feierliche Anerkennung zu verſtärken, und ins deutliche Bewußtſeyn zu rufen. Sie wird darum oft mit einer gottesdienſtlichen Handlung verbunden, und ſollte wegen ihrer Wichtigkeit von dem Regenten ſtets in eigner Perſon angenommen werden. Doch wird ſie auch in fremdem Namen gefordert,

übrigens wird ſie mit Recht nur von Unterthanen und anſäſſigen Ausländern, und zwar in Maſſe, oder nach Claſſen und Ständen geleiſtet. Mit dem feierlichen Huldigungsacte der Landesunterthanen pflegt gewöhnlich eine Beſtätigung der Freiheiten und Privilegien des Landes von Seiten des Landesherrn verbunden zu ſeyn.

Hull, am Fluß gleiches Namens, iſt eine wichtige Handels- und Seeſtadt in Yorkſhire in England. Sie hat 26,800 Einwohner, ſchickt zwei Mitglieder zum Parlament, und iſt durch Manufacturen, durch See- und Landhandel eine der blühendſten Städte in Großbritannien geworden. Unter den Manufacturen müſſen beſonders die Oelmühlen, worin Leinöl gepreßt und raffinirt wird, zwei große Zuckerraffinerien und alle die Gewerbe genannt werden, welche die zum Schiffbau nöthigen Stoffe verarbeiten. Der Binnenhandel beläuft ſich jährlich auf den Werth von 5 Millionen Pfund Sterling. Der Seehandel wird vorzüglich durch die Lage der Stadt an der Mündung des Fluſſes, und in der Nähe eines zweiten Stromes, des Humber, begünſtigt. Es ſind in neuern Zeiten zwei große Schiffswerfte, das eine auf dem Hull, das andere auf dem Humber, angelegt worden. Von hier werden beſonders die Grönlandsfahrer ausgerüſtet. Im Jahr 1811 ſegelten 42 Schiffe aus, und brachten 552 Wallfiſche, 993 Robben, 2 Narvals, 2 Eisbären und 4782 Tonnen Thran zurück. Hull hat ſehr ſchöne Gebäude: das wichtigſte iſt die Dreifaltigkeitskirche, in erhabnem gothiſchen Styl, nach großen Verhältniſſen im Jahr 1312 erbaut. Es iſt eins der ſchönſten Denkmäler der Baukunſt aus dem Mittelalter. Auch ſind fünf Hoſpitäler in der Stadt, von denen das eine ein großes vortrefflich eingerichtetes Krankenhaus iſt. Kürzlich iſt auch durch die Bemühung des William Spencer ein öffentlicher botaniſcher Garten bei Hull angelegt worden.

Hullin (Graf Pierre Auguſtin), geb. zu Genf den 6ten Septbr. 1758, Uhrmachergeſelle, erſter Erſtürmer der Baſtille am 14ten July 1789, hierauf zur Zeit des Schreckenſyſtems verhaftet, und erſt nach dem 9ten Thermidor wieder in Freiheit geſetzt; dann Adjutant in den erſten italieniſchen Feldzügen Buonaparte's Commandant von Mailand 1797, und nach der Schlacht bei Marengo 1800; hierauf Diviſionsgeneral und Chef der Militärcommiſſion, die den Herzog von Enghien zum Tode verurtheilte; Großoffizier der Ehrenlegion und zum Grafen erhoben im Jahr 1804; im Feldzuge von 1805 Commandant von Wien, in dem von 1806 Commandant von Berlin, und nach dem tilſiter Frieden Commandant von Paris, als ſolcher in der Verſchwörung Mallets 1812 ſchwer verwundet; in der Folge Begleiter der Kaiſerin Marie Louiſe nach Blois im März 1814, hierauf ſeit dem 8ten April ein erklärter Anhänger der neuen Regierung; 1815 aber Buonaparten aufs neue ergeben und von ihm wieder zum Commandanten von Paris ernannt; nach der zweiten Rückkehr der Bourbons flüchtig, in der Ordonnanz vom 24ſten Juli 1815 mit begriffen, hierauf durch die Ordonnanz vom 17ten Januar 1817 aus Frankreich verbannt, dann in Brüſſel, endlich in Hamburg mit Handelsſpeculationen beſchäftigt: dieß ſind die wichtigſten Umſtände aus dem Leben des Generals Hullin, der in mehrern Verhältniſſen die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen erregt hat.

Human, Humanität, humaniſtiſche Studien. Human heißt menſchlich, was dem Menſchen angemeſſen und ſchicklich

für ihn iſt, daher Humanität Menſchlichkeit, das, was uns den Charakter der Menſchheit gibt, im Gegenſatze der Beſtialität und Brutalität. Schon Cicero verbindet mit dem Grundbegriffe die Nebenvorſtellungen von Leutſeligkeit, Menſchenfreundlichkeit, Feinheit und Artigkeit im Betragen, und weil dieſe Eigenſchaften nur durch eine der Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes angemeſſene Bildung erlangt werden können, knüpft er an den Begriff der Humanität den Beſitz aller der Kenntniſſe und Fertigkeiten an, welche Anſpruch auf Bildung geben und vorzugsweiſe nur dem Menſchen vorbehalten ſind. Als die griechiſche und lateiniſche Sprache ſich in die neueren verloren und die Ideenſchätze des claſſiſchen Alterthums aus dem wirklichen Leben in die Bibliotheken der Gelehrten übergingen, blieben ſie in den erſten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung noch allein Anhalt und Norm der Bildung für diejenigen, die ſich über die Rohheit und Barbarei ihres Zeitalters erheben wollten. Wenn die Alten durch Verkehr mit der Welt und philoſophiſche Studien unmittelbar zu feinerer Bildung gelangten, ſo konnte es nun nicht ohne Vermittlung des Sprachſtudiums geſchehen. Der Schlüſſel zu den Quellen der claſſiſchen Cultur, die man bis ins vorige Jahrhundert, ja hin und wieder noch bis heut für die einzig echte hielt, die Philologie, machte ſich nun zur Bedingung aller wiſſenſchaftlichen Bildung, und da dieſe für den höchſten Grad der menſchlichen galt, ſo glaubte man mit Recht den Begriff der Humanität auf die Kenntniß der alten Sprachen ausdehnen zu müſſen, und nannte die philologiſchen Studien in dieſer Beziehung Humaniora, das pädagogiſche Syſtem aber, das alle Bildung auf die Erlernung der alten Sprachen baut, den Humanismus. Seit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im Occident war dieſes Syſtem das herrſchende, das im 15ten und 16ten Jahrhundert neuangeregte Studium der claſſiſchen Literatur und Sprache wurde der Grund der modernen gelehrten Bildung und die Humaniſten, d. h. die Kenner und Lehrer dieſes Studiums, blieben ſeitdem bis in die letzte Hälfte des 18ten Jahrhunderts in ungeſtörtem Beſitze der Alleinregierung über die gelehrte Welt. Daß nun, wie öfters, auch auf dieſem Wege zur Bildung der Zweck über der Beſchäftigung mit den Mitteln oft aus den Augen geſetzt; daß die Reduction des vielumfaſſenden Begriffs der Humanität auf den zu verſchiednen Zeiten engeren und weiteren Horizont der Philologie allmählig zur Gewohnheit und durch manche unvermeidliche Folge verderblich wurde; daß der philoſophiſche Pedantismus der Scholaſtiker mit allen ſeinen Kleinigkeiten in den grammatiſchen und kritiſchen der Humaniſten überging; daß ſie nicht ſelten über dem todten Buchſtaben den milden, vielſeitigen Geiſt der Alten verloren, und ſich durch ihre bisweilen abſichtliche Inhumanität, Arroganz und Rauhigkeit nicht weniger als durch ihre ſtupende Erudition berühmt, aber, verſteinert in den Formen des Alterthums, zur lebendigen Wirkſamkeit auf das gegenwärtige Geſchlecht, das ſie verachteten, immer untüchtiger machten: das alles waren Verirrungen des Humanismus, bei denen ſeine Humanität verdächtig und ein Ziel der Satire werden mußte. In offne Fehde wider die Humaniſten trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Philanthropinismus, deſſen Wortführer Baſedow und Campe im Verein mit den Mitarbeitern ſeines Reviſionswerks der Menſchheit durch die Verdrängung des Lateiniſchen und Griechiſchen aus den Schulen der Nichtgelehrten einen Dienſt zu leiſten glaubten. Die Mehrzahl der

Gelehrten blieb jedoch, da die Philanthropen ſich nicht ohne Grund den Vorwurf der Übertreibung und Seichtigkeit in ihren Rügen der Fehler des Humanismus zuzogen, auf der Seite des letzteren, obgleich der Stoß, den ſeine Herrſchaft in dieſem Streit erlitt, an den Reformen der deutſchen Schulen und in der Geſchichte des neuern deutſchen Buchhandels merkbar wurde. Neuerdings hat der Begriff der Humanität die ihm gebührende Sphäre wieder gewonnen; nichts, was zur harmoniſchen Ausbildung des Menſchen dienen und ihn der ewigen Beſtimmung ſeines Geiſtes näher führen kann (vergl. d. Art. Bildung), iſt von der Humanität, die Herder in ſeinen berühmten Briefen befördern will, und von dem pädagogiſchen Syſtem des Humanismus, wie es Niethammer in ſeinem Streite des Humanismus und Philanthropinismus, Jena 1808, aufſtellt, ausgeſchloſſen, und der Vorzug, daß die Humanitätsbildung ihren Endzweck eben in dieſe Erziehung des Menſchen für ſeine ewige Beſtimmung ſetzt, mußte ihren immer merklicher werdenden Sieg über den Philanthropinismus, der mehr die Brauchbarkeit für irdiſche Zwecke beabſichtigt, herbeiführen. Bei dem allen verdankt es der Humanismus den Angriffen der Philanthropen, daß er ſeine Verirrungen erkannt, ſich aus ſeiner frühern Einſeitigkeit herausgearbeitet und das Princip der allgemeinen Menſchenbildung angenommen hat, das unter allen Erziehungsprincipien dem Begriffe der Humanität am meiſten entſpricht; und wenn auch noch nicht alle Pädagogen und Schulmänner unſerer Zeit in dieſe Anſicht eingehen mögen, ſo wollen doch die meiſten und beſten nichts anders ſeyn, als humane Lehrer der Humanität. E.

Humboldt (Carl Wilhelm, Freiherr von) preußiſcher Staatsminiſter, geb. zu Berlin 1767, empfing früh in ſeiner Vaterſtadt eine ſorgfältige Unterweiſung in Sprachen und Wiſſenſchaften, daher ſein Streben nach Gründlichkeit, mit welchem er mehr als ein Gebiet des menſchlichen Wiſſens auf das genaueſte erforſcht hat. Sein Werk über das kleine Epos, Hermann und Dorothea, enthält umfaſſende Betrachtungen über die Poeſie überhaupt. Seine Unterſuchungen über die baskiſche Sprache, die er an Ort und Stelle ſtudirte, verbreiten ein helles Licht über dieſe unbekannte Urſprache. (Ein baskiſches Wörterbuch von ihm befindet ſich in Adelungs Mithridates, Thl. 4.) Seine Überſetzung des Agamemnon von Äſchylus iſt das Reſultat der ſchwierigſten Unterſuchungen über Sprache und Versmaß der Griechen. Nachdem Humboldt mehrere Jahre in Jena, wo er Schillers Freundſchaft und täglichen Umgang genoß, privatiſirt hatte, trat er ſeine diplomatiſche Laufbahn an, als königl. preuß. Reſident zu Rom. Dieſer Ort, wo er ſpäterhin von ſeinem Hofe als außerordentlicher Geſandter bevollmächtigt wurde, gab nicht nur ſeinem Studium des Alterthums neuen Eifer und Schwung, ſondern bildete ihn auch zu einem vorzüglichen Staatsmann aus. Vielleicht war er einer der erſten Politiker, welche über den wahren Zuſtand der Dinge in Spanien nach der Entthronung der Bourbons daſelbſt hinlänglich unterrichtet waren und einen Strahl von Hoffnung für das bedrängte Deutſchland, das gefeſſelte Preußen, von dort her anbrechen ſahen. In der Folge ernannte ihn der König zum Chef der Section für den Cultus und die öffentliche Erziehung. Allein es ſcheint, ſo freigebig auch der preußiſche Staat das Unterrichtsweſen überhaupt unterſtützte, daß deſſen ungeachtet die Abhängigkeit dieſer Section von dem Miniſter des Innern die freie Thätigkeit des

Chefs derſelben zn ſehr beſchränkt, und den Herrn von Humboldt daher bewogen habe, dieſen Poſten aufzugeben. Er ging hierauf im Jahr 1810 mit dem Range eines Staatsminiſters als Geſandter ſeines Hofes nach Wien, in jener wichtigen Periode, wo der Norden und Oſten Europa's einer Schneelavine glich, die nur noch einiger Erſchütterung bedurfte, um über die Weltherrſchaft von Weſten her vernichtend hinabzuſtürzen. Wie gut er die edle Politik Öſterreichs und ihre mit der rückſichtsvollſten Weisheit geleitete Entwickelung einſah, ergibt ſich ſchon daraus, daß er von ſeinem Könige zum Bevollmächtigten bei dem Friedenscongreß zu Prag ernannt wurde. Die glorreiche Epoche, welche ſeitdem für Preußen angegangen iſt, und die bedeutende Stimme, die es nun wieder in den europäiſchen Angelegenheiten führt, gibt uns keine Hoffnung, das Humboldt für ſeine Studien, und beſonders für Vollendung ſeiner reichen Sprachforſchungen, bald hinreichende Muße finden werde. Er war bei dem Congreß zu Chatillon und dem Frieden zu Paris, welchen er zugleich mit dem Staatskanzler Hardenberg am 30ſten Mai 1814 unterzeichnete, beſchäftigt; er war nachher bei dem Congreſſe zu Wien ſehr thätig, und unterzeichnete daſelbſt den Frieden zwiſchen Preußen und Sachſen am 18ten Mai 1815. Im Juli 1816 begab er ſich nach Frankfurt als bevollmächtigter preußiſcher Miniſter zur Berichtigung der Territorialangelegenheiten in Deutſchland. Bald nachher ernannte ihn der König zum Mitgliede des Staatsraths, und beſchenkte ihn mit liegenden Gütern. Hierauf ging er als außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter ſeines Hofes nach London, welchen Poſten er noch im Jahr 1818 bekleidete. Vielleicht findet er Stunden, in denen er über einzelne philoſophiſche und politiſche Gegenſtände, über Erfahrungen des Lebens, ſich ausſprechen kann! Bei tiefem Eindringen in jeden Gegenſtand, beſitzt er das Talent, ihn von den verſchiedenſten Seiten anzuſehen, und die gewandteſte Discuſſion darüber zu führen. In ſeinen ehemaligen Aufſätzen in Schillers Thalia und den Horen ſchadete die Gründlichkeit mitunter der Leichtigkeit der Wendungen, und einer klaren gefälligen Entwickelung. Nach ſolcher Fortſetzung der Studien und ſolcher practiſchen Thätigkeit aber iſt gewiß an die Stelle jener Mängel die entgegengeſetzte Tugend eingetreten, und darum wünſchten wir ihn wiederum in der Reihe der Autoren zu ſehen.

Humboldt (Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von), Bruder des Vorigen, — der berühmte Reiſende, — iſt zu Berlin den 14ten September 1769 geboren. Seine erſten Lehrer waren der nachherige königl. preuß. Geheimerath Knuth und der O. C. R. Zöllner. Nachdem er in Göttingen und Frankfurt a. d. O. ſtudirt hatte, beſuchte er in Hamburg die Handelsakademie bei Büſch, und machte im Frühjahr 1790 mit G. Forſter und van Geuns eine Reiſe an den Rhein, nach Holland und England, wovon ſeine 1793 zu Braunſchweig erſchienenen Beobachtungen über die Baſalte am Rhein eine Folge ſind. Im J. 1791 kam er auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er nicht nur die Bergwerkswiſſenſchaften, hauptſächlich unter Werner, ſondern auch für ſich die Botanik ſtudirte. (S. ſein Specimen Florae Fribergensis subterraneae, Berlin 1793.) Durch ſeine Kenntniſſe, ſeinen intereſſanten und lehrreichen Umgang, ſeinen Witz und Humor, ſeine Herzensgüte und Wohlthätigkeit erwarb er ſich in Freiberg allgemeine Achtung und Liebe. Im Jahr 1792 ward er in Berlin als Aſſeſſor bei dem Bergwerks- und Hüttendepartement

angeſtellt, und bald darauf nach Bayreuth als Oberbergmeiſter der
fränkiſchen Fürſtenthümer verſetzt. Hier traf er viele gute Einrich=
tungen, u. a. ſtiftete er die Bergſchule zu Steben; auch machte er
mit dem Galvanismus lehrreiche Verſuche (Berlin 1796, 2 Thl.). Al=
lein ſchon 1795 gab er jene Stelle, in welcher er ſich die unbegränzte
Ehrfurcht und Liebe ſeiner Untergebenen erworben hatte, aus Liebe
für ſeine Reiſeprojecte freiwillig auf, und reiſ'te mit dem Herrn v.
Hafter nach Italien, dann im Herbſt mit ſeinem Freunde, dem ſächſ.
Bergrath Freiesleben, durch einen Theil der Schweiz. Seit Oſtern
1797 ging er in Geſellſchaft ſeines Bruders und des jetzigen ruſſiſchen
Hofraths Fiſcher über Wien und Salzburg nach Paris, wo er mit
Aimé Bonpland, einem Zöglinge der Arzneiſchule und des bo=
taniſchen Gartens zu Paris, bekannt wurde. Hier beſchloß Humboldt,
der ſeit 1792 den Vorſatz gefaßt hatte, auf eigne Koſten eine Reiſe
nach den Wendezirkeln zu unternehmen, den nach Ägypten beſtimmten
Gelehrten ſich anzuſchließen und ſich von Ägypten über den perſiſchen
Meerbuſen nach Hindoſtan zu begeben. Aber dieſem Plan legte die
Schlacht bei Abukir, ſo wie der bald darauf zwiſchen Frankreich und
den Barbaresken ausgebrochene Krieg, unüberſteigliche Hinderniſſe in
den Weg. Er begab ſich hierauf mit einer beträchtlichen Inſtrumen=
tenſammlung nach Madrid, wo ihm der Hof im März 1799 die Er=
laubniß ertheilte, die ſpaniſchen Colonien in Amerika zu bereiſen.
Sogleich berief er ſeinen Freund Bonpland zu ſich, und ſchiffte ſich
mit ihm zu Corunna ein. Ihr Plan war, in Zeit von fünf Jahren
eine Reiſe von 9000 Meilen zu machen, die umfaſſendſte, welche je
ein Privatmann unternahm. Sie landeten auf Teneriffa, wo ſie den
Crater des Pico erſtiegen, um die Analyſe der atmoſphäriſchen Luft
zu machen und geologiſche Beobachtungen über die Baſalte und Por=
phyrſchiefer Afrika's anzuſtellen. Im Juli erreichten ſie den Hafen
von Cumana in Südamerika. Sie beſuchten im Laufe des J. 1799
und 1800 die Küſte von Paria, die Miſſionen der Indier und die
Provinz Neu=Andaluſien; ſie durchſtreiften Neu=Barcelona, Venezuela
und das ſpaniſche Guyana. Nachdem ſie die Länge von Cumana,
Caraccas und a. O. durch die Beobachtung der Jupiterstrabanten
beſtimmt und auf den Gipfeln des Ceripa und der mit dem Bejarion
gekrönten Silla von Avila botaniſirt hatten, reiſ'ten ſie im Februar
1800 aus Caraccas nach den reizenden Thälern von Aragua ab, wo
der große See von Valencia durch die Pracht der tropiſchen Vegeta=
tion entzückt. Von Portocabello drangen ſie von den Küſten des an=
tilliſchen Meeres bis gegen den Äquator vor, durchwanderten dann
die weiten Ebenen von Calabozo Apura und die Llanos, wo das
Reaumurſche Thermometer ſelbſt im Schatten auf 33 bis 37° ſtieg
und der glühende Erdboden auf mehr als 2000 Q.M. eine Abwei=
chung der Bleiwage von nur 5 Zoll zeigte. Auch am Meeresſande
bemerkten ſie hier überall die Phänomene der Refraction und des
ſonderbarſten Aufſchwellens. Zu S. Fernando von Apura begannen
ſie eine mühſelige Schifffahrt von mehr als 500 Seemeilen in Canots,
und nahmen das Land mit Hülfe der Längenuhren, der Jupiterstra=
banten und Mondesweiten auf. Sie fuhren den Rio Apura hinab,
der ſich unter dem 7° Breitengrad in den Oronoco ergießt, fuhren
dieſen Fluß wieder bis an die Mündung des Rio Guaviare hinauf,
kamen an den berühmten Waſſerfällen von Atures und Maypure vor=
bei, wo die Höhle von Atarnipo die Mumien einer durch den Krieg
der Caraiben und Maraviten aufgeriebenen Nation in ſich verſchließt.

Von der Mündung des Rio Guaviare fuhren ſie die kleinen Flüſſe
Atahapo, Tuamini und Temi wieder hinauf. Von der Miſſion von
Javita aus drangen ſie zu Lande bis an die Quellen des Guginia (Rio
Negro). Ein Dutzend Indier trugen die Canots durch dichte Ge-
hölze von Hevea, Lecythis und Laurus Cinnamomoides nach dem
Cano Pimichin, durch welchen ſie nach dem Rio Negro kamen, den
ſie bis an die Feſtung St. Carlos und die Gränzen von Grand Pa-
ra, der Hauptcapitanerie von Braſilien, hinabfuhren. Das damalige
Mißverſtändniß zwiſchen Spanien und Portugal verhinderte die Rei-
ſenden über St. Gabriel de las Cochuellas hinauszugehen. Allein da
Condamine und Maldonado die Mündung des Rio Negro bereits
aſtronomiſch beſtimmt hatten, war dieſes Hinderniß weniger fühlbar.
Dagegen war der Arm des Oronoco, welcher Caſſiquiare heißt, und
zwiſchen jenem und dem Amazonenfluß die Verbindung macht, zu be-
ſtimmen. Zu dem Ende gingen Humboldt und Bonpland von der
ſpaniſchen Feſtung St. Carlos durch den ſchwarzen Fluß und den
Caſſiquiare wieder nach dem Oronoco, und auf dieſem bis an die
Miſſion von Esmeraldo bei dem Vulkan Duida oder bis an den Ur-
ſprung des Fluſſes. Allein die Guaicas-Indianer, eine weiße, faſt
zwerghafte, aber kriegeriſche Menſchenrace, und die kupferfarbnen
Guajariben, wilde Menſchenfreſſer, welche das Land nach Weſten hin
bewohnen, machten es unmöglich, bis an die Quellen des Oronoco
vorzudringen. Von Esmeralda aus ging die Reiſe 345 franz. Mei-
len den ganzen Oronoco hinab bis an ſeine Mündung nach St. Tho-
mas in Neu-Guayana oder Angoſtura. Die Reiſenden paſſirten zum
zweitenmale die Cataracten, auf deren ſüdlicher Seite weder Peter
Gumilla noch Caulin vorgedrungen waren. Nach großen Beſchwer-
den kehrten ſie auf dem Oronoco nach Barcelona und Cumana durch
die Miſſionen der caraibiſchen Indianer, einer rieſenhaften Menſchen-
race, zurück. Einige Monate verweilten ſie auf der Küſte, und be-
gaben ſich dann durch den ſüdlichen Theil von St. Domingo und
Jamaica nach Cuba. Hier beſchäftigten ſie ſich drei Monate theils
mit der Längenbeſtimmung der Havanah, theils mit der Conſtruction
eines neuen Ofens für die Zuckerſiedereien. Sie wollten eben nach
Vera Cruz abreiſen, um über Mexico und Acapulco nach den philip-
piniſchen Inſeln, und von da, wo möglich, durch Bombai, Baſſora
und Aleppo nach Conſtantinopel zu gehen, als falſche Nachrichten
über Baudins Reiſe ſie bewogen, ihren Plan zu verändern. Ameri-
kaniſche Zeitungen meldeten, daß dieſer Seemann von Frankreich nach
Buenos Ayres reiſen, und nachdem er das Kap Horn umſchifft, an
den Küſten von Chili und Peru hinſegeln würde. Humboldt hatte
ſeit ſeiner Abreiſe von Paris im J. 1798 dem Muſeum und dem Ca-
pitain Baudin verſprochen, ſich, wenn im Laufe ſeiner Reiſe die
franzöſiſche Expedition zur Ausführung käme, derſelben anzuſchließen.
Dem gemäß ſandte Humboldt ſeine Manuſcripte und Sammlungen
von 1799 und 1800 geradeswegs nach Europa, wohin ſie auch, mit
Ausnahme eines Drittels der Sammlungen, das in einem Schiffbruch
verloren ging, glücklich gelangten; und miethete ein Fahrzeug im
Hafen von Betabano, um nach Carthagena in Indien, und von da
durch die Erdenge von Panama nach dem Südmeere zu gehn. Er
hoffte Baudin entweder zu Guayaquil oder zu Lima zu treffen, und
mit ihm Neuholland und die Inſeln des ſtillen Meeres zu beſuchen.
Im März 1801 verließ er Betabano, ſegelte den ſüdlichen Theil der
Inſel Cuba entlang, und beſtimmte aſtronomiſch verſchiedne Punkte

in der Inſelgruppe, die Königsgärten genannt, nebſt den Anfuhrten des Hafens von Trinidad. Man verweilte am Rio Sinu, wo noch nie ein Botaniker Kräuter geſammelt. Die Heftigkeit der Brandungen bei St. Martha machte das Anlanden zu Carthagena ſehr ſchwierig; man mußte ſich, um vor Anker zu kommen, an die Küſte retten, und dieſer Aufenthalt verſchaffte Humboldt den Vortheil, die Mondſinſterniß am 25. März 1801 zu beobachten. Da die Jahreszeit nicht mehr erlaubte, von Panama aus nach Guayaquil zu ſegeln, ward der Plan, die Landenge zu durchſchneiden, aufgegeben. Der Wunſch, den berühmten Mutis zu beſuchen, bewog die Reiſenden, einige Wochen in den Wäldern von Turbaco zuzubringen, die mit ſo vielen herrlichen Blumen prangen, und dann den Magdalenenfluß hinabzufahren, von dem Humboldt eine Karte entwarf, während Bonpland die an Heliconia, Pſychotria, Melaſtoma, Myrodia und Dychotria emetica reiche Vegetation ſtudirte. Von Honda, wo ſie landeten, reiſ'ten ſie auf fürchterlichen Wegen durch Eichenwälder und Gehölze von Melaſtoma und Cinchona nach St. Fe von Bogota, der Hauptſtadt von Neugranada. Mutis prächtige Sammlungen, der große Cataract von Taquendama, die Bergwerke von Mariquita, St. Anna und von Zipagnira, die natürliche Brücke von Iconenzo, zwei durch ein Erdbeben aus einander geriſſene Felſen, die einen dritten ſchwebend in der Luft tragen, alle dieſe Merkwürdigkeiten beſchäftigten die Reiſenden bis in den September 1801. Trotz der ungünſtigen Regenzeit reiſ'ten ſie nach Quito; ſie ſtiegen wieder ins Thal des Magdalenenfluſſes hinab, kamen bei den Anden von Quindiu vorbei, wo ſich der beſchneite Gipfel des Tolina mitten aus Wäldern von Storax, baumartigen Paſſionsblumen, Bambusrohr und Wachspalmen erhebt. Als ſie barfuß und durchweicht im Thale des Fluſſes Cauca angekommen waren, verweilten ſie zu Carthago und Buga, und durchwanderten die Provinz Choco, das Vaterland der Platina. Sie ſtiegen nun durch Caleto und die Goldwäſchen von Quilichao nach Popayan am Fuße der beſchneiten Vulkane von Purace und Sotara. Der Thermometerſtand in dieſem herrlichen Clima immer auf 17 bis 19° Reaumur. Mühſam ſtiegen ſie zum Crater des Vulkans von Purace empor, deſſen Mündung voll kochenden Waſſers iſt, und der mitten im Schnee Dünſte von geſchwefeltem Waſſerſtoff auswirft. Dann gingen ſie, das giftſchwangere Thal von Patia vermeidend, durch die ſteilen Cordilleren von Almaguer nach Paſto, und durchſchnitten von da aus durch Guachucal die hohe Gebirgsebene der Provinz de los Paſtos. Nach einer viermonatlichen höchſt mühſeligen Reiſe kamen ſie endlich in die ſüdliche Hemiſphäre, nach den Städten Ibarra und Quito. Die letztere, durch die Liebenswürdigkeit und Bildung ihrer Einwohner ausgezeichnete Stadt erreichten ſie den 6. Jan. 1802. Acht bis neun Monate lang ſetzten ſie ihre geologiſchen und botaniſchen Nachforſchungen in dem durch ſeine coloſſalen Gebirge, ſeine Vulkane, ſeine Vegetation, ſeine alten Denkmäler, beſonders aber durch die Sitten ſeiner ehemaligen Bewohner merkwürdigen Reiche von Quito fort. Sie ſtiegen zweimal in den Crater des Vulkans von Pichincha, wo ſie Verſuche über die Analyſe der Luft, ihre electriſche, magnetiſche und hygroſcopiſche Ladung, ihre Elaſticität und den Grad der Temperatur des kochenden Waſſers anſtellten. Inzwiſchen machten ſie einzelne Ausflüge nach den Schneegebirgen von Antiſana, Cotopari, Tunguragua und dem Chimboraſſo. Sie ſtudirten beſonders die geognoſtiſche Beſchaffenheit der Anden. Die

trigonometriſchen und barometriſchen Meſſungen Humboldts haben bewieſen, daß einige dieſer Vulkane ſich ſeit 1753 beträchtlich geſenkt haben; Reſultate, die mit den Beobachtungen der Einwohner übereinſtimmen. Zugleich überzeugte ſich Humboldt, daß alle dieſe großen Maſſen durch Cryſtalliſation entſtanden ſind. Ein für die Wiſſenſchaften leidenſchaftlich eingenommener Mann, Carl Montufar, Sohn des Marquis von Selvalegre von Quito, hatte ſich ſeit dem Januar 1802 zu ihnen geſellt, und begleitete ſie fortan auf ihrer ganzen übrigen Expedition nach Peru und Mexico. Von den Umſtänden begünſtigt, beſtiegen ſie die vornehmſten Berggipfel bis zu einer früher nie erreichten Höhe. Auf dem Chimboraſſo gelangten ſie am 23. Juni 1802, 3056 Toiſen oder 19,500 Fuß (3485 Fuß höher, als Condamini im J. 1745 gekommen war) über die Fläche des ſtillen Meeres. Sie ſahen das Blut aus Augen, Lippen und Zahnfleiſch treten und erſtarrten vor Kälte. Eine Schlucht verhinderte ſie, bis zu dem noch etwa 224 Toiſen (oder 2140 Fuß) von ihnen entfernten Gipfel des Chimboraſſo zu gelangen. Da Briefe aus Europa jetzt ihre Hoffnung vernichteten, ſich mit Capitain Baudin zu vereinigen, ſo begaben ſie ſich von Quito aus nach dem Amazonenfluſſe und Trina, in der Erwartung, dort die wichtige Beobachtung des Durchgangs des Mercur durch die Sonnenſcheibe zu machen. Sie beſuchten die Ruinen von Lactacunga, Hambato und Riobamba, ein Land, das in dem ſchrecklichen Erdbeben (7. Febr. 1797) umgewühlt wurde, gingen durch die Schneefelder von Aſſouay nach Cuença, und von da durch den Paramo von Saraguro nach Loxa, wo ſie in den Wäldern von Gonzanama und Malacatos wichtige Unterſuchungen über die Chinarinde anſtellten. Von Loxa traten ſie durch Ayavaca und Gouncabamba in Peru ein, indem ſie die hohen Anden überſtiegen, um nach dem Amazonenfluſſe zu kommen. Sie ſahen die prächtigen Trümmer der Kunſtſtraße von Yega, die über den porphyrnen Rücken der Anden weg zwiſchen 12 und 1800 Toiſen Höhe von Cusco an bis Aſſonay geht, und mit Herbergen und öffentlichen Springbrunnen verſehen iſt. In dem Dorfe Chamaya beſtiegen ſie eine Flöße und fuhren auf dem Fluſſe dieſes Namens in den Amazonenfluß. Sie beſtimmten die aſtronomiſche Lage dieſes Zuſammenfluſſes. Da Condamine ſich erſt unterhalb Quebrada de Chuchunga auf dem Amazonenfluß eingeſchifft, auch keine Längenbeſtimmung, als an der Mündung des Rio Napo angeſtellt hatte, ſo ſuchte Humboldt dieſe Lücke auszufüllen, indem er auf dem Amazonenfluſſe bis an die Cataracten von Rentewa fuhr, und zu Tomependa einen detaillirten Plan von dieſem unbekannten Theile des Maranon entwarf. Bonpland hatte ſich indeß mit botaniſchen Unterſuchungen beſchäftigt. Zum fünftenmale paſſirten unſere Reiſenden jetzt die Anden, um durch Montan nach Peru zurückzukehren. Sie beſtimmten den Punkt, wo die Magnetnadel von Borda den Mittelpunkt der Abweichung zeigte, obgleich unter dem 7° ſüdl. Breite, und ſtudirten die reichen Minen von Hualguanok, wo das Silber ſich 2000 Toiſen über der Meeresfläche findet. Von Caxamarco aus, das durch ſeine Bäder und Ruinen berühmt iſt, ſtiegen ſie nach Truxillo hinab, deſſen Nachbarſchaft die Reſte der ungeheuern peruaniſchen Stadt Manſiche enthält, mit Pyramiden geziert, in deren einer man im 18. Jahrh. für mehr als 4 Mill. Livres geſchlagnes Gold entdeckte. Bei dieſem weſtlichen Hinabſteigen der Anden hatten ſie zum erſtenmal den überraſchenden Anblick des ſtillen Meeres und jenes langen und engen Thales, wo Regen und Donner

unbekannt ſind. Längs der unfruchtbaren Küſten des Südmeers begaben ſie ſich über Santa und Guarmey nach Lima, wo Humboldt ſo glücklich war, im Hafen von Callao de Lima, das Ende des Mercurdurchgangs ziemlich genau beobachten zu können. Im Januar 1803 ſchifften ſich unſere Reiſenden nach Guayaquil ein, einem Hafen am Ufer eines ungeheuern Fluſſes, wo die Vegetation an Palmen, Plumaria, Tabernämontana und an Bananengewächſen in einer unbeſchreiblichen Pracht erſcheint. Nach 30 Tagen erreichten ſie Acapulco. So ſehr auch Humboldt ſeine Rückreiſe nach Europa jetzt zu beſchleunigen wünſchte, ſo bewog ihn doch die Schönheit Neuſpaniens, die Gaſtfreiheit ſeiner Bewohner und die Furcht vor dem zu Vera Cruz herrſchenden ſchwarzen Erbrechen, ſeine Abreiſe bis tief in den Winter zu verſchieben. Nachdem ſie ſich mit den Pflanzen, der Luft, den ſtündlichen Veränderungen des Barometers, magnetiſchen Phänomenen und beſonders mit der Länge von Acapulco beſchäftigt hatten, reiſ'ten ſie nach Mexico ab. Sie erhoben ſich nach und nach durch die ſchwülen Thäler von Meſcala und Papagayo, wo der Thermometer ſich im Schatten auf 32° Reaumur erhält. Sie ſetzten zu den hohen Ebnen von Chilpanzlugo, Theuilotepec und Taſco über, wo unter einem milden Clima Eichen, Cypreſſen, Tannen und europäiſches Getraide gedeihen. Hier beſuchten ſie die Bergwerke von Taſco, deren Silbergänge von dem harten Kalkfelſen zu dem Glimmerſchiefer übergehn und blättrigen Gyps in ſich enthalten, und ſtiegen dann im April 1803 durch Cuernaraca und die Nebel von Cuchilaqua nach der Hauptſtadt Mexico, welche höchſt anmuthig liegt und ſich durch ihre wiſſenſchaftlichen Anſtalten vor allen Städten der neuen Welt auszeichnet. Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten, während deſſen Humboldt die Länge von Mexico berichtigte, beſuchten unſere Reiſenden die berühmten Bergwerke von Moran und Real del Monte, wo der Minengang von Biscaya dem Grafen von Regla ſchon mehrere Millionen Piaſter lieferte; ſie unterſuchten die Obſidiane von Oyamel, welche in dem Perlſtein und Porphyr Lager bilden, und den ehemaligen Einwohnern zu Meſſern dienten. Dies ganze Land voller Baſaltblöcke, Mandelſteine und kalkartiger ſecondärer Bildungen bietet für die Geologie die intereſſanteſten Phänomene dar, welche bereits del Rio, ein Schüler Werners, analyſirt hatte. Im Juli 1803 beſuchten ſie den mittäglichen Theil des Königreichs. Sie richteten ihre Nachforſchungen zuerſt auf Hunhuetoca, und gingen dann durch Queretano, Salamanca und die fruchtbaren Ebenen von Yrapuato nach Guanaxuato, deſſen Bergwerke unendlich beträchtlicher ſind, als die von Potoſi je waren. Zwei Monate beſchäftigten ſie ſich hier mit Meſſungen und geologiſchen Unterſuchungen, prüften die Bäder von Comagillos, deren Temperatur 11° Reaumur höher iſt, als die der philippiniſchen Inſeln, und reiſ'ten dann durch das Thal von St. Yago nach Valladolid, der Hauptſtadt des ehemaligen Reiches Michoacan. Von da ſtiegen ſie trotz der ſteten Herbſtregen nach den Küſten des ſtillen Meeres in die Ebenen von Jorullo hinab, wo 1759 in einer einzigen Nacht, bei einer der größten Cataſtrophen, die je der Erdball erlitten, ſich aus der Erde ein Vulkan von 1494 Fuß Höhe erhob, der mit mehr als 2000 noch jetzt rauchenden kleinen Öffnungen umgeben war. Sie ſtiegen bis auf den Grund des Craters hinab, deſſen mit Kohlenſäure außerordentlich überladene Luft ſie analyſirten. Aus dem anmuthigen und fruchtbaren Reiche Mechoacan kehrten ſie durch die hohe Ebene von Tolucca nach Mexico zurück.

Zu Tolucca beſuchten ſie den merkwürdigen Händebaum, den Cheiranthoſtämon des H. Cervantes, von dem ſeit den älteſten Zeiten nur ein einziges Exemplar vorhanden iſt. Zu Mexico beſchäftigten ſie ſich mit dem Ordnen ihrer Herbarien und geologiſchen Sammlungen, dem Calcul der gemachten Meſſungen, und dem geologiſchen Atlas, für den Humboldt Zeichnungen entworfen hatte. Sie verließen dieſe Stadt im Januar 1804, um den öſtlichen Abhang der Cordilleren zu unterſuchen; ſie maßen die beiden Vulkane von Puebla, den Popocatepec und Itzaccihuatl geometriſch. Darauf ſtiegen ſie durch Perote nach Xalapa. Trotz des gefallenen hohen Schnees erreichte Humboldt den Gipfel des um 162 Toiſen den Pic von Teneriffa übertreffenden Cofre, und beſtimmte die Lage deſſelben durch directe Beobachtungen. Er maß gleichfalls den Pic von Orizana trigonometriſch. Nach einem intereſſanten Aufenthalt in dieſen Gegenden ſtiegen unſere Reiſenden nach dem Hafen von Vera Cruz hinab, entgingen glücklich dem bereits ſtark graſſirenden ſchwarzen Erbrechen und reiſ'ten auf einer ſpaniſchen Fregatte nach der Havanah ab, wo ſie ihre im J. 1800 dort niedergelegten Sammlungen zurücknahmen. Sie blieben zwei Monate daſelbſt, worauf ſie nach Philadelphia ſich einſchifften, das ſie nach 32 Tagen erreichten. Hier und zu Waſhington brachten ſie abermals zwei Monate zu, und kamen im Auguſt 1804 nach Europa zurück. Die reichen Sammlungen, welche ſie mitgebracht haben, ſind einzig in ihrer Art und von unſchätzbarem Werth; ſie enthalten allein 6300 Arten Pflanzen. — Die Beſchreibung dieſer Reiſe und ihrer wichtigen Reſultate liefert Humboldt in dem zu Paris, Hamburg und London ſeit 1810 erſcheinenden Prachtwerke: Voyage de Humboldt et Bonpland, gr. Fol., deſſen erſte Abtheilung der generellen Phyſik gewidmet iſt und den eigentlichen Reiſebericht enthält. Der erſte Theil dieſes Reiſeberichts iſt in den bis jetzt erſchienenen Lieferungen, welche auch den beſondern Titel führen: Vues des Cordillères et monuments des peuples de l'Amérique, und mit 50 bis 60 Kupfertafeln begleitet ſind, enthalten. Die zweite Abtheilung betrifft die Zoologie und vergleichende Anatomie, die dritte enthält einen politiſchen Verſuch über Neuſpanien, die vierte iſt der Aſtronomie, die fünfte der Mineralogie und dem Magnetismus, die ſechste endlich der Botanik gewidmet. Die ganze Reihe, welche aus 12 Bänden in Quart, 3 Bänden in Folio, 2 Sammlungen geographiſcher und 1 Sammlung pittoresker Zeichnungen beſtehen wird, nennt ein Kenner mit Recht „ein Rieſenwerk an innerm und äußerm Umfang und Gehalt, dem die neueſte Literatur Europa's nur wenige ähnliche an die Seite ſtellen kann." Humboldt hat ſeitdem in Paris mit H. Gay-Luſſac die Theorie von der Lage des magnetiſchen Äquators berichtigt und der Akademie der Wiſſenſchaften im J. 1817 ſeine Karte von dem merkwürdigen Laufe des Oronoko vorgelegt. — Er befindet ſich jetzt (Oct. 1818) in London und iſt, wie man verſichert, von den vier verbündeten hohen Mächten erſucht worden, ein Gutachten über die politiſchen Verhältniſſe der ſüdamerikaniſchen Völkerſchaften zu entwerfen.

Hume (David), als ſcharfſinniger Skeptiker und erſter claſſiſcher Geſchichtſchreiber der Engländer berühmt. Er ſtammte aus der vornehmen, aber nicht reichen Familie der Grafen Home oder Hume ab, war geboren zu Edinburgh in Schottland 1711 und verlor ſeinen Vater ſchon als Kind. Seine Mutter, eine ſehr gebildete

und zärtliche Frau, widmete ſich ſeiner Erziehung mit größter Sorgfalt. Er ſollte ſich nach dem Rathe ſeiner Verwandten der Jurisprudenz widmen; allein ein ſtärkerer Trieb zog ihn zur Philoſophie hin. Seine Vermögensumſtände und ſeine durch anhaltenden Fleiß geſchwächte Geſundheit nöthigten ihn jedoch, 1734 nach Briſtol zu gehen und die Handlung zu ergreifen. Als er ſich aber zu derſelben gar nicht geeignet fand, ging er nach Edinburgh zurück, und bald darauf nach Frankreich, um daſelbſt in ländlicher Einſamkeit unabhängig und mit der möglichſten Beſchränkung ſeiner Bedürfniſſe der wiſſenſchaftlichen Ausbildung ſeines Geiſtes einzig leben zu können. Dort ſchrieb er ſeine treffliche pſychologiſch-kritiſche Abhandlung über die menſchliche Natur, welche er nach ſeiner Rückkehr (1737) in London (1738—40, 3 Bde.) herausgab (deutſch von L. H. Jacob mit kritiſchen Verſuchen 1790—92). Wider ſein Erwarten erregte dieſelbe damals auch nicht die geringſte Aufmerkſamkeit. Sein dadurch gekränkter Ehrgeiz bewog ihn, in die Einſamkeit zu ſeinen Studien zurückzukehren. Er ſtudirte nun deſto eifriger die griechiſche Sprache, und ſchrieb ſeine Verſuche und Abhandlungen, wovon er zu Edinburgh 1742 den erſten Theil herausgab. In dieſen führte er mehrere politiſche und moraliſche Gegenſtände ſehr geiſtreich aus; weniger glücklich war er in Sachen des Geſchmacks, wozu ihm ein warmer Sinn für Poeſie und Kunſt fehlte. Dieſes Buch wurde beſſer aufgenommen. Von 1745 bis 1747 wurden ſeine Studien dadurch unterbrochen, daß er zuerſt Aufſeher des jungen Marquis von Annandola wurde, dann den General Saint Clair auf ſeinem Zuge an die franzöſiſche Küſte, und endlich auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Wien und Turin begleitete. Zu Turin arbeitete er den erſten Theil der obengenannten Abhandlung um, um beſonders durch einen vollendetern Styl die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſie zu ziehen. Dieſe Umarbeitung (1748, London, 8., deutſch überſetzt von Tennemann, nebſt einer Abhandlung über den philoſophiſchen Skepticismus von Reinhold. Jena, 1793, 8. und in mehrern Sprachen erſchienen) unter dem Titel: Unterſuchung über den menſchlichen Verſtand, erreichte aber dieſen Zweck eben ſo wenig, als eine zweite Ausgabe der Verſuche. Nach dem Tode ſeiner Mutter (1759) ging er nach Schottland und arbeitete dort auf dem Landhauſe ſeines Bruders unverdroſſen fort; ſchrieb auch daſelbſt den zweiten Theil der Verſuche, unter dem Titel: politiſche Reden, worin er vorzüglich über Handel und Geld tiefere Unterſuchungen anſtellte. Jetzt fingen erſt ſeine Schriften an, Aufmerkſamkeit zu erregen, vorzüglich da er mehrere Gegner fand, denen er aber nie antwortete. 1752 gab er zu Edinburgh jene Reden, und eine Unterſuchung über die Grundſätze der Moral heraus, welche er ſelbſt für die beſte unter allen ſeinen Schriften hielt. Er entwickelte darin das Princip des moraliſchen Sinnes genauer als ſeine Vorgänger. Die Stelle eines Aufſehers der Bibliothek der Advocaten in Edinburgh, welche, ohne großen äußern Vortheil, ihm Gelegenheit gab, die hiſtoriſche Literatur ſeiner Nation kennen zu lernen, wurde die zufällige Veranlaſſung, daß Hume Geſchichtſchreiber wurde. Er faßte den Plan, die engliſche Geſchichte ſeit der Thronbeſteigung des Hauſes Stuart zu ſchreiben, und dadurch zugleich dieſen nach ſeiner Anſicht ſehr entſtellten Theil der Geſchichte aufzuklären. 1754 gab er den erſten, 1756 den zweiten Theil dieſes Werks heraus, welches ihn

als philoſophiſchen Geſchichtſchreiber der neuern Zeit ſo berühmt gemacht hat. Es machte großes Aufſehn, aber die Unparteilichkeit, wornach er ſtrebte, brachte alle politiſchen Parteien in England gegen ihn auf. Überall hörte er Tadel. Mißmuthig doch raſtlos arbeitete er fort, gab zu London 1757 ſeine natürliche Geſchichte der Religion heraus, (von Reſewitz überſ. Quedlinb. 1780), eine Schrift, in welcher ſein religiöſer Skepticismus durch die Geſchichte ſehr fein entwickelt iſt, welche aber nur durch Hurts Gegenſchrift bekannter wurde, 1759 die Geſchichte des Hauſes Tudor, und 1761 ſein Werk über die frühern Perioden der engliſchen Geſchichte, welches er, ſchon kälter gegen das Urtheil des Publikums, in ſeiner literariſchen Muße zu Edinburgh in ſorgenfreieren Umſtänden ausarbeitete. (Seine hiſtoriſchen Werke ſind mehrmals, z. B. von Duſch, zuletzt von Timäus, ins Deutſche überſetzt worden.) Unerwartet bekam er noch in ſeinem funfzigſten Jahre vom Grafen von Hertford den Antrag und die wiederholte Einladung, ihn als Geſandtſchaftsſecretär nach Paris zu begleiten, nahm ihn endlich an, und wurde in Paris mit ſo ausgezeichneten Höflichkeitsbeweiſen und Ehrenbezeugungen überhäuft, daß er ſich denſelben nicht genug entziehen konnte. Doch gefiel ihm der Aufenthalt dort ſehr wohl. 1763 kehrte er nach England zurück, nachdem er ſeit dem Abgange des Grafen die Geſchäfte der Geſandtſchaft als Chargé d'affaires beſorgt hatte. Es iſt bekannt, daß er in Frankreich mit Rouſſeau in Verbindung trat, ihn bewog, mit nach England zu gehen, und dort eine Penſion für ihn auswirkte; aber es war vorauszuſehen, daß eine Verbindung zwiſchen dem Charakter des reizbaren und ſchwärmeriſchen Rouſſeau und dem ruhigen Skeptiker Hume, deſſen Zweifel wohl oft die Farbe des kalten Spottes trug, und der durch ſeinen gründlichen Scharfſinn überhaupt mehr abſtieß, als an ſich zog, nicht lange dauern konnte, und ſich auf unangenehme Weiſe endigen mußte. 1767 erhielt Hume die Stelle eines Unterſecretärs, 1769 verließ er die politiſchen Beſchäftigungen, kehrte nach Edinburgh mit einem noch größern Einkommen zurück, und lebte in ruhigem Genuſſe des Erworbenen und ſeines wachſenden Ruhmes noch im ſpäten Alter ganz den Wiſſenſchaften. Von 1775 an ſah er ſeinem Tode ruhig und heiter entgegen, verbeſſerte noch mehreres an ſeinen Schriften zum Behuf neuer Ausgaben und ſtarb mit der größten Heiterkeit im Jahr 1776 unverheirathet, und mit Hinterlaſſung eines anſehnlichen ſelbſterworbenen Vermögens. Er hat ſeine eigene Biographie kurz aufgeſetzt, welche 1777 zu London erſchien. Er ſelbſt ſchildert darin ſich als einen Mann von ſanfter, ruhiger Gemüthsart, vieler Selbſtbeherrſchung und Mäßigung, Offenheit und Geſelligkeit, mit herrſchender Begierde nach literariſchem Ruhm. Dieſer Charakter hatte eben ſowohl auf ſeine Philoſophie, als auf ſeine Art, die Geſchichte zu behandeln, großen Einfluß; überall war er unbefangener Beobachter und kalter Kritiker. In ſeinen ſcharfſinnigen und gründlichen philoſophiſchen Werken, namentlich in ſeinen Unterſuchungen über den menſchlichen Verſtand, welche ſeinen Skepticismus am vollkommenſten entwickeln, der auf die Lockiſche Erfahrungsanſicht gegründet war, machte er den erſten bedeutenden Angriff auf die neuere dogmatiſche Metaphyſik; ſie waren es daher, welche auch ſeines großen Nachfolgers, Kant, Geiſt zu ſeiner Kritik aufregten, und ſo einen neuen Charakter der Philoſophie durch alle gebildete Länder Europa's verbreiteten. Sie ſind auch, mit Ausnahme der erſt nach ſeinem Tode (1777)

erſchienenen Geſpräche über die natürliche Religion (deutſch von Schreiter, nebſt einem Geſpräche über den Atheismus von Platner 1781. Leipz.) in einer Sammlung: Essays and treatises on several subjects, London 1753, 4 Bde. 8., und mehrmals, deutſch von Piſtorius, Hamb. 1755—1756, erſchienen. Sein philoſophiſcher Skepticismus hatte aber wieder den größten Einfluß auf ſeine hiſtoriſchen Werke. Ruhe, Streben nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, feſter Zuſammenhang der Thatſachen und politiſcher Scharfſinn ſind ihre Hauptvorzüge, dagegen Mangel an Phantaſie und Wärme in der Schilderung der Begebenheiten und Charaktere, Fehler in der Anordnung ſeines Stoffes, Anhäufung von Reflexionen und einſeitige Vorliebe für die Schilderung der Könige, die vorzüglichſten Mängel derſelben. Seine Geſchichte der Regenten des Hauſes Stuart wird für den ausgezeichnetſten Theil derſelben gehalten, denn an dieſem Hauſe nimmt er den innigſten Antheil, und die Kritik dieſer Geſchichte hat ihm ſehr vieles zu verdanken. Weniger einheimiſch war er in der frühern Geſchichte. Doch hat gegen ſeine Unparteilichkeit der berühmte Fox, in ſeiner 1808 erſchienenen (deutſch von Soltau überſetzten [1810]) Geſchichte der frühern Regierungszeit Jacobs II. große Zweifel erhoben. Übrigens iſt Hume's Styl in beiden Gattungen gleich ernſt, beſtimmt, deutlich und von geſchmackvoller Correctheit. T.

Hummel (Johann Nepomuk), einer der größten jetzt lebenden Clavierſpieler und berühmter Componiſt, wurde am 14ten November 1778 zu Preßburg geboren. Schon im vierten Jahre erhielt er von ſeinem Vater Johann Hummel, der damals auf der Militärſtiftung zu Wartberg als Muſikmeiſter angeſtellt war, Unterricht auf der Violine, ohne beſondere Fortſchritte zu machen. Unverkennbar ſprach ſich aber ſein Talent aus, als er im folgenden Jahre im Singen und Clavierſpielen unterrichtet wurde. Neigung und Fleiß hatten ihn bald ſo weit gebracht, daß er bei Kirchenmuſiken auf dem Chore mit ſingen konnte, und auf dem Claviere hatte er nach Verlauf eines Jahres ſolche Fortſchritte gemacht, daß er unter den übrigen Zöglingen Vorſpieler ward. Als Kaiſer Joſeph zwei Jahre ſpäter die wartberger Stiftung aufhob, wählte Hummels Vater Wien zu ſeinem Aufenthaltsorte, wo er bei dem neu erbauten Schikanederſchen Theater als Orcheſterdirector angeſtellt wurde. Der ſiebenjährige Hummel zog durch ſeine, für dieſes Alter außerordentliche Kunſtfertigkeit die Aufmerkſamkeit der Muſikkenner auf ſich, und man kam dem Wunſche ſeines Vaters, den hoffnungsreichen Sohn dem großen Mozart vorzuſtellen, entgegen. Des unſterblichen Meiſters Abneigung vor dem Unterrichtgeben war bekannt, dennoch erbot er ſich, ſein Lehrer zu werden, unter der Bedingung, daß der Schüler ihm gänzlich übergeben werden und in ſeinem Hauſe wohnen müſſe. Zwei Jahre genoß er dieſen unſchätzbaren Unterricht; dann ging der jetzt neunjährige Hummel mit ſeinem Vater auf Reiſen, er beſuchte ganz Deutſchland, Dänemark, Schottland (wo er ſeine erſten Compoſitionen, Variationen fürs Pianoforte, ohne die Setzkunſt ſtudirt zu haben, in Druck gab), England und Holland. Überall ward er mit dem ausgezeichnetſten Beifall gehört; denn außer Mozart ſelbſt hatte es noch niemand in dieſem Alter zu ſolcher Meiſterſchaft gebracht. Nach ſechs Jahren kehrte er nach Wien zurück. Hier ſtudirte er erſt die Compoſition unter Albrechtsberger, welcher der Lehrer der meiſten neuern wiener Compo-

niſten war. Hierauf genoß er einige Jahre hindurch den in äſthetiſcher und dramatiſcher Hinſicht äußerſt lehrreichen Umgang und Unterricht Salieri's. Der Ordnung nach war damals Weigl der erſte, Süßmayer der zweite und Hummel der dritte Schüler Salieri's. 1803 erhielt er auf Haydns beſondere Empfehlung einen Ruf nach Stuttgart, allein die Unterhandlungen wurden wieder abgebrochen. Bald darauf, als der Fürſt Nicolaus Eſterhazy von London und Paris zurückkam, boten dieſer Fürſt und der damalige Director der k. k. Hoftheater, Baron von Braun, Hummel zu gleicher Zeit Dienſte an. Hummel zog die fürſtlichen Dienſte vor. Da der kunſtſinnige Fürſt Kirchenmuſik beſonders liebte, ſo fand Hummel eine gute Gelegenheit, ſich auch in dieſem Fache mit vielem Glück zu verſuchen. Gleich ſeine erſte Meſſe erhielt den ganzen Beifall Haydns. Als ſpäterhin eine Geſellſchaft Cavaliere die k. k. Hoftheater übernahm, und Fürſt Eſterhazy ſich an die Spitze derſelben ſtellte, fand Hummel Gelegenheit, mehreres mit Glück fürs Theater zu ſchreiben. 1811 verließ er die fürſtlichen Dienſte und privatiſirte in Wien, wo er ſich durch ſeinen Unterricht eine großes Verdienſt um die kunſtliebende Hauptſtadt erwarb, indem er eine bedeutende Anzahl der vorzüglichſten Clavierſpieler beiderlei Geſchlechts bildete. Von Zeit zu Zeit machte er kleine Reiſen; noch im Jahre 1816 beſuchte er Berlin, Leipzig u. ſ. w., und wurde allenthalben als einer der erſten Clavierſpieler, der mit einer außerordentlichen Fertigkeit einen ſeelenvollen Vortrag verbindet, anerkannt und bewundert. Seit dem October 1816 ſteht er als Capellmeiſter in königlich würtembergiſchen Dienſten. Außer vielen Variationen, Sinfonien, Fugen, Sonaten, Trio's, Rondo's, Phantaſien, Romanzen, Liedern, Potpouris, einer großen Anzahl Kirchenmuſiken und allen Gattungen von Tanzmuſik hat er folgende größere Werke componirt: Helène et Paris, Ballet; das belebte Gemählde, Ballet; Sappho von Mitylene, Ballet; Lob der Freundſchaft, Cantate mit Chören; Diana e Endimione, italieniſche Cantate; Le Vicende d'Amore, Opera buffa, in 2 Akten; Mathilde, Oper in 3 Akten; das Haus iſt zu verkaufen, Oper in einem Akt; die Eſelshaut, Feenſpiel mit Geſang und Tänzen; die Rückfahrt des Kaiſers, Oper in einem Akt; der Zauberring und der Zauberkampf, beides Pantomimen.

Humor. Humoriſtiſch. Nicht leicht ſind über einen Gegenſtand Erklärungen und Urtheile verſchiedener ausgefallen, als über den Humor und das Humoriſtiſche. Der Grund davon dürfte weniger in der allzugroßen Schwierigkeit, als in der Nichtbeachtung deſſen liegen, daß es hiebei eines dreimal veränderten Standpunktes bedürfe. Man gebraucht den Ausdruck Humor nämlich in einer dreifachen Bedeutung, in der phyſiologiſchen, pſychologiſchen und äſthetiſchen, und es wird nie gelingen, hier zum reinen Verſtändniß zu gelangen, wenn man dieſe Bedeutungen nicht gehörig unterſcheidet. Bekanntlich heißt das lateiniſche Wort Humor Feuchtigkeit; die gangbare Bedeutung aber iſt Laune, Aufgelegt-, Aufgeräumtſeyn u. ſ. w. Man ſieht leicht, daß die letztere Bedeutung die pſychologiſche, die erſte die phyſiologiſche iſt, und daß beide auf irgend eine Weiſe zuſammenhängen müſſen. Um dieſen Zuſammenhang zu erklären, müſſen wir bis auf Hippocrates und Galen zurückgehen. Als dieſe berühmten Ärzte ihre Syſteme entwarfen, waren Phyſik und Chemie, im Zurückgehen von dem Zuſammengeſetzten auf das Einfache, bis auf vier Elemente gekommen,

Feuer, Waſſer, Luft und Erde. Aus dieſen vier Elementen hatten ſchon ſehr alte Phyſiker eben ſo viele Ureigenſchaften der Dinge abgeleitet, aus dem Feuer die Wärme, aus dem Waſſer die Kälte, aus der Luft die Feuchtigkeit, aus der Erde die Trockenheit, und aus dieſen vier Ureigenſchaften aller Dinge erklärte man alle phyſiſchen Verſchiedenheiten derſelben, wofern dieſe eben *vierfach* waren, z. B. die Tags- und Jahreszeiten, die vier Himmelsgegenden, die vier Hauptwinde, die vier Stufen des menſchlichen Alters. In dem menſchlichen Körper nahm man aber vier Hauptſäfte oder Feuchtigkeiten (humores) an, *Blut*, *Schleim*, *ſchwarze* und *gelbe Galle*; und dieſe vier Hauptſäfte wurden auf die vier Ureigenſchaften aller Dinge zurückgeführt, und durch beide der Grund auch von geiſtigen Verſchiedenheiten der Menſchen erklärt. Übergewicht von Blut bewirkte im Körper warme Feuchtigkeit, von Schleim kalte Trockenheit, von gelber Galle trockne Wärme, von ſchwarzer Galle kalte Trockenheit. Hieraus leitete man nun die vier *Temperamente* ab, deren Theorie Galen vornehmlich ausbildete. Da die Schule der arabiſchen Ärzte des Mittelalters ſich auf ihn gründete, ſo pflanzte ſich ſeine Lehre durch Avicenna, Averoes u. A. fort, und dauerte bis ins 17te Jahrhundert. Die Benennungen der Temperamente weiſen noch darauf zurück, denn wir finden in ihnen jene vier Humores wieder, im ſanguiniſchen das Blut vom lateiniſchen Sanguis, im phlegmatiſchen den Schleim, vom griechiſchen Worte Phlegma, d. i. Schleim. Choleriſch kommt her von dem griechiſchen Worte Cholera, d. i. gelbe Galle; melancholiſch von den griechiſchen Wörtern Melána Chole, d. i. ſchwarze Galle. Man ſieht, welche wichtige Rolle nach dieſer Theorie die Feuchtigkeiten in der menſchlichen Organiſation ſpielten. Indem Galen auch bei der Heilkunſt eine vorzügliche Rückſicht auf dieſe vier Humors nahm, ward er Vater der *Humoralpathologie*, d. i. jener Krankheitslehre, welche, um die Geneſung zu bewirken, auf Verbeſſerung der Säfte ausgeht. Durch Boerhave und Gaubius kam ſie in neuerer Zeit, jedoch mit andern Modificationen indem dieſe für jede Krankheit eine beſondre *Schärfe* annahmen, wieder in Flor. Genug aber, um zu zeigen, wie der phyſiologiſche Humor ſich nach jener, Jahrhunderte lang geltenden, Theorie als wirkliche Feuchtigkeit zu erkennen gibt, und angenommen, daß die Sache, wenn auch nicht ganz, doch nur auf ähnliche Art ſich ſo verhalte, wie dieſer Humor auch auf die Äußerungen der Seele einen mächtigen Einfluß haben müſſe. Wenigſtens kann es jetzt nicht befremdend ſeyn, von einem pſychologiſchen Humor zu hören, und es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß der Ausdruck hier metaphoriſch genommen ſey. Die Franzoſen haben in dieſem Sinne das Wort *humeur*, die Engländer *humour*. Den Engländern ſagt man nach, daß ſie beſonders im humour ſich auszeichnen, und wirklich iſt vornehmlich durch Schriftſteller dieſer Nation der Ausdruck Humor und humoriſtiſch in Gebrauch und Umlauf gekommen. Einer ihrer berühmten Schauſpieldichter, der ſelbſt in zwei Luſtſpielen den Humour zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung gewählt hat, *Ben Johnſon*, gibt uns in einem derſelben (*Every Man out of his Humour*) die beſte Erklärung dieſes metaphoriſchen Ausdrucks. Er ſagt: „Humor, im phyſiſchen Verſtande genommen, beſteht aus Luft und Waſſer, und hat die Eigenſchaften der Näſſe und Flüſſigkeit. Gieße Waſſer auf den Boden hin, es wird ihn naß machen und fließen. Eben ſo fließt

auch die Luft, wenn man ſie durch ein Horn oder Trompete zwingt, augenblicklich hinweg, und läßt eine Art von Thau zurück. Hieraus ziehe ich den Schluß: dasjenige, was feucht und flüſſig iſt, und folglich keine Conſiſtenz hat, iſt Humor. Das Choleriſche, das Melancholiſche, das Phlegma im menſchlichen Körper werden alſo genannt, und ſo kann man durch eine Metapher auch der menſchlichen Seele Humor beilegen. Wenn z. B. eine beſondre Eigenſchaft einen Menſchen ſo beherrſcht, daß ſie alle ſeine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeiſter in ihrem Fluſſe einen und denſelben Weg zu nehmen zwingt." *Leſſing* war der Erſte, der das Wort Humor in dieſem Sinne durch *Laune* überſetzte, erklärte aber nachher (*Hamb. Dramaturgie*, Nr. 2, 308, Anm.), ſehr Unrecht daran gethan zu haben, „denn," ſagt er, „ich glaube es unwiderſprechlich beweiſen zu können, daß Humor und Laune ganz verſchiedene, ja in gewiſſem Verſtande ganz entgegengeſetzte Dinge ſind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor iſt, außer dieſem einzigen Falle, nie Laune." Daß Leſſing hierin Recht gehabt, wird der Artikel *Laune* zeigen, aus welchem ſich ergeben wird, daß Humor und Laune zwar in pſychologiſcher, nicht aber in äſthetiſcher Bedeutung ſich entſprechen. Dort werden wir finden, daß Laune zu Humor nur durch den *Launigen* wird. Bei dieſem finden wir jene Stimmung der Seele, jene eigene Wendung der Einbildungskraft, durch welche die Ideen aus der gewöhnlichen Sphäre herausgehen, und unter einem hervorſtechenderen, ſeltſameren originellen Charakter erſcheinen. Der Geiſt erhebt ſich über das Übliche, ſetzt die eingeführten Regeln hintenan, treibt ſeinen Scherz mit ihnen, freut ſich ſeiner Unabhängigkeit. Mit Wohlgefallen und Leichtigkeit entwiſcht ihm der eben ſo aufrichtige als offene Ausdruck einer ihn hinreißenden Empfindung oder Idee in der individuellſten Tonart, womit ſie ihn ergriffen, und in der Überraſchung, welche dieſe Freimüthigkeit, dieſe Sorgloſigkeit und Sonderbarkeit hervorbringt, liegt kein geringer Reiz. Hier wird alſo die Laune zu Humor, und wir würden einen ſolchen Charakter, wo wir ihn dargeſtellt fänden, für einen humoriſtiſchen erklären müſſen. Wie aber, auch die Darſtellung? Hier liegt es! Als man die Unterordnung der Laune unter das Lächerliche machte, dachte man bloß an humoriſtiſche Charaktere, nicht an humoriſtiſche Darſtellung und humoriſtiſche Dichter. Wie aber dieſe letztern vorzugsweiſe *Humoriſten* genannt werden, ſo ſollte, dies iſt Leſſings Meinung, der äſthetiſche Humor auch vorzugsweiſe den Namen des Humors behalten, und nicht, wie im Pſychologiſchen, mit der bloßen Laune verwechſelt werden. Daß dies keine willkürliche Foderung ſey, ſieht man ſchon daraus, weil der pſychologiſche Humor nur in Einem Falle ſich zugleich als äſthetiſchen zeigt, noch mehr aber daraus, weil, wie aus jenem folgt, der äſthetiſche ungleich mannichfaltiger iſt. Man nehme das erſte beſte wahrhaft humoriſtiſche Werk zur Hand, und man wird ſich leicht überzeugen, daß nicht bloß das Beluſtigende, das Lächerliche, das Sonderbare, ſondern auch das Ernſte, das Wehmüthige, das Erhabene, ja das Feierliche ſelbſt in demſelben uns begegnen. Es muß alſo wohl etwas anders ſeyn, als die bloße Ausführung der Laune, der durch ſie beſtimmten Charaktere, und ſelbſt launiger Einfälle und launiger Ausfälle, was ſolche Werke zu humoriſtiſchen macht. Daß es *eine eigene Art der Darſtellung* ſey, leuchtet jedem eben ſo bald ein, als daß in dieſer Art der Darſtellung der Grund liege, warum man bei ihr ſo ſehr an die Urſachen und Erſcheinungen

des pſychologiſchen Humors erinnert wird, daß man kein Bedenken getragen hat, ſie mit demſelben Namen zu bezeichnen. Wie in aller Welt aber, ſo muß man fragen, kommt ein Dichter dazu, der mit der kühnſten Imagination den lebhafteſten Witz, Tiefe des Geiſtes, Zartheit des Gefühls, ſo viel Vernunft und Wahrheitsſinn vereinigt, — denn dieſes alles, und mehr noch findet man in echten Humoriſten, — auf eine in Stoff und Ausdruck ſo ſonderbare und ungewöhnliche Weiſe darzuſtellen, daß ſeine Darſtellung und er ſelbſt faſt thöricht ſcheinen? Man hat oft genug geſagt, und Garve ſagt es auch, daß dies nichts als Folge des, ſolchen Dichtern inwohnenden, pſychologiſchen Humors ſey, daß ſie in dieſer Stimmung ſeltſame und außerordentliche Gedanken und Einfälle hervorbringen, Träume eines Wachenden, der aber ein vorzüglicher Kopf iſt, Ideen, welche durch ihre Abweichung von den Ideen anderer Menſchen in Verwunderung ſetzen, und daß dieſe Ideen und Bilder, wie ſie ſich wider Willen dem Dichter aufdrangen, ohne ſein Zuthun von ſelbſt ihren Fortgang, auf eine nicht minder ſonderbare und ſeltſame Weiſe, nehmen. Der poetiſche Humor ſoll alſo eben ſo unbewußt und unwillkührlich ſeyn, als der pſychologiſche. Aber, bemerkt Jean Paul Richter mit Recht, würde jener nicht von freier Abſicht erzeugt, ſo konnte er nicht den Vater unter dem Schaffen ſo gut äſthetiſch erfreuen, als den Leſer; und eine ſolche geborne Anomalie müßte gerade alle vernünftigen Menſchen für Humoriſten nehmen, und wäre der wahnſinnigſte Schiffspatron des Narrenſchiffs ſelber, das er commandirte. Iſt nun aber die humoriſtiſche Darſtellung eine mit freier Abſicht erzeugte, ſo muß man um ſo mehr fragen, ob bloß Grille, oder, wie bei den andern Arten äſthetiſcher Darſtellung, ein nothwendiger Grund den Dichter beſtimmte. Läßt man ſich nur von den vielen hier herrſchenden falſchen Anſichten nicht irre leiten, und hält nicht das Zufällige für das Weſentliche, ſo wird man hierüber nicht in Zweifel bleiben. Wie überall, ſo wird auch hier die Darſtellung durch des Dichters Weltanſchauung bedingt; und wenn wir nun auf dieſe eine achtſame Rückſicht nehmen, ſo finden wir den Humoriſten in der Mitte zwiſchen dem Komiker und Satiriker. Beide ſtellen dar die, aus nicht befolgter objectiver Norm der Vernunft, verſcherzte Selbſteinigkeit des Menſchen. Zweierlei Gattungen von Menſchen verſcherzen ſie, die Narren und die Schurken. Beide haben die Verkehrtheit mit einander gemein, nur daß ſie bei dieſen abſichtlich bewußt iſt, während jene ſich feſt einbilden, durchaus nicht verkehrt zu ſeyn. Dort liegt der Fehler in der Geſinnung und dem Willen, hier in dem Verſtand, und das macht die einen verabſcheuungswerth, die andern nur lächerlich. Jene ſind darum ein Gegenſtand für den Satiriker, dieſe für den Komiker, deren Darſtellung, wie an ſeinem Orte gezeigt werden ſoll, hiedurch beſtimmt wird. Der Humoriſt, wie geſagt, ſteht zwiſchen beiden, nähert ſich aber mehr dem reinen Komiker durch ſeine Dispoſition, auch da noch lächeln zu können, wo Andre das Geſicht in düſtre Falten ziehen. Der wahre Humoriſt, der nichts ohne Menſchenliebe iſt, ſieht die menſchliche Natur als eine eigene Miſchung guter und ſchlimmer Eigenſchaften an, und im Ganzen mehr Schwachheit als Verbrechen, mehr Thorheit als Laſter. Er führt alle, auch die moraliſche, Verkehrtheit auf ein falſches Urtheil zurück, mit dem Unterſchied aber vom Komiker, daß er ſelbſt ſich mit allem anſcheinenden Ernſt unter die falſch Urtheilenden ſtellt, und zu der Claſſe zu gehören ſcheint (daher die humoriſtiſche Subjectivität,

die Rolle eines parodiſchen Ichs, wie Jean Paul ſagt), während der reine Komiker, auch wo er, ohne ins Didactiſche überzugehen, nur das Factum darlegt, doch leicht als außerhalb der Claſſe befindlich erkannt wird. Wie ſehr auch von der Hoheit überzeugt, zu welcher die menſchliche Natur ſich ſteigern läßt, hat der Humoriſt doch das befangene Menſchengeſchlecht, wenigſtens ſeinem jetzigen Zuſtande nach, losgeſprochen von der alle Freuden des irdiſchen Daſeyns raubenden Mühe, einen Gipfel zu erklimmen, den wir kaum mehr zu finden wiſſen, weil Wiſſenſchaften, Politik, Erziehung, Druck der Verhältniſſe und a. m. ſchon am Fuße des Berges einen ſo dichten Verhau gemacht haben, daß oft auch der muthigſte Wille und die kühnſte Kraft ihn nicht durchbrechen können. Es gibt für den Humor, wie Jean Paul ſagt, keine einzelne Thorheit, keine Thoren, ſondern nur Thorheit und eine tolle Welt. Darum findet er die Menſchen weder lächerlich noch abſcheulich, ſondern bedauernswerth, woraus ſich jene milde Empfindſamkeit erklärt, welche dem Humoriſten vor andern eigen iſt, und durch welche ſeine Stimmung bald bis zum weichen Elegiſchen herab, bald bis zum erhabenen Pathos hinaufſteigt, jenes, wenn er die Lage des Menſchengeſchlechts, dieſes, wenn er die Gegenſtände bedenkt, welche die Rolle des Schickſals in der Welt übernommen haben. Bemächtigt ſich der Gedanke an beide zugleich ſeiner Seele, ſo entſteht jene Luſtigkeit, welche mit Thränen im Auge lacht, mit zitternder Stimme ſcherzt, und, gleichſam als wollte ſie den Schmerz betäuben, eine Ausgelaſſenheit affectirt, in welcher der lebhafteſte Witz ſarkaſtiſch lauter barocke Behauptungen ausſtrömt. Er erniedrigt, wie Jean Paul bemerkt, das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu ſetzen, und ſo beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich iſt und Nichts. Dieſe Stimmung, welche den Humoriſten von ſeiner ernſten und erhabenen Seite zeigt, — denn er hat wie Janus ein Doppelgeſicht, — darf aber nicht die vorherrſchende ſeyn, weil er ſonſt nur verwunden würde, da er doch, menſchenliebend wie er iſt, vielmehr heilen, und aus der Entzweiung die Harmonie wieder herſtellen will. Darum kehrt er weniger ſein Geſicht mit dem Ausdruck des erhabenen Ernſtes nach dem Menſchen hin, als das andere voll milden Lächelns. Sein Streben iſt dahin gerichtet, die Menſchen in eine mildere Religion zu führen, wo ſie, zwar nicht frei von den Stürmen und Dünſten, doch einen milden Himmel ſehen und des Sonnenſcheins ſich freuen, Himmel und Erde zugleich genießen können. Welche Mittel ihm dabei zu Gebote ſtehen? „On voit sortir des traits d'une morale douce et sublime, et des aperçus profonds sur le coeur, dont il démêle les plus délicats mouvemens. E puis il parait si disposé au bonheur! il le trouve si facilement. Quel plaisir on goûte dans cet abandon de son ame, dans cet innocent libertinage de son imagination, sur-tout dans ce sentiment de bonté, d'indulgence,, de bienveillance universelle qui l'attache à tous les hommes.“ Da ſind ſie beiſammen, dieſe Mittel, wie ſie Suard in einer ſeiner Charakteriſtiken Sterne's verzeichnet hat. Wer ſagt ſich nun aber nicht ſelbſt, daß alles dies von weſentlichen Folgen für die Darſtellung ſeyn werde? Der Styl, das Colorit des Humoriſten können nicht weniger eigenthümlich ſeyn, als ſeine Weltanſchauung; dieſe wird ſich in jenen ſpiegeln. Die humoriſtiſche Schönheit wird daher kaum eine andere ſeyn können, als eine unregelmäßige, wobei

der Willkühr der Laune oder des kleinen eigenſinnigen Geiſtes Capriccio, wie Wieland ihn nennt, ungleich mehr Einfluß verſtattet ſeyn wird, als in Werken von regelmäßiger Schönheit der Fall ſeyn kann und darf. Gebräche es hier nicht an Zeit und Raum, ſo ließe ſich an den Darſtellungen eines Sterne, Hippel, Jean Paul u. A. (wir nennen hier viele nicht, weil ſie bloß komiſche, ſatiriſche, witzige, launige Schriftſteller ſind, aber keine humoriſtiſchen,) ausführlicher zeigen, worin dieſe Schönheit beſtehe und wie ſie entſtehe, vielleicht auch, wie man ſie verfehle. Hieraus würde man ſehen, daß humoriſtiſche Werke etwas Lyriſches an ſich haben, und daß die durchſcheinende, mehr oder weniger liebenswürdige, Subjectivität des Dichters keinen geringen Antheil an dem Vergnügen habe, welches ſie gewähren. Brauchts nun der Erinnerung, daß der Humor nicht zum Spleen werden dürfe? Daß der Humoriſt auch im Ton, in den Wendungen, Ausdrücken, dem ganzen Colorit alles vermeiden müſſe, was an dieſen böſen Dämon erinnert? Die feinſten Bemerkungen über humoriſtiſche Darſtellungsweiſe findet man bei Jean Paul (Vorſchule der Äſthetik), dem Erſten, welcher auch den epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen Humor unterſchied. Dieſer ſelbſt vorzügliche Humoriſt erklärt Humour für das romantiſch Komiſche, das umgekehrte Erhabene, worin das Endliche auf das Unendliche, der Verſtand auf die Idee angewandt wird, und gibt vier Beſtandtheile deſſelben an: humoriſtiſche Totalität (wo nicht das Einzelne, ſondern das Endliche durch den Contraſt mit der Idee, vernichtet wird), die vernichtende oder unendliche Idee, die humoriſtiſche Subjectivität und humoriſtiſche Sinnlichkeit. Der weitern Ausführung bedarf es nicht; man ſuche ſie bei ihm ſelbſt. Sollte man auch Bedenken tragen, ſeine Theorie unbedingt zu unterſchreiben, ſo wird man doch des Wahren und Tiefen hier mehr als ſonſt irgendwo finden. dd.

Humoral, was auf die Flüſſigkeiten Bezug hat; daher Humoralpathologie, in der Medicin, die Lehre von den Krankheiten, in ſo fern die Urſachen derſelben in Veränderungen der Flüſſigkeiten oder in Abweichungen der Säfte des Körpers von ihrer naturgemäßen Menge und Beſchaffenheit geſetzt werden. (S. Humor.) Ihr wird die Solidarpathologie entgegengeſetzt, welche die Urſachen der Krankheiten bloß in Abweichungen der feſten Theile des Körpers und deren Verrichtungen ſuchte. Die Anſichten der ſogenannten Humoralpathologen waren jedoch ſelbſt verſchieden, nach dem jedesmaligen Stande ihrer Kenntniſſe von der Natur und dem menſchlichen Körper insbeſondere. (S. Arzneikunde, Medicin, Hoffmann, Stahl u. A.) So einſeitig, irrig und zum Theil grob mechaniſch die Vorſtellungen waren, die ſich die Stifter und Anhänger der Humoralpathologie meiſt von der Beſchaffenheit der Säfte, ihrer Verderbniß und dem Antheil, den ſie an der Entſtehung der Krankheiten hatten, machten, ſo hatten ſie doch eine dunkle Ahndung der Wahrheit, welche ſie nur auf einem falſchen Wege zu erreichen ſuchten. Sie irrten, aber die Solidarpathologen irrten eben ſo ſehr, wenn ſie die Säfte des Körpers von allem Antheil an der Entſtehung der Krankheiten ausſchloſſen. Die jetzige geläuterte Pathologie verwirft die gemäßigte Humoralpathologie nicht, indem die flüſſigen, ſo wie die feſten Theile zum Ganzen unſers Organismus gehören, und beide von einander unzertrennlich ſind, ſo daß die Abweichung der

feſten Theile in ihrer Function augenblicklich auch Abänderung der Säfte zur Folge haben muß. (S. Pathologie.) H.

Hundsrück, waldiges Gebirge von mittelmäßiger Höhe in der preußiſchen Provinz Niederrhein, in den Regierungsbezirken Coblenz und Trier, zieht ſich von Morgen gegen Abend, zwiſchen den Flüſſen Nahe, Rhein und Moſel. Es iſt größtentheils mit großen dichten Waldungen bedeckt, wovon der Sohnwald (bekannt durch die Räuberbande des Schinderhannes) und der Hochwald die ausgedehnteſten ſind. Im Kreiſe Simmern, in der Gegend von Gemünden iſt die höchſte Höhe des Gebirges, deſſen Abzweigungen ſich längs des Rheins und der Moſel hinziehen, und das enge Bette dieſer Flüſſe und die vielen Krümmungen derſelben verurſachen. Die Abdachung des Gebirges nach dem Rhein und nach der Moſel bildet kleine Ebenen, die mit Schluchten und Thälern, von vielen Bächen ausgehölt und Höhen unterbrochen ſind. Die Dörfer ſind durchgängig an oder auf die Höhen gebaut, und von Obſtbäumen umgeben, die ſchlechtes Obſt tragen. Der Boden des Hundsrückens iſt nicht überall gleich. Da wo ſich die Ebenen den Flüſſen zuneigen, wird treffliche Winterfrucht gezogen. In dem höhern ſteinigern Boden gedeiht Gerſte und Hafer, vorzüglich aber trefflicher Flachs und Hanf. Der Flachs wird an Güte ſelbſt dem rigaiſchen und ſchleſiſchen gleich geſchätzt, und daher in Brabant ſehr geſucht. Seit einigen Jahren wird viel Klee um des Saamens willen gezogen, der ſtark nach England durch kreutznacher Handelshäuſer verſandt wird. Die großen Wälder enthalten viel Wild, und die kleinen Bäche ſind reich an Krebſen und Forellen. Das Vieh iſt durchgängig klein, das Fleiſch aber vorzüglich wohlſchmeckend. Der Hundsrücker iſt, wie alle Gebirgsbewohner, ſtolz auf ſein rauhes Land, und kehrt gern aus der Fremde wieder zurück nach ſeiner Heimath. Einige ſchreiben Hunsrück und leiten dieſe Meinung daher, weil Kaiſer Gratian eine Colonie Hunnen in dieſe Gegend verſetzt haben ſolle, oder weil nach der Niederlage Attila's bei Chalons ein Reſt von Hunnen ſich in dieſe Gebirgsgegend geflüchtet habe.

Hundstage nennen wir die Zeit vom 24. Juli bis zum 28ſten Auguſt, weil während derſelben der Hundsſtern (Sirius) zugleich mit der Sonne aufgeht. Man ſchrieb ſonſt dieſem Geſtirn und ſeiner Vereinigung mit der Sonne die Hitze zu, die gewöhnlich in dieſem Zeitraum am drückendſten iſt.

Hundswuth, eine meiſt bei den Hunden, auch bei Katzen, Wölfen u. a. m. (doch wahrſcheinlich bei dieſen ſeltener) vorkommende ſpecifiſche Krankheit, welche auf folgende Art ſich äußert: In der erſten Periode verliert der Hund ſeine ſonſtige Freundlichkeit und Geſelligkeit, trauert, ſucht die Einſamkeit, verſäumt das Eſſen, oder läßt es gar ſtehen, will nicht ſaufen, gehorcht ſeinem Herrn nicht, kennt ihn wohl gar nicht mehr, oder wedelt nur mit dem Schwanze, wenn er ihn ſieht, läßt ſich zwar noch von ihm ſtreicheln, auch wohl auf den Arm, mit zur Jagd oder zu andern Geſchäften nehmen, iſt aber dabei doch immer träg und mürriſch, beißt um ſich, wenn er nur ein wenig gereizt wird, iſt ſtille, verkriecht ſich an dunkle Orte, ohne zu ſchlafen, und läßt ſich ohne Murren nicht leicht anlocken. Seine Augen werden trübe oder ſtierend, er läßt die Ohren und den Schwanz hängen, und wirft ſich oft haſtig auf alles hin, was ihm aufſtößt oder dargeboten wird. Sobald man ſolche Zeichen an dem Hunde gewahr wird, iſt die Krankheit ſchon im Entſtehen, und ſie geht in einigen

Tagen, zuweilen aber ſchon nach 12 bis 24 Stunden in die wirkliche Wuth oder die zweite Periode über. In dieſer wachſen alle vorherigen Zufälle ſchnell an; das Thier ſchäumt vor dem Maule, das beſtändig offen ſteht, es läßt die bleifarbige Zunge heraushängen, die Augen ſehen roth, feurig, die Haare ſträuben ſich und ſtehen empor, das Thier knirſcht mit den Zähnen, hat eine heiſere Stimme, ohne zu bellen, ſucht immer zu flüchten, und läuft wild ohne beſtimmtes Ziel oft in krummen Linien, ohne ſich aufhalten zu laſſen, umher. Geſunde Hunde fliehen vor einem ſolchen, bellen ihn nicht einmal an, verfolgen ihn nicht, ſondern ſchmeicheln ihm eher ganz furchtſam. Alles, was ihm begegnet, fällt er an, wenn er es erblickt und erlangen kann, ſchnappt und beißt nach allem, ohne zu bellen. Er wirft ſich zu Boden, ſteht ſchwach wieder auf, ſchäumt immer mehr, bekommt Zuckungen und fällt plötzlich todt nieder. Dieſe Periode kann 3 bis 4 Tage dauern. Die Krankheit iſt eine von den ſpecifiſchen, deren eigene Natur noch nicht entdeckt iſt; ſie iſt tödtlich, und erzeugt im Körper des kranken Hundes ein Gift, wodurch ſie ſich ſowohl auf andere Thiere, als auf Menſchen fortpflanzt. Der Name Wuth iſt für die Krankheit nicht ganz paſſend, da die Wuth oder Tollheit nur ein einzelnes Symptom derſelben iſt, das nicht einmal jedesmal vorhanden iſt, indem manche Hunde nur die ſogenannte ſtille Wuth bekommen und plötzlich abſterben. Unter die veranlaſſenden Urſachen rechnet man beſonders große und anhaltende Kälte, große Hitze, ſchnelle Abwechslung von Hitze und Kälte, wenn z. B. die Hunde unter dem heißen Ofen liegen und dann wieder plötzlich in die Kälte kommen, wenn ſie zu vieles, beſonders verdorbenes Fleiſch freſſen, den Geſchlechtstrieb nicht befriedigen können. Die am gewiſſeſten wirkende Urſache iſt die Anſteckung durch den Biß eines andern an dieſer Krankheit leidenden Thieres. Ob bloß der Speichel des wüthenden Thieres die Krankheit errege, oder ob ſelbſt das Belecken von demſelben, der Genuß des Fleiſches und der Milch (z. B. von Kühen, welche gebiſſen worden ſind) dies vermöge, darüber ſind zwar die Meinungen getheilt, allein der Vorſicht gemäß iſt es, auch jene Anſteckungsart anzunehmen und Maßregeln dagegen zu ergreifen. Schon wenn ſich die Zeichen der erſten Periode bei dem Hund einſtellen, muß man die äußerſte Vorſicht gebrauchen. Ein ſolcher Hund muß entweder ſogleich getödtet, oder doch ſehr ſorgfältig verwahrt werden; denn ſchon von dieſem iſt der Biß giftig und vermag die ſchreckliche Krankheit zu erregen. S. den Artikel Waſſerſcheu.

H.

Hunger, das Gefühl des Bedürfniſſes der Nahrung. Wenn der Magen die Speiſen und Getränke, die er enthielt, verdaut und fortgeſchafft hat, ſo iſt die eigenthümliche Nervenkraft deſſelben erſchöpft, und es bedarf einiger Zeit, ehe ſich dieſelbe wieder ſammelt. Dieſe Zeit iſt um ſo kürzer, je geſünder, jünger, kräftiger und thätiger der Menſch iſt. Sobald ſich die Nervenkraft des Magens wieder geſammelt hat, wächſt die Lebensthätigkeit deſſelben wieder und verlangt ihr Object. Dieſes Verlangen fühlen wir, und nennen es im anfangenden Grade Eßluſt, Appetit. Wird dieſer nicht befriedigt, ſo entſteht der Hunger, der ſchon ungeſtümer in ſeinen Foderungen wird, und endlich, wenn auch dieſe nicht befriedigt werden, in Heißhunger übergeht. Der Appetit iſt ein nicht unangenehmes Gefühl, der Hunger hingegen iſt läſtig und wird wegen der immer höher ſteigenden Empfindlichkeit der Magennerven immer peinlicher. Bei man-

chen Menſchen, welche ſchon ohnedies krankhaft empfindliche Magennerven haben, wird ſchon die erſte Regung des Appetits zu ſeinem unangenehmen Gefühle und wenn ſie nicht ſogleich befriedigt wird, zum angreifenden Schmerze in der Magengegend, den man Gähhunger nennt, und welcher, wenn er nicht geſtillt wird, plötzliche Schwäche bis zur Ohnmacht verurſacht. Wird der Hunger gar nicht befriedigt, ſo entſteht hieraus ein fürchterlicher krankhafter Zuſtand im Körper und ein elender Tod. Das Blut nimmt bei längerer Dauer des Hungers wegen Mangels an Erſatz der verlornen nahrhaften Stoffe eine ganz abweichende, ſcharfe, und aufgelöſ'te Beſchaffenheit an, daher entſteht gänzliche Abmagerung des Körpers und Schwäche, Blutfluß aus allen Theilen deſſelben, heftige Reizung des Nervenſyſtems, wozu die aufs höchſte geſtiegene Empfindlichkeit der Magennerven, die ſich endlich über das ganze Unterleibsnervenſyſtem verbreitet, noch mehr beiträgt und woraus Schmerzhaftigkeit des ganzen Körpers, Schlafloſigkeit, Zuckungen und Convulſionen, Wahnſinn bis zur Raſerei erfolgen, bis endlich der wohlthätige Tod der ſchrecklichen Scene ein Ende macht. H.

Hunnen, ein nordaſiatiſches, vielleicht zu den Finnen gehöriges Stammvolk, das nomadiſch an China's Gränzen wohnte. Erſt mit der Regierung des Me-te, eines Sohnes des Teu-Man, gegen deſſen Einbrüche die Chineſen 209 vor Chr. Geb. die große Mauer erbauten, tritt die Geſchichte der Hunnen aus dem Dunkel hervor. (S. De Guignes Histoire des Huns.) Ein mächtiges Volk, nicht ganz ohne Cultur, herrſchten ſie über die Mongolei und den größten Theil Nordaſiens, bis an das caſpiſche Meer und die Gränzen Tibets, und waren lange gefährliche Nachbarn der Chineſen. Nachdem aber innere Unruhen ihre Macht geſchwächt hatten, gewannen die Chineſen eine, wiewohl zweifelhafte und oft unterbrochene Oberherrſchaft über ſie, und machten ihrem nördlichen Reiche ſchon im Jahre 93, ihrem ſüdlichen aber im 5ten Jahrhundert ein Ende. Nach dem Untergange des alten Hunnenreiches im Norden zog ein Theil dieſes Volks nach Yuen-pan zu den Quellen des Jaiks, unfern der Wohnungen der Baſchkiren. Das Land ward in der Folge Tangu oder Großhungarien genannt. Allein ſchon zu den Zeiten Auguſts wohnten nach dem Zeugniß der römiſchen Geographen Hunnen am caſpiſchen Meere. Die neuen Ankömmlinge hatten gegen Südweſt die Alanen, und näherten ſich den Gränzen der Römer. Während ſie ſich nach Norden und Süden ausbreiteten, blieben ſie im Oſten durch Kriege mit den Chineſen in Verbindung. Als aber die To-pa oder So-ten, die anfangs am Amurfluſſe wohnten und ſich im Weſten von China verbreiteten, zu Anfang des 4ten Jahrhunderts die Sienpi aus ihren Beſitzungen trieben, drängten dieſe wieder die Hunnen nach Weſten dem caſpiſchen Meere und Pontus Euxinus zu. Nach einem blutigen Kampfe mit den Alanen vereinigten ſie ſich mit denſelben, um über den Pontus Euxinus zu gehen und die Gothen anzugreifen (376), wodurch der Anfang zu der großen Völkerwanderung gemacht wurde. Mit ihnen kamen viele von ihnen überwundene Nationen; ſie unterwarfen ſich alle an der Nordſeite der Donau wohnenden Völkerſchaften. Mit den Römern kriegten ſie bald, bald dienten ſie hordenweiſe unter ihren Fahnen. Ruas zwang den Römern einen Tribut ab. Ihm folgten 433 ſeine Neffen Bleda und Attila, des Mandras (Münzuks) Söhne. Dieſe richteten ihre Waffen gegen die Deutſchen und Sarmaten. Bleda ſtarb, aber Attila ſetzte ſeine Eroberungen

fort, und ſtiftete eins der ausgedehnteſten Reiche, das die Geſchichte kennt. (S. Attila.) Mit ſeinem Tode zerfiel das Reich; aber noch lange wohnten hunniſche Horden an der nördlichen Donau und am Palus Mäotis, bis endlich Volk und Name verſchwinden.

Hunt, unter den brittiſchen Demagogen der unverſchämteſte Volksredner, und daher ſelbſt bei ſeiner Partei mehr verrufen als geachtet. Er hat ſich durch den Cynismus ſeiner Ausfälle auf die Miniſter, die königliche Familie und das im Jahr 1818 aufgehobene Parlament, vorzüglich ſeit 1816 bemerkbar gemacht. Die Pöbelverſammlung in Spafields zu London wählte ihn, um eine Bittſchrift dem Prinzen Regenten zu überreichen, die er aber nur dem Miniſter übergeben konnte. Seitdem reiſ't er von Stadt zu Stadt, um das Volk, oft nur den niedrigſten Pöbel, zu verſammeln und durch ſeine plumpe Beredſamkeit zu beluſtigen. Da ſeine Frechheit etwas Originelles hat, ſo fehlt es ihm nicht an Anhängern. Er erkühnte ſich daher im Jahre 1818, unter den Candidaten für das Unterhaus bei der Weſtminſterwahl neben Romilly und Maxwell mit aufzutreten, wo er Lärm genug machte, aber auch die bitterſten Bemerkungen über ſich anhören mußte, und ſogar Prügel bekam. Da ihm kaum 80 Wähler ihre Stimmen gaben, ſo erklärte er am Schluß der Wahl mit naivem Trotze: Er wiſſe nun, daß es außer ihm doch noch achtzig brave Männer in Weſtminſter gäbe. Hunt iſt unter den brittiſchen Volksrednern, was der Zahnarzt unter den Ärzten.

Hunter. Dieſer Name gehört zwei in der Geſchichte der Arzneikunſt berühmten Brüdern an. 1. William Hunter, geb. in Kilbridge in der Grafſchaft Lanerk in England 1718, bildete ſich ſchon früh zu einem der größten Anatomen, Wundarzt und Geburtshelfer, und ſtarb nach mehrern ehrenvollen Anſtellungen als Leibarzt der Königin von England 1783. Mit einem hohen Grade von Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt begabt, machte er mehrere für die Naturkunde des Menſchen ſehr wichtige Entdeckungen, z. B. über die Umbeugung des Uterus und die angebornen Leiſtenbrüche ꝛc. Eben ſo eifrig beſchäftigte er ſich mit andern Zweigen der Naturgeſchichte und ſammelte von ſeiner Jugend an ein ſehr reichhaltiges Naturaliencabinet; ſo wie er auch ein ſchätzbares Münzcabinet beſaß, welches C. Combe beſchrieben hat. Mit jenen Eigenſchaften verband er eine große Kenntniß der alten Literatur, und dadurch ſcheint er auch in den Stand geſetzt worden zu ſeyn, ſich als Lehrer und mediciniſchen Schriftſteller auszuzeichnen. In ſeinen Schriften wird Beſtimmtheit, vielſeitige, ſcharfſinnige Beobachtung und ausgebreitete Gelehrſamkeit vorzüglich gerühmt. Hieher gehört ſein Hauptwerk: Anatomy of the human gravid uterus, Lond. 1775, Fol., auch lateiniſch; und eine Reihe von Abhandlungen und Aufſätzen in den Philosophical Transactions der mediciniſchen Geſellſchaft in London. 2. John Hunter, der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1728, ſtudirte unter ſeines Bruders Anleitung in London Anatomie und Chirurgie, und zeichnete ſich nachher ebenfalls als einen großen practiſchen Wundarzt aus, ſo daß er endlich 1789 Generalwundarzt und Oberaufſeher über die engliſche Armee wurde, und als ſolcher 1793 ſtarb. Er iſt jedoch nicht bloß als practiſcher Arzt, ſondern auch durch ſeine geiſtreichen und glücklichen Naturforſchungen, ſelbſt im Auslande berühmt, welche er in mehrern Werken, z. B. in der Natural history of the human teeth. 1771. 4. Suppl. 1778. 4. (deutſch, Leipz. 1780, 8. 2 Thle. mit Kupf.); On the

venereal disease, 1786. 4. (deutſch Leipz. 1787, 8. mit Kupf.); A treatise on the blood, inflammation and gun-shot wounds, Lond. 1794, 4. (deutſch von C. B. G. Hebenſtreit, Leipz. 1797, 2 Bde. 8. mit Kupf. nebſt ſeinem Leben) und in mehreren, auch in deutſchen Journalen überſetzten Abhandlungen mittheilte. Auch beſaß er ein ſehr ſeltenes anatomiſches Muſeum, und wendete ſeine beträchtlichen Einkünfte mit vielem Eifer auf Sammlungen von merkwürdigen Naturalien und Verſuche in der Naturkunde.

Huronen, eine nordamerikaniſche Völkerſchaft, welche vormals zahlreich war und auf der Oſtſeite des Huronenſees wohnte, wurde aber 1650 von den Irokeſen vertrieben, und wohnt jetzt im Südweſten des Erieſees. Die ſogenannten fünf Nationen (die fünf mohakiſchen Nationen, auch Irokeſen genannt) nennen die Huronen Väter, ohne Zweifel daher, weil ſie von den Huronen abſtammen. Die Huronen, welche jetzt bis auf 700 Krieger herabgekommen ſind, gehören zu den gebildetſten der freien Nordindianer, wohnen in ordentlich gezimmerten Häuſern, halten Pferde, Rindvieh und Schweine, und bauen Getraide zum Verkauf. Ein ganzes Dorf derſelben hat jetzt die chriſtliche Religion angenommen. Zuweilen begreift man unter dem Namen Huronen auch die Irokeſen, welche aber ein beſonderes Volk bilden. (S. dieſen Artikel.)

Huſaren, urſprünglich der Name der ungariſchen Reiterei, welchen ſie 1458 erhielt, als Mathias I. den Prälaten und Edelleuten des Reichs befahl, ſich mit ihren Reitern in ſeinem Lager einzufinden. Damals mußte von 20 Häuſern ein Mann geſtellt werden; und ſo entſtand aus den ungariſchen Worten Husz zwanzig und ar die Löhnung, der Name Huszar, Huſar. Später wurde dieſe leichte Reiterei von den übrigen europäiſchen Mächten in Bewaffnung und Kleidung nachgeahmt. (S. den Art. Cavallerie.)

Huß, Huſſiten. (Johannes Huß), geb. den 6ten Juli 1373 zu Huſſinecz bei Prachaticz in Böhmen, daher er ſich Huß oder Joh. von Huſſinecz nannte, ging, von ſeinem Grundherrn und andern Gönnern unterſtützt, 1389 auf die Univerſität nach Prag, wo er bald durch Fleiß und gute Sitten ausgezeichnet war, als Famulus eines Profeſſors Zugang zu deſſen Bibliothek, und dadurch Gelegenheit bekam, ſich eine in jenem Zeitalter vorzügliche theologiſche Bildung zu erwerben. 1396 wurde er Magiſter, und fing 1398 an, öffentlich theologiſche und philoſophiſche Vorleſungen zu halten. Der Umſtand, daß ihm 1402 das zufolge einer Privatſtiftung beſtehende Amt als böhmiſcher Prediger an der Bethlehemscapelle zu Prag übertragen ward, begründete ſeinen Einfluß auf das Volk, das ſeine populären Predigten mit nicht geringerem Beifall hörte, als die Studenten, und da ihn die Königin Sophia bald darauf zu ihrem Beichtvater machte, gewann er auch Eingang bei Hofe. Um dieſe Zeit wurden ihm entweder durch ſeinen Freund Hieronymus oder durch einige Engländer, welche ſich in Böhmen die Verbreitung der Grundſätze Wiklefs angelegen ſeyn ließen, deſſen Schriften bekannt. Bei ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit der Bibel fühlte er bald die Wahrheit, mit welcher dieſer kühne Reformator die Mißbräuche der Hierarchie rügte, und wurde nun der eifrigſte Herold einer Reform, welche der ausgearteten Kirche die Einfachheit und Reinheit des ſchriftmäßigen Chriſtenthums wiedergeben ſollte. Seine Freimüthigkeit blieb nicht unbemerkt, und da er in

den häufigen Fehden der deutſchen Akademiker mit den böhmiſchen ſich der letztern thätig annahm, hatte er es bald mit einer mächtigen Gegenpartei zu thun. Die Sachſen, Bayern und Polen behaupteten damals unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Deutſchen in Prag das Vorrecht, bei akademiſchen Wahlen drei Stimmen abgeben zu dürfen, dagegen die Böhmen nur eine hatten. Der Stiftungsbrief der Univerſität, worin Carl IV. das Muſter der pariſer angenommen hatte, deutete aber das umgekehrte Verhältniß der Stimmen an, und Huß ſetzte es zufolge deſſen beim König Wenzel durch, daß durch eine Reform den 13ten Octbr. 1409 den Böhmen drei und den Ausländern nur eine Stimme zugeſprochen wurde. Dies machte den Zwiſt, der bisher nur ein Disput der philoſophiſchen Schulen des Realismus, wozu ſich Huß, und des Nominalismus, wozu die meiſten Deutſchen ſich bekannten, geweſen war, zur Sache der Nationen. Bei 5000 ausländiſche Profeſſoren und Studenten verließen Prag, und gaben den Univerſitäten zu Leipzig, Erfurt, Ingolſtadt, Roſtock und Cracau theils ihr Entſtehen, theils neuen Flor; ein Verluſt, den Prag, und Huß ſelbſt, obwohl nun Rector, empfinden mußte. Zwar konnte er in Böhmen jetzt noch nicht angegriffen werden; das große Schisma hatte die Blößen der Hierarchie aufgedeckt; Böhmen erkannte Benedict XIII. gar nicht, und ſeit 1409 auch Gregor XII. nicht mehr an, Adel und Volk waren durch einige helle Köpfe, die als Vorläufer der Huſſiſchen Lehre galten, gegen die willkührlichen Satzungen des Papſtthums eingenommen, und an freiere Urtheile gewöhnt, Wenzels lockre Regierung begünſtigte den antipapiſtiſchen Geiſt Vieler im Volk aus politiſchen Gründen, und aus Neigung den allgemein geachteten Huß. Dieſer durfte daher die verwilderten Sitten der Prieſter und Laien öffentlich rügen und wider den Ablaß predigen, mit dem der Papſt damals in Böhmen Handel treiben ließ; er ſagte nichts neues, wenn er Seelenmeſſen, Bilderdienſt, Mönchsleben, Ohrenbeichte, Faſten u. dgl. für Erfindungen des geiſtlichen Despotismus und Aberglaubens, und die Vorenthaltung des Kelchs beim Abendmahle für ſchriftwidrig erklärte. Der neue Papſt Alexander V. citirte ihn endlich nach Rom, und da er ſich nicht ſtellte, übernahm der Erzbiſchof von Prag, Sbynko, die unmittelbare Verfolgung des Lehrers der Wahrheit. An 200 Bände Wikleſitiſcher Schriften wurden 1410 im erzbiſchöflichen Palaſte verbrannt und das böhmiſche Predigen in der Bethlehemscapelle verboten. Huß gehorchte aber weder dieſem Verbote noch der neuen Citation des Papſtes Johann XXIII., ſondern appellirte, da ſeine Abgeſandten zu Rom verhaftet wurden, an ein allgemeines Concilium. Als der Papſt den Kreuzzug wider Ladislaw von Neapel auch in Böhmen predigen ließ, erklärte er ſich aufs heftigſte dagegen, und ſein Freund Hieronymus erlaubte ſich Gewaltſchritte, die der Papſt auf Huſſens Rechnung ſchrieb und ihn mit dem Kirchenbann und Prag mit dem Interdict belegte, ſo lange Huß darin wäre. Dieſer ging daher, mißtrauiſch gegen den Schutz des ſchwachen Königs, zu dem Grundherrn ſeines Geburtsortes, Nicolaus, nach Huſſinecz. Hier und in mehrern Gegenden des bechiner Kreiſes predigte er mit vielem Beifall im Freien, und ſchrieb die merkwürdigen Bücher von den 6 Irrthümern und von der Kirche, worin er die Verwandlung der Hoſtie, den Glauben an Papſt und Heilige, die Kraft der Abſolution eines laſterhaften Prieſters, die unbedingte Obedienz ge-

gen irdiſche Obere, und die herrſchende Simonie aufs ſtärkſte beſtreitet, und die heil. Schrift zur alleinigen Richterin in Glaubensſachen macht. Der Beifall, den dieſe Lehren bei Adel und Volk fanden, vermehrte Huſſens Anhang beträchtlich, und weil ihm nichts mehr am Herzen lag, als die Verbreitung der Wahrheit, folgte er der Einladung des coſtnitzer Conciliums mit Freuden, um ſeinen Glauben vor den Theologen aller Nationen zu vertheidigen. Den Grafen Chlum und zwei andere Böhmen von Adel gab ihm Wenzel zur Bedeckung mit, Siegmunds kaiſerlicher Geleitsbrief verbürgte ſeine perſönliche Sicherheit, und Johann XXIII. verſprach ihm nach ſeiner Ankunft zu Coſtnitz den 4ten Novbr. 1414 daſſelbe. Gleichwohl wurde er ſchon den 28ſten Novbr. bei einem Privatverhöre vor einigen Cardinälen verhaftet, und blieb, trotz der mehrmaligen ſtarken Proteſtationen der böhmiſchen und mähriſchen Großen, im Verhaft und, obwohl krank, ohne Anwald. Beim öffentlichen Verhör am 5ten Juni 1415 überſchrien die Väter des Conciliums ſeine Vertheidigungsrede mit tumultuariſchen Schmähungen; in den Verhören am 7ten und 8ten Juni durfte er ſich zwar im Beiſeyn des Kaiſers ausführlich verantworten, allein da auf ſeine Gründe gar nicht geachtet, und ein unbedingter Widerruf von Ketzereien, die er gelehrt und nicht gelehrt habe, von ihm gefodert wurde, Huß aber feſt auf ſeinem Glauben blieb, ſo konnte das letzte Verhör den 6ten Juli 1415 keinen andern Erfolg haben, als ſein einmal beſchloſſenes Todesurtheil. Hier hatte Huß noch den Muth, den Kaiſer an ſein ſicheres Geleit zu erinnern, und Siegmund konnte ſich dabei einer flüchtigen Schamröthe nicht erwehren; doch die Erbitterung gegen einen Mann, der es gewagt hatte, die Wahrheit zu ſagen, war zu groß, als daß es noch eine Rettung für ihn gegeben hätte. Er wurde, ohne eines Irrthums überführt oder aus der heil. Schrift widerlegt zu ſeyn, noch an demſelben Tage lebendig verbrannt und ſeine Aſche in den Rhein geſtreut. Als man ihn auf dem Wege zum Scheiterhaufen an einem Platze, wo ſeine Schriften verbrannt wurden, vorüber führte, lächelte er, und verſchied unter den freudigſten Gebeten. Seine Feinde ſprechen mit Bewunderung von ſeiner unbeſcholtenen Tugend im Leben und ſeiner Standhaftigkeit im Tode. Sein gemäßigter, frommer Sinn würde die ſchreckliche Rache nicht gebilligt haben, die ſeine böhmiſchen Anhänger nun in einem der blutigſten Kriege für ſeinen Tod an Kaiſer, Reich und Klerus nahmen. Die Anordnungen und Bannflüche des Conciliums wurden in Böhmen verlacht, und ſtatt die neue Lehre vernichten zu können, wurde das Autodafe, deſſen man ſich zu Coſtnitz als einer Heldenthat rühmte, die Looſung zum Verein einer Menge aus allen Ständen in Böhmen, die ſich nach ihrem Lehrer Huſſiten nannten. Wenzel mußte ihnen 1417 zur Feier des Abendmahls in beiderlei Geſtalt mehrere Kirchen einräumen, und da ihre Anzahl mit jedem Tage wuchs, gab es bald viele unter ihnen, die mehr als Freiheit der Religionsübung wollten. Das zweideutige und immer feige Benehmen dieſes Königs († den 13ten Auguſt 1419) und die inquiſitoriſchen Gewaltthätigkeiten des Cardinal-Legaten, Joh. Dominico, entzündeten die Flamme des Aufruhrs. Die Anſprüche des verhaßten Kaiſers Siegmund auf die erledigte Krone konnten ſie nicht löſchen. Immer auf Ausrottung der Ketzer hinarbeitend, treulos in Verträgen, und weder mit ſeinen Armeen der Tapferkeit der Huſſiten, noch dem Genie ihrer Feldherren gewachſen, mußte er einer

15jährigen Anarchie des ererbten Königreichs zuſehen. Den erſten Schritt zur Revolution thaten die Huſſiten durch eine blutige Rache an den Catholiſchen; die Klöſter, deren es in Böhmen mehrere und prächtigere als irgendwo gab, wurden geplündert und eingeäſchert, die Kirchen der Catholiken abgebrannt, die Prieſter und Mönche ermordet. Johann Ziska von Trocznow, ein böhmiſcher Ritter, führte ſie an, bildete aus den ihm zuſtrömenden Haufen ein wohlberittenes, geübtes und in ſeiner Wagenburg unüberwindliches Kriegsheer, und erbaute zum Waffenplatz und Stützpunkt deſſelben auf einem durch Huſſens Feldpredigten geheiligten und von der Natur feſten Berg im Bechiner Kreiſe die verſchanzte Stadt Tabor. Unter ihm commandirte Huſſens älteſter Freund, Nicolaus von Huſſinecz, bekannt durch den Muth, mit dem er ſich ſchon 1417 an die Spitze der Huſſiten geſtellt und den abtrünnig gewordenen Ulrich von Roſenberg ſammt ſeinem kaiſerlichen Heere 1420 von Tabor zurückgeſchlagen. Er widerſprach zuerſt aus warmem Patriotismus dem Plane der Prager, einen fremden Fürſten zum Könige zu wählen, ſtarb aber zu früh für Böhmens Wohl den 25ſten Dec. 1420, mit dem Ruhme, mehr ein Vertheidiger des Huſſitiſchen Glaubens, als ein Verfolger der Catholiſchen geweſen zu ſeyn. In dieſer Verfolgung war Ziska der eifrigſte und grauſamſte, und nicht ohne Bedeutung führte er den Titel: Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten, wie ſich die Huſſiten unter ſeinen Fahnen nach ihrer Feſtung nannten. Denn die Stärke ſeines Heeres und ſeine Siege über die Kaiſerlichen gaben ihm ein Uebergewicht in den böhmiſchen Angelegenheiten, das dem Protectorat nahe kam. Als daher, weil das Morden, Sengen und Brennen ſeines Heeres und der kleinen Haufen, die unter der Ägide des Religionskrieges auf Beute gingen, immer weiter um ſich griff, die gemäßigter denkenden Huſſiten vom Adel und der prager Bürgerſchaft, denen es zunächſt um den Kelch im Abendmahle (daher Calixtiner oder Prager) und um die Ruhe des Reichs zu thun war, erſt dem König Wladislaw von Polen, dann dem Großfürſten Vitold von Litthauen, und endlich deſſen Neffen, Koributt, die böhmiſche Krone antrugen, verweigerte Ziska mit den Taboriten ſeine Zuſtimmung, und der Unterſchied dieſer Parteien, der ſich ſchon in der Verſchiedenheit ihrer Foderungen an eine kirchliche Reform gezeigt hatte, wurde nun zur wirklichen Trennung. Nichts war der Sache der Huſſiten gefährlicher, als die Vervielfältigung der Secten und Factionen in Böhmen, jede handelte ſeit 1421 allein, und nur gegen den gemeinſchaftlichen Feind vereinigten ſie ſich, um, ſobald er vertrieben war, einander wieder zu befehden. Ziska, vor Raby zwar gänzlich erblindet, aber gegen einen dreifachen Feind, gegen die Kaiſerlichen, die er in der Hauptſchlacht bei Deutſchbrod 1422 und fortwährend in kleinen Gefechten ſchlug, gegen den Adel, der bei ſeinen Räubereien unermeßlich verlor, ohne ihnen ein Ziel ſetzen zu können, und gegen die Prager, die ihre Stadt nur durch den harten aber bald gebrochenen Frieden den 14ten Sept. 1424 vom Untergange retteten, immer gleich ſiegreich, ſtarb den 12ten Oct. dieſes Jahres an der Peſt. Mit ſeinem Tode zerfiel die furchtbare Maſſe, die nur ſein Feldherrntalent und Glück zuſammengehalten hatte, in mehrere Parteien. Die Mehrzahl der Taboriten nahm den von Ziska empfohlnen Andreas Procopius, der, früher zum geiſtlichen Stande beſtimmt, der Geſchorne (Holy,

raſus) hieß, zum Feldherrn. Koribut, ſeit 1422 ein Schattenkönig der Prager, war, ob er gleich den Buſſo von Vitzthum mit dem ſtärkſten Heere, das Sachſen jemals aufgebracht, den 16ten Juni 1426 bei Außig geſchlagen, doch dieſen durch Verwilderung und Raubſucht fürchterlichen Parteien der Huſſiten nicht gewachſen und mußte 1427 der Krone entſagen. Dafür zeigte ſich nun Procop ſeines Vorgängers würdig. Die entſcheidenden Siege, die er im Juli 1427 und den 14ten Auguſt 1431 bei Mieß und Tachau über die den Huſſiten an Maſſe weit überlegenen Kreuzheere der deutſchen Reichsvölker gewann, machten die huſſitiſchen Waffen nicht weniger furchtbar, als die verwüſtenden Streifzüge, welche die einzelnen Parteien ſeit Anfang des Krieges faſt in jedem Jahre bis 1432 nach den benachbarten Ländern unternommen hatten. Öſterreich, Franken, beſonders aber Sachſen und die dem Papſte noch ergebenen böhmiſchen Länder, Lauſitz und Schleſien, wurden ein Schauplatz der empörendſten Gräuelthaten und Räubereien. Alles ſehnte ſich daher nach Ruhe, und da die deutſchen Waffen nichts gegen die Huſſiten ausrichteten, ſah die basler Kirchenverſammlung ſich genöthigt, durch Siegmund, der unter dem böhmiſchen Adel und den Pragern immer einen Anhang behalten hatte, Unterhandlungen mit dieſen Ketzern anzuknüpfen, und ſo kam es den 20ſten November 1433 zu einem Vergleiche (prager Compactaten), der aber nicht von allen Parteien angenommen wurde. Den Feindſeligkeiten, welche darüber aufs neue entſtanden, machte ein vollſtändiger Sieg der Calixtiner und Catholiſchen unter Meinhard von Neuhaus bei Böhmiſchbrod den 30ſten Mai 1434 ein Ende. Die nun herrſchenden Calixtiner nahmen in Verbindung mit den catholiſchen Ständen den Kaiſer Siegmund zum König an, welcher die nach den Wünſchen der Calixtiner vom Concilium etwas gemilderten Compactaten den 5ten Juli 1436 zu Iglau beſchwor, aber ſeinem Verſprechen wiederum untreu den 9ten Dec. 1437 ſtarb, ohne Böhmen vollkommen beruhigt zu haben. Die ſehr geſchwächten Taboriten konnten ihre Sache nur noch in Landtagsunterhandlungen und theologiſchen Streitſchriften fortführen, wobei zwar ihr Glaubensbekenntniß eine Reinheit und Ausbildung gewann, die es den Confeſſionen der Proteſtanten des 16ten Jahrhunderts in vielen Stücken ähnlich machte, aber ihre Religionsfreiheit immer mehr litt, bis ſie ſich in die 1457 aus ihrer Mitte entſtandenen und unter den härteſten Verfolgungen durch ihre Standhaftigkeit und Sittenreinheit ehrwürdige böhmiſch-mähriſche Brüdergemeinde verloren. S. Böhmiſche Brüder. E.

Huſten, beſteht aus einer tiefen Einathmung, auf welche ſogleich eine ſchnelle und ſtarke Ausſtoßung der Luft erfolgt, wobei wegen der zugleich verengerten Stimmritze des Kehlkopfes ein beträchtliches Geräuſch entſteht. Jeder fremdartige Stoff, welcher die mit eigenthümlicher Empfindlichkeit begabte Haut der Luftröhre berührt, erregt die ſtärkere Gegenwirkung derſelben, um jenen läſtigen Reiz wegzuſchaffen. Die zum Athmen gehörigen Organe haben ihr eigenthümliches Leben, welches theils von ihrem Bau, theils von der ſpecifiſchen Stimmung ihres Nervenſyſtems abhängt. Nur die atmoſphäriſche Luft iſt ihrem Leben befreundet, jeder andere Stoff iſt ihnen fremd, feindlich und beleidigend. Daher erregt ſchon ein Tropfen Waſſer, der in die Luftröhre ſchlüpft, einen heftigen Huſten, wodurch ſich die Natur des ihr läſtigen fremden Körpers entledigen

will. Das plötzliche Ausſtoßen der Luft aus den Lungen wird durch die ſchnelle und heftige Zuſammenziehung des Zwerchfells und der Bruſt- und Rippenmuskeln, ſelbſt auch durch die krampfhafte ſchnelle Verengerung der Luftröhrenzweige bewirkt. Der fremdartige Reiz, welcher zunächſt die Nerven des Luftröhrenkopfes und der Luftröhre verletzt, wirkt durch die Verbindung der Nervengeflechte zugleich auf jene benachbarten Theile und zwingt ſie zur Mitleidenheit. In die Haut des Kehlkopfs verbreitet ſich nämlich der obere und untere Kehlkopfnerv, beides Zweige der Stimmnerven. Andere Zweige derſelben umgeben die Luftröhre und deren Äſte ſo zahlreich in der Nähe der Lungen, daß ſie ein vorderes und hinteres Nervennetz um dieſelben bilden, deren Veräſtelungen die Luftröhrenzweige tief in die Subſtanz der Lungen hinein begleiten, ihrer innern Fläche einen hohen Grad von Empfindlichkeit und das Vermögen, ſich mittelſt ihrer zarten Muskelfäſerchen zuſammenzuziehen, mittheilen. Die nämlichen Stimmnerven gehen weiter herunter bis zum Zwerchfell, und verſehen dieſes mit mehreren Äſten, welche ſich in ihm ausbreiten. Die letzten Zweige des Stimmnerven gehen durch das Zwerchfell zu dem Magen, und bilden um denſelben bedeutende Nervennetze. Wird der Huſten von äußern, in den Kehlkopf oder in die Luftröhre eingedrungenen Reizen erzeugt, z. B. durch Speiſe oder Getränk (beim ſogenannten Verſchlucken, durch das Einathmen von Rauch, Staub, ſcharfen Dünſten u. dgl.) ſo hört er wieder auf, ſobald der fremde Körper entfernt iſt; er wird aber eine anhaltende Krankheit, wenn das eigenthümliche Leben der Reſpirationsorgane in dem Grade geſtört, die Empfindlichkeit derſelben, beſonders der innern, den Kehlkopf, die Luftröhre und deren Zweige umkleidenden Haut, ſo erhöht wird, daß ſelbſt die ihr befreundete atmoſphäriſche Luft bei dem Einathmen, der von den Schleimbälgen, die in großer Menge in der Haut des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihren Äſten verbreitet ſind, abgeſonderte Schleim einen zu heftig wirkenden Reiz verurſachen und den Huſten erregen. Am öfterſten kommen die in dieſe Claſſe fallenden Krankheiten in der Form von Catarrh, Lungenentzündung und Seitenſtechen, Bluthuſten und Lungenſuchten vor. Der Catarrh, welcher auch im gemeinen Leben oft ausſchließlich unter dem Namen Huſten begriffen wird, weil dieſer ſein vorzügliches und oft einziges Symptom iſt, wodurch er ſich äußert, beſteht in einer gelinden Entzündung der Schleimhaut der Luftröhre mit erhöheter Empfindlichkeit dieſer Theile und vermehrter Schleimabſonderung. Gemeiniglich hält man dieſe Krankheit für unbedeutend, zumal wenn kein allgemeiner Fieberzuſtand damit verbunden iſt, und oft ſogar beobachtet man weder eine paſſende Diät, noch braucht man die angemeſſenen Heilmittel dagegen. Allein jeder über 14 Tage oder 3 Wochen dauernde Huſten iſt verdächtig; jeder Catarrh, wenn er vernachläſſigt wird, kann in Lungenentzündung übergehen, wenn z. B. durch erhitzende Getränke der entzündliche Zuſtand höher geſteigert wird, oder kann Veranlaſſung zu Knoten und Geſchwüren in den Lungen, und zu nachfolgender Lungenſucht werden. Auch ſolche Reizungen, welche zwar nicht unmittelbar auf die Reſpirationswege wirken, aber ſie doch mittelbar durch den oben erwähnten Zuſammenhang der Nerven, afficiren, können Huſten erregen. So iſt ein in der Subſtanz der Lungen verſteckter und verſchloſſener Eiterſack, Waſſeranhäufung in der Bruſt u. ſ. w. oft mit Huſten begleitet; ſelbſt ſcharfe und reizende Stoffe im Magen, z. B. ſcharfe Galle, Säure, alkaliſche

ſcharfe Unreinigkeiten können, zumal wenn die Empfindlichkeit der Luftwege ſchon erhöht iſt, durch die Mitleidenſchaft der Theile Huſten erregen, daher der ſogenannte Magenhuſten unter den erfoderlichen Bedingungen nicht unter die leeren Einbildungen gehört. H.

Hut. Die Kopfbedeckung, der wir dieſen Namen geben, unterſcheidet ſich von der Mütze oder Kappe hauptſächlich durch ihre Form. Ein ſteifes Kopfſtück, und ein daſſelbe rings umgebender Schirm, der vor 30 Jahren dreieckig aufgekrempt wurde, ſind die weſentlichen Theile eines Hutes. Die Mütze dagegen hat ein ſchlaffes Kopfſtück, und entweder gar keinen Schirm, oder dieſen nur vorn. Der neuere Schako zeichnet ſich durch die beſondere Form des Kopfſtücks und den ſehr kurzen Schirm aus. Der Stoff, aus dem die Kopfbedeckung beſteht, gibt ihr keinesweges den Namen. Wie die Hüte gewöhnlich von Filz ſind, ſo ſind es auch die Schako's und oft auch die Mützen. Dagegen tragen Frauenzimmer Hüte von Stroh, von Spänen, von Fiſchbein, von Seiden- und anderm Zeuge. Gewöhnlich glaubt man, daß die Alten unſere Hüte, wenigſtens die von Filz, nicht gekannt hätten. Allein es kommen Spuren wahrer Hüte ſchon bei den älteſten Griechen, unter andern im Heſiodus vor. Die Römer trugen Hüte von gewebter dichter Wolle, oder von grobem Tuche. Jedoch ſcheint die Kunſt, die Wolle zu einem eigentlichen Filz zu verarbeiten, erſt im Mittelalter aufgekommen und erſt gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts vervollkommnet zu ſeyn. Gegenwärtig nimmt man theils Schaf- und Lämmerwolle, theils Haſen- und Kaninchenhaare, theils die Haare von Bibern, angoriſchen Ziegen und Lama's. Die letzteren geben die feinſten Hüte. Es iſt aber nothwendig, daß die Haare und die Wolle vorher ſortirt, auf einer Horde mit Stöcken geſchlagen und aufgelockert und darauf kartetſcht werden. Dann vermiſcht man die verſchiedenen Arten der Haare und Wolle ſo mit einander, als es die Güte und Feinheit des Hutes fodert. Die feinſten werden aus zarter Lämmerwolle mit Biberhaaren bereitet. Sie müſſen nun von neuem aufgelockert und auf dem Fachtiſch, der einer Horde gleicht, mit einer ſchwingenden Saite, oder dem ſogenannten Fachbogen geſchlagen und in Maſſen zuſammengebracht werden, die man die Fache nennt. Dieſe werden hierauf mit Stücken Pappe oder Leder zuſammengedrückt und auf der kupfernen Filzplatte, die durch einen kleinen Ofen erhitzt wird, unter öfterem Benetzen mit Waſſer gefilzt, oder in ein Ganzes vereinigt. Darauf kommt der Filz in die Walke. Es wird nämlich in einem Keſſel Waſſer, entweder mit Eſſig oder mit verdünnter Schwefelſäure vermiſcht, aufs Feuer geſetzt, und darin der Filz gekocht. Dann kommt er noch naß auf die Form, wo nun der Filz ſeine Hutgeſtalt annimmt, mit Bimsſtein und einer Fiſchhaut abgerieben und dann gefärbt wird. Gewöhnlich macht man die ſchwarze Farbe aus Blauholz, Galläpfeln und Kupferwaſſer. Iſt der Hut gefärbt und getrocknet, ſo muß er mit Hauſenblaſe, arabiſchem Gummi oder Hornſpänen geſteift werden. Endlich legt man die letzte Hand an den Hut, indem man ihm mit verſchiedenen Bürſten und dem warmen Bügeleiſen ſeinen nöthigen Glanz gibt. — Strohhüte werden am feinſten und ſchönſten in Toskana gearbeitet, doch hat man es auch in England, beſonders in Betfordſhire, in dieſer Manufactur ſehr weit gebracht. Man läßt das Stroh vorher von Schwefeldämpfen durchziehen, wodurch es die nöthige Weiße erhält.

Dann ſpaltet man die Halme vermittelſt eines hineingeſteckten Drahtes, erweicht darauf die geſpaltenen Halme im Waſſer und läßt ſie von Kindern in Bänder zuſammenflechten, die zuletzt zuſammengenäht werden. Um auch von Spänen recht feine Hüte zu machen, hat vor zehn Jahren ein gewiſſer Thomas in London eine eigene Maſchine erfunden, die nicht allein die Späne zu Bändern webt, ſondern auch dieſe Bänder mit Seide durch Nähen vereinigt.

Hutten (Ulrich oder Huldrich von), der edle, geiſtvolle, freimüthige Deutſche, den Herder den deutſchen Demoſthenes nennt, iſt eben ſo berühmt durch ſeinen kräftigen Patriotismus, als wegen ſeines ungünſtigen Geſchicks. Den 21ſten April 1488 ward er auf dem fränkiſchen Schloſſe Stackelberg geboren. Als er zu Fulda, Cöln und Frankfurt a. d. O. ſtudirt und ſeinen Geiſt beſonders durch die römiſchen Claſſiker genährt hatte, auch daſelbſt in ſeinem achtzehnten Jahre Magiſter geworden war, ſchloß er ſich, von tapferm Muthe glühend, dem Heer an, das Kaiſer Maximilian 1509 nach Italien führte, wo er aber durch eine jugendliche Unbeſonnenheit ſeine Geſundheit, ſeine Heiterkeit und die Liebe ſeiner Anverwandten verlor. Arm und kränklich (ſein Körper war ſchon von Natur ſchwach und klein) kam er nach Deutſchland zurück und lebte unſtät zu Roſtock, Frankfurt a. M., Braunſchweig und Wittenberg, dann in Böhmen und Mähren, wo er an dem Biſchof von Olmütz einen Gönner fand. Um dieſe Zeit trat er als lateiniſcher Dichter auf. Im Jahr 1514 beſuchte er wieder Italien, wo ihm aber das begonnene Rechtsſtudium nicht zuſagte. Er verlor bei der Einnahme von Pavia durch die Schweizer ſeine Habſeligkeiten und flüchtete nach Bologna und Rom, wo das unwürdige Leben des Klerus, und die Geringſchätzung, mit der er von ſeinem deutſchen Vaterlande ſprechen hörte, ihn mit dem edelſten Unwillen erfüllte. Vom Erzbiſchof Albert nach Mainz eingeladen, kam er in ſein Vaterland zurück, und lebte wieder auf in der Verbindung mit mehreren edlen Deutſchen, einem Celtes, Reuchlin, Pirkheimer, Dalberg, Agricola u. A., ging aber empört durch den Mord, den Herzog Ulrich von Würtemberg an ſeinem Vetter, Johann von Hutten, deſſen Hofmarſchall, begangen hatte, und betrübt durch den Tod ſeines väterlichen Freundes, Eitelwolf von Stein, zum drittenmale nach Italien, wo ihn jedoch ſein ungeſtümer Geiſt beſtändig in Gefahren verwickelte, ſo daß er bald zurückkehrte. Jetzt ward er zu Augsburg durch Kaiſer Maximilian eigenhändig als Dichter gekrönt, und zwar mit einem Kranz, den ſeines Freundes Konrad Peutingers Tochter, Conſtantia, das artigſte und ſchönſte Mädchen in dem damals an ſchönen Jungfrauen ſo reichen Augsburg, gewunden hatte. Darum ließ er ſich mit Küraß, Schwert und Lorbeerkranz zugleich abbilden. In Bamberg ſchloß er ſich auch an Camerarius an, und wollte dann ruhig in ſeinem Geburtsorte Stackelberg den Muſen leben. Jetzt entdeckte er in einem benachbarten Kloſter die berühmte Schrift des Valla über die erdichtete Schenkung des Kaiſers Conſtantin an den Papſt, ließ ſie drucken, und hatte die Kühnheit, ſie dem Papſt Leo X. zu dediciren, mit dem Verſprechen, mehr dergleichen nachfolgen zu laſſen. Sein unſtäter Sinn bewog ihn dann zu einer Reiſe nach Frankreich, worauf er in Mainz eine bleibende Stätte ſuchte, und von da den Churfürſten zu dem Reichstag nach Augsburg begleitete, wo er kräftig die deutſchen Fürſten auffoderte, gegen die Türken zu ziehen. Doch das Hofleben zu Mainz war nicht für ihn; er zog daher lieber

mit in den Krieg gegen Ulrich von Würtemberg, kam 1519 zum Heer des ſchwäbiſchen Bundes, und verband ſich vertraulich mit dem edlen, kräftigen Franz von Sickingen. Nach glücklich geendigtem Kriege beſchäftigte er ſich wieder mit ſchriftlichen Arbeiten, und nahm herzlichen und muthigen Antheil an dem großen Werke, das Luther jetzt begann, den er durch ſeine freiheitathmenden Schriften unterſtützte, und ſelbſt durch die Gewalt der Waffen als Held unterſtützen wollte, dem er unter dem deutſchen Adel viele Freunde erwarb, und für den er ſogar eine Schrift an Kaiſer Carl V. richtete. Vom Papſte, den er freilich höchlich beleidigt hatte, bedroht und verfolgt, flüchtete er zu Sickingen nach Ebernburg, von wo er viele kräftige, furchtloſe, aufweckende Schriften, jetzt deutſch, zum Theil in Verſen (herausgegeben von Al. Schreiber, Heidelberg 1810) ausgehen ließ. Doch nach Sickingens Tod (1522) ward ſein Schickſal trüber; er pflüchtete nach Baſel zu Ökolampadius, nach Mühlhauſen und zu Zwingli nach Zürich; aber nun hatte er an Erasmus einen bittern Feind und Verfolger. Endlich begab er ſich auf eine kleine Inſel, Ufnau oder Ufnort im züricher See, wo er bei einem armen Pfarrer, in ſeinem 36ſten Jahr, im Auguſt 1523 ſein unſtätes Leben beſchloß. Er war ein geiſtreicher Schriftſteller, Dichter ſowohl als Proſaiker. In ſeinen zahlreichen Schriften herrſcht theils Laune, theils Spott. Er ſchwang die Geißel der Satire mit der größten Energie, Freimüthigkeit und Kühnheit, beſonders gegen die Gewalt des römiſchen Klerus und die Verdorbenheit der Geiſtlichen ſeiner Zeit, und hatte keinen angelegentlicheren Wunſch, als das Freiheitsgefühl der deutſchen Nation aufzuwecken und den Aberglauben zu bekämpfen. Zwar zog er ſich durch ſeine Freimüthigkeit viele Feinde zu, doch blieb ſein Wahlſpruch: ich habs gewagt. Er iſt auch der Hauptverfaſſer der bekannten Nationalſatire Epistolae obscurorum virorum. (S. d. Artikel.)

Hüttenkunde iſt diejenige Bergwerkswiſſenſchaft, welche die letzten Verfahrungs- oder Behandlungsarten lehrt, wodurch die gewonnenen Foſſilien und Erze von den Stoffen, welche ſie unbrauchbar machen, gereinigt und zum menſchlichen Gebrauch geſchickt gemacht werden. Sie iſt ein Zweig der Chemie, welcher Orykturgie genannt wird, und eigentlich die Metallurgie im Großen. In Rückſicht ihres Umfanges theilt man die Hüttenkunde in die allgemeine und in die beſondere, je nachdem ſie ſich ohne Ausnahme über alle oder nur ausſchließlich über ein einzelnes hüttenmänniſches Product ausdehnt. Im letztern Falle entlehnt ſie ihre Beinamen theils von dem Gegenſtande, z. B. dem Metalle, der Steinart ꝛc., deſſen hüttenmänniſche Kenntniß darin abgehandelt wird, theils von dem Haupthüttenverfahren oder Prozeſſe, welcher darin gelehrt und ausgeübt wird, in welchem Falle man ſie ſehr zweckmäßig in die Schmelz-, Amalgamir-, Deſtilir- und Sublimir-, Siede- und Cämentirhüttenkunde abgetheilt hat. X.

Hüttenrauch, ſ. Arſenik.

Huygens (Chriſtian), nach Andern Huyghens, ein holländiſcher Gelehrter, durch mehrere wichtige Forſchungen und Entdeckungen in dem Gebiete der Mathematik, Phyſik und Aſtronomie unſterblich. Ihm verdankt man z. B. die Erforſchung der Pendeluhr (1656), durch welche er auf die Entdeckung der Evoluten, oder derjenigen krummen Linien, welche ſich aus andern entwickeln, geleitet wurde, wie auch die Erſchöpfung der Eigenſchaften der Cycloide.

Dieſe und andere geometriſche Entdeckungen wandte er ſehr glücklich auf die Mechanik an. Er unterſuchte die Bewegung ſchwerer Körper auf vorgeſchriebenen Wegen; gleichzeitig (1661) mit Wallis und Wren entdeckte er die Geſetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß, ſtellte die Theorie der Schwungbewegung, in welcher er die Aufgabe von den Mittelpunkten des Schwunges löſ'te, und die Geſetze der Centralkräfte auf, ſo wie ihm auch die Entdeckung des von Jacob Bernoulli vervollkommneten Princips der Erhaltung der lebendigen Kräfte zugeſchrieben wird. Nicht minder zeichnete er ſich in der Optik aus, und ſtellte eine phyſiſch-mathematiſche Theorie von der Bewegung des Lichtes auf (de lumine, Leiden 1790), durch welche er die Stärke und Lebhaftigkeit des Lichts zu erklären verſuchte. Endlich erwarb er ſich auch um die Aſtronomie durch Feſterſtellung vieler Grundwahrheiten dieſer Wiſſenſchaft große Verdienſte; unterſuchte, mit von ihm ſelbſt verbeſſerten Teleſcopen (1655), genauer die Geſtalt und den Ring des Saturn, und entdeckte den ſechsten Trabanten dieſes Planeten u. ſ. w. Seine Schriften ſind in drei Sammlungen enthalten: Huygenii Opusc. posthuma, Leyden 1700; Opera varia ed. j. A. s'Gravesand mit dem Leben Huygens, ebendaſ. Voll. IV. 1724, und endlich Opera reliqua etc. Amst. 1728. Voll. II. 4. S. über ihn Montucla Hist. des Math. T. II. Huygens war im Haag 1629 geboren; ſein Vater, Rath des Prinzen von Oranien, unterrichtete ihn früherhin. Die Rechtswiſſenſchaft, welche er zu Leiden ſtudirte, verließ er aus größerem Drange zu den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften, ſammelte ſich auf Reiſen viele Kenntniſſe, und lebte bald in Paris, bald im Haag als Privatmann ſeiner Wiſſenſchaft. Am letztern Orte ſtarb er auch 1695.

Huyſum (Hans von), der erſte Blumen- und Fruchtmahler der neuern Zeit. Er übertraf an Weichheit und Friſche, an Zartheit und Lebendigkeit der Farbe, an Feinheit des Pinſels im Ausdruck des Saftigen und in den treffendſten Nuancen des Lichtes alle ſeine Vorgänger. Er war 1682 zu Amſterdam geboren. Sein Vater, ein Gemähldehändler, und ſelbſt ein ſehr mittelmäßiger Mahler, beſchäftigte ihn anfangs in allen Gattungen der Mahlerei. Aber er fühlte, als er in das reifere Alter trat, einen vorzüglichen Trieb zur Darſtellung der vegetabiliſchen Natur, und beſchränkte die ganze Kraft ſeines Pinſels darauf, alle Kunſt in der lebendigen Nachbildung derſelben zu erſchöpfen. Er ſonderte ſich daher von ſeinem Vater ab, und verheirathete ſich gegen das Jahr 1705. In der Landſchaft folgte er der Manier des Nicolas Piemont, eines in Holland ſehr geſchätzten Landſchaftsmahlers. Aber das Höchſte erreichte er in ſeinen Blumen- und Fruchtſtücken. Der Ruhm ſeiner Werke beſtimmte ihn, die Geheimniſſe der Natur immer tiefer zu ergreifen, die flüchtige Blüthe in ihrem ſchönſten Momente zu feſſeln und durch zauberiſche Wahrheit und Mannigfaltigkeit der Farben, wie das faſt Transparente der zarten Blumenkörper, das Äußerſte in dieſer Gattung zu erſtreben. Er war der erſte Blumenmahler, der den Einfall hatte, Blumen auf hellem Grunde darzuſtellen. Auch war er ſo eiferſüchtig in ſeiner Kunſt, daß er Niemand, ſelbſt ſeinen Brüdern nicht erlaubte, ihn arbeiten zu ſehen, und außer der Tochter eines Freundes und ſeinem auch als Mahler geſchätzten Bruder, Michael, keine Schüler annahm. Mehrere unglückliche Umſtände, beſonders die Coketterie und Verſchwendung ſei-

ner Frau, und die ſchlechte Aufführung ſeines Sohnes, machten ihn tiefſinnig; doch war an ſeinen Arbeiten keine Spur des abweſenden Geiſtes zu erblicken. Er zehrte ſich ab und ſtarb zu Amſterdam 1749, ohne ſeinen drei Söhnen Vermögen zu hinterlaſſen, obgleich jedes ſeiner Bilder mit 1000 bis 1400 Gulden bezahlt wurde. Sein anderer Bruder, Juſtus, war Bataillenmahler, ſtarb aber ſchon in ſeinem 22ſten Jahre. Der dritte, Jacob, copirte ſeines Bruders Blumen- und Fruchtſtücke ſo täuſchend, daß ſeine Copien ſehr theuer bezahlt wurden. Letzterer ſtarb in England 1740.

Hyacinth, ein Edelſtein, welcher die Zirkonerde enthält, meiſtens orangegelb oder feuerfarben ausſieht, ſehr durchſichtig iſt, und ſich gemeiniglich in rein cryſtalliſirten vielſeitigen Säulen findet, welche mit vier auf den Kanten aufſitzenden Flächen zugeſpitzt ſind. Es gibt außerdem noch honigfarbige und braune Hyacinthe; manche ſind nur halb durchſichtig. Die feuerfarbenen werden am meiſten geſchätzt. Im Feuer verliert er die Farbe, und ſoll ſogar bei einem hohen Grade von Hitze in Fluß kommen. Die vorzüglichſten Hyacinthe kommen aus Oſtindien, geringer ſind die amerikaniſchen, böhmiſchen und ſchleſiſchen.

Hyacinthen, Zwiebelgewächſe mit ſchönen, wohlriechenden Blumen, die im Februar, März und April hervorkommen, und allen Blumiſten und Blumenliebhabern große Freude durch ihren ſchönen Bau, ihre Farbenpracht und ihren Wohlgeruch gewähren. Man hat einfache und doppelte, und zieht gewöhnlich die Zwiebeln aus Harlem in Holland, von welcher Stadt aus damit nicht bloß auf allen deutſchen Meſſen, ſondern nach allen Ländern der Welt hin ein unermeßlicher Handel getrieben wird, da ſie faſt nur auf dieſem Boden ſich in ihrer Schönheit zur Fortpflanzung erhalten, in allen andern Ländern aber, trotz tauſendfältiger Verſuche, die damit gemacht worden ſind, ſchnell ausarten. Die Preiſe derſelben ſind ſehr verſchieden. Die ordinären Sorten werden im „Rummel" verkauft, d. h. ohne Angabe der Farben und Namen. Man vergl. hiemit den Art. Blumenhandel.

Hyacinthus, nach Einigen ein Sohn des lakoniſchen Königs Amyklas oder Öbalus, oder des Pierus und der Muſe Clio. Der ſchöne Jüngling gewann die Liebe Apolls. Zephyrus aber war ſein Nebenbuhler, und trieb die Wurfſcheibe des Jünglings ſo, daß ſie zurück auf ſeinen Scheitel fiel und ihn erſchlug. Der troſtloſe Apoll verewigte des Lieblings Andenken durch ein Wunder, denn aus ſeinem Blute erwuchs, wie die Dichter erzählen, die Hyacinthe, wobei man an die blaue Schwertlilie und den kleinen Ritterſporn denken muß, deren Blätter mit den Zügen AI bezeichnet ſind, was ſie bald für die Wehklage des Gottes, bald für die Anfangsbuchſtaben von Ajax erklären, von welchem man daſſelbe erzählt. Zu Amyklä im Peloponnes wurde dem Hyacinth zu Ehren jährlich ein großes Feſt gefeiert.

Hyaden waren gewiſſe Nymphen, deren Abſtammung eben ſo verſchieden, wie ihre Anzahl und Namen angegeben wird, und welche an den Himmel verſetzt wurden, wo ſie das bekannte Geſtirn im Stiere bilden. Am wahrſcheinlichſten haben ſie die Benennung von dem griechiſchen Worte ὕειν, regnen, weil bei ihrem Auf- und Untergange gemeiniglich Regen folgte, daher man ſie auch die Traurigen, die Regenbringenden, (lateiniſch auch Suculae) nannte. Jupiter verſetzte ſie unter die Sterne, und ihr Geſtirn befindet ſich am Kopfe des Stiers.

Hyde de Neuville (Graf Paul), geb. zu Charité ſur Loire, wo ſein Vater, ein geborner Engländer, eine Manufactur errichtet hatte. Seit 1797 bewies er ſich als Royaliſt ſehr thätig für die Sache der Bourbons deren Agent er war. Er machte mehrere Reiſen nach England, und trat 1799 in Verbindung mit den Inſurgenten im weſtlichen Frankreich, namentlich mit Georges u. A. Das engliſche Miniſterium unterſtützte ihn, ſo daß er in Paris eine geheime Polizei einrichten konnte, um die des erſten Conſuls zu beobachten. Auch ließ er den General Pichegru einladen, ſich an die Spitze der Royaliſten im Innern von Frankreich zu ſtellen. In einer Unterredung, die er mit Bonaparte hatte, ſchlug er dieſem vor, das Haus Bourbon wieder herzuſtellen. Sein Wageſtück, in der Nacht vom 20ſten zum 21ſten Januar 1800, die Magdalenenkirche ſchwarz ausſchlagen zu laſſen, gelang, ohne daß die Polizei den Urheber entdecken konnte. Indeß ward er verdächtig und entfloh, als man ihn verhaften wollte, nach England. Allein man bemächtigte ſich ſeiner Papiere, und Bonaparte ließ ſie im Mai 1800 unter dem Titel: Correspondance anglaise, durch den Druck bekannt machen. Hyde führt in dieſer Sammlung den Namen Paul Berry. Fouché nannte ihn mit unter den Urhebern der Verſchwörung vom 3. Nivoſ., wogegen er ſich 1801 öffentlich rechtfertigte. Er lebte hierauf mehrere Jahr in Lyon verborgen, bis ihm 1805 ſeine Freunde und die muthvollen Schritte ſeiner Frau die Erlaubniß auswirkten, ſich nach Spanien zu begeben. Von hier ging er mit ſeiner Familie in die vereinigten Staaten, wo er bei Newyork in Moreau's Nachbarſchaft ſich ankaufte. Man ſagt, er habe dieſen General beſtimmt, ſich nach Europa zu begeben, und ihn für die Bourbons gewonnen. Als Ludwig XVIII. den Thron wieder beſtiegen hatte, kam auch Hyde nach Paris zurück, im Juli 1814, und wurde zu diplomatiſchen Sendungen gebraucht. Im Jahr 1815 folgte er dem König nach Gent; hierauf ward er zum Deputirten vom Departement de la Nievre erwählt; als ſolcher war er einer der fruchtbarſten Redner der Royaliſten, und unterſtützte alle von den Miniſtern vorgeſchlagenen Geſetze. Im Jahr 1816 gab ihm der König den Grafentitel, und ſandte ihn als ſeinen bevollmächtigten Miniſter an die vereinigten Staaten, welchen Poſten er noch bekleidet. Von ihm iſt in Newyork 1814 ein Eloge historique du Général Moreau erſchienen.

Hyder Ali, Beherrſcher von Myſore (Mayſſure, einem vorher wenig bekannten Lande in Oſtindien), war einer der größten, thätigſten, gerechteſten, aufgeklärteſten und tapferſten Fürſten Aſiens; geboren 1728, ſtarb er 1782. Als der Sohn des Gouverneurs der myſoriſchen Bergfeſte Bengelur führte er anfangs einen Reitertrupp an, ſchwang ſich aber, nachdem er die Kriegskunſt von den Franzoſen gelernt hatte, bis zum Befehlshaber der ganzen myſoriſchen Armee empor, bei welcher er europäiſche Kriegs- und Mannszucht einführte, maßte ſich die oberſte Gewalt an, und verdrängte den vorherigen König und deſſen Familie. Darauf eroberte er Calicut, Bednor, Onor, Cananor und andere benachbarte Staaten, und erweiterte bis 1766 ſeine Beſitzungen zu einem Umfange von 3360 Q.Meilen. Zwei Kriege führte er mit abwechſelndem Glück gegen die engliſch-oſtindiſche Compagnie; in dem zweiten dieſer Kriege unterſtützten ihn die Franzoſen ſehr thätig. Hyder Ali zeichnete ſich unter den aſiatiſchen Fürſten durch ungewöhnliche Milde aus, die ihm allgemeine Liebe erwarb. In ſeiner Regierung, wie in allen ſeinen Geſchäften, herrſchte die größte

Ordnung; er beförderte thätig die Aufnahme der Cultur, der Künſte und des Handels, und ſchützte alle Religionsparteien, wenn ſie nur ſeine Geſetze befolgten. Das von ihm geſtiftete mächtige Reich wurde durch die Kriege, welche ſein Sohn und Nachfolger, Tippo Saheb, mit den Engländern führte, immer mehr geſchwächt, und nach der Eroberung der Hauptſtadt Seringapatnam (den 4ten Mai 1799) ganz zertrümmert und in verſchiedne Stücke vertheilt.

Hydra von Lerna, ſ. Hercules und Lernäiſche Schlange.

Hydraulik oder Hydrodynamik und Hydroſtatik. Da die Schwere auf alle Körper, ohne Rückſicht auf den Widerſtand der Luft, welcher ihrer Bewegung ein Hinderniß in den Weg legt, gleich ſtark wirkt, dieſer aber die Bewegung der Körper nur nach Maßgabe ihrer geringern oder größern Dichtigkeit mehr oder weniger hemmt, ſo würde es auch keine beſondre Statik (ſ. d. Art.) der flüſſigen Körper, d. i. Hydroſtatik und Mechanik (ſ. d. Art.) derſelben, d. i. Hydraulik oder Hydrodynamik geben, wenn dieſelben ſich nicht durch die äußerſt leichte Verſchiebbarkeit auch ihrer kleinſten Theile von den feſten Körpern unterſchieden, daher denn eine flüſſige Maſſe unter ganz andern Bedingungen im Gleichgewicht oder in Bewegung ſich befinden muß, als eine feſte. Denn da die kleinſte Kraft ſchon hinreicht, den Zuſammenhang der Theilchen einer Flüſſigkeit aufzuheben, und jeder Tropfen von dem Gewicht aller ſenkrecht über ihm ſtehenden gedrückt wird, ſo müßte die ganze Maſſe zerfließen, wenn nicht jedes Theilchen von allen daſſelbe umgebenden, und dieſe wieder von den Wänden des Gefäßes zurückgehalten würden; daher denn auch die Seitenwände, und nicht bloß, wie bei feſten Körpern, die Unterlage, die hier der Boden des Gefäßes, einen Druck erleiden, der mit der Höhe der darin enthaltenen Waſſerſäule in einem gewiſſen Verhältniſſe ſteht. Eben daher folgt auch, daß eine flüſſige Maſſe nur in Ruhe ſeyn kann, wenn ſie eine wagerechte Oberfläche gebildet hat, indem im entgegengeſetzten Falle die an einem niedrigen Orte der Oberfläche befindlichen Theilchen von den höher liegenden gepreßt, und mithin, da die ſeitwärts noch tiefer liegenden ihnen kein Hinderniß entgegenſetzen können, zerfließen würden. Aus demſelben Grunde nun, wie die Theile einer Flüſſigkeit gegenſeitig einer auf den andern drücken, müſſen ſie denſelben Druck auch auf einen fremden hinangebrachten flüſſigen (wenn dieſer ſich nicht mit jenem vermiſcht), oder feſten, völlig oder nur zum Theil darein eingetauchten Körper ausüben; und gerade das Schwimmen eines Körpers entſteht daher, daß er bei geringerer Dichtigkeit als das Waſſer, in daſſelbe eingetaucht, einen geringern Druck ausübt, als eine gleich große Maſſe von dieſem, und deßwegen von demſelben, indem er das Gleichgewicht wieder herzuſtellen ſtrebt, gehoben wird; während ein Körper von einer größern eigenthümlichen Schwere als das Waſſer, darein eingetaucht, auch einen größern Druck ausübt, als eine gleich große Waſſermaſſe, und nun mit dem Überreſte ſeines Drucks zu Boden ſinkt; daher wir gerade hierdurch ein Mittel erhalten, das ſpecifiſche oder eigenthümliche Gewicht eines Körpers, d. i. das Verhältniß ſeines Gewichts zu dem einer gleich großen Menge von Waſſer oder von einer andern Flüſſigkeit zu beſtimmen. Wird nun das Gleichgewicht einer flüſſigen Maſſe, deſſen Bedingung zu unterſuchen, den Inhalt der Hydroſtatik auf die eben angezeigte Weiſe ausmacht, auf ir-

gend eine Art geſtört, ſo müſſen die einzelnen Theile der Flüſſigkeit anfangen ſich zu bewegen, nach einer Richtung und mit einer Stärke und Geſchwindigkeit, welche abhängt ſowohl von dem Drucke, dem ſie einzeln für ſich ausgeſetzt ſind, als auch von der Kraft, mit der die Schwere auf ſie wirkt, und dieſe Unterſuchung macht dann den Gegenſtand der Hydraulik oder Hydrodynamik aus. Wird z. B. nahe am Boden eines bis zu einer beträchtlichen Höhe mit Waſſer angefüllten Gefäßes in deſſen Seitenwand eine kleine Öffnung gemacht, ſo ſpringt das Waſſer, gedrückt von dem darüberſtehenden, in horizontaler Richtung durch die Öffnung, und bringt man eine aufwärts gebogne Röhre daſelbſt an, ſo ſteigt es gerade in die Höhe, und würde, weil die Kraft, mit der es getrieben wird, gleich iſt dem Drucke der im Gefäß über der Öffnung ſtehenden Waſſerſäule, eben ſo hoch ſteigen, als dieſe iſt, wenn nicht auf ſeinem Wege auch die Schwerkraft auf daſſelbe wirkte, und es dadurch, ehe es jene Höhe erreicht hat, wieder zum Fallen nöthigte. Sind ſchon in der Hydroſtatik die Unterſuchungen, die gleich anfangs ſtreng mathematiſch werden, nicht leicht, ſo ſind ſie dies noch weit weniger in der Hydraulik. Auch wird ihre Anwendung im gemeinen Leben noch dadurch erſchwert, daß, gegen die der Einfachheit wegen nöthige Annahme, beim Waſſer und andern Flüſſigkeiten immer noch einiger, wenn gleich geringer Zuſammenhang der Theile Statt findet, deſſen Wirkung nur durch die Erfahrung beſtimmt werden kann, da nur daraus die Stärke jenes Zuſammenhanges hervorgeht. Wie wichtig aber beide Wiſſenſchaften für das bürgerliche Leben ſind, zeigt ſich dadurch, daß ſie die nothwendige Grundlage der ganzen Hydrotechnik oder Waſſerbaukunſt ausmachen, und auch der Maſchinenlehre unentbehrlich ſind, indem ein großer Theil von höchſt nützlichen Maſchinen, wie Pumpen, Waſſermühlen u. ſ. w., auf einer zweckmäßigen Anwendung ihrer Lehren beruht.

Hydriaden ſind in der Mythologie eine Art von Nymphen (Waſſernymphen), welche zugleich mit den Hamadryaden die Töne von Pans Syrinx mit Tänzen begleiten.

Hydrocephalus, der Waſſerkopf, die Kopfwaſſerſucht, ſ. Waſſerſucht.

Hydrographie, derjenige Theil der phyſikaliſchen Geographie, der von den Gewäſſern handelt.

Hydrologie, die Lehre vom Waſſer, Beſchreibung der verſchiednen Waſſer auf der Erde in Anſehung der Stoffe, womit ſie gemiſcht ſind.

Hydroparaſtaten, Waſſertrinker, wurden die Anhänger des Gnoſtikers Tatianus genannt, weil ſie aus übertriebener Enthaltſamkeit beim Abendmahle ſtatt des Weines Waſſer brauchten.

Hydrophobie, ſ. Waſſerſcheu.

Hydroſtatik, ſ. Hydraulik.

Hydroſtatiſche Waage, ſ. Waage.

Hyeren, ſ. Hieres.

Hygieia, **Hygiea**, die mildlächelnde Göttin der Geſundheit, war eine Tochter des Asklepios oder Äsculapius. Homer, Heſiodus und Pindar, welche dieſen noch nicht als Gottheit kennen, wiſſen natürlich auch noch nichts von einer Göttin Hygiea, die ſeine Tochter ſey. Wahrſcheinlich entſtand dieſer Mythus zu der Zeit, wo der Tempeldienſt des Asklepios begann. Da man in ſeinen Tempeln

die Heilkunſt ſelbſt ausübte, ſo trat mit dem heilenden Gott auch die Göttin der Geſundheit in immer engere Verbindung, hatte ihre Tempel nahe bei den ſeinigen, und ihre Bildſäulen auch in dieſen. Sie wurde dargeſtellt als ein Mädchen von ſchlankem Wuchs in einen langen Talar gehüllt. Milde Jungfräulichkeit iſt ihr Charakter, ſie mag ſich nun traulich zu ihrem Vater halten, oder für ſich gebildet ſeyn. Eine Schale von Moza, einer Art Gerſtenbrot, hat ſie in der Hand, woraus eine Schlange frißt; denn Schlangen gehören zu den Symbolen der Heilkunſt. dd.

Hyginus (Caj. Jul.), ein lateiniſcher Schriftſteller, nach Einigen ein Spanier, der zur Zeit des Auguſtus, nach Andern unter den Antoninen lebte. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind noch zwei übrig: 1. Liber fabularum, eine kurze Überſicht der geſammten Mythologie in 277 einzelnen Abſchnitten oder Erzählungen; 2. Poëticon Astronomicon, von den Sternbildern, wie ſie durch die Dichter nach und nach entſtanden ſind. Für die Kenntniß der alten Mythologie iſt er wichtig. Man findet ſeine Schriften in der Sammlung der alten Mythographen von van Staveren (Leyden 1742) und Munker (Amſterdam 1681).

Hygrometer oder **Notiometer**, **Hygroſcop**. Es ſcheint für die *Meteorologie* von größter Wichtigkeit zu ſeyn, Mittel zu finden, um zu jeder Zeit die Menge des in der Luft enthaltenen Waſſers zu beſtimmen, und die Werkzeuge, welche dazu dienen ſollen, werden *Hygrometer* genannt. Nun zeigt die alltägliche Erfahrung, daß mehrere Körper eine große Fähigkeit beſitzen, die in der Luft ſchwebende Feuchtigkeit aufzunehmen, dadurch anzuſchwellen, und jeder nach ſeiner beſondern Conſtruction in der Richtung ſeiner Längen- oder Breitenfaſern ſich zu verlängern oder zu verkürzen. So z. B. werden Stricke von Flachs oder Hanf und Darmſaiten durch Näſſe verkürzt, oder zugleich aus einander gedreht. Wenn man alſo an einer der Luft ausgeſetzten Darmſaite auf eine zweckmäßige Art einen Zeiger befeſtigte, ſo würde dieſer mit den Theilen der bei naſſer Witterung feucht gewordenen Saite in derſelben Richtung wie dieſe ſich herumdrehen, während er, wenn trockene Witterung eintritt, mit der ſich nun wieder zuſammenwindenden Saite in der der vorigen entgegengeſetzten Richtung ſich herumwenden wird. Auf dieſe Weiſe iſt das bekannte, von Lambert erfundene, *Lambertſche* Hygrometer eingerichtet. Sollte dieſes Werkzeug aber nicht allein dazu dienen, Näſſe oder Trockniß bloß anzuzeigen (denn alsdann wäre es nur ein *Hygroſcop* und kein Hygrometer, wenn man nicht auch die größere oder geringere Menge der in der Luft enthaltenen Feuchtigkeit dadurch *meſſen* kann), ſo müßte die Darmſaite und mit ihr der Zeiger, in *demſelben* Maße, als die Feuchtigkeit zu- oder abnimmt, auch um *eben ſo viel* in einer oder der andern Richtung ſich drehen. Da aber die Erfahrung zeigt, daß dieſe Bewegung der Darmſaite ziemlich unregelmäßig iſt, ſo ſuchten *Sauſſure* und *De Lüc* andre Subſtanzen, welche mit Zu- oder Abnahme der Feuchtigkeit völlig regelmäßig ſich verlängerten oder verkürzten. Jener glaubte dieſe Eigenſchaft bei einem von ſeiner Fettigkeit durch Kochen in Lauge befreiten *Menſchenhaare*, dieſer bei einem ſehr dünnen, nicht der Länge, ſondern der Quere der Fibern nach geſchnittenen *Fiſchbeinſtreifen* zu finden. Sauſſure ſpannt das gehörig zubereitete und an einem Ende befeſtigte Haar über eine feine, leicht bewegliche Welle durch ein kleines Gewicht,

während De Luc einen feinen Golddraht zur Anſpannung des Fiſchbeinſtreifens gebraucht, ſo daß, wenn das Haar durch Einwirkung der Feuchtigkeit oder Trockniß ſich verlängert oder verkürzt, die Welle und ein damit verbundener Zeiger herumgedreht werden muß, und dadurch Zu- oder Abnahme des in der Luft enthaltenen fein zertheilten Waſſers anzeigt. Damit man aber auch die Menge deſſelben angeben kann, muß noch der Punkt der größten Feuchtigkeit und Trockniß am Hygrometer beſtimmt werden. Zeigte dann die Beobachtung, daß der Zeiger den Weg von einem Punkte zum andern durchlaufen hätte, ſo wäre die Luft aus dem Zuſtande der höchſten Trockniß in den der höchſten Feuchtigkeit übergegangen oder umgekehrt, und Verſuche würden lehren, wie viel Waſſer eine beſtimmte Menge Luft dabei aufgenommen hätte; hat der Zeiger hingegen nur einen Theil jenes Weges durchlaufen, ſo wird auch eine um ſo geringere Waſſermenge in der Luft enthalten ſeyn, welche ſich zu der ganzen Menge, welche die Luft aufnehmen kann, verhält, wie der vom Zeiger zurückgelegte Theil des Weges zum ganzen Wege. Sauſſure beſtimmt an ſeinem Hygrometer den Punkt der höchſten Feuchtigkeit durch Setzen deſſelben unter eine mit Waſſer geſperrte und inwendig damit befeuchtete gläſerne Glocke; De Luc hingegen durch unmittelbares Eintauchen ſeines Hygrometers in Waſſer. Den Punkt der höchſten Trockniß aber beſtimmt jener unter einer gläſernen Glocke, die auf einem bis zum Glühen erhitzten, mit ausgeglüheter Potaſche bedeckten Bleche ſteht; dieſer durch Aufhängen des Hygrometers in einem genau verſchloſſenen, mit friſch ausgeglühetem ungelöſchten Kalke zum Theil angefüllten zinnernen Gefäße.

Hylas, ein ſchöner Knabe, deſſen Ältern ſehr verſchieden angegeben werden. Hercules, der ihn liebte, nahm ihn mit ſich auf dem Argonauten-Zuge. Als er aber in der Gegend von Troja ans Land geſtiegen war, um Waſſer aus dem Fluſſe Aſcanius zu ſchöpfen, und die Nymphen ſein reizendes Bild durch die cryſtallenen Fluthen ſahen, wurden dieſe ſo entzückt von ſeiner Schönheit, daß ſie ihn hinabzogen und ſo der Erde entrückten. Hercules rief vergebens des Lieblings Namen an den Ufern, und verſäumte darüber, zur Argo zurückzukehren, die ohne ihn die Reiſe nach Colchis fortſetzte.

Hymen, Hymenäos, heißt der Vermählungsgott der ſpätern Griechen, von welchem die Vermählung ſelbſt und der Brautgeſang ebenfalls Hymenäos genannt ſeyn ſollen; wahrſcheinlicher iſt aber, daß umgekehrt der Vermählungsgott ſeinen Namen von dem Brautgeſang habe, weil man dieſen früher findet, als jenen. Nach der gewöhnlichen Meinung war Hymenäos ein ſo ſchöner Jüngling, daß man ihn leicht mit einer Jungfrau verwechſelt hätte; allein er war arm, und liebte deßhalb, obſchon nicht unerwiedert, doch unglücklich. Um der Geliebten nahe zu ſeyn, kleidete er ſich einſt am Feſte der eleuſiſchen Ceres in weibliche Tracht, und miſchte ſich in die Feier. Während dieſer drang eine Schaar Seeräuber ein, und raubte unter den ſämmtlichen Jungfrauen auch ihn. Als die Räuber auf einer wüſten Inſel gelandet und vor Müdigkeit entſchlummert waren, ermordete er ſie, eilte nach Athen zurück, und erbot ſich, die geraubten Jungfrauen alle zurückzubringen, wofern man ihm die Geliebte vermählen wolle. Mit Freuden willigte man ein, und weil, ſagt man, ſeine Ehe ſo glücklich war, ſo gedachte man ſeiner zuerſt in allen Brautgeſängen, bis er nachher vergöttert wurde.

Indeß fehlt es nicht an mancherlei andern Sagen, deren Verſchiedenheit auch nichts gewiſſes über ſeine Herkunft erwarten läßt. Bald heißt er der Sohn des Tonkünſtlers Magnes, bald des Bacchus und der Venus, bald Apollo's und einer Muſe; und zwar weiß man wieder nicht, ob der Urania, Terpſichore, Klio oder Kalliope. Claudian ſagt, daß Venus dem Sohn der Muſe Obmacht über die Ehen ertheilt, daß man ohne ihn ſich nicht im bräutlichen Lager vereinigen, und nicht die hochzeitlichen Fackeln entzünden dürfe. Genug, er kam ins Gefolge der Göttin der Liebe und unter Amors Gefährten. Keine Vermählung fand Statt, wobei er, der Eheſtifter, nicht feierlich angerufen wurde: Hymen, o Hymenäos, o Hymen! Er erſcheint um die Stirn die Blüthe des Majorans, in der Linken den feuerfarbigen Hochzeitſchleier, in der Rechten die hochzeitliche Fackel, an den Füßen goldne Sandalen; Geſang und Tanz begleiten ihn. Beim Tode des Adonis läßt Bion ihn ſeine Fackel verlöſchen, und den hochzeitlichen Kranz zerreißen. Glauben wir dem ſchönen Hymnus Catulls an dieſen Gott, ſo hatte Hymen ſeinen Sitz auf dem Helicon bei den Muſen. dd.

Hymettus hieß ein Gebirge in Attica, berühmt durch die Menge und Vorzüglichkeit des Honigs, welchen die Bienen hier einſammelten. Jupiter, dem auf dieſem Gebirge ein eigner Dienſt geweiht war, führte davon den Beinamen Hymettius, der Hymettiſche.

Hymnus. Mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnete man vorzüglich die Lobgeſänge, welche zu Ehren der Götter bei feierlichen Opfern und Feſten mit Begleitung der Muſik, oft auch unter feierlichen Tänzen geſungen wurden, und nach den Gottheiten ſelbſt verſchiedene Namen und Charakter erhielten, z. B. Dithyrambus, Päan ꝛc. Daher dann jedes Loblied, oder jede Ode, in welcher ein überſinnlicher oder vorzüglich erhabener Gegenſtand im erhabenen Schwunge der Dichtkunſt beſungen wird. Viele Pſalmen der Hebräer ſind in dieſer Rückſicht auch Hymnen zu nennen, und dem morgenländiſchen Charakter und ihrer Religion zu Folge noch feuriger und religiöſer, als die Hymnen der Griechen. Letztere waren früherhin faſt ganz epiſch (wie die Homeriſchen); ſie erzählten die Mythen der Götter, und gaben von ihnen, wie von den Thaten der Menſchen, eine anſchauliche Schilderung. Die ſpäteren, wie die des Callimachus, wurden ſchon lyriſcher, und enthielten mehr Apoſtrophen an die Gottheiten. Unſere chriſtlichen Hymnen ſind größtentheils ganz lyriſch, und ſprechen das Gefühl des Menſchen aus, der ſich zu dem Unſichtbaren voll innern Dranges zu erheben ſtrebt. Sie werden gewöhnlich nur mit figurirter Muſik geſungen: denn die langſame und gleichförmig fortſchreitende, oft auch im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hymnus; daher auch die meiſten Lobgeſänge in unſern Geſangbüchern, welche ihren Gegenſtänden nach dem Hymnus angehören, wenn ſie für eine beſtimmte Melodie gedichtet worden ſind, in dem Tone des ſanftern, ruhigern und gereimten Liedes, zur Proſa herabſinken. Wenige von Klopſtock, Voß und einigen Andern, z. B. diejenigen, welche auf die erhebende Melodie: Wachet auf, ruft uns u. ſ. w. gedichtet worden ſind, machen eine Ausnahme. T.

Hyperbel, ſ. Kegelſchnitt. In der Rede eine Figur (ſ. Figur), welche eine Sache übertreibt, ſie in einem übertriebenen Licht oder Schatten darſtellt. Hyperboliſch, übertrieben.

Hyperboräer, jenſeit des Boreas wohnend, nannten die Alten alle unbekannten Bewohner des Weſten und Norden, von denen ſie glaubten, daß ſie ſtets unter dem Einfluß eines günſtigen Himmels ſtünden. Früher ſetzte man in die weſtlichen Länder die Wohnung der Nacht und das Schattenreich, und die in ewigem Dunkel wohnenden Cimmerier. Statt deſſen fand man glückliche und ziemlich geſittete Völker, die einen goldreichen Boden bewohnten, und nicht durch den kalten Nordwind Griechenlands beunruhigt wurden, gegen den die Alpen und Pyrenäen ſie zu ſchirmen ſchienen. Da entſtand die Sage von Völkern, die ſich einer ſteten Geſundheit und eines langen Lebens erfreuten, und als Lieblinge Apolls, dem ſie in fruchtreichen Ebnen mit Muſik und Opfern dienten, geſchützt vor dem Nordwind das glückliche Leben führten. Bei ihnen herrſchte ewiger Frühling und ewige Jugend; ganze Jahrtauſende verlebten ſie in ſteten Feſten und Luſtbarkeiten. Nach und nach aber, als man die Weſtländer immer genauer kennen lernte, ward der Name Hyperboräer aus ihnen verdrängt und in den Norden verpflanzt.

Hyperion, einer der Titanen, ein Sohn des Uranus und der Gäa, der mit ſeiner Schweſter Thia den Helios, die Selene und die Eos zeugte.

Hypermneſtra, die älteſte Tochter des Danaus und Gemahlin des Lynceus, den ſie, als die einzige von ihren 50 Schweſtern, wider den väterlichen Befehl nicht umbrachte.

Hypnos, ſ. Somnus.

Hypochondrie (von dem griechiſchen hypo, unter, und chondros der Rippen- und der Bruſtknorpel, daher Hypochondrium, die Gegend des Unterleibes, welche unter den kurzen Rippen liegt), der Proteus unter den Krankheiten. Ihr Sitz iſt im Unterleibe, beſonders in der Gegend unter den kurzen Rippen, allein wenn ſie zu einem gewiſſen Grad angewachſen iſt, äußert ſie ſich durch die mannichfaltigſten und veränderlichſten Zufälle in dem ganzen Körper. Man könnte, um das Bild der Hypochondrie darzuſtellen, den größten Theil der Pathologie abſchreiben; denn es werden wenig Krankheiten ſeyn, über deren Zufälle nicht ein Hypochondriſt einmal klagt. Er fühlt auch alle Leiden, die er klagt, er fühlt die peinigende Angſt, die er nicht beſchreiben kann; er fehlt nur in dem Zurückſchließen auf die Urſachen dieſer Zufälle. Bald fühlt er Drücken in der rechten Seite, und er glaubt, daß er Leberverhärtung habe; bald klagt er über Schmerz in der Bruſt, und fürchtet ſich vor Lungenentzündung; ein andermal wird ihm der Kopf ſchwer, eingenommen und ſchwindlich, und nichts iſt gewiſſer, als daß ein Nervenſchlag auf dem Wege iſt. Plötzlich entſteht ein Klingen, Sauſen und Brauſen vor den Ohren, und er erwartet einen Blutſchlagfluß, dann kommen Flecken vor den Augen, und der ſchwarze Staar ſoll eheſtens nachfolgen. Wenn er Herzklopfen bekommt, befürchtet er einen Herzpolypen; von etwas krampfhafter Beklemmung ſchließt er auf Bruſtwaſſerſucht. Eine unbedeutende Puſtel wird ihm zum unheilbaren Krebsgeſchwüre, eine vorübergehende Verſtopfung des Leibes zum Miſerere, ein wenig Durchfall zur Ruhr, eine eingeſchloſſene Blähung zum Centnerſtein. Alle dieſe Zufälle finden ihre Erklärung in dem Weſen und dem Sitze der Krankheit, ihren Urſachen und Veranlaſſungen. Die Hypochondrie iſt eine Verletzung der Function des Nervenſyſtems des Unterleibes, vorzüglich der großen Geflechte hinter dem Magen, als dem eigentlichen Centralnerven,

Daher iſt die Empfindlichkeit des Nervenſyſtems krankhaft erhöht, ſein Wirkungsvermögen aber geſchwächt. Zugleich iſt die Gränze, welche im Organismus zwiſchen dem Nervenſyſtem des Unterleibes und dem des Gehirns und Rückenmarks Statt findet, vermindert, ſo daß Gefühle des Unterleibes zum Bewußtſeyn gelangen, welche im geſunden Zuſtande nicht empfunden werden, und ſich als Affectionen der Nerven des Unterleibes zu entferntern Organen fortpflanzen, welche eigentlich nicht bis dahin ſich erſtrecken ſollten. Die Störung in der Function des Nervenſyſtems des Unterleibes hat zunächſt eine Schwäche und Abweichung der Verdauung zur Folge, welche gemeiniglich die erſten und meiſten Zufälle der Hypochondrie hervorbringen, von denen alsdann in der Folge alle übrige abſtammen, ſo wie ſich die krankhafte Mitleidenheit über den ganzen Organismus ausbreitet. Es entſteht alſo zuerſt Spannen, Drücken und Ziehen unter den kurzen Rippen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bald in der Herzgrube, langſame oder ſtockende Ausleerung, Verhaltung der Blähungen, Auftreibung des Leibes, Mangel an Appetit, vermehrtes Drücken, überhaupt ſchlechteres Befinden nach dem Eſſen. In der Folge geſellen ſich dazu Beklemmung des Athmens, unbeſchreibliche Angſt, Eingenommenheit des Kopfes. Auch bei nüchternem Magen entſteht zuweilen Magenſchmerz, Übelkeit oder Erbrechen. Auf Augenblicke, zumal nach geendigter Verdauung, iſt dem Hypochondriſten leicht, wohl und heiter, ehe man ſich's vermuthet, wandelt ſich die Scene wieder um, und die alten Beſchwerden treten plötzlich wieder ein. Die Störung des Nervenzuſtandes hat auch auf das Gemüth der Kranken bedeutenden Einfluß. Sie ſind bald ſchwermüthig, bald übertrieben luſtig; mit ihrem körperlichen Zuſtand unaufhörlich beſchäftigt, achten ſie auf jede ungewöhnliche Empfindung in ihrem Körper, eben weil ſich jedes Gefühl ihnen lebhafter aufdringt. Jeden kleinen Zufall wollen ſie erklärt wiſſen; jedem ſchieben ſie eine wichtige Krankheit unter; für jeden wünſchen ſie ein Arzneimittel zu haben. In den Stunden der Angſt ſind ſie furchtſam, verzagt, erwarten den Tod jeden Augenblick, werden fromm und ſogar abergläubiſch; fühlen ſie ſich wohl, ſo blaſen ſie, wie Unzer ſagt, ihre Sünden, wie kleine Federchen von ſich ab. Manchmal überfällt ſie die Angſt ſo plötzlich, daß ſie aufſpringen müſſen und nirgends Ruhe finden. Andere verläßt ihr Gedächtniß zuweilen ſo plötzlich, daß ſie ſich nicht auf ihren Namen beſinnen können, und wenn es ihr Leben koſten ſollte. Mitten in den ernſthafteſten Geſprächen, ſelbſt im Gebete, kommen ihnen die lächerlichſten Dinge vor; andere bekommen plötzlich einen Trieb zu den ſeltſamſten Handlungen, deren ſie ſich nur mit Mühe enthalten können. Veranlaſſende Urſachen zu dieſer Krankheit können alle die Dinge werden, welche die Function des Nervenſyſtems des Unterleibes verletzen, die Empfindlichkeit deſſelben krankhaft erhöhen, die Verdauung ſchwächen, und die Iſolirungen des reproductiven Nervenſyſtems von dem ſenſitiven vermindern. Dahin gehören vorzüglich übermäßige Anſtrengung des Geiſtes durch zu vieles Studiren, ſitzende Lebensart, ſchwelgeriſches, luxuriöſes Leben, Übermaß in reizenden Getränken, beſonders im Caffee, und im Genuß der phyſiſchen Liebe, aber auch Mangel an Übung der körperlichen und geiſtigen Kräfte, Müßiggang und Langeweile. Hypochondrie iſt zunächſt keine gefährliche Krankheit. Der Hypochondriſt glaubt zwar ſechs Tage der Woche hindurch, alle Tage zu ſterben, aber wenn der ſiebente kommt, iſt er

noch immer am Leben. Indeſſen hat er doch ein elendes Daſeyn, iſt ſich ſelbſt zur Laſt, den Seinigen und dem Arzt zur Plage. Die Hypochondrie kann geheilt werden, allein ſehr ſchwer und langwierig, weil ſie ſelbſt am meiſten der Heilung entgegenſtrebt. Der Hypochondriſt ſoll gute Diät halten, allein in den guten Stunden des Wohlſeyns fragt er nichts nach Arzt und Diät; er ſoll des überflüſſigen Medicinirens ſich enthalten, allein wenn der Poltergeiſt rege wird, möchte er lieber zehnerlei Mittel auf einmal nehmen; er ſoll ſeine Sinnlichkeit bezähmen, allein ſein empfängliches Nervenſyſtem kann den Lockungen Cupido's nicht widerſtehen; er ſoll ſein Gemüth beherrſchen, allein das iſt eben ein weſentliches Stück ſeiner Krankheit, daß ſein Gemüth vom Körper beherrſcht wird; er ſoll dem Sitzen, dem Studiren entſagen, und ſich körperliche Bewegung machen, allein dies verbieten entweder Verhältniſſe, Neigung, Nahrungsſorgen oder Bequemlichkeit und Faulheit; er ſoll endlich nach einem feſten Plan eine einfache Diät Jahre lang beobachten, ſeinem Arzte, zu dem er einmal Zutrauen hat, unbedingt folgen, und nur dann etwas Medicin nehmen, wenn es dieſer der Zufälle wegen für nothwendig hält; allein er will in drei Wochen geſund ſeyn, ſeine feſteſten Vorſätze ſind in acht Tagen vergeſſen, und er möchte lieber aller Welt ſeine Leiden klagen, und zehn Ärzte, die jedoch alle zuſammen nicht ſo klug ſind, wie er ſich ſelbſt dünkt, auf einmal um Rath fragen, um mit jedem zu disputiren, und keinem zu folgen. So kommt es denn freilich, daß ſelten ein Hypochondriſt geheilt wird, ſondern daß er, nachdem er Jahre lang ſich und alle, die das Unglück trifft, um ihn ſeyn zu müſſen, geplagt hat, entweder an hinzukommenden Krankheiten oder organiſchen Fehlern ſtirbt, oder im glücklichſten Falle ſich die Krankheit im Alter, wo ſich die übergroße Empfindlichkeit des Nervenſyſtems von ſelbſt legt, allmählig verliert, wie man Beiſpiele hat, daß Perſonen, welche in jüngern Jahren viel an Hypochondrie litten, ein ſehr hohes und glückliches Alter erreicht haben. H.

Hypocritiſch nannten die Griechen einen Theil ihrer practiſchen Muſik, der eigentlich der Kunſt untergeordnet war, welche ſie unter Orcheſis und die Römer unter Saltatio kannten, und welche alles in ſich begriff, was auf Tanz, Geberden und Stellungen Bezug hatte. Die hypocritiſche Muſik war eine Art Mimik nach dem heutigen Sinn. Die Benennung Muſik aber für eine Kunſt, bei der eigentlich nichts Muſikaliſches vorkam, iſt daher zu erklären, daß man damals unter Muſik überhaupt einen Inbegriff aller Wiſſenſchaften verſtand.

Hypothek, ein verſchriebenes Pfand, ein Pfand, das nicht übergeben, ſondern nur gerichtlich zur Sicherung des Darlehns verſchrieben worden. (S. Hypothekenweſen.)

Hypothekariſche Creditinſtitute ſind Anſtalten, beſtimmt zu Darleihen in Münze gegen Verpfändung von Grundeigenthum. Grundeigenthum iſt der wichtigſte Theil des Nationalvermögens; bei der Mannichfaltigkeit der körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten kann aber nicht jeder Staatsbürger ſelbſt Grundeigenthumsbeſitzer ſeyn. Ein weiſes hypothekariſches Creditinſtitut verſchafft denjenigen, welche ihre Erſparniſſe nicht im Landbeſitz unmittelbar anlegen können, Gelegenheit, aus dieſem Theile des Nationalvermögens mittelbar Vortheile zu ziehen, ohne dabei Verluſt zu wagen. Den bisherigen Creditanſtalten dieſer Art fehlen mehr oder weniger die we-

ſentlichſten Eigenſchaften zu Erreichung ihres Zwecks; hauptſächlich nämlich liegt ihnen nur der Schutz des dargeliehenen Münzcapitals, höchſt ſelten der weit wichtigere Schutz des Landbeſitzes zum Grunde. Der beiderſeitige Vortheil wird am beſten erreicht durch Mobiliſirung des Grundeigenthums. Die preußiſche und öſterreichiſche Monarchie ausgenommen gibt es aber bis jetzt nur wenige europäiſche Staaten, wo das hypothekariſche Creditweſen als Mobiliſirung des Grundeigenthums auf eine den Geſetzen der Nationalökonomie nur einigermaßen angemeſſene Weiſe organiſirt wäre; keinen, wo es auf derjenigen Stufe der Vollkommenheit ſtünde, deren es fähig iſt, und welche dem Nationalwohle neue Quellen öffnet. In der öſterreichiſchen Monarchie hat man durch das ſogenannte Intabulationsſyſtem in Anſehung der größern Güterbeſitzer einen bedeutenden Schritt dazu gethan, noch zweckmäßiger aber iſt das Creditſyſtem des ſchleſiſchen und märkiſchen Adels in der preußiſchen Monarchie organiſirt, eine das geſammte Grundeigenthum im Lande umfaſſende Creditanſtalt der Art aber iſt noch nirgends zur Ausführung gekommen. Der Graf von Soden hat im zwölften Theile ſeiner Nationalökonomie einen vortrefflichen Plan zu einer ſolchen Anſtalt in Vorſchlag gebracht, und dieſelbe Nationalhypothekenbank genannt. (Vgl. d. Art. Creditſyſtem und Nationalhypothekenbank.) KM.

Hypothekenweſen, welches ſich auf gemachte Darlehne und die dem Darleiher zu leiſtende Sicherheit ſeines Eigenthums gründet, kannte man vor der Einführung des römiſchen Rechts und anderer fremden Rechte in Deutſchland nicht. Nach der Einführung jener fremden Rechte aber kennen wir im Hypothekenweſen eine dreifache Art acceſſoriſcher Verträge bei jedem Darlehne: 1. Mutuum, verbunden mit einer wiederkäuflichen Abtretung nutzbarer Güter, nebſt dem Genuß eines geſetzlichen Zinsfußes, und der Überſchuß iſt nach denſelben Grundſätzen, wie bei der römiſchen Antichreſis, entweder zu erſtatten oder an dem Hauptſtamme zu kürzen. 2. Mutuum, verknüpft mit einem römiſchen Pfand- oder Hypothekenrechte, auch wohl einem antichretiſchen Vertrage, nach Einführung des römiſchen Rechts. Durch den Hypothekenvertrag wird eine Sache ohne deren wirkliche Übergabe an den Gläubiger zur Sicherheit dergeſtalt eingeſetzt, daß derſelbe hiedurch ein dingliches Recht an der verſchriebenen Sache erlangt, vermöge deſſen er im Nichtbezahlungsfalle den Beſitz und die Abtretung der verhypothecirten Sache bis zu ſeiner Befriedigung des Darlehns nebſt Zinſen verlangen, und wenn ſie auch alsdann noch nicht erfolgen ſollte, den Verkauf dieſer verſchriebenen Sache in rechtlicher Ordnung fodern kann. 3. Mutuum in der Geſtalt eines Gülten- oder Rentenkaufs, welches ganz deutſchen Urſprungs iſt. Gegenwärtig erhält der Darleiher durch die Hypothek ein Quaſieigenthum in des Borgers Grund und Boden zur Sicherheit ſeines dargeliehenen Kapitals, deſſen nutzbares Eigenthum auf beſtimmte Zeit dem Borger gehört.

Hypothenuſe heißt in einem rechtwinkligen Dreieck die dem rechten Winkel gegenüber liegende Seite, im Gegenſatz der beiden Catheten.

Hypotheſe nennt man einen Satz, den man mit Wahrſcheinlichkeit annimmt, um etwas außerdem nicht Erweisliches daraus zu erklären. Man unterſcheidet phyſiſche und hyperphyſiſche

oder transſcendentale Hypotheſen. Bei erſtern liegt das Angenommene im Felde möglicher Erfahrung, und hängt mit dem Gegebenen nach Naturgeſetzen zuſammen. Es wird dabei erfodert, daß ſie an und für ſich nichts Widerſprechendes enthalte, mit andern ausgemachten Wahrheiten, ſo wie mit den Umſtänden, übereinſtimme, die ſich bei der Sache, die man daraus erklären will, finden, unter allen andern über denſelben Gegenſtand möglichen Hypotheſen die fruchtbarſte und einfachſte ſey, und keiner neuen ſubſidiariſchen Hypotheſe, um ihre Wahrſcheinlichkeit ſelbſt erſt zu beweiſen, bedürfe. Hyperphyſiſche oder transſcendentale Hypotheſen ſind als ſich ſelbſt widerſprechend ganz unſtatthaft. Man will gegebene Erſcheinungen aus einer transſcendentalen Idee, d. h. aus einer Idee erklären, welche die Erfahrung dem Objecte oder dem Grade nach überſteigt, und deßwegen in ihr keinen angemeſſenen Gegenſtand findet. Da man nun eigentlich von ſolchen gar nichts verſteht, ſo will man ein Unverſtändliches durch ein anderes Unverſtändliches erklären, welches doch der Natur einer Hypotheſe widerſpricht. Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur kann nur aus Naturgründen und Naturgeſetzen erklärt werden.

Hypſipyle, des lemniſchen Königs Thoas Tochter, die, als die Weiber auf Lemnos ihre Männer im Schlaf ermordeten, weil ſich dieſelben thraciſche Sklavinnen zu Beiſchläferinnen gewählt hatten, ihren Vater verſchonte und ſorgfältig auf der Inſel Chios verbarg. Als bald darauf die Argonauten auf Lemnos landeten, nahm Hypſipyle ſie wohl auf, und zeugte mit Jaſon zwei Söhne, den Thoas und Euneus. Später aber erfuhren die Lemnierinnen, daß Hypſipyle ihren Vater erhalten habe, und wollten ſie ermorden. Sie rettete ſich durch die Flucht; Seeräuber aber fingen ſie auf, brachten ſie nach Theben und verkauften ſie dem König Lycus (oder Lycurgus), der ſie zur Wärterin ſeines Sohnes Opheltes machte. Als das Heer der ſieben Fürſten des Lycurgus Gebiet gen Theben durchzog, fanden ſie Hypſipyle allein in einem Gehölz mit dem Knaben an der Bruſt. Sie ſetzte den Knaben hin, um die Durſtigen zu erquicken. Dieſen aber tödtete eine Schlange. Zu ſeinem Andenken ſtifteten die Griechen die Nemeiſchen Spiele. Hypſipyle aber ward ins Gefängniß geworfen, und würde den unglücklichen Zufall mit dem Leben gebüßt haben, wenn nicht ihre Söhne ſie befreiet hätten.

Hyrcanien, eine rings von Bergen umgebene, aber im Innern an Wein und Obſt fruchtbare Provinz des alten Perſiens, welche jetzt die nördliche Hälfte des Landes Comis und ein weſtliches Stück von Khoraſan, längs des Sees aber nach dem öſtlichen Abſchnitt von Maſanderan, das Land Korkan und einen Theil von Dahiſtan in ſich faßt. Die Bewohner Hyrcaniens ſtammten wahrſcheinlich von den nördlichen Scythen ab. Schon im erſten Jahrhundert gab es unabhängige Könige in Hyrcanien, die dem parthiſchen Reich oft gefährlich wurden.

Hyſterie iſt dem weſentlichen nach das bei dem weiblichen Geſchlechte, was Hypochondrie bei dem männlichen iſt, mit derjenigen Modification, welche die Eigenheit des weiblichen Körpers und Charakters mit ſich bringt. Eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit des Nervenſyſtems iſt auch hier die Quelle, aus welcher alle die mannichfaltigen Zufälle herzuleiten ſind, von welchen hyſteriſche Frauenzimmer befallen werden, nur mit dem Unterſchied,

daß dieſe Verſtimmung des Nervenſyſtems von den weiblichen Geſchlechtsorganen ihren Urſprung nimmt (daher der Name von dem griechiſchen ὑστερα, die Mutter), und daß bei der natürlich größern Empfindlichkeit auch des höhern (animaliſchen) Nervenſyſtems die Zufälle leichter allgemein werden, und ſich ſchneller auch in andern Theilen des Körpers, beſonders im Muskelſyſteme, zeigen; daher Krämpfe mancherlei Art, Zuſammenziehungen des Halſes, auch Kopfſchmerzen, Ohnmachten, Herzklopfen u. a. m. viel öfter vorkommen und hartnäckig ſind, ſo daß ſolche Perſonen wirklich Anfälle dem Scheintode ähnlich bekommen können. Sonſt ſchrieb man dergleichen Zufälle den aus dem Magen aufſteigenden Dünſten zu, daher man ſie Vapeurs nannte, die bei den Damen ſehr Mode waren, jetzt aber durch die Krämpfe abgelöſ't und außer Cours gebracht worden ſind. H.

Verzeichniß

der

im vierten Bande enthaltenen Artikel.

G	Seite 1
Gäa	—
Gabalis, Graf von	—
Gabriel	2
Gabrieli (Catharina)	3
Gaëta	4
Gährung	—
Gagern (H. C. E. Fr. von)	6
Gail (Jean Baptiſte)	7
Gaillarde	8
Galaktit	—
Galatea	—
Galatien	—
Galba	—
Galeere	9
Gälen	—
Gälen (C. B. von)	—
Galenus (Claudius)	10
Galeniſten, ſ. Wiedertäufer	11
Galeone	—
Galeote	—
Galiani (Fernando)	—
Galiläa	12
Galilei (Galileo)	13
Galizien	16
Gall (Joh. Joſ.)	18
Gallapfel	19
Galle	20
Gallerie	—
Gallert	21
Gallicaniſche Kirche	—
Gallicismus	22
Gallien, Gallia	—
Gallier	23
Gallimathias	28
Gallizien	Seite 28
Gallo (Marquis von)	29
Gallus (Cornelius)	—
Galmei	—
Galuppi (Baldeſſaro)	30
Galvani (Aloiſio)	—
Galvanismus	31
Gama (Vasco da)	33
Gambe	38
Ganerben	—
Gang	—
Ganganelli, ſ. Clemens XIV.	—
Ganges	39
Ganggebirge	40
Gangliensyſtem	—
Gangräna	41
Gant oder Vergantung	—
Ganteaume (Honoré Gr.)	—
Ganymedes	—
Garamantit	42
Garat	—
Garcia (Manoel)	—
Garcilaſo de la Vega	—
Gardel (Pierre Gabriel)	43
Garnerin	44
Garrick (David)	—
Gartenkunſt, Gärten	45
Gärtner (Carl Chriſtian)	50
Garve (Chriſtian)	51
Gas	52
Gasarten	53
Gasbeleuchtung	56
Gaſparini (Franceſco)	57
Gaſſendi (Pierre)	—
Gaßner (Joh. Joſ.)	58

Gaſtfreiheit, Gaſtfreundſchaft Seite 59
Gaſtmähler der Alten 60
Gaſton de Foix 62
Gaſtriſch —
Gaſtromantie 63
Gatterer (Joh. Chriſt.) —
Gau —
Gaunerweſen 64
Gauſſin 65
Gavaudan —
Gaveaux (Pierre) 66
Gavinies (Pierre) —
Gavotte 67
Gay (John) —
Gazometer 68
Gazepyrion —
Gebälk —
Gebäude —
Geber oder Giaber 69
Geberde, Geberdenſpiel —
Gebern 71
Gebet —
Gebirge, Gebirgslehre, ſ. Berge und Orographie —
Gebirgsarten, ſ. Oryktologie —
Gebirgshöhe 72
Gebläſe —
Gebrochen 73
Geburt —
Geburtshülfe 76
Gedächtniß 79
Gedächtnißkunſt —
Gedackt 80
Gedanke —
Gedärm, ſ. Darm —
Gedicht, ſ. Poeſie —
Gediegen —
Gedike (Friedr.) —
Gedritter Schein, ſ. Aſpecte —
Geeſtland 82
Gefäll —
Gefäße —
Gefolg —
Gefrieren 84
Gefühl —
Gefühlsmenſchen 86
Gefühlsvermögen —
Gegenbewegung 88
Gegenbeweis —
Gegenfüßler —
Gegenſatz, ſ. Antitheſe und Contraſt —
Gegenſchein, ſ. Aſpecte —
Gegenwirkung 89
Geheimeraths-Verordnungen Seite 89
Gehirn —
Gehör 90
Gehorſam, ſ. Kloſtergelübde —
Gehörwerkzeuge 91
Gehrung 92
Geige, ſ. Violine —
Geißelungen —
Geiſt 93
Geiſt (der heilige) 95
Geiſt der Zeit 97
Geiſtererſcheinung —
Geiſteskrankheiten 98
Geiſtik 99
Geiſtlich —
Geiſtlicher Vorbehalt, ſ. Vorbehalt —
Geiſtliches Gericht 100
Geiſtlichkeit —
Geiz 102
Gekuppelte Säulen —
Gelbes Fieber, ſ. Fieber —
Gelbſucht 103
Geld —
Geldern 105
Geldumlauf, ſ. Münzumlauf —
Geleckt —
Gelée —
Gelée (Claude) —
Gelehrſamkeit 106
Geleit 107
Gellert (Chr. Fürchtegott) —
Gellius (Aulus) 110
Gelon 111
Geltung 112
Gelübde —
Gemählde —
Gemappe 113
Gemarke, ſ. Barmen —
Gemein 114
Gemeingefühl 115
Gemeingeiſt 116
Gemeinheit, Gemeinde —
Gemeinheitstheilung 118
Gemenge 119
Gemmen —
Gemmingen (Freih. v.) —
Gemſe —
Gemüth 120
Gemüthsbewegungen 121
Gemüthskrankheiten 122
Genealogie 123
General 125
Generalbaß —
Generali (Pietro) 126

Generalſtaaten, ſ. Holland Seite 126
Generation —
Geneſis —
Geneſung —
Genethliacon 127
Genethliacus, ſ. Aſtrologie —
Genetiſch —
Genf —
Gengis-Khan, ſ. Dſchingis-Khan 130
Genie —
Genien 131
Genlis (Gräfin v.) 132
Genoveva 133
Gensd'armes 135
Genſerich, ſ. Vandalen —
Gent —
Gentleman 136
Gentry —
Genua —
Genz (Friedr. v.) 140
Geocentriſch 142
Geocykliſche Maſchine —
Geodäſie, ſ. Geometrie —
Geoffrin (Madame) —
Geoffroy (Jul. Louis) 144
Geogenie —
Geognoſie, Geognoſtik 145
Geographie —
Geographie, (Geſchichte und Literatur der) 149
Geologie 151
Geomantie 153
Geometrie —
Geometriſche Reihe 155
Geometriſche Feder 156
Georg (der heilige) —
Georg I. —
Georg II. —
Georg III. 157
Georg, ſ. Wallis 159
George Weymer (Dem.) —
Georges Cadoudal —
Georgica 161
Georgien —
Gera —
Gerade 162
Gerando (Joſ. Mar. de) —
Gerard (Francesco) 163
Gerber (Ernſt Ludw.) 164
Gerberei —
Gerbert, ſ. Sylveſter II. —
Gerbier (Pet. Joh. Bapt.) —
Gerechtigkeit 165
Gerhard (Paul) —
Gerichtl. Arzneiwiſſenſchaft Seite 166
Gerichtshöfe der Liebe —
Gerichtsordnung, ſ. Prozeßordn. —
Gerichtsverfaſſung 167
Germain (Graf St.) —
Germanicus (Cäſar) 168
Germanien 169
Germanismus 176
Gerona —
Garonten 177
Gerſtenberg (H. W. von) —
Geruch 178
Geryon —
Ges —
Geſammte Hand —
Geſandten —
Geſang 181
Geſangſchulen —
Geſchäftsſtyl —
Geſchäftsträger, ſ. Geſandten —
Geſchenkte Handwerke 182
Geſchichte 183
Geſchichtsforſcher 186
Geſchichtſchreiber —
Geſchiebe, Geſchübe 195
Geſchlecht —
Geſchmack 197
Geſchütz 199
Geſchwader 200
Geſchwornen-Gericht, ſ. Jury —
Geſechster Schein, ſ. Aſpecte —
Geſellſchaft —
Geſellſchaften, gelehrte, ſ. Akademien —
Geſellſchafts-König —
Geſellſchaftsrechnung 201
Geſellſchaftsvertrag —
Geſetz 202
Geſetzgebung —
Geſicht 207
Geſichtspunkt —
Geſims —
Geſinde 208
Geſpannſchaften —
Geſpenſter 209
Geſpilderecht, ſ. Näherrecht —
Geßner (Conr. v.) —
Geßner (Joh. Math.) 210
Geßner (Salom.) —
Geſtalt 212
Geſtalt der Erde —
Geſtändniß 216
Geſticulation, ſ. Geberde —
Geſtirn, ſ. Sterne u. Sternbilder —

Geſundbrunnen Seite 216
Geſundheit —
Getraide 219
Getraidehandel, ſ. Kornhandel —
Getraidemagazine, ſ. Kornmagazine —
Getraidemangel, ſ. Kornmangel —
Getränke 220
Geuſen 221
Gevirtſchein, ſ. Aſpecte —
Gewährleiſtung —
Gewand —
Gewehr, ſ. Degen, Flinte und Waffen —
Gewehrfabrik 222
Gewerbe 223
Gewerbſteuer —
Gewicht 224
Gewiß und Gewißheit —
Gewiſſen 225
Gewiſſensfall —
Gewiſſensfreiheit 226
Gewitter —
Gewohnheitsrecht —
Gewürze —
Gewürzinſeln 227
Gewürznelken 230
Gezwungen —
Ghiberti (Lorenzo) 231
Gianni (Francesco) —
Gibbon (Edward) 232
Gibellinen, ſ. Welfen —
Gibichenſtein 234
Gibraltar 236
Gicht, ſ. d. Art. Arthritiſch —
Giebel 237
Gift 238
Giganten 240
Gil (Pater) —
Gilbert (Nic. Joſ. Laur.) 241
Gilde —
Gillies (D. John) 242
Gil-Polo (Gaſpar) 243
Gimle —
Ginguené (Pierre Louis) —
Giordano (Luca) 245
Giornovichi 246
Giotto —
Girande 247
Girardon (François) —
Giro —
Girobank 248
Girodet —
Girondiſten 249
Girtanner (Chriſt.) 251
Gis, ſ. Ton, Tonart Seite 251
Giſeke (Nic. Diet.) 252
Giuſtiniani (B. J. P.) —
Giuſtinianiſche Gemähldeſamml. —
Glacis 256
Gladiatoren —
Glarus 257
Glas —
Glasfenſter 259
Glasgalle —
Glasgow —
Glasmahlerei 261
Glasporzellan —
Glasſchleifen —
Glastropfen oder Glasthräne —
Glaſur —
Glätte, Glette 262
Glatteis —
Glaube —
Glaubenseid 263
Glaubensnorm —
Glauber (Joh. Rud.) 264
Glaucus 265
Glayre (Mor.) —
Gleichen (Ernſt) 266
Gleicher, ſ. Aequator 267
Gleichgewicht —
Gleichgewicht der Staaten —
Gleichheit 271
Gleichniß 272
Gleichung 273
Gleim (J. W. L.) —
Gletſcher 274
Gliedermann 275
Glimmer 276
Gliſſicato —
Globoſiten —
Globus —
Glocken 277
Glockenſpeiſe, Glockengut —
Glockenſpiel, ſ. Carillon —
Glogau —
Gloſſe 278
Glover (Richard) —
Gluck (Ritter Chriſt.) 279
Glück 280
Glückſeligkeit —
Glühen 281
Glühwurm —
Glyconiſche Verſe —
Gmelin 282
Gnade 283
Gneis 285
Gneiſenau (Graf v.) —

Gnidus oder Knidos Seite 287
Gnom —
Gnome —
Gnomonik 288
Gnoſis —
Goa 292
Gobelin (Gilles) 293
Godoi, ſ. Alcudia —
Göckingk (L. F. G. von) —
Golconda 294
Gold —
Goldmacherkunſt, ſ. Alchymie —
Goldenes Vließ 296
Goldene Zahl, ſ. Calender —
Goldoni (Carlo) —
Goldſchläger 297
Goldſmith (Lewis) 298
Goldſmith (Oliver) 299
Golgatha, ſ. Calvarienberg —
Gomarus, Gomariſten, ſ. Reformirte Kirche —
Gonfaloniere 301
Goniometrie —
Gonſalva —
Gonzaga 303
Göpel 305
Gorani (Graf von) —
Gordiſcher Knoten, ſ. Alexander und Gordius —
Gordius 306
Gordon (Lord) —
Gorgias —
Gorgonen 307
Görlitz —
Görres (Joſeph) —
Gorſchi 311
Görz (Freih. v.) —
Görz (Graf v.) 312
Goſen 313
Goslar —
Goſſec —
Goſſelin (P. F. J.) 314
Gotha 315
Göthe (J. W. v.) 316
Gothen 327
Gothenburg 329
Gott, Götter 330
Gotter (Fr. Wilh.) 333
Götterlehre, ſ. Mythen, Mythol. —
Götterſpeiſe 335
Gottesdienſt —
Gottesfriede 336
Gottesgericht, ſ. Ordalien —
Gottfried von Bouillon 337
Gotthardsberg (St.) Seite 338
Göttingen —
Gottlos 339
Gottorp, ſ. Holſtein —
Gottſched (Joh. Chriſt.) —
Gottſched (L. A. V.) 341
Götz (Joh. Nic.) 342
Götze —
Gourmand 343
Gouvion-St.-Cyr —
Göze (Joh. Melch.) 344
Göze (Joh. A. Eph.) 345
Gozzi (Graf) —
Grabmal, ſ. Denkmal —
Gracchus (Tiber. Sempr. u. Caj.) 348
Gradation 351
Grade —
Gradiren 352
Gradmeſſungen 353
Gräen 356
Graf —
Graff (Anton) 357
Graffigny (Fr. von) 358
Grammatik —
Gramme —
Grammont (Ph. Gr. v.), ſ. Hamilton (Anton) —
Gran 359
Granada —
Granat —
Granatbaum —
Granaten, Granaden —
Grandes 360
Granit 362
Granvella (Anton) —
Gränze des menſchlichen Geiſtes 364
Graphit —
Gras —
Graſſi (Joſeph) —
Graſſini (Madame) 365
Gratians Decret, ſ. Canoniſches Recht —
Gratius (Faliſcus) —
Gratton (Henry) —
Grau in Grau —
Graubünden —
Graun (Carl Heinr.) 367
Grave 368
Graveswein —
Graviren —
Gravis, ſ. Accent —
Gravitation —
Grävius (Joh. Georg) 369
Gray (Johanna) —

Gray (Thomas) Seite 370
Grätz —
Grazie 371
Grazien —
Crécourt (J. B. J. W. de) 372
Greenwich 373
Gregoire (H. Graf) —
Gregor der Große, ſ. Päpſte —
Gregor VII. 375
Gregor (Mac) 377
Gregorianiſcher Calender, ſ. Calender 378
Greif —
Greifenfeld (Pet. Graf von) —
Greifswalde 379
Grell —
Grenada und Grenadillen, ſ. Antillen —
Grenville (Thomas) —
Grenville (Lord) —
Greſſet (J. B. L.) 381
Gretry (Andr. E. M.) 382
Greuze 383
Griechenland —
Griechiſche Arzneikunde 391
Griechiſche Kirche —
Griechiſche Kunſt, ſ. Bildhauerkunſt u. Mahlerei —
Griechiſche Literatur 397
Griechiſche Sprache und Schrift 407
Griechiſches Feuer, ſ. Feuer 410
Griesbach (Joh. Jac.) —
Grimm (Fr. Melch. Bar. von) —
Grimod de la Reynière 412
Griphi 413
Griſaille, ſ. Grau in Grau —
Grobe Mennoniten, ſ. Wiedertäufer —
Grönland —
Grönlandsfahrer 416
Gronov —
Gros —
Groſchen 418
Groß —
Großadmiral —
Großaventurhandel 419
Groß-Beeren —
Großbritannien 420
Größe, Größenlehre, ſ. Mathematik 442
Größe (ſcheinbare) 443
Großgriechenland —
Großgörſchen 444
Großmann (G. F. W.) —
Grotius (Hugo) Seite 445
Grotte 446
Grotesk 447
Grouchy (Em. Gr. von) 448
Grube 449
Grübel (J. K.) —
Grumbach (Wilh. von) 451
Grund, Gründen —
Grund und Folge 452
Grundanſchlag —
Grundbaß 453
Grundkräfte —
Grundriß —
Grundſatz der ſchönen Künſte, ſ. Kunſt —
Grundſteuer —
Grundſteuer von Frankreich 458
Grundſtoffe, ſ. Elemente 459
Grundweſen, ſ. Dualismus —
Gruner (Juſt. Baron) —
Grünſpan —
Gruppe, Gruppiren —
Gryph (Andreas) 460
Guadeloupe 461
Guarini (Giov. Batt.) 462
Gubitz, ſ. Holzſchneidekunſt 463
Guelfen und Gibellinen, ſ. Welfen —
Guerino —
Guerike (Otto von) —
Guerillas 464
Guérin —
Guernſey 465
Guesclin (Bertrand du) 466
Guglielmi (Pietro) 467
Guiana —
Guibert (Fr. Ant. Gr. von) 468
Guicciardini (Fr.) 470
Guido Reni, ſ. Reni —
Guignes (Joſeph de) —
Guignes (C. L. J. de) 471
Guillotine 472
Guinea —
Guinee 473
Guiſchard (C. Gottl.) 474
Guiſe —
Guiſe (Fr. Herz. von) —
Guiſe (Heinr. Herz. von) 475
Guitarre 476
Gulden 477
Gülden —
Güldene Zahl, ſ. Calender —
Güldenſtädt (Joh. Ant.) —
Gummi 478
Gundling (Jac. Paul) —

Günther von Schwarzburg, ſ. Deutſchland	Seite 478
Güſſefeld (Fr. Ludw.)	—
Guſtav I.	479
Guſtav II. Adolph	480
Guſtav III.	482
Guſtav IV. Adolph	485
Gut	488
Gut (höchſtes)	—
Gut und Böſe	489
Guthrie (William)	—
Guttenberg (Joh.)	490
Gutturalbuchſtaben	—
Guy von Arezzo	—
Guyon, ſ. Quietismus	—
Gyges, ſ. Centimanen	—
Gyges	—
Gymnaſium	491
Gymnaſtik	492
Gymnoſophiſten	493
Gynäceum	—
Gyps	—
Gyromanthie	—
Gyrovagi, ſ. Mönchsweſen.	—
H	494
Haag	—
Haare	—
Haargefäße	495
Haarröhrchen	—
Haas (Wilh.)	496
Habakuk	—
Habeas-Corpus-Acte	—
Häberlin (C. F.)	498
Habeſch	—
Habsburg	501
Hackbord	502
Hackert (Phil.)	—
Haddik (Graf von)	504
Hades, ſ. Pluto	505
Hadrian (P. Aelius)	—
Hadſchi	506
Haff	—
Hafiz	—
Hagedorn (Fr. v.)	—
Hagel	507
Hager (Joſeph)	—
Hageſtolziat	508
Hahn (P. M.)	509
Hahnengefecht	510
Hahnenkaſten	—
Haimonskinder	—
Hain	511
Hakim	—
Halbe Farbe ſ. Mezzotinto	Seite 511
Halber Mond, ſ. Außenwerke	—
Halberſtadt	—
Halber Ton	512
Halbgötter, ſ. Heroen	—
Halbkugel	513
Halbkugeln	—
Halbmeſſer, ſ. Diameter	—
Halbmetalle	—
Halbſchatten	514
Haleb, ſ. Aleppo	—
Halhed (Nath. Br.)	—
Halicarnaß	—
Halifax	—
Halle	—
Hallelujah	515
Haller (Alb. von)	—
Halley (Edm.)	518
Halljahr	—
Halloren	519
Halsgerichtsordnung	—
Haltung	—
Hamadryaden	520
Hamann (J. G.)	—
Hamberger (G. C.)	521
Hamburg	—
Hamilton (A. Gr. von)	525
Hamilton (Sir Will.)	526
Hamilton (Lady)	527
Hammer (Joſ. von)	529
Hammerwerk	530
Hämorrhoiden	531
Hämus	—
Hanaken	—
Hanau	—
Hanau (Schlacht bei)	532
Händel (G. Fr.)	534
Handel	536
Handelsbilanz	539
Handelscammern	541
Handelsfreiheit	—
Handelsgerichte	542
Handelsgeſellſchaften	545
Handelspolitik	546
Handelsprämien	547
Handelsrecht	548
Handelsſchulen	550
Handelsſteuer	—
Handelstractate	—
Handlung	551
Handwerk	552
Hanf	553
Hangematte	—
Hangewerk	—

Hannibal Seite 554
Hanno 557
Hannover (Königr.) 558
Hannover (Hauptſt.) 567
Hans Folz, ſ. Folz 568
Hans Roſenblüt, ſ. Roſenblüt —
Hans Sachs, ſ. Sachs —
Hanſa oder Hanſeat. Bund —
Hänſeln 571
Hanswurſt —
Harald I. 473
Harald III. —
Harcourt (Henr.) 574
Hardenberg (Fürſt von) —
Hardenberg (Ferd. von) 577
Hardouin (Jean) 579
Harem —
Häreſis 580
Harfe —
Harlekin —
Harlem 582
Harmonia 583
Harmonica —
Harmonie 584
Harmonik 585
Harniſch —
Harpe (J. F. de la) 586
Harpe (Fr. C. la) 587
Harpeggio 588
Harpokrates —
Harpun 589
Harpyien —
Harrington (James) —
Harris (James) —
Harriſon (John) 590
Hart 591
Härte —
Hartmann (Ferd.) 592
Hartwig (Fr. Wilh.) —
Haruſpex, ſ. Aruſpex 593
Harvey (William) —
Harwich 594
Harz —
Harz 596
Haſenclever (Peter) —
Häſer (Charl. Henr.) 597
Haſſe (Joh. Adolph) 598
Haſſelquiſt (Frd.) 599
Häßlich 600
Haſtings (Warren) —
Hatſcherif 602
Haubitze —
Haug (J. C. Fr) —
Haugwitz (Graf von) 603
Hauptbuch, ſ. Buchhalterei Seite 603
Hauptſatz, ſ. Thema —
Hauptton 605
Haus d. Gemeinen, ſ. Cammer d. G. —
Hausehre —
Hauſen 606
Häuſerſteuer —
Hausmittel —
Haut —
Hautelisſe-Tapeten 607
Hauterive (Graf von) —
Hautkrankheiten 608
Hautrelief, ſ. Basrelief 609
Havannah —
Havercamp (Siegebert) —
Haverei, Haverie, ſ. Avarie 610
Hawkesbury (Lord) —
Haydn (Joſeph) —
Hayducken 613
Hayley (William) —
Hayti —
Hazard- oder Glücksſpiele 618
Hebammeninſtitute, ſ. Geburtsh. 619
Hebe —
Hebel (J. P.) —
Hebel 620
Heber 621
Hebert (Jac. René) 622
Hebezeug —
Hebräer 623
Hebräiſche Sprache und Literatur 625
Hebriden 628
Hecate 629
Hecatombe 630
Hecla —
Hector —
Hecuba —
Heemskerk (Mart. van) 631
Heer 632
Heerbann 633
Heeren (A. H. L.) —
Heergeräth 634
Heermeiſter —
Hegira —
Heidegger (J. J.) 635
Heidelberg —
Heidelberger Bibliothek 637
Heiden 638
Heilig —
Heilige Allianz 642
Heilkunſt 643
Heilmethode —
Heimfallsrecht, ſ. Aubaine (Droit d') —

Hein (Peter Peterſen) Seite 644
Heineccius (Joh. Gottl.) —
Heinecke (Chriſt. Heinr.) —
Heinecke (Samuel) 645
Heinitz (A. F. Freih. v.) —
Heinrich 646
Heinrich I. (Kaiſer) —
Heinrich III. (Kaiſer) 647
Heinrich IV. (Kaiſer) 648
Heinrich IV. (König von Frankreich) 650
Heinrich II. (König v. Engl.) 654
Heinrich V. - - - —
Heinrich VI. - - - 656
Heinrich VII. - - - —
Heinrich VIII. - - - 657
Heinrich der Löwe 658
Heinrich der Jüngere 662
Heinrich der Seefahrer 663
Heinrich I. (König v. Hayti) 665
Heinrich, Prinz von Preußen, ſ. Friedr. Heinr. Ludw. 667
Heinſe (Wilh.) —
Heinſius (Dan. u. Nicol) —
Heinſius 668
Heißhunger, ſ. Bulimie —
Hela, ſ. Nordiſche Mythologie —
Heldenbuch —
Heldengedicht —
Helena 670
Helena (Inſel), ſ. St. Helena 671
Helenenfeuer —
Helenus —
Helgoland —
Heliaden 672
Helicon —
Heliocentriſch —
Heliometer —
Heliopolis —
Helios —
Helioſcop 673
Heliotiſch, ſ. Aſtronomie —
Hell (Maximilian) —
Hellas 674
Helldunkel 676
Helle —
Hellebarde —
Hellen —
Hellenen, Helleniſch, ſ. Hellas —
Helleniſten 677
Helleniſten (Aegyptiſche) —
Helleſpont —
Helm —
Helmintholithen —
Helmont (J. Bapt. von) Seite 678
Heloiſe —
Heloten 679
Helſingör —
Helſt (Barth. van der) —
Helvetien 680
Helvetius (Claud. Adr.) —
Helvoetsluys 681
Hemerodromen —
Hemikranie 682
Hemiſphäre, ſ. Halbkugel —
Hemſterhuis (Tiberius) —
Hemſterhuis (Franz) 683
Hendekaſyllaben 684
Hendel-Schütz, ſ. Schütz 685
Hengiſt —
Henil —
Henke (Heinr. Ph. Conr.) —
Henrici (Chr. Friedr.) 687
Hephäſtion —
Hephäſtos, ſ. Vulcan —
Heptachord —
Heptagonalzahlen —
Herakléa 688
Herakliden —
Heraklit —
Heraldik 689
Herbarium 691
Herbelot (Barth. d') —
Herbſt —
Herbſt (F. F. W.) 692
Herberſtein (S. Freih. von) —
Herculanum 693
Hercules 695
Hercules-Säulen 703
Herder (Joh. Gottfr. von) —
Heré, ſ. Juno 706
Herhan (Louis Et.) —
Hering, Heringsfang 707
Hermandad —
Hermann (Arminius) 708
Hermann von Thüringen 712
Hermann (Joh. Gottfr.) 714
Hermannſtadt 715
Hermaphroditos 716
Hermelin —
Hermen —
Hermeneutik 717
Hermes, ſ. Mercur —
Hermes Trismegiſtus —
Hermes (Joh. Tim.) 718
Hermetiſche Kunſt, ſ. Alchymie —
Hermione —
Hermitage —

Hermode, ſ. Nord. Mythol. Seite	719
Hernia, ſ. Bruch	—
Hero	—
Herodes	—
Herodian	720
Herodot	—
Heroen	723
Heroide	724
Heroiſch	725
Herold	—
Heronsball	726
Heroſtratus	—
Herrenbank	—
Herrera (Hernado de)	727
Herrera (Antonio)	—
Herrnhut	—
Herſchel	728
Hertha	729
Herz	730
Herz (Markus)	—
Herzberg	731
Herzog	734
Herzogenbuſch	—
Heſekiel, ſ. Ezechiel	735
Heſiodus	—
Heſperiden	737
Heſperus	—
Heß (Ludwig)	738
Heß (Carl)	—
Heß (Dr. J. L. v.)	739
Heſſen	—
Heſychaſten	741
Heſychius	—
Hetären	742
Heterodox und Heterodoxie	—
Heterogen und Homogen	743
Heteroscii	—
Hetmann	—
Hetrurien	—
Hetſch	—
Heuſchrecken	744
Heuriſtik	—
Hexameter	747
Hexapla	748
Hexe und Hexerei	—
Heydenreich	749
Heynatz	—
Heyne (Chriſt. Gottl.)	750
Hiatus	753
Hibernien	—
Hybridiſch	—
Hidalgo	—
Hierarchie	754
Hieres	757
Hiero I. Seite	757
Hiero II.	759
Hierodulen	760
Hieroglyphe	762
Hieronymiten	763
Hieronymus (d. Heil.)	764
Hieronymus von Prag	765
Hieronymus Napoleon	766
Hierophant	—
Highwaymen	767
Hildburghauſen	—
Hildebrandismus	768
Hildesheim	—
Hill (Aron)	769
Hill (Sir John)	—
Hill (Bar. Sir Rowl.)	770
Hiller (Joh. Ad.)	771
Hiller (Gottlieb)	772
Hiller (Joh. Freih. von)	773
Himmel	774
Himmel und Himmelfahrt	775
Himmel (Friedr. Heinr.)	—
Himmelskugel, ſ. Globus	776
Hinckelmann	782
Hindenburg	775
Hindoſtan	777
Hindus	782
Hinken	785
Hintergrund, ſ. Grund	786
Hiob	—
Hipparchos	—
Hippel (Th. G. v.)	787
Hippias	789
Hippiatrik	790
Hippocentauren	—
Hippocrates	—
Hippocrene	791
Hippodamia	—
Hippodromus	792
Hippogryph	—
Hippolytus	—
Hippolytus a Lapide	—
Hirſchberg	793
Hirſchfeld (Chr. Cay Lor.)	—
Hirt (A.)	794
Hirtenbriefe	795
Hirtengedicht, ſ. Idylle	—
Hirzel (H. C.)	—
Hiſpanien	—
Hiſtorie	796
Hiſtorienmahler } ſ. Hiſtoriker	
Hiſtorienmahlerei } u. Hiſtoriſch.	
Hiſtoriker	797
Hiſtoriſch	—

Hiſtoriſche Compoſition
Hiſtoriſche Kritik
Hiſtoriſche Kunſt
Hiſtoriſcher Styl
Hiſtoriſches Gemählde } ſ. Hiſtoriſch, Hiſtorie u. Hiſtoriker. Seite 800
Hiſtrionen —
Hobbes (Thom.) —
Hoboe, ſ. Oboe 803
Hochamt —
Hochberg (Gr. C. Z. Fr. v.) —
Hoche (Lazare) —
Hochheim 805
Hochkirch —
Hochmeiſter 806
Hochſtädt —
Hochverrath 807
Hodiz (Alb. Joſ. Graf v.) —
Hof (Stadt) 809
Hof —
Hof 810
Hofer (Andreas) —
Hoffmann (Friedr.) 813
Hoffmann (Chr Ludw.) —
Hoffmann (E. T. A.) 814
Hofgeismar —
Hofmannswaldau (Ch. Hofm. v.) 815
Hofnarren —
Hofwyl, ſ. Fellenberg 817
Hogarth (William) —
Hogendorp (C. Graf v.) 820
Höhe —
Hoheit, Hoheiten, Hoheitsrechte —
Höhenkreis 821
Hohenlinden —
Hohenlohe 822
Hohenlohe-Bartenſt.-Jartb. 823
Hohenlohe-Ingelfingen (Fr. L. Fürſt v.) 824
Hohenlohe-Waldenb.-Bartenſt. 825
Höhenmeſſung, Höhenwinkel 826
Höhenrauch 828
Hohenſtaufen —
Hohenſtaufen (Berg) 881
Hohenzollern —
Hohenzollern (Fürſt Fr. Fr. X. v.) 833
Hoherofen 834
Hoherprieſter 835
Hohes Lied —
Höhlen 836
Hohlmünzen, ſ. Bracteaten 837
Holbach (P. Thury, Baron v.) —
Holbein (Hans) —
Holberg (Ludw. Freih. v.) 838
Holkar 840
Holland (H. R. Fox, Lord) Seite 841
Holland, ſ. Niederlande (Königreich der) 842
Holländer —
Holländiſche Literatur und Sprache, ſ. Niederländ. Liter. u. Sprache —
Holländiſche Schule, ſ. Niederländiſche Schule —
Hölle —
Höllenſtein —
Holm —
Holſtein 843
Hölty (L. H. Chr.) 846
Holzanbau 847
Holzbrand 848
Holzconſumtion 849
Hölzerne Uhren —
Holzflößen 850
Holzhandel —
Holzſparkunſt 851
Holzſchneidekunſt, Holzſchnitt —
Holzwaaren 852
Homann (Joh. Bapt.) 853
Homburg —
Home (Henry) —
Homer, Homeriden 854
Homilie 859
Hommel 860
Homocentriſch 861
Homogen, ſ. Heterogen —
Hompeſch (Ferd. Freih. v.) —
Hondekoeter (Melchior) —
Honig 862
Honneurs —
Hontheim (Joh. Nic. von) —
Honthorſt (Gerh.) 863
Hood (Sam.) —
Hooft (P. C. v.) 864
Hopfen —
Hopital (Michel de l') 865
Horatier 866
Horatius Cortes 867
Horaz —
Horeb 871
Horen —
Hören, ſ. Gehör 872
Horizont —
Hormayr (J. Freih. v.) 873
Hormayr (J. Freih. v.) —
Horn, Hörner 874
Horn, Waldhorn 875
Horn oder Hornes (Philipp II. v. Montmorenci-Nivelle, Graf von) —

Hornemann Seite 876
Hornhaut —
Hornpfeife 877
Horoscop —
Hörrohr, ſ. Gehörwerkzeuge —
Horſt —
Horus —
Hoſe —
Hoſeas 878
Hoſianna —
Hoſpitäler, ſ. Krankenhäuſer —
Hoſpitalfieber —
Hoſpodar 880
Hoſtien —
Hottentotten —
Houdon (J. A.) 883
Houël (J. P.) —
Houris 884
Houtmann (Cornelius) —
Howard (John) 885
Howe (R. Graf) 887
Howick (Lord Ch. Gr. v. Surdy) 888
Hoym (K. J. H. Gr. v.) —
Huarte (Juan) 889
Huber —
Huber (Michael) 890
Huber (Ludw. Ferd.) —
Hubertsburg 891
Hübner (Joh.) 892
Hübſch (J. W. C. A. Freih. v.) 893
Hudſon (Henry) —
Hudſonsbay —
Hue (J. Fr.) 895
Hufeland (Chr. Wilh.) —
Hugdieterich 896
Hugo Capet 897
Hugonotten, Hugenotten 898
Huldigung 902
Hull 903
Hullin (Gr. P. A.) —
Human, Humanität —
Humboldt (C. W. Freih. v.) 905
Humboldt (F. A. Freih. v.) 906
Hume (David) 912
Hummel (Joh. Nep.) 915
Humor, Humoriſtiſch 916
Humoral 921
Hundsrück 922
Hundstage —
Hundswuth —
Hunger 923
Hunnen 924
Hunt Seite 925
Hunter —
Huronen 926
Huſaren —
Huß, Huſſiten —
Huſten 930
Hut 932
Hutten (Ulr. v.) 933
Hüttenkunde 934
Hüttenrauch, ſ. Arſenik —
Huygens (Chr.) —
Huyſum 935
Hyacinth 936
Hyacinthen —
Hyacinthus —
Hyaden 936
Hyde de Neuville (Gr. Paul) 937
Hyder Ali —
Hydra von Lerna, ſ. Hercules und Lernäiſche Schlange 938
Hydraulik —
Hydriaden 939
Hydrocephalus —
Hydrographie —
Hydrologie —
Hydroparaſtaten —
Hydrophobie, ſ. Waſſerſchen —
Hydroſtatik, ſ. Hydraulik —
Hydroſtatiſche Waage, ſ. Waage —
Hyeren ſ. Hieren —
Hygieia, Hygiea —
Hyginus (Caj. Jul.) 940
Hygrometer —
Hylas 941
Hymen, Hymenäos —
Hymettus 942
Hymnus —
Hyperbel, ſ. Kegelſchnitt —
Hyperboräer 943
Hyperion —
Hypermneſtra —
Hypnos, ſ. Somnus —
Hypochondrie —
Hypokritiſch 945
Hypothek —
Hypothekariſche Creditinſtitute —
Hypothekenweſen 946
Hypothenuſe —
Hypotheſe —
Hypſipyle 947
Hyrcanien —
Hyſterie —

Holbein — !?

Gothein – [illegible] von Gott. Sprache d. Lit.

Glasmalerei – 1530 – Deutschland!!

Hexameter

Luther – mit einem [illegible] (in Deutschen [illegible]) [illegible].
Buch..

[illegible] Geschichtschreiber.

Gartenbau (in [illegible])

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopaedie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexicon) ; in zehn Baenden

Bd.: 4

Leipzig 1819

Enc. 40-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10400710-0